

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Daheim

39. Jahrgang 1903.

I.
Halbjahrsband

Digitized by Google

Library
of the
University of Wisconsin



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

XXXIX. Jahrgang.
1903.

I. Halbjahr.
Oktober 1902 bis März 1903.



Digitized by Google

Digitized by Google

122481
SEP 24 1908
X47
D13
39
1
AP
D167
37
1

Inhalt.

(Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert.)

Romane, Novellen, Erzählungen, Humoresken.

Anna Abdecker. Von Charlotte Niese. Nr. 19 S. 16
* Auf der Wurzhütte. Skizze von Anton Freiherrn von Perfall . . Nr. 2 S. 20
„Bowewittche!" Skizze von Carl Busse. Nr. 23 S. 18
Das Amulett. Von Georg Freiherrn von Ompteda . . . . . Nr. 3 S. 20
Das singende Herz. Von L. Annshagen. Nr. 5 S. 18
Der Miniaturmaler. Von Marianne Mewis . . . . . Nr. 25 S. 15
Der Taugenichts. Die Geschichte einer Jugend. Von Paul Oskar Höcker. Nr. 14 S. 9
Die ungarische Maria. Ein D-Zug-Abenteuer. Von Agnes Harder. Nr. 1 S. 22
Juffer Betje. Eine Weihnachtsgeschichte von Joseph Lauff . . . . Nr. 12 S. 9
Krach. Roman von Hanns von Zobeltitz. Nr. 1 S. 9
Mut. Skizze von Eva Treu. Nr. 7 S. 22
Wotans Glück und Ende. Eine Fuchsengeschichte von Paul Grabein. Nr. 10 S. 19
Zu wenig Sonne. Skizze von Wilhelm Wanderer . . . . . Nr. 9 S. 19

Gedichte.

Das versandete Haus. Von Johannes Wilda . . . . . Nr. 5 S. 16
Der Kindheitsengel. Von Ernst Muellenbach . . . . . Nr. 11 S. 20
Die Drei. Von H. von Krause. Nr. 18 S. 20
Die immergrüne Wiese. Nach einer westpreußischen Sage von Marianne Mewis. Nr. 9 S. 23
Erinnerung. Von Anna Ritter. Nr. 17 S. 19
Heidezauber. Von Marianne Mewis. Nr. 1 S. 23
Ich will! Von Ute Muellenbach. Nr. 20 S. 23
Lebensweg. Von Börries Frhrn. v. Münchhausen . . . . . Nr. 19 S. 16
Letzte Grüße. Von Ernst Behrend. Nr. 8 S. 17
Liebe Worte. Von Inge Cajetan. Nr. 23 S. 12
Schritte. Von Adelheid Stier. Nr. 15 S. 17
Sinnsprüche von A. Roderich. Nr. 10 S. 19
Sylvester. Von A. v. Berchthold. Nr. 13 S. 19
Unser Herbst. Von Johannes Wilda. Nr. 1 S. 15
Verliebt. Von Gg. Busse-Palma. Nr. 7 S. 16
Vorfrühling. Von Fr. Schanz. Nr. 25 S. 20
* Winter. Von C. Busse . . Nr. 14 S. 23
Zum Jahreswechsel. Von Elisabeth Kolbe. Nr. 13 S. 14

Zeitgeschichtliches.

* Aus arktischen Regionen. Zur Heimkehr Sverdrups und Pearys. Von F. Mewius . . . . . Nr. 4 S. 16
* Bei Herrn Alfred Ilg. Von Hanns von Zobeltitz . . . . . Nr. 3 S. 18
Der Streit um das Acre-Gebiet — Südamerikas neuster Zankapfel. Von Hans Albert Kersting . . . . Nr. 25 S. 14
* Ein Trachtenfest im Bregenzerwald. Von J. C. Heer . . . . . Nr. 7 S. 16
Im Kampfe mit dem „tollen Mullah". Von Hans Albert Kersting . Nr. 11 S. 18
Krönungs- und Ordensfest, Das Preußische. Eine Plauderei von einem, der dabei war . . . . . Nr. 15 S. 14
Mission: Die deutschen evangelischen Missionen und der Burenkrieg. Von Missionsdirektor Superintendent a. D. Gensichen . . . . . Nr. 5 S. 14
Was ist uns Marokko? Von W. von Bremen . . . . . Nr. 22 S. 13

Geschichtliches.

* Am Grabe Hannibals. Von H. Graf zu Dohna (Delphicus) . . . Nr. 8 S. 15
* An der Todesstätte Konstantins des Großen im bithynischen Chersones. Von H. Graf zu Dohna (Delphicus). Nr. 10 S. 16
* An der Todesstätte Muhammed des Eroberers im bythinischen Chersones. Von H. Graf zu Dohna (Delphicus). Nr. 19 S. 19
Aus der Geschichte des Alpenverkehrs. Von Hans Berger . . . . . Nr. 1 S. 20
Der Eislauf. Eine geschichtliche und literarhistorische Skizze von P. Buchhold. Nr. 10 S. 23
Die Universität Wittenberg. Eine Säkularerinnerung von D. Bernhard Rogge. Nr. 3 S. 14
El Dorado. Von Alb. Kersting. Nr. 18 S. 13
Kunstuhren, Alte. Plauderei von Gustav Uhl . . . . . Nr. 17 S. 22
* Rolandssäulen, Die, im Lichte neuerer Forschung. Von W. v. Bremen. Nr. 26 S. 14
Vor hundert Jahren. Eine Erinnerung an den Reichsdeputations-Hauptschluß. Von Karl Feyerabend . . Nr. 11 S. 20
Weihnacht: Wie deutsche Generale 1870 in Frankreich Weihnacht feierten. Von W. v. Bremen . . . . . Nr. 12 S. 13

Biographien und biographische Notizen.

* Ferid-Pascha, der neue türkische Großvezir. Von P. Lindenberg. Nr. 20 S. 22
* Gleim: Joh. Wilh. Ludw. Gleim. Ein Gedenkblatt zu der hundertsten Wiederkehr seines Todestages (18. Februar). Nr. 20 S. 14
* Zu Klopstocks Gedächtnis. Von Karl Kinzel . . . . . Nr. 24 S. 14

Erdbeschreibungen.

An deutschem Herd in Transkaukasien. Von Dr. Hugo Grothe . . Nr. 6 S. 16
* Bretagne, Die, und die Bretonen. Von Siegfried Samosch . . . Nr. 21 S. 20
Das New Yorker Ghetto. Von Otto von Gottberg . . . . . Nr. 22 S. 22
* Delhi. Von Dr. Gg. Wegener. Nr. 14 S. 14
Ein Ausflug nach Marbach. Von J. C. Heer . . . . . Nr. 1 S. 14
* Ein Frühlingsausflug zur Sahara. Von Karl Gußmann . . . . Nr. 24 S. 17
(Hawai): Die Insel der Unseligen (Leprakranken). Von Dr. Georg Wegener. Nr. 19 S. 14
* (Riesengebirge) Winterbilder aus Rübezahls Reich. Von G. Krause. Nr. 13 S. 16
Sawaii: Ein Besuch auf der Insel Sawaii. Von Dr. G. Werner. Nr. 15 S. 21
* Thorn. Von Professor Dr. Ed. Heyck. Nr. 9 S. 15

Militärisches.

* Fahnen: Die preußischen Fahnen in zwei Jahrhunderten. Von W. v. B. Nr. 6 S. 14
* Fahnen, Zwei preußische, im Kriege 1870. Von Oberstleutn. W. v. Bremen. Nr. 16 S. 18
* Fehrbellin (18. Juni 1675). Von Oberstleutnant W. v. Bremen . . Nr. 2 S. 13
Seekriegsrecht und Piraterie. Von W. v. Bremen . . . . . Nr. 14 S. 22

Literarisches und Besprechungen der neueren Literatur.

Der Protestantismus am Ende des XIX. Jahrhunderts. Von D. Leopold Witte. Nr. 23 S. 23
Neue Bücher. Angezeigt von Th. H. Pantenius . . Nr. 10 S. 14; Nr. 16 S. 15 Nr. 21 S. 13
Was liest man in der Lüneburger Heide? Von Heinrich Petersen . . Nr. 9 S. 14
* Zur kunstgeschichtlichen Literatur. Von Hanns v. Zobeltitz . . . Nr. 11 S. 15

Kultur- und Kunstgeschichtliches.

* Altes und neues Edelzinn. Von Hasso Cantor . . . . . Nr. 12 S. 17
* Ein „geretteter" Dürer. (Die restaurierten Flügelbilder des Paumgärtnerschen Altars.) Von Eduard Engels. Nr. 23 S. 17
* Lutherbild, Ein „neues". (Stich von J. M. Bernigeroth nach einem Gemälde Cranachs.) Von Pfarrer Dr. Große. Nr. 19 S. 23

Naturwissenschaftliches und Medizinisches.

* Aufnahmen, Photographische, des neuen Sterns und seiner Umgebung. Von Dr. Klein . . . . . Nr. 13 S. 23
Die Fauna der Tiefsee. Von Dr. C. M. Nr. 22 S. 19
Giftiges Wasser. Von Julius Stinde. Nr. 2 S. 22
Königsrauch. Von J. Stinde. Nr. 23 S. 14
Singmäuse: Etwas über Singmäuse. Von Professor Dr. W. Marshall. Nr. 25 S. 20
Unser heutiges Volksbadewesen. Von Dr. G. Poelchau . . . . . Nr. 8 S. 14
Weihnachtsfisch, Der. (Der Karpfen.) Plauderei von Fritz Skowronnek. Nr. 12 S. 15
Wetterpropheten. Plauderei von Gustav Uhl . . . . . Nr. 13 S. 15
Wie alt kannst Du — wie alt wirst Du werden? Ein Beitrag zur Hygieine der

Digitized by Google

höheren Lebensjahre. Von Friedrich Sturmberg . . . . . Nr. 13 S. 19
* Winterkuren in deutschen Lungenheilanstalten. Von Dr. E. Sobotta. Nr. 16 S. 13

Technik.

Nilstauwerke, Die neuen, in Ägypten. Von Julius Roth . . . . . Nr. 20 S. 19
Schneebrucharbeiten in den Alpen. Von F. Eglé . . . . . Nr. 23 S. 20
* Wasserversorgung, Die, der Großstadt. Von Dr. Paul Grabein. . Nr. 18 S. 15

Gartenkunst.

Hausgarten. Nr. 1, 3, 6, 9, 13, 14, 16, 19, 22, 25

Kinder-Daheim.

Kinder-Daheim. Nr. 1, 4, 7, 10, 14, 15, 18, 21, 24

Musik.

Hausmusik. Nr. 1, 2, 5, 8, 11, 14, 17, 20, 23, 26
Weihnachtslied. Für das Daheim komponiert von Hans Pfitzner . Nr. 12 S. 25

Vermischtes.

Beamtenwohnungen. Eine soziale Skizze von A. Oskar Klaußmann . Nr. 2 S. 17
* Blumen und Blumengebilde im Hause. Von Willy Lange. . . . Nr. 6 S. 19
Bruder Studio als Sprachbildner. Von Dr. P. Grabein . . . . Nr. 21 S. 19
Das teure Fleisch. Eine zeitgemäße Betrachtung von Dr. A. Eppler. Nr. 7 S. 20
Der menschliche Körper im deutschen Sprichwort. Von Dr. P. Grabein. Nr. 26 S. 13
Die deutsche Schule im Ausland. Von Superintendent a. D. Oßwald. Nr. 8 S. 18
Die drei Ringe im deutschen höheren Bildungswesen. Von Dr. E. von Sallwürk. Nr. 4 S. 14
„Dieses Büchlein ist mir lieb — Wer es stiehlt, der ist ein Dieb." Von Hans Sendling . . . . . Nr. 22 S. 18
Englischer Spleen. Von A. Oskar Klaußmann . . . . . Nr. 26 S. 18
Frauen, Die, im Post-, Telegraphen- und Fernsprechdienst. Von Ernst Niemann. Nr. 3 S. 16
Glockensang. Geistlich und weltlich. Von Julius Stinde. I. . . . Nr. 7 S. 14
II. . . . Nr. 8 S. 20
Großstadtzauber. Plauderei von Paul Oskar Höcker . . . . . Nr. 6 S. 21
* Lotschmaus, Der, in Stralsund. Ein Gegenstück zur Schaffermahlzeit in Bremen. Von Postdir. Schmidt. Nr. 15 S. 15
Messina-Apfelsinen. Von W. Hörstel. Nr. 17 S. 15
Moderne Versicherung. Von A. Oskar Klaußmann . . . . . Nr. 4 S. 20
Musikstudenten. Erinnerungen eines Hochschülers. Von P. O. Höcker. Nr. 9 S. 20
Schlösser, die im Monde liegen . . . Ein Plauderviertelstündchen. Von Paul Oskar Höcker . . . . . Nr. 24 S. 16
Schreiberhandwerk in alten Zeiten. Von Hans Sendling . . . . Nr. 24 S. 22
Schwachbefähigte Schulkinder. Von Dr. M. Walden . . . . . Nr. 17 S. 14
Telegrammstil, Der. Von E. Niemann. Nr. 25 S. 19
Unser täglich Brot. Von Ed. Heyck. Nr. 5 S. 16
Unter den deutschen Bauern im Westen Amerikas. Von P. H. Gerhard. Nr. 26 S. 20
* Vom Fleischbedarf der Millionenstadt. Ein Besuch auf dem städtischen Viehhof zu Berlin . . . . . Nr. 1 S. 16
Wie die Monarchen umziehen. Von A. Oskar Klaußmann . . . Nr. 18 S. 19
Zahn, Der, der Zeit. Naturwissenschaftliche Skizze von Dr. Curt Rud. Kreuschner. Nr. 11 S. 13
Zauberkünste der indischen Fakire. Von Ernst v. Hesse-Wartegg. I. Nr. 4 S. 22
II. Nr. 5 S. 20
Zwölften, Die. Von Ed. Heyck. Nr. 14 S. 13

Sammler-Daheim.

* Ameisen . . . . . Nr. 25 S. 24
* Andenken, Künstlerische, an den Kaiserbesuch in Posen . . . . Nr. 16 S. 24
* Ansichtskarte, Die älteste deutsche. Nr. 9 S. 24
* Aquamanile . . . . . Nr. 1 S. 24
Ausstellung hebräischer Druckwerke. Nr. 9 S. 24
* Balhorn, Johann . . . . Nr. 19 S. 24
* Bauerngläser, Gemalte . . Nr. 20 S. 24
* Bismarckensien . . . . . Nr. 26 S. 23
Edelsteinsammler, Für: Diamanten I. . . . . Nr. 18 S. 24
II. . . . . Nr. 20 S. 24
* Essays und Probedrucke . . Nr. 24 S. 24
* Fahrkarten . . . . . Nr. 17 S. 24
Fischmumien . . . . . Nr. 25 S. 24
* Geheimbundzeichen, Studentische. Nr. 22 S. 24
Geldkasten, Antike, und Sparbüchsen. Nr. 5 S. 24
Glas, Unzerbrechliches, und geschmolzener Bergkrystall . . . . . Nr. 15 S. 24
* Gustav Adolf-Decke . . . Nr. 14 S. 24
* Handel, Der, bei den Alten. Nr. 23 S. 24
Japanische Kunst auf dem europäischen Markte . . . . . Nr. 4 S. 24
* Kalender, Vom . . . . . Nr. 13 S. 24
* Klub-Zeichen und -Preise . Nr. 4 S. 24
* Leinendamast . . . . . Nr. 5 S. 23
* Medaillen und Plaketten . Nr. 8 S. 24
* Medaillen zur Geschichte der Medizin. Nr. 2 S. 24
Moor, Das Nydamer . . . Nr. 14 S. 24
* Pfefferkuchenform, Noch eine. Nr. 11 S. 24
* Porträtmedaillon, Ein, des Paracelsus. Nr. 21 S. 24
Preise von Juwelen und Kunstgegenständen vor 125 Jahren . . Nr. 17 S. 24
* Reichsmünzen, Neue deutsche. Nr. 1 S. 24
* Schulen, Römische . . . Nr. 18 S. 24
Silbergerät, Altes I. . . . Nr. 6 S. 24
II. . . . Nr. 7 S. 24
III. . . . Nr. 10 S. 24
Vivattuch, Ein, auf die Schlacht bei Leuthen. Nr. 3 S. 24
* Wildemann-Münzen . . . Nr. 3 S. 24
* Würfelspiel . . . . . Nr. 15 S. 24

Abbildungen.

1. Bilder und Kunstbeilagen.
2. Bilder vom Tage.
3. Illustrationen u. Liebhaber-Aufnahmen.
4. Porträts.

Bilder und Kunstbeilagen.

Andreotti, F., Liebeslied . . Nr. 6 S. 11
Bartels, H., Das erste Mittagsessen. Nr. 2 S. 12/13
v. Bergen, C., Der Tierbändiger. N. 24 S. 23
Bombach, Fr., Im Oderbruch. Nr. 18 S. 21
Braith, Anton, Am Gardasee. Nr. 6 S. 17
Brandt, Josef, Pferdemarkt in Balta (Podolien) . . . . . Nr. 9 S. 21
Bredt, F. M., Romanze . . Nr. 1 S. 21
Charlemont, H., Perlhühner. N. 11 S. 12/13
von Comal, Gilbert, Flußlandschaft. Nr. 25. S. 12/13
v. Defregger, F., Rosina . . Nr. 5 S. 17
Delleanti, E., Wintermorgen. Nr. 10 S. 20
Diessenbacher, Aug., Wilderers Ende. Nr. 4 S. 11
Diemer, M. Zeno, Die Teufelsbrücke am Gotthard . . . . . Nr. 21 S. 15
Diez, W., Rast der Marodeure. Nr. 3 S. 21
Dürer, Albrecht, Bildnis des Nürnberger Ratsherrn Hieronymus Holzschuher. Nr. 1 S. 12/13
Eckardt, A., In der Werkstatt. Nr. 9 S. 11
van Eyck, Jan, Der Mann mit der Nelke. Nr. 20 S. 20/21
Engl, H., Unnötige Sorgen (Henne und Küken) . . . . . Nr. 26 S. 11
Fabian, Max, Feierabend auf der Spree. Nr. 25 S. 11
Fabrès, Antonio, Maurische Schönheit. Nr. 22 S. 15
Gervex, H., Ein Windstoß . Nr. 21 S. 17
Greuze, Jean Baptiste, Mädchenbildnis. Nr. 9 S. 12/13
Grützner, Ed., Schlechte Karte. Nr. 8 S. 11
Hayn, Rich., Inneres eines Osterfelder Bauernhauses . . . . . Nr. 19 S. 11
Harburger, E., Ein schwieriger Handel. Nr. 22 S. 17
Herrmann, Hans, Blumenmarkt in Leyden. Nr. 5 S. 21
Hoffmann, Anton, Belagerung einer Stadt im XV. Jahrhundert . . Nr. 14 S. 19
v. Hößlin, Georg, Akkord . . Nr. 15 S. 19
Janensch, Gerhard, Trompeter (Statuette). Nr. 17 S. 21
Kallmorgen, F., Wintersonne. Nr. 19 S. 17
v. Kaulbach, F. A., Tristitia. Nr. 11 S. 11
Kaulbach, H., Auf dem Wege zur Schule. Nr. 4 S. 21
Kiesel, Konr., Unter Blüten. Nr. 25 S. 21
Kirberg, O., Des Hauses Sonnenschein. Nr. 17 S. 13
Knaus, L., Unersättlich . . Nr. 1 S. 13
Koch, Georg, Parforce-Jagd . Nr. 3 S. 11
—: Die Fahne von Dijon . Nr. 16 S. 19
Kochanowski, R., Erster Schnee. Nr. 8 S. 19
Koester, A., Bunte Enten . . Nr. 4 S. 15
v. Kowalski, W., Fröhliche Fahrt. Nr. 14 S. 21
Kuehl, G., Die Augustusbrücke in Dresden. Nr. 7 S. 12/13
Lebling, M., Verirrt . . . Nr. 11 S. 23
Lenbach, F., Fürst Bismarck. Nr. 26 S. 12/13
Lindenschmit, H., Guitarrespielerin. Nr. 20 S. 19
Louyot, E., Karneval . . . Nr. 19 S. 11
Martin, Fritz, Adagio . . . Nr. 13 S. 21
Messerschmidt, P., Holländischer Hafen. Nr. 23 S. 13
Meyerheim, P., Araras . . Nr. 16 S. 11
Müller-Kurzwelly, Herbst . . Nr. 2 S. 19
Müller-Lingke, A., Wilderer . Nr. 17 S. 17
Nisse, Paul, Gänseliesl . . . Nr. 10 S. 11
v. Ostade, A., Inneres eines holländischen Hauses . . . . . Nr. 8 S. 23
Plockhorst, B., Ehre sei Gott in der Höhe. Nr. 12 S. 11
Räuber, W., Ritterzug aus der Zeit Kaiser Maximilians . . . . Nr. 24 S. 11
Rauch, Chr. D., Kranzwerfende Viktoria. Nr. 14 S. 10/11
Rembrandt, Selbstbildnis aus seinen letzten Lebensjahren . . . Nr. 13 S. 12/13
Röhling, Karl, Josef Haydn auf der Überfahrt nach England . . . Nr. 22 S. 11
Röhling, C., Friedrich der Große und Sebastian Bach . . . . . Nr. 5 S. 11
Rubens, P. P., Rubens und seine erste Frau Isabella Brant . Nr. 16 S. 16/17
Saltzmann, Carl, Im Winterhafen. Nr. 15 S. 12/13
Schmid, Jul., Beethoven . . Nr. 1 S. 11
Schmitzberger, J., Bergeinsamkeit. Nr. 23 S. 21
—: Tot verbellt . . . . . Nr. 7 S. 21
Schramm-Zittau, Hühnerfütterung. Nr. 22 S. 20/21
Schuch, W., Kaiser Wilhelm in Danzig. Nr. 17 S. 11
Seifert, A., Himmlische Klänge. Nr. 7 S. 11
Seiler, C., Münchhausen . . Nr. 21 S. 11
Sperling, H., Aufgebaumt . Nr. 20 S. 17
—: Unnahbar . . . . . Nr. 14 S. 13
—: Zwei Helden (Hase und Hündchen). Nr. 25 S. 17
Stelzner, Heinrich, Fahrende Schüler am Neujahrsmorgen . . . . Nr. 13 S. 11
Thiele, A., Holzabfuhr im Winter. Nr. 12 S. 23
Vautier, Benjamin, Eine Schachpartie. Nr. 15 S. 11
van de Venne, Adriaen, Der Winter. Nr. 12 S. 12/13
van der Venne, Fritz, Begräbnis in Podolien . . . . . Nr. 20 S. 11

Digitized by Google

Venus von Milo. Paris, Louvre. Nr. 24 S. 12/13
Vogel, Hugo, Der Senat von Hamburg. Nr. 2 S. 11
Wagner, Cornelius, Die Landung des Großen Kurfürsten auf Rügen 1678. Nr. 8 S. 21
Wagner, Paul, Spielmüde . Nr. 6 S. 23
Werenskiold, E., Die Barschfischer. Nr. 18 S. 12/13
Wirth, A. M., Die Lektion . Nr. 10 S. 13
Zehme, Werner, Aus Großmutters Zeit. Nr. 18 S. 11
—: Weihnachtsbescherung auf dem Gutshofe . . . . . Nr. 12 S. 21
Zeusmaske von Otricoli. Im Vatikan zu Rom . . . . . Nr. 3 S. 12/13
Zügel, H., Kühe am Wasser. Nr. 5 S. 12/13

Illustrationen und Liebhaber-Aufnahmen.

Aquamanile . . . . . Nr. 1 S. 24
Beim Fischfang. Nach einer Aufnahme von P. Bellardi . . . . Nr. 4 S. 13
Berlin: Vom Fleischbedarf der Millionenstadt. Ein Besuch auf dem städtischen Viehhof . . . . . Nr. 1 S. 16
—: Wasserversorgung. 8 Abb. Nr. 18 S. 15
Blumen und Blumengebilde im Hause. 4 Abb. . . . . Nr. 6 S. 19
Bregenzerwald: Trachtenfest. 6 Abbild. Nr. 7 S. 16
Briefmarken-Essays . . . . . Nr. 24 S. 24
Davioud und Bourdais: Der Trocaderopalast in Paris . . . . Nr. 11 S. 15
Delhi. 7 Abb. . . . . Nr. 14 S. 15
Dürer, Albrecht: Die Flügelbilder des Paumgärtnerschen Altars vor und nach der Restaurierung. . . . Nr. 23 S. 16
—: Die Geburt Christi . . Nr. 23 S. 19
Engl, H., vier Abb. zu „Auf der Wurzhütte“ . . . . . Nr. 2 S. 20
Erinnerungsdecke auf den Tod Gustav Adolfs . . . . . Nr. 14 S. 24
Fahne, Die, des 2. Bataillons 8. Pomm. Inf.-Reg. Nr. 61 am 23. Januar 1871. (Statuette) . . . . . Nr. 16 S. 18
Fahnen: Vier preußische Fahnen. Nr. 6 S. 14
Fahrkarten aus dem Jahre 1842. Nr. 17 S. 24
Fehrbellin. 4 Abb. . . . . Nr. 2 S. 13
Feuerbach, Anselm: Iphigenie. Nr. 11 S. 17
Flasche, mit opaken Emailfarben bemalt. Nr. 20 S. 24
Fünfmarkstücke, Neue sachsen-meiningensche. Nr. 1 S. 24
Gedenktaler auf den Regierungsantritt des Königs Georg von Sachsen. Nr. 10 S. 24
Geheimbundzeichen . . . . Nr. 22 S. 24
„Goldene Buch“, Das, der Stadt Posen. Nr. 16 S. 24
Hamburg: Riesenschildkröten im Hagenbeckschen Tiergarten zu Hamburg-Stellingen. Nr. 3 S. 17
Hannibals Grab . . . . . Nr. 8 S. 17
Héreké am Golf von Nikomedien. Nr. 10 S. 16
Kalckreuth, Leopold Graf von: Die Fahrt ins Leben . . . . . Nr. 11 S. 17
Klub-Zeichen u. -Preise. 3 Abb. Nr. 4 S. 24
Konstantins Sarkophag. . . Nr. 10 S. 18
Konstantinopel: Überreste der Konstantinssäule . . . . . Nr. 10 S. 17
Konstantinopel. 4 Abb. . . Nr. 19 S. 21
Kontor, Römisches . . . . Nr. 23 S. 24
Leinendamast. 2 Abb. . . . Nr. 5 S. 23
Libyna, Ruinen . . . . . Nr. 8 S. 16
Medaillen zur Geschichte der Medizin. Nr. 2 S. 24
Millet, Jean François: Die Ährenleserinnen . . . . . Nr. 11 S. 15
(Nordpol): Aus arktischen Regionen. Zur Heimkehr Sverdrups und Pearys. 6 Abb. Nr. 4 S. 16
Pfefferkuchenform . . . . Nr. 11 S. 24
Porzellan, Thüringisches . . Nr. 6 S. 24
Radau-Wasserfall im Eis . . Nr. 13 S. 20
Reiboldsgrün: Lungenheilstätte. Nr. 16 S. 13
Rethel, Alfred: Der Tod als Erlöser. Nr. 11 S. 16
Richter, Ludwig, Erste Skizze zum Daheimkopf . . . . . Nr. 14 S. 10
(Riesengebirge): Winterbilder aus Rübezahls Reich. 8 Abb. . . Nr. 13 S. 16
Rolandssäulen. 6 Abb. . . Nr. 26 S. 14
Sahara. 9 Abb. . . . . Nr. 24 S. 18
Schule, Römische . . . . . Nr. 18 S. 24
Sorge i. H.: Lungenheilanstalt. Nr. 16 S. 13
Stern, Der neue, und seine Umgebung. Nr. 13 S. 23
Stralsund: Der Lotschmaus. 7 Abbildungen. Nr. 15 S. 15
Streichquartett, Das Böhmische. Nr. 14 S. 25
Stuhl von Jacob Desmalter. Empire. Nr. 11 S. 16
Telegraphenpfahl, von Ameisen zerfressen. Nr. 25 S. 24
Thorn. 7 Abb. . . . . Nr. 9 S. 15
Tilgner, Viktor, Relief vom Mozartdenkmal . . . . . Nr. 11 S. 18
Vase von Bing und Gröndahl in Kopenhagen . . . . . Nr. 11 S. 18
Vorlesungsfeier des Vezirat-Firman vor Sr. Ex. Ferid Pascha . . Nr. 20 S. 23
Waldfrau, Die alte. Aufnahme von H. Sauveur . . . . . Nr. 25 S. 10
Weihnachtsmünze . . . . Nr. 11 S. 24
Wildemann-Münze . . . . Nr. 3 S. 24
Winter. Aufnahme von W. Uhlhorn. Nr. 14 S. 23
Winterkuren in deutschen Lungenheilanstalten. 5 Abb. . . . . Nr. 16 S. 13
Würfelstein aus dem Rheinlande. N. 15 S. 24
(Zinn) Altes und neues Edelzinn. 6 Abb. Nr. 12 S. 17

Bilder vom Tage.

Artemiew, Prof., in seinem Schutzanzug. Beil. Nr. 23
Assuan: Vom Nil-Stauwerk. 5 Abb. B. Nr. 14
Augustus-Büste, Die neu aufgefundene, des Britischen Museums in London. Beil. Nr. 25
Ausschußsitzung des Bundes der Landwirte im Abgeordnetenhause. Beil. Nr. 22
Bangkok: Am Menam-Fluß . Beil. Nr. 7
—: Der neue Königspalast . Beil. Nr. 7
—: Der Wat Cheng (Tempel). Beil. Nr. 7
—: Schiffshalteplatz am Menam. Beil. Nr. 7
—: Panorama . . . . . Beil. Nr. 7
Berlin: Aus der Kaiser Wilhelms-Gedächtnishalle im Hohenzollern-Museum. Beil. Nr. 8
—: Beim Riesenfernrohr auf der Treptower Sternwarte . . . . Beil. Nr. 12
—: Das Feuerwehrdenkmal . Beil. Nr. 9
—: Das Jahn-Denkmal . . Beil. Nr. 3
—: Das Motivhaus . . . Beil. Nr. 15
—: Der Weiße Saal im Königl. Schlosse nach seiner Renovierung . Beil. Nr. 17
—: Die alte Kgl. Akademie der Künste. Beil. Nr. 3
—: Die Westeisbahn . . . Beil. Nr. 10
—: Neuerwerbungen in der Ruhmeshalle. Beil. Nr. 23
—: Vom Besuch der Burengenerale, 6 Abb. Beil. Nr. 4 u. Nr. 5
—: Vom Besuch des Hofes in der Ausstellung für Kartoffelverwertung, 3 Abb. Beil. Nr. 21
—: Vom Kostümfest des Künstlervereins: „Die Hussiten vor Naumburg“. Beil. Nr. 23
—: Vom Reformtrachtenfest . Beil. Nr. 12
—: Von der Einweihung des neuen Lettehauses . . . . . Beil. Nr. 5
—: Von der Huldigungsfahrt der Automobilisten vor dem Kaiser, 2 Abb. Beil. Nr. 25
—: Von der Hundeausstellung, 3 Abb. Beil. Nr. 3
Blitz, Ein merkwürdiger . . Beil. Nr. 1
Brieftaubenwesen, Vom militärischen, 2 Abb. . . . . Beil. Nr. 21
Bugenhagen-Denkmal, Das, in Braunschweig . . . . . Beil. Nr. 9
Charlottenburg: Aus dem Kgl. Institut für Glasmalerei . . . . Beil. Nr. 8
—: Die neue Hochschule für bildende Künste und Musik . . . . . Beil. Nr. 3
—: Direktor und Lehrer der akademischen Hochschule für bildende Künste. Beil. Nr. 3
Charlottenburg: Direktorium der akadem. Hochschule für Musik . . Beil. Nr. 3
—: Von der Einweihung der Hochschule für die bildenden Künste und Musik. Beil. Nr. 7
Chilesalpeter, Von der Gewinnung des, 9 Abb. . . . . Beil. Nr. 9
Christiania: Von der Hungersnot, 3 Abb. Beil. Nr. 22
—: Von der Sportwoche, 3 Abb. Beil. Nr. 21
Delhi: Von den Krönungsfeierlichkeiten. Beil. Nr. 20
Denkmal, Das, für Kaiser Friedrich bei Myslowitz . . . . . Beil. Nr. 6
Denkmal, Das, für Kaiser Wilhelm bei Myslowitz . . . . . Beil. Nr. 6
Denkmal für den Hauptmann Bartsch von Sigsfeld . . . . . Beil. Nr. 20
Denkmal des Fürsten Bismarck. Beil. Nr. 10
Denkmal des Grafen Moltke . Beil. Nr. 10
Denkmal des Grafen Roon . Beil. Nr. 10
Denkmal des Großen Kurfürsten, Das, in Herford in Westfalen. . . Beil. Nr. 2
Denkmal des Telephon-Erfinders Philipp Reiß . . . . . Beil. Nr. 24
Dreikaiserecke, Die . . . . Beil. Nr. 6
Eiche, Vom Sturm gefällte 1000jährige. Beil. Nr. 18
Eisenbahn, Die nördlichste, der Welt. Beil. Nr. 11
Eisenhammer, Alter, bei Neustadt i. Westpr. Beil. Nr. 12
Egypten: Vom Besuch der Kaiserlichen Prinzen, 10 Abb. . . . Beil. Nr. 26
Engadinbahn, Vom Bau der. Beil. Nr. 2
Erdbeben in Andischan . . Beil. Nr. 16
v. Esmarch, Prof., mit Gemahlin vor ihrem Wohnhause . . . Beil. Nr. 15
Essen: Das Stammhaus Krupp. Beil. Nr. 11
—: Der Riesendampfhammer „Fritz“ der Kruppschen Fabrik . . . Beil. Nr. 11
—: Die Kruppsche Fabrik um 1830. Beil. Nr. 11
—: Ein Teil des heutigen Kruppschen Fabriketablissements . . . Beil. Nr. 11
—: Von der Beisetzung des Wirkl. Geh. Rats Krupp . . . . . Beil. Nr. 11
Fehrbellin: Das Kurfürsten-Denkmal. Die alte Siegessäule. Die Kurfürsten-Eiche. Beil. Nr. 5
Fernsprechamt, Ein modernes, 4 Abb. Beil. Nr. 21
Frankfurt a. M.: Das neue Stadttheater. Beil. Nr. 8
—: Die Gerbermühle . . . Beil. Nr. 23
Frühlingsfest in Eisenach, 2 Abb. B. Nr. 25
Frühlingsfest in Zürich, 2 Abb. Beil. Nr. 25
Gebäude-Hebungen und Verschiebungen in Deutschland, 2 Abb. . . . Beil. Nr. 25
Görlitz: Die Ruhmeshalle . . Beil. Nr. 11
Grenzschutz, Der, gegen Schmuggler an der schweizerisch-italienischen Grenze. Beil. Nr. 25
Grubers Geburtshaus . . . Beil. Nr. 12
Guatemala: Erdbeben . . . Beil. Nr. 7
Halle a. S.: Das neu eingeweihte Auditoriumgebäude . . . . Beil. Nr. 6
—: Das Universitätsgebäude . Beil. Nr. 6
Hamburg: Aus dem Hagenbeckschen Tierpark, 7 Abb. . . . . Beil. Nr. 6
—: Vom Umbau der Straßenbahn. B. Nr. 8
Hauffs Geburtshaus . . . Beil. Nr. 9
Herford: Der Kronprinz als Gast beim neuen Polizeipräsidenten von Berlin. Beil. Nr. 14
Hügel, Die Villa, bei Essen . Beil. Nr. 10
Husum: Der Asmussen-Woldsenbrunnen. Beil. Nr. 5
Jahn-Lützow: Denkmal, Das, in Schlesien. Beil. Nr. 10
Jahns, Das Grab . . . . Beil. Nr. 3
Ichstedt: Von dem Erdrutsch . Beil. Nr. 8
Jubiläumsfeier, Von der, der „Fliegenden Blätter“ . . . . . Beil. Nr. 19
Kaiser Wilhelm-Turm: Von der Feier am Denkmal bei Schildhorn an der Havel. Beil. Nr. 2
Kaisermanöver, Der deutsche Kronprinz im österreichischen . . . . . Beil. Nr. 1

Digitized by Google

Kiel: Vom Stapellauf des Panzerschiffes „Braunschweig" . . . . Beil. Nr. 15
Klopstocks Beerdigung . . . Beil. Nr. 24
Klopstocks Geburtshaus in Quedlinburg. Beil. Nr. 24
Klopstocks Grab . . . . . Beil. Nr. 24
Klopstock-Quelle, Die, in Schulpforta. B. Nr. 24
Klopstocks Wohn- und Sterbehaus in Naumburg . . . . . Beil. Nr. 24
Kopenhagen: Das Denkmal des Bischofs Absalon . . . . . Beil. Nr. 18
—: Das neue Rathaus . . Beil. Nr. 18
Lauchstädt: Das Schillerhaus. Beil. Nr. 16
Leipzig, Eine Sitzung des Rats der Stadt. Beil. Nr. 2
—: Vom Einzug König Georgs von Sachsen, 2 Abb. . . . . Beil. Nr. 8
—: Vom Winterfest des Konservatoriums. Beil. Nr. 23
Leuchtturm, Der, im Hafen von Piräus. Beil. Nr. 10
Lichtenstein, Burg . . . . Beil. Nr. 9
„Loreley", Das deutsche Stationsschiff. Beil. Nr. 10
Lowthercastle, Schloß . . . Beil. Nr. 8
St. Louis: Projekt des Ehrenhofs der Weltausstellung für 1904. . . Beil. Nr. 18
Macedonien: Empfang der Metropoliten. Beil. Nr. 22
—: Flüchtlinge auf einer bulgarischen Grenzstation . . . . . Beil. Nr. 22
—: Wagen des Roten Kreuzes mit Lebensmitteln . . . . . Beil. Nr. 22
Marienburg i. Westpr.: Stnrmverheerungen . . . . . Beil. Nr. 16
—, Vom Brand in . . . . Beil. Nr. 12
Marmorbank, Die, zur Erinnerung an 1870/71 auf der Luiseninsel im Tiergarten zu Berlin . . . . Beil. Nr. 25
Marokko: Das Südtor in Fez. Beil. Nr. 16
—: Der Sultan mit seiner berittenen Leibwache . . . . . Beil. Nr. 16
—: Die Stadt Tanger. . . Beil. Nr. 16
—: Kavallerie des Sultans . Beil. Nr. 17
—: Verschiedene Typen . . Beil. Nr. 17
—: Von den Aufständischen erbeutete kaiserliche Batterie . . . . . Beil. Nr. 16
Martinique: Ausbruch des Vulkans La Montagne Pelée . . . . Beil. Nr. 14
Meldorf: Das alte Museum, einst Wohnhaus des Reformators H. v. Zütphen. Beil. Nr. 20
—: Das neue Museum dithmarscher Altertümer, 3 Abb. . . . . Beil. Nr. 20
Meyers, K. F., Grabdenkmal. Beil. Nr. 9
Michel Mort-Denkmal, Das, in Kreuznach. Beil. Nr. 4
Neujahrspost, Verteilung der, auf einem deutschen Kriegsschiff . . . Beil. Nr. 13
New York: Die zerstörte East Riverbrücke. Beil. Nr. 11
Nürnberg: Der Neptunsbrunnen. B. Nr. 7
—: Einsturz des Mauerwerks am alten Stadtgraben . . . . . Beil. Nr. 20
Oldenburg: Das neue Postgebäude, 3 Abb. Beil. Nr. 17
Orgelbauanstalt, Von der Jubiläumsfeier in der Walckerschen, in Ludwigsburg. Beil. Nr. 1
Österreich: Aus der evangel. Bewegung, 7 Abb. . . . . Beil. Nr. 15
Pagenkorps, Von der Centenarfeier des russischen, in St. Petersburg. Beil. Nr. 16
Potsdam: Das neu eingerichtete Kaiserin Augusta-Stift . . . . . Beil. Nr. 5
Rettungskugel, Eine, für Schiffbrüchige. Beil. Nr. 10
Ritt, Vom, des Leutnants Filchner über den Pamir, 7 Abb. . . . Beil. Nr. 24
Riviera, Bilder von der, 8 Abb. Beil. Nr. 19
Rosegger-Stübl, Das, in Mürzzuschlag. Beil. Nr. 3
Rosegger-Waldschule, Von der Einweihung der . . . . . Beil. Nr. 3
Schul-Pforta, Ansicht von . Beil. Nr. 24
Seeminen, Das Einholen von. Beil. Nr. 17
—: Das Versenken von . . Beil. Nr. 17
Serbien, Der König und die Königin von, auf dem Bahnhof in Krusedol. B. Nr. 22
Sibirien: Zu der Reise des russischen Finanzministers, 9 Abb. . . Beil. Nr. 4
Speyer: Das Lutherdenkmal . Beil. Nr. 5
Statue: Die Krone, der Hort des Friedens. Beil. Nr. 24
Straußenfarm, Aus einer, in Kalifornien, 3 Abb. . . . . Beil. Nr. 5
Talsperre, Von der Urft-, bei Gemünd in der Eifel, 3 Abb. . . . Beil. Nr. 1
Traubenlese am „Goldberg". . Beil. Nr. 9
Traubenlese der „Liebfrauenmilch". Beil. Nr. 9
Trendelenburg, A., Büste . . Beil. Nr. 10
—: Geburtshaus . . . . Beil. Nr. 10
Türkei: Bilder aus der türkischen Armee. 4 Abb. . . . . Beil. Nr. 22
Unterseeboot, Das neuste englische. B. Nr. 5
Venezuela: Das Fort in La Guaira. Beil. Nr. 14
—: Die amerikan. Botschaft in Caracas. Beil. Nr. 14
—: Die Leibwache des Präsidenten Castro. Beil. Nr. 14
—: Eine Sitzung des Ministeriums beim Präsidenten Castro . . . Beil. Nr. 14
—: Zum Konflikt mit . . . Beil. Nr. 13
Villa des Präsid. Stejn in Clarens bei Montreux . . . . . Beil. Nr. 25
„Vineta", Der Kreuzer . . Beil. Nr. 13
Vulkanausbruch, Von dem, auf Sawaii, 4 Abb. . . . . Beil. Nr. 18
Wagner-Denkmal in Berlin: Das Komitee. Beil. Nr. 19
Weihnachten . . . . . Beil. Nr. 12
Weihnachtsfeier, Von der, der Schwarzen in Berlin . . . . . Beil. Nr. 12
Wintersport im Ampezzotal . Beil. Nr. 18
Wittenberg: Das Melanchthonhaus. B. Nr. 6
—: Das Predigerseminar . . Beil. Nr. 6

Porträts.

Abdul-Asis, Sultan von Marokko. B. Nr. 17
Alexander Michaelowitsch, Großfürst. Beil. Nr. 11
Artemiew, Prof. . . . . Beil. Nr. 23
Bernhard, Direktor und Glasmaler Heinrich † . . . . . Beil. Nr. 8
Bernhard, Erbprinz von Sachsen-Meiningen . . . . . Beil. Nr. 20
v. Bitter, der aus dem Amt geschiedene Oberpräs. von Posen . . Beil. Nr. 24
Blüthner-Pancera, Frau . . Nr. 26 S. 25
v. Borries, Dr. . . . . Beil. Nr. 14
v. Bratzky, tödlich verunglückter Aëronaut. Beil. Nr. 5
Bümsen, Fr. W. . . . . Beil. Nr. 9
Burchard, Dr., der neue erste Bürgermeister von Hamburg . . Beil. Nr. 12
Carnegie, Andrew . . . . Beil. Nr. 4
Castro, Präsident von Venezuela. B. Nr. 13
Charlotte, Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen . . . . . Beil. Nr. 20
v. Crailsheim, Der in den Ruhestand getretene Minister-Präsident Graf. B. Nr. 23
Curzon, Lady . . . . . Beil. Nr. 20
—: Lord. Vizekönig von Indien. B. Nr. 20
v. Deines, Gen.-Ltn. . . . Beil. Nr. 6
Delbrück, Dr., Oberpräsident von West-Preußen . . . . . Beil. Nr. 4
v. Delbrück, Staatsminister Dr., †. B. Nr. 20
Delyannis, griechischer Ministerpräsident. Beil. Nr. 14
Dziatzko, Prof. Dr., † . . . Beil. Nr. 18
Eitel Friedrich, Prinz, als Bonner Borusse. Beil. Nr. 14
Elisabeth, Erzherzogin von Österreich, †. Beil. Nr. 22
Ernst II., Herzog von Sachsen-Coburg. Denkmal . . . . . Beil. Nr. 20
v. Esmarch, Prof., zum 80. Geburtstag. Beil. Nr. 15
Eulenburg, Fürst Philipp zu. Beil. Nr. 8
Falke, Gustav . . . . . Beil. Nr. 19
Filchner, Leutnant, vom 1. Bayer. Inf.-Regt. . . . . Beil. Nr. 24
Fischer, Geh.-Rat Professor . Beil. Nr. 11
Friedrich, Erbgroßherzog von Baden. Beil. Nr. 8
Friedrich, Kaiserin, mit ihren beiden Söhnen . . . . . Nr. 7 S. 24
Friedrich, Kronprinz von Dänemark. Beil. Nr. 6
Gleim, Joh. Wilh. Ludwig . Nr. 20 S. 15
v. Goßler, Dr., Oberpräsident von Westpreußen, † . . . . . Beil. Nr. 2
Groschuff, Geheim. Ober-Justizrat †. Beil. Nr. 24
Gruber, Franz, Komponist . Beil. Nr. 12
Hahl, Dr., neuer Gouverneur von Deutsch-Guinea . . . . . Beil. Nr. 18
Hairie Ben Aïd, Prinzeß . . Beil. Nr. 23
Hartwig, D., Gen.-Superintendent Ob.-Konsist.-Rat . . . . . Beil. Nr. 22
Hauff, Wilhelm . . . . . Beil. Nr. 9
Hauser, der Schweizer Bundesrat, †. Beil. Nr. 6
Hedin, Dr. Sven . . . . . Beil. Nr. 9
Heinrich, Prinz, als Automobilist. B. Nr. 12
Hinrichsen, Präsident der Hamburger Bürgerschaft, † . . . . . Beil. Nr. 6
Hoppe, D., neuernannter Generalsuperintendent in Hildesheim . . . Beil. Nr. 21
v. Hülsen, neuer General-Intendant der Berliner Hofbühnen . . . Beil. Nr. 16
Jahn, Fr. L. . . . . Beil. Nr. 3
Jaurès, französ. Parlamentarier. B. Nr. 19
Ilg, Alfred, Minister . . . Nr. 3 S. 19
Kauffmann, Stadtrat G., † . Beil. Nr. 3
Kiesel, Maler Prof. Konrad, in seinem Atelier . . . . . Beil. Nr. 1
Klopstock im mittleren Mannesalter. Nr. 24 S. 15
Köhler, Geheim. Reg.-Rat Professor †. Beil. Nr. 24
v. Köster, Admiral . . . . Beil. Nr. 1
v. Kopf, Bildhauer Prof. . . Beil. Nr. 1
v. Krafft-Ebing, Prof., † . . Beil. Nr. 15
v. Krieghammer, Frhr., bisheriger österr. Kriegsminister . . . . . Beil. Nr. 15
Krupp, Wirkl. Geh.-Rat † . Beil. Nr. 10
Kuehl, Prof. G., in seinem Atelier. B. Nr. 7
v. Kupffer, Geh.-Rat Professor Dr., †. Beil. Nr. 15
Lamond, Frédéric . . . . Nr. 23 S. 25
Lenschow, Kgl. Musikdirektor . Beil. Nr. 20
Lewald, Geh. Ob. Reg.-Rat . Beil. Nr. 10
v. Lignitz, Gen. d. Inf. . . Beil. Nr. 19
Limbritis, griech. Minister . Beil. Nr. 14
Loritz, Josef . . . . . Nr. 2 S. 25
Loewicke, Dr. Robert . . . Beil. Nr. 18
Luthardt, Geh. Kirchenrat Prof. Dr., †. Beil. Nr. 1
Luther, Dr. Martin (Stich v. Bernigeroth). Nr. 19 S. 23
Magnussen, Bildhauer Harro. Beil. Nr. 10
Manzel, Prof. Ludwig, in seinem Atelier. Beil. Nr. 25
Marconi, der Erfinder der drahtlosen Telegraphie . . . . . Beil. Nr. 15
Maria Henriette, Königin von Belgien, †. Beil. Nr. 1
v. Menzel, Adolf, im Ritterornat. B. Nr. 17
Meyn, Kommerzienrat, † . . Beil. Nr. 20
Michel, Superintendent Kirchenrat D. Beil. Nr. 4
v. Miltner, der neue bayerische Justizminister . . . . . Beil. Nr. 11
Möhring, Architekt Bruno . Beil. Nr. 10
v. Monts de Mazin, Graf . Beil. Nr. 8
Muhammed II. Gemälde von Gentile Bellini . . . . . Nr. 19 S. 20
Müller-Hartung, Julie . . Nr. 11 S. 25
Oberhummer, Der nach Wien berufene Geograph . . . . . Beil. Nr. 24
Ochs, Professor Siegfried . . Nr. 20 S. 25
Oechelhäuser, Geh. Komm.-Rat Dr., †. Beil. Nr. 2
Orth, Geh. Med.-Rat Prof. Dr. B. Nr. 2
Panzner, Prof. Karl . . . Nr. 17 S. 25
Paracelsus. Buchsmedaillon . Nr. 21 S. 24
Paris, Prof. Gaston, berühmter französ. Romanist † . . . . . Beil. Nr. 25
Peary, Nordpolfahrer . . . Nr. 4 S. 16
Persius, Wirkl. Geh.-Rat Dr., †. B. Nr. 1
Pfuhl, Prof. Joh., in seinem Atelier. B. Nr. 10
v. Pietreit, neuer österr. Kriegsminister. Beil. Nr. 15

Digitized by Google

v. Podewils, Frhr., der neue Minister-Präsident . . . . . Beil. Nr. 23
v. Posadowsky-Wehner, Graf. Beil. Nr. 4
Pupin, Prof., Erfinder der Ozean-Telephonie . . . . . Beil. Nr. 18
Reicke, Reg.-Rat, Der zum Bürgermeister von Berlin gewählte . . . Beil. Nr. 12
Rickert, Reichstagsabgeordneter Heinrich, †. Beil. Nr. 7
Roloff, Ciseleur O., in sein. Atelier. B. Nr. 14
Roßbach, Baurat, † . . . . Beil. Nr. 16
Sagasta, früherer spanischer Ministerpräsident, † . . . . . Beil. Nr. 16
v. Salzmann, Leutn. . . . Beil. Nr. 24
Salm-Horstmar, Prinzessin Karl zu. B. Nr. 15
Schäfer, Direktor J. P., Senior der deutschen Blindenlehrer, † . . Beil. Nr. 17
Scheder, Kpt. z. See . . . Beil. Nr. 13
Schlitz von Görtz, Sophia Reichsgräfin †. Beil. Nr. 7
Schmidt, Kpt. H. . . . . Beil. Nr. 17
Schultze, Prof. Dr., zum 75. Geburtstag. Beil. Nr. 16
Skouzas, griech. Minister . . Beil. Nr. 14
Sothmann, Frl. Ida . . . Nr. 5 S. 25
Spencer, Der Aëronaut, mit seiner Familie . . . . . Beil. Nr. 2
Spengel, Julius . . . . . Nr. 8 S. 25
Stolberg-Stolberg, Wolffgang Fürst zu †. Beil. Nr. 19
Sverdrup, Kapitän . . . . Nr. 4 S. 16
Tetens, A. F., Wasserschout, †. Beil. Nr. 18
Timirjasew, Geh.-Rat . . . Beil. Nr. 14
Tröndlin, Oberbürgermeister Dr. B. Nr. 2
Virchow-Plakette . . . . . Nr. 8 S. 24
v. Wahl, Gen.-Lt. . . . . Beil. Nr. 3
Wedel, Botschafter Graf Karl. Beil. Nr. 8
v. Wehner, der neue Kultusminister Dr. Anton Ritter . . . . . Beil. Nr. 23
Wentzel, Dr., neuer Oberpräsident von Hannover . . . . . Beil. Nr. 5
v. Werder, Gen. d. Inf. . . Beil. Nr. 23
Witte, russischer Finanzminister. B. Nr. 4
Witte, Superintend. a. D. Prof. Dr. B. Nr. 23
Wittstock, Hofrat Dr., † . . Beil. Nr. 21
Wislicenus, Prof. Dr. Joh., †. Beil. Nr. 12
Wolf, Hugo . . . . . Nr. 1 S. 25
Wuttke-Biller, Frau Prof. . Beil. Nr. 23
Uhlhorn, Büste des verstorbenen Abts D. Beil. Nr. 12
Zola, Romanschriftsteller Emil, †. B. Nr. 2

Inhaltsverzeichnis

zum

Frauen-Daheim, XXXIX. Jahrgang (1903). I. Halbjahr, Nr. 1 bis 26.

(Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert.)

Nummer

Artikel vermischten Inhalts.

Absehens, Die Kunst des, von den Lippen 26
* Averdieck, Elise 21
Blumenfenster, Altmodische 7
Feldblumen 5
Gräberschmuck 8
Grüßen, Über das 18
Heimarbeiterinnen 2
Helfen lassen! Sich 16
Herbstsegen 4
Hoffnung 23
* Koner, Die Malerin Sophie . . . 14
Lesniewska, Frau A. B. 4
Modenbrief, Auch ein 7
* Monti Dr., Privat-Dozentin . . . 17
Nehmen 12
* Nyberg, Blenda 2
„Sind Sie in Trauer?“ 3
* Spitzenindustrie, Italienische 1
Strom des Gedenkens, Der 17
Vertrauen, Getäuschtes 2, 8
Wachs und Honig 12
Weißes Haar 1
Zentral-Leihbibliothek für Blinde, Eine 13
* Zinnspielsachen 11

Ausbildung, Beruf, Erwerb.

Aus alter Zeit 26
Beruf, Ein vernachlässigter 5
Dienst an armen Kindern 8
* Frauenschule, Die wirtschaftliche, Geiselgasteig bei München 26
* Lette-Verein, Der 6, 22
* Kochunterricht für Ärzte 25
Kunstschule, Die, zu Weimar, den Frauen geöffnet 4
* Kunstschule in Berlin, Die Frauen in der Königlichen 24
* Samariterkurse der Berliner Unfallstationen 23
Wanderlehrerin für Samariterkurse . . 19

Frauenbüchertisch.

8, 9, 11, 18, 20

Handarbeit.

* Brandtechnik auf Seide, Sammet oder Plüsch, Eine neue 7
* Brettchenweberei 15
* Deckchen in Durchzugarbeit 21
* Deckchen in Leinendurchbruch . . . 1
* Decke mit Seidenstickerei 26
* Decke in maurischem Stil 5
* Decke aus Leinen mit Durchbrucharbeit 2
* Durchbruchstreifen 23
* Einsatz für Kissen und Decken in Stopfarbeit 1
* Filet-Guipure-Imitation 14
* Glockenblumenkante für ein Stuhlkissen 26
* Handarbeiten aus dem Atelier von Frl. Just in Zittau 18
Hausschuhe, Gestrickte 3
* Kaffeedecke 8, 24
* Kravattenenden, Zwei 6
* Kreuzstichmuster 25
* Perlenfranse zum Lampenschirmbehang 18
* Portiere 3
Preisausschreiben 4
* Puppen-Preisausschreiben, Unser 10, 12, 13
* Randverzierung für eine Decke . . . 13
Reformschürze 14
* Rokokostickerei 11
* Rückenkissen 17
* Serviertischdecke 24
* Spielteppich 4
* Tablettdeckchen 8
* Volkstrachtenmuseum, Handarbeitsmotive aus dem Berliner 19, 20
* Wandbehang für ein Kinderzimmer . 4

Hauspoesie.

Hausprüche 8
Hochzeit, Zur silbernen 14
Jahreswende, An der 13
Konfirmandinnen, Für 23
Neujahrswunsch für den Großvater . . 13
Prolog für eine Wohltätigkeitsveranstaltung 6
Prolog zu einem Werbeabend des Vaterländischen Frauenvereins 20
Prolog zum Besten eines Krüppelheims 18
Spatzen, Freche 2
Tischlied zur Hochzeit 16

Hausrat.

* Rohrstuhl mit Smyrnabezu . . . 21
Silberlösung zum Versilbern abgenutzter Geräte 21
Teppiche, Waschbare 5

Heil- und Heimstätten, Stifte.

* Dronßiger Anstalten, Die 3
Erzieherinnenheim in Paris 17
Heimat, Die Dresdener 17

Kleidung.

* Frauentracht, Die neue 5
Kleiderschürzer 6
Reformkleid, Mein erstes 20

Küche.

Alliancetorte 16
Äpfel zum Kochen oder Backen vorzubereiten 16
Biskuitmehlspeise 18
Bratwurst mit Äpfeln 19
Butter, Ersatz für 15, 18
Creme mit Gelatine 24
Eier mit brauner Butter 26
Feldhühner-Rezepte 6
Gänseschmalz, Ranzig gewordenes, zu verbessern 13
Hasenpastete 3
Kaffeekochen, Vom 21
Kaffeekuchen 21
Kalbsbrust 14
Kartoffelklöße 1, 3
Kastaniensuppe 6
Kokosmakronen 18, 19
Leberwurst 2
Napfkuchen 21
Pastete von Gänselebern 17
Pfaffenhütchen 15
Plinsen 23
Rhabarberwein 26
Rehleber, Gerichte von 5
Reisbirnen mit Sauce 20
Roggenbrot zu backen 9
Sauce à la crême 18
Schlehenlikör 6
Speculatius (Weihnachtsgebäck) . . . 11
Torte, Amerikanische 13
Waffelrezepte 24
Weiß- oder Siebkäse 25
Zukost zum Brote 10

Kunst im Hause.

* Blumenständer mit Nagelarbeit . . . 9
* Blumentopfhülle 9
* Bortbrett mit Holzgravierarbeit . . 9
* Gläser, Moderne 9
Holzschnitzerei und Holzbrandverzierung 25
Intarsiaarbeit 25
* Löschmappe 11
Malen auf Seide, Das 5
Maßstange 11
* Noch zu sauer! Liebhaberphotographie 2
* Rahmen mit Baumflechte 7
* Rosenranke 23
* Photographieschrank 16
* Plastin 16
* Spatzen, Freche. Liebhaberphotographie 2

Digitized by Google

Nummer

Praktische Ratschläge.

Ameisen zu vertreiben 8
Eis im Krankenzimmer 19
Frostbeulen zu heilen 18
Garnrollen, Leere, zu verwenden . . 14, 15
Gummischuhe zu behandeln 16
Hände, Reine, weiße, zu behalten . . 8
Katarrh, Linderungsmittel bei 26
Postansichtskarten, Verwendung von . . 25
Sammelbücher 17
Seifenverbrauch bei der Wäsche . . . 18
Spiritusplätteisen 18
Verbrühen, Mittel gegen 1
Waschtag, Etwas vom 13

Vorlagenwerke.

9

Wäsche.

Glanzplätterei 3, 25

Nummer

Weihnachtliches.

* Bilderschmuck 12
Julklappverse 12
Weihnachts-Aufführungen 11
Weihnachtsbaum 11
* Weihnachtskrippe 12

Wohnung.

Fußböden, Weiße 5

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt.

39. Jahrgang * vom Oktober 1902 bis dahin 1903. * * * Ausgegeben am 4. Oktober 1902. * Nr. 1.

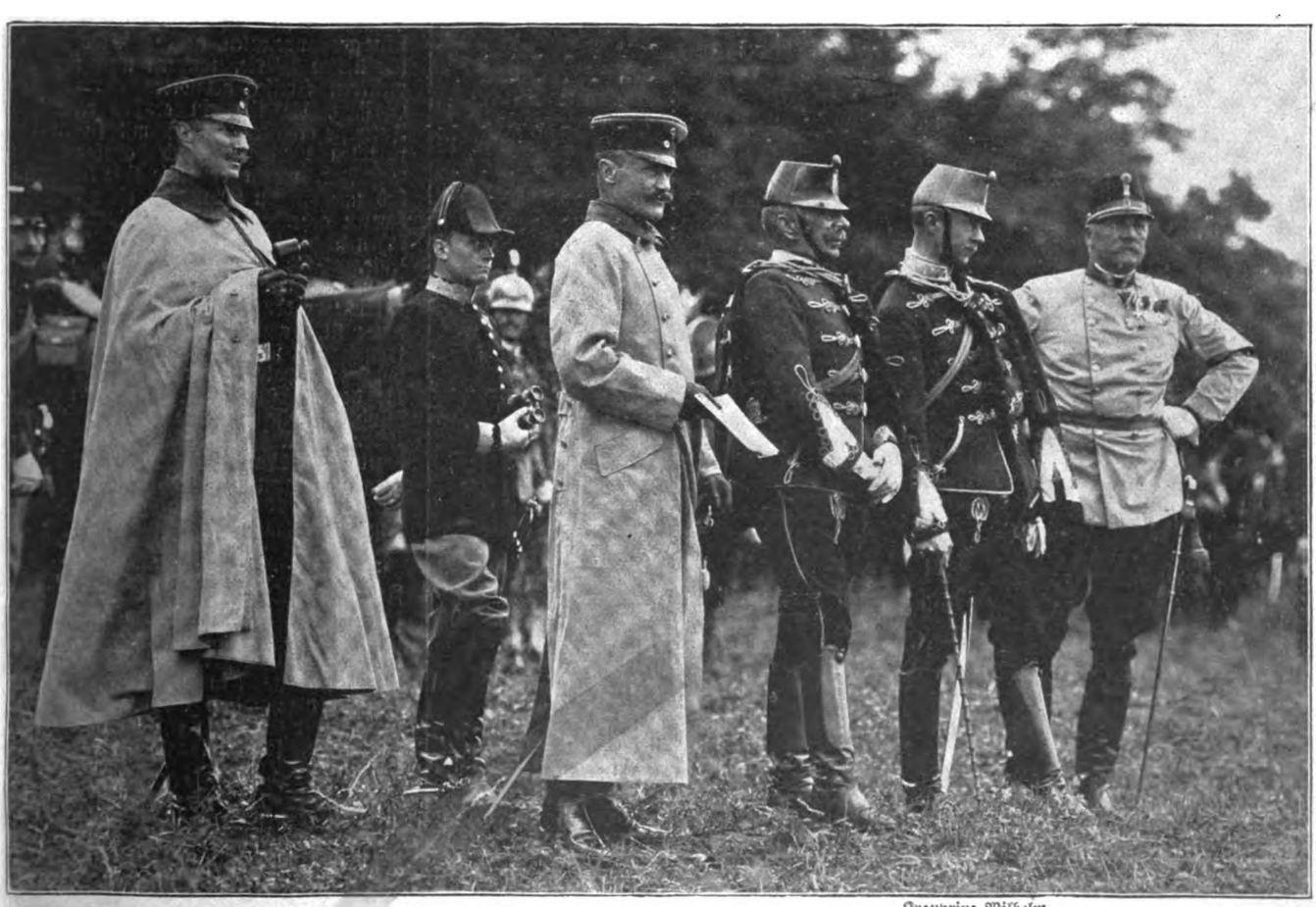
Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.

Vom Besuch Kronprinz Wilhelms in Oesterreich. Die engen persönlichen Beziehungen, die den österreichischen Kaiser, ganz abgesehen von dem politischen Bündnis der beiden Reiche, mit dem deutschen Kaiserhause verbinden, haben auch jetzt wieder ihren Ausdruck gefunden in der herzlichen Aufnahme, die Kronprinz Wilhelm als Gast Kaiser Franz Josefs während der österreichischen Manöver gefunden hat. Unser Bild zeigt den deutschen Thronerben in der schmucken kleidsamen Uniform des österreichischen Husaren-Regiments Wilhelm II. (Nr. 7), bei dem der Kronprinz als Leutnant geführt wird. Außerdem bekleidet aber der deutsche Kronprinz noch in der österreichischen Armee den Rang eines Oberstinhabers des Jazygier- und Kumanier-Husaren-Regiments Nr. 13.

* * *

Königin Maria Henriette von Belgien †. Am 19. September hat in Spa der Tod die Königin der Belgier von einem Leben, das reich an Bitternissen und Trübsal war, im Alter von 66 Jahren erlöst. Königin Henriette war am 23. August 1836 zu Schloß Schönbrunn bei Wien geboren worden als Tochter des Erzherzogs Joseph, Palatinus von Ungarn, und seiner Gemahlin Marie, einer württembergischen Prinzessin. Bereits im 11. Lebensjahr verlor sie ihren Vater. Schon als Siebzehnjährige, im August 1853, wurde die Erzherzogin Maria dem damaligen Herzog von Brabant, dem Kronprinzen und jetzigen Könige der Belgier Leopold II. vermählt. Der Ehe entstammen drei Töchter: Prinzessin Luise, bekanntlich die Gemahlin des Prinzen Philipp von Sachsen-Koburg-Gotha, die jetzt in einer Heilanstalt weilt; die Prinzessin Stephanie, die Witwe des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich und jetzige Gräfin Lonyay, und die unvermählte Prinzessin Clementine. Die Königin hatte auch einem Sohne das Leben geschenkt, der ihr aber im Tode vorangegangen ist. Es war der Thronfolger Prinz Leopold, der am 13. Juni 1859 geboren wurde, zur tiefsten Trauer seiner Eltern aber, kaum zehnjährig, am 22. Januar 1869, verstarb. Einen weitern finstern Schatten hat in das schicksalsschwere Leben der Königin auch das furchtbare Geschick der Schwester ihres Gatten, der einstigen Kaiserin Charlotte von Mexiko, geworfen, die bekanntlich nach der Hinrichtung ihres Gemahls in unheilbaren Wahnsinn verfallen ist und noch heute, 35 Jahre nach dem Tode des unglücklichen Kaisers Maximilian in geistiger Umnachtung zu Schloß Bouchoute in Belgien ihr Leben fristet.

* * *



Kronprinz Wilhelm.

Der deutsche Kronprinz im österreichischen Kaisermanöver.

Digitized by Google



Königin Maria Henriette v. Belgien †.

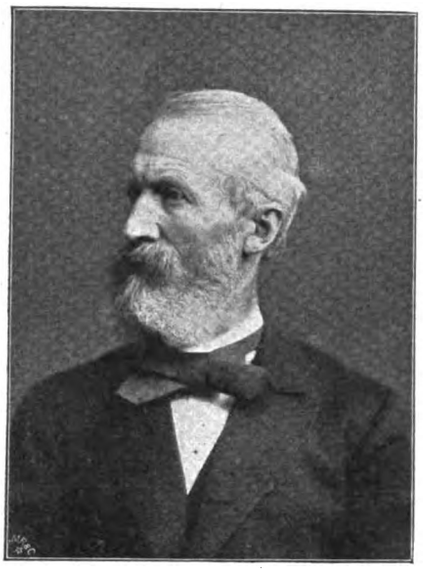
Wirkl. Geh. Rat Dr. Persius †. Kurze Zeit, nachdem er in den wohlverdienten Ruhestand getreten, ist am 20. September der frühere langjährige Präsident des Oberverwaltungsgerichtshofes Wirklicher Geheimer Rat Dr. Paul Persius im Alter von 69 Jahren verstorben. Erst im März d. J. hatte Persius Abschied genommen von dem obersten Verwaltungsgerichtshof, an dessen Spitze er seit Begründung dieser Behörde gestanden hatte. Wir haben eingehende biographische Notizen bei dieser Gelegenheit (in Nr. 24 dieses Jahrgangs) gebracht, auf die jetzt, beim Ableben dieses hervorragend verdienten Beamten, nur verwiesen sei.

* * *

Admiral von Köster. Der Kaiser hat den General-Inspekteur der deutschen Marine Admiral von Köster anläßlich der Flottenmanöver durch die Verleihung des hohen Ordens vom Schwarzen Adler ausgezeichnet. Noch mehr als die Ordensverleihung selbst ehrt den also Ausgezeichneten die Thatsache, daß Kaiser Wilhelm von der vollzogenen Dekorierung der greisen Mutter des Admirals Frau Luise Köster in Schwerin — einst ein gefeiertes Ehren-Mitglied der Berliner Hofoper — persönlich die telegraphische Mitteilung gemacht und dabei die Worte gebraucht hat: „Ich beglückwünsche die Mutter zu solchem Sohne, das Vaterland zu solchem Manne." Admiral Hans von Köster ist 1844 zu Schwerin geboren. Sein Vater war der Schriftsteller Dr. Köster. Unser Bild zeigt den gefeierten Admiral neben dem Chef des Stabes der Uebungsflotte Kapitän z. S. Breusing, der vom Kaiser durch das Ritterkreuz des kgl. Hausordens von Hohenzollern gleichfalls ausgezeichnet worden ist, und dem Kapt. z. S. Graf Moltke.

* * *

Geh. Kirchen-Rat Prof. D. Luthardt †. In Leipzig ist am 21. Septbr. der greise Senior der Leipziger Theologen, der Geh. Kirchenrat Prof. D. Luthardt, im Alter von 79 Jahren gestorben. Auch ihm ist nur eine kurze Frist, nicht ein volles halbes Jahr, des Ruhestands vergönnt gewesen, in den sich der hochbetagte Gelehrte und Geistliche am 1. April zurückgezogen hatte. Nach einem langen, reich gesegneten Leben, voll unermüdlicher, glaubenseifriger Arbeit und hoher, dankerfüllter Anerkennung in allen wahrhaft protestantisch gesinnten Kreisen Deutschlands ist nun der Mann zur ewigen Ruhe eingegangen, dessen Name seit Jahrzehnten unlösbar mit dem evangelischen Leben verknüpft war und der an erster Stelle stand, wenn die Verfechter der reinen, unverfälschten Lehre Christi genannt wurden. Der nun Heimgegangene hat, wie wenige andere, eine überaus umfassende fruchtbare Wirksamkeit entfaltet, nicht blos als Gelehrter für die theologische Welt durch seine großangelegten, geistvollen fachwissenschaftlichen Werke, sondern auch für die weiteren Kreise gebildeter evangelischer Christen, die sich ein ernstes religiöses Interesse erhalten haben, mit seinen berühmten Predigten und apologetischen Schriften, worin er seine tiefe Kenntnis des menschlichen Lebens in einer stets zu Herzen gehenden Weise mit einer meisterlichen Beherrschung des Ausdrucks niederlegte. Auch für nationale Fragen hatte Luthardt immer ein lebhaftes Interesse, und so wußte er, der gefeierte akademische Lehrer, namentlich auch auf studentischen Versammlungen in den 80er und 90er Jahren durch seine patriotischen, zündenden Reden die deutsche studierende Jugend zu flammender Begeisterung mit sich fortzureißen. Ueber den äußern Lebensgang des ausgezeichneten Mannes haben wir erst unlängst, gelegentlich seines Rücktritts vom Amt (in Nr. 19 dieses Jahrgangs), nähere Angaben gemacht.



Wirkl. Geh. Rat Dr. Persius †.
Nach e. Aufn. von W. Fechner, Hofphot. in Berlin.



Kapt. z. S. Breusing. Admiral von Köster, Ritter des Schwarzen Adlerordens. Kapt. z. S. Graf Moltke.
Nach einer Aufnahme aus dem Verlag der Photo-Illustration, Berlin.

* * *

Vom Jubiläum einer Orgelbau-Anstalt. Die berühmte 1820 gegründete Orgelbauanstalt von E. F. Walcker & Cie. in Ludwigsburg in Württemberg hat unlängst ihre 1000. Orgel vollendet und aus diesem Anlaß in ihrem Orgelsaal eine Festfeier veranstaltet, an der neben den Spitzen der Behörden eine zahlreiche Zuhörerschaft, sowie eine Reihe berühmter Orgelspieler aus ganz Deutschland teilnahm, wie Prof. Dr. Reimann-Berlin, Prof. Franke-Köln, Musikdirektor Münch-Straßburg i./E., Prof. Lang-Stuttgart, Musikdirektor Hänlein-Mannheim, Musikdirektor Zwißler-Ludwigsburg, Organist Rupp-Straßburg i./E. Diese führten

Digitized by Google



Geh. Kirchenrat Prof. D. Luthardt †.
Nach einer Aufn. von C. Bellach, Leipzig.

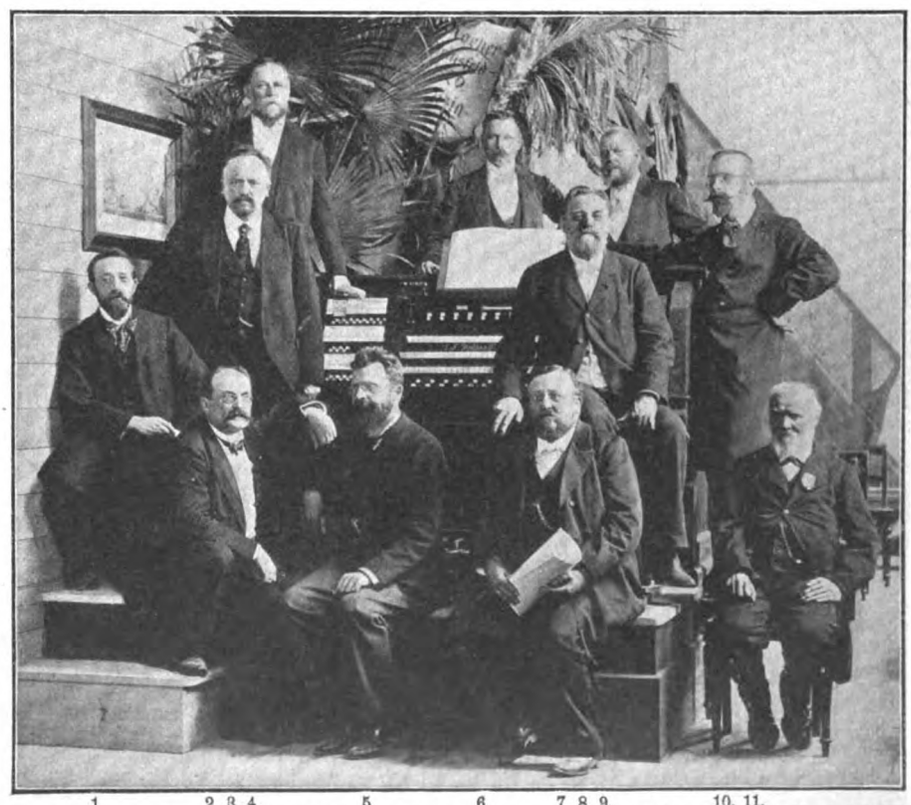
in einem 2 Stunden währenden Konzert das Jubiläumsinstrument, ein vollendetes Kunstwerk, das 49 klingende Stimmen hat und für die Johanniskirche in Danzig bestimmt ist, in glänzender Weise künstlerisch vor. Den Festgästen wurde eine schön ausgestattete, interessante Festschrift überreicht, welche die bedeutendsten Walcker'schen Werke bildlich zeigt, z. B. die 124stimmige Orgel im Dom zu Riga, die 109stimmige Ulmer Münsterorgel, die 89stimmige Konzertorgel in Boston, die fahrbare Orgel im Petersdom zu Rom u. a. Das Wirken des Gründers der Firma (Gründungsjahr 1820), des für das Orgelbauwesen hochbedeutenden, 1872 verstorbenen Eberh. Friedr. Walcker wurde nicht nur mit dem Erfolg gekrönt, daß sich die bis heute von den Nachkommen dreier Generationen des Gründers geleitete Orgelbauanstalt zur arbeiterreichsten und größten in Deutschland entwickelt hat, sondern daß von Walcker sen. geradezu auch ein epochemachender Aufschwung für die deutsche Orgelbaukunst ausgegangen ist. Es war die Walcker'sche Erfindung bezw. Verbesserung der Windladen mit Kegelventilen aus dem Jahr 1842, ein Konstruktionssystem, das große Vorzüge besitzt, damals auch großes Aufsehen erregte, sich immer mehr Anerkennung erwarb und von Ludwigsburg aus thatsächlich sich ausbreitete, indem alle bedeutenden deutschen Orgelbauer nach und nach zu diesem System übergingen. Zugleich hat aber auch die Firma Walcker dadurch Weltruf erlangt und nach allen Weltteilen Orgellieferungsaufträge erhalten. Unser Bild stellt folgende Persönlichkeiten dar: 1. Musikdir. Zwißler-Ludwigsburg, 2. Prof. Dr. Reimann-Berlin, 3. Prof. Franke-Köln, 4. Kommerzienrat Carl Walcker, 5. Prof. Münch-Straßburg, 6. Orgelbaumstr. Oskar Walcker, 7. Prof. Lang-Stuttgart, 8. Musikdirektor Haenlein-Mannheim, 9. Hoforgelbaumstr. Eb. Walcker, 10. Organist J. F. Em. Rupp-Straßburg, 11. Hoforgelbaumstr. Heinr. Walcker, früher Teilhaber der Firma.

* * *

Zum 50jährigen Rom-Jubiläum von Josef von Kopf. Wie unzähligen deutschen Künstlern hat die alte Roma seit Elsheimer und den Gebrüdern Bril, seit Mengs und Tischbein, seit Carstens und dem „deutschen Dänen" Thorwaldsen eine Heimatsstätte und ein beglückendes und begeisterndes Arbeitsfeld geboten! Aber keinem wohl war es vergönnt, auf diesem klassischen Boden der Kunst und großer Kunsterinnerungen ein halbes Jahrhundert erfolgreichen und innerlich befriedigenden Schaffens zu verbringen. Dem Nestor der heutigen deutsch-römischen Künstlerkolonie — sehen wir von dem greisen Professor Gerhardt ab, der der wohlverdienten Ruhe genießt — Josef von Kopf ist dies Geschick zu teil geworden, das der innerlich und äußerlich deutsch gebliebene Mann als ein bevorzugtes und glückliches preist. Professor v. Kopf hat sein kurzes deutsches und langes römisches Künstlerwallen in seinen anspruchslos und anschaulich geschriebenen „Lebenserinnerungen eines Bildhauers" selbst geschildert. Am 13. Okt. 1852 zog der junge, blutarme württembergische Ziegeleibesitzerssohn und Bildhauer mit wenigen Thalern aber mit viel Gottvertrauen, Hoffnungen und Arbeitskraft in die ewige Stadt ein, nachdem er in einem Schuppen vor der Porta del Popolo nach der letzten Wegstrecke der weiten Fußreise München-Rom „Toilette gemacht" hatte. Heute, nach 50 Jahren, wird sein Name in Italien wie in Deutschland und anderen Ländern Europas genannt; wenn man Bildhauer von anerkannter Größe und dauernder Bedeutung nennt, überall erzählen Werke jeden Genres von ihm. Von dem Porträtisten Kopf insbesondere spricht sein römisches Atelier — ein zweites in Baden-Baden dankt er der Güte Kaiser Wilhelm I. —; dort in der Künstlerstraße Margutta erhält man schon bei flüchtiger Umschau einen Begriff von der Beobachtungsgabe des Künstlers, von seiner Fähigkeit scharfer und treffender Charakteristik, die, wo es nötig ist, durch angeborenes Schönheitsgefühl gemildert wird, ohne daß der Wirkung etwas vergeben würde. Aber trotz seiner wohlverdienten Erfolge ruht Modellierholz und Meißel des 74jährigen Meisters nicht, auch heute noch findet man ihn bei der Arbeit, wie unser Bild ihn den Fürsten Herbert Bismarck modellierend zeigt. Der 13. Oktober wird dem trefflichen Vertreter deutscher Kunst im Auslande, dem liebenswürdigen Menschen und fördernden Kollegen, dem Ehrenmitglied des deutschen Künstlervereins in Rom neue Ehren zu den alten bringen, und so einen neuen Lebensabschnitt darstellen.

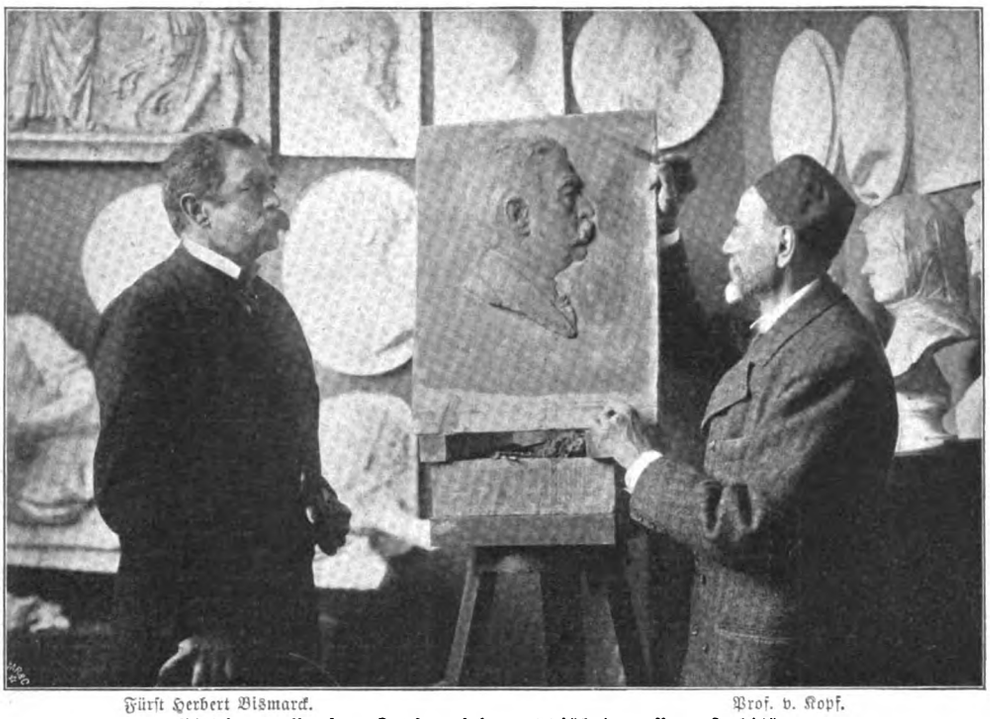
* * *

Merkwürdige Blitze. Die zickzackförmige Gestalt, in der der Blitz gewöhnlich auftritt, kennt Jedermann, allein sie ist nicht die einzige, welche der elektrische Strahl zeigt. Es giebt Blitze, bei welchen die Wolken sich gewissermaßen zu öffnen scheinen und endlich solche, die in Gestalt von feurigen Kugeln auftreten. Blitze dieser letzten Form sind sehr selten. In neuer Zeit hat man indessen eine Form des Blitzes erkannt, die noch seltener ist und in der der elektrische Strahl höchst sonderbare Windungen und Schlingen zeigt oder auch fast das Aussehen einer Perlenschnur annimmt. Blitze dieser Art wurden am 9. September gelegentlich eines Gewitters zu Berlin von einem sehr aufmerksamen Beobachter wiederholt gesehen. In der Nähe des Scheitelpunktes leuchteten ganze Bündel von Blitzen auf, die sich in der seltsamsten Weise verzweigten und verwickelten, ohne das ihnen ein entsprechender Donner folgte. Zur Bestätigung dieser unmittelbaren Wahrnehmungen ging der Redaktion des Daheim eine am Humboldshain aufgenommene Photographie dieser sonderbaren Blitze zu, welche umstehend getreu reproduziert ist. Eine genauere Besichtigung ergiebt aber auch, daß der hellste Strahl in einiger Entfernung rechts und links von je einer mit ihm parallel laufenden Feuer-Linie begleitet wird. Einen ähnlichen Parallelismus zeigt auch eine Anzahl der schwächeren Blitzwindungen, ja ein Teil der fetten Punkte oder Lichtkörner scheint verdoppelt. Solche



1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11.
Von der Jubiläums-Feier in der Walcker'schen Orgelbauanstalt in Ludwigsburg.

Digitized by Google



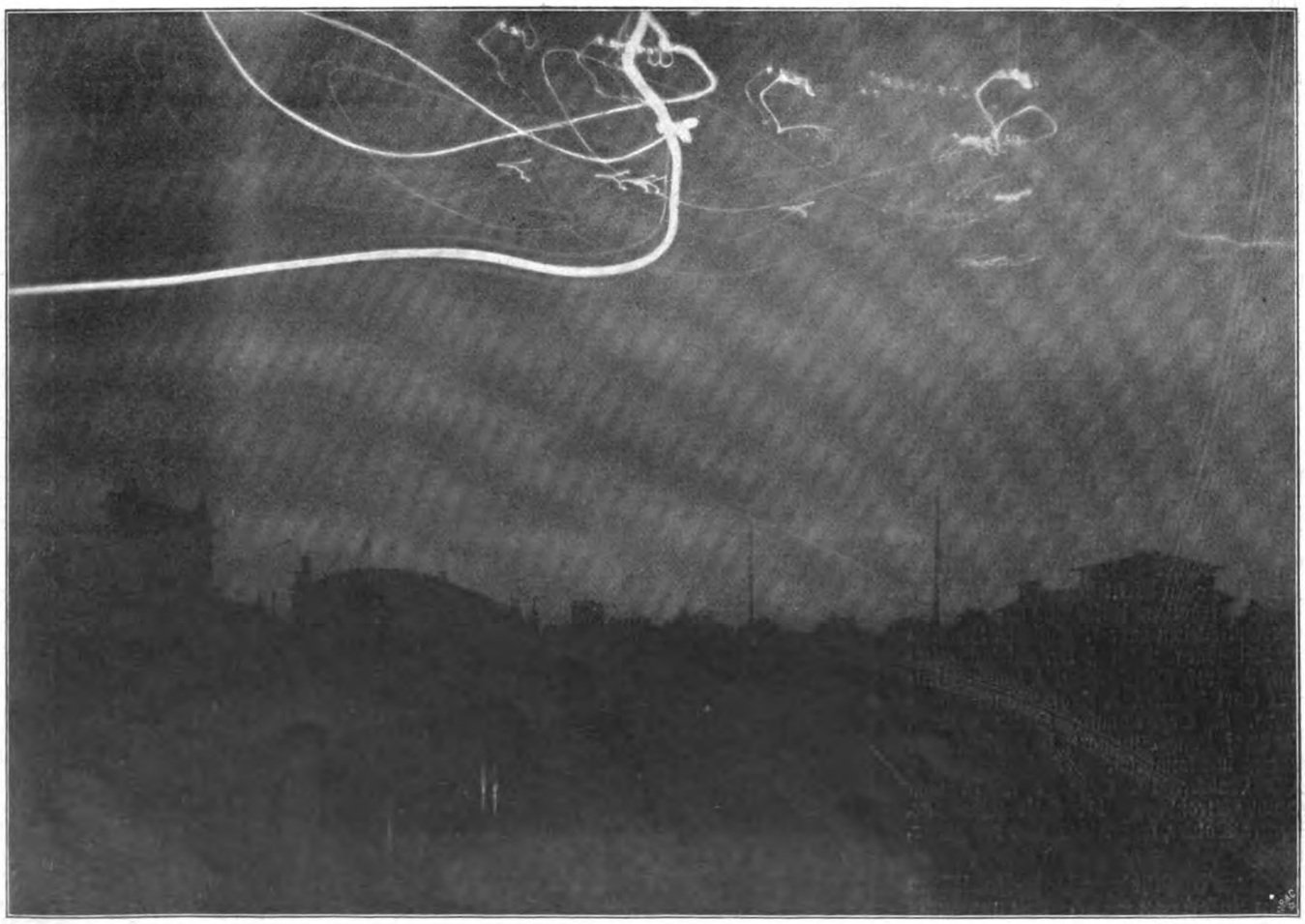
Fürst Herbert Bismarck. Prof. v. Kopf.

Bildhauer Prof. v. Kopf zu seinem 50jährigen Rom-Jubiläum.

Verdoppelungen und zwar in der Weise, daß eine sehr helle Blitzlinie von einer schwachen parallel begleitet erscheint, hat man schon auf der ersten Blitzphotographie, die vor etwa 20 Jahren erhalten wurde, gefunden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Verdopplungen nicht dem Blitz an sich eigentümlich sind, sondern von Spiegelungen in den Linsen des photographischen Apparats herrühren. Die Photographien belehren darüber, daß die sogenannten Landblitze aus einem Band elektrischer Materie bestehen, welches 10 Meter Breite und darüber besitzt. Gewöhnlich zeigt dieses Band zahreiche Verästlungen, die nach dem Boden hin gerichtet sind und sich ausnehmen wie die Flußsysteme auf einer geographischen Karte. Die hier dargestellte Form des Blitzes ist dagegen einzig in ihrer Art, auch selbst dann noch, wenn ein Teil der Wirkungen des elektrischen Strahles von Spiegelungen in den Gläsern des photographischen Apparats herrühren sollte.

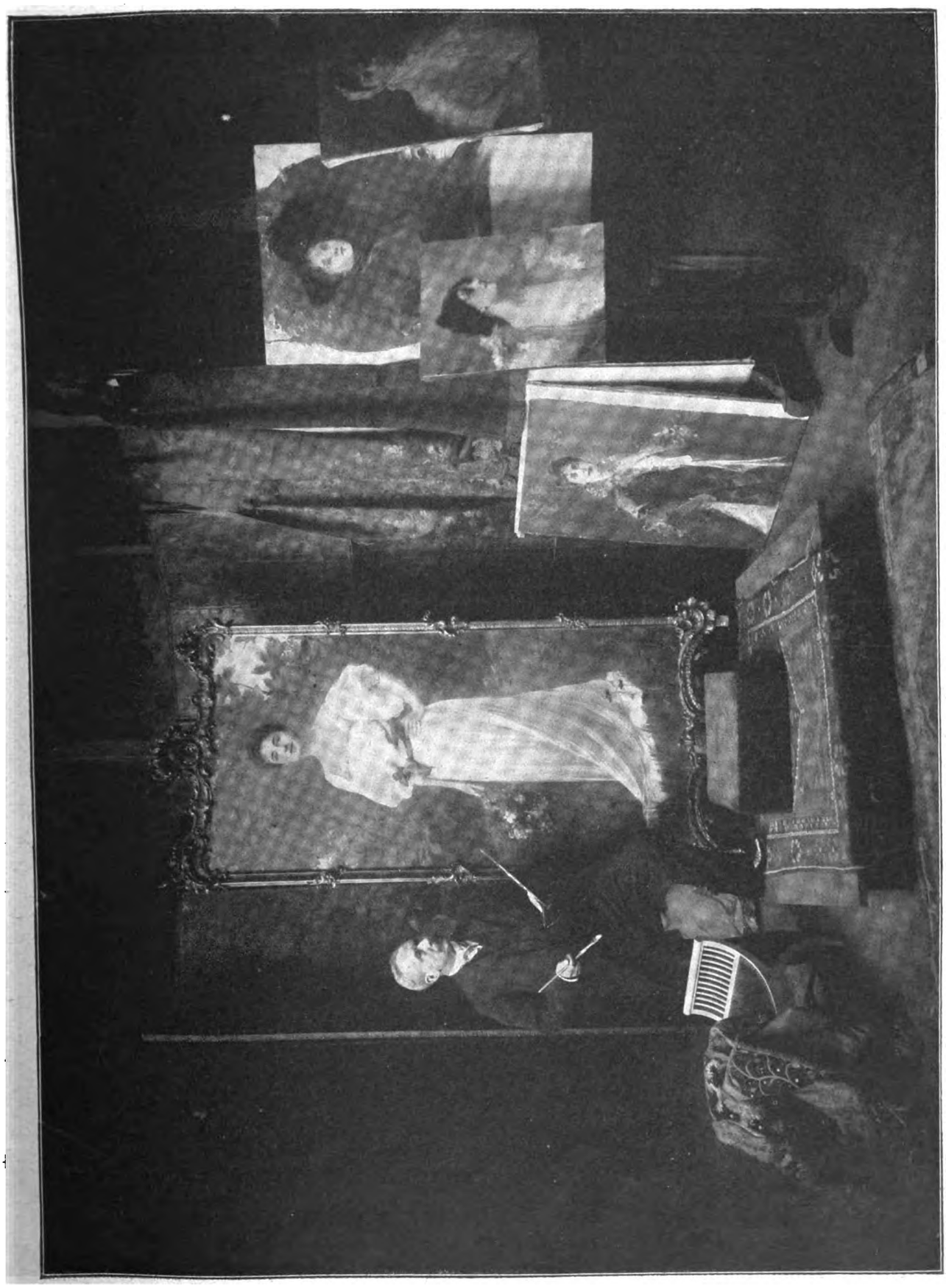
* * *

Die Urft-Thalsperre in der Eifel. In dem wenig bekannten, aber romantisch gelegenen Urftthal in der Eifel, bei dem Städtchen Gemünd, wird gegenwärtig die größte Thalsperre Europas gebaut. Am 29. Juli 1901 wurde zu diesem großen Werke, das unter Bauleitung des Geheimen Regierungsrats Professor Intze und des Königlichen Wasserbauinspektors Frentzen von der Baugesellschaft Philipp Holzmann u. Cie. aus Frankfurt a. M. ausgeführt wird, der Grundstein gelegt Die Sperrmauer, welche nach Fertigstellung aus 160000 cbm Mauerwerk besteht, hat eine Höhe von 58 m; die untere Breite mißt 54 m, die obere 15 m. Das Becken der Sperre faßt 45½ Millionen cbm Wasser und hat eine Länge von 12 km. Diese Wassermenge wird durch einen 2800 m langen Zuleitungsstollen, welcher 6 □m im Lichten mißt, mit 100 m Gefälle zu einer Turbinenanlage in der Nähe von Heimbach liegend, geführt; hierdurch gewinnt man eine Kraft von ca. 7—8000 Pferden, welche für die anstoßenden Kreise Aachen Stadt und Land, Düren, Schleiden, Montjoie, Jülich, Heinsberg und ihre Industrie von sehr großer Bedeutung ist. Mit dem Bau des Stollens wurde auf der Gemündener Seite am 1. Oktober und auf der Heimbacher am 1. November 1900 begonnen. Man kann sich ein Bild von der Größe dieses Stollens machen, wenn man bedenkt, daß Tag und Nacht mit elektrisch



Ein merkwürdiger Blitz, beobachtet am 9. September in Berlin. Nach einer Aufnahme von M. Wolf, Berlin.

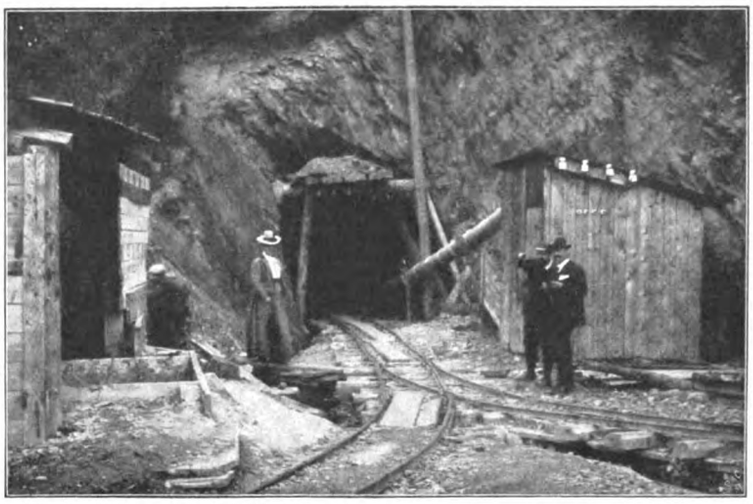
Digitized by Google



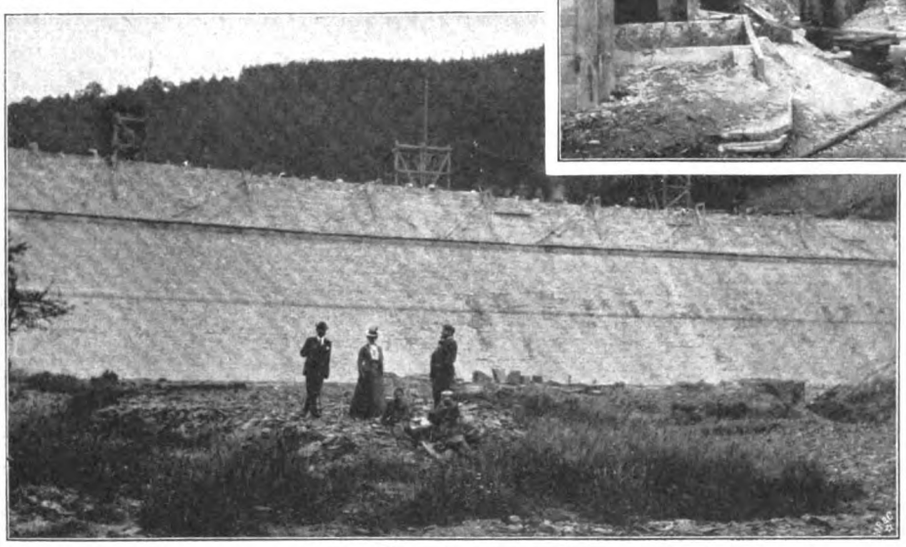
Der Berliner Maler Professor Konrad Kiesel in seinem Atelier.
Nach einer Aufnahme aus dem Verlag der Photo-Illustration, Berlin.

Digitized by Google

betriebenen Bohrern und Dynamitsprengungen gearbeitet wird. Wenn das Werk vollendet, ist eine Zeit von ca. drei Monaten nötig, um das Becken, welches bei einer Seefläche von 216 ha 45½ Millionen cbm Wasser benötigt, zu füllen. Durch den Bau dieser großen Sperre ist es der Talsperrgesellschaft möglich gemacht, an die Errichtung dreier Nebenanlagen zu denken, für deren zwei sie schon die Konzession erlangt hat. Hierdurch werden noch weitere 2000 Pferdekräfte gewonnen, so daß man im ganzen auf 10000 Pferdekräfte rechnen kann. Diese große Anlage hat einen doppelten Zweck: Sie soll einmal durch Verhinderung des Hochwassers der Landwirtschaft nutzen und zweitens für industrielle Betriebe in der bisher an Industrie armen Eifel die nötige Kraft liefern. Um die Bedeutung des



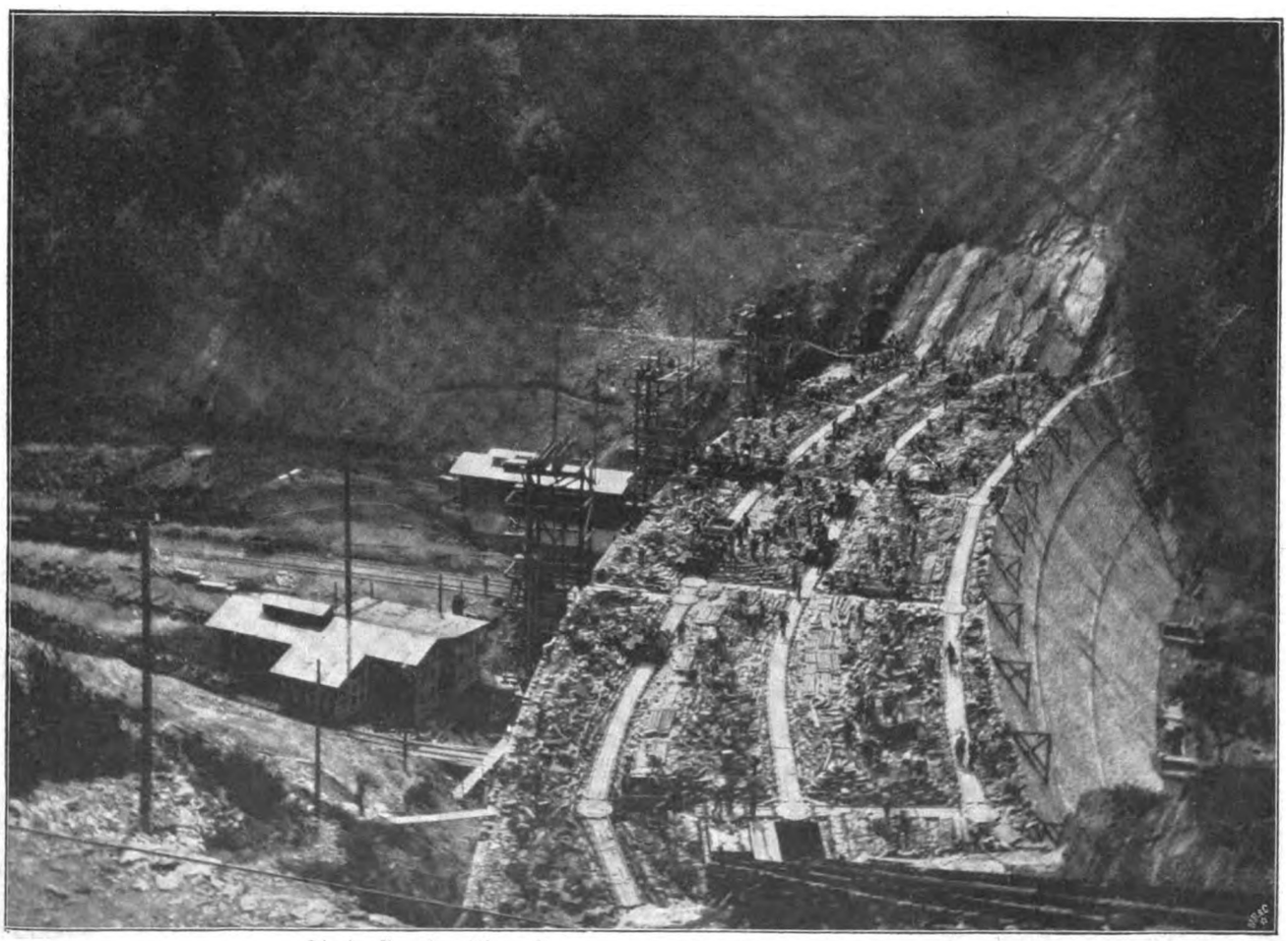
Der Zuleitungsstollen.



Die Rückseite der Sperrmauer.

großartigen Unternehmens noch anschaulicher zu machen, genügt der Hinweis darauf, daß die acht bisher fertiggestellten Talsperren im Rheinland und Westfalen einen Gesamtinhalt von 11032030 cbm haben, während die eine Urft-Talsperre allein 45500000 cbm faßt. Man gelangt am besten zur Talsperre von dem reizend gelegenen Eifelstädtchen Gemünd aus. Es ist sehr lohnend, diesen 12 km langen Weg zu Fuß zurückzulegen; er führt an der Urft entlang zwischen hohen Felswänden und abschüssigen Bergabhängen, welche dem Auge einen seltenen Genuß bieten. Man kann aber auch bequem die Baustelle mit der Talsperrbahn erreichen, zu deren Benutzung man 1 Mark hinterlegen muß. Ein jeder, der einmal einen Einblick in die kühne Arbeit unserer Tage tun will, sollte nicht versäumen, bei einem Besuch der Eifel auch ihre schönste Gegend mit der gewaltigen Talsperre zu besichtigen.

* * *



Die im Bau begriffene Sperrmauer aus der Vogelperspektive gesehen.

Von der Urft-Talsperre bei Gemünd in der Eifel.

Digitized by Google

Frauen-Daheim.

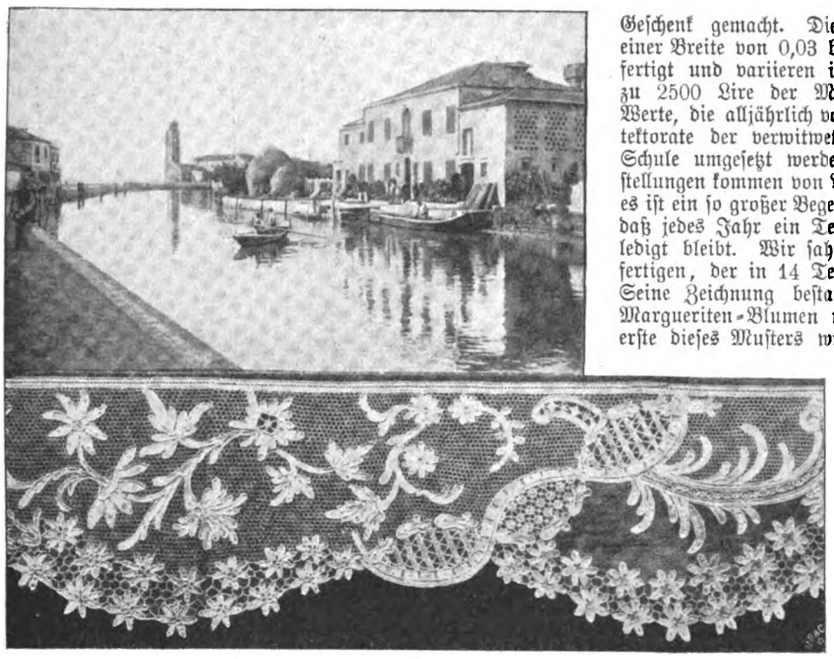
Frisch-froher Mut schafft ohne Schwierigkeit,
Was heißer Fleiß oft nur mit Not vollbringt.

Wo froher Mut sich schwebend aufwärts schwingt,
Da muß der Zagende mühselig schreiten.

Italienische Spitzenindustrie.

(Mit 5 Abbildungen.)

Italien, das klassische Land auch der Spitzenkunst, sucht diese alte, ruhmvolle Industrie in der letzten Zeit mit Eifer neu zu beleben und zur Blüte zu bringen. Kunstsinnige Damen aus alten Geschlechtern, die sich in menschenfreundlicher Weise darum mühten, der Armut durch ehrliche Arbeit zu steuern, wendeten zuerst ihre Aufmerksamkeit der Fabrikation echter, mit der Hand gearbeiteter Spitze zu. Es wurden und werden noch sogenannte „Spitzenschulen" gegründet, in denen Kinder und junge Mädchen nicht nur vollständige Ausbildung in dieser neu auflebenden Kunst, sondern auch Gelegenheit zur Verwertung ihrer Arbeiten finden. Die Spitzenschule von Burano bei Venedig ist von hoher künstlerischer und sozialer Bedeutung. Die Spitzen werden hier in alter Methode und größtenteils nach antiken Mustern, ganz und gar, d. h. Fond und Muster, in Nadelarbeit hergestellt. Die Schule wurde im Jahre 1872, um den traurigen Folgen einer Hungersnot zu begegnen, von der Gräfin Andriana Marcello, mit Unterstützung anderer Damen des venezianischen Adels, begründet.



Die Spitzenschule von Burano. Genähte Spitze.

Dieses Ereignis sollte zur Renaissance jener gänzlich erloschenen Spitzenindustrie führen, durch die sich Burano schon in früheren Jahrhunderten einen Weltruf erworben hatte. Sieht man doch auf den schönen alten venezianischen Porträts, wie diese Art von Spitzen den Hals und die Gewänder nicht nur von Frauen, sondern auch von Männern schmückte. Hervorragende Künstler widmeten sich der Komposition ihrer Muster. So hat der Neffe des großen Tizian eine berühmte Sammlung dieses Genres hinterlassen, welche noch heute die Freude der Spitzenkenner ausmacht. Die jetzige Schule zu Burano begann mit zwölf Schülerinnen und einer Lehrerin. Diese, eine 70jährige Frau, Cencia Scarpariola, war die Einzige, welche sich noch des altberühmten venezianischen Spitzenstichs erinnerte. Die Zahl der Schülerinnen wuchs nun stetig, und die Fortschritte der Schule waren geradezu rapid. Bald konnten die ersten Lernenden selbst als Lehrerinnen fungieren. Damit die Arbeiterinnen die Spitzen wirklich gut ausführen, war es nötig, ihnen einiges künstlerisches Verständnis beizubringen; sie erhalten seit Jahren Zeichenunterricht, der ausgezeichnete Resultate ergibt. Die Arbeiterinnen sind in sieben Sektionen eingeteilt, von denen eine jede immer nur einen bestimmten Stich der Spitzenstickerei vollführt, den Tüllgrundstich, den punto orditura, der die Basis der ornamentalen Arbeit gibt, da er den Linien des auf grünem Papier haftenden untergelegten Musters folgt, den punto Guipure, den punto rilievo ꝛc. Es wird so der Arbeiterin ermöglicht, den Teil ihrer Arbeit aufs vollkommenste und rascheste auszuführen. Größtenteils wird nach antiken Mustern gearbeitet. Die Königin Margherita sowohl als andere Damen der italienischen Aristokratie haben der Schule schöne alte Spitzen zu Musterkollektionen zum Geschenk gemacht. Die Spitzen werden in einer Breite von 0,03 bis zu 1,10 Meter gefertigt und variieren im Preise von 40 bis zu 2500 Lire der Meter. Es sind große Werte, die alljährlich von der unter dem Protektorate der verwitweten Königin stehenden Schule umgesetzt werden. Die meisten Bestellungen kommen von Amerika und England; es ist ein so großer Begehr nach diesen Spitzen, daß jedes Jahr ein Teil der Aufträge unerledigt bleibt. Wir sahen einen Brautschleier fertigen, der in 14 Teilen gearbeitet wurde. Seine Zeichnung bestand vorzugsweise aus Margueriten-Blumen und -Blättern — der erste dieses Musters wurde vor ungefähr 20 Jahren als Geschenk der Königin Margherita für die Prinzessin Lätitia Bonaparte, Braut des Herzogs von Aosta, gearbeitet. Der geringste Preis für einen Brautschleier beträgt 4000, der höchste 15000 Lire. Es gewährt ein sehr reizvolles, anmutiges Bild, alle aus Burano stammenden Mädchen — z. B. über 400 — bei der Arbeit zu sehen. Mit großen weißen Schürzen und weißen bis an die Hand reichenden Überärmeln angetan, sitzen sie in langen Reihen, emsig stickend, an ihren Spitzenkissen. Das materielle Wohl der Insel ist also durch diese Industrie gesichert, und das moralische geht damit Hand in Hand. Als einen Beweis für die Vorzüglichkeit ihrer Erzeugnisse weist die Schule eine große Reihe von Auszeichnungen, bestehend in Ehrendiplomen und Medaillen, auf, welche auf italienischen und internationalen Ausstellungen erworben wurden. Große Erfolge hatte sie auch in diesem Frühjahre in Rom auf der „ersten nationalen Ausstellung für kunstgewerbliche Frauenarbeit". Zur Zeit fungiert als Präsident der in steter fortschreitender Entwickelung befindlichen Schule der älteste Sohn ihrer im Jahre 1898 verstorbenen Begründerin, der



Klöppelschule zu Brazzà.

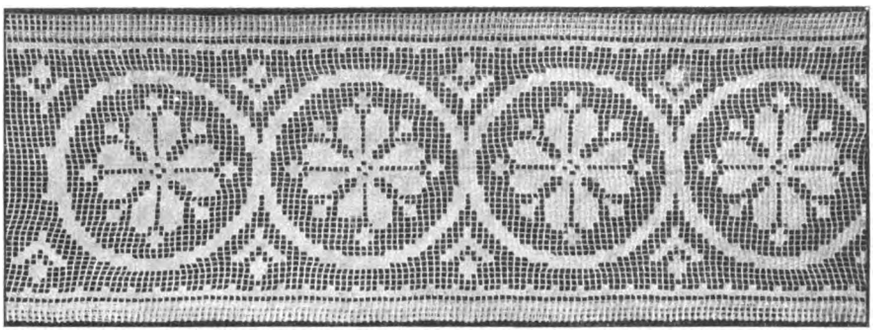


Die letzten Stiche.



Gang zur Preisverteilung.

Digitized by Google



Einsatz für Kissen und Decken in Stopfarbeit auf gewebtem Filetgrund (stark verkleinert).

Gräfin Andriana Marcello, deren edel schöne Marmorbüste, von der königlichen Protektorin gestiftet, jetzt die Schulräume schmückt.

Als Spitzenschulen neueren Datums, aber immer zunehmender Bedeutung, stellen sich die vereinigten Schulen von Brazzà zu Friaul dar, deren Erzeugnisse sowohl auf der Weltausstellung zu Chicago als auf der zu Paris 1900 ausgezeichnet wurden. Während Burano die Nadelspitze verfertigt, kommt hier nur die Klöppelspitze in Betracht, die zwar derberer und weniger kunstvoller Art, sich doch durch gesunde und frische Schönheit, sowie höchste Dauerhaftigkeit und daher große praktische Verwendbarkeit auszeichnet. Es war die philanthropischen Bestrebungen zugewandte Comtesse Cora di Brazzà Savorgnan, welche auf ihrer in der Provinz Udine gelegenen Herrschaft, dem Schlosse Brazzà, die ersten Versuche in dieser Industrie machte. Die Muster werden ebenfalls nach alten Büchern und Gemälden aus Museen und Privatsammlungen studiert und zusammengesetzt. Außer anderen Bestellungen nehmen die Schulen Brazzà (Poste: Toneano de Mart. Ignaceo, Friuli, Italia) daher auch gern solche für die Kompletierung antiker Garnituren an. Die Schulen sind korporativ wegen der gemeinsamen Ausgaben für die Administration, den Unterricht ꝛc. Neben dem materiellen und leiblichen Wohl, wird auch die größte Sorgfalt auf das moralische Wohl der Schülerinnen verwendet. Bei den alljährlich verteilten Preisen wird, der erziehlichen Wirkung wegen, mehr Gewicht auf Güte gegenüber den Gefährtinnen, Liebenswürdigkeit und Gehorsam gegen die Vorgesetzten gelegt, als auf Geschicklichkeit. Geradezu ein Fest ist der Tag der Prämiierung, der im schönen, alten Park des Schlosses, in dem im Sommer auch vielfach die Schule arbeitet, gefeiert wird. Wie froh und erwartungsvoll dann die größeren und kleineren Mädchen in festlichen Kleidern, das Klöppelkissen mit der fertigen Arbeit im Arm, auf großen mit Ochsen bespannten Wagen auch aus den entfernteren Schulen daherkommen! Die Feier wird mit einer großen Dankesmesse in der im Park gelegenen Schloßkapelle eingeleitet, an der auch die übrigen ländlichen Arbeiter teilnehmen. Dann zieht alles zur Prämiierung, und da es drei Kategorien von Preisen gibt, so wird durch sie eine stattliche Anzahl von Schülerinnen glücklich gemacht.

M. v. Bieberstein.

Weißes Haar.

Die Mode macht wenig Unterschied mehr zwischen alten und jungen Frauen. Mit wenig Modifikationen in Schnitt und Farbe tragen alte Frauen dieselben Hüte und Kleider wie die jüngeren; es gibt keine eigentlichen Altefrauentrachten mehr. Die Mode ist noch weiter gegangen, sie hat dem Alter zu einem Vorzug verholfen, sie hat das weiße Haar zur Geltung, zu Ehre und Ansehen gebracht. Sie hat das für einen Schmuck erklärt, was man sonst nur für eine betrübende Begleiterscheinung des Alters und der Hinfälligkeit ansah. Wie auffallend viel Damen mit weißem Haar sieht man nicht jetzt gegen früher!

In meiner Kindheit, die weit zurück liegt, habe ich bei Frauen fast nie weißes Haar gesehen. Die Großmütter schämten sich ihres altersbleichen Haars, sie versteckten es. Die Mode schrieb den alten Damen dunkle Scheitel, zu beiden Seiten der Stirn dicke Lockenbüschel, von Haar oder Seide vor, je dicker, je eleganter, dazu eine weiße Tüllhaube mit schwarzer Seide gefüttert und breiter Frisur von Tollfalten.

Allmählich besann man sich darauf, daß weißes Haar nichts Häßliches, sondern eine Zierde, etwas Schönes, Kleidsames sei, so wie im vorvorigen Jahrhundert die Puderfrisur, die doch auch nur eine Art weißen Haares vorstellte. Hauben, Scheitel und Locken der alten Damen verschwanden, sie wagten ihr graues oder weißes Haar, hübsch frisiert, unbedeckt oder von einem Spitzenfichu leicht verhüllt, zu tragen. Die Mode des weißen Haares begann. Doch das Frauenhaar färbt sich im Alter nicht immer gleichmäßig weiß, es ist öfter lange Zeit grau, weiß mit dunklem Haar gemischt. Da weißes Haar aber hübscher, zudem modern ist, so wird ergrauendes Haar zuweilen künstlich weiß gefärbt oder vielmehr gebleicht. Es geschieht mittelst Wasserstoffsuperoxyd, welches dem in der Haarröhre befindliche Pigment die Farbe entzieht, in England, wo es vielfach angewendet wird, seiner goldgelben Farbe wegen golden hairwash genannt. Sieht man sehr auffallend schneeweißes Haar auch bei noch nicht ganz alten Frauen, so ist dies oft künstlich gebleichtes Haar. Doch kommt es ja auch, wiewohl selten, vor, daß jüngere Leute, sogar junge Mädchen durch Krankheit oder Gemütserschütterung plötzlich weißes Haar bekommen. Man bedauerte einst die Trägerin des vorzeitigen Greisenhaares, welches damals noch nicht modern war, mußte aber bekennen, daß der Kontrast zwischen dem jugendlichen Gesicht und dem weißen Haar eigenartig kleidsam, reizend und interessant sei.

Nun, die Mode ist wandelbar. So wie man früher weißes Haar dunkel färbte und jetzt dunkles Haar weiß färbt, kann es geschehen, daß mit der Zeit die Mode in einer ihrer Launen das weiße Haar wieder außer Kurs setzt, daß man es dann nicht mehr schön, zart, ehrwürdig findet, daß es verschwinden muß und die alten Damen wieder zu allerhand Haarverhüllungen ihre Zuflucht nehmen.

Praktisches fürs Haus.

Wer viel in der Küche beschäftigt ist, weiß, wie leicht man sich durch Dampf verbrühen oder durch spritzendes Fett verbrennen kann. Da ist es vorzüglich, wenn man sofort einfachen Brennspiritus auflegt, den man ja stets zur Hand hat. Der Schmerz läßt augenblicklich nach, und es entstehen keine Blasen; natürlich muß man dieses nie in der Nähe des Feuers oder einer Flamme thun. — Sollte bei größeren Beschädigungen der Spiritus nicht ausreichend wirken, so mache man Umschläge von Kalkmilch und Leinöl (zu gleichen Teilen). Dieses einfache Mittel erhält man in jeder Apotheke, und es ist sehr ratsam, stets etwas davon zu Hause zu haben, da es nicht leicht verdirbt und ganz vorzüglich wirkt.

Handarbeit.

Einfacher Stopfdurchzug in den modernen gewebten Filetstoff (Bezugsquelle: H. Langenbeck, Berlin W., Kleiststr. 26) bildet das allerliebste Muster zu dem nebenstehend abgebildeten Einsatz für Kissen oder Decken. Stopfmaterial ist Twist, dessen seidiger Glanz der Arbeit noch einen besonderen Reiz gibt.

Für die Küche.

Fr. 94. (An **Hede.**) Thüringer Kartoffelklöße. Man schält eine Metze Kartoffeln, schneidet ⅓ davon in kleine Stückchen in einen Topf, gießt Wasser darüber, kocht sie zu einem Brei und quirlt denselben glatt. Die übrigen Kartoffeln reibt man in etwas warmem Wasser, schüttet dann das Ganze in ein leinenes Säckchen, fängt das ablaufende Kartoffelwasser auf, gießt es wieder in den Küchennapf zurück und läßt es stehen, damit sich die Stärke absetzt. Das Säckchen mit den Fasern preßt man tüchtig aus. Jetzt gießt man das Kartoffelwasser vorsichtig aus dem Napf und läßt die Stärke auf den Boden sich setzen, bringt die Kartoffelfasern dazu und 1½ Hand voll Salz und reibt die Stärke klar und locker durcheinander. Nun brüht man den kochenden Brei auf die Masse und stampft den Teig mittelst eines starken Quirls gut durcheinander. Man ballt nun die Klöße, bringt in die Mitte geröstete Semmelbröckchen und legt sie ins strudelnde Wasser. Hat man die Klöße eingelegt, so stellt man sie vom Feuer weg und läßt sie ca. 10 Minuten ziehen, nicht kochen. Schön weiß bleiben die Klöße, wenn man sie schnell herstellt. Sie müssen rasch auf den Tisch gebracht werden. **Meta.**

Fragen.

1) Könnte ich wohl erfahren, wie man mit Aquarellfarben auf weißer Seide malen muß und wie man die Malerei behandelt, um sie vor dem lästigen Auslaufen der Farben zu schützen? Gibt es auch ein Mittel, wodurch man die Waschbarkeit des bemalten Stoffes erzielt, eventuell durch Zusetzen einer Flüssigkeit bei den Farben? **Frl. v. A. in F.**

2) Würde eine freundliche Daheimleserin mir wohl eine Adresse angeben, wo ich die echten Engadiner Bergkatzenfelle beziehen könnte?

Alte Abonnentin in Y.

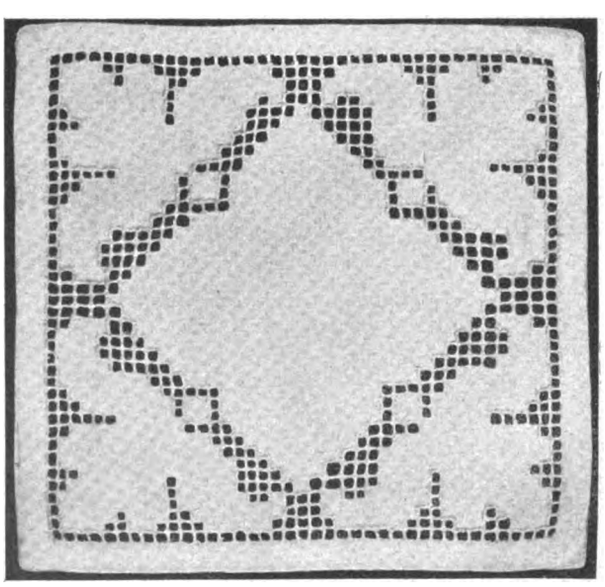
3) Kann mir hier Auskunft erteilt werden, ob es in Berlin Krankenpflegekurse von acht Wochen gibt, wobei man Wohnung in der Klinik erhält, etwa in der Weise wie z. B. in Breslau, wo man für die ersten 4 Wochen täglich 1 Mark zahlt, für die zweiten 4 Wochen aber freie Wohnung und Beköstigung erhält.

K. E. B. in F.

4) Hiermit möchte ich freundlichst um Auskunft bitten, wie neue weiße Fußböden, welche nur geölt werden sollen, zu behandeln sind? **Fr. Pastor S. in W.**

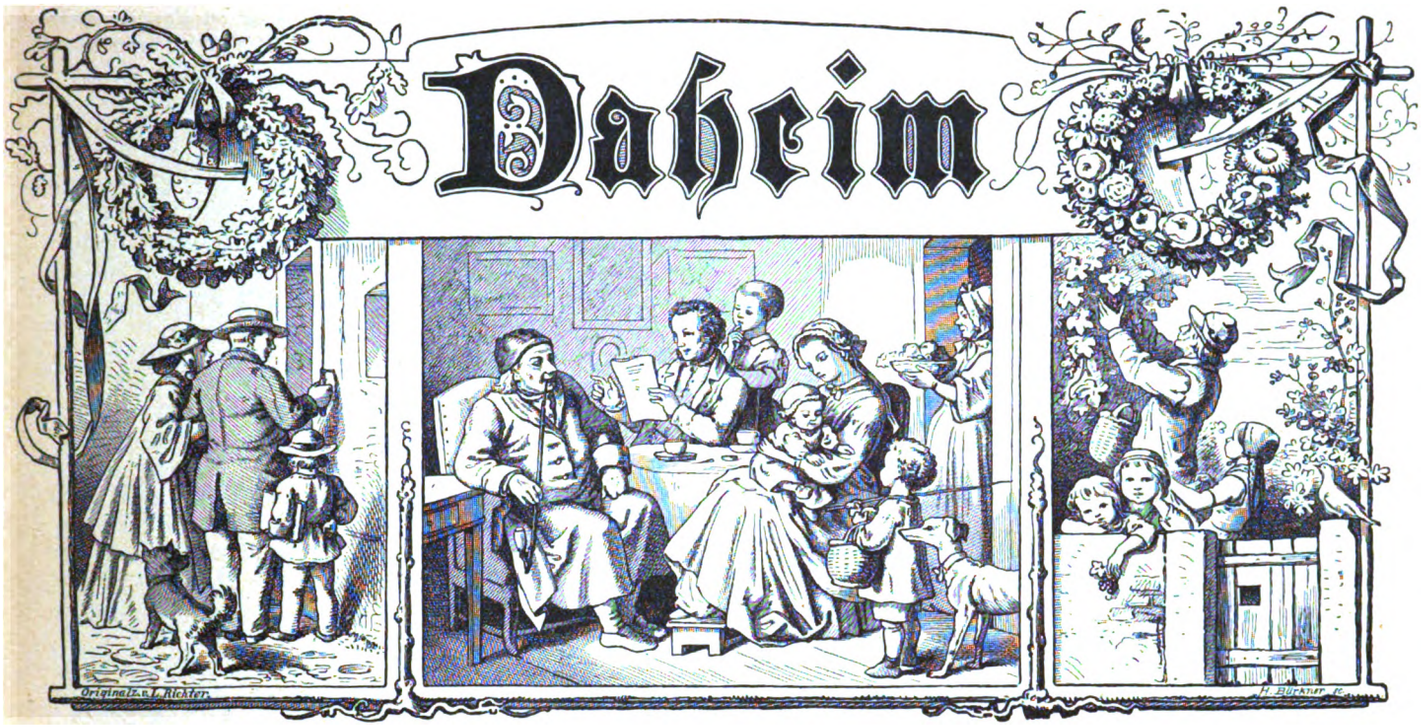
Auskunft.

Fr. Pastor S. in W. Zum Selbstbrennen von selbstgemalten Porzellansachen müßten Sie sich einen sogen. Muffelofen anschaffen. Lesen Sie die Aufsätze im Frauendaheim Nr. 18, 39 und 49 des vorigen Jahrgangs über das Porzellanmalen und -Brennen.



Kleines Deckchen im Leinendurchbruch (verkleinert) aus einer Fachschule in Karlsbad i. B.

Digitized by Google



Krach.

Roman von Hanns von Zobeltitz.

1. Kapitel.

Im Restaurant Durand gegenüber der Madeleine leuchteten die elektrischen Lampen auf. Es war noch früh für die Dinerzeit, sieben Uhr, und auf der Straße lichter Tag. Aber hinter den Fenstervorhängen lag schon die Dämmerung. Draußen wogte die Menge und staute sich an der Haltestelle der Omnibusse; die endlose Reihe der vom Bois und von der Ausstellung zurückkehrenden Wagen — Equipagen, Mailcoachs, Voitures de Remise, Selbstfahrer, Automobilen — mußte immer aufs neue vor dem weißen Stab des Gardien stoppen. Drinnen im Restaurant war es noch leer. Die behäbigen Kellner mit den schneeweißen Schürzen standen gähnend umher oder plauderten über das Neueste vom Neuen: daß ‚Monsieur Panama' — der Präsident Loubet — gestern wieder einmal ein Stückchen Ausstellung eröffnet habe, daß die Engländer diesmal so ganz auszubleiben schienen, daß ‚le Kaysèr' — Wilhelm II. — inkognito auf der Esplanade des Invalides gewesen sei. Und ob ‚le tzar' kommen werde? Aber selbstverständlich! Er mußte ja kommen. Und mit ihm und nach ihm Legionen von Russen mit ganzen Koffern voll Gold, bereit, es auszugießen über Paris. Wie sich das gehörte!

Die Türe zum Vorraum ging. Die ersten Dinergäste — Augenscheinlich Deutsche. Nicht sehr vielversprechend. Im hellen Reiseanzug beide Herren — eigentlich unerhört für ein Restaurant von Klasse. Runde Hüte, bestaubte gelbe Schuhe. Nun freilich — man war in der Ausstellungszeit, da mußte man schon ein Auge zudrücken. Und die Deutschen waren ja nicht mehr die sparsamen Verzehrer von ehedem. Sie sollten reich geworden sein, hieß es. Wohl immer noch gemästet an den fünf Milliarden. Ausgestellt sollten sie ja auch erstaunlich haben. Die Blätter waren voll davon.

Die beiden Herren — sehr hager der eine, jüngere, mit dem rötlichen Schnurrbart und Spitzbart; groß, stark, grau meliert, vollbärtig, ein echter Germane der andere, — erwiesen sich übrigens durchaus als weltkundige Leute, denen weder das Restaurant Durand noch ein Boulevardkellner, und wenn er wie Herr Kolchis aus der Operette aussieht, besonders imponiert. Sie schritten sehr sicher auf den einen Eckтisch zu, und die Art und Weise, wie sie sich auf der Speise- und Weinkarte informierten, zeigte, daß sie in Paris nicht fremd waren.

„Ist's Ihnen recht, Herr Direktor, wenn ich das Menü mache?" fragte der Jüngere.

„Nur zu! Ich bin froh, wenn Sie's mir abnehmen. Und nicht zu kompliziert, bitte. Nur Spargel — Spargel will meine Frau unbedingt haben."

„Schön! Also — Garçon — Potage russe . . . Langouste . . . Tournedos Rossini . . . eine Roueneser Ente — Asperges, Sauce hollandaise . . . Eis . . . Früchte . . .! Einverstanden, verehrter Freund?"

Der Ältere nickte: „Ganz wie Sie wollen, Herr Baldin. Ich bin kein solch Schlecker und Schlemmer, wie Sie. Mach' mir den Geier 'was aus Tournedos Rossini und den berühmten Canards aus Rouen und Umgegend. 'n Stück Rinderbrust und Bouillonkartoffeln sind mir zehntausendmal lieber."

„Haben auch ihre Meriten . . . natürlich! Aber man ist doch nun 'mal in Paris und bei Durand. Ja so . . . wieviel Personen werden wir sein? Ihre Frau Gemahlin, Ihr Herr Sohn . . . meine Frau . . . wir beide! Also fünf Couverts, Garçon . . . Nein, keine Hors d'oeuvre . . . Aber zwei Flaschen Mouton Rothschild . . . 87er . . . eine Celestine . . . und eine Pommery sec. Ein wenig geeist, bitte . . .

Das schwere Werk war getan. Herr Baldin lehnte sich in seinen Stuhl zurück und hielt die Hand vor die Lippen, ein leichtes Gähnen zu verbergen.

Direktor Salester lachte. „Müde — was? Ja, solch 'ne Ausstellung hat's in sich. Da helfen weder Rollbahn, noch Aufzüge, noch sonst 'was. Es muß marschiert werden. Das nennen die Leutchen nun ein Vergnügen. Ein Blödsinn ist's. Eine Mordsstrapaze für jeden Besucher. Na, und für die Aussteller ein unnützes Geldhinauswerfen. Nicht zehn Bestellungen werden für Sie eingehen, denken Sie an mich! Aber was Ihr Prometheus-Pavillon kosten wird, mit allem, was drum und dran hängt, wenn Sie am Schluß der Ausstellung das Facit ziehen . . . das möchte ich wohl wissen."

„Und wenn Sie recht hätten, was ändert's? Man muß den Leuten doch zeigen, was man kann. Auf die einzelnen Bestellungen kommt es gar nicht so an. Interesse muß man erwecken —"

„Ach, gehen Sie mir! Fabrizieren Sie gute Strümpfe,

Digitized by Google

die länger halten als die Auerschen und billiger sind, dann kommt das Interesse von selbst... Übrigens könnten unsere Damen endlich erscheinen! Ein Viertel nach Sieben! Woll'n wir nicht immer anfangen? Ich kann solche Unpünktlichkeit in den Tod nicht leiden, mein Magen knurrt bedenklich."

„Ein Viertelstündchen müssen wir schon noch Geduld haben, Herr Direktor. Bei Madame Virot Hüte kaufen, das erfordert immer mehr Zeit als die Frauen vorher berechnen —"

„Und mehr Geld als sie vorher veranschlagen. Kenn' ich ... aber da sind sie ja ..."

Im Eingang tauchten zwei Damen auf, von einem jungen Herrn unmittelbar gefolgt, dem man trotz seines tadellosen Smoking sofort den preußischen Offizier in Civil ansah. Sein scharfes Auge hatte die beiden älteren Herren schnell gefunden. Er winkte hinüber und flüsterte: „Dort drüben, Mama, sitzt Vater schon. Ihr Herr Gemahl auch, gnädige Frau."

Man sah Frau Salester den großen Sohn nicht an. Klein und zierlich, hätte sie mit ihrem feinen rosigen Gesicht eher als dessen Schwester gelten können.

„Komm nur, Mama, — Vater ist sicher ungeduldig —"

Sie lächelte ruhig, und in ihre Wangen traten zwei Grübchen, die ihr ein fast mädchenhaftes Aussehen gaben. „Wir wollen ihn schon versöhnen, Konrad —"

Die beiden Herren hatten sich erhoben. Der Bankdirektor wirklich mit etwas brummigem Gesicht, die Uhr in der Hand — „wenigstens von einem Soldaten sollte man doch Pünktlichkeit erwarten" —; Herr Baldin mit seinem süßesten Lächeln: „Entzückend! Beide Hüte sind wahre Kunstwerke!" rief er. „Gedichte —"

„Aber ganz gewiß teurer als je ein Poëm war!" Salester strich mit der Rechten über seinen Vollbart. „Still, Virginie! Nichts vom Preise. Wir wollen uns die Laune nicht verderben. Ich habe Hunger — Garçon, die Suppe!"

Das Restaurant begann sich zu füllen. In der nächsten halben Stunde waren sämtliche Tische besetzt. Alle Gäste in großer Toilette; die Damen vielfach dekolletiert, die Herren im Frack oder Smoking, mit der Gardenia im Knopfloch, wenn das rote Bändchen der Ehrenlegion fehlte. Erstklassige Gesellschaft durchweg, oder doch solche, die erstklassig erscheinen wollte. Viel Fremde, aber noch mehr Franzosen; der große Zustrom der Ausländer, den Paris zur Weltausstellung erwartete, war ja bis jetzt — Mitte Juni — noch ausgeblieben.

Ein diskreter Hauch von Parfüm, von Blumen und Speisen. Gedämpftes Geflüster, dann und wann ein lauteres Wort, ein leises Lachen. Geräuschlos die Kellner; selten ein Klingen der Gläser, Klirren von Porzellan.

Frau Paula Baldin saß an der Querseite des kleinen Tisches, zwischen den beiden Salesters, Vater und Sohn. Ihre großen, runden, glänzenden Augen — das einzige an ihr, was vielleicht noch daran erinnerte, daß ihr Vater einst im Posenschen mit der Hausierkarre von Dorf zu Dorf gezogen war — wanderten ohne Unterlaß über das glänzende Bild hin, über dies lichte Meer heller Seidenkleider, aus dem sich die schwarzen Herrenröcke wie dunkle Schatten heraushoben; über die glitzernden Brillantrivieren und die schimmernden Perlenkolliers; Sie sah alles: die kostbare, mit Saphiren besetzte Chatelaine der einen, die strahlenden Marquisenringe an den schlanken Fingern der anderen, bei der dritten einen goldgestickten Seidenschuh, winzig wie das Pantöffelchen Aschenbrödels, bei der vierten eine Gürtelschnalle im Secessionsstil, ein Werk Laliques vielleicht, mit großen farbigen Steinen. Sie, die sonst so Gesprächige, fand heute kaum die notwendigsten Höflichkeitsworte. Sie berührte die Speisen auch kaum. Aber dann und wann nagte sie mit ihren weißen Zähnen an der Unterlippe, wie in verstohlener Gier.

„Gnädigste Frau sind wirklich auch zum ersten Male in Paris?"

Der junge Offizier nahm wieder einmal einen Anlauf, mit seiner eleganten, schönen Nachbarin in ein Gespräch zu kommen. Draußen auf den Boulevards hatte sie so nett geplaudert; ein wenig gesucht geistreichelnd kam es ihm zwar vor, aber doch höchst anregend; heut früh im Louvre hatte sie ihm sogar einen kleinen kunstgeschichtlichen Vortrag über „unsere schönste Frau von Milo" gehalten, der ihm die aufrichtigste Bewunderung abnötigte. Warum sie wohl jetzt so still war? Er mußte seine Frage wiederholen, und auch dann antwortete sie nur mit einem kurzen Kopfneigen und einem ziemlich unaufmerksamen: „Sie auch, Herr Leutnant?"

„Um Gotteswillen, gnädigste Frau, lassen Sie den Leutnant beiseite. Gewiß ich auch — es gab ja keinen Urlaub nach Frankreich. Jetzt zum ersten Male. Aber dafür bin ich auch ganz bezaubert. Diese Stadt! Und das Leben, der Zuschnitt —"

Sie hatte nur halb hingehört. Aber nun sagte sie doch mit einem stärkeren Aufatmen: „Jawohl ... der ganze Zuschnitt! Dieser Luxus, diese Eleganz! Was sind wir dagegen? Arme Schlucker. Hier ist der große, in Generationen angesammelte Reichtum, und neben ihm die kühne Unternehmungslust, die immer neue Werte schafft. Schaffen muß, um mitleben, um mitgenießen zu können. Da, sehen Sie einmal ... drüben rechts ... die schlanke, junge Frau in der wunderbaren meergrünen Robe. Ich sage Ihnen, das Kleid kostet seine viertausend Francs, und für vierzigtausend Francs trägt sie Juwelen —"

Er sah hinüber. Und dann sah er auf seine Mutter, die ihm gegenüber saß und so jung und schön aussah in ihrer stillen Art. Er sagte: „Das Kleid ist gewiß sehr geschmackvoll und kostbar, und die Juwelen sind großartig. Aber finden Sie nicht, daß diese meergrüne Fee etwas zu jugendlich angezogen und schrecklich geschminkt ist?"

„Gehen Sie doch! Alle Pariserinnen wollen jung und schön erscheinen, und sie haben recht. Frauen müssen schön sein wollen!"

Konrad sah wieder hinüber zu seiner Mutter. Die brauchte nicht schön sein zu wollen — sie war es. Sie war es immer gewesen, soweit er zurückdenken konnte.

Vielleicht las sie jetzt in seinen frischen, hübschen Zügen die zärtliche Empfindung gegen sie. Sie nickte, und sie lächelten sich zu.

Die beiden älteren Herren waren schon wieder in einem geschäftlichen Gespräch. Baldin hatte, zwischen Langouste und Tournedos, begonnen; ihn beseelte stets eine fieberhafte Unruhe, wenn er nicht irgendwie eine geschäftliche Anknüpfung fand. Und wenn sich Salester auch in seiner grobkörnigen Art „das Geschäft" verbat — „ich reise zu meinem sogenannten Vergnügen, mein Lieber, und nicht als Direktor der ausgezeichneten Mitteldeutschen Genossenschaftsbank" — wußte Baldin doch ganz genau, daß das nur eine kleine Maske war. So sprach er, sein Glas langsam zwischen den Fingern drehend, von dem großen Prunkpavillon der A. E. G., der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft, und ihren Nernstlampen — „einem noch ungelegten Ei!" —, sprach von dem wirtschaftlichen Übergewicht des Gasglühlichts im allgemeinen und von dem Prometheuslicht seiner eigenen Gesellschaft, die — „Sie werden's sehen, mein Verehrtester, in kurzer Zeit alle Konkurrenten an die Wand drücken wird."

Es verschlug ihm nicht, daß er dann und wann einige Bissigkeiten des Bankdirektors in den Kauf nehmen mußte. Der Mann war nun einmal so; er konnte nicht denken, nicht sprechen, ohne grob zu werden. Nur seiner sanften Frau gegenüber war er — man wußte es — wie Wachs. Mochte er übrigens malitiös, mochte er grob sein: für den Kern jedes Geschäftes hatte er doch das richtige Verständnis, und den Ehrgeiz hatte er, Geld zu verdienen. Hohe Dividenden für die Aktionäre, hohe Tantiemen für sich. Das war ja auch ganz in der Ordnung — das! Reich werden, war die Losung!

Baldin sprach gerade von der kürzlich von ihm gegründeten Wiener Tochtergesellschaft seines Unternehmens, als seine Frau plötzlich, wohl eines seiner Worte auffangend, dazwischen warf: „Weißt Du, wen ich heute früh im Louvre gesehen habe, Oskar? Doktor Prall!"

Digitized by Google



Beethoven. Nach dem Gemälde von Jul. Schmid.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Digitized by Google

Sie sagte es scheinbar ganz beiläufig, mit einem fast spöttischen Hochziehen der vollen Schultern.

Und ihr Gatte sagte, scheinbar ebenso beiläufig und gleichgültig: „... Der Narr!"

Aber sie wechselten dabei einen schnellen Blick, dessen Ausdruck nicht recht zu dem Ton der Worte paßte.

„Doktor Prall ist hier? Eigentlich möchte ich den Mann einmal kennen lernen." Salester setzte den hornumrandeten Kneifer fest auf die breitrückige Nase. „Nämlich, mein Verehrtester, ich bin immer der Ansicht gewesen, daß Sie gar nicht im Interesse des Prometheus gehandelt haben, als Sie den Mann mit einer lumpigen Abfindung so mir nichts, dir nichts zur Seite schoben."

„Lieber Freund, eine lumpige Abfindung? Ich bitte Sie — fünfzigtausend Mark —"

Der Bankdirektor blinzelte unter seinem Kneifer hervor, und um seine Mundwinkel zuckte es sarkastisch. „Mein Himmel — ja — das mag ja für solch armen Chemiker ganz schön sein. Ich weiß im Augenblick auch nicht 'mal, wie hoch das Konto Patente dann später in das Aktienunternehmen eingebracht wurde — aber ein wenig höher, mein' ich, war's wohl." Wenn er recht malitiös sein wollte, sprach er ganz langsam. Diesmal zerkaute er die Worte förmlich.

„Wenn Sie den Prall kennen lernen wollen, suchen Sie ihn doch in Berlin auf." Baldin schien ein wenig gereizt. „Er wohnt ... oder er wohnte bis vor einem halben Jahr draußen in Wilmersdorf, wo die Welt ein Ende hat. Sie werden dann erkennen, wie schwer mit diesem Sonderling zu verhandeln ist. Schwer? Gar nicht! Wenn es nach dem ginge, müßten wir die Beleuchtungskörper unter dem Selbstkostenpreise abgeben. Wollte er doch, daß das Prometheuslicht das ‚Licht der Armen' werde —"

Das Diner war bis zum Geflügel vorgeschritten. Der Chef de la Cuisine erschien höchstselbst, um vor den Augen der Gäste die Roueneser Ente, seine Spezialität und die des Restaurants, zuzubereiten. Zwei Kellner rollten einen Tisch herbei und setzten das große silberne Pressoir auf. Würdevoll präsentierte der Dritte die rohe Ente herum, noch würdevoller trennte der große Mann in der schlohweißen Kleidung die besten Stücke ab, schob den Rest in die Presse; die Kellner drehten an beiden Kurbelstangen, als gelte es, eine schwere Maschine in Bewegung zu setzen.

„Ich bin doch neugierig, wie sich das entwickeln wird," lachte der junge Offizier. „Das ist ja wie ein Ereignis."

„Eine Ente aus Rouen bei Durand ist auch ein Ereignis!" Baldin schien das Gespräch jetzt ganz gern vom geschäftlichen zum kulinarischen Thema überzuleiten. „Sehen Sie nur, wie der Chef aus seinen Büchsen die Sauce präpariert. Nun der ausgepreßte Saft der Ente dazu; jetzt zündet er die Spiritusflamme unter der Silberplatte an —"

Er schien noch weiter sprechen zu wollen. Aber da richtete sich Frau Salester aus ihrer ruhigen, etwas müden Haltung auf und sagte, sichtlich interessiert, zu ihrem Manne: „Karl, bitte ... sind das nicht Möller-Sieghards?"

Ihre Augen wiesen auf eine kleine Gruppe von drei Personen in der Mitte des Saales: einen älteren Herrn — groß, schlank, vornehm, das frische Gesicht scharfgeprägt, der Blick lebhaft; daneben einen sehr eleganten jüngeren Herrn und ein hübsches Mädchen. Alle drei standen dicht beieinander und berieten mit dem Geschäftsführer. Sie schienen vergebens einen freien Tisch zu suchen.

Salester erhob sich sofort — „Ich will 'mal sehen, ob sie sich zu uns setzen. Wir können ganz gut ein bissel zusammenrücken —" und schritt auf den älteren Herrn zu. Sie drückten sich die Hände; Salester begrüßte auch Sohn und Tochter, und dann traten sie an den Tisch heran. Konrad Salester war bereits aufgesprungen und stand, die Hände an der Stuhllehne, um sich vorstellen zu lassen.

„Herr Geheimrat Möller-Sieghard — Herr Assessor Möller-Sieghard! Erlauben Sie, gnädiges Fräulein: mein Sohn! Pardon, gnädigste Frau: Fräulein Möller-Sieghard."

Der Bankdirektor lachte breit: „Diese blödsinnige Vorstellerei! Eigentlich kennen sich die Herrschaften ja wohl alle, wenigstens vom Sehen."

„Ich hatte wirklich noch nicht die Ehre, Papa!"

„Na — dann hast Du sie jetzt ja gehabt, Konrad! Und nun, bitte, sporne 'mal Dein Französisch und sieh zu, ob Du nicht noch ein paar freie Stühle bekommst."

Der Geheimrat hatte Frau Salester die Hand geküßt. Als er sich dann vor den beiden Baldins verneigte, schien es fast, als täte er's, bei aller Höflichkeit, mit einer ganz leichten Reserve. Vielleicht erschien es wirklich nur so — gerade im Gegensatz zu der etwas übertriebenen Beflissenheit, mit der Baldin dem Inhaber des Weltgeschäfts Möller-Sieghard & Söhne, dessen Begründung noch in die Zeit Friedrichs des Großen fiel, seinen eigenen Platz anbot.

„Es ist sehr liebenswürdig, daß Sie uns in unserer Not helfen! Bitte, Willy, bestell' uns irgend etwas Leichtes zu essen, ein Poulet de grain und einen herben Sekt. Oder willst Du lieber einen süßen, Bernhardine? Nein — desto besser!" Der Geheime Kommerzienrat hatte sich zwischen das Ehepaar Salester eingeschoben und plauderte lebhaft weiter: „Jetzt trifft man in Paris doch überall Bekannte, überall Landsleute. Eben, wie wir zum Hotel heraustraten, den Fürsten Radolin, dann zehn Schritte weiter Lenbach ... und nun Sie. Famos sehen Sie aus, gnädige Frau. Mein Kompliment! Wie lange sind Sie schon hier? Und wo wohnen Sie, wenn ich fragen darf?" Dabei rieb er sich die auffallend schönen, wohlgepflegten Hände, nickte seinem Töchterchen zu, lächelte verbindlich.

„Im Continental! Nun, da sind Sie vortrefflich untergekommen. Wir wohnen immer bei Meurice. Das heißt, wenn ich wir sage, so meine ich nur Willy und mich. Mein Küken dort ist natürlich zum ersten Male in diesem Sodom. Ihr Herr Sohn auch? Wo steht er eigentlich?"

„In Stolp, Herr Geheimrat. Aber im Herbst kommt er nach Berlin — zur Kriegsakademie." Frau Salester sprach es mit einem schlichten Stolz, und über ihr Gesicht legte sich ein Glücksschimmer, der sie noch mehr verschönte. So sehr, daß drüben das junge Mädchen impulsiv zu dem Sohne sagte: „Was haben Sie für eine schöne Mama!" Als sie es ausgesprochen hatte, errötete sie ein wenig, schlug auf einen Moment die dunklen, langwimperigen Augen nieder und setzte dann schnell hinzu: „Nämlich .. ich habe schon im vorigen Winter die Ehre gehabt, Ihre Frau Mama zu sehen. Im Kaiserhof .. bei dem großen Wohltätigkeitsbazar."

„Stolp! Auch eine schöne Gegend!" hatte inzwischen der Geheimrat entgegnet. „Nun, unsere jungen Herren wissen es sich überall behaglich einzurichten. Aber Berlin und die Kriegsakademie wird er doch vorziehen. Bitte, Willy, gib mir noch eine Träne Sekt .. danke! Ah, ich sehe, Sie sind bei der großen Staatsaktion aller Fremden, bei der Roueneser Ente. Gerade bei Durand ist sie vortrefflich. Obwohl, wenn ich ehrlich sein soll, mir daheim eine Ente mit Maronen besser schmeckt —"

„Ganz mein Fall, Herr Geheimrat!" brummte Salester. „Überhaupt — diese Pariser Küche! Eigentlich ohne Kraft und Saft."

„O, man darf das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Sie hat schon ihre Spezialitäten, in denen sie unübertrefflich ist. Nun, gnädigste Frau .... und die Ausstellung? Sind Sie befriedigt? Das Große und das Kleine Palais — überhaupt, die Kunst — .. ich bin entzückt! Es ist das freilich, sozusagen, meine besondere Liebhaberei, und ich werde mich ihr jetzt wohl noch mehr widmen, wenn ich mich von dem leidigen Geschäft zurückgezogen habe."

Über das breite Gesicht Salesters huschte ein Lächeln. Er wußte, daß der Geheimrat seit einem halben Jahrzehnt davon sprach, sich vom Geschäft zurückziehen zu wollen, daß es aber immer bei der Absicht blieb. Warum auch? Möller war eigentlich noch zu jung dazu. Auffallend frisch und rüstig. Wie ein Mann im Anfang der Vierzig sah er aus,

Digitized by Google



Bildnis des Nürnberger Ratsherrn Hieronymus Holzschuher. Von Albr. Dürer. Im Königl. Museum zu Berlin.
Nach einer Original-Photographie von Franz Hanfstaengl in München.

Digitized by Google

Digitized by Google

wenn er so wie jetzt eben lächelnd seinen starken, schwarzen Schnurrbart strich.

„Nein ... nein, mein Bester. Sie brauchen gar nicht spöttische Augen zu machen. Diesmal wird's Ernst. Am 1. Oktober trete ich zurück. Ich bin an der Mitte der Fünfziger — da darf man wohl jüngeren Kräften das Feld räumen. Ist übrigens auch Familientradition bei uns. Und zudem macht's mir keinen Spaß mehr, seit Ihr Großbanken uns armen Privatbankiers das Wasser abgrabt. Aber abgesehen davon: ich will endlich einmal meinen Passionen, meinen Sammlungen ... und meinem Töchterchen da leben. Nun mag mein Sohn sich an den veränderten Verhältnissen die Zähne ausbeißen. Er ist ja —", der Geheimrat sagte es mit ein wenig ironischen Lächeln — „er ist ja ein ganz moderner Mensch."

Willy Möller-Sieghard hatte neben Frau Baldin seinen Platz gefunden und schien mit diesem außerordentlich zufrieden. Er hatte sich zwar zuerst innerlich über die Reiseanzüge der beiden Herren mokiert, die allerdings mit seinem etwas überelegenten Dinerjackett stark kontrastierten. Aber an der Toilette der jungen Frau fand auch sein verwöhntes Auge nichts auszusetzen. Er war sofort mit ihr in ein lebhaftes Gespräch verwickelt, das von der Modeausstellung von Felix im Palais de costume auf die jüngste französische Literatur, von der auf die große Sarah als l'Aiglon, und von dieser in einer genialen Kurve zu den Juwelenwundern von Tiffany und Boucheron glitt. Und nun befand sich Frau Paula erst in ihrem eigentlichen Element. Sie lachte zwar, als sie erzählte, wie vor den Auslagen des Königs der Pariser Juweliere zwei Damen vor Entsagungsschmerz gestöhnt hätten, aber sie fügte mit einem koketten Augenaufschlag hinzu: „— Und ich war die dritte!"



Unersättlich. Nach dem Gemälde von L. Knaus.
(Verlag von Rud. Schuster in Berlin.)

Dann erhob sich der Geheimrat.

„Wir wollen noch auf zwei Akte in die Oper. Es wird grad' nicht aufregend sein ... die ‚Afrikanerin' ist wohl nicht jünger geworden, seit ich sie zum letzten Male mit unserer unvergeßlichen Lucca sah ... aber in Paris gewesen zu sein und nicht in der Oper, das würde mir meine Hardi nie vergeben." Er sah sich im Kreise um und setzte unter dem Einfluß einer Augenblicksstimmung hinzu: „Übrigens ... wir haben noch einen Platz in der Loge frei. Wenn Sie sich vielleicht anschließen wollen, mein verehrter Herr Kriegsmann —"

Konrad Salester warf einen fragenden Blick auf seine Mutter. Dann bejahte er eifrig. Mit einer schnell getroffenen Verabredung für den nächsten Vormittag zum Lunch im deutschen Restaurant der Ausstellung schied man.

Auch die anderen brachen bald auf. Draußen brauste das Boulevardsleben. Dem breiten Strom, der von dem Ausstellungsgebäude kommend über den Madeleineplatz wogte, stemmte sich der andere entgegen, der sich aus der inneren Stadt in die Rue Royale, nach dem Place de la Concorde zu ergoß. Nur schrittweise kam man vorwärts. Ein Wagen war nicht zu finden.

Langsam gingen sie den Boulevard des Capucins hinauf, Salesters voran, Baldins hinterdrein. Es war sehr schwer, beieinander zu bleiben, so dicht war das Gedränge. Vor den langen Stuhlreihen des Café de la Paix staute es völlig. Die Camelots riefen soeben die zweite Ausgabe des Soir aus, drängten sich durch die Passanten; ein paar Händler boten mitten auf dem Trottoir ihren Tand feil, billige Bijouterien, Streichhölzer, Postkarten, weiße Mäuse und kleine zahme Papageien; wie eine Mauer stand die Menge um die lebhaft gestikulierenden Burschen. Eine unendliche Wagenreihe fuhr zur nahen Oper und sperrte den Übergang. Plötzlich fühlte Baldin den Druck der Hand seiner Frau auf dem Arm. Ihre Rechte krampfte sich förmlich ein. „Da ... wieder er!" stieß sie hervor.

Fast unmittelbar neben ihnen, in der zweiten Stuhlreihe des Cafés, erhob sich eine lange, hagere Gestalt. Ein Mann mit einem scharfgeschnittenen, bartlosen Gesicht, vielfaltig wie das eines Greises und von krankhafter Bläße. Er hatte den Hut, einen breitrandigen Filz, vor sich in den Händen. Über die hohe Stirn fiel eine weiße Strähne des sonst noch ungebleichten Haares hinab. Sein rechtes Auge war mit einer schwarzen Binde verdeckt. Aber das linke Auge heftete sich auf das junge Weib mit einem Ausdruck von ingrimmigem Haß und Verachtung.

„Komm schnell —", sagte sie zu ihrem Mann. Jetzt war nichts mehr in ihr von ironischer Ueberlegenheit. Sie zitterte. Er drängte vorwärts. Aber sie kamen nicht von der Stelle. Und nun kreuzte sich auch sein Blick mit dem des Einsamen drüben unter der bunten Menge. Da verzog sich dessen Gesicht zu einem spöttischen Lachen. Baldin steifte unwillkürlich den Nacken. Aber er zog doch den Hut, und der andere nickte ihm zu, immer noch mit demselben Hohnlächeln. Jetzt endlich hob der Gardien drüben seinen Stab. Die Wagenreihe hielt — die Passanten schoben hastig vor, und die Welle trug auch Baldin und seine Frau weiter. Ihre Hand bebte noch auf seinem Arm, als sie drüben jenseits der Rue de la Paix wieder festen Fuß faßten.

„Wie ein Anarchist sah er aus —" flüsterte sie. „Als ob er im nächsten Moment eine Bombe schleudern würde —"

Der Direktor konnte schon wieder lachen: „Ach Unsinn! Deine Nerven sind doch sonst nicht so schlecht, Paula. Der Mann tut keinem Menschen etwas zu leide — höchstens sich selbst!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Ausflug nach Marbach.

Von J. C. Heer.

Marbach ist Schillers Heimatstädtchen! Wen, der zufällig in Schwaben weilt, lockt es nicht an den Ort, in dem der geniale Dichter das Licht der Welt erblickte, sein kleines Vaterhaus, seine kleine Wiege steht? Von Stuttgart aus ist es ein reizender Halbtagsausflug, womit man angenehm einen Besuch in Ludwigsburg, der ehemaligen schwäbischen Residenz, verbinden kann. Überall Erinnerungen an Schiller und seine Zeit, besonders an jenen Herzog Karl, unter dessen hartes Regiment die Jugend des Dichters fiel. Auf der Fahrt von Stuttgart nach Ludwigsburg grüßt links herüber von sonniger Höhe das Schloß Solitüde, auf dem Schiller vom vierzehnten bis zum sechzehnten Jahre Zögling der Hohen Karlsschule war, und vor Ludwigsburg kreuzt die Bahn jene schnurgerade, drei Stunden lange Straße, die Herzog Karl von seinem Residenzschloß querfeldein nach der Solitüde bauen ließ. Da sie keinen Dörfern dient, liegt sie heute, das Denkmal einer Fürstenlaune, grasüberwachsen und verödet; sie erfüllte nach dem Tode des Herzogs nur einmal noch einen Zweck; als die längste gerade Straße des Königreichs wurde sie zur Basis der württembergischen Landesvermessung gewählt.

Man kennt Ludwigsburg als das württembergische Versailles oder Potsdam, durch dessen schachbrettartig angelegte Viertel, über dessen große Plätze noch der Hauch alter höfischer Zeiten strömt. Aus dem Dornröschenschlaf, der über die kleine Stadt kam, als die Könige von Württemberg das reizende Stuttgart als Residenz zu bevorzugen anfingen, ist es zwar wieder erwacht, reges Militärleben bevölkert die Stadt, und doch — im wesentlichen macht es stets noch den Eindruck einer zwar sehr sauberen, aber verlassenen, stillen Residenz, deren helle Straßen, deren sonnige Plätze sich nie mehr genug beleben, seit die glänzenden, üppigen Hoffeste und -Züge daraus verschwunden sind. Ein Gang durch den Barockbau des Schlosses, ein Blick in die steif ausgestatteten Gemächer, besonders aber in den ans Schloß angrenzenden englischen Park, der mit seinem Grün, mit seinen Teichen, Wasserspielen und Statuen das Schönste an Ludwigsburg ist, dann bietet uns die stille Stadt nichts mehr als das freundliche Gedenken, daß hier Schiller von Ende 1766 bis Anfang 1773 als Lateinschüler durch die Straßen wandelte und sie auch Justinus Kerners und Eduard Mörikes Dichterwiege gewesen ist.

Also nach Marbach! Es liegt anderthalb Stunden von Ludwigsburg. Man kann auf jener Bahn dahin fahren, bei deren Gründung der Abgeordnete des Städtchens erklärte: „Wenn die Bahn nicht über Marbach gebaut wird, ist es das größte Unglück, das uns seit Schillers Geburt betroffen hat", oder auf reizvollem Wege dem eine halbe Stunde von Ludwigsburg in großen Krümmungen dahinfließenden Neckar folgen. Der erste Anblick des Ortes ist immer malerisch. Ein echtes schwäbisches Landstädtchen, steht es mit seinen Fachwerkhäusern und Giebeln auf einer schroffen Uferhöhe über dem durch ein Wehr geschwellten, grün einherflutenden Neckar, der hier ein mit Stuttgart verbundenes Elektrizitätswerk treibt und von einer hohen Eisenbahnbrücke überspannt wird.

Das abseits vom großen Verkehr liegende Städtchen, dem zermorschende Stadtmauern und ihre Ecktürme ein mittelalterliches Aussehen geben, hat nur eine einzige hübsche Straße, jene, an der seine paar ländlich guten Gasthöfe stehen. Sie bevölkern sich besonders am 5. Mai, wenn eine große Schillergemeinde aus nah und fern, zusammen mit den Einwohnern des Städtchens, den Todestag des Dichters feierlich begeht, aber auch an jedem schönen Sonntag, da es stets Ausflügler gibt, die in das Schillerstädtchen wallfahren. Obgleich die Einwohner nur schlichte Bauern und Winzer sind, obgleich, wie wir gesehen haben, die Heimatgemeinsamkeit mit Schiller vor oratorischen Entgleisungen nicht schützt, lebt ein stiller Stolz auf den großen Namen, der aus dem kleinen Städtchen aufgestiegen ist, in der Bevölkerung, die dem Fremden mit aufgewecktem Sinn und einfacher Freundlichkeit gegenübertritt.

Auf die Hauptstraße schaut das mittelalterliche Bild des Obertorturmes, der als das Wahrzeichen des Städtchens gelten darf; unter ihm entfalten sich zu den von der Überlieferung gegebenen Zeiten die Märkte von Marbach, auf denen, Kernholz vom Schwabenstamme, die wohlhabenden, festgeprägten Bauern und Holzhändler vom Wunnenstein und Löwensteinergebirge erscheinen, um nach wohlgeschlossenem Handel sich in den Gasthäusern des Städtchens einen guten Tag zu gönnen. An den anderen Straßen drängen sich die kleinen, oft etwas baufälligen Häuser dicht beisammen, kleinbäuerliches Leben und die Truppen der einherwatschelnden Gänse bilden ihre Staffage.

Das kleine, steilgiebelige Geburtshaus Schillers, seit 1858 Eigentum des Marbacher Schillervereins, liegt abseits der Hauptstraße, zwischen anderen Häusern eingeklemmt, in einer steil abfallenden Gasse, die im weiteren Verlauf hinaus an den Bahnhof des Städtchens und zu der prächtigen spätgotischen Alexanderkirche führt, dem schönsten Baudenkmal Marbachs. Vor dem Schillerhaus bildet die Gasse einen kleinen Platz, auf dem sich das altertümliche Brunnenstandbild eines laubumkränzten wilden Mannes erhebt. Der Platz könnte als das Urbild eines altgemütlichen schwäbischen Stadtwinkels gelten, wenn nicht gleich in der Nähe des Schillerhauses ein paar Bauten stark modernisiert worden wären. Dies aber schaut mit der Inschrift: „Schillers Geburtshaus", mit der Rundbogentüre, mit dem hellgestrichenen Fachwerk, mit den leichtvorspringenden zwei oberen Stockwerken, den drei ziemlich breiten Fenstern, in denen die bleigefaßten Rundscheiben säuberlich glänzen, in der Wiederherstellung, die ihm der Schillerverein gegeben hat, alt, lieb und stimmungsreich auf den kleinen Platz.

Und nun Hut ab! Unter der freundlichen Führung des Verwalters, dem die Obhut über die Geburtsstätte des Dichters anvertraut ist, betreten wir das Haus oder vielmehr das Häuschen, dem eines der erhabensten Genies entsprang. Es ist so schmal, daß neben dem Flur nur ein ganz kleines Stübchen Raum hat. In diesem nur mit wenig Geräten, mit einem einfachen alten, eisernen Ofen und der kunstlosen Wiege des Dichters ausgestatteten Zimmerchen zur Linken des Hauseingangs wohnte von 1749 an der Wundarzt Johann Caspar Schiller von Bittenfeld, der vorher manches Kriegsabenteuer erlebt hatte, mit seiner Frau Elisabeth Dorothea, der Tochter des Löwenwirts Kodweis in Marbach, in, wie man wohl annehmen darf, ziemlich dürftigen Verhältnissen. Hier wurde ihnen am 10. November 1759 der Sohn Johann Christoph Friedrich geboren, der gefeiertste deutsche Dichter. In dem fast beengenden Raum, in dem man zum Vergleich unwillkürlich an das vornehme, lichte Vaterhaus Goethes am Hirschgraben in Frankfurt denken muß, geht es überwältigend auf die Sinne, wie doch in der Welt kein Haus so klein ist, als daß man schwören dürfte: daraus wird nie ein großer Mann steigen! Die Maße des späteren Lebens kommen nicht vom Geburtshaus, aber zum guten Teil kommen sie von den Eltern, und mit Verehrung denken wir in der schmalen Kammer an den hausbacken verständigen, doch auch tiefgemütvollen, stets ehrenfesten Chirurgus, an die sanfte, demutsvolle, fromme und poesiereiche Frau, die Schillers Eltern gewesen sind. Das kleine Stübchen in dem den Großeltern mütterlicherseits gehörenden Häuschen war der einzige Raum, der Schillers Eltern zu Gebote stand; die jetzt in ein reizendes kleines Schillermuseum verwandelten zwei Stübchen im ersten Stockwerk waren zur Zeit, da Schiller die ersten Schritte ins Leben machte, von fremden Leuten bewohnt.

Der Vater, der nach der Schlacht bei Leuthen 1758 Leutnant geworden war, stand, als ihm der älteste Sohn geboren wurde, im Übungslager bei Cannstatt, und der Militärdienst führte die Familie bald aus Marbach fort. Der Dichter hat im Geburtshaus nur die ersten vier Jahre seines Lebens zugebracht, doch besuchte er von 1766 an, in der

Digitized by Google

Zeit, da die Familie in Ludwigsburg wohnte, mit der Mutter Marbach noch oft, zum letztenmale aber, wie es scheint, als Vierzehnjähriger von der Militärakademie auf der Solitüde aus, und später bestand zwischen Schiller, den das Leben mit sich fortriß, und seinem Heimatstädtchen keine weitere Verbindung mehr, als daß seine Schwester Christophine darin einige Jahre ihres Witwenstandes verbrachte; seinen Sohn auf der Höhe seines Ruhmes zu begrüßen, war aber dem Städtchen nicht beschieden.

Schiller ist also mit Marbach wesentlich nur durch die Tatsache verbunden, daß es sein Mutter- und Geburtsort ist, seine erste Jugend behütet hat. Sein Andenken aber ist nirgendwo lebendiger. Das erste Stockwerk des Schillerhauses, in das eine halbdunkle Treppe emporsteigt, birgt eine Fülle persönlicher Reliquien, die an ihn und seinen Familienkreis erinnern, Briefe seiner Hand, Gebrauchsgegenstände wie Uhr, Dose, Kleider, Stock, dann Bildnisse, aus denen der Kreis seiner Lieben lebendig zu uns spricht, und besonders durch die vielen hochintelligenten und anmutsvollen Frauengesichter fesselt, die es unter den dem Dichter nächststehenden Gliedern gab. Einen hübschen Schmuck der beiden Stuben bilden auch die Reproduktionen der Schillerdenkmäler, die es in Städten und weiten Landen gibt, und unendlich ist die Zahl der Namen, die sich seit der Eröffnung des Schillerhauses im Jahre 1859 als begeisterte Verehrer und Verehrerinnen des Dichters in die aufliegenden Fremdenbücher eingezeichnet haben. Doch wird wohl das Haus, in dem die Reliquien so stimmungsvoll untergebracht sind, gerade die kostbarsten an das neue Schillermuseum von Marbach abgeben müssen, da es selber als zu feuergefährlich gilt, um dauernd Aufbewahrungsort der teueren Andenken zu bleiben.

Eine Stätte, an der wir uns feierlich zum Genius des Dichters erheben, ist nicht nur das Schillerhaus, sondern namentlich auch das entzückend schön gelegene und an sich selbst herrliche Schillerdenkmal von Marbach. Umsonst rang das Städtchen, langehin im Wettstreit mit Stuttgart, über ein halbes Jahrhundert um den Besitz eines Schillermonumentes, erst 1876, nachdem Kaiser Wilhelm I. französisches Kanonenmetall dazu geschenkt hatte, und in Bildhauer Rau, einem jungen Württemberger, der die Vollendung seines Werkes nicht einmal erleben durfte, der geniale Künstler für seine Ausführung gefunden war, erstand es auf der südlich vom Städtchen gelegenen „Schillerhöhe", einer schönen, kleinen Park- und Gartenanlage über dem malerisch dahinfließenden Neckar. Von Bäumen und Ziersträuchern umrahmt erhebt es sich in anderthalbfacher Lebensgröße auf freiem Raum und gewinnt die Seele des Beschauers wie kaum eine andere Statue des Dichters durch die wunderbare Kraft, mit der sich Jugend und Genialität darin zu einem einheitlichen Ausdruck verschmelzen. Frei und kühn steht der Dichter, dem später die Arbeit des Geistes und schleichendes Leiden den Nacken beugten, in der Fülle der jugendlichen Kraft, doch ahnt man schon, wie hinter der herrlichen Stirn große Pläne reifen, der erhobene Stift in der Rechten sich rüstet, die Schriftrolle in der Linken mit hohen Gedanken zu bedecken. Auch als Porträt nimmt das Denkmal einen hohen Rang ein; bei aller Idealisierung sind die markanten Züge des Dichters, wie wir sie aus späteren Bildern kennen, treu schon in dieser Jugendgestalt gegeben, und erhöht wird die mächtige Stimmung, die sie erweckt, durch die Inschriften aus Schillers Gedicht „Der Gesang" und Goethes Huldigungen an Schiller:

„Wie mit dem Stab der Götterboten,
Beherrscht er das bewegte Herz,
Er taucht es in das Reich der Toten,
Er hebt es staunend himmelwärts!"

So wirkt Schiller auf der Stätte durch das eigene Wort. Der Eindruck des Denkmales ist unvergeßlich, besonders für den, der das Glück genoß, in blühendem Frühling, vielleicht zu der jährlich wiederkehrenden Schillerfeier am 5. Mai, davor hinzutreten, wenn es die Jugend von Marbach mit frischen Kränzen schmückt. Der Blick vom Denkmal über das Land, das um diese Zeit vom rötlichen Apfelblust zu erschimmern pflegt, hinüber nach den Türmen von Ludwigsburg, auf den so seltsam aus der Fläche des Landes auftauchenden Hohen-Asperg, der das Gedenken an den genialischen Feuerkopf von Ludwigsburg, den unglücklichen Schubart, wachruft, ist hinreißend schön. Da kann man schon auf den Gedanken kommen, es müsse an der Lieblichkeit der Landschaft liegen, daß gerade Schwaben in so hervorragendem Sinne deutsche Dichterheimat ist.

Am Abhang der Schillerhöhe erhebt sich jetzt als schlichtvornehmer Bau, der sich freundlich in das Gesamtbild seiner Umgebung einfügt, das mit zwei Fronten ausgestattete, von einer Kuppel überkrönte Schillermuseum mit Sammlungsräumen, Festsaal und Terrasse, eine Schöpfung des Schwäbischen Schillervereines, deren Grundsteinlegung am 29. Mai 1901 feierlich begangen wurde. Das Gebäude, das jetzt vollendet dasteht, soll in erster Linie Schillermuseum und -Archiv sein, im ferneren aber eine Denkmalstätte schwäbischer und deutscher Dichter überhaupt, und bereits ist eine fast überquellende Menge von Handschriften und Nachlaßsammlungen schwäbischer Dichter, von literarischen Reliquien aller Art für die Aufnahme in das Museum bestimmt, in dem eben jetzt die Einordnungsarbeiten begonnen haben. Schiller wird darin mit 163 persönlichen Reliquien, 522 Bildern, Büsten, Medaillons, Statuetten und Münzen, 926 Handschriftnummern von ihm und seiner Familie und über 2000 Bänden Schillerlitteratur vertreten sein. Man kann also schon jetzt sagen, daß im Jahre 1905, wenn der hundertjährige Todestag des Dichters wiederkehrt, Marbach, sein Geburtsstädtchen, die reichsten Sammlungen vereinigt haben wird, die einem künftigen Geschlecht das persönliche und geistige Wesen des Dahingegangenen, doch Unsterblichen, nahe zu bringen geeignet sind.

Um so mehr noch wird das freundliche Städtchen das Mekka aller Schillerfreunde werden.

Unser Herbst.

Wenn das Stechpalmendunkel
Korallenrot kränzt,
Im Frühreife wieder,
Der Sonnenstrahl glänzt;
Wenn feuchtkühler Duft
Aus dem Laubbraun steigt,
Und der Strom
Unter schwebendem Nebel schweigt —
Dann ist es Herbst!

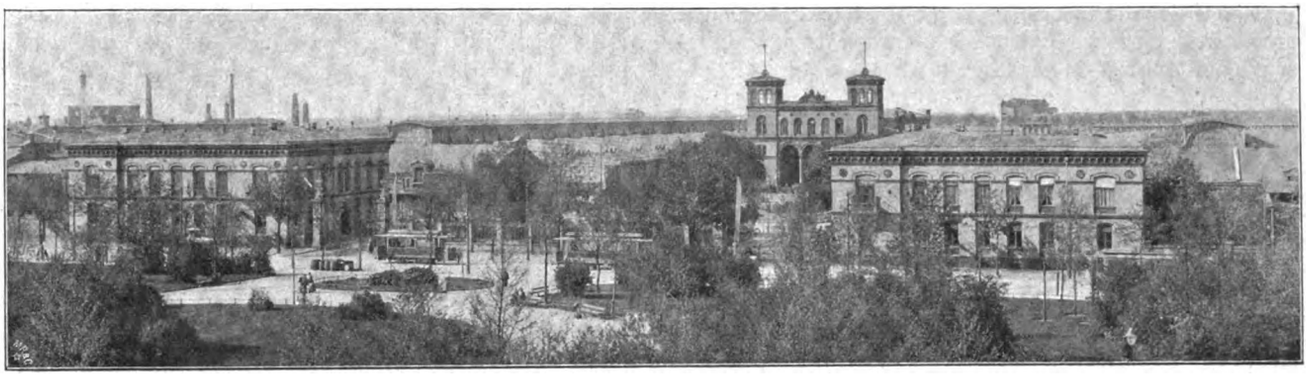
Wenn im dunklen Haar Dir
Schon Silber sich schlingt,
In Sammet furchend,
Die Runenschrift dringt;
Wenn spärlich das Haar
Mir die Stirn schon umgraut
Und der Tag
Oft müde gen Abend schaut —
Dann ist Herbst!

Wenn durch Nebelgrau aber
Es sonnenwarm bricht,
Und rötliches Laub taucht
In Bläue und Licht,
Und wenn dann einander
Im Aug' wir erschauen
Das Glück noch von einst
Und das alte Vertrann —
Auch dann ist es Herbst!

Doch wandeln wir lächelnd
Auf moderndem Laub,
Im Schimmer, der nimmer
Des Graunebels Raub,
Selband' an der Hand
Von den sonnigen Höh'n
Und der Tag
Dünkt uns wie ein Jugendtag schön —
Ja, schön unser Herbst!

Johannes Wilda.

Digitized by Google



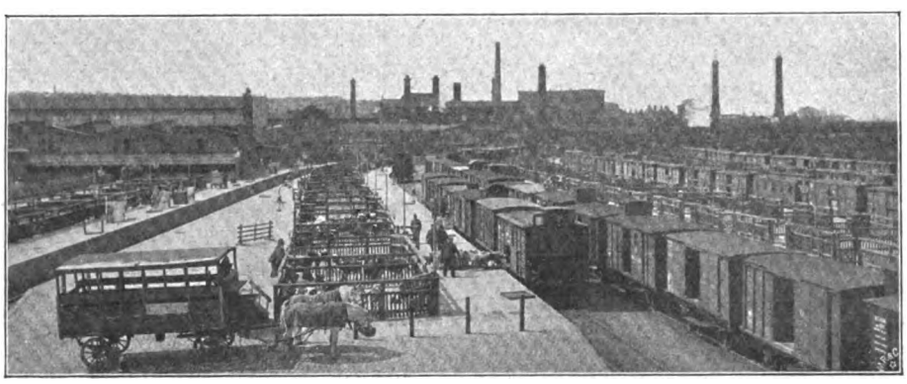
Blick auf den städtischen Viehhof von der Eldenaerstraße aus.

Vom Fleischbedarf der Millionenstadt.

Ein Besuch auf dem städtischen Viehhof zu Berlin. Von P. Grabein. Mit neun Abbildungen.

So ein Koloß von rund zwei Millionen Menschenkräften, wie ihn die Reichshauptstadt darstellt, braucht zu seiner Erhaltung und gigantischen Arbeitsleistung auch ein respektables Quantum Nahrung. Das wird ihm gern jeder glauben und zubilligen. Was der Riese alles täglich in seinen ungeheuren Magen verschwinden läßt, das soll hier aber gar nicht einmal zusammengerechnet werden, damit er sich nicht mit Recht beschwere, daß ihm jeder Bissen, den er in den Mund steckt, nachgezählt werde. Nur seine gewöhnliche Fleischportion, ihre Beschaffung und Herrichtung, wollen wir uns einmal ein bißchen näher ansehen. Dieser Fleischverbrauch stellt allerdings nur den kleineren Teil der Nahrung der Riesenstadt dar, denn wegen des relativ hohen Preises wird in der großen Mehrzahl der Arbeiterhaushaltungen und in vielen sonstigen nicht gerade glänzend gestellten Familien nicht immer täglich Fleisch verzehrt, oder doch höchstens nur in geringeren Mengen, während Brot und Kartoffeln eine weit größere Rolle spielen. Trotzdem aber macht das tagtäglich von dem Koloß Berlin verzehrte Fleischquantum einen recht ansehnlichen Berg von mehr als vierzig Waggonladungen Inhalt und rund 470 000 Kilogramm Gewicht aus. Also sein Appetit kann sich sehen lassen.

Die Beschaffung und Herrichtung eines solchen gewaltigen Fleischquantums erfordert natürlich eine entsprechend hohe Zahl von Arbeitskräften und umfassenden Anstalten. So wird denn der Leser kaum noch überrascht sein zu hören, daß die Stadt Berlin nicht weniger als 250 Großschlächter und 2000 Ladenschlächter zählt, zu denen noch 41 Roßschlächter hinzukommen. Bei dieser Gelegenheit sei übrigens gleich noch die wirklich überraschende Tatsache mitgeteilt, daß in der so modern entwickelten Weltstadt doch auch noch die primitive alte Form der Hausschlächterei eine Stätte hat und zwar immer noch 15 selbständige Schlächter ernährt. Um diesen kleinen statistischen Exkurs abzuschließen, sei dann endlich noch bemerkt, daß bei der Versehung Berlins mit Fleisch ferner auch noch einige 40 Viehkommissionäre und ebenso viel Viehgeschäfte mitwirken, die größtenteils sogar recht bedeutende Firmen mit einem großen Umsatz darstellen.



Die Bahnhofsanlagen des Viehhofs mit den Buchten für die Tiere.

Den Mittelpunkt für die Geschäfte aller dieser Leute bildet der große Vieh- und Schlachthof der Stadt Berlin, der im Nordosten der Stadt an der Linie der Ringbahn gelegen ist und eine besondere Haltestelle derselben bildet. Von dem hochgelegenen Perron der Station aus übersieht man bequem das mächtige Terrain dieser imposanten Anlage, die mit ihren zahlreichen einzelnen Bauten, hochragenden Essen und Giebeln fast eine kleine Stadt für sich ausmacht. Und dieses Städtchen hat auch eine ganz angemessene „Bevölkerung“; denn es zählt an den dort ständig thätigen Beamten, Unterbeamten, Arbeitern, Viehtreibern und Fütterern rund 2000 Köpfe. Zu diesen „Ortsangesessenen“ kommt aber noch die fluktuierende Bevölkerung, kommen die vorübergehend sich dort aufhaltenden Händler und sonstigen Interessenten, die sich tagtäglich auf dem Viehhofe einfinden.

Ein beständiges lautes, wimmelndes, betriebsames Leben herrscht auf allen Teilen des Viehhofes. Schon von weitem kündigt dieser dem Besucher seine Nähe an durch das unaufhörliche Blöken und Brüllen der in den Stallungen eingestellten vielen Tausende von Schafen und Rindern. Die Tiere werden in den Eisenbahnwaggons auf besonderen Geleisen unmittelbar bis an die Markthallen und Stallgebäude herangebracht. Auf den Perrons dieser breiten Bahnanlage, auf der täglich über 100 Waggonladungen Vieh aus allen Teilen Deutschlands eintreffen, sind in großer Zahl sogenannte Buchten aus festen Holzgehegen errichtet, in denen das Vieh zunächst nach der Ausladung untergebracht wird, bis der Viehhändler bezw. der Kommissionär, es in die von ihm gemieteten Stände der umfangreichen Viehhofstallungen oder, wenn gleich Markttag ist (Mittwoch und Sonnabend), in die großen Verkaufshallen schaffen läßt. —

Solch Markttag zeigt den Viehhof in seinem vollen Leben. Da strömen dort viele Hunderte von Interessenten der verschiedensten Berufsarten zusammen. Das Rendezvous, ja vielfach auch der „Arbeitsplatz“ für diese Leute ist der große Börsensaal, der, das Angenehme mit dem Nützlichen verbindend, die Form einer Restauration erhalten hat, was offenbar von den zahlreichen Besuchern dieser Stätte auch nur sehr angenehm empfunden wird.

Mit der Börse hat der gewaltige Hallenbau mit drei kleineren Sälen für Wein- oder Weißbier-Liebhaber eigentlich

Digitized by Google



Markttag in der Rinderhalle.

die hell sind und eine vortreffliche Ventilation haben, bieten Platz für je 4000 Rinder, 3000 Kälber, 30 000 Schafe und 10 000 Schweine. Mit peinlicher Sorgfalt und Sauberkeit wird hier alles getan, was die hygienische Fürsorge erfordert. In besonderen Küchen mit Warmwasser-Leitungen wird das Futter für die Kälber und Schweine hergerichtet, und für die Reinlichkeit der letzteren sorgen „Douchebäder", Druckleitungen mit einem Schlauch zum Abspülen der Tiere.

Das Schicksal der auf dem Viehhofe mit der Bahn eingetroffenen Tiere ist ein verschiedenes. Ein ganz erheblicher Teil von ihnen, etwa ein Viertel, lernt ihn nur als Durchgangsstation kennen, um weiterhin befördert zu werden. Berlin ist nämlich ein sehr bemerkenswertes Centrum für den deutschen Viehhandel geworden, seitdem hier vor zwanzig Jahren diese mustergültigen Anlagen geschaffen worden sind. So sind beispielsweise im Jahre 1900 an 75 000 Rinder, 167 000 Schweine, 32 000 Kälber und 61 000 Schafe mit einem Gesamtwert von etwa 42 Millionen Mark lebend wieder vom Viehhof ausgeführt worden. Der größte Teil dieser Tiere kommt in die Industriebezirke von Sachsen und Westfalen.

Die anderen drei Viertel der auf den Viehhof eingeführten Tiere verlassen diesen allerdings nicht mehr lebend; sie werden zumeist im Verlauf weniger Tage, oft auch nur Stunden, nach ihrer Ankunft geschlachtet. Zu diesem Zweck

nur das brausende, lärmende Gewoge der Stimmen gemeinsam, die hier gleichzeitig durch einander schwirren. Und erweckt schon in der „vornehmen" Fondsbörse, wo die Elite der geschäftstüchtigen Herren aus Berlin W. mit einander handelt und wandelt, dieses ohrenbetäubende Geschwirr den Eindruck, als brülle man sich in höchster Gemütsbewegung an und werde demnächst eine solenne Prügelei in Scene setzen, so noch zehnmal mehr hier, wo die vierschrötigen Gestalten, rauhen Kehlen und derben Knotenstöcke, die nun einmal offenbar zum Umgang wie zum Handel mit dem lieben Vieh unerläßlich sind, einen solchen Verdacht ohnedies stark zu rechtfertigen scheinen. Aber, es scheint doch nur so; die Herrschaften im grauen Leinwandpaletot, der hier üblichen Uniform der Viehhändler und Schlächter, einigen sich ebenso friedlich und gütlich wie die Börsenbesucher von der Burgstraße, und sobald das Geschäft perfekt ist, wird es nach altem gutem Brauch allsogleich begossen, wozu der Ort ja auch geradezu herausfordert. Da springt gar mancher harte Taler und funkelnde Goldfuchs in die Tasche des Herrn Wirts. Denn es wird hier nicht etwa bloß Schnaps und Bier des kleinen Mannes geschenkt, sondern verschiedene echte Biere und wohlbekannte Weine befriedigen auch die Ansprüche des „Schlemmers". Trotzdem aber trägt diese Riesenrestauration, die mit ihrem ständigen Kommen und Gehen, den dahineilenden Kellnern und dem unausgesetzten Klappern der Teller und Gläser an den Büffets ganz an eine große Bahnhofsrestauration erinnert, einen stark demokratischen Zug. Am selben Tisch mit dem reichen Viehhändler oder Engrosschlächter sitzt hier wohl der einfache Treiber, denn es ist oft schwer, Platz zu finden. Demokratisch nivellierend ist auch das Gesprächsthema an allen Tischen; man hört immer nur von Schweinen und Ochsen reden. Die Gleichheit der Interessen, die hier die Seelen beherrschen, führt auch einander nahe.



Markt in der Schweinehalle.

Wie schon erwähnt, kommt das mit der Bahn angelangte Vieh in die für den Markt bestimmten Hallen. Diese vier gewaltigen luftigen Räume,



In der Börse.

Digitized by Google

werden die Tiere nach dem Schlachthof hinübergetrieben. Dies Treiben ist mitunter ein recht aufregendes und nicht gefahrloses Geschäft. Zwar sieht die Vorschrift vor, daß jeder Stier von zwei Treibern geführt werden soll, aber in der Praxis gestattet die dringende Eile nicht immer ein Befolgen dieser Vorschrift. So kommt es denn manchmal vor, daß

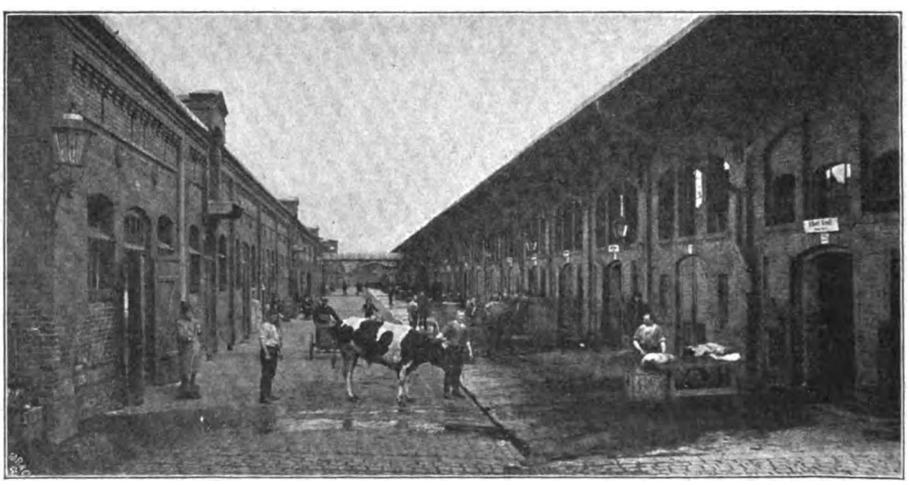


Treiben des Viehs nach dem Schlachthof.

ein mächtiger Bulle den Gehorsam verweigert oder einen Fluchtversuch macht, und das Einfangen geht mitunter nicht ohne Verletzungen ab. Auch die Eber sind bisweilen recht gefährliche Burschen, die manchen ihnen zu nahe kommenden Treiber schon mit ihren Hauern schlimm zugerichtet haben. Für gewöhnlich freilich folgt das Vieh, meist in Horden getrieben, willig den Treibern und schreitet geduldig, ahnungslos der Stätte zu, wo es sein Leben gar bald lassen soll. Der Besucher des Viehhofes, den nicht berufsmäßige Gewohnheit dagegen abgestumpft hat, kann sich nicht immer eines Gefühls des Bedauerns und Mitleids entschlagen, wenn er so z. B. einen gewaltigen Stier, ein Bild imposanter Kraft und blühenden Lebens, seinem Schicksal zuführen sieht. Eine Blende um die Augen, schreitet das riesenhafte Tier, das als Stößer so schon von Haus kommt, dahin; doch zu langsam für den Treiber. Ein wuchtiger Stockhieb trifft daher seinen schwarz glänzenden, starken Rücken. Mit leisem Murren fährt der Stier zusammen, die gewaltigen Muskeln spannend, und einen Augenblick sieht es aus, als wollte er sich auf den Dreisten stürzen. Doch schon empfindet der des Lichts beraubte Gigant die ganze Ohnmacht seiner Lage, und resigniert schreitet er ruhig weiter.

Es geht dem Schlachthof entgegen, wo in mehreren Parallel-Straßen lange, niedrige Baulichkeiten sich hinziehen, die abwechselnd Ställe und Schlachthäuser sind. Es gibt hier drei besondere räumlich getrennte Abteilungen für die Schlachtung der Rinder, Schweine und des Kleinviehs (Schafe und Kälber). Das Schlächtergewerbe hat in Berlin mit der Einrichtung des Viehhofs zu einer zweckentsprechenden Arbeitsteilung geführt. Mit der Schließung der privaten Schlachtstätten haben die kleinen Meister, die Ladenschlächter, das Schlachten selbst aufgegeben. Sie kaufen vielmehr zumeist das bereits geschlachtete Tier vom Großschlächter, der es seinerseits vorher vom Viehhändler erstanden hat. Ein kleiner Teil der Ladenschlächter kauft allerdings das lebende Vieh selbst, überläßt aber dann das Schlachten wieder den sogenannten Lohnschlächtern, einer dritten Kategorie von Fleischern, die keinen eigenen Laden haben, sondern nur in einem ihnen von der Viehhofverwaltung überlassenen Schlachtraum ihr Gewerbe im Auftrag der Ladenschlächter betreiben. Zumeist aber liegt das Schlachten in der Hand der Großfleischer, die mehrere Gesellen beständig in den ihnen dauernd eingeräumten Schlachtkammern beschäftigen. Diese Leute haben sich denn auch eine solche erstaunliche Übung und Gewandtheit in ihrem Gewerbe erworben, daß sie z. B. ihrer zwei es bis zu zwanzig Rindern täglich bringen. Das frisch geschlachtete Fleisch wird, sofern es nicht von den Ladenschlächtern sofort abgeholt wird, in Eiskammern oder vergitterten Scharren aufbewahrt, die sich in den Schlachthäusern befinden, oder in das neue große Kühlhaus gebracht. Merkwürdigerweise gibt es hier keine Fliegen, die man doch gerade an diesen Stätten in großer Zahl vermuten sollte. Es scheint, als ob sie die starke Ventilation nicht vertragen, für die in den Schlacht- und Vorratsräumen gesorgt wird. Ein Teil der geschlachteten Tiere wird übrigens auch exportiert; es laufen daher Schienenstränge vom Viehhofsbahnhof in die Gassen der Schlachthäuser hinein, so daß das frische Fleisch direkt in die Waggons verladen werden kann.

Eine ganze Reihe von baulichen und maschinellen Anlagen dient der Verarbeitung der bei dem Schlachten gewonnenen tierischen Nebenprodukte. Da ist eine Talgschmelze, die Stearin, Speise-, Seifen- und Licht-Talg, sowie Margarine herstellt. In der Albuminfabrik wird dem Blut das Eiweiß entzogen, um es zur Fixierung unechter Farben in den Kattundruckereien zu verwenden. Der Rückstand, das sogenannte Fibrin, dient in einer Mischung mit Rübenmelasse, getrocknet und gepulvert, als Pferdefutter oder wird zu Dünger verarbeitet. In einer anderen besonderen Anstalt werden die Häute gesalzen und getrocknet, während die Borsten der Schweine in einer eigenen Zurichterei gewaschen, getrocknet,



Im Schlachthof.

sortiert und gefärbt werden. Weiter gibt es eine Darmschleimerei, in der etwa dreißig Unternehmer die von den Schlächtern erworbenen Gedärme säubern und für den Gebrauch der Wurstmacher herrichten, die sie ihnen dann wieder abkaufen, und schließlich noch eine Schmalzküche für starkfinnige Schweine. In dieser werden die Speckseiten und das

Digitized by Google

Fleisch der von den Tierärzten beanstandeten Schweine unter mehrfachem Atmosphärendruck ausgeschmolzen. Der Rückstand an Knochen und Fleisch wird an die Abdeckerei überwiesen, während das gewonnene Schmalz, welches nun ein gesundheitszuträgliches menschliches Nahrungsmittel darstellt, in den Handel gebracht wird. Dank dieses Verfahrens werden jährlich etwa 3000 Schweine und 2000 Rinder noch zum Teil verwertet, die sonst völlig wertlos geworden sein würden.



Im Fleischschauamt: Das Probenehmen von den Schweinen.

Eine äußerst wichtige Rolle spielt auf dem Vieh- und Schlachthof natürlich die hygienische Überwachung. Sie zerfällt in Desinfektion, Viehbeschau und Fleischbeschau. Für die Zwecke der Desinfektion ist eine besondere Anstalt errichtet, in der vier mächtige Kessel das erforderliche Warmwasser (etwa 120 000 Liter) bereit halten, um die für den Viehtransport benutzten Eisenbahnwaggons zu spülen und zu waschen. Ebenso werden auch die Stände der Tiere in den Hallen und Ställen gründlich gesäubert. Die Viehbeschau, d. h. die Kontrolle darüber, daß möglichst kein krankes Tier den Markt betritt oder verläßt, wird seitens der königlichen Veterinärpolizei ausgeübt. Zwölf bis sechzehn Tierärzte besichtigen die mit der Bahn ankommenden Tiere gleich beim Ausladen und lassen alle verdächtigen sofort in den isoliert gelegenen Observationsstall des Polizeischlachthauses schaffen, wo nötigenfalls ihre Schlachtung stattfindet. Seuchenverdächtige Tiere kommen nach dem Seuchenhof, einer kleinen in sich abgeschlossenen Anstalt mit mehreren Ställen und drei Schlachthäusern.

Nach dieser Vorprüfung findet dann noch eine genaue Untersuchung aller verkauften und nach dem Schlachthof überführten Tiere vor und nach dem Schlachten statt, die von dem städtischen Fleischschauamt ausgeführt wird. Es ist dies eine vielköpfige Behörde, die einem besonderen Direktor (Obertierarzt) unterstellt ist und außer 30 Ärzten 465 Mikroskopierer (darunter 105 weibliche) zählt, welche unter 13 Abteilungsvorstehern arbeiten. Die Tierärzte untersuchen sowohl die lebenden wie die geschlachteten Tiere, jeder von ihnen hat etwa 150 Tiere täglich zu prüfen. Die Schweine werden außerdem noch mikroskopisch durch die Fleischbeschauer auf Trichinen untersucht. Das Verfahren hierbei ist folgendes. Es werden dem geschlachteten Tiere an vier verschiedenen vorgeschriebenen Körperteilen von vereideten Probenehmern kleine Fleischproben entnommen, die in Blechkapseln verschlossen werden, welche die Nummer des betreffenden Schweins tragen. Dann findet die mikroskopische Untersuchung dieser Proben statt, wobei von einer Person durchschnittlich 20 Untersuchungen täglich geleistet werden. 25 „Stempler" besorgen die Abstempelung der gesund befundenen Rinder, Kälber und Hammel, während die Probenehmer die trichinenfrei befundenen Schweine abstempeln. Dem Fleischschauamt sind, abgesehen von diesen auf dem Viehhof selbst stationierten Beamten, noch eine Anzahl von Untersuchungsstationen in der Stadt unterstellt, die in der Nähe der Markthallen gelegen, das von außerhalb eingeführte frische Fleisch in gleicher Weise zu untersuchen haben. Auch das Wildschwein unterliegt übrigens jetzt in Berlin der mikroskopischen Prüfung. Diese scharfe Handhabung der veterinärärztlichen Kontrolle hat den besten Erfolg, wie aus dem statistisch nachweisbaren Rückgang der entsprechenden Erkrankungen Berliner Einwohner, namentlich an Trichinosis, zu ersehen ist. Aber sie äußert sich auch in günstiger Weise für viel weitere Kreise, da, wie eingangs dargethan, der Berliner Viehhof ein wichtiger Umschlagsplatz für den deutschen Viehhandel ist.



Im Fleischschauamt: Mikroskopische Untersuchungen der Fleischproben.

Digitized by Google

Aus der Geschichte des Alpenverkehrs.

Von Hans Berger.

Heute möchten wir nicht von Touristik und Sport in den grünen Tälern und an den ragenden Berghäuptern der Alpenwelt sprechen, sondern von dem Verkehr, der über die Alpen oder vielmehr durch sie hindurch von Deutschland nach Italien führt. An ihm sind ja nicht bloß unser Handel und unser Geschäftsverkehr, sondern ebenfalls die Touristik und Reiselust in hohem Maße beteiligt, durch alle Italienfahrer, gesunde und leider auch kranke, und namentlich durch die Tausende, deren Frühlingsungeduld der holdere und poetischere, aber zögernde deutsche Lenz nicht genügt oder deren geschmackvoller Epikureismus sich den verblühenden Sommer durch die wunderbaren italischen Herbsttage an den Seen, an der Riviera oder an Sorrents und Capris Gestaden zu verlängern im stande ist.

Brennerbahn und Gotthardbahn kommen für uns Reichsdeutsche so gut wie allein in Betracht: beides Aktienlinien, die erstere über den tirolischen Brennerpaß führend und nach ihren Sonderbedingungen der alten Heerstraße sich anschließend, die jüngere schweizerische Konkurrentin dagegen in zwanzig Minuten den großen centralen Bergknoten durchtunnelnd, über welchen Reiter, Fußgänger und Saumtiere früher oft Tage gebrauchten. Nur durch besonderen Umstand oder Entschluß wird ein Deutscher den Zugang nach Italien mit der Mont-Cenisbahn wählen, an deren Eingangstoren das von frischen Alpenwassern durchrauschte Grenoble inmitten eines wunderbaren Berg-Amphitheaters liegt, die jedoch sonst an Großartigkeit und Schönheit an die Gotthardroute nicht heranreicht. Ebenso wird die im Bau befindliche Simplonbahn für uns ein erheblicher Umweg bleiben. Dagegen wird die, aus Plänen der Ausführung allmählich und notwendig entgegenreifende Tauernbahn nicht bloß für Österreich als mittlere Route zwischen Brenner und Semmering wichtig sein, sondern gerade für das Deutsche Reich eine wirtschaftlich und politisch unvergleichliche Bedeutsamkeit besitzen, als Zugang zur Adria, zur Levante und überhaupt zu allem östlich gerichteten Weltverkehr, bis in die Inselwelt Australiens hinein.

So stellt die moderne Verkehrstechnik Schritt für Schritt die mittelalterlichen Verbindungen wieder her, nachdem die große Entdeckungszeit von 1492 und 1498 und die neueren Jahrhunderte zunächst eine beträchtliche Ablenkung von jenen alten Pfaden gebracht hatten. Seit der Suezkanal gegraben worden und seit auch das neuere Deutschland in die Dreieinheit: Weltverkehr, Welthandel, Weltpolitik, wieder mit eingetreten ist, ist für uns eine möglichst enge und vielfältige Verbindung mit dem Mittelmeere lediglich eine absolute Notwendigkeit.

Das deutsche Mittelalter hatte diese engen Beziehungen über die Alpen herüber und hinüber. Kaiserpolitik, Finanzwirtschaft, Handel, Weltbeziehungen und Kultur des damaligen Deutschland wurden durch sie bestimmt. Das Hansagebiet freilich verkehrte mit dem Mittelmeer durch Vermittlung der vlämisch-brabantischen Städte, in erster Linie Brügges. Aber die nordeuropäischen Beziehungen der Hansa scheiden aus der damaligen Reichsgeschichte so gut wie gänzlich aus, sie sind eine ganz selbständige und partikulare Leistung niederdeutschen Unternehmungsgeistes, und das Reich hat sich leider um sie so wenig gekümmert, als wie sie um das Reich — durch welchen Mangel an Fühlung der spätere Zusammenbruch der Hansamacht in erster Linie mit verschuldet worden ist. Die ältere deutsche Geschichte weist somit nicht einen Schwerpunkt und ein Strahlungscentrum der Verkehrswirtschaft auf, sondern zweierlei Interessenkreise und zweierlei Gravitationen, die sich untereinander so gut wie gar nicht in die Hände arbeiteten.

Es wäre grundfalsch, zu denken: die gewaltige Alpenkette sperrte doch Deutschland jederzeit vom Mittelmeere ab, bildete eine so erhebliche Erschwerung für die Beziehungen dorthin, daß diese als künstlich und nur erzwungen erscheinen müssen. Im Gegenteil, die Alpen sind eines der verkehrs-bequemsten Gebirge, die es gibt. Man frage nur die Radfahrer! Viel bequemer kommt man auf Dutzenden von Routen über die Alpen, als über das Riesengebirge oder den Thüringerwald. Trotz all ihrer hinter- und nebeneinander getürmten Felskolosse mit den steinernen Rosengärten und schimmernden Eisfeldern sind die Alpen keine Verkehrsmauer, nicht einmal in dem Maße der Vogesen oder des Erzgebirges. Daher sind sie von Frühzeiten der Geschichte an begangen, bewohnt und durchzogen worden, Jahrhunderte und Jahrtausende, ehe man die kettenhaften Mittelgebirge überwand und ehe der urbarmachende Besiedler in den Schwarzwald oder Harz, ja in den Apennin eindrang. Man muß über ein Kammgebirge, nicht über die Alpen. Durch Mittelgebirge werden Nationen und Stämme geschieden, bei den Alpen begegnen sie sich innerhalb des Gebirges. Als der einfache Praktiker der Urzeit zuwandernd oder hinüberstrebend das Alpengebiet betrat, da mochte er staunend ihre grandiosen Abstürze und ihre felsigen Gipfelzacken bewundern, aber indem sich ihr scheinbares Gedränge immer aufs neue vor dem Nahenden entwirrte, zog er mühelos in die langen und breiten, grünenden Täler hinein und hinauf, die ihn an ihrem oberen Ende über ebenso mühelose Pässe und Wasserscheiden hinweg in neue lockende Talgefilde geleiteten.

So gab es denn, längst ehe die Römer die Herren in der Gallia cisalpina, am Po und an den italienischen Seen wurden, routenartig festgelegte Wege über die Alpen, auch schon solche, bei deren Verbesserung die Spitzhacke mitgewirkt hatte. Die Römer, diese bewundernswerten Organisatoren ihrer Weltmacht durch Technik und Verkehrsadministration, haben jene Wege verbreitert, zum Teil straßenmäßig ausgebaut und Stationen an ihnen angelegt. Es blieben freilich durchweg nur Soldatenstraßen und Reit- oder Saumpfade, aber sie genügten als solche dem militärischen und merkantilen Bedürfnis um so eher, als Wagenfuhrwerk keine allzu große Rolle bei den Römern spielte und diese darin vielmehr noch von den Kelten zu lernen gehabt haben. Zu den von den Römern benutzten Alpenwegen sind später überhaupt nur noch zwei hinzugekommen, dagegen von ihren Routen verschiedene nachmals verlassen worden.

In den Westalpen wurde durch Pompejus im Jahre 77 v. Chr. den Römern der Weg nach Gallien von Turin und Susa durch das Tal der Dora Riparia über den Montgenèvre zur Durance hinab erschlossen. Er war als beschwerlich verrufen, wurde aber gleichwohl bis ins VI. Jahrhundert n. Chr., also noch von den Merowingern benutzt. Erst danach wurde die westliche Teilstrecke über den Mont Cenis verlegt und durch die Täler der Arc und Isère. Diesen Weg sind Pippin und Karl der Große gezogen, letzterer als er das Langobardenreich eroberte; später noch Heinrich IV. auf dem schweren Gange nach Canossa, da ihm die deutschen Pässe durch die feindseligen süddeutschen Herzöge verlegt waren. Der Weg, der von Aosta durch das Tal der Dora Baltea über die Alpis Graja, den kleinen St. Bernhard, nach Lyon führte, ist von minderer Bedeutung geblieben und war im Mittelalter ganz verödet.

Dagegen war schon vor Cäsar viel begangen und blieb es immer der Weg von Aosta und Dora Baltea über den Penninus ins Wallis und zum Genfer See. Die Römer hatten die Lokalgottheit der penninischen Alpenvölker, die auf dem Paß verehrt wurde, sich nach ihrer Gewohnheit als Jupiter Penninus eingedeutet und danach den Berg Mons Jovis, Jupiterberg genannt. Zur Zeit Konstantins des Großen formte sich dies Jupiterheiligtum in eine christliche Kapelle um, und zur ottonischen Zeit verwandelte diese der edelbürtige langobardisch-savoyische Archidiakon Bernhard in ein Klösterchen, das nun die klösterliche Herbergsgewährung ausübte, welche, wie immer, Krankenpflege und ein Hospiz mit einschloß. Nach dieser Stiftung hat der alte penninische Berg seinen christlichen Namen, und zwar zum Unterschied von dem alsbald ebenso mitbenannten „kleinen", den des „großen" St. Bernhard erhalten. Da auch die romanische Westschweiz als Teil des Königreiches Burgund seit Konrad II. zum Deutschen Reiche gehörte, sind des öfteren deutsche Heere über den großen Bernhard gezogen und dieser hat sich auch in den italischen Handel der oberrheinischen Städte mit den Graubündner Pässen geteilt.

Der Simplon hatte zur Römerzeit nur Lokalverkehr, und im Mittelalter war es nicht viel anders, wenn auch seit 1235 von einem dortigen Hospiz berichtet wird. Seine moderne Wichtigkeit hat ihm die 1801—1805 erbaute Kunststraße gegeben, und durch den Bahnbau wird sie ihm erhalten oder vielmehr zurückgegeben werden. Noch mehr als der Simplon erweist der Gotthard das in der Verkehrsgeschichte dieser Pässe waltende Gesetz: daß die anscheinend bequemeren Uebergänge im Laufe der Zeit den schwierigeren weichen müssen, sofern diese nur einmalige Steigung nebst kürzerer Wegstrecke bieten und sofern sie mannigfaltigere Verzweigungen in sich vereinen. Der Gotthard, auf dem die Talsysteme von Tessin, Reuß und Rhein sich begegnen, war im Altertum und früheren Mittelalter unbenutzt. Erst im XIV. Jahrhundert wird die „stiebende Brücke" erwähnt, jene in Ketten hängende, um das Hindernis des Teufelsfelsens herumgeführte, vom Sprühen der Reuß überstiebte Holzverbindung, die 1707 durch den Tunnel des Urner Lochs unnötig gemacht worden ist. Um die gleiche Zeit wie jene Brücke taucht auch ein Hospiz im kahlen Hochtal an der Paßhöhe in den Nachrichten auf und damit der Name St. Gotthard. 1820—1832 wurde die herrliche Kunststraße vollendet, die wie keine alle historische und alpine Romantik der Schweiz in sich vereint und die in ihrer länderverbindenden Bedeutung alle älteren Nachbarpässe weit überflügelte. Seit 1882 ist wiederum sie durch die Bahn enttront worden, welche nunmehr nicht nur vom Rhein her und aus Schwaben den westdeutschen Alpenverkehr monopolisiert, sondern ihn über Lindau und die Bodenseetrajekte selbst aus dem deutschöstlichen Gebiete an sich zieht, um diesen Verkehrsstrom auf der südlichen Seite an den Comer, den Luganer und Langen See neu zu verzweigen, ihn zu der vorgelagerten lombardischen Metropole Mailand zu geleiten und ihn bei Genua ans Meer und in den Weltverkehr münden zu lassen.

Uber den Lukmanier führte aus dem Rheintal, vom Kloster Disentis her, ein Pfad, der bei Biasca in die Gotthardroute mündet; er ist also eine Umgehung des Gotthard und wird seit dem XIII. Jahrhundert erwähnt. Unter anderen wurde er von sämtlichen nach Rom pilgernden Isländern benutzt, ein Anzeichen, wie die mittelalterliche Wegewahl schon in der Heimat durch Erkundigung und Tradition festgestellt wurde. Die Römer hatten ferner einen Verkehrsweg nach Chur im Rheintal von Bellinzona über den Bernardino, also auch wieder auf einer Teilstrecke der heutigen Gotthardroute.

Aber die mittelalterlichen Hauptpässe, die Hauptrouten des großen Verkehrssystems von Schwaben und Oberrhein nach dem Comer See

Digitized by Google

und der Lombardei waren andere. Zunächst der Splügen. Von Chur durchs Hinterrheintal führt diese Route nach Kläven oder Chiavenna. Schon die Römer hatten den Weg mit Stationen ausgestattet, und auf der Nordseite ist ihr Straßenbau noch jetzt erhalten. Oestlicher gelangte man von Chur durch das Oberhalbsteinertal über den Septimer ins Bergell, die Valle Bregaglia, und ebenfalls nach Kläven. Die Zölle dieser Graubündner Pässe waren eine Goldgrube für die Bischöfe von Chur, die deswegen für gute Wege sorgten, sie mit Herbergen und Relaisstationen versahen, auch das bereits im Jahre 825 erwähnte Septimerhospiz pflegten. Worauf schon letzteres deutet, war der Septimer der älter bevorzugte Weg, mußte aber seit dem XV. Jahrhundert der technisch verbesserten Splügenstraße nachstehen. Beide große Wege über Chur waren es, welche den mittelalterlichen Städten des Bodensees jene günstige Lage in Handel und Verkehr gaben, die heute Basel besitzt, und welche namentlich Konstanz

deutschen Herrscher die Aufgebote zur Romfahrt, und alles, was von da und weiter östlich aus Deutschland nach Italien wollte, benutzte den Brenner. Von Augsburg her waren dabei, über Füssen oder Partenkirchen oder Walchensee, die bayerischen Alpen schon einmal zu überschreiten, ehe man nach Innsbruck und weiterhin an den Hauptpaß gelangte. Wesentlich durch seine Lage zum Brenner wurde Augsburg der Hauptverkehrsplatz Süddeutschlands und blieb der wichtigste Treffpunkt der Postverbindungen bis ins XIX. Jahrhundert, weshalb Augsburg auch der Verlagsort mehr als einer wichtigen Zeitung gewesen ist und noch ist. Erst derjenige Zugang zum Brenner, den heute die Eisenbahn von München über Rosenheim und Kufstein durchs untere Inntal nach Innsbruck und zum Brenner nimmt, hat Augsburg und die Lechroute enteignet und die bayerische Hauptstadt in die süddeutsche Vorortstellung der alten Augusta Vindelicorum eingesetzt. — Weiter nach Osten verzetteln sich, der Gestaltung der



Romanze. Nach dem Gemälde von F. M. Bredt.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

zum beliebten Orte deutsch-italienischer Begegnungen gemacht haben. Dort ist auch 1183 Barbarossas Frieden mit den lombardischen Städten geschlossen worden. Die Römer hatten noch mehr als jene beiden Pässe den Julier geliebt, der gleichfalls von Chur nach Kläven führt, weil er ohne Lawinengefahr war; dort sind römische Meilensteine noch heute erhalten.

Der Brennerpaß trat im Altertum zurück, entsprechend der geringeren Entwickelung Noricums (d. h. Tirols, Salzburgs und des östlichen Oberbayern) gegenüber der rätischen, germanischen und gallischen Kultur und den Beziehungen der herrschenden Roma hierher. Doch hatte der Brenner schon den Verkehr von Verona nach Noricum und weiter nach Augsburg, Augusta Vindelicorum. Im Mittelalter war er der meistbegangene Paß der Kaiserfahrten und Römerzüge, wozu ihn seine unerreichte Niedrigkeit (1370 m) geeignet machte, ferner der Weg der Jerusalempilger, soweit diese in Venedig zu Schiff gingen, und des großen süddeutschen Venediger- und Levantehandels. Die alte Straße wurde 1483 (durch Herzog Siegmund von Tirol) gründlich verbessert und 1772 zur guten Fahrstraße gemacht. Auf dem Lechfelde bei Augsburg sammelten die

Alpen entsprechend, die deutsch-italischen Übergänge, und wie heute dort ein verzweigtes Bahnnetz Spielraum hat, so sind auch früher verschiedene und beliebige Kombinationen zum Überschreiten der westöstlich streichenden Gebirgsketten benutzt worden.

Immer mehr werden die nord-südlichen Alpenbahnen der Zukunft sich von den Höhen zu lösen und anstatt über die Pässe durch möglichst tiefgelegte Tunnel hindurch die Gebirgsstöcke zu überwinden suchen. Aber selbst wenn einst kein Pferd mehr einen Post- oder Frachtwagen zieht, werden die alten Paßstraßen nicht verödet sein, sondern werden sich noch leichtatmende Wanderer, Radler und die unvermeidlichen Automobilisten auf ihnen tummeln. Und dabei ist der Mensch nicht ihr einziger Gast, wie er nicht der einzige Wanderer der Erde ist. Nach wie vor werden der Apollo und andere Schmetterlinge des Gebirges über sie dahinhuschen und zweimal im Jahre die unendlichen Geschwader der Zugvögel durch diese Gebirgspforten ziehen, welche sie, ganz gleich den Menschen, nach Traditionen und weitervererbender Unterweisung benutzen — leider, um auf der Südfahrt des Herbstes noch immer dem welschen Singvogelmorde in die Netze und Vogelherde, die Uccellandas, zu flattern!

Digitized by Google



Die ungarische Maria.

Ein D-Zug-Abenteuer. Von Agnes Harder.

Der Dreiuhrzug Wien-Budapest war natürlich wieder überfüllt. Vier Stunden, um weanerische Gutmütigkeit mit ungarischem Schneid zu vertauschen! Kein Wunder, daß mancher ein pekuniäres Opfer brachte, um sich in die vier Wagen erster und zweiter Klasse zu quetschen, der sonst die dritte benutzt hätte. Ein Platz ist in dem Frauenabteil noch frei. Die kleine Ungarin legt schon ihr Handtäschchen herauf, auf dem in gelber Seide der Name: Etelka! prangt — da kommen ein paar mächtige Pakete, wahre Warenballen, hinter ihnen erscheint ein Kopf mit einem turbanähnlichen Aufputz, und noch im Gange, nur sichtbar, wenn die Bekrönte beim Unterbringen ihres Schnittwarengeschäfts eine halbe Wendung macht, ein bildhübsches junges Gesicht unter einem großen bäurischen Kopftuch. Das Täschchen mit „Etelka" verschwindet, unser Handgepäck wird zusammengeschoben, der Turban breitet sich aus, so freundlich lächelnd, daß wir nur durch stumme Reserve protestieren können, das Bauernmädchen reicht noch einige Pakete herein und bleibt selbst im Gange stehen. Als alles untergebracht ist, ist der Stephansturm schon den Augen entschwunden. Der Schaffner kommt, und es entwickelt sich mit der hübschen Kleinen, die stolz ihre Fahrkarte zeigt, ein längeres Gespräch, in das der Turban wiederholt gönnerhaft eingreift. Schließlich bleibt das Mädchen im Gange stehen, obgleich der Schaffner wiederholt auf den Nichtraucherabteil nebenan zeigt, wo noch ein Platz frei ist.

Ich verstehe kein Wort, denn jedermann spricht ungarisch. An den Gesichtern meiner Mitreisenden sehe ich aber, daß die junge Bäuerin ein Interesse erweckt, das durch ihr bildhübsches, strahlendes Aussehen allein nicht gerechtfertigt ist. Wenigstens nicht im Frauenabteil. Nebenan, bei den Nichtrauchern — das ist etwas anderes. Als der Turban schließlich einen Warenballen hinausbugsiert hat, und die Kleine glücklich und lachend, daß die weißen Zähne blitzen, darauf Platz genommen hat, die Augen immer auf ihre Beschützerin heftend, wendet sich diese plötzlich an mich und fragt mich, ob ich ungarisch verstünde.

Ich verneine.

„Sie will lieber im Gange sitzen, die Maria. Bei den Herren, das schicke sich nicht für eine junge Frau, meint sie."

„Sie ist verheiratet?"

„Hat schon einen prächtigen Jungen. Ja, die fährt nun auch anders heim, als sie heut mit mir aus unserem Dorf kam — ich habe einen Spezereihandel eine Stunde hinter Preßburg. Sie hatten ihr nämlich gesagt, ihr Mann sei in Wien erschossen, bei den Soldaten, müssen Sie wissen, weil er einen Vorgesetzten gestochen habe, nicht Maria?"

Die junge Frau lauschte mit funkelnden Augen unserem Gespräch. Sie konnte kein Wort deutsch. Aber offenbar war sie in einem halben Rausch. Keine Spur von der Eitelkeit, die einfache Menschen so leicht zeigen, wenn ihr Schicksal sie plötzlich zum Mittelpunkt macht. Ihre blauen Augen strahlten, ihre Hände, die sie gefaltet im Schoß hielt, zitterten, und von Lachen unterbrochen, fortwährend die blanken Zähne zeigend, sprach sie mit den anderen, offenbar mit der Harmlosigkeit eines Kindes alle Angst und alles Glück ihrer Seele zeigend. Die Krämerin nickte, stolz darauf, daß sie hier die Leitende sei, und als sich der erste Sturm der Teilnahme gelegt hatte, erzählte sie mir auf deutsch in wundervoll breiter, plastischer Art Marias Geschichte.

„Maria ist aus meinem Dorf. Ein bildschönes Mädel, versichere ich Sie. Jetzt ist sie sehr abgefallen, kein Wunder, vierzehn Tage gelebt wie auf der Folter. Der Herr Richter und der Herr Pfarrer haben ihr zwar gut zugeredet. Maria, haben sie gesagt, es ist nicht wahr. Es kann nicht wahr sein. Wenn einer erschossen wird, vorher schreibt man es an seine Angehörigen. Hast Du einen Brief bekommen, oder seine Eltern? — Bei denen lebt sie, denn als sie in einer Wirtschaft eine gute Stelle hatte, schrieb der Mann, das schicke sich nicht für sie. — Weine Dir nicht die Augen aus dem Kopf, der Janos lebt. —

„Aber was das ganze Dorf war, das war anderer Meinung. Sie wußten es auch ganz genau. Jeden Tag wußten sie mehr. Der Herr Oberst habe den Janos gefragt, wen er vor seinem Tode noch sprechen wolle, seine Eltern oder seine Frau. — Keinen von beiden, habe der gesagt, der Bruder der Maria, der beim selben Regiment steht, soll mich erschießen. Und so ist es auch geschehen, grad mit Sonnenaufgang, mitten durchs Herz. Was soll man sagen? Unsereins hält es ja mit dem Herrn Richter und mit dem Herrn Pfarrer. Aber dem Janos seine Eltern — sie wohnen auch in unserem Dorf, einfache Tagelöhner, aber ehrliche Leute — und die Maria sind ja rein rasend geworden. Und wahr blieb es, Pfingsten hat der Janos Urlaub haben sollen, zwei Tage, und die eineinhalb Jahre, die er nun beim Militär ist. hat er seine Frau nicht gesehen, weil er erst in der Bukowina stand, und sein Kind kennt er noch gar nicht. Nun, Pfingsten war er nicht gekommen, und geschrieben hat er auch nicht."

Sie sprach ein paar Worte mit der jungen Frau. Die hatte jetzt den Kopf zurückgelehnt, unwillkürlich machte er die Schwingungen des Wagens mit. Das weiße Kopftuch war ein wenig zurückgeglitten. Ich ertappte mich plötzlich diesem ergreifenden Menschenschicksal gegenüber auf dem rein ästhetischen Wunsch, sie möchte ihren Knaben auf dem Schoß haben.

„Sie sagt, er habe nicht geschrieben, weil er nicht wolle, daß ihre Mutter es wisse. Danach habe er sie gleich gefragt."

„Sie hat ihn also gesprochen?"

„Wie sie gestern abend wieder zu mir in die Hinterstube kommt, als ich den Laden zugemacht habe, sich auszuweinen, Maria, sage ich, ich fahre morgen nach Wien. Gleich springt sie auf, glührot, und sagt, sie komme mit. Sie kann nämlich kein Wort deutsch, da tät sie sich fürchten in dem großen Wien. Nun, es ist eine teure Reise. Vier Gulden vierzig mit dem teuren Zug, und der andere hat keinen Anschluß. Aber wie ich ihr das sage, wird sie ganz wild. Geld war, Geld kommt wieder. In der letzten Woche hat sie fünf Gulden im Tagelohn verdient, mit Rübenhacken. Und wie ich heute früh aufstehe, steht sie schon vor meiner Tür und wartet."

Wieder einige Zwischenfragen. Dann, mit einem nachsichtigen Lächeln: „In unserem Dorf wohnt ein reicher Mann, der heißt Müller. Sie meint, nicht einmal mit dem reichen Müller möchte sie tauschen. Nicht um dreihundert Gulden, wann sie heut abend ihr Kind in den Arm nimmt und zu seinen Eltern geht.

Digitized by Google

„Nun, wie wir heut in Wien aussteigen, gleich sieht sie einen Soldaten, der dem Janos seine Uniform trägt, und läuft auf ihn zu. Denken Sie, war er von derselben Kompanie! Und da wußten wir's denn gleich: tot war der Janos nicht. Aber fünfundvierzig Tage Arrest hatte er, und er saß im Gefängnis. Und kaum daß ich das wußte, da ging sie auch schon mit dem Soldaten ab, gerade daß ich ihr noch nachsagen konnte, wir wollten uns bei meinem Bruder treffen, der das Restaurant hat am Naschmarkt, und Mittag würde da auch übrig sein für sie."

Bei diesem Punkte ihrer Erzählung wünschte ich zum ersten und vielleicht letzten Male in meinem Leben innig, ungarisch zu verstehen. Ich hätte alles Weitere gar zu gern von Maria selbst gehört. Es scheint, ihr hübsches, unschuldiges Gesicht, die Geschichte ihrer Todesangst, hat ihr leicht die Türen geöffnet. „Sieh einmal da hinauf," hat ein Sergeant zu ihr gesagt, und auf ein Fenster zwei Stock hoch gedeutet. An dem Fenster hat der Janos gestanden. Einen Schrei hat sie ausgestoßen! Da ist der Janos aber so blaß geworden, wie eine Leiche. Nun, sie haben sich dann dreiviertel Stunden sprechen dürfen, und wenn der Wächter ein Herz in der Brust hat, wird er auf dem Gang gestanden haben in der Zeit. Einundzwanzig ist Maria, und schon zwei Jahre verheiratet. Die Mutter hat es ja auch nicht zugeben wollen, aber sonst hätte es ja wohl ein Unglück gegeben. Der Janos ist ein heißer! Aber musterhaft geführt hat er sich. Er wollte ja bald heim, so bald es ging. Drei Jahre sind eine lange Zeit, da ist jede Woche ein Gewinst. Und nun bekommen sie einen neuen Unteroffizier, der quält sie alle, aber den Janos am meisten. Dazu ist er noch aus dem Nachbardorf, ein alter Spielkamerad. Der Janos beißt die Zähne zusammen, wie's aber nicht aufhört mit dem Sekkieren, sagt er's ihm ins Gesicht, er werde es ihm gedenken, wenn er frei sei.

Erschossen ist er nicht. Aber gleich abgeführt in den Arrest, zwei Tage vor Pfingsten, zwei Tage, ehe er seinen ersten Urlaub bekam nach anderthalb Jahren! Und daß es Marias Mutter erfahren, das ärgert ihn am meisten!

Ob Maria viel gegessen hat bei dem Restaurateur am Naschmarkt, ob viel gesehen in dem Häusermeer der Kaiserstadt? Ich glaube kaum. Ihre beturbante Führerin, zu der sie aufsieht, wie der junge Tobias zu dem Erzengel, der ihn ans Meer geführt hat, damit er die Fischleber finde, die den Vater sehend machen soll, erzählt mir noch, der Janos schreibe seiner Frau immer so wunderschöne Briefe, er sei überhaupt gut zu ihr, aber wenn er wiederkomme, habe er gesagt, wolle er noch hundertmal besser sein.

Da hält der Zug. Drüben, jenseits der Donau, steht auf dem Berge die Ruine der alten Burg.

„Preßburg!"

Maria springt auf. Diensteifrig nimmt sie dem beturbanten Erzengel einen Teil der Warenballen ab. Noch einmal leuchtet ihr schönes, junges Gesicht auf.

„Ala' scolgája!" — gehorsamster Diener. —

Es ist viel leerer geworden im Abteil. Der zierliche Beutel mit dem gestickten Namen „Etelka" liegt auf dem freien Platz. Ich kann im Gange am Fenster stehen und hinaussehen. Felder von Zuckerrüben und Mais. Und blühende Akazien, unendlich viele blühende Akazien. Rückschauend träume ich einen Roman. Der Mais ist reif zur Ernte. Zwei schöne, junge Leute brechen die gelben Kolben. Die hohen, grünen Schafte umgeben sie wie ein undurchdringlicher Wald. Grad aus der Erde heraus, die sie, seit sie leben, mit ihren Händen bearbeiten, steigt eine Liebe, so stark wie das Leben.

Und bei dem jungen Weibe muß diese Liebe durch die Schauer des Todes gehen.

Ich sehe die Weiber des Dorfes, wie sie sich vor dem Spezereiladen treffen, aufgeregt durch den Blutgeruch, jede mit einer neuen Einzelheit, die jede sich selber glaubt, weil die einmal erregte Phantasie zügellos ist. Sie warten auf den Wagen, der die Krämerin zurückbringen soll. Sie allein? Die Maria kehrt nimmer heim, das ist ihnen sicher. Die trägt es nicht. Da — da kommen sie! Wie eine junge Königin sieht die Maria aus, als sie unter sie tritt.

„Ala' scolgája," kein Wort weiter.

Aber sie machen eine Gasse vor ihr, daß sie hindurchschreiten kann zu seinen Eltern und zu ihrem Kinde!

Heidezauber.

Wenn am lichtsatten Mittag, von Sommerglut
Und von Blütenduft trunken, die Heide ruht,
Wenn das wehende Gras wie ein Goldflorkleid schimmert
Und die Luft wie ein seidener Brautschleier flimmert —
Wenn das Heimchen selbst schweigt und die Lerche verstummt,
Nur die Biene wie träumend am Ginsterbusch summt,
Dann spinnt, die Gewänder silbergrau,
In der sengenden Sonne die Heidefrau.

Und je schwüler die Stunde, je greller die Glut
Und die heisswogig strömende Strahlenflut,
Desto fleissiger spinnt sie mit fliegender Eile
Und spinnt ihren Faden Meile für Meile.
Sie braucht keine Spindel, sie braucht keinen Rocken.
Sie spinnt sich ihr weissblondes Haar wie vom Wocken.
Sie spinnt und bespinnt ringsherum das Land,
Sie bespinnt Dir den Blick und den wachen Verstand.

Und entfliehst Du, zerreisst Du das Zaubergespinst,
So schau', dass Du völlige Freiheit gewinnst;
Denn bleibt Dir ein Fädchen am Haupte nur hangen,
So bist Du für ewige Zeiten gefangen.
Wie das Garn nicht den Vogel entschlüpfen lässt,
Wie der Pilzfaden wuchert im Wurzelnest,
Wie der Epheu die Rüster umarmt und erstickt,
So hält Dich das trüg'rische Spinnweb umstrickt.

Es glänzt an den Wimpern, es hängt an den Brau'n:
Du darfst Deinen eigenen Augen nicht trau'n!
Es umspinnt Dir Dein Amt und Dein Lieb und Dein Leben,
Den Himmel, die Erde, Dein Schaffen und Streben. —
Sie bestrickt Dir das Haupt und umschlingt Dir den Arm.
Sie bespinnt Dir Dein Herz, — dass Gott sich erbarm'!
Sie lässt Dich nicht frei. Du entrinnst ihr nie, —
Der Heidespinn'rin — — Frau Poesie!

Marianne Mewis.

Digitized by Google

Familientisch. — Sammler-Daheim.

Zu unseren Bildern.

Einsam, in sich selbst versunken, dem rhythmischen Tönen und Brausen seiner Seele lauschend, stürmt auf dem ergreifenden Bilde von Jul. Schmid der alternde Beethoven durch die herbstliche Natur, die Freundin, die ihm so lieb und tiefheimisch war, der er seine herrlichsten Offenbarungen verdankte. Der ernste, grüblerische Ausdruck des uns so vertrauten Meisterkopfes mit dem wirren Lockenhaar ergreift uns auf diesem ungesuchten, einfach, ohne Pathos und Mache gemalten Bilde, menschlich doppelt tief.

„Ist das alles?" fragt der weinerliche Ausdruck der kleinen Unersättlichen auf dem entzückenden Bildchen von Ludwig Knaus. Der Becher leer, der kleine Magen aber noch nicht voll. Schmeckt nach mehr! Dieser Moment des Unbefriedigtseins eines kleinen Menschenkindes ist von dem verehrten Meister allerliebst wiedergegeben.

Gut und fein im Anschmiegen der Körperformen an Rhythmus und Melodie ist die Gestalt der klavierspielenden jungen Dame auf dem Bilde von F. M. Bredt gemalt. Auch das etwas starre Lauschen der Zuhörerin ist gut beobachtet.

Die Sammlung von Kunstblättern nach Werken der klassischen und neueren Kunst, die wir schon seit einigen Jahren unseren Abonnenten als Beilagen in regelmäßigen Zwischenräumen darbieten, eröffnen wir für den neuen Jahrgang in würdiger Weise mit einer der besten Schöpfungen des deutschesten aller deutschen Meister: Albrecht Dürer. Es ist das fein und sauber und doch mit so wundervollem Realismus gemalte Bildnis des dem großen Maler befreundeten Nürnberger Ratsherrn Hieronymus Holzschuher, dem die Lebenswahrheit und Porträtähnlichkeit aus jeder Pore sieht. Das Bildnis ist eins der vornehmsten Meisterwerke und gehört zu den Kostbarkeiten der gesamten Kunst.

Die Aquamanile.

Manchem der Leser werden in Museen oder in den Auslagen großer Antikenhändler eigenartige Gebilde in Bronze oder Messing, also in Rot- oder Gelbguß aufgefallen sein, welche phantastische Tiergestalten darstellten, die aber durch einen Röhrenansatz anzudeuten schienen, daß sie einst zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten dienten, die in schwachem Strahle ausgegossen werden sollten. Man nennt seit etwa 30 Jahren diese Gefäße im Antikenverkehr „Aquamanile" und nimmt an, es seien Gießgefäße gewesen, Wasserbehälter, bestimmt zum Gebrauche des Priesters, welcher verpflichtet ist, vor und während der Messe die Hände zu waschen. Sie zeigen meist romanische, seltener gotische, nie spätere Form, was aber durchaus nicht ausschließt, daß sie bis nach den Zeiten der Renaissance nach alten Vorbildern stets neu gegossen worden sind. Am häufigsten kommt die Gestalt des Löwen vor. Gewöhnlich wird er stehend dargestellt, mit gespreizten Beinen, um ihm genügende Standfestigkeit zu geben. Dann ist der Rachen geöffnet, und auf der Brust befindet sich eine kleine Ausgußröhre, meist in Form eines Tierkopfes. Selten erscheint der Löwe sitzend. Ein solches, sehr schönes, aus Flensburg stammendes Stück besitzt das Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe. Hier stemmt der Löwe seine Vorderpranken auf die Nacken zweier Drachen, die ihn in die Brust zu beißen suchen, ein dritter Drache spannt sich von der Schwanzwurzel bis zum Hinterkopfe über des Löwen Rücken und dient als Handhabe; die weitgeöffneten Ohren mochten zum Füllen des Hohlkörpers gedient haben, während die Flüssigkeit durch die Nasenlöcher in feinen Strahlen auslaufen konnte. Das hier abgebildete, seltene, der Sammlung Spitzer entstammende Stück bietet einen phantastischen Vierfüßler, dessen Kopf eine männliche Halbfigur bildet, die aus einer Blattkrone erwächst. Der Kopf ist mit einer Art Mütze bedeckt, die Arme hat er wie betend erhoben, die Röhre befindet sich im Schilde. — Andere Formen der Aquamanile sind das Pferd, der Hund, Greife, Basilisken, zuweilen auch Reiter. Daß die Aquamanile kirchlichen Zwecken dienten, geht daraus hervor, daß sie sich fast nachweisbar noch vor etwa hundert Jahren in dem alten, nicht mehr gebrauchten Inventar vieler Kirchen vorfanden, ob sie aber eine besondere Form von Wassergefäßen waren, scheint sehr zweifelhaft. Sie würden dann dasjenige gewesen sein, was man in der kirchlichen Sprache unter dem „Lavabo" (weil auf einer Platte über oder direkt auf dem Gefäß die Worte „Lavabo inter innocentes manus meas...") verstand und noch versteht. Das Lavabo war und ist ein Gefäß mit Hand; viele Kirchen besitzen uralte Lavabos, kein bekanntes aber gleicht dem Aquamanile. Selten besitzt ein Aquamanile eine Höhe über 35 und eine Länge über 30 Centimeter, ist also von geringem Fassungsraum, und deshalb ist es für den raschen Handgebrauch ungeschickt. Das Nordische Museum in Kopenhagen besitzt die größte Sammlung wirklich alter Aquamanile, in keinem derselben konnte ich den charakteristischen Absatz feststellen, den Quellwasser bei langjährigem Gebrauch erzeugen muß. Vielleicht haben die Gefäße zur Aufbewahrung von Öl gedient.



Aquamanile. (Ungarisch, XIII. Jahrh.)

Fast alle im Handel vorkommenden Aquamanile sind moderne Fälschungen. Wenn durch Zufall ein nachweislich altes Stück in Händlerhände gerät, dann werden sicher eine ganze Zahl Abgüsse desselben gefertigt, ehe das Original in einer Sammlung festgelegt wird.

M. Kirmis.

Neue deutsche Reichsmünzen.

Um ihre Hoheitsrechte zu betätigen, lassen die kleineren deutschen Staaten ab und an Reichsmünzen über Markgröße ausprägen, welche also das Wappen des Staates oder den Kopf des Herrschers tragen. So prägten z. B. Zwei- und Fünfmarkstücke: Anhalt 1896, Schaumburg-Lippe und Schwarzburg-Rudolstadt 1898, Reuß ä. L. 1899, Oldenburg 1900, Sachsen-Altenburg, S.-Meiningen, S.-Weimar, Mecklenburg-Schwerin, Lübeck 1901, und diese Gepräge werden selten werden und sind heute schon von Sammlern gesucht, weil die Auflagen den Reichsgesetzen zufolge nur klein sein können. Da Silber Scheidemünze ist, so ist die Silberausprägung ein gutes Geschäft, welches, wenn ad libitum gestattet, sicher mit Begeisterung und Ausdauer von den Kleinstaaten betrieben werden würde, in den engen gesteckten Grenzen aber bleibt die Silberprägung der kleinen Herren mehr Privatvergnügen, und man könnte eigentlich erwarten, daß wenigstens versucht werden würde, die Gepräge möglichst künstlerisch schön zu gestalten. Dieser Versuch scheint nun von Sachsen-Meiningen gemacht worden zu sein. Herzog Georg ließ im Jahre 1900 von Georg Römer in München Modelle fertigen, die von dem traditionellen Schema abwichen, leider aber vom Reichsschatzamt verworfen wurden. Darauf erschienen in den Jahren 1901 und 1902 definitive Prägungen mit verschiedenen Vorderseiten. Das Modell für 1901 rührt von keinem Geringeren wie Ad. Hildebrandt her, erwärmen aber wird man sich kaum für dasselbe können. Der Kopf mit dem kurzabgehackten Halse füllt die Fläche zu unvollkommen, die Zeichnung ist zu skizzenhaft, der weit heraufgerückte Münzbuchstabe D wirkt komisch wichtig. Auch für das Gepräge vom Jahre 1902 vermag man sich nicht zu erwärmen. In Anbetracht der Eigenart des Porträts ist der Stempel zu flach geschnitten, und nicht schön wirkt bei dem ziemlich kahlen Schädel der kolossale Nackenansatz.



Neue sachsen-meiningensche Silberstücke.
(Links modelliert von Prof. Ad. Hildebrandt, rechts von A. Brusch.)

MK

Notizen.

Ein Burenmuseum ist unter dem Namen „Südafrikanisches Museum" am 1. Juli in Dordrecht eröffnet worden. Den Grundstock desselben bildet der Inhalt des Transvaalpavillons der Pariser Ausstellung vom Jahre 1900. Damit der kostbare und wissenschaftlich wertvolle Bestand der Burenausstellung nicht in englische Hände fiele, erhielt Herr Nyland zu Dordrecht von der provisorischen Regierung Transvaals die Erlaubnis, jene Dokumente der burischen Kultur- und Kriegsgeschichte nach Dordrecht zu überführen und dort aufzustellen, vorbehältlich eventueller späterer Rückführung nach Südafrika. Im Ehrensaale finden sich Büsten und Bilder der burischen Führer und Helden vereinigt, darunter die Büste Paul Krügers von Stolin, mit dem von Säulen getragenen Himmel, unter welchem sie in Paris stand. Diese Säulen sind bedeckt mit Aussprüchen und Äußerungen in allen Zungen über Buren und Engländer. Der zweite Saal enthält Gegenstände, die von den Buren in der Gefangenschaft angefertigt sind. Ein weiterer Raum birgt die den Buren gewidmeten Ehrengeschenke. Den mächtigen „Bratina", einen von 70000 Russen gestifteten Bruderschaftspokal aus Gold mit Edelsteinen verziert, die kunstvoll gestickte Fahne vom russischen Kloster des hl. Sergius u. a. m. Der ethnographische Saal ist der für den Forscher wertvollste. Hier treffen wir sorgfältig ausgewählte Sammlungen der Landesprodukte, Orientierungen über Gewerbe, Handel, öffentliche Einrichtungen in den Burenstaaten, historische Erinnerungen und allerhand Kuriositäten.

MK

Neue Liebigbilder. Eine Zahl schöner und lehrreicher Serien liegen vor: 1) Untergegangene Städte: Pompeji (Forum civile); Die Ruinen von Persepolis, von Theben, von Ephesus, von Heliopolis, und die berühmte indianische Felsenstadt in Colorado. — 2) Der Handel: Kaufladen in Klondyke; Faktorei in Afrika; Theekarawane in Asien; Türkischer Schuhladen; Bazar in China; Elfenbeinkarawane am Kongo. — 3) Bilder vom Seemannsleben. — 4) Spezialwaffen: Das deutsche Maschinengewehr; Russische Haubitzenbatterie; Das Fahrradgeschütz der italienischen Armee; Stelzenabteilung in der französischen Armee; Englischer Panzerzug; Amerikanische Telephonabteilung. — 5) Das Brot: Kornmahlen in Pompeji; Brotbacken in Abessinien; Chinesische Hausmühle; Korndreschen im Kaukasus und in Chile; Dampfbäckerei.

Digitized by Google

Hausmusik.

Hugo Wolf.

I.

Die nachfolgenden, dem größten musikalischen Lyriker unserer Zeit gewidmeten Blätter sollen weniger eine ästhetisch-kritische Würdigung dieses Künstlers darstellen, als vielmehr versuchen, sein Lebenswerk der Kenntnis weiterer Kreise zuzuführen und es dort einbürgern zu helfen, wo das Beste immer eine sichere Heimstätte finden sollte: im deutschen Haus. Man beginnt heute dem Genie Wolfs jene unbefangene Würdigung zu teil werden zu lassen, die ihm damals, als er noch Schaffender war, vorenthalten blieb; der Wahnsinn, der seinen Schöpfergeist vorzeitig lähmte, hat der Außenwelt Zeit gegeben, Wolfsche Kunst begreifen zu lernen, den Reiz ihrer Eigentümlichkeit, das unnachahmbar Persönliche in ihr herauszufinden und die Elemente festzustellen, die die Kunst dieses prachtvollen Eigenmenschen von der seiner mitschaffenden Zeitgenossen trennen und unterscheiden.

Aber all die Lebenskraft, die sich in Wolfs Gesängen geltend macht, all die Förderung, die sich seine Kunst durch jenen kleinen aber bedeutungsvollen Teil unserer Konzertsänger und -Sängerinnen erzwang — (ich nenne nur Ludwig Wüllner und Hertha Ritter), — das emsige Bestreben selbst des prinzipiell nicht ganz unanfechtbaren Instituts der Wolfvereine — sie haben nicht verhindern können, daß eine gerechte und umfassende Bewertung Wolfs durch die breite kunstliebende Öffentlichkeit bisher noch immer nicht möglich ist, weil sich die Bedeutung seines Namens für sie an einige wenige seiner Lieder knüpft, die zum Teil das Recht dieser Bevorzugung gar nicht in sich tragen, außerdem aber in ihrer geringen Zahl zu schwach sind, um einen Rückschluß auch nur auf die Vielseitigkeit ihres Schöpfers zu gestatten. Dazu kommt noch die tief einschneidende Tatsache, daß Wolf in seinen tiefsten und persönlichsten Werken jene keusche und empfindliche Intimität ausstrahlt, die sich im Konzertsaal sofort verflüchtigt und nur in den vier Wänden des Heims eine Aussprache gestattet, und daß daher gerade diese Werke im Konzertsaal gemieden werden.

So ist das Bild Hugo Wolfs in der Auffassung der breiten Oeffentlichkeit ein wesentlich anderes, als das, welches sich dem in seine Werke tiefer Eindringenden zeigt; und ihm fehlen gerade jene lieben Züge, die ihn uns besonders groß scheinen lassen und dem künstlerischen Moment das Menschliche beifügen. Diese Erkenntnis hat mir die Feder in die Hand gedrückt, um den Versuch zu wagen, die unnahbar scheinende Persönlichkeit Wolfs einmal dem unzugänglichen, wolkenumhüllten Parnaß zu entführen und an seinen Werken das aufzudecken, was ihn, unbeschadet seiner überragenden künstlerischen Größe, zu einem der wenigen guten Geister macht, deren Schaffen oft gerade in seinen kleinsten Formen so viel Licht und Sonne in uns hineinträgt und so recht danach angetan ist, das Innerste des Einzelnen zu treffen und jedem, der eines guten Willens und im stande ist, sich persönlich und ohne das ganze kaltherzige und ablenkende Brimborium des modernen Konzertsaals mit einer Künstler-Individualität abzufinden, eine ganze große neue Welt zu eröffnen.

Die folgenden Untersuchungen werden sich mit dem reichen Schatz der Wolfschen Lieder*) zu befassen haben.

In ihnen liegt Wolfs ganze Eigenart, auch die Oper „Der Corregidor" kann das aus ihnen gewonnene Bild nicht ändern, sondern nur bekräftigen. Dabei wollen wir den Inhalt der einzelnen Bände nicht etwa pedantisch registrieren und analysieren, sondern dort länger verweilen, wo wir glauben musikalisches Neuland betreten zu haben, hier rascher vorübereilen, wo wir Bekanntem begegnen, oder gar längst Anerkanntem gegenüberstehen. Noch aber muß vorher jener grundlegenden Eigentümlichkeiten gedacht werden, die Wolf in allen seinen Werken treu bleiben und das Feststehende in der Flucht der Erscheinungen bilden. Vor allem seiner künstlerischen Selbstentäußerung, die ihn stets musikalisch die Sprache des Dichters schreiben läßt und an sich schon das Aufkommen jeder Selbstschablone verhindert. Wer die Goethelieder dem italienischen Liederalbum gegenüber stellt, wird kaum an ihre Herkunft aus einem Geist glauben; die Lieder sind nicht das Resultat einer durch die Dichtung erzeugten flüchtigen, nur lose festgehaltenen Stimmung, sondern aus dem Geist des Dichters heraus entstanden, dessen Eigentümlichkeit Wolf mit ungeahnter Sicherheit erfaßt und, ins Musikalische umgesetzt, zu der eigenen zu machen weiß. Daraus erklärt es sich, daß er nicht wahllos im reichen Schatz unserer deutschen Lyrik herumgewühlt hat, sondern vorzog, das treue Spiegelbild einzelner Dichterindividualitäten zu geben. Daß Wolf damit dem deutschen Volk seinen Mörike geschenkt und gelehrt hat, ihn zu begreifen, erweist allein die sogar über das rein Musikalische hinausgehende Bedeutung seiner Kunst.

Die Art des Schaffensprozesses bei Wolf bringt schon mit sich, daß die künstlerische Anlage seines Liedes ein bestimmtes Gepräge tragen mußte. Wolf bezeichnet dasselbe schon durch den Wortlaut des Titels: „Gedichte für eine Singstimme und Klavier." Er schreibt keine Begleitungen; das Klavier ist Stimmungsträger und Schilderer, die Singstimme breitet sich darüber aus, durch das Wort die wachgerufene Empfindung in bestimmte Bahnen meisternd, nicht in formal gebildeten Melodien schwelgend, aber den Aufschwung zu ausdrucksvoller Melodik in den Dienst der Dichtung stellend. Dabei wird der Aufbau des Liedes sowohl mit dem Mittel schlichtester volkstümlicher Form bis zur Anwendung weit ausholender Symphonik mit sicherster Selbstverständlichkeit gehandhabt; und in diesen weiten Grenzen bleibt Wolf immer er selbst; das Reminiscenzenjagen wird an ihm glänzend zu schanden.

Der Reichtum seiner Harmonik, die so oft gänzlich neue, bisher unbetretene Wege geht, wird bei einzelnen seiner Lieder zu oft zu erwähnen sein, als daß auf dieses Moment stets von neuem hingewiesen werden müßte. Was die Eigentümlichkeit Wolfs in der Gesamterscheinung seiner künstlerischen Persönlichkeit ausmacht, das sollte hier, in knappen Strichen gekennzeichnet, vorangestellt werden. Scharf umrissen, Ehrfurcht gebietend hebt sich sein Bild aus dem Kunstleben unserer Tage heraus. Den Weg von der Ehrfurcht zur Liebe werden wir gehen, wenn wir sehen, wie aus manchem noch so wort- und tonkargen seiner Lieder ein ganzes warmes Menschengemüt sich restlos ausspricht und sich uns die unendliche Kraft, Wahrheit und Tiefe seines Empfindens enthüllt. Der hoheitsvolle Künstler bleibt er uns; aber daneben ringt sich in leuchtender Erkenntnis durch, was Gurnemanz einst so schmerzbewegt von Titurel berichtete: Ein Mensch wie alle!

H. Teibler.



Hugo Wolf.

Nach einer Aufnahme von G. Tillmann-Matter in Mannheim.

*) Wolfs sämtliche Werke, die Lieder auch in Einzelausgaben, sind bei K. Ferd. Heckel in Mannheim erschienen.

Kleiner Anzeiger.

Seestücke (Sea Pieces). 8 Stücke für Pianoforte zu zwei Händen. Op. 55 von Edward Mac Dowell; — Amerikanische Waldskizzen (Woodland-Sketches) für Pianforte zu zwei Händen, Op. 51 von Edward Mac Dowell. Preis 4 M. Beides im Verlage von Arthur P. Schmidt, Leipzig. — Der Künstler, der in dem großen, immer aufgeschlagenen Buch der Natur zu lesen versteht, kann nie verarmen. See und Wald, Erde und Himmel und alles Elementare spricht mit tausend Stimmen zu ihm. Mac Dowell erzählt in seinen Seestücken von der Gewalt und Größe des Meeres, er spiegelt in ihnen das Zarte, Geheimnisvolle und Phantastische der immer reizvollen, immer wandelbaren Stimmungen und Phänomene des Meeres in einer Musik von starkem und getreuem Kolorit, von malerischer Kraft und intimem, oft poetischem Naturklang. Seine Musik — namentlich in den Waldskizzen sehr fein — fesselt durch den flutenden Reichtum an gewählten Harmonien und prachtvollen Klangwirkungen. In den amerikanischen Waldskizzen macht sich übrigens noch ein ursprünglicher Lokalton bemerkbar: Klänge von der Plantage und aus dem Wigwam spielen da in humoristischen Lichtern und feierlich monotonem Gesang hinein. Gewandte Klavierspieler werden dieser Musik, gehaltvoll und ernst wie sie ist, eine genußreiche Stunde zu danken haben. Ihr künstlerischer Charakter hebt die Stücke Mac Dowells jedenfalls weit über die übliche Art von Salonmusik hinaus.

Eine Erinnerung an R. Schumann.

Eine ausgezeichnete englische Pianistin, die lange in Deutschland gelebt hat und Robert Schumann sehr nahe gestanden hat, Anna Robina Laidlaw (Mrs. Thomson), — sie ist vor kurzem in London im Alter von 81 Jahren gestorben, — war Hofpianistin der Königin von Hannover und hat zu ihrer Zeit vor den meisten europäischen Herrschern gespielt. Ihr Vater war ein reicher schottischer Grundbesitzer und ein Freund Walter Scotts; nachdem er aber sein Geld verloren hatte, ging er nach Deutschland, um dort zu leben. Seine Tochter Anna Robina studierte Musik und begann noch als junges Mädchen öffentlich zu spielen. Ihre Mutter begleitete sie überall hin; beide waren auffallend schön. Robert Schumann hörte sie in Leipzig spielen, und darauf entspann sich eine Freundschaft, die von seiten des Komponisten etwas der Liebe ähnliches wurde. Sie pflegten zusammen ins Theater zu gehen und machten im Sommer manchen kleinen Ausflug in das schöne Rosental. Als Miß Laidlaw Leipzig verließ, erhielt sie folgenden Brief von ihrem Verehrer: „Die Erinnerung an Ihren Aufenthalt hier wird immer zu meinen schönsten gehören, und daß das, was ich schreibe, wahr ist, werden Sie in acht ‚Phantasiestücken' sehen, die demnächst erscheinen und Ihren Namen auf der Stirn tragen werden. Ich habe Sie allerdings nicht um die Erlaubnis gebeten, Ihnen diese Widmung zu machen, aber Ihnen gehören sie, und die ganze romantische Geschichte des Rosentals ist in der Musik beschrieben. Im September werden sie fertig sein. Wohin und wie soll ich sie senden? . . . Ich spreche auch von den schönen Augen von Mrs. Laidlaw, die ich noch zu sehen meine." Nachdem er sich beklagt, daß sie ihm nicht ihr Bild zur Erinnerung geschickt hat, schließt er: „Geben Sie bald ein Lebenszeichen Ihrem ergebenen — Robert Schumann." Alle musikalischen Berühmtheiten jener Zeit waren mit der Künstlerin bekannt oder befreundet, so die Grisi, Lablache, Tamburini, Rubini, Wagner, Ole Bull, Meyerbeer und Taubert, der einige seiner Kompositionen für sie schrieb. Schon als sie vierzehn Jahre war, spielte sie in einem Konzert Paganinis, und dieser sagte von ihr, sie wäre die bezaubernste Spielerin. Charles Mayer, ein ebenso brillanter Klaviervirtuose wie Klavierkomponist, schrieb einst an sie: „Ich hoffe, Gott wird immer in Ihrem Herzen sein und der Teufel in Ihren Fingern." Kaiser Wilhelm und die Kaiserin Augusta schätzten sie sehr, und auch am russischen Hof war die begabte junge Schottin gern gesehen. Später lebte Mrs. Thomson bei ihrer Tochter in Bayswater sehr zurückgezogen; sie spielte niemals wieder öffentlich.

Aus dem Tonleben.

Wie Berlioz seine berühmte „Damnation de Faust" komponierte. „Ich schrieb das Werk, wann ich konnte und wo ich konnte", erzählt Berlioz selbst in seinen Memoiren, „ich schrieb es im Wagen, auf der Eisenbahn, auf Dampfschiffen, ja sogar in den Städten, in welchen ich Konzerte gab." In einem Wirtshause zu Passau wurde die Einleitung: „Der alte Winter hat dem Frühling Platz gemacht" niedergeschrieben. In Wien die Scene: „An den Ufern der Elbe", die Arie des „Mephistopheles" und das „Sylphenballet". In Budapest schrieb Berlioz eines Abends, als er sich in der Stadt verirrt hatte, beim Scheine der Gaslaterne eines Krämerladens den Refrain des Rundgesanges der Bauern. In Prag sprang der Komponist mitten in der Nacht aus seinem Bette, um den Engelchor (Gretchens Apotheose), den er zu vergessen fürchtete, rasch aufzuschreiben. In Breslau fand er die Worte und die Musik des lateinischen Liedes der Studenten. Bei einem Freunde in Rouen schrieb er dann das große Trio: „Ange adoré dont la céleste image". Der Rest des Werkes wurde in Paris komponiert oder eigentlich improvisiert, zu Hause, im Kaffeehause, in den Tuilerien, ja sogar auf einem Eckstein eines Boulevard. Den berühmten Rakoczy-Marsch schrieb Berlioz in Wien. Er war soeben von einer Konzertreise in Ungarn zurückgekehrt, und seine Konzerte hatten so großen Erfolg gehabt, daß er dem Verlangen nicht widerstehen konnte, seinen Faust auch durch die ungarische Pußta irren zu lassen; so konnte er ungezwungen den melodischen Marschsatz einführen.

Digitized by Google

Hausgarten.

In seiner Fülle ruht der Herbsttag nun,
Geläutert ist die Traub', und der Hain ist rot
Von Obst, wenn schon der holden Blüten
Manche der Erde zum Danke fielen.

Friedrich Hölderlin.

Schwarzwurzelsamen.

Will man auf eine praktische und leichte Weise Schwarzwurzelsamen gewinnen, der bekanntlich ziemlich teuer ist und zuweilen taube und brauchbare Körner untermischt enthält, so verfahre man nach folgender oft bewährter Methode. Man warte nicht, bis die Fruchtknoten sich öffnen und die Samenkugeln à la Löwenzahn sich bilden. Sobald die Fruchthülle anfängt, weiß zu werden und zu platzen,

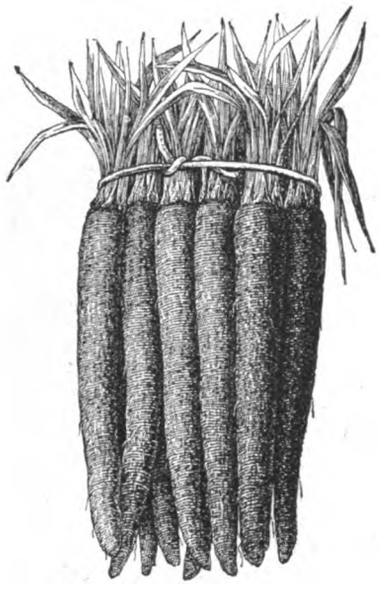


Abb. 1. Schwarzwurzel „Vulkan".

sind die Samenkörner reif. Man fasse dann die Spitzen der Blütenreste oben mit einem Griff zusammen und drehe alle Samenkörner aus der Fruchtkapsel heraus. Hierauf befreit man die Blütenreste von den Körnern, legt diese auf die flache Hand und pustet darüber hin. Man vollzieht damit sofort an Ort und Stelle die Scheidung zwischen tauben und guten Körnern. Den Samen bewahre man im Winter möglichst trocken auf. Bemerkt sei, daß Schwarzwurzelsamen höchstens zwei Jahre Keimkraft hat. Verfasser gedenkt über die Schwarzwurzelkultur später einen besonderen Aufsatz zu bringen, nachdem er die neueste, faserwurzellose Art „Vulkan" (Abb. 1) erprobt hat. Für den Winter sei nur empfohlen, öfters nach den Schwarzwurzelbeeten zu sehen, da die Wurzeln ein beliebtes Mäusefutter bilden. Beachtet werden möge auch, daß Schwarzwurzeln, je länger sie im Boden stehen, wohl desto größere und stärkere Wurzelbildung zeigen, aber im Gegensatz zu jüngeren Anpflanzungen immer mehr an Wohlgeschmack einbüßen. Rdt.

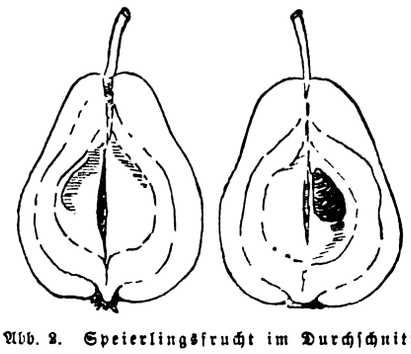


Abb. 2. Speierlingsfrucht im Durchschnitt.

Gartenspuk.

Blau wie der Enzian ist auch die Wegwarte, die sich allenthalben an Wegen und Rainen vorfindet. Ihre Entstehung erzählt folgende Sage. Einstmals mußte der Geliebte einer Jungfrau in den Krieg ziehen. Schmerzerfüllt gelobte das Mädchen, allabendlich für den Geliebten zu beten und täglich nach seiner Rückkehr auszuschauen. Jahr auf Jahr verfloß, aber der Ersehnte kam nicht wieder. Eine Kugel hatte ihn niedergestreckt. Endlich berichtete man ihr den Tod des Geliebten und versuchte, sie zu gleicher Zeit zu bereden, einen anderen Mann zu wählen. Aber entschlossen erwiderte die Jungfrau:

„Eh' ich laß das Weinen steh'n,
Will ich lieber auf die Wegscheid geh'n,
Eine Feldblum' dort zu werden."

So trauerte sie sieben Jahre um den Geliebten, bis sie vor Gram ganz schwach und hinfällig wurde. Da ward sie in eine blaue Blume, die Wegwarte, verwandelt, die noch jetzt am Wege steht und auf die Rückkehr des Geliebten wartet.

Der Speierling.

Wie häufig hört man klagen, daß der Apfelwein nicht klar werden will, oder sich nicht hält, schwarz wird ꝛc.! Diesem allem beugt man durch einfaches Zusetzen von Speierlingsmost vor, der durch hohen Tanningehalt klärend wirkt und zugleich den Wein haltbarer und aromatischer macht. Der Speierling (Sorbus domestica L.) ist ein in Süd- und West-Europa bis Nord-Afrika einheimischer, bis 15 m hoch werdender Baum, der häufig mit Abarten des Sorbus aucuparia verwechselt wird und auch nicht selten so in Baumschulen geführt wird. Jedoch wächst der Speierling bedeutend kräftiger als die Eberesche (S. auc.) und hat auch keine hängenden Zweige wie diese (Abb. 3). Die Blätter sind wie bei der Eberesche gefiedert, oberseits dunkelgrün, unterseits anfangs dicht grün behaart, später häufig ganz kahl. Die Blüten erscheinen im Mai am Ende der Zweige, in dichten Rispen, weiß, stark und unangenehm riechend. Die Früchte reifen im Oktober, sind meistens einer kleinen Birne ähnlich, $1^1/_2$ bis 3 cm hoch, in der Reife grünlich oder rötlich gelb, auf der Sonnenseite rot (Abb. 2 u. 4). Der



Abb. 3. Speierlingszweig mit Früchten.

Baum nimmt mit jedem Boden vorlieb, wenn nur etwas Feuchtigkeit in den tieferen Schichten vorhanden ist, trägt fast immer sehr reich und ist auch für Parkanlagen als Zierbaum sehr wertvoll. Die zur Weinbereitung zu verwendenden Früchte müssen reif, jedoch noch hart sein, da sich in teigigem Zustande, in welchem sie genießbar sind, der Gerbsäuregehalt fast ganz verliert, wodurch sie zur Weinbereitung wertlos werden. Die Früchte werden gemahlen und bis zur Verwendung in einem offenen Faß aufbewahrt. Gekeltert werden sie erst vor dem Gebrauch. Man rechnet 40—50 l Speierlingsmost auf 1000 l Apfelmost. In Gegenden, in denen die Apfelweinbereitung zu Hause ist, wird vielfach der Speierling in großen Mengen angepflanzt; er gedeiht noch in Lagen, die für Obstbäume nicht mehr genügend sind.

Köln. A. Schmidt.

Rosenunglück.



Wer rettet diesen Rosenbaum?
Ist noch zu helfen? Glaub' es kaum.
(Antwort im nächsten Hausgarten.)

Gartenapotheke.

Der Saft der Tomaten ist ganz ausgezeichnet bei Leber- und Darmbeschwerden. Der Saft der Wassermelone ist bei Fieber- und Nierenleiden unschätzbar und sollte nur bei Choleraneigung fortgelassen werden (wo man ja überhaupt jedes Obst zu vermeiden pflegt).

Gartenpost.

Frage. Unterzeichneter als langjähriger Abonnent des Daheim bittet um Auskunft, ob und wie die beifolgende, hier mit „Pimpernuß" bezeichnete Gartenpflanze (Baum) Verwendung im Haushalt finden könne.

Saarlouis. A. H.

Antwort. Die Nüßchen der Pimpernuß (Staphylea) geben ausgepreßt ein ganz gutes Öl. Die Nußkerne sollen gelind purgierend wirken. Aus den markigen Zweigen lassen sich Pfeifenröhren machen. Das Holz eignet sich vortrefflich zu feinen Drechsler- und Tischlerarbeiten (Einlagen ꝛc.). Im Kaukasus benutzt man die Blütenknospen wie Kapern.

Frage. Ich möchte anfragen, ob ich eventuell eine Champignonanlage auch im Garten machen kann?

Kleinzena. M. B.

Antwort. Gewiß. Über das Wie unterrichten Sie sich am bequemsten in dem Büchlein von E. Wendisch, „Champignon-Kultur", Neumann, Neudamm, Preis geb. 2 M.

„Eine alte Großmutter", Postst. Eiterfeld. Besten Dank und Gruß.

Otto St. in Pf. Ihren großen Garten können Sie vorzüglich nutzbar machen durch Anpflanzung früher Kirschen. Ein kleiner Besitzer in Etzdorf bei Eisenberg hat mitten im Felde einige 20 Bäume der zeitigen, bunten Herzkirsche stehen. Diese haben nach allen Seiten hin Platz und geben daher dem Besitzer, der sie mit seinen Angehörigen selbst aberntet, in einem Jahre für 600 Mk. Früchte. Im Altenburgischen hat ein Bauer nur an den Wegen, die seine etwa 150 Morgen großen Felder begrenzen, Kirschbäume stehen. Nach genauen Aufzeichnungen haben er und sein Vater davon in 50 Jahren für 52000 Mark Kirschen verkauft und nur zwei volle Fehljahre zu verzeichnen gehabt.

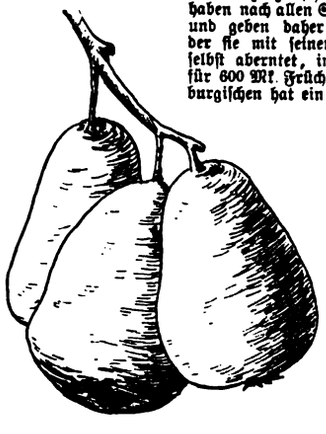


Abb. 4. Speierlingsfrucht (natürl. Größe).

Digitized by Google

Kinder-Daheim.

Allerlei Kurzweil.

1. Bilderrätsel.



2. Dreisilbige Scharade.

Fürst und Bauer hat Eins in verschiedener Art,
Froh ruft sie der Schiffer nach längerer Fahrt.
Zwei und Drei entdeckst Du bei Menschen und Tier,
Auch die Blasinstrumente zeigen sie Dir,
Du wirst sie bei jedweder Wage finden,
Sie werden, hast Du gekauft sie, stets künden,
Ward bei dem Schlächter Zwei—Drei dann gewogen,
Ob bei dem Einkauf Du wurdest betrogen.
Das Ganze, das kannst Du dort nur ergründen,
Wo vieles Wasser im Umkreis zu finden.

Fr. Sch.

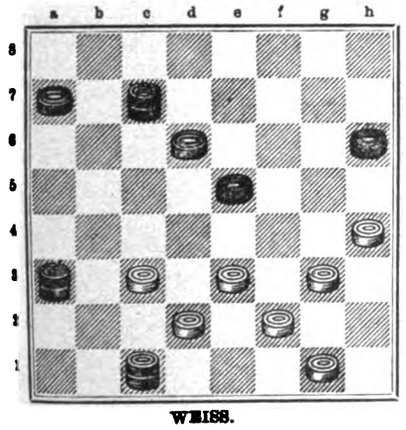
3. Salta-Solo-Aufgabe.



In der obigen Saltaaufgabe sind die 15 Steine in möglichst wenig Zügen so zu verschieben, daß sie die Endstellung einer Saltapartie einnehmen. (Siehe „Salta" im Kinder-Daheim, 38. Jahrgang Nr. 15.)

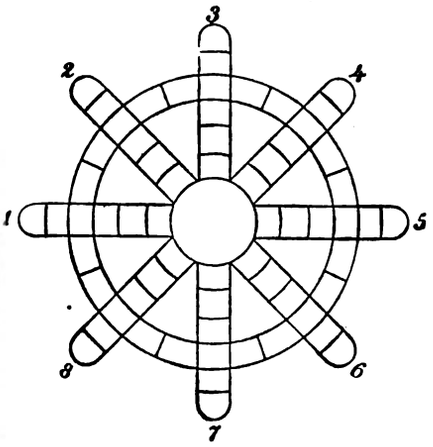
Die beste der aus unserm Leserkreise eingesandten Lösungen werden wir veröffentlichen. Als die beste Lösung soll diejenige gelten, welche in den wenigsten Zügen richtig ausgeführt ist.

4. Damespielaufgabe.



Weiß zieht an und gewinnt!

5. Steuerruderrätsel.



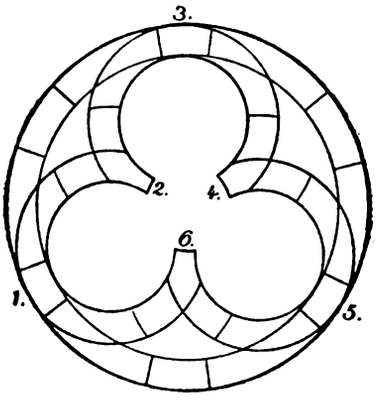
8 a, 1 ä, 1 b, 2 c, 2 d, 11 e, 3 h, 6 i, 2 k, 2 l, 5 m, 7 n, 2 o, 4 r, 2 s, 2 t, 2 u, 1 ü, 1 v, 1 z.

Die obigen Buchstaben sind in die 65 leeren Felder so einzutragen, daß die acht Speichen des Rades bezeichnen:

1. Die Hauptstadt eines Königreichs; 2. ein deutsches Schutzgebiet; 3. eine Stadt in Belgien; 4. die Hauptstadt eines Königreichs; 5. ein Land im südöstlichen Europa; 6. ein Metall; 7. einen französischen Minister (Kardinal) des 17. Jahrhunderts; 8. einen Palast in Rom.

Sind die richtigen acht Wörter gefunden, so ergeben die 24 Felder des Kreises nach Einfügen der noch fehlenden Buchstaben, die dritte Verszeile eines viel gesungenen Liedes.

6. Kreisrätsel.



1 a, 1 c, 3 d, 8 e, 3 g, 1 h, 3 i, 1 l, 3 n, 1 p, 3 r, 1 s, 1 t, 3 u.

Die obigen Buchstaben sind in die leeren Felder der Figur so einzutragen, daß Wörter von folgender Bedeutung entstehen:

1—2 Ein Teil des Baumes;
1—3 ein deutscher Maler;
2—3 ein Fluß in Norddeutschland;
3—4 ein Nebenfluß der Donau;
3—5 ein römischer Feldherr;
4—5 ein afrikanischer Herrschertitel;
5—6 eine Waffe;
5—1 die Bewohner eines europäischen Königreichs;
6—1 ein Schiffergerät.

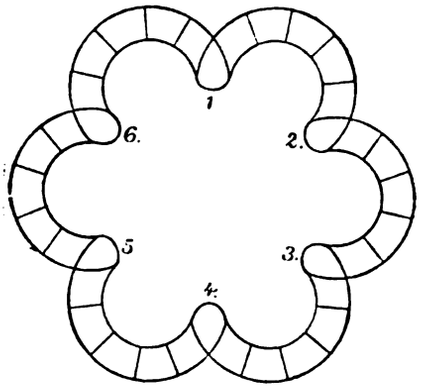
F. M.

7. Betonungsrätsel.

Wenn auf der zweiten der Silben ruht
die Betonung des Wortes,
Ist's für ein gläubig Gemüt Pflicht und
Bedürfnis zugleich;
Aber gebührt auch im Klang der Vorrang der ersten der Silben,
Äußert es kurz den Befehl: Teilt von
dem Eurigen mit!

M. Sch., Cassel.

8. Kranzrätsel.



4 a, 1 b, 1 c, 1 d, 7 e, 1 g, 1 h, 4 i, 2 l, 2 m, 4 n, 2 p, 1 r, 2 s, 1 t, 1 u, 1 y.

Die obigen Buchstaben sind in die leeren Felder der Figur so einzutragen, daß folgende Wörter von je sieben Buchstaben entstehen:

1—2 Eine griechische Hafenstadt;
2—3 eine große Halbinsel in Asien;
3—4 eine griechische Göttin;
4—5 ein Strom in Europa;
5—6 ein Land in Afrika;
6—1 ein Jugend-Schriftsteller.

Sind die richtigen Wörter gefunden, so nennen ihre Anfangsbuchstaben einen berühmten Seefahrer.

9. Dreisilbige Scharade.

Greifst Du mit den beiden Ersten
An die Dritte wohlgemut,
Mögst Du stets des Worts gedenken:
Höflichkeit sei immer gut.
Auf den Ersten soll das Ganze
Schützen Dich vor der Gefahr.
Auch als Blume auf den Fluren
Nimmt's Dein Aug' im Sommer wahr.

Fr. Sch.

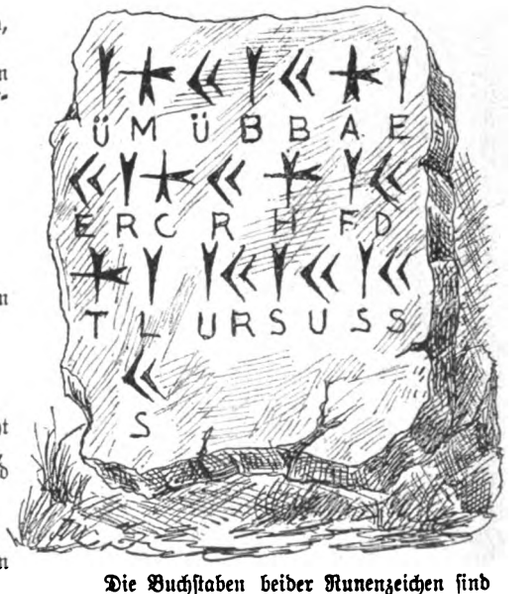
10. Zum Abzählen.

Heckenröslein, zart und fein,
Steht am Wege ganz allein.
Kommt ein Wandersmann daher,
Den entzückt das Röslein sehr.
Spricht er: „Du gefällst mir gut,
Komm und schmücke meinen Hut."
Sagt das Röslein: „Nein, o nein!"
— Geh nur fort, denn Du mußt's sein!

A. K.

11. Bilderrätsel.

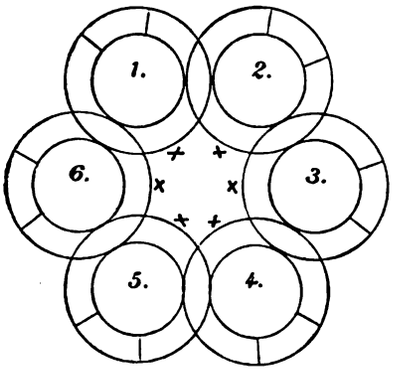
„Ein Runenstein."



Die Buchstaben beider Runenzeichen sind zu drei Worten zu verbinden.

Digitized by Google

12. Kreisrätsel.



4 a, 3 c, 1 d, 5 e, 2 i, 1 k, 1 l, 1 m, 3 n, 1 o, 4 r, 1 s, 1 u, 1 w, 1 z.

Die obigen Buchstaben sind in die Figur so einzutragen, daß jeder Kreis ein sechslautiges Wort enthält, und daß die einzelnen Kreise (immer vom × anfangend) ergeben:

1. Einen Teil des Baumes; 2. eine landwirtschaftliche Akademie; 3. einen französischen Dramendichter; 4. einen Fluß in Süddeutschland; 5. ein berühmtes Tonstück von Beethoven; 6. einen Ort in den bayerischen Alpen.

Die Anfangsbuchstaben der sechs Wörter sollen einen hervorragenden deutschen Maler nennen. **F. M.**

13. Rückläufiges Rätsel.

Eines der Reiche ist's, im fernen Osten zu finden;
Doch wenn man rückwärts es liest, vielen zur Nahrung es dient.

Briefkasten.

Bruno W. in Berlin. Gustav K. in Halle u. A. Preisrätsel werden wir entweder in diesem oder im nächsten Monat bringen.

Auflösungen

der Rätsel und Aufgaben des Kinder-Daheim in Nr. 52.

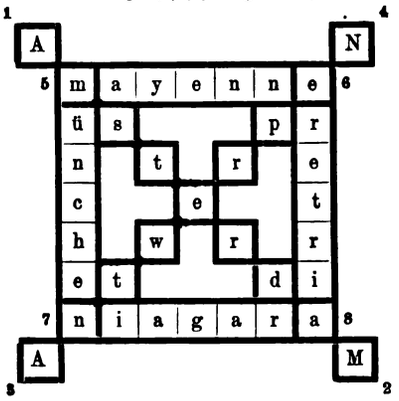
2. Bilderrätsel.

„Der kleine Künstler."

Der Anfang der Kugellaufspur ist im innersten Kreise links. Von hier folgt man der Linie und liest bei jedem Punkte den außen gegenüberstehenden Buchstaben ab, bis zum Ende der Linie am Standpunkte der Kugel rechts.

Die richtig aufeinanderfolgenden Buchstaben geben dann zusammen den Spruch: „Übung macht den Meister."

3. Geographisches Füllrätsel.



4. Rechenaufgabe.

56 Narzissen, 63 Nelken, 48 Rosen, 32 Tausendschön.

5. Ergänzungsaufgabe.

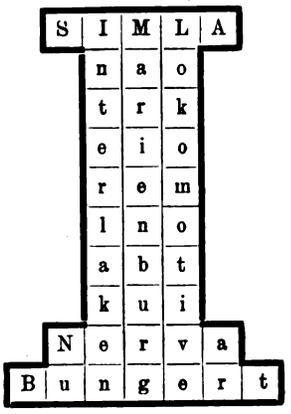
„Gelegenheit macht Diebe."

Segeltuch Legende Einheit Zeitmaß
Schacht Postdienst Sieben.

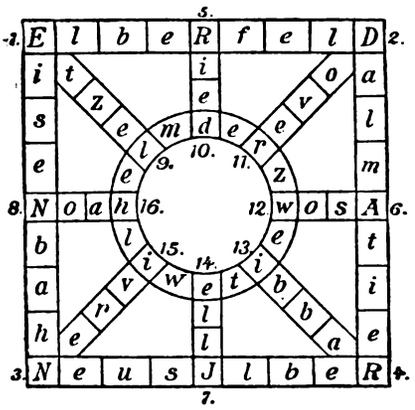
6. Merkrätsel.

„Not bricht Eisen."

7. Säulenrätsel.



8. Füllrätsel.

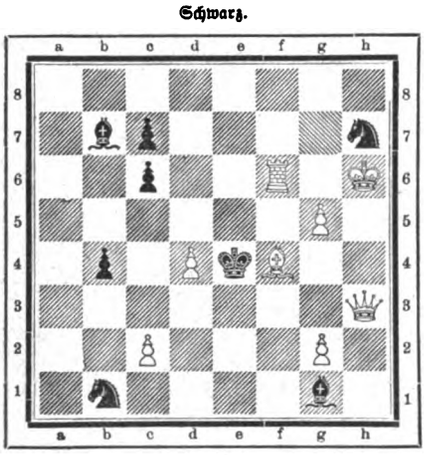


In unserer Spielecke.

1. Schachaufgabe.

Von **B. Hülsen** in **Reetz.**

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

2. Dreisilbige Scharade.

Wenn Du im vollen Ersten bist,
Das letzte Paar sehr störend ist,
Und schnell gefaßt, muß vor Gefahren
Die Kraft der Sehnen Dich bewahren.
Das Ganze aber kann Dich schützen,
Wo feindliche Geschosse blitzen.

M. Sch., Cassel.

3. Arithmetische Aufgabe.

58	59	82	58	82	59	58
58	59	82	58	82	59	58
58	59	82	58	82	59	58
58	59	82	58	82	59	58
58	59	82	58	82	59	58
58	59	82	58	82	59	58
58	59	82	58	82	59	58

Von den 49 zweiziffrigen Zahlen in den Feldern des Quadrats sind 18 zu streichen und zwar so, daß die Summe der übrig bleibenden 31 Zahlen 1902 beträgt.

Wieviel mal muß man jede der drei Zahlen 58, 59, 82 streichen.

Anmerkung: 58 Geburtsjahr der deutschen Kaiserin, 59 Geburtsjahr des deutschen Kaisers, 82 Geburtsjahr des Kronprinzen.

4. Arithmetische Aufgabe.

Der Todestag eines berühmten deutschen Gelehrten läßt sich mit Hilfe der folgenden Angaben bestimmen:

Vermehrt man die 150fache Datumszahl um die 128fache Monatszahl, so erhält man die Jahreszahl.

Vermindert man die 233fache Monatszahl um die 39fache Datumszahl, so erhält man ebenfalls die Jahreszahl.

Wessen Todestag ist gemeint?

5. Homonym.

Nahrung oder Kleidung gilt's zu spenden,
Tut's der Kaufmann eifrig für die Kunden;
Aber wird's gelesen, ist oft Trauer,
Weihevoll Gedenken ihm verbunden.

Auflösungen der Rätsel u. Aufgaben in Nr. 51.

1. Ergänzungsaufgabe.

„Germanisches Museum."

1.	G	n	o						M
2.	E	p	h	e					U
3.	R	h	o	n					E
4.	M	o	s	e					S
5.	A	a	r	a					U
6.	N	a	t	r	i	u			M
7.	I	s	t	h	m	u			S
8.	S	a	r	d	i	n			E
9.	C	h	r	i	s	t	o	p	H

2. Akrostichon.

„Friedrich, Großherzog von Baden."

FrankreicH — ComO
RosE — HolsteiN
IndianeR — GottlieB
ErbprinZ — RaguſA
DuerO — OstfrieslanD
RegensburG — SaalE
InfinitiV — SachſeN

3. Silbenrätsel. Hexenschuß.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rücksendung **unverlangt** eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutsch**en Freimarken beigelegt sind. — Herausgeber: **Th. H. Pantenius** und **Hanns von Zobeltitz.** — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe ar: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W. 35, Steglitzerstr. 58, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Anzeigen nur:** An die **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig,** Hospitalstraße 27. — Verlag der **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig.** Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig.**

Digitized by Google

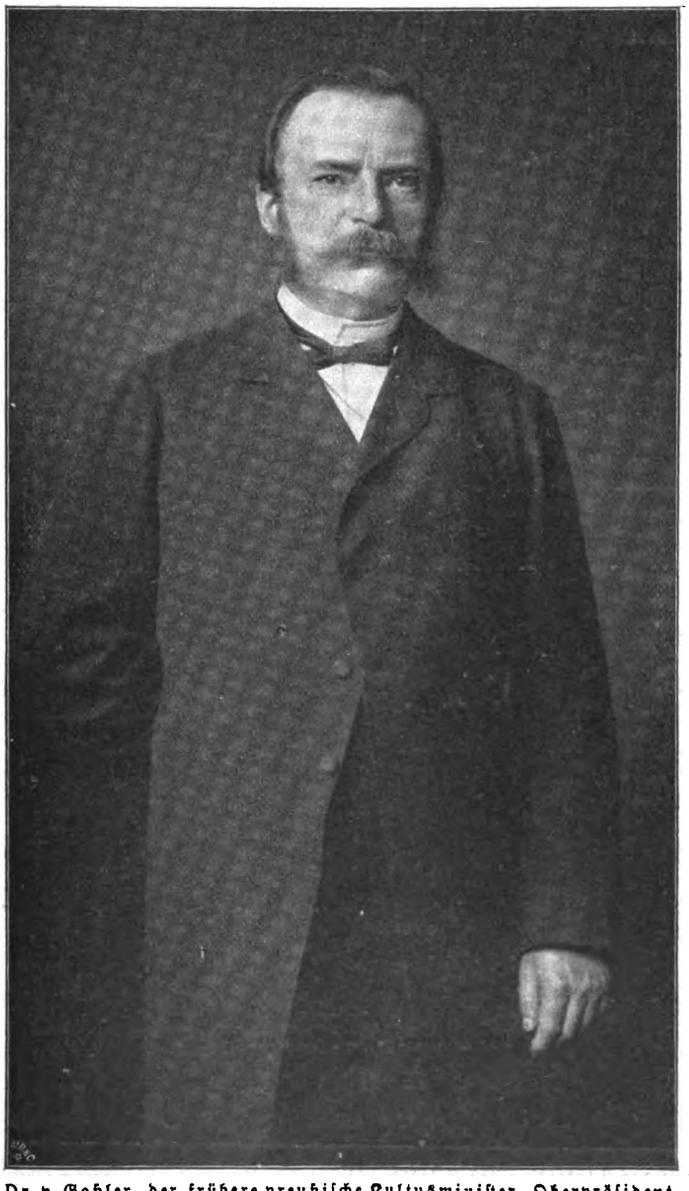
Daheim

Ein deutsches Familienblatt.

39. Jahrgang * vom Oktober 1902 bis dahin 1903. * * * Ausgegeben am 11. Oktober 1902. * Nr. 2.

Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.

Oberpräsident Dr. v. Goßler †. Ein ausgezeichneter, namentlich um die Wahrung des Deutschtums in unserer Ostmark hochverdienter Mann ist mit dem am 29. Sept. nach langem, schwerem Leiden verschiedenen Oberpräsidenten von Westpreußen, Staatsminister Dr. v. Goßler heimgegangen. Gustav von Goßler war am 13. April 1838 zu Naumburg a. S. als ältester Sohn des (1885 verstorbenen) Kanzlers des Königreichs Preußen und Oberlandesgerichtspräsidenten in Königsberg, Karl Gustav von Goßler, geboren. Wiewohl seine Wiege so im Thüringischen gestanden, hat Gustav v. Goßler doch seine ganze Jugend und die Jahre der Reife in der ihm voll zur Heimat gewordenen Ostmark des Reichs verlebt und so dort seine bestimmende Entwickelung, die genaue Kenntnis der dort herrschenden kulturellen und politischen Verhältnisse erhalten. Nach beendetem Rechtsstudium trat er 1859 zu Königsberg in den Justizdienst. 1864 Gerichtsassessor, 1865 Landrat des Kreises Darkehmen geworden, wurde er 1874 als Hülfsarbeiter in das Ministerium des Innern berufen, woselbst er sich vornehmlich mit der Ausführung der Kreisordnung beschäftigte. Als er so nach Berlin kam, war er ein fertiger, in sich gefestigter Mann, dessen Blicke geschärft waren für den eigenartigen Prozeß der Rückwanderung des Slawentums in längst deutsch gewordene Gebiete, der sich im Osten immer ausgeprägter ankündigte. Von 1878 bis 1881 gehörte er dem Reichstage an. Nach kurzer Thätigkeit im Oberverwaltungsgericht wurde er 1879 als Unterstaatssekretär in das Kultusministerium berufen. Zwei Jahre später wurde er zum Kultusminister ernannt und nahm nunmehr die schon eingeleiteten Bestrebungen zur Herbeiführung eines Ausgleichs des kirchenpolitischen Konflikts mit Erfolg auf, den Abschluß bildeten die kirchenpolitischen Novellen. Dem Rufe nach einer Reform des höheren Unterrichtswesens machte v. Goßler Zugeständnisse und drang zugleich auf eine größere Pflege der körperlichen Uebungen. Mit Entschiedenheit trat er der polnischen Bewegung entgegen; seine einschneidendste Maßregel war die Aufhebung des polnischen Sprachunterrichts in den Volksschulen. Der Fall des 1890 von ihm eingebrachten Entwurfs eines Volksschulgesetzes gab ihm Anlaß, seine Entlassung einzureichen, die ihm am 13. März 1891 auch gewährt wurde. Bereits am 30. Juli wurde v. Goßler sodann zum Oberpräsidenten der Provinz Westpreußen ernannt, wo er 11 Jahre hindurch wirkte. Seine intime Kenntnis des Polentums hat ihm namentlich hier in diesem verantwortlichen Wächteramt an des Deutschtums Ostgrenze unschätzbare Dienste geleistet. Goßler erkannte klar, daß es gegenüber dem angriffslustig neue Bahnen aufsuchenden Polentum nicht genügte, die alten Pfade zu ziehen, daß man vielmehr dem arg bedrohten Deutschtum neue Stützen suchen mußte. So ward der Oberpräsident v. Goßler in erster Linie der Urheber jener Bewegung, die in den Osten, von dessen Ackerflächen der deutsche Landarbeiter immer mehr abwanderte und zurückwich, Industrie und mit ihr wieder deutsche Männer voll tüchtiger Arbeitskraft zu bringen bestrebt war. Im Herbst 1899 machten sich die ersten Anzeichen des Leidens bemerkbar, dem Oberpräsident v. Goßler zum Opfer gefallen ist. Im April 1900 führte Professor v. Bergmann eine Operation glücklich aus und entfernte die ganze rechte Niere. Erst zu Beginn dieses Jahres machten sich wieder Schmerzen bemerkbar, die auf einen erneuten Krankheitsherd hindeuteten. Seit Anfang August konnte der Oberpräsident das Zimmer nicht mehr verlassen. Anfangs September legte er sich dann, zumeist heftige Schmerzen leidend und nur wenig Nahrung zu sich nehmend, auf sein Lager, um nicht mehr aufzustehen. Die Ursache der jetzt tötlich verlaufenen Krankheit war nach Feststellung der ihn behandelnden Aerzte eine neuerliche schwere Erkrankung an der rechten Nierenseite. So ist Dr. v. Goßler heimgegangen, von langen schweren Leiden erlöst; aber sein Gedächtnis wird in unserem Volke bleiben als das eines echt deutschen, treuen Mannes, der unsere nationale Entwicklung kraftvoll hat fördern helfen.



Dr. v. Goßler, der frühere preußische Kultusminister, Oberpräsident von Westpreußen †.

* * *

Der Kaiser Wilhelmsturm im Grunewald. Unser Bild zeigt den Kaiser Wilhelmsturm, der in der Nähe des beliebten Ausflugspunkts Schildhorn a. d. Havel von dem Kreise Teltow errichtet worden ist und in dessen weihevoll ausgestatteter Nische mit buntverglasten Fenstern unlängst das Standbild des

Digitized by Google



Der Kaiser Wilhelm-Turm.

unvergeßlichen ersten deutschen Kaisers seinen Platz gefunden hat. Von der Galerie des Turms aus hat man einen herrlichen Blick über die weite grüne Havellandschaft mit dem klaren, mächtigen Strom und den bewaldeten bergigen Ufern. Am 28. September waren nun 2500 alte Krieger des Kreises mit ihren Fahnen an dem Turm versammelt, um an dem Denkmal huldigend einen prachtvollen Kranz niederzulegen. An den weihevollen Akt schloß sich ein Waldfest an.

* * *

Geh. Komm.-Rat Dr. Oechelhäuser †. Am 28. September ist auf seinem Gute Niederwalluf am Rhein der als Großindustrieller, Parlamentarier, Nationalökonom und litterarischer Forscher weithin bekannte Geh. Kommerzienrat und Ehrendoktor der Philosophie Wilhelm von Oechelhäuser im Alter von 82 Jahren gestorben. Der Verstorbene darf das seltene Verdienst für sich in Anspruch nehmen, daß er nicht etwa blos als ein von äußern Glücksumständen geförderter, gut begabter Dilettant auf diesen verschiedenen Gebieten sich versucht und sich einen billigen Tagesruhm zu verschaffen verstanden hat, sondern er hat sich als ein wirklich tüchtiger, feiner und leistungsfähiger Kopf auf diesen so weit von einander abliegenden Feldern des Schaffens und Wissens die Wertschätzung aller Fachmänner erworben. Als Industrieller hat sich Oechelhäuser besonders durch die Leitung der Continental-Gasgesellschaft von 1857 bis 1890 bekannt gemacht; aber er gehörte außerdem einer großen Zahl der ersten deutschen Industriegesellschaften als Aufsichtsratsmitglied an. Als Nationalökonon ist Dr. Oechelhäuser durch seine viel beachteten Schriften, wie z. B. „Studien über Eisenzölle" (1855), die „Wirtschaftliche Krisis" (1876) und namentlich seine in den achtziger Jahren veröffentlichten Arbeiten über die Arbeiterfrage und soziale Gesetzgebung bekannt geworden. In allen diesen Schriften offenbart Oechelhäuser einen klaren Blick und reiche praktische Erfahrung. Es bleibt endlich noch des Shakespeare-Forschers Oechelhäuser zu gedenken. Von ihm ging die Anregung zur Begründung der Shakespeare-Gesellschaft aus, deren Vorsitzender er auch war. Nächst Schlegel und Tieck hat kaum einer für die Kenntnis Shakespeares in Deutschland so viel gethan wie Oechelhäuser. Er leitete mit Ulrici und von Friesen die große Shakespeare-Ausgabe, besorgte eine neue Volksausgabe und lieferte in seinen Einführungen zu Shakespeares Dramen und in seinen „Shakespeareana" wichtige Beiträge zur Kenntnis des großen Briten. Geh. Kommerzienrat Oechelhäuser ist für seine wissenschaftlichen Verdienste durch die Verleihung des Titels eines Ehrendoktors ausgezeichnet worden. Ferner war ihm auch der erbliche Adel verliehen worden.



Das Standbild Kaiser Wilhelm I. in der Turmnische.

Er für seine Person hat zwar, seinen Anschauungen getreu, einen Gebrauch von dieser kaiserlichen Auszeichnung nicht gemacht, die er indessen für seine Kinder angenommen hat.

* * *

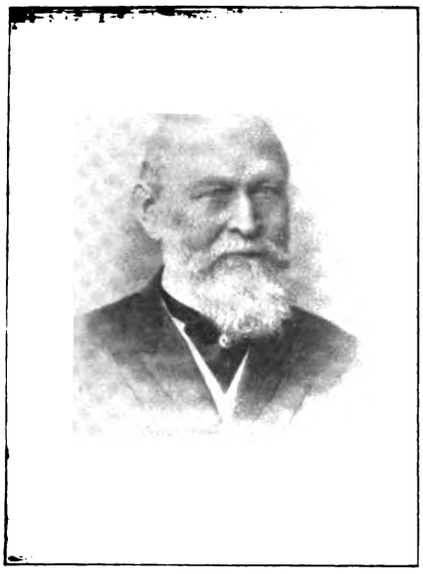
Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Orth. Zum Nachfolger Rudolf Virchows in der Berliner ordentlichen Professur der pathologischen Anatomie und der Leitung der pathologischen Universitätsanstalt ist Prof. Dr. Orth von der Universität Göttingen, ein Schüler Virchows, ausersehen worden. Johannes Orth wurde 1847 zu Wallmerod in Nassau geboren. Sein Vater war zuerst dort Arzt, später mit dem Titel Geheimer Sanitätsrat Badearzt in Ems. Seine Studien machte Orth, der Sohn, in Bonn und Berlin. Nach Beendigung seiner akademischen Ausbildung durch die Promotion im Jahre 1870, arbeitete Orth als Assistent an dem Bonner pathologischen Institut und war dann von



Ausblick von der Plattform des Turms auf die Havel.

Von der Feier am Denkmal des Kaiser Wilhelm-Turms bei Schildhorn a. d. Havel. Nach Aufnahmen von H. Rudolphy, Berlin.

Digitized by Google



Geh. Komm.-Rat Dr. Oechelhäuser †.

1873 — 1878 Virchows eigener Assistent in Berlin. Er ist also ganz besonders berufen, dessen Lebenswerk fortzusetzen. Orth ging 1878 von Berlin als ordentlicher Professor der pathologischen Anatomie und der allgemeinen Pathologie nach Göttingen, übernahm dort auch die Leitung des pathologischen Instituts und verschaffte diesem Zweige der medizinischen Wissenschaft in Göttingen die Stellung, die ihr zukommt. Orth hatte in Berlin schon eine sehr eifrige Lehrthätigkeit entwickelt und in seinem Sonderfache, der pathologischen Anatomie und in der normalen Gewebelehre unterrichtet. Auch auf dem Gebiete der bakteriologischen Forschung hat er Bedeutendes geleistet und namentlich das Kindbettfieber, die Wundrose u. s. w. studiert. Seine Hauptarbeit aber gilt der Erforschung der Tuberkulose, und man verdankt ihm wichtige Aufschlüsse über örtliche und allgemeine Miliar- und Lungentuberkulose, über das Wesen der anatomischen Veränderungen bei Tuberkulose und über das Verhältnis zwischen menschlicher und Rindertuberkulose.

* * *

Das Denkmal des großen Kurfürsten in Herford. Unser Bild zeigt das am 26. September, anläßlich der Jubelfeier der Stadt Herford in Westf. eingeweihte Standbild des großen Kurfürsten, das in Gegenwart des deutschen Kronprinzen feierlich enthüllt worden ist. Das vortrefflich gelungene Bildwerk, das die charakteristischen markigen Züge und die entschlossene, straffe Haltung des großen Kurfürsten naturwahr wiedergiebt, ist ein Werk des Berliner Bildhauers Wefing, eines geborenen Herforders, dem Kronprinz Wilhelm bei der Weihe des Denkmals seine freudige Anerkennung über das wohlgelungene Werk huldvoll ausgedrückt hat. Die Feier in Herford galt der Erinnerung daran, daß vor 250 Jahren die Stadt von Kurfürst Friedrich Wilhelm in Besitz genommen wurde und so mit an die brandenburgische und später preußische Krone fiel.

Das neueste lenkbare Luftschiff. Der bekannte englische Luftschiffer Stanley Spencer, der seit einiger Zeit mit seinem lenkbaren Luftschiff „Mellin" in dem Park des Krystall-Palastes zu London Fliegeversuche gemacht hatte, hat letzthin seinen Flug quer über London hinweg unternommen. Gegen 4 Uhr Nachmittag stieg er in seinem Ballon auf bis zu einer Höhe von 1000 Fuß. Er segelte sodann über den Nordtower hinweg in der Richtung nach Stratham. Nachdem er Dulwich passiert hatte, ließ er das Luftschiff so weit herunter, daß man ganz deutlich die Maschine von der Straße aus arbeiten sehen konnte. Bei dem Flug über die Themse und über die Earlscourtausstellung erhob er sich wieder etwas. Ueber Ealing beschrieb er einige elegante Bogen und schlug dann die Richtung nach Harrow ein, in dessen Nähe er nach einunddreiviertelstündiger Fahrt landete. Er hatte im Ganzen 20 englische Meilen zurückgelegt. Das Mellinluftschiff kann nur eine Person von leichtem Gewicht tragen. Zum Unterschied von dem Schiff des Santos-Dumont hat es seine Schraube vorn statt hinten, sodaß das Luftschiff sozusagen durch die Luft gezogen wird. Der Petroleummotor wiegt 200 Pfund und das von dem Ballon zu tragende Gesamtgewicht beträgt etwa 600 Pfd. Die Umdrehungen des Motors belaufen sich auf 25 000 in der Minute.

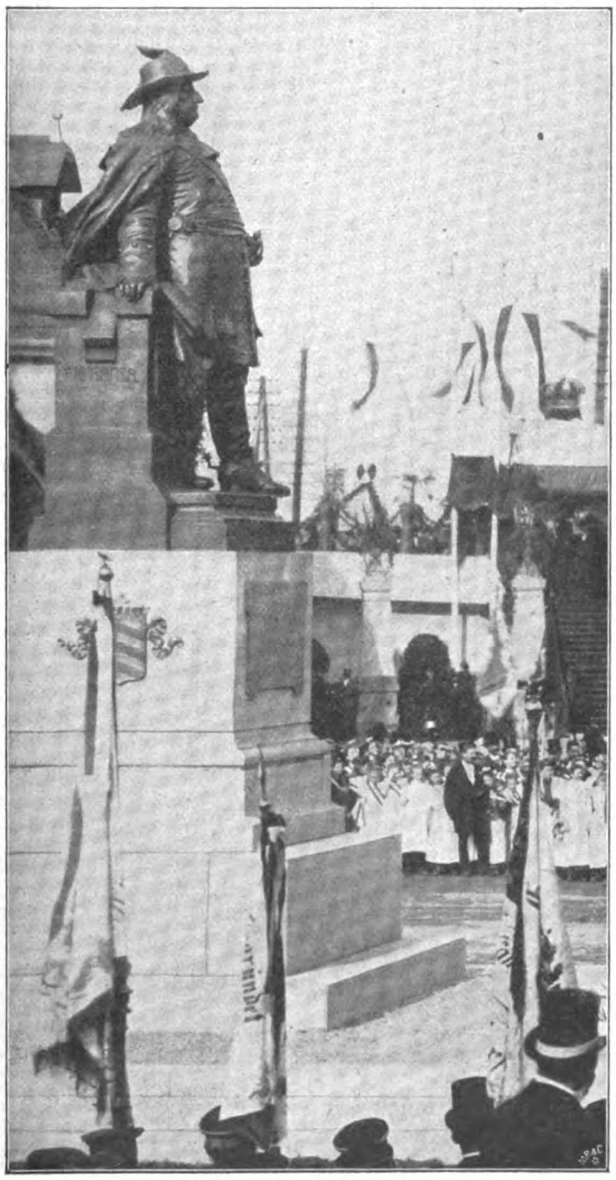


Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Orth, Nachfolger Virchow's.

Dadurch werden die 10 Fuß langen Flügel der Schiffsschraube 250 Mal in der Minute gedreht. Das Rahmenwerk ist aus Bambus gemacht, und das Ruder sieht aus wie ein großer Flügel aus Leinewand. Im Falle eines Unglücks kann das Luftschiff sofort in 2 Fallschirme verwandelt werden. Herr Spencer beabsichtigt jetzt an den Bau eines größeren Luftschiffes zu gehen.

* * *

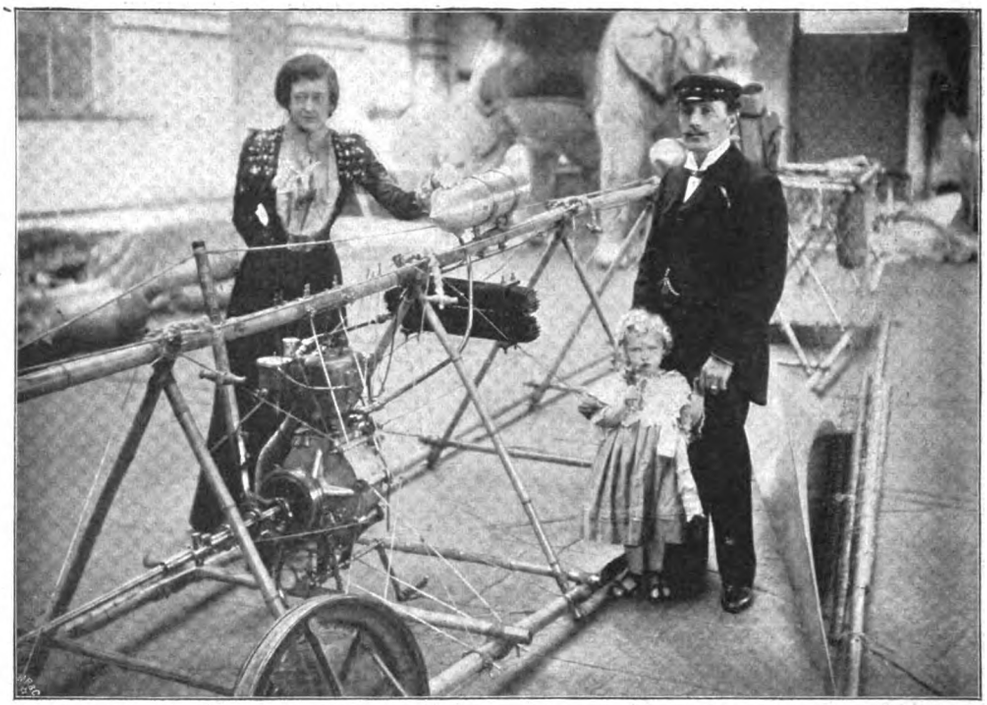
Emil Zola †. Der bekannteste Romanschriftsteller des modernen Frankreichs Emil Zola ist in der Nacht zum 29. September plötzlich gestorben; ein Unglücksfall, ein rauchender Kamin in seinem Schlafzimmer, hat dem erst im 63. Lebensjahr stehenden, sich noch vollster Schaffenskraft erfreuenden Autor den Tod gebracht und seiner Gattin beinahe das gleiche Schicksal bereitet. Man mag über Zola denken, wie man will, das eine wird man nicht leugnen können, daß er der berühmteste und literarisch einflußreichste Schriftsteller Frankreichs war, ein Autor, der in allen Literaturen Schule gemacht hat, dessen Name jedermann in der ganzen gebildeten Welt geläufig war und dessen Werke in hundert Tausenden von Exemplaren in alle modernen Kultursprachen übertragen und verbreitet waren. Dieser riesige äußere Erfolg bedeutet indessen freilich nichts weniger als eine entsprechende allgemeine literarische und moralische Wertschätzung seiner Werke. Vielmehr ist grade Zola der am meisten angefeindete Autor unter allen modernen gewesen. Und mit Recht! Denn die rücksichtslose brutale Schilderung des Thierischen im Menschen, die vor den abstoßendsten Verirrungen der menschlichen Natur nicht zurückschreckende Darstellung abscheulicher Auswüchse im sozialen Leben haben den Ekel aller gesund und rein Empfindenden und ihren flammenden Protest gegen seine literarischen Schöpfungen wachgerufen. Man mag Zola gern zugestehen, daß es nicht ein Gefallen am Lüsternen war, das ihn bewog, solche Schilderungen zu geben; aber die Thatsache wird



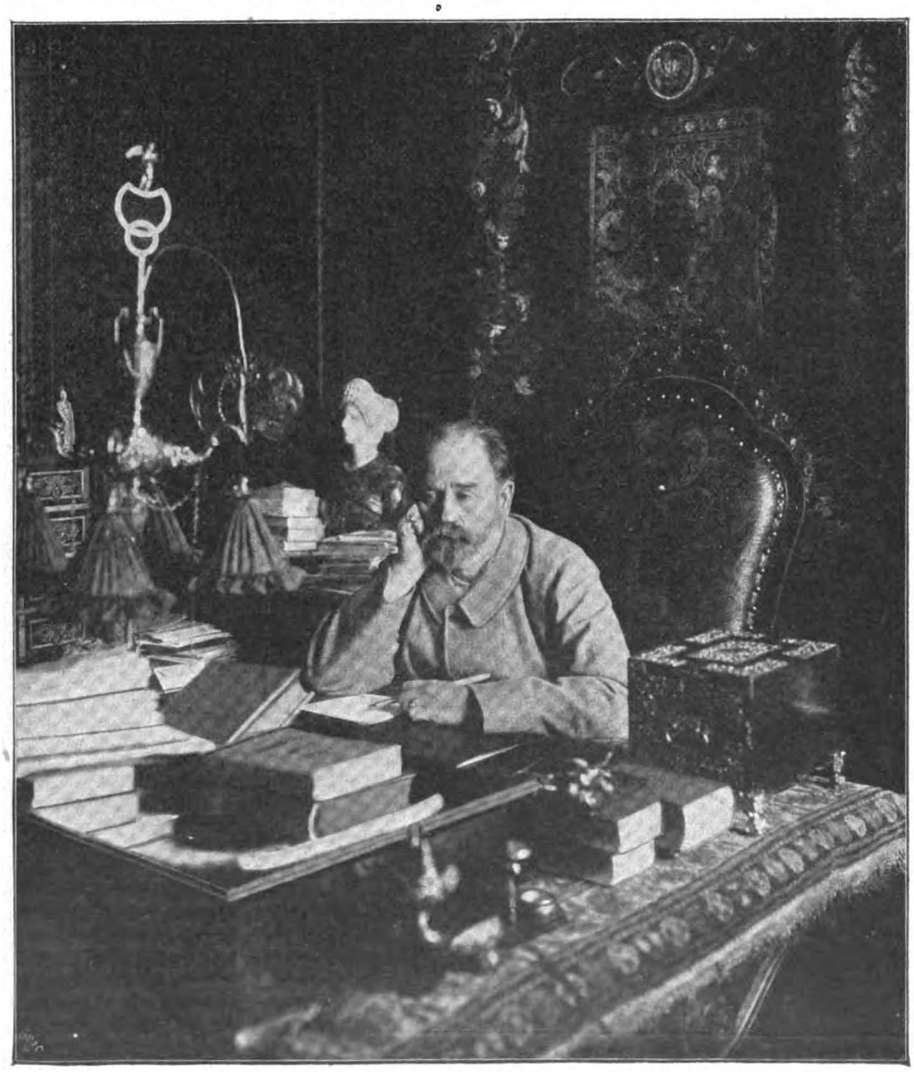
Das Denkmal des Großen Kurfürsten in Herford in Westf.
Nach einer Aufn. v. Chr. Colberg, Hofphot. i. Herford.

Digitized by Google

nicht bestritten werden können, daß er mit seinen Werken den schlechten Instinkten Vieler Vorschub geleistet und viel Unheil in unreifen und schwachen Seelen angestiftet hat. Wenn es Zola vorgeschwebt hat, in breitem, großzügigen Freskenstil das soziale Leben unserer Zeit wahrheitsgetreu zu schildern, ja grade das Wesen, das Leben und Handeln der niederen, uns vielfach innerlich ja ganz fremden Volksschichten uns menschlich nahe zu bringen — gewiß, so war dies eine gewaltige verdienstvolle Aufgabe, die er sich gestellt hatte; aber er hätte dabei, ohne der Wirkung seiner Schilderungen Eintrag zu thun, von der Darstellung des Letzten, des Abscheulichsten, absehen sollen. Die geniale Begabung Zolas, sich in den Geist und das Treiben einer bestimmten sozialen Schicht einzuleben und aus einer intimen Kenntnis dieser Sphäre heraus diese und die in ihr lebenden Menschen zu schildern oder auch die menschliche und soziale Entwicklung einer ganzen Reihe von Generationen in all ihren feinsten materiellen und psychischen Zusammenhängen feinspürig bloszulegen, steht außer Frage. Aber, ganz abgesehen von dem Gefühl für das sittlich Zulässige, fehlte ihm auch vielfach ein verfeinertes Empfinden für das ästhetisch Richtige. So verlor er sich gern in ermüdende Breiten von nebensächlichen nüchternen Schilderungen, die die litterarische Wirkung seiner Romane stark beeinträchtigen. Seine großen Arbeiten, wie die Rougon-Macquarts, L'argent, Débacle, Trois Villes, haben so mehr als ultrarealistische sittten- und kulturgeschichtliche Studien Wert denn als wirkliche litterarische Kunstwerke, wie sie ein Roman doch stets sein soll.



Der Aëronaut Spencer und seine Familie an dem neuesten lenkbaren Luftschiff, das London überflog.
Nach einer Aufn. der Londoner Elektrotype Agency.

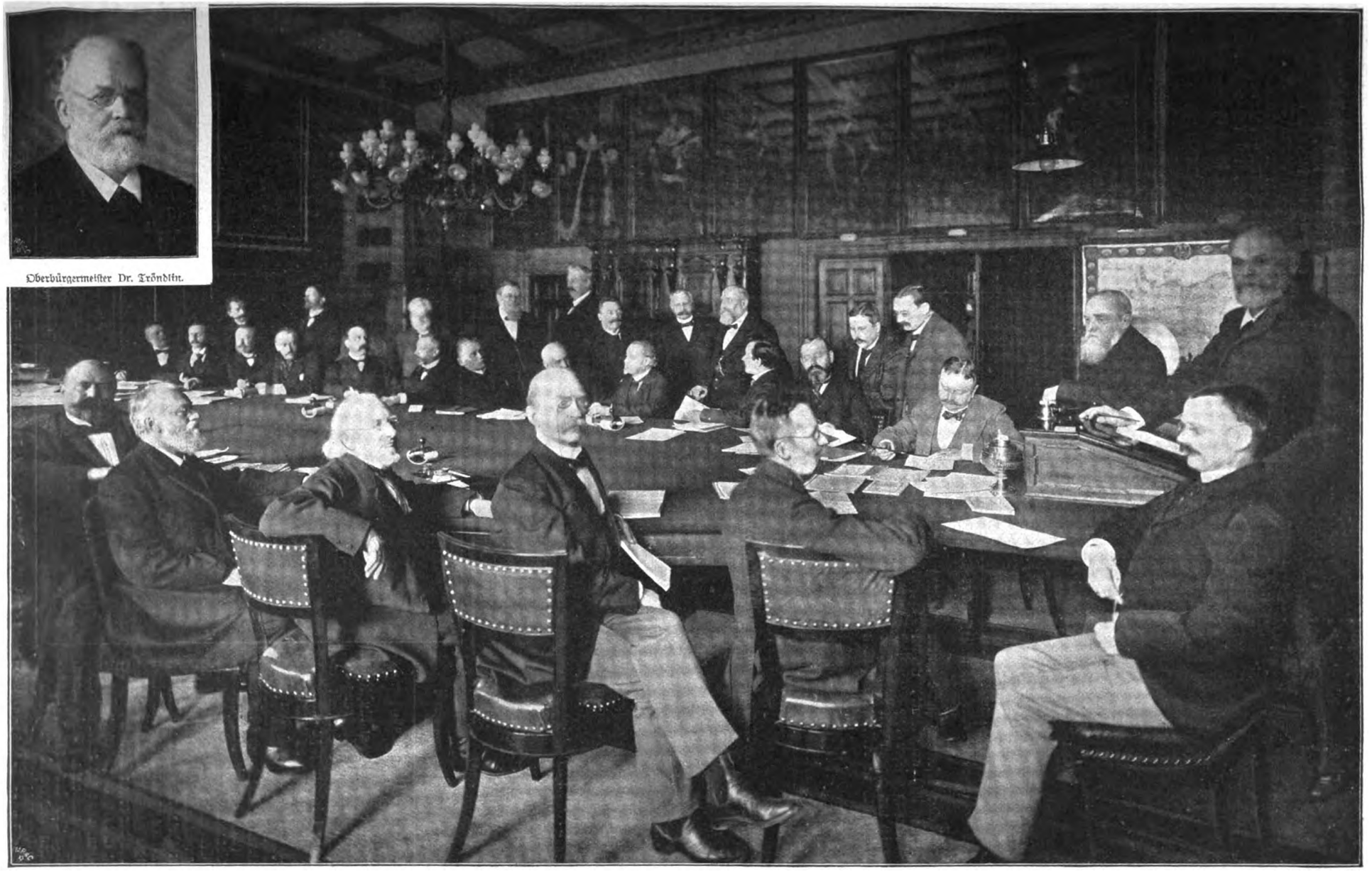


Der französische Romanschriftsteller Emil Zola †.

* * *

Der erste Schienenweg nach dem Engadin. Die Weiterführung der rhätischen Bahn von Thusis aus entlang des Albulathals ist ein schon lange geplantes Unternehmen gewesen, das im Jahre 1898 zur Verwirklichung bestimmt wurde. Inzwischen sind die größten Hindernisse, welche sich dieser Anlage entgegenstellten, überwunden worden, und die Schöpfung, die in ihrer Großartigkeit an die Seite der Gotthardbahn zu stellen ist, geht rüstig der Vollendung entgegen. Die Kenntnisnahme einiger Zahlen genüge, um einen Begriff von den hier vorliegenden gewaltigen Verhältnissen zu geben: Die Gesamtlänge der Strecke Thusis—St. Moritz beträgt rund 63 km, annähernd 25 % derselben befinden sich in größeren oder kleineren Tunneln, deren Zahl sich auf 41 beläuft. Dabei hat die Adhäsionsbahn von 1 m Spurweite eine Steigung von 1074 m zu bewältigen. Was die Kosten anbelangt, so ist der Unterbau der ganzen Linie mit 15½ Millionen Fr., der Albulatunnel mit 5 700 000 Fr. veranschlagt worden. Unsere Beschreibung darf sich auf den zwischen Alvanen und Preda liegenden Teil beschränken, der baulich wie landschaftlich eine Fülle interessanter Eindrücke bietet. Nachdem die Bahn Alvanen verlassen hat, folgt sie zunächst dem aus der Davoser Landschaft herabkommenden Zuflusse der Albula, an steilem Berghange den Schmittentobel in 35 m Höhe übersetzend, um dann auf 65 m hohem Viadukte das Landwasser, jenen Nebenfluß der Albula in einer von Steilwänden eingeschlossenen Schlucht zu überqueren und im gegenüberliegenden Felsen zu verschwinden. (Abb. I.) Die zur Zeit die Tiefe überspannenden Eisengerüste dienen lediglich der Aufwindung von Baumaterial, sie sind mit den emporwachsenden Pfeilern von der Thalsohle auf jene Höhe gebracht worden und werden durch 6 steinerne Gewölbe ersetzt. Nach Ueberschreitung dieser Brücke, welche

Digitized by Google



Oberbürgermeister Dr. Tröndlin.

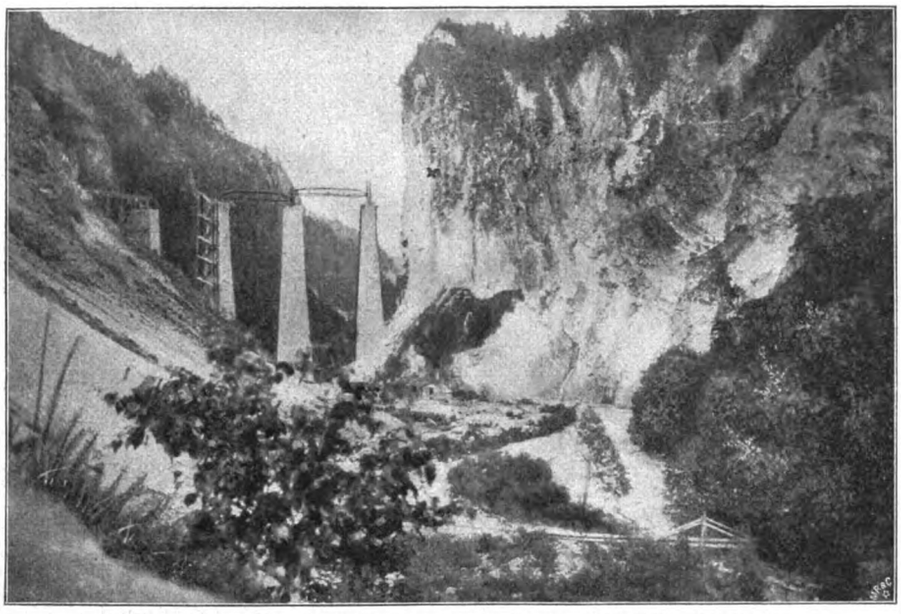
Etadtbaurat Scharenberg. Etadtrat Esche. Etadtrat Rudolph. Etadtrat Dr. Wangemann. Etadtrat Ehmig. Etadtrat Dr. Schanz. Etadtbaurat Franze. Etadtrat Meißner. Etadtschreiber Dr. Juß. Etadtschreiber Dr. Pallmann.

Etadtrat Pfeiffer. Etadtrat Lampe. Etadtrat Dr. Pansa. Etadtrat Dr. Göhring. Etadtrat Konsul Dodel. Etadtrat Schmidt. Etadtrat Dr. Roßbach. Etadtrat Polenz. Etadtrat Kohlmann. Etadtrat Dr. Weber. Etadtrat Eichorius. Etadtrat Dr. Wagler. Etadtrat Ludwig-Wolf. Oberbürgermeister Dr. Tröndlin.

Etadtrat Ramdohr. Etadtrat Hentschel. Geh. Legat.-Rat a. D. Etadtrat Nagel. Etadtrat Dr. Schmidt. Polizeidirektor Bretschneider. Bürgermeister Dr. Dittrich.

Eine Sitzung des Rats der Stadt Leipzig. Nach einer Aufnahme der Photo-Illustration, Berlin.

Digitized by Google



I. Der Landwasser-Viadukt während des Baus. (× Der Tunneleingang.)

sich noch durch eine besonders starke Kurve (von 100 m Radius) auszeichnet, wendet sich der Schienenweg wieder dem Albulatale zu, um nördlich von Tiefur mit Hilfe einer Schleife, sowie eines in derselben liegenden Kehrtunnels (einer sogenannten künstlichen Entwickelung, die durch Verlängerung der Strecke Verminderung der Steilheit bewirkt) an Höhe beträchtlich zu gewinnen. Die nächste Station wird an dem romanischen, bis auf heute durch den Postverkehr stark belebten Bergstädtchen Bergün (1376 m) angelegt, das durch seine malerische Lage (Abb. 3), wie seine altbündnerischen Bauwerke (Abb. 2) jedenfalls auch nach Eröffnung der Bahn auf die Reisenden anziehend wirken wird. Zwischen diesem Orte und Preda bietet die Linie mit ihren zahlreichen künstlichen Entwickelungen ganz besonderes Interesse. Nicht weit von der ersten Station steigt der Schienenweg in ca. 2600 m langer Schleife um etwa 50 m, ohne sich dabei wesentlich von Bergün zu entfernen. Bald darauf folgt derjenige Teil der Anlage, welcher wohl wie kein anderer dazu geschaffen scheint, auch des vorzüglichsten Orientierungssinnes zu spotten, so daß einem der Mittag zum Norden, Sonnenaufgang zum Westen wird. Während durch drei Spiraltunnel, von denen zwei übereinander liegen, sowie ein großes Hufeisen die künstliche Entwickelung erfolgt, wird die Albula viermal auf massiven Steinbrücken bis zu 28 m Höhe überschritten. Wie solche, im Gegensatz zu einer Eisenkonstruktion, sich in das Landschaftsbild trefflich einfügen, zeigt unser letztes Bild. Hier gewinnt die Bahn wieder das rechte Ufer, nachdem sie auf der anderen Seite im ersten der drei Tunnel hoch emporgeklommen ist und den auf steiler Halde über der Albulaschlucht gegründeten Viadukt (Abb. 4) verlassen hat. Endlich weitet sich das Tal kurz vor Preda, welches bisher nur als Maiensässe



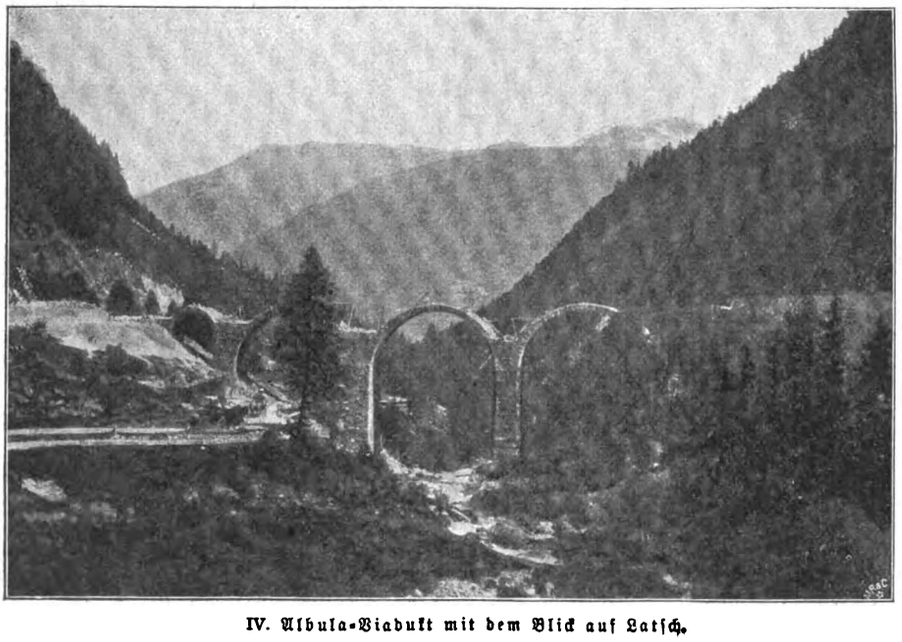
II. Marktplatz und Kirche in Bergün.

bekannt war, d. h. lediglich im Sommer von Hirtenvolk mit ihren Herden belebt wurde, was bei der Höhe des Ortes (1792 m) und dem dadurch bedingten langen Winter nicht zu verwundern ist. Hier befindet sich der Eingang des beinahe 6 km langen, vor kurzem durchgeschlagenen Tunnels, welcher unter dem Piz Gimnels — zu deutsch Zwillingsgipfel — hinweg ins Val Bevers und damit ins Engadin führt. Wann die Bahn dem Verkehre übergeben werden wird, läßt sich vorläufig noch nicht bestimmen, doch ist die Hoffnung ausgesprochen worden, daß bereits im nächsten Jahre die ersten Züge den kunstreichen Bau befahren werden.

* * *



III. Station in Bergün.



IV. Albula-Viadukt mit dem Blick auf Latsch.

Digitized by Google

Frauen-Daheim.

Ihren letzten Goldschatz streut die Linde
In die klaren Lüfte, unbeklagt.

„Alter-Gnädger-Frauen-Sommer" weht im Winde,
Wie im Damenstift der Gärtner sagt.



Blenda Nyberg

Ein weiblicher Architekt in Finnland.

(Mit Bildnis.)

Blenda Nyberg, die junge Finnländerin, die kürzlich von der Centralverwaltung der Staatsgebäude in Helsingfors mit der Wahrnehmung der Funktionen eines Extra-Architekten beauftragt wurde, ist die erste Frau, die in ihrem Heimatlande eine derartige Stellung errungen hat. Diese Ernennung ist für die Freunde der Frauenbewegung wie für die Freunde Finnlands gleich erfreulich. Blenda Nyberg ist noch jung an Jahren und darf deshalb auf ihren Erfolg, den sie lediglich ihrer eigenen Tüchtigkeit, nicht aber fremder Fürsprache verdankt, um so stolzer sein. Am 27. August 1878 in Loviso geboren, empfing sie den ersten Unterricht an einer Skola (Schule), in denen der Unterricht an Knaben und Mädchen gemeinsam erteilt wird. In dem Abgangszeugnis dieser Anstalt wurde mit Recht ihre glänzende Befähigung für Mathematik und Physik hervorgehoben. Im September 1897 schrieb sie sich als Studentin am Polytechnikum in Helsingfors ein, das sie vier Jahre später, am 31. Mai 1901, im Besitz des Architektendiploms wieder verließ. Sie ist die erste Frau, die durch einen vollständigen Kursus dieser Hochschule gegangen ist und sämtliche Prüfungen bestanden hat. Seitdem hat sie bald hier bald dort Pläne gezeichnet, Bauten inspiziert und durch ihre erfolgreiche Arbeit bewiesen, daß auch für die Frau der Architektenberuf nicht ungeeignet ist. S.

Getäuschtes Vertrauen.

Nicht das Verschwinden der Gutwetterfreunde tut unserm Herzen weh, die sich aus irgend einer eigennützigen Absicht so lange an uns geschmiegt, als es uns gut ging, aber wie welkes Laub im Herbst davonflattern, wenn der Sturm des Leides über uns dahinbraust; sie sind mit einem wehmütig-bittern Lächeln abgetan, sie haben unser Vertrauen nicht besessen und konnten es nicht täuschen. Aber wenn man jene weichen und wanken sieht, denen wir felsenfest geglaubt, auf die wir unerschütterlich gebaut, denen wir einen sichern Platz in unserm Herzen eingeräumt, unser Herz erschlossen haben, auf deren Treue wir uns stützten wie auf einen festen Stab, denen wir vertrauten; wenn man dunkle Flecke da gewahrte, wo wir nur helles Sonnenlicht zu sehen gemeint, Truggold, was wir für echtes Gold hielten, Schein, wo wir an Wahrheit glaubten! Auch nur Schein wie bei all den anderen! Wie soll man weiterleben mit dem Herzweh so bitter getäuschten Vertrauens, sich wieder zurecht finden in der Welt, in der es so leer geworden scheint, das Mißtrauen nicht ganz in uns überhand nehmen lassen, nicht ganz verbittert werden?

Der Weheruf des sterbenden Cäsar: „Auch du mein Brutus?" als er den Liebling, den er für den Edelsten, Treusten, Besten gehalten, unter seinen Mördern erblickte, ist heute noch nicht verhallt, wenn wir den Dolchstoß bitter getäuschten Vertrauens im Herzen fühlen. Auch du, den ich geliebt, vertraut, bist treulos, tot für mich, hast mich verlassen, verraten, bitter getäuscht! Lohnt es sich, wieder glauben, vertrauen zu lernen? Vertrauen, ach, um vielleicht aufs neue grausam getäuscht zu werden? — Lohnt sich das?

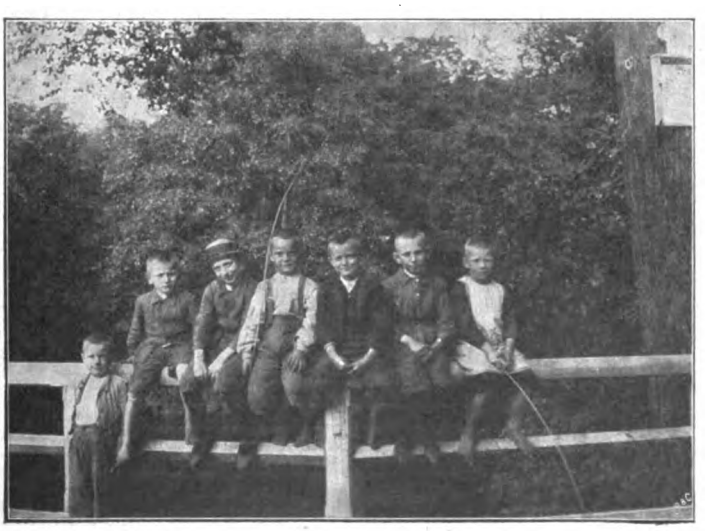
Doch nein, so schlimm ist es nicht, wie unser gekränktes Herz im ersten Wehgefühl erlittener Täuschung glauben möchte. Es lohnt sich, weiterzuleben, weiterzulieben, zu glauben und zu vertrauen. Versuche nur, milder über die Dir widerfahrene Kränkung denken zu lernen, auch Dir selbst einen Teil der Schuld zuzumessen, die Du nur dem anderen aufbürden möchtest! Hast Du nicht auch gefehlt? Hast Du nicht zu blind vertraut? Zu viel verlangt? Den unheilbar tiefen Riß mit verschuldet, der Dich für immer von einst Teurem trennt? Und wenn dies nicht der Fall sein sollte, so ist in dem Bewußtsein unschuldig erlittenen Unrechtes, unverdient erduldeter Unbill auch eine Art wehmütigen Trostes, linder Beruhigung enthalten, die zu Ergebung führt ohne Verbitterung, Groll und Menschenhaß. Vergib! Bleibe nicht allein, vereinsame nicht. Verweile nicht absichtlich auf der Schattenseite des Lebens. Tritt wieder hinaus in die Sonne! Es gibt ja doch eine Treue bis in den Tod, ja, bis über den Tod hinaus, freilich nur wenig Menschen ist es vergönnt, ihr im Leben zu begegnen. F. A.

Freche Spatzen.

Seht die frechen Spatzen,
Wie sie lärmen, schwatzen;
Niemand seines Weges geht,
Den sie ließen ungeschmäht.

Wollt Ihr ihnen gram drum sein?
Denkt ans alte Sprüchelein:
Wie wir Alten sungen
Zwitschern jetzt die Jungen!

Dr. E. Becker.



Freche Spatzen. Nach einer Liebhaberaufnahme von Dr. E. Becker in Leipzig.



Noch zu sauer! Liebhaberaufnahme von Grete Klasing in Bielefeld.

Heimarbeiterinnen.

Wen der Weg durch den Norden oder Osten von Berlin führt, der sieht oftmals Frauen, Mädchen, Kinder mit schweren Packen, in Kattun eingeschlagen, durch die Straßen wandern. Frauen und Mädchen — müde, hinfällige Gestalten; die Kinder — blaß und verkümmert. Heimarbeiterinnen sind es, die fertige Arbeit abliefern und neue holen gehen, oder Kinder von Heimarbeiterinnen, die der Mutter den Weg abnehmen, damit sie ja keine Zeit versäumt.

Welche Bilder rollen sich bei dem Wort „Heimarbeiterin" vor unseren Augen auf, Bilder, die nicht nur in der Riesenstadt Berlin zu sehen sind, nein, in allen größeren und mittleren Städten Deutschlands!

Siehst Du nicht dort am Fenster der Hofwohnung, tagaus, tagein die blasse Frau über die Nähmaschine gebeugt sitzen? Der kranke Mann, die vier Kinder wollen versorgt sein. Was bedeuten gegen diese Bedürfnisse die kleinen Summen der Invalidenrente, der Armenunterstützung? Die Frau muß mitverdienen. Beim Nähen kann sie wenigstens noch zuhaus sein, ihre Kinder beaufsichtigen, dem kranken Mann Handreichung tun. Freilich ist der Verdienst gering — vielleicht 5 Mk. in der Woche. Da heißt es: ununterbrochen nähen. Und doch, wie froh ist die Heimarbeiterin, wenn sie nur überhaupt Arbeit hat! Ist die Saison für ihre Arbeit vorüber, so muß sie oft monatelang ohne den Nebenverdienst sich durchschlagen, Schulden machend, in der Hoffnung auf die kommende Arbeit. So schleppt sie, vor der Zeit alternd, ihre Last jahraus, jahrein, bis der Tod sie ihr abnimmt und die nimmermüden Füße im schmalen Armensarge zur Ruhe kommen.

Willst Du noch andere Bilder sehen? Witwen, die für ihre Kinder sorgen müssen, alternde Mädchen, die, sieche

Digitized by Google

Eltern unterstützend, für Hungerlöhne arbeiten? Wenn wir krasse Bilder malen wollten, die Farben ständen uns wohl zu Gebote — vielleicht auch für die Modedame, die die seidenknisternde Jacke trägt, die dort in der Hofwohnung gearbeitet wurde.

Für Freunde trockener Zahlen und Tatsachen, seien folgende Erhebungen aus dem Statistischen Jahrbuch von Berlin gegeben: Es beträgt das durchschnittliche Jahresverdienst:

einer	Schneiderin	457 Mk.
„	Wäschenäherin	486 „
„	Hutstepperin	456 „
„	Pelzarbeiterin	580 „
„	Handschuhnäherin . . .	354 „

Die Werkstattarbeiterin in der Damen- und Mädchenkonfektion hat ein Nettoeinkommen von 322,40 Mk., Heimarbeiterinnen verdienen bekanntlich weniger. Ein Berliner Warenhaus bezahlt für das Nähen eines Dutzend Damenbeinkleider, nicht der einfachsten Sorte, 1,50 Mk. Dazu muß die Heimarbeiterin noch das Garn liefern. Solche Zahlen, hat jemand gesagt, sprechen nicht — nein — sie schreien.

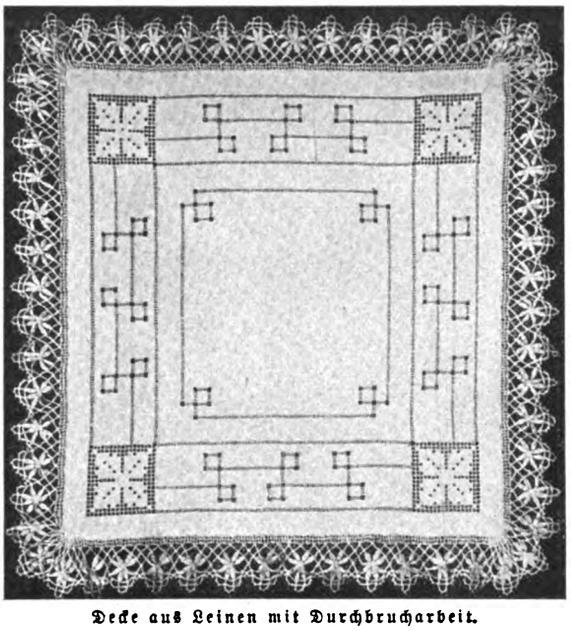
Aber wo ist hier der Weg zur Hilfe? Wohltun im einzelnen Falle ist gut, aber ein Tropfen auf heißen Stein. An der Gesamtlage wird dadurch nichts geändert. Und hat es nicht etwas Entwürdigendes, eine Menge tüchtiger, arbeitswilliger Frauen auf die Wohltätigkeit zu verweisen? Der einzige Weg zu wirklicher dauernder Hilfe liegt im Zusammenschluß, in der Organisation. Christliche Gewerkschaften sind aller Orten entstanden, die mit Entschiedenheit die Interessen der Arbeiter vertreten, gebunden und verbunden durch die klaren Richtlinien des Evangeliums und christlicher Lebensauffassung.

Als jüngster unter den christlichen Gewerkvereinen steht seit einem Jahre der Gewerkverein der Heimarbeiterinnen Deutschlands. Er verdankt seine Entstehung der Frauengruppe der kirchlich-sozialen Konferenz. Auf manchem Frauenherzen der sozial interessierten Kreise hatte seit langem die Frage gebrannt: Wie kann diesen armen Schwestern, den Heimarbeiterinnen, geholfen werden? Und eigentümlich, aber, wie auch von feindlicher Seite zugegeben wurde, sehr praktisch war der Weg, den die Frauengruppe einschlug.

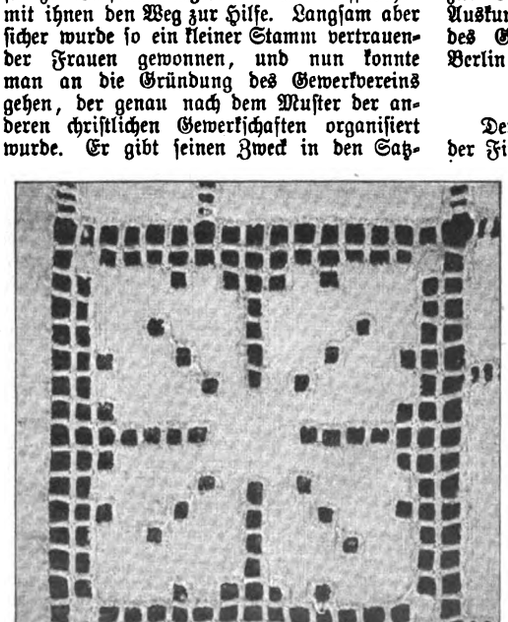
Es galt vor allem das Vertrauen der Heimarbeiterinnen zu gewinnen, ihre Lage, ihre Bedürfnisse genau kennen zu lernen. So schlossen sich eine Anzahl Damen zu einem Besucherinnenkreis zusammen. Unermüdlich suchten sie die Heimarbeiterinnen auf, luden sie zu Versammlungen ein und besprachen mit ihnen den Weg zur Hilfe. Langsam aber sicher wurde so ein kleiner Stamm vertrauender Frauen gewonnen, und nun konnte man an die Gründung des Gewerkvereins gehen, der genau nach dem Muster der anderen christlichen Gewerkschaften organisiert wurde. Er gibt seinen Zweck in den Satzungen folgendermaßen an: Zweck des Gewerkvereins ist es, auf christlicher Grundlage die wirtschaftlichen, sozialen und sittlichen Interessen der Berufsgenossinnen mit allen vom Gesetz gestatteten Mitteln zu fördern. Insbesondere erstrebt der Gewerkverein: a) Organisierung der Berufsgenossinnen im Gebiet des Deutschen Reiches. b) Errichtung wirtschaftlicher Hilfseinrichtungen, wie: Unentgeltlicher Rechtsschutz, Krankengeldzuschuß, Wöchnerinnenbeihilfe, Begräbniskasse, Sparkasse, Arbeitsnachweis, Preisermäßigung beim Einkauf von Nähmaschinen, Kohlen, Konsumartikeln, unentgeltliche Lehrkurse.

Der Beitrag der ordentlichen Mitglieder ist 20 Pf. monatlich. Doch auch diese geringe Leistung übersteigt noch oft die Kräfte der Heimarbeiterin. Um die obengenannten Einrichtungen möglich zu machen, bedarf es natürlich der Mithilfe weiterer Kreise. Dem Gewerkverein gehören deshalb außerordentliche Mitglieder an, die einen größeren Beitrag, mindestens 3 Mk. jährlich, bezahlen und die sich zum Teil an der Arbeit im Gewerkverein beteiligen. Selbstverständlich ist dabei, daß im Vorstand die Zahl der ordentlichen Mitglieder (Heimarbeiterinnen) stets überwiegen muß.

Der Gewerkverein hat jetzt in Berlin vier Gruppen, in Breslau, Düsseldorf, Stettin, Stuttgart je eine. Die Mitgliederzahl ist in einem Jahre von anfänglich kaum 100 bis über 1200 gewachsen. Aber noch ist viel zu tun, noch warten Tausende von Heimarbeiterinnen Deutschlands auf die helfende Hand ihrer besser gestellten Schwestern, um Mut und Kraft zu finden, sich zu organisieren. Sollten deutsche, christliche Frauen nicht mit Freuden bereit sein, in diese Arbeit einzutreten, die christlich und sozial im höchsten Sinne ist? Die Schwierigkeiten bei der Bildung einer Gruppe des Gewerkvereins sind keine großen mehr. Die Geschäftsstelle des Gewerkvereins der Heimarbeiterinnen, Berlin W 35, Am Karlsbad 6, steht mit allem zur Vorarbeit nötigen Material und jeder Auskunft zur Verfügung. Hauptvorsitzende des Gewerkvereins ist Gräfin Bernstorff, Berlin SW, Johanniterstr. 6. **Johanna Wachold.**



Decke aus Leinen mit Durchbrucharbeit.
Modell aus einer Karlsbader Fachschule.



Ausführung der Durchbrucharbeit zur Decke.

Herbstkataloge.

Der neue, reichillustrierte Herbstkatalog der Firma Heinrich Jordan, Berlin, ist soeben zur Ausgabe gelangt. Die reiche Fülle von Neuheiten, namentlich auf dem Gebiete der Konfektion, Kleiderstoffe, Putz 2c., welche der Katalog aufweist, macht ihn zu einem wertvollen Berater bei den Herbst und Wintereinkäufen. Gleichzeitig hat die Firma auch einen neuen Brautausstattungskatalog herausgegeben, welcher mit einer Erläuterung wichtiger familienrechtlicher Fragen in origineller Weise verbunden ist. Beide Kataloge verschickt die Firma auf Wunsch kostenfrei.

Auch der neue Katalog von Mey & Edlich in Leizig enthält eine Fülle praktischer, schöner Konfektionssachen, von den billigsten bis zu den besten. Außerdem Waren aller erdenklichen Arten; ein billiges, feines Warenhaus solidesten Stils in Abbildungen zu bequemem Besuch par distance und ruhiger Auswahl und Bestellung des Nötigen.

Für die Küche.

Eine sehr wohlschmeckende Leberwurst bereitet man nach folgendem bewährten Rezept: 2 k Schweinefleisch (mageres Bauchstück) kocht man mit etwas Salz weich, entfernt die Schwarte und läßt das Fleisch etwas abkühlen. Dann nimmt man 1½ k Schweineleber, mahlt Leber und Fleisch zweimal durch die Fleischmaschine, schüttet die Masse in einen Steinguttopf, fügt Salz, Pfeffer, feinpulverisierten Majoran, 2—3 Löffel geriebene Semmel, einen Teelöffel Zucker, 3 Zwiebeln, die man in der Fleischbrühe weichgekocht und durch ein Sieb gerieben hat, nebst der Fleischbrühe hinzu, so daß ein mäßig loser Teig entsteht. Diesen Teig läßt man in dem Steintopf, deckt ihn zu, stellt ihn in warmes Wasser und läßt nun die Leberwurst in dem Wasserbade unter häufigem Umrühren fertig kochen. Gar ist dieselbe, wenn die Masse nicht mehr rötlich, sondern grau aussieht. Man läßt nun den Topf zum Abkühlen in dem Wasserbade. Füllt man die Masse in mehrere kleine Töpfe, läßt sie ebenso kochen und übergießt sie nach dem Erkalten mit warmem Fett, damit sie luftdicht abgeschlossen sind, so kann man sie lange halten. Diese Wurst ist besonders schmackhaft, weil ihr kein Fett entzogen wird durch die Berührung mit Wasser, auch geht nichts verloren durch etwaiges Platzen der Würste, wie es ja häufig bei den in Darm gefüllten Leberwürsten geschieht. Im Sommer ist sie haltbarer als Wurst, die in Därme gefüllt ist, da man den Topf bequem in den Keller oder Eisschrank stellen kann. Ganz besonders zu empfehlen ist sie aber in einem großen Haushalt, in dem viele Brötchen zu belegen sind.

St.

Frage.

5) Gibt es in England Ferienkurse für Ausländer, wie in Frankreich in Grenoble und Nancy, zur Vervollkommnung der Sprachstudien? Für gütige Auskunft wäre dankbar **Eine deutsche Lehrerin.**

Auskunft.

Fr. 97. (**Wilh. J. in Z.**) In Beantwortung Ihrer Frage, Glanzplätterei betreffend, empfehle ich das Buch: „Praktische Anleitung zur schnellen und gründlichen Erlernung der Brillant-Glanzplätterei von Rosa v. Eichenfels.“ Es erschien im Verlage von Fritz Schulz jun., Leipzig, Preis 1 Mk. Die in dem Buche empfohlene Stärke mit Gebrauchsanweisung von Fritz Schulz jun., Leipzig, ist vorzüglich.

Frau **E. H.**

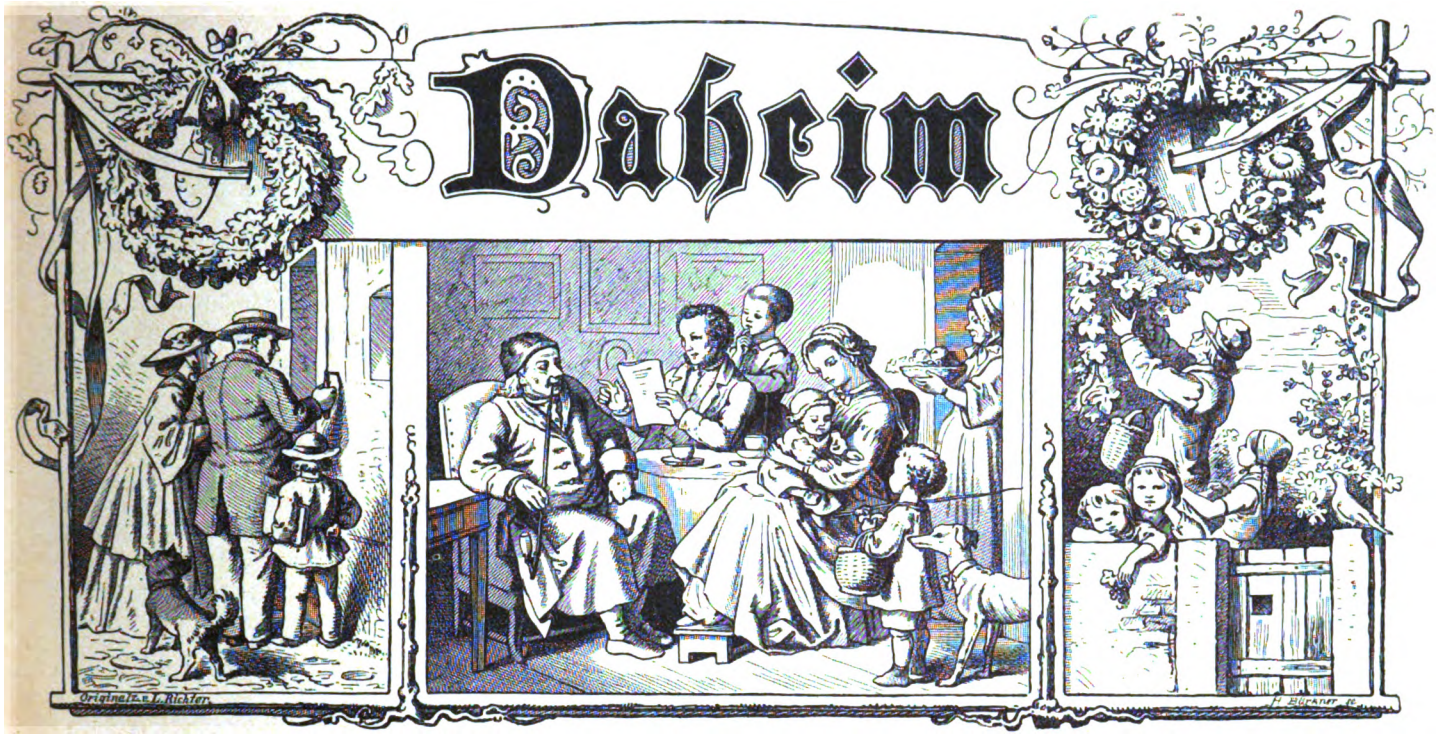
Redaktionspost.

E. v. H. in H. Wir müssen Sie auf den Inseratenteil des Daheims verweisen. Fast in jeder Nummer sind Anzeigen und Empfehlungen von Hotels und Pensionen in Montreux und der Umgegend enthalten. Wir haben vor mehreren Monaten an dieser Stelle in Beantwortung gleicher Fragen Dutzende von Pensionaten in Montreux und der französischen Schweiz überhaupt genannt und können das nicht immer wiederholen.

Fr. Baurat **H. in H.** Direkte Antwort erteilen wir nur in den seltensten Fällen, und dann selbstverständlich nur, wenn die nötigen Freimarken beigefügt waren und auch nur an Abonnenten. Wegen des Ofenschirms in Nr. 20 des vorigen Jahrgangs wenden Sie sich an die Singer & Co.-Nähmaschinen-Aktien-Gesellschaft in Berlin W, Leipzigerstr. 92.

E. F. in Spr. In einem Vierteljahr kann man unmöglich die Fähigkeit erwerben, um in allerhand kunstgewerblichen Fächern unterrichten zu können, selbst wenn man viel Talent und Geschick hat. Ein Buch, nach dem man Charaktertänze, lebende Bilder 2c. einüben kann, kennen wir nicht. Der Theater-Verlag von Eduard Bloch in Berlin C, Brüderstraße 1, hat eine Serie von Heften verlegt, worin komische Aufzüge mit Gesängen und Deklamationen beschrieben werden. Auch der Verlag von G. Danner in Mühlhausen in Thür. hat ähnliche Sachen.

Digitized by Google



Krach.

Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortsetzung.)

2. Kapitel.

Das Möller-Sieghardsche Coupé hielt vor dem Hause Pfalzburgerstraße 102. Der Diener sprang vom Bock, die Wagentür zu öffnen. Der alte Kutscher saß kerzengerade, Hand am Hut.

Bernhardine stieg aus. Einen Augenblick blieb sie auf dem Bürgersteig stehen und sah sich verwundert um. Sie war noch nie in dieser Gegend gewesen, an der äußersten Grenze der Weltstadt. Die Straße war erst auf einer Seite bebaut und nicht vollständig reguliert. Quer über den Damm lief noch ein kleines Schienengeleise, auf dem die beim Bau der Untergrundbahn an der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche ausgehobenen Bodenmassen hierher transportiert wurden, um das tiefer gelegene Gelände aufzufüllen; einige Arbeitertrupps waren beim Pflastern beschäftigt; ein Asphaltkessel stieß dicken Qualm aus. Hüben war die Häuserreihe noch nicht lückenlos, aber jedes einzelne Haus erschien als riesige Mietskaserne mit fast palastartiger Vorderfront. Wo zwischen den schon vollendeten und den im Rohbau begriffenen Häusern sich noch Bauplätze einschoben, sah man auf die tiefen kahlen Hintergebäude mit ihren eintönigen Fensterreihen. Drüben, auf der anderen Straßenseite, lagen kleine Gärten, Laubenkolonien, in denen jetzt gerade die Kartoffeln geerntet wurden. Es sah ganz freundlich aus; die Astern blühten in langen Reihen, ein paar verspätete Sonnenblumen hoben sich gelbleuchtend aus dem Grün; an den Staketen kletterten die Kürbisranken, neben einigen der Lauben und Holzhütten, auf denen bunte Fahnen flatterten, schwelten lustige Feuerchen aus Kartoffelkraut. Und über all dem weitete sich der Blick auf das schier endlose Feld, das erst ganz in der Ferne, halb im Nebeldunst, eine zweite Häusermasse und ein dunkler Streif begrenzten — Halensee und der Grunewald.

Auf der obersten der drei Stufen, die zur Haustür führten, blieb Bernhardine noch einmal stehen und wandte sich um. War's eine plötzlich veränderte Beleuchtung — die Aussicht nach drüben erschien ihr ganz verwandelt: eine weite, öde, graue Fläche, auf der sich nur hier und dort einzelne Zaunreihen, ein paar Vorwerken gleich vom Häusermeer vorgeschobene Baulichkeiten abzeichneten. Und der Himmel drüber so blaugrau, so stumpf. Ein melancholisches Bild —

Sie zog die Klingel. Erst nach einigen Minuten sprang die Tür auf.

Flur und Treppenaufgang waren sehr elegant, fast prunkvoll.

Aber als sie einige Schritt in den Korridor getan hatte, tauchte aus der Portierloge ein schlecht angezogenes Weib auf mit wirrem Haar und rief ihr nach: „Zu wem woll'n Se denn?"

„Fräulein von Kolanden wohnt doch hier? Oder —" sie verbesserte sich — „Graf Wellried?"

„Gartenhaus — drei Treppen! Der andere Einjang!" gab die Frau zurück und kroch gleich wieder in ihre Portierloge.

So stand sie nun wieder auf der Straße, ein wenig befangen und verschüchtert.

Richtig, dort rechts war ja ein zweiter Eingang, ein schmales Tor —

Aber davor lehnte ein Dienstmädchen, mit einem Korb im Arm, und plauderte mit einem Arbeiter der Asphaltwerke, der sich dicht neben der Tür auf den Erdboden gesetzt hatte, eine Branntweinflasche im Schoß und eine dicke Brotschnitte in der Hand.

„Johann —"

„Gnädiges Fräulein —"

„Gehen Sie mit mir hinauf. Gartenhaus . . ."

Das Dienstmädchen schob sich etwas widerwillig zur Seite, glotzte die junge Dame mit großen neugierigen Augen an. Wie die seidenen Röcke rauschten —

Schnellen Schritts ging Bernhardine durch den halbdunklen, ziemlich engen Flur. Es war doch gut, daß sie Johann hatte mitgehen heißen.

Aber war denn das richtig?

Gartenhaus? Das mußte ein Haus in einem Garten sein. Der Flur aber mündete auf einen schmalen Hof zwischen himmelhohen Mauern. Ein paar Sträucher freilich verkümmerten in der Mitte auf einem kleinen dürftigen Rasenfleck. Und rechts und links und geradezu waren Eingänge —

Johann schien sich zurecht zu finden. Er deutete diskret nach vorn.

Eine schmale, schlecht beleuchtete, steile Treppe. Ein dürftiger Kokosläufer darauf. Und ein atembeklemmender

Digitized by Google

Geruch nach Speisen — Zwiebeln — Sauerkraut. Unwillkürlich rümpfte Bernhardine das feine Näschen.

Konnte hier Lora wohnen, ihre schöne, zarte Lora? Sie hatte ja freilich auf der Schulbank immer von sich gesagt: „Ich bin so arm, daß eine Kirchenmaus ein Krösus mir gegenüber ist.“ Und ohne Grund hatte das arme liebe Ding sich gewiß nicht die drei langen Jahre im Seminar gequält, bis sie nun endlich am Ziel war.

Und Graf Wellried? Der zierliche Greis mit den Allüren eines Hofmannes aus der guten alten Zeit! Der große Kunstkenner, den man überall traf, den Papa fast bei jedem Ankauf für seine Galerie zu Rate zog — der wohnte auch hier —

Wunderlich! Wunderlich!

Bernhardine tappste tapfer vorwärts, Stufe auf Stufe. Eigentlich mußte das doch schon die letzte Treppe sein? Noch nicht! Gut nur, daß Fräulein von Schotten zu Hause geblieben war —

Nun stand sie endlich, hochaufatmend, vor der Tür mit dem kleinen blitzblanken Messingschild: „Graf Bruno Wellried“, und Johann streckte dienstbereit die Hand neben ihr aus, um die Klingel zu ziehen.

Ein derbes Dienstmädchen öffnete.

„Fräulein von Kolanden zu Hause?“

Das Mädchen wußte wenigstens, was sich schickte. Sie hatte sofort einen kleinen Silberteller zur Hand für die Karte: „Ich werde nachsehen.“

Und dann öffnete sich auch gleich eine Seitentür, Lora zog die Freundin sofort in das Zimmer. Fast drei Jahre hatten sie sich nicht gesehen — drei endlose Jahre —

Und sie saßen, eng umschlungen, nebeneinander auf dem Sofa und berichteten und plauderten — eine Welt hatten sie sich zu erzählen. Von der Pension in Brüssel, vom ersten Ausgehen im vorigen Winter, von Paris und Scheveningen die eine; von ernster liebgewordener Arbeit die andere. Mehr zu erzählen und auszuplaudern hatte wohl jene; aber wie es immer zwischen ihnen gewesen war: Lora war die, welche mehr gab.

Allmählich wurde Bernhardine schweigsamer. Aber ihr Blick hing wie gebannt an dem zarten, etwas blassen Oval mit den feingeschwungenen, ein wenig herben Lippen und den großen mandelförmigen dunklen Augen, über denen sich die dichten Brauen in vollendeter Rundung wölbten. Und wenn, dann und wann, ihr Auge an dem schönen Gesicht vorbeiglitt und auf kurze Momente dies Zimmer umspannte mit dem Urväterhausrat, der fast wieder anmutete, als sei er das Allermodernste: den tiefen bequemen Sesseln, den von der Zeit nachgebräunten Mahagoniflächen, den kolorierten englischen Kupfern — dann sagte sie sich im Stillen: ‚Wie merkwürdig sie hier hineinpaßt! Wie das alles zu ihr stimmt, in Form und Farbe!‘

Auch Lora war ein wenig verstummt. Aber nach einer kleinen Pause fragte sie plötzlich: „Übrigens, wir sprechen immer von uns! Wie geht es Deinem verehrten Papa?“

„Oh ... Papa! Papa faulenzt, wie er sagt, und das bekommt ihm vortrefflich. Er hat nämlich meinem Bruder die ganze Last des Geschäfts aufgebürdet —“

„... Will ... Deinem Herrn Bruder! Trägt er schwer daran?“ meinte Lora ein wenig ironisch.

„Kaum! Er ist noch immer der gute frère von ehedem, wenn er sich auch manchmal eine ehrpusselige Geschäftsmiene zulegt und den Ehrgeizigen spielt. Er trägt die schönsten Westen Berlins und die wundervollsten Schlipse —“

Mitten im Satz lachte sie laut auf, mit einem wahren Jubelton, zog Lora hoch: „Bitte, bitte, tu' mir nur ein einziges Mal den Gefallen —“ und stellte sie zurecht, fast wie der Maler ein Modell stellt. Sie gab ihr ein Buch in die herabhängende Rechte, drehte den Kopf ein wenig nach dem Licht und rief endlich, in die Hände klatschend: „Da hab' ich's! Ich wußte es doch und konnte nur nicht darauf kommen. Aufs Tippelchen wie der herrliche Gainsborough, um den Papa in Paris handelte.“

„Närrin — Du!“ sagte Lora.

„Noch einen Augenblick — — wenn ich doch nur ein Stückchen schwarzen Schleiers hätte ...“

Sie hatten beide nicht bemerkt, daß die Tür zum Nebenzimmer geräuschlos geöffnet wurde.

Auf der Schwelle stand der alte Graf und sah mit heiterem Lächeln auf das hübsche Bild. Er hatte die letzten Sätze gehört, nickte stummen Beifall.

Ein Gainsborough. Es mochte wohl sein. Etwas von der englischen Rasseschönheit lag in der Lora. In dem schmalen und doch so feingerundeten Gesicht, in der wundervoll hochgewachsenen Gestalt, breit in den Schultern, zum Umspannen im Wuchs. Auch das aschblonde Haar, das sich über der Stirn nicht dem Zwang des glatten Scheitels fügen wollte, überall in kleinen Löckchen sich hervorstahl, aber hinten im Nacken zu einem für die zierliche Kopfform fast allzu starken Knoten energisch zusammengefaßt war — auch dies herrliche Haar paßte zu einem Gainsborough. Das Künstlerauge des Greises hatte seine Freude an all dem. Und als jetzt Bernhardine den Wunsch nach einem „Stückchen schwarzen Schleiers“ aussprach, verschwand er auf einen Augenblick in seinem Zimmer, um sofort mit einem feinen schmalen alten Spitzenschal wieder zu erscheinen —

„Hier, meine Damen! Guten Tag, gnädigstes Fräulein! Halt nur still, Lora ... ich möchte das auch gern sehen ...“ und er legte die schwarzen Spitzen selbst über das blonde Haar, schlang die Enden ganz lose unter dem Kinn zusammen und trat schmunzelnd zurück: „Mein Kompliment, Lora. Aber auch für Sie, gnädigstes Fräulein! Wie sich doch feiner Kunstgeschmack vererben kann — ich schätze nämlich wirklich das Kunstverständnis Ihres verehrten Herrn Papas sehr hoch. Störe ich auch nicht?“

Die beiden jungen Mädchen waren zuerst ein wenig erschrocken, ein wenig beschämt gewesen. Aber jetzt sagte Lora eifrig: „Du? Nie, Onkel!“ und Bernhardine machte ihren artigen Knicks und log: „... Eine Empfehlung von Papa, Herr Graf.“

Den letzten Rest von Befangenheit konnte sie doch noch nicht abstreifen. Sie hatte den Greis immer nur im Frack gesehen oder im Gehrock. Nun, im braunen kurzen Sammetjackett, mit dem lose umgeschlungenen bunten Halstuch, kam er ihr ganz fremd vor; viel älter, viel eingefallener. Aber die Augen leuchteten so warm und freundlich, wie stets, und es kam so herzlich heraus, als er sagte: „Recht ist's, daß Sie sich nach Lora umsehen, gnädiges Fräulein. Man soll alte Freundschaft nicht einrosten lassen ... freilich, von Ihren Freundschaften kann man eigentlich nicht als von alten sprechen. Die glückliche Jugend! Ich bin so froh, daß nun mit Loras Heimkehr auch ein kleiner Strahl von ihr noch für mich abfällt. Wenn's mir auch gruslich erscheint, daß Lora sich gleich wieder in die dumpfige Schulstube einzwängen will ... ein wenig Zeit wird sie schon für den alten Onkel übrig behalten. Übrigens ... können Sie sich Lora als Lehrerin denken?“

Einen Augenblick sah Bernhardine der Freundin voll in das schöne Gesicht. Dann lachte sie hell auf: „Nein, Graf Wellried! Wirklich nein! Es geht gar nicht. Die ganze Klasse verknallt sich ja sofort rettungslos in sie, und es gibt eine Mordseifersucht unter allen Schülerinnen —“

„Oho, Hardi, ich kann sehr strenge sein.“

„Ach geh doch — Du und strenge! Und überhaupt ... ich kann Dich mir eigentlich nur vorstellen im Fond einer Equipage oder in einem großen Salon, von einer Schar von Verehrern umlagert, oder als Herrin eines schönen Schlosses oder etwa in der Loge der Oper oder auf dem Rennplatz —“

„Hör' auf! Hör' auf! Du bist immer noch die alte liebe Schwätzerin. Glaub' mir, ich werde sehr froh und glücklich sein, wenn ich erst mit meinem Päckchen Schulhefte unterm Arm in der Pferdebahn sitzen kann — wenn ich eine Pflicht habe! Ich fühle mich ganz und gar nicht geschaffen für ein Drohnendasein.“

Digitized by Google

Syndikus Dr. Leo. Syndikus Roetoffs.
Senator Holthusen. Senator A. F. Herz †. Syndikus Dr. Zellmann. Senatssekretär Dr. Tiesset.



Senator Schemmann. Senator Dr. Lappenberg. Senator Refardt. Senator Dr. Burchardt (jetzt Bürgermeister). Senator Roscher. Syndikus Dr. v. Melle (jetzt Sen.). Senator Kahler. Senator Rud. Roosen (a. D.). Senator Moring †. Senatssekretär Dr. Hagedorn. Bürgermeister Dr. Mönckeberg. Bürgermeister Dr. Lehmann †. Senator O. Swald.

Senator Dr. Predöhl. Senator Dr. G. Herz. Sen. Dr. Hachmann (jetzt Bürgermeister). Senator Dr. Stammann. Bürgermeister Dr. Versmann †.

Der Senat von Hamburg. Nach dem Gemälde von Hugo Vogel.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Digitized by Google

„Drohnendasein! Lora, werde nicht anzüglich!“

Sie lachten alle drei, und dann sagte der Graf: „Mich, glaube ich, wirft meine gestrenge Nichte auch zu den Drohnen. Trösten wir uns also, gnädiges Fräulein. Es muß auch Menschen geben, die dazu da sind, das Schöne, was andere geschaffen haben, freudig zu bewundern, und dazu gehört Muße. Wer nimmt sich die freilich heute noch? Selbst der Kunstgenuß wird ja wie eine Arbeit aufgefaßt, und wer nicht an einem Vormittag so und so viel Quadratmeter bemalter Leinwand absolviert hat, gilt als ein Faulenzer.“

Wenn Graf Wellried auf dies Thema kam, redete er sich immer fest. So auch diesmal, bis Bernhardine ganz erschrocken nach dem Zifferblatt der alten holländischen Uhr an der Wand sah — „Schon fünf!“ — und zum Aufbruch rüstete.

Die Freundin brachte sie hinaus und blieb noch einen Augenblick am Treppengeländer stehen, um ihr nachzuschauen.

Bernhardine huschte flink an Johann vorbei und den ersten Absatz hinunter, stutzte dann aber erschrocken, denn sie wäre beinah an einen Herrn angerannt, der mit tief gesenktem Kopf die Treppe herauf kam. Nun trat er freilich zur Seite und hob das Gesicht. Auf einen Moment begegneten sich ihre Blicke, und das junge Mädchen schauerte leicht zusammen. Das eine Auge des Mannes war durch eine schwarze Binde verdeckt. Aber das andere Auge blickte sie, wie es ihr vorkam, eigen durchdringend, nein — wie feindselig an. Es lag ganz tief in der Höhlung, und das Gesicht war unheimlich blaß.

Sie hastete weiter die Treppe hinab, mit dem Empfinden: ‚ein Glück, daß Du den Johann mit hinaufgenommen hast. Der Mensch sah ja aus wie ein Verbrecher —‘

So sehr eilte sie, daß sie gar nicht mehr hörte, wie Lora Kolanden oben den Verbrecher heiter begrüßte: „Welch seltener Gast! Nur herein, Herr Doktor! Onkel wird sich sehr freuen!“

Sie streckte ihm die Hand entgegen, und er hielt die schmalen Finger eine Sekunde fest in den seinen. „Seltener Gast, Fräulein Lora? Es will mich manchmal dünken, als stiege ich zu oft aus meinem Verließ herauf —,“ sagte er mit sanfter, fast etwas bedrückter Stimme.

„Aber — aber! Sie wissen recht gut, wie froh Onkel ist, wenn Sie kommen.“

„Und Sie, Fräulein Lora . . .?“

„Ich freue mich auch herzlich, Sie zu sehen. Das ist doch selbstverständlich,“ gab sie unbefangen zurück. „Aber nun herein —“

Der Graf saß schon wieder an seinem Schreibtisch in dem wie immer mit Cigarettenrauch erfüllten Arbeitszimmer; die Lupe in der feingliedrigen wachsgelben Hand, den Kopf tief über einen alten Kupferstich gebeugt; rechts und links neben sich große Mappen. Seit Wochen war er mit der Katalogisierung der Sammlung eines seiner Freunde beschäftigt. Ein Besuch störte ihn aber nie, denn er ließ sich von der Arbeit nie ‚tyrannisieren‘, wie er zu sagen pflegte: „Ich bin wie der Dichter, der warten muß, bis die Muse kommt, ihn zu küssen. Ich kann Tag und Nacht arbeiten, wenn ich in der rechten Stimmung bin, aber ohne sie hält mich keine Gewalt der Erde am Schreibtisch fest. Das ist mein Unglück . . . und ist mein Glück!“

Übrigens sah er nur flüchtig auf, als Eugen Prall eintrat. Er winkte mit der Hand: „Verzeihung, Doktor! Eine Sekunde, ich muß erst feststellen, ob dies Blatt wirklich von François de Poilly stammt oder eine infame Imitation ist.“ Und er vertiefte sich wieder in die feinen Linien, während er in Absätzen weiter sprach: „Schönsten guten Tag, Lieber — lassen Sie sich von Lora etwas erzählen, bis ich fertig bin . . . hast Du nicht eine Schale Kaffee für den Doktor, Kind? . . . Diese alten Franzosen sind doch ganze Kerle! . . . Der Poilly und der Nanteuil . . . na, und erst der Antoine Masson . . . ganz raffinierte Gesellen waren es —“

Der Chemiker hatte seinen runden Hut ungeniert auf den nächsten Bücherstapel gelegt und sich in eine Ecke des großen tiefen Sofas gesetzt mit dem Behagen eines Hausfreundes.

„Nur keinen Kaffee, Fräulein Lora. Aber wenn der Onkel in dem Schränkchen da drüben noch eine Creme de Menthe haben sollte . . . ein winziger Tropfen, von Ihrer Hand, würde mir wohltun. Ich habe noch die ganze Nase und die ganze Kehle voll von dem edlen Schwefelwasserstoff — scheußlich . . . Tausend Dank, Fräulein Lora. Und nun sagen Sie mir einmal, wer war denn das kleine niedliche Protzenmädel mit dem langen Laban hinter sich, der ich . . .“

„Doktor, wenn wir gute Freunde bleiben sollen, sprechen Sie nicht so von meiner treusten Schulkameradin!“ Lora hatte sich einen Platz auf einer alten Truhe gesucht, neben dem Sofa, saß mit dem Rücken an der Wand, die Hände im Schoß, den Kopf ein wenig zurückgelehnt und zur Seite gewandt. Es war ihr völlig unbewußt, aber auch jetzt bot ihr Oberkörper und ihr Gesicht, dessen feines Profil sich scharf von der dunkelbraunen Tapete abhob, einen bildmäßigen Eindruck.

„Hab’ ich denn etwas Böses gesagt? Ich konstatierte doch nur —“

„Dann konstatierten Sie vorbei, mein Herr Doktor.“

„Also — ich bescheide mich — wer war die junge Dame?“

„Meine Freundin Bernhardine Möller-Sieghard —“

Der Doktor lachte. Und so sanft sein Organ war, sein Lachen klang bitter, fast höhnisch. „Aha! Papachen Geheimer Kommerzienrat. Ein Millionenengel. Fährt auf Gummirädern und wirft Angelschnüre aus nach einem Grafen.“

Der Alte am Schreibtisch lachte hell auf: „O, Sie Klügster aller Klugen. Unsere kleine Hardi! Dann bin ich’s am Ende, nach dem sie angelt. Nun . . . ich bin ja immerhin ein gut konservierter Siebziger! Was meinst Du, Lora, zu der Kombination?“

„Ich finde den Doktor heut recht unausstehlich. Wie immer, wenn er seinen blinden Haß gegen jeden Menschen, der mehr als satt zu essen hat, Ausdruck gibt. Von mir bekommt er keinen Likör . . . das ist auch vom Übersluß.“

„Da haben Sie eigentlich recht, Fräulein Lora. Aber Sie präzisieren sonst recht falsch: mein Haß gilt nicht dem Wohlstand, er gilt nur der Plutokratie.“

„Sie sind ein arger Sozialdemokrat!“

„Das glauben Sie selbst nicht, Fräulein Lora. Ich stecke meine Pfähle weitab von den roten Herrschaften. Schon weil ich ein begeisterter Patriot bin. Aber die übermäßige Anhäufung von Reichtum in den Händen einzelner —“

„Doktor, geben Sie Frieden!“ Der Greis legte sein Augenglas aus der Hand und wandte sich zu den beiden um. „Lora, es ist doch ein echter Poilly . . . ein Staatsblatt! Ja also, Doktor, lassen Sie Ihr Eifern. Wo wäre unsere ganze Kultur, wenn nicht einzelne — Individuen, Geschlechter — es zu allen Zeiten verstanden hätten, große Reichtümer aufzuspeichern? Nur von solchen ist dann immer neue, frische Initiative ausgegangen, nur sie haben Talente und Genies wirklich gefördert.“

„Lieber Graf, Sie verwechseln wieder einmal Kultur und Kunst!“ knurrte der Doktor.

„Bewahre! Nur kann ich mir keine Kultur ohne Kunst denken.“

„Lehren Sie die Menschen, Stroh und Baumrinde in gutes Brot zu verwandeln, erfinden Sie mit anderen Worten die Verwandlung von Holzstoff in ein brauchbares Nahrungsmittel — und diese Verwandlung wird eines Tages von uns Chemikern erfunden werden — so tun Sie mehr für die Menschheit, als alle Mäcene von den Tagen des alten Hellas bis zu denen der modernsten Milliardäre zusammen getan haben.“

„Das käme noch sehr darauf an, Doktor. Es macht den Menschen nicht nur glücklich, satt zu werden.“

„Ihre ganze Kunst ist überhaupt nur eine Kunst für die Reichen. Der Arme hat gar nichts von ihr.“

„Sie sind ein Barbar, Doktor, mit dem man eigentlich

Digitized by Google



Das erste Mittagessen. Nach dem Gemälde von H. Bartels.

Digitized by Google

Digitized by Google

nicht streiten sollte. Es wird gewiß stets so Arme geben, daß für sie die Kunst nicht vorhanden ist — leider! Aber je länger, desto mehr, aus immer zahlreicheren Quellen, in immer reicheren Zuflüssen strömt die Kunst, so aristokratisch sie an sich sein mag, den breiteren Massen zu. Gehen Sie doch in die Museen und sehen Sie die einfachen Leute vor den Gipsabgüssen der Antike, vor den Gemälden der klassischen Kunst. Gehen Sie in die Volksbibliotheken und sehen Sie, was den Armen geboten wird und was sie gern annehmen. Sie, lieber Freund, wollen immer nur den Verstand füttern, wie Sie dem Magen gute, billige Kost zuführen wollen. Das Gemüt, das Herz vergessen Sie dabei ganz — die Freude am Schönen mag verdorren, wenn der Kerl nur satt wird ... Wollen Sie nicht eine Cigarre, Sie unverbesserlicher Materialist? Lora, die Kiste steht neben Dir!... Dabei strafen Sie sich selbst fortgesetzt Lügen. Wenn man Sie hört, müßte man denken, Sie wollten Pech und Schwefel auf unsere verrotteten Zustände regnen lassen, und in Wirklichkeit — ich kenne Sie doch nun lange genug — sind Sie der gutmütigste Mensch unter unserer lieben Sonne. Lassen sich sogar in aller Seelenruhe das Fell über die Ohren ziehen —"

„Bitte, lieber Graf, lassen wir das Thema —". Prall sagte es in seltsam gequältem Ton, und wie um möglichst schnell auf einen anderen Gesprächsstoff zu kommen, wandte er sich an das junge Mädchen: „Also Fräulein Möller-Sieghard war Ihre treuste Schulfreundin, Fräulein Lora? Das heißt, sie schrieb Ihre Arbeiten ab, und Sie sagten ihr vor, wenn sie nichts gelernt hatte. Ich weiß, darauf gründen sich die innigsten Klassenfreundschaften."

„Gewiß! Nur beruhte Abschreiben und Vorsagen auf Gegenseitigkeit," gab Lora kurz zurück. Die Bitterkeiten, in denen der Doktor sich heut gefiel, behagten ihr nicht. Er kam ihr fremd vor, verändert — dieser wunderliche Mann, vor dem sie sich einst so gefürchtet hatte, und den sie dann, wenn sie zu den kurzen Ferien bei dem Oheim auf Besuch war, allmählich schätzen gelernt hatte. Wie jemand, auf den man sich unbedingt verlassen kann, der für Ernst und Scherz immer das richtige Verständnis hat.

„Es mag am Ende doch eine innerliche Verbindung zwischen Aristokratie und Plutokratie geben," sagte er jetzt.

Der Onkel lachte: „Welch tiefsinniger Satz in der Anwendung auf zwei Mädchenherzen!" Aber Lora verdroß auch diese Bemerkung. Sie schien eine scharfe Entgegnung auf der Zunge zu haben, begnügte sich aber mit einem schroffen Hochwerfen des Kopfes. Sie nahm auch nicht weiter teil an dem Gespräch der beiden Herren. Ein paar Minuten blieb sie noch sitzen, dann stand sie geräuschlos auf und verließ das Zimmer.

Erst als sie das Zuschlagen der Korridortür hörte, kehrte sie zurück.

Es dämmerte schon leicht. Der Graf saß in der Sofaecke und träumte vor sich hin. Er liebte diese Stunden der inneren Einkehr, wie er sie nannte.

„Willst Du die Lampe, Onkel?"

„Noch nicht, Lora. Aber komm, setz' Dich zu mir. Es ist noch hell genug, daß ich Dein liebes Gesicht sehen kann. Erzähl' mir etwas von Deinen Freuden und Deinen Sorgen. Nur nichts von der grauen Schulstube —"

„Aber, Onkel!"

Er schüttelte den Kopf. „Erzähl' mir von irgend einem dummen Streich, den Du und die kleine Bernhardine zusammen ausgefressen habt."

So war er nun einmal. Und Lora suchte ein paar lustige Pensionserinnerungen zusammen, um den lieben alten Mann zum Lachen zu bringen.

Aber es ging heut nicht recht.

Nach ein paar vergeblichen Anläufen faßte sie plötzlich des Oheims Hand und fragte: „Was hat der Doktor nur neuerdings? Es ist, als sei ihm irgend etwas zugestoßen, als habe irgend eine fremde Hand in sein Leben eingegriffen."

„Ich hab' Dir ja doch erzählt, daß man ihn um den Lohn seiner Erfindung betrog, daß die geriebenen Geschäftsmenschen ihn mit einem Butterbrot abfanden, während sie Millionen verdienen. Man darf mit ihm wegen seiner Bitterkeit nicht rechten, Lora."

(Fortsetzung folgt.)

Fehrbellin. (18. Juni 1675.)

Von Oberstleutnant W. von Bremen.

Mit vier Abbildungen aus dem im Verlage von Giesecke & Devrient in Leipzig erschienenen „Hohenzollern-Jahrbuch 1897."

Das kleine märkische Städtchen, dessen Name in der brandenburgisch-preußischen Geschichte nun seit länger als zwei Jahrhunderten einen hellen Klang hat, wird am 18. Oktober einen hohen Festtag begehen. Dicht vor seinen Mauern soll von dem Denkmal des Fürsten, der hier die in sein Land eingedrungenen Schweden aufs Haupt schlug, die Hülle fallen, an derselben Stelle, wo er die Verfolgung des geschlagenen Feindes beendete, und wenn die Hoffnung der Fehrbelliner in Erfüllung geht, so wird der Nachkomme des Großen Kurfürsten, der nun auf Deutschlands Kaiserthron sitzt, diesem Feste durch seine Anwesenheit die Weihe geben, wie dies eigentlich schon an dem Siegesgedenktage selbst, dem 18. Juni, beabsichtigt war.

Wohl erhebt sich an dem Platze, wo der Hauptkampf des 18. Juni 1675 tobte, bei dem Dorfe Hakenberg, eine kleine Meile südöstlich Fehrbellins, bereits seit hundert Jahren ein einfacher Obelisk zum Gedächtnis dieses ersten großen brandenburgischen Sieges, aber es war der Herzenswunsch der Bewohner, auch ein Denkmal des Kurfürsten selbst in oder bei ihrem Orte zu besitzen, und nun hat der Kaiser die Statue seines Ahnen geschenkt, während Fehrbellin den Sockel dazu gestiftet hat.

Schon im Jahre 1800 ließ ein märkischer Edelmann, Friedrich Eberhard von Rochow auf Reckahn bei Brandenburg, auf der Höhe von Hakenberg aus märkischem Gestein jenen Obelisken setzen, der gegen 1000 Taler kostete, und als dieser allmählich verwitterte, ließ wieder ein märkischer Edelmann, Herr von Bredow auf Briesen, das Denkmal auf seine Kosten erneuern. Die Vorderseite trägt die Inschrift:

Friedrich Wilhelm der Große
kam, sah und siegte
am 18. Juny 1675.

Auf der Rückseite:

Hier legten die braven Brandenburger
den Grund zu Preußens Größe.
Das Andenken an den Held und seine Getreuen
erneuert dankbar mit jedem treuen Freunde
des Vaterlandes
Friedrich Eberhard von Rochow
auf Reckahn 1800.

Die rechte Seite trägt die Namen:

v. Derfflinger, v. Görtzke, v. Götz, v. Kunowski,
v. Moerner, Froben.

Die linke Seite:

Friedrich Landgraf v. Hessen, v. Treffenfeld, v. Strauß, v. Sydow,
v. Zabeltitz.

Im Dezember 1674 waren die Schweden, von Frankreich aufgereizt, in die Mark eingefallen, als der Kurfürst mit seinem Heere an der Seite der Kaiserlichen im Elsaß gegen Frankreich im Felde lag. Als des Kurfürsten Statthalter, der Fürst Johann Georg von Anhalt, der Vater des „alten Dessauers", hierüber Aufklärung verlangte, da keine Kriegserklärung erfolgt war, erwiderte der schwedische Befehlshaber, Feldmarschall Karl Gustav Wrangel, daß Schweden die Last seiner stehenden Truppen nicht mehr ertragen könne, und deshalb einen Teil „an Orte gebracht habe, wo sie zu

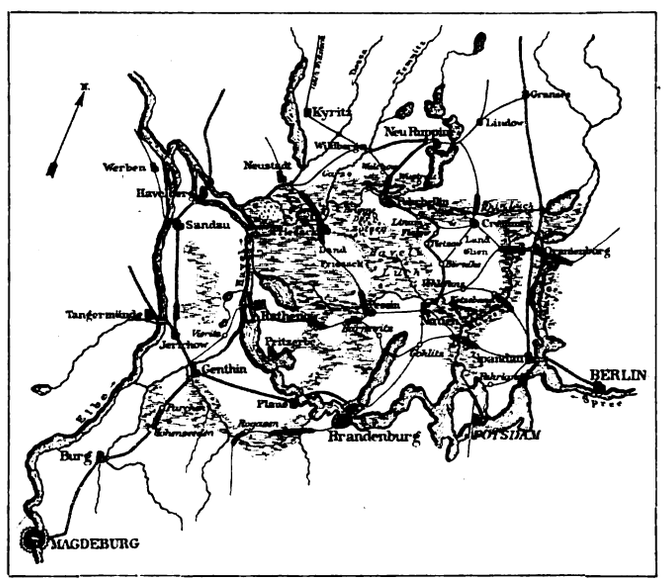
Digitized by Google

leben hätten". Er hoffe, der Kurfürst werde nicht deshalb mit der Krone Schweden „in Ruptur treten". Auch würden die schwedischen Truppen sofort zurückgehen, wenn der Kurfürst die kaiserliche Sache verlasse und seine Truppen vom französischen Boden zurückziehe.

Sofort nach Empfang der Nachricht ließ der Kurfürst in Stockholm Protest erheben und berief seinen Gesandten ab, während er in London und in Kopenhagen Verhandlungen um Unterstützung einleitete, die indessen nur langsam vorwärts kamen. Wie in allen großen Wendepunkten seines Lebens, war er auf seine eigene Tatkraft angewiesen, die aus einer tiefreligiösen Uberzeugung erwuchs. „Der Höchste hat mich von meiner Jugend an wunderbarlicher Weise gegen aller Menschen Vermutungen, aus mancher Gefahr errettet", so schrieb er auch in diesen Tagen an den Kommandanten von Küstrin, Grafen Dohna, „ich habe demselben auch alle Zeit vertraut, bin derhalben versichert, er werde mir in diesem Zustande beistehen und Seine väterliche Hand von mir nicht abziehen, sondern Freude und Vergnügen an meinen Feinden erleben lassen."

Inzwischen hausten die Schweden insbesondere auf dem flachen Lande arg, während die kleineren Städte hauptsächlich unter der drückenden Last der Einquartierung zu leiden hatten. Der Fürst von Anhalt, der erste deutsche Fürst, der sich rückhaltlos auf Brandenburgs Seite stellte, suchte mit den geringen, ihm verbliebenen Truppen das Land möglichst zu schützen. Berlin, Spandau, Küstrin, Frankfurt und Peitz waren durch Besatzungen vorläufig gedeckt. Zahlreiche Streifparteien versuchten den Schweden nach Möglichkeit Abbruch zu tun. Vielfach scharten sich die Bauern zusammen, um unter Führung ihrer Gutsherren sich der Feinde zu erwehren und dem kurfürstlichen Befehle gemäß „allen Schweden, wo sie solche bekommen können, die Halsse entzweizuschlagen". Noch heute bewahrt die Kirche zu Dannenfeld bei Gardelegen jene Sturmfahne auf, unter der der Landeshauptmann der Altmark und Burgherr auf Lieberose, Achaz von der Schulenburg, seine Schar in den Kampf führte. Ein weißes, noch gut erhaltenes Fahnentuch an schwarzer Stange zeigt den brandenburgischen Adler mit Szepter und Kurhut, von einem Lorbeerkranz mit roten Beeren umgeben. Links oben steht ein F, rechts ein W. Außer der Jahreszahl 1675 trägt sie in roter Farbe die Inschrift: „Wihr Bauern von geringem Guth dienen unserm gnädigen Kurfürsten und Herrn mit unserm Blut." Dasselbe steht in etwas veränderter Rechtschreibung auf der Rückseite. Wahrlich ein schönes Erinnerungszeichen altmärkischer Bauerntreue!

Als der Kurfürst im Haag, wohin er sich selbst begeben hatte, um die Unterhandlungen dringender zu betreiben, im April 1675 immer bedrohlichere Nachrichten über das Vordringen der Schweden ins Havelland empfing, brach er am 6. Mai auf und traf schon am 23. in Schweinfurt inmitten seiner Truppen ein, die er nach Franken in Winterquartiere gelegt hatte. Inzwischen hatte Derfflinger alles zum Aufbruch vorbereitet, und schon am 26. Mai konnten die brandenburgischen Truppen, 8500 Mann Infanterie und 6500 Reiter, den Marsch nach Norden antreten. Noch ohne bestimmte Zusage auf Hilfe, hatte der Kurfürst den Entschluß gefaßt, allein dem mindestens dreimal stärkeren Gegner entgegen zu gehen.



Umgegend von Fehrbellin.

Auf schlechten, durch Regen aufgeweichten Wegen ging's über den Thüringer Wald auf Magdeburg, das schon am 11. Juni erreicht wurde. Über 40 Meilen waren in 17 Tagen zurückgelegt, und nur ein Teil der Infanterie war bei dem eiligen Marsch noch etwas zurückgeblieben. Den Schweden war der Abmarsch des Kurfürsten vom Main gemeldet, aber da in damaliger Zeit die Märsche meist sehr langsam ausgeführt wurden, so fühlten sie sich noch in vollkommener Sicherheit, als der Kurfürst schon in Magdeburg war. Sie hatten die Havellinie stark besetzt. 12 000 Mann standen in und um Brandenburg, 2500 in Havelberg, 700 in Rathenow. Der Kurfürst faßte den Entschluß, sich des, wie er wußte, am schwächsten besetzten Rathenow zu bemächtigen, so einen Havelübergang zu gewinnen und die Aufstellung des Gegners in der Mitte zu durchbrechen. Es galt, schnell zu handeln, ehe die Schweden etwas erfuhren.

Mit 5000 Reitern, 800 Dragonern — die Dragoner konnten damals auch zu Fuß fechten — und 14 Geschützen brach der Kurfürst schon am 13. Juni, 1 Uhr morgens, von Magdeburg auf. 1200 Musketiere folgten auf 46 Wagen. Im strömenden Regen ging der Marsch auf Rathenow. Am nächsten Abend traf man eine Meile davon ein. Wieder waren die zehn Meilen bis dahin in zwei Tagen zurückgelegt. Durch einen Herrn von Briest auf Bähne erfuhr der Kurfürst, wie stark der Feind war und daß er noch nicht vom Anmarsch unterrichtet sei. Am 15. Juni frühmorgens erfolgte der Überfall von verschiedenen Seiten. Der 69jährige Derfflinger war selbst mit einigen Dragonern der erste, dem die Überrumpelung einer Torwache gelang, auf die er tapfer einhieb; 200 schwedische Dragoner wurden gefangen, 6 grüne Fähnlein, Heerpauken und Schalmeien, sowie 500 Pferde erbeutet. Der Kommandant, Oberst Wangelin, befand sich selbst unter den Gefangenen, er war bis 1674 schwedischer Abgesandter am brandenburgischen Hofe gewesen und hatte dort einst prahlend geäußert, 5000 Schweden würden 50 000 Brandenburger lehren, Fersengeld zu zahlen.

An demselben Tage, wo Rathenow genommen wurde, hatten die Schweden ihre Besatzungen aus Brandenburg und Rathenow ziehen und sich bei Havelberg vereinigen wollen. Für Rathenow war dieser Plan vereitelt, aber aus Brandenburg rückte der dort kommandierende Generalleutnant von Wrangel, ein Bruder des Feldmarschalls, ab, erfuhr auf seinem Marsch nach Rathenow den Verlust der Stadt und wandte sich nun rechtzeitig auf Nauen, um von dort über Fehrbellin sich mit den Truppen seines Bruders in der Priegnitz zu vereinigen.

Der Kurfürst erfuhr am 16. morgens den Abmarsch Wrangels auf Nauen. Hatte er ursprünglich das Herankommen seiner gesamten Infanterie abwarten wollen, um dann auf Brandenburg vorzugehen, so mußte er nun seinen Plan ändern, sollten ihm die Schweden nicht entkommen und sich ungestört vereinigen. So entschloß er sich, den Kampf allein mit der Reiterei zu versuchen und seinem Gegner womöglich die Pässe über den Rhin und das Havelländische Luch zu verlegen. Er entsandte hierzu drei Streifparteien unter dem Oberstleutnant Hennigs, dem Generaladjutanten von Kunowski und dem Rittmeister von Zabeltitz auf Fehrbellin, Cremmen und Oranienburg zur Zerstörung der dortigen Über-

Digitized by Google

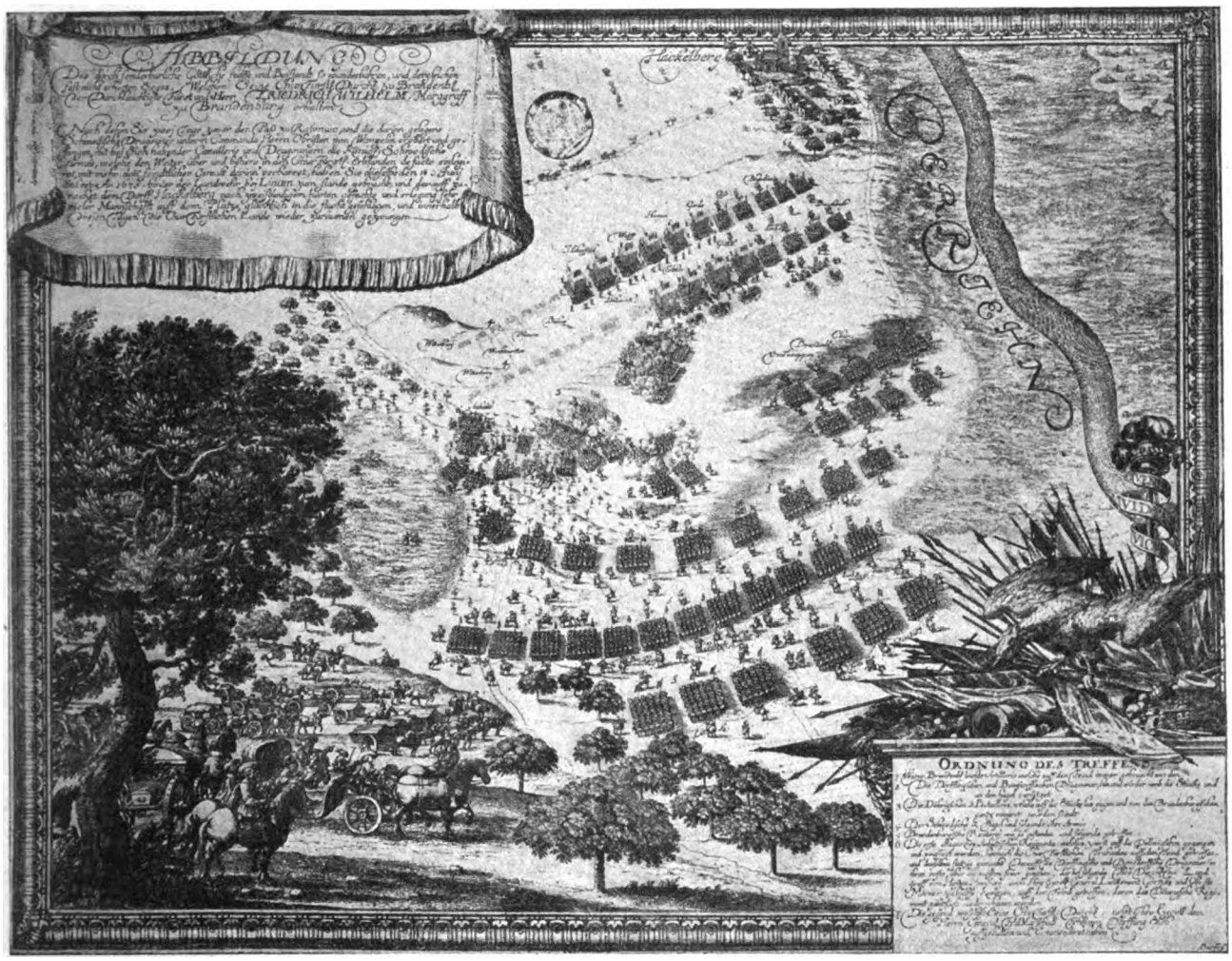
gänge. Bei Fehrbellin gelang es, die Brücke zu verbrennen und den Damm zu durchstechen, wahrscheinlich auch bei den anderen beiden Orten, denn auch Kunowski und Zabelitz fochten schon bei Fehrbellin wieder im Heere des Kurfürsten.

Am 16. Juni morgens war feierlicher Dankgottesdienst, den Magister Constantin Voitus über Psalm 28, Vers 8: „Der Herr ist ihre Stärke; Er ist die Stärke, die dem Gesalbten hilft" halten mußte. Unmittelbar danach brach der Kurfürst auf; 700 Musketiere blieben in Rathenow als Besatzung, 500 folgten der Reiterei, ohne aber mit ihr gleichen Schritt halten zu können. Über Börnicke, drei Meilen südöstlich von Nauen, wo die Nacht gerastet wurde, ging's am 17. weiter auf Nauen, das die Schweden nach kurzem Gefecht mit der brandenburgischen Avantgarde räumten. Überall traf man auf Spuren des eilfertiges Rückzuges. Die Nachricht von dem plötzlichen Anmarsch des Kurfürsten verursachte panischen Schrecken. Noch immer zählten Wrangels Truppen 7000 Mann Fußvolk und 5000 Reiter, sowie 38 Geschütze, denen der Kurfürst nur mit 6000 Reitern und 12 Geschützen zu folgen vermochte, da die Infanterie aus Magdeburg und aus Rathenow nicht so schnell hatte nachrücken können.

Aus Nauen, wo man die Nacht zubrachte, ging am regnerischen Morgen des denkwürdigen 18. Juni die brandenburgische Avantgarde von 1500 Reitern unter dem braven Prinzen Friedrich von Hessen-Homburg weiter auf Fehrbellin vor, während der Kurfürst mit dem Gros folgte. Der Prinz von Homburg, aus Kleists Drama wohlbekannt, zählte damals 42 Jahre und war trotz seines künstlichen Beines einer der besten Reiterführer des Kurfürsten. Bei der Belagerung von Kopenhagen 1659 hatte er, in schwedischen Diensten stehend, durch eine Kanonenkugel ein Bein verloren und trug nun ein künstliches mit silbernen Scharnieren, weshalb er auch „der Prinz mit dem silbernen Bein" genannt wurde. Der Kurfürst, damals im 56. Jahre stehend, war eine imposante Erscheinung. Unter buschigen Brauen leuchteten seine Augen hervor, während über dem energischen Mund mit dem kleinen Schnurrbart eine mächtige Adlernase sich wölbte. Über dem gelben Lederkoller trug er den Brustharnisch und die weite graue Weste. Am reichgestickten Wehrgehäng hing der schwere Reiterdegen, und den Leib umschloß die breite, mit Gold und Silber durchwirkte Schärpe aus schwarzer und weißer Seide. Das Haupt bedeckte die sieben Pfund schwere eiserne Sturmhaube mit dem breiten Filzhut darüber, während die braunen Locken der Perücke darunter hervor auf die Schulter fielen.

Schon um sechs Uhr ward Homburg des Gegners ansichtig und ließ den Kurfürst bitten, mit dem Gros schnell vorzurücken, ihm aber zu erlauben, angreifen zu dürfen. Der Kurfürst stimmte zu, da man dem Gegner so nahe sei, daß er „Fell oder Federn lassen" müsse, obwohl Derfflinger zu einer Umgehung über Cremmen riet, dann aber freudig zustimmte, „wenn auch mehr Gefahr oder Wagnis dabei" sei.

Wrangel hatte inzwischen, um seine Truppen etwas zu ordnen, sie in der Höhe von Linum aufgestellt, trat jedoch, als Homburg vorging, ohne den Angriff anzunehmen, den weiteren Rückzug an, um erst in der Höhe von Hakenberg aufs neue Front zu machen. Mit dem linken Flügel lehnten sich die Schweden hier gegen das unzugängliche Luch, während sich der rechte bis zu den Dechtower Fichten erstreckte, doch hatten sie hier die Hügel in ihrer Flanke, wo sich jetzt das alte Denkmal erhebt, unbesetzt gelassen. Diesen Fehler machten sich die Brandenburger alsbald zu nutze, indem sie ihre Geschütze, gedeckt durch Dragoner und Reiter, dorthin



Schlacht bei Fehrbellin. Nach dem gleichzeitigen Kupferstich von G. Bartsch.

Digitized by Google

sandten. Diese Kanonen bestrichen nun die feindliche Schlachtlinie der Länge nach, und Wrangel erkannte jetzt zu spät, daß von dem Besitze dieser Hügel die Entscheidung abhinge. Hier wurde der Brennpunkt des Kampfes, und noch heute heißt der höchste Punkt dort im Volksmunde der Kanonenberg.

Schwedische Infanterie ging vor, und ihrem Ansturm konnten die Reiter nicht Stand halten, sondern wandten sich zur Flucht. Es war ein kritischer Augenblick. Da — es war acht Uhr geworden — traf der Kurfürst selbst an der Spitze des Gros ein. Mit donnernder Stimme brachte er die Flüchtigen zum Halten und führte sie wieder vor. Verstärkungen griffen ein, aber auch die Schweden machten neue Anstrengungen. Hin und her wogte der Kampf. „Zuweilen must ich lauffen, zu weilen macht ich lauffen", schreibt Homburg launig an seine „Allerlibste Frawe". Auch der Kurfürst war mitten im Getümmel. Der tapfere Oberst Mörner fällt, da setzt sich der Kurfürst selbst an die Spitze von Mörners Regiment, ihm zurufend: „Getrost, tapfere Soldaten, ich, Euer Fürst und nunmehr Euer Kapitän, will siegen oder ritterlich mit Euch sterben!" Und vorwärts ging's wieder ins Handgemenge. Ganz umringt vom Feinde, hauen neun Reiter den Fürsten heraus. Eine Handvoll Dukaten für jeden ist ihr Lohn nach der Schlacht. Erst 1738 starb der letzte dieser Braven, Nikolaus Rösedorff, hundert Jahre alt, auf seiner Mühle, die er sich von den Dukaten erstanden hatte.

Endgültig blieben die Brandenburger im Besitze des Hügels, von wo sie immer aufs neue ihre Angriffe gegen die Schweden richteten, die schließlich gegen zehn Uhr ihren Rückzug auf und längs der Straße antreten mußten. Der Kurfürst folgte mit dem Hauptteil seiner Truppen und den Geschützen südlich, immer aufs neue von der Flanke den Gegner beschießend. Aber auch dieser erwidert wacker das Feuer. Eine Kanonenkugel geht dicht über den Hals des Schimmels, den der Kurfürst reitet, und reißt dem neben ihm reitenden Stallmeister Emanuel von Froben das rechte Bein ab. Eine Stunde später starb der treue Diener, tiefbetrauert von seinem Herrn und seiner schönen jungen Braut, dem Hoffräulein der Kurfürstin, Elisabeth von Wangenheim, erst 35 Jahre alt. Hier knüpft die Sage von seinem Opfertod an, wonach er, die Gefahr bemerkend, in der der Kurfürst durch seinen Schimmel stand, diesen zu einem Tausch ihrer Pferde bewogen haben soll. Aber die Geschichte bestätigte es nicht, denn keine der gleichzeitigen Quellen weiß etwas davon, und der auf Befehl des Nachfolgers des Großen Kurfürsten angefertigte und im Hohenzollernmuseum befindliche Gobelin mit der Darstellung der Schlacht zeigt uns den Kurfürsten noch auf seinem Schimmel, als Froben an seiner Seite getroffen niedersinkt. Daß eine solche Tat so bald nach der Schlacht bei einem solchen Werke unrichtig dargestellt sein sollte, ist nicht anzunehmen. Eine Aufklärung über die Entstehung der Sage aber gibt eine Eintragung aus jener Zeit im Kirchenbuche zu Sentke bei Nauen: „Friedrich Wilhelm ritt einen Schimmel in der Schlacht, und da sein neuer Leibjäger Uhle bemerkte, daß man viele Kanonen nach dem weißen Pferde richte, so bat er den Churfürsten, sich auf sein Braunes zu setzen. Kaum hatte Uhle das weiße Pferd bestiegen, als eine Kugel es ihm unter dem Leibe wegriß. Für seine Treue belohnte ihn der Churfürst mit der damals sehr einträglichen Landjägerstelle zu Alt-Ruppin und dem Titel eines Landjägers. Er war eines Oberförsters Sohn aus dem Thüringischen." Wahrscheinlich ist Uhle gerade erst durch Frobens Fall in der Nähe des Kurfürsten auf die Gefahr aufmerksam geworden, und der Wechsel hat dann stattgefunden, so daß die Sage vom Opfertod Frobens aus einer Vermischung beider Vorkommnisse auf sehr natürliche Weise entstanden ist.

Auch in der Front verfolgten die brandenburgischen Reiter. Hier aber kam es vor, daß einzelne Schwadronen, durch die großen Strapazen der Eilmärsche ermattet, schließlich versagten und von den überlegenen schwedischen Reitern geworfen wurden. Sie hatten, wie der Kurfürst gleich nach der Schlacht an den Fürsten von Anhalt schrieb, „nicht das Ihrige getan", und er wollte ihnen den „proces machen lassen". Nach dem großen Erfolge des Tages aber nahm er davon Abstand. Gleichwohl scheint dies der Grund zu einer vorübergehenden Spannung zwischen ihm und dem Prinzen von Homburg, der hier tätig gewesen war, geworden zu sein. Nicht aber war es der Unwille über einen zu frühen Angriff des Prinzen gegen seinen Willen, wie Heinrich von Kleist es in seinem Drama darstellt.



Landgraf Friedrich von Hessen-Homburg.

Weiter ging nun die Verfolgung, bis die Schweden hinter den Mauern von Fehrbellin vorläufig Schutz fanden. Da die brandenburgische Infanterie noch nicht zur Stelle war, mußte der Kurfürst von einem Angriffe Abstand nehmen und ließ eine halbe Meile von der Stadt das Lager beziehen. „Wir haben", schreibt Homburg an seine Frau, „auff der Walstat, da mehr als 1000 Todten umb uns lagen, gessen, und uns brav lustig gemacht."

Der Verlust der Schweden betrug allein gegen 2500 Tote, während die Brandenburger nur etwa 500 Mann an Toten und Verwundeten verloren hatten. 8 Fahnen, 2 Standarten und ein Geschütz waren ihnen in die Hände gefallen.

Am frühen Morgen des nächsten Tages traten die Schweden ihren Rückzug an, da aber die hergestellte Brücke zerbrach, so gelang es den Brandenburgern, die nun das von der schwedischen Arrieregarde noch besetzte Städtchen tapfer angriffen, noch 5 Geschütze, zahlreiches Material und eine Menge Gefangener zu nehmen. Auch die weitere Verfolgung, die der Kurfürst sofort aufnahm, und die noch zu einem kurzen Gefecht bei Wittstock am 22. Juni führte, lieferte den Brandenburgern noch viele Gefangene der in großer Auflösung zurückgehenden schwedischen Armee in die Hände. Noch am 22. ging der Gegner über die mecklenburgische Grenze zurück.

Die brandenburgischen Lande waren vom Feinde befreit. Das war der augenblickliche Erfolg des kühnen Reiterzuges und der Schlacht. „So kühn der strategische Plan dieser ‚Kavalkade'," sagt Droysen in seiner Geschichte der preußischen Politik mit Recht, „ebenso bewundernswert war dessen Ausführung. Sie zeigte eine taktische Meisterschaft, eine Lei-

Digitized by Google

stungsfähigkeit und Zuverlässigkeit der Offiziere und Truppen, wie sie damals keine Armee außer der französischen besaß. Es war ein verwegenes Unternehmen, sich auf einen dreimal stärkeren Feind zu stürzen, der in seiner ganzen Front durch einen Strom gedeckt stand, ein verwegeneres, ihn dann mit 6000 Reitern gegen 7000 Mann Fußvolk und 4000 Reiter, mit 13 Geschützen gegen 38 zur Schlacht zu zwingen, und der mörderische Kampf von Hakenberg zeigte, daß in diesem Feind die alte Kriegsfurie noch nicht erloschen war. Der Erfolg bewies, daß der Kurfürst seine Truppen, seine Offiziere, sich selbst nicht überschätzt hatte."

Der volle Erfolg des Sieges aber lag erst in dem Verhältnis, in das er Brandenburg zu den übrigen Mächten brachte. Während im Falle einer Niederlage jeder Staat sich auf Kosten Brandenburgs Vorteile zu verschaffen gesucht hätte, stand es nun mit einem Male gefürchtet da. So brachte auch der Tag von Fehrbellin dem Kurfürsten mit Recht zuerst den Beinamen „der Große". Viele Siege sind seitdem von den brandenburgisch-preußischen Waffen erfochten, keinem hat das Volk ein so treues Gedenken bewahrt wie diesem, und nirgendwo anders steht des Kurfürsten eherne Gestalt mit größerem Recht als an der Stelle, wo er am Siegestage von Fehrbellin am 18. Juni 1657 seine Verfolgung beendete.



Der Große Kurfürst bei Fehrbellin. Nach dem Wandteppich von P. Mercier um 1695 im Hohenzollern-Museum in Berlin.

Beamtenwohnungen.

Eine soziale Skizze von A. Oskar Klaußmann.

Von Jahr zu Jahr haben sich die Wohnungsverhältnisse für den Großstädter, insbesondere den Berliner, verschlechtert. Immer mehr sind die Wohnungsmieten gestiegen, und man rechnet heut offiziell, beim jährlichen Aufwand einer Familie, ein Viertel des gesamten Einkommens auf die Wohnung. Da, wo besondere Repräsentation notwendig ist, muß noch mehr aufgewendet werden, und manche angesehene Familie muß sich wegen der hohen Wohnungsmiete Entbehrungen auferlegen, die kaum der Proletarier kennen lernt. Es wäre unrecht, den „Hauswirt" in der Großstadt für diese Kalamität verantwortlich zu machen. Auch er ist nicht auf Rosen gebettet. Er ist in den meisten Fällen nichts anderes, als der persönlich haftende Verwalter der Hypothekengläubiger und gezwungen, die riesigen Summen aus dem Hause herauszuwirtschaften, die er als jährliche Verzinsung zu bezahlen hat. Er trägt die Sünden der Boden- und Gebäudewucherer, die vor ihm Besitzer des Hauses waren und dessen Preis so in die Höhe getrieben haben. Diese prekäre Lage des Hauswirtes ist aber kein Trost für den Mieter, dessen Los um so beklagenswerter ist, wenn er als Beamter ein Einkommen hat, das

Digitized by Google

er beim besten Willen nicht vermehren kann, wie dies dem Geschäftsmann möglich ist. Dazu kommt als fernere Kalamität für den kleinen Beamten der Umstand, daß in Berlin die kleineren Wohnungen immer knapper werden, während große Wohnungen im Überflusse vorhanden sind.

In Erwägung aller dieser Unzuträglichkeiten trat vor zwei Jahren der im preußischen Arbeitsministerium angestellte Regierungs-Bausekretär Mirbach an den im selben Ministerium arbeitenden Rechnungsrat Koska mit der Frage heran, ob denn nicht etwas geschehen könne, was besonders für die kleinen Beamten Befreiung von der Wohnungsmisere brächte. Er wies auf den seit zwölf Jahren bestehenden Beamtenwohnungs-Verein in Kassel hin, der geradezu glänzende Erfolge aufzuweisen hat, und fand bei Rechnungsrat Koska, der heut noch an der Spitze des Berliner Beamtenwohnungs-Vereins steht, einen Partner, der sich mit Begeisterung und Energie auf die Lösung dieser wichtigen Frage warf. Auf eine kleinere Versammlung in Steglitz folgte eine große Beamtenversammlung in Berlin, in der (September 1900) der Berliner Beamtenwohnungs-Verein gebildet wurde, dem sofort hundert Mitglieder beitraten. Am Ende des Monats hatte der Verein schon mehrere hundert Mitglieder, darunter sämtliche Berliner Minister. Ende des Jahres waren es bereits mehr als tausend Mitglieder, Ende 1901 waren es 4380 und jetzt (Herbst 1902) sind es mehr als 5800 Mitglieder. Diese Zahlen beweisen, welches Bedürfnis die Gründung des Vereins gewesen ist, aber auch, wie groß die Wohnungskalamität gewesen sein muß. Was aber in dem jungen Verein durch den Opfermut der Reichs-, Staats-, Provinzial- und Kommunalbeamten Berlins, durch die Geschicklichkeit und Energie der Vorstandsmitglieder in kürzester Zeit geleistet worden ist, das hat in kurzen, treffenden Worten der preußische Minister des Innern, Herr von Hammerstein, gesagt, als er die Weiherede bei der Grundsteinlegung des neuen Beamtenwohnhauses in Wilmersdorf am 20. Juli d. J. hielt und ausführte:

„Die schweren Mißstände des Berliner Wohnungswesens haben Sie, meine Herren, veranlaßt, selbst Hand anzulegen, um zu bessern und zu helfen. So schufen Sie den Beamtenwohnungs-Verein. Er ist noch sehr jung an Jahren, aber reich an Erfahrungen und Erfolgen. Drüben in Steglitz steht ein Haus, das bereits bezogen ist. Ein anderes wird seiner Benutzung bald übergeben werden. Und wie im Westen, bauen Sie im Norden, und nun stehen wir wieder hier im Westen, um ein neues gewaltiges Werk zu beginnen, das aber auch nur ein Vorläufer für weitere Unternehmungen sein soll. Ja, das nenne ich planmäßig und zielbewußt arbeiten! Von 1000 ist Ihre Mitgliederzahl seit dem 1. Januar 1901, also in anderthalb Jahren, auf nahezu 6000 gestiegen. Ihr Vermögen aber hat seit dem Begründungsjahr gar sich verzwanzigfacht. Denn es hat von 40000 auf 800000 Mark sich vermehrt. Kurz nach der zweiten Wiederkehr des Gründungstages wird der Verein 16 + 55 + 182 zusammen 253 Wohnungen hergestellt haben, und heute beginnen Sie hier mit dem Bau von etwa 245 Wohnungen, vorwiegend von zwei, drei, vier und fünf Zimmern. Ein bedeutendes Unternehmen, dessen Gesamtkosten auf 3600000 Mark veranschlagt sind. In ganz kurzer Zeit soll ein weiterer Bau in Steglitz folgen. Ich beglückwünsche den Verein hierzu. Sie haben es wohl erkannt, daß auf der Selbsthilfe Ihr Heil beruht. Das gemütliche Heim, das ist's, das wir Deutsche alle erstreben. Gerade der Beamte sehnt sich danach, und die Gesamtheit hat ein Interesse daran, daß der Beamte ein ruhiges, gesichertes Heim habe und nicht beim Nahen jedes Quartalwechsels wie der Vogel auf dem Dache sich fühle. Das Bewußtsein, sicher an seinem Herd zu sitzen, ist ein nicht geringer Teil des Glückes überhaupt, das im Familienleben ruht. Ein schönes Familienleben ist aber für den Beamten, der nicht nach Geld jagt, der keine Hoffnung hat, Reichtümer zu erwerben, das einzige Glück, das ihm winkt. Darum soll der Verein, so weit es an mir liegt, stets unterstützt werden. Staatshilfe und Selbsthilfe — für das ersprießliche Zusammenwirken beider wird hier ein Beispiel gegeben. Hieran muß jeder Beamte, welchen Dienstgrad er auch bekleidet, ein Interesse nehmen. Wir Beamte gehören nun einmal zusammen. Vom Minister bis herab zum letzten Angestellten fühlen wir uns alle eins, und das einigende Band heißt die Beamtenehre. Im Besitze dieser Ehre soll jeder Beamte aber auch freudig und zufrieden arbeiten. Den alten, treuen deutschen Beamtenstand, ihn wollen wir uns erhalten."

Es verlohnt sich, festzustellen, in welcher Weise sich der junge Verein die nach Millionen zählenden notwendigen Geldmittel beschafft hat, sollen doch diese Zeilen auch Anregung geben, durch welche auch andere Interessenten- und Standesgruppen zur Nachahmung ermutigt werden. Die Mittel ergaben sich erstens aus den Mitglieder-Einzahlungen. Wer Mitglied der Genossenschaft werden wollte oder will, muß einen Anteil von 300 Mark erwerben, der ihm verzinst wird. Die 300 Mark können in Monatsraten von 10 Mark nach und nach eingezahlt werden. Es sind ferner vierprozentige Obligationen zu 100, 500 und 2000 Mark ausgegeben worden, und durch die lebhafte Agitation der „Genossen" wurden auch außerhalb der Beamtenkreise solche Schuldverschreibungen abgesetzt. In einem Jahre waren eine Million Mark Obligationen untergebracht. Hypotheken werden von den Behörden unter gewissen Bedingungen gewährt, und so war der junge Verein im stande, fast gleichzeitig Bauten zu unternehmen, die gegen 5 Millionen Mark kosten. Natürlich hat man auch praktische Erfahrungen gesammelt, besonders bei der Bauausführung, aber auch in der Einrichtung der Wohnungen hat man große Fortschritte gemacht.

Der kolossale Bau im Norden Berlins in der Greifenhagener Straße, dicht am Ringbahnhof Schönhauser Allee, ist am 1. Oktober d. J. bezogen worden. Statten wir ihm einen Besuch ab, um das Äußere und Innere des Baues zu besichtigen. Er liegt in einer Gegend, in der sehr viel gebaut wird, aber der Bau fällt uns schon von weitem auf, weil er so viel eleganter aussieht, als die benachbarten modernen Mietskasernen. Er bedeckt ein ganzes Stadtviertel und liegt an vier Straßen. Von außen präsentiert sich der Bau als ein riesiges Rechteck. An den Langseiten stehen je fünf Gliederungen (in sich abgeschlossene Häuser), an den Schmalseiten je drei Gliederungen dicht neben einander, Wand an Wand. Rote Flächen mit weißen Fugen, Putzflächen, grüne und rote Dächer und Erkerbedachungen geben dem Bau frische Farben und beleben die Außenflächen, die allenthalben von Erkern, Balkonen und sogenannten Loggien unterbrochen sind. Es gehört eben zu jeder einzelnen Wohnung ein geschlossener oder offener Balkon oder eine Loggia. Im Inneren des bebauten Geviertes gibt es noch in der Längsrichtung des Rechtecks zwei, Rücken an Rücken stehende Querhäuser. Im Erdgeschoß sind Läden, ein Restaurant und ein großer Spielsaal für die Kinder der Hausbewohner vorgesehen. Die Kinder spielen oder machen Handarbeiten in diesem Saale unter Aufsicht von Lehrerinnen. Die 174 Wohnungen verteilen sich auf: 12 vierzimmerige, 70 dreizimmerige, 81 zweizimmerige und 11 einzimmerige.

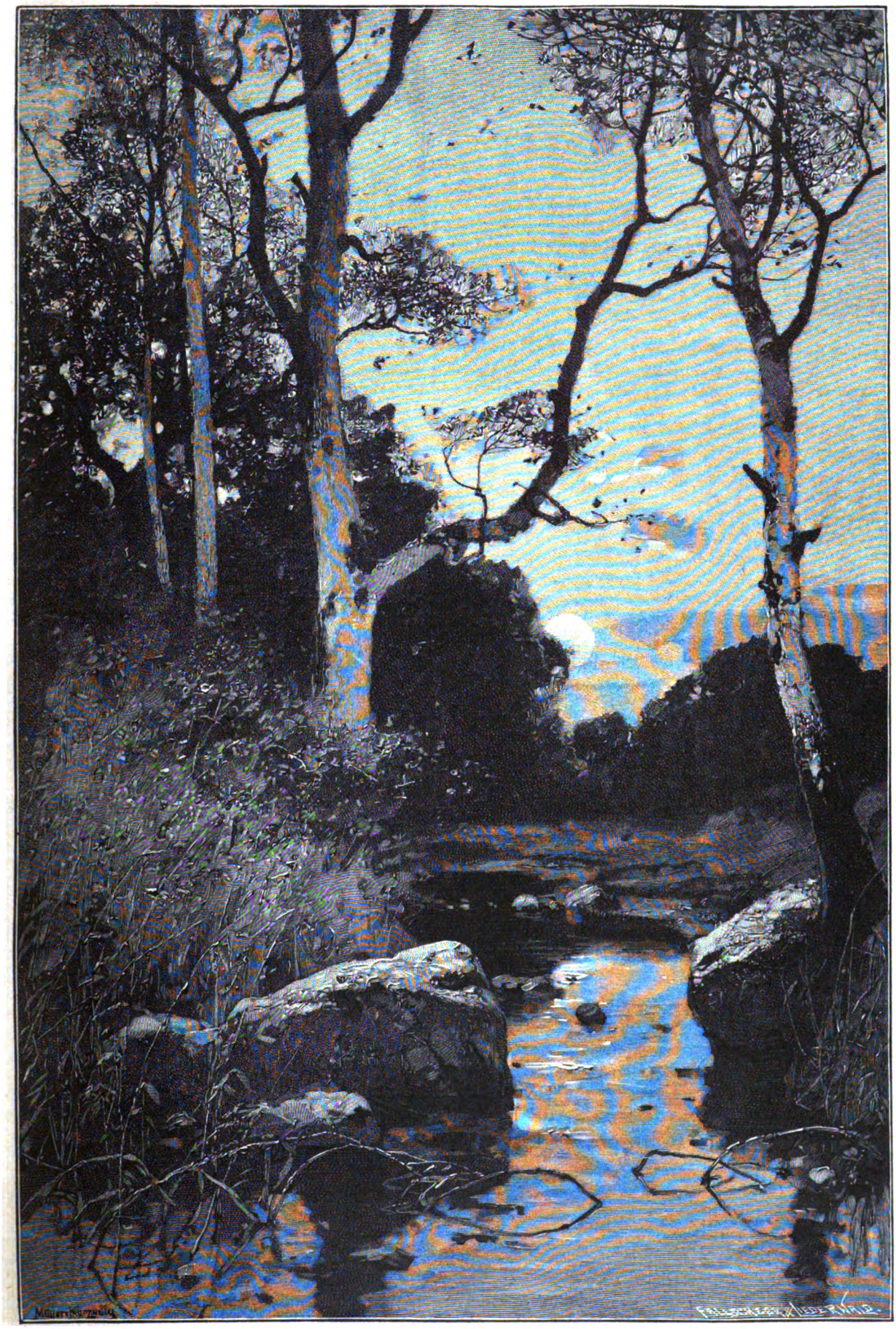
Betreten wir das Innere der Gebäulichkeit, die fast nur aus Eisen, Stein und Glas errichtet ist! (Bei den Landhäusern, die demnächst in Dahlem errichtet werden sollen, wird man nach Möglichkeit alle Holzverwendung vermeiden.) Die Treppenhäuser sind geräumig und hell, sie machen einen gediegenen und eleganten Eindruck, die Flurfenster sind mit bunter Glasmalerei versehen. Es wohnen immer zwei Mieter auf einem Flur, und vor allem wurde darauf geachtet, jede Wohnung gegen die andere schalldicht abzuschließen. Die meisten Differenzen zwischen Wohnungsnachbarn in der Großstadt entstehen wegen belästigender Geräusche, die in der Nebenwohnung laut werden. Hier sind nun die Wände zwischen den einzelnen Wohnungen nicht dünne Cementplatten ohne Steine, sondern Vollwände. Jeder Zimmerfußboden hat eine Auflage von 7 Millimeter starkem Korklinoleum, das jeden Schall absorbiert. Steigen wir bis zum vierten Stockwerk empor, um eine der Wohnungen von zwei Zimmern zu besichtigen! Wir kommen vom Treppenflur durch die Entreethür auf den Korridor der Wohnung. An der Wand des Korridors sind bereits die Garderobehaken angebracht, und ein Lincrustapaneel verhindert das Beschmutzen der Wand, wenn man nasse Kleidungsstücke anhängt. Vom Korridor kommen wir nach links in das erste Vorderzimmer. Dasselbe ist 3,5 Meter breit und 5,8 Meter lang. Es hat eine Loggia mit Blumenbrettern und ein Fenster. Das nächste, ebenso große Vorderzimmer hat zwei Fenster, alle Fenster haben Rolljalousieen und Gardinenstangen. Die Doppelfenster, die Türen, die Öfen, der Riemenfußboden, die Stuckdekoration der Decke, die Tapeten zeigen eine solide Eleganz, wie man sie sonst nur in den teuren Mietswohnungen des Berliner Westens findet. Vom Korridor nach rechts kommt man in eine heizbare Mädchenkammer, dann folgt der Bade- und Klosetraum. Jede Wohnung, von zwei Zimmern aufwärts, hat ein Badezimmer, die einzimmerigen elf Wohnungen haben auf dem Hausboden vier gemeinsame Badezimmer. Der Fußboden des Badezimmers besteht aus Terrazzo, die Badewanne ist von einer Qualität, wie sie gewöhnlich im Handel nicht geführt wird. Der Badeofen hat, wie die ganze Wohnung, Gasleitung zum Heizen. Auch die Küche, an welche eine Speisekammer stößt, hat Terrazzoboden. Die Kochmaschine hat einen erhöhten Bratofen, eine Wärmeröhre, einen Wasserbehälter, drei Kochlöcher und außerdem einen Gaskocher mit drei Brennern.

Was kostet nun diese Wohnung, zu der noch Boden und Keller gehören, und deren Mieter den Trockenboden, die mit allen Gerätschaften versehene Waschküche und die gemeinsame Drehrolle benützen darf?

Großstadtnomade, der Du sonst in teurer und dabei elender Mietswohnung hausest, verhülle weinend Dein Haupt! Eine solche Wohnung kostet hier jährlich: zweihundertundsechzig Mark.

Eine Wohnung von vier Zimmern, „mit allen Chikanen", im ersten Stock 840 Mark. (Die für den Hausarzt vorgesehene, besonders eingerichtete Wohnung im ersten Stock kostet 160 Mark mehr.) Ein solches Haus ist übrigens ein kleines Gemeinwesen für sich, das auch eine „Verfassung" hat. Jede Hausabteilung wählt einen Obmann. Die Obmänner bilden mit dem Hausverwalter (nicht zu verwechseln mit dem Hausreiniger) das Parlament des Hauses, das alle gemeinsamen Angelegenheiten berät und auch die Vergnügungsabende, die im Spielsaale stattfinden, in Scene setzt. Die Interessengemeinschaft der Hausbewohner wird wohl auch zur Gründung von Konsumvereinen führen. Während des vorigen Winters, mit seiner Kohlenteuerung, bezogen die Mitglieder des Beamtenwohnungs-Vereins bereits gemeinsam billige Kohlen.

Digitized by Google



Herbst. Nach dem Gemälde von Müller-Kurzwelly.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Digitized by Google

Auf der Wurzhütte.

Skizze von Anton Freiherrn von Perfall. Mit vier Abbildungen nach Zeichnungen von H. Engl.

Weit und breit ist sie bekannt, im ganzen Gebirgsstock, in den Tälern und auf den Höhen, seit einigen Jahren leider noch weiter, zu weit für ihren intimen Reiz. Ja, sie ist nahe daran, eine alpine Berühmtheit zu werden. Ehe dieses Schicksal sich an ihr vollzieht, will ich, der ich ihr stilles Glück vollauf genossen, noch einmal von ihr erzählen.

Am schwarzen Bergsee liegt sie, tannenumsäumt, über hundert Jahre. Ein weltflüchtiges Liebespaar war ihr Erbauer, — der blaue Enzian gab ihr den Namen. Holzer und Jäger waren jahrzehntelang ihre einzigen Besucher.

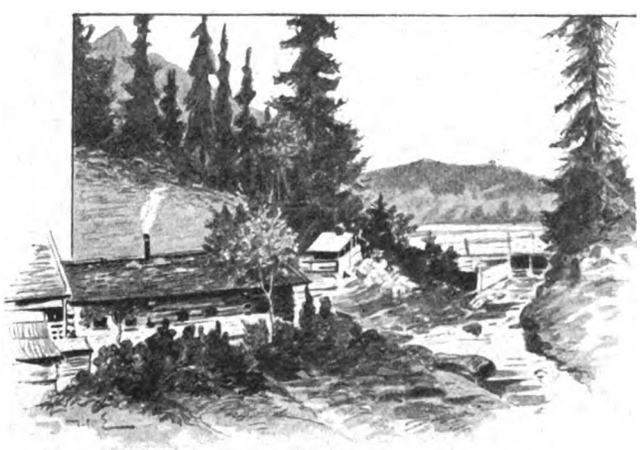
Ein einfacher Saumpfad führte aus dem Schlierseetal die Höhe hinauf. Hinter ihr lag der Urwald, in endlosen Wellen, bis hinab nach Brixen. Jetzt zieht sich eine wohlgepflegte Straße hinauf, auf der, auf knarrendem Fuhrwerk die Sägprügel herab-, in breitsitzigem Landauer die Fremden hinaufbefördert werden.

Doch das alles kann ihr den strengen Reiz nicht rauben. Der Wald ist noch lange nicht gelichtet, die Fremdensaison dauert nur zwei Monate. Die alte Hütte am See und das Völklein, das es umgibt, trotzt noch immer dem Einfluß der Zeit.

Oktober, — wenn die Hirsche schreien in den Bergen, da regt sich ein eigenartiges Leben in ihr, ein richtiges Jägerleben, von dem man draußen in der Ebene keine Ahnung hat, so urwüchsig, so kräftig!

Man denkt und spricht nichts anderes als von Hirsch und Gams. Der Wurzer, die Wurzerin, die Dirn und der Knecht, und drinnen in der schwarzen, engen Stube nisten die Jagdgeschichten eines Jahrhunderts mit der Zähigkeit der Sporen in den Wänden.

Am ersten Oktober zieht der „Kavalier“ mit seinem Jäger ein, der vom hohen Jagdherrn zur Hirschbrunst geladen ist.



Die Wurzhütte.

Das ist ein jährliches Ereignis. Seit Jahrzehnten bin ich der Glückliche. Ich fühle mich verschmolzen mit der alten Hütt'n, als ein Stück von ihr. Ich habe meine Geschichte oben, — ich und Jakl, der Jäger, mein treuer Begleiter.

Ein herrlicher bunter Oktobertag, wie ihn nur die Berge kennen. Die Buchen lohen, die fallenden Ahornblätter blitzen golden, die Luft ist rein und würzig. Die Bergstraße herab bimmelt's und baumelt's; ein tiefer Baß, wie eine Kirchenglocke, gibt den Grundton an. Die Spitzinger treiben ab von der Alm. Auf den breiten Häuptern der Rinder prangen mit bunten Bändern geschmückte Tännchen, das Jungvieh ist wie zum Opfer bekränzt, allen voran, stolzen Trittes, die Leitkuh, — das Marei hinterher, mit dem roten Röckerl, den Adlerflaum auf dem grünen Hut, den karierten Spenzer prall um die kräftigen Formen, den Haselnußstock schwingend, — hoa! ho! — der Geißbua die Flanke entlang springend, wie ein Adjutant, hinterher das Wagerl mit dem Bauer, mit hochaufgetürmtem Hausrat.

„No, Marei, wie steht's mit die Hirsch?“

„Guat! Grad rebellt haben's heut nacht um d' Hütt'n uma, a Mordsteufl dabei! Zwölfe hat er g'wiß.“

„Geh, drah net so auf, Marei,“ verweist sie Jakl.

„Je, den Jaga schaug an! Weil i's net glei' kenn', an der Stimm', die Guat'n und die Schlecht'n, wenn i's dritte Jahr auf der Alm bin.“

„Moana sollt' ma's,“ erwiderte Jakl malitiös, „wo so viel geht bei Dir auf der Hütt'n.“

„Lod'r damischer!“ Marei schlägt kokett mit dem Stecken nach ihm und eilt dem Vieh nach.

Ich bin ihr jetzt auch für eine Lüge dankbar. Der Zwölfer geht mir nicht mehr aus dem Kopf, trotz allem Skeptizismus Jakls.

Oben auf der Wurzhütte großer Empfang. Das Moidei, die Wurzerin, aus dem Pustertale gebürtig. „Grüaß Good beiand, und daß Glück habt's!“ Der Recheis, der Knecht, ein lebfrischer Bursch. „Hab scho' oan ausspioniert, Herr Baron, am G'schwand ob'n — tragt's nachher a Maßerl?“ Das Sopherl, dem Moidei sein Baf'l, mit einem Christkindlg'sichtl, ein bißl patzig vor lauter Schönheit, meint der Recheis scharfsichtig. Voitl, der Wegmacher, der jeden Stein schon gewendet hat auf der Spitzingstraße, ihre innerste Seele kennt, ein dürres, zusammengearbeitetes Männlein — alles bewillkommt mich, und die alte Hütte selbst, das „Hotel zum damischen Loder“, wie der Volksmund sie getauft, zwinkert mir zu mit ihren lieben kleinen Augen unter dem verwetterten Schindelhut. „Bist' wieder da, Krakehler? Und wenn nix geht, gel', dann bin i wieder die Kallhütt'n, die Sauhütt'n! Aber deswegen keine Feindschaft net. I kenn' Euch ja, Euch Jaga, einer wie der andere, — und z'samm' g'hör'n ma doch.“

Und der Schwarzbach spricht, und der See und die Berg' ringsum erst recht, und die Almlicht'n, die Schauplätze ruhmvoller Taten und grober Patzerei.

Vor allem hinüber in die Hütt'n und ein Glasl Enzian geschlürft auf gutes Weidwerk. Holzer sind da und geben Bescheid. ‚Auf der Föllalm schreien zwei, — in den Lochgraben steht Wildbret ganze Pack, — auf der „Fürst“ hat der Lenz gar nimmer schlafen könna die letzten Nächt', so a Arbet hab'n die Horner g'macht.‘

Ich erkenne den guten Willen, mir Angenehmes zu sagen, und mache die nötigen Abzüge, — es langt noch immer, was bleibt. Die erste Pürsch wird nicht ernst genommen, „grad zum Ausspekulieren“.

„Wohin denn nachher, Jakl?“

„No, ins Möf'l halt, dächt' i.“ Die Antwort erfolgt jedes Jahr, ich erwarte sie geradezu. Die ganze Hirschbrunst wäre nichts ohne den ersten Gang ins Möf'l. Es hat sich das einmal so herausgebildet zwischen uns. Ich werde nie daran rütteln.

Ein kleines Hochmoor, rechts die rote Wand, links das Jägerkammgebiet. Wirklich ein Platz zum Ausspekulieren, — ideal!

Ich genieße auf einem Stein unter der alten Wetterfichte wunschlos den ersten Abend. Urweltsbehagen erfüllt mich.

Jakl bringt das Perspektiv nicht von den Augen.

So um fünf Uhr zieht ein Scharl Gams aus den Latschen des Kammes, so auf tausend Schritt. Ein Fetzen Bock dabei, wie Jakl erklärt, sonst lauter „G'raffl“.

Plötzlich werfen wir beide zugleich den Kopf auf. Vom Jägerkamm her tönt der erste Hirschschrei. Nur ein dumpfes Gronen, aber unser geübtes Ohr hat es schon aufgefangen, — ein zweites hebt jeden Zweifel.

„Auf d' Föllalm zieht er auffa, über'n ‚Melkstadl‘ abi. Grad d' Stimm' paßt mir net recht.“

Von der roten Wand ertönt die Antwort.

„Hör'ns! Das is an andre Laut'n. Teufl, schon über der Grenz'.“

Die Dämmerung kommt heraufgeschlichen aus dem Tal,

Digitized by Google

die Firnen röten sich. Von allen Seiten ertönt der Hirschruf. Gegen den Kamm zu ziehen sechs Stück Wildbret der Föllalm zu, — hinterher in langsamem Trott der Hirsch. Das Geweih ist mit dem Glas nicht mehr erkennbar. Ein dumpfes Gröhlen tönt herüber. Schluß für heute.



„Holzer sind da und geben Bescheid."

„D' Sach' is da, 's ander is unser Sach'," meint Jakl.

Das linke Auge der Wurzhütte funkelt mir schon entgegen von weitem, durch die Nacht, die längst eingefallen. Ich kenne seine Bedeutung. Drinnen am grünen Tisch, mit den eingeschnittenen alten Runen, erwarten mich die alten Genossen. Der Förster aus der Valepp, eine Wegstunde entfernt, ein alter Hirschgerechter, der Forstwart von Josefstal, ein frischer Waldmensch, die Moidl, mit dem ewigen Wollknäuel, das Sopherl — am andern Tisch, ein halbes Dutzend Holzknechte, ihr Abendbrot löffelnd.

Die Stube gleicht einer Schiffskoje, mit dem niederen schweren Gebälk, den Schießscharten als Fenster, der drückenden Enge, und draußen schlürft und rauscht der Bach vorbei an den Wänden und vollendet den Eindruck.

Herzlicher Empfang! Die Hirschbrunst geht auf. Frohe Wochen! Weidmannsheil!

Erst kommt die Welt draußen an die Reihe, von der ich berichten soll, aber bald legt man sie samt Haupt- und Staatsaktion ad acta, und Hirsch und Gams treten ihre Herrschaft an.

Zuerst die Vergangenheit. — Der Hirsch von den „Torlöchern" — der Gamsbock von der Wallenbergeralm wird noch einmal geschossen, mit allen Malicen. Der Förster geht zurück bis zu seiner Forstgehilfenzeit, in der Jachenau. Die in den grünen Tisch geschnittenen Namen längst Verstorbener geben zu frommem Gedenken Anlaß. Wie der Hohenadel, der Gehilf, ein ganzes Fassel Bier unterwegs ausgetrunken hat, das er im Winter von Tegernsee in das Forsthaus hätt' bringen sollen — wie der Federl einen Zehnerhirschen vom Taubenstein heruntergetragen hat, ganz allein, — und wie der Loidl erschossen g'funden worden is, am Spitzing.

Das ist der eiserne Bestand, an dem nicht gerüttelt wird, nicht einmal in der Reihenfolge. Und ich freue mich der erhabenen Beharrlichkeit und würde jede Wendung vermissen.

Dann kommt die Gegenwart, die Hoffnungen, Befürchtungen, das Pläneschmieden! Im letzteren ist der Jakl groß, unerschöpflich! „Gar net aus kann er uns mehr", der Hirsch nämlich. Das ist das ständige Schlußresultat, so oft es auch die Folge Lügen strafte.

Und nun beginnt der fortgesetzte Kampf, mit dem Wind, dem Nebel, allen erdenklichen feindlichen Umständen. Halt gar net mag's! Und der Förster hat schon zwei Zwölfer 'runtergebracht und der Forstwart einen Achter. Da haltet der Humor des ersten Abends nicht immer an. Die Wurzhütte hatte ganz recht mit ihrem Vorwurf bei meiner Ankunft, — mit der alten Lieb' ist's aus, und bittre Vorwürfe hageln auf sie herab. Der Trost des Försters ist nicht zum anhören, er blinzelt dabei so überlegen, als wenn es sein müßt, daß der Förster vor dem Kavalier schießt.

Endlich kommt doch der Tag, — der 8. Oktober! Die Schneiden etwas angeschneit, ein eiskalter Morgen. Der Hirsch am Kamm hat uns seit fünf Tagen genarrt. Der Jakl, teufelsfuchtig, hat ihm den Tod geschworen. „Auslassen gar net!" ist seine Devise.

Also! Aber das letzte Mal heut', das sag' ich Dir...

Noch tiefe Nacht, als wir aufbrechen. Der Hirsch bringt die Nacht auf der Föllalm zu und zieht bei Tagesanbruch durch das Latschenfeld dem Kamm zu. Das wäre sehr einfach, wären es nicht drei Wege, die er beharrlich wechselt, wir immer auf dem falschen.

Gestern zog er durch das „Hölzl" aufwärts, uns grade gegenüber, wir saßen an der „Schrunt'n", ein enger Wechsel, der zwischen zwei Wänden streng aufwärts führt.

Ich stimme also für das „Hölzl", aber Jakl bleibt auf der „Schrunt'n" bestehen. „Das umanand fackeln bedeut' nix." Recht hat er — die Farb' halten!

Also packen wir die „Schrunt'n" an. So zwei bis drei Stunden zum Steigen. Der Tag graut eben, wie wir oben anlangen; unter uns liegt der Almkessel, von brauenden Nebeln gefüllt. Wenn er kommt, kann er nicht aus. Ein kalter Wind weht herauf. Die Schneiden und Wände nehmen schon einen roten Schimmer an. Jetzt gehen Steine drüben im Gehäng. „Da hast's mit Deiner Schrunt'n! Eigensinn!" schelte ich Jakl.

Der ist nur Ohr. Alles still. Plötzlich ein rauher Schrei unten auf der Alm. Steingeklapper, wie unter flüchtigen Schalen, und Schrei auf Schrei, gegen unsre Seite her, — immer näher —

„Richten's Ihna!" flüstert Jakl.

Das Frösteln beginnt, die höchste Spannung. „Ö — ü!" dröhnt's herauf, dann zorniger, daß die Wände hallen, — Steingerieſel nach abwärts. „Ö — ü." Jeden Augenblick muß

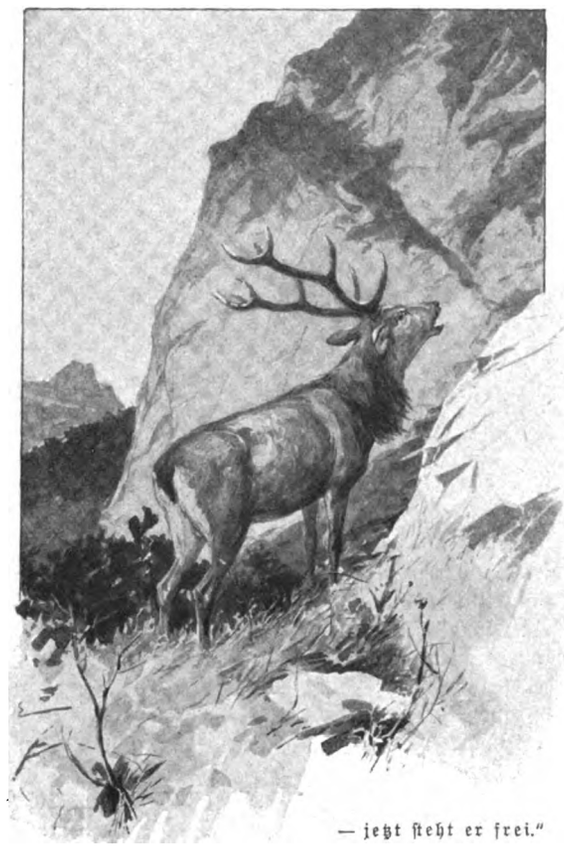


„Jakl bringt das Perspektiv nicht von den Augen."

etwas auftauchen aus dem Nebel vor uns. — Jetzt eine schwarze Gestalt — ein Stuck — ein Kalb hinterher. Es bleibt stehen, hofft, zieht den Wind ein, ein zweites folgt, sich ängstlich umschauend. Der Wechsel ist nicht mehr wie

Digitized by Google

sechzig Schritt von uns, steil aufwärts. „Ä — ö — ü!“ Ein zorniges Röhren folgt. — Jetzt! Der Finger schleicht an den Drücker. — Ruhig Blut! Ein Geweih taucht auf. „Die dritte Kron',“ flüstert Jakl. „Net überschiaß'n!“ Das geweihte Haupt hebt sich, — die Brust — das Blatt. Jetzt legt er das Geweih zurück. Der Windfang öffnet sich, ein feines Wölkchen dringt heraus, mit dem Schrei — der heiße Atem. — Noch ein Schritt aufwärts, jetzt steht er frei. — Großer Augenblick! Das Korn in das Blatt gesenkt. Rauch und Knall, hundertfaches Echo weckend. Der Hirsch steigt vorn kerzengrade auf, dann hinunter mit einer blitzartigen Wendung, Steine kollern nach, ganze Felstrümmer — dumpfer Auffall unten. „Hat 'hn schon!“ jubelt Jakl.



— jetzt steht er frei.“

Dann hinunter im Sturm, keine Gefahr achtend. Eine purpurne Fährte zieht sich hinab. Dort, zwischen den Steinen, neigt er das edle Haupt, — noch ein Zucken mit den Läufen, — er ist verendet!

Was dann für eine barbarische Freude einzieht in das Jägerherz! Erkläre es, wer es vermag. Es ist einmal nicht anders, alte Erbschaft wohl. Dann folgt das Aufbrechen, das Geweihprüfen. Der Platz in der Stube wird schon ausersehen, an dem es hängen soll zur ständigen Erinnerung an die Stunde.

Recheis und der Knecht werden geholt, mit dem Bergschlitten, dann geht's hinunter damit in die Wurzhütte, vor der alles gespannt darauf wartet. Jetzt ist sie wieder die Alte, Liebe, Einzige, ein Prachtplatz.

Ein sonniger Tag folgt, — ein bewegter Abend am grünen Tisch. Der ganze Vorgang wird bis in die kleinste Einzelheit besprochen, dramatisch ausgestaltet, und hat ihn jeder auch schon ähnlich erlebt, das Interesse ist immer ein neues, ungeheucheltes. Das heiße Drängen ist befriedigt, man ist wunschlos.

Nicht die Masse der Beute ist hier maßgebend, sondern die Schwierigkeit des Erringens, die Qualität. Der Schießer wird seine Rechnung dabei nicht finden.

Von dem Tage an wendet sich das Jagdglück. Zwei Tage darauf fällt dem Marei ihr Zwölfer, der sich allerdings nur als guter Achter entpuppt. Damit ist der Erfolg gesichert. Zwei gute Hirsche genügen. Jetzt sieht man mit Ruhe dem Kommenden entgegen und genießt erst voll, ohne leidenschaftliches Wollen. Kein Unwetter, kein Nebel, selbst ein unverantwortlicher Fehlschuß auf einen Zehner, kann daran mehr etwas ändern.

Am 13. erlegen wir noch einen guten Gamsbock auf dem Kamm, damit ist die Hirschbrunft für mich glänzend beendet. Meine gute alte Hütte wieder über alles Lob erhaben, die Sehnsucht künftiger Jahre.

Am 15. ist offizieller Schluß am grünen Tisch. Er fällt mir alle Jahre schwerer. Wer weiß, wie lange sie noch steht, die alte, liebe Hütte! Schon neigt sie sich verdächtig auf der Bachseite, vom Schneedruck. Und dann, wenn sie nicht mehr ist, — vielleicht ein modernes Hotel — ein Sanatorium für Nervenkranke — — heiliger Hubertus, heilige Wald-, See- und Berggeister!

Aber noch steht sie — und am 1. Oktober geht's wieder hinauf mit dem Jakl, — zu neuen Weidmannsfreuden.

Giftiges Wasser.

Von Julius Stinde.

Die Verunreinigungslehre ist nicht allein weit in ihrer Ausbildung gediehen, sondern auch erheblich in das Volk gedrungen, das Bazillen, Verseuchung, Desinfektion wenigstens dem Namen nach kennt, wenn es auch den gesundheitlichen Lehren der Wissenschaft nicht so eifrig folgt, wie wünschenswert wäre. Je mehr die Überzeugung sich Bahn bricht, daß das Unreine auch das Ungesunde ist, um so größer wird der Gewinn für den Einzelnen und mithin auch die Gemeinsamkeit sein, denn je weniger Seuchenherde entstehen, um so geringer ist die Gelegenheit zur Übertragung und Verbreitung verheerender Krankheiten.

Daß unreines Wasser grauenhafte Massenansteckungen zu bewirken vermag, hat die letzte bösartige Choleraepidemie in Hamburg wohl ziemlich zweifellos dargetan, und von der Verbreitung des Typhus durch infizierte Wasserleitungen und Brunnen sind Beispiele aus der neuesten Zeit leider mehr als hinreichend bekannt geworden. Herr Dr. Schröder in Berlin hat aus der Typhusliteratur von dreißig Jahren die Art der Übertragung in 638 Epidemien zusammengestellt und gefunden, daß auf das Wasser als Verbreiter des Typhus allein 70,8 vom Hundert aller Fälle gerechnet werden müssen. Auf die Milch entfallen 17, auf Nahrungsmittel und Wirtschaftsbetrieb 3,5 vom Hundert der Erkrankungen. Die sonstigen Möglichkeiten der Übertragung durch Kleidungsstücke, Betten, Latrinen, Dünger, Verunreinigung des Bodens, Staub, Luft, Überschwemmungen treten ganz in den Hintergrund. Ebenfalls ist die Ansteckung des Pflegepersonals eine verhältnismäßig geringe mit 3,3 vom Hundert derer, die sich in der Umgebung Typhuserkrankter aufhielten.

Das mit Typhusbazillen verunreinigte Wasser ist das gefahrbringende, ebenso wie es das Cholerakeime enthaltende Wasser der Elbe war, dem die Hauptschuld an der Ausbreitung der Epidemie beigemessen wurde.

Unwillkürlich drängt sich die Frage auf: sollte das Wasser als solches einen Anteil an der Vergiftung durch die Bazillen haben; könnte das Wasser die Eigenschaft besitzen, bei einzelnen Personen die Widerstandsfähigkeit gegen die Bazillen zu schwächen, so daß diese, anstatt vernichtet oder unschädlich gemacht zu werden, sich vermehren und den Körper verseuchen.

Viele Leute haben das bazillenhaltige Wasser getrunken, ohne daß sie erkrankten. Wären die Bazillen bedingungslos giftig wie Arsenik oder Strychnin, so müßten doch alle die krankmachende Wirkung des Wassers spüren, von dem sie tranken.

Nehmen wir jedoch an, daß Wasser an sich im stande wäre, den Verdauungsapparat zu schädigen, so können wir uns denken, daß in dem also Geschädigten die Widerstandsfähigkeit geschwächt sei und den Bazillen dadurch ungehinderte Vermehrung freigegeben werde.

Es ist bekannt, daß, wer zur Seuchenzeit an der Verdauung leidet, leichter befallen wird als jemand, der sich ungestörter Gesundheit erfreut, daß Diätfehler der Erkrankung Vorschub leisten. Man vermeidet Gurken, rohes Obst und hütet sich vor Erkältungen, wenn der asiatische Gast zur Spätsommerzeit seine Anwesenheit meldet.

Andererseits genießen viele Personen unbehelligt die verbotenen Früchte, hüten sich jedoch vor einem Übermaße. Manche wiederum sind unfähig, auch nur ein weniges von rohem Obst oder Gurken zu vertragen.

Ähnlich verhält es sich mit dem Wasser. Es kommt durchaus nicht selten vor, daß beim Wechsel des Wohnortes die Änderung des

Digitized by Google

Wassers schwer empfunden wird. Wer gewohnt war, weiches Wasser zu trinken, bedarf meist erst längerer Zeit, bevor er sich an hartes Wasser gewöhnt, und umgekehrt bekommt Flußwasser anfangs den Leuten schlecht, die von Jugend auf hartes Brunnenwasser tranken. Viele machen eine Art Krankheit durch nach dem Ortswechsel, die sie nicht allein auf die veränderten Verhältnisse, sondern mit Recht dem ungewohnten Trinkwasser zuschreiben. Und doch ist solches Wasser im chemischen und bakteriologischen Sinne unbeanstandbar, da es weder die vorschriftsmäßige Menge an salpetersauren Salzen noch an unschädlichen Keimen überschreitet.

Das von den Ägyptern hochgepriesene Nilwasser enthält im Kubikmeter 4,10 Gramm Salpetersäure, wodurch es, nach dem Erlaß des Gesundheitsamtes, für Nichttrinkwasser zu erklären ist, aber im ganzen Pharaonenland gibt es kein anderes Wasser den Durst zu löschen, als die verdächtige Flut des heiligen Stromes. Die Einheimischen trinken es und danken Allah für die erquickende Gabe; sie fragen den Fremden: hat Dein Land ebenso Köstliches? Der Europäer müßte darauf antworten: „In Marienbad entspringt ein Wasser von ähnlicher Wirkung", aber er gewöhnt sich und stimmt mit ein in das Lob des Ägypters, da er unter der glühenden Sonne die kühle Labe bald als Segen schätzen lernt.

Warum verträgt der Mensch nicht jedes Wasser in gleicher Weise? Reines, von Bazillen und schädigenden Mineralstoffen freies Wasser müßte doch unter allen Umständen bekömmlich sein? — Nun aber ist reinstes Wasser gerade Gift für den Menschen. Reinstes Wasser!

Es ist nicht leicht, ganz reines Wasser herzustellen. Der Chemiker destilliert, um es zu gewinnen, Wasser in Platingefäßen, indem er den Dampf siedenden Wassers durch eine abgekühlte Platinröhre leitet. Der Dampf verdichtet sich darin wieder zu Wasser, das in einem Platingefäß wieder gesammelt wird. Die erdigen und festen Bestandteile bleiben zurück, der verdichtete Dampf ist reines Wasser. Steht es jedoch in Glasgefäßen, kommt es mit Luft längere Zeit in Berührung, so ist seine Reinheit nach einiger Zeit dahin, denn aus dem Glase löst es salzige Bestandteile auf, aus der Luft zieht es Gase an. So unendlich geringfügig diese Verunreinigungen auch sind, so nehmen sie dem Wasser dennoch die Berechtigung, „rein" genannt zu werden, d. h. im chemischen Sinne rein.

Vor nicht allzulanger Zeit wurde ein sorgfältig destilliertes Wasser für chemisch rein gehalten, weil seine winzigen Beimischungen durch die bekannten Hilfsmittel nicht nachgewiesen werden konnten, jetzt aber hat man schärfere Methoden der Prüfung. Absolut reines Wasser nämlich leitet den elektrischen Strom nur in ganz geringem Grade. Diese Leitfähigkeit ist theoretisch berechnet und zahlenmäßig festgestellt. Mit unsäglicher Mühe gelang es Kohlrausch und Heidweyler, ein reinstes Wasser herzustellen, dessen Leitungsfähigkeit nur um ein weniges größer war, als die theoretisch verlangte. Mithin enthielt es noch Beimischungen, jedoch von so geringer Menge, daß sie nur nachweisbar waren durch die Prüfung der elektrischen Leitfähigkeit, die noch viel empfindlicher ist als die Spektralanalyse. Ein Salzkörnchen nicht größer als der Knopf einer Stecknadel in ein Hektoliter absolut reinen Wassers getan, würde bereits dessen elektrische Leitfähigkeit erhöhen und als Beimischung festgestellt werden können, wenn man über so viel „reines" Wasser verfügte.

Die elektrische Prüfung eines Wassers ist mit den dazu ersonnenen Apparaten eine ebenso bequeme wie rasch auszuführende, und durch sie sind uns gar sehr beachtenswerte Aufschlüsse geworden. So wissen wir jetzt, daß Wasser aus geschmolzenem Natureis viel reiner ist, als gewöhnlich destilliertes Wasser. Wenn das absolut reine Wasser in seiner Leitungsfähigkeit durch die Zahl 0,038 charakterisiert wird, kommt dem aus klarem Natureis gewonnenen Wasser die Zahl 2,13 zu, dem gewöhnlichen destillierten Wasser jedoch schon die Zahl 49,2. Destilliertes Wasser ist aber als Getränk nicht brauchbar. Es schmeckt, trotz seiner chemischen Reinheit, abscheulich. Wer es versehentlich als Brunnenwasser nimmt, speit es sofort wieder aus.

Früher wurde, um den Patienten mit bestem Material zu behandeln, bei Magenausspülungen destilliertes Wasser verwendet; es fand sich aber, daß es eher schadete als nützte. Größere Mengen destillierten Wassers in den Magen gebracht erzeugen Unwohlsein, Erbrechen und sogar Magenkatarrh, als wäre ein Gift genossen.

Über die Giftwirkung des reinen Wassers hat Dr. Hans Koeppen in seinem Werke „Physikalische Chemie in der Medizin" Aufschlüsse gegeben, die nicht nur den Arzt, sondern auch jedermann angehen.

Das lebende Gewebe des Körpers besteht aus Zellen, aus kleinen häutigen Gebilden mit einem Inhalte, der Protoplasma genannt wird. Dieser Inhalt besitzt an das Wunderbare grenzende Eigenschaften. Nehmen wir z. B. die Zellen der Leber, von denen jede einzelne etwa sich auf den hunderttausendsten Teil eines Stecknadelknopfes schätzen läßt. In einer solchen Zelle wird Galle gebildet, die aus Glycocholsäure, Taurocholsäure, Bilirubin, Liliverdin, Glycocoll, Taurin, Cholosterin u. a. besteht, sie hält ihr zugeführtes Gift fest und macht es unschädlich, sie scheidet aus dem sie versorgenden Blute eine Reihe von Stoffwechselprodukten, die noch nicht erkannt sind, genug sie entwickelt einen chemischen Betrieb, zu dem der Mensch eine Fabrik mit unzähligen Apparaten und Vorkehrungen nötig hätte, abgesehen von den vielen geschickten Arbeitern, die damit wissenschaftlich umzugehen verständen. Andere Organe haben andere Aufgaben, aber immer wieder sind es die winzigen Zellen, die im Dienste des Gesamtorganismus ihrer erstaunlichen Tätigkeit obliegen, die glatt verläuft, solange die Zelle gesund ist und nicht gestört wird. — Das reine Wasser jedoch stört nicht nur den Betrieb der Zellen, sondern zerstört sie. Es dringt durch die Zellhaut; die Zelle quillt auf. Je mehr reines Wasser vorhanden ist, um so größer ist die Auswanderung von Salzen und ähnlichen Stoffen aus der Zelle und die Einwanderung von Wasser durch die Haut in die Zelle, welche ununterbrochen quillt, sich auflöst und stirbt. In solcher Art wirkt reines Wasser als Gift.

Der Zellinhalt ist mehr oder minder salzig. Fehlt ihm Salz, so entsteht der Salzhunger, der sich bis zur unerträglichen Qual steigern kann, wenn dem Organismus kein Salz zugeführt wird, und darum ist Salz eins der wertvollsten Tauschmittel in salzarmen Gegenden. Im gewöhnlichen Leben würzen wir die Speisen mit der uns zusagenden Menge von Salz, da der Geschmackssinn angibt, wieviel dem Körper davon nötig ist. Nach dem Genusse vielen Getränkes, der eine Salzminderung zur Folge hat, stellt sich das Verlangen nach Salzigem ein, für das der Hering als bekanntes Symbol gilt. Wohl zu trennen ist von der leicht zu hebenden Entsalzung die Alkoholvergiftung, die Zeit zum Abkürzen erfordert.

Reines destilliertes Wasser kommt selten oder doch nur in Ausnahmefällen als Getränk in Betracht. Allerdings hatte ein Engländer ein Patent auf einen Apparat zur häuslichen Darstellung destillierten Wassers genommen und ihn Leuten verkauft, die in übertriebener Bazillenfurcht sich durch reines Wasser vor aller Ansteckung bewahren wollten, allein das Unheil, das dieses Patent anrichtete, war so auffällig, daß der Erfinder den Schauplatz seiner Tätigkeit verließ und nach Amerika flüchtete.

Es kommt in der Natur jedoch Wasser vor, daß das gewöhnliche destillierte an Reinheit übertrifft; es ist dies das Schmelzwasser von klarem Natureis. Seit langer Zeit wird in Hochgebirgen vor dem Genuß von Schnee und Gletscherwasser gewarnt, und auch das Wasser der klaren Gebirgsbäche wird von umsichtigen Führern verboten, da die Erfahrung lehrte, daß es nicht nur Unbehagen verursacht, sondern zuweilen heftiges Unwohlsein erzeugt. Den Bergsteigern ist daher zu raten, solchem Wasser etwas Kochsalz und ein wenig doppelkohlensaures Natron zuzusetzen, wodurch es im Salzgehalte dem Zellsafte ähnlicher wird; das Quellen der Zellen wird dann vermieden.

Ferner ergibt sich, daß das Schlucken von Eisstückchen, das manchem Kranken verordnet wird, ebenso zu wirken vermag, wie der Genuß von destilliertem Wasser. Man hat das Erbrechen der Patienten nach längerem Gebrauch von Eisstückchen auf Verunreinigung mit Bazillen geschoben, aber mit Unrecht, denn es war die Giftwirkung des reinen Wassers, die sich äußerte. Vorsichtige Ärzte verordnen daher nur Kunsteis zu jenem Zwecke, das bazillenfrei ist und in seiner elektrischen Leitungsfähigkeit dem Trinkwasser entspricht. — In Gastein ist ein Brunnen, der seit Jahrhunderten der Giftbrunnen heißt. Sein Wasser wird nicht getrunken, da es als giftig gilt, obgleich keine chemische Untersuchung über die Natur seines Giftes Aufschluß gibt. Seine elektrische Leitungsfähigkeit jedoch ist mit der Zahl 31,9 auszudrücken, und somit übertrifft es das destillierte Wasser (49,2) an Reinheit, wodurch nunmehr das Rätsel seiner Giftigkeit gelöst ist.

Je nach seinem Gehalt an Salzen und Kohlensäure ist die elektrische Leitungsfähigkeit der Brunnen- und Flußwasser, die zum Trinken dienen, verschieden. Das Wiener Hochquellenleitungswasser hat die Zahl 239,0; Wasser aus verschiedenen Gießener Brunnen hat nach Dr. Koeppe 344,0 — 654,0 — 701,0.

Freilich ist noch nicht untersucht, wie sich die lebende Zelle gegen dieses oder jenes Brunnenwasser verhält, auch ist nicht ermittelt, ob die Zellen des einen Menschen sich ebenso gegen ein und dasselbe Wasser verhalten wie die eines anderen, wohl aber dürfte sich ergeben, daß je nach dem Salzgehalt des Zellsalzes eine Zelle leichter in salzarmem Wasser quillt als eine andere, und ferner macht auch wohl die Beschaffenheit der Zellhaut nicht minder ihren Einfluß auf den Vorgang geltend. Aus diesen Umständen würde sich erklären, warum bei der Änderung des Trinkwassers Unbehagen auftritt oder sogar Unwohlsein und der Grund gefunden werden, weshalb mit Krankheitserregern durchsetztes Wasser in einem Falle ansteckend wirkt und nicht in dem anderen.

Auch die Zellen der Magenwand arbeiten chemisch. Sie erzeugen u. a. das zur Verdauung der Fleischnahrung notwendige Pepsin wie die Speicheldrüsen das Ptyalin, das die Brotnahrung in Lösung bringt. Reines Wasser stört die Zellentätigkeit, ja kann, wie wir gesehen haben, die Zellen zerstören und abtöten: was ist nun „ungewohntes" Wasser im stande auszuüben? Wie wirkt ein reichliches Maß von Wasser auf die Zellen des Verdauungsapparates, wie stört es ihre chemische Arbeit, wenn es sich in der elektrischen Leitungsfähigkeit sehr von dem Zellsaft unterscheidet? Das Volk kennt die Wasserwirkung und hält viel Wassertrinken für ungesund. Und wie verhalten sich die Zellen zu den Mineralwässern, deren Leitungsfähigkeit sogar bis auf das Hunderttausendfache des reinsten Wassers gesteigert ist, deren rechte Kenntnis nun nach der elektrischen Untersuchung beginnt? Wie man sieht, fehlt es nicht an Aufgaben für das soeben begonnene Jahrhundert.

Nicht nur das Unreine kann schädlich wirken, sondern auch das Reinste, wie sich aus der Giftigkeit reinsten Wassers für die lebende Zelle ergibt. Was dem Menschen frommt, sagt ihm zwar oft die Erfahrung, allein sie gewinnt erst Eindringlichkeit durch wissenschaftliche Begründung.

Digitized by Google

Familientisch. — Sammler-Daheim.

Zu unseren Bildern.

Die vorliegende Daheimnummer bringt an erster Stelle ein figurenreiches Repräsentationsbild: den Hamburger Senat bei einer feierlichen Gelegenheit in der stattlichen altertümlichen Amtstracht aus schwarzem Atlas und schwarzem Sammet mit der weißen Tellerkrause, die die Herren sehr würdig und vornehm erscheinen läßt. An der Spitze der Versammlung schreitet der inzwischen verstorbene Bürgermeister Dr. Versmann. Das Bild, das dem Maler ein interessantes, aber wegen der Eintönigkeit der im Seidenglanz schimmernden schwarzen Gewänder gewiß nicht leicht zu überwindendes Problem darbot, ist für das prächtige neue Rathaus zu Hamburg bestimmt. Augenblicklich befindet es sich, um umgeändert zu werden, im Atelier des Meisters in Berlin. Es ist ein der alten reichen Hansestadt durchaus würdiges Kunstwerk; einer unserer ersten Historien- und Bildnismaler, Professor Hugo Vogel, ist sein Schöpfer.

Das Herbstmotiv, das Müller-Kurzwelly seiner schönen Landschaft zu Grunde gelegt hat, wirkt wie ein Lenausches Gedicht in seiner elegischen Stimmung. Ein Herbstabend über waldiger Gegend; ein Bach, der im nächtlichen Dämmer zwischen Felssteinen leise dahinflutet; hohe Bäume, die ihr Laub in das stille Wasser rieseln lassen; der Mond über dem Waldrande — das alles vereint sich zu einem schwermütigen und doch tief harmonischem Mollklang.

Unsere Kunstbeilage ist diesmal der modernen Kunst entnommen, wenn auch nicht der der letzten Tage. Es ist das rauchigdämmerige Innere einer kleinen holländischen Schifferwohnung, das Hans v. Bartels ebenso virtuos malt, wie die an die Molen prallenden, sturmerregten Meereswogen. Über dieser ganzen Küchenscene liegt ein gesunder Humor und zugleich ein Hauch traulicher Behaglichkeit. Das schmucke, junge Weib, das vor der niedrigen Feuerstelle kniet, die Eier zum Eierkuchen zerschlagen hat und nun die brodelnde Masse in der Pfanne sorglich wichtig überwacht, wobei ihr der junge Ehemann mit verliebtem Schmunzeln zuschaut — das sind ein paar prächtig gemalte, lebensvolle Gestalten. Man muß seine Freude an dem Pärchen haben.

Medaillen zur Geschichte der Medizin.

Als Julius Cäsar nach Rhodus reiste, um sich von Apollonius Molon in der Beredsamkeit unterrichten zu lassen, führte er auch seinen Leibarzt mit sich. Seeräuber nahmen das Schiff, und der Arzt wurde nicht eher freigelassen wie Cäsar, dessen Lösegeld nach vierzig Tagen eintraf. Cäsar war schwächlichen Körpers, und der Arzt erschien den Räubern so nötig für das Wohlsein des nur lebend wertvollen Faustpfandes, daß sie ihn festhielten, obgleich er nicht reich war.

Die Ärzte der römischen Großen waren damals auf den berühmten Ärzteschulen von Alexandrien vorgebildete Griechen und als solche nicht im Besitz der politischen Vorrechte. Cäsar aber verlieh ihnen das römische Bürgerrecht, und Augustus fügte vollständige Steuerfreiheit hinzu. So hoch wurde damals ärztliche Kunst geschätzt. Es gibt überhaupt keinen gelehrten Stand, dessen Leistungen unmittelbarere und willigere Anerkennung finden, wie der der Ärzte. Denn den meisten Menschen ist das Wohlbefinden des Körpers das höchste irdische Gut, und sie sind geneigt, demjenigen mit Wort und Tat zu danken, der den unregelmäßig gewordenen Gang der Lebensmaschine wieder ins Gleichgewicht gebracht hat.

Daher erschien in den Anfängen der Kultur die ärztliche Kunst göttlichen Ursprungs. Priester waren die Ärzte. Asklepios hieß der Sohn des Apollon und der Koronis. Zahlreiche griechische Münzen trugen sein Bild und seinen Namen. Zur Zeit Christi stand die Heilkunst auf durchaus wissenschaftlichem Standpunkte, wie wir aus des Celsus Buch „De medicina" wissen. Wie heute, gab es damals Schulen verschiedener Richtung. Die



Kupferner, in Gold gefaßter Ehrenpfennig der Gemeinde Laeken bei Brüssel, für Ärzte die sich in der Choleraepidemie 1866 hervorgetan hatten. Durchm. des Gepräges 12 mm.

einen gaben innere Medikamente, andere trieben Massage, diese heilten durch warme Packungen, jene durch kaltes Wasser, — es gibt eben nichts Neues unter der Sonne.

Leibärzte des Augustus waren: Marc. Artorius, Camelius und Antonius Musa. Musa heilte durch kalte Bäder und Abreibungen den Kaiser von zurückgetretener Gicht und erhielt dafür außer großen Geldsummen den goldenen Ring der römischen Ritter und eine Statue im Tempel Äskulaps. Camelius war Schmierarzt (d. h. er wandte Einreibungen von warmen Ölen und Salben an) und als solcher sehr berühmt. Sein Name und seine Figur findet sich auf einer Bronzemünze aus der Zeit des Augustus. Es dürfte, von Äskulap abgesehen, das erste Gepräge mit dem Namen eines Arztes sein. Dann trägt eine Kupfermünze der Insel Kos den Kopf des Xenophon, eines Leibarztes des Kaiser Claudius. Die Bewohner von Kos pflegten das Haupt des Äskulap und den Schlangenstab auf ihre Münzen zu setzen, als aber auf die Fürsprache des Koers Xenophon hin die Insel von allen Abgaben befreit worden war, prägten sie aus Dankbarkeit eine Münze mit des Xenophon Bild.

Wahrscheinlich hat das römische Altertum noch manche Gepräge, besonders unter den Kontorniaten, hervorgebracht, die sich auf Ärzte beziehen, sie sind verloren gegangen oder unbekannt geblieben, sobald aber die wirkliche Medaille um die Mitte des XV. Jahrhunderts auf dem Plane erscheint, treffen wir unter den



Medaille auf das Auftreten der asiatischen Cholera in Berlin im Jahre 1831/32.

dargestellten Personen neben Fürsten und Großen auch Ärzte an.

Petrus Bonus Avogari, ein berühmter Arzt aus Ferrara, wird auf einer Medaille des Johannes Boldu vom Jahre 1457 verewigt, und eine zweite prächtige Medaille des Sperandeus von Mantua gibt des Bonus Porträt in vorgerückterem Alter. Seitdem trifft man zu allen Zeiten und in allen Ländern auf Porträtmedaillen von Ärzten. Erstklassige Stücke der italienischen und deutschen Renaissance, vorzügliche Arbeiten der französischen Schule des Dupré ꝛc., bis in die neueste Zeit hinein. An der Hand der „Medaillen auf Ärzte" ließe sich eine vollständige Geschichte der Medaillenkunst zusammenstellen; und das Ende wäre des Anfangs würdig. Die Plakette auf Dr. Potain von Paul Charpentier, die Spitalscene desselben Künstlers, die Medaille von Roty auf den Chirurgen Gosselin und manches andere moderne, ärzteehrende Werk der Medaillenkunst stellen Musterleistungen dar.

Die Zahl der Münzen, Medaillen, Jetons und Plaketten, die sich auf Ärzte beziehen, dürfte rund 1500 betragen. Man hat sie schon seit Jahrhunderten zum Gegenstande spezieller Sammlungen gemacht, und eine gute Literatur orientiert den Sammler. Da ist zunächst: „Moehsen, Gedächtnis Münzen berühmter Ärzte, Berlin 1773" — ein geistreiches Buch voll antiquarischen und kunstgeschichtlichen Wissens; sodann gab im Jahre 1825 Rudolphi in Berlin unter dem Titel: „Index numismatum in virorum de rebus medicis vel physicis meritorum memoriam percussorum" ein beschreibendes Verzeichnis von 523 Guß- und Prägemedaillen auf Ärzte heraus, das im Jahre 1862 der in Danzig lebende Arzt Carl Ludwig v. Duisburg neu edierte und auf 1130 Nummern erweiterte. Bedeutende Nachträge zu diesem stets citierten Verzeichnis lieferte Ed. Rüppell im 7. Bande der Wiener „Numismatischen Zeitschrift".

Mit den Gepräge auf Ärzte ist das Sammelgebiet keineswegs erschöpft. Die Epidemieen, die früher widerstandslos, wie ein Würgengel, mit feurigem Schwerte durch die Lande zogen, erschienen dem Volke bald als Strafe Gottes, bald als ein „Mene tekel"; ihr Andenken glaubte man als Mahnung kommenden Geschlechtern lebendig halten zu müssen und prägte „Pest- und Trübsalstaler". Die „pestilentia in nummis" und die „Heimsuchung Gottes in Münzen" sind altbeackerte Gebiete, aber heute so lehrreich und fesselnd wie früher. Die Fortsetzung reicht bis in die neueste Zeit. — Eine lange Kette von Münzen und Medaillen, Glied an Glied, vom Mittelalter bis zur jüngsten Choleranot Hamburgs reichend, erzählt von überstandener Not, von dumpfer Furcht und gleichgültiger Ergebung, aber auch von Brudersinn und Heldenmut am Krankenbette.

In das Sammelgebiet gehören ferner die Gepräge auf ärztliche Kongresse und Versammlungen, oft einzige Andenken an Erörterungen und Ergebnisse, die in unserer raschlebigen Zeit von heute bis morgen veraltet erscheinen; hierher auch die Spottmedaillen, auf denen der Volkswitz seinen Ansichten über Eisenbart und ähnliche Heilkünstler drastischen Ausdruck verlieh.

M. Kirmis.

Notizen.

Senfs „Illustrierter Postwertzeichen-Katalog" für 1902/3 ist erschienen. Dieses universelle Preisverzeichnis für alle bekannten Marken und Ganzsachen ist seit zehn Jahren der feste Punkt, um den sich die Preisfestsetzungen für Postwertzeichen im In- und Auslande drehen, und ist daher für jeden größeren Sammler unentbehrlich. Die Durchsicht des Buches zeigt eine langsame Erholung der Preise für kleine Seltenheiten und sogar für Mittelware, wohingegen große Seltenheiten fortwährend vernachlässigt bleiben; das Interesse für Postkarten fängt an, sich wieder zu beleben. Eine außerordentliche Bewegung in alles, was „Englische Kolonien" heißt, brachte der Tod der Königin Victoria. Die Nachfrage nach älteren und namentlich besseren englischen Kolonialmarken wurde plötzlich so groß, daß der englische Markt gezwungen war, zu hohen Preisen auf dem Kontinente aufzukaufen, was ein starkes Anziehen der Preise zur Folge hatte. Diese steigende Tendenz wird wahrscheinlich noch auf längere Zeit bemerkbar sein. — Ferner hat Portugal alle seine Restbestände der Kolonieen überdruckt; durch Schaffung dieser Provisorien hört jede Hoffnung der Sammler auf, daß alte Ausgaben noch weiter in den Handel kommen, daher auch hier Preissteigerung für nicht absehbare Zeit. — Der Preis des neuen Senf-Katalogs, der in einer Auflage von 25400 Exemplaren erschien, beträgt 4 Mark; 3 Mark der Markenteil, 1 Mark die Ganzsachen.

Ein neues Beispiel von Mimikry dürfte bald in den Zusammenstellungen der großen Naturalienhandlungen auftauchen. Herbert Osborn fand in Südafrika eine Tettigonide (Cikade) „Cephalelus inkumatus", die auf einem dornigen Strauche, „Dovea tectorum Masters", lebt. Es ist ein kleines braunes Tier mit vorn in einen Dorn ausgezogenem Kopfe, der halb so lang ist als das ganze Tier. Wenn die Cikade an einem der Äste des Strauches sitzt, gleicht sie aufs Haar einem Dorn. MK

Digitized by Google

Hausmusik.

Josef Loritz.

In den ersten kühlfeuchten Junitagen dieses Jahres war Krefeld der Schauplatz bedeutungsvoller musikalischer Taten: in der rheinischen Stadt hatten sich die deutschen Musiker versammelt, um dort eines ihrer großen Musikfeste zu feiern, wie sie der Allgemeine deutsche Musikverein jährlich zu geben pflegt. Aus einer Flut von Musik und aus einem Gewimmel von Solisten tauchte dort ein Künstler empor, der durch die Fülle seiner Mittel und die musikalische Kraft seines Talentes und seines Vortrags sofort starkes Interesse erregte und lebhafte Sympathien sich gewann. Dieser Sänger war Josef Loritz, ein Name, der bisher nur im Süden Deutschlands bekannt geworden war, jetzt aber mit Betonung von Mund zu Mund ging. Man sah sich einem Meister des Vortrags gegenüber und einem erstaunlichen Organ, das in die Saraſtrotiefen des Basses hinabsteigt und sich hinaufschwingt in das strahlende Licht der hohen Tenorregion, einer phänomenalen Stimme von vorzüglichster Durchbildung, einem pianissimo von seltener Vollendung. Und wie sang dieser Künstler! In seinem Vortrag war jede Note lebensvoll, von reifer Empfindung und feinem Verständnis getragen. Geist und Gemüt reichten sich hier die Hand, und die Sicherheit, mit der der Künstler die schwierigsten technischen und musikalischen Dinge zu meistern verstand, warf auf seine gediegene Schule und auf seine Intelligenz einen hellen Glanz. Josef Loritz ging einen eigenen Lebensweg, bevor er in die Laufbahn des Konzertsängers einbog. Geboren zu Rittenau in der Oberpfalz, begann er mit sieben Jahren das Violinspiel, das er auch als Schüler des Regensburger Gymnasiums eifrig fortsetzte. Später besuchte Loritz das Kgl. Konservatorium in München, wo er bei Haßlbeck Sologesang, außerdem aber Violine, Orgel und Kontrapunkt studierte. Seine Stimme entwickelte sich merkwürdigerweise zunächst so langsam, daß die negativen Urteile bedeutender Gesangspädagogen den jungen Mann veranlaßten, seinen Plan, sich ganz dem Gesang zu widmen, aufzugeben. Er schwenkte also zum Lehramt ab; wir finden ihn als Seminarhilfslehrer in Eichstätt, später als Präparandenlehrer in Regensburg.



Konzertsänger Josef Loritz.

Loritz warf sich in dieser Zeit mit verdoppeltem Eifer auf das Gesangsstudium und zwar mit dem überraschendsten Erfolg: seine Baryton-stimme begann zu wachsen und zu blühen, und ihr Umfang gestattete dem beglückten Kunstjünger, ein tiefes Es und ein hohes h anzuschlagen. Seine weitere Ausbildung dankt er keinem geringeren als Meister Gura, der die außergewöhnliche Begabung des jungen Mannes mit sicherem Blick erkannte und ihn dem Konzertsaal zuführte, wo dem sympathischen Künstler sofort starke Erfolge beschieden waren. Wie groß seine musikalische Schlagfertigkeit, wie erzmusikalisch seine Natur, mag man an der Tatsache ermessen, daß er einst — in Freiburg i. Br. — das Verdische Requiem, das ihm durchaus unbekannt war, mit unerschütterlicher Sicherheit vom Blatt sang, als er für den plötzlich verhinderten Kammersänger Staudigl einzuspringen hatte: eine Aufgabe, die nur ein echter Musiker, ein echter Künstler zu lösen vermag. Das ist aber Josef Loritz, wie wenige neben ihm und wir zweifeln nicht, daß man über kurz oder lang den trefflichen Künstler, der als Liedersänger, als Balladeninterpret in die Fußtapfen seines großen Lehrers Eugen Gura tritt, als Meister des geist- und gemütvollen Vortrags überall in Deutschland seiner Bedeutung und seinem hohen Können entsprechend schätzen wird.

Das italienische Liederbuch Hugo Wolfs.

„Auch kleine Dinge können uns entzücken."

Der erste Band des „Italienischen Liederbuches" (nach Paul Heyse) ist im Jahre 1890—91, der zweite 1896 entstanden. Die Sammlung bildet also den letzten der großen Cyklen, merkwürdigerweise aber auch denjenigen, der zuerst seinen Weg in die Öffentlichkeit gefunden hat.

Es ist schon in dem einleitenden Artikel darauf hingewiesen worden, daß Wolf vom Beginn seines Schaffens an ein „fertiger Künstler" war; nicht fertig im formal-technischen Sinne, wie Mendelssohn, sondern in der Rezeptionsfähigkeit der von außen auf ihn einwirkenden dichterischen Eindrücke. Darum äußert sich in jedem seiner Cyklen — als Ganzes betrachtet — auch die vollständige Charakteristik des Dichters, nicht nur die jeweilige Stimmung desselben im einzelnen Liede: Eine Erscheinung, die ausschließlich bei Wolf zu Tage tritt und seine Sonderstellung allein hinreichend sichert.

Paul Heyses Übersetzungskunst befaßt sich hier mit den zahllosen im Italienischen zerstreuten Volksgesängen von oft nicht unbeträchtlichem Alter, die die Einheimischen mit dem Namen Rispetti bezeichnen. Allen gemein ist die epigrammatisch zugespitzte Schärfe in Form und Ausdruck, der zwischen Schwermut und Sinnlichkeit schwankende, dem Liebesleben entnommene Inhalt, die Ueberschwenglichkeit und der üppig blühende Reichtum des sprachlichen Ausdrucks; freilich aber sticht auch oft aus dieser eigentümlichen Verbindung von Gedankenschwere und knappster Form ein Zug des Eigensinnigen, Launischen und Kapriziösen hervor. Diesen Eigenheiten ist Wolf völlig gerecht geworden; er hat auf jedes neutralisierende italienische Lokalkolorit verzichtet und folgt streng dem oft so sprunghaft sich entwickelndem Gedankengang der kleinen lyrischen Gebilde, die er dann zu einem üppigen, wahllos gefügten Strauß zusammengebunden hat. Dieses lockere Zusammenfügen gestattet dann auch ein keckes Herausholen des jeweilig Erfreuenden; unsäglich vielen Stimmungen ist in den 46 Gesängen Genüge getan. Wer sie in ihrer ganzen tondichterischen Herrlichkeit in sich aufnehmen will, wird nur niemals vergessen dürfen, zuerst die Dichtung in ihrem zumeist auf eine scharf gespitzte Pointe hinauslaufenden Sinne zu erkennen: dann wird sich ihm auch die Musik in ihrer glutvollen Freiheit und doch phänomenal-prägnierten Anpassung an den Stoff ganz erschließen.

Es ist kaum möglich, aus den Gesängen eine Auswahl zu treffen, die die Eigenart der ganzen Sammlung illustriert — man müßte füglich alle nennen, um erschöpfend zu belegen. Daher wollen die nachgenannten Lieder bloß eine individuellem Geschmack entsprungene Auslese bilden, der es ablehnt hier eine Qualitätsscheidung vorgenommen haben zu wollen.

Der erste Gesang mit den hier als Motto vorgesetzten Anfangsworten kann als eine Art Leitspruch für die ganze Sammlung erfaßt werden. Rein persönlich berührt bereits der zweite, eine ebenso zarte, wie rührende Sehnsuchtsklage. Nr. 4 ist ein Preislied der Schönheit, die hier mit hehren Göttlichkeitsklängen (wer denkt nicht bei den Worten „Er schuf das Meer" an Schuberts „Allmacht"?) den Sieg menschlicher Vollendung kündet. Das wundervoll verklingende Klaviernachspiel ist eine Perle für sich. Wir gelangen zu dem förmlich tastend sich weiterspinnenden „Selig sind die Blinden" (5), dem bizarren „Wer rief Dich denn" (6), aus dessen Begleitung eine furchtbar höhnische, grell auflachende Grimasse blickt. Der 7. Gesang (Der Mond hat eine schwere Klag' erhoben) ist von überirdischer Schönheit — er wandelt still und sehnsuchtsvoll vorüber wie der Vollmond am klaren Nachthimmel. Die vier Takte der letzten Zeile erzählen allein von dem Genie, das sie geschaffen. Eine ähnliche Stimmung, nur der Realistik des durchaus menschlich empfindenden Gemüts genähert, spricht aus „Nun laßt uns Frieden schließen" (8). Der oft wiederkehrende freie Vorhalt $\frac{d}{fis}$-c auf den Orgelpunkt es gibt dem Ganzen die entscheidende Grundfarbe. Zu einem pompösen Triumphgesang verdichtet sich Nr. 9. Hier schreitet die Schönheit in Purpur und Krone, von schmetternden Fanfaren begleitet, einher. Wir gelangen zu dem neckischen „Mein Liebster ist so klein" (15), das aus dem Helldunkel der Begleitung die zierlichsten Tonmalereien herausarbeitet und sein Gegenspiel in Nr. 16 („Ihr jungen Leute") findet, dessen Grundzug eine gewisse grämliche Rechtschaffenheit ist. Man beachte die Seufzer des Klaviers bei: „Laßt nie ihn unter freiem Himmel schlafen." Und nun wieder zu dem überirdischen, von allem Erdenständigen losgelösten Hymnus „Und willst Deinen Liebsten sterben sehen" (17) und dem

Digitized by Google

rührend einfachen, ergreifend und doch so sicher ausgesprochenen Liebesgeständnis „Heb auf Dein blondes Haupt“ (18) und dem friedenssehnsüchtigen „Wir haben beide lange Zeit geschwiegen“ (19), das wiederum von dem pretentiösen, keck-serenadenhaften und so ergreifend ausklingenden „Mein Liebster singt am Haus“ (20) abgelöst wird — immer andere Stimmungen, die sich leise, aber fest um uns schlingen — kleine Genrebilder, und doch mit dem urkräftigsten Ausdruck auf den Hörer wirkend.

Der zweite Band greift nach der Richtung des Launenhaft-Überspannten schon in der Wahl der Gedichte noch entschiedener aus. Zu welchen grotesken, von einem wilden, ungezügelten Humor diktierten Tonbildern Wolf dann gelangen kann, zeigt uns Nr. 30 („Laß sie nur gehen“) oder das wirklich gläsern-durchsichtige „O wär' Dein Haus“ (40). Eine präzis schildernde Klavierstimme tritt uns in „Schon streckt' ich aus“ (27) entgegen. Anfangs gibt jede Verszeile ein anderes Bild; von „Ich sing' und spiele“ an wird die laue Nachtstimmung mit dem singenden Wanderer zum dominierenden Stimmungsträger, bis der Sang, wie nur vom Wind noch hergeführt, im Dunkel der Nacht verschwindet. Aehnliche präzise Wortmalerei liegt in „Du sagst mir, daß ich keine Fürstin sei“ (28), während das mannhaft-ergebene „Wohl kenn' ich Euern Stand“ wieder durch seine geschlossene Einheitlichkeit wirkt. Das durchweg auf dem Orgelpunkt as stehende „Sterb' ich, so hüllt in Blumen“ vereint Todesschauer und hohes Liebesentzücken in sich. Zwei Gesänge, die mit dem gleichen motivischen Material einmal zarteste himmlische Ruhe, das andere Mal sehnsüchtiges Verlangen schildern, stehen sich in „Und steht Ihr früh am Morgen“ (34) und dem folgenden „Benedeit die sel'ge Mutter“ gegenüber. Das lockere „Ich hab' in Pena“ (46) ist der lustige Kehraus des Cyklus und längst im Konzertsaal eingebürgert.

Es sei wiederholt, daß hier nur willkürlich und andeutungsweise auf den weiten Gefühlsinhalt des italienischen Liederbuchs hingewiesen werden konnte: in ihm ist Wolf immer Causeur; freilich ein solcher, der mit glänzenden Waffen ficht und gefährliche Wunden schlägt; ein solcher, der im engsten Rahmen Tiefstes geben kann. So groß das Liederbuch im kleinen ist: es wird nie ein Allgemeinbesitz werden. Man kann die ätzende Schärfe und den stechenden Witz, den es in sich aufgenommen hat, als eine notwendige Ausscheidung aus Wolfs schaffender Natur ansehen, die vor sich gehen mußte, um ihn an anderen Stellen in anders gearteter Reinheit erstehen zu sehen. **Herm. Teibler.**

Kleiner Anzeiger.

Album russe pour Piano. Band II. Preis Mk. 1,50. Gebrüder Hug & Co., Leipzig.

Der vorliegende 2. Band enthält Klavierstücke moderner russischer Komponisten: Arensky, Liadow, Rachmaninoff und Tschaikowsky. Von ihnen ist Rachmaninoff — einer der Interessantesten unter den Jungrussen — mit dem prachtvollen Cis moll-Prélude, mit einer sehr feinen, originellen Serenade und einer eleganten Valse vertreten, mit Stücken, in denen wohl der eigentliche Wert des Albums gipfelt: es darf gewandten Klavierspielern bestens empfohlen werden.

Aus dem Tonleben.

Wagner in der Parodie. Unter diesem Titel veröffentlichte Jos. M. Jurinek in der „Bresl. Ztg.“ eine Zusammenstellung, der wir folgendes entnehmen: „Die Oper „Tannhäuser“, 1845 in Dresden, 1849 in Weimar und 1852 in Breslau gegeben, wurde von dem Korps „Silesia“ schon 1853 in Breslau als Ulk behandelt und bei einer Festlichkeit in Szene gesetzt. Den Text lieferte Dr. A. Wollheim, ein Arzt, die Musik stellte man aus Volksweisen zusammen. Der Hirt blies: „Guter Mond, du gehst so stille“, die Pilger stimmten das Wallfahrtslied der Pinsgauer an, „Gott grüß dich, Bruder Straubinger!“ In diesem „Tone“ antwortet Tannhäuser dem Wolfram von Gröschelbach. Aus Wagners Original benutzte man nur den Marsch des zweiten Aktes. Wollheim starb 1855; nach seinem Tode wurde der Scherz einer Theateragentur zum Vertrieb übergeben, später bemächtigte sich Nestroy in Wien dieses Stoffes, und Binder lieferte die Musik. Ein Prozeß entstand, hinderte aber nicht die rasche Verbreitung der amüsanten Kompaniearbeit. Im Theater am Gärtnerplatz in München wurde noch im Jahre 1893 diese Parodie gern gesehen. Nach der Berliner Première des „Tannhäuser“ (1856) schrieb Kalisch sein witziges Intermezzo als Einlage für Grobecker. Noch im Jahre 1881 hat es einer auf die beliebteste Schöpfung Wagners abgesehen. „Lohengrün“, große Oper in vier Akten, frei nach Ihm, bearbeitet von einem andern“ wurde in Königsberg gedruckt. Das Erscheinen der „Meistersinger“ auf der Bühne (1869) fiel zusammen mit der Neuausgabe jenes Artikels von Wagner über „Das Judentum in der Musik“, der bereits 1850 (pseudonym) veröffentlicht worden war. An dieses Zusammentreffen erinnern schon die Titel zweier Parodien; die eine (von Schmidt-Cabanis) hieß: „Hepp, hepp! oder die Meistersinger von Nürnberg, große konfessionell-sozialdemokratische Zukunftsoper“, die andere, Franz Bittongs parodistischer Scherz, „Die Meistersinger von Nürnberg oder das Judentum in der Musik“. „Tristan und Isolde“ wurden nur durch einen travestierenden Versuch geehrt. „Tristanderl und Süßholde“, Musik von H. Rauchenecker, wurde im Münchener Volkstheater am 20. Mai 1865, zwölf Tage vor der Erstaufführung des Wagnerschen Dramas, gegeben. Der erste „Nibelungenring“ (1876 in Bayreuth) veranlaßte eine Menge Nachbildungen. Die Trilogie wurde zur Kretrilogie, zum Ring, der nie gelungen. Ein Ring der „Zwiebeljungen“, ein anderer der „Nebeljungen“ soll existieren. „Parsifal“ hätte eigentlich verschont bleiben sollen, aber die Possenreißer kennen keine Pietät. Im Jahre 1883 (dem Todesjahre Wagners) gab einer, der sich Germanicus nannte, den Wortlaut seiner Travestie heraus, die in München oft gespielt worden ist: „Persifal, der reine Thor, oder die Ritter von Salvator“. Zu weiterer Verbreitung ist dieser Unsinn nicht gelangt.

Redaktionspost.

A. L. in Pessau. Eine Biographie des ausgezeichneten Künstlers August Klughardt wurde in der Hausmusik bereits veröffentlicht. Den Ernst und die Gediegenheit seines Schaffens, das allerdings auf keinen neuen Bahnen wandelt, wird jeder unbefangene Beurteiler anerkennen müssen.

A. W. in M. Die letzten Nachrichten über das Befinden Hugo Wolfs lauten trostloser denn je. Die Krankheit des Künstlers (Paralyse) scheint in ihr letztes Stadium getreten zu sein.

Angehender Sänger. Vor jedem Versuch, die Gesangskunst autodidaktisch zu studieren, muß auf das Entschiedenste gewarnt werden. Wir nennen Ihnen darum auch keine Schule, sondern verweisen Sie auf einen tüchtigen Lehrer.

In unserer Spielecke.

1. Bilderrätsel.



2. Anagramm.

Immer mehr von äußern Dingen
Unabhängig, sucht der Geist,
Durch den Weltenraum zu dringen,
Und auf neue Bahnen weist

Auch der Name, den ich meine,
Selbst wenn nicht sein junger Ruhm
Unbestritten und alleine
Ihm gebührt als Eigentum.

Änderst Du das letzte Zeichen,
Andern gebend neuen Platz,
So muß der Erfinder weichen,
Und es wird sich zum Ersatz

Eine Stadt Italiens zeigen,
Der mehr als des Domes Pracht
Noch die Töne ihrer Geigen
Weltbekannten Ruhm gebracht.

M. Sch., Cassel.

3. Arithmetische Aufgabe.

Geburtsjahr und Todesjahr eines deutschen Dichters des XIX. Jahrhunderts lassen sich mit Hilfe der folgenden Angabe bestimmen: Das 86fache jeder der beiden Zahlen übertrifft das Quadrat der betreffenden Zahl um 760. Welcher Dichter ist gemeint?

4. Rätsel-Distichon.

Mögest du immer es scheuen, das _ ⌣ des eignen Gewissens,
Wahren das Wort ohne u, mehr aber schützen den Kern.

5. Läuferproblem.

	a		n		r		t
g				e			
					h		u
i		u		t			
			i		h		c
n		e					
			n				b
k		d		a		e	

Die eingeschriebenen Buchstaben sind derart durch Läuferzüge zu verbinden, daß nach Zusammenziehung der Buchstaben ein geflügeltes Wort entsteht.

6. Dreisilbige Scharade.

Des Wortes erste Silbe uns erscheint
Nicht als ein ganzer, nur als halber Freund.
Was dann die beiden letzten deuten an,
Nicht Frau, nicht Mädchen ist es, stets ein Mann.
Das Ganze ist bereit zu jeder Zeit,
Zu kämpfen für des Reiches Sicherheit.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 1.

1. Schachaufgabe.

1. Lf4—d6, c7×d6, A. 1. . . . . , Sh7×f6,
2. Tf6—f4†, belieb., 2. Db3—f3†, Ke4×d4,
3. Df3, b3 ≠. 3. Dd3 ≠.

B. 1. . . . . , Ke4—d5, C. 1. . . . . , Lb7—a6,
2. Dh3—f5†, Kd5 bel., 2. Dh3—f3†, Ke4×d4,
3. Df5—d3, c5 ≠. 3. Tf6—f4 ≠.

Auf andere Gegenzüge von Schwarz folgt entweder 2. Df5† oder Df3† mit nachfolgendem Matt.

2. Dreisilbige Scharade.

Laufgraben.

3. Arithmetische Aufgabe.

Man muß die Zahl 58 zweimal, die Zahl 59 sechsmal, die Zahl 82 zehnmal streichen.

4. Arithmetische Aufgabe.

Rudolf Virchows Todestag 5. 9. 1902.

5. Homonym.

Messen.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rücksendung **unverlangt** eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutschen** Freimarken beigelegt sind. — Herausgeber: **Th. H. Pantenius** und **Hanns von Zobeltitz.** — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W. 35, Steglitzerstr. 58, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Anzeigen nur:** An die **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig,** Hospitalstraße 27. — Verlag der **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig.** Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig.**

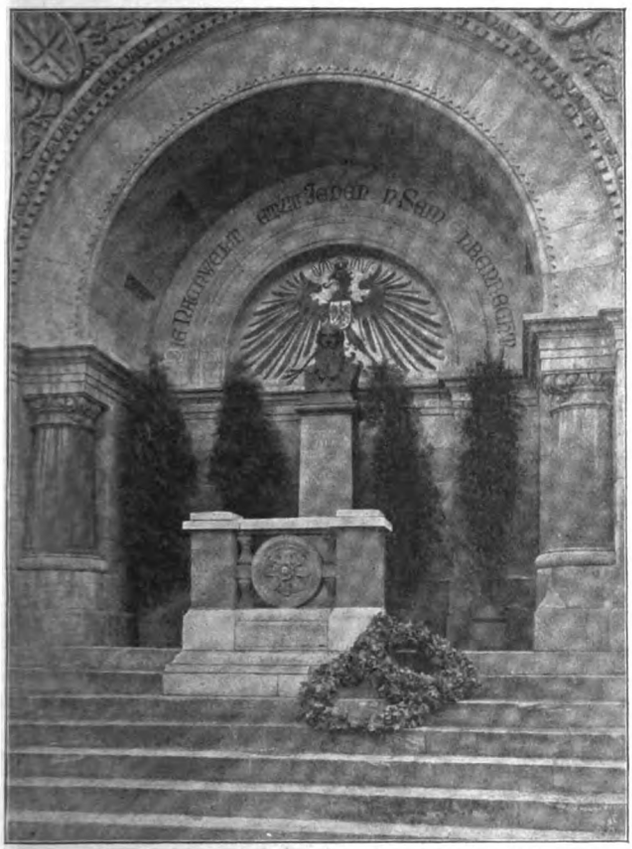
Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt.

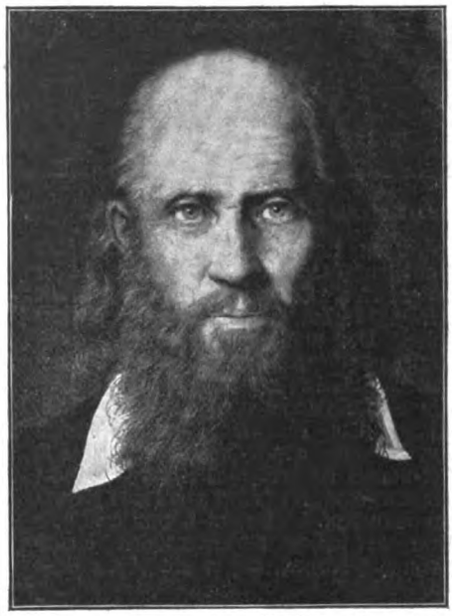
39. Jahrgang * vom Oktober 1902 bis dahin 1903. * * * Ausgegeben am 18. Oktober 1902. * Nr. 3.

Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.

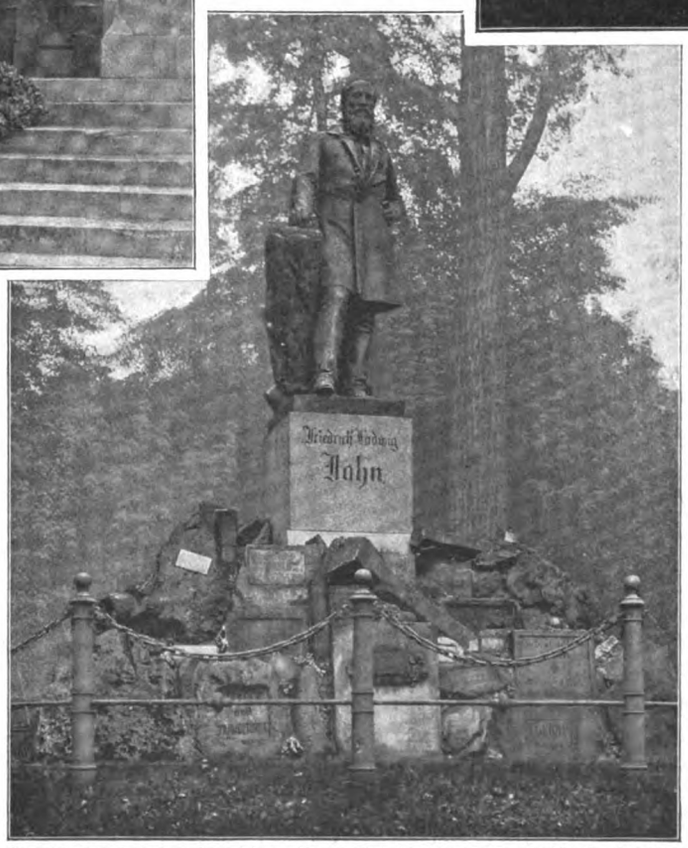


Das Grab Jahn's in Freiburg an der Unstrut.

Zur 50. Wiederkehr von Jahns Todestag. Am 15. Oktober sind 50 Jahre verflossen, seit der „Turnvater" Jahn zu Freiburg an der Unstrut verstorben ist. Ein halbes Hundert von Jahren ist dahingerauscht, voll von großen geschichtlichen Ereignissen und gewaltigen kulturellen Umwälzungen, aber noch heut ist Jahn's Name populär, wie es wenigen beschieden ist, und sein Lebenswerk, die deutsche Turnkunst, hat sich in ihrer Eigenart unverändert, ja inzwischen zur höchsten Blüte entfaltet, erhalten. Wenn der alte Jahn heute Umschau halten könnte im deutschen Vaterlande, wenn er das zu einer Weltmacht ersten Ranges herangewachsene deutsche Reich sähe, für dessen Entstehung er gerungen und gelitten hat, wenn er sehen könnte, wie die bei seinen Lebzeiten als demagogisch und staatsgefährlich erachtete Turnerei heutzutage gerade als ein hervorragendes Hilfsmittel zur Pflege einer gesunden und echt nationalen Gesinnung anerkannt und staatlich gefördert wird, so würde er mit freudigem Stolz erkennen, daß sein wenig vom Glück begünstigtes Erdenwallen doch einen hohen geschichtlichen Wert gehabt hat, und daß seine Nation ihm wenigstens im Grabe im vollsten Maße den Tribut warmen Dankes darbringt, der ihm als Lebenden einst in beklagenswerter Verkennung seines Strebens vorenthalten worden ist. Friedrich Ludwig Jahn war am 11. August 1778 zu Lanz in der Mark geboren worden als Sohn eines Predigers. Seine Universitätsstudien in den Fächern der Theologie und Philologie brachten ihn in Greifswald Ernst Moritz Arndt freundschaftlich nahe. Das Hauptgewicht legte Jahn auf seine germanistischen Studien, als deren Frucht eine Schrift „Bereicherung des deutschen Sprachschatzes" 1806 erschien. Im selben Jahre trieb ihn sein glühendes nationales Empfinden dazu, in das preußische Heer einzutreten und gegen die Franzosen zu fechten. Er stieß aber zu spät zu der Armee, als sie nach der Unglücksschlacht bei Jena bereits auf der Flucht war. In den nächsten Jahren reiste Jahn viel in deutschen Gauen umher, um weitere Sprachstudien zu machen und zugleich das Nationalgefühl zu wecken; er arbeitete währenddessen



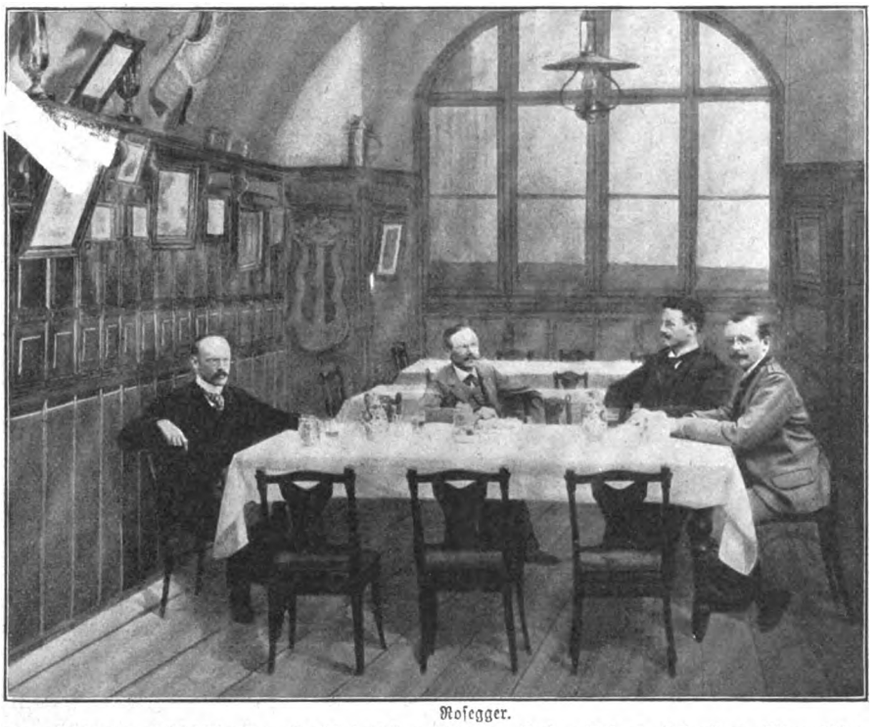
Fr. L. Jahn nach e. zeitgenöss. Gemälde.



Das Jahn-Denkmal auf dem Turnplatz in der Hasenhaide in Berlin.

Zur 50. Wiederkehr von Jahn's Todestag. Nach Aufnahmen von G. Busse Berlin.

Digitized by Google



Rosegger.

Das Rosegger-Stübl in der „Post“ i. Mürzzuschlag. Nach e. Aufn. v. Heidenhaus, Mürzzuschlag.

dessen an einem neuen Werk „Deutsches Volkstum“ (1810). Hierauf wirkte er einige Zeit als Lehrer in Berlin und gründete hier 1811 den Turnplatz in der Hasenhaide. Von nun an stellte er seine ganze Kraft und seine Feder in den Dienst des nationalen Gedankens und als bestes Mittel, sein Volk körperlich und seelisch zu stählen, erschien ihm eben die Turnkunst, deren Ausbau und allgemeine Verbreitung sein Lebenswerk wurde. Auch an der Gründung der Burschenschaft in Jena nahm er hervorragenden Anteil. Seinen Mannesmut und seine patriotische Opferfreudigkeit bewies Jahn auch dadurch, daß er als Führer eines Bataillons Freiwilliger mit dem Lützowschen Korps die Feldzüge von 1813, 14 und 15 mitmachte und in Paris einzog. Nach seiner Rückkehr hielt er in Berlin akademische Vorlesungen über deutsches Volkstum und wirkte zugleich als staatlich angestellter Turnlehrer. Doch bald machte er sich mit seinem derben, volkstümlichen Wesen der reaktionär gesinnten Regierung verdächtig und im Juli 1812, gerade als er einem Ruf als Professor der Geschichte nach Greifswald folgen sollte, wurde er verhaftet. 6 Jahre lang saß er als Untersuchungsgefangener in Festungshaft, bis endlich der Hochverrats-Prozeß gegen ihn entschieden und er freigesprochen wurde. Jedoch wurde ihm verboten, sich in einer Universitäts- oder Gymnasialstadt oder innerhalb 10 Meilen von Berlin aufzuhalten. So siedelte er denn nach Freiburg a. d. Unstrut über, wo er fernerhin sein Leben zubrachte und auch beschloß. Doch wurden ihm auch hier sogar schwere Bitternisse nicht erspart. Noch einmal wurde er als Demagog vorübergehend selbst aus diesem Asyl verwiesen, sodaß er nach Kölleda ausziehen mußte, und seine wirtschaftliche Lage gestaltete sich über alldem so traurig, daß er größte Not litt und durch einen öffentlichen Aufruf (im Jahre 1844) fremde Hilfe für sich in Anspruch nehmen mußte. Vier Jahre später ward Jahn zwar dann die Ehre zu teil, in die deutsche Nationalversammlung gewählt zu werden, aber bereits 1852 verstarb er. Auf seinem Grabhügel ward ihm 1859 das Monument errichtet, dessen Abbildung wir bringen. Das Standbild auf dem Turnplatz in der Hasenhaide in Berlin wurde erst 1872 aufgestellt. Von dem noch frischen Aufschwung des Nationalgefühls getragen, steuerten damals die Turnvereine aus allen Gauen des neuen deutschen Reichs, dessen tapferer Vorkämpfer Jahn gewesen, ja selbst deutsche Turner aus fremden Erdteilen Steinblöcke bei, die zum Unterbau des Denkmals verwendet wurden, wie es auch unsere Photographie erkennen läßt.

* * *

Die Rosegger-Waldschule in Alpel. Erst zwei Jahre sind verflossen, seit Peter Rosegger der jungen evangelischen Gemeinde Mürzzuschlag zu einem eigenen, schönen Gotteshause verhalf, und nun hat er seinem armen Heimatsdorfe Alpel in Obersteiermark, das noch nie die Wohlthat einer eigenen Schule genoß, ein Schulhaus erbaut. Ein schmucker Holzbau im Berchtesgadener Bauernhausstil, innen vortrefflich eingerichtet, von Verehrern des Dichters mit den nötigen Lehrmitteln und Gebrauchsgegenständen ausgerüstet (darunter die von der Berliner Firma M. Markiewicz gespendete vollständige Möbeleinrichtung für alle Räume des Hauses) — so steht das neue „Waldschulhaus“ am



Von der Einweihung der Rosegger-Waldschule in Alpel i. Steiermark. Nach einer Aufnahme von F. J. Böhm, Mürzzuschlag.

Digitized by Google



Dobermann-Pinscher.

Fuße der Kluppeneggeralm, auf der Peter Rosegger geboren und aufgewachsen ist. Ueber der Hausthür steht zu lesen: „Dieses Haus wurde im Jahre des Herrn 1902 aus Liebesspenden erbaut und zu Ehr' und Lehr' den



Airedale-Terrier.

Bewohnern der Waldheimat gewidmet." Rosegger wollte das Baukapital durch Abhaltung von Vorlesungen allein aufbringen. Doch das Bekanntwerden dieser Absicht genügte schon, um in den Kreisen seiner Verehrer solch lebhaftes Interesse für die Alpelschule zu erwecken, daß die Bausumme innerhalb weniger Monate beisammen war. Nun steht das „Waldschulhaus" vollendet da, hoffentlich für immer eine Stätte des Segens für das weltentlegene Walddorf und eine Quelle der Freude für den edelherzigen Stifter. — Des Weiteren zeigen wir unseren Lesern noch das anheimelnde „Roseggerstübl" im Hotel zur Post im benachbarten Mürzzuschlag, wo der Dichter gar manchmal in vertrauter Freundesrunde zu Gast weilte.

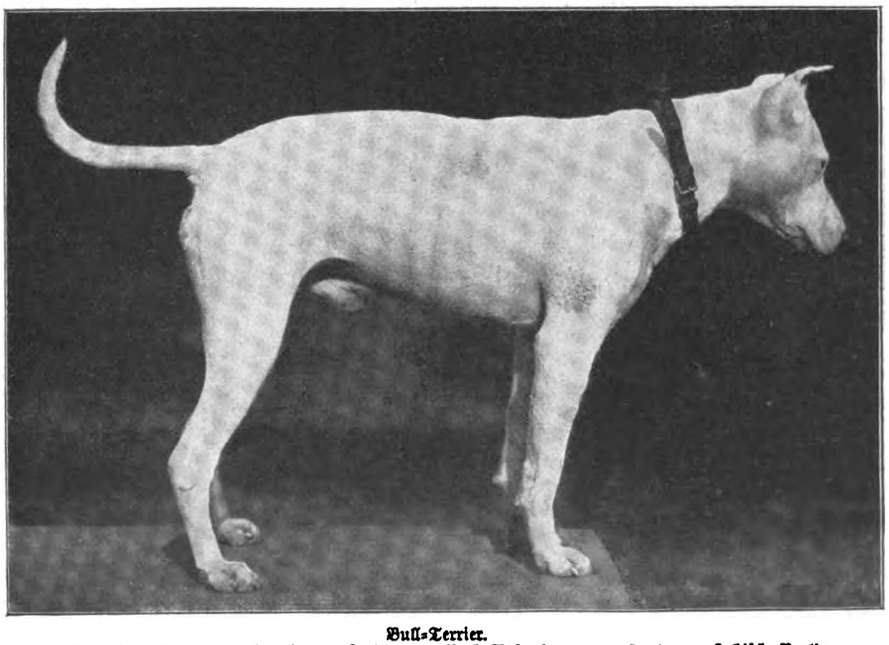
* * *

Gen.-Lt. von Wahl. Generalleutnant Victor von Wahl, der neue Chef des russischen Gendarmeriekorps und Gehilfe des Ministers des Inneren, gehört infolge seiner Amtsführung als Stadthauptmann von St. Petersburg zu den bekanntesten Persönlichkeiten Rußlands. Ein Balte von Geburt (geb. 1840), absolvierte er die Ingenieurschule, war dann während des polnischen Aufstandes von 1863 Adjutant des Oberkommandierenden der Truppen in Polen und mit diesem zusammen Gegenstand eines Attentats, bei dem er verwundet ward. Später bekleidete er in vielen russischen Gouvernements den Posten eines Gouverneurs, bis er 1892 Stadthauptmann von St. Petersburg wurde, was er bis 1895 blieb. Längere Zeit hindurch hatte er hierauf nur die Stellung eines Ehrenvormunds inne, bis er im vorigen Jahre als Gouverneur von Wilna wieder im hohen Verwaltungsdienst verwandt wurde. Bei einem Anschlage auf sein Leben wurde er in diesem Frühjahr abermals verwundet.

* * *

Von der Hunde-Ausstellung in Berlin. Die am 4. und 5. Oktober in Berlin abgehaltene, außerordentlich stark beschickte Hundeausstellung, die der deutsche Doggenklub veranstaltet hatte, bot insofern auch für den Laien ein besonderes Interesse, als hier in größerer Anzahl Vertreter verschiedener neuerdings gezüchteter Arten von Luxushunden zu sehen waren, die in der That auch Aufmerksamkeit verdienen. Denn während im Allgemeinen die Hundezüchterei sich nur damit beschäftigt, bereits vorhandene, durch natürliche Kreuzung entstandene Rassen oder Spielarten möglichst rein zu erhalten oder zu veredeln, hat man jetzt in manchen Fällen versucht, bisher noch nie vorhanden gewesene Typen neu zu schaffen, sozusagen einen ganz neuen Hund durch entsprechende Kreuzungen künstlich zu konstruieren. So hat z. B. bei dem Bullterrier, einem namentlich in Amerika neuerdings sehr beliebten Hunde, dem Züchter das Ideal eines Begleithundes für einen Landgeistlichen vorgeschwebt. Er wollte einen schnellen, kräftigen, wirklich Schutz gewährenden und doch andererseits nicht bösartigen, zuverlässigen Hund schaffen und hat durch Verwendung geeigneter Exemplare des Foxterriers und der Bulldogge wirklich in dem Bullterrier ein Tier erzielt, das die gewünschten Eigenschaften alle in sich vereint. Aehnlich ist es mit dem Dobermann-Pinscher, dessen Züchter Dobermann einen nicht zu großen, namentlich für den Stadtbewohner passenden, wachsamen und treuen Begleithund schaffen wollte. Er erzielte das gewünschte Zuchtresultat durch Kreuzung von Pinscher und kurzhaarigem deutschen Schäferhund. Endlich sei hier noch der Airedale-Terrier erwähnt, der in England in neuester Zeit wegen seiner hervorragenden Charakter-Eigenschaften außerordentlich beliebt ist. Dieses Tier ist ein Produkt sehr komplizierter Kreuzungen. Der Typ in seiner Urform entstand aus einer Mischung vom Otterhund und dem großen alten englischen Terrier (Rattenfänger); veredelt aber wurde dieses natürliche Kreuzungsprodukt durch zielbewußte, allmähliche Züchtung unter Verwendung von Black and tan-Collie, Gordon-Setter und mehreren Terrier-Rassen, so namentlich Bull-, Frisch-, Welsh- und großen Black and tan-Terrier. Hierdurch entstanden das jetzige ausgeglichene Exterieur des Airedale-Terriers und seine

Gen.-Lt. v. Wahl, der neue Gehilfe des russischen Ministers des Innern und Chef d. russ. Gendarmeriekorps. Nach einer Aufn. v. Levitzki, Petersburg.



Bull-Terrier.
Von der Berliner Hundeausstellung. Nach Aufnahmen von Zander u. Labisch, Berlin.

Digitized by Google

ausgezeichneten Eigenschaften. Dieser Hund vereint nämlich Gewandheit mit Kraft, hohe Intelligenz und Sinnesschärfe mit größtem Mut; er ist ein furchtloser Wächter und Begleiter seines Herrn, der sich für diesen in Stücke reißen lassen würde. All die hier geschilderten Hundetypen sind ungefähr von gleicher Größe, also mittelgroße Hunde von etwa 50—55 cm Rückenhöhe. Während der Bullterrier rein weiß ohne jede Zeichnung ist, zeigen die beiden andern Arten meist eine Mischung von braunen und schwarzen Farbentönen.

* * *

Stadtrat Kauffmann †. Ein tragisches Geschick hat den zweimal zum Bürgermeister von Berlin gewählten, aber von der Regierung nicht bestätigten Stadtrat Kauffmann betroffen. Nachdem die ihm hierdurch verursachte Gemütsbewegung den an sich schon sehr nervösen Mann einem schweren Nervenleiden ausgeliefert hatte, hat ihn jetzt, wenige Tage nach der Rückkehr von seinem langen Kuraufenthalt in Thüringen, ein plötzlicher Tod ereilt. Er starb am 2. Oktober an einem Herzschlag. Stadtrat Kauffmann hat nur ein Alter von 48 Jahren erreicht. Er wurde im Jahre 1854 zu Stolp in Pommern als Sohn eines Gerichtsbeamten geboren, absolvierte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog dann die Berliner Universität, um die Rechtswissenschaft zu studieren. Im Jahre 1879 wurde er Rechtsanwalt, und ein Decennium später erhielt er das Notariat. Auf forensischem Gebiete galten als seine Spezialität die Preßprozesse, von denen er eine außergewöhnlich große Zahl geführt hat. Auch litterarisch ist er hervorgetreten; sein Handbuch „Das Vereinsrecht" ist ein geschätzter Kommentar. In die politische Laufbahn trat er bei den Reichstagswahlen des Jahres 1890 ein. Seit dem Jahre 1898 stand er in städtischen Diensten.

* * *

Kunstakademie und Kunsthochschule in Berlin. Die Akademie der Künste in Berlin hat, da die alten ihr bisher zur Verfügung gestellten Räume im Akademiegebäude unter den Linden längst nicht mehr für ihre Zwecke ausreichten, einen neuen monumentalen Prachtbau zur Unterbringung ihrer Lehranstalten erhalten und nunmehr bereits auch bezogen. Dieser Neubau liegt in Charlottenburg, in der Nähe des Polytechnikums, und stellt einen imposanten Komplex von einzelnen, aber eng mit einander verbundenen Bauten dar, die sich in einem Viereck zusammenschließen. Vielfach sind im großen Publikum irrige Ansichten über die Aufgabe dieses neuen Gebäudes verbreitet, und es wird von einer Uebersiedelung der Kunstakademie hierher und einem Abbruch des alten Akademie-Gebäudes unter den Linden gesprochen. Dies ist jedoch ganz unrichtig. Die eigentliche Akademie behält dies ihr altes Domizil, und, wie schon gesagt, nur ihre Lehranstalten sind nach Charlottenburg verlegt worden. Bei dieser Gelegenheit möge kurz die Organisation der Akademie gestreift sein. Die im Jahre 1696 von dem späteren ersten Preußenkönige, dem damaligen Kurfürsten Friedrich III. gegründete Akademie der Künste, eine der Förderung der bildenden Künste und der Musik gewidmete Staatsanstalt, umfaßt den Senat, die Genossenschaft der Mitglieder und eine Reihe von Unterrichtsanstalten. Die dem Kultusminister unmittelbar unterstellte Akademie wird repräsentiert durch einen Präsidenten, welches hohe Ehrenamt schon seit einer langen Reihe von Jahren der Architekt Geh. Baurat Prof. Ende bekleidet. Der Senat ist eine technische Kunstbehörde und ein künstlerischer Beirat des Ministers. Er gliedert sich in eine Sektion für die bildenden Künste und eine Sektion für Musik. Seine Mitglieder werden vom Minister berufen; diese Berufung erfolgt teils auf Grund von Wahlen seitens der Genossenschaft der Ordentlichen Mitglieder, teils auf Grund amtlicher Stellungen der Betreffenden. Die Mitglieder der Akademie zerfallen in „Ordentliche Mitglieder" und in „Ehrenmitglieder". Als Ordentliche Mitglieder sind nur ausübende Künstler wählbar, als Ehrenmitglieder Personen, die, ohne Künstler zu sein, sich um die Akademie oder die Kunst im allgemeinen Verdienste erworben haben, sowie hervorragende Künstlerinnen. Die mit der Akademie der Künste verbundenen Unterrichtsanstalten sind die folgenden: Für die bildenden Künste



Stadtrat G. Kauffmann in Berlin †.
Nach einer Aufn. v. E. Bieber, Hofphot. in Berlin.

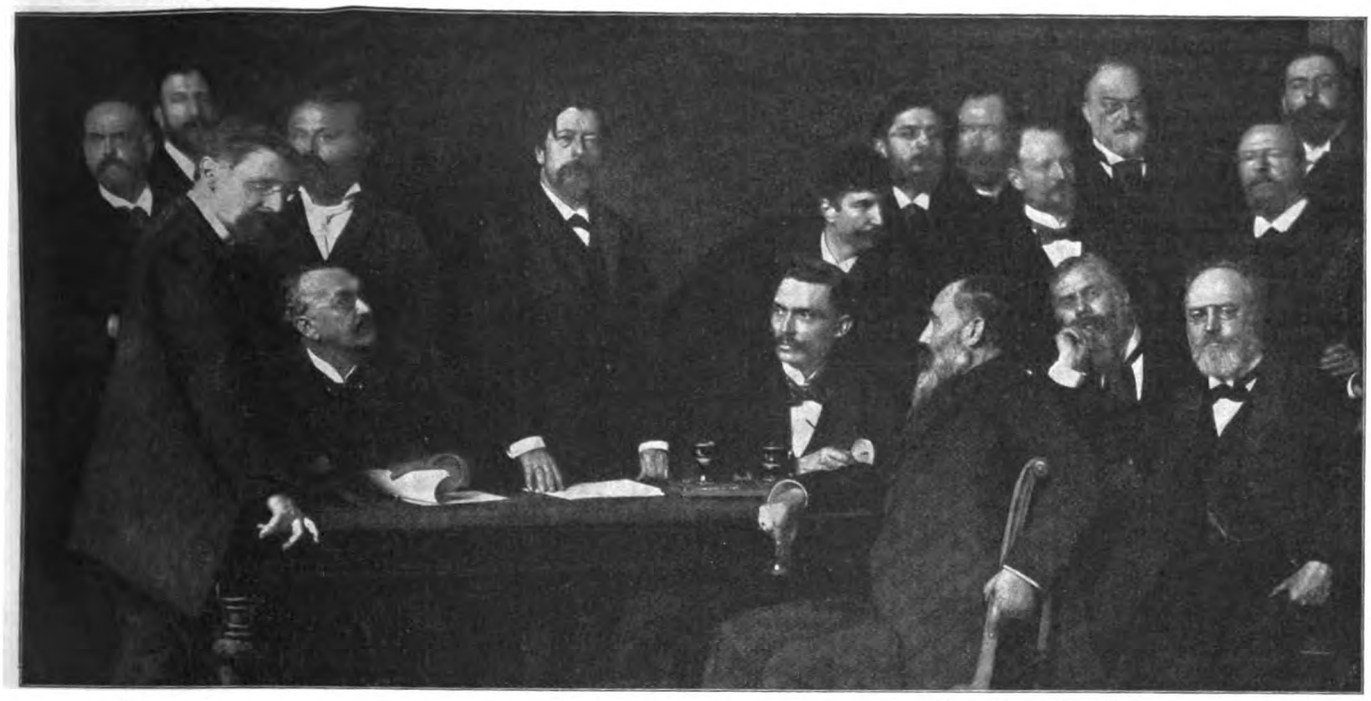


Hof der neuen Hochschule für bildende Künste und Musik.



Die neue Hochschule für bildende Künste und Musik in Charlottenburg bei Berlin.
Nach Aufnahmen von H. Rudolphy u. Zander u. Labisch, Berlin.

Digitized by Google



6 5 3 1 10 11 12 13 14 15
4 2 7 8 9

Direktor und Lehrer der akademischen Hochschule für die bildenden Künste.



Prof. Ad. Schulze, Vorsteher der Abteil. f. Gesang. | Direktor Prof. Dr. J. Joachim, Vorsteher der Abteil. f. Orchest.-Instr. | Prof. Rudorff, Vorsteher der Abteil. f. Klavier u. Orgel. | Prof. Dr. Bruch, Vorsteher der Abteil. f. Komposition. | Rechnungsrat Blankenberg, Inspektor.

Direktorium der akademischen Hochschule für Musik.
Nach Aufnahmen der Photo-Illustration in Berlin.

Digitized by Google

1. die akademische Hochschule für die bildenden Künste, 2. die akademischen Meisterateliers für die bildenden Künste, nämlich drei für Malerei, eins für Bildhauerei, eins für Kupferstich und Radierung und zwei für Architektur. — Für die Musik: 1. die akademische Hochschule für Musik, 2. die akademischen Meisterschulen für musikalische Komposition, 3. das akademische Institut für Kirchenmusik. An der Spitze der Hochschulen steht ein Direktor, und zwar ist dies für die bildenden Künste der Geschichtsmaler Prof. Anton v. Werner (1); ihn zeigt unser Bild nebst einer größeren Zahl von Mitgliedern des Lehrkörpers, nämlich: 2. Prof. P. Thumann, Malklasse; 3. Dr. H. Virchow, Anatomie; 4. Prof. Brausewetter, Zeichenklasse; 5. Prof. P. Breuer, Bildhauer; 6. Prof. H. Mayer, Kupferstecher und Radierer; 7. Maler H. Seeger, Direktorial-Assistent; 8. Maler Vorgang, Landschaftsklasse; 9. Prof. H. Herwardt, Perspektive; 10. Prof. M. Schäfer, Malklasse; 11. Prof. J. Scheurenberg, Malklasse; 12. Prof. Kuhn, Dekorationsmaler; 13. Prof. E. Herder, Bildhauer; 14. Maler W. Herwardt, Perspektive; 15. Dr. Schubring, Kunstgeschichte. Die Leiter der Meisterateliers stehen vollkommen selbständig neben dem Direktor der Hochschule, gleich diesem dem Senat unterstellt. Es sind dies gegenwärtig folgende Künstler: Für Malerei Prof. Anton v. Werner und Geschichtsmaler Prof. Arthur Kampf, für Landschaftsmalerei Prof. Hertel, für Bildhauerei Prof. Reinhold Begas, für Kupferstich und Radierung Prof. Karl Köpping, für Architektur Geh.-Rat Prof. Ende und Geh.-Rat Prof. Otzen. Die Gesamtzahl der Schüler in diesen verschiedenen Ateliers betrug im letzten Semester 27. Es ist also eine Auszeichnung, in diese Meisterateliers aufgenommen zu werden. An der Spitze der Hochschule für Musik steht ein Direktorium, dessen Mitglieder namentlich unter dem umstehenden Bilde aufgeführt sind. Das alte Akademiegebäude steht nun vorläufig zum Teil unbenutzt mit seinen verlassenen Atelierräumen. Die kahlen Säle, die stillen Korridore, gegenwärtig mit allerhand Modellen, alten Bildern und allerlei ehrwürdigem Gerümpel angefüllt, muten ebenso sonderbar an, wie das Innere des altersgrauen, engen Hofes, mit seinen Aufgängen zu den nun verwaisten Ateliers, in denen so manch späterer großer Meister als junger Schüler seine Studien gemacht hat. Es schwebt über dem Ganzen so ein stiller Hauch verblichenen Glanzes; doch tröstet das Bewußtsein, daß die alte Tüchtigkeit, das ehrliche Kunststreben, das hier zwei Jahrhunderte eine Stätte hatte, im neuen, prunkvollen Heim unter bewährten Meistern nach wie vor weiter bestehen und blühen wird.

* * *



Hof der Akademie mit den Aufgängen zu den früheren Meister-Ateliers.



Korridor in der Akademie mit den früheren Hörräumen und Ateliers.
Nach Aufnahmen von H. Rudolphy, Berlin.



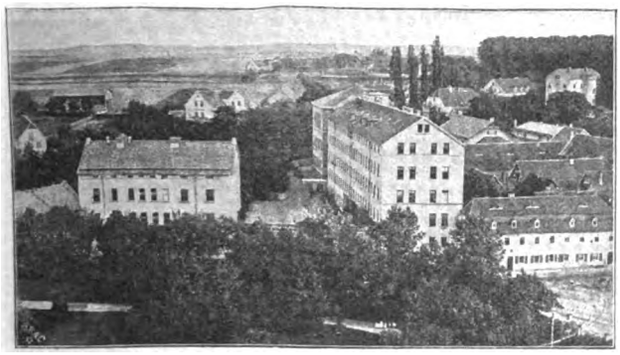
Die Königliche Akademie der Künste in Berlin.

Digitized by Google

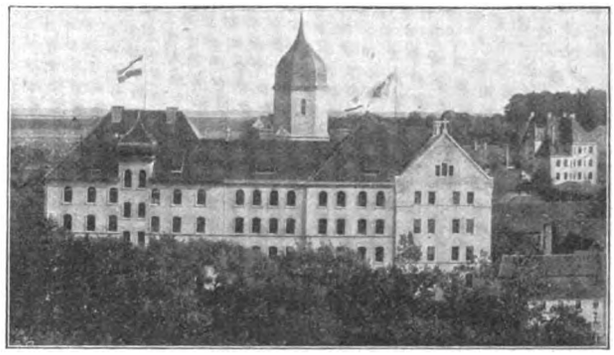
Frauen-Daheim.

Verlang den kahlen Herbst nur eben leidlich!
Sei des Genossnen dankbar eingedenk!

Nimm Sturm und Nebel hin als unvermeidlich
Und jeden Sonnentag als ein Geschenk!



Die Droyßiger Anstalten vor dem Umbau.
Nach einer Aufnahme von Otto Wigand Nachf., Karl Wigand in Zeitz.



Die Droyßiger Anstalten nach dem Umbau; Straßenfront.
Nach einer Aufnahme von Otto Wigand Nachf., Karl Wigand in Zeitz.

Die Droyßiger Anstalten.

Lehrerinnenseminar — Erziehungsanstalt 1. Okt. 1852 bis 1. Okt. 1902.

Mit drei Abbildungen.

Im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts waren die weiblichen Lehrkräfte noch selten. Der Unterricht, auch in den Mädchenschulen, lag zumeist in den Händen von Lehrern. Erst ganz allmählich begann man, Lehrerinnen auszubilden. Zunächst wirkt die Mehrzahl dieser Lehrerinnen auch nicht an Schulen, wie heute, sondern meist in Familien als Erzieherinnen. Mit der Ausbildung und Prüfung von Lehrerinnen war denjenigen Mädchen, die auf selbständigen Erwerb angewiesen waren, ein neuer Berufszweig eröffnet, der namentlich ihrer geistigen Befähigung und Tätigkeit Rechnung trug, vorher hatten sich die Frauen auf Haushaltungsgeschäfte und weibliche Handarbeiten beschränken müssen. Die maßgebenden Kreise und Verwaltungen und auch einzelne hochverdiente Männer erkannten mit klarem Blick die Notwendigkeit der Lehrerinnenausbildung an. Schon vom Jahre 1843 an wurden in Kaiserswerth durch Pastor Fliedner Elementarlehrerinnen ausgebildet, die sich vortrefflich bewährten.

Alle diese Umstände wirkten bestimmend auf den Fürsten Otto Viktor von Schönburg-Waldenburg, in dem zu seinen Begüterungen gehörenden Dorfe Droyßig (Regbez. Merseburg) ein Lehrerinnenseminar zu begründen. Er stützte sich, als er dem preußischen Kultusminister Eichhorn den Entwurf vorlegte, auf die „guten Erfahrungen, die andere Staaten mit der Verwendung der Frauen im Schuldienst bereits gemacht hatten", auf die Notwendigkeit, „dem Mangel an guten Erzieherinnen für Privathäuser und Mädchen-Erziehungsanstalten abzuhelfen und daß somit in mehr als einer Beziehung dadurch Kräfte und Talente dem Gemeinwesen nutzbar gemacht werden können, welche ohnedem meistens ungenutzt verkümmern würden, und dadurch unverehelichten Frauenspersonen ein neuer, ehrenhafter Erwerbszweig eröffnet wird, dessen sie, da sie von so vielen anderen ausgeschlossen sind, so sehr bedürfen."

Wohin man sich mit Umfragen wegen der Verwendung von weiblichen Lehrkräften wandte, überall erfolgten die besten Auskünfte, wie wacker sich die Lehrerinnen bewährten, wie groß die Nachfrage nach geeigneten Persönlichkeiten sei und „daß im allgemeinen wenig durch Heirat dem Beruf untreu würden." Die spätere „Heirat" spielte damals unter den Bedenken gegen weibliche Lehrkräfte die größte Rolle.

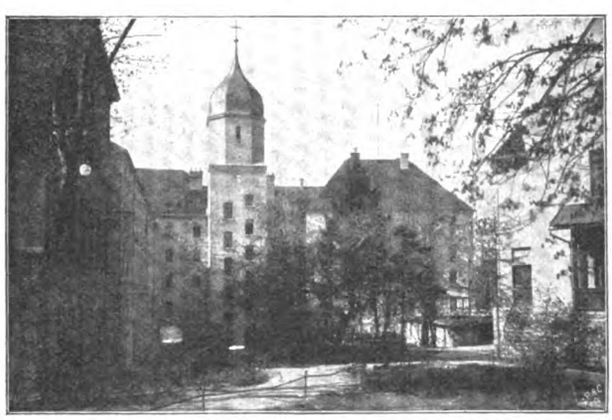
Nach mancherlei Schwierigkeiten und vorbereitenden Schritten kam endlich der Eröffnungstag, der 1. Oktober 1852, heran. Das Königlich Preußische Lehrerinnenseminar zu Droyßig wurde eine Zentralanstalt für die Monarchie, da das Institut evangelischer Elementarlehrerinnen (kleine Anfänge in der Rheinprovinz und in Westfalen ausgenommen) etwas Neues für die gesamte Monarchie war.

Das für die damalige Zeit große und stattliche Haus war für den Direktor, zwei Lehrerinnen, vierzig (nötigenfalls mehr) Seminaristen, den Hausmann, die „Ökonomie" und die „Mädchen-Übungsschule" ausreichend.

Ebenso bescheiden wie jene ersten Räume war die Beköstigung; aber die Zeit vor 50 Jahren kannte die Ansprüche noch nicht, welche heute gestellt werden.

Als erster Direktor zog Herr Kritzinger, bisher Rektor in Naugard (Pommern) in Droyßig ein. Bis zum 1. Juli 1890 blieb er, voller Treue und Verständnis dort waltend, im Amte. Zwölf Tage, nachdem er sich nach Naumburg a/S. zurückgezogen hatte, machte ein Herzschlag seinem tätigen und segensreichen Leben ein Ende. Er hat die Anstalt aus kleinen Anfängen zur schönsten Blüte sich entfalten sehen.

Schon wenige Jahre nach Eröffnung des Lehrerinnenseminars faßte der Stifter einen weiteren Plan und gründete neben diesem eine Mädchen-Erziehungsanstalt und ein Gouvernanteninstitut.



Die Droyßiger Anstalt im Jahre 1902 vom Hofe (Süden) aus gesehen.
Nach einer Aufnahme von Otto Wigand Nachf., Karl Wigand in Zeitz.

Sehr interessant erscheint es, daß Direktor Kritzinger schon im ersten Jahre nach der Eröffnung des Seminars, also 1853, die Erweiterung desselben auf drei Klassen vorschlägt und eine sogenannte Präparandenklasse für notwendig erachtete. Dieser Wunsch ist erst sieben Jahre nach Kritzingers Tod, im Jahre 1897, in Erfüllung gegangen, als die sämtlichen Lehrerinnenseminare einen dreijährigen Vorbereitungskursus erhielten.

Jedenfalls hat das Droyßiger Institut seit seinem Bestehen Hervorragendes in der Ausbildung von Lehrerinnen und Erzieherinnen geleistet. Nicht nur in allen Teilen der preußischen Monarchie, des deutschen Vaterlandes, auch im Auslande, in anderen Erdteilen, wirken und wirkten Droyßiger Zöglinge.

Und wie der Ruf der Anstalten wuchs, so mußten auch die Baulichkeiten wachsen, die bald nicht mehr allen Anforderungen der Zeit und der Hygiene entsprachen. Mancherlei Umbauten und Durchbauten wurden nötig. Als der letzte gründliche Umbau vollendet war (1901—1902), war das Königreich Preußen um ein wunderschönes, innen und außen sämtlichen Erfordernissen entsprechendes Seminargebäude reicher.

Wie stolz präsentiert sich heute die stattliche Fassade des Hauptgebäudes gegen den schmucklosen, einfachen Bau, den die Jahre 1855—1863 zeigen! Wie praktisch, hell, luftig und traulich sind die Innenräume, der herrliche Speisesaal, die Aula, deren Orgel aus der berühmten Orgelbauanstalt zu Weißenfels stammt, die Turnhalle, der Musiksaal, Lehrer- und Lehrerinnenwohnungen, Arbeitszimmer, Schlafsäle und Klassen!

Der Sohn des Stifters, gleich dessen Enkel und nunmehrigen Besitzers von Droyßig ein verständnisvoller Förderer der Anstalten, hat die herrlichen Laubwälder der Droyßiger Umgegend durch die Anlage hübscher Promenadenwege den Anstaltsgliedern zugänglich gemacht. Droyßig verfügt über eine „Schwesternstiftung", die schon vielfach frühere Zöglinge unterstützt hat, und wenn die Frage eines „Feierabendhauses" noch nicht spruchreif ist, so finden doch alte Droyßigerinnen dort stets ein freundliches Heim, wo sie einkehren können, zum Besuch oder, wenn sie außer Stellung sind, zu längerem Aufenthalte. Einer Fest- und Gedächtnisschrift, die aus Anlaß des 50jährigen Bestehens der Anstalten eben erschienen ist, sei schließlich noch gedacht. Sie ist betitelt: Droyßig 1852—1902. Von Paul Meyer, Königl. Seminardirektor. Verlag von Ferdinand Hirt in Breslau. Preis 3 Mk. Das reich illustrierte Buch bildet eine sehr reizvolle Chronik der Anstalten, die nicht nur für alle Zöglinge von einst und jetzt, sondern für jedermann von Interesse sein muß. M. B.

„Sind Sie in Trauer?"

Eine Gedankenlosigkeit, ja Taktlosigkeit, die, soviel ich weiß, noch in keinem „Buch des guten Tones" oder „der feinen Sitte"

Digitized by Google

gerügt worden ist, besteht darin, Leute, an denen einem die dunkle Kleidung auffällt, zu fragen: „Sind Sie in Trauer?“ Erschrockenen Tones wurde mir diese Frage kürzlich von einer mich besuchenden Dame gestellt, die sich dann verbesserte: „Ach nein, ich sehe ja jetzt, Sie haben eine dunkelblaue Bluse an. Sie erschienen mir nur, als ich ins Zimmer trat, so schwarz.“ — Die Besucherin war damit beruhigt, meine heitere und höfliche Besuchslaune aber war dahin. Wäre ich in Trauer gewesen, so hätte dies wohl einen bis ins tiefste Leben gehenden Verlust bedeutet, schon der bloße Gedanke darin machte mich starr und still. — Auf der Straße, wo ich dunkle Farben lieber und mehr trage, als bunte, bin ich nicht nur einmal durch die liebevolle Frage von Bekannten erschreckt worden: „Trauern Sie?“ — Dabei bin ich niemals auffallend kohlschwarz gekleidet gewesen. Metallbrosche und Kette oder irgend eine bescheidene Buntheit fehlten nie. Hätten die Fragesteller mich nur eine halbe Sekunde länger angeschaut, ehe sie mit der Frage explodierten, so hätten sie es gesehen. Es gibt doch auch einen so auffallenden Unterschied zwischen einfacher schwarzer Kleidung und Trauerkleidung. Ich meine, die letztere wäre leicht genug zu erkennen. Wie viele Damen tragen mit Vorliebe immer und immer nur Schwarz, was für ältere Damen doch auch eigentlich die feinste und angemessenste Straßentracht ist. Wie schrecklich, wenn sie durch wohlgemeinte Fragen hin und wieder einen Stich ins Herz bekommen und erklären sollen, daß sie nicht trauern! Ist wirklich ein Todesfall in einer bekannten Familie vorgekommen, ohne daß man es erfahren hat, sieht man einen Menschen, der einem etwas angeht, wirklich unerwartet in Trauer, so wird sich die Erklärung wohl rasch genug ergeben. Nur platze man mit dieser das Traurigste bedeutenden Frage den Menschen nicht voreilig und unnötig ins Gesicht. Schreck und Verstimmung die oft nicht gleich zu überwinden sind, sind ihre Folge. **Marie Imann.**

Handarbeit.

Die abgebildete Portiere ist aus farbigem Jutestoff (hier terrakottafarben) gefertigt. Der Stoff liegt 130 cm breit und ist in größeren Möbelstoffgeschäften zu bekommen. Nachdem das Muster aufgezeichnet, werden sämtliche Konturen mit starker schwarzer Strickbaumwolle Nr. 6 in Stielstich gestickt. Das Muster wird dann mit Füllstichen aus Bast ausgenäht. Das Bast muß zum Arbeiten, je nach seiner Stärke, geteilt und angefeuchtet werden und während des Stickens immer in feuchtem Zustande sein. Ist das ganze Muster ausgefüllt, knüpft man in das ausgefranste untere Ende schwarze Baumwoll- und Bastfäden und knotet nun ein beliebiges Fransenmuster. Das gesamte Material zur Portiere ist billig. Sehr gut würden sich Muster und Material auch zu einer Tischdecke eignen. Das Muster ist aus dem kunstgewerblichen Atelier von Fräulein Gertrud Rüppel, Warmbrunn i. Riesengeb., zu beziehen, wo event. die Arbeiten auch aufgezeichnet und angefangen werden.



Portiere aus Jutestoff mit Stickerei in Bast und schwarzer Baumwolle.

Gestrickte Hausschuhe. Prächtig warme Schuhe, die besonders für empfindliche Füße unschätzbar sind, lassen sich wie folgt aus jeglicher Wollart herstellen: Mit einem der Stärke des Fadens und der ungefähren oberen Breite des aus Papier hergerichteten Musterschuhes entsprechenden Maschenanschlag beginnend, werden vorerst hin- und zurückgehend drei Reihen glatt abgestrickt. Durchweg bleiben für das Aufnähen des gestrickten Teiles auf die Sohle ebenso zwei Maschen glatt zu beiden Seiten stehen, also auch für die vierte Reihe. Nun nimmt man einen zweiten Knäuel zur Hand, der bei feinem Faden doppelt gewickelt sein muß und nach Geschmack in gleicher oder abstehender Farbe gewählt werden kann, bildet ziemlich lange Schlingen über dem Zeigefinger der linken Hand und strickt dieselben auf die Nadel abwechselnd mit den Maschen der angefangenen Arbeit, die zum Ausgleich der Breite je zwei und zwei zusammengenommen werden, wenn nicht — was im Anfang stetig der Fall ist — eine Vermehrung nötig erscheint. Wieder werden drei Reihen glatt gestrickt und so fort. Nach Fertigstellung des Vorderblattes wird die Zahl der Schlingen, die sich rechts durch kräftige Punkte markiert, genau für die seitlichen Teile und die kleine Mittelklappe eingeteilt und jedes für sich fertig gestellt. Die Rundung des zuletzt genannten geschickt herauszubringen, erfordert einige Übung, am besten wird hierfür in der Mitte beim Glattstricken abgenommen. Wenn sehr fest gestrickt wurde, was für das Façonhalten sehr vorteilhaft, so können die Wollschlingen, welche das sehr warme Futter bilden, auch aufgeschnitten werden, bevor die beiden Enden des vollendeten Schuhs mit Überstichen fest aneinander genäht sind. Um dem Schuh einen Einfaß zu geben, nimmt man recht sorgfältig die Fäden des inneren Randes auf Nadeln und strickt etwa zehnmal glatt durch. Das Röllchen, das sich beim Abnehmen der Maschen bildet, wird in den Ecken des Loches befestigt. Sehr leicht läßt sich mittelst starken Zwirnes auch eine in jedem Kurz- und Schuhwarengeschäft käufliche Filzsohle unternähen, die zu besserem Halt mit einer Pappsohle beklebt wird, welcher man einen Überzug von Leinwand oder auch wärmerem Stoff gibt. Damit die Nadel besser durchgeht, kann die Einlagesohle um ein Geringes kleiner sein. Die Stiche werden am besten seitlich geführt, da der Faden sich sonst zu leicht löst. Praktisch ist das Unterkleben der Filzsohlen mit leichtem Leder oder ungegerbtem Wildfell.

A. G.

Für die Küche.

Kalte Hasenpastete ist ein Gericht, dessen Herstellung zur Hasenzeit lohnend und sehr zu empfehlen ist. Das in längliche Stückchen geschnittene Hasenfleisch wird mit dem nötigen Salz und etwas Butter nicht ganz weich gedünstet, dann wird folgende Farce bereitet: Die Hasenleber, Lunge und die Nieren nebst 2 Pfund Schweinefleisch und etwa noch an den Knochen vorhandenes Hasenfleisch wird mit etwas eingeweichtem und wieder ausgedrücktem Milchbrot mit Salz, Pfeffer, etwas Muskatnuß und Schalotten fein gewiegt. Zum Pastetenteig kocht man ¼ l Wasser und ¼ Pfund Butter und gibt soviel Mehl zu, als es annimmt. 1—1½ Pfund rechnet man auf einen Mittelhasen. Den Teig teilt man in drei Teile, rollt einen davon zum Boden aus und gibt ihn in eine mit Butter ausgestrichene Form, von dem zweiten Teil formt man den Rand, den man unten mit Eiweiß bestreicht und ebenso den Boden, damit beides aneinander hält. Auf den Boden gibt man feine Speckscheiben, dann eine Lage Farce, etwa einen Finger dick. Dann folgt das erkaltete Hasenfleisch, dann wieder Farce und zuletzt noch einmal feine Speckscheibchen. Mit dem übrigen Teig deckt man die Pastete zu und läßt sie 1½ Stunde backen. Um dem Platzen vorzubeugen, formt man aus starkem Papier zwei kleine Schornsteine und steckt diese durch kleine Öffnungen in den Deckel. Ist die Pastete etwas erkaltet, so gießt man ein vorher bereitetes Aspik, das man mit Wein und Essig gewürzt und dem man nach dem Kochen etwas Maggiwürze aux fines herbes zugesetzt, um den Geschmack zu verfeinern, hinein, nachdem man die kleinen Schornsteine entfernt. Wenn man der Farce kleine Stückchen Gänseleber zusetzt, wohl auch etwas Trüffeln und etwas Maggiwürze, so verfeinert dies den Geschmack bedeutend. Um mir die Herstellung des Aspiks zu vereinfachen, stelle ich dasselbe aus Herrmanns Aspik- oder Geleepulver her. Dies ist in allen besseren Geschäften zu haben, das Päckchen zu 1 l Aspik 30, für ½ l 15 Pf. Zuzusetzen braucht man außer der Flüssigkeit, Fleischbrühe, in Ermangelung aus Maggis Bouillonkapseln hergestellt, nach Geschmack noch einige Tropfen guten Essig oder Wein. **M. B.**

Feine Kartoffelklöße. Zu drei Teilen roher, abgeschälter und geriebener Kartoffeln, feine Sorte, denn hiervon hängt auch deren Wohlgeschmack ab, nehme man ein Teil geriebener, tags vorher gekochter Kartoffeln, 1½ Milchbrot, das in kleinste Würfelchen zu schneiden ist, 3—4 ganze Eier, 1 Eßlöffel Schmalz, 1 Teelöffelchen Salz, ½ Tassenkopf voll Milch, da auch hier die rohe Kartoffel ihrer Flüssigkeit durch Ausdrücken beraubt werden muß und der Bindigkeit wegen, Ersatz zugegeben ist. Diese Ingredienzien mische man gut durcheinander, forme mit einem runden, tiefen Holzlöffel nicht zu große Klöße und thue sie sogleich in siedendes Salzwasser. Am besten ist es, erst einen kleinen Kloß zur Probe zu kochen und falls derselbe sich nicht gut bindet, etwas Mehl unter die Masse zu rühren. Topf und Wasser muß der Menge der Klöße, so daß sich dieselben dehnen können, angemessen sein. **L.**

Auskunft.

Fr. 97. (**Mich. F. in F.**) Da ich selbst das Glanzplätten erlernte, kann ich Ihnen auf Ihre Frage Antwort geben. Hierzu gehört vor allen Dingen ein Glockeneisen, das man sich von einer gewöhnlichen Stahlplätte herstellen lassen kann; es braucht nur hinten abgeschliffen zu werden, so daß dort, wo die Schiebetür ist, das Eisen nach unten zu rund und glatt ist. Ferner gehört dazu ein längliches Stück bräunliche Glanzpappe, das etwas länger und breiter als das Vorhemd ist, ein kleines, reines Stückchen Leinenzeug und ein Näpfchen klares Wasser. Nachdem die Vorhemden fertig geplättet wurden, schiebt man die Pappe darunter, feuchtet das Leinenläppchen an, wringt es ganz trocken und streicht damit leicht über die Hälfte des Chemisetts; mit dem Glockeneisen, das nicht zu heiß sein darf und das man verkehrt, mit der Spitze nach sich zu, ansetzt, streicht man langsam hin und her, von unten nach oben; hieraus entsteht der schöne Glanz. Die andere Seite wird hernach ebenso behandelt. In gleicher Weise werden Manschetten und Kragen glänzend gemacht; ehe man mit dem Polieren beginnen kann, muß alles gesteift und geplättet sein, da sonst die Wäsche weich wird. Dasselbe Eisen kann man zum Vorplätten nehmen und mit der scharfen Seite auch abkanten und Verzierungen herstellen, dies sogar vor dem Polieren. Ich fand das Plättenlernen sehr interessant, da man zugleich mit allen Handgriffen vertraut wird. Das Glockeneisen wird mit beiden Händen gefaßt und halb hoch gehalten. **C. B. in F.**

Fr. 97. Ein gutes Buch über Glanzplätterei ist: „Praktische Anleitung zur gründlichen Selbst-Erlernung der Plätterei“. Herausgeberin: Frl. Marie Goltze, Plättlehrerin des Großen Friedrich-Waisenhauses, Berlin SW., Alte Jakobstraße 88 und der III. Fortbildungsschule. Verlag von Hermann Beyer & Söhne in Langensalze. Das Buch umfaßt nur 32 Seiten; in seiner knappen und klaren Form ist es sehr zu empfehlen. — Aufgelöstes Gummi-Tragant zur Glanzplätterei kauft man unter dem Namen Plättöl in jeder Drogen-Handlung. (Fabrik: Emil Laske in Berlin S., Prinzenstraße 68.)

Digitized by Google



Krach.

Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortsetzung.)

Lora saß einige Augenblicke schweigend. Dann schüttelte sie den Kopf. „Das kann es nicht allein sein. Doktor Prall macht sich ja aus dem Gelde so gar nichts. Das hätte er längst verschmerzt —“

Der Greis antwortete nicht.

„Oder er hätte bis aufs Messer mit den Leuten gekämpft um sein Recht —“

„Recht? Kind, was ist Recht? Das Recht, das juristische Recht, wird ganz gewiß auf Seite der anderen sein.“

„Aber wie konnte ein so gescheiter Mann sich sein Recht entwinden lassen?“

„Gescheit? Lora, man kann grundgescheit im allgemeinen sein und in einem speziellen Fall doch betört werden. Ich gelte als einer der feinsten Kenner der präraffaelitischen Periode, habe mich aber, wie Du weißt, doch mit einem falschen Botticelli hereinlegen lassen und dabei die Hälfte unseres kleinen Vermögens verloren. Und wenn nun gar ein Weib im Spiel ist —“

Trotz der Dämmerung sah oder fühlte der Graf ein Zucken der Abwehr in Loras Gesicht, wie die Bitte: genug, ich will nichts weiter wissen.

„Liebes Kind —“ sagte er schnell — „da das Wort nun einmal gefallen ist, ist es besser, ich erzähle Dir offen, was zu erzählen ist. Schon damit Du Dir nichts Schlimmeres vorstellst, unserem Freunde in Gedanken nicht irgend eine Schuld andichtest, die nicht existiert. Du weißt, er ist armer Leute Kind. Sein Vater war in Burkershagen, bei meinem Bruder, Schullehrer. Was er ist, ist er alles durch die Anlage, die ihm Gott gegeben, und seinen erstaunlichen Fleiß geworden. Menschenkenntnis aber hat er in diesem Leben der Arbeit sich wohl wenig erworben, am wenigsten Frauenkenntnis. Nun, siehst Du — so lernte er vor zwei Jahren, grade als er, so zu sagen, an der Schwelle seiner Erfindung stand, durch einen Zufall eine sehr hübsche junge Frau Althof kennen, die Witwe eines Kollegen —“

Der Graf lächelte etwas ironisch: „Ich habe sie auch gesehen, mein Geschmack war sie gerade nicht. Aber hübsch war sie wirklich, vielleicht schön, dabei klug und auch leidlich wohlhabend. Vor allem aber die erste Frau, die in seinen Kreis trat — mit der Absicht, ihn zu bezaubern. Er verliebte sich rasend in sie, und sie schien seine Neigung zu erwidern. Unser armer Freund war damals in rosigster Stimmung, der Himmel hing ihm voller Geigen: er sah sich schon als glücklichsten Ehemann und zugleich als erfolgreichen Erfinder. Phantast, der er im Grunde ist, wollte er mit seinem neuen Glühlicht vor allem der Armut nutzen — seine Apparate sollten zu einem Spottpreise abgegeben werden. Das Kapital zur ersten Einrichtung der Fabrik versprach ihm Frau Paula, und in seiner gänzlichen Geschäftsunkenntnis fand er es ganz natürlich, daß zu ihrer Sicherstellung zwischen ihnen ein Kontrakt aufgestellt wurde, der ihr alle Rechte in die Hand gab. In seinen Augen gehörte seiner Frau ja selbstverständlich doch alles, was er besaß oder je erwerben konnte. Er hat mir später sogar gestanden, daß er es nur der formellen Fürsorge des hinzugezogenen Notars verdankte, wenn ihm überhaupt eine bestimmte, lächerlich kleine Abfindungssumme für alle Fälle gesichert wurde. Nun — Du ahnst es schon — sobald die schöne Frau ihren Vertrag in der Tasche hatte, wandte sich oder wandte sie das Blättchen . . .

„Und dann kam der schreckliche Morgen, wo der Laboratoriumsdiener mich herunterholte. Der Hof stand schon voll Menschen — neugieriges Volk —, die Feuerwehr rasselte gerade heran; irgend jemand hatte sofort den Feuermelder in Tätigkeit gesetzt. Aber einen Arzt hatte niemand von all den Gaffern geholt, und der vor allem tat not. Denn Prall lag schwer verletzt — und ohnmächtig — auf dem Boden des Laboratoriums, das noch von erstickenden Dämpfen erfüllt war.

„Ich begehe Dir gegenüber keine Indiskretion, Lora, wenn ich Dir erzähle, daß ich neben ihm einen Brief jener . . . Dame fand, in dem sie ihm in geradezu lakonischer Kürze die . . . Freundschaft aufsagte. Wenige Minuten vor der Explosion hatte er das Schreiben erhalten und in der Aufregung das Experiment vernachlässigt, vergessen — was weiß ich — an dem er arbeitete. So hat ihn jene Stunde nicht nur um den Preis seiner Erfindung gebracht, sondern auch um sein Auge — ein Splitter der zerborstenen Retorte hat es unrettbar zerstört . . . Begreifst Du nun, was ihn so bitter gemacht hat?“

Der Graf schwieg. Sie saßen geraume Zeit still nebeneinander. Es war ganz dunkel geworden im Zimmer.

Digitized by Google

Endlich fragte Lora: „. . . . und jene Frau . . .?“

Der alte Herr erhob sich, trat an seinen Schreibtisch und entzündete die Arbeitslampe.

„Die schöne Witwe?“ sagte er langsam. „Nun, sie heiratete wenige Monate später einen Geschäftsmann, der, wie ich hörte, ebenso rücksichtslos und gerieben ist, wie sie selber. Einen Herrn Baldin . . . sie war jetzt eine brillante Partie, denn sie brachte die Patente unseres Freundes als Mitgift in die Ehe. Und Herr Baldin gründete bald darauf die berühmte Prometheus-Lichtgesellschaft. Ich habe mir sagen lassen, daß deren Aktien seitdem eins der beliebtesten Spielpapiere der Börse geworden sind und daß Herr Baldin eine Million an dem Unternehmen verdient hat.“

Er griff nach der Zeitung, die auf dem Arbeitstisch lag, und blätterte darin. „Es ist lange her, daß ich zum letztenmale einen Blick in den Kurszettel geworfen habe. Ich kenn' mich gar nicht mehr aus in den dummen Zahlenreihen. Ah — hier! Da haben wir's ja: Prometheuslicht . . . 396,75 . . . letztjährige Dividende 35 Prozent! Du siehst, das Geschäft blüht, mein Kind. Und doch erinnere ich mich einer Viertelstunde, in der mir der betrogene Erfinder mit seinem bittersten Lachen erklärte, das ganze Prometheuslicht sei nicht einen Schuß des schlechtesten Schießpulvers wert —“

3. Kapitel.

Das alte Haus der Firma Möller-Sieghard & Söhne, ein einstöckiges Gebäude, lag eingeklemmt zwischen dem neuen Prachtbau der Mitteldeutschen Genossenschaftsbank und der etwas schmalen Vorderfront des soeben vollendeten Geschäftshauses der Prometheus-Lichtgesellschaft, das auf seinem sehr tiefen Hintergelände zugleich die in steter Erweiterung begriffenen umfangreichen Fabrikanlagen barg.

Das Möller-Sieghardsche Haus enthielt im Erdgeschoß die Geschäftsräume; im ersten Stock befand sich die Wohnung des Besitzers; der Sohn hatte sich schon seit einigen Jahren ein elegantes Junggesellenheim in der nahen Voßstraße geschaffen.

Die beiden Prunkfronten erdrückten das graue Haus mit seiner nüchternen, aus dem Anfang des Jahrhunderts stammenden Fassade geradezu. Links die Genossenschaftsbank war vor etwa fünf Jahren erbaut, als das noch in der Entwickelung begriffene, aber immerhin hochangesehene Provinzunternehmen nach Berlin übersiedelte. Man hatte damals wohl in manchen Kreisen den Kopf darüber geschüttelt, daß die Bank bei einem Grundkapital von nur fünfzehn Millionen Mark sich mit einem Bankgrundstück festlegte, das mit einigen Millionen zu Buche stand. Aber die Energie und Umsicht Salesters straften die Pessimisten Lügen. Die Bank hatte ihr Kapital, entsprechend dem stetig steigenden Umsatz und der wachsenden Ausdehnung ihrer Verbindungen, schnell hintereinander erst um zehn, dann um fünfzehn Millionen vermehrt; sie zählte in der Reihe der deutschen Großbanken mit.

Herr Baldin war ein homo novus; vor drei Jahren kannte man ihn, den Besitzer einer kleinen chemischen Fabrik, kaum. Auch als er dann die Prometheus-Lichtgesellschaft ins Leben rief, zuerst mit einem minimalen Kapital, waren er und die Gesellschaft nicht recht beachtet worden; die Konkurrenz hatte über den dreisten Mann gelächelt. Aber das Geschäft nahm einen ungeahnten Aufschwung. Baldin hatte das Glück, daß das älteste der Konkurrenzunternehmen einen Patentprozeß gegen ihn anstrengte, den er glänzend gewann und der die Aufmerksamkeit aller Welt auf sein Fabrikat lenkte. Der allgemeine Aufschwung der Industrie, der die Bankwelt zu willigen Geldgebern machte, kam ihm zu Hilfe; er nutzte die ihm gewährten Kredite bis zur Grenze der Möglichkeit aus, gründete in den Provinzen eine große Anzahl Filialen und verstand es, die Patentlicenzen im Auslande glücklich zu verwerten. Der Kurs der Prometheus-Aktien, deren Einführung an der Börse er, nach Erhöhung des Aktienkapitals auf eine Million, zuerst nur mit Mühe durchgesetzt hatte, stieg, als er nach dem ersten Jahresschluß fünfzehn Prozent Dividende erklärte, rapide. Der unermüdlich tätige Mann besaß eine ganz eigene Gabe, die Börse und das spekulierende Publikum durch immer neue Überraschungen zu interessieren; bald hatte er eine Konkurrenzfabrik aufgekauft, bald sich mit einer anderen Unternehmung fusioniert, bald gab die Nachricht von der Gründung einer Tochtergesellschaft in Wien, in Petersburg, in Belgrad dem Kurse neuen Impuls. Mochten auch einzelne mißtrauische Seelen dem schnellen Aufblühen des Unternehmens zweifelnd gegenüber stehen, den Erfolg hatte Baldin für sich. Seit nun die Prometheus-Gesellschaft offenkundig zum Salester-Concern, wie der neuaufgekommene Börsenausdruck lautete, gehörte, hatte sie alle Schwierigkeiten überwunden.

Wenn Möller-Sieghard am Spätnachmittag von seinem Klub in der Kanonierstraße heimging, blieb er häufig einen Augenblick den drei Häusern gegenüber stehen; er sah mit seinen klugen Augen erst auf den roten Riesenbau des Bankgebäudes mit den drei Stockwerken, den mächtigen Sandsteinportalen, den breiten Fenstern, den goldglänzenden Inschriften: ‚Aktienkapital 45 Millionen. Reserven 15 Millionen‘; er sah dann auf das nur in Eisen und Granit aufgeführte Gebäude links mit den gewaltigen Schaufenstern im Erdgeschoß, in denen die Glühlichtlampen zu Hunderten in immer wechselnden Kombinationen aneinander gereiht waren mit ihren buntfarbigen Glocken; und er nickte endlich dem grauen Hause zu, das sein Großvater gebaut hatte. Wie einem lieben alten Freunde nickte er ihm zu und lächelte über die beiden modernen Protzen rechts und links. Es war dasselbe Lächeln, mit dem er stets die Worte seines Sohnes begleitete, wenn dieser davon sprach, wie ‚rückständig‘ der ‚alte Kasten‘ sei. „Gewiß, Du Flattergeist, Du hast ganz recht. Aber so lange ich lebe, wird es doch dabei bleiben müssen.“

Am ersten Oktober zog er sich wirklich völlig vom Geschäft zurück, das er nach seines Vaters Tode sehr jung, mit noch nicht dreißig Jahren, übernommen und gerade ein Vierteljahrhundert mit außergewöhnlichem Erfolge geleitet hatte. Er kam zwar, wie aus alter Gewohnheit, noch an jedem Vormittag auf fünf Minuten in das Privatkontor, aber er plauderte nur ein paar Worte mit Willy, nickte den beiden Prokuristen freundlich zu und stieg wieder in seine Wohnung hinauf. „Ich weiß die Ehre unseres Hauses bei Dir in guten Händen!“ hatte er bei der Geschäftsübergabe gesagt. „Du hast freilich eine ganz andere Ausbildung genossen, als sie mir zu teil wurde, der noch in der strengen alten Schule aufwuchs. Aber ich bin der letzte, der einseitig deren Loblied singen möchte. Einseitig war sie selbst. Du hast nicht nur mehr gelernt als ich, Du hast vor allem auch das Leben kennen gelernt — in einem guten Korps auf der Universität, in einem ausgezeichneten Offizierkorps — das muß Dir jetzt zu gute kommen. Ehrgeiz hast Du auch, und, wie ich hoffe, den Charakter, ihn rechtzeitig zu zügeln. So walte und schalte denn nach dem alten Wort, das jedes Hauptbuch früher eröffnete: ‚Mit Gott!‘ Glück auf, mein Junge! Und wenn Du Dir wirklich einmal die Finger verbrennen solltest, lieber Willy, Lehrgeld haben wir alle zahlen müssen.“ — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mitte November war's, als eines Vormittags das kleine elegante Coupé Baldins anstatt vor dem Geschäftshause der Prometheus-Gesellschaft vor dem Hause Möller-Sieghards hielt. Der Direktor stieg aus, nickte seiner Frau, die sitzen blieb, noch einmal zu, befahl dem Kutscher: „Zu Gerson!“ und trat in die Büreaus ein.

„Der Herr Assessor zu sprechen?“

Der junge Chef empfing Baldin mit leichter Zurückhaltung. Sie hatten sich seit Paris nur ein paarmal flüchtig gesehen, und Willy war doch zu sehr seines Vaters Sohn, um dem kühnen Industriellen gerade ein unbedingtes Vertrauen entgegenzubringen. Aber eine gewisse Neugier war in ihm: ‚Was will der Mann von Dir?‘

Herr Baldin kam übrigens sofort auf den Grund seines Besuches zu sprechen. Es stelle sich heraus, daß das von

Digitized by Google





Parforcejagd. Nach den Gemälden von Georg Koch.

Digitized by Google

ihm erworbene Grundstück für den Geschäftsbetrieb seiner Gesellschaft nicht ausreichend sei; er müsse hinzukaufen, man habe ihm auch schon anstoßendes Terrain angeboten. Aber ehe er sich entscheide, wolle er doch einmal anfragen, ob er nicht vielleicht einen Teil, die Hälfte, des Möller-Sieghardschen Gartens erhalten könne? Über den Preis werde man sich leicht einigen —

„Ich bedauere aufrichtig.“ Willy lächelte etwas überlegen. „Der Garten ist tabu. Mein Vater würde nicht zugeben, daß auch nur eine Quadratrute verkauft wird, so sehr hängt er an den alten Bäumen.“

„Schade!“ meinte Baldin. „Aber ich hätte es mir eigentlich denken können. Wahrscheinlich würde ich an Stelle Ihres verehrten Herrn Vaters ebenso handeln. Oder, richtiger, ich würde so handeln, wenn ich nicht ich, sondern mein eigener Enkel wäre. Es ist etwas Schönes um die Pietät gegen ererbten Besitz. Wir neuen Leute können uns freilich solchen Luxus nicht erlauben.“

Er sagte es mit großer Natürlichkeit, und das Wort gefiel Willy nicht übel. Die beiden Herren sprachen noch dieses und jenes; der Assessor erkundigte sich nach dem Befinden der gnädigen Frau, Baldin erklärte lachend, das wäre jedenfalls ausgezeichnet, denn sie sei zur Anprobe bei Gerson. Dann erhob er sich, um zu gehen.

Aber er blieb, mit dem Hut in der Hand, doch noch stehen und bemerkte wie beiläufig: „Apropos, Herr Assessor, ich habe eine wesentliche Vergrößerung unseres Betriebs vor, dessen Ausdehnung auf ein neues Gebiet. Es handelt sich um eine neue Art der Gasfeuerung, für die ich mir die Patente gesichert habe. Aber Sie interessieren sich wohl nicht für industrielle Unternehmungen?“

„Unser Haus hat sich in der Tat bisher im wesentlichen auf das reine Bankgeschäft beschränkt.“

Es sollte abwehrend klingen, und doch hörte das feine Ohr Baldins das Gegenteil heraus.

„Das weiß ich, Herr Assessor, und ich weiß es zu schätzen. Aber es gab doch Ausnahmen. So ist Ihr Herr Vater bei der Gründung der Dubberbergshütte beteiligt gewesen —“

„Weil Graf Dubberberg unser alter Klient war.“

„Gewiß. Ich wollte nur die Tatsache an sich konstatieren. Und dann ... die Zeiten ändern sich eben, und man kann sich dem nicht entziehen. Deutschland ist auf dem Wege, ein großer Industriestaat zu werden, ist es schon. Das stellt doch wohl auch dem Bankgeschäft neue Aufgaben.“

„Ohne Zweifel. Aber wir haben deren Lösung bisher neidlos den Mitbewerbern überlassen —“

Das klang wieder abwehrend. Und doch war auch wieder das Wörtchen ‚bisher‘ in dem Satze.

„Nun, an Mitbewerbern fehlt es ja nicht. Man muß es unseren Großbanken zum Ruhm anrechnen, daß sie den Bedürfnissen der Industrie, den soliden Unternehmungen, volles Verständnis entgegenbringen. Guten Morgen, Herr Assessor —“ Baldin zögerte noch ein wenig, um dann hinzuzusetzen: „Wenn Sie Ihr Weg einmal am Kurfürstendamm entlang führen sollte, meine Frau würde sich sehr freuen ...“

Willy neigte höflich das Haupt. Aber er sagte nicht ja, nicht nein. Die direkte Aufforderung war ihm etwas aufdringlich erschienen, hatte für ihn einen leichten Parvenü-Beigeschmack. Und als Baldin gegangen war, empfand er ein gewisses Wohlbehagen in der Empfindung, ihn so entschieden abgewiesen zu haben. Der Besuch ... untertänigster Diener ... der hatte Zeit. Es war ja ein recht plaisierliches Frauchen — Willy mußte lachen, als er an einige gemeinsam in Paris verlebte Stunden dachte —, hübsch war sie, chik, kokett ... aber gerade in ihrem Hause zu verkehren, hatte er wenig Neigung.

Der Zufall fügte es jedoch, daß er an einem der nächsten Abende bei einer Premiere im Lessingtheater hinter Frau Baldin zu sitzen kam. Sie war allein, der Stuhl neben ihr blieb leer. Da Möller spät gekommen war, nach Beginn der Vorstellung, bemerkte sie ihn erst in der Pause und sagte sofort, nach der ersten Begrüßung: „Mein Mann hat mich im Stich gelassen, er hat eine Konferenz mit Herrn Salester. Ihr Platz ist schauderhaft, ich kenne diese zweite Reihe ... wollen Sie nicht den Stuhl meines Mannes nehmen, Herr Assessor?“

Es war ihm höchst fatal, und doch ließ es sich nicht gut ausschlagen. Es ließ sich auch nicht gut vermeiden, daß er sich in den Zwischenpausen mit ihr unterhielt; er konnte auch nicht gut umhin, sie nach Schluß der Vorstellung an ihren Wagen zu bringen. Und als sie ihm aus dem Fenster heraus ihre Hand reichte — eine hübsche, weiche Hand — und scherzend meinte: „Übrigens haben Sie augenscheinlich ganz vergessen, daß Sie mir auf dem Eiffelturm Ihren Besuch zusagten ... Wir wohnen immer noch Kurfürstendamm, dicht neben Salesters!“, da konnte er unmöglich etwas anderes entgegnen, als: „Ich werde mir in den nächsten Tagen die Ehre geben, gnädigste Frau ...“

Es war ihm das alles höchst fatal. Aber als er nachher im Savoyhotel ganz allein seinen Schoppen Wein trank, lachte er sich selbst aus. Es war ja auch lächerlich: sie hatte entzückend ausgesehen in ihrem kostbaren Paillettenkleid, das sich wie eine Aalhaut um ihre geschmeidigen Glieder schloß; sie hatte sich ... hm! ... durchaus als Dame benommen; sie hatte jedenfalls überaus anregend geplaudert, mit einem ganz leisen, lustigen Anflug von Gaminerie, der gut zu dem pikanten Gesicht paßte! Hilf Himmel — und silberne Löffel hatte der Baldin doch nicht gestohlen. Im Gegenteil, er war unstreitig in seiner Art ein Genie. Warum sollte man ihr nicht den kleinen Gefallen tun, eine Karte bei ihr abzugeben? Wahrscheinlich legte sie die in der Schale ganz obenauf — nun, das schadete schließlich auch nichts. Und überhaupt ... der Besuch verpflichtete ja in keiner Weise.

Trotzalledem ließ er wieder, nicht ohne Absicht, acht Tage verstreichen.

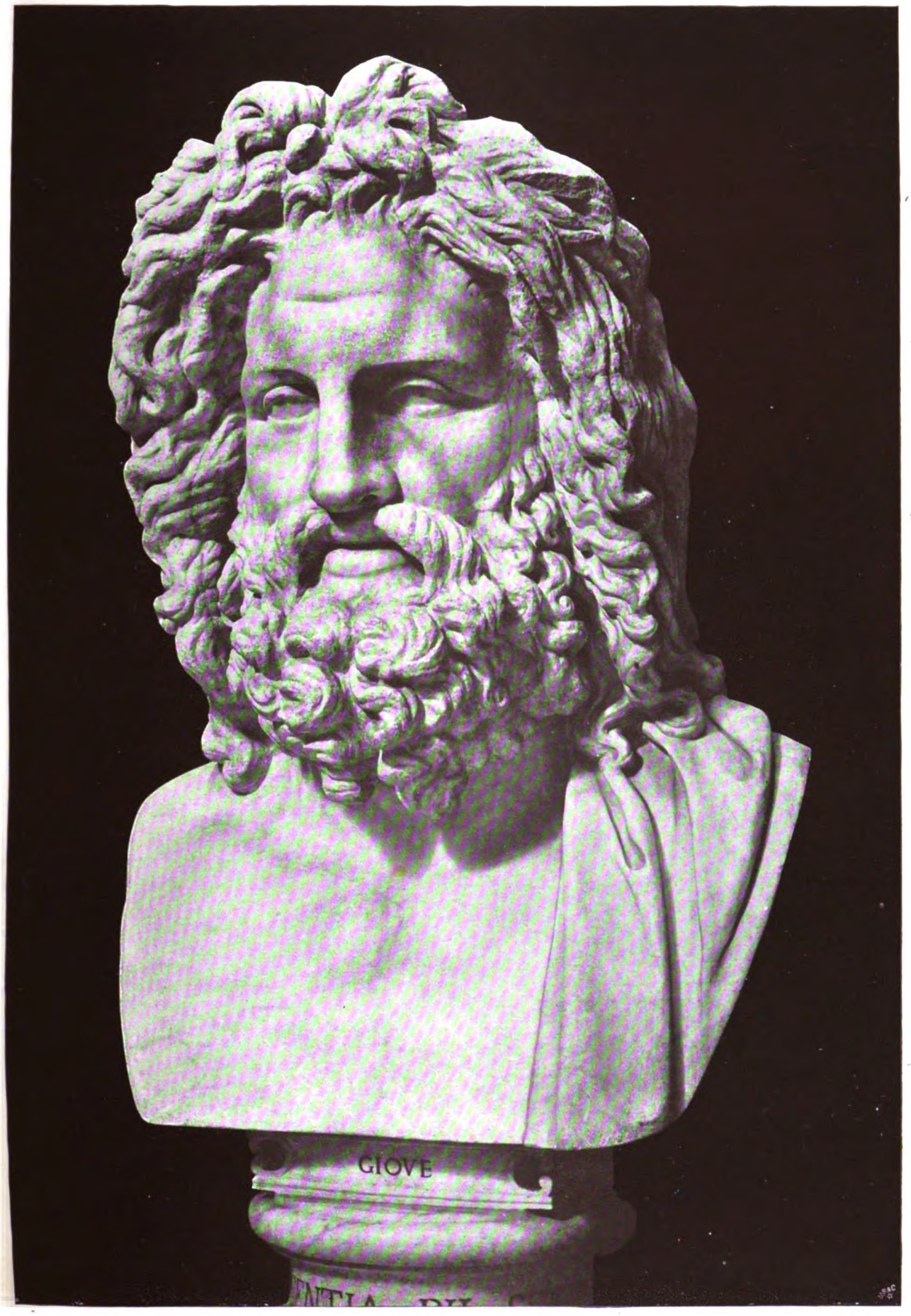
Aber eigentümlich: der Name Baldin verfolgte ihn seitdem, klang ihm ohne Unterlaß in den Ohren. Eigentümlich? Nein, geradezu unheimlich war's. An der Börse eine neue Hausse in Prometheusaktien; wenn er einen Blick in die eingegangene Frühpost tat, fiel er ganz gewiß auf Kaufaufträge für dies Papier oder doch auf die Auskunftsbitte irgend eines Klienten; in den Zeitungen nahmen nicht nur die Prometheusinserate mit der ständigen Marke: ‚Das billigste, reinste Licht der Welt!‘ ganze Seiten ein, nicht nur in den Börsennotizen häuften sich die Hinweise auf das Unternehmen, selbst im lokalen Teil fanden sich kleine, geschickt zurechtgestutzte Artikelchen, heut über die geplante Beleuchtung einer Tiergartenallee mit Prometheuslicht, morgen über den Neubau der Prometheus-Gesellschaft, übermorgen, daß Herr Baldin, der Direktor der Prometheus-Gesellschaft, an der Oberspree ein großes Terrain gekauft habe.

Willy speiste meist oben bei seinem Vater. Es war immer eine kleine heitere Tafelrunde: außer Bernhardine und der langjährigen Hausdame, Fräulein von Schotten, fast täglich noch der eine oder andere nähere Freund des Vaters; entweder der Generalleutnant z. D. von Graban, der stets von neuem nachwies, daß Moltke doch eigentlich „nur Glück“ gehabt habe, oder der Musikdirektor Hahnow, dessen Spezialität die Wagneranekdote war, oder der kleine Professor Altenberg, der Kunstgelehrte, für den aber, streng genommen, nur die altkölnische Malerschule, vom Meister Wilhelm bis höchstens zum Meister der Lyversbergschen Passion, Interesse hatte — und außerdem eine Flasche Rheinwein. Alte Herren, viel älter als Papa, liebenswürdig bei allen ihren Schrullen, die noch der Mutter gehuldigt hatten und nun in ihrer etwas altmodischen Art die hübsche Tochter bonkelten.

Selbst bis hierher verfolgte Willy neuerdings der Name Baldin.

Saß da beim Kaffee im Arbeitszimmer der alte Graban, sah zu dem berühmten Menzel ‚Friedrich der Große bei Zorndorf‘ über des Vaters Schreibtisch empor, sprach in

Digitized by Google



Zeusmaske von Otricoli. Im Vatikan zu Rom.

Digitized by Google

Digitized by Google

langen Sätzen einiges Denkwürdige über die einzig wahre Strategie des großen Königs und sagte dann plötzlich ziemlich unvermittelt: „Mein lieber Eberhard! Wenn ein Friedrich zur Vermeidung des Staatsbankerotts Ephraimiten prägen ließ, kann man's eigentlich einem ehrsamen Bürgersmann, den der Staat durch seine Konversionen um ein Drittel seines kleinen Zinsgenusses bestohlen hat, nicht verdenken, wenn er sein Geld anstatt in Reichsanleihe in guten Industriepapieren anlegt. Gesteh' einmal, verehrtester Kommerzienrat, der Du ja von Berufswegen in Kommerzien raten sollst, — kannst Du mir den Ankauf von Prometheusaktien empfehlen?"

Der Hausherr liebte es nicht, wenn hier oben von Geschäften gesprochen wurde. Er sagte dann gewöhnlich gelassen: „Bitte, eine Treppe tiefer!" Aber diesmal begnügte er sich damit nicht. Er schlug sich ein paarmal mit der Hand auf das Knie und erklärte, die komplizierte Sprachweise des Strategen nachahmend: „So der große König zu sotanen Geldoperationen schreiten mußte, wird er aus hoher Staatsraison ein Recht dazu zu haben gemeinet haben. So aber ein Mann Deines Schlages, meine teure Excellenz, sich vermisset, seine Finger in zweifelhafte Börsenspekulationen zu stecken, soll er sich nicht wundern, estimier' ich, so er sich besagte Finger verbrennt. Und das von Rechts wegen." Die anderen lachten, der General selbst mit. Aber der Kommerzienrat fuhr fort: „Übrigens bin ich ein armer Privatmann, der kümmerlich von seinen Zinsen leben muß. Doch da sitzt ja mein filius, der nach Belieben von den goldenen Früchten des berühmten Giftbaumes pflücken darf. Der muß eigentlich Bescheid wissen. Nun, Willy, laß Deine Weisheit leuchten: Was hältst Du von den Baldinschen Gründungen?"

„Ich halte den augenblicklichen Kurs jedenfalls für zu hoch, als daß ich einem guten Freunde den Ankauf raten sollte."

„Na, mein Junge, auf die Antwort hin — glaube meinen Erfahrungen — kaufen von hundert guten Freunden neunundneunzig. Ich kenn's doch: will man jemand mit Erfolg abraten, dann muß man geradezu mit Keulen dreinschlagen. Sonst kauft Publikus immer. Denn Publikus ist, sobald er einmal Blut geleckt hat, eigentlich viel unersättlicher als der geriebenste Spekulant. Publikus geht in jede Hausse mit Enthusiasmus hinein, um beim Verlust rücksichtslos auf die Börse und, was weit schlimmer ist, auf seinen soliden Ratgeber zu schimpfen — oder, moderner und wirkungsvoller, den so allgemein beliebten Differenzeinwand zu erheben. Wolltest Du mit Erfolg abraten, Willy, so mußtest Du mindestens erklären: ‚Wie ich überhaupt glaube, daß unsere Industrie sich augenblicklich etwas zu stark engagiert, so halte ich auch die hochwohllöbliche Prometheuslicht-Gesellschaft für ein künstlich hochgepufftes Unternehmen'."

Willy hatte sich in den Stuhl zurückgelehnt und sah den Rauchkreisen seiner Cigarre nach: „Das könnte ich wohl nicht verantworten, Papa," sagte er langsam.

„So? Na, Graban, ich sehe also voraus, daß Du morgen Deine paar Kröten vom Glanz des Prometheuslichtes überströmen läßt. Viel Glück, mein Alterchen. Aber nun genug davon. Du, Mauselchen, Bernhardine, lauf' 'mal fix und spiel' uns das schöne Lied vom lieben Augustin! Protestieren Sie nicht, Musikmann, der liebe Augustin ist ein Lied, das man gar nicht oft genug hören kann. ‚Ach, Du lieber Augustin, alles ist weg! Geld ist weg, Hut ist weg ... Augustin liegt im ...'"

Am nächsten Tage machte Willy wirklich seinen Besuch bei Frau Baldin.

Als er die Tür des geräumigen Vorgartens aufklinkte, sah er von der Villa her eine Dame den schmalen Kiespfad entlang kommen. Ein schlankes Mädchen — oder war's eine junge Frau? — im schlichten, braunen, enganliegenden Kleide. Sie trug eine kleine schwarze Mappe in der Hand und schritt sehr schnell aus, wie jemand, der es eilig hat.

Er trat, den Türflügel in der Hand, höflich zur Seite, lüftete den Hut. Und als sie unmittelbar an ihm vorüberging, mit einer ganz leichten Neigung des schmalen, zierlich geformten Kopfes, schoß es ihm durch den Sinn: ‚Wo hast Du denn nur dies feine, vornehme Gesicht schon gesehen?'

Unwillkürlich blickte er ihr noch eine Sekunde nach, wie sie, das Kleid leicht anhebend, über den Damm schritt, bis zur Haltestelle drüben, und auf die gerade heranfausende elektrische Bahn stieg. Als der Wagen vorüberfuhr, sah er noch einmal durch die Scheiben das schöne Mädchenantlitz mit den roten Lippen, die so eigen zu der blassen Hautfarbe standen, und das volle aschblonde Haar unter dem kleinen Pelzbarett.

‚Wo hast Du sie nur gesehen? — Wer kann das nur sein?' wiederholte er sich immer wieder, während er der Villa zuging. ‚Irgend so etwas wie Stütze der Hausfrau? Erzieherin? Engländerin? Das kann schon sein ... Engländerin aus guter Familie, die au pair geht ... aus guter Familie ganz gewiß ...' Und er zog die Klingel, während ein leises Mitgefühl ihn beschäftigte — ‚rosig mag die Aufgabe bei Frau Baldin gerade auch nicht sein ...'

Aber Haus und Hausfrau brachten ihn doch einigermaßen von dem Vorurteile der alten gegen die jungen Millionäre zurück.

Sein recht verwöhntes Auge traf auf kein Zeichen des Parvenütums, trotzdem er danach suchte. Wenn die Einrichtung sich auch nicht mit der der väterlichen Wohnung vergleichen ließ — derart Unähnliches läßt sich ja überhaupt kaum vergleichen —, so entsprach sie doch durchaus den Forderungen des guten Geschmacks. Die schöne, weite und hohe Diele, die angrenzende Zimmerreihe, durch die er geführt wurde, ehe er in den Salon der Hausfrau gelangte, war ganz im modernen Stil eingerichtet: mit eintönig gehaltenen Wänden, mit schlichtlinigen Möbeln, großen, tiefen Schränken, bequemen Stühlen, wie sie die Kunst Riemenschneiders, Berlepschs und vor allem Van de Veldes eingebürgert hat. Daß dann das Zimmer der Hausherrin sich dazu im Gegensatz stellte, daß hier das zierlichste Rokoko herrschte, mit Bouletischchen, goldlackierten Sesseln und allerlei bric à brac auf verschnörkelten Konsolen, erschien ihm gerade als ein Zeichen persönlichen Geschmacks, als eine Unabhängigkeitserklärung dem allmächtigen Dekorateur gegenüber. Das Zimmerchen hatte entschieden sein eigenes Gepräge.

Er mußte hier einige Minuten warten, und der Eindruck, den er schon gewonnen hatte, erhöhte sich noch, als er in den Bildern an den Wänden ein paar sehr gute Kopien nach Gemälden von Lancret und Chardin erkannte, auf einem Eckbrett eine feine Kändlersche Gruppe aus Meißens bester Zeit. Es war das alles gut zusammengepaßt.

Dann kam endlich Frau Baldin.

Sie sah reizend aus in dem heliotropfarbenen, bauschigen Seidenkleid mit dem lichten Spitzengekräusel um den Hals und um die Handgelenke. Und es schmeichelte ihm doch auch ein wenig, daß sie die Freude über sein Kommen kaum verhehlte, wie sie ihm die Hand entgegenstreckte und ihm zulächelte.

Sie waren sofort in einem lebhaften Gespräch.

„Übermäßig erbaulich war es nicht, neulich, im Lessingtheater — nicht wahr? Hilf Himmel: was war der Blumenthal als Kritiker ein schneidiger Mann, damals, als man ihn noch den blutigen Oskar nannte, und wie fade war diese Komödie! Ich hätte seine eigene Kritik über das eigene Machwerk hören mögen —"

„Gnädige Frau, man mußte lachen. Und das ist etwas wert heutzutage."

„Lachen! Ja! Niemand lacht lieber als ich, so recht aus vollem Herzen. Nur laß ich mir mein Lachen, das mir ein so kostbares Gut dünkt, nicht gern abzwingen. In diesen modernen Possen, die sich widerrechtlich Lustspiele nennen, kitzeln die Herren Autoren, bis man lachen muß. Wie anders bei Molière. Wenn man bei ihm lacht, hat das Lachen eine befreiende Kraft. Schließlich — ich lache ja auch über den dummen August im Cirkus. Aber nachher ärgere ich mich..."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Universität Wittenberg.

Eine Säkularerinnerung von D. Bernhard Rogge.

Der 18. Oktober dieses Jahres ist ein wichtiger Gedenktag aus dem Zeitalter der Reformation, vielleicht nicht minder wichtig, wie die Geburtstage so mancher reformatorischer Männer, deren 400jährige Wiederkehr gefeiert worden ist. An dem gedachten Tage hat im Jahre 1502 die feierliche Eröffnung und Einweihung der vom Kurfürsten Friedrich dem Weisen gegründeten Universität Wittenberg stattgefunden, die nach Gottes Vorsehung ausersehen sein sollte, die Wiege der Reformation zu werden. Wenn auch die damals gegründete Hochschule heute nicht mehr besteht, so ist ihr doch durch die geistige Bewegung, die von ihr ausgegangen ist, und mit der ein neues Zeitalter begonnen hat, für alle Zeiten ein bleibendes Gedächtnis gesichert. Aber auch ihr Name lebt dadurch fort, daß seit ihrer im Jahre 1816 erfolgten Verlegung nach Halle und ihrer Vereinigung mit der dortigen Friedrichs-Universität, die letztere seitdem den Namen „Halle-Wittenberg" führt. Dieser fällt daher die Aufgabe und Ehre zu, die vierte Säkularfeier der Begründung und Einweihung ihrer älteren Schwester, wenn auch in dem durch die Verhältnisse gebotenen engeren Rahmen zu begehen. Es wird dies, wie wir hören, da am Stiftungstage selbst die Studierenden von Halle erst zu einem geringen Teile dort anwesend sein dürften, statt am 18. Oktober, am 1. November geschehen. Bei der Bedeutung aber, welche die ehemalige Hochschule als Geburtsstätte der Glaubenserneuerung und der deutsch-evangelischen Kirche gehabt, bei dem maßgebenden Einfluß, den sie über ein Jahrhundert lang auf kirchlich-theologischem Gebiete ausgeübt hat, glaubt auch das Daheim an der Säkularfeier ihrer dereinstigen Gründung nicht stillschweigend vorübergehen zu sollen.

In aufrichtiger Hochschätzung der Wissenschaften und in treuer Fürsorge für das Wohl seiner Landeskinder und für die Ausbreitung höherer Bildung, hat Kurfürst Friedrich der Weise, wie es scheint, schon bald nach seinem im Jahre 1486 erfolgten Regierungsantritt, den Wunsch gehegt, in dem kursächsischen Gebiete, das bei der Teilung der sächsischen Lande zwischen der ernestinischen und albertinischen Linie ersterer zugefallen war, eine Universität zu besitzen. Dieser Wunsch lag ihm um so näher, als die Stadt Leipzig mit der dort in hoher Blüte stehenden Hochschule den albertinischen Landen angehörte, während Kursachsen und die dazu gehörigen thüringischen Lande einer solchen völlig entbehrten. Denn die Stadt Erfurt, deren Hochschule eine besonders hervorragende Pflegestätte des Humanismus war, stand unter der Oberhoheit des Erzbischofs von Mainz. Zweifellos ist der Kurfürst, der gern mit Männern von Geist und Wissenschaft verkehrte, auch mit solchen über den von ihm gehegten Plan in Beratung getreten. Auf dessen Ausführung scheint namentlich der mit Reuchlin und anderen deutschen Humanisten in Verkehr stehende Dr. Martin Pollich von Melrichstadt, einer der vielseitigsten und gewandtesten Gelehrten Deutschlands, und neben ihm der aus Luthers Leben bekannte Generalvikar des Augustinerordens, Dr. von Staupitz, einen entscheidenden Einfluß ausgeübt zu haben. Gewiß ist, daß sich der Kurfürst bei der Stiftung und ersten Einrichtung der neuen Hochschule des Rates und der Hilfe dieser beiden Männer bedient hat. Für die Wahl Wittenbergs zur Stätte ihrer Gründung mag der Umstand entscheidend gewesen sein, daß diese Stadt den Mittelpunkt desjenigen Kreises bildete, auf welchem von alten Zeiten her die sächsische Kurwürde ruhte. Neben Torgau war sie die Hauptresidenz des Kurfürsten, der hier kurz vor der Begründung der Universität eine „Allen Heiligen" geweihte stattliche Schloßkirche hatte erbauen lassen. Im übrigen wird Wittenberg von den damaligen Zeitgenossen als ein „kleiner, alter, häßlicher Ort" geschildert, der mit seinen „hölzernen Häuslein" einem Dorfe ähnlicher gewesen sei, denn einer Stadt. Noch im Jahre 1513 zählte die Stadt nur 356 steuerpflichtige Häuser. Auch galt ihre tiefe Lage am Elbstrom für ungesund. Noch hundert Jahre nach Gründung der Universität ging die Rede: „Wer von Wittenberg kommt mit gesundem Leib, der kann Gott danken mit Kind und Weib."

Vor allem aber wird das für die Wahl dieses Ortes mitbestimmend gewesen sein, daß sich hier ein Kloster des Augustinerordens befand, dessen Mitglieder sich vor denen anderer geistlicher Orden durch wissenschaftliche Bildung und durch eine ernstere Richtung auszeichneten. Es durfte daher darauf gerechnet werden, daß sich unter den Augustinerbrüdern solche finden würden, die zur Übernahme theologischer und philosophischer Lehrstühle geeignet wären. Es war um so nötiger, bei der Besetzung der Professuren auf möglichste Sparsamkeit Bedacht zu nehmen, als Kurfürst Friedrich nicht in der Lage war, seine neue Stiftung mit besonders reichen Mitteln auszustatten. Er suchte diese hauptsächlich dadurch zu beschaffen, daß der Wittenberger Schloßkirche eine Anzahl benachbarter Kirchspiele einverleibt wurden. Deren Einkommen ging an die zu einer Stiftskirche erhobene Schloßkirche über, und die Stellen des Stiftes samt dem Einkommen wurden an akademische Professuren geknüpft. Unter allen diesen Umständen mußte die Gründung einer Hochschule an solchem Orte und mit so kümmerlicher Ausstattung in der unmittelbaren Nachbarschaft so blühender Universitäten, wie der zu Leipzig und Erfurt als ein kühnes Wagnis erscheinen. Dennoch ging Kurfürst Friedrich mit gutem Mute ans Werk. Wie schon bemerkt, war der 18. Oktober 1502 der Tag der feierlichen Einweihung der neuen Hochschule. Ihre Stiftung erfolgte auf Grund kaiserlicher Privilegien, die sich Friedrich bei dem Kaiser Maximilian zu erwirken gewußt hatte. Auch versäumte er es nicht, die in jener Zeit erforderliche päpstliche Genehmigung bei dem damaligen Papste Alexander VI. einzuholen.

Im übrigen aber war sie von Anfang nicht wie andere Hochschulen unter die Aufsicht einer kirchlichen Obrigkeit gestellt. Die Einweihung wurde mit möglichster Feierlichkeit vollzogen. Vom kurfürstlichen Schlosse aus, in welchem die bereits berufenen Professoren der neuen Hochschule durch die städtischen Behörden begrüßt wurden, ging es in festlicher Prozession in die Stadtkirche, in welcher eine Messe gehalten und das Veni sancte spiritus gesungen wurde. Hierauf hielt ein höherer Geistlicher aus Torgau eine öffentliche Ansprache. Unmittelbar nach beendigter Feier wurde Martin Pollich von Melrichstadt zum ersten Rektor gewählt. Dieser hatte bisher an der Universität Leipzig als Doktor zweier Fakultäten, der medizinischen und juristischen gelehrt. Noch während seines Rektorats erwarb er auch die Würde eines Doktors der Theologie. Der erste Dekan der theologischen Fakultät wurde Johann von Staupitz. Die neue Hochschule wird in den ersten Urkunden mit Bezug auf die Lage Wittenberg an der Elbe Academia Albiorena genannt. Später ist dann die Bezeichnung Academia Wittebergensis die gebräuchlichere geworden.

Schon bald nach der Eröffnung der Universität und dem Beginn ihrer Vorlesungen finden wir unter ihren theologischen Dozenten Männer aufgeführt, deren Namen im Verlauf der reformatorischen Bewegung in weiteren Kreisen bekannt geworden sind; so schon im Jahre 1504 Andreas Bodenstein aus Karlstadt und Nikolaus von Amsdorf. Doch blieb die Anziehungskraft der jungen Anstalt in den ersten Jahren ihres Bestehens nur gering. Die Zahl der Studierenden, die sich im ersten Jahre auf 416 belief, sank in den nächstfolgenden Jahren bis auf 127.

Im Jahre 1508 erhielt die junge Hochschule in dem Erfurter Augustinermönch Martin Luther den akademischen Lehrer, der ihren Weltruf begründen sollte. Seine Berufung nach Wittenberg erfolgte auf Veranlassung seines Gönners und väterlichen Freundes Johann von Staupitz, der als Ge-

Digitized by Google

neralvikar seines Ordens mit scharfem Blick seine wissenschaftliche Befähigung und zugleich einen Vertreter seiner eigenen nicht in der mittelalterlichen Scholastik befangenen theologischen Richtung erkannt hatte. Bei seinem Eintritt in Wittenberg und bei seiner Versetzung in das dortige Augustinerkloster wurden Luther zunächst philosophische Vorlesungen übertragen, zu denen er als Erfurter Magister bis dahin allein berechtigt war. Doch erwarb er schon am 9. März 1509 unter Staupitzens Dekanat und wohl auf dessen Veranlassung das Baccalaureat in der theologischen Fakultät. Bei seiner Promotion dazu hat er, wie im Wittenberger Dekanatsbuche notiert ist, der Fakultät „nicht genug getan" d. h. er hat ihr die Geldgebühren nicht entrichtet. Er selbst fügt diesem Vermerk hinzu: „er wird es auch nicht tun, weil er damals selbst arm war und, unter dem Klostergelübde der Armut stehend, nichts gehabt hat. Daher wird Erfurt zahlen." Diese Verpflichtung Erfurts mag er auch daher hergeleitet haben, daß er schon im Herbst 1509 nach Erfurt zurückberufen wurde. Auch nachdem Luther im Jahre 1511 nach Wittenberg zurückgekehrt und durch die Erwerbung der Würde eines Doktors der Theologie, die im Oktober 1512 erfolgte, von der philosophischen Fakultät ganz zur theologischen übergegangen war, belief sich die Zahl der Studierenden auf kaum zweihundert. Von Jahr zu Jahr aber mehrte sich diese Zahl, seitdem im Jahre 1518 neben Luther Philipp Melanchthon für die junge Hochschule gewonnen worden war. Durch das Zusammenwirken dieser beiden im Mittelpunkte der reformatorischen Bewegung stehenden Männer und durch diese selbst erhielt sie eine Bedeutung, die ihr bis um die Mitte des XVI. Jahrhunderts und über diese hinaus einen Glanz verlieh, durch den sie sehr bald alle älteren Hochschulen überstrahlte. Auch nach Luthers Tode blieb die theologische Fakultät von Wittenberg noch längere Zeit gleichsam das Obertribunal der protestantischen Kirche, von dem über Lehre und Verfassung entscheidende Aussprüche ausgingen. Dem Ruf, den sie als die Pflanzstätte der Reformation genoß, hat sie es zu verdanken gehabt, daß sie auch die schwersten Stürme, die über sie hereinbrachen, zu überstehen vermochte. Sah sie sich doch, abgesehen von mehrfachen Heimsuchungen durch die Pest, die sie zeitweise entvölkerten, nach dem unglücklichen Verlauf des schmalkaldischen Krieges, der sie ihres treuen Pflegers und Beschützers Johann Friedrich des Großmütigen beraubte, von völliger Auflösung bedroht, nachdem sie kurz vorher durch Luthers Tod den schwersten Verlust erlitten hatte. Aber kaum war im Jahre 1548 der Friede wieder hergestellt, als auch der neue Kurfürst Moritz es als eine Ehrenpflicht ansah, die Universität wieder herzustellen und mit neuen Mitteln auszustatten. Durch Melanchthons Einfluß hob sie sich bald wieder zu neuem Ansehen. Eine abermalige gefährliche Krisis hatte sie nach dessen Tode, infolge der sogenannten kryptokalvinistischen Streitigkeiten zu bestehen. Wieder lichteten sich die Reihen der Studierenden in bedenklicher Weise. Aber schon im Jahre 1582 wird deren Zahl wieder auf 1500 angegeben und nicht lange darauf übersteigt diese selbst die reformatorische Periode. So durfte sie sich bei ihrer ersten Säkularfeier im Jahre 1602 noch immer ihres bisherigen Glanzes erfreuen. Noch in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts wirkte in der theologischen Fakultät der Geist Luthers und Melanchthons nach; sie hatte in Männern wie Polykarp Leyser, Balthasar Meißner, Paul Röber trotz aller konfessionellen Beschränktheit ihres strengen Luthertums würdige und angesehene Vertreter. Aber in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts begann bereits der Einfluß der theologischen Fakultät infolge der streitbaren und unfruchtbaren Scholastik, in der sie je länger je mehr verknöcherte, zu schwinden. Die früher von Wittenberg ausgegangene Freiheit wurde in Zwang und Dürre des Herzens verkehrt. Schon werden laute Klagen über die Anmaßung der Wittenberger Theologen laut, „als müßte alles, was zu Wittenberg gelehrt werde, weil zur Zeit der Reformation das Licht von dort ausgegangen, auch jetzund die pure lautre Wahrheit sein". Wegen der in Wittenberg zur Herrschaft gelangten Engherzigkeit wurde im Jahre 1662 den Theologie Studierenden aus Brandenburg der Besuch dieser Hochschule verboten. Von da an nehmen die Einschreibungen neuer Studierender von Semester zu Semester ab und sinken im Jahre 1682 bis auf 176. Wenn auch die zweite Säkularfeier im Jahre 1702 sich noch zu einem großen Jubelfeste gestaltete, so konnte sich dieser Jubel doch nur auf die ruhmvolle Vergangenheit, aber kaum mehr auf die Gegenwart beziehen. Vollends unterlag die in Wittenberg vertretene Orthodoxie mit dem Beginn des XVIII. Jahrhunderts im Kampf mit dem Halleschen Pietismus. Neue, auch nicht eben schöpferische Regungen in anderen Wissensfächern, welche in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts noch in Wittenberg auftauchten, vermochten den Verfall der Geburtsstätte der Glaubenserneuerung und der deutsch-evangelischen Kirche nicht mehr abzuwenden. Einen beinah tragischen Eindruck machen die noch vorhandenen überschwenglichen Beschreibungen der im Jahre 1802 begangenen dritten Säkularfeier, denn in diesem Jahre lag die einst so berühmte Hochschule schon in ihren letzten Zügen. Die Zahl ihrer Studierenden belief sich kaum mehr auf 350. Karl Ludwig Nitzsch, der Vater des nachmals berühmt gewordenen Karl Emanuel Nitzsch, war der einzige Theologe von bedeutenderer wissenschaftlicher Begabung. Hatten sich auch die Fortschritte der Medizin, der Naturwissenschaften, der Altertumskunde, wie anderwärts, so auch in Wittenberg geltend gemacht, hatte auch das Auftreten der kantischen Philosophie erfrischend und belebend gewirkt, so war doch Wittenberg im Vergleich zu anderen Hochschulen zu fast völliger Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Schließlich haben die bald nach dem Beginn des neuen Jahrhunderts eintretenden Kriegsnöte der Universität den Todesstoß versetzt. Von Jahr zu Jahr ging die Zahl der Studierenden zurück, bis die Aufnahme im Herbst 1811 nur noch 42 aufwies. Auch die letzten Studierenden zerstoben, als im Jahre 1813 die Belagerung der von den Franzosen besetzten Festung Wittenberg begann. Die Professoren bargen sich zum größten Teil in dem benachbarten sächsischen Schmiedeberg, wo man ohne Vorlesung und Studenten in äußeren geschäftlichen Formalien die Verwaltung einer Universität fortsetzte, die tatsächlich nicht mehr existierte. (Vgl. Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle von D. Schrader, Berlin, Dümmlers Verlag, 1894. II. Bd. S. 51.) Die Bibliothek wurde ordnungslos zusammengeworfen und dann unter vielen Fährlichkeiten fortgeschafft.

Als nach Beendigung der Befreiungskriege Wittenberg mit einem großen Teil Kursachsens an Preußen fiel, wurde zwar die Wiederherstellung der Universität in Anbetracht der mit ihr verknüpften großen geschichtlichen Erinnerungen in Erwägung gezogen, aber man gewann die Überzeugung, daß diese nur mit einem unverhältnismäßig hohen Aufwande und auch dann ohne Hoffnung auf entsprechende Frucht ins Werk gesetzt werden könne. Neben der Friedrichs-Universität zu Halle war in der neuen preußischen Provinz Sachsen für eine zweite Hochschule kein Raum. Zwischen letztere und der jugendlich aufstrebenden, im Jahre 1810 neu gegründeten Universität Berlin eingeklemmt, wäre Wittenberg auf alle Fälle verkümmert. So fiel die Schöpfung Friedrich des Weisen, die drei Jahrhunderte zuvor der Weltgeschichte eine neue Richtung gegeben hatte, einer tragischen Notwendigkeit zum Opfer. Am 6. März 1816 wurde von König Friedrich Wilhelm III. die Verlegung der Wittenberger Hochschule nach Halle und ihre Vereinigung mit der dortigen Friedrichs-Universität angeordnet. In Wittenberg dagegen wurde aus den Mitteln der Universität ein Predigerseminar gegründet, in welchem der Stadt eine Bildungsstätte für zukünftige Geistliche verblieben ist, die es als ihre Ehrenpflicht ansieht, die Überlieferungen einer großen Vergangenheit zu bewahren und zu pflegen.

Digitized by Google

Die Frauen im Post-, Telegraphen- und Fernsprechdienst.

Von Ernst Niemann.

Eine Zeitschrift, die ein besonderes Vergnügen daran findet, durch sogen. Preisfragen die Meinungen ihrer Leser über die Dinge dieser Welt zu erforschen, bekam neulich einmal auf die Frage, welches wohl die hervorragendste Errungenschaft der Neuzeit sei, zur Antwort: Die Blitzmädel, die Telephondamen. Diese Antwort kann ganz ernst gemeint sein und rührt sicher von einem Manne her, der viel am Fernsprecher zu tun hat. Denn seitdem die Vermittelungsstellen mit Damen besetzt sind, wickelt sich der Verkehr in den Fernsprechern viel glatter und geläufiger ab als früher, da dieser Dienst noch von Männern wahrgenommen wurde. Das liegt vor allem daran, daß die Sprache der Frauen bei ihrer höheren Stimmlage deutlicher und verständlicher ist als die männliche Grabesstimme, und dann sind die Fernsprechteilnehmer gegenüber den Damen auch entgegenkommender und höflicher und bestehen nicht selten die andauerndsten Geduldsproben in tadelloser Weise. Selbst der bärbeißigste Sauertopf empfindet beim Klingen der Glockenstimmen in dem Fernhörer noch eine Art Höflichkeitsverpflichtung und knüpft in dem Drange, 'mal ein guter Mensch sein zu wollen, den zerrissenen Geduldsfaden immer wieder von neuem aneinander. Und in welchem Maße Geduld und Ruhe den doch nun einmal auch noch mit allerlei Unvollkommenheiten behafteten Fernsprechverkehr günstig beeinflussen, das wissen die Herren, die den ganzen Betrieb zu leiten haben, am besten zu schätzen.

Dieses günstige Urteil über die Frauenarbeit am Fernsprecher legt nun die Frage nahe, warum die deutsche Verkehrsverwaltung nicht schon früher aus rein praktischen Erwägungen dem Beispiel anderer Länder gefolgt ist und eine größere Anzahl Frauen in ihren Dienst genommen hat. Ganz unbekannt sind Post- und Telegraphenbeamtinnen ja auch früher nicht bei uns gewesen. Anfangs der siebziger Jahre durften Postexpediteure und Postagenten Gehilfinnen beschäftigen, von Sachsen übernahm die Bundespost seinerzeit eine Anzahl weiblicher Beamten, und in den neuen preußischen Provinzen waren bei ihrer Übernahme Postexpediteurinnen in Funktion, auch beim Übergang der badischen Telegraphenverwaltung auf das Reich fanden sich 99 Telegraphengehilfinnen vor. Sie alle wurden in ihren Stellungen belassen und weiterbeschäftigt, aber doch nur verpflichtetermaßen. Denn Herr von Stephan ist stets ein Gegner der Beschäftigung von Frauen im Post- und Telegraphendienste gewesen. Nur als brave Frauen seiner Beamten waren ihm Deutschlands Töchter willkommen; er meinte mit Jesus Sirach: „Eine vernünftige Tochter kriegt wohl einen Mann; aber eine ungeratene Tochter läßt man sitzen, und sie bekümmert ihren Vater.“ Wie nun freilich heute die Welt beschaffen ist, kriegen auch die vernünftigen Töchter nicht alle einen Mann, sie bleiben unversorgt aus Gründen, die sie nicht verschuldet haben. Und daß diese Unversorgten ein Recht auf selbständige Erwerbstätigkeit haben, darüber ist bei der heutigen Entwickelung der Dinge nicht mehr gut zu streiten.

In der Hauptsache aber waren es doch dienstliche Besorgnisse, die den deutschen Generalpostmeister davon abhielten, der Frauenbewegung soweit entgegenzukommen, wie es gewünscht worden ist. Das von ihm zu hoher Entwickelung geführte deutsche Post- und Telegraphenwesen verlangt ganze Kräfte und vor allem, daß jederzeit darüber verfügt werden kann. Von der immerhin beschränkten dienstlichen Verwendbarkeit der weiblichen Beamten, von den mancherlei Rücksichten auf Anstand und Sitte befürchtete er unliebsame Schwierigkeiten und Störungen im Dienstbetriebe. Die von ausländischen Postverwaltungen hierüber abgegebenen Gutachten waren auch nicht danach, besonders ermutigend zu wirken. Spanien z. B. nahm und nimmt keine Frauen mehr an, und Frankreich und Belgien trachten danach, ihre Ressorts wieder zu „entweiben“. Die lautere Frauenfreundlichkeit ist es ja auch nicht immer gewesen, die andere Staaten dazu bewog, Beamtinnen anzustellen, ein stärkerer Beweggrund war das Streben nach billigen Arbeitskräften, und in vielen Ländern wurde die Not zur Tugend, sie waren und sind zum Teil noch heute auf Frauenkräfte angewiesen, weil bei der geringen Besoldung keine ausreichenden männlichen Beamtenkräfte zu erlangen waren. In Deutschland aber übersteigt noch heute das Angebot die Nachfrage. Endlich war es auch die Fürsorge für seine Beamten, die Herrn von Stephan in seiner ablehnenden Haltung bestärkte. Er wollte nicht, daß ihnen von den Frauen überall der leichtere Dienst abgenommen und nur die schwereren Geschäfte, insbesondere auch der Nachtdienst, übrig gelassen würde. Dazu kommt, daß die Beamtinnen in der Hauptsache nur in größeren Städten verwandt werden können, was die nachteilige Folge hat, daß die Männer mit ihren Familien in die kleineren Städte verdrängt werden, wo die Kinder alle jene Schul- und Bildungsanstalten entbehren, auf die gerade Beamte so großen Wert legen müssen. Ich glaube nicht, daß gegen diesen Standpunkt der Reichspostverwaltung viel einzuwenden sein wird.

Erst durch die rasche Ausbreitung des Fernsprechwesens haben sich die Verhältnisse zu Gunsten der Frauenarbeit gewendet, denn hier bot sich auf einmal ein ganz neuer und gerade für Frauen passender Dienstzweig, der im wesentlichen nur Eigenschaften verlangt, die die Frau in hohem Grade besitzt: ein scharfes Auge, feines Gehör, Geduld, gewandte Hand und eine leichte, deutliche Sprache. Es wurde denn auch nicht gezögert, für diesen Dienst eine größere Anzahl junger Mädchen anzuwerben, und zwar mit dem Erfolge, daß man das Fernsprechwesen heute als die Domäne der Frauen bezeichnen kann; es sind ihrer schon rund 5000, die an Klappenschränken, Apparattischen und Fernsprechern ihren sicher nicht leichten Dienst verrichten. Die Vorgesetzten sind des Lobes voll, denn die Damen sollen viel leichter zu regieren sein als die Männer — ich bin sicher, daß sich diese schätzenswerte Eigenschaft mit zunehmendem Alter nicht verringern wird. Es war ursprünglich nicht beabsichtigt, die Damen mit ihren männlichen Fachkollegen in denselben Räumen zusammen arbeiten zu lassen; eine Trennung der Arbeitsräume für beide Geschlechter ist aber nicht überall durchzuführen, man ist anfangs auch wohl ein bißchen zu ängstlich gewesen. Heute macht sich um die gemeinsamen Arbeitsräume niemand mehr Sorgen, denn es hat sich sogar gezeigt, daß unsere großen Dichter wieder einmal recht behalten haben: die Frauen üben einen besänftigenden und wohltätigen Einfluß auf die Männer aus.

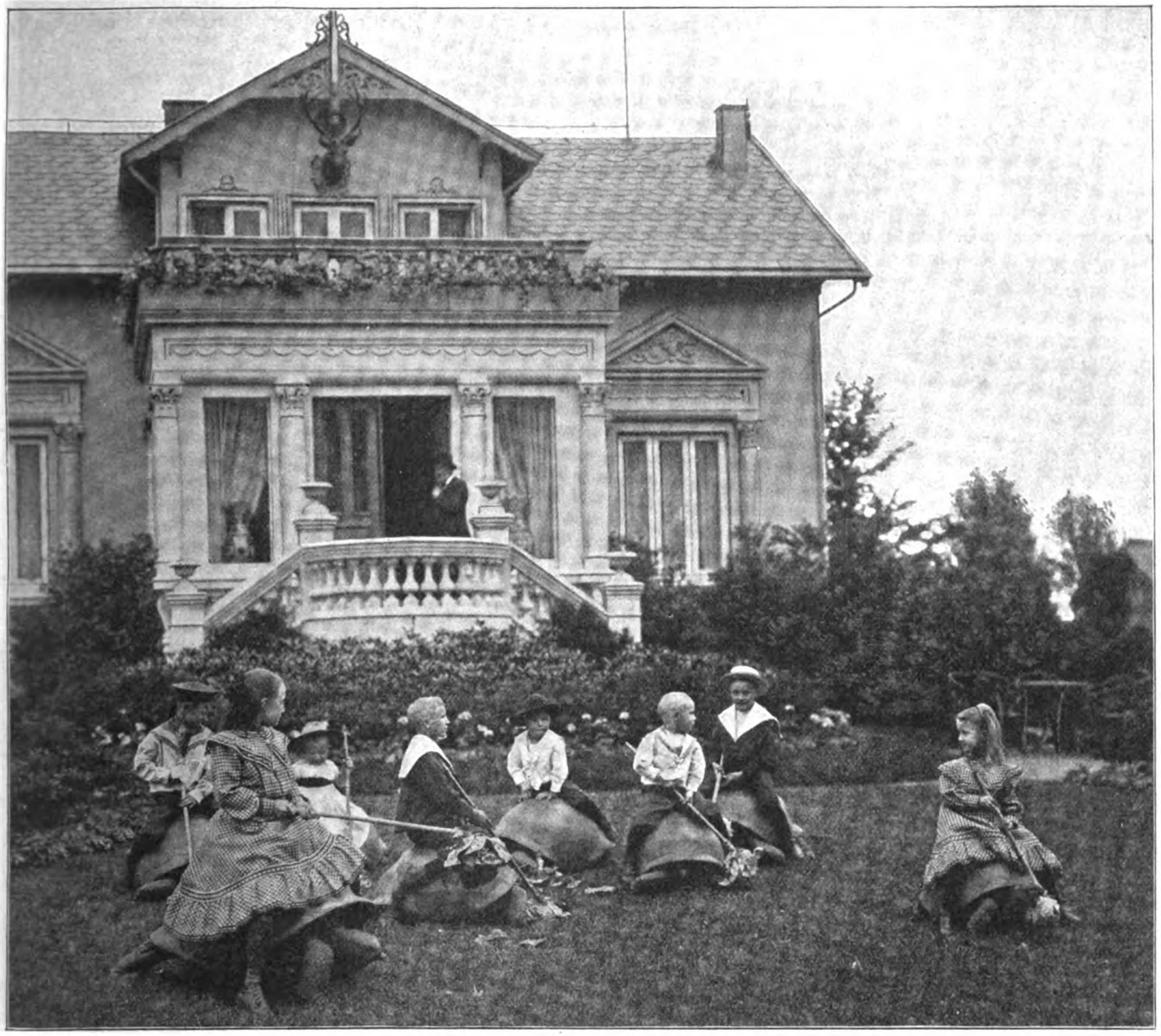
Seit dem Jahre 1898 werden nun auch für den Post- und Telegraphendienst in größerem Umfange weibliche Personen zugelassen. Bei der Post ist die Zahl der für Frauen geeigneten Dienststellen immerhin beschränkt. Zuerst kommen hier die Postagenturen in Frage, in deren kleineren Verhältnissen sie als Gehilfinnen oder auch als Verwalterinnen gute Dienste leisten. Man hat insbesondere auch daran gedacht, sie an Stelle von Postgehilfen als Gehilfinnen bei Postämtern dritter Klasse unterzubringen, wo sie unter Verantwortung des Vorstehers arbeiten. Die Anzunehmenden müssen ortsangesessen, gesund, von entstellenden Gebrechen frei, unbescholten, mindestens sechzehn Jahre alt sein und eine angemessene Schulbildung (gute Elementarbildung) nachweisen können. Die höchste Vergütung einer solchen Gehilfin beträgt 500 Mark. Indessen hat bei den meisten Postämtern dieser Klasse in der steigenden Verkehrsentwickelung der Betrieb bereits Formen angenommen, die die Beibehaltung von männlichen Beamten erforderlich machen. Es bleiben für Gehilfinnen sonach nur solche kleine Ämter mit einfachen Dienstverhältnissen, wo der Geschäftsumfang die volle Arbeitskraft eines zweiten Beamten nicht erfordert, und deren gibt es ja noch eine ganze Anzahl. Diese Gehilfinnen stehen in einem privaten Verhältnis zum Vorsteher des Postamtes und haben keine Pensionsberechtigung, falls sie nicht später den Anforderungen als „Postgehilfinnen“ oder „Telegraphengehilfinnen“ genügen und in diese Stellen aufrücken. Es ist also streng zu unterscheiden zwischen diesen Privatgehilfinnen bei Postämtern III und den Post- und Telegraphengehilfinnen.

Postgehilfinnen werden nur bei großen Postämtern und bei den Oberpostdirektionen beschäftigt. Dort gibt es eine ganze Anzahl für Frauen passende Dienstgeschäfte, in den Amtszimmern und Kanzleien die Bedienung der Schreibmaschinen, in den Rechnungsstellen Prüfungsarbeiten ꝛc., auch zum leichteren Schalterdienst könnten sie unbedenklich herangezogen werden. Telegraphengehilfinnen — diesen Titel führen übrigens jetzt auch die im Fernsprechdienst beschäftigten früheren Fernsprechgehilfinnen — sind bei Telegraphenämtern und Telegraphenbetriebsstellen für alle Dienstzweige bestimmt.

Über die Frauenarbeit im Post- und Telegraphendienst lauten die Urteile, auch die des Auslandes, im allgemeinen weniger günstig. Es fehlen den weiblichen Beamten besonders die für den Telegraphendienst erforderlichen technischen Fertigkeiten und die Gewandtheit. Bei Arbeitsanhäufung verlieren sie leicht Fassung, Ruhe und Überblick, das schwächere Handgelenk ermüdet leicht beim Arbeiten am Morseapparat, so daß sie mit Vorteil nur an wenig belasteten Leitungen verwendet werden. Die Post kann ihnen nur die leichteren Dienststellen offen halten; den Anforderungen des großen Betriebsdienstes mit seinem Hasten und Jagen bei Tag und Nacht im täglich millionenfach flutenden modernen Massenverkehr ist die Frau körperlich nicht gewachsen; es hat sich auch gezeigt, daß sie den Unterbeamten gegenüber häufig nicht die erforderliche Autorität besitzt. Das mögen sich doch die Mannen der mit so großem Geräusch durch die Welt schreitenden Frauenemanzipation gesagt sein lassen, die die Frauen auch auf dem Gebiete des Verkehrswesens in den freien Wettbewerb mit den Männern hineintreiben möchten und an die Reichspostverwaltung das Ansinnen stellen, in Leistungen und Bezahlung die Frau nicht anders zu behandeln als den Mann. Die Kräfteentfaltung des Weibes hat ihre natürliche Begrenzung, und darauf gebührende Rücksicht zu nehmen wird für die Verwaltung zum Gebot. In der Hauptsache wird es der Fernsprechdienst sein, der den Überschuß an weiblichen Arbeitskräften nach Möglichkeit ausgleichen hilft.

Für Postgehilfinnen und Telegraphengehilfinnen gelten dieselben Annahme- und Beförderungsbedingungen. Als Bewerberinnen kommen wohlerzogene Mädchen oder kinderlose Witwen aus achtbarer Familie im Alter von achtzehn bis dreißig Jahren in Betracht. Sie müssen richtig und gewandt deutsch sprechen und schreiben können und im übrigen den Anforderungen genügen, die an Postgehilfen gestellt werden. Die Beamtinnen sollen möglichst aus dem Orte ihrer Beschäftigung selbst herstammen; bei Verpflanzung junger Mädchen aus fern gelegenen Orten ist es erwünscht, daß sie in ihrem Amtsorte einen festen Familienhalt durch Verwandte haben, bei denen sie wohnen können. Es kann jedoch über diese Bestimmung hinweggesehen werden, wenn die Unterkunft in jeder Beziehung angemessen ist. Während

Digitized by Google



Riesenschildkröten im Hagenbeckschen Tiergarten zu Hamburg-Stellingen. Nach einer Aufnahme von Gerard Olmesdahl in Hamburg.

der Ausbildungszeit erhalten die Gehilfinnen keine Vergütung. Aber die jungen Damen arbeiten sich verhältnismäßig leicht und schnell in ihre Dienstverrichtungen ein, und dann beziehen sie im ersten und zweiten Dienstjahre täglich 2.25 Mark, im dritten und vierten 2.50 Mark und vom fünften Dienstjahre ab 3 Mark. Nach neun glorreichen Dienstjahren winkt die etatsmäßige Anstellung mit einem Gehalt von 1100 Mark, das bis 1500 Mark steigt. Daneben wird auch noch ein Wohnungsgeld von 216, 300, 360, 432 und 540 Mark, je nach der Servisklasse des Amtsortes, gezahlt. In Krankheitsfällen beziehen die fest angestellten Beamtinnen ihr Diensteinkommen weiter, die noch nicht fest angestellten bis zu einer gewissen Grenze. Natürlich haben die Gehilfinnen volle Beamteneigenschaft und, wenn sie dauernd dienstunfähig werden, Anspruch auf den gesetzlichen Ruhegehalt. So versorgt, spielen die jungen Damen in dem sicheren Gehege ihres Amtes gar keine üble Figur, und ich habe mir gerüchtweise sagen lassen, daß welche darunter wären, die infolgedessen gar nicht mehr ans Heiraten dächten. Auf die Verheiratung steht freilich auch die Strafe der Dienstentlassung; indessen, wen es trifft, wird wohl einen Trost zur Hand haben.

Von den rund vierzig ausländischen Post- und Telegraphenverwaltungen nehmen dreißig in mehr oder weniger ausgedehntem Maße Frauen in ihre Dienste. Die meisten beschäftigt Nordamerika, und zwar rund 90 000; dort gibt es viele Postämter mit nur weiblichen Beamten. Danach kommt England mit 25 000, Frankreich mit 12 000, Österreich mit 6000, Deutschland mit 5000, die Schweiz mit 2000, Schweden mit 600 und Dänemark mit 200. Die Beamtinnen werden fast überall in weniger anstrengenden Dienstzweigen verwendet, vorzugsweise als Vorsteherinnen kleiner Post- und Telegraphenstationen und als Gehilfinnen bei diesen. Bei großen Ämtern versehen sie den leichteren Schalterdienst, den Telegraphen- und besonders auch den Fernsprechdienst; eine recht passende Beschäftigung gewährt ihnen das in anderen Ländern ausgebildete Postsparkassenwesen. Zum Nachtdienst werden die jungen Mädchen selten herangezogen und dann gewöhnlich nur, wie neuerdings auch in Deutschland, in den Fernsprechzentralen. Die mittlere tägliche Arbeitsdauer beträgt im allgemeinen zwischen sieben und acht Stunden. Nur die Schweiz verlangt im Sommer neun Stunden, Bulgarien stellenweise zehn Stunden. Das Arbeitsstundenmaß ist also fast durchweg geringer als das der Männer, zumal auch, da den Frauen meist während der Dienstzeit Erholungspausen gewährt werden.

Die Besoldung der weiblichen Beamten ist in den einzelnen Ländern sehr verschieden, entspricht aber im großen und ganzen derjenigen unserer Post- und Telegraphengehilfinnen. Nur wo die Frauen in leitende Stellungen einrücken können, ist die Bezahlung höher; die Stelle der Aufseherin beim Londoner Zentraltelegraphenamt z. B. bringt 4000—6000 Mark ein, auch die neun Revisorinnen können es bis 4000 Mark bringen. In den englischen Provinzstädten stehen sich die Frauen dagegen weniger gut; die Vorsteherinnen der Unterpostämter beziehen lediglich eine Provision, mindestens jedoch 100 Mark jährlich. In Österreich ist der Anfangsgehalt 60 Mark monatlich, ansteigend bis 100 Mark nach zwanzig Dienstjahren. Frankreich zahlt 800—1440, Dänemark 400—1200, Schweden 800 bis 1400 Mark. In Holland beziehen die Fernsprechbeamtinnen 640—1280, die Vorsteherinnen einen Höchstgehalt von 2880 Mark. Das Recht auf Ruhegehalt müssen sich die Beamtinnen in mehreren Ländern durch die Beisteuer in besondere Pensionskassen erwerben.

Für die Aufnahme der Frauen in den Post-, Telegraphen- und Fernsprechdienst fordern alle Staaten gemeinsam den Besitz der Landesangehörigkeit, gute Führung, achtbare Herkunft, Gesundheit und eine gewisse Schulbildung. England und Frankreich halten auch auf eine Art Militärmaß, und zwar bittet sich ersteres 1,52 Meter, letzteres 1,50 Meter aus. Das beanspruchte Mindestalter bewegt sich meistens

Digitized by Google

in den Grenzen zwischen sechzehn und achtzehn Jahren, jedoch begnügt sich Japan schon mit vierzehn, England mit fünfzehn Jahren. Als Höchstalter sind die Zahlen zwischen zwanzig und dreißig Jahren am meisten vertreten; nur die galanten Portugiesen halten die Frau noch mit 45 Jahren für jung genug, in das Beamtenleben himmlische Rosen zu streuen. Uber den passenden bürgerlichen Stand der Beamtinnen haben die verschiedenen Staaten mancherlei Meinungen. In Deutschland, Bulgarien, in den Niederlanden, in Rumänien, Japan müssen die Bewerberinnen entweder unverheiratet oder kinderlose Witwen sein, während England und Rußland nichts gegen Kinder haben. Das liberale Frankreich stellt in dieser Beziehung überhaupt keine Bedingungen, auch Portugal nicht, doch berücksichtigt dieses nur Frauen, Mütter, Töchter und Schwestern von Postamtsvorstehern, was zur Schonung des Staatssäckels bei der Versorgung der Hinterbliebenen seiner Beamten sehr klug getan ist. Bei der Verheiratung müssen die Frauen in den meisten Ländern aus dem Dienste scheiden, wobei England liebenswürdigerweise den jungen Hausfrauen für den verlorenen Pensionsanspruch eine Geldentschädigung mit in die Ehe gibt. In wenigen Ländern können die Frauen im Dienste bleiben, wenn das Glück ihres Besitzes einem Post- oder Telegraphenbeamten zufällt. —

Es wird insbesondere von den Erfahrungen auf gesundheitlichem Gebiete abhängen, ob die Reichspostverwaltung das ja erst in der Entwickelung begriffene weibliche Beamtenwesen weiter ausbauen kann. Wenn es sich erweisen sollte, was wir von Herzen wünschen, daß die weibliche Körperkonstitution den mancherlei dienstlichen Anfechtungen und den Nervenattacken gegenüber widerstandskräftig genug ist, dann wird die Verwaltung bei den vielen guten Eigenschaften, die die jungen Damen mit in ihr Amt bringen, wohl auch nicht säumen, das vorhandene Beamtinnenkorps noch zu vergrößern und ihm, soviel sie vermag, durch Verbesserungen der Betriebseinrichtungen und der Apparate den Dienst zu erleichtern und angenehm zu machen.

Bei Herrn Alfred Ilg.

Von Hanns von Zobeltitz.

Als ich jüngst auf einer kleinen Erholungsreise in der schönen Schweiz war, las ich zufällig in einer Zeitung, daß Herr Alfred Ilg wieder einmal in seinem Heimatslande und in Zürich weile. Ich beschloß sofort, in der Limmatstadt auf der Rückreise Station und den Versuch zu machen, den Herrn persönlich kennen zu lernen, dessen Lebenslauf und dessen Ziele mich stets besonders interessierten. Ein Teil meiner norddeutschen Leser wird freilich den Kopf schütteln: „Bei Alfred Ilg ... Wer ist Alfred Ilg?“ Viele aber werden wenigstens den Namen des Mannes schon gehört haben und wissen, daß Herr Alfred Ilg seit langen Jahren Staatsrat und bevollmächtigter Minister Seiner Majestät des Negus Negesti, des Königs Menelik von Abessinien, oder wie es offiziell heißt, Äthiopien ist — wie man sagt, dessen vertrautester Ratgeber, jedenfalls der einzige Europäer, der am Hofe von Addis Abbaba wirklichen und dauernden Einfluß gewonnen hat. Eine eigenartige Persönlichkeit: in jungen Jahren aus der Enge heimischen Lebens hinausgewandert in die Fremde, wie so viele Schweizer, in ein Land, das damals noch als halbbarbarisch galt und vielen von uns heute noch als Barbarenland gilt, dort festen Fuß fassend und schnell zu überraschendem Ansehen emporsteigend.

Ich hatte keine Zeit, mich vorher anzumelden, hörte aber von Züricher Bekannten, daß Herr Ilg, wie leicht erklärlich, während seines Aufenthalts in der Heimat stark von allen möglichen und unmöglichen Antragstellern überlaufen sei. Meine Hoffnung, Excellenz sprechen zu können, sank, während ich die Straßen zum Hang des lieblichen Zürichbergs emporstieg, immer mehr und schließlich auf den Nullpunkt, als ich im Hausflur ein großes Plakat las: „Staatsrat Ilg abwesend.“ Einen letzten Versuch aber wenigstens wollte ich doch noch wagen — ich zog die Klingel und stand im nächsten Augenblick dem Minister selbst gegenüber.

Ein professioneller Interviewer bin ich ja nicht, und das war vielleicht mein Glück. Herr Ilg bemerkte wohl, daß mich ein starkes, persönliches Interesse zu ihm getrieben hatte. So saßen wir nach wenigen Minuten in seinem Arbeitszimmer bei der Cigarette gemütlich plaudernd beisammen. Von der Wand des kleinen behaglichen, mit allerlei äthiopischen Raritäten geschmückten Raums sahen Seine Majestät der Negus Negesti und die Frau Königin, in großen vortrefflichen Photographien, gnädig auf uns herab. Das Bild des Königs ist ja vielfach reproduziert worden. Eine Photographie der Königin Taïtu sah ich hier zum ersten Male: sie könnte mit ihrem energischen Profil auch in Europa für eine schöne Frau gelten, jedenfalls spricht aus ihren Zügen eine außergewöhnliche Intelligenz.

Herr Ilg selbst ist ein hochgewachsener, stattlicher Mann in den besten Jahren, den man den langen Aufenthalt in den Tropen in keiner Weise ansieht. Er gibt sich schlicht und liebenswürdig, spricht ungern von sich, aber wird lebhaft, sobald er auf die Kulturaufgabe kommt, die er sich gesteckt hat. Dann leuchtet sein offenes Auge auf, und er betont immer wieder die Vorzüge seiner neuen Heimat und deren Zukunft.

„Ich war ein junger Ingenieur, als ich 1878 hinausging nach Äthiopien. Zuerst nur, um zu sondieren — ich hatte gehört, daß Menelik technische Kräfte für sein Land suchte,“ sagte er mir. „Auch ich war von dem Vorurteil befangen, dort ein barbarisches Land und Volk zu finden. Aber ich erkannte bald, daß ich in ein uraltes Kulturland gekommen war, auf dem freilich ein jahrhundertelanger Stillstand lastete. Und ich lernte das Land und das Volk lieben und schätzen — mehr und mehr —“

Wir kamen selbstverständlich zuerst auf den König zu sprechen.

Herr Ilg schilderte mir Menelik als eine ganz außergewöhnliche Persönlichkeit, er brauchte sogar einmal den Vergleich: eine Bismarcknatur! Nach einer herben Jugend — er war selbst Gefangener des blutdürstigen Theodoros — Stufe um Stufe emporgekommen, beherrscht er heute das nach unseren Begriffen gewissermaßen föderativ gegliederte gewaltige Reich mit unbedingter Sicherheit und kluger Mäßigung; eine Auflehnung der einzelnen Ras ist nicht mehr zu befürchten. Der König hat das lebhafteste Interesse für die europäische Kultur und wünscht deren Vorteile auch für sein Land. „Wir haben schon viel erreicht, mehr als man in Europa weiß, und wir würden noch mehr erreicht haben, wenn nicht der unglückliche Zwischenfall mit Italien gekommen wäre ...“

Es war mir von höchstem Interesse, darüber zu hören.

„Ich kann positiv versichern, daß Menelik den Krieg mit Italien nicht wollte, daß er wider seinen Willen hineingedrängt wurde und zwar von den Italienern selbst. Italien hatte den großen Fehler gemacht, seine Kolonie Eryträa allzusehr auf militärischen Fuß zu stellen — ein Fehler, in den, glaube ich, europäische Mächte nur zu leicht verfallen. Die Soldaten wollten Lorbeeren und — sie unterschätzten dabei die urwüchsige militärische Kraft des Gegners vollständig. Der General Baratieri (der Besiegte von Adua) ist dann der Sündenbock für manchen anderen geworden; militärisch hat er sich wohl freilich auch als recht unfähig erwiesen und hat sich jedenfalls in der Entscheidungsschlacht in unglaublicher Weise überraschen lassen. Aber das muß ich noch einmal betonen: Menelik wollte den Krieg vermeiden, so lange es irgend ging. Er ist überhaupt, bei aller persönlichen Tapferkeit, eine durchaus friedliebende Natur, der nun gar jetzt, wo seine Macht völlig konsolidiert ist, an alles andere eher denkt, als an kriegerische Abenteuer ...“

„Die Italiener können also jetzt um die weitere Entwickelung ihrer so schwer geprüften Kolonie unbesorgt sein?“

„Von seiten Meneliks wird diese gewiß nicht gestört werden. Der König wünscht überhaupt mit allen angrenzenden Kolonialgebieten in gutem Einvernehmen zu bleiben. Wir haben jetzt mehr zu tun — Sie wissen, daß seitens eines französischen Konsortiums bereits der Bau einer Bahn

Digitized by Google

von Djibuti nach dem Innern, bis an die Grenze des Hochplateaus, im Werke ist; dreihundert Kilometer sind schon fertiggestellt. Das wird ein mächtiger Kulturfaktor für uns werden. Auch für Post und Telegraphie hat der König das regste Interesse und Verständnis."

Ich fragte: „Zur Zeit spielen, wenn ich recht unterrichtet bin, französische Unternehmer die Hauptrolle am Hofe des Negus?"

Herr Ilg verneinte. „Das Reich steht allen Kulturnationen in gleicher Weise offen. Es soll keine vor der anderen bevorzugt werden, wenn sie uns Gutes bringt. ‚Sympathien' gibt es natürlich überall in der Welt. Aber bevorzugt — nein! — bevorzugt wird niemand werden. Wir wünschen den Wettstreit aller . . ."

„Wenn der Negus sein Reich wirklich in großem Umfang der europäischen Kultur öffnen will," warf ich ein, „so erleben wir vielleicht ein ähnliches Schauspiel, wie es Japan uns gegeben hat —"

„Das will ich nicht wünschen und hoffen. Ich meine, der Übergang muß sich viel langsamer, ruhiger vollziehen, als in Japan. Es darf nichts künstlich und gewaltsam aufgepfropft und gezüchtet werden, wenn die europäische Kultur dem Lande zum besten gereichen soll."

„Wie steht es mit der Justiz?"

„Äthiopien hat ein uraltes geschriebenes Gesetzbuch. Aber der Negus sieht sehr wohl ein, daß dessen Bestimmungen heut nicht mehr genügen können. Er hat daher schon eine ganze Reihe, wenn ich mich so ausdrücken darf, moderner Gesetze erlassen, die allerdings noch nicht kodifiziert sind, nach Landesgebrauch vielmehr nur durch den Herold ausgerufen wurden, aber die doch unbedingte Geltung haben. Die barbarischen Strafen alter Zeit kommen heute, wenn überhaupt, nur noch in ganz entlegenen Provinzen zur Ausführung —"



Minister Alfred Ilg, Vertrauter des Königs Menelik von Äthiopien. Nach einer Aufnahme von A. Krenn in Zürich.

„Man hat den Abessiniern nach den Kämpfen mit Italien vielfach den Vorwurf gemacht, die Gefangenen grausam verstümmelt zu haben . . ."

„Was in der Hitze des Kampfes geschehen ist, darüber will ich nicht rechten. Aber das kann ich mit Bestimmtheit sagen, daß die Kriegsgefangenen mit ausgesuchter Milde behandelt wurden. Sie bauten Straßen, Häuser ꝛc. und wurden dafür sogar gut bezahlt. Der beste Beweis, daß ihnen kein Unrecht geschah, ist wohl der, daß sehr viele von ihnen nachher nicht fort wollten, sondern gern bei uns geblieben wären, wenn sie nur gedurft hätten. Übrigens erkennen das auch die italienischen Berichte selbst an."

Wir sprachen dann über die wirtschaftliche Zukunft des Landes. Herr Ilg hält Äthiopien für ungemein entwickelungsfähig. Es sei — und dies betonten ja auch die neuesten Forscher — reich an fast allen tropischen Erzeugnissen und wird nach seiner Ansicht, wenn erst die Kommunikationen geschaffen sind, stark exportieren, ganz besonders z. B. dürfte der vorzügliche Kaffee einst auf dem Weltmarkt eine große Rolle spielen.

„Ist wohl auch an eine europäische Kolonisation in den gesunden Teilen des Landes zu denken?"

„Für absehbare Zeit noch nicht. Und später —" Herr Ilg sagte es mit einem gewissen Stolz — „gewiß nur dann, wenn sich die Ansiedler den gerechten Gesetzen des Landes unterwerfen. Auf eine Konsulargerichtsbarkeit in irgend welcher Form oder ähnliche Ausnahmebestimmungen für europäische Ansiedler wird man sich in Äthiopien nie einlassen. Der Äthiopier ist ungemein stolz auf sein Vaterland und dessen Eigenart. Er ist darauf so stolz und ist so freiheitsliebend . . . wie wir Schweizer!"

„Kann man bereits von einer Volksbildung sprechen?"

„Es gibt ziemlich viele Schulen. Aber die Hauptsache ist, in den besseren Familien hält man stets einen privaten Lehrer — etwa wie man bei uns vor zweihundert Jahren einen Hauslehrer hielt."

„Hätte eine Missionstätigkeit Aussicht auf Erfolg?"

„Nein — jetzt nicht! Sie wissen doch, die Abessinier sind selbst überzeugte Christen," meinte Herr Ilg — und ich mußte dann leider wieder die so oft angeführte Ansicht hören, wie der Zwiespalt zwischen den verschiedenen Konfessionen jede Missionstätigkeit zu einem Unglück für das Land machen könne. Aber der Herr Minister gab doch zu, daß sich das Reich auf die Dauer Reformen nicht verschließen werde; am wahrscheinlichsten und, wie er glaube, am besten durch einen engeren Anschluß an — und einen Ausbau der koptischen Kirche, der ja die abessinische so nahe verwandt sei. Ihm schwebe auch eine Art geistlicher Hochschule, ein Seminar etwa, vor Augen zur besseren Ausbildung der Priester. Sehr interessant war mir die Mitteilung, daß nach Überzeugung des Herrn Ilg in Abessinien noch so manches Dokument aus urchristlicher Zeit vorhanden sei, das der Hebung und Entzifferung harre.

„Ich hörte gelegentlich, daß Menelik selbst Europa zu besuchen gedenkt?"

„Ras Makonnen ist zur Zeit in Europa. Er war zehn Tage hier mit mir in Zürich, hat dann Paris und London besucht und dort zu meiner Freude sehr gefallen. Nun — und Menelik selbst! Ja — der Negus hegt den lebhaftesten Wunsch, Europa kennen zu lernen, und wird ihn ganz gewiß in den nächsten Jahren ausführen. Auch ich wünsche diesen Besuch sehr. Er wird dem König die Vorzüge europäischer Kultur doch ungleich stärker vor Augen führen, als dies auf andere Weise geschehen konnte, und wahrlich, er weiß mit offenen Augen zu sehen."

„Wird Menelik dann auch Deutschland besuchen?"

„Kaiser Wilhelm und der König haben zwar mehrfach Briefe ausgetauscht, aber unsere Beziehungen zum Deutschen Reich sind ja sonst nicht so lebhaft. Unmöglich ist es aber nicht, daß Menelik nach Berlin kommt."

Ich bemerkte, wie ich glaube, das Deutsche Reich als die stärkste Militärmacht Europas müsse den Negus doch vielleicht besonders interessieren. Aber Herr Ilg meinte noch einmal, der König sei durchaus nicht so, wie man annehme, von militärischen Neigungen erfüllt. Was er in dieser Hinsicht geschaffen habe, sei der harten Notwendigkeit entsprungen. Jetzt sei er vor allem ein Friedensfürst, der seine ganze

Digitized by Google

große Intelligenz und seine ganze Energie an die friedliche Entwickelung seines Landes setze.

„Und könnte Menelik reisen, ohne fürchten zu müssen, daß seine Herrschaft in seiner Abwesenheit erschüttert wird?"

„O gewiß! Das Regiment des Negus ist heute absolut gefestigt! In allen Teilen des Landes. Irgend ein ernsterer Aufstand ist nicht mehr zu befürchten — sicher nicht."

„Nach allem, was mir Excellenz sagten, beruht doch aber die Entwickelung Äthiopiens eben wesentlich auf der Persönlichkeit des einzelnen Mannes. Wie nun, wenn Menelik die Augen schließt — ist dann zu befürchten, daß das Reich, das er zusammengekittet hat, wieder in die einzelnen Teilfürstentümer zerfällt und ein neues Chaos eintritt?"

„Menelik ist kaum sechzig Jahre alt und kerngesund. Es ist ihm also nach menschlichem Ermessen noch eine längere Reihe von Jahren beschieden. Nun hat er allerdings keinen Sohn. Das ist der größte Schmerz des königlichen Paares. Aber die Königin hat Menelik zwei Töchter geschenkt, die schon verheiratet sind und Söhne haben. Einer von diesen wird der Erbe der Krone — es existieren darüber schon jetzt bestimmte Abmachungen mit den Großen des Reichs. Auch hat man seit geraumer Zeit vermieden, die einzelnen ‚Könige' krönen zu lassen, um den Einheitscharakter des Reichs zu sichern. Es ist daher ein späterer Zerfall meiner Überzeugung nach nicht zu befürchten.

Wir schieden.

Herr Ilg drückte mir kräftig die Hand. Und es klang eine herzliche Wärme aus den letzten Worten, die er mir sagte: „Ich danke Ihnen für Ihr Interesse an unserem schönen, vielverkannten Äthiopien."

Das Amulett.

Von Georg Freiherrn von Ompteda.

Die Sonne schien hell auf die Reitbahn, deren quarzhaltiger, weißer Sand glitzerte. Der Dienst war zu Ende, die Mannschaften mit ihren Pferden in die Ställe eingerückt, auf dem weiten Platze nichts zu sehen, als ein Gewirr von Hufspuren; in einer Ecke ein Zirkel und rundherum der Hufschlag ausgehöhlt gleich einem vielbetretenen Fußpfade.

Der weite Kasernenhof schien zu schlafen in der Mittagssonnenstille. Es war drückend heiß, und Leutnant Wagner, der jetzt aus dem Tor des Stalles trat, in hohen Stiefeln, Reithosen, die Schöße des Überrocks aufgeknöpft, die Reitpeitsche in der Hand, wischte sich mit dem Taschentuch die Stirn. Dann ging er langsam über den Platz, blieb an dem Zirkel stehen, wo er vorhin ein Pferd longiert hätte, und bückte sich, indem er aufmerksam in den Sand starrte.

Mit dem Knopf der Peitsche wühlte er am Boden, und ab und zu blickte er sich um, aber kein Mensch war auf dem Kasernenhofe zu sehen. Nun bückte er sich, zog den Handschuh aus und suchte wieder emsig im Sande. Ihm war vorhin bei einer heftigen Bewegung die Uhrkette geplatzt, und er hatte ein kleines Amulett, einen winzigen blauen Stein, auf dem arabische Schriftzeichen eingegraben waren, verloren. Es sollte ein Amulett für Reiter sein, ein Schutz, gleich dem St. Georgstaler gegen Sturz und Gefahr im Sattel.

Endlich gab er es auf und verließ den Platz, indem er sich ärgerlich mit der Reitpeitsche an den Stiefelschaft schlug. Er war verstimmt, denn das kleine Ding besaß für ihn Wert; wie sollte er der Geberin wieder unter die Augen treten, und wenn er es auch nur für ein Vielliebchen bekommen hatte, das er mit ihr gegessen hatte.

Leutnant Wagner schritt durch das Kasernentor zur Stadt, und den ganzen Weg hindurch ging es ihm im Kopf herum, daß er das Amulett verloren hatte. Er war so zerstreut, daß er kaum grüßte, wenn jemand den Hut zog, und als er in seiner Wohnung angekommen war, schickte er sofort den Burschen wieder zur Kaserne hinaus und versprach ihm einen Taler, wenn er das Amulett fände; er solle sich nur in acht nehmen, es nicht zu zertreten.

Dann zog er die Dienstsachen aus, übergoß sich im Schlafzimmer in seiner Gummibadewanne mit kaltem Wasser, zog lange Hosen und einen anderen Überrock an und eilte ins Kasino. Aber wieder während des Weges griff er unausgesetzt in die Brusttasche nach der Uhr, und immer weilten seine Gedanken bei dem verlorenen Gegenstand.

Es war ein Sonnabend, und nur wenige Kameraden heute zu Tische, denn die meisten waren nach Berlin gefahren. Die Hitze schien die Anwesenden zu lähmen; es wurde kaum gesprochen. Nachher trank man drüben im Gesellschaftszimmer nur noch schnell eine Tasse Kaffee, und dann gingen die meisten fort, um sich zu Haus schlafen zu legen, denn am Sonnabend wurden die Stuben gereinigt, und es gab keinen Nachmittagsdienst.

Bald war Leutnant Wagner allein. Er sah sich ein paar illustrierte Zeitungen an, und ab und zu schickte er die Ordonnanz hinaus, anzufragen, ob der Bursche das Amulett noch nicht gefunden hätte. Es hieß immer: Nein!

Endlich ließ es dem jungen Offizier keine Ruhe; er ging noch einmal selbst hin, nachdem er auch der Kasino-Ordonnanz einen Taler zugesagt hatte, wenn der Dragoner das Verlorene fände.

Bald standen sie zu dritt in der brennenden Sonnenhitze draußen, vornübergebeugt, mit rotem Kopf, und wühlten im Sande. Endlich kam noch der Wachtmeister hinzu und fragte: „Herr Leutnant, wie sieht denn das Ding aus?"

„Ein kleiner blauer Stein mit goldener Schrift darauf!"

Auch der dicke Wachtmeister gab sich Mühe, aber er mochte sich nicht lange bücken. Er pfiff, und in der Stalltüre erschien ein Dragoner in der Drillichjacke. Der Wachtmeister rief ihm zu: „Kaschke, schicken Sie 'mal ein paar dienstfreie Leute her!"

Bald darauf stand der ganze Zirkel voll Dragoner, die emsig suchten, denn der Leutnant hatte dem Finder, wer es auch sei, einen Taler versprochen.

Der Wachtmeister schärfte dabei fortwährend ein: „Nehmt Euch nur in acht, daß Ihr das Ding nicht kaput macht!"

Inzwischen kehrte der junge Offizier ins Kasino zurück und wartete dort, bis einer käme, die Belohnung in Empfang zu nehmen. Aber die Zeit verstrich, und endlich erschien der Bursche und fragte, ob er heimkehren dürfe.

Nun brach auch Leutnant Wagner auf, kehrte in seine Wohnung zurück, lief auf und ab, unschlüssig, was er tun sollte.

Er kam auf den Gedanken, der Spenderin das Unglück selbst mitzuteilen. Ja, das war das Beste. Und sofort ließ er seine Fuchsstute satteln, saß auf und ritt die Straße hinab.

Sobald er den Ort verlassen hatte, begann er zu traben, denn das Gut lag über eine Stunde entfernt. Er saß vorsichtig im Sattel, bemüht möglichst wenig mit der guten Hose an die Flanken des Pferdes zu kommen, um das Beinkleid zu schonen. Und hinter ihm stieg bei der herrschenden Trockenheit eine Staubwolke auf, so dick und dicht, daß sie wie Lokomotivqualm hinter ihm dreinwehte.

Er hatte lange zu reiten, bis endlich, weithin schon erkenntlich, der Gutshof in Sicht kam. Rote Ziegeldächer leuchteten aus dichtem Grün, und das Herrenhaus zeichnete sich ab durch ein kleines Glockentürmchen mitten auf dem langen First. — Leutnant Wagner ritt in den Gutshof ein, dessen Tor offen stand. Der Diener erschien in blau und weiß gestreifter Drillichjacke. Er lächelte und sagte ganz von selbst, ehe der Leutnant gefragt hatte: „Die Herrschaften sind zu Haus!"

Dann nahm er das Pferd ab, winkte dem Kutscher, der in der Stalltüre erschienen war und bürstete dem jungen Offizier schnell Uberrock und Hose ab, auf die sich eine leise graue Staubdecke gelegt hatte.

Digitized by Google



Rast der Marodeure. Nach dem Gemälde von W. Diez.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Digitized by Google

„Die Herrschaften sind im Garten."

Sie schritten durch einen Flur, auf dem nach alter Sitte feiner Sand knirschte. Der Diener ging voraus, der Offizier folgte langsamer, um ihm Zeit zu lassen, zu melden.

Der Garten war einfach aber sauber gehalten, das Gebüsch aber zu dicht und etwas zu hoch geschossen. Als er um eine Ecke bog, sah er den Kaffeetisch in einer großen Geißblattlaube; eine graue Leinendecke, rot gemustert, Meißener Porzellan darauf, rund herum helle Kleider. Ein alter Herr mit grauem, etwas struppigem Bart, einen Strohhut mit schwarzem Band auf dem Kopf, der Ökonomierat und Besitzer des Gutes, kam ihm entgegen.

Er streckte ihm die braune Landwirtshand entgegen, die nie einen Handschuh getragen hatte, und sagte: „Nun, das ist nett, da werden sich aber meine Damen freuen!"

Und er führte ihn an den Tisch, wo sich alles erhoben hatte. Die Hausfrau, eine rundliche Dame mit einem riesigen dunkelbraunen Gartenhut auf dem Kopf, Tante Malchen, mit derselben Kopfbedeckung, nur etwas kleiner, wie an ihr alles kleiner und dünner und zarter war, Tante Isidore, des Ökonomierats Schwester, derber und röter als die beiden anderen, und endlich die drei Töchter in gleich geformten hellen Strohhüten, die eine mit einem rosa, die andere mit einem blauen und die jüngste mit einem weißen Band.

Der Reihe nach begrüßte der junge Offizier die sechs Damen, die älteste Tochter von den Mädchen zuerst. Bei der letzten, der mit dem weißen Band und weißen Kleid mit hellem Teint und blondem Haar, die etwas rot ward, als sie sich die Hand reichten, verweilte er etwas länger, und es lag ihm auf der Zunge: ‚Ich habe das Amulett verloren.'

Doch er sagte nichts.

Nun mußte er sich in den Familienkreis setzen, und es gab noch eine Tasse Kaffee für ihn. Er wurde nach dem Dienst gefragt, nach den Kameraden.

Man saß in den weiß gestrichenen Gartenstühlen, die Damen alle mit Handarbeiten beschäftigt. Der Ökonomierat rauchte wie ein Schlot, und so verstrich die Zeit, in der man erzählte, fragte, lachte. Nur ab und zu einmal kam der Diener, sagte dem Hausherrn etwas, der dann aufstand und für eine Viertelstunde verschwand, oder die Hausfrau erhob sich, nahm ihren Schlüsselkorb, der immer vor ihr auf dem Tische stand, und ging den Laubweg nach dem Hause hinan.

Da rief Tante Malchen: „Pst!" und legte den Finger an den Mund. Alle richteten sich auf und horchten. Man hörte Hufgeklapper und einen Wagen rollen.

„Es kommt Besuch!" meinte Tante Isidore.

Sofort sprangen die Mädchen auf, und auch der Leutnant erhob sich. Alles schaute aufmerksam nach dem Diener aus, der eiligst gelaufen kam und meldete: „Die Sängersdorfer Herrschaften!"

Die jungen Mädchen schlugen die Hände zusammen und klagten: „Ach Gott, ach Gott, wird das ledern!"

Aber Tante Malchen, die es immer mit der Jugend hielt, nahm die Mädchen beim Arm: „Kinder, seid schlau, macht einen Spaziergang und kommt erst später wieder!"

Im selben Augenblick huschten die drei lachend durch die Büsche, daß die Weidenruten zurückschnellten, Leutnant Wagner beinahe ins Gesicht, der den Schwestern, so schnell er konnte, folgte. Hinter dem Gestrüpp blieben dann die drei und der junge Offizier stehen, die Mädchen die Taschentücher vor dem Mund mit ersticktem Lachen, alle lauschend, und sie hörten, wie der Vater den Stuhl zurückschob, wie eine Tasse klirrte und eine hohe Stimme sagte: „Mein Himmel! Wir haben uns so lange nicht gesehen!"

Und dann wimmerte eine andere.

Der Besuch war da.

Die Mädchen verließen den Garten durch ein weiß gestrichenes Tor und folgten einem Bach, der sich, baum- und buschbestanden in Schlangenlinien einen kleinen Talabschnitt hinaufzog.

Die Älteste meinte: „Jetzt wird der Sängersdorfer wieder von dem Hasen erzählen, den er fehlte, wie der König da war."

Und die Zweite rief: „Und sie spricht von der Krippe!"

Die Jüngste aber machte den Ton nach, faltete die Hände, klappte mit dem Unterkiefer, öffnete den Mund, wie ein Frosch, der nach einer Fliege schnappt, ahmte Augenaufschlag und Ton nach und wimmerte: „Denken Sie nur, Frau Ökonomierat, ich habe eine Krippe ins Leben gerufen!"

Dann spielte sie förmlich Theater, machte Bewegungen wie die alte Dame, die eben zu Besuch gekommen, zeigte ein ganz erstauntes Gesicht und fragte: „Ach, Sie wissen schon davon, Frau Ökonomierat?"

Und die drei Mädchen wollten sich totlachen. Die beiden älteren gingen Arm in Arm voraus. Leutnant Wagner folgte mit der jüngsten.

Sonst hätte er auch gelacht, da er aber ernst blieb, fragte das Mädchen: „Was haben Sie denn heute?"

„Was soll ich denn haben?"

„Sie sind so ernst."

Er sah sie de- und wehmütig an: „Mir ist etwas Schreckliches passiert!"

Sie blieb erschrocken stehen: „Um Gotteswillen, was denn?"

Aber er wollte noch immer nicht mit der Sprache heraus.

Doch sie ließ ihn nicht los.

Endlich sagte er: „Ich habe etwas verloren."

Sie blickte ihn einen Augenblick zweifelnd an.

Er zog dabei die Uhr und spielte mit der Kette.

Sofort hatte sie es: „Ach, das Vielliebchen?"

Er nickte nur betrübt und zog die auseinandergesprengte Kette, deren Glieder er selbst mit einer Zange wieder zusammengebogen hatte.

Sie war traurig, und stumm setzten sie den Weg fort.

Es ging immer am bebuschten Bach hin. Das plätschernde Wasser verbreitete Frische; im Schatten ging es sich angenehmer als draußen im glühenden Sonnenbrand, aber trotzdem ward ihnen heiß, und der Leutnant, dem zu Pferde jede Anstrengung recht war, der aber schon nach Luft schnappte, wenn er nur einen Kilometer ging, bat, sie möchte nicht so laufen. So gingen sie denn langsamer, immer langsamer, und als der Weg stieg, blieben sie gar stehen, um Atem zu holen.

Da sagte das Mädchen: „Sie haben wirklich das Vielliebchen verloren?"

Er nickte. Er schämte sich und konnte es doch nicht ändern. Zu seiner Entschuldigung sagte er: „Ich habe alles getan, um es wieder zu bekommen."

Aber sie schien sich nicht zu beruhigen und fragte, wo es gewesen sei. — „Auf der Reitbahn."

„Daß es nur nicht einer der Kameraden findet!"

Er sah sie erstaunt an: „Warum denn?"

Sie schwieg: „Ich meine bloß so!" Doch er wollte es wissen. Sie behauptete, es würde ihr unangenehm sein.

„Aber man darf doch ein Vielliebchen essen!"

Sie bewegte den Kopf langsam einmal rechts, einmal links: „Es wäre mir unangenehm!"

Nun fand er einen Ausweg: „Zum mindesten weiß man doch nicht, von wem es ist."

Hastig antwortete sie: „O doch! Denn — —"

Sie brach ab, als könnte sie nicht weiter sprechen.

Und er fragte lächelnd: „Denn — denn? —"

Sie schüttelte den Kopf. Nun näherte er sich ihr immer mehr, sah ihr lachend in die Augen und kam mit seiner Mütze beinahe bis an ihren Hutrand: „Nun, denn — denn? —" Da entdeckte er, daß sie rot geworden war, und er starrte ihr so lange ins Gesicht, bis sie die Augen niederschlug und sich ihre Wangen tiefer färbten.

Er warf einen Seitenblick auf den Weg, aber die Kleider der Schwestern, die bisher als helle Flecken aus dem Grün geleuchtet, waren nicht zu entdecken. Da suchte er die Hand des Mädchens: „Was haben Sie denn?"

Doch sie setzte mit einemmal den Weg fort und begann fast zu rennen, daß er nicht nachkommen konnte. Als sie die

Digitized by Google

kleine Steigung hinter sich hatten, blickten sie sich wieder um, wo die Schwestern wären. Es war niemand zu sehen, und hier teilte sich der Weg; ein Brett lag über den Bach, und man konnte am rechten wie am linken Ufer weiter gehen. Sie traten über das Wässerchen und liefen eilig den Pfad hin, sie immer voraus, er hinterdrein, bis er endlich außer Atem rief: „Ich kann nicht mehr, ich kann nicht so laufen!“

Nun lachte sie: „Ein Offizier? Ein Soldat?“

Doch er meinte: „Ja zu Pferde, was Sie wollen, und wenn ich den Tag tausend Kilometer reiten soll, aber laufen kann ich nicht einen Schritt mehr!“

Sie war gut zu Fuß, darum lachte sie ihn aus, aber ihre Gedanken schienen immer zu dem verlorenen Amulett zurückzukehren. Sie wollte alle Umstände genau wissen, und endlich fragte sie: „Es wird doch nicht kaput sein?“

Er verstand sie nicht.

„Nun, ich meine, daß jemand drauftritt.“

„Das fürchte ich ja gerade! Darum habe ich den Dragonern gesagt, sie sollen sich ja in acht nehmen, denn da man nicht weiß wo es ist, können sie natürlich drauftreten!“

Sie wurde ganz blaß: „Ja, könnte es denn da aufgehen, ich meine entzwei gehen?“

Er überlegte: „Der Sand ist allerdings weich, aber wenn zum Beispiel ein Pferd darauf getreten hätte.“

Sie erschrak tödlich. Doch er meinte: „Ach, wenn ich es nur wieder habe, dann trage ich es einfach im Portemonnaie!“

Doch sie blieb ängstlich dabei, es dürfe nicht entzwei gehen. Nur das nicht, um Himmelswillen das nicht.

Und nun begann eine lange Auseinandersetzung, was man tun könnte, um das Verlorene wieder zu finden, obgleich doch schon alles getan war. Dazu setzten sie sich auf einen Birkenstamm, den der Wind geknickt hatte und der federnd in der Mitte hohl lag. Sie wippten darauf wie die Kinder. Und als sie fast das Gleichgewicht verloren hatten, griff sie unwillkürlich neben sich, sich zu halten, und er reichte ihr die Hand. Dann beruhigten sich die Schwingungen, sie blieben sitzen, und er behielt ihre Hand in der seinen.

Er sprach vom Leben in der kleinen Garnison; er erzählte, daß er es eigentlich furchtbar satt hätte, aber er sagte nicht warum und was ihn daran störe. Dann berechnete er die Möglichkeit, wann er Rittmeister werden könnte, und meinte schließlich achselzuckend: „Ach, es bleibt ja doch immer dasselbe!“ Und mit einemmal hatte er ihre Hand, die er noch immer hielt, an die Lippen gezogen.

Sie wehrte sich ein wenig, und er fragte: „Darf ich das nicht?“

Sie gab keine Antwort. Nun beugte er sich zu ihr, immer noch ihre Hand in der seinen: „Ist es Ihnen unangenehm?“

Da brachte sie es bloß zu einer Erklärung, die sie schließlich beide lachen machte: „Es ist nicht Sitte, ich bin ja nicht verheiratet!“

Nun fragte er: „Aber Sie könnten doch heiraten?“

Sie zuckte die Achseln.

„Ja, warum denn nicht?“ Wieder keine Antwort.

Doch er ließ ihr keine Ruhe, er fragte, bis sie zur Antwort gab: „Es käme darauf an — wer!“

Es peinigte ihn, sich selbst zu nennen, doch er war seiner Sache nicht ganz gewiß.

Sie hatten ja immer ihren Scherz zusammen getrieben, sie hatten oft getanzt auf den Bällen im Kasino, sie hatten sich immer gut verstanden, sie hatten Vielliebchen zusammen gegessen und er es sogar — ungalant genug — gewonnen, und nun hatte er noch dazu das Amulett verloren.

Der Gedanke kam ihm immer wieder, und er dachte daran, wie glückselig er gewesen, als er dies Reiter-Andenken bekommen, diesen Talisman, dieses kleine türkische Amulett, von dem ihm das Mädchen erzählt, daß es ihr ein verstorbener Bruder ihres Vaters von einer Orientreise mitgebracht hatte. Ein blauer Stein war es mit arabischen Schriftzeichen, flach, gleich einem Medaillon mit einer schimmernden Metalleinfassung, vielleicht nur Messing, sie wußte es selbst nicht.

Und er begann ihr von dem Amulett, anstatt von seiner Neigung zu erzählen, die er doch im Geheimen lange in sich fühlte. Er schilderte seinen Ärger, seine Verstimmung und schließlich sein Herzeleid, daß er den einzigen Gegenstand verloren, den er von ihr besaß, und es klang aus seinen Worten wie ein stilles Geständnis, ohne daß er doch gestand.

Sie aber sagte nur wieder in Todesangst: „Wenn es nur niemand findet!“

„Aber es soll doch gerade gefunden werden!“

„Nein, es ist besser, es bleibt ewig verloren.“

„Aber ich möchte es wieder haben.“

„Ja, wenn Sie es finden, das wäre zu schön, aber nur kein Fremder!“

Da lachte er: „Warum denn kein anderer?“

Sie blickte erschrocken drein: „Das wäre schrecklich!“

„Nein, das wäre glücklich! Jedes einzelne Stückchen würde ich aufheben wie ein Heiligtum.“

Aber sie wurde immer ängstlicher, immer erregter, und mit einemmal wandte sie sich an ihn, sie hätte eine große Bitte, eine Bitte, die er ihr erfüllen müsse, er solle es versprechen auf sein Wort. Er sah sie erstaunt an, aber er versprach.

Da sagte sie feierlich: „Wenn es ein Dragoner findet und es kaput gegangen ist, dann versprechen Sie mir: sehen Sie es nicht an und geben Sie es mir zurück, wie es ist, ohne daß Sie es gesehen haben!“

Er begriff nicht, was sie damit wollte, aber er hatte es nun einmal versprochen. Als sie zum Haus zurückgekehrt waren, war er ganz nachdenklich geworden, denn das Versprechen ging ihm unausgesetzt im Kopf herum.

Er blieb nicht zum Abendessen, obgleich er von der ganzen Familie gebeten wurde. Er hatte plötzlich eine Abhaltung.

Die anderen meinten, die Sängersdorfer verscheuchten ihn, denn er wechselte mit diesen kaum ein Wort.

Das junge Mädchen aber flüsterte ihm zu, als er ihr die Hand gab, und aus ihren blauen Augen sprach dabei mädchenhafte Scham und Angst: „Sie haben geschworen, daß Sie es nicht ansehen. Ach, wenn Sie mir's doch schicken könnten!“

Er ritt langsam zurück, aber je weiter er sich vom Gut entfernte, desto schärfer wurde das Tempo, und schließlich galoppierte er auf dem Sommerwege hin, daß der Kiessand prasselnd von den Hufen gegen die Chausseebäume stiebte. Erst kurz vor der Garnison mäßigte er den Galopp. Er trabte in den Ort hinein; bis vors Haus, stieg vom Pferde, rot, mit Schweiß auf der Stirn, und fragte sofort im Hofe seines Hauses den Burschen: „Hat's einer gefunden?“

„Jawohl, Herr Leitnant!“

„Wer denn?“

„Ich, Herr Leitnant.“

„Wo ist's denn?“

Der Bursche grinste vor Freude über den Taler, der ihm bevorstand, über das ganze Gesicht: „Auf dem Schreibtisch, Herr Leitnant!“

Der junge Offizier fragte ängstlich: „Ist es ganz?“

Der Bursche meinte: „Nee, es is kaput, es is zertreten, es is aufgesprungen, Herr Leitnant!“

„Aufgesprungen?“

„Nu ja, es sind zwee Hälften, aber das Bild is ganz!“

Der Leutnant sah seinen Burschen mit offenem Munde an. Der aber grinste verständnisinnig, und ein wenig familiär, wie er in den zwei Jahren geworden, die er bei seinem gutmütigen Herrn Bursche war, fügte er hinzu, die eine Hand in der Trense, die andere an der Hosennaht, mit geschlossenen Absätzen, als wolle er die Vertraulichkeit durch ein strammes Äußere wett machen: „Dem Bild von dem Freilein ist nichts geschehen, Herr Leitnant!“

Digitized by Google

Familientisch. — Sammler-Daheim.

Zu unseren Bildern.

Unsere Jagdbilder, die zwei prächtigen, von Georg Koch für ein Jagdzimmer gemalten Friesen nachgebildet sind, sprechen für sich selbst. Sie enthalten allerhand bunte Scenen aus dem wilden Getümmel einer Hetzjagd.

Unser zweites Bild, „Rast der Marodeure" von W. Diez, mutet wie ein alter Niederländer an. Die in der großen, ernsten Landschaft klein erscheinenden und doch so charakteristischen Gestalten der fahrenden Landsknechte aus dem Dreißigjährigen Kriege, die feste, kernige Gestalt des Weibes, sogar der Schimmel vor dem Planwagen, das alles erinnert an einen solchen. Mit Vorliebe malt der verdienstvolle Münchener Meister Scenen aus dem Treiben der Raubritter oder aus dem abenteuerlichen Leben des großen Krieges. Das alte verlassene Schloß, das Gestrüpp, das davor kampierende konfiszierte Gesindel, der dunkle Wolkenhimmel, geben dem Bilde ein düsteres Gepräge.

Der Kunstbeilage in der Daheimnummer 44 des vorigen Jahrgangs, die das edle Antlitz der Hera Ludovisi bringt, lassen wir heute auf einem Blatte den Kopf des Göttervaters Zeus folgen. Es ist das hochgepriesene Meisterwerk des klassischen Altertums: die in Otricoli gefundene Zeusmaske, in der das Ideal des Donnerers mit dem gewaltigen, von mächtiger Lockenfülle umwallten Haupte verkörpert ist.

Wildemann-Münzen.

Die Münzen mit dem wilden Mann erfreuen sich in ganz Mitteldeutschland einer außerordentlichen Beliebtheit; unter den „Sammlungen" von blankgeputzten Silberstücken aus dem 17. oder 18. Jahrhundert, die wohl in jeder Familie in den Sparbüchsen der Kinder angelegt werden, befindet sich bestimmt das eine oder andere Stück mit dem wilden Mann im Avers. Ist dieser wilde Mann für den Bewohner Mitteldeutschlands doch der Repräsentant des Harzes, — ungefähr das, was für den Schlesier der Rübezahl des Riesengebirges ist. Daß der wilde Mann dem Harze so ureigentümlich sein soll, ist freilich ein Irrtum, denn er ist künstlich importiert. Er findet sich als Schildhalter auf den Wappen der Könige von Preußen und Dänemark, der Großherzöge von Oldenburg, der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg, der Städte Erfurt, Jüterbog und vieler Grafen und Adeligen. Aber diese vielfache heraldische Verwendung hat dem wilden Manne nicht die Berühmtheit gegeben, die ihm die zahllosen Gepräge der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg verschafften.

Der erste Taler mit dem wilden Mann wurde unter dem Herzog Heinrich dem Jüngeren im Jahre 1539 vermutlich in der Münze zu Wolfenbüttel geprägt. Das Städtchen Wildemann im Harze entstand nach und nach, als die gleichnamige Grube, mit der dieser Herzog den Bergbau im Oberharze wieder aufnahm, an Bedeutung gewann. Gemäß der im Jahre 1532 herausgegebenen Bergfreiheit mußte das in der Wildemann-Grube gewonnene Silber in die fürstliche Kammer nach Wolfenbüttel abgeliefert werden, wo es vermutlich ausgemünzt wurde. Um 1540 ließ Herzog Heinrich dann eine neue Münze in Kloster Riechenberg bei Goslar einrichten, die er um 1555 nach Goslar selbst verlegte, wo bis um 1625 geprägt wurde. Im Jahre 1601 wurde in Zellerfeld eine Münze errichtet, die 1788 aufgehoben wurde. Von da bis 1804 wurde dann in Clausthal geprägt. An diesen fünf Münzstätten sind die Wildemanns-Münzen geschlagen worden. Das Städtchen Wildemann selbst, das man auch als Münzstätte hat ansprechen wollen, hat nie eine Münze besessen; aber das ist außer Zweifel, daß sein Name oder vielmehr der seiner berühmten Grube, welche dem Herzog zuerst eine reiche Silberausbeute lieferte, den Anlaß zur Prägung der Wildemanns-Taler gegeben hat.

Die Darstellung des wilden Mannes auf den zahllosen Gepräge ist sehr verschieden. Bald tritt er selbständig auf, bald nur als Schildhalter; bald steht er, bald schreitet er; bald hat er einen Baumstamm in der rechten Hand, bald in der linken; bald steht dieser Baum senkrecht, bald hält ihn der wilde Mann schräg wie einen Besen vor sich, bald hält er ihn auch mit beiden Händen gefaßt wagerecht. Oft hat der Baum auf beiden Seiten Zweige, oft nur auf einer. Der Wilde Mann hat auch viele Attribute. Zuerst im Jahre 1540 hält er in der Rechten seinen herkömmlichen Baumstamm, in der Linken aber einen Gegenstand, der bald einem bloßen Hirschgeweih gleicht, bald einem Zweige mit einem kleinen Hirsche darauf. Vom Jahre 1569 an beginnen die sogenannten Lichttaler. Hier stützt sich seine Linke auf den Baum, während seine Rechte ein brennendes Licht trägt als Illustration des Wahlspruches: „Alliis inserviendo consumor". Von 1586 bis 1589 wurden die sogenannten Brillentaler geprägt. Hier trägt der wilde Mann, dem natürlich der Baumstamm nicht fehlt, auch ein brennendes Licht, außerdem hängt ihm aber am Arme zugleich ein Totenkopf, eine Sanduhr und eine Brille. Die Umschrift lautet: „W. H. D. A. L. V. B. D. S. S. N. H. V. K. W.", d. h. „Was hilft dem Armen Licht und Brill', der sich selbst nicht helfen und kennen will".

Von 1724 bis 1804 wurde der wilde Mann außer auf Silbermünzen auch auf Kupfergeld verwendet. Zuweilen (z. B. 1726 unter Herzog August Wilhelm) ließ man mit diesen Pfennigstempeln auch Dukaten prägen, weil die Dukaten mit den Wildemanns-Pfennigen gleiche Größe hatten.

Wollte man alle Wildemann-Gepräge beschreiben, so würde man ein dickes Buch verfassen müssen, das aber auf jeder Seite interessant sein würde. v. M.



Silbermünze (12 Mariengroschen) mit dem wilden Mann.

Ein Vivattuch auf die Schlacht bei Leuthen.

Die Zahl der Vivattücher aus der Friedericianischen Zeit, welche infolge unserer Anregung im Sammler-Daheim aus den unergründlichen Tiefen der Wäscheschränke ans Tageslicht gekommen sind, wächst immer mehr. Bisher konnten wir über vier verschiedene Tücher auf den Frieden von Teschen und über zwei auf den Frieden von Hubertusburg berichten. Heute sind wir in der Lage, ein besonders interessantes Stück zu beschreiben: es ist ein Vivattuch auf den großen Sieg Friedrichs II. über die vereinigten Österreicher, Sachsen, Bayern und Württemberger bei Leuthen, das allem Anschein nach unmittelbar nach der folgenschweren Schlacht angefertigt worden ist. Es ist künstlerisch nicht bedeutend, aber doch sehr charakteristisch. Leider ist es uns nicht gelungen, es photographieren zu lassen, da es sich um ein rein weißes Gewebe handelt. Das Damastgewebe hebt sich von dem glatten Untergrunde nicht stark genug ab, um auf der Platte ein erkennbares Bild zu geben.

Das Tuch hat eine Größe von 88×116 cm. Rings herum läuft eine 14 cm breite schwere Kante aus stilisierten Blumen. In der Mitte steht der Kopf des Königs im Linksprofil in einem Medaillon, das auf Kanonenkugeln ruht und auf beiden Seiten von Fahnen und Standarten flankiert ist. Darüber ein fliegendes Band mit den Worten: ES LEBE FRIEDRICH DER GROSE (sic); noch höher ein Adler, der in die Sonne fliegt; über dem Ganzen schwebt die Königskrone. Die untere Hälfte des Vivattuches ist eingenommen durch folgenden Text:

VICTORIA.

Die große Österreichsche Armee ist
geschlagen bey Borve den 5 Decem 57
Großer König, Haupt der Helden,
Lorberreicher Friederich,
Was wird man in Wien jetzt melden.
O! Was thut der Herr durch Dich.
Östreich wollte Dich verschlingen,
Und Dir muß der Sieg gelingen
Neun mahl war Dein Gott mit Dir.
Frecher Neid erstaune hier.

Bei Roßbach hatte Friedrich am 4. November 1757 die Franzosen und die Reichsarmee geschlagen. Der Sieg war verhältnismäßig unblutig: die unterlegenen Armeen hatten nur 700 Tote und 2000 Verwundete auf dem Schlachtfeld gelassen. Aber trotzdem war der Erfolg bedeutend genug. Obgleich Friedrich die geschlagenen Feinde nur bis Erfurt verfolgte, zogen sie sich in einiger Flucht bis nach Franken zurück. Friedrich hatte dadurch freie Hand, um einen Versuch zu machen, Schlesien zu entsetzen. Hier stand seine Sache nämlich sehr schlecht. Seine beiden starken Festungen Schweidnitz und Breslau hatten sich den Österreichern ergeben müssen, der Herzog von Braunschweig-Bevern, einer der besten von den preußischen Generälen, war in Gefangenschaft geraten, und Maria Theresia hatte bereits in einem Erlaß die Schlesier als ihre getreuen Untertanen begrüßen können. Schlesien war für Friedrich verloren, wenn es ihm nicht noch jetzt, mitten im kalten Winter, gelang, die große österreichische Armee zu vernichten. Aber dazu war die Aussicht freilich sehr gering. Friedrich ging also in Eilmärschen von Thüringen über Dresden nach Schlesien, vereinigte sich bei Parchwitz mit den Resten der Armee des Herzogs von Braunschweig-Bevern unter Zieten und stand bald darauf, nunmehr 33000 Mann stark, dem ziemlich dreimal so starken Feinde bei Leuthen gegenüber. Bei Borne, etwa 6 km von Leuthen entfernt, wurde am frühen Morgen des 5. Dezember der österreichische General Nostitz mit seinen fünf Regimentern Kavallerie überrannt. Dann zog Friedrich unter den Augen des Feindes treffenweise in geöffneter Zugkolonne nach Süden, stürzte sich mit aller Kraft auf den linken Flügel des Feindes, vernichtete diesen und rollte von hier aus die ganze österreichische Schlachtordnung auf. Der Erfolg war großartig. Die vereinigten Armeen der Österreicher, Sachsen, Bayern und Württemberger hatten 10000 Mann an Toten und Verwundeten und 12000 Mann an Gefangenen verloren und gingen, durch Krankheiten erschöpft, über Schweidnitz nach Böhmen. Friedrich dagegen eroberte Breslau und Liegnitz und nahm in Breslau auch Winterquartier.

Auf unserem Vivattuch ist der Name des Ortes, bei dem die Schlacht am 5. Dezember 1757 geschlagen wurde, Borve geschrieben. Ohne Frage liegt hier ein Webefehler vor; gemeint ist das Dorf Borne, wo der erste Angriff der preußischen Armee erfolgte. Daß aber dies Dorf angegeben ist und nicht Leuthen, scheint darauf hinzudeuten, daß unser Vivattuch unmittelbar nach der Schlacht gewebt worden ist, wo die offizielle Benennung der Schlacht noch nicht allgemein bekannt war.

Gustav Uhl.

Notizen.

Chodowiecki. Kaum eine Sammlerspezialität hat in letzter Zeit einen solchen Aufschwung genommen, wie die feinen Radierungen des Daniel Chodowiecki, welche in frühen Drucken heute ganz unverhältnismäßig hohe Preise erzielen. Verstärkte Nachfrage bewirkt aber stets erhöhtes Angebot, und so geht uns denn wieder durch die Kunsthandlung von C. G. Boerner in Leipzig der Versteigerungskatalog eines Chodowieckiwerkes zu, welches an Reichtum und Schönheit alles Dagewesene zu übertreffen scheint. Dieses Werk hat dadurch besonderes Interesse, daß es der Künstler selbst zusammengestellt hat, und daß es daher eine Anzahl Jugendarbeiten enthält, die eigentlich aus dem Handel verschwunden sind. Solche Blätter, die meist an sich ziemlich gleichgültig und unbedeutend sind, werden heute mit 200 und 300, ja sogar bis 500 Mark bezahlt. Es ist ein Genuß, in diesem Werke zu blättern, denn Abdrücke, besonders die ersten Zustände mit den vielen reizenden Randzeichnungen, welche seit über hundert Jahren unberührt beieinander liegen, haben durch ihre herrliche Frische und Reinheit einen besonderen Reiz, den die im Handel kursierenden Blätter bald verlieren. Wir werden später auf diese Versteigerung zurückkommen und den Lesern eine Anzahl der erzielten Preise, soweit sie ein Interesse besitzen, mitteilen.

Die Verbreitung von Pflanzen durch Ameisen behaupten einige neuere Beobachter. Bekannt sind die mancherlei, oft ans Wunderbare streifenden Vorrichtungen und Wege, die die Natur für die wirksame Befruchtung der Pflanzen und für die möglichst große Verbreitung der Samen ersann. Durch zu enges Beieinanderkeimen leidet die Kraft des Individuums, Verkümmerung wäre die nächste, Untergang der Art die weitere Folge. Daher besitzen viele Samen Flugvorrichtungen, andere Haftorgane, diese werden durch Vögel, jene von Insekten verbreitet; nun hat man gefunden, daß auch die Ameisen für die Verbreitung gewisser Samengattungen von Wichtigkeit sind. Die sogenannten „extrafloralen Nektarien", d. h. kleine Honiggruben auf den Laub- und Stützblättern des Wachtelweizens sollen die Ameisen anlocken, diese sollen dann die puppenähnlichen Samen mit ihren eigenen Puppen verwechseln, nach ihrem Baue schleppen und ihnen dieselbe Sorgfalt wie der eigenen Nachkommenschaft angedeihen lassen. — Die große Ausbreitung des Hundsveilchens soll auf Ameisen zurückzuführen sein, und das plötzliche Auftauchen des Lungenkrautes fern von seinem Standort wird gleichfalls den Ameisen zugeschrieben. MK

Digitized by Google

Hausgarten.

O sel'ge Ernte! Wenn im späten
Herbst durch das Feld die Schnitter gehn:
Was wir in Leid und Schmerzen säten,
Das wird in Freuden auferstehn.

Julius Rodenberg.

Löwenmaul im Zimmer.

Wenn der rauhe Herbstwind durch den Blumengarten weht und nach und nach die letzten Blüten dahinschwinden, empfindet der Blumenfreund eine gewisse Wehmut. So manches Blumenpflänzlein trägt noch Knospen und möchte noch gern seine Blumenpracht zeigen, doch der Herbst legt seine rauhe Hand darauf und hält es zurück. Mancher pflanzt dann wohl solch eine Pflanze in den Blumentopf und rettet sie ins warme Zimmer, aber nur selten mit Erfolg. Ich möchte nun die Leser auf eine Blume aufmerksam machen, die diesen Wechsel gerne mitmacht und dankbar für diese Wohltat im Winter im Zimmer ihre Blüten entfaltet. Das ist das Antirrhinum majus (A. von griech. anti = gegen [Gegenstück, Ähnlichkeit] und rhis = Nase — schnauzenähnliche Blüte) das Löwenmaul. Man nehme aus dem Garten kräftige Pflanzen, die noch Knospen tragen und pflanze sie in nicht zu große Töpfe. Nachdem sie 8 bis 14 Tage draußen im Schatten gestanden haben und reichlich mit Wasser versorgt worden sind, werden sie ins Zimmer geholt und erhalten den Winter über ihren Platz am Fenster in einem hellen, sonnigen, frostfreien Zimmer. Viel Licht, viel Wasser, hin und wieder ein Dungguß, häufiges Überbrausen ist das einzige, was die Pflanzen zum Gedeihen nötig haben. Um Weihnachten haben die Blüten sich entwickelt. Nach kurzer Ruhepause beginnt die Pflanze mächtig zu treiben, sie verjüngt sich gleichsam. Im Februar bis April ist die zweite Blüte da und zwar bei einiger Pflege so kräftig und schön, wie man sie im Garten selten zu sehen bekommt. Meine Pflanzen erreichten eine Höhe von 1,55 m und trugen Blütenrispen mit je 20 Blumen. Zu dieser Zimmerzucht eignen sich alle Sorten des Löwenmauls, am besten die rotblühenden. Wer im Winter sein Fenster mit Blumen schmücken will, besonders zu einer Zeit, wo sonst wenig Blumen zu haben sind, dem sei obige Zucht des Löwenmauls sehr empfohlen.

P. Leich i. S.

Aloë variegata.

Die aus Südafrika stammenden Aloën gehören wie ihre amerikanischen Vettern, die Agaven, zu den lilienartigen Gewächsen. Darauf würde man beim ersten Anblick wohl kaum kommen, die Gestalt ist zu fremdartig, in manchem an die Kaktus erinnernd. Doch ist die Lilienverwandtschaft leicht nachzuweisen an der A. variegata (Abb. 2). Die Blätter, dunkelgrün, weiß gerandet und gefleckt, stehen dreireihig und bilden so, dicht aufeinander gelagert, drei scharf vorspringende Flügel. Dickfleischig sind sie ebenso, wie die unterirdischen Blätter unserer einheimischen Zwiebelgewächse, die Vorratskammern der Pflanze. Die Blüten aber, wachsartig fleischrot, grau gestreift, sind in ihrer Gestalt den Blüten der großen Maiblumen (Convallaria multiflora & polygonatum) in unsern Wäldern auffallend ähnlich. Die A. v. ist schon durch ihren Blattbau ein schöner Zimmerschmuck, noch mehr aber, wenn sie ihren ansehnlichen Blütenschaft treibt, was mit Ausgang des Winters eintritt, wenn man es ihr nicht an Sonne fehlen läßt. Die Kultur macht keine Schwierigkeit; man muß nur mit dem Begießen zurückhaltend sein, da die Wurzeln leicht abfaulen. Letzteres erfolgt besonders leicht nach der Blüte; man kann die Pflanze wohl noch retten, wenn man die unteren Teile abschneidet, sie einige Tage an der Schnittwunde abtrocknen läßt und dann wieder frisch einsetzt in einen Topf mit guter Abzugsschicht. Im übrigen sorgt sie für ihre Vermehrung selbst durch neue Wurzelschosse.

Chrysanthemum „Prinzeß Heinrich".

Je größer die Zahl der verschiedensten Chrysanthemumarten und Chrysanthemumverehrer wird, um so schwieriger wird es, die rechte Auswahl zu treffen. Es ist hier so, wie bei Rosen, Nelken, Begonien ꝛc. Aus der Unzahl der Anpreisungen die zusagenden Sorten herauszufinden, ist schier unmöglich. Eine der schönsten und wertvollsten Varietäten hat die Firma F. C. Heinemann in Erfurt unter dem Namen „Prinzeß Heinrich" in den Handel gebracht. Ihre Anschaffung wird in keinem Fall eine Enttäuschung bereiten. „Prinzeß Heinrich" hat eine vollendete Form der Blume und zeichnet sich durch einen großartigen Blütenreichtum aus, der sich bei keiner anderen Art in gleichem Maße findet. Im Durchschnitt beträgt der Durchmesser einer Blüte 12 cm. Die Pflanze scheint ihre Kraft ganz den Blüten zuzuwenden, nicht aber den Stengeln, welche nur etwa 50 cm hoch werden. „Prinzeß Heinrich" ist eine Schnitt- und Ausstattungsstaude ersten Ranges und kann auch durch Samen gezogen werden. Sie ist völlig winterhart, nimmt mit jedem Boden vorlieb und ist lange Jahre perennierend. Rdt.



Abb. 1. Chrysanthemum maximum „Prinzeß Heinrich".

Das Umpflanzen großer Bäume.

Das Umpflanzen von Bäumen wird heutzutage so wissenschaftlich ausgeführt, daß man nicht 10—15 Jahre zu warten braucht, um die Entwickelung schattenspendender Bäume auf seinem Grund und Boden abwarten zu müssen, oder um eine kahle Landschaft mit dichtem Grün zu schmücken. Parkanlagen und Gärten können tatsächlich zu Landhäusern heute auf Bestellung geliefert werden, während das Haus selbst noch im Bau ist.

Auf den ersten Blick scheint es unmöglich zu sein, einen Baum von 15 m Höhe, dessen Stamm an der



Abb. 2. Aloë variegata.

Wurzel 1 m Durchmesser hat, umzupflanzen. Und dennoch ist diese Operation erfolgreich auszuführen. Ein praktischer Amerikaner kommt hierzu mit seiner Erfindung zu Hilfe. Bei einem Baum von etwa $^3/_4$ m Stammdurchmesser wird das Terrain auf einen Kreis von 10—12 m Durchmesser abgestochen. Der Boden wird mit Gabeln und Hacken gelockert, deren Spitzen abgestumpft sind, damit die Wurzeln nicht beschädigt werden. Hat man die Ausgrabung von 1 zu 3 m um den Mittelpunkt ausgeführt, so wird der Baum leicht seitwärts heruntergebogen, um den Erdklumpen inmitten des Kreises zu lockern. Bei sandigem Boden hat er eine Tiefe von 60 cm zu 1,5 m; tiefer gehende Wurzeln kann man abschneiden. Einen Ballen von Erde von 1,5 zu 4 m im Durchmesser läßt man im Wurzelgeflecht hängen. Dieser Erdklumpen ist nicht immer wesentlich mit dem Baum verbunden, namentlich nicht bei schwach bewurzelten, aber es ist besser, ihn zu belassen, als daß man ihn nachher durch andere Erde wieder ersetzt. Bei dünnwurzeligen Bäumen, wie beim roten Ahorn, soll man die Erde nicht aus dem Geflecht herausklatzen, bei grobwurzeligen, wie bei der Buche, in schwerem Boden, hängt die Erde fest in Klumpen.

Dann und wann wird es nötig sein, einige tiefer als 1,5 m nach unten dringende Wurzeln abzuschneiden. Sollte der Baum bei trockenem Wetter auch nur einen Tag außerhalb des Erdbodens liegen bleiben, so sind die äußersten Enden der Wurzel bündelweise mit feuchter Torferde, feuchtem Stroh oder nassem Moos zu umwickeln.

Für die Aufladung zur Fortschaffung wird ein am Wagen drehbar angebrachter Fangarm um den Baum gelegt, der vorher an der betreffenden Stelle mit Kissen umwickelt ist, er wird sodann mit Ketten und Schrauben verklammert, ohne daß die Rinde beschädigt werden kann. Mittelst einer etwa 3 m langen Winde und eines Flaschenzuges hebt die Stützstange den Baum aus dem Loche und schwingt ihn langsam hinüber in eine halb horizontale Lage. Gleichzeitig zieht man mit Seilen, die an der Baumspitze befestigt sind, in derselben Richtung, um die Arbeit des Flaschenzuges noch mehr zu unterstützen. Wenn dann der Baum aufgeladen ist, so werden die Wurzeln an der Deichselseite des Wagens aufgerichtet. Die Vorderräder stehen auf Drehscheiben; die Wurzeln werden daher bei Schwingen und Wenden der Achse nicht abgebrochen. Erst nachdem sie in passende Lage gebracht sind, steckt man die Deichsel in den Zapfen. Man legt sodann

Digitized by Google

Bretter unter die Räder und der Wagen mit dem Apparat wird mit samt dem Baum durch Zugseile aus dem Loche herausgezogen.

Die neue Höhlung, für die der Baum bestimmt ist, muß auf dem Boden eine Lage von weichem Schlamm erhalten, welcher sich in das Geäste der Wurzel durchdrücken und sie ausfüllen muß, wenn der Baum hinabgelassen wird. Es ist zu beachten, daß der Baum nicht mit seinem vollen Gewicht auf seinen überwiegend feinen Wurzelfasern liegt und sie zerbricht. Daher tritt dann wieder der Stützapparat in Kraft, bis die nötige frische Erde hineingeworfen und festgestampft ist. Man brauche dabei anfangs Schlammerde zur Ausfüllung und Verteilung zwischen dem Geflecht.

Die einzelnen Wurzeln sind natürlich von ihren Bandagen zu befreien. Noch vorher in seiner horizontalen Lage soll man den Baum um ungefähr 60 cm kappen und bis auf Gabelungen abstützen, besonders die hartholzigen. Bis der Baum vollständig eingebettet ist, muß man Sorge tragen, ihn durch Richtungsdrähte von allen Seiten gleichmäßig im Gleichgewicht zu halten. Hierzu sind verankerte Pfähle mit einer Querstange unter der Oberfläche des Bodens $1^1/_2$ m tief gelegt. Man gebraucht galvanisierte Stahldrähte, welche durch Schlauchverschraubungen hierdurch rund um den Baum laufen, von dem Anker aus und wieder zurück. Um zu vermeiden, daß die Sonne von der Südseite aus die Rinde trocknet, müssen die Stämme und Äste mit Stroh umwickelt werden, ganz besonders aber diejenigen mit dünner Rinde, z. B. Birke und Ahorn. Wenn man diesen Vorgang sorgfältig einhält, wie er vorgeschrieben ist, werden noch genug kleine Wurzeln erhalten bleiben, um dem umgepflanzten Baum reichlich Nahrung zuzuführen, vorausgesetzt, daß er in einen Boden eingepflanzt wird, der fruchtbare Nährstoffe enthält. Zur Ausführung genügen 5 bis 6 Männer, und die Arbeit kann in verhältnismäßig kurzer Zeit erledigt werden.

Der Besitzer eines Grundstückes, das gänzlich kahl von Baumanlagen ist, kann mithin seinen Wohnsitz mit einer großen Anzahl Bäume umgeben, die er ganz nach seiner Phantasie zu gruppieren den Vorzug hat.

H. A.

Gartenpost.

Als Ergänzung zur Antwort auf die Frage betr. Sellerie in Gartenpost Nr. 50 geben wir hier die Abbildung des „Großen kurzlaubigen Erfurter Sellerie" (Abb. 3).



Abb. 3.
Großer kurzlaubiger Erfurter Sellerie.

v. M. in L. Ja, die zwiebelartigen Staudengewächse, soweit es winterharte sind, werden am vorteilhaftesten schon im Herbst gepflanzt; zu solchen gehören viele Arten Lilien, Kaiserkronen, Schachbrettblumen, die winterharten Gladiolen 2c., ebenso auch viele Knollengewächse, wie verschiedene Corydalis, Arum (maculatum), Eranthis 2c.

F. H. Ch. Hotter, Münchberg in Bayern. Die ausführliche Beantwortung Ihrer Frage und Ergänzung Ihrer Zeichnung werden Sie direkt von uns erhalten haben.

Frage. Meine Himbeeren haben letztes Jahr und dieses Jahr sehr reich geblüht. Letztes Jahr vertrockneten die Dolden sämtlich gleich nach der Blüte, dieses Jahr schwoll der Fruchtboden etwas an, an einigen entwickelten sich ein bis zwei kleine Beerchen, keine Früchte. Die Himbeeren stehen in ca. 1 m im Quadrat Entfernung am Spalier auf Sandboden. Vor zwei Jahren sollen sie sehr stark gedüngt worden sein. Für freundliche Auskunft über den Grund dieser Unfruchtbarkeit herzlichen Dank. **A. F., Blankenese.**

Antwort. Ohne die Himbeeren, Standort, Boden 2c. gesehen zu haben, ist es schwer, die Frage richtig zu beantworten. Eine starke Stallmist-, Kloake-, Kompostdüngung 2c. hätte nie geschadet und kann auch bei jährlicher Düngung im Herbst und Winter nur nützen, nicht schaden. In diesem Jahre, wo in einzelnen Gegenden während der Blütezeit starker Regen fiel und darum die Bienen und andere Insekten die Blüten weniger befruchten konnten, war der Fruchtansatz sehr mangelhaft. An vielen anderen Orten, so auch hier, trockneten infolge der starken Hitze im Juni die sich entwickeln sollenden Beeren ein und blieben so unscheinbar, daß sich das Pflücken nicht lohnte. Die Bienen allein ziehen aus den verkrüppelten Beeren noch Nutzen. Sollten nicht auch die Blütenknoipen durch einen kleinen schwarzen Rüsselkäfer, Anthonomus Rubi Host., den Himbeerstecher, dessen Larve in der geschlossenen Knospe lebt, gelitten haben? Abklopfen der Käfer auf untergelegte Tücher, bevor sich die Blütenknospen zu stark entwickelt haben, morgens in der Frühe, wäre in diesem Falle ein Vorbeugemittel.

Hohenheim. **K. Garteninspektor Held.**

Frage. Der ergebenst Unterzeichnete bittet freundlichst um Beantwortung folgender Fragen: 1. Welche Birnensorte eignet sich am besten zur Spalieranpflanzung resp. welche ist die ertragreichste? 2. Wie kommt es, daß Aprikosen- und Reineclaudenfrüchte auf dem Baume bereits vor der Reife faulen, und was kann man dagegen tun? 3. Wie sät man mit Erfolg den Spinat, welcher in meinem Garten nicht gedeihen will? ist vielleicht die gute fette Erde demselben nicht zuträglich? Im voraus besten Dank! **S. F.**

Antwort. 1. Zur Anpflanzung als Spalier eignen sich sehr viele Birnensorten; ich gebe Ihnen nachstehend nur sechs Sorten an, die als vorzügliche Tafelfrüchte gelten und sehr ertragsreich sind: Gute Louise von Avranches, Herzogin von Angoulême, Williams Christbirne, Clapps Liebling, Doppelte Philippsbirne, Blumenbachs Butterbirne. — 2. Daß Aprikosen- und Reineclaudenfrüchte vor der Reife abfallen, liegt meist daran, daß sich einer der bekannten Pflaumenbohrer entweder in die Frucht eingebohrt und sie madig gemacht, oder schon seine Eier zur Zeit der Blüte in dieselbe abgesondert hat. Aus dem Ei entsteht eine Made, die mit dem Wachstum des Fleisches der Frucht ebenfalls zunimmt. Die Made frißt dann solange an der Basis des Stiels, bis die Frucht unreif abfällt. Gegenmittel: Vernichtung alles Ungeziefers, Abrauppen der Bäume im Winter, Bestreichen der Bäume mit Kalkmilch. — 3. Spinat verlangt eine kräftige, nahrhafte Erde, die vor der Aussaat tüchtig gelockert sein muß. Am besten ist derjenige Boden, der bereits im Frühjahr gedüngt wurde, wenn im Herbst ausgesät werden soll. Fester Lehmboden, der im Sommer hart wie Stein wird, eignet sich weniger für Spinatkultur, desto mehr ein leichter, aber nahrhafter Boden. Der Samen darf nicht zu dick ausgesät werden. **P. J.**

Primaner L. Die Eiche, von der Sie sprechen, kann ganz gut 600 Jahre alt sein! Wir erinnern Sie an die am 1. Januar d. J. vom Sturm gebrochene St. Johannis-Eiche bei Falkenfels im Bayerischen Walde. Beim Zerkleinern des Stammes fand man im Innern, von der Rinde 1,5 m entfernt, zwei auf Blech gemalte von eisernen Gittern überdeckte Bilder von 40×60 cm Größe. Die Eiche dürfte bei der Anbringung der Bilder schon über 300 Jahre alt gewesen sein; das Überwachsen der Bilder mit einem über meterstarken Holzring hat dann weitere 300 Jahre beansprucht.

Rosenheil.

(Antwort auf das „Rosenunglück" in Nr. 1.)

So kommt, wenn es sogleich geschieht
Und man es mit Verband versieht,
Der Unglücksrosenbaum noch mit.

(Nach „Erfurts Führer", J. C. Schmidt.)



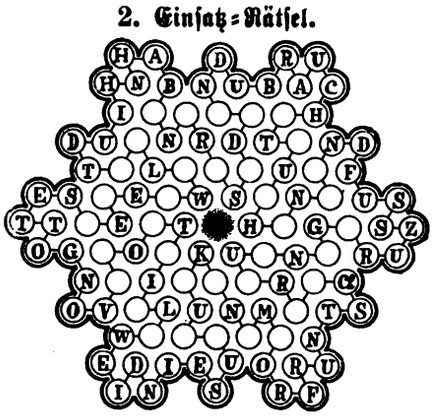
Abb. 4.

In unserer Spielecke.

1. Zweisilbige Scharade.

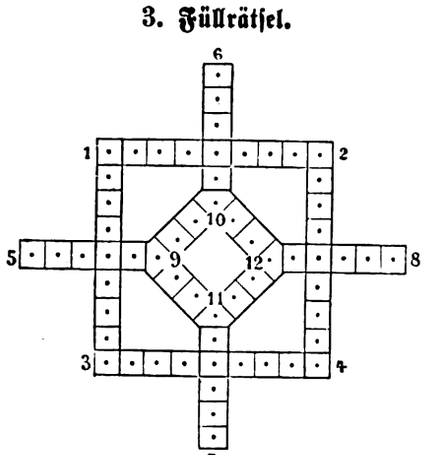
In Eins, noch mit Fuß, hört man Worte und Weisen,
Die Gottes Güte und Allmacht preisen.
Die Zwei, als ein edler Meister der Töne,
Schuf vieles Unsterbliche, ewig Schöne.
Mit Eins und Zwei zum Ganzen vereint,
Ist ein Dichter unserer Zeit gemeint.

2. Einsatz-Rätsel.



In die freien Felder der obigen Figur sind die Buchstaben: AABDDDEEEEEE GGIIILLLLMNNRSSSSTTUUUVZ derart einzusetzen, daß die Buchstaben sämtlicher Felder im Zusammenhange einen Kernspruch von Fr. W. Weber ergeben. Das erste und das letzte Wort des Spruches sind in der Figur unten links ganz enthalten. Wie lautet der Spruch? **A. F.**

3. Füllrätsel.



11 a, 1 b, 4 c, 1 d, 2 e, 1 g, 3 h, 6 i, 5 l, 2 m, 6 n, 1 ö, 1 o, 3 p, 4 r, 3 s, 1 t, 3 u, 1 w, 1 y.

Die 60 leeren Felder sind mit den obigen Buchstaben so auszufüllen, daß 12 Wörter entstehen, welche bezeichnen:

1— 2. Einen berühmten deutschen Künstler;
1— 3. ein Fahrzeug;
2— 4. einen Festschmuck;
3— 4. eine Oper;
5— 9. einen preußischen Regierungsbezirk;
6—10. eine Stadt in Pommern;
7—11. Staat und Stadt in Amerika;
8—12. einen Schweizer Kanton;
9—11. ein Drama;
10— 9. einen Fluß in Deutschland;
10—12. einen Planeten;
12—11. einen Namen in dem Titel einer Oper.

(Die Auflösungen erfolgen in Nr. 5.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 2.

1. Bilderrätsel.

Graue Haare allein machen kein Ansehen.

2. Anagramm. Marconi. Cremona.

3. Arithmetische Aufgabe.

Ferdinand Freiligrath, geb. 10, gest. 76.

4. Rätseldistichon. Forum — Form.

5. Schlüssel und Auflösung des Läuferproblems.

	13		4		6		22
14				5			
					21		7
3		15		12			
			11		8		20
16		2					
			18				9
1		17		19		10	

„Keine Ruh' bei Tag und Nacht".

6. Dreisilbige Scharade. Fre—gatte.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rücksendung **unverlangt** eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutschen** Freimarken beigelegt sind. — Herausgeber: **Th. H. Pantenius** und **Hanns von Zobeltitz.** — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W. 35, Steglitzerstr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Anzeigen** nur: An die **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig,** Hospitalstraße 27. — Verlag der **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig.**
Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig.**

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt.

39. Jahrgang * vom Oktober 1902 bis dahin 1903. * * * Ausgegeben am 25. Oktober 1902. * Nr. 4.

Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.



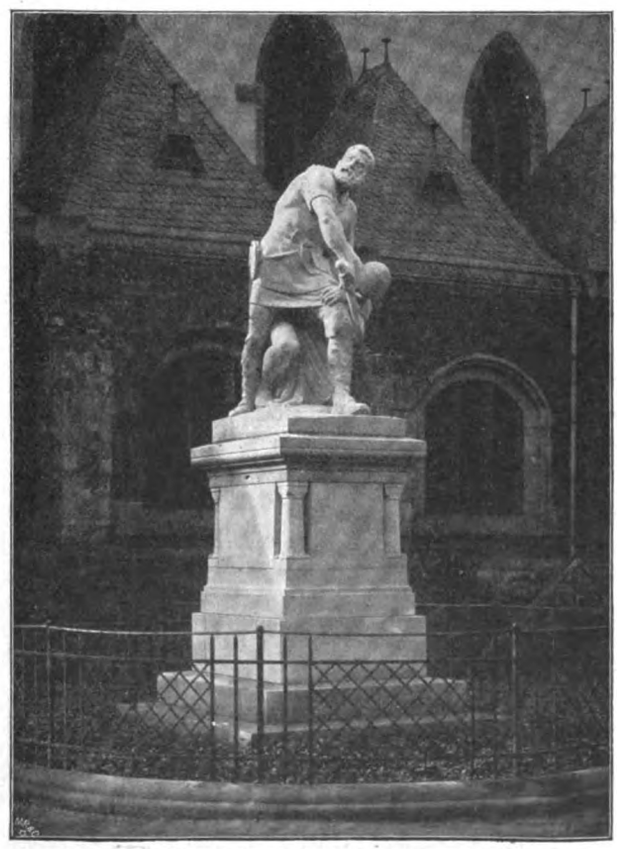
Dr. Delbrück, Oberpräsident von West-Preußen.

Zum Rücktritt des Superintendenten D. Michel. Nach einer langen, an Arbeit und Erfolgen reichen Thätigkeit ist jetzt der Kirchenrat D. theol. et phil. Michel aus seinem Amte als Superintendent der Ephorie Leipzig II und als Pfarrer zu Großschocher ausgeschieden, um in den Ruhestand zu treten. Als Gelehrter vielfach geschätzt, hat der mit erstaunlicher Arbeitskraft ausgestattete Geistliche eine ungemein ausgedehnte, praktische Thätigkeit entfaltet zum Segen seiner Gemeinde und der ganzen Ephorie, die ihm allezeit ein treues Gedenken bewahren werden. Seit 27 Jahren hat der jetzt Siebzigjährige als Superintendent gewirkt, zahlreiche Geistliche ordiniert, in ihr Amt eingewiesen und viele Kirchenvisitationen vorgenommen. Besonders hat sich D. Michel auch stets der jungen Theologen der Ephorie, die noch kein ständiges geistliches Amt bekleideten, angenommen und ihnen aus dem Born seiner wissenschaftlichen und praktischen Erfahrungen mancherlei Saatkorn mit auf den Weg gegeben, das in ihrem späteren Leben reiche Früchte getragen hat.



Superintendent Kirchenrat D. Michel in Leipzig.

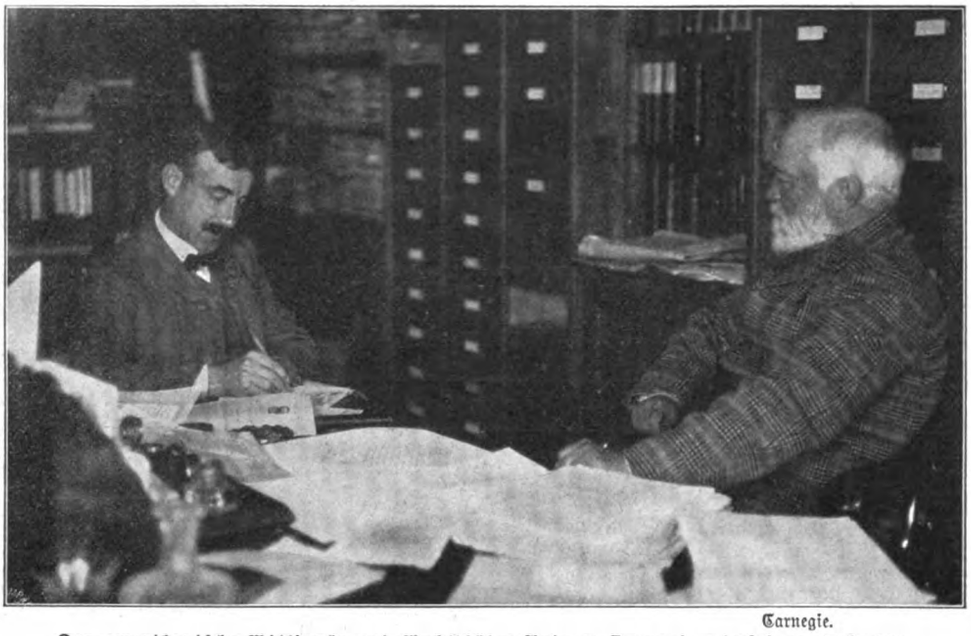
Oberpräsident Dr. Delbrück. Der jetzt zum Oberpräsidenten von Westpreußen ernannte Danziger Oberbürgermeister Dr. Delbrück hat seine amtliche Laufbahn als Landrat von Tuchel begonnen. Von dort kam er nach zehnjähriger Thätigkeit als Regierungsrat nach Danzig, wo er u. a. das Dezernat für landwirtschaftliche Angelegenheiten zu bearbeiten hatte. Im Jahre 1896 wurde er dann Oberbürgermeister von Danzig. Die erste persönliche Berührung Delbrücks mit dem Kaiser datiert aus den Herbsttagen des Jahres 1896, wo Delbrück auf dem Bahnhofe in Langfuhr dem Monarchen, der zu einem Besuche bei den 1. Leibhusaren eintraf, durch den Oberpräsidenten von Goßler vorgestellt wurde. Eine seltene Auszeichnung wurde ihm in den Septembertagen des Vorjahres bei dem Einzuge der Leibhusaren vor versammelter Bürgerschaft zu teil, indem der Kaiser in seiner Erwiderung auf die Ansprache Delbrücks rühmte, daß jetzt die Stadt Danzig von dem bannenden Nebel parteipolitischer Rücksichten befreit sei und vor uns aufblühe unter der sicheren Hand eines weitblickenden Stadthauptes. Der neue Oberpräsident erfreut sich bei der Bürgerschaft Danzigs als ein offener, gerader Charakter ungeteilter Hochschätzung.



Das Michel Mort-Denkmal in Kreuznach.

Das Michel Mort-Denkmal. Das kürzlich enthüllte Michel Mort-Denkmal in Bad Kreuznach ist eine monumentale Verherrlichung der Unterthanentreue bis in den Tod. Im Jahre 1279 lag Graf Johann der Lahme von Sponheim, zu dessen Gebiet damals Kreuznach gehörte, in Fehde mit dem Erzbischof Wernher von Mainz. Zwischen Gensingen und Sprendlingen im heutigen Rheinhessen trafen die feindlichen Heere zusammen. Michel Mort führte das Aufgebot der Kreuznacher und kämpfte mit Löwenmut. Plötzlich sah er den im Mitteltreffen fechtenden Grafen sinken und mehrere Mainzer Kriegsknechte sich auf ihn stürzen. Schleunigst eilte er seinem Herrn zu Hilfe, trieb die Feinde zurück, trug den ohnmächtigen Gebieter aus dem Kampfgewühl und übergab ihn dort einigen Kreuznacher Getreuen, die ihn in Sicherheit brachten. Den mutig nachdrängenden Gegnern stellte sich Mort allein entgegen und hielt ihre Verfolgung mit Zähigkeit und Tapferkeit so lange auf, daß der Graf gerettet werden konnte. Dann sank der Tapfere, von der Uebermacht bewältigt, zu Tode getroffen zu Boden. Seine Landsleute trugen ihn, noch einmal vorstürmend, aus dem Treffen, das für Sponheim verloren war. Michel

Digitized by Google



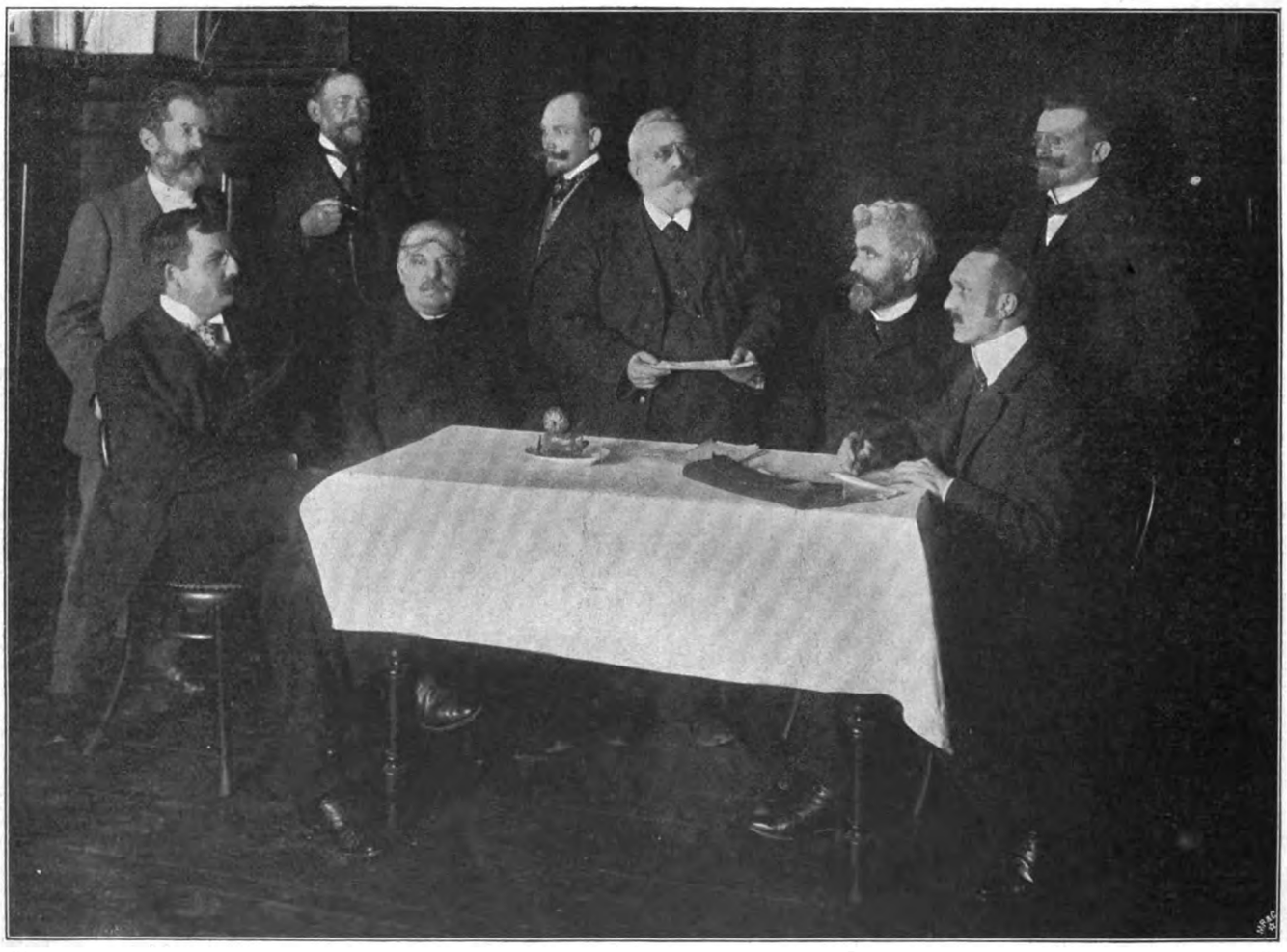
Carnegie.

Der amerikanische Millionär und Wohlthäter Andrew Carnegie mit seinem Sekretär.
Nach einer Aufnahme der Londoner Elektrotype Agency.

Andrew Carnegie. Aus dem Kreise unserer Leser sind uns schon so häufig Anfragen über den rühmlich bekannten amerikanischen Millionär und Wohlthäter größten Stils, den „Stahlkönig" Mr. Andrew Carnegie, zugegangen, daß wir glauben, mit der heutigen Wiedergabe seines Bildes ihrem Interesse zu begegnen. Der vielgenannte sympathische Mann, dessen Vermögen auf die fabelhafte Höhe von 1000 Millionen Mark geschätzt wird — was wir natürlich nur unkontrollierbaren Zeitungsangaben nach berichten — hat sich kürzlich ganz aus der Neuen Welt zurückgezogen, um den Rest seiner Tage in seiner schottischen Heimat zu verleben. In einem der gesegnetsten, landschaftlich herrlichsten Teile des Königreichs, zwischen den Grafschaften Southerland und Roß, liegt die Herrschaft Skibo, die Carnegie jetzt gehört. Er hat sich das alte Kastell Skibo restaurieren und mit allem Komfort eines modernen Palastes einrichten lassen und widmet sich hier nun ganz der letzten Aufgabe seines Lebens, seine ungeheuren Reichtümer zu Gunsten der Einrichtung von Universitäten, Volksbibliotheken, Hospitälern, Schulen, öffentlichen Parkanlagen, Konzerthallen, Volksbädern, Kirchen u. s. w. zu verteilen und damit in wahrhaft großer Weise „die Pflichten des Reichtums" zu erfüllen, über die er vor Jahren ein eigenes Buch veröffentlicht hat.

Mort vernahm noch, daß sein geliebter Herr gerettet sei, dann hauchte er in den Armen der Freunde seine Heldenseele aus. Diese That des Kreuznacher Lokalhelden hat Robert Cauer, ein Sohn Karl Cauers, durch das Denkmal, das aus Savonnières-Sandstein gemeißelt ist, verewigt. Es zeigt die überlebensgroße Gestalt Morts, der das männlichschöne Antlitz trotzig und kühn dem Feinde zukehrt, in der Rechten das kampfbereite Schwert, unter dem linken Arm die kraftlos zusammengesunkene Gestalt des Grafen Johann trägt. Kaiser Wilhelm II. hat zu diesem Denkmal deutscher Unterthanentreue einen Beitrag von 3000 Mark gespendet.

* * *



Victor Blüthgen. Hr. Rackow. Dr. Arendt. Frhr. v. Reibnitz. Dir. Lückhoff, Dr. Limann, Graf v. Normann. Pastor Nierhoff.
Prof. Dr. Samassa, Redakt. d. Alldtsch. Blätter. Mitgl. d. Reichstags. Mitgl. d. Abg.-Hauses. Chefred. d. Leipz. N. Nachr.

Der Arbeitsausschuß zum Empfang der Burengenerale in Berlin. Nach einer Aufnahme aus dem Verlag der Photo-Illustration, Berlin.

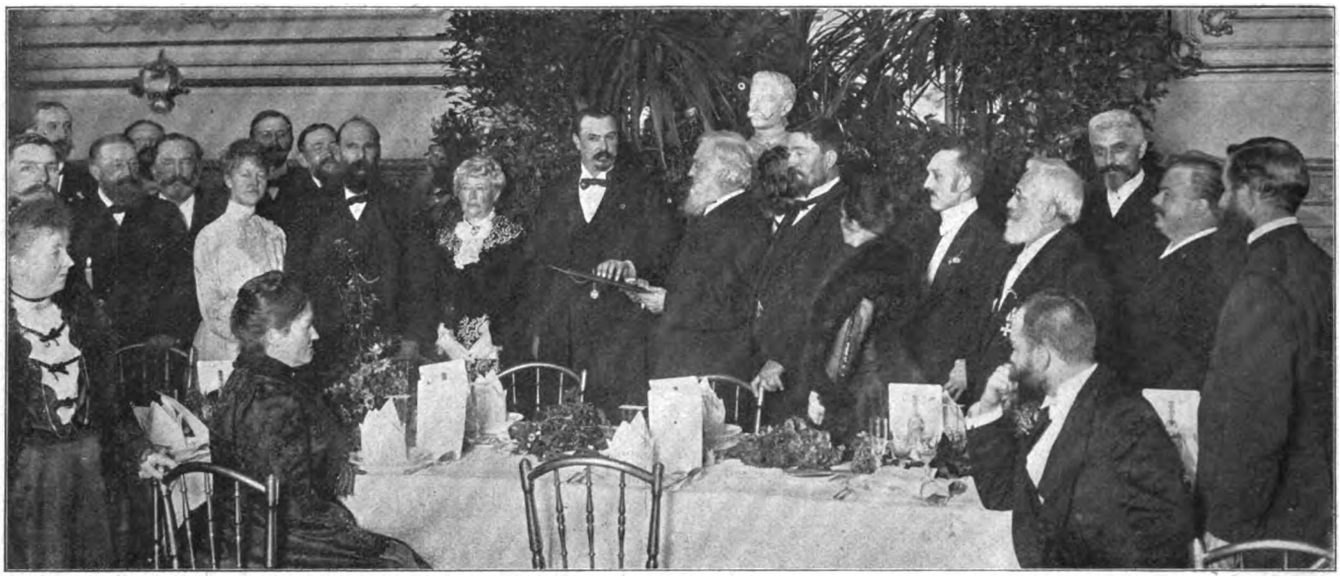
Digitized by Google



Frl. Helene Lange. Frau Blomeyer-Bartenstein.
Frl. Mießner. Dr. Maria Raschke. Frau v. Heister. General Botha. General de Wet. General Delarey.

Die Begrüßung der Burengenerale durch den Vorstand des Frauenhilfsbundes für Burenfrauen und -Kinder in Berlin.
Nach einer Aufnahme von Zander & Labisch, Berlin.

Digitized by Google



Frau Blomeyer-Bartenstein. Fräul. H. Lange. Delarey. Frau v. Heister. Botha. Prof. Siemering. De Wet. Frau v. Oven. Kommandant Banks.

Die Uebergabe der Geldspenden des Burenhilfsbundes durch Prof. Siemering an General Botha.



Pastor Schowalter. Botha. Delarey. Frau v. Heister. Frl. H. Lange. De Wet. Gräfin Pfeil.

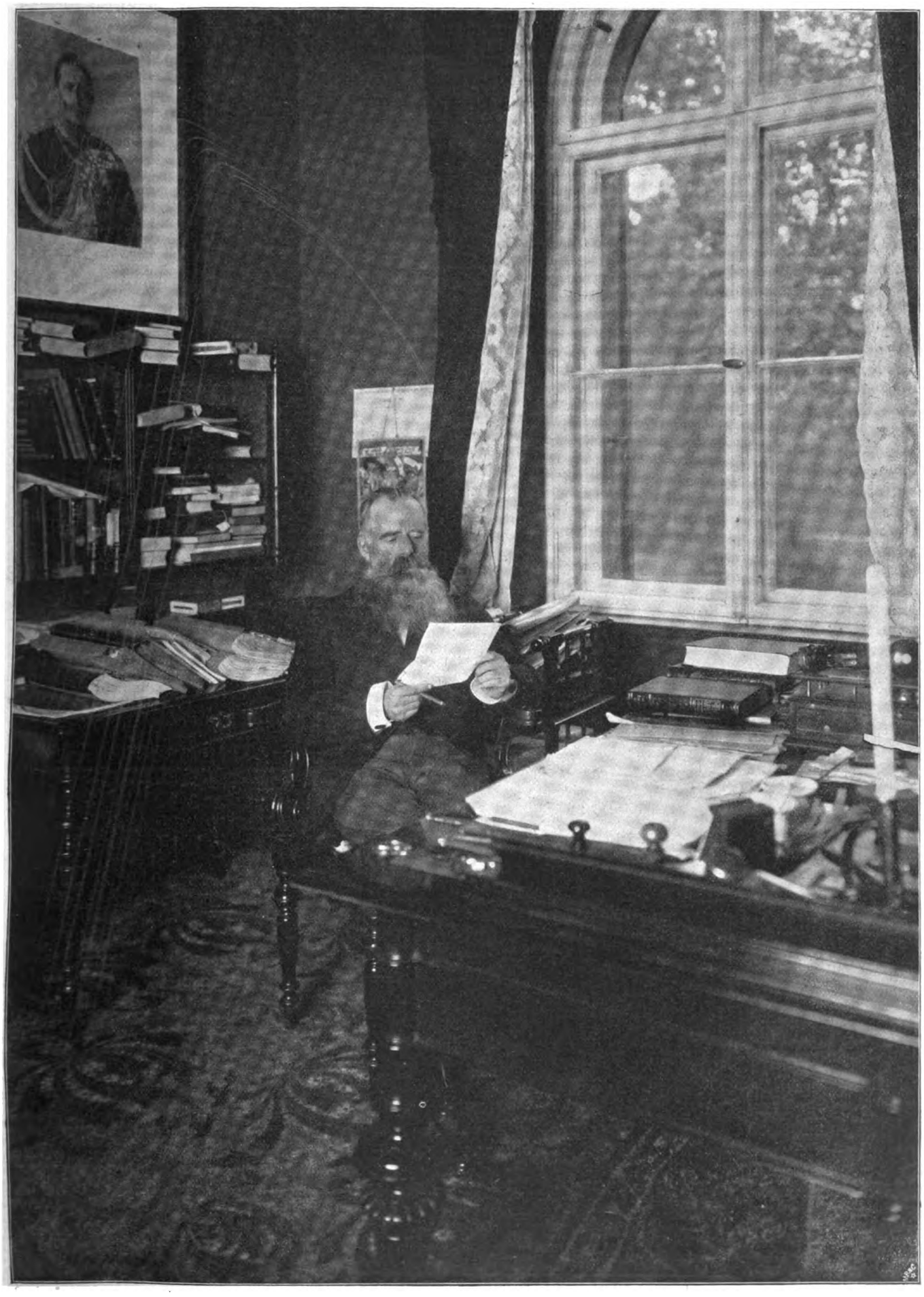
Die Burengenerale als Kaffeegäste des Frauenhilfsbundes für die Buren-Frauen und -Kinder. Nach Aufnahmen von Zander & Labisch, Berlin.



Delarey. Botha. R.-A. Dr. Arendt. R.-A. Dr. Oertel. R.-A. Fürst Herbert Bismarck. De Wet. Grf. v. Schwerin-Löwitz.

Die Burengenerale im Restaurationssaal des Reichstags. Nach einer Aufnahme von J. Braatz, Kunstverlag, Inh. G. Michaelis, Berlin.

Digitized by Google



Graf v. Posadowsky-Wehner, Staatssekretär des Innern. Nach einer Aufnahme aus dem Verlag der Photo-Illustration, Berlin.

Digitized by Google

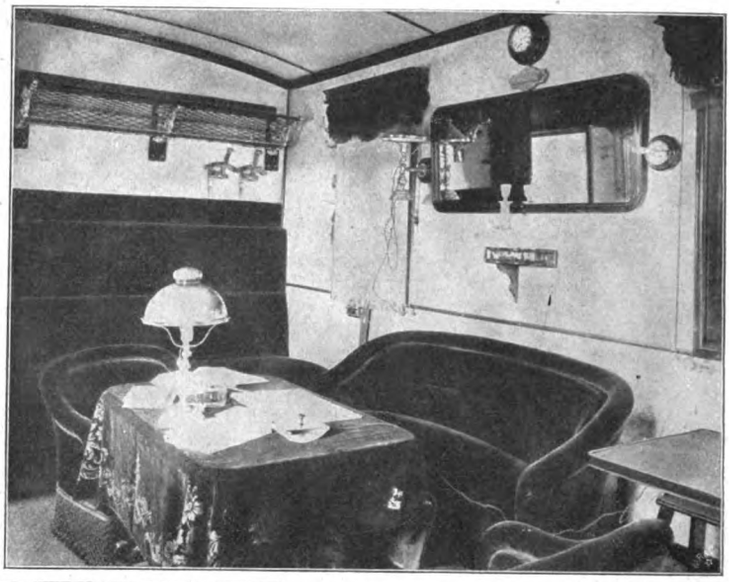


Russischer Finanzminister Witte.

Graf von Posadowsky-Wehner. Unser diesmaliges ganzseitiges Bild stellt den Staatssekretär des Innern Graf Posadowsky-Wehner dar, dessen Persönlichkeit gegenwärtig bei dem neu entbrannten parlamentarischen Kampf um die Zolltarifvorlage mit im Vordergrunde des Interesses steht. Dem Grafen, dessen außerordentlich große Arbeitskraft und gründliche Sachkenntnis ebenso bekannt ist wie seine auf langer Praxis beruhende parlamentarische Gewandtheit, ist ja nächst dem Reichskanzler in erster Linie die Aufgabe zugefallen, den Gesetzentwurf der Regierung zu vertreten und nach links und rechts mit gleicher Energie zu verteidigen — eine Aufgabe, die nichts weniger als angenehm und dankbar ist, und um die daher so leicht keiner den Herrn Grafen beneiden dürfte.

* * *

Quer durch Sibirien! „Der russische Finanzminister Witte ist nach 12½ tägiger Fahrt in Wladiwostok eingetroffen." Diese Nachricht konnte man jetzt in allen Zeitungen lesen, die die politisch voraussichtlich sehr bedeutsame Reise des einflußreichen russischen Regierungsmannes mit Aufmerksamkeit verfolgt haben. Von der Mündung der Newa durch die endlosen Steppen und Urwälder Sibiriens, durch die weiten fruchtbaren Gefilde der Mandschurei bis zum Stillen Ocean in zwölf und einem halben Tage! Fast klingt es wie ein Märchen, wenn man an die Schilderungen eines Kennan und Dostojewski denkt, an die Mühseligkeiten und Strapazen der Monate und Monate langen Fußwanderungen, die die nach Sibirien Verbannten zurückzulegen hatten, bis sie den Ort ihrer traurigen Bestimmung erreichten, der für lange Zeit, manchmal für immer, ihre neue Heimat werden sollte. Heute, wo das schnelle Dampfroß den Begriff der „Entfernung" fast zu einem imaginären gemacht hat, hat auch Sibirien viel von seinen früheren Schrecken verloren. Unaufhaltsam, wenn auch nur langsam, hält die Kultur ihren siegreichen Einzug auf dem Schienenstrang, der jetzt ganz Nordasien durchschneidet, und eine Reise nach Sibirien ist heute für den richtigen Globetrotter das, was für einen bescheideneren Touristen ein Ausflug in den Harz oder ins Riesengebirge ist — eine „Kleinigkeit". Der sibirische Schnellzug, der seit Mitte September dieses Jahres dreimal wöchentlich von Moskau über Irkutsk bis zum Baikalsee fährt, genügt allerdings vielleicht nicht ganz dem westeuropäischen Begriff eines Schnellzuges, da er nur mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von



Salon in der I. Klasse eines sibirischen Schnellzuges.



Speisewagen des sibirischen Schnellzuges.

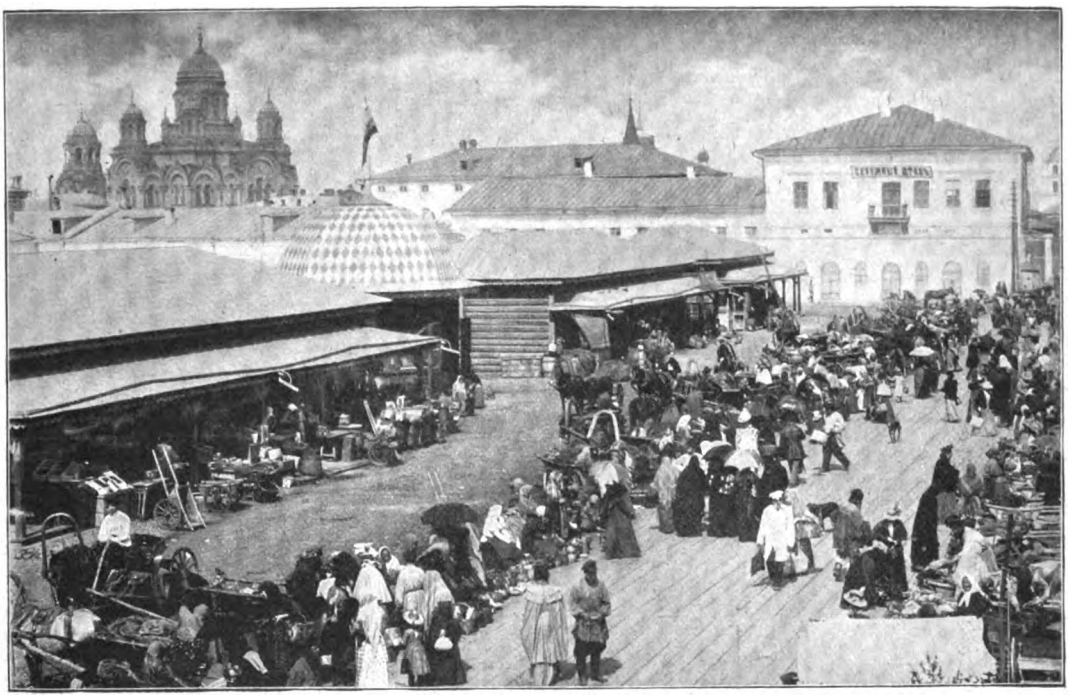


Ein Waarenhaus in Tomsk.

Zu der Reise des russischen Finanzministers quer durch Sibirien.

Digitized by Google

30—35 km in der Stunde fährt, kann sich aber hinsichtlich der Bequemlichkeit und der Eleganz seiner Einrichtung getrost mit den westeuropäischen Luxuszügen messen. Wir bringen unseren Lesern die Innenansicht eines kleinen Salons in einem Wagen erster Klasse, desgleichen die eines Salon- und Restaurationswagens. Die Waggons sind durchweg breiter und höher als die westeuropäischen, haben sehr gute Ventilation und elektrische Beleuchtung. Das Klavier, das in keinem Salonwagen auf der Sibirischen Strecke fehlt, trägt viel dazu bei, manche bisweilen doch sehr langhinfließende Stunde zu verkürzen und eine fröhliche, harmlose Geselligkeit unter den Reisenden wach zu halten. Die luxuriöse Einrichtung des Zuges und das elegante Reisepublikum



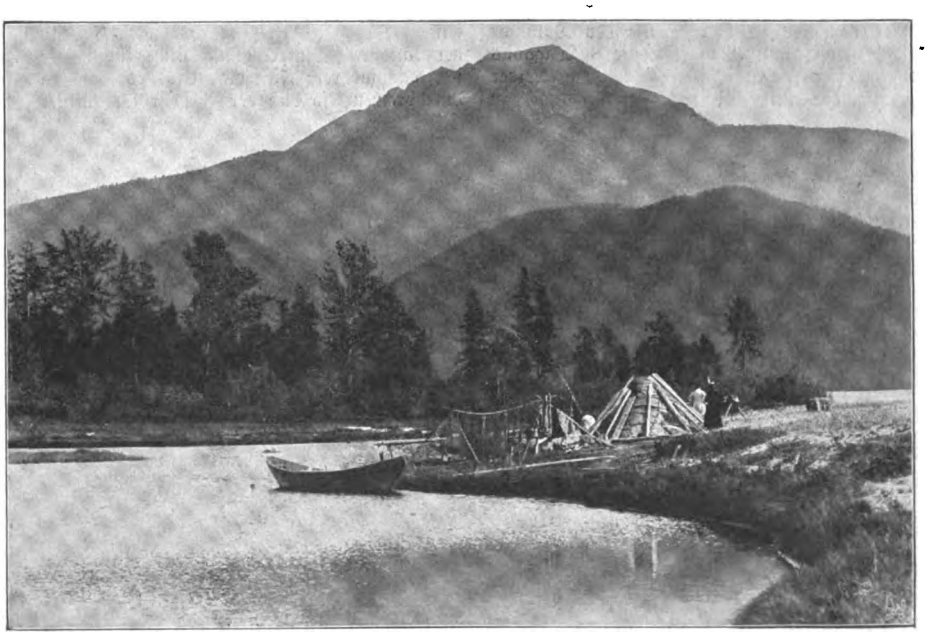
Krammarkt in Irkutsk.



Burjäten-Frauen aus dem Baikalsee-Gebiet.

kleinen Pferdchen bespannt, die, was ihre Schnelligkeit betrifft, zu unseren Taxametern in umgekehrtem Verhältnis stehen wie der sibirische Schnellzug zu den westeuropäischen Schnellzügen. Das schmucke dreistöckige Eckhaus ist ein Warenhaus, das freilich keinen Vergleich mit denen Berlins aushält, immerhin aber schon einen reichlich „zivilisierten" Eindruck macht. Ein anderes Bild zeigt das Leben und Treiben auf dem Krammarkt in Irkutsk; im Hintergrunde sieht man den fünfkuppeligen neuen griechisch-katholischen Dom, der jeder europäischen Großstadt zur Zierde gereichen würde. Auch landschaftlich bietet die Fahrt auf der sibirischen Bahn sehr viel Schönes und Sehenswertes. Namentlich der Baikalsee mit den ihn

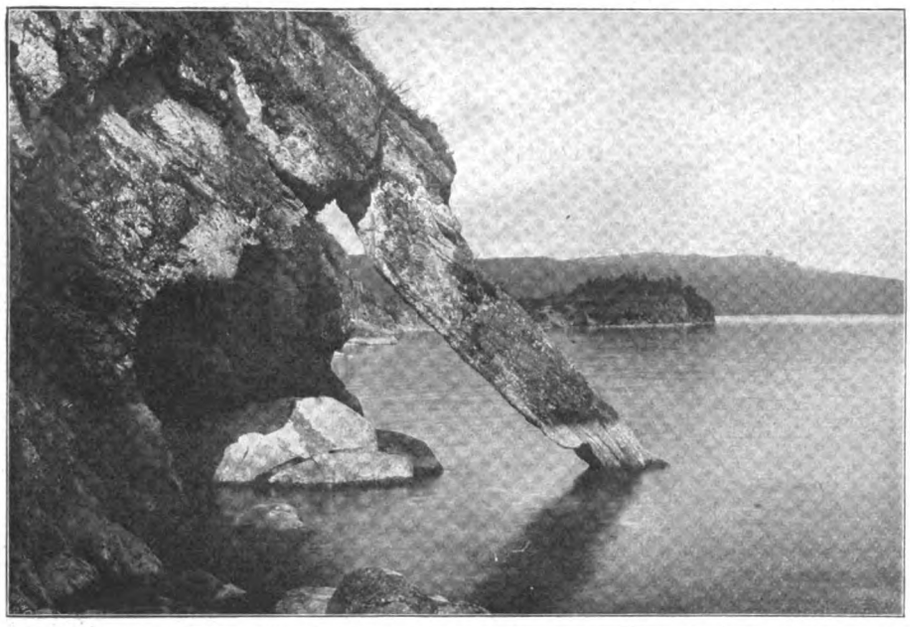
bilden allerdings einen seltsamen Kontrast zu der wilden Gegend, dem sumpfigen Urwald oder der öden Steppe, durch die man tagelang fährt, und zu den schmutzigen Gestalten der eingeborenen Völkerstämme, die man während des Aufenthalts auf den Stationen zu sehen Gelegenheit hat. Diesen scharfen Kontrast zwischen Kultur und Unkultur begegnet man freilich überall auch in den größten Städten Sibiriens. Sowohl Tomsk, die geistige Metropole Sibiriens mit Universität und technischer Hochschule, als auch Irkutsk, das Handelszentrum Sibiriens, beides Städte von fast sechszigtausend Einwohnern, beginnen jetzt erst mit der Pflasterung ihrer Straßen, während sie hinsichtlich mancher Gebäude einen durchaus großstädtischen Eindruck hervorrufen. Unser Bild zeigt eine der Hauptstraßen von Tomsk, vorn links einen Droschkenhalteplatz der in jeder sibirischen Stadt reichlich vorhandenen „Iswoschtschiks", kleine Wagen mit niedrigen Rädern mit einem schmalen Sitz, der kaum für einen wohlbeleibten Menschen ausreicht, mit flinken



Fischerhütte am Baikalsee.

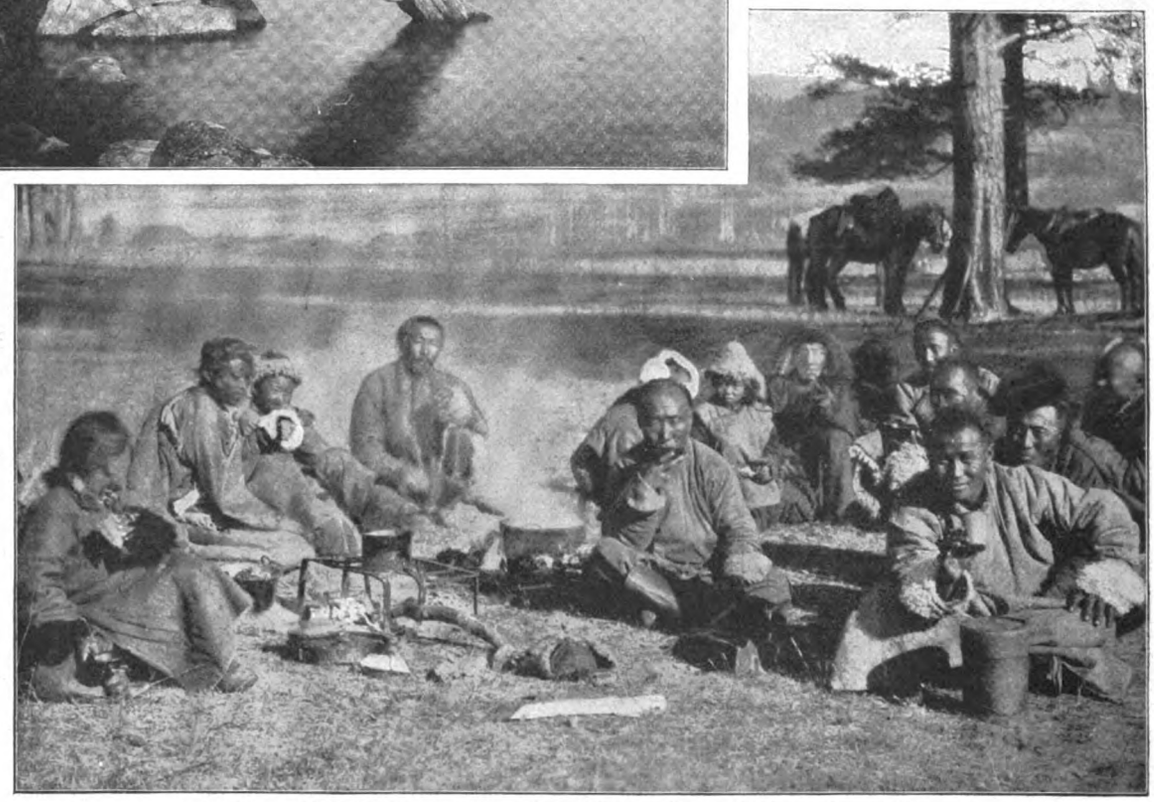
Zu der Reise des russischen Finanzministers quer durch Sibirien.

Digitized by Google



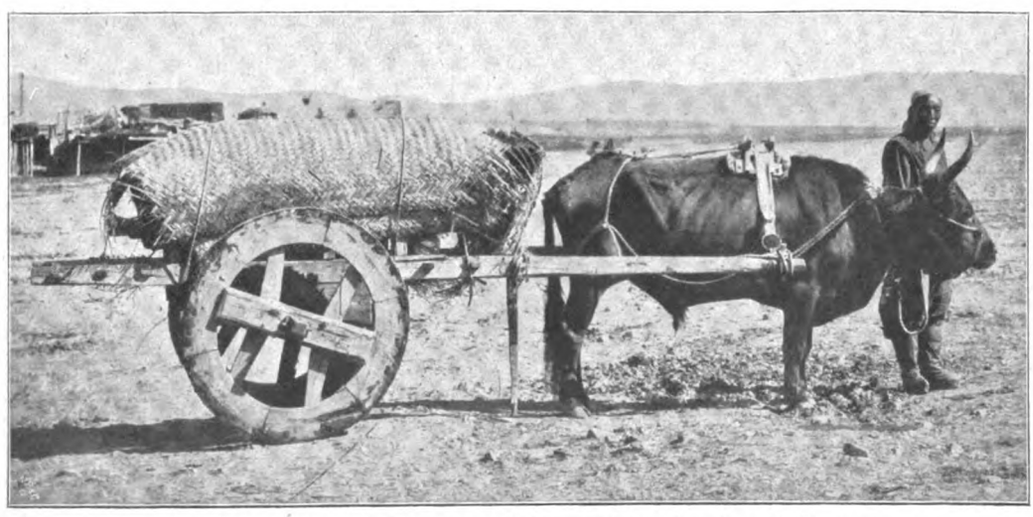
Felspartie am Baikalsee.

umschließenden hohen Bergen, deren Spitzen von ewigem Schnee bedeckt sind, ist ein Bild von großer landschaftlicher Schönheit. Die $4^1/_2$ stündige Dampfer-Fahrt über den See — die Baikalringbahn ist erst im Bau begriffen — ist bei schönem Wetter ein wahrer Hochgenuß. Auch hier wieder inmitten der wildesten, romantischen Natur stößt man auf ein Wunderwerk der Kultur und der modernen Technik. Es ist der große Trajektdampfer „Baikal", der dazu bestimmt ist die Frachtzüge und die Auswandererzüge über den See zu befördern. Der Dampfer ist so groß, daß 3 Züge zu je 8 Waggons neben einander in ihm stehen können. Leider erfüllt der mit einem Kostenaufwand von $6^1/_2$ Millionen Rubel in England gebaute und gleichzeitig als Eisbrecher konstruierte Dampfer seinen Zweck nicht ganz, da er während der kältesten Wintermonate nicht im stande ist, das mehrere Fuß dicke Eis des Sees zu durchbrechen, so daß der Verkehr im Winter mit Schlitten bewerkstelligt werden muß. Die Eingeborenen, die um den Baikal herum und in Transbaikalien wohnen, sind die Burjäten, ein mongolischer Volksstamm, der auch heute noch ein nomadisierendes Leben führt und auf einer sehr niedrigen Kulturstufe steht. Unser Bild zeigt eine Gruppe burjätischer Frauentypen, die auf Schönheit schwerlich einen Anspruch erheben können, in der Putzsucht es ihren europäischen Schwestern aber zum mindestens gleich tun wollen. — Östlich vom Baikalsee biegt die alte, heute noch viel benutzte Karawanenstraße nach Kiachta ab, auf der der Hauptimport von Ziegeltee (eine niedere, in Platten gepreßte Sorte Tee) aus dem Inneren Chinas stattfindet.



Mongolische Treiber aus dem Mandschurei-Grenzgebiet am Lagerplatz.

Dieser Ziegeltee bildet ein Hauptgenußmittel der gesamten sibirischen Bevölkerung. Er wird in mit Bastgeflecht umhüllten Ballen auf primitivem, mit Ochsen bespanntem zweirädrigen Karren — wie ihn unser Bild darstellt — in Karawanenzügen von 100 bis 200 Karren von Kiachta aus nach der Bahn oder dem nächsten schiffbaren Fluß befördert, von wo er seinen Weg bis hinein in den tiefsten Norden Sibiriens findet. Auch wieder ein seltsamer Kontrast: diese ganz aus Holz ohne einen eisernen Nagel hergestellten, langsam dahinschleichenden Karren und daneben der mit einer modernen amerikanischen Schnellzugslokomotive bespannte sibirische Luxuszug! Endlich zeigen wir auch eine Gruppe von mongolischen Treibern aus dem Grenzgebiet an der Mandschurei, die ja jetzt eine so wichtige Rolle in der ostasiatischen Politik spielt und aus der Rußland eben seine Okkupationstruppen zum größeren Teil zurückgezogen hat.



Ein mit Tee beladener Karawanen-Karren auf der Straße nach Kiachta.

* * *

Zu der Reise des russischen Finanzministers quer durch Sibirien.

Digitized by Google

Frauen-Daheim.

Schön sind Frauenaugen, welche glänzen
Abends, Nachts, bei Festen und bei Tänzen,
Schöner solche, welche beim Erwachen
Hell der Pflicht des Tags entgegenlachen!



Frau A. B. Lesniewska.

Die erste Apothekerin in Rußland.

Mit Bildnis.

Eine Frau von seltener Tatkraft und der ganzen Zähigkeit ihres Geschlechts, deren Name in den Annalen der russischen Frauenbewegung mit goldenen Lettern eingetragen ist, führen wir heute unseren Lesern vor: Frau A. B. Lesniewska, die Gründerin und Vorsteherin der ersten großen Frauenapotheke die sich am Newsky-Prospekt in St. Petersburg befindet.

Es ist bekannt, daß auch in Rußland die Universitäten den Frauen verschlossen sind, wodurch die Erlangung des Provisordiploms fast unmöglich gemacht ist. Erst nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten erhielt Frau Lesniewska im Jahre 1897 als erste Frau in Rußland dieses Diplom. Gestützt auf ein solches Zeugnis, das über ihre Befähigung keinen Zweifel ließ, reichte sie ein Gesuch, eine Apotheke eröffnen zu dürfen, bei der Medizinalbehörde ein, erhielt aber den Bescheid, daß der Gründer einer Apotheke den Magistergrad erlangt haben müsse. Nach zwei Jahren weiterer Studien bestand sie dann auch die Prüfung einer Magistrantin in der medizinischen Akademie und erhielt nun die erbetene Erlaubnis, als sie erklärte, die Einkünfte der zu gründenden Apotheke gemeinnützigen Zwecken zuzuführen. In einem geräumigen Lokal am Newsky-Prospekt, dieser Haupt-Verkehrsader Petersburgs, trat ihr Unternehmen dann ins Leben. In der Apotheke sind ausschließlich Damen beschäftigt. Deren Arbeitszeit beträgt 7 Stunden. In engem Zusammenhang mit diesem Unternehmen, durch dessen wachsendes Erträgnis ermöglicht, errichtete sie im Januar dieses Jahres eine für Damen bestimmte Pharmaceutenschule, deren Protektorat die Großfürstin Anastasia übernahm. Der Kursus in dieser vom Ministerium bestätigten Anstalt dauert 2 Jahre. Dann müssen sich die Absolventinnen einer Prüfung unterziehen, um das Provisordiplom zu erhalten.

Die Kunstschule zu Weimar den Frauen geöffnet.

Seit Jahren haben die sich heranbildenden Künstlerinnen Deutschlands auf das eifrigste danach gestrebt, Zutritt zu den staatlich anerkannten Lehranstalten der Kunst zu erlangen, um dort in gleicher Ausdehnung und mit ebensolcher Gründlichkeit wie ihre männlichen Kommilitonen ihre Studien machen zu können. Bisher wurde ihnen das jedoch noch in keinem der Bundesländer gestattet. Infolgedessen waren sie gezwungen, entweder auf privatem Wege ihre Ausbildung zu erlangen oder sie in den Kunstschulen des Auslandes zu suchen. Beides war mit schwerwiegenden Nachteilen verbunden, denn das Privatstudium ist einerseits sehr kostspielig, andererseits ist es begrenzt, weil die bedeutendsten Meister nur in den seltensten Fällen dafür zu gewinnen sind und weil die Vorteile der gemeinsamen Arbeit verloren gehen. Das ausschließliche Studium in ausländischen Schulen aber entfremdet die „Werdenden" dem heimischen Boden; es gibt nicht nur ihrer Denkart, sondern auch ihrer Technik einen fremden Grundton, den zu wünschen und zu kultivieren wir keine Ursache haben.

Jetzt endlich sollen diese Übelstände ein Ende haben; hinfort können die Kunstjüngerinnen den jeweiligen höchsten Grad der Künstlerschaft, den ihnen ihre Eigenart überhaupt gestattet zu erreichen, im deutschen Vaterlande erlangen. Professor Hans Olde, der neugewonnene Leiter der im Jahre 1860 vom Großherzog Karl Alexander gegründeten Kunstschule zu Weimar, bereitet ihnen auf klassischem Boden die langersehnte Lehrstätte, indem er ihnen alle Fächer seiner Anstalt unter den gleichen Bedingungen wie den Männern zugänglich macht. Professor Olde ist der Ansicht, daß bei den wichtigen und neuen Aufgaben, welche unsere Zeit der Kunst stellt, namentlich auf dem Gebiete der angewandten Kunst, die Mitarbeit der Frau kaum länger zu entbehren ist, daß diese Arbeit aber nur dann schöpferisch und gedeihlich werden kann, wenn die Frauen von derselben guten, künstlerischen Grundlage an die Aufgaben herantreten wie die Männer. Aus dieser Überzeugung heraus ist er dem intensiven Bedürfnis der Frauen, tätig an den künstlerischen Aufgaben unserer Zeit teilzunehmen, entgegengekommen und zwar in voller Ausdehnung, ohne eine andere Beschränkung als die ihres Könnens.

Die Kunstschule zu Weimar ist keine „Akademie", keine „Schule" im engeren Sinne des Wortes, da sie mit dem früher üblichen Klassenwesen gebrochen hat. Sie ist ein freies Kunstinstitut, in dem, nach dem Vorbilde der großen Malerschulen des XV. und XVI. Jahrhunderts, die Eigenart der Meister in dem Unterricht der Schüler zu voller und ungeteilter Entfaltung gelangt.

Die Aufnahme der Schüler — und hinfort auch die der Schülerinnen — ist, dem Wunsche des hochherzigen Gründers, des Großherzogs Karl Alexander gemäß, der jedem echten Talent die Möglichkeit der Entwickelung gewähren wollte, nur an die Bedingung geknüpft, daß die Betreffenden bereits einige Übung im Zeichnen besitzen.

Der Eintritt erfolgt zunächst in die „Naturklasse", in der die so wichtige Fertigkeit im Zeichnen erworben werden soll, hauptsächlich nach dem Akt. Nach Absolvierung dieser Klasse steht dem Schüler die Wahl eines Lehrers frei, der ihm Aufgaben stellt, die eine freiere künstlerische Auffassung zulassen. Es übernehmen diesen Unterricht Prof. Hans Olde, der Leiter der Anstalt, für Figuren, Landschaft und Tiere; Prof. Theodor Hagen für Landschaft; die Professoren Max Thedy und Frithjof Smith für Figuren.

Den Abschluß bilden die Meisterateliers, in denen selbständige Arbeiten unter Leitung der betreffenden Lehrer angefertigt werden.

Außer einer Abteilung für die graphischen Künste ist der Kunstschule ein kunstgewerbliches Seminar angeschlossen unter der Leitung von Professor Van de Velde. Dasselbe wird vermutlich den Frauen reiche Anregung geben, sich nutzbringend auf diesem weiten Felde zu betätigen.

In jedem Sommer findet eine Schülerarbeiten-Ausstellung statt, bei der Medaillen, Geldprämien und Belobigungsdiplome zur Verteilung gelangen. Das Honorar für den ganzen Kursus beträgt 120 Mark für das Semester, zahlbar in drei Raten. Hospitantinnen zahlen die verschiedenen Fächer einzeln mit entsprechend geringeren Preisen.

Die Zukunftsaussichten, die den Frauen hier in künstlerischer Beziehung geboten werden, sind also die denkbar reichsten. Und sie befinden sich in erlauchter Gesellschaft, denn eine Reihe unserer namhaftesten Künstler — ich nenne unter diesen nur Karl Gussow, L. von Gleichen-Rußwurm und Max Liebermann — sind aus der weimarischen Kunstschule hervorgegangen. L. M.

Preisausschreiben.

Ein **Zehnpfennigpüppchen** aus Porzellan (etwa fingerlang) soll angekleidet werden. Die drei reizendsten, originellsten Püppchen werden mit Preisen von

15, 12 und **10 Mark**

ausgezeichnet. Kleinere Preise für noch andere hübsche behalten wir uns vor. Einsendung **bis incl. 15. November 1902** unter der Adresse: **Redaktion des Daheim, Abteilung Frauendaheim, Berlin W. 35, Steglitzerstraße 53.** Name und **genaue Adresse** der Einsenderin (Abonnentin) müssen auf kleiner Etikette an jedem Püppchen befestigt sein. **Rücksendungen finden auf keinen Fall statt.** Männlein, Weiblein, Kinder, Hexen, Engel, Kaiser, Könige, Bauern, Bettelleute, Märchen- oder Phantasiefiguren u. s. w. sind zugelassen. Entscheidung in der am 6. Dezember 1902 erscheinenden Daheimnummer.

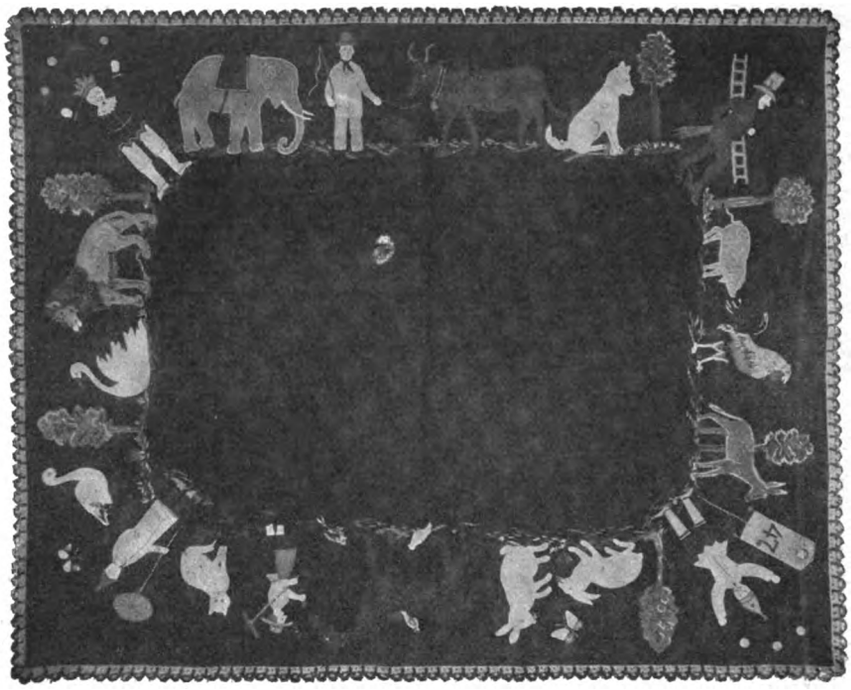
Die Redaktion des **Frauendaheim,**
Berlin W., Steglitzerstraße 53.

Herbstsegen.

Der Herbstwind schüttelt an den Bäumen und dreht die Blätter in neckischem Tanz. Sie haben alle ein buntes Tanzkleidchen an, welches die scheidende Sonne des Sommers ihnen gefärbt hat. In leuchtendem Gelb prangt Esche und Ahorn, braungelb ist das Laub der Buchen, rot in prächtigen Schattierungen, als hätte der Pinsel des Malers sie betupft, stehn die verschiedenen Kratejusarten, und glänzend braun sind die zackigen Blätter der Purpureichen geworden. Und überreich hat der Herbst seinen Erntesegen ausgestreut. Unter den Sträuchern liegen schwarze und rote Beeren, da fallen Nüsse und Eicheln, hier rollen die grünen stachligen Früchte der wilden Kastanie, deren brauner, runder Kern das beliebte Spielzeug der Jugend ist. Nun beginnt die Erntezeit derer, welche nicht gesäet haben. Viele Tierchen finden in diesen Baumfrüchten ihren speziellen Leckerbissen und die Kinder manch süße Nuß oder willkommenes Spielzeug für die lange Winterszeit. Im großen Haushalt der Natur ist nichts umsonst erschaffen worden. Auf hohem Baume sitzt das Eichhörnchen und blickt mit glänzenden Äuglein nach den wilden Knaben herunter, welche die Haselstauden schütteln. Ob wohl noch welche übrig bleiben werden? Im nahen Strauchwerk

Digitized by Google

lärmen die Sperlinge, diese Gassenbuben, und naschen hier und naschen da an den Beeren, kritisieren und tun weise. Sie vor allen wollen immer ernten, wo sie nicht gesäet haben. Rotkehlchen turnen emsig am Strauch der viereckigen Pfaffenhütchen, und schälen die gelben Kerne aus den rosenroten Früchten, während die niedlichen Meisen die schwarzen Beeren der Holundertrauben bevorzugen. Gefräßige Amseln können sich endlich mal satt fressen an den süßen Mehldornfrüchten, die bis zum Winter reichen, aber Finken, Stieglitze und Kreuzschnäbel fliegen dem nahen Walde zu und knabbern an Buchnüssen und Tannenzapfen. Wenn abends auf den Feldern alles still geworden, halten, leise schleichend, Hamster und Feldmaus ihre Ernte und tragen reichlich Körner für den Winter ein. — An den braunen Früchten der Roßkastanie haben viele ihre Freude. Die Hirsche lieben sie besonders. In großen Tierparks werden sie im Winter damit gefüttert. Es ist dann eine Freude zu sehn, wie die Tiere diesen Leckerbissen verzehren; es kracht ordentlich, wenn die starken Zähne die Kastanien zermalmen. Alte Mütterchen sammeln diese Früchte und tragen Ketten davon. Sie schreiben ihnen besondere Heilkraft zu als Mittel gegen Rheumatismus. Sicher ist, daß man Topfpflanzen eine große Wohltat erzeigen kann, wenn man sie mit dem gekochten bittern Absud der Kastanien begießt. Alles Ungeziefer darin kommt schleunigst an die Oberfläche gekrochen, sodaß es mit Leichtigkeit abgelesen werden kann. Unsere Kinder haben ganze Körbe voll Kastanien gesammelt, und heim getragen und spielen nun den ganzen Winter damit. Sie machen sich Ketten davon, die sie mit Stolz tragen oder höhlen sie aus. Die Schalen geben reizende Körbchen mit Henkeln daran, oder Wiegeschalen für den Kaufladen. Geschickte Knaben schneiden drollige Gesichter aus Kastanien, indem sie die weißen Flecke entsprechend verwenden, ihre kleinen Brüder bauen indes auf der Diele Häuser, Städte, Burgen davon auf. — Auch Eicheln geben schönes Material zu reinlichem, billigem Spielzeug. Zu Ketten vereinigt und vergoldet, zieren sie den Weihnachtsbaum. Aus Haselnüssen weiß ich eine reizende Spielsache herzustellen, so ursprünglich und kostenlos, wie es den Kleinen am liebsten ist. Aus einem 15 cm langen Stückchen Holz schneidet man ein rundes Stäbchen, oben mit einem dicken Knopf, unten mit einer Spitze versehn. Aus dem reichen Nußvorrat wird die größte, runde Haselnuß ausgesucht; man bohrt mit einem feinen Bohrer drei Löcher hinein und höhlt die Nuß aus. Das Stäbchen wird von oben nach unten durch zwei Löcher geschoben und mit der Spitze tief in eine halbe Kartoffel gesteckt, die als Schwerpunkt dient. Nun nimmt man ganz feinen Bindfaden, sogen. Hasenzwirn, kerbt das Hölzchen etwas ein, wo man ihn befestigen will, schiebt die



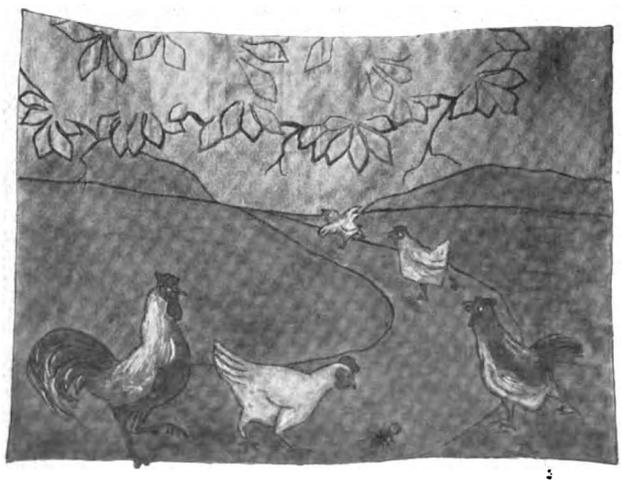
Spielteppich aus dem Tuche eines alten Soldatenmantels.

Nuß darüber, zieht das Ende des Fadens durch das dritte, seitliche Loch und dreht das Hölzchen, bis die Nuß von dem Bindfaden angefüllt ist. Ein Knebel am Ende verhindert das Hineinrutschen der Schnur. Und nun kann das Spinnen beginnen, das schönste Spinnerädchen ist fertig! Man faßt mit der linken Hand die Nuß fest, mit der Rechten den Knebel, zieht den Faden heraus und läßt ihn schnell zurück gleiten. „Schnurre, schnurre" geht das Rädchen, unermüdlich, zum Entzücken der Kleinen, die freilich keinen goldnen Faden spinnen, aber sich stundenlang damit beschäftigen. Frau E. Köhnemann.

Handarbeit.

Spielteppich aus dem Tuch eines alten Soldatenmantels. Ich habe für Weihnachten meinem Enkelchen aus dem Tuch des Soldatenmantels seines Vaters einen Spielteppich gemacht, der vielleicht bei mancher Daheimleserin Nachahmung finden wird, denn es ist nicht bloß eine praktische Verwendung des Mantels damit verbunden, sondern auch das Andenken an ein fröhliches Jahr des ehemaligen Einjährig-Freiwilligen. Aus dem Rückenteil bildete ich das Mittelstück, setzte rundum, teilweise stückelnd, daran einen 25 cm breiten Streifen. Nun schnitt ich aus Filz, den ich von einem Dekorateur in Abfällen sehr billig erhielt, Tiere aus, wie sie für die Kinderstube passen. In eine Ecke einen großen Clown, Bälle werfend, neben diesem, an einer gedrehten Goldkordel, welche die Stange bildet, in Bannerform eine Achselklappe mit Nummer. In der 2. Ecke ein Chinese mit aufgespanntem Sonnenschirm aus gelbem Tuch, in der 3. Ecke ein roter Schornsteinfeger mit Leiter, in der 4. Ecke wieder ein Clown, etwas anders gekleidet. Rundum, immer auf der Naht stehend, geht der Zug: ein Elefant, mit roter Schabracke, ein Löwe mit langer Mähne und roter Zunge, ein weißer Schwan, ein Storch, ein Pferd, vor dem ein Bauernmädchen steht, ihm Futter hinhaltend, zwei hellgraue Kaninchen, ein Esel, ein bunter Hahn, ein Schwein, ein Hund, eine Kuh, welche von einem Bauer am Seil geführt wird. Überall der Naht entlang, zu Füßen der Tiere, sind von grüner Wolle Stiche, den Weg vorstellend; es sieht wunderhübsch aus. Ich habe bei dieser Arbeit unter meinen alten Wollvorräten sehr aufräumen können, was mir sehr angenehm war. Nachdem ich nun die Arbeit gut gebügelt hatte, versah ich sie mit einem Moltonfutter und setzte rundum eine schmale, graurot gehäkelte Wollspitze.

Getreue Abonnentin des Daheim.



Wandbehang für ein Kinderzimmer.

Wandbehang über ein Kinderbett. Der farbige Wandbehang, dazu bestimmt über dem Bett eines Kindes, an einer vielleicht kalten Wand befestigt zu werden, zeigt Hühner, jene bunten gefiederten Freunde, die von Kindern besonders geliebt werden. Sie sind in eiliger Flucht begriffen vor dem, ihnen noch nicht vorgestellten, fürchterlichen Hirschkäfer; nur der Hahn, als Hüter der Seinen, schaut mißbilligend auf seine futchtsamen Hennen. Der mit Futterstoff versehene Wandbehang ist in Malerei, Stickerei und Applikation ausgeführt und zwar auf grauem, guten Segelleinen. Mit den 13 cm breiten dunkelgrünen Streifen aus Javastoff am oberen und unteren Rande, hat er 102 cm Höhe zu 103 cm Breite. Das von oben in das Bild hineinhängende Kastanienlaubwerk ist aus hellgrünem Leinen in Applikation hergestellt, die Blätter in Languettenstich mit hell- und dunkelgrüner Zephirwolle gestickt. Die Hühner sind bunt gemalt und diejenigen des Vordergrundes mit schwarzer Wolle umrandet, die etwas entfernteren mit Baumwolle, das kleinste Hühnchen sowie die Ferne mit schwarzer Seide konturiert, um die Perspektive deutlich zum Ausdruck zu bringen. Man kann Öl- oder Deckfarben verwenden. Das Original ist verkäuflich, Pausen zum Selbstanfertigen 1,50 Mk. Breslau VI, Friedrich Wilhelmstr. 24. Eva Kath. Schramm.

Fragen.

6) Kann mir vielleicht eine freundliche Daheimleserin zu dem Spruch: „Des Hauses Segen Frömmigkeit" ein passendes kurzes Polterabendgedicht sagen? Sehr dankbar wäre

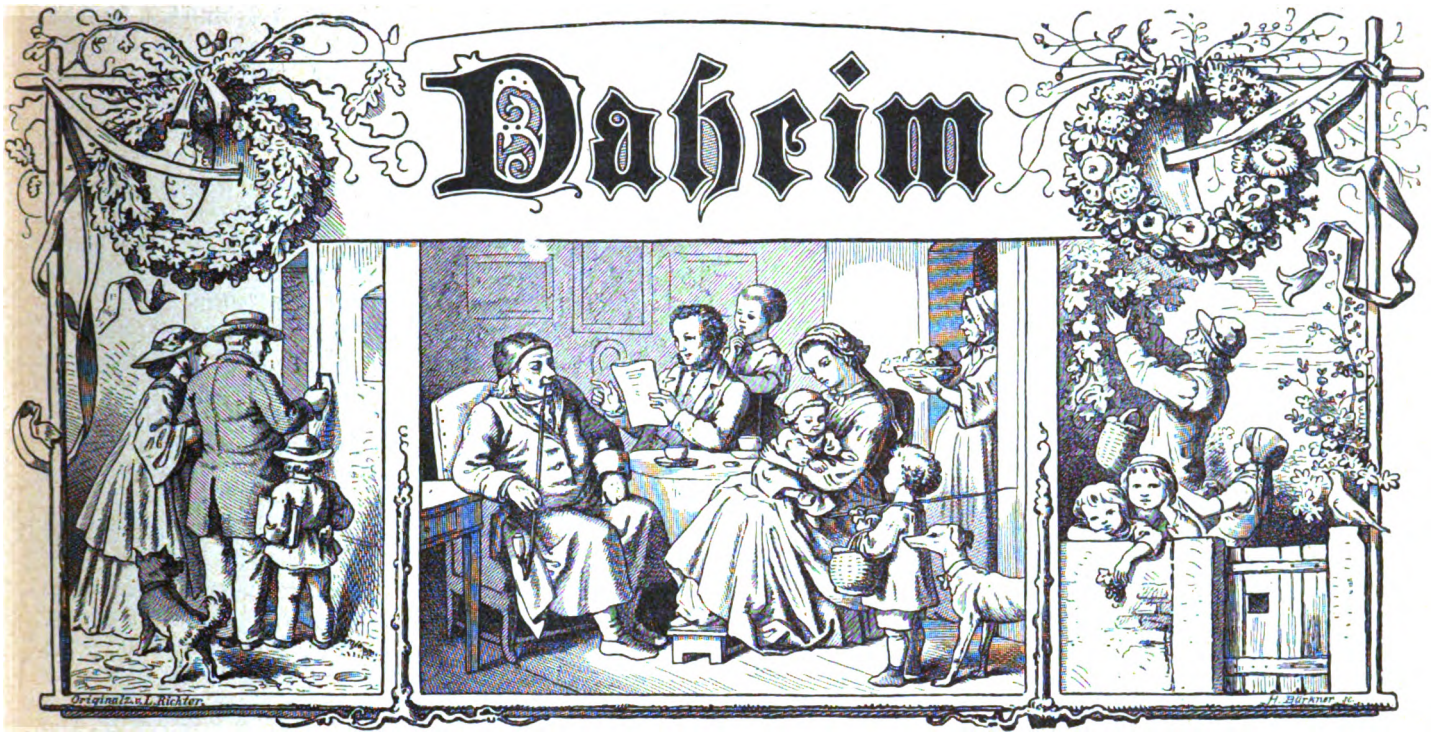
eine Daheimleserin (seit 1865).

7) Würde eine freundliche Daheimleserin mir wohl eine Adresse angeben, wo ich moderne Kreuzstichmuster bekommen kann? E. F. in Z.

Auskunft.

Fr. 1. (Frl. v. K. in Y.) Um mit Aquarellfarben auf Seide malen zu können, ohne daß die Farbe ausläuft, muß man die Bleistiftkonturen des Musters mit weißer Zeichenkreide nachziehen; auch darf man die Farbe nicht sehr naß auftragen. M. B. in Gr.

Digitized by Google



Krach.

Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortsetzung.)

Frau Baldin lehnte sich weit zurück in ihren Sessel, während sie weiter sprach über Theater, über Literatur, klug, anregend, ein wenig scharf im Urteil. Es ließ sich ihr gut zuhören. Aber noch hübscher fand Willy die weiche, etwas lässige Art, in der sie alles vorbrachte, das leise Wippen der kleinen Füße, die in zierlichen schwarzen Lackschuhchen steckten, und das unaufhörliche kokette Spiel der beringten Finger. Es war doch ein eigener Charme in dem gefallsüchtigen Frauchen — so etwas Geschmeidiges, Weiches, etwas Suchendes, wie man es den Polinnen nachrühmt, eine gewisse Grazie — unleugbar.

Und da sagte sie ziemlich unvermittelt, als ob sie in seiner Seele gelesen hätte: „Kennen Sie den Roman ‚Sturmflut' von Sienkiewicz, Herr Assessor?"

Er mußte bedauern.

„Ja, die Herren! Wenn wir Frauen nicht noch lesen würden, blieben die armen Autoren überhaupt ungelesen. Nun, mich interessiert freilich dies Buch besonders, weil ich eine halbe Landsmännin des Verfassers bin. Mein Vater war zwar Reichsdeutscher, aber meine Mutter war eine Polin aus dem Großherzogtum — eine Polin pur sang, die uns Kindern noch heimlich die Revolutionslieder vorsang und uns für das große freie Polen beten lehrte."

„Schrecklich, gnädige Frau! Denn ich bin Mitglied des Ostmarken-Vereins," lachte er.

„Mein Mann gewiß auch. Und ich — nun, mein Vater hat schon dafür gesorgt, daß uns die großpolnischen Ideen ausgetrieben wurden, und das Leben that dann ein Übriges. Höchstens, daß ich noch manchmal von der alten antiquierten Herrlichkeit träume. Träume sind ja, wie Gedanken, zollfrei. Und darum träume ich auch immer schrankenlos . . . übrigens fast immer das Gleiche . . ."

„Darf man wissen —"

„Warum nicht? Ich träume mich immer als die Frau oder die Tochter irgend eines ganz, ganz großen Wojwoden, auf einem uralten Schloß dahinten an der Grenze des alten Reiches, mit einem Heer von Leibeigenen und einer riesigen Schatzkammer. So wie man etwa die Schatzkammer des Padischah schildert: mit ganzen Schüsseln voll Rubinen und Smaragden und großen Truhen gemünzten Goldes."

„Und was thun Sie in diesem Schatzgewölbe, gnädige Frau?" fragte er belustigt.

Eine Sekunde zögerte sie. Aber dann streifte sie die Spitzenärmel ein wenig zurück, so daß der volle weiße Unterarm frei wurde, reckte die Arme und sagte: „Ja — was ich dann tue? Es ist zu komisch. Denken Sie sich, ich wühle mit diesen Händen förmlich in den Juwelen. Ich fühle ganz deutlich, wie die kalten Steine an meinem Fleisch entlang rieseln, und ich sehe ganz deutlich ihr Glitzern und Flimmern und den alten langbärtigen Schatzhüter, aus dessen Lampe die Lichtstrahlen auf die Herrlichkeiten fallen." Einen Augenblick schwieg sie, um lachend fortzufahren: „Aber was erzähl' ich Ihnen nur für Unsinn! Meine Träume! Träume sind Schäume. Halten wir uns an der Wirklichkeit: sind Sie am nächsten Freitag versagt, Herr Assessor? Wir haben einige Freunde bei uns zu Tische — ganz im kleinen Kreise. Wollen Sie uns nicht auch die Freude machen?"

Er hatte ihr so gerne zugehört. Diese direkte Anfrage ernüchterte ihn wieder. Es war die alte Art, ihm die Pistole auf die Brust zu setzen. Aber hast Du nun einmal A gesagt . . .

„Gehorsamsten Dank! Ich werde mir gern die Ehre geben —"

Er erhob sich. Und dabei fiel sein Blick durch das Fenster auf den Vorgarten, und im selben Augenblick schoß ihm wieder die Erinnerung auf an das schlanke Mädchen mit dem blassen, vornehmen Gesicht, dem er vorhin dort begegnete. Und unwillkürlich verglich er im Geiste mit ihrer Erscheinung die der beweglichen Frau.

Auch sie war aufgestanden.

Und, wie sie so vor ihm stand, erschien sie ihm plötzlich erst recht wie eine nichtige Puppe mit ihren rundlichen Gliedern und dem hübschen Gesicht, in dem die Brauen wie in gemalten Kreisbogen über den großen Augen standen.

Er mußte sich zusammennehmen, um nicht gar zu schnell aufzubrechen. Selbst ihr Parfüm, das er bisher kaum bemerkt hatte, bedrückte ihn.

„Da plaudert man," sagte er etwas gezwungen, „eine halbe Stunde ist hin, und ich habe mich noch nicht einmal nach Ihrem Herrn Gemahl erkundigt, gnädige Frau."

„Ah, mein Mann. Ich sehe ihn selbst kaum. Der

Digitized by Google

arbeitet wie eine Maschine — rastlos. Jetzt nun gar, seit ihn die Erweiterung des Unternehmens nicht zur Ruhe kommen läßt. Er verspricht sich goldene Berge davon. Ich kümmere mich grundsätzlich nicht um Geschäfte, aber auch Herr Salester ist ja voll von der Sache. Sie wird also wohl gut sein."

„Wir wollen es hoffen, gnädige Frau." Er hatte schon den Hut in der Hand und verbeugte sich.

„Also auf Wiedersehen am Freitag, Herr Assessor ... um sieben Uhr ..."

„Auf Wiedersehen, gnädige Frau!"

Als er endlich draußen stand, atmete er tief auf. Aus vollster Brust.

Aber ein rechtes Gefühl der Befreiung wollte doch nicht über ihn kommen.

4. Kapitel.

Eugen Prall schlenderte nach seiner Gewohnheit durch die Straßen Berlins.

Er, der Einsame, liebte diese Spaziergänge durch das wogende Leben der Großstadt. Aus ihm las er mehr, weit mehr heraus, als aus den Spalten der Tageszeitungen, aus all den Broschüren und Büchern, die sich auf seinem Schreibtische häuften.

Er ging hinaus in den gewerbreichen Norden und zum Osten, wo längs des Spreelaufs Fabrikschlot an Fabrikschlot sich zum Himmel reckt. Er hörte auf das Hämmern und Pochen der Werke, auf das Sausen und Surren der Motoren; er sah, wie jeder Fabrikherr und jede Aktiengesellschaft dem engbegrenzten Boden, der mit Gold aufgewogen werden mußte, Raum abgewann für Neu- und Anbauten; wie sie Stockwerk auf Stockwerk türmten, um immer neue Maschinen aufstellen zu können; wie jede einzelne Anlage sich streckte und dehnte und wuchs, gleich der ganzen Stadt selbst, die zur größten Fabrikstadt des Reiches geworden war. Er sah, wie die hochbeladenen Lastwagen und wie die Güterzüge auf den Anschlußstrecken ein- und ausfuhren im ewigen Wechsel, und wie auf der trüben Spree die vollen Dampfer herankeuchten; wie auf den Stätteplätzen die schwarzen Diamanten sich heute zu Bergen häuften, um morgen schon wieder zu winzigen Resten zusammenzuschmelzen. Er sah all die unverkennbaren Zeichen des blühenden Verkehrs, einer reichen, emsigen Tätigkeit. Und er lachte bitter —

Er ging auf die Bahnhöfe, wenn die Arbeiterzüge ankamen, die die neuen Hände heranführten für den unersättlichen Bedarf der Maschinen. Er sah sie kommen, die der Goldschein der Weltstadt vom Landleben hereinlockte, mit Weib und Kind; sah den kleinen Hausrat des einen und die leichten Bündel der anderen und ihrer aller erwartungsfrohe, hoffnungssichere Gesichter, auf denen noch das frische, gesunde Braun der Arbeit unter Gottes freiem Himmel lag; sah, wie die Agenten und Werber sie umdrängten und wie in der nächsten Schankwirtschaft die ersten Markstücke des Angeldes rollten. Und er lachte bitter —

Er ging an den Palästen der Großbanken vorüber, in deren Portalen die Kommenden und Gehenden sich drängten; er trat an die Kassenschalter und sah, wie die Goldrollen und die Packen mit Tausendmarkscheinen ihre Besitzer wechselten, als seien sie braunes Packpapier. Er stieg auf die Galerie des Börsensaales hinauf und blickte hinunter auf die brausende, tobende Menge an den Maklerschranken, hörte gespannten Ohrs auf die grellen Rufe, die immer wieder sprungweise Kurserhöhungen ankündigten; sah, wie die Depeschenboten mit den neuesten Nachrichten aus den Industriebezirken des Rheinlandes, aus den Erzdistrikten und den Kohlengebieten Westfalens und Schlesiens umdrängt wurden, wie man ihnen die Formulare mit erregungzitternden Händen entriß, um die jüngsten Monatsüberschüsse der großen Hüttenwerke, der Steinkohlengruben triumphierend in den Markt hinauszuschreien. Und er lachte bitter —

Er ging in die Parlamente und hörte die glatten Reden von dem staunenswerten Aufschwung des deutschen Handels und der deutschen Industrie; wie die gewaltigen deutschen Schiffahrtsgesellschaften die Ozeane umspannten, wie der deutsche Kaufmann und die deutsche Gewerbtätigkeit sich die Welt eroberten; wie die Einnahmen aus dem Eisenbahnverkehr stiegen von Monat zu Monat und das Nationalvermögen wachse, daß keine Ausgabe zu schwer scheine für das glückliche Vaterland. Und er lachte bitter —

Er ging durch die Friedrichsstadt und sah, wie hinter den Spiegelscheiben der Bierpaläste, die wie die Pilze aus der Erde geschossen waren in den letzten Jahren, die weitesten Gasträume gefüllt waren bis zum letzten Platz; wie vor den eleganten Restaurants und den großen Hotelpalästen Wagen sich an Wagen staute; wie die Theaterkassen schon am Vormittag mit dem stolzen ‚Ausverkauft' prunkten; wie ein unaufhörlicher Zustrom sich in die neuen gewaltigen Warenhäuser, Schlösser aus Granit und Eisen, ergoß und aus ihnen zurückflutete.

Er ging die Linden entlang, die große Via triumphalis der Hauptstadt. Er gedachte des Tages, da ihn sein Vater, der bescheidene arme Dorfschulmeister, mitgenommen hatte nach Berlin, daß er Zeuge sein möge der Heimkehr der Sieger. Er dachte daran, wie sie dahingezogen waren dröhnenden Schrittes durch die Doppelreihe der eroberten Geschütze, und er sah mit grimmiger Verachtung auf die Gigerl herab und die geputzten Dämchen, die heute durch das Brandenburger Tor drängten. Er stand lange sinnend vor dem Palais des alten Kaisers und blickte hinauf zu dem historischen Eckfenster, hinter dem er einst noch das milde, gütige Antlitz des greisen Herrschers geschaut hatte. Und er ging weiter und stand vor dem prunkvollen Denkmal, das das neue Deutsche Reich dem einfachsten aller Könige errichtet hatte. Und er lachte wieder bitter —

Und dann sah er auf weißem Rosse den Kaiser, den Enkel, daherreiten. Und er hätte beide Arme ausstrecken mögen und ihm zurufen, flehend mit erhobenen Händen: ‚Gebiete Halt! Gebiete Einkehr! Du bist stark, Du bist willenskräftig! Noch ist es Zeit — vielleicht noch Zeit. Greife mit fester Hand in die Räder, die dem Abgrund zurollen! Steure dem Übermut, und Dein Volk wird Dich dereinst segnen!'

Doch zwischen ihm und dem Herrscher stand, Kopf an Kopf gereiht, die jauchzende Menge. Und so lachte er wieder bitter in sich hinein. Was galt auch der Weckruf des Einzelnen, des Einsamen —

Eugen Prall war einäugig.

Und wie der Sehnerv des einen Auges ihm in einer Unglückssekunde zerstört worden war, so hatte das Unglück ihm auch die Fähigkeit geraubt, mit objektivem Sinn Licht und Schatten zu sondern. Er sah nur den Fluch, er sah nicht den Segen.

Er sah mit seinem einen Auge schärfer und tiefer, als die Hunderttausende, die das Glück des Tages verblendete, weil sie von diesem Glück gezehrt hatten, mitzehrten, mitzuzehren hofften. Aber er sah nur, daß dies Glück in Scherben fallen müsse, und er sah nicht und wollte nicht sehen, daß dereinst jenseits von Ruinen und Trümmern eine neue Morgenröte tagen würde. Daß in den Boden, den unermüdlicher Fleiß in rastlosem Ringen beackerte, sich wohl wuchernde Quecken und allerlei Unkraut mengte, daß er aber dereinst doch reiche Früchte tragen würde, wenn die Not zu der ernsten Einkehr zwang, die kein irdischer Herrscher befehlen kann — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Der Kaiser ritt vorüber; nur von fernher glänzte noch der goldene Aar auf seinem Helm, schimmerten die Uniformen seines Gefolges. Aber die Menge stand noch immer und starrte ihm nach und jubelte. Sie jubelte — und Eugen Prall dachte an jauchzende Volksmassen, die einst König Karl von England umdrängt hatten, als er sein Reich bereiste, wenig Monate, ehe der Aufruhr gegen ihn losraste. Wie

Digitized by Google



Wilderers Ende. Nach dem Gemälde von Aug. Dieffenbacher.

Digitized by Google

schwer mußte es doch für die Gekrönten sein, des Volkes wahre Stimmung zu erkennen —

Als Prall sich umwandte, sah er schräg hinter sich den Grafen Wellried und Lora.

Er war nicht wieder oben gewesen im Puppenheim des alten Kunstfreundes seit jenem Nachmittage, in dem er, einen Mißklang in der Seele, ohne Lora noch einmal begrüßen zu können, die Treppen hinabstieg.

Aber er konnte nicht nachtragend sein.

So grüßte er sofort hinüber und schritt auf die beiden zu.

Auf Loras schönem, blassem Gesicht lag noch der Schimmer freudiger Erregung, und ihre dunklen Augen leuchteten.

Dafür hatte Prall volles Verständnis, für diese jugendliche Freude, den Kaiser gesehen zu haben. Mehr Verständnis vielleicht, als der greise Weltmann, dem das schließlich doch nur ein Ereignis unter vielen anderen war. Die Gemäldeausstellung bei Schulte, von der Onkel und Nichte soeben kamen, mit ein paar neuen köstlichen Böcklins, war ihm im Grunde, bei aller Loyalität, wichtiger.

Sie gingen miteinander die Linden hinunter und die Friedrichstraße. Lebhaft plaudernd; der alte Herr von seinen Kunstgenüssen, Lora von der Begegnung mit dem Kaiser, Prall über seine Eindrücke von der jubelnden Volksmenge. Und so kraus die Zusammenstellung war, sie fügte sich doch harmonisch ineinander, weil jeder nur das gab, was ihn interessierte, und gar nicht verlangte, daß der andere sich dafür begeisterte.

Bis dann ein plötzlicher Mißton kam.

An der Ecke der Leipzigerstraße mußten sie, um die Straße zu kreuzen, einen Augenblick verziehen. Und der Zufall wollte, daß Frau Baldin im offenen Wagen gerade in diesem Moment vorüber fuhr.

Prall stand starr, mit zusammengekniffenen Lippen, den Blick finster, drohend geradeaus gerichtet. Aber er sah doch, daß Lora grüßte, daß Frau Baldin den Gruß erwiderte, und er griff heftig nach dem Arm des jungen Mädchens: „Warum grüßen Sie? Was haben Sie mit dieser ... mit dieser Dame zu tun?“

Seine Stimme klang ganz heiser.

Das Blut wallte in Loras Gesicht auf. „Ich gebe ihrer kleinen Tochter erster Ehe Nachhilfeunterricht,“ sagte sie leise, aber bestimmt.

Er hielt noch immer ihr Handgelenk umspannt und zischte: „Das dürfen Sie nicht. Das dulde ich nicht. Sie dürfen dies Haus nie wieder betreten!“

Der Graf machte vergeblich eine bittende Gebärde: „Aber . . aber.“

Doch Lora hatte schon mit einer kurzen Bewegung ihre Hand frei bekommen: „Ich wüßte nicht, Herr Doktor, was mich hindern könnte, meinem Beruf nachzugehen,“ sprach sie ganz ruhig. „Zumal ich zu Frau Baldin gar keine Beziehungen habe. Sie bezahlt mich dafür, daß ich meine Pflicht tue, und die Kleine ist ein artiges, allerliebstes Kind. Frau Baldin selbst sehe ich kaum.“

Sie blickten sich auf eine Sekunde scharf in die Augen. Wie zwei Menschen, die Willen gegen Willen setzen.

Dann rückte Prall mit einer Miene, die sehr spöttisch sein sollte und doch eigentlich nur sehr traurig erschien, an seinem großen runden Kalabreser und schob plötzlich, ohne ein Abschiedswort, davon, mit großen Schritten durch die Menge.

„Lora —“

„Wir wollen weitergehen, Onkel. Es ist gerade Ebbe —“ Sie schritt, dem Grafen voran, schnell über den Damm.

Kopfschüttelnd folgte er, und als er wieder an ihrer Seite war, schob er die Hand in Loras Arm: „Kind! Kind! Hab' ich es Dir nicht prophezeit? Er wird Dir das nie vergeben,“ sagte er betrübt. „Und ich verstehe das auch. Ich finde es auch nicht richtig, daß Du die Stunden gerade in dem Hause angenommen hast.“

Sie antwortete nicht gleich. Aber dann gab sie in ihrem gelassenen Tonfall zurück: „Ich sehe wirklich nicht ein, warum ich mir von dem Doktor Vorschriften machen lassen sollte. Vor allem .... ich kann und darf nicht wählerisch sein. Froh mußte ich sein, als sich diese Gelegenheit bot —“

„Ah! Ah! Larifari — das! Du konntest ruhig warten. Überhaupt ... diese ganze Unterrichterei ....“

„Lieber Onkel!“

„Nun ja! Ja doch! Ich weiß schon. Ich kenne alle diese schönen Worte vom unleidlichen Drohnentum.“

„Onkel!“

Der alte Herr trippelte nervös neben dem jungen Mädchen her, das so gleichmäßig ausschritt. Er war immer nervös, wenn dies Thema angeschnitten wurde, begann zu hüsteln, reihte ein Hm! und ein Oh! an das andere.

So waren sie bis an das Gebäude der Mitteldeutschen Genossenschaftsbank gekommen. Hier blieb er plötzlich stehen, knöpfte seinen Gehpelz auf, zog die Uhr heraus — „Es ist noch etwas früh, Lora“ —, hüstelte wieder, sah zu den großen Goldbuchstaben auf den Spiegelscheiben empor — „fünfundvierzig Millionen, Lora! Hast Du einen Begriff davon? Einen Begriff auch nur, was eine Million ist?“ — schloß mit seinen zittrigen Händen wieder die Knöpfe und sagte bestimmter wie vorher: „Recht ist es doch nicht von Dir, Lora.“

Sie stand ganz dicht neben ihm. Die Augen auf den Boden gerichtet, wie sinnend.

Mit einemmale warf sie den Kopf zurück.

„Und wenn es mich nun gereizt hätte, einen Blick in die Höhle des Löwen zu tun?“

„Ah! Unsinn! Ich hätte Dir solch überspannte Idee gar nicht zugetraut ... meiner vernünftigen Lora!“

Vielleicht reute sie schon wieder, was sie gesagt hatte. Wenigstens schränkte sie schnell ein: „Ich meinte ja auch nur, wenn ...? Es kam so eins zum andern, Onkel! Der Doktor aber soll mich mit seiner Bevormunderei zufrieden lassen. Die vertrag' ich nicht — das sag' ihm nur, ein- für allemal! Und nun laß uns gehen. Wir kommen sonst zu spät —“

Zehn Schritte, und sie bogen in die geöffnete Privateinfahrt des Möller-Sieghardschen Hauses ein.

Lora kannte dies breite, in seinen Formen etwas schwere Treppenhaus noch so gut. Wie oft war sie ehedem, im kurzen Kleidchen, die Eichenstufen hinaufgesaust, daß die Zöpfe nur so flogen. Wie oft hatte sie vor dem großen vlämischen Gobelin an der Wand bewundernd gestanden, auf dem die Hochzeit der Erbin von Burgund mit dem letzten Ritter so kunstvoll eingewebt war. Bald nur — sie mußte unwillkürlich lächeln —, um Hardi glückstrahlend die Lösung irgend einer entsetzlich schweren Rechenaufgabe zu bringen; bald feierlicher an den großen Tagen, wo Hardi zur Schokolade einlud oder gar zu ihrem alljährlichen Frühlingsfest hinten in dem wunderschönen Garten.

Wie doch drei kurze Jahre die Menschen ändern können —

Im Salon waren schon einige Gäste versammelt.

Bernhardine stand mitten unter ihnen im heiteren Plaudern. Aber als sie Lora eintreten sah, brach sie mitten im Satz ab und lief höchst würdelos, wie Fräulein von Schotten im stillen bemerkte, mit ihren kleinen Trippelschritten auf die Freundin zu, umhalste und küßte sie. Dann erst schien ihr einzufallen, daß sie hausfrauliche Pflichten habe. Sie errötete ein wenig, errötete dann plötzlich ganz tief, als der alte Graf ihr ritterlich die Hand küßte, und war nun wieder in Verlegenheit, daß sie die Herren Lora vorstellen sollte. Da kam ihr glücklicherweise der Papa zu Hilfe.

Er hatte solch eigene Gabe, einen warmen Ton anzuschlagen, wenn ihm jemand gefiel.

Beide Hände des jungen Mädchens faßte er: „Haben wir Sie endlich einmal wieder, Fräulein Lora! Ich darf doch noch Fräulein Lora sagen, wie früher? Herzlich willkommen! Ich freue mich, daß die alte Freundschaft mit Bernhardine so guten Bestand hat. Willkommen, lieber Graf! Sie sind gewiß auch froh, Ihren Liebling ganz daheim zu haben. Aber nun, Fräulein Lora, erlauben Sie —“

Digitized by Google

Lora machte ihre Verbeugung vor Fräulein von Schotten und küßte ihr in der dunklen Erinnerung an früheres Wohlwollen die Hand. Dann stellte der Geheimrat die alten Hausfreunde vor, von denen keiner fehlte, und dann einen jungen Kavallerieoffizier — „Herr Oberleutnant Salester —"

Graf Wellried stand neben Professor Altenberg und rieb sich stillvergnügt die Hände. Er hatte seinen Groll von vorhin schon vergessen und freute sich ganz des Eindrucks, den seine Nichte machte. Deutlich sah er, wie ihre Erscheinung frappierte. Es hätte dessen kaum bedurft, daß der Kunstgelehrte neben ihm flüsterte: „Aber das ist ja eine Schönheit, lieber Graf ... Ihr Fräulein Nichte! Eine Schönheit!" Er gab auch ganz überlegen, fast ironisch zurück: „Ach ... finden Sie wirklich, Professor?"

„Wo bleibt eigentlich Willy?" Der Hausherr zog die Uhr. Er liebte die Pünktlichkeit; zu Tisch zu spät erscheinen, dünkte ihm geradezu unhöflich. Und er sah auch, daß Excellenz Graban etwas ungeduldig wurde; nicht fünf Minuten, das wußte er, und der begann einen kleinen Vortrag über die Verpflegungsmaximen Friedrichs des Großen — das war nicht sehr erheiternd ... „Fräulein von Schotten, ich denke, wir warten nicht länger auf meinen Sohn."

Aber da ging die Tür, Willy erschien. Er schritt hastig auf den Vater zu: „Verzeihung, Papa — ich wurde im letzten Augenblick ..."

Plötzlich stutzte er, unterbrach sich.

Mit einem schnellen Seitenblick hatte er sich orientieren wollen und Lora erkannt.

Immer wieder war ihm in den letzten Tagen die Erinnerung an das junge Mädchen, dem er im Baldinschen Vorgarten begegnet, durch den Sinn geschossen. Durchaus nicht etwa wie ein großes Ereignis. Wie eben ein junger Mann solch einer Begegnung mit einem sehr schönen, eigenartig schönen und unbekannten Mädchen gedenkt, vielleicht nicht zuletzt, weil sie unbekannt ist. Mit dem leisen Wunsch: ‚Ob Du ihr wohl einmal in diesem entsetzlichen Häusermeer, in dieser Großstadtflut wieder begegnen wirst?'

Nun wirkte diese Begegnung hier, im Vaterhause, wo er sie am wenigsten erwartete, doch fast wie ein Wunder auf ihn.

Er mußte sich gewaltsam zusammennehmen, um zu vollenden: „... eine wichtige geschäftliche Besprechung, Papa. Sei nicht böse."

Dem Vater war nichts entgangen. Er blinzelte ein wenig ironisch. „Das Geschäft geht allem vor, lieber Junge. Wir erteilen Dir Absolution. Aber *nun will ich Dich Fräulein Lora* von Kollanden vorstellen —"

Als der Name fiel, wußte Willy mit einemmale, wer das junge Mädchen war. Wo hatte er denn nur seine Augen gehabt? Hatte er denn nicht oft genug — vor vier, fünf Jahren noch, oder wie lange konnte das eigentlich her sein? — wie ein alter Onkel an den dicken aschblonden Zöpfen gezupft ... ‚Aber, Kleine, wie kann man Lora heißen; oder sich so nennen lassen? Lora ist eigentlich ein Papageienname. Eleonora ... ja, das laß ich mir gefallen.' Und geschaukelt hatte er Hardi und sie, hinten im Garten, daß die Röckchen nur so flogen.

Das ... das war Lora .. Eleonore von Kollanden ... die da so ohne Vater und Mutter aufgewachsen war, er erinnerte sich, bei dem greisen Kunstgrafen; die schon als Kind von vierzehn Jahren ganz merkwürdig über Botticelli und Luca Signorelli gesprochen hatte, allerlei vom alten Oheim aufgeschnapptes Zeug; das war das lange, brennend hagere Backfischlein, das ihn einmal so beschämt hatte. Damals, als sie von der Venus von Milo gesprochen hatten und er spöttelte: „Aber, kleines Fräulein, die hat doch gar keine Kleider an." Da hatte sie ihn ganz verwundert angesehen, mit großen, unschuldigen Augen: „Kleider? Wie sollte sie denn? Eva im Paradies ging doch auch, wie der liebe Gott sie geschaffen hat."

Das war Lora von Kollanden —

Und was hatte sie in das Baldinsche Haus geführt?

Aber er hatte keine Zeit, zu überlegen. Er fragte nur flüchtig: „Wen führe ich, Papa?"

„Niemand, Willy! Oder mich, wenn Du willst." Dann faßte der Papa ihn am Arm: „Hier, Fräulein Lora, mein Sohn ... aber Sie kennen sich wohl aus der Zeit der Pralinés ... Und nun zu Tisch, Herrschaften! Graban ist schon ganz ungnädig —"

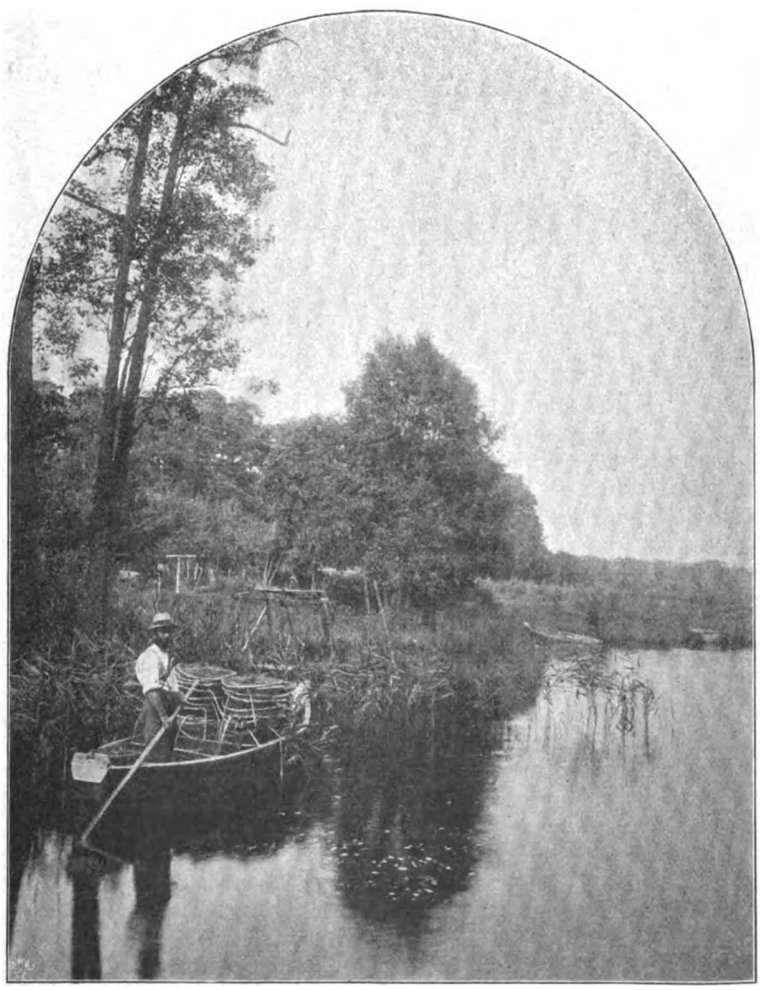
Die großen Flügeltüren öffneten sich zum Speisezimmer, das mit seinen weißen, nur von schmalem Golddekor verzierten Wänden im ersten Augenblick fast grell wirkte. Der Hausherr wußte wohl, weshalb er sich für dies Zimmer das elektrische Licht verbeten hatte und nur Kerzenbeleuchtung zuließ. ‚Empire und elektrisches Licht! Ihr seid Barbaren! Könnt Ihr Euch die Kaiserin Josephine oder die schöne Récamier im elektrischen Licht denken?'

„Bitte, Graban, ... Fräulein von Schotten!" drängte er, schob seinen Arm in den des Grafen, und ehe Willy noch ein Wort sagen konnte, war der junge Husarenoffizier schon da und bot Fräulein von Kollanden den Arm.

Willy sah sich um. Lag diesem Tischarrangement irgend eine Absicht zu Grunde? Sollte der Leutnant Hardi nicht führen, und war dem deshalb Lora zugeteilt worden? Wahrhaftig, da ging Altenberg auf Bernhardine zu —

Aber dann kam er doch rechts neben dem schönen Mädchen zu sitzen.

Seine erste Ueberraschung hatte er schon überwunden und fand schnell, noch ehe die Natives herumgereicht waren, ein Wort der Entschuldigung.



Beim Fischfang. Nach einer Aufnahme von P. Bellardi in Berlin.

Digitized by Google

Sie wandte sich lächelnd zu ihm: „Aber ich bitte Sie, Herr Assessor! Drei — vier Jahre hatten Sie mich nicht gesehen —"

„Ich hätte Sie doch wiedererkennen müssen. Hätte Sie auch wiedererkannt, gnädiges Fräulein, ganz bestimmt, wenn nicht eben der Ort unseres Zusammentreffens —"

Es schien fast, als ob sie einer Frage vorbeugen wollte, so schnell warf sie ein: „Ich gebe der Tochter von Frau Baldin Nachhilfeunterricht."

Er stutzte. Dies Mädchen .... Nachhilfestunden! Freilich — mit den Vermögensverhältnissen des Grafen sollte es schlecht bestellt sein. Es wußte eigentlich niemand so recht, wovon der alte Herr lebte; von gelegentlichen Vermittlungen bei Bilderankäufen, hieß es ... Etwas wie Mitleid stieg in ihm auf. Ihm erschien das Verhältnis solch einer kleinen Lehrerin wie eine Frone, fast entwürdigend.

Er wollte irgend etwas sagen, suchte aber vergebens nach einem passenden Wort. Und da hatte sich Lora schon ihrem Tischherrn zugekehrt und plauderte lebhaft mit dem. Dieser Salester .... was der in fünf Minuten alles vorbrachte, von seiner Freude, in Berlin zu sein, von der Kriegsakademie, vom Kaiser, vom Musikreiten im Tattersal .....

Drüben konstatierte Hahnow, die lange Nase mit dem Zeigefinger streichelnd, daß sein Abgott Richard Wagner Austern zu des Lebens besonderen Genüssen gerechnet hätte, und Graf Wellried erzählte die Geschichte von den beiden französischen Feinschmeckern, die sich darüber bis aufs Messer stritten, ob die Austern besser im Naturzustand oder besser gebacken wären, bis der eine vom Schlag gerührt worden sei, worauf der zweite sofort in die Küche lief: „Backt sie alle — alle!"

Der Hausherr schlürfte schmunzelnd seinen Chablis. Er fühlte sich immer am wohlsten in dem kleinen, ihm in langen Jahren liebgewordenen Kreise, neckte mit seinem Witz ein wenig nach rechts, ein wenig nach links und freute sich, wenn er seinen Gästen irgend eine besondere Überraschung bieten konnte. Heut sogar zwei. Die eine — das wunderschöne Kind da drüben — war schon absolviert; er nickte ihr noch einmal über den Tisch ordentlich wie dankbar zu; die zweite sparte er sich noch auf. Nur Hardi wußte von ihr. Ob die wohl das Plappermäulchen hielt? Grade wo Altenberg sie führte? Er sah zu ihr hinüber. Aber was war denn das? Sie saß ja ganz stumm, fast wie niedergeschlagen? Was hatte sie nur? Brummte sie am Ende gar, daß er sie zwischen den beiden alten Dächsen eingeschoben hatte?

Und was war denn das nun wieder: auch der Willy saß stumm, mit hängender Unterlippe!

Er trank dem Sohn zu: „Nun, Willy ... Verdruß gehabt?"

„Bewahre, Papa!"

Willy trank hastig ein paar Glas Sekt. Er ärgerte sich, daß er mit Lora Kollanden so gar nicht recht in ein Gespräch kommen konnte. Einige Male schon hatte er einen Anlauf genommen und war doch nicht über die ersten Sätze hinausgelangt. Es war fast, als stünde etwas zwischen ihnen.

Nun riß er fast gewaltsam die Unterhaltung an sich. Es mußte doch irgend ein Gebiet geben, auf dem dies Mädchen und er gemeinsame Interessen hatten. —

So sprach er von ihren ersten Begegnungen, hinten im Garten, an der Schaukel, zwischen den Fliederbüschen.

Sie lachte wohl, entgegnete freundlich, sagte aber dann, wie ablehnend: „... Lang, lang ist's her."

„Freilich, ich war ja damals noch ein junger Referendar, so mit Ach und Krach durchs Examen geschlüpft, und ein Hans in allen Gassen. Wie solch ein paar Jahre den Menschen ernster machen können!"

„Weil er in ihnen erst seine Lebensziele erkennt."

„Gewiß! Sie haben viel gearbeitet und gelernt in diesen Jahren, gnädiges Fräulein?"

Lora neigte den Kopf: „Gearbeitet — ja! Gelernt? Ich denke, das Lernen soll nun erst anfangen."

(Fortsetzung folgt.)

Die drei Ringe im deutschen höheren Bildungswesen.

Von Dr. E. von Sallwürk.

Viele sprachen von einem Sprung ins Dunkle, als die preußische Unterrichtsverwaltung den drei bestehenden höheren Schulen, dem Gymnasium, dem Realgymnasium und der Oberrealschule, die gleiche Befähigung zuerkannte, zum akademischen Studium vorzubereiten. Die Vorbereitung der Mediziner allerdings ist durch den Beschluß des Bundesrats auf Gymnasium und Realgymnasium eingeschränkt, und die Theologen werden wohl nach wie vor durch das humanistische Gymnasium den Weg zum Berufsstudium zu suchen haben; dagegen kann es in Preußen künftig vorkommen, daß Abiturienten der Oberrealschulen Richter und Verwaltungsbeamte, ja selbst Lehrer der alten Sprachen an höheren Schulen werden. Ängstliche Gemüter sehen schon mit Bangen den Fall vor Augen, daß an leitenden Stellen des höheren Bildungswesens Männer sich befinden werden, die nie ordentlich Latein und Griechisch gelernt haben, also gar nicht im stande sein werden, die vom Altertum her überkommene Bildung zu verstehen und zu würdigen; denn von dem Latein und Griechisch, das die Oberrealschulabiturienten künftig in den paar ersten, so rasch und so lustig verfliegenden Semestern auf der Universität werden lernen können, ohne daß das Gespenst einer Prüfung in diesen Fächern die nun gewonnene Freiheit wieder einschränkte, wird man nicht viel erwarten dürfen. Aber das wäre lange nicht die schlimmste Gefahr; man wird an solche Stellen immer nur Männer mit der erforderlichen Weite des Blickes bringen. Viel bedenklicher könnte die Einwirkung der im Lande zerstreuten Beamten sein, wenn ihre Bildung wesentlich geringer wäre als bisher; denn nach ihrem Rate und unter ihrem Einflusse gestaltet sich das Unterrichtswesen an den kleineren Orten, das die gesunde geistige Kraft in der Provinz wecken und heranziehen muß. Indessen — Fälle dieser Art können vorkommen; aber bald wird die Tradition dafür sorgen, daß sie sich nur selten ereignen. Es wird auch nicht ganz unmöglich sein, daß ein junger Mann erst auf der Universität sich dem Studium der alten Sprachen zuwendet, um sie später auf höheren Schulen zu lehren; aber sollte man sich nicht freuen, daß das nun möglich ist, wenn es wirklich eine lebhafte Begeisterung für diese Studien ist, die den jungen Menschen, den irgend ein Zufall bisher von der Berührung mit ihnen abgehalten hat, jetzt mit solcher Gewalt erfaßt, daß man einen guten Erfolg mit Sicherheit erwarten kann?

Wir halten alle diese Bedenken für übertrieben. Im allgemeinen wird es mit diesen Dingen auch künftighin gehen wie bisher: Theologen, Juristen und klassische Philologen jedenfalls werden ihre erste Vorbildung nach wie vor im humanistischen Gymnasium erhalten. Man fragt sich nur, wie die Unterrichtsbehörden zu einer so plötzlichen Änderung ihrer Grundsätze und Anschauungen gelangen konnten. Bisher hatten sie die drei Schulgattungen scharf auseinander gehalten; man mußte annehmen, daß jede von ihnen nach ihrem eigenen bestimmten Ziele hinzuarbeiten habe, da man die Wege zur Errichtung dieser Ziele so sorgfältig voneinander geschieden hatte. Nun läßt die Unterrichtsverwaltung auf einmal diese Scheidung fallen, indem sie jedem jungen Mann, für welches Amt und welchen Stand er sich auch vorbereite, die Wahl der Vorbildungsanstalt ganz freistellt. Liegt in diesem Vorgehen nicht das Geständnis, daß die Behörde, die diese Mannigfaltigkeit der Organisationen doch nur deshalb geschaffen hat, weil für ganz verschiedene Ziele auch verschiedene Wege eröffnet werden mußten, selbst den Glauben an die Richtigkeit ihrer Einrichtungen und damit wohl auch die Befähigung,

Digitized by Google

die Bildungsbedürfnisse der Nation zu befriedigen, verloren habe? Die geschichtliche Entwickelung des höheren Schulwesens würde ein solches Urteil nicht rechtfertigen. Der Staat bedarf besondere Anstalten zur Vorbildung junger Leute, die sich zum akademischen Studium derjenigen Fächer vorbereiten, welche die Vorbedingung zum Eintritt in den höheren Beamtenstand bilden. Dazu hat ihm bisher das humanistische Gymnasium gedient. Die Realanstalten, auch diejenigen, die das Latein noch nicht aus ihren Lehrplänen entfernt haben, verdanken ihre Entstehung den Stadtgemeinden. Der Name Realgymnasium ist für Schulen dieser Art schon im Anfang des XIX. Jahrhunderts gebraucht worden, und die Schulkonferenz, die im Jahre 1847 zu Berlin einen vortrefflichen Entwurf zu einer neuen Regelung des höheren Schulwesens



Bunte Enten. Nach dem Gemälde von A. Koester.

ausgearbeitet hat, hat diesen Namen ebenfalls angenommen. Die Unterrichtsverwaltung blieb aber bei der Bezeichnung Realschule, und dieser Umstand, sowie die große Freiheit, welche insbesondere die Realschulen zweiter Ordnung genossen haben, zeigt deutlich, daß der Staat diesen Anstalten nicht näher treten, daß er den Gedanken, daß sie je mit dem Gymnasium das Recht der uneingeschränkten Vorbildung zur Universität teilen sollten, fernhalten wollte. Erst im Jahre 1882 wird der Name Realgymnasium amtlich. Dagegen sucht man auch jetzt noch die lateinlosen Realschulen von der Konkurrenz mit dem Gymnasium und dem Realgymnasium fernzuhalten. Man sagte sich, daß man junge Leute, die eine ausgesprochene Neigung zu praktischen Berufsarten haben, nicht wohl bis zum neunzehnten Lebensjahr bei wesentlich literarischen Studien festhalten könne. Man begünstigte in Preußen und anderwärts die sechsklassige lateinlose Realschule auf jede mögliche Weise, aber ohne Erfolg. Diese Schulen hatten sich einmal, ohne daß ein sehr großes Bedürfnis dafür vorlag, zu dem nämlichen Umfange entwickelt, den im Laufe der Zeit die Gymnasien angenommen hatten, und nachdem die Unterrichtsverwaltung den Fehler begangen hatte, die drei Schulgattungen auch äußerlich, in ihren Erlassen, ihren Lehrplänen und Prüfungsordnungen, so nebeneinander zu stellen, als sei das, was sie scheidet, nur eine leichte Spielart einer im Wesen gleichen Sache, erwachte bei denjenigen, welche Realgymnasien und Oberrealschulen gegründet, an ihnen ihre Bildung erhalten hatten und an ihnen lehrten, ein durchaus löblicher Ehrgeiz, hinter dem altberechtigten Gymnasium an Leistungen und Rechten nicht zurückzustehen. So war es denn nur eine letzte Konzession, die schon durch die Lehrpläne von 1882 vorbereitet war, wenn der Staat den später entwickelten Schulgattungen den Weg frei machte, auf den ihre allerdings nicht ganz natürliche Entwickelung sie seit langem hindrängte. Der kaiserliche Erlaß vom November 1900, der die Gleichwertigkeit der drei Arten der höheren Schule verkündigte, hat den langen Streit beendet wie jener morgenländische Weise: jede der drei Schulen mag nun glauben im Besitz des echten Ringes zu sein; jede bemühe sich nun, „die Kraft des Steins in ihrem Ring an Tag zu legen."

Wer sich auf diesen Standpunkt zu stellen vermag, wird nun auch bald einsehen, daß die Schulverwaltung mit dem bedeutsamen Zugeständnis, das sie gemacht hat, sich nicht einer nach und nach unangenehm gewordenen Frage einfach entzogen hat. Schwerere und ernstere Aufgaben vielmehr sind ihr daraus erwachsen.

Die größte Kraft des Menschen wurzelt in seiner In-

Digitized by Google

dividualität. Die Lehrer höherer Schulen müssen nun von ihrer Individualität manches hingeben, weil zur gemeinsamen Arbeit in einem großen Schulorganismus eine genaue Ordnung der Geschäfte, strenge Zielsetzungen und eine gewisse Gleichheit des Verfahrens erforderlich sind. Um so wünschenswerter ist es, daß die Schule selbst eine gewisse Eigenart entwickle, in die ein Teil der Individualität des einzelnen Lehrers aufgehen kann; sie soll auch eigene Ziele verfolgen und eigene Wege gehen und, wenn sie Gutes leistet, sagen können, daß sie dazu sich nicht hat kommandieren lassen, sondern daß in ihrer Leistung ihre eigensten Ansichten und Bestrebungen sich ausgesprochen haben. Die Schulen müssen also mehr Freiheit genießen, als ihnen bisher gestattet war, und zwar nicht bloß jede Schulgattung für sich, sondern jede einzelne Schule. Die Gefahr einer zu großen Mannigfaltigkeit ist dann, wenn man jeder Schule auch in Bezug auf die Aufnahme und Promotion der Schüler einen weiteren Spielraum gibt, nicht bedenklich; denn dann wird jede Schule der anderen gegenüber auch duldsamer sein und überhaupt die allgemeine geistige Bildung höher achten als das einzelne Wissen. Dem Gymnasium lasse man die Freiheit, in das Leben und den Geist der Alten sich ganz zu vertiefen; die Oberrealschule glänze im Technischen und zeige möglichste Fertigkeit in den neuen Sprachen, und damit nichts doch Notwendiges versäumt werde, setze man genaue Zielforderungen für jede Schulgattung nur in denjenigen Fächern fest, die nicht in der Richtung ihrer wesentlichen Ziele liegen: die Lehrpläne seien sehr dehnbar in den Hauptsachen; für die nebensächlichen Fächer müssen sie es bei Mindestforderungen bewendet sein lassen. So wird jede Schule ihr Bestes leisten können, um die Kraft ihres Ringes zu bewähren.

Die Schulbehörden werden diesem Spiel der befreiten Kraft alle Aufmerksamkeit zuwenden; denn aus ihm werden sie mit der Zeit sicherere Urteile über den Wert bestimmter Kenntnisse und bestimmter Methoden gewinnen, als bisher möglich gewesen ist. Die ganze Arbeit unserer höheren Schulen hat ja doch kein anderes Ziel als die Vermittelung einer höheren allgemeinen Bildung an die aufwachsende Generation. Aber mit der Frage, welches der Inhalt dieser allgemeinen Bildung sein soll, beginnen eben die Unklarheiten, welche die gegenwärtige Lage des höheren Bildungswesens charakterisieren. Wenn wir drei verschiedene Schulgattungen mit ganz abweichenden Lehrplänen haben, wenn es Lehrfächer gibt, die in einer Schulart mit großem Aufwande von Zeit gepflegt, in der anderen aber ganz vernachlässigt werden, so können unsere höheren Schulen nicht mehr die Träger der nationalen allgemeinen Bildung sein; denn um die Bildung, die unsere höheren Schulen insgesamt vermitteln, sich anzueignen, bedarf es jetzt der ganzen Jugendzeit von zwei oder drei Individuen, während die allgemeine Bildung doch in einem einzigen Menschen sich muß zusammenfassen lassen. Man darf ohne weiteres sagen, daß die Lehrinhalte, die von unseren drei Schulgattungen zusammen verarbeitet werden, diesen über die Kraft eines einzelnen Menschen weit hinausgehenden Umfang nur dadurch können gewonnen haben, daß sie, ihre wesentlichen und natürlichen Grenzen überschreitend, vieles aus der besonderen Fachbildung in sich aufgenommen haben, für die sie nur eine allgemeine Vorbereitung zu leisten hatten. Man wird den Gymnasien vorwerfen dürfen, daß sie zu philologisch, den Oberrealschulen, daß sie zu technisch geworden sind. Man wird daraus auch erklären können, warum so viele Schüler der oberen Klassen dieser Anstalten dem Unterricht nur mit Widerstreben folgen: man drängt ihnen einen Beruf auf, der nicht der ihrige ist. Das wird in Zukunft, wenn jede Schule ihren Charakter schärfer ausprägt, nicht besser werden; im Gegenteil, die Zahl derjenigen jungen Leute, die bei normaler Begabung in keiner höheren Schule das finden, was ihrer Geistesart zusagt, wird eher wachsen, weil es viel mehr Arten der individuellen Anlage gibt als Schulgattungen und bei schärferer Individualisierung der Schulen viel mehr Schülerindividualitäten, die sich in jene nicht einschränken und einschließen lassen. Aber für die Entwickelung unseres Bildungswesens wird das förderlich sein; denn man wird aus solchen Erfahrungen endlich lernen, daß die Nation eine einheitliche allgemeine höhere Bildung braucht, die jedem das Seine gibt und läßt und von allen jungen Männern der Nation von mittelmäßiger Begabung gefaßt werden kann. — Diese Bildung wird dann der erste Ring sein; denn unsere drei höheren Schulen haben mindestens zwei unechte Ringe.

Aus arktischen Regionen.

Zur Heimkehr Sverdrups und Pearys.

Der gegenwärtige Abschnitt der Nordpolforschung, der im Jahre 1891 mit den Expeditionen nach Nordgrönland eingeleitet wurde, ist der interessanteste, den die Geschichte der Polarreisen aufzuweisen hat, denn niemals wurden solche Kraftleistungen wie in dieser Periode vollbracht. Wir sehen, wie ein Peary, von einem oder zwei Gefährten begleitet und mit wenigen Hundegespannen ausgerüstet, im äußersten Grönland wiederholt Schlittenreisen ausführt, die sich von der Westküste bis zur Ostküste und zurück erstrecken und längs des gegen tausend Kilometer langen nördlichsten Randes des Inlandeises bewegen — wir sehen, wie ein Nansen das kühne Wagnis unternimmt, sich mit seinem Fahrzeug vom Eise des Polarmeeres durch die unerforschte Nordpolregion treiben zu lassen, wie er, das Schiff verlassend, in Gemeinschaft mit Johansen auf einer abenteuerlichen Schlittenreise den nördlichsten, bisher von Menschen erreichten Punkt der Erde gleich um drei Breitengrade höher vorschiebt, und wie bald danach Söhne des Südens, die Expedition des Herzogs der Abruzzen, den Nordländern die Palme des Sieges entringen.



Sverdrup.

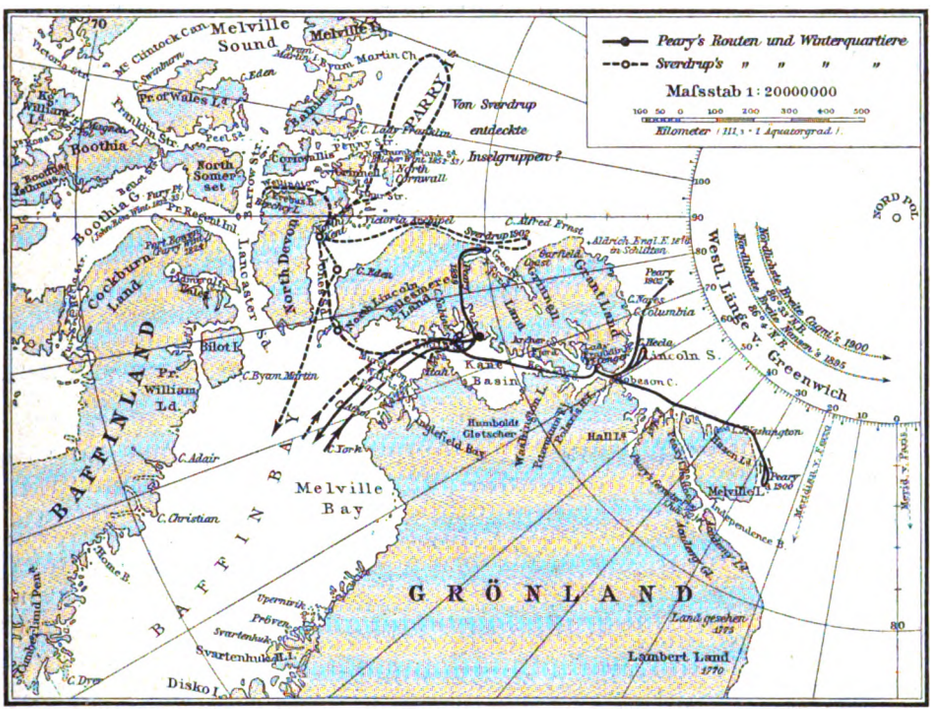


Peary.

Der Drang, den Nordpol zu besiegen, hatte in den Vereinigten Staaten besonders tiefe Wurzeln geschlagen. Nicht bloß Peary machte immer wieder neue Anläufe, von Nordgrönland aus gen Norden vorzudringen, auch der Journalist Walter Wellmann, der mit der den Polarreisenden eigenen Erfindungsgabe eine neue Schlittenart erdacht hatte, um der Transportschwierigkeiten Herr zu werden, versuchte zuerst von Spitzbergen, dann von Franz Josef-Land aus den Sturm auf den Nordpol. Aber er kam nicht weit. Die Naturkräfte

Digitized by Google

der Eisregion kehren sich nicht an den Scharfsinn der Menschen. Mit einer weit vorgeschobenen Verteidigungslinie von Eismassen, unterbrochen von offenen Wasserläufen, oder einer Eisfläche, die, mit Nordenskjöld zu reden, einen „Wirrwarr von Eisblöcken" bildet, weiß sich der Nordpol trefflich zu sichern. Diese Festung mit den herkömmlichen Mitteln zu stürmen, hielt der Schwede Andrée für aussichtslos. Drüber weg, war seine Losung, darum versuchte er es mit dem Ballon, indessen — das Meer hat Roß und Reiter verschlungen. Ohnmächtig steht der Mensch den Kräften dieser Natur gegenüber. Einige der neueren Forscher hatten vor Antritt ihrer Expeditionen laut verkündet, „bestimmt" den Nordpol entdecken zu wollen. Sie erlitten ein schmähliches Fiasko. Der Eisregion gegenüber gilt der Wille nichts. Auch die beiden Expeditionen, die unlängst wieder in ihre Heimat zurückkehrten, die Sverdrupsche und die Pearysche, deren Leiter erprobte Kämpen auf dem Felde der Polarforschung sind, mußten dies erfahren. Sie waren über vier Jahre fort, eine lange Spanne Zeit in dem so kurzen Menschenleben. Sverdrups Kind, das seinen Vater bei der Abreise nicht kannte, denn es lag noch in den Windeln, sprang ihm jetzt als verständiges Wesen entgegen. In Südafrika hat sich in diesem Zeitraum ein gewaltiges Ereignis abgespielt, das der Karte dieses Gebietes ein neues Aussehen verlieh. Sverdrup und Peary haben die Nordpolkarte, im großen gesehen, nicht verändert. Dies war indessen nicht ihre Schuld. Natürlich ist hiermit nicht gesagt, daß überhaupt nichts ausgerichtet wäre. Im Gegenteil. Die Sverdrupsche Expedition hat in dem Teil des arktischen Archipels von Nordamerika, der ihr Wirkungsfeld bildete, unter widrigen Naturverhältnissen eine ungeheuer reiche Forschungstätigkeit entfaltet, die sicher vielseitige und reiche Beiträge zur Beleuchtung arktischer Verhältnisse liefern wird, aber die ursprünglichen Pläne beider Expeditionen sind mißglückt.

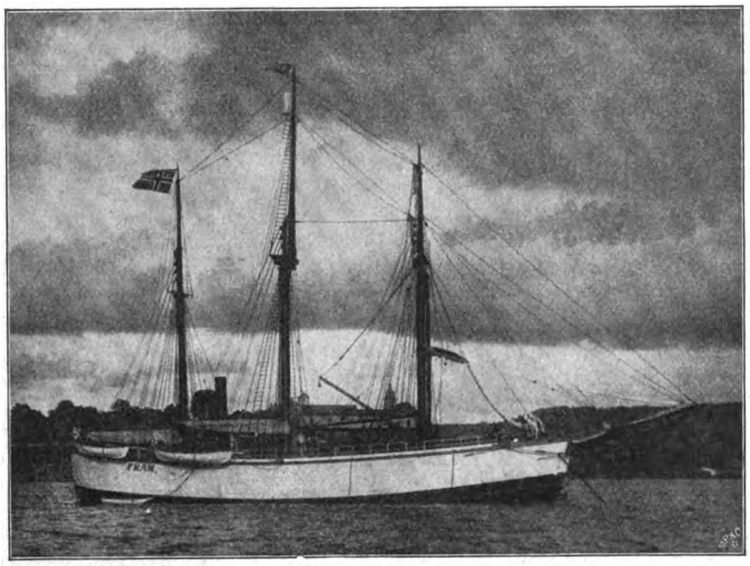


Kartenskizze zu den neuesten Reisen von Peary und Sverdrup.

Peary hatte sich diesmal fest vorgenommen, den Nordpol zu erreichen, und seine große Erfahrung und Energie berechtigten auch zu den höchsten Erwartungen, denn bedeutend ist die Tätigkeit, die er schon auf arktischem Felde entwickelte. Im Jahre 1886 machte er in Gemeinschaft mit dem Dänen Maigaard von der Diskobucht, Westküste von Grönland, aus einen Ausflug über das Inlandeis; 1891 trat er seine erste große Expedition nach Nordgrönland an, wo er mit dem Norweger Astrup die berühmte Schlittenreise bis zur Ostküste ausführte, bei der die Reisenden fast hundert Tage auf dem Inlandeis zubrachten. Zwei Jahre später ging Peary wieder mit einer großen Expedition nach Nordgrönland, wo, wie vorher, das Hauptquartier am Smithsund in der Nähe des 78. Breitengrades aufgeschlagen wurde. Frau Peary begleitete ihren Mann und schenkte im Winterquartier einem Mägdlein das Leben, ein Ereignis, das von den Teilnehmern der Expedition in Anbetracht der engen Wohnverhältnisse keineswegs als ein freudiges begrüßt wurde. Wieder trat Peary, diesmal von seinem schwarzen Diener Henson und dem Amerikaner Lee begleitet, eine Schlittenreise zur Ostküste an, aber ein fürchterlicher Schneesturm zwang zur Umkehr. Der Norweger Astrup seinerseits führte in Gemeinschaft mit einem Eskimo vom Smithsund eine Schlittenreise zur Melvillebai aus, deren Ergebnis eine Karte bildet, aus der ersichtlich ist, daß sich längs der Küste der Melvillebai ein Riesengletscher neben dem anderen hinzieht. Diese Gletscher, die rings um ganz Grönland vorkommen und mit einer Geschwindigkeit von 20—30 Meter pro Tag ins Meer strömen — beim Buarglетscher in Norwegen beträgt die Schnelligkeit nur $^1/_{10}$ Meter pro Tag — bilden natürlich die Ablaufstellen für die unermeßliche Eisdecke, das Inlandeis, das mit Ausnahme des eisfreien Küstenlandes ganz Grönland in einer Ausdehnung von etwa 20 000 Quadratmeilen wie mit einem Leichentuche bedeckt. Nach der Überwinterung versuchte Peary eine neue Schlittenreise. Er kam auch bis zu dem auf der ersten großen Reise erreichten Endpunkt, der Independencebai, aber Menschen und Tiere befanden sich in einem solchen Zustande, daß an ein weiteres Vordringen nicht zu denken war. Das Ergebnis dieser Pearyschen Expeditionen bestand in der Feststellung der nördlichen Ausdehnung des grönländischen Inlandeises, auch wurden durch Peary und Astrup interessante Aufschlüsse über den kleinen, 200—300 Köpfe starken Eskimostamm gegeben, der am Smithsund, von der Melvillebai bis zum 78. Breitengrad hinauf verteilt, ein völlig abgeschiedenes Dasein führt und niemals mit den Grönländern der dänischen Kolonieen in Berührung gekommen ist. Zum Zwecke von Vorbereitungen für die jetzt beendete Expedition hatte Peary auch in den Jahren 1896 und 1897 Reisen nach Nordgrönland gemacht, und nach dieser langjährigen, mühevollen Vorarbeit gedachte er nun das Werk mit der Erforschung des Nordpols selbst zu krönen. Einen wesentlichen Bestandteil der im Jahre 1898 angetretenen Expedition bildeten die Eskimofamilien, mit deren Hilfe Peary seine Winterquartiere immer nördlicher, zuletzt an der äußersten Grenze von Grönland, anlegen wollte, um dann nach der letzten Überwinterung mit frischen Kräften die Schlittenreise zum Pol anzutreten. Der Plan ist nur zum Teil geglückt. Im Jahre 1900 kam Peary im Norden von Grönland bis auf 83° 50′, wo ihn offenes Wasser zur Umkehr zwang. Bei dem kräftigen Vorstoß, den der Forscher im Frühjahr 1902 unternahm — Schlittenreisen müssen auf Grund der Eisverhältnisse schon bald nach Beendigung der Polarnacht beginnen —, drang er bis auf 84° 17′ vor, doch hatte das Eis hier einen so gefährlichen Charakter, daß seine

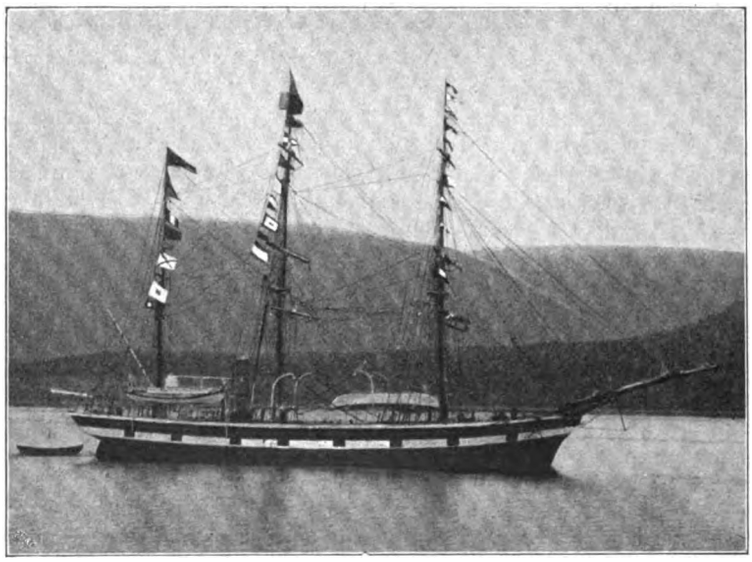
Digitized by Google

Schlittenexpedition abermals unverrichteter Sache umkehren mußte. Aber trotz seiner erfolglosen Bemühungen, den Nordpol zu erreichen, soll sich Peary dahin ausgesprochen haben, daß eine Expedition, die auf dem 83. Breitengrade überwintern würde, sehr wohl ans ersehnte Ziel kommen könne. Nach den Erfahrungen jedoch, die in jenen Gebieten von früheren Expeditionen und jetzt von Peary selbst gemacht wurden, gewinnt man die Überzeugung, daß ein ganz besonderes Glück dazu gehört, vom Smithsund aus die Nordpolfrage zu lösen.



Die „Fram".

Für die Sverdrupsche Expedition sollten die Nordküste von Grönland, die hier liegenden Meeresgebiete und der noch nicht entdeckte nördlichste Teil der grönländischen Ostküste das Arbeitsfeld bilden. Damit hätte die „Fram"-Reise von 1893—96 eine passende Fortsetzung gefunden, denn wie in den auf jener Reise berührten Meeresteilen sind auch bei Nordgrönland wichtige Fragen über Meeresströmungen, Bildung und Beschaffenheit des hier lagernden Eises ꝛc. zu lösen, und an der Küste Nord- und Ostgrönlands selbst wären vielleicht interessante Anhaltspunkte über das Vordringen der Eskimos gegen Norden zu gewinnen gewesen. Indessen die Eisverhältnisse des Smithsundes geboten der „Fram", die für diese Reise noch bedeutend verstärkt worden war, um eventuell eine nördliche Umfahrt um Grönland ausführen zu können, ein gebieterisches Halt, und Sverdrup wandte sich daher, Grönland den Rücken kehrend, dem im Norden von Kanada liegenden arktischen Archipel zu, wo sich für seine große Expedition — von den sechzehn Teilnehmern waren nicht weniger als acht wissenschaftlich gebildete Fachleute — ein reiches Arbeitsfeld eröffnete. Fast alles, was hier erforscht worden, datiert noch von der Franklin-Periode, dem in Verbindung mit ihren Nachläufern ereignisreichsten Abschnitt der Polarforschung. Als Franklin im Jahre 1845 seine schicksalsschwere Fahrt antrat, lag hinter der Baffinsbai eine fast unbekannte Welt. Zwar hatte schon Baffin (1615—16) den Lancastersund entdeckt, und Parry, Englands größter Polarforscher, drang im Jahre 1819 durch den Lancastersund und die Barrowstraße — letztere nach dem englischen Admiralitätssekretär Barrow, der mit allem Eifer die Polarforschung befürwortete, benannt — bis zur Melvilleinsel vor, und hier und dort kannte man Teile einer Wasserstraße; aber im allgemeinen lag der ganze Archipel in Dunkel gehüllt, ebensowenig wußte man, ob der Jonessund und der Smithsund Sackgassen oder wirkliche Wasserstraßen wären. Erst mit dem Suchen nach Franklin, wobei von der englischen Regierung unter Aufwendung von 18 Millionen Mark 31 Schiffe und von Lady Franklin 4 Schiffe ausgesandt wurden, zeigten sich die im Norden von Amerika liegenden Inselgruppen in allmählich deutlicheren Umrissen. Nach allen Richtungen hin drangen die Franklinsucher vor, nur nicht bis zu der unweit vom Festland liegenden Insel King Williams-Land, an dessen Westseite die Franklinsche Expedition im Jahre 1848 ihren Untergang fand. Gelegentlich dieser Nachforschungen nach Franklin brachte Kapitän M'Clure, der Befehlshaber des „Investigator", in den Jahren 1850 bis 1852 die Frage der Nordwestpassage, die den Anstoß zur Aussendung der Franklin-Expedition gegeben hatte, zum Abschluß, indem er, von der Beringsstraße aus kommend, Parrys Endpunkt an der Melvilleinsel erreichte. Von den drei Wasserwegen, die vom nördlichen Teil der Baffinsbai ausgehen, dem Lancastersund, dem Jonessund und dem Smithsund, wurden die beiden letzteren erst im Jahre 1852 durch Kapitän Inglefield als Wasserstraßen erkannt, hinter denen sich, dem Entdecker zufolge, das offene Polarmeer ausbreiten sollte. Dr. Kane war der erste, der den Weg durch den Smithsund mit einer von Grinnell in New York ausgerüsteten Expedition probierte, um hier Franklin zu suchen und gleichzeitig zum Nordpol vorzudringen. Eine von ihm ausgesandte Schlittenabteilung kam auch bis auf 80° 35', aber Kanes Expedition nahm schließlich einen traurigen Ausgang, das Schiff mußte verlassen werden, und unter großen Entbehrungen rettete sich die Expedition heimwärts. Merkwürdig weit drang auf diesem Wege der Amerikaner Hall, einer der Epigonen der Franklinforschung im Jahre 1871, mit der „Polaris" vor. Seine Expedition, deren wissenschaftliche Forschungen von dem deutschen Naturforscher Bessels geleitet wurden, kam im ersten Anlauf bis in den oberen Teil dieses Nordpolweges, den Robesonkanal, indessen die „Polaris" erlitt schließlich Schiffbruch, aber die Besatzung erreichte nach wunderbaren Abenteuern glücklich die Heimat. Der Engländer Nares (1875) und der Amerikaner Greely (1881) kamen zu Schiff ebenso wie Hall bis zum 82. Breitengrad. Eine von Nares abgesandte Schlittenexpedition, die von Leutnant Aldrich geführt wurde, reiste in westlicher Richtung längs der Nordküste des Grinnell-Landes, bis sich das Land wieder südwärts bog. Der nördlichste Punkt der Küste lag auf 83° 7'.



Die „Windward", das Schiff Pearys.

Dieses Grinnell-Land, sowie das sich südlich anschließende Ellesmereland bildeten jetzt eins der Operationsgebiete

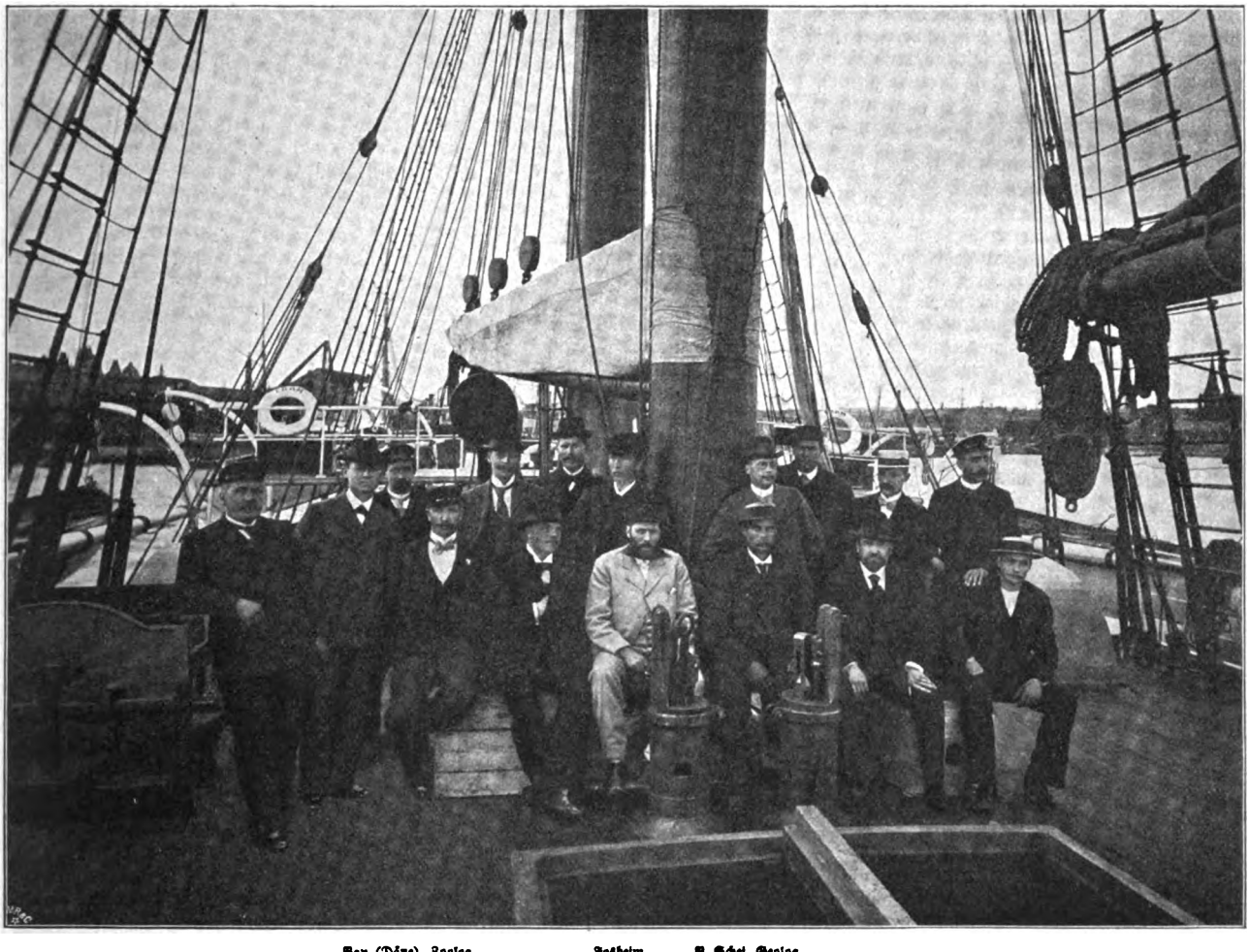
Digitized by Google

Sverdrups, und zwar hatte er sich insbesondere die Erforschung der Westküste zur Aufgabe gestellt, denn die an den Smithsund grenzenden Ostküsten waren bereits von Nares und Greely erforscht. Sverdrup fuhr im Sommer 1899 in den Jonessund, in dem sich die „Fram" dann bis zu ihrer Rückreise aufhielt und von wo aus nach den verschiedensten Richtungen hin eine Menge Schlittenexpeditionen ausgesandt wurden, deren Ergebnis in der Erforschung dieser Gebiete bis zum 110. Grad westlicher Länge bestand. Die Schlittenexpeditionen, aus Abteilungen von 2—5 Mann bestehend und aus wissenschaftlichen Mitgliedern sowie Leuten der Besatzung zusammengesetzt, brachen zum Teil schon im Februar und März, der Zeit der grimmigsten Kälte im arktischen Gebiet, auf und waren natürlich außerordentlich anstrengend. Im letzten Frühjahr versuchten Sverdrup und der Geolog Schei längs der Westseite des Grinnell-Landes nordwärts bis zu dem Punkt vorzudringen, wo einst Leutnant Aldrich seine Reise schloß, aber sie kamen nur bis auf 81° 37′ nördl. Breite. Marineleutnant Baumann fuhr bei seiner letzten Schlittenexpedition in diesem Frühjahr bis zur Beecheyinsel, dem am Kreuzpunkt der Barrowstraße und des Wellingtonkanals belegenen Eiland, das in der Franklinperiode einen Sammelplatz für die Expeditionen bildete, die nach diesen Gewässern gingen. Hier hinterließ im Jahre 1850 der alte Admiral Roß, einer der Franklinsucher, sein kleines Transportschiff „Mary", damit es möglicherweise den Vermißten Dienste leisten konnte. Jetzt ist das Fahrzeug unbrauchbar, der Mast war abgesägt, und von dem großen Proviantgebäude, das Sir Belcher, gleichfalls ein Franklinsucher, errichtet hatte, stand nur noch das Gerüst. Lady Franklin hat auf dieser weltabgeschiedenen Insel zur Erinnerung an ihren Gatten und dessen Begleiter eine Gedenktafel errichten lassen.

Eine gute Hilfe bei der Verpflegung der Sverdrupschen Expedition bot der große Reichtum an Moschusochsen; das zahlreiche Vorkommen dieser Tiere macht es erklärlich, daß die Expedition auch eine überaus zahlreiche Menge Wölfe vorfand, denn der Wolf ist der getreue Begleiter der Moschusochsen, eine Anhänglichkeit, die in dem leckeren Fleisch jener Tiere eine Erklärung findet. Zwei der schneeweißen Polarwölfe hat Sverdrup in lebendem Zustand mitgebracht.

Beinahe wäre es der Expedition schlimm ergangen. Schornsteinfunken entzündeten im Sommer 1900 das Schiffszelt, und sofort standen dieses sowie die darunter liegenden geölten Kajaks in hellen Flammen. Mitten im Feuer befand sich ein eiserner Tank mit 200 Liter Sprit. Indessen gelang es der an Bord befindlichen Mannschaft, den Brand zu löschen, ehe der Tank explodierte. In diesem Falle wäre wohl die Geschichte grauenvoller Nordpolexpeditionen um ein neues Beispiel vermehrt worden.

Hat somit die Sverdrupsche Expedition ihr ursprünglich geplantes interessantes Vorhaben bei Nordgrönland nicht ausführen können, so ist doch in dem amerikanischen Archipel eine außerordentlich fleißige Arbeit ausgeführt worden, und es bietet immerhin Interesse, auch einmal etwas Näheres über die Naturverhältnisse jenes halbvergessenen Winkels der nördlichen Halbkugel zu erfahren. F. Mewius.



Bay (Däne), Zoolog. Fosheim. P. Schei, Geolog u. Chemiker.
Flachsen. Observateur u. Kartograph. Marinelt. Baumann, Zweitkommandierender. O. Sverdrup. Olaf Raanas, erster Steuermann. K. Bernhard Olsen, erster Maschinist.
Herman Simmons, Biolog.

Am Deck der „Fram".

Digitized by Google

Moderne Versicherung.

Von A. Oskar Klaußmann.

Mit der zunehmenden Kultur stellte sich bei der Menschheit das Bestreben ein, sich von äußerlichen Einflüssen, insbesondere von Zufälligkeiten unabhängig zu machen. Aus diesem Gefühl heraus entstand nach dem Dreißigjährigen Kriege, allerdings angeregt durch die damals viel durch Brandbettelei leidenden Regierungen der deutschen Kleinstaaten, die Feuerversicherung und vor mehr als zweihundert Jahren die Lebensversicherung. Bis in die neuere Zeit aber dauerte es, bis man Versicherungen schuf, die auch andere Schädigungen für den Betroffenen wett machen sollten. Es wurde die Hagelversicherung gegründet, die den Landmann gegen gewisse meteorologische Erscheinungen schützen sollte. Es folgte die Unfallversicherung, die den Menschen schützte gegen alle die Widerwärtigkeiten, die ihm innerhalb und außerhalb des Hauses durch Sturz, Fall, Verunglücken mit dem Gefährt ꝛc. begegnen können. Es kam die Versicherung bei Seereisen, für den Landmann die Viehversicherung, die ihn vor dem namenlosen Schaden bewahrt, der ihm entstehen kann, wenn ihm durch eine Epidemie sein gesamter Viehstand dahingerafft wird. Das Fleischbeschaugesetz und die Untersuchung des Schweinefleisches auf Trichinen erzeugten die „Trichinenversicherung", durch welche der Besitzer des borstigen Haustieres gegen Schaden geschützt wird, wenn das Mikroskop das Fleisch des geschlachteten Tieres von Trichinen bevölkert erklärt. Es entstanden Versicherungen, die uns vor dem Schaden bewahren, der geschieht, wenn der Wind oder der Hagel unsere Fensterscheiben, und die Ungeschicklichkeit kostbare Trumeaux, Wandspiegel und bunte Butzenscheiben in Türen und Fenstern zerbrechen. Außer dieser Glasversicherung gibt es in neuerer Zeit Versicherung gegen Wasserschaden, der dadurch entstehen kann, daß im großstädtischen Haushalt aus Versehen die Hähne der Wasserleitung, sei es in der Küche oder Badestube, durch irgend einen bösen Zufall offen bleiben. Ein weiterer gewaltiger Schritt ist die Haftpflichtversicherung, die wohl geeignet ist, manchen Menschen vor dem Ruin zu bewahren. Man denke sich, welcher Schaden einem Apotheker entstehen kann, wenn dessen Personal aus Versehen eine falsche Flasche bei der Herstellung des Medikaments ergreift und dem Patienten anstatt des Heilmittels Gift beibringt. Es genügt beim Apotheker schon, daß er die Dosis eines Heilmittels stärker anwendet, als das Rezept vorschreibt, um eine Vergiftung herbeizuführen. Der Schlächtermeister, dessen Gesellen aus Rache oder Unachtsamkeit verdorbenes Fleisch in die Wurst nehmen, so daß nach dem Genuß der Wurst vielleicht vierzig oder fünfzig Personen erkranken, kann ruiniert werden, wenn ihn diese Personen schadenersatzpflichtig machen und er sich nicht durch die Haftpflichtversicherung gedeckt hat. Dem harmlosen Staatsbürger kann es passieren, daß ein Familienangehöriger, sei es selbst ein mutwilliger Knabe, einen Dritten derart beschädigt, daß dieser ganz erwerbsunfähig wird und eine lebenslängliche Rente von dem Vater des Knaben zu fordern hat, die diesen eventuell so belastet, daß sie ihm das Leben vergällt. Die neueste Erscheinung auf diesem Gebiete, in Deutschland wenigstens, ist die gegen Einbruch, die man noch vor zehn Jahren für vollkommen unmöglich hielt, weil man fürchtete, die Versicherten würden Einbrüche fingieren, um sich auf unehrliche Weise zu bereichern. Die Einbruchsversicherung bewahrt selbst diejenigen Leute vor Schaden, die ihre Vermögensobjekte in einer Bank oder einem diebessicheren Tresor verwahren. Sie bekommen wenigstens Ersatz dafür, daß von den Einbrechern, die nichts fanden, wertvolle Möbelstücke erbrochen und demoliert oder von den getäuschten Einbrechern aus Rache kostbare Stücke der Hauseinrichtung zerstört, zerschnitten oder verunreinigt wurden.

Aber es fehlt uns in Deutschland noch immer eine Versicherung, von deren eigentümlichem Betrieb und außerordentlichem Nutzen die nachfolgenden Zeilen handeln sollen, eine Versicherung, wie sie England und Amerika schon längst kennen, nämlich die Versicherung „against contingences", d. h. gegen alle Zufälligkeiten des Lebens. Es ist eigentlich verwunderlich, daß unsere sonst so strebsamen deutschen Versicherungsgesellschaften sich noch nicht zu dieser Art der Versicherung entschlossen haben, welche selbst von der berühmten Lloydgesellschaft in London, die sich seit undenklichen Zeiten mit der Versicherung von Seetransporten und Schiffen befaßt, in einer besonderen Abteilung im großen betrieben wird. Diese Versicherung gegen Zufälligkeiten ist in England wenigstens nicht neuesten Datums. Sie stammt aus dem Jahre 1837 und ist in der neuesten Zeit allerdings in staunenswerter Weise ausgenutzt und verallgemeinert worden. Im Jahre 1820 kam Georg IV. zur Regierung; er starb ganz plötzlich im Jahre 1830, und ebenso plötzlich trat sieben Jahre später der Tod Wilhelms IV. ein. Durch die ganz unerwarteten Todesfälle der Regenten kamen in das englische Geschäftsleben Schwankungen, Stockungen und für einige Zeit unsichere Verhältnisse. Viele Geschäftsleute wurden auf das schwerste geschädigt. Es kam dazu, daß die junge Königin Victoria, die im Jahre 1837 den englischen Thron bestieg, ein zartes und schwächliches Mädchen war. Da entschlossen sich die praktischen Engländer, sich gegen derartige Zufälligkeiten durch Versicherungen zu schützen, und da der große Nutzen dieser Versicherung nicht nur darin bestand, daß sie Schadenersatz brachte, wenn wirklich ungünstige Verhältnisse eintraten, sondern daß sie dem Versicherungsnehmer Sicherheit bei Durchführung seiner Pläne und geschäftlichen Transaktionen gewährte, fand diese neue Versicherung großen Anklang. Im großartigsten Stile wurde sie angewandt, als Königin Victoria heiratete. Für das erste Jahr der Ehe der Königin wurden Milliarden von Mark in Versicherungen angelegt. Man fürchtete die Gefahren, denen die Königin eventuell durch die Mutterschaft ausgesetzt war, und wollte sich gegen diese schützen. Als dieselbe Königin Victoria vor einer Reihe von Jahren ihr großes Regierungsjubiläum feierte, wurden ebenfalls Milliarden von Mark versichert für den Fall, daß dieses Jubiläum, insbesondere der große Festzug in London nicht stattfand. Damals machten die Versicherungsgesellschaften ein großes Geschäft. Die Versicherungsnehmer aber haben, wie bekannt, dieses Geschäft jetzt vor wenigen Monaten gemacht, als die Krönung Eduards VII. plötzlich abgesagt werden mußte. Wäre nicht der weitaus größte Teil aller Londoner Geschäftsleute, sowohl die Erbauer von Tribünen, von denen aus man den Festzug sehen wollte, als auch die Inhaber von Restaurants und Hotels, die Händler mit Lebensmitteln, welche ungeheure Vorräte für die Festtage aufgehäuft hatten, durch die eigentümliche Versicherung gedeckt gewesen, so wären die Verluste, die diese Leute erlitten hätten, fabelhafte gewesen. Der Schaden, der durch den Aufschub der Krönung entstand, war groß genug: aber er wäre hundertfach größer gewesen, wenn nicht die Versicherung vorhanden gewesen wäre. Die Versicherungsgesellschaft hatte sich ihrerseits wieder durch sogenannte Rückversicherungen gedeckt und war so selbst vor großem Schaden bewahrt. Als der Gesundheitszustand König Eduards sich unmittelbar vor der Krönung verschlechterte, stiegen auch die Prämien, die für derartige Versicherungen gezahlt wurden. Während man acht Tage vor der Krönung drei Prozent für die Summe zahlte, die man versicherte, stiegen zwei Tage vor der Krönung, als man von der Krankheit erfuhr, diese Prämien auf fünfzehn und nach wenigen Stunden auf zwanzig Prozent.

Eine sehr ernsthafte englische Wochenschrift, die Answers vom 12. Oktober 1901 meldet, wörtlich:

„Obgleich der deutsche Kaiser mehr für Handel und Finanzwirtschaft getan als je irgend ein Monarch, hat er doch auch die Fondsbörse in schwere Verlegenheiten gebracht und erschreckt, allerdings ohne es zu wollen. Eine der fürchterlichsten Paniken, die jemals an der Londoner Börse entstanden, wurde jüngst durch einen kleinen Knaben verursacht, der einen Papierball aus der Menschenmenge heraus auf den deutschen Kaiser geworfen hatte, als dieser im Wagen durch Potsdam fuhr. Warum dieser belanglose Vorfall eine so fürchterliche Baisse in britischen Staatspapieren an der Londoner Börse innerhalb weniger Minuten nach Ankunft der Nachricht hervorrief, ist bis heute unerfindlich. Aber man sah die ältesten Finanziers, welche Millionen hinter sich haben, kopflos hin- und herrennen, wie Kaninchen in der Falle. Man hörte diese Leute atemlos schreien, daß sie zu den denkbar billigsten Preisen englische Staatspapiere verkaufen wollen. Die Nachricht wegen des Papierballs war im Telegramm nicht ganz klar, trotzdem war aber doch keine Veranlassung vorhanden, um eine so ungeheuerliche Aufregung und einen solchen Preisfall zu verursachen. Allerdings schwebte damals die China-Angelegenheit, und der Tod des Kaisers hätte große Verwirrung in alle Verhältnisse gebracht. Daß aber die englischen Consols in wenigen Augenblicken einen derartigen Preisabschlag erlitten, daß an der Londoner Börse sechsundvierzig Millionen Mark in diesen wenigen Augenblicken verloren gingen und eine ganze Menge von Spekulanten ruiniert wurden, war wirklich nicht nötig. Es erwies sich später, daß dieser Papierball aus einer Bittschrift bestand, die der Sohn eines blinden Mannes auf Veranlassung des Vaters in den Wagen des deutschen Kaisers geworfen hatte."

Wir führen diese Notiz eines ernsthaften Blattes an, um zu erklären, weshalb in England und Amerika um des deutschen Kaisers willen Milliarden von Mark versichert sind. Man nennt im Auslande unseren Kaiser nicht nur den interessantesten, sondern auch den bedeutendsten aller lebenden Monarchen und fürchtet, daß sein plötzlicher Tod ganz ungeheuerliche Verwirrung herbeiführen könne. In England hat man ihn wiederholt tot gesagt, und da nach dem Volksglauben diejenigen Menschen am längsten leben, welche man tot gesagt hat, so hat es wohl auch der Kaiser, der, nebenbei bemerkt, eine Sammlung aller dieser Todesnachrichten besitzen soll, mit Lächeln gelesen, daß er wiederholt in die Luft gesprengt, ertrunken sei oder auf andere Weise sein Leben verloren habe. Aber gerade

Digitized by Google

weil Kaiser Wilhelm eben eine so wichtige Persönlichkeit für die Weltpolitik ist, fühlen sich die englischen und amerikanischen Kaufleute veranlaßt, sich gegen alle Eventualitäten, die den Kaiser betreffen könnten, durch Versicherungen zu decken.

Nächst dem Kaiser sind die am meisten versicherten Persönlichkeiten: der König von England, der Präsident von Frankreich und der Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die beiden Präsidenten deshalb, weil in letzter Zeit viel Attentate gegen Staatsoberhäupter der beiden Republiken verübt worden sind.

Aber nicht nur gekrönte Häupter versichert der englische und amerikanische Geschäftsmann. Als Pierpont Morgan, der König der amerikanischen Schiffahrtstrusts, zur Abwickelung von Geschäften vor einiger Zeit von New York nach London und dann wieder zurückfuhr, waren während dieser Zeit Policen im Werte von vielen Milliarden Mark auf ihn genommen, denn die Geschäftsleute vermuteten nicht mit Unrecht, daß es eine große Panik an der Börse und auf dem Geldmarkt geben würde, wenn Pierpont Morgan plötzlich sterben würde. Jedenfalls nicht ohne Einfluß auf die Kurse würde es sein, wenn ein Mann wie der Stahltrustkönig Carnegie plötzlich erkranken würde, und gewiß haben sich auch so und so viele deutsche Geschäftsleute bei englischen Versicherungsgesellschaften, insbesondere bei dem Lloyd auch gegen die — Eventualität gedeckt, daß ein Großindustrieller, wie vielleicht Alfred Krupp plötzlich erkranken oder gar sterben sollte. Diese modernste aller Versicherungen kommt aber nicht nur den Geschäftsleuten zu gute, sondern in England und Amerika macht jeder Privatmann von diesen „Versicherungen gegen Zufälligkeiten" Gebrauch, und die Policen, die da manchmal genommen werden, schlagen jeden Rekord in Bezug auf Absonderlichkeit. Man versichert sich gegen Regen in der Erntezeit, da der Regen Schaden verursacht, weil er das Einbringen der Ernte verhindert. Aber auch die weiblichen Mitglieder einer Familie, die große Toiletten für ein Fest, das im Freien stattfinden soll, sich beschafft haben, versichern sich gegen die Gefahr, daß infolge schlechten Wetters das Fest nicht stattfindet. Natürlich versichert sich auch der Wirt des Vergnügungsetablissements, der für ein großes Fest im Sommer Speisen und Getränke anschafft, dagegen, daß durch Witterungsumschlag das Fest unmöglich wird und er mit seinen ganzen Vorräten sitzen bleibt. Man versichert sich dagegen, daß die Tochter einen Gatten heiratet, der der Familie unsympathisch ist. Es sind Policen darauf genommen worden, daß die Tochter nicht einen Buddhisten oder einen Neger heiratet. Es haben sich Eltern durch Versicherungen dagegen geschützt, daß der Sohn ein Trunkenbold wurde. Man versichert seine Großmutter dagegen, daß sie irrsinnig wird und das vorhandene Testament umstößt oder, was noch schlimmer ist, daß sie sich wieder verheiratet und dadurch den Erben, die bereits auf die Erbschaft warten, alle Aussicht auf die Erbschaft entzieht. Man kann sich dagegen versichern, daß einem die Frau davonläuft oder einen Scheidungsprozeß anstrengt; man kann sich dagegen versichern, daß man Vater eines Sohnes wird, wenn man sich ein Mädchen wünscht. Man schützt sich durch Versicherung gegen den Schaden, der dadurch entsteht, wenn der Familiensegen in Gestalt von Zwillingen oder Drillingen gar zu groß wird. Man versichert sich darauf, daß der Vorgänger im Amt innerhalb einer gewissen Zeit stirbt oder seinen Abschied nimmt, so daß der Versicherungsnehmer nicht verhindert wird, in Rang und Gehalt aufzurücken. Der Vortragende, der im Lande herumzieht, um in der Winterszeit gegen Bezahlung wissenschaftliche und andere Vorträge in Vereinen oder vor einem zahlenden Publikum zu halten, versichert sich gegen die Ausfälle und bekommt für Bezahlung eines vielleicht geringen Prozentsatzes die Summe herausbezahlt, die er versichert hat, wenn sie durch die Entrees nicht eingehen sollte. Der Konzertunternehmer und der Theaterdirektor können sich gegen schlechte Geschäfte, die sie mit ihren Truppen oder ihren Konzertsternen machen sollten, durch Versicherungen decken. Bräutigams, die mit reichen Erbinnen verlobt sind, versichern sich dagegen, daß die Verlobung zurückgeht und sie so durch den Ausfall der erwarteten Mitgift in Ungelegenheiten kommen. Ein Londoner Gastwirt nahm eine Generalversicherung für alle seine Gäste gegen die Folgen der Trunkenheit. In England und Amerika wird nämlich der Mann, der betrunken auf der Straße gefunden wird, verhaftet, bis zur Ernüchterung eingesperrt dann sofort vor den Richter gebracht und mit Strafen von 30 bis 60 Mark belegt. Durch die Versicherung wollte der Gastwirt seinen Stammgästen wenigstens alle Unannehmlichkeiten, so weit es sich um Strafzahlung handelt, ersparen. Wurde wirklich einer der Stammgäste verhaftet, so bezahlte der Wirt die Kosten der Verteidigung und die Strafe und ließ sich von der Versicherungsgesellschaft diese Summe zurückzahlen.



Auf dem Weg zur Schule. Nach dem Gemälde von H. Kaulbach.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Während des Aufenthalts in Seebädern versichert man sich und seine Angehörigen dagegen, beim Baden in der See irgendwie zu verunglücken, und eine große amerikanische Versicherungsgesellschaft dieser Art hat dem Magistrat der kanadischen Stadt Montreal den Vorschlag gemacht, sämtliche Einwohner gegen Unfall und alle Schädigungen zu versichern, so daß jedes Lebewesen in der Stadt, das dort das Bürgerrecht genießt, im Fall einer Verunglückung 4000 Mark erhalten sollte.

Noch amerikanischer aber ist der Plan, der von einer Versicherungsgesellschaft im Staate Michigan vor einem Jahre veröffentlicht wurde und den man für einen schlechten Witz halten könnte, wenn nicht hervorragende Politiker, die sich in den Vereinigten Staaten großen Ansehens erfreuen, den Prospekt mit unterschrieben hätten. Es handelt sich um nichts weniger als um eine Versicherung der Nationen gegen Krieg. Der Plan umfaßt die ganze Welt. In allen Ländern sollen Anteilscheine im Werte von einem Dollar verkauft werden, und man hofft, überall so viele Aktionäre zu bekommen, daß die Nationen gezwungen werden, sich bei der Gesellschaft gegen Krieg zu versichern. Nationen sollen in derselben Weise wie jetzt Individuen versichert werden, sie müssen eine jährliche Prämie zahlen, und der Überschuß soll als Dividende unter die Aktionäre verteilt werden. Im Falle eines Streites zwischen zwei Nationen soll ein Schiedsgericht einschreiten und die Meinungsverschiedenheit schlichten. Kommt es aber doch zum Kriege, so zahlt die Gesellschaft der versicherten Nation, welche trotz des Schiedsspruches angegriffen worden ist, die vereinbarte Versicherungssumme aus, die Angreiferin aber geht leer aus. Auf diese Weise hofft man, allmählich den Krieg aus der Welt zu schaffen. Wer glaubt's?

Digitized by Google

Zauberkünste der indischen Fakire. I.

Von Ernst von Hesse-Wartegg.

.... und vergessen Sie ja nicht, ein wenig den Fakiren nachzuforschen! Wir hören so unglaubliche Dinge über ihre Zauberkünste, daß es uns alle sehr interessieren wird, einmal die Wahrheit über sie zu erfahren ....

So schrieb mir eine Dame vor meiner Abreise nach Indien. Sie hatte damit mir selbst aus der Seele gesprochen, und während meiner Fahrten durch das Reich der Großmogule ließ ich keine Gelegenheit vorübergehen, die mich der Erfüllung meiner Aufgabe näher bringen konnte. Obschon ich aber in den verschiedensten Städten den Vorführungen von mindestens einem halben Hundert Fakiren beigewohnt und ihnen nach Kräften auf die Finger gesehen habe, sind mir eine ganze Menge ihrer Zauberstückchen noch heute ungelöste Rätsel. Man wäre wahrhaftig geneigt zu glauben, daß es diesen seltsamen Menschen gelungen ist, in Geheimnisse der Natur einzudringen, welche den Bewohnern des Abendlandes noch unbekannt oder unverständlich geblieben sind. Manche Vorführungen lassen sich, wenn überhaupt, nur dadurch erklären, daß die Fakire dabei Naturkräfte à la mode, wie Mesmerismus, tierischen Magnetismus, Hypnotismus ꝛc. mitspielen lassen. Fragt man sie darüber, dann geben sie vor, selbst keine Erklärung dafür zu haben. Sie wären nur Medien, mit welchen die Geister ihr Spiel trieben. Also ganz ähnlich wie unsere Spiritisten. Von wem sie ihre Künste, und ihre geheimnisvolle Kraft lernten? Von ihrem Guru, d. h. von einem alten Adepten in der schwarzen Kunst, der sie wieder von einem Guru gelernt hat, und so weiter, zurück in die Jahrhunderte, Jahrtausende. Es gibt auch eine Menge gedruckter Bücher darüber, nur ist es ungemein schwierig, ihrer habhaft zu werden. In Indien besteht ein eigenes, dem Vizekönig direkt unterstelltes Amt: „Office for the Suppression of Thagi and Dakoiti", d. h. das „Bureau zur Unterdrückung der geheimen Halsabschneider und Straßenräuber", dem auch die Überwachung der Magier obliegt. Ich erkundigte mich bei dem obersten Chef desselben über diese Bücher, ebenso bei dem Bibliothekar der indischen Staatsbibliothek, allein sie wußten nichts Bestimmtes darüber. Der letztere, ein hochstehender Brahmane, ließ durch seine Angestellten die Bibliothek tagelang durchforschen, um in den Werken über Indien Kapitel über die Magier zu finden. Vergeblich. Tatsächlich enthalten aber die heiligen Bücher der Veddas eine Menge Einzelheiten von der schwarzen Kunst; Abbé Dubois, der wohl am tiefsten in die Geheimnisse der Brahmanen eingedrungen ist, behauptet sogar, daß neben den drei Büchern der Veddas noch ein viertes besteht, Atharva-Vedda geheißen, das sich ausschließlich damit beschäftigt. Da aber die Schwarzkünstler überall gefürchtet und gehaßt werden, so haben die Brahmanen Grund genug, das Bestehen dieses Buches, wie überhaupt alle Verbindung mit den indischen Magiern abzuleugnen. Wie die ganze Religion der Hindus allmählich durch die Brahmanenwirtschaft zu reinem Götzen- und Fetischdienst herabgesunken ist, so ist es auch mit den Lehren des vierten Veddabuches geschehen. Heute glauben die Magier durch ihre „Mantram", d. h. Zauberformeln, sogar die Götter beschwören und sich gefügig machen zu können. Bei dem finsteren Aberglauben und der Geisterfurcht, in welche die großen Massen der Hindus versunken sind, bietet sich den Magiern nirgends ein so großes Feld für ihre unlautere Tätigkeit, wie gerade in Indien. Gilt es für einen Hindu, seinem Feinde irgend einen Streich zu spielen, will er die Zuneigung eines Weibes erlangen, will ein Weib einen Mann an sich fesseln, so werden insgeheim die Magier zu Hilfe gerufen. Sogar indische Fürsten haben dies in ihren Kriegen untereinander und gegen die Engländer getan. Als der berühmte Tippu Sultan, der letzte fanatische Herrscher über Mysore, in seinen letzten Krieg gegen die Engländer verwickelt war, ließ er alle Magier seines Reiches wie der benachbarten Gebiete herbeirufen, um durch ihre Künste den Vormarsch der Rotröcke aufzuhalten! Natürlich kümmerten sich die letzteren nicht um diese Armee von Zauberern und nahmen die Hauptstadt Tippu Sultans ein. Die Zauberer aber entschuldigten sich bei dem Volke, dessen Glauben an ihre Künste dadurch stark erschüttert wurde, damit, daß sie nur gegen einzelne Individuen, nicht aber gegen Regierungen, besonders gegen europäische, ihre Macht ausüben könnten!

Die Zauberkünstler sind im ganzen indischen Reiche verbreitet, unter den Hindus sowohl wie unter den Muhammedanern. Die Hindus nennen sie Yogis, die Muhammedaner Fakire, obschon lange nicht jeder Fakir auch ein Zauberkünstler ist. Hunderttausende an Zahl, sind sie am Hofe jedes Fürsten, in jeder heiligen Stadt, in jedem Wallfahrtsort, jedem Fremdenmittelpunkt, auf Eisenbahnen, Dampfern, Hotels zu finden, überall dort, wo sie sich Geld verdienen können, und darauf kommt es ihnen natürlich vor allem an. Sie produzieren ihre Künste bei jeder Gelegenheit, an jedem irgendwie geeigneten Ort. Versammeln sich in Bombay nach den Mahlzeiten in Watsons Hotel die fremden Gäste auf der breiten Veranda im ersten Stock, so sind gewiß unten auf der belebten Straße schon ein paar Magier bereit, mit ihren Künsten aufzuwarten. In Calcutta, in Madras und Colombo lauern sie vor den Hoteleingängen, in Jeypore, Agra, Delhi produzieren sie sich in den weiten Hallen der Hotels, und war ich irgendwo Gast eines indischen Fürsten, so standen für den Abend gewiß Vorführungen der Fakire auf dem Programm.

Ob indessen am Hofe eines Maharadscha oder an einer Straßenecke in den elendesten Stadtvierteln von Benares, Kleidung und Aussehen der Fakire sind nur wenig verschieden. Durchwegs lange, hagere, ausgehungerte Gestalten, denen die dunkle Haut faltig auf den Knochen liegt, in finsteren Gesichtern und schwarzen großen Augen, die mit unheimlichem Feuer glänzen. In den von Fremden besuchten Städten tragen sie den Polizeivorschriften gemäß etwas Kleidung, faltige weiße Hosen und ein weißes Jäckchen, sonst aber sind sie einfach in — Sonnenschein gekleidet, d. h. mit Ausnahme eines schmalen Lendentuches nackt. Immer aber sitzt auf ihren schwarzen Köpfen ein mächtiger weißer Turban. Man sollte glauben, daß sie für ihren Beruf einer Menge Apparate bedürfen, aber das Um und Auf ihres Gepäcks besteht gewöhnlich in einem Korb mit einigen Schlangen und einem Schnappsack, der, über die mageren Schultern geworfen, ein paar einfache Gerätschaften enthält. Und damit vollführen sie Kunststückchen, die einen Bosco oder Bellachini in Erstaunen setzen müßten! Dafür lassen sie sich gewöhnlich von zwei Gefährten begleiten, möglichst häßlich, möglichst abstoßend, um schon durch ihr Aussehen die Aufmerksamkeit an sich zu ziehen, immer aber gehört zu der Gesellschaft ein kleiner bildhübscher Knabe oder ein Mädchen von etwa zehn Jahren. So wandern sie umher, von Ort zu Ort, von Jahrmarkt zu Jahrmarkt, ohne ständigen Aufenthalt. Selbst in den Großstädten ist ihres Bleibens nicht lange.

Meine ersten Erfahrungen mit ihnen machte ich in Madura, einer Stadt im äußersten Süden der indischen Halbinsel. Madura besitzt noch kein Hotel. In der Nähe der Eisenbahnstation liegt ein sogenanntes Dak Bungalow, d. h. ein ebenerdiges Gebäude mit drei Zimmern und breiter Veranda, das als Absteigequartier für die englischen Beamten dient und auch von sonstigen Reisenden benutzt werden kann. Während wir, auf der Veranda ruhend, die Herstellung unserer Abendmahlzeit erwarteten, kam ein Fakir, begleitet von seinen Leuten, hockte sich vor der Veranda in den Sand und begann seine Kunststückchen. Die ersten vermochten uns nicht zu fesseln; Verschwindenlassen kleiner Kugeln aus seinen Händen, Mischen derselben in einem Becher, aus dem beim Umstürzen statt der Kugeln lebende Skorpione herausfielen u. dgl. Dann nahm er sein langes Turbantuch vom Kopf, ließ es von

Digitized by Google

einem von uns entzweischneiden und als er es nachher durch seine Hände zog, war es wieder ganz — ein Kunststück, das im Abendlande jeder Zauberkünstler mit derselben Gewandtheit ausführt. Ebenso bekannt war mir das Zerschneiden eines zwei Meter langen Fadens in kleine Stücke, Entzünden und Verschlingen des brennenden Knäuels, an dessen Statt er dann einen fünfzig Meter langen Faden, dazu Papierstreifen, Ketten von Glasperlen u. dgl. aus dem Munde zog. — Interessanter war es schon, als er sich ein Schwert von einem halben Meter Länge, freilich mit stumpfer Spitze, bis an den Griff in den Schlund schob, und mit dem Schwert im Leibe, seine Kobraschlangen nach dem Takt einer Handtrommel tanzen ließ. — Dann folgte ein Kunststückchen, dessen Ausführung mir unerklärlich blieb. Er ließ sich von mir eine Rupie (Münze) geben, und legte sie einem meiner Gefährten auf die offene Hand, so daß sie jeder sehen konnte. Nun gebot er ihm, die Hand zu schließen, die zweite Hand darüber zu legen, und wieder zu öffnen. Die Silbermünze war verschwunden, und an ihrer Stelle lag eine Kupfermünze in der Hand.

Nun legte der Fakir meinem Gefährten einen von mir entlehnten Ring in die Hand, ließ sie ihn schließen und nach einigen Sekunden wieder öffnen. Die Hand war leer. Darauf ließ er das kleine ihn begleitende Mädchen, das bis dahin ein paar Schritte weit bei den anderen Zusehern gestanden war, vortreten und den Mund öffnen — Münze und Ring fielen heraus!

Der Fakir beschloß seine Vorstellung damit, daß er verschieden gefärbte Pulver, rot, weiß, gelb, blau und grün in eine Trinkschale Wasser warf, das letztere mit einem Stäbchen einrührte, daß es eine graugrüne Färbung zeigte und dann austrank. Nach allerhand Hokuspokus und vor sich hingemurmelten Zauberformeln blies er zwischen den Lippen der Reihe nach die trockenen staubförmigen Pulver unvermischt wieder hervor, so daß sie auf dem Boden fünf kleine Häufchen von derselben Farbe bildeten wie die ersten Pülverchen.

Dieses Kunststückchen mochte der Fakir für das geschickteste halten, denn nun begann er seinen Bakschisch einzusammeln. Auf uns aber hatte das Verschwindenlassen von Münze und Ring größeren Eindruck gemacht. Bei der Vorbereitung der Farbenmischung mochte er sich geschickt eine Patrone mit trockenen Pulvern in den Mund geschoben haben, die er nach dem Austrinken des Wassers leicht mit den Zähnen öffnen und ausblasen konnte. Ohne Zuhilfenahme des Hypnotismus aber läßt sich das Halten von Münze und Ring in der Hand, wo sie doch unmöglich vorhanden sein konnten, nicht erklären.

In Calcutta bat ich den obersten Polizeichef, die geschicktesten aller Fakire für eine Vorstellung aufsuchen zu lassen. In zuvorkommendster Weise beauftragte er den Direktor seiner Detektivtruppe dazu, und zwei Tage später konnte ich einige in der Tat höchst merkwürdige Kunststückchen bewundern, wobei mir der Direktor, Mr. Ellis, so weit er es konnte, die Aufklärungen gab. Aber einzelne Sachen gingen ihm, der seit vielen Jahren täglich mit diesen Leuten zu tun hat und sie vom Grunde aus kennt, doch über den Verstand.

Die erste Nummer war der übrigens auch schon in Europa von den Weltausstellungen her bekannte „Mango-Trick". Mein Fakir ließ eine Schale mit frischer Erde füllen und setzte den Kern einer Mangofrucht in dieselbe. Dann begoß er sie mit Wasser und stellte sie in ein kleines Zelt, aus drei Stäben mit darüber gebreiteter Leinwand gebildet. Auf der uns abgewendeten Seite war das Zelt offen, und von dort aus unternahm er seine Manipulationen. Nachdem er uns einige Minuten mit geschickten Kunststückchen unterhalten hatte, hob er die Zeltdecke an unserer Seite auf, und siehe da, aus dem Mangokern war ein spannenlanges Pflänzlein mit frischen grünen Blättern hervorgesprossen! Wieder machte er uns einige Kunststückchen vor, nicht ohne zeitweilig von der hinteren, uns unsichtbaren Seite des Zeltes aus das Pflänzlein mit Wasser zu begießen. Als er nach einigen Minuten die Decke wieder aufhob, war aus dem Sproß eine Staude von einem halben Meter Höhe geworden! Und wieder nach einigen auf die gleiche Art verbrachten Minuten riß er die Zeltdecke ganz fort, ein meterhohes Bäumchen stand da, mit goldigen, reifen Früchten, die er ablöste und uns zur Erfrischung lächelnd darreichte!

So reizend und anscheinend staunenswert dieses Kunststückchen sich auch zeigte, es ist erklärlich und mit der den Fakiren durch jahrelange Übung erworbenen Gewandtheit auch leicht auszuführen. Die drei verschieden großen Pflanzen hat er in der Zeltleinwand verborgen, die reifen Früchte aber in einer kleinen hohlen Puppe, die jeder Fakir als nötigen Bestandteil seiner Ausrüstung mit sich führt.

Der Fakir mochte Zeichen des Erstaunens oder Beifalls von mir erwartet haben, denn nur mißmutig machte er sich daran, sein zweites Kunststückchen zu produzieren, bei den Engländern unter dem Namen Basket-Trick bekannt. Seine Helfer reichten ihm einen Korb, der sich nach unten verbreiterte und oben einen Deckel besaß, nicht ganz so groß wie der Umfang des Korbes. Wie wir uns persönlich überzeugten, hatte der Korb keinen doppelten Boden, keine verborgene Öffnung; ebenso war es ausgeschlossen, daß sich im Boden des sandbedeckten Hofraumes, in welchem wir uns befanden, irgend welches geheime Verließ befand. Mürrisch rief nun der Fakir ein kleines, bildhübsches Mädchen mit rabenschwarzen großen Augen und ebensolchem dicht über die Schultern herabfallenden Haar herbei. Als einziges Kleidungsstück hatte sie ein Stück Leinwand um die Hüften gebunden, das bis an ihre Knie herabfiel. Schreiend zerrte der Fakir die arme Kleine umher und schalt sie in bengalischer Sprache aus. Dann gab er den Befehl, sie in ein Fischnetz mit festem Maschengefüge einzubinden. Man fesselte ihre Händchen auf den Rücken, sie mußte auf dem Netz niederkauern, und dieses wurde fest über sie zusammengezogen und so dicht geschnürt, daß das Mädchen sich nicht rühren konnte. Der Fakir hob nun das Bündel vom Boden und mußte es durch die Öffnung des Korbes durchzwängen, um es in dem Innern zu verbergen, so klein war diese Öffnung. Nun schloß er den Deckel und breitete eine Decke darüber. Seine fortwährenden Scheltworte mochten der armen, in dem engen Korb eingepferchten Kleinen zu Herzen gehen, denn sie wimmerte und schluchzte zum Erbarmen. Nun nahm der Wüterich ein langes dünnes Schwert mit scharfer Spitze, riß das Tuch vom Korb und begann diesen unausgesetzt so heftig zu durchstechen, daß die blutbesudelte Spitze auf der entgegengesetzten Seite fingerlang hervordrang. Einige markerschütternde Schreie, der Korb bewegte sich mehreremale, dann wurde es im Innern still. Aber immer noch stieß der Fakir sein Schwert hinein, von der Seite, von oben, und endlich rieselte auch das Blut zwischen den Korbmaschen heraus. Die indischen Zuseher, die im weiten Kreise die Scene umgaben, verhielten sich ruhig. Auf den ernsten Gesichtern war keine Spur von Teilnahme. Ich wäre beim ersten Schwertstich aufgesprungen, um dem Fakir in die Arme zu fallen, hätte ich nicht gewußt, daß es sich um ein harmloses Kunststückchen handelte; dennoch schien mir die Sache diesmal recht ernst, denn die Stiche durchdrangen jeden Teil des Korbes, und der Fakir schien so erregt, als handelte es sich ihm um irgend eine persönliche, blutige Rache. Endlich hielt er ein, wischte das Blut von dem Mordstahl und warf ihn weit von sich. Er schien zur Besinnung seiner Tat gekommen zu sein, denn er murmelte, wie betend, einige Beschwörungsformeln, und riß dann das Tuch vom Korbe. Zögernd, furchtsam hob er den Deckel ab und blickte hinein. Anscheinend aufs höchste überrascht, fuhr er aber zurück, denn der Korb war leer! Er hob ihn von Boden, drehte ihn nach allen Richtungen, nur das Fischnetz fiel heraus, das Mädchen war verschwunden. Und während er verzweifelt: „Leila! Leila!" rief, trat das Mädchen lächelnd, unversehrt aus der Menge, durchschritt den freien Raum bis zu dem Fakir und fiel ihm in die Arme!

Digitized by Google

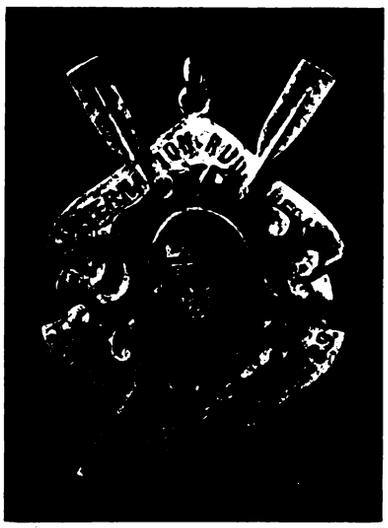
Familientisch. — Sammler-Daheim.

Zu unseren Bildern.

Das Bild Aug. Dieffenbachers schildert uns eine dramatisch-bewegte Scene aus dem Wildererleben des Hochgebirges. Vermummte, geschwärzte und mit falschen Bärten versehene Wilderer sind zur Nachtzeit dem Gamsbock in die höchsten Regionen der Berge nachgeschlichen, und hier hat den Schützen die Kugel des Forstbeamten, der ihn schon lange verfolgte, mitten in die Brust getroffen. Die Kameraden tragen den Todwunden nun hinab auf gefahrvollem Wege, an verschneiten Abgründen vorbei, im wirren Lichte des wolkenverhüllten Mondes, eine prächtige Staffage in der nächtlich-wilden, großartigen Hochgebirgslandschaft.

Sehr fein und gut beobachtet sind die bunten Enten von A. Koester, die in ihrer Siesta gemütlich aufgeplustert ein huschliges Häuflein bilden. Das Gefieder und die charakteristische Haltung der Tiere sind vortrefflich wiedergegeben.

Das kleine Dirnlein von Herm. Kaulbach auf unserm letzten Bilde hat es auf ihrem „Gang zur Schule" gar nicht eilig. Gewiß ist es sehr weit gegangen von einem entlegenen Hofe her in seinen großen Holzschuhen und muß sich nun erst ordentlich ausruhn, ehe es sich zum Eintritt ins Schulhaus entschließt.



Regattapreis 1889. Silber, Gold u. Emaille.

Klub-Zeichen und -Preise.

Zu dem Aufsatz im 38. Jahrg. Nr. 46 des Sammler-Daheim „Medaillen auf Festschießen und ähnliche Veranstaltungen" erhielten wir die Anfrage, ob die Abzeichen von Gesellschaften und Klubs, also von Turn- und Gesangvereinen, von Ruder-, Kegel-, Radfahrklubs und dergleichen gesammelt würden, und ob sie überhaupt Sammelwert hätten. Beides ist der Fall. In allen Sammlungen von Städtemünzen und Medaillen finden sich Vereinszeichen vor, sobald sie entweder den Namen einer Stadt tragen oder durch irgend einen Hinweis, besonders durch ein Wappen, fixiert sind. Für die Geschichte der Städtewappen werden diese Zeichen einst wichtige Beiträge liefern, denn gerade jetzt ist man einerseits vielfach bemüht, die Städtewappen durch Zurückgehen auf die Urkunden zu reinigen und richtig zu stellen, anderseits aber kommt es ebenso häufig vor, daß ein altes, schönes Wappen durch falschen Zierat und grotesk-moderne Mauerkronen verunziert wird.

Die Klubzeichen werden später vielleicht die einzige Kunde von dem eigenartig genossenschaftlichen Zug unserer Zeit geben, sie werden nicht etwa von Vereinsmeierei reden, sondern von dem löblichen Bestreben, im Wettbewerb die Kräfte zu stählen, Fähigkeiten auszubilden, kurz in einem bestimmten engen Gebiete die Höhe zu erreichen. — Daher ist es zu bedauern, daß die Klubzeichen im allgemeinen und besonders in Sammlerkreisen noch viel zu wenig ge- und beachtet werden. Viel kulturgeschichtlich Interessantes und auch viel Schönes geht durch Gleichgültigkeit verloren. — Man fängt in neuester Zeit auch an, auf die künstlerischen Ausgestaltungen der Zeichen Wert zu legen, man läßt von tüchtigen Künstlern die Modelle zu den Geprägen fertigen, man versucht aber auch die Kombination verschiedenfarbiger Metalle mit Emaille. Welche stattliche Reihe bilden z. B. die Zeichen und die Regattenpreise der Kieler Yacht- und Ruderklubs. — Auf ganz vergoldetem Schilde, welcher von der reliefierten Kaiserkrone überragt wird, ruht eine Blanquette, deren Grund der eingravierte deutsche Adler bildet, über den sich das Reliefporträt des deutschen Kaisers erhebt, darunter: 28. Juli 1900. — Kiel. — Es ist ein Preisschild des Kaiserlichen Yachtklubs vom Jahre 1900. — Das älteste Zeichen in Silber auf vergoldetem Untergrund dürfte dem ersten Kieler Ruderklub von 1862 zugehören; farbenprächtiger werden die Preiszeichen seit den achtziger Jahren, das Stadtwappen in Emaille, meist auf Goldgrund, umgeben von silbernem Bande, welches die Schrift trägt. Achtlos waren diese Erinnerungsstücke in Trödlerhand gewandert, — kein gutes Zeichen für den ersten Besitzer.

Ein Analogiebeispiel für die eventuelle dereinstige Schätzung unserer Klubzeichen bilden die jetzt so seltenen und kostbaren römischen **Kontorniaten**, die einzigen Beispiele antiker Privatprägung. Es sind sehr dünne, flache Gepräge von der Größe der Großbronzen, welche beiderseits einen mit dem Griffel erzeugten erhabenen Rand zeigen, — woher die moderne Bezeichnung: contorniati. Sie gehören der späten Kaiserzeit an und tragen auf ihren Rückseiten meistenteils Darstellungen, welche mit Cirkusspielen und Wettkämpfen in irgend einem Zusammenhang stehen. Die Vorderseiten zeigen mitunter Köpfe von Zeitgenossen, weit häufiger aber Porträts längst verstorbener Personen (z. B. des Homer, des Horaz), die irgendwelche Beziehung zu der Art des Wettspieles gehabt haben mochten. Die Kontorniaten sind auch wichtig durch die auf ihnen vorkommenden Darstellungen. Häufig wird z. B. die Orgel abgebildet, so daß wir aus den Kontorniaten eine klare Vorstellung von der Technik dieses von den Römern viel gebrauchten Musikinstrumentes gewinnen. Ähnliche Aufschlüsse erhalten wir über manche anderen Punkte des antiken Kulturlebens; wichtiger aber noch ist es, daß die Porträts vieler bedeutenden Männer des Altertums nur aus den Kontorniaten festzustellen möglich sind.

M. Kirmis.



Kieler Regattapreis der Marine.
Metallschild vergoldet. Adler Emaille.

Japanische Kunst auf dem europäischen Markte.

Der „Japonismus" hat in Europa längst eifrige Nachahmung gefunden, ja Schule gemacht. Schöpfungen des alten und des modernen japanischen Kunstgewerbes werden in Europa und in Amerika eifrig gesammelt und hoch bezahlt. Der eigentliche Markt für die feinsten und besten Japan- und auch China-Kunstschöpfungen ist Nordamerika, sodann London und Paris. Nach Deutschland verirren sich nur selten gute Japan-Gegenstände und noch seltener solche aus China, man hält hier im großen Publikum mühevolle Handwerkerarbeit für den Durchschnitt japanischer und chinesischer Kunst, von der man ganz falsche Begriffe hat. Nur wenige deutsche Museen sammeln systematisch China und Japan, und die meisten erst seit jüngerer Zeit; sie wagen auch nicht, für scheinbar geringfügige Sachen große Summen anzulegen. Nur das Hamburgische Museum für Kunst und Gewerbe legte vom Tage seiner Gründung an einen Hauptnachdruck auf japanische Kunst und japanisches Kunstgewerbe, und seine Japan-Sammlung dürfte die beste des europäischen Kontinents sein. In Paris kulminiert der Begriff Japan in der Person des großen Kenners, Sammlers, Händlers und Experten, des Herrn Bing. Mr. Bing ist seit Dezennien der Mittelpunkt des Handels mit Gegenständen ostasiatischer Kunst in Europa. Er leitete auch im Juni d. J. die achttägige Versteigerung der Hayashischen Kollektion japanischer Holzschnitte im Hotel Drouot zu Paris. Die Sammler aus ganz Europa hatten sich in Paris eingefunden, der Saal war dicht gefüllt, die knappen Erklärungen Bings zu den einzelnen Blättern hatten den Wert einer kunstgeschichtlichen Vorlesung mit Demonstrationen. — Der Gesamterlös für 1767 Nummern belief sich auf 250 000 Frs. Es gingen Zeichnungen, Aquarelle und Holzschnitte von Hokusai von 800 auf 1000 Frs.; Kwaighetsudo Yassutomos Porträt Ochibus, der berühmten Schönheit aus dem Anfange des XVII. Jahrhunderts, brachte 1000 Frs., ein Toric Kivonobu 1000 Frs., drei Okumara Massanobus 1000, 2000 und 2200 Frs. 2c. — Bedeutend höher als diese Kunstblätter wurden in früheren Bingschen Versteigerungen Gegenstände des alten japanischen Kunstgewerbes, Lacke, Fayencen, Bronzen, bezahlt; einst ging ein Schwertstichblatt für 8000 Frs. weg.



Kieler Jubiläums-Regatta 1887.
Silber. Ring blau. Schild i. d. Wappenfarben emailliert.

Die Japaner sind bekanntlich auch große Gartenkünstler. Bing importiert auch Erzeugnisse dieser japanischen Spezialität. So konnte Paris acht Tage nach den Holzschnitten die größte Kollektion japanischer Zwergbäume bewundern, die je nach Europa gelangt ist, 200 Stück, bezogen aus der berühmtesten japanischen Gärtnerei, der von Yamanaka in Osaka. Die Zucht dieser Zwergbäume erstrebt das Ziel, Riesenbäume zu Topfpflanzen zu verkleinern, ihnen jedoch vollständig die Kronenform der frei ausgewachsenen Bäume zu bewahren. In Japan wird diese „Dressierung" von den privilegierten Klassen mit der Leidenschaft einer Kunstübung betrieben, die um so intensiver ist, als das volle Resultat erst nach langen Zeiträumen erreicht werden kann. Die Kollektion Bing enthält mehrere, 60 cm hohe Exemplare von Waldbäumen, die je ein Alter von über hundert Jahren erreicht hatten.

MK

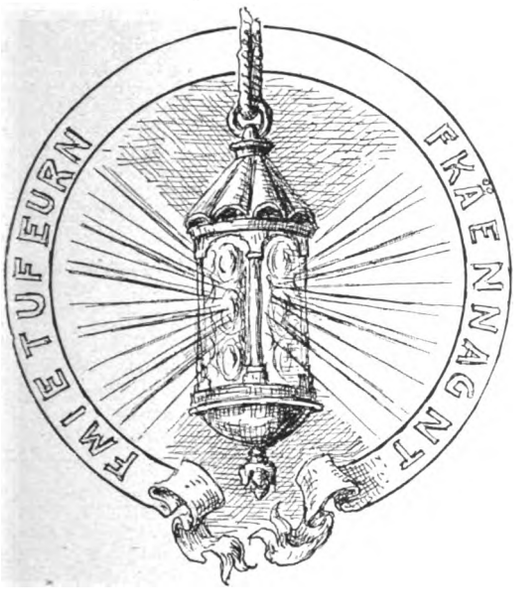
Digitized by Google

Kinder-Daheim.

Preisrätsel. (Rätselstrauß.)

1. Bilderrätsel.

„Die Laterne."



Die Auflösung ergibt ein Sprichwort. Beachtet die Strahlen.

2. Merkrätsel.

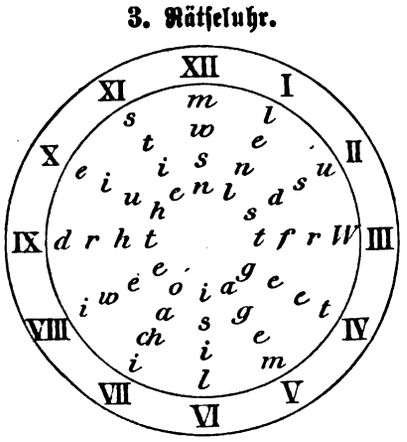
Bender	Domkuppel	Dresden	Erwin
Engländer	Gadebusch	Hameln	Hopfen
Kamerun	Landgraf	Regensburg	Sagan
	Venezuela		

Die obigen 13 Wörter sind anders zu ordnen. Dann sind aus jedem Wort zwei aufeinander folgende Buchstaben zu merken.

Wer die 13 Wörter richtig geordnet und die passenden Buchstabenpaare gemerkt hat, erhält durch die letzteren, wenn sie zu sechs Wörtern aneinander gereiht sind, die erste Verszeile eines bekannten Gedichtes von Schiller.

Welches Gedicht ist gemeint?

3. Rätseluhr.



Die Buchstaben richtig aneinander gereiht, ergeben zwei bekannte Verszeilen von Goethe.

4. Ergänzungsaufgabe.

— bel —
— ler —
— na —
— le —
— ja —
— land —
— the —

Zu suchen sind 14 zweisilbige Wörter. Die gegebenen sieben Silben sollen die Endsilben der ersten sieben Wörter und zugleich die Anfangssilben der letzten sieben Wörter sein.

Jeder Strich der Aufgabe ist durch eine Silbe zu ersetzen. Die Anfangsbuchstaben der ersten sieben Wörter und die Endbuchstaben der letzten sieben Wörter sollen bestätigen, daß die Lösung dieser Aufgabe geglückt ist.

Das erste Wort der ersten Gruppe bezeichnet eine Münze, das erste Wort der zweiten Gruppe eine Stadt in dem preußischen Regierungsbezirk Potsdam.

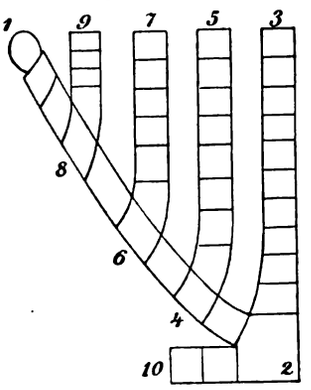
5. Wechselrätsel.

Als Insel bin ich weltbekannt,
Schon seit der Urzeit Tagen,
In jedem Atlas kannst Du mich,
Wenn Dir's beliebt, erfragen.

Veränderst Kopf Du mir und Fuß
Und willst mich dann beschauen,
So trägt als Name manche Maid
Mich in den deutschen Gauen.

Dr. A.

6. Harfenrätsel.



7 a, 1 c, 2 d, 5 e, 3 i, 3 k, 2 l, 2 m, 5 n, 1 o, 1 p, 5 r, 1 t, 2 u.

Die obigen 40 Buchstaben sind in die leeren Felder der Figur so einzutragen, daß folgende Wörter entstehen:

1—2 Ein bekannter Ort in der Schweiz;
2—3 ein großer Teil eines fernen Kontinents;
4—5 eine Stadt in Galiläa;
6—7 ein Kurort in Schlesien;
8—9 eine Stadt in Ungarn;
10—2 ein Nebenfluß der Donau.

Alle unsere jungen Freunde und Freundinnen laden wir zum Lösen der obigen sechs Preisrätsel ein.

Für die zwölf besten Lösungen sind die folgenden Preise ausgesetzt:

Für Knaben:

1. R. v. Werner, „Das Buch von der deutschen Flotte".
2. A. Harder, „Wider den Gelben Drachen".
3. Hanns von Zobeltitz, „Christian von Stachow".
4. S. Wörishöffer, „Robert der Schiffsjunge".
5. C. Tanera, „Hans von Dornen, des Kronprinzen Kadett".
6. Frida Schanz, „Kinderlust", neuester Band.

Für Mädchen:

1. Frida Schanz, „Hand in Hand".
2. B. Schulze-Smidt, „Tiny und Tinys Gespielen".
3. Marie Bürkner, „Beschäftigungsbuch für Mädchen".
4. Robert Reinicks, „Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch".
5. Gottlob Dittmar, „Der Kinder Lust".
6. Frida Schanz, „Kinderlust", neuester Band.

Die Lösungen der Preisrätsel sind zu adressieren: **An die Daheim-Redaktion, Berlin W,** Steglitzer Str. 53 (Abteilung Kinder-Daheim).

Lösungen, die nach dem 12. November eintreffen, können nicht mehr berücksichtigt werden.

7. Immer das Gegenteil.

Ein Gesellschaftsspiel.

Bei unserem Spiel sind zunächst nur Zwei beteiligt. Alle setzen sich um einen Tisch und wählen einen Spielordner. Dieser bestimmt Zwei (A und B), die am Tisch sitzen bleiben, nebeneinander, A links, B rechts.

A stellt die Fragen, B antwortet. B hat aber bei allem, was A tut oder sagt, genau darauf zu achten, daß er etwas Gegenteiliges tut oder spricht und zwar nach den folgenden Spielregeln.

Steht A beim Sprechen auf, so muß B sitzen bleiben. Wenn A sich setzt, muß B aufstehen. Wird B mit „Du" angeredet, muß er mit „Sie" antworten und umgekehrt. Steckt A beim Sprechen etwas in die Tasche, muß B etwas aus seiner Tasche herausnehmen. Wenn A auf die Tischplatte klopft, muß B auf der Tischplatte mit der Hand so lange hin und her reiben, wie A klopft und umgekehrt. Wird B von A am Ohr gezupft, so muß er dem A die Backe streicheln 2c. Es bleibt natürlich der Gesellschaft überlassen, noch mehr derartige Spielregeln mit weiteren Gegensätzen aufzustellen.

Wenn B gegen eine Spielregel verstößt, gibt er ein Pfand. Hat er zwei Pfänder gegeben, so bestimmt der Spielordner zwei andere, die die Rolle des Fragers und des Gefragten übernehmen. Der Spielordner hat darauf zu achten, daß der Gefragte recht schnell antwortet. Wenn dieser zu lange mit seiner Antwort zögert, so gibt er ein Pfand.

8. Kindermund.

Im Berliner Aquarium fragt Lieschen einen Führer: „Was sind das für Fische, die da unten herumschwimmen?"

„Das sind Heringe," antwortet der Führer.

„Ach Unsinn!" sagt Lieschen zu ihrer Freundin Anna. „Lebendige Heringe gibt es doch gar nicht."

9. Verwandlungsaufgabe.

D	o	l	c	h
			●	●
		●	●	
●	●			
			●	●
●		●		
D	e	g	e	n
●				●
S	ä	b	e	l

Wie gelangt man durch Wortverwandlungen von Dolch über Degen zu Säbel?

Man bilde jedes neue Wort aus dem vorhergehenden, indem man zwei Buchstaben verändert und die drei anderen beibehält. Die Stellen, an denen eine Buchstaben-Veränderung eintreten soll, sind durch fette Punkte bezeichnet.

Umstellen der Buchstaben ist nicht gestattet.

10. Rechenaufgabe.

Der Name eines berühmten Amerikaners besteht aus acht Buchstaben und läßt sich mit Hilfe der folgenden Angaben bestimmen:

Setzt man statt der Buchstaben des Alphabets die entsprechenden Zahlen, also 1 statt a, 2 statt b 2c., so ist die Summe der acht Zahlen = 80. Die erste Zahl ist sechsmal so groß als die dritte. Die Summe der dritten und vierten Zahl ist gleich der Summe der dritten und achten. Die erste Zahl ist halb so groß als die Summe der dritten und sechsten. Die Summe der zweiten und dritten Zahl ist dreimal so groß als die erste Zahl. Die fünfte Zahl ist gleich der Summe der dritten und siebenten Zahl. Die Summe der zweiten und siebenten Zahl ist gleich der Summe der vierten und achten Zahl.

Welcher berühmte Amerikaner ist gemeint?

11. Kleine Reisende.

„Sieh nur, Tantchen! Sieh nur die große Menge Schwalben! So viele habe ich noch nie beisammen gesehen. Was machen die denn?" fragte der kleine Fritz.

„Die versammeln sich zur Reise. Du weißt doch, daß viele Vöglein uns verlassen, wenn der Herbst kommt? Zweimal haben die Schwalben im Sommer gebrütet und die Jungen groß gezogen. Die Kleinen haben fleißig das

Digitized by Google

Fliegen geübt, und wenn alle Schwalben aus der Nachbarschaft zusammen gekommmen sind, dann geht die Reise los. Siehst Du, dort kommt wieder ein ganzer Schwarm."

„Wirklich! Wie die andern sich freuen! Sie fliegen ihnen entgegen." —

„Widewitt! Widewitt! Wirb, werb, widewitt!" ertönte es aus unzähligen Schwalbenkehlen. Sie umkreisten den nahen Kirchturm und ließen sich dann in langer, langer Kette auf dem Dachfirst nieder.

„Warum ziehen denn die Schwalben fort? Die Sperlinge bleiben doch im Winter bei uns," fragte der kleine Knabe.

„Die Sperlinge", erwiderte die Tante, „sind dreiste Gesellen. Sie fürchten sich nicht und kommen im Winter in den Hühnerhof und in die Scheune. Hier finden sie genug, um nicht Hungers zu sterben. Die Schwalben hingegen fressen nur Mücken, Fliegen und andere schädliche Kerbtiere."

„Ach so! Nun weiß ich auch, warum sie fortziehen. Die Käfer, Fliegen und Schmetterlinge haben sich nun alle versteckt oder sie sind gestorben. Da können die armen Schwälbchen nichts mehr zu fressen finden. — Wohin reisen sie denn, liebe Tante?"

„Die ziehen gar weit von uns weg. Ihre Reise geht bis nach Afrika. Wenn ich jetzt zu Dir sagte: ‚Reise nach Afrika!' so würdest Du mir sagen, du fändest den Weg nicht. Und wenn wir zusammen wanderten, so müßten wir viele Tage gehen, bis wir zunächst an das große Gebirge, die Alpen, kämen. Wenn wir dieses überstiegen hätten, gelangten wir in das schöne, sonnige Italien."

„Warum bleiben denn die Schwalben nicht in dem schönen Lande?" fragte Fritz.

„In Italien hat man unsere Singvögel nicht so lieb. Die Leute stellen große Netze auf, und viele der lieben, kleinen Sänger fliegen hinein. Dann dreht man ihnen die Köpfchen ab, rupft sie und steckt sie in den Suppentopf. Viele Tausende werden auch geschossen."

„O, das ist garstig! Wenn ich König in Italien wäre, würde ich das den Leuten verbieten!"

„Das geht leider nicht so, wie Du denkst; aber wir wollen wünschen, daß recht bald etwas zum Schutze unserer Singvögel geschieht. Auch Lerchen, Nachtigallen und andere Sänger, die wir hegen und pflegen, müssen in Italien ihr Leben lassen. Daher kommt es auch, mein Kind, daß die nützlichen Singvögel in vielen Gegenden unseres Vaterlandes immer seltener werden."

„Da haben es die Vöglein bei uns doch besser," meinte Fritz.

„Bei uns ist es verboten, die nützlichen Singvögel zu fangen und zu töten," versetzte die Tante. „Aber es gibt auch bei uns viele Leute, welche die kleinen Vöglein, die in Italien gefangen werden, essen. Wenn man nach einigen Wochen an den Schaufenstern der Delikatessenhandlungen Berlins und anderer großen Städte vorbeigeht, so bemerkt man auf Schüsseln kleine gerupfte Vögelein, und was meinst Du, was das für Vögel sind? — Das sind Lerchen, unsere kleinen, lieben Lerchen, die uns mit ihrem Trillern den Frühling verkünden. Auch Schwalben, Nachtigallen und andere Singvögel sind dabei. Feinschmecker kaufen die kleinen Sänger und verspeisen sie mit großem Vergnügen. Über eine Million werden alljährlich ermordet, um dem verwöhnten Gaumen mancher Leute einen Genuß zu bereiten."

„Doch höre," fuhr die Tante fort, „ich will Dir noch etwas von der Reise der Schwalben erzählen. Die Wanderung dauert vier bis fünf Wochen. In der Nacht ruhen sie im Schilfrohr, und die, welche in Italien nicht ums Leben kamen, gelangen an ein großes Meer. Werden sie müde, so setzen sie sich wohl auf die Masten und Segelstangen der Schiffe, und unsere deutschen Seeleute freuen sich, wenn sie die Schwalben aus der Heimat sehen. Vielleicht brütete die eine oder die andere an dem lieben Elternhause und bringt einen Gruß von den Lieben daheim. Viele Vöglein aber ertrinken im Meer, wenn sie von einem starken Sturm überrascht werden und keinen Platz zum Ausruhen finden können." —

Noch saßen die kleinen Reisenden auf dem Dache. Die Sonne vergoldete sie mit ihren letzten Strahlen, küßte sie alle und wünschte ihnen glückliche Fahrt. Als sie unter dem Horizonte verschwunden war, kam Leben in die kleine Reisegesellschaft. Einige Schwälbchen stiegen empor, ließen ihr „Widewitt" ertönen, und dann erhob sich die ganze Schar. Noch einmal umkreisten sie die in der Nähe liegenden Häuser, und in wenigen Sekunden waren sie den Augen der ihnen Nachschauenden entschwunden. G.

12. Bilderrätsel.

„Vom Kegelspiel."



Auflösungen

der Rätsel und Aufgaben des Kinder-Daheim in Nr. 1.

1. Bilderrätsel.

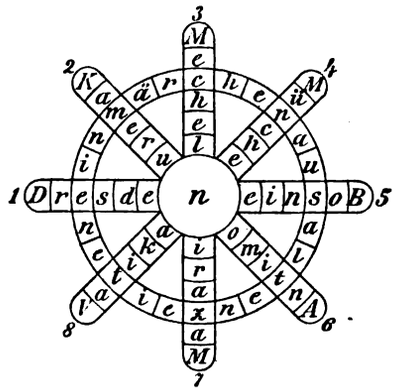
„Meister Reineke."

Alle unter den großen lichten Sternen stehenden Buchstaben müssen zeilenweise zuerst abgelesen werden, dann kommen jene unter den kleinen schwarzen Sternen.

Man erhält:

1) „Schlafende Hühner
2) holt der Fuchs."

5. Steuerruderrätsel.



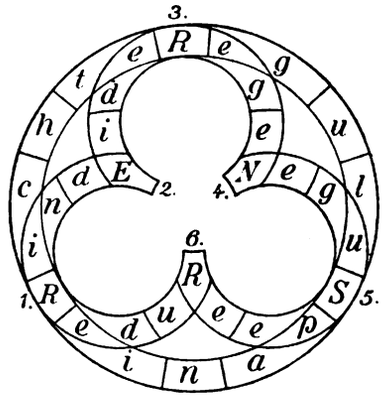
2. Dreisilbige Scharade.

Landzunge.

4. Damespielaufgabe.

1. c3 — b4 Da3 — c5†
2. e3 — f4 Dc1 — g5††
3. h4 — d8 †††† wird Dame und gewinnt.

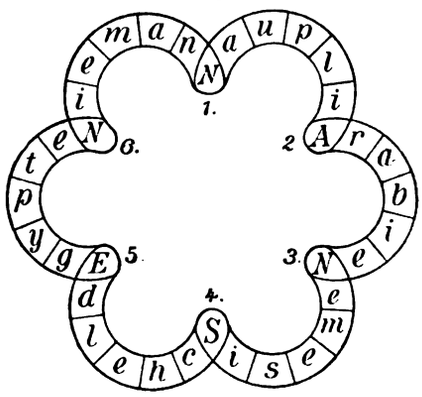
6. Kreisrätsel.



7. Betonungsrätsel.

Gebet — gebet!

8. Kranzrätsel.



9. Dreisilbige Scharade.

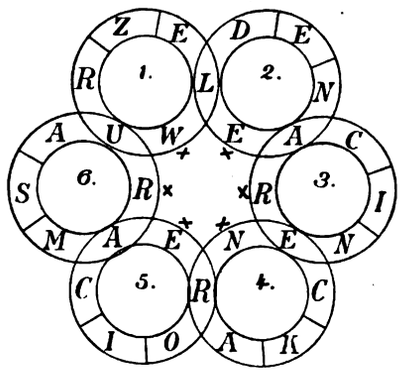
Fingerhut.

11. Bilderrätsel.

„Ein Runenstein."

Nach den in Zeile 1 stehenden ersten Runenzeichen werden alle Runen abgelesen und zwar so, daß zuerst alle Buchstaben, die unter dem ersten Runenzeichen stehen, abgelesen werden, dann alle, die unter dem zweiten und schließlich unter der dritten Rune stehen. Es ergibt sich der Spruch, d. h. die drei Worte: „Überfluß macht Überdruß."

12. Kreisrätsel.



13. Rückläufiges Rätsel.

Siam — Mais.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rücksendung **unverlangt** eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutschen** Freimarken beigelegt sind. — Herausgeber: **Th. H. Pantenius** und **Hanns von Zobeltitz.** — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W. 35, Steglitzerstr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Anzeigen nur:** An die **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig,** Hospitalstraße 27. — Verlag der **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig.** Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig.**

Digitized by Google

Daheim
Ein deutsches Familienblatt.

39. Jahrgang * vom Oktober 1902 bis dahin 1903. * * * Ausgegeben am 1. November 1902. * Nr. 5.

Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.

Die Denkmalsenthüllung in Fehrbellin. Am 18. Oktober, am Geburtstage des verewigten Kaisers Friedrich, ist in Gegenwart des Kaisers auf dem Kanonenberge bei Fehrbellin die Statue des Großen Kurfürsten feierlich enthüllt worden. Das Denkmal, eine neue Erinnerung an die für die brandenburgisch-preußische Geschichte so bedeutungsvolle Schlacht, die in unserm Aufsatz in No. 2 des Daheim von berufener Seite eingehend gewürdigt worden ist, ist ein Geschenk des Kaisers an das Havelland; es ist eine in Bronze ausgeführte Nachbildung des Schayerschen Marmorstandbildes in der Siegesallee zu Berlin. Unsere Bilder zeigen außer dieser Statue, die alte, schon im Jahre 1879 fertiggestellte Siegessäule bei Fehrbellin die s. Zt. in Anwesenheit des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm eingeweiht worden ist. Ferner bringen wir noch einen lebenden Zeugen des denkwürdigen Tages von Fehrbellin, nämlich die eine der beiden ehrwürdigen alten „Kurfürsten-Eichen", die noch aus jener Zeit her sich bis jetzt erhalten haben, leider nun aber dem Absterben verfallen sind.



Die alte Siegessäule bei Fehrbellin. Nach einer Aufnahme von F. Albert Schwartz, Hofphotograph, Berlin.



Die Kurfürsten-Eiche bei Fehrbellin.

* * *

Der neue Oberpräsident von Hannover. Der auf den Oberpräsidentenposten nach Hannover berufene bisherige Regierungspräsident in Wiesbaden Dr. Wentzel ist bisher in der Oeffentlichkeit noch gar nicht hervorgetreten, doch galt er in eingeweihten Kreisen bereits seit seiner Berufung nach Wiesbaden als eine zu Höherem ausersehene Persönlichkeit. Bevor Dr. Wentzel im Jahre 1898 als Regierungspräsident nach Wiesbaden kam, war er bereits mehrere Jahre in gleicher Eigenschaft in Koblenz thätig gewesen. Dorthin wurde er aus dem landwirtschaftlichen Ministerium berufen, wo er unter Minister v. Heyden vortragender Rat war. Vorher war er Landrat im Kreise Marburg gewesen.

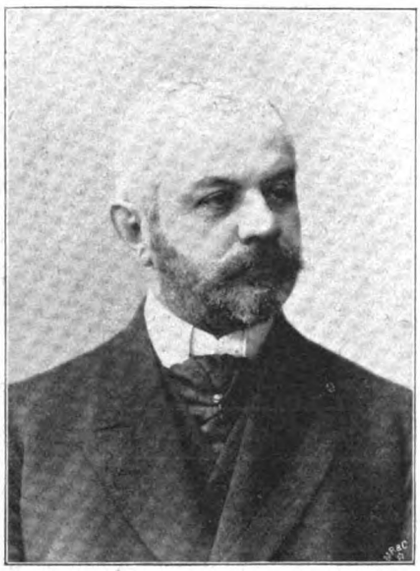
* * *

Der verunglückte Aëronaut von Bradsky. Die Luftschifferei oder, noch richtiger gesagt, die Konstruktion und Erprobung lenkbarer Luftschiffe, ist nachgerade eine Art Sport für vermögende unternehmungslustige Leute geworden, der namentlich in Paris seine Stätte hat. Fast jede Woche liest man von dem Erfinder eines neuen lenkbaren Luftschiffes, der demnächst einen Flugversuch quer über die Seinestadt unternehmen wird. So sehr man Respekt vor den furchtlosen, ernsthaften Pionieren der Flugtechnik haben muß, die an die Lösung des so lange und heiß umworbenen Problems des lenkbaren Ballons ihr Vermögen und ihr Leben setzen, so sehr muß man es doch bedauern, wenn bei diesen Experimenten ohne genügende Sachkenntnis und Vorsicht verfahren wird, sodaß traurige Katastrophen, wie das kürzliche Ballonunglück, in Paris entstehen. Unser Bild zeigt das eine Opfer dieses traurigen Unfalls, den unglücklichen noch jungen Herrn v. Bradsky, einen ehemaligen sächsischen Offizier, der bei dem verhängnisvollen ersten Flugversuch mit seinem neuen Ballon dadurch mit einem Gefährten den Tod fand, daß die viel zu dünnen Stahldrähte des Korbes rissen und dieser somit in die Tiefe stürzte.



Das jetzt vom Kaiser eingeweihte Kurfürsten-Denkmal bei Fehrbellin. Nach einer Aufnahme von J. Thiele, Hofphotograph, Hamburg.

Digitized by Google

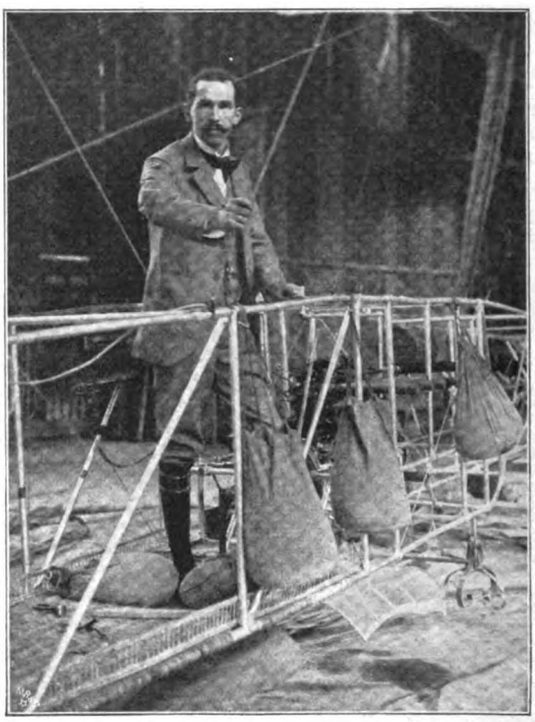


Dr. Wentzel, der neue Oberpräsident von Hannover.

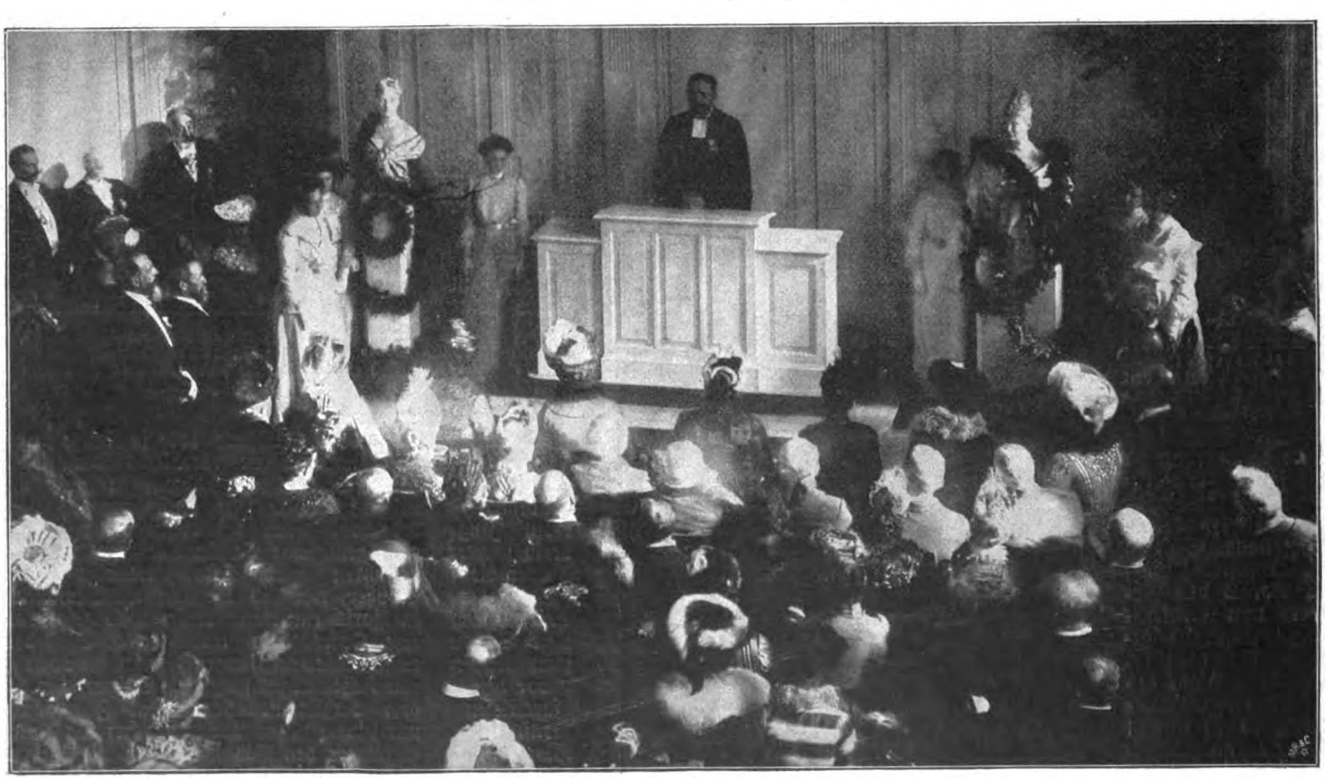
Von der Einweihung des neuen Lettehauses in Berlin. Der rühmlich bekannte Lette-Verein, der die Ausbildung der Töchter der gebildeten Stände für einen praktischen Beruf zu seinem Ziel gemacht hat, hat am 18. Oktober in Berlin sein neues Haus eingeweiht, wobei der Professor der Theologie und Prediger D. Scholz den Weiheakt vollzog, wie es unser Bild darstellt. Das stattliche, mit einem Kostenaufwand von 200000 M. errichtete Haus ist von Professor Messel erbaut worden. Es beherbergt in dem Parterre-Geschoß die Küchenräume für Lehr- und Restaurationszwecke (für das Damenrestaurant des Vereins), ferner die Wasch- und Plättschule und die Zimmer für die Stellenvermittlung des Vereins; im ersten Stockwerk die Registratur mit den Amtsräumen und dem Sitzungssaal des Vereins, die Speiseanstalt und die Handelsschule; im zweiten und dritten Stockwerk das „Viktoriastift" (ein Pensionat mit Räumen für siebzig junge Mädchen), daneben die Lehrräume der Gewerbeschule, für Materialverkauf, für Haushaltung und die Kunsthandarbeitsateliers; im ganzen vierten Stockwerk zieht sich die photographische Lehranstalt hin, die nicht nur durch ihre große Ausdehnung, sondern als die modernste und, wie es scheint, beliebteste Abteilung auch durch ihre besonders reichliche Ausstattung auffällt.

* * *

Von den Burentagen in Berlin. Die Tage vom 16.—18. Oktober, wo die Burengenerale Botha, de Wet und Delarey in Berlin weilten, werden jedem, der Zeuge der erhebenden Vorgänge während ihres Aufenthalts geworden ist, unvergeßlich bleiben. Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß seit dem großen Kriegsjahr von 1870/71 und den gewaltigen Begeisterungsausbrüchen, die wiederholt noch späterhin dem alten Kaiser und dem Fürsten Bismarck galten, die Reichshauptstadt nie wieder ein solch elementares Aufbranden des Volksgefühls, eine solche aus tiefstem Herzen kommende, jubelnde Begeisterung gesehen hat. Das war nicht das wohlfeile Geschrei eines stets schaulustigen, müßigen Pöbels, sondern die Hunderttausende von Menschen, die bei der Ankunft der Generale die Straßen füllten, diese dichtgedrängten Massen von armen Arbeitern, werkthätigen Bürgern und vornehmen Herrschaften, von Männern und Frauen jeden Alters, stellten wirklich die gesamten Schichten unserer Bevölkerung dar. Als der Eisenbahnzug mit den Generalen auf dem Bahnhofe einrollte, da übertönte der Zuruf der Tausende das Rollen und Schnauben des gewaltigen Trains, und so begleitete eine einzige, zum Himmel anschwellende brausende Woge des Jubels die tapferen Burenhelden auf ihrer ganzen Fahrt bis zum Hôtel. Ergreifende Scenen spielten sich während dieser Fahrt ab. Trotz der Absperrungsmaßregeln der zu vielen Hunderten aufgebotenen Schutzleute drängten sich die Menschenmassen in ihrer Begeisterung so dicht an die Wagen der Generale heran, daß die Pferde nicht mehr vorwärts konnten. Hunderte von Händen streckten sich nach denen der Generale aus, die man herzhaft zu schütteln suchte, ja viele feingekleidete Damen haschten nach den Händen der einfachen schlichten Volkshelden, um ihnen voll Begeisterung Küsse darauf zu drücken. Der erhebendste Augenblick aber wohl war es, als sich die Generale nach ihrer Ankunft im Hôtel dem Publikum vom Balkon aus zeigten und alle drei eine Ansprache hielten. Wie ein brausendes Meer wogte der Heilruf der um das Hôtel gedrängten Menge wohl



Der in Paris tötlich verunglückte Aëronaut v. Bradsky.



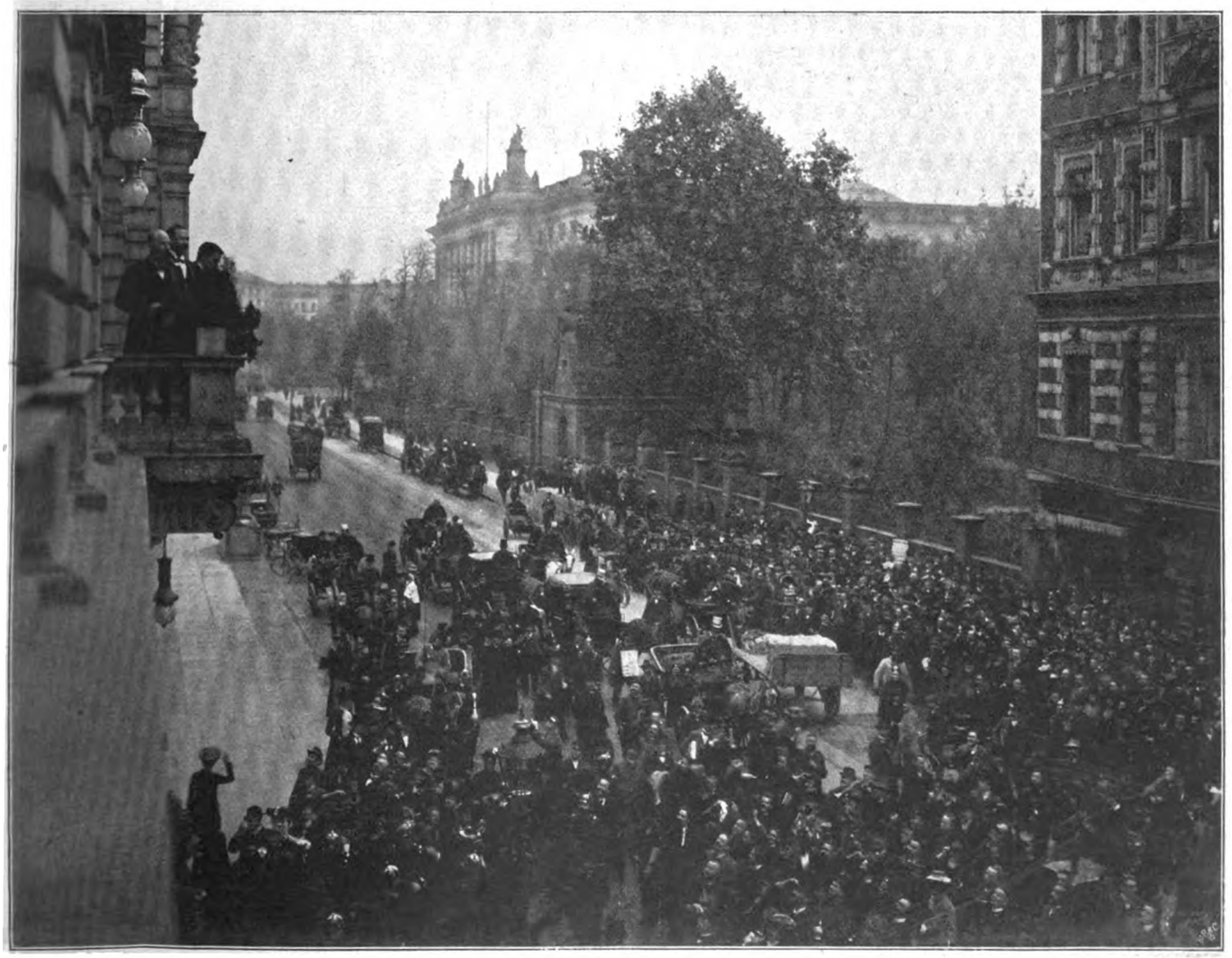
Von der Einweihung des neuen Lettehauses in Berlin. Nach einer Aufnahme von H. Rudolphy, Berlin.

Digitized by Google



Reichstagsabg. Dr. Horn. | General Delarey. | Reichstagsabg. Hieber. | General Botha. | Reichstagsabg. Dr. Hasse. | General de Wet. | Prof. Dr. Samassa.

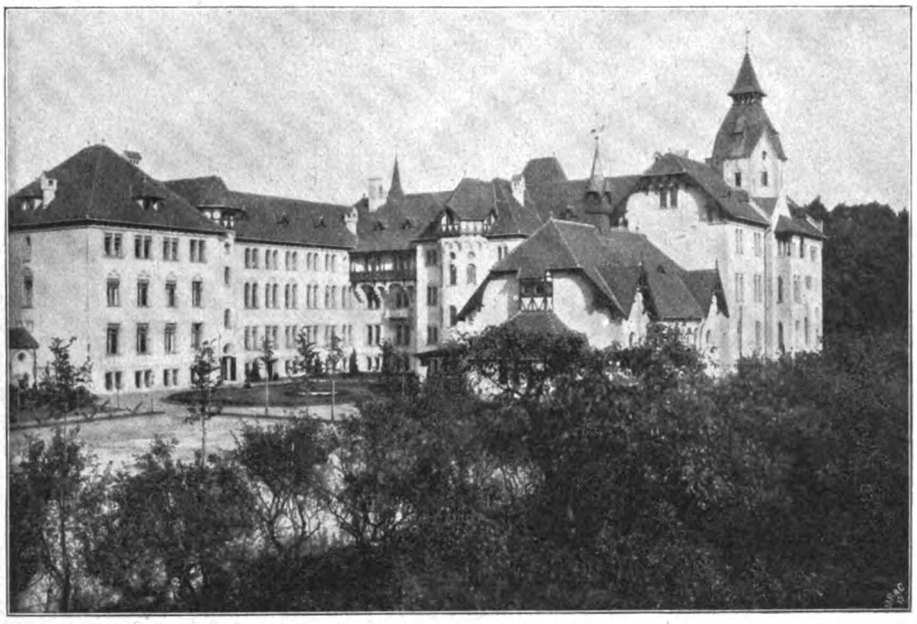
Die Burengenerale beim Festbankett des Alldeutschen Verbandes im Kaiserhof. Nach einer Aufnahme aus dem Verlag der Photo-Illustration, Berlin



Die Burengenerale auf dem Balkon ihres Hôtels in der Prinz Albrecht-Straße, schräg gegenüber dem Abgeordnetenhause. Nach einer Aufnahme von Zander & Labisch, Berlin.

Von den Burentagen in Berlin, ein Nachtrag zu unsern Darstellungen in No. 4 des Daheim.

Digitized by Google



Das neu eingerichtete Kaiserin Augusta-Stift in Potsdam.
Nach einer Aufnahme von Selle & Kuntze, Hofphotogr., Potsdam.

zehn Minuten lang unaufhörlich durch das ganze Stadtviertel, bis plötzlich auf Zeichen des Komitees Stille eintrat, eine so lautlose Kirchenstille, daß straßenweit der sonst nie aussetzende Lärm der Riesenstadt verstummte und man nun jedes Wort der Generale droben auf dem Balkon weithin vernahm. Und wie sie dann sprachen, selber tief erschüttert, mit einem Zittern in der das Kampfgewühl so oft übertönenden Stimme, von dem Elend des kleinsten und ruiniertesten Volkes der Welt, das nun hilflos am Boden läge, für das sie nun betteln gehen müßten, da stürzten Hunderten die Thränen aus den Augen und aus tausenden von Herzen quoll ein Schrei tiefinnerster Teilnahme und heiligen Zornes empor. Diese ungeheuchelte, innerlichste Teilnahme zeigte sich während der ganzen 3 Tage auch weiterhin bei all und jeder Gelegenheit, sodaß die Generale wohl keine bloße Liebenswürdigkeit sagten, als sie in ihren Dankreden erklärten, solche Aufnahme wie in Deutschland hätten sie noch nirgends sonst gefunden. Hoffentlich erfüllt sich nun auch der Zweck der Reise der Burenführer nach ihrem Wunsch und die milden Gaben fließen so reichlich, daß wenigstens die größte Not der armen Witwen, Waisen und Invaliden in Transvaal gestillt wird.

* * *

Der Neubau der Kaiserin Augusta-Stiftung in Potsdam. Die von der verewigten Kaiserin Augusta im Herbst 1871 ins Leben gerufene, nach ihr benannte und von ihr beschützte „Stiftung zur Erziehung für die hilfsbedürftigen Töchter der auf dem Felde der Ehre gebliebenen oder in Folge des Krieges gestorbenen deutschen Offiziere, Militärbeamten, Geistlichen und Aerzte“ hat ihr Heim von Charlottenburg nach Potsdam verlegt. Nach 2½ jähriger Bauzeit sind die Gebäude nunmehr vollendet, und am 21. Oktober in Gegenwart der Kaiserin ihrer Bestimmung übergeben worden. Malerisch gruppiert, heben sie sich in charakteristischen Umrißformen aus dem Grün der Umgebung am Fuße des Pfingstberges ab, wo sie rings von Gärten und Villengrundstücken umgrenzt werden.

* * *

Ein Unterseeboot. Die Marineverwaltungen verschiedener Länder besonders Englands, Frankreichs und Amerikas, beschäftigen sich schon seit Jahren lebhaft mit der Konstruktion von Unterseebooten d. h. versenkbarer, unter der Wasseroberfläche schwimmfähiger Torpedoboote, die ganz unbemerkt an den Feind herankommen können und ihm also ihre verderbenbringende Geschosse aus nächster Nähe mit größter Treffsicherheit beibringen sollen. Die Boote werden so gebaut, daß sie vollkommen wasserdicht geschlossen werden können, statt des Dampfes mit Elektrizität getrieben werden und durch Vollpumpen eines Hohlraumes mit Wasser in beliebige Tiefe eingetaucht werden können. So gefährlich diese neuen unsichtbaren Torpedoboote auch auf den ersten Blick erscheinen, so ist es doch nicht so schlimm mit ihrer praktischen Wirkung. Die bisher angestellten Versuche haben verschiedene Schwierigkeiten bei dem Operieren mit dem Boote ergeben, die noch nicht zu heben waren; besonders verlieren die Boote unter Wasser leicht die Orientierung,



Vice-Admiral v. Bender. Grf. Waldersee. Mumm v. Schwarzenstein. Gen. Frhr. v. Geyl. Gen. v. Höpfner.

Von dem Bankett der Teilnehmer an der China-Expedition am 17. Oktober im „Kaiserhof“ in Berlin.
Nach einer Aufnahme von J. Braatz, Kunstanstalt, Inh.: G. Michelis, Berlin.

Digitized by Google



Der von Catharina Asmussen und A. Friedr. Woldsen ihrer Vaterstadt Husum gestiftete, von Prof. Brütt ausgeführte Brunnen. Nach einer Aufnahme von F. Thiele, Hofphotograph, Hamburg.

schießen also am Feinde vorbei und senden womöglich gar ihre verheerenden Geschosse in die Aufstellung der eigenen Schlachtflotte. Aus diesen wohlerwogenen Gründen hat die deutsche Marineleitung bisher davon Abstand genommen, derartige kostspielige und wenig brauchbare Neuanschaffungen für unsere eigene Flotte zu machen. Unser Bild stellt ein Unterseeboot der englischen Marine dar und zwar im Hafen von Portsmouth. Das im Hintergrund sichtbare, fest verankerte alte Linienschiff ist der „Nelson", das ehemalige Schlachtschiff des Admirals Nelson, das jetzt als schwimmende Kaserne dient.

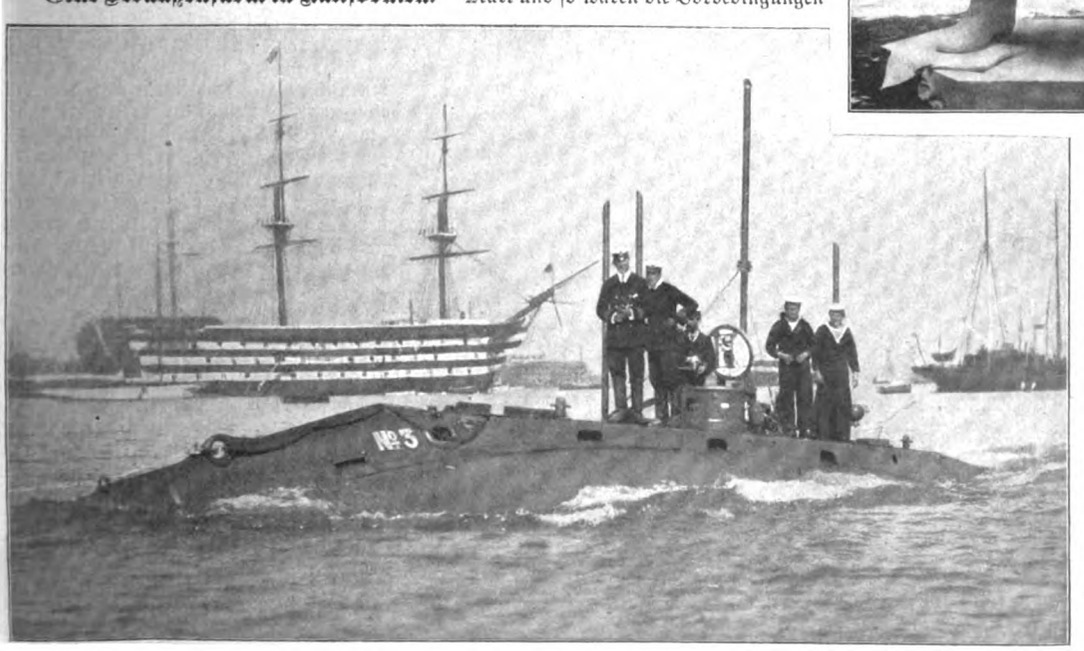
* * *

Eine Straußenfarm in Kalifornien.

Das wäre so etwas für unsere Hausfrauen auf dem Lande! Einen „Hühner"-Hof, auf welchem ein paar Strauße herumlaufen, denen die Frau oder das Töchterchen vom Hause bei Bedarf dann die „echtesten" Federn für den neuen Hut nur auszurupfen braucht. Der alte Hahn auf unserem ersten Bilde zeigt gerade so eine prächtige schneeweiße Feder, und zwar eine nicht „gestückte". Leider dürften sich nun bei uns doch einige Schwierigkeiten bei der Straußenzucht herausstellen, und so überlassen wir diese den Ländern mit besser dazu geeignetem Klima. In Afrika ist oder war der Strauß über große Landstrecken verbreitet. Er wurde seines kostbaren Federschmuckes wegen aber so stark verfolgt, daß er an vielen Stellen völlig ausgestorben ist. Im Süden, in der Kapkolonie und den ehemaligen Südafrikanischen Republiken, versuchte man nun dem Aussterben des Riesenvogels durch künstliche Züchtung vorzubeugen und erzielte damit die allerbesten Erfolge. Straußenfedern sind allerorten ein sehr begehrter Artikel; sie widerstehen der wechselnden Mode und ihr Gebrauch nimmt von Jahr zu Jahr zu. Die Vereinigten Staaten von Amerika importieren im Jahre für mehr als 14 Mill. Mark und so waren die Vorbedingungen gegeben, falls es das Klima erlaubte, auch dort mit Gewinn Strauße zu ziehen. Im Jahre 1885 ließ ein unternehmender Amerikaner 42 dieser Vögel auf einem Segelschiff aus Südafrika kommen und konnte sie nach einer dreimonatigen Reise wohlbehalten in Kalifornien in Empfang nehmen. Kalifornien, der „goldene Staat", ist, wie bekannt, ja mit einem wunderbar gleichmäßigen Klima ausgestattet. In seinen südlichen Teilen herrscht fast ewiger Sommer. Die alte spanische Ansiedelung Los Angeles, nun eine prächtige Stadt, liegt inmitten meilenweiter Obstgärten und -Felder. Nicht weit davon, gleichfalls in herrlichster Umgebung, ist der kleine Ort South Pasadena gelegen, vor dessen Toren die Straußenfarm angelegt ist. Hier wird ein Teil der alten Strauße gehalten, hier findet das Brutgeschäft statt und die sorgfältige Aufzucht der Jungen. Sind diese erst so weit gediehen, daß sie die „Kinderkrankheiten" hinter sich haben, so kommen sie nach Norwalk in „Pension", wo sie sich auf den ausgedehnten Alfefaweiden gehörig tummeln können. Mit 3 bis 4 Jahren ist der Strauß ausgewachsen, und alsdann beginnen die Hennen mit dem Eierlegen. Eine kleine Grube im Sande vertritt die Stelle des Nestes, und jeden zweiten Tag wird ein Ei hineingelegt, bis 12—15 vorhanden sind. Das Gewicht eines Eies beträgt 2—3 Pfund. Hahn und Henne wechseln sich beim Brüten ab; „er" brütet des Nachts, „sie" den Tag über. Nach ungefähr vierzig Tagen schlüpfen alsdann die Jungen aus, die sofort den Alten fortgenommen und in eine sonnigere Umfriedigung gebracht werden, wo sie

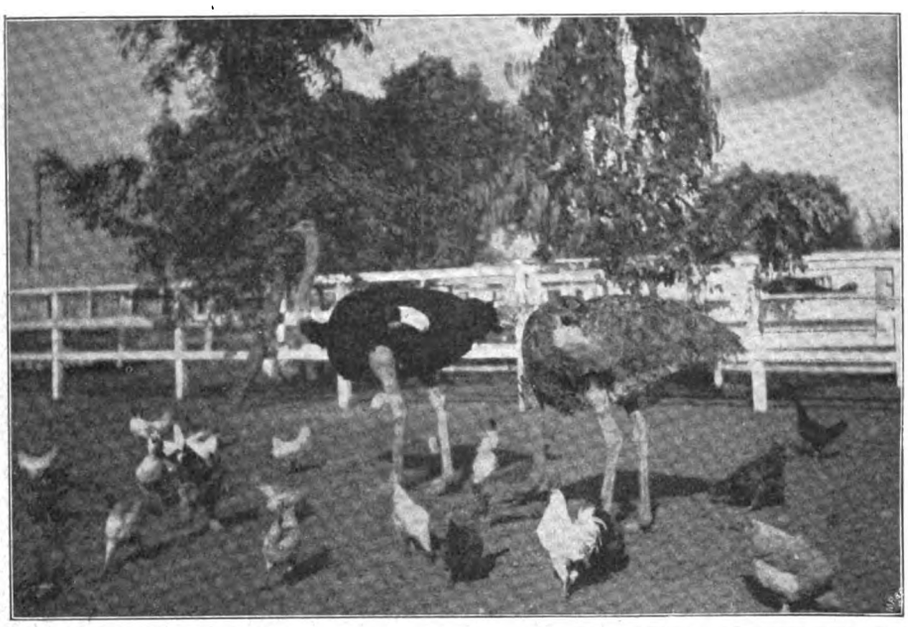


Das Lutherdenkmal in der Vorhalle der Protestationskirche zu Speyer von Bildh. Herm Hahn.



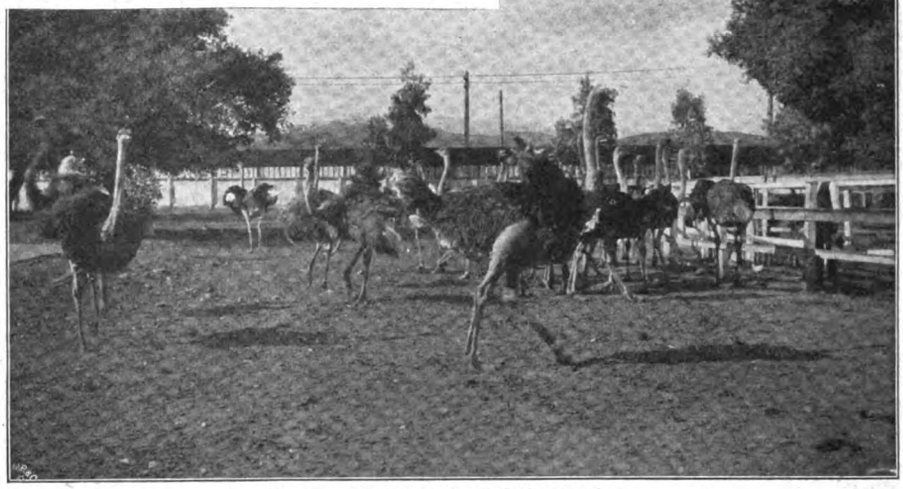
Das neueste englische Unterseeboot.

Digitized by Google



Strauße und Hühnervolk beim Futtersuchen.

fast ausschließlich mit fein geschnittener grüner Alfesa, einem kleeähnlichen Gewächs, das in Kalifornien als Viehfutter im größten Maßstabe angebaut wird, gefüttert werden. Die kleinen graubraunen Gesellen entwickeln einen bewunderungswürdigen Appetit und zeigen ihre Dankbarkeit durch eifriges Wachstum, 1 Fuß pro Monat und mehr im ersten halben Jahr. Ihre unscheinbare grau-braune Farbe behalten sie bis zum Alter von ungefähr $1^1/_2$ Jahr, dann legt der Hahn sein prächtiges, tiefschwarzes Gewand an, von dem sich die großen weißen Schwungfedern wirkungsvoll abheben. Gar stattlich sieht ein solcher Geselle aus. Völlig ausgewachsen ist er $2^1/_4$ bis $2^1/_2$ m hoch bei einem Gewichte von circa 250 Pfund. Man muß vorsichtig sein beim Umgange mit einem Straußenhahn, er besitzt eine riesige Kraft und kann durch seine kräftigen Schnabelhiebe, mit denen er nicht sparsam ist, recht gefährlich werden. Die Henne ist etwas kleiner, von grauer Farbe und friedfertigeren Temperaments. Nur die großen schönen Schwanz- und Schwungfedern werden regelmäßig ausgezogen.



In der Hürde vor dem Federrupfen.

Alle neun Monate kann das bei guter Fütterung — hauptsächlich aus Alfesa mit etwas Mais- oder Zuckerrüben-Beigabe — und regelmäßiger Pflege geschehen. Die Vögel, die sich sonst in großen, umzäunten „Corrals“ frei bewegen, werden zu diesem Zwecke in einen sich verengenden Gang getrieben, wo sie sich schließlich nicht mehr umdrehen können. Ein Sack wird ihnen über den Kopf gezogen und trotz nachdrücklichstem Wehren der Tiere festgebunden. Nun werden flink und vorsichtig die ausgewachsenen Federn ausgezogen, die nicht mehr allzufest sitzen. Das Federkleid, mit Ausnahme der Schwung- und Schwanzfedern, bleibt unversehrt. Einmal im Jahr mausert der Strauß und dann wird jede Feder im Corral aufgelesen, denn auch die kleinste hat ihren Handelswert. Die ausgerupften Federn werden nach Länge und Schönheit sortiert und erzielen Preise von 20 bis 450 Mk. pro Pfund; ausgesucht schöne Exemplare finden oft zu ganz phantastischen Preisen ihren Käufer. Die unfruchtbaren Eier werden ausgeblasen und im natürlichen Zustand oder verarbeitet als Zimmerschmuck ꝛc. verkauft. Man kann sich stundenlang damit beschäftigen, die eigenartigen Vögel zu beobachten. Da sind z. B. die älteren Zuchthähne wohl getrennt voneinander untergebracht; es dürfte sonst zu schweren eifersüchtigen Kämpfen kommen. Man hat jedem eine Henne zur Gesellschaft beigegeben, mit der er sich dann auch gut verträgt. Diese Väter der großen Familie haben wie die edlen Pferde Namen und zwar solche von berühmten und bekannten Männern. Da ist z. B. ein Bismarck, Napoleon und Mc. Kinley, die auch auf unserem zweiten Bilde dargestellt sind, u. s. f. Die jüngeren Tiere sind in Herden von 20 bis 30 Stück eingeteilt und gewähren einen prächtigen Anblick, wenn sie in raschem Laufe, mit aufgespannten Flügeln durch ihre Corrals eilen, einer den anderen jagend. Besonders lebhaft werden sie, wenn der Wärter mit ihrem Lieblingsfutter, Mais, naht. Alles stürzt auf die hingestreuten Körner zu, die stärkeren beißen die schwächeren fort, ganz wie bei uns — auf dem Hühnerhof, die wuchtigen Schnabelhiebe fallen hageldicht. Nur ungern trennt man sich von dieser eigenartigen „Geflügelzuchtanstalt“ mit ihrem Bestande von über 100 der Riesenvögel. Der Beweis ist jedenfalls mit ihr erbracht, daß für gewisse Gegenden des mit Naturschätzen so reich gesegneten Kaliforniens die Straußenzucht rentabel ist; für mangelnde Nachfrage nach seinen Erzeugnissen braucht der Besitzer nicht besorgt zu sein — dafür sorgen die schönen Amerikanerinnen.

* * *



Eben aus dem Ei geschlüpfte junge Strauße.

Aus einer Straußenfarm in Kalifornien.

Digitized by Google

Frauen-Daheim.

Der Menschen Wünsche sind wie hohe Flut;
Wie wilde Winde schwirrt das Hoffen.

Der wahre Weise wünscht nur: Wär ich gut!
Damit ist alles Wünschen übertroffen!



Gesellschaftskleider aus der Ausstellung im Hohenzollern-Kunstgewerbehaus.

Die neue Frauentracht.

Mit Abbildung.

Auf Veranlassung einer Anzahl von Persönlichkeiten, die schon seit geraumer Zeit für die ästhetische und hygienische Verbesserung der Frauenkleidung eingetreten sind und an deren Spitze der Maler Paul Schultze-Naumburg steht, ist im Hohenzollern-Kunstgewerbehause zu Berlin eine Ausstellung veranstaltet worden, die einen recht interessanten Einblick in die Bestrebungen auf diesem Gebiete gewährt.

Als Grundgedanke für die ausgestellten Werke gilt das schon oft ausgesprochene Prinzip, daß kein Korset irgend welcher Art getragen werden dürfe, sondern daß das Kleid den Körper nur lose umfließen und ausschließlich von den Schultern getragen werden müsse. Diesem Grundsatz entsprechend sollen die Kleider nicht, wie bisher zum größten Teile, aus Rock und Taille bestehen — oder höchstens aus solcher mit losem Schluß, sondern in eins geschnitten sein, damit sie keinerlei Druck auf die Hüften ausüben.

Dieses gewiß richtige Prinzip wird aber in der gegenwärtigen Ausstellung mehr in der Theorie, als in der Praxis zur Ausführung gebracht. Wohl fließen die Gewänder, meistens ohne Unterbrechung, von den Schultern herab, aber der Nutzen, den dieser Schnitt haben soll, wird durch die bei weitem zu schweren Stoffe oft wieder aufgehoben. Ein Theaterkleid beispielsweise ist von dickstem Wollstoff angefertigt und noch mit Pelz besetzt, so daß zwei Hände es nur mit Mühe heben können. Uns will scheinen, daß das Gewicht, welches dadurch den Schultern aufgebürdet wird, nicht mit dem Grundgedanken der Anfertigung in Einklang stehe. Ferner ist bei den ausgestellten Modellen der Einschnitt, welcher die Taille bezeichnen soll, häufig zu hoch gehalten; er durchschneidet die Brust, anstatt diese zu tragen, übt also dadurch einen falschen Druck auf den Körper aus.

Gegenüber diesen kleinen, gewiß bei einer so tiefgreifenden Umwälzung, wie es die Herstellung einer gänzlich veränderten Frauentracht ist, schwer zu vermeidenden anfänglichen Mängeln, stehen aber auch ausgezeichnete Erfolge. Einzelne Kleider sind Kunstwerke, z. B. das in Pfauenfederfarben und -Stil gehaltene erste unserer Reihe (aus dem Atelier von Fräulein Pauline Winker, Berlin W., Schillstraße 19, I). Ein aus durchbrochenem weißen Tuch hergestelltes Gesellschaftskleid, das dritte von den drei obigen, entworfen und verfertigt von Fräulein Hermine Bartesch, Berlin W., Tauentzienstr. 8, ist, sowohl in der Form wie in der Ausführung, wunderbar schön. Auch das weißseidene Gesellschaftskleid von Herrn Eugen Sterner, Berlin W., Potsdamerstraße 141 (auf unserem Bild das mittelste), ist reizend. Und ebenso entsprechen einzelne Straßen- und Hauskleider vollkommen den Erwartungen, die man von einer geschmackvollen Frauentracht hegen darf. Man erkennt in ihnen den Zweck der Zusammenstellung und der Konstruktion, die dadurch bemerkbar wird, daß kein Knopf, kein Band, keine Verschnürung angebracht sind, die nicht wirklich zweckdienlich, zur Verwendung vorhanden, wären. Merkwürdigerweise hat man aber einzelnen dieser Straßenkleider die vielverpönte Schleppe gelassen, die doch kaum an ein Reformkleid, das draußen getragen werden soll, gehört. Handelt es sich doch gerade bei der ganzen Bewegung darum, mit den gesundheitsschädlichen Gewohnheiten zu brechen und zweckentsprechende Gewänder herzustellen. Allerdings müßten, um dieses Ziel zu erreichen und um die neue Tracht auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, die Preise noch beträchtlich herabgesetzt werden, denn für ein einfaches wollenes Hauskleid 125 Mk. zu zahlen und für ein etwas eleganteres gar 250 Mk., das ist nur wenigen Frauen möglich. Vielleicht würde aber die neue, unter vielen Gesichtspunkten empfehlenswerte Tracht, schneller Anhängerinnen finden, wenn sie auf weniger kostspielige Weise hergestellt würde. M.

Ein vernachlässigter Beruf.

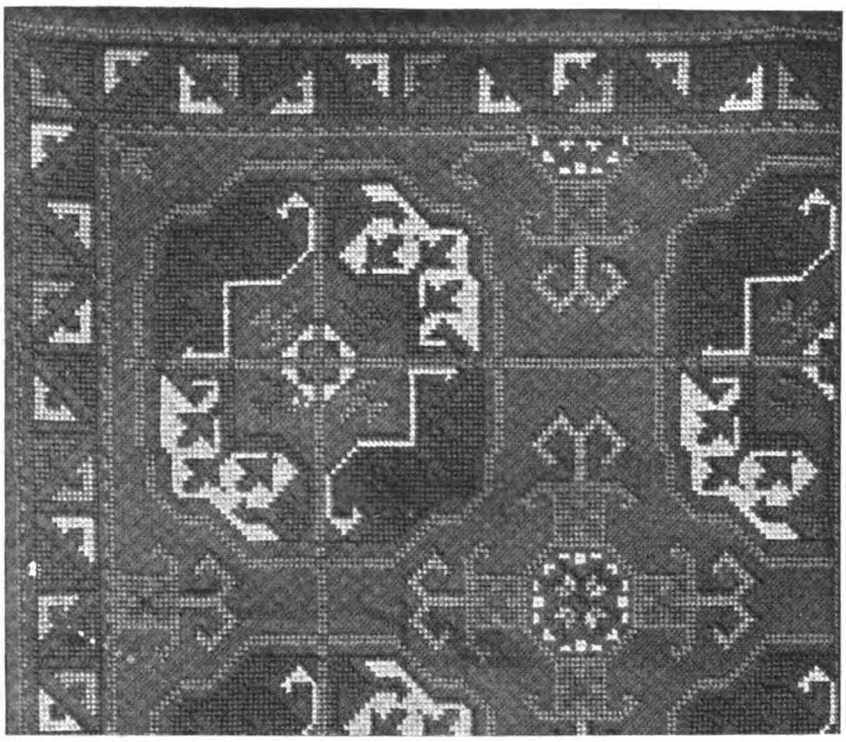
Unsere Zeit mit ihrem mächtigen Drängen nach freier individueller Entfaltung der Persönlichkeit hat eine Menge neuer weiblicher Berufsarten geschaffen und die bestehenden weiter ausgebaut. Neben den Studentinnen der Medizin, der Jurisprudenz und der Philologie hat die Lehrerin, die Buchhalterin, die Schneiderin und jede andere heute Gelegenheit, ihre Fachbildung akademisch zu erweitern und zu vertiefen. Nur ein Beruf hat gar keine akademische Berücksichtigung gefunden, obwohl er meiner Erfahrung nach sehr wohl einer gründlichen Vorbildung bedürfte, nämlich der der Mutter.

Früher habe ich gedacht, wenn eine Frau die ihrem Stande entsprechende allgemeine Bildung, die nötigen Kenntnisse in Küche und Hauswesen, guten Willen und ein warmes Herz für die Ihrigen habe, so sei sie als Gattin und auch als Mutter genügend ausgerüstet. Und doch kommt man in der Praxis damit allein nicht aus. Die Erziehung meiner kleinen Buben stellt weit höhere Anforderungen an mich. Jeden Augenblick stoße ich auf klaffende Lücken in meinem Wissen und Können. Zunächst rein technisch! Das empfinde ich jeden Abend, wenn mir die tagsüber schadhaft gewordenen Spielzeuge zur Wiederherstellung anvertraut werden. Soweit es sich dabei um hölzerne Arme und Beine u. dergl. handelt, die teils zu leimen, teils auch neu zu schnitzen sind, kann man mit Lust und Liebe schon sein Ziel erreichen. Geradezu hilflos dagegen steht unsereins der Metallbranche gegenüber. Mein Gatte meinte früher schon einmal lachend, als er mich ratlos zwischen einigen schadhaften Kanonen fand, vielleicht ließe Krupp sich dazu bestimmen, für junge Mütter einen kleinen Kanonenkursus einzurichten. Er hatte gut scherzen, da er diese Sorgen mir allein überließ. Die Abhilfe wäre aber auch nur sehr einseitig gewesen, es hapert bei uns eben überall. Die Kanonen erinnern mich z. B. an alles übrige Militärische, worüber meine kleinen Söhne heute bei mir Erklärungen fordern.

Besondere Schwierigkeiten erwachsen mir noch aus dem Umstande, daß meine Kinder einen ganz ungewöhnlichen Hang zu den Naturwissenschaften haben. Mein Gatte und ich waren Stadtkinder und konnten bei unserer Verheiratung unmöglich ahnen, welche umfassenden Kenntnisse in Feld, Wald und Garten unsere etwaigen Kinder demnächst bei uns voraussetzen würden, sonst hätte ich vielleicht einige Semester darauf hin studiert. Nun aber muß ich mir, so gut es geht, auf eigene Faust helfen. Am bequemsten hab' ich's dabei im Mineralreich. Jeder einigermaßen bunte Stein, den die Buben mir zur Bestimmung vorlegen, heißt bei uns ein Halbedelstein. Edelsteine haben sie mir bis jetzt noch nicht gebracht, und ein Stein, der nicht einmal ein Halbedelstein ist, den lassen sie eben liegen. Auch bei Pflanzen läßt sich im Notfalle immer schon ein Name finden, von dem man später behaupten kann, man könnte die Pflanze auch so nennen. Am meisten Mühe machen mir die Fragen aus dem Tierreich: wie ein Schmetterling heiße, der so und so aussehe, und wer die Bienen melke, daß man den Honig kriege ꝛc. ꝛc. Ich antworte grundsätzlich immer mit ruhiger Bestimmtheit, wenn nicht nach Können, dann nach Gutdünken. Manchmal finden die Buben auch selbst passende Namen. So stürmten sie einmal jubend zu mir herein mit der Nachricht, daß sie im Garten „junge Staatsbahnen" entdeckt hätten. Es waren Tausendfüßler!

Die Liebhaberei meiner Söhne hat indessen leider auch noch eine viel schwierigere Seite. Die reine Theorie genügt ihnen natürlich auf die Dauer nicht. Man ist zur Praxis übergegangen, indem man Zigarrenkisten als „zoologische Gärten" einrichtete, um das Leben der Tiere genauer beobachten zu können. Aus räumlichen Gründen mußten wir dabei von größeren Tierarten absehen, obgleich ihre Ernährung dem Laien nicht so schwer fallen würde. Daß Löwen Pferdefleisch bekommen,

Digitized by Google



Chaiselonguedecke oder Tischdecke in maurischem Stil.

das weiß man schon. Aber woher soll man ohne entsprechende Vorbildung gleich wissen, was „junge Staatsbahnen", „brasilianische Prachtkäfer", „scheckige Apfelraupen" und andere merkwürdige Tiere fressen möchten.

Wie schön wäre es gewesen, wenn ich dergleichen vor der Ehe gelernt hätte! Mütter müssen eigentlich alles wissen. Alle Kinder werden ja nicht dieselben Interessen haben wie die meinigen, aber dafür wieder andere, und eine Mutter sollte auf alle Möglichkeiten gefaßt sein. Mein Gatte sagte, es wäre ein Glück, daß mir dieser Gedanke nicht früher gekommen wäre, sonst hätte er mit der Hochzeit warten müssen, bis ich wenigstens in der Lage gewesen wäre, zu zeichnen: Ute Muellenbach, Leutnant der Reserve, Dr. ing., med., phil., jur., geprüfte Lehrerin für Handarbeit, Zeichnen, Turnen, Obst-, Wein- und Gartenbau. (Selbstgefertigte Meisterstücke wurden von der Schreiner-, Schlosser-, Schmiede- und Klempner-Innung prämiiert.) Das meinte mein Gatte natürlich im Scherz, aber ich glaube, meinen Buben wär's wirklich lieber gewesen. M. M.

Handarbeit.

Die auf dieser Seite abgebildete Decke ist ein großes und mühsames, aber dafür auch herrliches Stück Handarbeit. Sie wird in satten echten Farben, recht bunt und doch harmonisch übereinstimmend, in großem, abgeteiltem Kreuzstich auf kupferfarbenen wollenen sogen. Stuartkanevas gearbeitet. Stickmaterial: Orientwolle. Das schöne Modell stammt aus dem Tapisseriegeschäft von Heinrich Dyck, Charlottenburg, Kantstraße 162. Alle Zutaten für eine Decke von 150/225 cm sowie eine kolorierte Mustervorlage sind von da für den Preis von 32 Mk. zu beziehen.

Herbstliches.

Sehr viel Freude verschafft man sich durch das Eintopfen bescheidener Feldblumen zum Schmuck der Fenster für den Winter. Die Hundskamille, dieses bescheidene Blümlein, an allen Grabenrändern zu finden, eignet sich besonders gut zu diesem Zwecke; ihr weißer Stern entfaltet sich zu „ungewöhnlicher Größe", wenn die Pflanze erst gut angewachsen ist. Man wähle kräftige junge Pflanzen mit recht viel Knospen aus und gebe auch eine Handvoll Erdreich, in dem sie gestanden, in den Blumentopf hinein. Die weißen Sterne blühen unermüdlich den ganzen Winter hindurch. Ebenso dankbar wie die Hundskamille ist bei gleicher Behandlung die gelbe Hungerblume. Ihr leuchtender Stern lacht uns überall von Feldern und Rainen entgegen. Sie ist, außer an ihrer goldgelben Farbe, an ihren feinverästelten blaugrünen Blättern zu erkennen, ist zähe, wie die Hundskamille und bis in den Winter hinein auf allen Angern, an Grabenrändern zu finden. Die Knospen entfalten sich im Zimmer auch zu ungewöhnlich großen Blumen, wenn man ihnen von der Erde beimischt, in der sie im Freien gestanden. Schon ihr feines grünes Blattwerk ist eine Zierde der Blumenfenster. Die leichten Sommerblumen darf man nicht in sehr warme Zimmer stellen, sondern in mehr kühle temperierte. Sehr duldsam und überaus vielseitig ist die Herbstzeitlose. Man pflanze sie im Herbst ein, nachdem sie abgeblüht hat; sie treibt dann eine Unzahl lange, spitzzulaufende Blätter; im Frühling in den Garten gepflanzt, eine im Herbste blühende blattlose Blume, dem Krokus sehr ähnlich. M. To., Fr.

Praktische Teppiche.

Eine wirklich prächtige, praktische Neuheit bietet die Firma Th. Zimmermann in Gnadenfrei in Schlesien mit ihrer Spezialität „Waschbare Teppiche". Diese Teppiche sind aus einem derben weichen Baumwollengewebe „Swanboy" hergestellt, auf beiden Seiten gerauht und haben feine bunte Muster. Die Teppiche sind bequem zu hantieren, da sie sehr leicht sind, lassen keinen Staub durch und vertragen ebenso gut ganze Wäschen als Fleckenreinigung mit Wasser. Weitere Vorzüge der Teppiche sind billiger Preis (180 × 276 cm 18 Mark) und große Haltbarkeit. Mit diesen guten Eigenschaften verbinden die Teppiche noch hübsches Aussehen. Die Muster sind von kunstgeübter Hand entworfen, geschmackvoll und von großer Farbenfrische, welche sich auch nach jahrelangem Gebrauch nicht verliert. Für Wohn- und Kinderzimmer sind die Teppiche besonders am Platze.

Für die Küche.

Feine Gerichte von Rehleber.

Die Rehleber gilt bekanntlich bei den Herren der Schöpfung als Delikatesse und wird stets von dem glücklichen Jäger beansprucht. Rehleber nach Großmutters Rezept, die eine Jägersfrau war: „Man nimmt eine Rehleber, spickt sie fein, thut in ein eisernes Döpfel oder Kasserolle geschnittene Speckscheiben, legt die Leber darauf und streut ein wenig Mehl oben über die Leber, nimmt eine kleine Hand voll feingeschnittene Schalotten, ein paar Lorbeerblätter, ein paar Nägelein, ein wenig Zitronenscheiben, Pfeffer und Salz, legt es an die Leber, tut es auf das Feuer und läßt die Leber eine gute Viertelstunde dämpfen. Alsdann schüttet man Fleischbrühe und ein Glas voll rotem Wein dazu, läßt die Leber etwa ½ Stunde langsam kochen, damit sie nicht hart wird, nimmt sie aus der Sauce, legt sie auf eine Platte, schüttet dann die Sauce durch ein Siebbecken über die Leber und trägt sie auf den Tisch." (1812.) Ist übrigens sehr zu empfehlen. — Gebratene Rehleber. Man häutet dieselbe, schneidet sie in fingerdicke Scheiben, spickt diese, salzt und pfeffert sie und wendet sie in Mehl um. In reichlich Schmalz, Butter oder Palmin wird die Leber rasch auf beiden Seiten braun gebraten und auf eine erwärmte Platte gegeben. Die Sauce wird folgendermaßen gemacht: Von dem Fett wird der Überschuß abgegossen und nur das Notwendigste zurückbehalten. Dann gibt man etwas Wasser oder Fleischbrühe zu, läßt den Bodensatz loskochen, gibt einige Löffel sauren Rahm zu und schüttet dies über die angerichtete Leber. Ich liebe es, dieser Sauce, sowie überhaupt der Rehlebersauce etwas Maggi purum zuzusetzen, es gibt einen angenehmen, kräftigen Geschmack. — Geröstete Rehleber. Man häutet dieselbe, schneidet sie in dünne Streifen nach Art der Nudeln, kocht diese in weißem Mehl und gibt sie in steigende Butter, nebst etwas feingeschnittener Zwiebel. Unter öfterem Umdrehen läßt man sie 6—8 Minuten Farbe nehmen, gibt sie auf eine erwärmte Platte, salzt sie jetzt erst, damit sie nicht innen hart wird, läßt die Butter mit etwas Fleischbrühe oder Wasser aufkochen und gibt sie über die Sauce, nachdem man auch etwas Salz zugesetzt. Dieses Gericht kann man sehr verlängern und für eine ganze Mahlzeit schmackhaft herstellen, wenn man der gerösteten Rehleber im letzten Moment einen Teller voll Spätzle oder Knöpfle zusetzt, noch etwas mitröstet und wie oben angegeben, fertig macht. Etwas fein geschnittenes Schnittlauch darüber gestreut; schmeckt sehr schön. — Saure Rehleber. In einer Pfanne läßt man etwas reichlich Butter heiß werden und bräunt eine feingeschnittene Zwiebel darin. Dann gibt man die Leber, geschnitten, wie oben angegeben, hinein und bratet sie unter beständigem Umrühren, bis sie innen nicht mehr blutig ist. Dann stäubt man einen Eßlöffel Mehl und ein wenig feinen Majoran darüber, gibt etwas Fleischbrühe oder Bratenjus dazu, einen Eßlöffel Essig und ebensoviel Wein und läßt die Sauce aufkochen. Beim Anrichten gibt man erst das notwendige Salz darüber. M. B.

Fragen.

8) Wie können Messerklingen in silbernen Griffen fest gemacht werden. Im voraus besten Dank für gefällige Antwort! S. in M.

9) Ich bitte um sehr gefällige Auskunft darüber, ob es ein Mittel gibt, Ölflecke aus Sandsteinfliesen zu entfernen. F. in S.

Auskunft.

Fr. 1. (Frl. v. A. in P.) Das Malen auf Seide erfordert ein festes Aufspannen des Stoffes auf einen Rahmen. Nach Zeichnung der Konturen kann man entweder die zu bemalenden Flächen mit Eiweiß übergehen, oder man mischt die Farben beim ersten Auftrag damit. Hauptsache ist gehöriges Trocknen in beiden Fällen. Will man Malerei auf weißer Seide duftig abtönen, so wählt man — etwa bei farbigem Hintergrund für helle Blumen — das gewöhnliche Malverfahren mit Wasserfarben und geht bei pastos zu malenden Sachen zum Eiweiß-Malen über. Die Ränder verlaufen hierbei nie, eher muß man suchen, durch verständige Abtönung der Sache jene Härten zu nehmen, welche immer unkünstlerisch wirken. Was waschbare Malerei auf Stoff anbetrifft, so kann dafür auf die von größeren Firmen geführten Spezialfarben hingewiesen werden, die aber lediglich für streng dekorative Malerei Wert haben und meist Anwendung für Bemalen von Leinen- resp. Jute-Stoffen finden. M. B.

Fr. 4. (Fr. Pastor S. in W.) Weiße Fußböden, welche nur geölt werden sollen, werden unvergleichlich schön, wenn man dieselben erst mit frischem Kuhblut bestreicht. Zu dem Zweck wird ein Eimer Kuhblut vom Schlachter geholt, durch ein feines Haarsieb laufen gelassen und sofort auf den weißen Fußboden mit einem großen Pinsel verstrichen; einige Tage später kann mit gekochtem Leinöl geölt werden. So erhalten Sie einen etwas dunklen, glatten Fußboden.

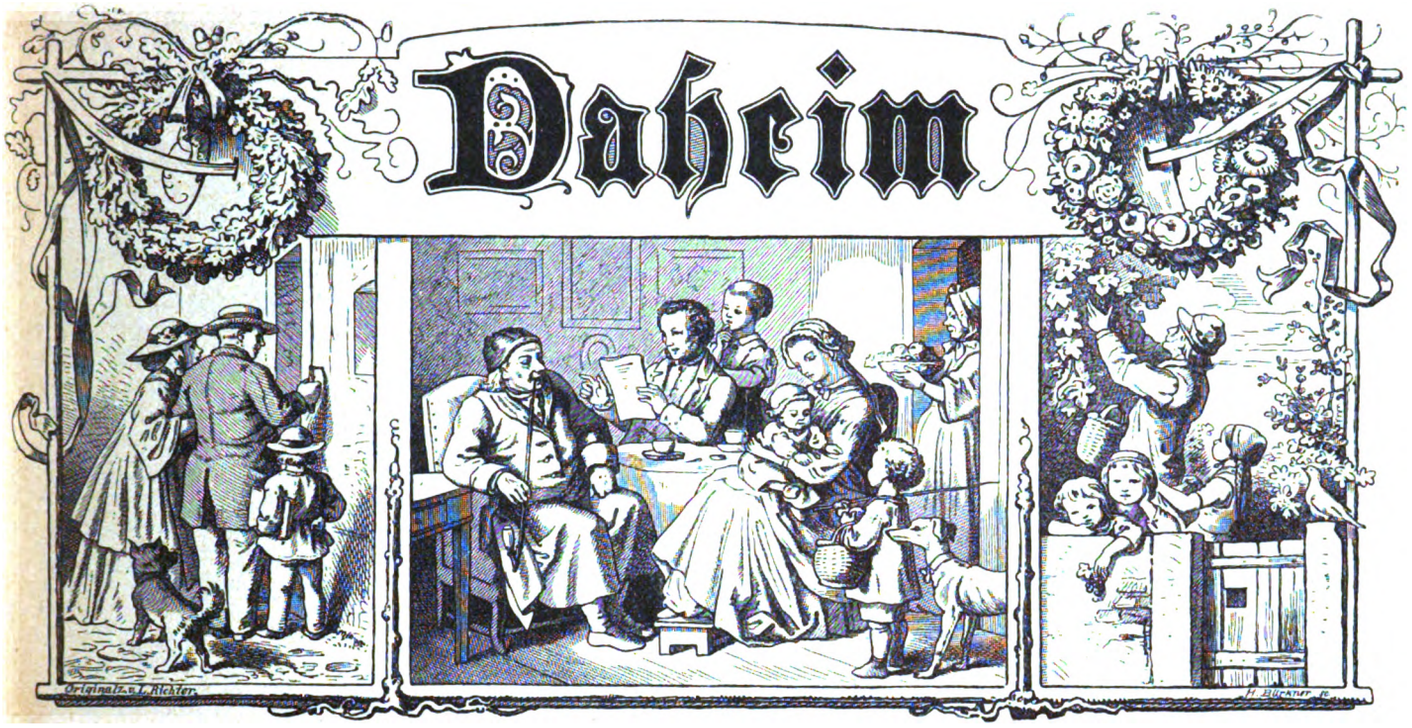
W. Lamradt, Inhaber der Geflügel-Zuchtanstalt und des Masthofs „Haus Salzberg" in Hochstein bei Winnweiler (Pfalz).

Anna B. in A. Zur Ergänzung einer früheren Notiz möchten diese Zeilen mitteilen, daß der vom deutschen Nationalkomitee herausgegebene „Ratgeber des Vereins der Freundinnen junger Mädchen" dunkelrosa, nicht rot ist, um Verwechselung mit anderen Reisehandbüchern vorzubeugen. Er enthält außer 167 Adressen des Auslandes, 481 deutsche. Das Zentralkomitee in Neuchâtel gibt schon seit 25 Jahren einen derartigen Ratgeber unter dem Namen „Livret" heraus, welcher jetzt auch in deutscher Sprache dort zu haben ist, und hat den roten Einband beibehalten. Er enthält nicht so viel deutsche Adressen, ist sonst ganz so gehalten. J. in A.

Redaktionspost.

Frau L. B. in B. Im Atelier von Frau Anna Koepsel in Berlin W, Hardenbergstr. 27a, begann eben ein neuer Kursus für Zeichnen und Malen, sowie für kunstgewerblichen Unterricht, der Ihren Wünschen entsprechen dürfte.

Digitized by Google



Krach.

Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortsetzung.)

Dilly hatte stets ein Grauen vor allen gelehrten Frauen gehabt. Der Gedanke, daß dies Mädchen nach drei Seminarjahren noch immer „nicht genug habe“, noch immer mehr „Weisheit“ in sich aufnehmen wolle, war ihm schrecklich. Wahrhaftig, sie sah dabei doch gar nicht aus wie ein Blaustrumpf .... Nur diese ernsten Augen .... Augen, die eigentlich sogar ernst blieben, wenn die Lippen lächelten.

Und dann war wieder das Mitleid da. Sie mußte wohl arbeiten, lernen, um leben zu können. Armes Mädel! Diese schlanken weißen Finger und schmutzige Schulhefte — die hohe elastische Gestalt vor einer Klasse kleiner Rüpel —

Mit einemmale, ganz unvermittelt, fragte er impulsiv: „Ehrlich, gnädiges Fräulein — haben Sie mich neulich eigentlich erkannt oder nicht?“

„Natürlich habe ich Sie sofort erkannt, Herr Assessor.“

„Das ist doch nicht so natürlich!“

„Doch! Ich bitte Sie: in mein Leben sind nicht so viele Gestalten getreten, daß ich sie nicht in der Erinnerung festzuhalten vermöchte.“

Es schmeichelte ihm doch ein wenig, so völlig unbefangen, so unpersönlich es gesagt war.

„Das wird sich nun gewiß ändern. Ihr Herr Onkel hat einen sehr großen Bekanntenkreis —“

„Aber ich habe, gottlob, sehr viel zu tun. Es ist schon ein glücklicher Zufall, daß ich mich heute freimachen konnte. Außerdem ....“

Sie brach ab. Aber er konnte sich ergänzen: außerdem passe ich wohl nicht überall in Onkels Bekanntenkreis.

„Der Herr Graf verkehrt auch im Baldinschen Hause?“

„Nein! Nein!“

Es kam so hastig über ihre Lippen, daß es ihn erstaunte. So abwehrend, als ob schon der Gedanke sie beunruhigte.

Lora schien das selbst zu empfinden. Sie setzte sofort mit betonter Gelassenheit hinzu: „Ich glaube, mein Onkel kennt Herrn Baldin gar nicht. Meine .. meine Stunden dort verdanke ich der Freundlichkeit der Schulvorsteherin, in deren Institut ich unterrichte.“

„Und Sie, gnädiges Fräulein .... wie gefällt Ihnen Frau Baldin?“

Er bereute die Frage sogleich. Denn er bemerkte, wie sich ihre Augenbrauen zusammenzogen und daß die feinen Nasenflügel leise vibrierten. Es währte diesmal auch einige Sekunden, bis sie antwortete: „Ich komme sehr wenig mit der Dame in Berührung.“ Dann wandte sie sich ziemlich kurz ab und fragte Salester, ob er zufällig den botanischen Namen der Orchidee wisse, deren seltsam geformte Blüte vor ihnen in einem schmalen Silberkelch stand. Der Husar war ganz erschrocken über diese Zumutung: „Aber, gnädigstes Fräulein! Examinieren Sie mich aus dem Rennkalender! Meinetwegen auch Trigonometrie, obwohl das eine schreckliche Sache ist. Aber Botanik! Ich kenn' eigentlich nur getrocknete Gräser, in der Vielzahl Heu genannt. Das hat doch wenigstens noch einen kavalleristischen Wert.“

Es war inzwischen sehr lebendig geworden an der Tafel, wie immer, wenn diese kleinen allwöchentlichen Diners — Fräulein von Schotten pflegte von déjeuners dinatoires zu sprechen — sich ihrem Ende zuneigten, der Haushofmeister, wie sich der greise Krause, des Geheimrats Kammerdiener, gern titulieren ließ, den silbernen Wagen mit dem uralten weißen Port auf den Tisch setzte und die berühmte Käseschüssel mit der frisch grünenden Sellerie serviert wurde.

Aber der Hausherr konnte heute seine Ungeduld nicht länger zügeln; er winkte sich Krause heran und flüsterte ihm geheimnisvoll ins Ohr.

„Nein, Möller, nein!“ rief Excellenz Graban. „Du willst sicher noch irgend eine ganz Verstaubte heraufholen lassen! Ich protestiere im Namen aller.“

„Du irrst, Kriegsgewaltiger! Aber ich bereite Euch auf eine andere Überraschung vor, ich habe Euch zu einer Taufe eingeladen. Und nun —“ er wechselte einen Blick mit Fräulein von Schotten — „nun wollen wir, denk' ich, aufstehen ...“

Zwischen dem Gläserklingen, dem Stuhlrücken schwirrte etwas wie Erregung hindurch. „Eine Taufe?“ — „Was hat er gesagt?“ — „Was meint Papa, Assessorchen?“ — „Der Kaffee wird in der Galerie genommen.“ — „Nicht in Papas Arbeitszimmer?“ — — —

Nur ein kurzes Mahlzeitsagen in letzterem. Dann öffnete der Geheimrat selbst die Tür zu dem ersten der drei, nach dem Garten hinaus belegenen Galeriesäle. Rasch schritt

Digitized by Google

er, den Gästen voran, durch die beiden vordersten, bis zum letzten. Hier stand Krause und regulierte noch an dem Scheinwerfer, dessen Lichtbündel voll auf die Schlußwand und auf ein großes neues Gemälde dort fiel.

Man konnte dem Hausherrn Freude und Stolz aus dem klugen Gesicht lesen, als er, wie vorstellend, sagte: „Mein neuer Rochegrosse!"

Ein merkwürdiges Bild —

Über ein ungeheures Feld, in dessen Vordergrund buntes Unkraut sprießte, während sich dahinter bis in weite, weite Ferne Städte und Dörfer dehnten, schwebte eine Frauengestalt dahin. Ein üppiges Weib von weichen Formen, angetan mit wallenden, schwefelgelben Schleiern, über die ein Purpurmantel gebreitet war; um den vollen Hals schlang sich in dreifachen Schnüren ein Juwelenhalsband. Edelsteine, in goldene Schlangenleiber gefaßt, funkelten im blauschwarzen Haar; der Purpurmantel war wie besät mit Kleinodien, der duftige Schleier mit Gold bestickt. An den bloßen Füßen schleppte die Gestalt schwere Ketten, die bis in den Hintergrund reichten, wo sie sich in flammender Glut verloren. Die Hände hielt sie ausgebreitet, wie spendend — aber sie waren leer, und ihnen entrollte nichts. Das Gesicht war nicht eigentlich schön, aber dämonisch berückend. Großlinig, scharf, die Nase kräftig geformt, die roten Lippen üppig, die Augen sehnsüchtig, von verzehrender Glut.

Niemand sprach ein Wort. Aber sie sahen alle unverwandt auf die seltsame Frauengestalt.

„Also —" begann der Geheimrat wieder. „Also — der Meister hat dem Bilde keinen Namen gegeben. Er wollte nicht. Als ich ihn fragen ließ, antwortete er mit einer Visitenkarte, auf der ein Fragezeichen stand. Nun gut, Künstler haben eben ihre Launen. Aber Ihr sollt mir das Bild taufen — Sie, Altenberg — Sie, lieber Graf — kurz, wir alle wollen unsere Deutekunst versuchen."

Wieder schwiegen sie —

Möller-Sieghard wurde ein wenig nervös. Er trat an den Reflektor zurück, ließ das Licht über die Frauengestalt spielen.

„Nun, Altenberg! Sie sind die anerkannte Größe, der Fachmann. Also, bitte, beginnen Sie!"

„Ich!" Der Kunstgelehrte zog ein ganz verbissenes Gesicht. „Mich, alter Freund, mich lassen Sie aus. Ich stehe diesem ganzen Unfug weltenfern. Rätsel aufzugeben, ist in meinen Augen nicht Aufgabe der Kunst. Lassen Sie mich ein einfaches Motiv sehen, lieb, herzig, wie unsere Madonna im Rosenhag: dafür bin ich der Mann. Aber diese Augenverblender, diese — pardon — diese symbolistischen, allegoristischen Fatzken, die von ihren eigenen Schöpfungen nichts zu sagen wissen, als ein Fragezeichen — nee, nee — das ist nichts für mich! Ich werde mir drüben von Krause mit Ihrer Erlaubnis einen Kaffee geben lassen — zur Nervenberuhigung!"

Der Geheimrat zwang ein Lächeln auf sein Gesicht.

„Also Altenberg weiß nichts zu sagen. Er bekommt nachher auch nichts vom Taufwein. Nun, und Du, alter Graban?"

Der General hatte sich das Glas ins rechte Auge geklemmt, was er höchst selten tat und dann nur, wenn er etwas erregt war. „Weißt Du, mein Bester, am liebsten schlösse ich mich Altenberg an. Du mußt's nicht übelnehmen: das Bild ist vielleicht ein Meisterwerk, aber mir ist's greulich. Eine Deutung hab' ich übrigens, so zu sagen: das Weibstück da ist das personifizierte Judentum, das über die Menschheit dahinrast, Unglück bringend, mit leeren Händen, in Gold und Prunk, und das doch immer die Kette, den Fluch, hinter sich herschleifen muß."

Diesmal lächelte der Hausherr wirklich überlegen: „Meine liebe Excellenz, besten Dank. Aber mit Deinen kleinen antisemitischen Passionen bist Du diesmal auf dem Holzwege."

Wenn der Geheimrat lächelte, so lachte Graban. „Na, darum keine Feindschaft! Ich betrete jedenfalls den besseren Weg und lasse mir von Freund Krause die zu Altenbergs Kaffee gehörige Beruhigungscigarre geben. Da unser Freund Hahnow bekanntermaßen jedes Urteil, außer über Richard Wagner, ablehnt, über den, nebenbei bemerkt, sein Urteil kein Urteil mehr ist, sondern — still, Musikmann! — sondern ein Vorurteil, muß Graf Wellried entscheiden. Glück auf!"

Uber das feine Gesicht des Greises zuckte es schon lange ungeduldig. Jetzt trat er an Möller-Sieghard heran, faßte dessen beide Hände: „Ein Wunderwerk! Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück zu der Erwerbung. Seit seinem ‚Sturz von Babylon' hat Rochegrosse nichts Ähnliches geschaffen —"

„Und der Name, lieber Graf?"

„Der Name?" Wellried zuckte die Achseln. „Was tut ein Name? Wozu muß jedes Kunstwerk einen Namen haben? Glauben Sie, daß die holde Frau vom Kapitol immer die kapitolinische Venus hieß? Ein Name ist schließlich Zufall —"

„Gut denn, Graf. Also sagen wir: die Deutung!"

Noch einmal betrachtete der Graf das Gemälde aufmerksam. „Ich brauche für meine Person auch keine Deutung. Ich sehe überhaupt nur das Kunstwerk an sich, wie's gemacht ist. Aber ich verstehe wohl, daß Sie auch wissen wollen, wie's gemeint ist. Ja nun — das könnte da wohl eine Abundantia sein —"

Der Geheimrat schüttelte leicht den Kopf.

Als er sich umwandte, sah er, daß nur noch Lora von Kollanden und sein Sohn im Zimmer waren.

‚Kommen Sie, Kindchen!' hatte ganz gewiß dieser militärische Philister, der Graban, zu Hardi gesagt. ‚Das greuliche Bild ist nichts für Sie. Manchmal verstehe ich Papas Geschmack nicht. Warum kauft er keinen Werner oder keinen Thumann oder meinetwegen einen Grützner?' Und der junge Husar hatte es augenscheinlich für seine Pflicht gehalten, der Excellenz und Hardi zu folgen.

Willy — nun, Willy war immer ein ziemlicher Kunstbarbar gewesen. Der — er flatterte ja gern von Blüte zu Blüte — der blieb sicher nur des jungen Mädchens halber hier.

Aber dies selbst — —

Wie sie dastand, am Fensterpfeiler, die Hände auf dem Rücken, den Kopf etwas vorgestreckt, in dem klugen Gesicht einen Ausdruck höchster Spannung; die Augen groß, die Lippen ein wenig geöffnet, auf der Stirn ein paar winzige schmale Fältchen! Recht wie ein gescheiter Mensch, der einem schweren Problem nachgrübelt.

War dies Mädchen schön —

Auf einen Augenblick vergaß er sein Bild und den Verdruß über die Torheit der anderen. Er konnte sich gar nicht sattsehen an der schlanken, hohen Gestalt im schlichten, lichten Kleide, die sich so wirkungsvoll von dem dunkelroten Mahagoni der Fensternische abhob, an dem feinen, durchgeistigten Antlitz unter dem blonden Scheitel.

Dann fragte er doch: „Nun, Fräulein Lora? Auch Ihnen gilt meine Bitte."

Und eine förmliche Angst überkam ihn, als er es gesagt, daß er sich am Ende doch geirrt hätte, daß dieser wundervoll geschnittene Mund irgend ein Nichts, irgend eine Allerweltsweisheit sprechen könne.

Sie trat ein paar Schritte vor, und es war ihm, als trete eine Bildergestalt aus dem Rahmen. Schade — schade —

Aber dann begann sie zu sprechen. Ganz ruhig, ganz unbefangen, nur von dem Gegenstand interessiert.

„Die Aufgabe ist schwer. Am nächsten, scheint mir, ist Onkel gekommen. Auch was Excellenz sagten, war vielleicht nicht unzutreffend. Aber ich glaube, beide griffen doch nur Teilerscheinungen heraus, und das, weil sie durchaus einen Namen für das Bild suchten. Solch einen Namen kann ich auch nicht finden. Aber was der Künstler versinnbildlichen wollte, das glaube ich zu verstehen. Es scheint mir vielerlei — und darum eben paßt ein Name nicht. Dies berückende Weib dort verkörpert die unersättliche Gier nach dem Golde; aber sie ist zugleich der unfruchtbare Reichtum, der nur zusammenrafft, der vielleicht vergeuden kann, aber nie geben.

Digitized by Google



Friedrich der Große und Sebastian Bach. Nach dem Gemälde von C. Röhling.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Digitized by Google

Nicht der Reichtum, der Leben schafft, Saat und Ernte; der andere, unter dessen Füßen nur Unkraut sprießt, — mag dies Unkraut immerhin bunte Blüten tragen — gesunde Früchte trägt es nie —

„Hinter ihr loht das Verderben. Und sie selbst schleppt, unbefriedigt in ihrer Unersättlichkeit, den Fluch ihres eigenen Tuns und Denkens hinter sich her, die Ketten, die sie, die in die Höhe streben möchte, ewig und immer an die Niedrigkeit fesseln — hoffnungslos —"

Lora schwieg.

Der Graf trat an ihre Seite: „Bravo, Kind! Unbewußt hast Du doch das Bild getauft. Wir können getrost an Stelle des Fragezeichens, in dem sich Künstlerlaune gefiel, den Namen setzen: ‚Goldgier'."

„Auch das schöpft den Inhalt des Werkes nicht aus —" sagte das junge Mädchen leise.

Der Geheimrat sah sie fragend, lebhaft interessiert, an. Aber ihre Lippen blieben nun fest geschlossen.

So meinte er schließlich, mit dem nicht ganz gelungenen Versuch einer scherzenden Wendung: „Ich votiere Ihnen meinen Dank, Fräulein Lora. Sie sind der Wahrheit jedenfalls weitaus am nächsten gekommen ... Und nun wollen wir endlich unseren Kaffee nehmen."

Er bot Lora den Arm.

Sie legte ihre Hand hinein.

Aber als sie so an Willy vorbeischritt, kreuzten sich ihre Blicke.

Es mußte etwas zwischen ihnen geben, einen Bezug auf das Gemälde, einen Gedanken, eine Frage, eine Folgerung, die unausgesprochen blieb.

5. Kapitel.

Willy Möller stand auf einen Augenblick allein im Wintergarten, dicht an der Tür zum Salon. Herr Baldin hatte ihn soeben verlassen: „Ich hole uns Cigarren, verehrter Herr Assessor! Nein — nein! Bei uns wird überall geraucht. Meine Frau verschmäht eine Cigarette auch nicht —"

Von seinem Platz aus konnte Willy das große Zimmer völlig übersehen. Es war nicht das Rokokoboudoir, in dem ihn die Hausfrau neulich empfing, sondern ein oblonger Raum, in etwas extremem Jugendstil eingerichtet; die Möbel von dem Münchener Obrist entworfen, die eigenartigen Lichtglocken an der Decke von dem Darmstädter Olbrich, wie er vorhin gehört hatte; alles etwas schwer, etwas bizarr, aber an sich nicht unbehaglich.

Nur alles so neu, so entsetzlich neu. Papa hätte gewiß gesagt: ‚traditionslos'. Nun ja, das war eben nicht anders. Jüngster Reichtum — anfangen muß jeder einmal — auch die Möller-Sieghards hatten einmal anfangen müssen.

Ganz Wort hatte die gnädige Frau übrigens doch nicht gehalten. „Der kleine Kreis" von dem sie gesprochen, umfaßte mindestens zwanzig Personen. Aber sie verloren sich fast in dem großen Raum; einige Herren hatten sich wohl auch schon in das Herrenzimmer zurückgezogen.

Nicht grade übermäßig sympathisch ‚dieser kleine Kreis'... Willy lächelte unwillkürlich ... obwohl mit Vorsicht ausgesucht. Ein paar Jobber mit ihren brillantengeschmückten Frauen; Brillanten sind für alle Wechsel der Zeiten immer eine Kapitalreserve; ein paar junge Herren mit der Gardenie im Knopfloch des Smoking; der eine anscheinend Jurist, der zweite — wie hieß er doch? Richtig: Peter Silling — ein aufgehendes Licht am literarischen Horizont von Berlin W.; der dritte, Adalbert oder Albrecht Wannowsky, sollte ja wohl Bildhauer sein. Dichter und Bildhauer übrigens auch tadellos angezogen; frisierte und pomadisierte und parfümierte Gentlemen ... die Zeit der Künstlerlocken schien vorbei ... auch der berühmte Pianist, der Verbaum, verschmähte sie ja.

Und dann drüben, hinter dem Stuhl der blassen hübschen Mutter, wieder der kleine Husar, der Salester. Nettes Kerlchen das! Der kam sich sicher hier auch etwas deplaciert vor, trotzdem er ja eigentlich aus diesen Kreisen stammte. Freilich ... der alte Salester, der berühmte Grobian, stand doch wohl eine Etage höher. Und die Mama war wirklich eine liebenswürdige, feine Frau, durchaus Dame. Das merkte man auch dem jungen Salester an: er hatte eine gute Kinderstube gehabt. Die Erziehung in Korps oder im Offizierkorps kann viel, Schäden aus der Kinderstube macht sie selten gut ...

Ja ... ja ... die Kinderstube!

Der Assessor sah mit etwas spöttischem Lächeln zu der schönen Hausfrau hinüber, die mit dem Poeten und dem Bildhauer vor einer Marmorgruppe in der einen Ecke des Salons stand. Gewiß ... die Gnädigste gab sich auch ganz als Dame. Aber wenn man genauer aufmerkte, war doch etwas Angelerntes dabei. Schon wie sie ihre Rolle als Hausherrin spielte, ohne Rücksicht auf die übrige Gesellschaft immer von diesen Grünlingen umgeben, die sie umflatterten, wie die Motten das Licht. Und auch die Toilette ... brillant sah sie freilich aus in dem bordeauxroten Kleid mit den Goldspitzen, die am Hals den Ausschnitt umschlossen ... aber passend war diese überelegante Toilette für den ‚kleinen Kreis' nicht gewählt.

Pah! Es war wohl doch übrigens nur eine Einbildung gewesen ... das mit der Ähnlichkeit ...

Er konnte jetzt nur den vollen, blendend weißen Nacken sehen und den kunstvollen Haaraufbau ... Friseurkunst ...

Da wandte sie sich um. Ihr Blick glitt suchend über das Zimmer. Als sie ihn in der Tür des Wintergartens entdeckte, kam sie sofort auf ihn zu, im letzten Moment beide Hände hebend, mit unruhig glänzenden Augen ...

Und plötzlich tauchte doch wieder die Rochegrossesche Gestalt vor ihm auf ... das üppige, berückende Weib mit den leeren Händen ...

Unsinn ... Unsinn ...

„Aber, Herr Assessor! So allein? Wo ist denn mein Mann? Und noch nicht einmal eine Cigarre! Bitte, Ihren Arm — ich führe Sie ins Rauchzimmer —"

„Gnädigste Frau, Ihr Herr Gemahl ..."

„Ah, kommen Sie nur ..."

Er fühlte schon ihre Hand auf seinem Arm und einen leichten Druck.

Sie ging mit ihm durch ein paar Zimmer, blieb plötzlich stehen, wie sich besinnend: „Halt ... ich habe eine Idee. Rauchen Sie erst schnell in meinem Schmollwinkelchen eine Cigarette mit mir. Nachher liefere ich Sie pflichtschuldigst in der allgemeinen Nikotinvergiftungsbude ab. Seien Sie barmherzig — ich schmachte nach einem Schluck türkischen Tabaks —"

Dabei hatte sie einen Kelim zurückgeschlagen. Eine kleine runde Nische wurde frei; in der Mitte ein mit Silber ausgelegter Rauchtisch, ringsum ein Divan mit losen roten Seidenkissen — das Ganze nur für drei, vier Personen Raum bietend.

„Nur herein!" rief sie übermütig. „Ich verspreche Ihnen auch eine Papyros, wie Sie sie so leicht in ganz Berlin nicht wiederfinden."

Der Kelim fiel hinter ihnen zu. Sie saß schon auf dem Divan und kramte in den Rauchutensilien. „Ist das nicht gemütlich hier? Bitte, dort drüben, Herr Assessor ... schieben Sie sich nur ein paar Kissen zurecht." Rasch drehte sie, sehr geschickt, eine Papyros, fragte lachend: „Darf ich?" und feuchtete das Papier mit der Spitze der Zunge an. „Auch anrauchen? Ich verwöhne Sie —"

Ihm war nicht sehr behaglich zu Mute. Der Vorhang schloß die Nische fast hermetisch ab. Von der Decke hing eine arabische Silberlampe tief herab; sie mußte mit parfümiertem Öl gefüllt sein, dessen Duft sich seltsam mit den ersten Rauchwölkchen mischte.

Es war wieder wie ein kleiner Überfall. ‚Was will sie nur von mir?' dachte er. ‚Je nun ... ich bin nicht einmal neugierig darauf.'

Aber da hatte sie schon wieder ihr harmlosestes Gesicht.

Digitized by Google



Kühe am Waſſer. Nach dem Gemälde von H. Zügel.

Digitized by Google

Digitized by Google

„Ich wollte Ihnen so gern unter vier Augen sagen, wie ich mich freue, daß Sie hier sind," sagte sie. „Nicht so mit den üblichen Redensarten, unter der banalen Gesellschaft dort drüben. Glauben Sie mir doch: ich schätze die ganz nach ihrem Wert oder Unwert ein. Aber was will man machen; man muß mit den Wölfen heulen. Mir ist ein ruhiges Plauderstündchen vielhundertmal lieber —"

Er neigte etwas gezwungen den Kopf.

„Die Cigarette ist gut — nicht wahr? ... Salesters, ja, die lasse ich mir gefallen. Die Frau ist reizend, und er ist wirklich ein Biedermann, wenn er sich auch ein bissel sehr als der Napoleon des Handels fühlen mag. Aber die übrigen ... crapule! — Ich kann mir denken, daß Sie sich fremd fühlen. Ja — ja — ich hätte das vielleicht anders einrichten sollen ..."

„Aber, gnädigste Frau!"

Sie hatte ihre weiße, juwelenfunkelnde Rechte vor sich auf den Ebenholztisch gelegt. Die rosigen Fingerspitzen spielten mit einem Blättchen Cigarettenpapier, bogen es, knifften es.

„Apropos, wie finden Sie dies Schmollwinkelchen? Es ist ganz nach meinen eigenen Angaben gebaut und eingerichtet. Wissen Sie, was diese Holzwände bergen? Meine kleine Hausbibliothek. Ich bin so viel allein. Da sitze ich denn hier, lese — ich lese viel Französisch und Englisch; von Taine bis Maupassant und von Carlyle bis zu Ouida — und träume über die Buchseiten hinaus. Auch ohne Haschisch. Obwohl ich mir solch einen Haschischtraum ganz wundervoll denke ..."

Sie wandte sich ein wenig um und öffnete einen der beiden Schränke, die in die geschnitzte Holzbekleidung eingelassen waren.

Wirklich, es standen, zierlich gebunden, einige Reihen Bücher darin. Aber im untersten Fach eine kleine Kristallkaraffe und ein paar hochstengliche Gläser.

„Über Haschisch habe ich nicht zu gebieten. Aber einen Rosenliqueur kann ich Ihnen kredenzen." Sie zog die silberne Tablette heraus und vor sich auf den Tisch, schenkte zwei Gläser voll und tippte mit dem einen an das andere.

Wie sie das alles zierlich tat. Mit einer leichten Koketterie — gewiß! Aber er fand — je länger desto mehr — daß er sie wohl zu scharf beurteilte. Jeder Mensch will mit seinem eigenen Maßstab gemessen sein ... man sollte nicht immer nach den Lebensanschauungen des einen die jedes anderen Kreises richten ... nicht immer vergleichen ... nicht immer nur kritteln ... Und wie entzückend sie jetzt aussah!

Sie hatte das Gläschen ausgeschlürft, wie ein kleines Naschkätzchen. Nun nahm sie eins der rotseidenen Kissen auf, schob es mit hochgehobenen Händen sich unter den Nacken und legte den Kopf leicht an. Ihr dunkles Haar und ihr herrlicher Teint hoben sich wunderbar ab von dem leuchtenden Rot. Die langbewimperten Lider sanken ein wenig herab über die Augen, so daß nur noch ein schmaler Streif der schwarzen Pupille und die fast opalartig schimmernde Iris sichtbar blieben. Ein paar Sekunden saß sie so ganz regungslos, die Hände noch am Nackenkissen.

Dann richtete sie sich plötzlich wieder auf, sah Willy mit weitgeöffneten Augen an und fragte unvermittelt: „Ein offenes Wort, eine ehrliche Frage, die auch eine ehrliche Antwort heischt! Was haben Sie eigentlich gegen meinen Mann?"

Willy Möller stand noch völlig unter dem Eindruck — nicht so sehr vielleicht der schönen Frau, als des schönen Bildes, das sich ihm soeben dargeboten hatte — nicht mehr der Rochegrosseschen „Goldgier", sondern eher einer „Salome" von Bernhardi Luini oder einer „Jüdin von Toledo". Und die Frage traf ihn so plötzlich, verbindungslos, daß er keine Antwort fand, als ein erstauntes: „Ich, gnädigste Frau ...?"

Sie legte die Hände vor sich auf die Tischplatte, bog sich weit vornüber: „Ja ... Sie! Und ich bitte Sie — hören Sie — ich bitte Sie recht herzlich um eine offene, ungeschminkte Antwort."

Er schüttelte, noch immer fast fassungslos, den Kopf.

Sehr warm und treuherzig sprach sie weiter: „Suchen Sie nicht, mir zu entgleiten. Ich weiß, was ich weiß. Nein ... ich fühle noch mehr, als ich wissen kann. Sehen Sie, neulich, als mein Mann bei Ihnen gewesen war, kam er so niedergeschlagen, so betrübt über Ihre Absage nach Hause, daß es mir tief ins Herz schnitt. Ich hatte ihn noch nie so gesehen ... Denken Sie über mich, wie Sie wollen — ich bin vielleicht kein Tugendprinzeßchen, das sich immer mit billiger Seligkeit in den Mantel der äußeren Wohlanständigkeit zu drapieren versteht! — aber ich bin eine Frau, die an allem herzlichen Anteil nimmt, was ihren Mann angeht. Details weiß ich nicht, brauch' ich auch nicht zu wissen. Das aber verstehe ich doch, daß Ihr alten, großen, sicher fundierten Häuser einem aufstrebenden Genie ohne jeden Grund Eure Pforten verschließt, einem Manne, der hohe Begabung mit einem eisernen Fleiß verbindet — einem Manne, vor dessen Schaffenskraft ich Respekt habe. Kühl und ablehnend stellt Ihr Euch ihm gegenüber — Ihr Kapitalsgewaltigen! Einzig, so lange ich zurückdenke, macht Salester eine Ausnahme. Nicht etwa um der schönen Augen von Herrn oder — Frau Baldin willen, sondern ganz sicher, weil er seine Schäfchen, für die er auch vielleicht uns hält, scheren will. Gleichviel: er ist wenigstens da, er steht seinen Mann! Aber Ihr, die großen vornehmen Herren, Ihr bleibt mit gekreuzten Armen zur Seite und seht gleichmütig zu, wie sich ein glänzendes Unternehmen unter glänzender Leitung nur mühsam vorwärtsringen kann! Also: was haben Sie gegen meinen Mann?"

Die Frage, der Angriff war zu jäh; Willy Möller suchte immer noch nach einer Entgegnung, die erklärte, ohne zu verletzen.

Aber so brüsk das Vorgehen der schönen Frau war — dem Gast gegenüber, im eigenen Hause — es lag auch wieder etwas darin, was ihm gefiel, was er ihr kaum zugetraut hätte. Ihre Offenheit und das entschiedene Eintreten für ihren Mann bestachen ihn. Wieder sagte er sich: ‚Du hast sie ungerecht beurteilt, als zu leicht eingeschätzt.'

Und dabei rang, allmählich erwachend, doch auch der kühler abwägende Geschäftsmann in ihm mit dem warmherzigen Augenblicksempfinden.

„Gnädige Frau —" begann er endlich, nicht ohne eine leichte Verlegenheit, — „Sie irren wirklich! Ich habe gar nichts gegen Ihren Herrn Gemahl. Wäre ich sonst hier —"

Sie lachte ironisch, und ihm stieg dabei das Blut in die Stirn.

„Ja ... und, ich versichere Sie, ... man schlägt überall in unseren Kreisen den genialen Blick, die Unternehmungslust, die Energie und Umsicht Ihres Herrn Gemahls sehr hoch an." Nun wollte er einen kleinen Dämpfer auf seine eigenen Worte setzen: „Daß man wohl meint, er ginge zu rasch vorwärts, in zu scharfem Tempo, das ist eine Sache für sich. Die mich übrigens nichts angeht. Denn — und das ist der Kernpunkt — meine Firma ist keine von denen, die sich mit der Finanzierung von Industrie-Unternehmungen beschäftigt. Das habe ich auch Ihrem Herrn Gemahl gesagt."

Er glaubte, sehr klug und ruhig gesprochen zu haben.

Aber er sah, daß seine Worte wenig Eindruck machten. Sie hatte wieder ein Blättchen Cigarettenpapier zwischen die Fingerspitzen genommen und zerfaserte es langsam.

„Was wollte er denn von Ihnen? Eine Kleinigkeit im Grunde, die Ihnen schlimmstenfalls nichts kosten kann und bestenfalls ein paarmal Hunderttausend einträgt. Ihren Namen als Mit-Emissionshaus unter dem Prospekt. Bitte, ich weiß wohl — so viel weiß ich denn doch! — Sie übernehmen damit eine moralische und auch ein wenig eine geschäftliche Verantwortlichkeit. Aber daß dabei kein Risiko vorhanden ist, beweist doch am besten die Tatsache, daß Herr Salester mit seiner Bank sich beteiligt —"

Die Cigaretten waren längst erloschen. Aber der schwere, süße Duft lag noch über dem engen Raum.

Plötzlich änderte sie ihre Taktik.

Digitized by Google

Sie schob ihre rechte Hand ein wenig vor und legte sie mit leichtem Druck auf seinen Unterarm. Sie schlug die Augen voll zu ihm auf und lächelte —

„Wenn ich Sie nun bitte ... recht herzlich bitte ...“

Und nach einer kleinen Pause, mit einem tiefen Aufatmen: „Nein — nein! Sie sollen mir nicht etwa hier sofort ein Versprechen, eine Zusage geben! Sie sollen erst prüfen, sich über die Verhältnisse genau unterrichten! Nichts anderes will ich, als daß Sie sich für das Unternehmen interessieren!“

Mit innerstem Widerstreben empfand er, wie unter ihrem bittenden Lächeln sein Wille schmolz.

War es denn schließlich etwas Gefährliches, wenn er ‚ja‘ sagte?! Eine Prüfung der Verhältnisse — das verpflichtete zu nichts! Und jetzt einfach verneinen ... das wäre geradezu eine Unhöflichkeit gewesen. Nun ja ... und wer kann es denn übers Herz bringen, einer schönen Frau, deren Gast man ist, eine Bitte abzuschlagen ... eine Bitte, deren Erfüllung eigentlich gar nichts auf sich hat ...

Sie saß noch immer ganz still, auf den leichtgeöffneten Lippen das bittende Lächeln. Noch immer lag ihre Hand auf der seinen.

Nur ein Ende machen ...

„Gewiß, gnädigste Frau!“ sprach er hastig. „Warum sollte ich mich dem entziehen, wenn Ihr Herr Gemahl mich wirklich eingehender orientieren will! Mehr freilich —“

„Mehr?! Aber das ist ja alles, was ich erbitte,“ gab sie zurück, und es klang durch ihre Worte eine so herzliche, fast naive Freude, daß er ganz erstaunt aufsah. „Vielen — vielen Dank! Diese Zusage vergesse ich Ihnen nie!“

Ihre Rechte löste sich von seinem Handgelenk, aber nur, um seine Hand mit festem Druck zu umfassen.

Dann stand sie schnell auf. „Aber nun müssen wir, wohl oder übel, ins Herrenparadies ...“

Und sie riß den Vorhang auf, sprang, wie ein fröhliches Kind, die Stufe herunter und flüsterte: „Kommen Sie, Sie lieber guter Mensch Sie ....“ (Fortsetzung folgt.)

Die deutschen evangelischen Missionen und der Burenkrieg.

Von Missionsdirektor Superintendent a. D. Gensichen.

Die Geschichte der deutschen evangelischen Missionen hat niemals eine so gewaltige Krisis zu verzeichnen gehabt, wie sie während des Burenkrieges (1899—1902) in Südafrika hervorgetreten ist. War es zagenden Gemütern zu verdenken, wenn sie die Frage erwogen: wird ein Jahrzehnt hinreichen, um die Schäden auszuheilen, welche den blühenden Feldern der deutschen evangelischen Missionen namentlich im Transvaal, im alten Freistaat und in Natal durch den furchtbaren Kriegssturm zugefügt sind? Zur Beantwortung dieser Frage wird es nötig sein, auf drei Punkte das Augenmerk zu richten: auf den Stand der evangelischen Missionen in Südafrika *vor* dem Kriege, auf die Stellung der kriegführenden Parteien zu den Missionen vor dem Kriege und im Kriege und auf den Stand der evangelischen Missionen *nach* dem Kriege.

Eine kurzgefaßte Übersicht über die im Kriegsgebiet arbeitenden deutschen evangelischen Missionen zeigt uns, daß die Missionsgesellschaft Berlin I in den zum Kriegsschauplatz gewordenen Ländern Transvaal, Natal, Freistaat, Kapkolonie und Kafferland 53 Stationen mit 68 Missionaren besetzt und 35 292 eingeborene Christen in ihrer geistlichen Pflege hatte. Es folgt die Hermannsburger Mission, welche in Transvaal und Natal auf 46 Stationen 48 312 getaufte Heiden mit 50 Missionaren geistlich bediente. Die rheinische (Barmer) Mission hatte in der Kapkolonie auf 10 Stationen mit 11 Missionaren 16 023 Heidenchristen in Pflege. Die Brüdergemeinde endlich versorgte in der Kapkolonie und in Britisch-Kafferland auf 21 Stationen mit 37 Missionaren 14 914 eingeborene Christen.

Aus vorstehenden Zahlen ergibt sich, daß durchschnittlich der Bestand der Christen auf einer Station 818, die Zahl der unter der Pflege eines Missionars stehenden Heidenchristen 700 betrug.

Man wird daraus entnehmen dürfen, daß die deutschen evangelischen Missionen ausnahmslos in einem Gebiet mit übersehbaren Grenzen arbeiteten und für Heidenmissionsarbeit, d. h. die Predigt unter den Heiden selbst, Bewegungsfreiheit behielten; dies um so sicherer als im Dienst der Missionen mindestens 1500 eingeborene Helfer standen, welche in der Bedienung der Außenplätze nach dem Maß ihrer Gabe verschiedene aber zum großen Teil sehr wertvolle Hilfe leisteten. Je sorgfältiger aber ein Missionsgebiet durchgearbeitet werden kann, desto reifere Früchte werden sich ergeben.

Es wird dem Verfasser, der 20 Monate hindurch während des Krieges die Kapkolonie, Britisch-Kafferland, Natal, Freistaat (und Maschonaland) visitierend durchreiste, gestattet sein, seine Beobachtungen über den Stand der Missionserfolge bis zum Kriege um so mehr für objektiv richtig zu halten, als er die Missionsgebiete Kapkolonie und Britisch-Kafferland noch besuchen konnte, ehe auch sie Kriegsschauplatz wurden und Natal samt Freistaat ihm vor die Augen traten, nachdem die ersten scharfen Kämpfe überstanden und der Kriegssturm nach Transvaal gezogen war, also wieder verhältnismäßig ruhige Zustände eingekehrt waren. Für Transvaal, welches ihm verschlossen blieb, dienten ihm teils die amtlichen Berichte der Missionare, teils die mündlichen Mitteilungen derjenigen unter ihnen, die jahrelang wegen des Krieges in der Heimat zurückgehalten wurden, als zuverlässige Quelle.

Wenn der Leser die auf dem Gebiete der Missionsgesellschaft Berlin I vom Verfasser als Augen- und Ohrenzeugen gemachten Erfahrungen als das Mittelmaß dessen ansehen will, was die anderen deutschen Missionsgesellschaften als ihre Erfolge bezeichnen dürfen, so wird er nicht irre gehen. Denn schon die oben angeführten Zahlen zeigen, daß Berlin I die Mitte hält, eine Beobachtung, die sich dem Verfasser bei den Berührungen mit Hermannsburger und Barmer Missionaren in Afrika bestätigte. Die durch Zahlen anzugebende Entwickelung von Berlin I in den Jahren 1890—1898, also im letzten Jahrzehnt vor dem Kriege, zeigt ein Wachstum der jährlichen Taufziffer von 1791 im Jahre 1890 bis 3263 im Jahre 1898. Das bedeutet nahezu Verdoppelung des quantitativ berechneten Erfolges. Diese gesegnete Entwickelung war nicht aufgehalten durch die seit dem Jahre 1896 in ununterbrochener Folge über unsere Stationen hereingebrochenen Landplagen: Dürre, Mißwachs, Heuschrecken, Rinderpest, große Sterblichkeit unter den Menschen. Unter all diesen Kalamitäten hatten die anderen deutschen Missionsgesellschaften gleich uns zu leiden, ohne daß auch bei ihnen ein bemerkenswerter Stillstand oder Rückschritt hervorgetreten wäre. Wenn die Wegsperre bei der Rinderpest eine Zeitlang den Besuch des Taufunterrichts und damit die Heidentaufen verhinderte, so hob sich nach Beseitigung des Hindernisses die Taufziffer um so mehr. Die teure Zeit wirkte dahin, daß die Segensgüter der Mission unseren Christen um so teurer wurden; andererseits hat, wie herrliche Beispiele zeigten, gerade in dieser schweren Zeit die christliche Barmherzigkeit gegen notleidende Heiden diesen einen Tatbeweis für die Wahrheit der missionarischen Predigt dargeboten und sie zum Christentum herübergezogen. Ein Beispiel für viele: In Makapaanspoort, wo der im Kriege meuchlings erschossene Missionar Daniel Heese seines Amtes wartete, wanderten Weihnachten 1897 gegen 600 halbverhungerte Heiden auf die Station. Ein Wort vom Missionar, und alle Christen teilten das Letzte von Speise mit den Hungernden. „Diese Liebe,“ schrieb

Digitized by Google

Heese, „hat einen tiefen Eindruck auf die Heiden gemacht.“ Und in der Tat, es waren wertvolle Erntefelder, die der Verfasser schauen und auf ihre innere Qualität und Reife in sorgsamer Beobachtung prüfen durfte.

Mit der äußerlichen Beteiligung an den Gottesdiensten hielt die innere Teilnahme gleichen Schritt. Der wundervolle, meist vierstimmige Gemeindegesang weckte schon darum eine weihevolle Stimmung des Herzens, weil es feststeht, daß in Südafrika Heiden entweder überhaupt nicht singen oder doch nur einen kümmerlichen Anfang von Melodie hervorbringen; also mußte diese Harmonie als eine Wirkung der Umstimmung des Herzens angesehen werden. Mit dem Fortschritt in der Annahme des Christentums bereitete die Mission der Umgestaltung des häuslichen und Familienlebens die Bahn. An die Stelle der Trägheit war Fleiß und Betriebsamkeit, an die Stelle der Liederlichkeit war Nüchternheit, an die Stelle der Habsucht war Barmherzigkeit, an die Stelle der Untreue war Gewissenhaftigkeit in Verwaltung des anvertrauten Gutes getreten. Trotz und Auflehnung gehörten zu den Seltenheiten, Bescheidenheit und Gehorsam waren die Regel. Verfasser hat die genannten Veränderungen darum so genau feststellen können, weil er bei jedem Missionar alle Seiten seiner Tätigkeit genau erkunden und selbst bei etwa 900—1000 Hausbesuchen einen genauen Einblick in die Familienverhältnisse gewinnen konnte.

Verfehlungen, die natürlich nicht ausbleiben konnten, wurden durch gründliche Umkehr ausgeglichen. Nicht zu vergessen ist der übrigens bedeutende Einfluß, der von der Missionsstation auf die nahewohnenden Heiden zur Bezähmung wilder Sitten ausging, wovon wir hier nicht eingehender sprechen können.

In diesen blühenden Stand der deutsch-evangelischen Missionsarbeit brach der furchtbare Krieg ein. Wie ein Reif in der Frühlingsnacht die Blüte der Bäume vernichtet, so verheerte er das knospende und fruchtbringende Leben.

Krieg ist immer eine gewaltige Zuchtrute in der Hand Gottes. Läßt Gott es aber zu, daß Weiße gegen Weiße, Christen gegen Christen angesichts der Heiden und der Heidenchristen im Missionslande nicht in vorübergehender Fehde, sondern in einem fast aufreibenden Kriege streiten, so wird bei allen, die die gesegnete Arbeit der evangelischen Mission lieben und unterstützen, jene bange Spannung der Gemüter vorwalten, in welcher die Frage entsteht: Werden die Objekte der Mission, Heiden, Katechumenen, Heidenchristen nicht irre an ihrem Glauben werden?

Diese Sorge hätte einigermaßen dann beseitigt werden können, wenn beide kriegführende Parteien die auf dem Kriegsschauplatz liegenden Missionsstationen der Deutschen als unantastbar erklärt hätten. Von den Engländern durfte man das erwarten nach allem, was die englische Regierung in der Kapkolonie, in Natal bisher den deutschen Missionen an Schutz und Förderung gewährt hatte. War's doch, abgesehen von der völligen Bewegungsfreiheit, welche den deutschen Missionen im englischen Gebiet früher gewährt war, um zwei Beispiele zu erwähnen, ein Akt großer Gerechtigkeit und Billigkeit, durch welchen unser Missionar Aug. Glöckner in Natal zum einzigen geistlichen Mitglied der Landeskommission ernannt wurde, welche allen den Missionen gegebenen Landbesitz darauf zu untersuchen hatte, ob derselbe beneficial occupied sei, d. h. richtig zum Besten der Mission benutzt wird. War's doch ein sehr objektives, uns sehr wohltuendes Urteil, das der englische Präses der Kommission mir in Bezug auf unsere Station Christianenburg aussprach: „Hier sieht man, wie eine Missionsstation verwaltet werden muß.“ Ebenso objektiv urteilte ein früherer speaker des englischen Parlaments über unsere Natal-Mission: „In den ersten Rang stelle ich die Berliner Mission, welche lange vor den Regierungswegen trotz geringem Betriebskapital Wege gebaut hat. Ihre Pflegebefohlenen zeichnen sich durch bemerkenswerte Bescheidenheit und Gehorsam aus.“

Sind die oben ausgesprochenen Erwartungen erfüllt worden? Wir können es nur tief beklagen, daß, wie es nach unserem Ermessen die Unbill des Krieges nicht ohne weiteres mit sich brachte, unserem Werke tiefgehende Wunden geschlagen sind, an deren Heilung wir unter Gottes Beistand schwer werden zu arbeiten haben. Es widersteht uns, in diesem kurzen Artikel die oft hervorgehobenen Einzelheiten zu erwähnen. Aber die Frage muß gestellt werden: Lag die Entfernung der deutschen Missionare von ihren Plätzen wirklich in der eisernen Notwendigkeit des Krieges? War es wirklich nicht möglich, die unwahren Beschuldigungen gegen deutsche Missionare, welche von unglaubwürdigen Schwarzen vorgebracht wurden, auf ihren Gehalt zu prüfen? Was in dieser Beziehung in Douglas (Kapkolonie) bei einer gänzlich erdichteten Beschuldigung gegen Missionar Petrick durch das englische Kriegsgericht erfolgte — nämlich völlige Freisprechung — dasselbe wäre wohl den in Pretoria so lange interniert gewesenen Hermannsburger und Berliner Missionaren gegenüber tunlich gewesen. Auch sie hatten im Gehorsam gegen die Anordnungen ihres Komitees strikte Neutralität bewahrt.

Sehr viel milder als Berlin und Hermannsburg sind naturgemäß Barmen und Brüdergemeinde in der Kapkolonie und in Britsch-Kafferland behandelt worden. „Unsere beiden südafrikanischen Missionsprovinzen haben, obwohl sie naturgemäß den allgemeinen Druck der Verhältnisse mitempfanden, keinen wirklichen Schaden erlitten,“ schreibt der Jahresbericht der Brüdergemeinde.

Ernster zwar klingt die Übersicht, die Barmen über das miterlebte Kriegsjahr macht. Das Danieder liegen der Geschäfte, die Unterbrechung des Verkehrs mit den Außenstationen, die Kommandierung farbiger Gemeindeglieder für den Kriegsdienst, die zwölf Überfälle, welche von den aufständischen Bauern auf die Missionsstation Wupperthal gemacht wurden — das alles rechnet Barmen noch zu den geringeren Übeln. Aber die gegenseitige Erbitterung der Kämpfenden, Haß, Zwietracht, Lüge, die bei den Farbigen vorkamen, Verräterei gegen die eigenen Missionare, das sind die schlimmsten Früchte, die der schwere Krieg gebracht hat.

Aber wie stellten sich die Buren vor und im Kriege zu den deutschen Missionen? Das ist die in Deutschland immer wieder aufgeworfene Frage. Es ist festzustellen, daß die vor 30—40 Jahren oft beklagte Feindseligkeit der Buren gegen die Mission bei Regierung und Volk eine überwundene Sache war, als der Krieg begann. Einzelne Ausnahmen bestätigen nur die Regel, die von unseren deutschen Missionaren im Freistaat mit großer Einmütigkeit erhärtet, von fast der Vollzahl der deutschen Transvaal-Missionare bestätigt wird. Dem Anschein nach lag freilich in dem im September 1896 erlassenen Gesetz (Plakkerwet), des Inhalts, daß nur fünf Familien von Farbigen auf einem Platz wohnen dürften, ein gegen die Missionen gerichtetes zweischneidiges Schwert. Aber hat nicht die Folge gezeigt, daß Dr. Leyds, den wir am 10. Januar 1897 in Berlin dieser Sache wegen interpellierten, es ernst meinte mit seiner Versicherung: „Solch ein Gesetz wird man doch nicht auf Missionsstationen anwenden?“ Das Gesetz wurde nie zu unserem Schaden ausgeführt. Es war der Arbeiternot, aber nicht der Missionsfeindschaft entsprungen. Dagegen darf ich nach Information aus bester Quelle versichern, daß Buren, die ihre schwarzen Hirten in der Bibel unterrichteten, Bauerfrauen, die Katechumenen ihre Aufgaben im Katechismus beibrachten, Hausherren, welche ihre schwarzen Leute an der Hausandacht teilnehmen ließen, nicht mehr zu den Seltenheiten gehörten. Wie solche Wendung zum Besseren kam, möge ein Beispiel zeigen: Missionar Z. von der Berliner Mission nächtigte bei einem Buren und bat ihn, zur Abendandacht seine schwarzen Leute zuzulassen. Zuerst lächelte der Bur und gewährte die Bitte nicht. Da las der Missionar ruhig die Geschichte vom kananäischen Weib vor, die Worte betonend: „Und doch essen die Hündlein von den Brosamen, die von ihrer Herren Tische fallen.“ — „Mutter, laß die schwarzen Menschen ein,“ war des Buren Antwort, und er blieb dabei.

Es darf aber nicht geleugnet werden, daß sowohl in

Digitized by Google

der Kapkolonie von den sogenannten Rebellen Härten gegen die Barmer Mission vorgekommen sind, wie auch mindestens einer unserer Plätze in Transvaal von der Unbill gereizter Bauern gelitten hat. Damit ist aber die Regel nicht umgestoßen. Der Bur bewies den Heiligtümern Gottes gegenüber auch im Kriege Respekt. In Woyenthin (Südtransvaal) hatte ein burischer Soldat eine Kerze aus unserer Kirche geholt. Er wurde nach ernster Strafrede angewiesen, sie sofort auf ihren Platz zu tragen. Dürfte man wohl auf der anderen Seite gleichen Respekt vor Kirchen und heiligem Gerät konstatieren? —

Nun aber: Wie sind die deutschen evangelischen Missionen durch den Krieg hindurchgekommen und was haben sie von der Weiterentwickelung unter englischem Regiment in Transvaal und Freistaat zu erwarten?

Aus unserer Betrachtung scheidet Barmen und Brüdergemeinde aus, die jetzt in Frieden wie bisher in der Kapkolonie und in Britisch-Kafferland ihre Gemeinden bauen dürfen.

Für Berlin und Hermannsburg wird folgendes aus der allgemeinen Erfahrung der Missionen unter englischem Gouvernement sich ergeben: An Bewegungsfreiheit wird es den deutschen Missionen nicht fehlen, wenigstens von dem Zeitpunkt ab, wo die noch vorhandene Erbitterung überwunden und die Civil-Regierung eingeführt sein wird. England ist in dieser Beziehung immer vornehm und im besten Sinne liberal gewesen. Schutz und Gerechtigkeit wird die englische Regierung bei ruhigem Verlauf der Dinge den deutschen Missionen gewiß geben. Auch fürchten wir nicht, daß unsere deutschen Missionen durch weitere Verbreitung der englischen Missionen in Freistaat und Transvaal zu sehr eingeschränkt werden könnten, wenn auch naturgemäß die jetzt laut werdenden Stimmen von einer Überschwemmung mit englischen Missionsbestrebungen reden. Es ist noch viel Raum in beiden Ländern, und die geordnete Tätigkeit der deutschen Mission wird den englischen Missionsfreunden bald Achtung einflößen und ihre Grenzen sichern. Daß die Grenzbeziehungen zu englischen evangelischen Missionen dann sehr angenehm sein werden, wagen wir allerdings nicht zu behaupten. Wir haben zu viel gelitten von dem unberechtigten Einbrechen der Wesleyaner in unser Gebiet, namentlich in Transvaal, zu viel erfahren von dem Verhalten derselben gegen Glieder unserer Gemeinden, die unter Zucht standen und ohne Zagen und Bedenken von ihnen aufgenommen wurden. Man breche nur bald mit dem gefährlichen Grundsatz: „Die ganze Welt ist unsere Parochie" und gewähre den deutschen Missionen den äußerlichen und innerlichen Ausbau ihrer Stationen in Freiheit und Frieden. Was die deutschen Missionen aber von der englischen Regierung mit Zuversicht erwarten dürfen, das ist: Wiederherstellung der durch den Krieg zerstörten Stationen, Vertrauen zu der deutschen Missionsleitung und seitens der englischen Missionen eine gerechte Anerkennung deutscher Missionsarbeit, wie wir sie von den Engländern vor dem Kriege erfuhren, eine brüderliche, herzliche Gemeinschaft mit unseren Missionaren, durch welche am ehesten die Kluft überbrückt werden kann, welche naturgemäß noch eine Zeitlang die zu gleicher Arbeit Verbundenen trennen mag.

Eine große Sorge wird mehr und mehr den deutschen evangelischen Missionsleitungen abgenommen. Sie hängt mit der Frage zusammen: In welchem Zustande werden die gefangen gewesenen Missionare bei der Heimkehr ihre Gemeinden vorfinden? Von den Missionaren O. Kahl in Neu-Halle und Herbst in M'phome (Transvaal) liegen uns Nachrichten vor, nach welchen das Gros der Gemeinden ihre angestammten Hirten mit jubelnder Freude begrüßt hat. Nur wenige standen scheu und schuldbewußt beiseite. Es waren diejenigen, welche den heidnischen Häuptlingen geglaubt hatten, die Missionare würden nicht wiederkommen und mit der Kirche sei es vorbei. Ähnlich lauten die Nachrichten von Woyenthin und Leydenburg. Wir zweifeln nicht, daß die Hermannsburger die gleichen Erfahrungen machen werden.

Hiernach dürfen wir wohl die im Eingang dieses Aufsatzes gestellte Frage dahin beantworten: Der Stand der deutschen evangelischen Missionen in Südafrika nach dem Kriege berechtigt trotz der Erschütterungen des über sie hingebrausten Kriegswetters zu der Hoffnung, daß nach einer verhältnismäßig kurzen Zeit der Sammlung unter Gottes Beistand wieder eine Periode ruhiger Entwickelung in Südafrika beginnen wird, in welcher der deutsche in Südafrika gepflanzte Missionsbaum seine Krone vielleicht herrlicher als vorher entfalten wird.

Das versandete Haus.

Das Haus liegt an der Düne,
Das Haus liegt schier im Sand;
Im Gärtchen leuchten Nelken,
Sie wehen und sie welken;
Ganz nahe braust der Strand.

Das Dach ist morsch, und Schwärze
Dunkelt durchs ganze Haus;
Einst war es voller Schöne,
Es war voll starker Söhne,
Die zogen all hinaus.

Wer groß ward, ging zu Schiffe,
Wie sich's von selbst verstand;
Doch blieb es nur ein Gehen,
Ein Gehen und Verwehen
Von Glück im Dünensand.

Und als den letzten Sprossen
Man auf die Diele trug,
Da ward's den Alten beiden
An Kummer und an Leiden
Auf dieser Welt genug.

Sie legten sich und starben
Mit ihrem letzten Kind.
Nun steht das Haus im Sande
Fast bis zum Daches Rande,
Und ewig weht der Wind.

Johannes Wilda.

Unser täglich Brot.

Von Ed. Heyck.

Daß es einmal Zeiten gab, wo man zwar Getreide baute, aber kein Brot kannte, können wir uns kaum recht vorstellen. So selbstverständlich erscheint das liebe Brot als A und O aller Ernährung, daß es in den verschiedensten Sprachen die erweiterte Bedeutung Lebensunterhalt überhaupt bekommen hat. Aus dem Vaterunser der Bibel, nicht minder aber aus zahlreichen volkstümlichen Sprichwörtern und alten deutschen Rechtsformeln ist uns diese Verwendung des Wortes geläufig. Und doch ist das Brot, wie wir es kennen, eine verhältnismäßig späte Errungenschaft; viele Völker haben es noch heute nicht zu richtigem Brot in unserem Sinne gebracht. Und deshalb fehlt auch den indogermanischen Sprachen, um nur von diesen zu reden, ein altgemeinsamer Ausdruck. Erst einzeln für sich haben die zugehörigen Völker die Erfindung des gebackenen, gesäuerten Brotes gemacht und haben demnach je für sich besondere Namen dafür, die miteinander nicht verwandt sind. *Μᾶζα*, panis, Brot haben miteinander nichts zu tun. Nun haben zwar die Völker schon auf frühen und vorgeschichtlichen Stufen massenhaft voneinander Kulturfortschritte und Neuerungen entlehnt. Aber merkwürdigerweise ist dies auf dem Gebiete des Essens stets sehr wenig geschehen, hier blieben sie Partikularisten — in bedenklichem Gegensatz zum Trinken, wo jede verdienstlich erscheinende Neuerung alsbald den Eroberungszug um die Welt begonnen hat, im Zeitalter des Honigmets und des von Herodot gepriesenen ägyptischen Bieres so gut wie in dem des Münchener und Pilsener. Man braucht noch gar kein Mummelgreis zu sein, um sich der Zeit zu erinnern, wo — von einigen schätzenswerten Genüssen und Methoden abgesehen, die überall berühmt waren — im großen und ganzen doch jedes Land, ja jede Landschaft ihre eigene Art zu essen hatte. Erst unsere entsetzlich neuerungssüchtige und mode-

Digitized by Google

nervöse Gegenwart wirft alles durcheinander. Namentlich die Touristengasthöfe zerstören überall die heimische Art und glauben dem Fremden einen Gefallen zu tun, wenn sie ihm das vorsetzen, was er zu Hause gewöhnt ist. An den bayrischen Seen belebt das Eisbein die Speisekarte und auf seetanggegürteter Schäreninsel im fernen Nordmeer rät die Kellnerin zu einem Wiener Schnitzel oder einem Chateaubriand. Dafür ziehen sich die ehemaligen Landesüblichkeiten in die Großstädte zurück, wo man sie als Spezialitäten schätzt. Von der brasilischen Hühnersuppe und schwarzen Bohnen mit Mandioka den ganzen Reigen eines ethnographischen Diners hindurch, bis zum Baderbrezele aus Freiburg zum nachfolgenden Bier, läßt sich z. B. in Berlin alles mühelos beschaffen, und wer eine gute gebräunte Haxn will, hat viel mehr Aussicht, sie in der Friedrichstraße zu erlangen als in der Kaufingergassen.

Also vom Brote war die Rede. Nun ist ja freilich dieses Gebäck eine ziemlich komplizierte Erfindung, die ihre Vollkommenheit erst erreichte durch die Verwendung eines Gärung erzeugenden Mittels, welches, gleichviel ob Sauerteig, Hefe, Hirschhorn oder direkt hineingepreßte Kohlensäure, den Teig auseinander treibt, mit Blasen füllt und ihn dadurch lockerer, leichter verdaulich macht. Bis dahin war immerhin erst ein kulturgeschichtlicher Weg zu machen, und diesen möchten wir uns heute erlauben, den verehrten Leser oder die Leserin, welche in hausmütterlicher Anmut des „täglichen Brotes“ waltet, zu führen.

Da begegnen wir zunächst dem Urmenschen grau entlegener Vorzeit, der mit der Wurfkeule über das Land schweift, um wahllos irgend ein Getier tot zu werfen: wie sein Hunger ihn veranlaßt, von den Getreidegräsern auf der Steppe, etwa von Hirse oder Wildhafer, die Körner auszureiben und zu essen. Von da aus hat der homo sapiens die Entdeckung gemacht, daß diese Körner desto schmackhafter und bekömmlicher werden, je mehr sie reif und trocken sind oder auch: wenn er sie ein wenig röstet. Getrocknet aber lassen sie sich zerreiben, feiner oder gröber, wie man will. Auch können sie dann, mit Wasser oder Milch verrührt, gekocht werden. Da haben wir denn schon den Brei und die Grütze. Mehlbrei und Grütze bleiben die Form, in der die Getreideernten zubereitet und aufgezehrt worden sind, noch lange Zeiten, nachdem der prähistorische Mensch gelernt hatte, diese Gräser als Kulturpflanzen zu züchten und sie systematisch als Landmann zu säen, also nachdem er ihnen zu Liebe vom schweifenden Jäger und weitum nomadisierenden Herdenbesitzer zum mehr oder minder ansässigen, jedenfalls verweilenden Ackerbauer geworden war. So hielten's auch die alten Germanen und die Deutschen, deren Bekanntschaft die Römer machten, bis ins Mittelalter hinein. Des Morgens eine sanfte Mehlsuppe, des Mittags und des Abends Gersten- oder Hafergrütze in Milch, außerdem allezeit Käse — das ist das „tägliche Brot“ aus unserer Altvorderen Zeit. Ganz verschollen ist das ja auch heute nicht, es sind nur jüngere Lebensgewohnheiten hinzugekommen; wer ein wenig kulturgeschichtlich aufzufassen versteht, dem tauchen die Bilder älterer Zeit empor, wenn er etwa Hebels „Habermus“ liest oder auch, wenn er in Schweden den kleinen Kindern des Hauses zusieht, wie sie vor der Mahlzeit an den Smörgbstisch in der Ecke eilen und sich ihr Käsestück holen. Etwas einförmig war jener tägliche Lebenswandel der Grützen und Milcherzeugnisse wohl, aber es gab doch auch Mittel, Abwechslung hineinzubringen. Man konnte die Grütze statt mit Milch mit Butter oder Schmalz bereiten. Und dann, da wuchsen ja im Sommer und Herbst allerorten im Walde und am Rain die Erdbeeren, Himbeeren, Brombeeren, Preißelbeeren, auch die kochte man in das Mus hinein, und somit hat es „rote Grütze“ schon längst vor dem gerösteten Gerstenbrote gegeben.

Der verehrte Leser hat längst einen Einwand auf dem Herzen. Wo bleibt das Fleisch, warum dreht sich der Bratspieß nicht überm prasselnden Herdfeuer? Ja nun, wenn der Hausvater oder der stattliche, hurtige Sohn ein Stück Wild erlegte, wenn er vielleicht gar des Wisents trotziges Gehörn an die Hauswand unter den Giebel nageln konnte, da lobte die Hausfrau den glücklichen Jäger und war fröhliche Mahlzeit. Oder man hatte Fische und gelegentlich ein häusliches Huhn. Aber so gar tagtäglich darf man sich das nicht vorstellen. Und nicht alles, was die Männer mit guten Nachbaren verzehrten oder was man dem Gast vorsetzte, bekamen auch die Frauen und Mägde im Hause. Ein Haupt Vieh aber oder größeres Geflügel ohne Anlaß zu schlachten, fiel dem Bauer auch zu jener Zeit keineswegs ein. Da mußte schon ein Dankfest und Tag der Gottheit sein, wie sie sich durch den Umschwung der Jahreszeiten ankündigten. Dann freilich aß man dem Wotan zu Ehren eine Gans, welche später zum Festvogel des christlichen Wotan, nämlich Martins, des reitenden Heiligen mit dem Sturmmantel, wurde. Und vollends zur Julzeit war allgemeine Gastung und Schmauserei. Denn durch das große Schweineschlachten waren Küche und Keller mit frischem Fleisch gefüllt, während im Rauchabzuge des Daches alles das hing, was bestimmt war, als Dauerfleisch, Schinken und Speck, über die langen fleischarmen Jahreszeiten hinwegzuhelfen. Ferner, wenn die Männer zur Thingversammlung zogen, taten sie sich gütlich am Braten, den das an die Spitze der Völkerschaft gestellte Edelgeschlecht auf seine Repräsentationspflichten nahm. Endlich gar an den Amphiktyonien, den Kultversammlungen zu Ehren der hohen Götter, unter deren siegspendenden Schutz sich die großen Völkerbündnisse gestellt hatten, da sah man auch das Roß schlachten, den vornehmsten Festbraten der Germanen, oder die geheiligten Rinder, die im Stabzaun des Tempelbezirks dem Gotte zu Ehren und dem Festmahl zum Frommen gehegt wurden. Dies alles war schon tatsächlich so, nicht bloß in den historischen Romandichtungen. Aber nicht alle Tage ist Fest, und des Werktags Losung hieß: Grütze.



Rosina. Nach dem Gemälde von F. v. Defregger.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Mit dem Ackerbau kam zu dem Vorzeitmenschen die eigentliche mühselige und erzieherische Arbeit; dem Nomaden ist sein Leben noch leicht. Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen. Da sollte nicht bloß geackert, gesäet, geerntet, gedroschen sein, es galt auch jeden neuen Tag das Korn für die Zubereitung zu mahlen oder zu schroten. Das mußte in jenen Quirnen geschehen, die man jetzt in den Altertumssammlungen sieht, in den steinernen Handmühlen, worin ein ungefüg rundlicher Stein auf der Höhlung eines anderen Steins hin und her gedreht wird, um dazwischen das Korn zu zerquetschen. Hier am Mahlstein hat das „tägliche Brot“ viel tägliche Seufzer erpreßt, denn oft bis tief in die Nacht beim schwelenden Kienspan mußten die von Haus- und Feldarbeit müden Mägde mahlen, damit nur am anderen Morgen wieder der unerbittlich notwendige grobe Mehlvorrat da sei. Ja, man darf weiter sagen, Getreide und Grütze haben zu den Menschen die Grausamkeit und Tyrannei gebracht: ihretwegen hat man gefangen und geraubt, hat

Digitized by Google

Menschen gekauft und verkauft und Schwächere in Unfreiheit gezwungen; der Jäger und Nomade noch nicht, erst der Ackerbauer hält sich hörige Knechte und Mägde, um seine Familie zu entlasten.

Käse, Speck und Schinken kann man mit aufs Feld, auf die Reise, auf die Seefahrt nehmen, Grütze weniger gut. Sie kann man auch nicht in Vorrat herstellen. So kam man darauf, die Grütze oder den Brei aus kleiigem Mehl in eine trockene und haltbare Form zu bringen. Mit anderen Worten, man röstete sie in Pfannen zu flachen Kuchen. Da stehen wir denn bei den Anfängen des gebackenen Brotes. Noch lange sind diese dürren Fladen in Deutschland allbekannt gewesen, Schweden kannte bis ins XVI. Jahrhundert überhaupt kein anderes Brot, und noch jetzt will man daselbst dieses uralte flache, runde, dunkle Kleien-Gebäck, welches Hartbrot genannt wird, auf keinem Eßtisch entbehren. Aber überhaupt haben alle Völker dieses Stadium der ungesäuerten Brote durchgemacht. Die altrituellen Mazzen der modernen Juden beim Osterlamm sind etwas dem Hartbrot ganz Analoges, nur daß sie aus feinerem Mehl sind. Im Orient ist man vielfach beim ungesäuerten Brote stehen geblieben; in türkischen und arabischen Herbergen Syriens trifft man das Flachbrot, das zerbrochen, nicht zerschnitten wird, gerade wie das schwedische und — wie Christus beim Abendmahl tat.

Andererseits kannten doch auch die Juden das lockernde Säuern des Brotes schon zur Zeit ihrer biblischen Speisegesetzgebung. Ebenso kannten es die Griechen und die Römer. Letztere brachten den Germanen die Wassermühlen, die eine wahre Erlösung waren, und lehrten sie zuerst, das gesäuerte, nicht mehr flache Brot backen. Von da ab hat es, freilich sehr langsam, geographisch von der ehemaligen Römergrenze und sozial von den luxuriösen Schichten her, sich Deutschland erobert. Dabei hatten Gerste und Hafer lange Zeit die Oberhand in der Brotbereitung, nächst ihnen Roggen. Das Mehl zu „beuteln" versäumte man bis ins XV. Jahrhundert durchweg, aß also die Kleie mit im Brote. Zur Zeit des Rittertums und der höfischen Kultur sank aber Hafer- und Gerstenbrot zur Speise des Gesindes und der geringeren Bauern herab. Andererseits kam durch romanischen Einfluß für die vornehmen Leute Weizenbrot auf, „Schönbrot" oder „Weißbrot" genannt, und damit für Tafelzwecke auch die kleinere, gefälligere Semmelform, die jedem sein Brot einzeln hinzulegen erlaubte. Seitdem hat sich das Weizenbrot die süddeutschen und rheinischen Gegenden als das durchaus herrschende erobert. Dem Roggenbrot dagegen — mit und ohne Kleie, grob oder fein — ist sein Übergewicht im deutschen Norden geblieben.

Der alte germanische Ausdruck für Brot (schon für Flachbrot) ist Laib. Er steckt verundeutlicht auch in Lebkuchen und anderen Worten. Zum Beispiel der angelsächsische Lord, der Hlaford, ist nichts anderes als der hlafweard, d. h. Brotwart, Brotgeber abhängiger Leute. Und Lady ist hlaefdige, Brotausteilerin. Das jüngere Wort „Brot" hängt in der Sprachwurzel mit brodeln zusammen; das Gären und Aufquillen des gesäuerten Brotes kommt darin zum Ausdruck. Daher haben die älteren Dialekte auch für die feinen, blasigen Zellen des Honigwachses den Ausdruck Brot.

Es ist nur die eine Entwickelungslinie, die vom altgermanischen Brei zum Brote führt. Auch alles, was ins Gebiet der Schmarren, Omelettes und gebackenen Kuchen gehört, hat seinen Ursprung im Brei. Namentlich die Kuchen — nicht die der Konditor, sondern die die Hausfrau bäckt — haben eine höchst interessante und altertümliche Kulturgeschichte. Denn sie alle sind ursprünglich Opfergebäck und Festherrichtungen, woran heute noch Fastnachtskrapfen, Figurenbackwerk, Pfingststollen, zu Weihnachten Springerle im Süden und Pfeffernüsse im Norden in freilich sehr abgeblaßter Weise erinnern. Und dann ist mit honiggesüßten Kuchen viel Zeichensprache der Liebe und freundschaftlichen Gesinnung getrieben worden, was ebenfalls noch heute vorkommt. Wir sehen auch an diesem Festgebäck wieder: nirgend knüpfen sich alte Sitte und Symbolik so sehr an das Schlachtfleisch, als vielmehr an die Erzeugnisse aus der Ernte des Ackers. Und so helfen sie beweisen, daß letzteren auch bei den alten Deutschen die erste Rolle in deren Auffassung vom „täglichen Brote" zukam.

Das singende Herz.

Von L. Annshagen.

Es war offenes Geheimnis, daß der Schneider Letschow der Verfasser der meisten Verse war, die auf die Grabkreuze geschrieben wurden. Die Reime: „Tränen — Sehnen, Frieden — hinieden" glitten wie Öl in die traurigen Seelen. Man konnte sie im wehen Gemüt leicht hin und her bewegen, wenn man die Gräber der Seinen besuchte und konnte sozusagen in ihrem Takt nach Hause gehen. Nur ihr Urheber konnte dies nicht. Er setzte zu jedem Schritt dreimal nieder — zuerst die Krücke unter der rechten Achsel, dann links einen derben Handstock und endlich sein linkes gesundes Bein, während das verstümmelte mitschlenkerte; leichtfertige Daktylen aber brachte er nicht auf Grabsteine.

Meine Schwester Dele und ich gingen oft zwischen den Gräbern hin und suchten nach den neuen Inschriften, die er gedichtet. Wo ein neues Kreuz gesetzt wurde, konnten wir es kaum erwarten, daß die Leute weggingen und wir lesen konnten. Einer dieser neuen Verse aber — wir kannten die junge Frau, der er galt — hat mir lange Zeit schwere Denknot gebracht und drohte gar, meine sittlichen Begriffe zu verwirren. Er lautete:

„Schwesterseele — sanfte Taube,
Heimwärts ging Dein stiller Fluch."

Eine heimkehrende Seele sollte Flüche vorausgesandt haben? Und wenn — das sagte man ihr im Tode nach? Ja — wie stimmte das Fluchen überhaupt zu der gerühmten Sanftmut? Das Reich der Orthographie mit seinen Schrecknissen und Gefahren lag mir noch im Nebel. Erst viel später einmal in der Religionsstunde, als ich beim zweiten Gebot unserem Vater meine Bedenken sagte, ließ er gleichzeitig in jenes ein grelles Streiflicht fallen.

Schneider Letschow machte auch viele Briefe auf Bestellung, nur nicht für Liebesleute; die ermahnte er, selbst ihre Gefahr zu stehen. Nicht als ob nicht jeder schreiben gelernt hätte. Aber es wurde viel schöner, wenn er schrieb. Er wußte schon von selbst, was in einem Brief stehen muß und was ihm zur Zierde gereicht, und alles klang so schwungvoll, daß man, wenn man das Schreiben beim Schmied drüben einsteckte, der die Postagentur hatte, sich sagen konnte, daß es jeden in das höchste Erstaunen setzen müsse, der den Absender kannte. Was sollten sie schreiben? Sie wußten nur, daß der Vater eine andere Kuh gekauft habe, daß die Mutter beim Melken von ihr getreten worden, daß Hanning zum Bauern in Dienst gehe und der Roggen mannshoch stehe. Aber Schneider Letschow wußte Wendungen, die kein anderer zusammenfand.

Nach der Arbeit saß er bis tief in die Nacht bei seiner kleinen schlecht brennenden Lampe und las Volksbücher, die Bibel, Klopstocksche Oden und Coopersche Indianermär. Wir wollten stets Boten sein, wenn Kleidungsstücke von unserem Vater oder den Brüdern zu ihm gebracht werden mußten. Denn er erzählte uns dann von dem Gelesenen, und die Spuren des Durchgangs durch seinen Geist machten uns die Geschichten doppelt interessant. Und er sagte ganze Oden her, die er auswendig gelernt hatte. Dabei sahen wir besonders gern, wie sein feiner Kopf zum Rhythmus nickte, ohne daß er den Blick von seiner Arbeit hob, und wie sein blasses Gesicht einen vornehmen Ausdruck bekam. Schwester Dele hatte er ein altes Modenbild der Firma Katz & Bonheim gegeben. Sie hatte eine Ecke seines Tischs inne und malte mit Bleistift dazwischen herum. All den lächelnden Herren gab sie

Digitized by Google

Dolche und losgehende Revolver in die anmutig getragenen Hände, so daß sie nun auf das liebenswürdigste durcheinander feuerten und stachen — ganz gleich, wohin sie trafen. Dies war damals eine Sucht bei meiner Schwester Dele.

Als sie es ihm zeigte, während ich vor Lachen taumelte, wurde er im Gegenteil sehr ernst und sagte erregt: „Damit muß man keinen Spaß treiben — das ist zu schrecklich. Das ist teuflisch — mit solchem Gesicht schießen! Aber Ihr versteht es nicht besser.“ Wir sahen uns verdutzt an, und da er gar nicht wieder munter werden wollte, schoben wir uns bald zur Tür hinaus.

Wegen seines nächtlichen Lesens versagte bald sein Augenlicht. Er mußte zu einer schärferen Brille greifen, und eines Tages hieß es, er habe dem Schmied seinen Anzug halbfertig wiedergebracht — er könne in Schwarz nicht mehr arbeiten, höchstens in blauem Drillich noch. Auch das Schreiben und Lesen wollte bei dunklem Wetter nicht mehr gehen, und bald einmal traf es sich, daß er mich hereinrief — ich könne gewiß gut deutlich schreiben — ob ich ihm nicht helfen wolle. Da wurde aus seinen Gedanken und meiner schönen, steilen Schulschrift manch sehr guter Brief, den der Besteller zufrieden wegtrug.

Eines Tages aber hatte er etwas Besonderes für sich selbst; zuerst sollte ich ihm den zu beantwortenden Brief noch einmal vorlesen. Er war aus Nordamerika von einem kürzlich dorthin ausgewanderten jungen Manne und berichtete und fragte viel. Der Schluß lautete: „Auch habe ich hier die Marie Burkharden angetroffen — die Schrödersdochter, die Ihr ja alle kennt — und habe ihr im besten Wolsein angetroffen. Ihr Mann schlägt ihr, weil er trinkt, und die zwei Kinder haben die englisch Krankheit. Sie fragte, ob Karl Letschow noch am Lebend ist. Er soll ihr doch 'mal einen Gruß schicken, daß er noch am Lebend ist. Sonst geht es ihr ja, aber sie hat die Schwindsucht und das Heimweh so sehr.“

Während ich las, war in seine gelblichen Wangen eine scharfbegrenzte Röte gestiegen. Seine schönen dunklen Augen leuchteten hinter der Brille unnatürlich groß, und er atmete schwer. Er saß, obgleich er nicht nähte, mit gekreuzten Beinen auf seinem Schneidertisch und sah durchs Fenster über die sonnenbeglänzte Dorfstraße, hinter welcher die schimmernden Grabkreuze standen wie eine Volksversammlung. Eine ganze Weile wiegte er den Oberkörper und bewegte still die Lippen. Er schien mich zu vergessen; ich fing an, mich zu langweilen, und wollte zur Tür hinaus. Das Geräusch der Klinke weckte ihn. „Bleib' noch, Dirning. Schreib' mir noch 'was — ich will gleich antworten. Aber kannst Du schweigen?“

„Schweigen? Na und wie! Konrad hat mich gekniffen — immer toller, bis ich ‚Au‘ schreien würde. Aber ich habe es fünf Minuten lang ausgehalten.“

„Dann versprich mir, daß Du, so lange der lahme Letschow lebt, nichts nachsagen willst von diesen Briefen.“ Ich legte, unter der Wichtigkeit der Sache leise erschauernd, das Pfötchen in seine langfingerige, blasse Hand und holte dann das Geschirr von der Kommode.

Er diktierte. In schönen allgemeinen Wendungen beantwortete er die ersten Mitteilungen und dann folgte: „Ich bitte Dich — gehe zu der jungen Burkharden und sage ihr, daß ich Geld schicken will. In einigen Tagen will ich es abschicken an sie. Und sie soll wiederkommen mit ihren beiden Kindern und das Heimatbrot essen. Dann wird das Heimweh besser und die Schwindsucht vielleicht auch. Hier ist für sie gesorgt. Wenn der Mann mitwill, kann ich es nicht hindern, aber für den bezahle ich nicht, auch keine Wohnung nicht. Sonst soll sie ihn dalassen. Und sie soll sich nicht Gedanken machen um das Geld. Ich habe es dazu, habe immer gespart und meine Invalidenrente.“ — „Hast Du das? Dann komm übermorgen wieder, wenn Du so gut sein willst.“ Er schenkte mir einen ganzen Stoß Modebilder und eine große Schachtel voll der verschiedensten Knöpfe, die er mir als Spielmünze empfahl, und ich jagte aufatmend von dannen. Wenn er so ernsthaft aussah, war es gar nicht besonders hübsch bei ihm.

Eine Stunde später humpelte er mit seinen beiden Stützen im Dreivierteltakt am Pfarrhof vorbei stadtwärts. Als ich nach zwei Tagen mich wieder einstellte, hatte er eine Geldkarte fürs Ausland, und ich mußte die Adresse machen und auf den Abschnitt schreiben: ‚150 Taler für Marie Burkharden und ihre Kinder zu einer glückseligen Heimkehr — von Schneider Karl Letschow.‘ Und dann sagte er nach einigem Kopfwiegen: „Schreib' noch darunter: ‚Meinetwegen auch für den Kerl‘.“

Er hatte schon seinen guten Anzug an, und bald nachdem ich hinaus war, sah ich ihn wieder auf dem Stadtwege, trotz der Postagentur. Er wollte wohl alles Aufsehen im Dorfe vermeiden.

In den folgenden Wochen dichtete er mehr als gewöhnlich, und Dele und ich mußten ihm abwechselnd die Verse niederschreiben, wodurch unsere Handschrift sich früher entwickelte als unsere Orthographie. Im übrigen war er viel auf dem Kirchhofe, wo Steinmetz und Tischler seine gesammelten Werke herausgegeben hatten. Indem er zwischen den Kreuzen umherging, legte er ihnen wie liebkosend die Hand auf — wie man sie einem Freund auf die Schulter oder einem Kinde auf den Kopf legt —, bog sich herum und entzifferte die Daten und auf der anderen Seite den Denkspruch, und setzte wohl beides in Beziehung zueinander, denn er stand oft ganz in Nachsinnen versunken bei solch einem Kreuz. Die Schläfer alle hatten bei ihm ein teilnehmendes Andenken. Sein Einfluß war es, daß oft der Trostvers dem Hügel zugewendet stand und das Persönliche hinten, denn er sagte: „Seinen Namen weiß jeder dort unten selbst — wenn er nur den Spruch sehen kann!“

Dann kam die Antwort auf seine Sendung, und ich mußte sie ihm vorlesen. Darin hieß es: „... und werde ich und meine Kinder zurückreisen, daß ich kann in Heimaterde liegen. Brot werde ich nicht lange mehr essen. Und meine Kinder sind dann doch weg von ihm. Ich weiß nun auch, daß er damals beim Scheibenschießen mit Willen den Schuß getan hat — in der Betrunkenheit hat er's mir erzählt, wie das Geld kam. Er hat gedacht, wenn ich den, der bei der Scheibe die Treffer ausruft, aus Versehen schieße, — da kann sich keiner viel bei denken. Und er hat auf die Beine gehalten und gedacht — die paar Taler Strafe wegen fahrige Körperverletzung machten ihm nichts aus. Den hat er zum Krüppel machen wollen und hat dazu gelacht und gespaßt. Wenn ich den Unmensch gekannt hätte. Aber ich wußte es auch nicht und war zu unbedacht, und meine Mutter wollte keinen Krüppel zum Sohn, sondern wollte den, den ich nu hab'. Aber ich bin bald genug bestraft. Und ich will es zu guter Letzt zu wissen tun, daß ich nie — nie einen anderen lieb gehabt habe, als Karl Letschow.“

Mein Zuhörer hatte sich auf seinem Tisch von mir abgedreht, stützte seine Stirn auf beide geballten Fäuste und wiegte sich. Als ich fertig war, sagte er ganz kurz — jedes Wort wie abgebissen — „Nu geh' — danke, mein Dirning.“ Und als ich draußen an seinem Fenster vorbeiging, sah ich seinen dunklen Kopf auf dem Fensterbrett liegen und die langen Finger in seinen Haaren.

Drei Wochen später kam der Leiterwagen des Müllers von der Stadt und brachte eine Frau mit zwei kleinen Knaben und einen Koffer und ein Zeugbündel. Die Frau war hellblond und mager — eigentlich hübsch. Aber sie mußte sicherlich mehr essen. Sie hatte sehr große und so unsäglich sanfte Augen, daß es peinlich zu sehen war. Die beiden Kinder waren noch weißer als sie — besonders das kleinste. Dies hatte sie in ihr großes Tuch mit eingehüllt, während das ältere schon selbständig daneben saß. Elegant sahen sie nicht aus, aber doch etwas anders als unsere Leute; jedenfalls war das amerikanisch.

Wir mochten sie nicht im Vorbeifahren so neugierig anstarren, sondern rannten unauffällig hinterdrein, um das

Digitized by Google

Weitere zu sehen. Sie fuhren nach dem Lehrer-Witwenhaus am Mühlenteich; Schneider Letschow hatte die Hälfte für sie gemietet. Er selbst stand mit seinen Krücken dort, sie zu empfangen, und half ihnen mit einem Arm beim Absteigen. Dabei waren wieder die roten Flecken auf seinen Wangen und das große Leuchten in den Augen. Als sie stand, streckte er der Frau die Hand hin und sagte: „Na — guten Tag, Burkharden."

Sie gab ihm die behandschuhte Rechte und wollte etwas sagen. Darüber fing sie an zu weinen, und weil sie das nicht wollte, kam sie ins Husten, und in solch einem schrecklichen, langen Anfall mußte sie sich am Wagenrad halten, weil es ihre lange, dünne Gestalt so hin und her riß. Als es vorüber war, nahm sie ihre beiden Kinder an die Hand und ging mit gesenktem Kopf hinein. Letschow, der nun totenweiß war, versuchte zu sprechen, aber wir draußen mochten ihm wohl zu viele sein. Er rief ihr nur nach, sie sollten gut ausschlafen, und schwang sich zwischen seinen Stützen von dannen.

Jetzt wurde der Schneider auch Tischler und Seiler. Er zimmerte eine Bank im Garten des Witwenhauses und nähte Polster für Sitz und Lehne, zog Segelleinen als Schutzwand und knüpfte eine Hängematte. Er setzte sich auf ein niedriges Schemelchen und brachte die Blumenbeete bei der Bank in Ordnung und ritt immer einen Schritt weiter. Dabei beschäftigte er auch den ältesten Knaben. Und täglich schickte er frische Eier. Ich mußte sie oft für ihn hinüberbringen, weil er zu unsicher damit ging. Er nannte mich oft ein ‚kleines Dümming' und hielt mich wohl für gefeit gegen überflüssige Gedanken. Aber ich merkte doch, daß er selbst jetzt nie mehr Eier aß — auch keine Wurst. Sonst hatte ich seinen Tisch oft reichlich bestellt gesehen.

Aber der Kleinste mit den verbogenen Beinchen, die er nur ungern gebrauchte, blieb wie eine Wachsblume. Er wurde immer elender und lag zuletzt teilnahmlos in dem Wagen, den Letschow ihm gekauft hatte. Das kleine Gesicht war bald fast nur noch Augen, und diese machte es eines Nachts auch für immer zu. Das Einsetzen der kleinen Glocke beim Scheidegeläut verkündete der Gemeinde wie mit Kinderstimme, daß ein unkonfirmiertes Menschenwesen abgeschieden sei.

Nach dem Begräbnis forderte Schneider Letschow mich zu sich und diktierte mir folgenden Grabvers:

„Vater, wenn Dich Mutter fragt:
‚Wo ist unser Liebling hin?'
Sag's ihr, wenn sie weint und klagt,
Daß ich in dem Himmel bin.
Vater, wenn die Mutter weint,
Trockne ihr die Tränen ab.
Pflanze, wenn die Sonne scheint,
Eine Träne mir aufs Grab."

Später hat diese Inschrift viel Nachahmung gefunden. Hier paßte sie wie die Faust aufs Auge. Denn der Vater hatte noch niemals nach dem Liebling gefragt, noch hätte er Auskunft über seinen Verbleib geben können. Er war in Amerika geblieben, weil er nicht einsah, was er mit der kranken Frau und den Kindern sollte — wo er doch dort guten Anspruch auf ihr Mitgebrachtes hatte, wenn sie ihn böslich verließ.

Aber die Frau Burkhard hustete nicht weniger als im Anfang, und obgleich sie viel aß, wurde sie nur noch schmaler. Nur diese unerträgliche Sanftmut in den Augen schwand mehr und mehr. Sie sah meistens froh aus, konnte lachen und schien ganz zufrieden und glücklich. Die Hände, mit denen sie mir im Garten Letschows Futterkörbchen abnahm, wurden immer dünner.

Eines Nachmittags saß sie nicht dort. Sie hatte Schüttelfrost bekommen und sich zu Bett gelegt, und nun habe ich sie nicht wiedergesehen. Einige Male wollte ich Schneider Letschow fragen, wie es ihr gehe, — aber er war jetzt nie zu Hause — immer drüben im Lehrer-Witwenhause. Ja, auch die Nächte verwachte er dort. Es schien mir ganz natürlich. Erst viel später ist mir rückerinnernd aufgefallen, daß niemand im Dorf ein Gesicht dazu machte.

Und dann eines Morgens setzte die große Glocke zum Scheidegeläut ein.

Und wieder eine Woche später forderte Letschow mich zu sich und ließ mich für den Steinmetz zwei Zeilen aufschreiben, denn nun sollte es ein Sandsteinkreuz werden — jenen Vers, der mir die große Unruhe machte:

„Schwesterseele — sanfte Taube —
Heimwärts ging Dein stiller Fluch."

„Ch oder G?" fragte ich.

„Einerlei. Schreib' nur Ch — das sieht besser aus."

Eben kam der Steinmetz herein und hatte auch eine Auswahl bewährter eigener Verse, die er Letschow vorlegen wollte; aber damit hatte er kein Glück.

Als der Mann mit seinem Auftrage fort war, fragte ich neugierig: „Weißt Du auch schon, was auf Deinem Kreuz stehen soll?"

„Ich wüßte wohl etwas, aber das paßt nicht," sagte er mit seltsam leuchtenden Augen. „Einen Spruch habe ich mir immer vorgehalten, weil ich ihn mir verdienen wollte — der wäre der schönste: ‚Mit List und Falschheit unbekannt — so ging er ein ins Vaterland.' Aber ich will ihn nicht haben, denn das kann man von keinem Menschen sagen."

Er nahm den übrig gebliebenen kleinen Burkhard zu sich und fütterte ihn weiter mit den Eiern, welche seine Hühner legten, und der wurde braun und stark. Er nähte ihm auch zwei helle Anzüge, und sie waren immer lustig zusammen. Im Frühling aber holte Letschow sich eine heftige Erkältung, weil er beim Reinigen der Grabhügel sich erhitzt hatte und, als ein kalter Platzregen kam, nicht so rasch nach Hause konnte mit seinen Krücken. Der Junge stand längst unter der Tür und sah dem possierlichen Springmarsch mit Jubelgeschrei zu.

Und nun war es eigentümlich, wie Letschow auch das Husten anfing, als habe er es von der Frau gelernt, und es gar nicht wieder ließ, als werde es ihm zu einer lieben Gewohnheit. Dabei war er stets zu einem Scherz aufgelegt, wenn man ihn traf. Ich durfte ihn in seinem Hause nun nicht mehr besuchen, höchstens einmal flüchtig im Garten. Dort saß er jetzt immer ganz still auf den Polstern, die er der Burkharden gemacht hatte. Dort nahm ich auch Abschied von ihm, als ich fort sollte auf die Schule. Er nannte mich seinen kleinen Schreiber und eine Büchermamsell und fragte, ob ich noch immer mein kleines braunes Notizbuch mit dem Geburtstagskalender meiner Kaninchen bei mir habe. Das traf zu.

„Dann kannst Du nun auch noch 'was für mich aufschreiben," sagte er lächelnd. „Bring' es dem Küster und sage ihm — wenn ich tot bin, soll er aufpassen, daß es auf mein Kreuz kommt."

Als ich zum erstenmal in den Ferien nach Hause kam, fand ich in der neuen Reihe das Holzkreuz des Schneidermeisters Letschow — 43 Jahr — und dem Hügel zugewendet die Inschrift: „Ich schlafe, aber mein Herz singt."

Zauberkünste der indischen Fakire. II.

Von Ernst von Hesse-Wartegg.

Sogar der Detektivinspektor hatte dieses Kunststück noch niemals so packend und wahr zur Aufführung kommen sehen, und ein paar Rupies belohnten den Fakir. Daß das Mädchen sich im Korbe von ihren Handfesseln und den Maschen des Netzes befreite, war erklärlich, auch daß es sich im Kreise dicht an die Umfassung des Korbes nahe am Boden anschmiegen, und daß der Fakir seine Stiche so geschickt ausführen konnte, um den kleinen Körper nicht zu treffen. Das

Digitized by Google



Blumenmarkt in Leyden. Nach dem Gemälde von Hans Herrmann.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Digitized by Google

Blut konnte sich in einem Gefäß des Schwertgriffes befinden, und durch einen Federdruck herausgelassen werden — alles das erforderte nur Geschicklichkeit, Geistesgegenwart und Übung. Wie aber das Mädchen aus dem Korbe herauskommen und unter den Augen so vieler Zuseher ungesehen den freien Raum zwischen dem Korbe und der Menge zurücklegen konnte, blieb uns ein Rätsel. Die einzige Möglichkeit dies zu tun, bot sich in dem kurzen Augenblick, in welchem der Fakir das große Tuch ausbreitete, um es über den Korb zu werfen. Auch das erscheint fast unglaublich, allein irgend eine Erklärung muß doch dafür vorhanden sein, und eine andere dürfte es kaum geben.

Ich sah dasselbe Stückchen später von den „Hofkünstlern" des Maharadscha von Benares, dann von vagierenden Fakiren in Jeypore 2c. aufgeführt, aber niemals mehr mit solch verblüffender Fertigkeit. In Jeypore blieb das Kind, diesmal ein reizender Knabe von etwa zehn Jahren, im Korbe, und als das Tuch nach dem Durchstechen des Korbes weggerissen wurde, stand er lächelnd und sich seines Lebens freuend da, ein Beweis, daß er während des scheinbaren Massacre im Korbe geblieben war, während das Mädchen in Calcutta schon vorher den Korb verlassen haben mußte. Das Wimmern und Schreien konnte durch Bauchrednerkunst nachgeahmt worden sein. —

Was ich vor allem sehen wollte, war ein Kunststück, von dem mir der Chef des Polizeiwesens erzählt hatte und dessen Augenzeuge er wiederholt gewesen war, nämlich das Schweben eines Fakirs in der Luft, nur auf einen dünnen Bambusstock gestützt. Der betreffende Fakir war von der Geheimpolizei gesucht worden, er war aber, wie sie in Erfahrung brachte, nach der heiligen Stadt Hardwar gepilgert, einer der Gründe, warum ich später diese Stadt selbst aufsuchte.

Ein anderer Fakir trat nun vor, bis an die Hüften nackt, und produzierte ein Kunststück, für das uns jede Erklärung fehlte. Er trug ein irdenes Gefäß, das ein Liter fassen mochte, bis an den Rand mit Wasser gefüllt, hockte sich vor uns in den Sand und drehte es um. Natürlich floß alles Wasser heraus. Als er es jedoch wieder mit der Mündung nach oben drehte, sahen wir es unzweifelhaft wieder ganz gefüllt, der Sand auf dem Boden aber zeigte keine Spur von Nässe. Nun goß er den Inhalt wirklich aus und trat zu uns, um das Gefäß zur Untersuchung unsere Hände passieren zu lassen. Es war ein ganz gewöhnlicher Topf, ohne irgend welche verborgene Einrichtung. Auf sein Geheiß füllte Ellis den Topf von neuem. Der Fakir drehte ihn um — kein Tropfen Wasser lief heraus und doch war der Topf leer! Die Sache schien mir so unmöglich, daß ich das Stückchen wiederholen ließ und den Topf selbst mit Wasser füllte. Es gelang ihm abermals. War es Sinnestäuschung unsererseits? Hatte der Fakir uns die Sache suggeriert? Eine andere Erklärung war unmöglich, denn der Fakir stand allein vor uns, und Arme und Oberkörper waren nackt, irgend welche geschickte Handgriffe schienen also ausgeschlossen.

Ebenso bewundernswert war sein nächstes, höchst einfaches Kunststückchen. Er nahm einen gewöhnlichen Fingerring, rieb ihn zwischen seinen flachen Händen, klopfte dann mit seinem ‚Zauberstäbchen' auf seine verschlossene, den Ring haltende Rechte und öffnete sie. Der Ring war fort. Nachdem er einige unverständliche ‚Zauberformeln' gemurmelt hatte, hieß er mich in meine Westentasche greifen, und ich holte den verschwundenen Ring heraus! Während der ganzen Sitzung war er mir nicht ein einziges Mal auf Armlänge nahe gekommen, ich war gewiß, daß er den Ring vorher nicht in meine Tasche gesteckt haben konnte, auch ein anderer konnte es nicht getan haben, denn wir saßen rückenfrei. Ich weiß heute noch nicht, wie der Ring in meine Tasche gekommen ist. Ich versprach den Fakiren einen ganz erheblichen Bakschisch für die Erklärung ihrer Kunststückchen, Ellis bot seinen ganzen Einfluß auf, sie waren aber nicht dazu zu bringen. Daß es sich in der Tat mit dieser Hexerei so verhält, können wohl die meisten Indienreisenden bestätigen; ich fand sie nachher auch in manchen Büchern geschildert, darunter von Gordon Cumming in ihrem ausgezeichneten „In the Himalayas", aber ohne jede Erklärung.

In Benares hatte der Maharadscha die Freundlichkeit, uns einen Abend durch seine Zauberkünstler unterhalten zu lassen. Eine Menge erstaunlicher Stückchen wurden zur Vorführung gebracht, von denen mich eins besonders fesselte. Einer der Fakire brachte ein etwa vier Meter langes, zusammengerolltes Hanfseil, das er zur Untersuchung durch die Reihe der Gäste passieren ließ. Als er die Rolle wieder in seinen Händen hatte, murmelte er ein paar ‚Zauberformeln', in welchen die Worte „Ram Samum" anscheinend eine besondere Bedeutung hatten, berührte das Seil mit seinem ‚Zauberstäbchen' und warf es, ein Ende festhaltend, plötzlich mit blitzartigem Schwung in die Luft. Das Seil blieb vertikal wie eine Stange auf der Hand des Fakirs balancierend stehen! Nach vier oder fünf Sekunden zog er die Hand fort, faßte das fallende, immer noch gestreckte Seil in der Mitte und drehte es, ähnlich wie die Regimentstamboure unserer Militärmusiken ihre Stäbe, im Kreise, warf es, während es sich um sich selbst drehte, hoch empor, fing es geschickt auf, balancierte es von neuem auf seiner Hand und spielte damit, als wäre es in der Tat ein festes langes Bambusrohr. Dann warf er es uns zu. Es war biegsam wie jedes andere Seil. Bei diesem Kunststückchen handelt es sich wohl ausschließlich darum, während der ganzen Zeit das Seil in möglichst fester Spannung zu erhalten. Die Sache ist klar, die Erklärung leicht, aber es möge einmal von unseren abendländischen „Fakiren" versucht werden!

Wir saßen auf der Veranda des fürstlichen Palastes. Auf der sie umfassenden Steinbalustrade standen als Schmuck einige meterhohe chinesische Vasen mit Blumen und Tropenpflanzen. Einer der Fakire lenkte unsere Aufmerksamkeit auf die letzte Vase der Veranda, etwa zehn Meter von uns entfernt, trat dann bis auf einige Schritte an sie heran und fixierte sie mit seinen großen schwarzen starren Augen während einer halben Minute, indem er seine nackten Arme ausgestreckt gegen sie hielt. Plötzlich erschien es uns, als ob die Vase sich bewegte; die Pflanzen zitterten, wie durch eine Erschütterung, endlich neigte sich die Vase ganz deutlich gegen den Fakir, bis sie einen Winkel von etwa fünfzig Grad erreicht hatte, und so blieb sie auf der Kante ihres Bodens stehen, ohne daß indessen die Pflanzen zur Ruhe gekommen wären. Trat der Fakir um einen Schritt weiter zurück oder legte er auch nur seinen Oberkörper nach rückwärts, so folgte der obere Teil der Vase in derselben Richtung, trat er vorwärts, so wich die Vase zurück; das wiederholte er mehreremale. Dann fuhr er mit seinen Armen mehrmals durch die Luft, wie um ein unsichtbares Band zu zerreißen, das ihn mit der Vase verband, und diese stellte sich wieder aufrecht auf ihren gewohnten Platz.

Obschon wir uns überzeugt hatten, daß niemand sich in der Nähe der Vase befand, und die Veranda einige Meter tief abfiel, mußte ich doch naturgemäß annehmen, daß der Fakir über verborgene Helfer verfügte oder auf irgend eine Art mit der Vase verbunden war.

Ich frug ihn deshalb, ob er dasselbe Kunststück mit einer ähnlichen Vase auf der entgegengesetzten Seite der Veranda vornehmen könnte. Sofort schritt er auf diese zu und ließ auch diese die unerklärlichen Bewegungen ausführen! Hatte der Fakir, auf eine solche Frage gefaßt, auch für die anderen Vasen die entsprechenden Vorbereitungen getroffen? Jedenfalls war das Kunststück geradezu verblüffend.

Etwa einen Monat nach meinem Besuch von Calcutta befand ich mich in der heiligen Gangesstadt Hardwar am Fuße des Himalaya. Es war gerade Pilgerzeit —, und Hunderte von Fakiren hatten sich wie in jedem Frühjahr auch diesmal hier eingefunden. Ich forschte nach dem berühmten Manne, der sich, wie man mir erzählt hatte, nur auf einen Bambusstab gestützt, frei in der Luft erhalten konnte, fand ihn aber nicht. Dagegen hatte mein Dolmetscher einen an-

Digitized by Google

deren Fakir aufgetrieben, der vorgab, ein ähnliches Kunststück mit einem Mädchen seiner Begleitung vornehmen zu können, wenn ich ihm zwanzig Rupies dafür bezahlte. Nach langem Feilschen wurden wir mit der Hälfte dieser Summe einig. Nachmittags führte uns mein Dolmetscher auf einen großen, mit zahllosen Zelten bedeckten Platz nahe dem Bahnhofe, und dort, unter einem großen Bodhabaume, fand ich die Fakire, umgeben von einer dichten Menge von Pilgern, allerhand Kunststücke produzierend. Als ich unter die Menge trat, unterbrachen sie sofort ihre Vorstellung, holten ein Bündel Bambusstäbe herbei, und bauten ein Gerüst von etwa anderthalb Meter Höhe. Nun trat eine junge Hindufrau vor, mit riesigen Ohr- und Nasenringen, Arm- und Fußreifen geschmückt, und wurde von den Fakiren auf das Gerüst gehoben, wo sie mit unterschlagenen Beinen Platz nahm. Der Hauptmacher, ein alter, ausgetrockneter Hindu mit langem Bart, richtete ihren Sitz zurecht und gab ihr selbst die von ihm gewünschte Haltung. Dann streckte er ihren rechten Arm wagerecht aus, mit der Handflächen nach unten, und suchte nun unter einem Bündel Bambusstäbe einen Stab hervor, der genau so lang war, wie die Entfernung ihrer Hand vom Boden. Diesen Stab stellte er unter ihre Hand aufrecht, so daß nur die leichte Berührung der letzteren ihn vor dem Umfallen schützte. —

Nun trat er etwas zurück und machte mit seinen Händen Bewegungen, wie um die Frau in hypnotischen Schlaf zu versenken. Sie blickte ihm dabei unverwandt in die Augen. Allmählich wurde der Ausdruck derselben immer starrer, abwesender, endlich fielen ihr die Lider zu und steif, unbeweglich wie eine hölzerne Buddhafigur saß sie nun da. Der Fakir murmelte einige Mantras, blieb noch einige Minuten, sie mit seinen Blicken durchbohrend, stehen, und, ohne diese von ihr abzuwenden, begann er nun, einen Stab des leichten Bambusgerüstes nach dem anderen unter ihr fortzunehmen. Wir erwarteten die weibliche Gestalt alle Augenblicke auf das inzwischen rasch untergeschobene Strohkissen zu Boden fallen zu sehen. Aber zu unserem lebhaften Erstaunen blieb sie unbeweglich, mit der Hand nur auf den darunter stehenden Stock leicht gestützt, als sogar der letzte Stab des Gerüstes fortgenommen worden war! Sie hing tatsächlich gewissermaßen in der Luft! Wo waren die Newtonschen Gesetze der Schwere bei diesem Wesen? Wie war es möglich, bei aller Suggestion, gegen alle Naturgesetze in dieser Stellung zu verharren? Wir blickten uns gegenseitig an, wie um uns zu vergewissern, daß wir wachten und nicht träumten! Wie lange dieses Zauberspiel dauerte, konnten wir nicht beurteilen, denn die Aufregung hatte unsere kühle Selbstbeherrschung verdrängt. Es waren vielleicht zehn oder zwanzig Sekunden, vielleicht mehr. Da plötzlich stürzte die Frau wie ein Stück Holz auf das Kissen herab und erwachte!

Ich hatte dieses Stückchen nicht für möglich gehalten, obschon mir in Calcutta und anderwärts verschiedene Persönlichkeiten, darunter zwei der höchsten englischen Regierungsbeamten von Indien, bestimmt versichert hatten, es selbst und mit noch unglaublicheren Einzelheiten gesehen zu haben. Marco Polo, der Oberrichter Jacolliot, Bischof Heber, Edwin Arnold, Rousselet und andere erzählen in ihren weit verbreiteten und unwidersprochen gebliebenen Büchern über Indien von noch erstaunlicheren Zaubereien, denen sie beigewohnt haben, das Emporschweben von Fakiren oder leblosen Dingen auf ein bis zwei Meter in die Luft, das schmerzlose Überschreiten von glühenden Kohlen, das Hypnotisieren einer Anzahl Offiziere derart, daß sie sich eine Zeitlang nicht rühren konnten, das Auslöschen und Wiederanzünden sämtlicher Kerzen in einem Saale, ohne ihnen nahezukommen, Kunststücke von Hindujungen auf einer frei in die Luft geworfenen und durch die Fakirkunst starr gewordenen Eisenkette, ja das Hypnotisieren von Tigern u. dgl. Ich beschränke mich hier darauf, nur das zu erzählen, was ich selbst gesehen habe.

Familientisch. — Sammler-Daheim.

Zu unseren Bildern.

Das schöne Bild von C. Röhling verkörpert eine interessante Scene aus der musikklassischen Zeit des XVIII. Jahrhunderts: Friedrich der Große lauscht in dem Musiksaal seines Potsdamer Schlosses dem Meister der Töne Sebastian Bach. Im Jahre 1747 äußerte der glorreiche Sieger von Hohenfriedberg, der bekanntlich ein feiner und großer Musikfreund war, den Wunsch, den berühmten Leipziger Thomaskantor, dessen Sohn Philipp Emanuel bei ihm als Kammermusikus und Klavicembalist angestellt war, bei sich in Potsdam zu hören. Es war des alternden Bachs letzte Reise. Kaum in der märkischen Havelresidenz angekommen, mußte er, sogar ohne die Reisekleider zu wechseln, vor dem König erscheinen und spielen, der ihn außerordentlich liebenswürdig empfing und mit Bewunderung der Musik des alten Meisters lauschte. Beim Abschied übergab ihm der König ein Fugenthema, das Sebastian Bach daheim im Kantorhause zu Leipzig in den kunstvollsten Formen bearbeitete und es dem königlichen Gönner im Stich unter dem Titel: „Das musikalische Opfer" übersandte. Die Zueignung ist vom 7. Juli 1747 datiert. Die Zusammengehörigkeit der beiden großen Geister ist ja auch auf dem Denkmal des großen Königs in der Siegesallee zu Berlin, wo diesem Bachs Büste zur Seite steht, zum Ausdruck gebracht.

Hans Herrmanns prächtiges Gemälde ist eine Städtescenerie, wie dieser begabte Maler sie liebt, mit dem Motive eines Blumenmarktes. Wir kennen einen „Blumenmarkt in Amsterdam" von ihm, heute führen wir unsere Leser nach dem stillen Leyden, der Geburtsstadt des großen Rembrandt, auf deren feucht schimmerndem Kanalquai Händler ihre bunte Ware feil bieten. Drüben über der Brücke und den Häuserreihen, die im Silberglanz der naßschweren Luft verdämmern, ragen in zarten Tönen Baummassen und die Umrisse einer alten Kirche: ein echtes, rechtes Hans Herrmann-Bild voll Stimmung und feinem Farbenzauber. — Treuherzig schaut uns Fr.



Handtuch aus Leinendamast. (Oberer Teil.)

v. Defreggers Tiroler Dirndl, die hübsche Rosina, mit den schönen Augen an.

H. Zügels im sumpfigen Wasser stehende Kühe auf unserer Kunstbeilage zeigen von neuem — wir brachten im letzten Jahrgang in Nr. 46 ein ähnliches Bild von diesem Meister —, wie trefflich dieser große Tiermaler die schwerfälligen Wiederkäuer zu charakterisieren versteht.

Leinendamast.

Sehr selten begegnet man in den großen Antikenauktionen alten gemusterten Leinwandgeweben; der Grund liegt nicht in der Seltenheit der Stoffe, sondern darin, daß sich das Sammlerpublikum für die meist weiß auf weiß hergestellten Stoffe bis jetzt nicht recht erwärmen konnte. Ebenso findet man sie in den Schaukästen der Museen selten ausgelegt, meist werden sie den Sammlungen geschenkt und führen dann ein beschauliches Dasein in den Schubladen. Alte, mit Bildwerk gezierte Leinengewebe besitzt noch so ziemlich jeder ältere bürgerliche Haushalt. Von der Großmutter überkommene Tischtücher, Servietten, Handtücher, meist abgepaßte kräftige Ware, glatt anzufühlen, glänzend wie Seide, mit allerhand Sprüchen, Getier und Blumen geziert, werden sorgfältig aufbewahrt, nicht in Gebrauch genommen, nur bei besonderen Gelegenheiten als ein Zeichen altväterlicher Solidität vorgezeigt. Man könnte bei einigem Forschen und Sammeln ganz originelle Musterbücher zusammenstellen, man würde aber die Beobachtung machen, daß Stücke, welche älter wie 1700 sind, sehr selten vorkommen. Nicht etwa, daß die Leinendamastweberei erst um jene Zeit entstanden wäre, aber die Kriegsnot hat in deutschen Landen furchtbar aufgeräumt; in Frankreich und in den Niederlanden kommen ältere Damaste häufiger vor. —

Damast leitet sich von Damaskus her, mit „Arbeit in der Art von Damaskus" bezeichnete man im XIII. und XIV. Jahrhundert Gegenstände der verschiedensten Art, welche in einer bestimmten Weise ornamentiert waren. — Bald darauf wendete man die Bezeichnung auf eine Gruppe orientalischer Seidengewebe an, welche zuerst in Italien, dann in Frankreich in Lyon, nachgeahmt wurden. Damassierte Leinwand erscheint in Urkunden um 1500. Nach „Franklin, Les Corporations ouvrières de Paris" soll die Leinendamastweberei im Anfang des XVI. Jahrhunderts in Caen durch Andreas Graindorge erfunden worden sein; beides ist wohl un-

Digitized by Google

richtig, in Flandern und im deutschen Erzgebirge fertigte man schon früher Leinendamaste, man benannte die Gewebe nur anders. —

Der Leinendamast gehört zu den gemusterten Stoffen oder Bildgeweben, d. h. zu denen, welche infolge eigentümlicher Verschlingung von Ketten- und Eintragfäden, mit oder ohne Farbenverschiedenheit, eine Zeichnung — Muster, Dessin — darbieten. Der Leinendamast ist weiß auf weiß — selten weiß auf Naturfarbe — das Muster muß also infolge einer Verschiedenheit der Figur und des Grundes hervortreten, es erscheint matt auf glänzend und umgekehrt, und diese Verschiedenheit wird erzeugt durch regelmäßige Verschlingungen derselben Kette und derselben Eintragsfaden. Das Muster ist entweder regelmäßig wiederkehrend über die ganze Zeugfläche verteilt oder es fügt sich architektonisch in einen bestimmten Raum ein — das sind die abgepaßten Sachen. — Der Ausführung des Musters muß die Verfertigung einer Zeichnung vorangehen, von welcher der Weber die speziellen Vorrichtungen des Stuhles ableitet. — Man kennt kostbare alte, abgepaßte Leinendamaste, meist aus fürstlichen Ausstattungen herrührend. Antwerpener Kaufleute lieferten im Jahre 1529 an König Franz I. ein Damasttuch mit der Leidensgeschichte Christi und ein anderes mit der Himmelfahrt. Wappen wurden auf Bestellung häufig angebracht. — Bei der Hochzeit Philipps V. von Spanien mit Luise von Savoyen, am 3. November 1701, wurden Damastservietten als Andenken verteilt, sie zeigten in Ornament und Laubwerk oben die Worte: „Vivant et regnent Philippus V. Hispaniarum rex et Coniux eius Ludovica regina" —, darunter das königliche Paar und unter diesem die Wappen von Spanien und Savoyen. —

Die gewöhnliche Handelsware bringt gern biblische Darstellungen, Blumen, Tiere, Landschaften, aber auch manch kerniger Spruch findet sich und manch origineller Einfall des Leinwandkünstlers. Nicht schlecht ist das Sprüchlein auf dem abgebildeten Handtuch: Ein gütiger Gott, gesunder Leib, ein langes Leben, ein gutes Weib, ein rein Gewissen und bares Geld ist das Beste auf der Welt. — Etwas viel auf einmal, aber — sei es allen Lesern gewünscht.

M. Kirmis.

Antike Geldkasten und Sparbüchsen.

In dem Vorraum der „Casa del Questore" zu Pompeji fand man im Jahre 1828 zwei schöne große Kisten, die offenbar zur Aufbewahrung von Geldern gedient hatten. Sie waren von starkem Holze, innen mit Kupfer ausgeschlagen, äußerlich mit bronzenen Platten belegt, in die allerhand Arabesken, Blattwerk und figürliche Darstellungen getrieben waren. Die größere Kiste enthielt noch 45 Gold- und fünf Silbermünzen. Truhen und Kisten benutzten die Griechen und Römer vielfach zur Aufbewahrung von allerhand Gerät und Kleidung. Die durch Metall gesicherten und wohl verschließbaren vertraten unseren Geldschrank, und den Schlüssel trug der Besitzer als Ringschlüssel häufig am Finger. — Neue Ausgrabungen auf der Insel Thera haben uns mit der Einrichtung der Sammelbüchsen in den alten griechischen Tempeln bekannt gemacht. Es sind Opferstöcke aus Stein. Auf den Untersatz, welcher in einem Falle der größeren Sicherheit halber aus dem natürlichen Felsen gearbeitet ist, paßt ein verschiebbarer steinerner Deckel, der die Öffnung zum Einwurf der Geldstücke trägt. Schutz gegen Diebstahl bot entweder die Schwere des Deckels oder auch ein verschließbarer Zapfenschluß. — Andere Büchsen, welche sich ebenso in römischen, wie in griechischen Tempeln finden, waren aus Stein gearbeitet, mit einem metallenen Einsatz. Ein bei Vertault in der Côte d'or kürzlich gefundenes Exemplar stellt eine 28 cm breite Bank mit hoher Lehne dar, auf der zwei gallische Gottheiten sitzen. Zwischen ihnen ist in der Sitzfläche ein Spalt angebracht, durch den die Münzen in das Kästchen unter der Bank fielen. Mehrfach hat man kleine bronzene Büchsen gefunden mit den Bildern der Gottheiten, in deren Tempeln sie aufgestellt waren. Diesen ähnliche Kästchen und Büchsen benutzte man auch im Haushalt zum Sparen und zur Aufbewahrung von kleinen Geschenken, die die Kinder erhalten hatten. Eine ganze Zahl sind in Pompeji gefunden worden, — aus Holz, aus Metall, meist aber aus Thon. Einige kopieren Geldtruhen, die gewöhnliche Form ist cylinderförmig mit spitzem Kegeldach, in dem sich der Schlitz befindet. Ein passendes Bild ziert die Vorderseite, Merkur oder Fortuna, oder die Zeichnung eines Kupferas. — Bei den Ausgrabungen in Triena fand man eine Terrakotta, die die Front eines Tempelschatzhauses nachahmt, das von zwei Halbsäulen umgeben und durch drei hohe Stufen zugänglich ist. Im Giebelfeld ist der Schlitz zum Geldeinwurf, und in die Rückseite findet sich ein viereckiges Loch eingeschnitten, das durch ein hölzernes oder metallenes Plättchen verschließbar war. — Auch auf deutschem Boden sind viele römische Sparbüchsen gefunden worden; in Worms z. B. stieß man auf die Reste einer römischen Töpferei, welche zahlreiche irdene Spartöpfe, allerdings meist in Scherben, enthielt. MK



Handtuch in Damastweberei.

Notizen.

Eine Geschichte der Südafrikanischen Staaten in Briefmarken ist eine neue und recht interessante Äußerung des Sammelwesens. Das Kap der guten Hoffnung würde mit dem Jahre 1853 mit den bekannten dreieckigen Marken beginnen; Natal folgt im Jahre 1857. Die Wertzeichen sind farblos geprägt, zum Teil jetzt enorm selten. — Die wechselnden Schicksale der südafrikanischen Republik Transvaal lassen sich recht gut an den Marken verfolgen. Die ersten Postwertzeichen wurden im Jahre 1869 teils in Mecklenburg, teils in Südafrika hergestellt. Als Transvaal 1877 an England kam, überdruckte man die Burenmarken mit V(ictoria) R(egina), erst 1878 wurde das Wappen der Republik durch das Haupt der Königin ersetzt, um 1882, nach Wiederherstellung der Burenregierung, dem Wappen wiederum Platz zu machen. Seit 1900 folgten V(ictoria) R(egina) I(mperatrix) — E(dward) I. R. und der Kopf des Königs. — Die Marken des Oranje-Freistaates beginnen 1868, — auch sie erhielten seit 1899 die Überdrucke. — Eine ganze Zahl Marken würde die Kriegsjahre illustrieren: Die Marken von Mafeking mit dem Bildnis des Verteidigers der Stadt, des Generals Baden-Powell (die Königin Victoria soll sich über diese Marke mehr aufgeregt haben wie über die Mißerfolge der Engländer in Afrika), die mit dem Gefreiten Goodzen auf dem Zweirade, endlich die in Pietersburg nach der Einnahme von Pretoria von ungeschickter Hand auf farbiges Papier gedruckten Burenmarken mit der über die Zeichnung geschriebenen Unterschrift des Burenpostmeisters, die als Zeichen der Echtheit gilt. — Die Postwertzeichen von Betschuanaland, von Swasiland und dem längst verklungenen Freistaat Stellaland, die der portugiesischen und deutschen Kolonieen gehören gleichfalls hierher.

Zwei größere Depotfunde von Münzen sind in der letzten Zeit in Sachsen gemacht worden. In Döbeln stieß man in einer Tiefe von über einem Meter auf eine Art Urne mit weit über hundert größtenteils gut erhaltenen Münzen aus dünnem Silberblech, die aus den Tagen Markgraf Ottos des Reichen († 1190), also aus der ersten Zeit des Freiberger Silberbergbaues, zu stammen scheinen. Die Prägungen sind vorzüglich. Einen weit größeren Schatz hat man bei einer Revision der Depots im Rathause zu Chemnitz gefunden. Man fand dort eine Truhe, über deren Ursprung und Inhalt bisher nichts bekannt war. Beim Oeffnen zeigten sich eine größere Menge zusammengebundener Urkunden sowie 31 Beutel und 3 Pakete mit insgesamt 3066 größeren und 9,77 Kilogramm kleineren Silbermünzen vor. Unter den Münzen befinden sich sächsische, böhmische und thüringische Gepräge in jeder Größe, 1/1 und 1/2 Speziestaler, 20-, 12-, 10-, 6-, 3- und 1-Kreuzerstücke, Prager Groschen, gute Groschen, Brakteaten und eine Anzahl noch nicht im Umlauf gewesene Hennebergia, sämtlich aus der Zeit vor und während des Dreißigjährigen Krieges.

Gräberfunde in Ägypten. In Girga in Oberägypten ist vor kurzem ein Gräberfeld aufgedeckt worden, das zu den ältesten gehört, die bekannt sind. Die Trockenheit der Luft des Landes hat die hölzernen und metallenen Geräte sowie Urkunden auf Papyrus und Pergament, die Jahrtausende im Sande vergraben waren, wunderbar konserviert, so hat sie Mumien vor jeglichem Verfall geschützt. Die menschlichen Körper sind so gut erhalten, daß man, wie der „Globus" mitteilt, nicht nur die Haare, Nägel und Sehnen, sondern auch die Muskeln und Nerven vor sich hat. Elliot Smith, Professor der Anatomie an der medizinischen Akademie in Kairo, hat die Funde sehr sorgfältig untersucht. Fast überall soll das Gehirn enthalten sein, an das Unglaubliche aber streifen zwei Fälle, wo die Augen mit den Linsen in gutem Zustande vorhanden sein sollen.

Die Preise moderner Malereien sind in Frankreich noch im Steigen. Beim Verkaufe der Galerie Humbert erzielte z. B. Gustave Moreaus „Sankt Sebastian" 31 600 Mark, „König David" 41 200 Mk.; von Millet wurde eine „Waldlandschaft" mit 21 200 Mk. bezahlt, während dieses Meisters „Les Falaises" genannte Uferlandschaft für 9760 Mk. fortging. Meissoniers „Selbstporträt" brachte 8080 Mk., die „Erwartung" 8800 Mk. Einen überraschend hohen Preis erzielte Roybets „La Main chaude" mit 28 880 Mk.

Seltene Eier wurden vor einiger Zeit in Covent Garden in London versteigert. Zwei Eier einer Abart des Strandläufers, die ersten dieser Art, die je in England ausgeboten worden sind, erzielten 180 Mk.; auf 815 Mk. brachte es das größte bekannte Ei des auf Madagaskar ausgestorbenen Aepyornis maximus, dessen Eier hin und wieder dort noch gefunden werden. Der Hauptgegenstand aber war ein Moa-Ei aus Neu-Seeland. Der Moa ist eine ausgestorbene Vogelart, die dem jetzt noch lebenden Kiwi ähnelte. Diese Eier gelten als Rarität ersten Ranges, und vor einigen Jahren wurde ein solches für 5000 Mk. verkauft. Diesmal fand sich niemand, der auch nur 400 Mk. für das hier vorliegende besonders schöne Exemplar zahlen wollte, und so wurde es wieder zurückgezogen.

Das Färben (Verbessern) der Edelsteine war, nach Plinius, den Alten wohlbekannt, und die alte Technik hat sich in Italien in einzelnen Ausflüssen bis heute erhalten. Das Färben der Steine beruht auf ihrer Porosität; daher auch ist es klar, daß nicht alle Steine gefärbt werden können. Man benetzt eine Probe: trocknet die Feuchtigkeit streifenweise, dann ist der Stein ungleichmäßig porös, und solche Steine erscheinen in der Färbung gebändert. Die Alten verwandelten hauptsächlich milchweiße Achate in schwarz und weiß geschichtete Onyxe oder in rot und weiße Sardonyxe, ersteres durch Honiglösung und Erhitzen, letzteres durch eisenhaltige Flüssigkeit. Jetzt wird das Färben nach dem Schliff, aber vor der Politur vorgenommen. Chalcedone und einfarbige Achate werden zu Onyxen und Carneolen gemacht, grauer Jaspis wird gelb, grün und blau gefärbt. Durch Brennen nimmt gelblicher Chalcedon eine sattrote Färbung an, bleibt er blaß, so wird er in eine Lösung von salpetersaurem Eisen gelegt, getrocknet und erhitzt. Achat, der zehn Tage in einer Mischung von Honig und Wasser gelegen hat, dann getrocknet und in Schwefelsäure abgekocht wurde, wird in den porösen Schichten schwarz. Gelben Jaspis erzielt man, wenn man die Steine erst mehrere Wochen in verdünnte, mäßig erwärmte Salzsäure legt und dann in eine Lösung von doppelchromsaurem Kali bringt. MK

Digitized by Google

Hausmusik.

Ida Sothmann.

Für einen echten, wahren Künstler kann es nichts Schöneres geben, als seiner Kunst nach Herzenslust zu dienen, ohne das schwere Hebelwerk der äußeren Erfolge, ohne Winkelzüge und Reklame, im Bewußtsein, der kleinen Mittelchen entraten zu können, zu denen Not und Sorge des Lebenskampfes so manchen braven und tüchtigen Künstler greifen lassen. Es mag nicht allzuvielen beschieden sein, sich eine ideale Kunstanschauung im Getriebe des Daseins zu bewahren. Krämervolk lärmt vor dem Tempel der Musik, dessen Heiligtum heute nur noch den Ernsten und Stillen sich auftut, jenen, die sich den Glauben an die heilige Kraft der Kunst bewahrt haben. Zu dieser kleinen geweihten Gemeinde gehört eine Pianistin, deren Name niemals ein Spielball der Spekulation gewesen, die sich aus dem Taumel und den Aufregungen des öffentlichen Konzertlebens in den Frieden einer andächtigen und gesammelten Kunstübung hinüber gerettet hat, wo ihrem feinen Empfinden, der Hingabe ihres ganzen Wesens an die Kunst keine Gefahren mehr drohen: Fräulein Ida Sothmann. Auch diese Künstlerin hat Triumphe gefeiert, sie kennt die süße Lust des Konzertsaals, die Lockungen des Ruhmes und den Rausch des Erfolges. Aber sie war stark genug zur Einkehr, und so verzichtet sie seit Jahren auf alles das, was anderen das höchste Ziel des Lebens zu sein dünkt: aus freiem Willen. Und wenn sie zagend und nach langem Wägen wieder hinaustritt in den Konzertsaal, so tut sie es nicht des egoistischen Ruhmes wegen, sondern aus Liebe zu den Menschen, denen sie Freude bringen und die sie teilnehmen lassen will an der reinen und großen Freude, die ihr selbst die Musik gewährt. Das ist eine ideale Auffassung von dem Beruf des Künstlers, der man in unserer Zeit nur selten begegnet. Fräulein Sothmann, zu Tessin in Mecklenburg geboren, entwickelte sich schnell und mit der Sicherheit eines starken Talentes zu einer ausgezeichneten Pianistin. Sie gab schon als Kind Konzerte; kaum zwanzig Jahre alt wurde sie Hofpianistin des Großherzogs, nachdem sie in Schwerin mit größtem Erfolg sich hatte hören lassen. Ihre Lehrer waren u. a. Kullak in Berlin und der treffliche Alois Schmitt. Obwohl in der Heimat gefeiert und mit Beifall überschüttet, zog es sie dennoch in die Fremde. Fräulein Sothmann ging nach England, wo sie als Konzertpianistin ebenso gefeiert wurde wie sie als Lehrerin gesucht war. Ihre Konzerte in London, in Brighton 2c. gehörten zu den Ereignissen des englischen Musiklebens, und es bildete sich dort ein Kreis von Freunden um sie, der auch heute noch nicht gesprengt ist, obwohl die Künstlerin längst wieder ihren dauernden Aufenthalt auf deutscher Erde genommen und sich nach Schwerin in ihr herrliches Heim zurückgezogen hat, das ein Mittelpunkt des musikalischen Lebens der mecklenburgischen Residenz, eine wahre Pflegestätte einer ernsten, tiefinnerlichen und selbstvergessenen Kunst wurde. Fräulein Sothmann ist als Pianistin eine klingende Seele; wenn sie vor ihrem Flügel sitzt und ihren geliebten Schumann spielt, scheint sie in Andacht zu erglühen; es liegt etwas unendlich Intimes, Zartes und Keusches auf ihrem Spiel. Und man begreift es nur zu leicht, daß dieser ruhevolle, vornehme Charakter sich inmitten einer kleinen teilnahmvollen Gemeinde, nicht aber im modernen Konzertsaal mit seiner Neugier und seinem Blendwerk, am wohlsten fühlt. Ida Sothmann ist übrigens eine ausgezeichnete Interpretin der Kammermusik, und die Kammermusik ist es auch, die sie zuweilen wieder in den Konzertsaal zurücklockt. Eine wie tief musikalische Natur unsere Künstlerin ist, davon geben auch ihre Kompositionen Zeugnis, die von einer starken und edlen Empfindung gesättigt sind und einen ungemein sympathischen Zug tragen: dies gilt in erster Linie von einem „Wiegenlied“, einem kleinen Kunstwerk von großem Reiz und weicher Anmut.



Hofpianistin Frl. Ida Sothmann.

Das Musikalische im Kuckucksruf.

Weiß der Kuckuck, wie es hat geschehen können, daß bisher noch kein musikalisch veranlagter Beobachter sich eingehend mit dem aller Welt bekannten, aber wie ich gleich bemerken will, nur oberflächlich bekannten, melodischen Frühlingsruf eben jenes Kuckucks beschäftigt hat! Und dabei ist dieser Ruf nicht nur nach verschiedenen Richtungen hin musikalisch interessant, sondern auch für jeden Naturfreund in hohem Grade fesselnd und anheimelnd. Verleiht er doch unseren Wäldern neben dem blühenden Sauerklee und sprossenden Waldmeister den ersten, frischen Frühlingsreiz und bringt, auf weite Entfernungen hörbar, Leben in die oft schweigenden Forste. Ein Lenz ohne Nachtigallen, die ohnehin zwei bis drei Wochen später erscheinen als unser Kuckuck, ist für viele Gegenden Deutschlands die Regel. Ein Lenz ohne den Kuckucksruf wäre undenkbar. Viele Tonsetzer lassen darum auch seine Stimme in ihren, den Frühling schildernden Werken hörbar werden, aber sonderbarerweise nicht so, wie die Mehrzahl der Kuckucke ruft. Fast alle haben gewissermaßen die Ausnahme zur Regel gemacht. Der Komponisten-Kuckuck singt eine große Terz. Das thut im Walde kaum der vierte Teil dieser merkwürdigen Vögel, die jedermann gehört, aber nur selten zu Gesicht bekommen hat. Noch willkürlicher verfahren oft in jener Hinsicht die Erbauer der bekannten Schwarzwälder Kuckucksuhren. Hier ruft nicht selten der hölzerne Kuckuck, wie es im Walde kaum einer unter hundert seiner lebenden Vorbilder thut. Ja, es kommt sogar vor, daß die Uhr vollends einen gar nicht existierenden Phantasiekuckuck zu Gehör bringt.

Mir selbst ist es ein halbes Jahrhundert lang gegangen wie anderen Menschen auch. Ich habe mich am Kuckucksruf alljährlich erfreut, mir aber erst jetzt genaue Rechenschaft über ihn gegeben.

In den Büchern wird der Ruf unseres Vogels als bekannte, nicht näher zu schildernde Sache behandelt. Nur Brehm macht einigermaßen eine Ausnahme. Er gibt an, daß der Kuckuck zwei Töne erklingen läßt, von denen stets der erste der höhere ist und vom zweiten „um eine Terz“ absteht. Ebenso führt er die bekannte Thatsache an, daß der erste Ton bei lebhafter Erregung des Vogels verdoppelt, somit der ganze Ruf dreisilbig wird und „kuckuckuck“ lautet. Damit ist aber alles erschöpft, was man bisher wußte.

Erst im Mai des vorigen Jahres, nachdem ich schon Hunderte von Kuckucksrufen rings um Baden-Baden in den Forsten des Schwarzwaldes gehört hatte, fiel mir eines Abends auf, daß beide Terzen, die große und die kleine, vertreten sind. Es ist aber die kleine Terz weitaus die häufigere. Wohl dreiviertel aller Vögel lassen sie erschallen. Die große Terz, der Tonschritt des Komponistenkuckucks, ist viel seltener. Man bekommt sie oft tagelang nicht zu hören. Sie klingt melancholischer als die frische, fröhliche Kleinterz. Ein mir befreundeter, sehr musikalischer Nachbar hatte voriges Jahr auch das Vorhandensein beider Terzen wahrgenommen und unterschied danach einen Dur- und Mollkuckuck. Wie soll man dann aber die Vögel benennen, welche ihren Ruf weder in einer kleinen, noch in einer großen Terz, sondern in anderen Tonschritten erklingen lassen? Solche gibt es nämlich auch.

Als sechsjähriger Knabe habe ich in den Forsten des Teutoburger Waldes dem Kuckuck zuerst mit Bewußtsein und Wohlgefallen gelauscht. Ich ahmte diesen Ruf nach, aber mit drei Tönen, weil mein Ohr solche zu vernehmen glaubte. Mir schien, als gehe der Vogel vom ersten Ton durch einen Zwischenton zum zweiten über. Das ahmte ich ohne jegliches Nachdenken ganz mechanisch nach. Das betreffende dreisilbige Tonmotiv ist mir mein ganzes Leben lang im Gedächtnis haften geblieben und stets wieder in Erinnerung gekommen, wenn ich seitdem einen Kuckuck rufen hörte. Heute beweist es mir zweifellos, daß ich in meiner frühen Kinderzeit vorwiegend oder fast ausschließlich eine kleine Terz bei unserem Vogel zu Gehör bekam, denn auf eine solche ist jene kurze Tonfolge aufgebaut. Bilde ich etwas ähnliches aus der Großterz, so entsteht etwas meinem Erinnerungsvermögen völlig Fremdes.

Soweit war ich nun im vorigen Frühling und Vorsommer mit meinen Beobachtungen gekommen, und ich freute mich, als ich heuer bereits in der zweiten Aprilwoche bei Gelegenheit einer Fußwanderung im Hunsrück den ersten Kuckuck auch wieder in einer Kleinterz frohlocken hörte. Wieder nach Hause zurückgekehrt, bereicherte ich jedoch bald meine Erfahrungen in der näheren und weiteren Umgebung von Baden-Baden nach ganz verschiedenen musikalischen Richtungen hin. Zunächst gelang es mir bei je zwei Gelegenheiten, jedesmal an weit von einander entlegenen Orten zwei neue Tonschritte wahrzunehmen, die Quart und große Sekunde. Den Quartruf hörte ich gegen Anfang Mai oftmals von einem Vogel wiederholt, so daß eine Täuschung ganz ausgeschlossen ist; ich vernahm ihn dann gegen Ende Juni in einer anderen Gegend nochmals. Ganz ähnlich erging es mir mit dem Sekundenruf, dem großen Ganzton, den ich bei zwei weit auseinanderliegenden Gelegenheiten, jedesmal unablässig vom Vogel wiederholt, kennen lernte. Beide Arten des Kuckucksrufes haben nicht das Melodische der zwei Terzen, namentlich nicht die anregende Frische der Kleinterz. Der Quartruf klingt etwas nüchtern, die Sekunde nicht besonders wohllautend. Wenn ich nicht irre, habe ich einmal sogar als Tonschritt eine verminderte Quinte gehört, bin aber meiner Sache nicht ganz sicher, da der Ruf aus weiter Ferne kam und abbrach, als ich auf ihn aufmerksam wurde. Das wäre der größte Ton-

Digitized by Google

sprung, welchen unser Kuckuck sich leistet, sowie die große Sekunde der kleinste ist.

Wie man oft auf die zunächstliegenden Gedanken sehr spät kommt, so ging es auch mir. Gegen Mitte Mai legte ich mir ganz zufällig einmal die Frage vor, welches wohl die wirkliche Tonhöhe der Kuckucksstimme sei. Da fiel mir ein, daß ich in meinem Schreibtisch ein bisher unbenutztes daumengroßes Instrument aus Neusilber hatte, eine Stimmpfeife mit drehbarem Oberteil, mit welcher man einen jeden der zwölf Halbtöne einer Oktave genau angeben kann. Sie trug ich von nun an stets bei mir. Auf das, was ich jetzt finden sollte, war ich nicht gefaßt. Überall, wohin ich weit und breit auf meinen Spaziergängen kam, überall hörte ich den Kuckuck in bewunderungswürdiger Sicher heit auf den Ton e einsetzen, auf dem eingestrichenen e. Es war, als hätten alle diese Vögel eine Stimmgabel oder Stimmpfeife im Halse, nach der sie sich richteten. Die absolute Tonreinheit hatte etwas Verblüffendes. Da war als häufigster Ruf die Kleinterz e'cis': also  zu hören, dann die große Terz e'c', als Sekunde ein reines, volles e'd', als Quart e'h und als nicht ganz verbürgbare verminderte Quint e'ais, — kurz, immer und immer wieder e' als erster Ton. Durch das offene Fenster meines Schlafzimmers vernahm ich täglich in den frühen Morgenstunden zahlreiche Kuckucksrufe von den waldigen Höhen des Battert her. Ein Griff nach der auf dem Nachttisch bereit liegenden, auf e gestellten Stimmpfeife überzeugte mich, daß auch diese Rufer in kleinen oder großen Terzen der e-Regel folgten.

(Schluß folgt.)

Aus dem Tonleben.

Sind wir vereint zur guten Stunde. Noch 1900 schrieb der Burschenschafter Dr. Prahl („Das deutsche Studentenlied", Berlin): „Arndts ‚Sind wir vereint' wurde für den ersten großen Burschenschaftskommers auf der Tanne in Jena am 12. Juni 1815 von dem damaligen Studenten Hanitsch in Musik gesetzt." Und er verwies dabei auf Hoffmanns von Fallersleben Volkstümliche Lieder, 4. Aufl. 1900. Jedoch unter die Handvoll Studentenlieder, die auf französischen Boden zurückwurzeln, ist auch dieses zu rechnen. Dr. Max Friedländer, der ausgezeichnete Forscher, dem wir so viele wertvolle Aufschlüsse historischer Natur über Lieder und Melodien zu danken haben, meinte bisher selber: „Melodie zuerst in den Deutschen Burschenliedern, Jena 1817 (die unsrige ist etwas abweichend). Der Name des Komponisten: ‚Hanitsch, weiland Bursch in Jena' erscheint zuerst in den Liederweisen zum Teutschen Liederbuch, 1823. Es war das Lieblingslied der Burschenschaften, weshalb es der Polizei bald mißliebig und aus mehreren Kommersbüchern entfernt wurde." Als er aber 1899 von dem früheren Herausgeber des Freiburger Kommersbuches Mörschbacher den von diesem bereits 1890 entdeckten, bisher unveröffentlichten Sachverhalt erfuhr, erkannte er dessen Richtigkeit sofort an und nahm sich die Benutzung des interessanten Quellenfundes vor. Die Melodie in ihrer Urfassung stammt von dem als Vorgänger Beethovens in der Komposition des Fideliostoffes nicht unbekannten Pierre Gaveaux (1761—1825), der sie 1794 zu dem berühmten sechsstrophigen Lieblingslied der Jeunesse dorée „Le Réveil du Peuple" schuf, welches das Erwachen des Volkes besang gegenüber der Marseillaise der Jakobiner und der Drohung Billaud-Varennes' vom Erwachen des Löwen. Die Melodie wurde 1795 in dem „Revolutions-Almanach von 1796", Göttingen bey Joh. Christian Dieterich, gedruckt. Einige alte Fassungen zu „Sind wir vereint" stehen übrigens der französischen Urweise näher als die heute gebräuchliche. Ueber den vermeintlichen Tondichter meldet das Musikalische Konversationslexikon von Hermann Mendel: „G. F. Hanitsch, deutscher Tonkünstler, geb. 1. April 1790 zu Großensee in Sachsen-Weimar, erhielt zur Zeit der deutschen Freiheitskriege eine Anstellung als Kantor zu Eisenberg und komponierte Gesänge für Kirche, Schule und Männerchor, von welchen letzteren das Burschenlied ‚Sind wir vereint zur guten Stunde' in bestem Sinne bekannt und Eigentum der deutschen Nation geworden ist." Möglicherweise hat der Anfang der Melodie zu „Auf grünen Bergen wird geboren der Gott, der uns den Himmel bringt" Einfluß gehabt auf die gebräuchliche Fassung unseres Liedes. Ersteres ist um 1800 von Friedr. Leopold v. Hardenberg gedichtet und zeigt in seinen beiden ersten Takten große Ähnlichkeit, in den beiden weiteren sogar vollständige Übereinstimmung mit den entsprechenden Takten des letzteren.

Das Choralion.

Choralion ist der Name eines eigenartigen, neuerfundenen, durch die Firma Gebrüder Hug & Co. in Leipzig in den Handel gebrachten Musikinstrumentes, einer Art verkleinerten Harmoniums, welches geeignet sein dürfte für viele Zwecke, wie Schulandachten, Gesangvereine, als Hausinstrument, zum Zusammenspiel mit Klavier, für kleinere kirchliche Feste, die in Sälen oder im Freien abgehalten werden, für Missionare und Wanderprediger, ein Harmonium oder eine Orgel, wo diese Instrumente fehlen, zur Begleitung des getragenen Gesanges zu ersetzen. Man sollte kaum glauben, daß der schöne, runde, volle, kräftige, auch größere Räume füllende Ton einem verhältnismäßig so kleinem Instrument innewohnt, das in Kofferformat, leicht tragbar, nur das geringe Gewicht von 6 kg besitzt. Die Handhabung des Choralion geschieht, indem man das Instrument auf einen Tisch oder auf ein eigens dazu konstruiertes Gestell legt. Die Windzufuhr wird durch einen Zug bewirkt, der unterhalb der Tastatur angebracht, entweder mit der einen Hand oder mit dem Knie oder auch mit dem Fuße bewegt wird, je nachdem der Spieler es vorzieht, sitzend oder stehend, mit einer Hand oder mit beiden Händen zu spielen. Bemerkenswert ist, daß das Choralion, trotz seiner Kleinheit, Wind genug liefert, um ohne jedes Abbrechen oder Stoßen des Tones in vollen Akkorden gespielt zu werden. Gewiß wird das kleine, leicht transportable, leicht zu spielende Harmonium sich bei seiner vielseitigen Verwendbarkeit bald zahlreiche Freunde erwerben und möglicherweise weite Verbreitung finden. Mit Untergestell und Zinkpfeifenaufsatz bildet es auch als Salon-Instrument eine Zimmerzierde.

Mit Handkoffer, wasserdicht mit Lederduch, Untergestell und Pfeifenaufsatz kostet das Instrument 50 Mk., mit Koffer 36 Mk.; das Untergestell allein 6 Mk.

Kleiner Anzeiger.

Neue empfehlenswerte Ausgaben klassischer und neuerer Tonwerke bringt die berühmte Edition Peters auf den Musikalienmarkt. Von diesen neuen Erscheinungen erwähnen wir zunächst eine prächtige, vortrefflich gelungene Bearbeitung der

Cdur-Symphonie (L) von Beethoven,

für zwei Pianoforte zu vier Händen arrangiert von Otto Singer, eine Bearbeitung, die man überall dort, wo man zwei Klaviere zur Verfügung hat, mit wahrer Erbauung und hohem Genuß spielen wird. Der Preis beträgt 8 Mk. für das Exemplar. Es sind selbstverständlich 2 Exemplare notwendig. Auch die

Lyrischen Stücke von Edvard Grieg

liegen in einer neuen prachtvollen Gesamtausgabe (Preis 10 Mk.) vor, die Prof. Herm. Kretzschmar mit einer wertvollen Vorrede, einer erschöpfenden Charakteristik Griegs, geschmückt hat. Ein stattlicher Band von über 200 Seiten, der das Feinste der Griegschen Klavierkunst enthält. Endlich erwähnen wir noch eine nicht minder stattliche Veröffentlichung: einen Klavierauszug zu zwei Händen mit Hinzufügung des Textes von George Bizets dramatischem Meisterwerk

Carmen,

dessen Neuausgabe Adolph Ruthardt besorgt hat. Reizvoll, dem Original getreu, dem Klavier angepaßt, gut spielbar, so wird sich auch dieser Klavierauszug Freunde erwerben. Preis 6 Mk.

Redaktionspost.

P. W. in Luckau. Wir danken Ihnen verbindlichst für die Mitteilung, daß eine bronzene Gedenktafel an dem Klettschen Hause den Besucher der lieblichen Ilmstadt daran erinnert, daß hier Corona Schröter ihre letzten Lebensjahre zubrachte und in diesem Hause starb.

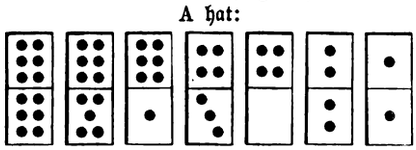
Cantor W. in L. Die beiden ältesten evangelischen Gesangbücher der Reformationszeit wurden, wie nun feststeht, in Zwickau gedruckt. Von beiden Arten ist nur noch je ein Stück vorhanden, und zwar eines von der von Jörg Gastel in Zwickau besorgten ältesten Ausgabe in der Zwickauer Ratsschulbibliothek, eines von der 1528 gedruckten zweiten Ausgabe in der königl. Bibliothek zu Dresden. Von dem Gastelschen Gesangbuch erschien schon 1889 ein Abdruck und ein zweiter wurde noch genauer soeben durch den Lic. D. Dr. Buchwald-Leipzig besorgt, der im Zückler'schen Verlage in Zwickau erschien.

In unserer Spielecke.

1. Dominoaufgabe.

A, B, C nehmen je sieben Steine auf. Sieben Steine mit 58 Augen liegen verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft.

A hat:



B hat auf seinen sieben Steinen 31 Augen. A setzt seinen höchsten Doppelstein aus. B und C passen. A setzt an. B und C setzen an. A, B, C setzen an. A sperrt die Partie mit 1 — 6 an Eins. A behält drei Steine mit 10 Augen, B fünf Steine mit 15, C fünf Steine mit 21 Augen übrig. B hat zuerst einen anderen, dann einen Doppelstein gesetzt, C zuerst einen Doppelstein.

Welche Steine liegen im Talon? Welches ist der Gang der Partie?

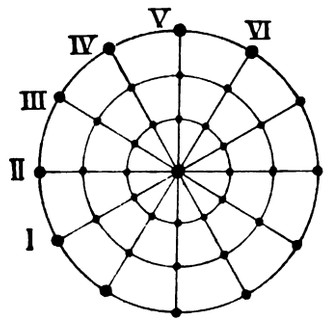
2. Dreisilbige Scharade. (Scherzrätsel.)

Willst Du ein halbes Mütterlein mir nennen,
Lernst Du zugleich die erste Silbe kennen.
Von Menelaos nimm ein Viertel nur,
So bist Du bald der zweiten auf der Spur;

Doch Pergamons Ruinen bis zur Mitte
Mußt Du durchforschen, suchst Du auch die dritte.
Drückt Krankheit Deine Lebensgeister nieder,
Das Ganze hilft wohl, sie zu stärken wieder.

M. Sch., Cassel.

3. Kreisrätsel.



Die 37 Punkte der Figur sind durch je einen Buchstaben so zu ersetzen, daß die sechs Durchmesser des Kreises bekannte siebenlautige Namen mit einem gemeinsamen Mittelbuchstaben ergeben.

Diese Namen sollen bezeichnen:

1. Eine italienische Stadt; 2. eine Muse; 3. ein Gotteshaus; 4. eine Stadt in Thüringen; 5. ein Buch des Alten Testaments; 6. eine Antilope.

Sind die richtigen sechs Namen gefunden, so nennen ihre Anfangsbuchstaben die Hauptstadt eines Kaiserreichs.

4. Wechselrätsel.

Einer der Schriftsteller ist's, die große Erfolge errangen.
Mächtiges Königreich ist's, ändert zwei Zeichen man um.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 3.

1. Zweisilbige Scharade.

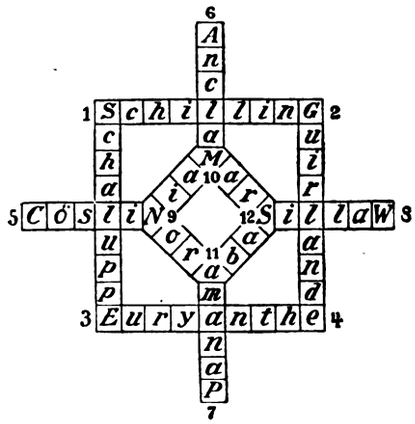
Kirchbach (Kirche).

2. Einsatz-Rätsel.

Die Welt ist voll von Gottessegen,
Willst du ihn haben, er ist dein:
Du brauchst nur Hand und Fuß zu regen,
Du brauchst nur fromm und klug zu sein.

(Friedr. Wilh. Weber, Gedichte, Gottessegen.)

3. Füllrätsel.



Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rücksendung unverlangt eingesandtet Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen deutschen Freimarken beigelegt sind. — Herausgeber: Th. H. Pantenius und Hanns von Zobeltitz. — Für die Redaktion verantwortlich: Th. H. Pantenius in Berlin. Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W. 35, Steglitzerstr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Anzeigen nur: An die Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig, Hospitalstraße 27. — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig.
Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim
Ein deutsches Familienblatt.

39. Jahrgang * vom Oktober 1902 bis dahin 1903. * * * Ausgegeben am 8. November 1902. * Nr. 6.

Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.

Zum Besuch des Kronprinzen von Dänemark in Deutschland. Der Besuch des dänischen Thronfolgers beim deutschen Kaiser darf wohl mit Recht als ein Anzeichen der erfreulichen Thatsache angesehen werden, daß wie bei uns in Deutschland schon lange, so nun auch in unserm nördlichen Nachbarstaat die schmerzlichen Erinnerungen an die Ereignisse des Jahres 1864 überwunden worden sind und jedenfalls keinen Hinderungsgrund mehr für ein freundnachbarliches Nebeneinanderleben und rege Beziehungen der beiden Länder bieten. In dieser Auffassung der Dinge hat der dänische Kronprinz nicht blos bei Hofe sondern auch beim deutschen Volke eine aufrichtig herzliche Aufnahme gefunden. Kronprinz Friedrich ist der älteste Sohn des greisen Königs Christian von Dänemark, der jetzt im 85. Lebensjahr steht und seit dem Jahre 1863 die dänische Krone trägt. Der Kronprinz ist am 3. Juni 1843 geboren worden und seit dem Jahre 1869 mit Louisa Prinzessin von Schweden und Norwegen vermählt. Dieser Ehe sind 8 Kinder entsprossen. Der älteste Sohn, Prinz Christian, ist mit der Herzogin Alexandrine zu Mecklenburg, der zweite Prinz Karl, mit der Prinzessin Maud von Großbritannien, Prinzessin Luise mit dem Prinzen Friedrich zu Schaumburg-Lippe, Prinzessin Ingeborg mit dem Prinzen Karl von Schweden verheiratet. Unverheiratet sind noch Prinz Harald (geboren 1876) und Prinzessin Thyra (geboren 1880), auf die Prinz Gustav, am 4. März 1887, und Prinzessin Dagmar, 23. Mai 1890 geboren, folgen.



Kronprinz Friedrich von Dänemark, der Gast des deutschen Kaisers.

* * *

Präsident E. Hinrichsen †. Am 22. Oktober wurde während der Sitzung der Hamburger Bürgerschaft deren langjähriger hochverdienter Präsident in Ausübung seines Amts vom Tode ereilt. Der Hamburger Staat hat mit tiefster Trauer das plötzliche, unter so tragischen Umständen erfolgte Ableben dieses ausgezeichneten Mitbürgers aufgenommen, der seit mehr als 30 Jahren sich dem Gemeinwohl in rastloser Thätigkeit gewidmet und über 10 Jahre das hohe Ehrenamt eines Vorsitzenden der Bürgerschaft geführt hat. Aus einfachen, bescheidenen Verhältnissen hervorgegangen, hatte sich der Verstorbene durch seine großen Fähigkeiten, seine peinliche Rechtlichkeit und unermüdlichen Fleiß, einen glänzenden Namen geschaffen. Als Sohn eines schlichten Rechenlehrers 1840 geboren, widmete Hinrichsen sich dem Bankfache. Schon in verhältnismäßig jungen Jahren wurde er in eine leitende Stellung bei der Norddeutschen Bank berufen, die er im Jahre 1879 aufgab, um ein eigenes Geschäft unter der Firma Hardy u. Hinrichsen zu begründen. Zahlreiche kaufmännische Unternehmungen, so die eben erwähnte Norddeutsche Bank, die Lübeck-Büchener Bahn, die Freihafen-Lagerhaus-Gesellschaft, später die Handelskammer, sicherten sich den Rat und die Mitarbeit des Herrn Hinrichsen. Das Wertvollste an gemeinnütziger Arbeit aber leistete Hinrichsen innerhalb der Bürgerschaft, der er seit 1871 angehörte.



E. Hinrichsen, Präsident der Hamburger Bürgerschaft †. Nach einer Aufnahme von E. Bieber, Hofphotograph in Hamburg.

* * *

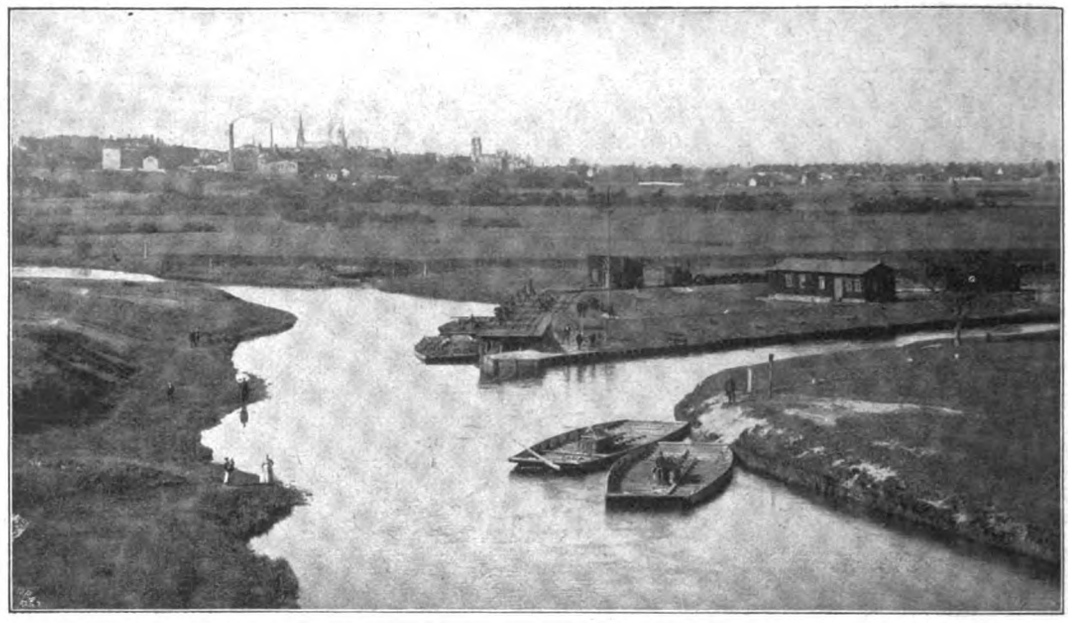
Generalleutnant von Deines. An Stelle des Erbgroßherzogs von Baden, der das Kommando über das 8. Armeekorps in Coblenz niedergelegt hat, um den greisen Großherzog mehr von den Regierungsgeschäften entlasten zu können ist der bisherige Kommandeur der 21. Division in Frankfurt a. M., Generalleutnant und Generaladjutant des Kaisers von Deines zum kommandierenden General des 8. Armeekorps ernannt worden. Er hat eine so außerordentlich schnelle Carrière hinter sich, wie sie kein anderer preußischer Offizier in Friedenszeiten aufzuweisen hatte. Ursprünglich für das Studium bestimmt, rückte er 1870 als junger Reserveoffizier in den Krieg gegen Frankreich aus, nahm bei den Bonner Königshusaren an mehrereren Schlachten Teil und wurde noch während des Krieges aktiver Offizier beim Regiment. Sein Leutnantspatent datiert vom 1. Juli 1870. Er hat also bis zum



Gen.-Ltn. von Deines, Kommandeur des 8. Armeekorps. Nach einer Aufnahme von J. B. Ciolina, Hofphotograph in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

kommendierenden General nur 32 Jahre gebraucht, eine Zeit, in welcher im Durchschnitt nur der Obersteurang erreicht wird. Schon 1874 kam er in den großen Generalstab, stand dann längere Zeit beim Stabe des 8. Armeekorps, wurde 1878 bereits Hauptmann, 1885 Major und bald darauf Militärattaché in Madrid, 1887 in Wien. Im Oktober 1888 wurde er unter Belassung in seiner Stellung Flügeladjutant des Kaisers, und der 18. April 1896 brachte ihm die Ernennung zum General à la suite des Kaisers und die Beförderung zum Generalmajor. Im Oktober 1897 berief ihn der Kaiser aus Wien zurück und betraute ihn mit dem verantwortungsvollen Amte des Obergouverneurs der Kaiserlichen Söhne; am 18. April 1899 stellte er ihn à la suite der Armee, indem er ihn zugleich zum Generaladjutanten und zum Generalleutnant erhob. Bis zur Bildung des neuen, 18. Armeekorps in Frankfurt a./M. verblieb der General in seiner Stellung als Obergouverneur der kaiserlichen Prinzen, um dann die 21. Division zu Frankfurt a./Main zu übernehmen. General von Deines, der gegenwärtig im 54. Lebensjahre steht, hat u. a. die „Geschichte des Königs-Husarenreg. (1. Rheinisches) Nr. 7 bis zum Jahre 1875" und die „Geschichte des 1. westfälischen Husarenreg. Nr. 8 von 1815—1881" geschrieben.



Die Dreikaiserreichs-Ecke bei Myslowitz.

Von der Denkmalsenthüllung an der Dreikaiserreichs-Ecke. Die Bergstadt Myslowitz in Oberschlesien hatte am 18. Oktober d. Js. ein überaus festliches Gewand angelegt; galt es doch, gelegentlich der an diesem Tage stattfindenden Enthüllung der Denkmäler Kaiser Wilhelms I. und Kaiser Friedrich III. Zeugnis abzulegen dafür, daß in der südöstlichsten Ecke des Deutschen Reiches, da wo die Grenzen Deutschlands sich mit denjenigen Oesterreichs und Rußlands berühren — an der sogenannten Dreikaiserreichsecke — deutsche Herzen in ebenso treuer Liebe und Verehrung für Kaiser und Reich erglühen, wie irgendwo sonst im Deutschen Vaterlande. Die beiden Denkmäler, die nach den Entwürfen des Bildhauers Freese in Berlin in der Gladenbeckschen Bronzegießerei in Friedrichshagen in Bronze gegossen sind, stellen Kaiser Wilhelm in Generalsuniform mit dem Federbusch auf dem Helm, Kaiser Friedrich in Garde du Korpsuniform mit dem fliegenden Adler auf dem Helm dar. Die Sockel der Denkmäler, welche eine Höhe von 3 m haben, sind aus grauem Granit aus dem Fichtelgebirge vom Bildhauer Robert Hankow in Berlin hergestellt, die Figuren selbst stehen auf einer auf den Sockel aufgelegten Bronzeplatte von 15 cm Durchmesser; die Höhe der Denkmäler vom Fuße des Sockels bis zur Helmspitze beträgt 6,12 m. — Die beiden Denkmäler haben ihren Standort auf dem Wilhelmsplatz und zwar zu beiden Seiten der über diesen Platz von der Bahnhofsstraße nach der Plesser Straße führenden breiten Fahrstraße gefunden; sie werden demnächst auch mit gärtnerischen Anlagen umgeben werden und nicht nur eine Zierde der Stadt Myslowitz, sondern ganz Oberschlesiens bilden, dessen Bevölkerung von nah und fern herbeigeströmt war, um der Enthüllungsfeier beizuwohnen und dem Kronprinzen zuzujubeln, der als Vertreter seines Kaiserlichen Vaters der Enthüllungsfeier beiwohnte.



Das Kaiser Friedrich-Denkmal.



Das Kaiser Wilhelm-Denkmal.

* * *

Das 400jährige Jubiläum der Universität Wittenberg-Halle. Vor nunmehr 400 Jahren, am 18. Oktober 1502, wurde (wie schon in unsrem Aufsatz in Nr. 3 des Daheim erwähnt) in Wittenberg die von dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen gegründete neue Universität eingeweiht. Der Franziskaner D. Fleck deutete in der Festpredigt, die er in der nachmals

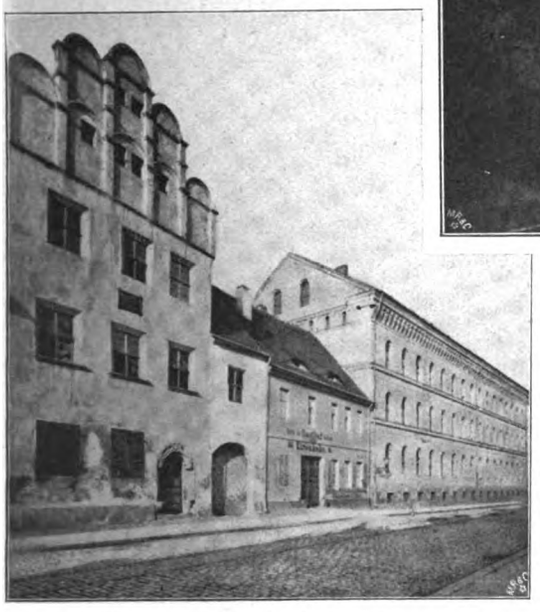
Von der Enthüllung der Kaiserdenkmäler bei Myslowitz. Nach Aufnahmen von Theod. Tschentschen, Königshütte u. Myslowitz.

Digitized by Google

weltberühmt gewordenen Schloßkirche hielt, den Namen Wittenberg als „Berg der Weisheit", von dem sich viele Ströme der Weisheit in alle Welt ergießen würden. Wie herrlich hat sich diese Prophezeiung erfüllt! Dreihundert Jahre lang war die Universität Wittenberg eine leuchtende Bildungsanstalt für Deutschlands Jugend, bis im Juli 1813 Napoleons Machtspruch anordnete: „Wittenberg hat aufgehört, eine Bildungsstätte für junge Leute zu sein." 1815 bestätigte eine Kabinetsordre die Aufhebung, und zwei Jahre später ward die Universität Witten-



Das Predigerseminar (früher Auditoriengebäude) in Wittenberg.



Das Melanchthonhaus in Wittenberg, Eigentum des Predigerseminars. Nach Aufnahmen von A. Kimstädt, Wittenberg.

berg mit der Halleschen formell vereinigt. Name, Fonds, Sammlungen und zum großen Teile auch die Dozenten gingen auf die dortige Friedrichs-Universität über. Wittenberg erhielt als Ersatz für die Universität 1817 in den ehemaligen Kollegienräumen das Königliche Predigerseminar, in dem 20 junge Theologen nach vollendetem Studium zwei Jahre verbringen, damit das Seminar „eine Lebens-, Gebets- und Studiengemeinschaft zur nächsten und letzten Vorbereitung für das evangelische Seelsorgeramt" werde. Das alte Universitätsgebäude dient jetzt als Kaserne. In Wittenberg ist der 400 jährige Gründungstag der Universität ohne Sang und Klang vorübergegangen. Die alma mater Fridericiana in Halle veranstaltete aber am 1. November anläßlich der 400-jährigen Jubelfeier einen Festakt, zu dem auch der Kultusminister sein Erscheinen zugesagt hatte. In Verbindung mit diesem Feste wurde das neue Auditoriengebäude **eingeweiht.**

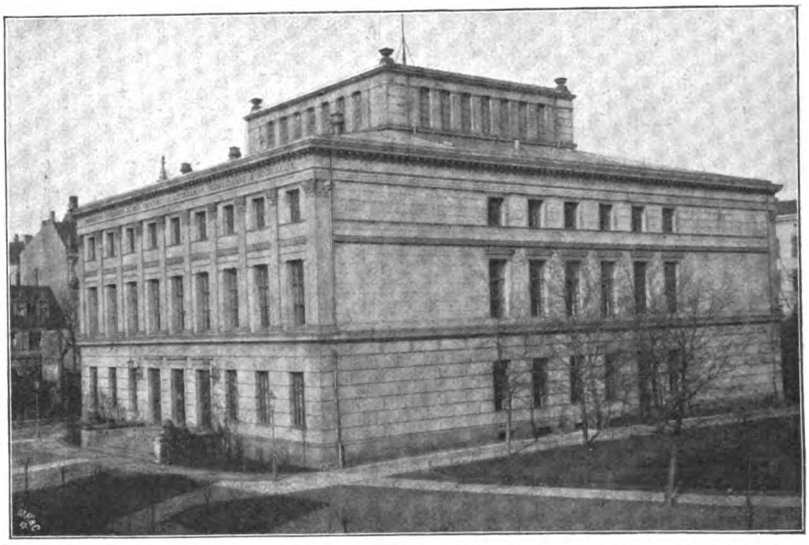
* * *



Das neu eingeweihte Auditoriengebäude in Halle a. S.
Nach Aufnahmen von F. Bimpage, Halle a. S.

Von der Jubelfeier der Universität Wittenberg-Halle.

Bundesrat Hauser †. Die Schweiz hat den Verlust eines ihrer fähigsten und geschätztesten Beamten zu beklagen. Das Mitglied des Bundesrat Walter Hauser, den am 22. Oktober im 66. Lebensjahre der Tod ereilt hat, war zweimal von der Bundesversammlung seines Vaterlandes mit der höchsten Würde eines Präsidenten der Eidgenossenschaft betraut worden, zuerst 1888,



Das Universitätsgebäude in Halle a. S.

dann nochmals 1900. Er entstammte einer altangesessenen Famile von Wädensweil am Zürichsee und war, wie der verstorbene französische Präsident Felix Faure, Gerber von Beruf, ehe ihn seine ungewöhnliche Intelligenz ins politische Leben zog. 1869 wurde er in den schweizerischen Nationalrat, 1879 in den Ständerat und 1881 in den Regierungsrat des Kantons Zürich gewählt, in dem er die Leitung der Finanzen übernahm. Das Finanz- und das Handelswesen blieb auch in der Folge seine eigentliche Domäne.

* * *

Die Wiederholung des Foucaultschen Pendelversuchs in Paris. Im Pantheon zu Paris, wo im Jahre 1851 der große französische Physiker Foucault seinen berühmten Pendelversuch gemacht hat, wurde jetzt am 22. Oktober eine Wiederholung dieses interessanten Experiments vor einem geladenen vornehmen Publikum vorgenommen. Der Versuch beruht bekanntlich auf

Digitized by Google

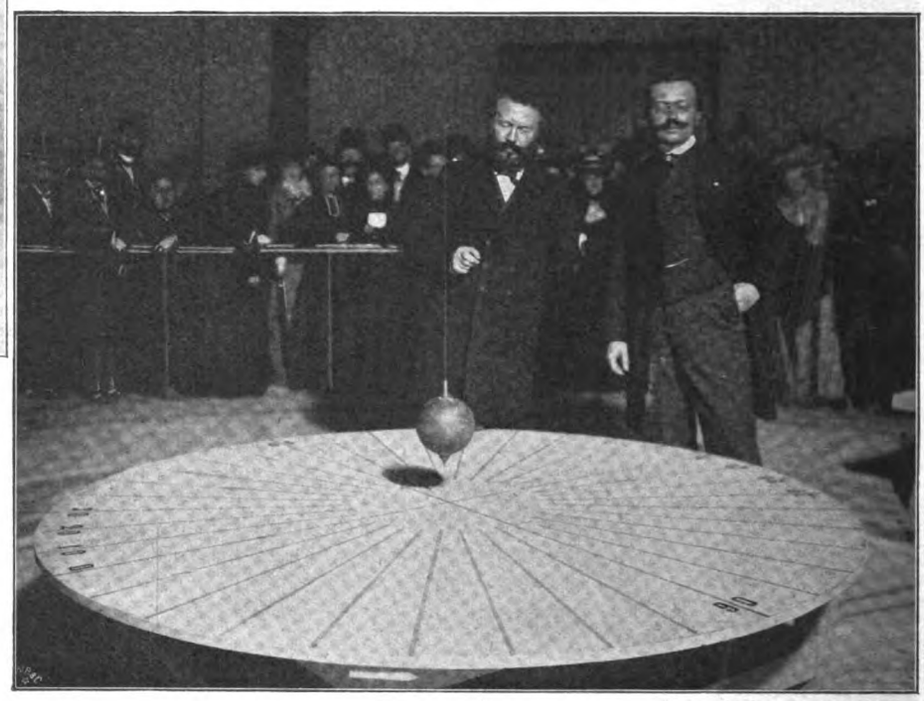


Der Schweizer Bundesrat Hauser †.

der Erscheinung, daß die Ebene eines im Raume freischwingenden Pendels stets dieselbe bleibt, daß sie also bei der Achsendrehung der Erde im Laufe der Zeit immer mehr abweichen muß von einer festen Linie, die der Richtung der Pendelebene im Beginn des Experiments entsprach. Mit dem Experiment läßt sich also umgekehrt die Rotation der Erde nachweisen. Das jetzt bei der Wiederholung des berühmten Versuchs verwandte Pendel, das von der Kuppeldecke des Pantheons herniederhing, bestand aus einer stählernen Klavierſaite von 67 m Länge und 0,67 mm Durchmesser. Die zur Beschwerung dienende Messingkugel wog 28 kg. Die Pendellänge vom Aufhängepunkt bis zur Markierspitze betrug 67,24 m, die einzelne Pendelschwingung dauerte 8,2 Sekunden. Die Markierung der Schwingung geschah mittels kleiner um den Mittelpunkt kreisförmig angeordneter Sandhäufchen, die von der Pendelspitze gestreift wurden. Der dem Experiment beiwohnende Unterrichtsminister Chaumié zündete eigenhändig ein Streichholz an und verbrannte damit den Faden, der die Kugel festgehalten hatte. Majestätisch setzte sich darauf das Pendel in Bewegung. Fast unmittelbar sah man auch schon die unterm Pendel befindliche große kreisförmige Tafel sich leicht von Ost nach West verschieben. Die Oscillationen dauerten etwa 16 Stunden.

* * *

Das Matthias Corvinus-Denkmal in Clausenberg. Das nebenstehend abgebildete Denkmal des Königs Matthias Corvinus, des berühmtesten aller ungarischen Herrscher, ist eine Schöpfung des Bildhauers Fadrusz, von dem auch das Kaiserin Maria Theresia-Standbild in Preßburg herrührt. Es stellt den König in eiserner Rüstung, aber ohne Helm, mit einem Lorbeerkranz um das Haupt auf einem gleichfalls gepanzerten Pferde dar. Der Unterbau und der Hintergrund des Monuments erinnern in ihrer wuchtigen Quadernarchitektur an eine Festung, auf deren Bastei der gewaltige Kriegsfürst, der Ueberwinder der Oesterreicher, Böhmen, Polen und Türken, hoch zu Roß hält, während unter ihm seine getreuen Mannen stehen und ihn mit jubelndem Zuruf als Sieger begrüßen.



Camille Flammarion. M. Berget.

Die Wiederholung des Foucault'schen Pendelversuchs in Paris.

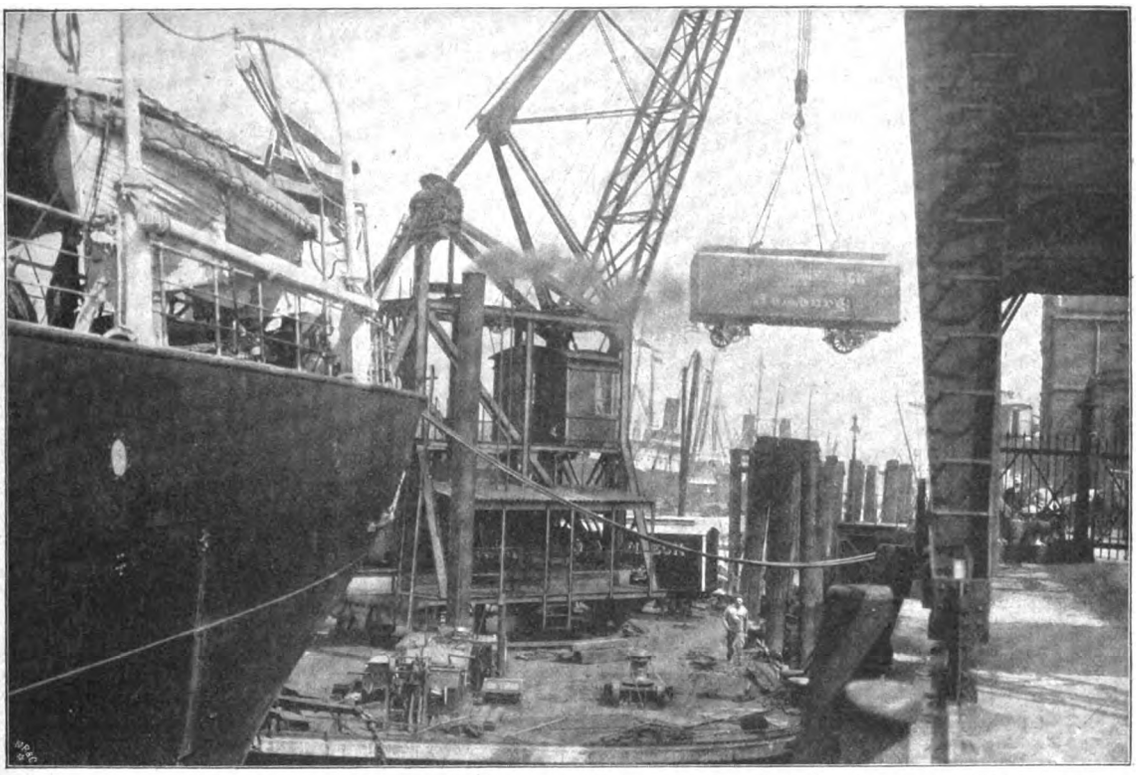
Zu unsern Bildern aus Carl Hagenbecks Tierpark. Für den Tierfreund kann man sich kaum Interessanteres denken als einen Besuch in Hagenbecks gewaltigem Tierpark bei Hamburg, wo stets ein nach hunderten zählendes reichhaltiges Lager von allen möglichen wilden Tieren aus fremden Zonen gehalten wird. Carl Hagenbeck, der Senior-Inhaber des nach ihm benannten Thierparks, ist im wahren Sinne des Wortes ein Selfmade-man, der es verstanden hat, ein internationales Weltge-



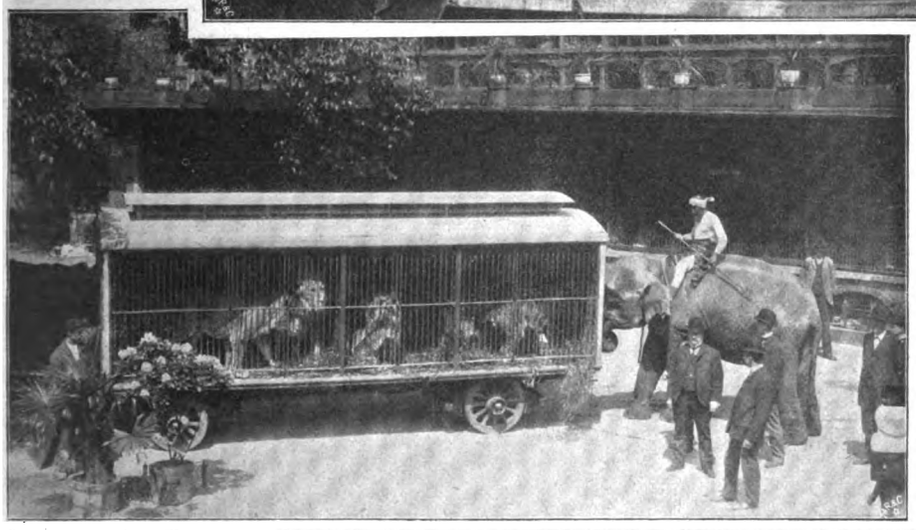
Das in Klausenburg in Ungarn enthüllte Matthias Corvinus-Denkmal neben der Kathedrale der Stadt.

Digitized by Google

schäft aufzubauen, welches einzig in seiner Art und tatsächlich ohne jede Konkurrenz dasteht. Es klingt geradezu unglaubwürdig, wenn man hört, daß beispielsweise amerikanische Tiergärten die Tiere ihrer eigenen unendlichen Zonen von Hagenbeck via Hamburg bekommen, was bei den hohen und überaus schwierigen Transportverhältnissen umsomehr auffallen muß. Daß der Zar seine sibirischen Vierfüßler durch Herrn Hagenbeck für die kaiserlichen Parks bezieht, sei hier gleich auch noch an dieser Stelle erwähnt.



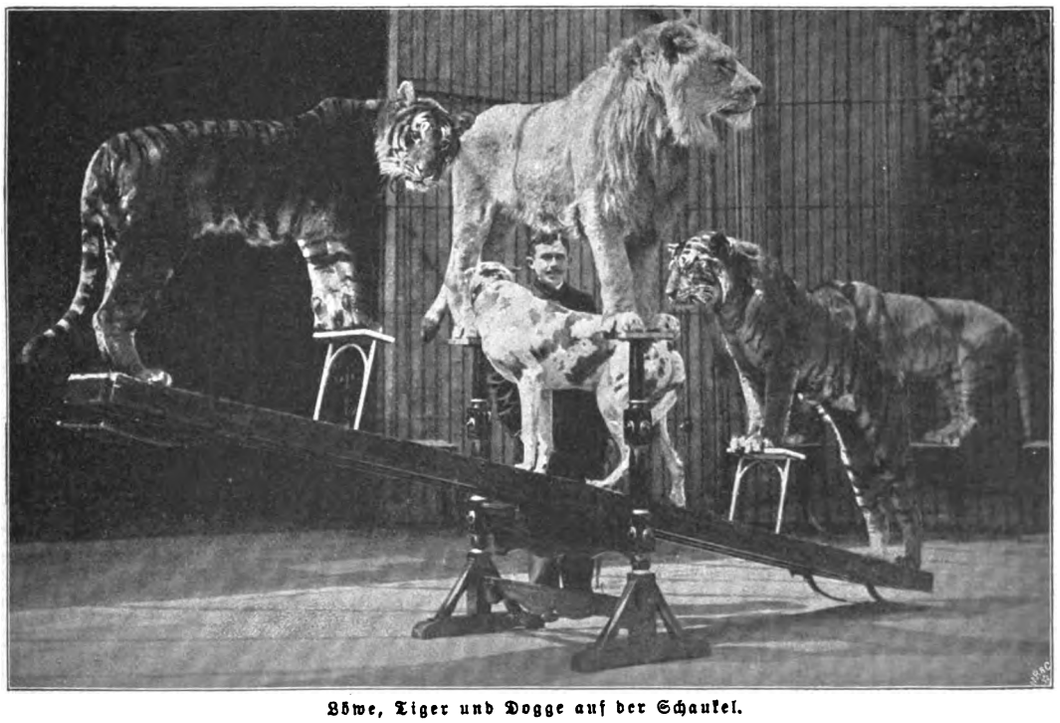
Verladen der Hagenbeckschen Tierwaggons im Hamburger Hafen



Transport der Waggons zu Land durch abgerichtete Elefanten.

Karawanen im ägyptischen Sudan einen alten Neger Namens „Jim“ im Alter von etwa 60 bis 70 Jahren im Dienst haben, welcher anstatt mit modernen Schußwaffen, seiner alten Tradition treu, mit einer Lanze die größten Löwen oder Löwinnen erlegt, um die Jungen zu bekommen. Mit tigerartiger Gewandheit spioniert derselbe die entferntesten Höhlen und Schlupfwinkel der Löwen schnellstens aus, um dann ohne große Vorbereitungen leise heranzuschleichen und seine totbringende Lanze mit Sicherheit dem Tiere in die Brust zu schleudern, ein Manöver, welches ihm bisher in zahlreichen Fällen glatt gelungen ist. Dieser „Jim“ dürfte demnach mit Recht dem berühmten

Wer einmal Hamburg besucht oder durchreist, sollte sich daher wirklich dieses Riesenunternehmen in Hamburg und Stellingen bei Hamburg des Näheren in Augenschein nehmen. Der Schreiber dieser Zeilen besuchte an einem Vormittag das Hamburger Etablissement und kam z. B. gerade dazu wie mit endlosen Fuhren einige Schiffsladungen prächtiger Steinböcke aus Sibirien — sowie ein Transport aus Afrika von Elefanten, Löwen, Giraffen 2c. ankamen. Das interessanteste aber auch das gefährlichste Einfangen ist jedenfalls das der großen Katzenarten, wie Löwen, Tiger und Leoparden, wozu viel Zeit, Ausdauer, Mut und nicht zu vergessen noch mehr Geld gehört. Herr Hagenbeck erzählte selbst, daß seine



Löwe, Tiger und Dogge auf der Schaukel.

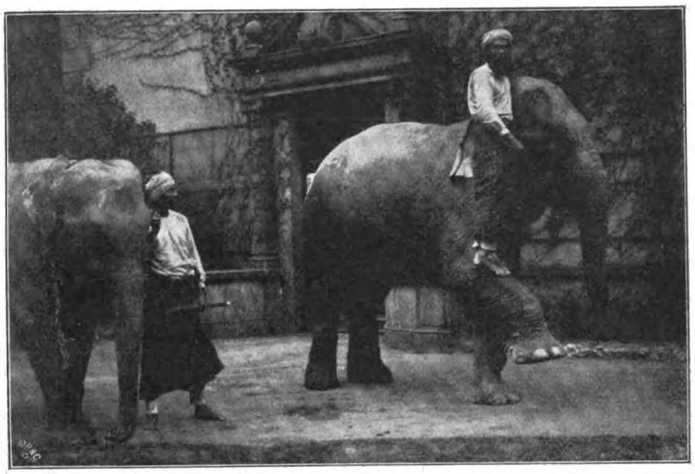
Aus dem Hagenbeckschen Tierpark bei Hamburg. Nach Aufnahmen von Theodor Reimers in Hamburg.

Digitized by Google



Ensemble-Vorstellung von Löwen, Tigern, Eisbär, Leopard und Dogge.

Franzosen Gérard den Rang als kühnster und erfolgreichster Löwenjäger streitig machen. „Jim" bringt auf diese Art und Weise sehr viele junge Löwen an die Karawanen. Nach einem monatelangen Transport — nach der Küste, über den Ozean — kommen die Wüstenbewohner dann meistenteils recht angegriffen und erlahmt nach Hamburg. Da die Tiere in ihren engen Behältern sogar das Laufen ganz verlernt haben, muß ihnen dieses dann mit vieler Mühe und Geduld erst wieder beigebracht werden. Indessen das vortrefflich geschulte Personal von Hagenbeck bringt die Tiere bald wieder zur vollständigen Gesundheit und zwar auf folgende Weise: An der Decke wird im Käfig eine Leine befestigt, an deren Ende sich ein meterbreiter Gurt befindet, welcher dem betreffenden Löwen oder Tiger um den Leib getan wird. Dann wird das Tier in die Höhe gezogen, verliert dadurch den Boden unter den Füßen und versucht mit den Beinen zu strampeln, wodurch der Anfang zum Laufen wieder gemacht wird. Schon nach 8 Tagen kann das Tier meist wieder im Käfig herumlaufen, und die erlähmten Gelenke und Muskeln kommen durch dieses Training wieder vollständig in beste Funktion. Die Löwenzucht im Hagenbeckschen Tierpark ist besonders berühmt, wobei eine durch die lange Praxis erworbene Taktik dem Laien wohl ganz unbekannt sein dürfte. Herr Hagenbeck zieht nämlich von älteren Löwen 90 Prozent männliche Jungen, wogegen jüngere Paare etwa 90 Prozent weibliche Jungen werfen, eine gewiß sehr überraschende, aber von Herrn Hagenbeck persönlich verbürgte Tatsache. Die in der Gefangenschaft geborenen Jungen müssen in ganz besonderer Weise gepflegt werden, wenn es nicht ganz verkrüppelte Tiere werden sollen. Genau wie der Mensch müssen sie Luft und Sonne, vor allen Dingen aber Bewegung haben. Es ist interessant zu sehen, wie die kleinen 8—10 Wochen alten Tierchen im Sonnenschein morgens in einem großen Sandbehälter mit ihrem Wärter und verschiedenen jungen Hunden einige Stunden lang spielen, ein Bild, dem man stundenlang zusehen könnte. Die kleinen Löwen mit ihren ungeschickten großen Tatzen purzeln kopfüber und unter und balgen sich mit den Hunden,



Elefanten mit ihren indischen Führern.



Zwei Flaschenbabies, Bastarde von Löwen und Tiger.



welche viel schneller als sie sind und denn auch den Angriff stets erneuern. Die Mutter der Tiere, eine langjährige Insassin des Tierparks, verfolgt mit der ruhigsten Miene der Welt die ganze Prozedur, als wenn sie genau wüßte, daß ihren Lieblingen nur Gutes geschieht. Dann kommen die Kleinen wieder zur Mutter, welche sie nach Katzenart erst von oben bis unten mit der Zunge wäscht, und dann folgt das Diner der Kleinen oder wie der Humorist Wilhelm Busch sagen würde: „Und durch ein lautes Zungenschlagen bekunden sie ihr Wohlbehagen."

* * *

Bastard von Löwenmännchen und Tigerweibchen.

Aus dem Hagenbeckschen Tierpark bei Hamburg. Nach Aufnahmen von Theodor Reimers in Hamburg.

Digitized by Google

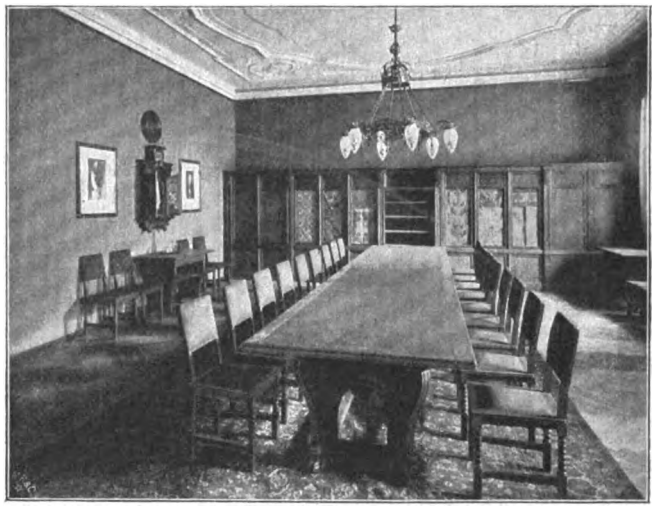
Frauen-Daheim.

Manche Dinge schaffen Dir Leid und Zorn.
Das macht: Drin steckt Deines Neides Dorn.

Zieh nur den giftigen Dorn heraus,
So wächst Dir Frieden und Glück daraus.



Innenhof und Baulichkeiten des neuen Lettehauses.



Vorstandszimmer im neuen Lettehaus.

Der Lette-Verein und sein neues Heim in Berlin.

Als der Präsident Lette im Oktober des Jahres 1865 dem Zentral-Verein zum Wohl der arbeitenden Klassen, dessen langjähriger Vorsitzender er war, eine Denkschrift unterbreitete, in welcher er auf den Notstand hinwies, unter dem Tausende von Frauen und Mädchen litten, da sah es in der Tat traurig um die Berufszukunft des weiblichen Geschlechtes aus. Einerseits waren die Frauen auf Arbeit zum Erwerb des notwendigsten Lebensunterhaltes angewiesen, während es ihnen doch gänzlich an der dazu nötigen Vorbildung fehlte; andererseits galt es, ein Vorurteil, das jede auf Erwerb gerichtete Frauenarbeit als unstatthaft hinstellte, zu durchbrechen und freieren Ansichten Geltung zu verschaffen. Glücklicherweise fand die Anregung, welche der Präsident Lette zu der so nötigen Umwälzung auf diesem Gebiete gab, sofort ein warmes Echo in der Seele der damaligen Kronprinzessin Viktoria, die bereitwilligst ihren Einfluß und ihre Hilfe in den Dienst der guten Sache stellte. So konnte denn am 27. Februar 1866 der „Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechtes" ins Leben gerufen werden, mit dem Präsidenten Lette als erstem Vorsitzenden und der Kronprinzessin Viktoria als hoher Protektorin. Trotzdem das allgemeine Interesse sich bald der neuen Einrichtung zuwandte und es auch an reichlichen Geldspenden nicht fehlte, mußte aber doch zunächst von der Gründung eigener Institute abgesehen werden. Die Schülerinnen konnten vorläufig nur in zwei bereits bestehenden Lehranstalten, in denen des Professor Clemens und des Lehrers Lohff, für Real-, Handels- und gewerbliche Kurse untergebracht werden. Doch der Erfolg war sofort ein augenscheinlicher, und mit ihm mehrten sich auch die Aufgaben. Schon 1867 wurde eine Zeichenschule für Frauen eröffnet und in Verbindung mit dieser eine Sonntagsschule, die sich so gut bewährte, daß schon ein Jahr später drei ihrer Schülerinnen an der Kgl. Akademie der Künste ihr Zeichenlehrerinnenexamen bestanden. Inzwischen war auch bereits ein Arbeitsnachweis-Bureau gegründet und, auf Anregung der Kronprinzessin, das „Viktoriastift", eine Heimat für alleinstehende Erzieherinnen und junge Mädchen, ins Leben gerufen worden.

Leider verlor der junge Verein am 3. Dezember 1868 seinen Gründer und aufopfernden Vorsitzenden, den Präsidenten Lette, durch den Tod. Auf Anregung seines Nachfolgers, des Professor von Holtzendorf, wurde jedoch sein Name hinfort dem Verein einverleibt, so daß sein Werk selbst ihm ein bleibendes Andenken sicherte. Ein Denkmal in Stein, das ihm gesetzt werden sollte, wurde deshalb auch als überflüssig angesehen, und die für dasselbe zusammengebrachte Summe lieber zur Errichtung einer Darlehnskasse für Frauen, die für einen selbständigen geschäftlichen Betrieb Hilfe brauchen, verwandt.

Ein wesentlicher Schritt vorwärts auf dem Wege der Wertschätzung weiblicher Leistungsfähigkeit geschah im Jahre 1871 durch den Beschluß, hinfort die weiblichen Mitglieder des Ausschusses als zu sämtlichen Vorstandsämtern wählbar anzusehen. Infolge dieser Neuerung legte Professor von Holtzendorf sein Amt als Vorsitzender nieder, und dasselbe ging nun auf Frau Anna Schepeler-Lette über, die es bis an ihr Lebensende inne gehabt und in nimmermüder Sorge und Liebe dem Werke ihres Vaters ihre besten Kräfte gewidmet hat. In demselben Jahre kamen auch sämtliche, bisher gegründeten Institute als Eigentum in die Verwaltung des Lette-Vereins. Es waren dies: die Handels-, Zeichen- und Gewerbeschule, das Viktoriastift, das Arbeitsnachweis-Bureau und die Darlehnskasse, nebst einem angegliederten Fonds zur Beschaffung von Nähmaschinen, die durch Abzahlung in den Besitz von Frauen gelangen sollten. Jetzt stellte sich aber auch das Bedürfnis nach einem eigenen Heim heraus. Ein Aufruf, an dessen Spitze sich die Kronprinzessin mit einem Beitrag stellte, ermöglichte denn auch den Ankauf des Hauses Königgrätzerstraße 90, in dem der Lette-Verein 27 Jahre gewirkt und sich zu seiner jetzigen Bedeutung entwickelt hat. Unermüdlich wirkte der Vorstand, stets Umschau haltend nach dem, was noch fehlen mochte und was sich, den fortschreitenden Ansprüchen der Zeit Rechnung tragend, als notwendig erwies für die berufliche Ausbildung der erwerbsbedürftigen Frauen. So entstand 1876 eine Setzerinnenschule und einige Jahre später eine Wasch- und Plättanstalt, sowie ein Kursus für Kunststickerei und eine Kunsthandarbeitsschule, verbunden mit Atelierausbildung. Einem allseitigen Bedürfnis entsprach das im Jahre 1883 gegründete Restaurant für Damen, das als Folge der Kochschule ins Leben gerufen wurde. Auch eine Haushaltungsschule und ein Kursus zur Ausbildung von Haushaltungslehrerinnen entstand, ebenso ein Kursus für Bureaubeamtinnen und eine photographische Lehranstalt.



Straßenfront des Lettehauses.

Diese sich immer mehr ausdehnenden Institute, in denen jährlich ungefähr 2000 Mädchen erwerbsfähig gemacht werden, hatten aber schon lange keinen Platz mehr in dem alten Hause, dem bereits mehrere Nebenräume angegliedert waren. Es mußte deshalb an die Errichtung eines neuen Heims, in dem sämtliche Anstalten vereinigt werden konnten, gedacht werden. Dank der eigenen Tüchtigkeit, den unermüdlichen Anstrengungen und der Weitherzigkeit wohlwollender Gönner, an deren

Digitized by Google

Spitze der Kaiser mit einer namhaften Zuwendung steht, ist es denn auch möglich geworden, in einem der schönsten Teile Berlins, am Viktoria Luise-Platz und an der neuen Bayreutherstraße, einen herrlichen Komplex von Gebäuden zu errichten. Auf einem Areal von 2272 Quadratmetern dehnt sich das Lettehaus aus, das soviel Raum bietet, daß auch die bisher in der Elisabethstraße untergebrachte Haushaltungsschule in einem eigenen, dem Mutterhause verbundenen Hause Aufnahme findet. Im Erdgeschoß des mit jedem modernen Komfort ausgestatteten Haupthauses befinden sich die Räume der Stellenvermittelung, vier Musterküchen für die Kochschülerinnen, Seminaristinnen und Haushaltungsschülerinnen nebst den nötigen Wirtschaftsräumen und den Wohn- und Schlafsälen für die Schülerinnen. Außerdem noch eine Wasch- und Plättschule. Im ersten Stock über den herrlich eingerichteten Küchen und durch Aufzug mit denselben verbunden, liegen 3 Speisesäle, der Sitzungssaal, das Zimmer der Vorsitzenden, Frau Professor Kaselowsky, die seit dem Tode der Frau Schepeler-Lette in aufopferndster Weise dieses Ehrenamt versieht, ferner die Verwaltungsbureaus und große, für die Schülerinnen der Handelsschule bestimmte Klassen, nebst den Zimmern der Lehrerinnen. Im zweiten Stock folgen die Gewerbeschulen, die Zeichensäle und ein Teil des sich im dritten Stock fortsetzenden, auf 75 Pensionärinnen berechneten Viktoriastiftes, sowie einige Konversations- und Musiksäle.

Die ganze innere Einrichtung ist neu, einfach, praktisch und doch äußerst geschmackvoll. Eine Hausmutter steht diesem Stift vor.

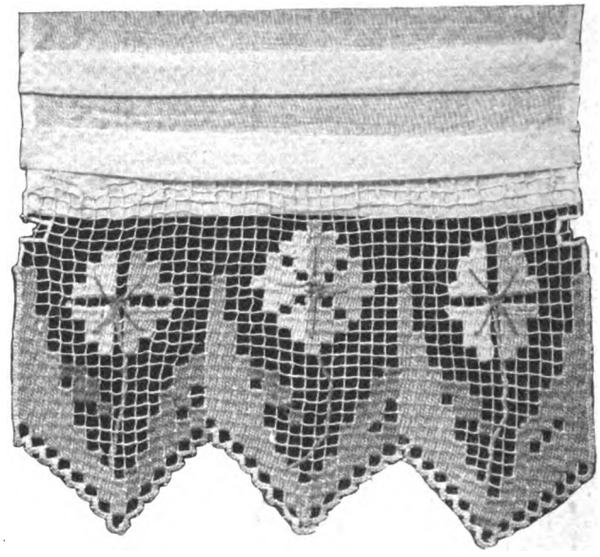
Am 18. Oktober wurde durch feierliche Einweihung alles dies der Öffentlichkeit übergeben. Über die einzelnen Lehrfächer, Lehrziele und den Betrieb dieses großartigen Institutes werden wir noch einiges sagen.

Kleidung.

Eine neue Art Kleiderschürzer für Reformkleider kommt soeben in den Handel. Der trägerartige Schürzer wird über die Schulter gehängt. Man befestigt zunächst seine drei hinteren Klammern am hintern Rock, zieht diesen an den vorn herabhängenden Enden des Schürzers zu beliebiger Kürze empor und klemmt danach die zwei vorderen Klammern fest. Löst man diese wieder, so erhält der Rock seine gewöhnliche Länge zurück, ohne daß man die hinteren Klammern zu entfernen oder den Schürzer abzulegen braucht. Bei einem Kleid mit Jacke oder Cape wird man bei einem geschickt gerafften Rock von dieser künstlichen Verkürzung kaum etwas bemerken. Die Schürzer sind in schwarz und weiß angefertigt, letztere zu Gesellschaftstoiletten unter Abendmäntel. Zu beziehen gegen Einsendung von 90 Pf. von Herrn Friedrich Steffen, Niesky, O.-L., portofrei.

Handarbeit.

Zwei Kravattenenden. 1. Kravattenende in Filetdurchzug. Material: Filetgrund, Gloriagarn in zwei Farben Grün und Veilchenblau, dazu rotgelbe Seide. Nachdem das Muster im Rahmen durchzogen, languettiert man den oberen Rand mit Leinengarn und den unteren in der Farbe der Blumen hell und dunkel. Es trägt sehr zum Vorteil der Arbeit bei, wenn man die linke Seite möglichst der rechten gleich durchzieht und Befestigungen soviel wie möglich deckt. Da das Gloriagarn nicht so weich wie Leinengarn ist, empfiehlt es sich, die fertige Arbeit im Rahmen zu plätten. Das Ende wird an eine Kravatte von feinem, weichem, gelblichem Battist angesetzt.



Kravattenende in farbigem Filetdurchzug.

2. Kravattenende in Schwarz und Eisenrot. Eine breite schwarze Seidenkravatte erhält als Verzierung der Enden mit Stielstich applizierte Ranken der spanischen Pfefferpflanze. Die gelbroten, seidenen Blüten und lichtgrünen Blätter haben eine Unterlage von weißem Leinen.

Prolog für eine Wohltätigkeitsveranstaltung in einem Nähverein.

Gegrüßet, Ihr Gäste im festlichen Saal!
Ihr kamet, o Freude! in stattlicher Zahl,
Ihr kamet mit williegem Herzen!
Erbarmender Liebe stillglimmender Strahl
Entzündete hell hier die Kerzen:
Wo Liebe bereit uns zum Opferdienst macht,
Da flammt sie gleich heiligem Sterne
Hinaus in der Armut wehdüstere Nacht:
Die Armen, sie sehen es gerne.

Verlassen und scheu und verzweifelnd zugleich,
So streifen die Armen der Glücklichen Reich,
So leiden sie tausendfach Schmerzen:
Reicht niemand ein Tuch, eine Hülle mir weich?
Mein Kindlein, es stirbt mir am Herzen! —
O, leihet der Darbenden freundlich das Ohr
Und treibt sie nicht schroff in die Ferne!
Sucht flugs ihr die wärmende Hülle hervor:
Die Armen gewahren es gerne.

Schaut, dienstbare Geistchen in eifrigem Mühn,
Wie emsiglich Fädchen um Fädchen sie ziehn,
Wie rührt sich die Nadel behende!
Wo haben sie nur ihre Kräfte entlieh'n,
Die flinken, die rührigen Hände?
Sie nähen des Morgens im dämmernden Schein,
Sie stricken beim Lichte der Sterne:
Gott segne die Geister im Nähverein!
Die Armen, sie beten es gerne!

Doch ihrer sind wenig: Die Sorge am Herd,
Die Pflege der Kleinen sind gar so viel wert,
Und die Stunden am Tag sind gezählet! —
Ei! wisset Ihr nicht, daß der Segen sich mehrt
Bei denen, die freudig erwählet,
Auch außer der strengen, notwendigen Pflicht
Zu sä'n noch? — Sä't winzigste Kerne,
Geduldiger Fleiß doch manch Blütenreis bricht,
Die Armen, sie danken's Euch gerne! —

Ein Scherflein, gegeben mit gütigem Blick,
Wir weisen's, Ihr Freunde, gewiß nicht zurück,
Es nützt ja den Schwachen, den Kranken!
Denkt! häufig schon ändert' sich Menschengeschick,
Die Schalen der Wage sie schwanken:
Für die das Erbarmen ein lächerlich Wort
Im Zeichen der glücklichen Sterne,
Sie müssen vielleicht auch ins Elend einst fort.
Drum sorgt für die Armen, sorgt gerne!

H. Müller.



Kravattenende in Applikationsstickerei.

Für die Küche.

Gedämpfte Feldhühner mit Rosenkohl, Herzkohl, Sauer- oder Rotkraut. Junge oder alte Feldhühner werden gespickt, mit etwas Butter, Salz und Zwiebeln weich gedämpft und licht glasiert. Den Saft verkocht man mit einigen Löffeln brauner Sauce und gießt diese Jus über die schön geschnittenen und über das beliebige Gemüse angerichteten Feldhühner. — **Püree von Feldhühnern.** Man verwendet hierzu meist solche Feldhühner, die weder zum Braten noch zum Dämpfen tauglich sind; diese werden weich gedünstet. Alles Fleisch wird von den Knöcheln genommen, fein gewiegt, dann mit etwas guter, brauner Sauce und dem Saft der Feldhühner fein gestoßen, mit weißem Pfeffer und Salz gewürzt und durch ein Haarsieb gestrichen. Kurz vor dem Anrichten kommt noch ein eigroßes Stückchen frischer Butter hinzu, und nachdem man dieses Püree heiß gemacht hat, ohne es kochen zu lassen, kann man es als Fülle zu beliebigen Pastetchen verwenden. Zu diesem Püree kann man auch Bratenreste von Feldhühnern nehmen. — **Hachee von Feldhühnern.** Das von den Knochen gelöste Fleisch weich gedämpfter Feldhühner wird fein gewiegt, mit dem Saft, welcher mit stark eingekochter brauner Sauce versetzt worden, gut vermischt, gesalzen, mit Pfeffer gewürzt und beim Heißrühren mit einem Stückchen Butter versetzt. **Johanne in H.**

Kastanien-Suppe. 1/2 Pfd. Kastanien werden in heißes Wasser gelegt, bis sie aufplatzen, dann abgezogen und mit einem guten Stück Butter, einem Prieschen Salz und weißem gestoßenem Pfeffer in wenig Wasser so weich gekocht, daß sie sich glatt verrühren lassen. Inzwischen hat man aus 1 bis 1 1/2 Pfd. frischen Rindsknochen und etwas Suppengrün eine klare Bouillon gekocht. Nachdem die Kastanien durch einen Durchschlag gerührt, füllt man die Bouillon in die Terrine, gibt dieselben hinein, 1/8 Theelöffel Fleischextrakt, Salz und in Butter geröstete Weckebröckchen dazu. **K. P.**

Schlehenlikör. Sobald die Schlehen etwas Frost gehabt haben, pflücke man sie, nehme die Steine heraus und gieße auf das Fleisch guten, reinen Spiritus — 1 1/2 Pfund Fleisch, 1 Fl. Spiritus. Die Steine lasse man in dem Herd antrocknen, stoße sie am nächsten Tage und tue sie ungewogen mit in den Spiritus. Diese Masse kann einige Tage stehen, dann gieße man sie auf ein Sieb, presse sie durch und filtriere schließlich den Spiritus. Für jeden 3/4 Liter Fruchtspiritus koche und schäume man nun 1/4 Liter Wasser mit 1 Pfund Zucker und gebe dies kochend heiß zu dem Spiritus. Dann gieße man den Likör auf Flaschen. Man kann beim Ansetzen des Likörs etwas Zimmt oder auch Nelkenblüte mit in den Spiritus tun, je nachdem man den Geschmack liebt. **A. A. B.**

Fragen.

10) Kann mir jemand sagen, wo das in Nr. 50 erwähnte Kochbuch für Zuckerkranke erschienen ist? Die Firma Müller & Huppert in München ist erloschen. **Frl. L. K.**

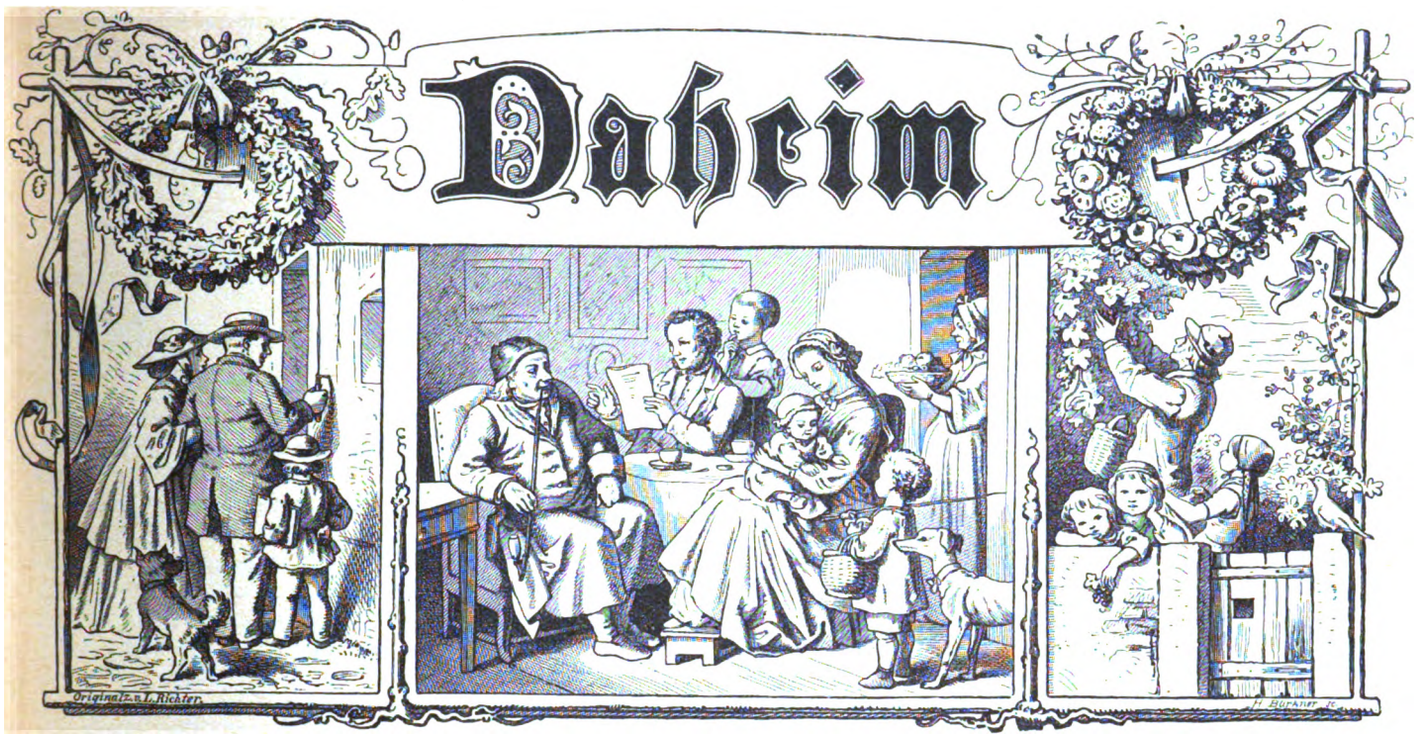
11) Kann mir eine liebenswürdige Daheimleserin Auskunft erteilen, wie ein gutes Roggenbrot gebacken wird und wie man das lästige Bersten beim Backen verhindern kann? Ich kann nur im Bratofen backen. **Emsländerin.**

Auskunft.

Fr. 1. (Frl. v. A. in P.) Auf Ihre Frage, wie man mit Aquarellfarben auf weißer Seide malt, möchte ich mit dem Rat antworten, die Farbe anstatt mit Wasser, mit gereinigter Ochsengalle zu mischen und aufzutragen. Eine Linie von der Kontur entfernt, um durch etwaiges Verlaufen die Form des Musters nicht zu beeinträchtigen. Auch kann man der Grundfarbe etwas Deckweiß zusetzen, aber nicht viel, sonst verliert die Malerei an Zartheit. **Agnes.**

Fr. 7. (E. F. in B.) Die Firma Dollfuß, Mieg & Co. in Dornach im Elsaß gibt eine Reihe sehr schöner Musterbücher für weibliche Handarbeiten von Th. de Dillmont heraus, auch für Kreuzstichstickerei. **M. H.**

Digitized by Google



Krach.

Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortsetzung.)

Eine Stunde später kehrten Salester, der Assessor und der Hausherr in den Salon zurück. Es war schon spät, Zeit zum Aufbruch.

Aber Herr Peter Silling trug auf vielfaches Verlangen eines der neuesten Kinder seiner Muse vor. Wie ein lebensmüder Greis, in sich zusammengesunken, stand er in der Mitte des Zimmers, den übermäßig langen schwarzen Rock weit auseinander geschlagen, daß auch ja seine amaranthfarbene Weste mit den Mondsteinknöpfen ordentlich in die Erscheinung trat, und recitierte mit matter Stimme gerade die letzten Verse:

„Im grauen Barchentkleide,
Auf ganz ergrautem Moos,
Saß sie in grauem Leide,
Sah in den grauen Schoß.

Grau war die weite Heide —
Der Horizont so grau —
Erstorben ist die Freude —
Das Weib ist alt — ist grau —"

Die allerletzten Worte malten das Grau förmlich, und der berühmte Pianist Berbaum begleitete sie auf dem Flügel mit einigen grauen Akkorden, die in einem tiefen, melancholischen Moll dahinzitterten.

Wie ein Aufatmen ging es durch das Zimmer.

„Welch seltene Stimmung . . . ." „Welcher Genuß . . ."

Da klang plötzlich Salesters laute, grobe Stimme dazwischen. Er war an seinen Sohn herangetreten und hatte ihm die Hand auf die Schulter gelegt: „Junge, Du hast soeben gegähnt. Leugne es nicht, denn ich freue mich, daß Du so empfänglich für wahre Poesie bist. Donnerwetter ja . . wenn's nicht schon so spät wäre, gnädige Frau, hätte ich Sie noch um einen Cognac gebeten. Grau macht flau."

Herr Peter Silling knöpfte sich mit einer energischen Bewegung den Rock über der amaranthfarbenen Weste zu und sah entrüstet um sich. Aber die Weihestimmung war unrettbar verflogen.

Man brach auf.

In dem Gewirr der sich empfehlenden Gäste konnte die Hausfrau nur flüchtig Willy die Rechte reichen. Auf einen Moment begegneten sich ihre Augen. Er las wohl eine unsichere Frage in ihnen. Aber es war ihm, als müsse er der Antwort ausweichen. Er beugte sich schnell, küßte die Hand: „— Gehorsamsten Dank, gnädigste Frau!"

Herr Baldin hatte die letzten Gäste bis an die Schwelle des Vorflurs begleitet.

Als er in den Salon zurückkehrte, kam ihm seine Frau erregt entgegen.

„Nun?"

Er zog schweigend die Achseln hoch.

„Aber so sprich doch!" drängte sie. „Fast eine Stunde habt Ihr allein mit ihm gesessen. Wenn Ihr das Eisen nur ein bißchen zu schmieden verstanden habt, müßt Ihr zu einem Abschluß gelangt sein. Ich hatte Euch so gut vorgearbeitet."

Baldin warf sich in den nächsten Lehnstuhl. Er sah müde aus, alt. „Das Eisen schmieden!" stieß er ärgerlich heraus. „Das Eisen ist zäh. Du mit Deinem Kokettieren, Deinem schmachtenden Augenaufschlag . . . . alles denkst Du damit zu machen. Du unterschätzt den Mann — — —"

„Weißt Du das so genau?" unterbrach sie lebhaft. „Vielleicht schätze ich ihn höher ein, als Ihr!"

Er lachte. „Vielleicht möchtest Du ihn lieber vor Deinen privaten Triumphwagen spannen, als ihn uns als Vorspann für ernste Zwecke überlassen. Wenn mich nicht alles täuscht, wäre das erstere freilich leichter. Nun — Du weißt es, meine gute Paula — ich neige nicht zur Eifersucht. Dazu habe ich zu viel zu tun." Baldin streckte die Füße lang von sich und begann mit scheinbar größter Aufmerksamkeit die Fingernägel zu betrachten.

„Höhne nur!" Sie stand hochaufgerichtet vor ihm, die Hände im Rücken, und maß ihn mit einem bösen Blick. „Du hast mich immer geschoben — denke an den armen Prall! — und Du meinst, mich auch jetzt wieder schieben, dirigieren, als Werkzeug benutzen zu können. Aber es könnte kommen, daß ich es müde werde —"

„Aber, Paula!" Er griff in die Westentasche, zog einen kleinen Elfenbeinglätter heraus und begann gelassen seine runden dicken Nägel zu bearbeiten. „Was ereiferst Du Dich so gänzlich unnötig? Richtiger: wozu spielst Du mir eine kleine Komödie vor? Ich kenne Dich doch. Ja, wenn Du einer wirklichen Leidenschaft fähig wärst —"

„Baldin —"

„Kind, es ist doch so! In Deinen Augen lodern Flammen, aber Dein Herz — wenn Du eins hast — ist im Grunde eiskalt. Auch diesem guten Assessor gegenüber. Rede Dir nur selbst nichts ein. Aber da Du nun einmal die vielbewunderten Glühaugen hast und ein glattes Züngelchen dazu,

Digitized by Google

so verwende beide wenigstens weiter zu dem guten Zweck, uns Herrn Möller ein wenig gefügiger zu machen."

„Und wenn ich nun nicht will — nicht mag — nicht kann!"

„Weshalb denn nicht, gute Paula?"

Er sagte es wieder ganz gelassen, überlegen, wie mit leichtem Hohn. Ohne aufzusehen, ohne das Glätten seiner Nägel zu unterbrechen.

Einen Augenblick stand sie stumm, mit zusammengepreßten Lippen.

„... Wenn ich nun Mitleid hätte mit diesem guten, anständigen, vornehmen Menschen!" stieß sie endlich hervor. „Mitleid — verstehst Du mich! Weil er so ganz anders ist wie Ihr! Weil er ein Gentleman ist! Mitleid mit ihm und Abscheu vor mir selber! .... Baldin, laß diese entsetzliche Arbeit an Deinen Nägeln — sie macht mich nervös!"

„Ganz wie Du befiehlst, meine liebe Paula! Es ist wohl auch nicht anständig, nicht vornehm, nicht gentlemanlike — wie? Du wirst ja immer mehr Autorität in diesen Dingen." Er schob den Glätter in die Tasche zurück, legte beide Hände auf die Kniee und nickte seiner Frau zu. „Mitleid ist sehr hübsch gesagt, Paula. Wärst Du nicht Du, so würde ich vielleicht vermuten, Mitleid wäre nur eine Abform von Liebe. Aber weshalb eigentlich Mitleid? Herr Assessor Möller-Sieghard wird bei einer Beteiligung ja doch nur gewinnen. Das ist so sicher, wie dreimal drei neun macht. Also — bitte —"

Sie sahen sich in die Augen.

Er völlig ruhig, sie mit flackerndem Blick.

„Hassen könnte ich Dich, Baldin! Denn Du machst mich schlecht!"

„Aber, Paula! Wozu immer diese großen Worte? Schlecht?! Warst Du denn je gut? Und was will ich denn von Dir? Etwas Schlechtes? Bewahre! Ich will nichts, als daß Du fortfährst und energischer als heute, zielbewußter, diesen guten, lieben Assessor für unsere Sache zu interessieren. Er zählt nun einmal zu den Menschen, die Wahrheiten leichter glauben, wenn sie von schönen Lippen kommen. Du siehst, ich kann auch galant sein."

„... Und wenn ich nun nicht will!" trotzte sie.

Baldin schüttelte den Kopf. „Kind, sei nicht so töricht. Du weißt doch ganz genau, was uns Möller-Sieghard wert ist. Und Du weißt ebenso genau, wie meine Gewinne unter Deinen Händen zerrollen — diesen Händen, die solche eigene Gabe haben, ... nennen wir's doch mit dem rechten Namen: zu vergeuden. Ich habe Deiner Verschwendungssucht nie Zügel anzulegen versucht —"

„Baldin, ich verbitte mir ..."

„Still, Paula! Laß mich ausreden! Also ich habe die Abmachungen unseres Kontraktes, wie Du ja bisweilen zu sagen liebst, immer getreulich gehalten, Dir jeden Luxus verschafft, nach dem Dein Herzchen sich sehnt. Aber wenn Du nun gegen den Stachel löcken willst, meine Liebe, dann könnte ich zu meinem Bedauern in die Lage kommen, Deinen Etat wesentlich reduzieren zu müssen —"

Sie blickte ihm scharf in die Augen.

„Du drohst mir! Mein Bester, weißt Du nicht, daß meine Prometheusaktien bei einem sicheren Vertrauensmann deponiert sind! Soll ich sie vielleicht auf den Markt werfen! Oder soll ich auf sie hin bei Eurer nächsten Generalversammlung allerlei unbequeme Fragen stellen lassen?!"

„Ich drohe Dir gar nicht, und ich fürchte ebensowenig, daß Du Torheiten machen wirst, die Dich ebenso schädigen würden, wie uns alle. Aber wenn Du uns den Gefallen tun willst, liebe Paula, als die kluge Frau zu handeln, die Du sein kannst, so stelle ich Dir für nächstes Frühjahr eine Rivierareise großen Stils in Aussicht —"

Es schien, als wolle sie heftig aufbrausen. „Für wie klein Du mich hältst!" rief sie. „Du wirst Dich irren —"

Aber dann, wie unter dem Zwang seines Lächelns, brach sie jäh ab. Sie schritt ein paarmal heftig im Zimmer auf und ab, mit hängendem Kopf, nervös an ihrem Kleide nestelnd. Er stand langsam und schwer auf, ging zum Schalter, drehte die elektrischen Leuchten aus, bis auf eine an der Mittelkrone.

Da blieb sie stehen.

„Gute Nacht, Paula!" sagte er. „Überlege Dir die Sache. Ich bin todmüde —"

„Gute Nacht —"

Als sich die Türe hinter ihm geschlossen hatte, stand sie noch immer, ganz unbeweglich, mit den weißen Zähnen an der Unterlippe nagend.

Dann reckte sie plötzlich den rechten Arm jäh in die Höhe und drohte hinter ihm her.

6. Kapitel.

Im Kamin prasselten die Buchenscheite. Bernhardine hatte dem Vater den Lehnstuhl dicht an das Feuer herangerückt, den Hocker daneben mit den Morgenzeitungen. Sie selbst saß am Frühstückstisch in der Mitte des Zimmers. Aber sie hatte die Teetasse schon zurückgeschoben und die Handarbeit, die neben ihr lag, noch nicht aufgenommen. Das rosige Kinn in die Hand gestützt, sah sie verträumt vor sich hin mit halbgeschlossenen Augen, und dann und wann huschte ein kleines Lächeln über das süße Kindergesicht.

Der Geheimrat hatte ein paar Briefe gelesen, sichtlich ohne Interesse bis auf einen, den letzten. Den überflog er zwei, drei Male; dann steckte er ihn in die Tasche seines Morgenflausches, legte die übrigen auf die Zeitungen, warf aus dem Holzkorb noch einige dünne Splitter in das Kaminfeuer und beobachtete aufmerksam, wie sie lustig aufloderten. Mit beiden Ellenbogen stützte er sich auf die Kniee, die Hände verschränkt, sinnend.

Fräulein von Schotten trank langsam ihren Teerest. Sie hatte wie immer am Frühstückstisch ihren umfangreichen Schlüsselkorb neben sich, mit dem Notizbuch oben auf. Ab und zu blätterte sie darin, machte sich eine kurze Bemerkung in ihrer mikroskopisch kleinen Schrift. Und dann und wann gähnte sie ganz verstohlen hinter der vorgehaltenen Hand.

Es war sehr still im Zimmer. Nichts als das leise Prasseln im Kamin. Aber überaus behaglich. Recht warm, und draußen spielten die Schneeflocken an den Scheiben. Dicht am Fenster stand ein Kanarienbauer. Hardis eigenstes Eigentum noch von den Kinderjahren her. Das Tierchen darin war stark bejahrt und recht ruppig. Das Singen hatte es auch aufgegeben. „Glücklicherweise — ein Zeichen seiner hohen Einsicht", meinte der Papa immer.

Der Vogel schlug an. Nur solch gleich abgebrochenes Tönchen, ein ersticktes Zwitschern. Aber es genügte, um alle drei aufschauen zu machen. Und dabei bemerkte der Hausherr, daß Fräulein von Schotten gerade wieder die Hand vor den Lippen hatte.

„Sie Ärmste —" sagte er. „Sie sind müde. Es ist gewiß wieder spät geworden in dem berühmten Tanzkränzchen. Wo wirkte Hardi denn gestern?"

„Bei Lessows, Herr Geheimrat. Ein Uhr war's, als wir nach Hause kamen." Es klang wirklich etwas matt. Aber Fräulein von Schotten fügte sogleich mit einem zärtlichen Blick hinzu: „Das schadet nichts. Es war sehr nett."

„Himmlisch war's —" ergänzte Bernhardine, um sofort in ihre träumende Stellung zurückzufallen.

Wieder war es still im Zimmer. Die trockenen Buchenscheite prasselten im Kamin, der kleine Piepmatz zwitscherte bisweilen ganz leise, als wolle er niemand stören.

Dann klirrte der Schlüsselkorb, Fräulein von Schotten stand auf.

„Haben wir heute Gäste, Herr Geheimrat?"

Er fuhr wie aus einem Traume auf, „Daß ich nicht wüßte... nur Graf Wellried wird wohl gegen abend kommen." Er zögerte einen Augenblick. „Du könntest eigentlich an Fräulein Lora rohrpusten, Hardi, ob sie nicht auch bei uns essen will ..."

Digitized by Google



Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Liebeslied. Nach dem Gemälde von F. Andreotti.

Copyright 1894 by Franz Hanfstaengl, Munich.

Digitized by Google

„Ja, Papa —“ Es kam ganz verträumt heraus.

Als Fräulein von Schotten gegangen war, nestelte Bernhardine an ihrer Handarbeit, tat ein paar Stiche, legte die Stickerei wieder bei Seite, stand leise auf, ging bis ans Fenster, blickte einige Minuten schweigend in die stobenden Flocken hinaus. Und der Vater faltete ein Zeitungsblatt auseinander — aber er ließ es gleich wieder sinken und sah dem Funkenspiel im Kamin zu, auch er in Gedanken verloren.

Bis dann endlich Hardi neben ihm kniete, ihn mit beiden Armen umschlang und das heiße Gesicht in seinen Schoß barg.

Er erschrak, daß er im ersten Moment gar kein Wort fand, nur seine Hand auf das Köpfchen legte, wie schützend. Denn er fühlte, der junge Körper bebte, er fühlte den schnellen Herzschlag gleich einer inbrünstigen Bitte: sei gut, Vater —

„Aber, Kind . . . Hardi . . .“ brachte er endlich hervor. „Was gibt's? Was hast Du denn?“

Sie antwortete nicht. Sie hob nur ein wenig den Scheitel und sah ihn an. Und er las wieder in den feuchten Augen die flehentliche Bitte —

„So sprich doch nur, Hardi . . .“

Eine große ungewisse Angst glomm in ihm auf. Dann mußte er gleich wieder lächeln: ‚Das Kind! Irgend eine Kindskopfidee wird es sein — nichts weiter —‘

Plötzlich küßte sie, schnell hintereinander, seine beiden Hände, sprang auf — und hinaus war sie.

„Hardi —“ rief er ihr nach. „Hardi!“

Vergeblich —

Was war das? War's das Erwachen des jungen Herzens?

Er zögerte, ob er sie zurückrufen sollte. Und er ging doch auch zugleich in Gedanken die Reihe der jungen Männer durch, die zu seinem, zu ihrem Bekanntenkreise gehörten.

Salester? Konrad Salester?

Kaum eine Frage — er war es.

Der Geheimrat schob heftig den Stuhl zurück, stand auf und begann mit langen Schritten im Zimmer auf- und abzugehen.

Gegen den jungen Mann war gewiß nichts einzuwenden. Im Gegenteil: er hatte ihn gern, hatte ihn selbst in sein Haus gezogen. Aber . . . aber . . .

Hardi war noch so jung, war noch ein so großes Kind. Wenn sie einmal heiratete, hätte er sich einen anderen Schwiegersohn gewünscht, einen Mann in irgend einer bedeutungsvollen Stellung, nicht solch jungen Husarenleutnant . . .

Und dann . . . der Vater . . .

Auch da war ja eigentlich nichts einzuwenden, nichts, was sich in Worte fassen ließ. Aber unsympathisch war ihm dieser Mann mit dem groben Gebahren, den sie an der Börse den Bullenbeißer nannten. Ein genialer Geschäftsmann, das konnte man wohl nicht bestreiten, aber rücksichtslos — ein Mann ohne Manieren, ohne jedes andere Interesse als das Kontobuch —

Freilich . . . Frau Salester war eine stille, feine Frau. Der Sohn hatte wohl mehr von ihr, als vom Vater. Er war ein gut erzogener, liebenswürdiger junger Mann, sollte auch ein befähigter Offizier sein —

Noch ein paarmal durchquerte er das Zimmer. Dann trat er ans Fenster, wo die Tochter vorhin gestanden, und blickte auf die Straße hinaus, auf das flutende Leben unten, das des Schneefalls gar nicht zu achten schien. Wie hatte sich dies Straßenbild doch verändert seit seiner eigenen Kindheit; wie wiederum, seit er vor drei Jahrzehnten seine junge Frau hier in dies Haus geführt hatte, die Mutter seiner Kinder. Nun ging vielleicht auch Hardi bald hinaus in ein eigenes Heim, und er vereinsamte immer mehr. Denn wie er auch im Leben stand, mit guten Freunden und Bekannten — schließlich flutete dies Leben doch an ihm vorüber, wie unten der Straßenverkehr an diesem alten Hause.

Vielleicht — hoffentlich war's nur Einbildung. Was spukt nicht in solch jungen, temperamentvollen Mädchenherzen! Das kam und ging —

Aber einmal, und gewiß in nicht langer Zeit, war doch die Stunde da, in der Hardi ihn verließ.

Es war ja ein ewiges Gesetz, war Elternlos, und bis vor kurzem hatte er es aufgefaßt als etwas Unvermeidliches.

Jetzt aber konnte er an die kommende Vereinsamung nicht ohne Schauern denken.

Jetzt, seit ihn dies starke Sehnen nicht mehr loslassen wollte. So sehr er dagegen ankämpfte, heut mit Selbstironie, morgen mit kühler Überlegung; so scharf er sich immer wieder seine Jahre vorrechnete — Mitte der Fünfzig —

Fünfzig Jahr fängt's Alter an; Sechzig Jahr geht auch noch an; Siebzig Jahr ein Greis . . . so lautete ja wohl der Lebensreim. Nun, er hatte wahrhaftig vom Alter noch nichts gespürt, als die größere Ruhe des Denkens, vielleicht ein leichtes Wohlgefallen an erhöhter Behaglichkeit, vor allem Freude an den heranwachsenden Kindern.

Im Grunde: man ist immer nur so alt, wie man sich fühlt. Konnten ihm nicht bis zur Schwelle des Greisenalters noch viele schöne Jahre beschieden sein?

Konnte er nicht auch noch ein neues Glück finden?

Man würde ihn einen Egoisten nennen — gewiß. War nicht auch schon der Gedanke Selbstsucht, ein so junges, so schönes Mädchen an sich ketten zu wollen —

Er lächelte.

Das Leben ist zu vielgestaltig, als daß es nicht für jeden Einzelfall eine andere Lösung bieten sollte. Zwanzig Jahre und Fünfundfünfzig, das war gewiß neunzig Male vom Hundert absurd. Aber es konnte auch aus diesem Bunde ein harmonisches, ein reiches Glück erwachsen, wenn die Menschen, die ihn schlossen, das Glück zu fassen, zu halten wußten . . .

„Störe ich, Papa?“ hörte er hinter sich Willys Stimme.

Er mochte sich nicht gleich umwenden, denn er fühlte, daß die innere Erregung ihm das Blut ins Gesicht getrieben hatte.

„Bist Du's, Willy? Komm nur her. Ein ordentliches Schneetreiben heut. Da steckt schon wieder ein ganzes Dutzend Wagen von der Straßenbahn fest. Ja, ‚unsere berühmte Große‘! Aber spaßig ist das, dies Gewirr unten —“ Er sprach ganz aufs Geratewohl, nur um etwas zu sagen. Dann, als der Sohn neben ihm stand, fragte er doch: „Was gibt's, Willy?“

„Hast Du ein paar Minuten Zeit für mich, Papa?“

„Zeit! Ganze Waschkörbe voll. Zuviel bisweilen. Also: ist Rothschild pleite oder hat die Deutsche Bank den Konkurs angemeldet?“

Nun hatte er sich wohl genügend in der Gewalt, um dem Sohn das Gesicht zuzukehren und zu lächeln. „Komm, mein Junge. Wir wollen uns an den Kamin setzen. Aber erst einen Tobak. Ich bin wahrhaftig noch nicht zu meiner Morgencigarre gekommen.“ Er holte sein Etui heraus, knipste die Spitze ab, nahm im Vorübergehen die Zündhölzer vom Büffet mit — „Also . . . wo brennt's?“

„Ich halte es doch für richtig, Papa, Dir mitzuteilen, daß ich mich an den Baldinschen Unternehmungen zu beteiligen gedenke —“

Der Geheimrat hatte gerade die Hand erhoben, um seine Cigarre anzuzünden. Nun hielt die Rechte auf ein Augenblick auf ihrem Wege inne. Aber nur ein Moment war's. Dann blies er auch schon das erste Rauchwölkchen in die Luft.

„Lieber Willy, ich nehme als selbstverständlich an, daß Du die Verhältnisse eingehend geprüft hast, und damit ist die Sache eigentlich für mich erledigt,“ sagte er. „Ich will nicht gerade behaupten, daß ich an Deiner Stelle ebenso gehandelt hätte, aber darauf kommt es nicht an. Ich verstehe vollkommen, daß die Zeiten sich geändert haben und man dem auch als Geschäftsmann Rechnung tragen muß. Mein alter Graban würde dafür wahrscheinlich das napoleonische Wort anführen, daß ein wirklicher Feldherr alle zehn Jahre seine Taktik ändern müsse — es kommt auf dasselbe heraus.“

„Ich glaubte aus Deinen neulichen Äußerungen schließen zu müssen, daß Du dem ganzen Salester-Baldin-Concern

Digitized by Google

gegenüber eine recht ablehnende Stellung einnimmst, Papa, und gerade deshalb wollte ich nicht versäumen, Dir . . ."

„Mein guter Willy, das waren meinerseits doch mehr persönliche Sentiments. Nun sollen wir zwar in unserem Geschäft persönliche Empfindungen nie ganz mißachten, aber man soll ihnen kein allein entscheidendes Gewicht beilegen. Hast Du also nach Prüfung der Sachlage ein günstiges Urteil gewonnen, so ist es Dein gutes Recht, Dich zu beteiligen." Der Geheimrat lächelte. Jetzt war das wieder sein altes, natürliches, etwas ironisches Lächeln, das so gut zu seinem frischen Gesicht und seinen klugen Augen stand. Er betrachtete ein Weilchen mit anscheinend gespanntester Aufmerksamkeit die ‚Leibbinde' seiner Cigarre und sagte dann: „Wir können unser Geschäft auf keiner Schule lernen, wir werden eigentlich immer erst durch Schaden klug. Der einzige Rat, den ich Dir daher geben kann, ist: Sei vorsichtig, engagiere unsere Firma nicht über unsere Kräfte hinaus."

„Das ist selbstverständlich, Papa —"

„Erlaube, Willy: gerade das ist leider nicht selbstverständlich. Ich habe fast immer gefunden, daß alles geschäftliche Unglück in dem Mißverkennen der eigenen Kräfte seinen Ursprung hatte oder, noch präziser ausgedrückt, darin, daß man nicht den Punkt erkannte, an dem man einen dicken Strich unter einen bösen Verlust machen mußte; daß man vielmehr seinem schlechten, schon verlorenen Gelde immer mehr gutes nachwarf. Ich sage Dir damit ja nichts Neues — nur recht ans Herz legen wollte ich Dir die alte Lehre, im Interesse unseres Hauses: in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister."

„Du kannst versichert sein —"

„Bin ich, mein Junge, bin ich — und ganz unbesorgt. Eine Weile wird wohl die Konjunktur auch noch anhalten, und Du wirst Zeit und Gelegenheit haben, ohne Überstürzung Deine Beteiligung zu liquidieren. Das würde ich allerdings auch empfehlen. Still — laß nur — ich mag gar nichts Näheres wissen. Denn, fange ich erst wieder an, mich um Einzelheiten zu kümmern, so läßt mich der Satan Geschäft doch nicht los."

Der Geheimrat lehnte sich ganz weit zurück, zog seine Cigarrentasche noch einmal heraus, um dem Sohn eine Bock anzubieten: „Rauchst Du wirklich nicht?"

„Es bekommt mir nicht recht am Morgen —"

„Ah — Ihr Jungen! Magen und Nerven! Da sind wir von besserem Holz geschnitzt."

Willy lachte: „Wenn man Dich sieht, Papa, könnte man Dich freilich gut und gern um fünfzehn Jahre jünger taxieren. Kein weißes Haar und Deine rosige Gesichtsfarbe."

„Na — na! Übertreib' nur nicht!" Der Vater hatte mit der Cigarrentasche zugleich einen Brief gefaßt und reichte ihn Willy. „Lies doch einmal. Graf Wellried glaubte eine Entdeckung gemacht zu haben, einen Frans Hals —"

Der Assessor warf einen Blick in das Schreiben und gab es dann zurück: „Lieber Papa, ich bin, Du weißt es, ein Kunstbarbar . . ."

„Leider — ja! Aber ist Dir nicht der Name des verstorbenen Besitzers aufgefallen: von Apelhode auf Schloß Baumgarten?"

„Wahrhaftig! Wo habe ich nur meine Gedanken! Einer unserer früheren Klienten . . . wir verloren schließlich, es kann drei Jahre her sein, ein paar tausend Mark bei der Verbindung, die Du in Deiner Großherzigkeit einfach in den Rauchfang schriebst."

„Lieber Junge, ich tat's, weil ich den Baron persönlich, wenn auch nur oberflächlich, kannte und weil ich wußte, daß er nicht durch eigene Schuld ins Unglück kam, daß er wirklich ein Opfer der allgemeinen Lage der Landwirtschaft war. Wir, die wir aus dem sonstigen Aufschwung des Wirtschaftslebens unsere Vorteile ziehen, haben — mein' ich — allen Grund, den Agrariern gegenüber gerecht zu sein . . . und auch einmal nachsichtig. Denn das, was dem Handel und der Industrie Vorteil bringt, bringt ihnen vielfach Schaden: die Handelsverträge in ihrer heutigen Form und die Auswanderung der Landbevölkerung in die Städte."

Er schwieg einen Augenblick. „Der arme Herr von Apelhode ist vor drei Jahren gestorben. Ich will mit Wellried morgen hinüberfahren, mir das Bild einmal ansehen. Und nun, mein Junge, wünsch' ich Dir Glück für Deine Beteiligung bei den Baldinschen Unternehmungen. Du bist immer ehrgeizig gewesen. Das ist eine vortreffliche Eigenschaft. Paare dem Ehrgeiz aber auch die Besonnenheit. Und denke an mein Wort: in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister —"

— — — — — — — — — — — —

Der Assessor stieg langsam die Treppe hinab. Allerlei Gedanken arbeiteten in ihm nach. Der geschäftliche Weg, der vor ihm lag, wurde ihm nicht leicht, trotz des Vaters Zustimmung; denn er hatte aus dessen Worten deutlich genug herausgehört, daß diese Zustimmung doch nur eine bedingte war. Allerdings, man konnte nichts anderes erwarten; es war schon viel, daß er sich nicht schroffer ablehnend verhielt. Hatte sich doch ihm, Willy, selbst der erste Entschluß nur schwer aus der Seele losgerungen. Der erste Entschluß — dann freilich, als er erst tieferen Einblick in die Verhältnisse der Baldinschen Unternehmungen gewann, als er deren ganzen Umfang, ihre großen Aussichten erkannte, wäre er ja ein Tor gewesen, die dargebotene Gelegenheit nicht zu ergreifen. So gering das Risiko — und so gewaltig der voraussichtliche Gewinn! Nicht nur der durch die Neu-Emission zu erzielende. Pah! Aber die Chance, nein die Gewißheit, sich eine ausschlaggebende Stimme in der Entwickelung eines ganzen neuen, im vollsten Aufblühen begriffenen Industriezweiges zu sichern, das war das Große! Das war eine Aufgabe! Auch in dem Sinne eine gute, lohnende Aufgabe, daß er ein Gegengewicht bilden konnte gegen etwaige Phantastereien dieses Herrn Baldin. Ein bedeutender Mensch ohne Zweifel! Ein Geschäftsmann von weitem Blick, von Ideen! Aber er bedurfte eines Hemmschuhs, eines kühl überlegenden Mitarbeiters. Das hatte ja auch Salester gesagt —

Er stand noch immer vor der Tür seines Privatkontors.

Nun klinkte er schnell auf, trat ein und an den Mitteltisch, um ein Glas Wasser zu trinken. Die Zunge klebte ihm am Gaumen.

Und jetzt zu den letzten entscheidenden Abmachungen.

Rasch zog er den Gehpelz über, ging durch das Hauptkontor auf die Straße. Der Schneesturm wehte ihm entgegen, aber es tat ihm wohl, wie ihm die kalten Flocken in das heiße Gesicht peitschten. So wohl, daß er an dem Prachtbau der Mitteldeutschen Genossenschaftsbank vorüberschritt bis zur nächsten Straßenecke und dann erst umkehrte, um die Lungen ordentlich mit der kühlen Luft zu füllen. Zwei-, dreimal legte er die kleine Strecke zurück.

Dann trat er endlich in die mächtige, säulengetragene, marmorbekleidete Haupthalle des Bankgebäudes ein.

Trotz des schlechten Wetters war reges Leben in dem schönen, ernsten Raum, an der langgestreckten Schalterreihe, wo hinter den glattpolierten Mahagonischränken die Kassenbeamten und die Herren der Effektenabteilung ihres Amtes walteten; hinter ihnen, mit weitgeöffneten schwarzen Türen, die riesigen Geldschränke, die für die Nacht durch hydraulische Kraft in die feuerfesten, einbruchssicheren Stahlkammern des Kellergeschosses heruntergelassen wurden. Kein lautes Wort; nur leises, rücksichtsvolles Flüstern, dann und wann das Klingen von Goldstücken, die der Kassierer aufzählte, oder ein Rauschen von Banknoten, die seine geübte Hand wie im Fluge vor dem Kunden ausbreitete. An den zwei Querwänden schwere Eichenholzbänke mit hohen, schön geschnitzten Rücklehnen, dicht besetzt mit der Abfertigung harrenden Kassenboten, mit kleinen Leuten, die auf die Auszahlung eines Schecks, auf die Auslieferung eines Papiers warteten. In der Mitte, um die prunkhafte Säulenreihe mit den vergoldeten Kapitälen, die Pulte für die vornehmen Klienten; dazwischen auf schwarzpolierten Brettern die wichtigsten Kursnotizen der

Digitized by Google

gestrigen Börsen: Berlin, Frankfurt a. M., London, Paris, Wien, Amsterdam.

Für den jungen Chef des großen Hauses, der die riesige Schalterhalle des Credit Lyonnais in Paris so gut kannte, wie die der Wiener Kreditanstalt, bot das alles ja nichts Neues; er war ja auch hier nicht zum ersten Male. Trotzdem stand er eine Minute still und umspannte mit kundigem Blick den Raum: praktisch und gefällig zugleich hatte Salester sich eingerichtet, das mußte der Neid ihm lassen. Wie eng es dagegen nebenan, bei Möller-Sieghards, war! Noch von Olims Zeiten her, so zu sagen. Es half doch wohl nichts, früher oder später wurde ein Umbau notwendig.

Und so sehr die tägliche Berührung mit jedem Geschäft auch gegen das Außergewöhnliche in ihm abstumpft — als Willy an der Schalterreihe entlangschritt und im Vorübergehen die großen goldenen Aufschriften über den Schränken las: Eigene Schecks; Wechsel; Effekten; Hauptkasse; Informationsbüreau — und die Tafeln mit dem immer wiederkehrenden Satz: ‚Wir nehmen zur Zeit an Tägliches Geld mit 2 %, Dreimonatsgeld mit 2½ %‘ — als er das Ein- und Ausströmen, die ewig wechselnde Geldflut sah und hier mit geschärftem Ohr hörte, daß ein Kreditbrief über 50 000 Mark nach Spanien begehrt, dort ein Scheck der Petersburger Diskontobank über fast die gleiche Summe honoriert wurde; wie hier ein Börsenspekulant 60 000 Mark abhob, dort ein altes Mütterchen sich die Einzahlung von gewiß mühsam ersparten 20 Mark bescheinigen ließ: da überkam doch auch ihn, der dies alles schon so unzählige Male gesehen, wieder ein Gefühl von der Machtfülle, die der Kräftekonzentration in diesen modernen Großbanken innewohnt. Wie sie die Kapitalien mit einem Netz von Verbindungen, durch Filialen und Kommanditbeteiligungen an sich zu ziehen wissen, durch bequemere Formen des Geschäftsverkehrs den Sparkassen das Wasser abgraben, durch scheinbare oder wirkliche größere Sicherheit, durch coulante Bedienung, durch willige, wenn auch auf die Dauer nicht immer billige Kreditgewährung den Privatbankiers das Klientel beschneiden. — — —

Dabei: welch Bruchteil dies hier des gewaltigen Betriebes! Nur das laufende Tagesgeschäft, nur ein Außenbild! Die Hauptfäden liefen ja oben in den Kontors zusammen. Von dort aus mußten die Beziehungen zu den auswärtigen Kunden gepflegt werden, dort regulierten sich die Umsätze in den eigenen und fremden Effekten, dort das Verhältnis der Bank zur Industrie, dort die Konsortialbeteiligungen an den Neu-Emissionen gewerblicher Werte, städtischer oder staatlicher Anleihen. (Fortsetzung folgt.)

Die preußischen Fahnen in zwei Jahrhunderten.

„Die Fahnen sind die Symbole, zu denen das Heer des Monarchen schwört, die seinem Heere voranfliegen, die seines Heeres Ehre und seines Heeres Tapferkeit in sich verkörpern, und es liegt eine hohe Geschichte in ihren Bändern und zerschossenen Fetzen“, so kennzeichnete unser Kaiser selbst an Moltkes neunzigstem Geburtstag die Bedeutung der Fahnen, und wahrlich, an allem Wechsel der Geschichte des preußischen Königshauses und des preußischen Volkes haben auch sie teilgenommen, von den glänzenden Tagen preußischen Waffenruhmes auf den Feldern von Turin und Malplaquet, von Roßbach und Leuthen, durch die finsteren Tage von Jena und Auerstädt, Lübeck und Prenzlau bis zu dem Tage, da sie nach einer unerhörten Reihe von Siegestagen sich im Spiegelsaale von Versailles vor dem neuen Deutschen Kaiser neigten.

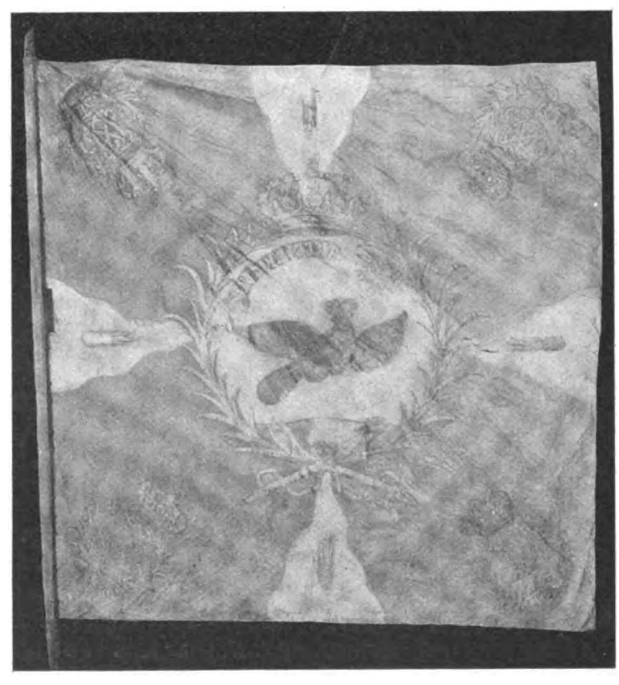


Abb. 1. Fahne Friedrich Wilhelms I.

Als Kurfürst Friedrich III. sich die Königskrone aufs Haupt setzte, da fand er noch Fahnen der verschiedensten Art vor, wie sie die Obersten, welche die Regimenter unter dem Großen Kurfürsten befehligten, zumeist nach eigenem Gutdünken, hatten anfertigen lassen. Schon 1701 ordnete er an, daß alle Fahnen einen Adler von natürlicher Farbe — den preußischen Adler — führen sollten. Für die sogenannten Haustruppen, d. h. diejenigen, welche einen Angehörigen des Königshauses zum Chef hatten, setzte er auch die Farben des Fahnentuches fest, aber erst Friedrich Wilhelm I. griff auch hier weiter ein, indem er die Farben der Fahnen derjenigen der Regimenter gleich machte. Die Form des Kreuzes wurde — allerdings in verschiedenster Zeichnung — maßgebend und hat sich bis 1806 so erhalten. Die Fahnenspitze erhielt den Namenszug F. W. R. mit der Krone, das Mittelfeld der Fahne den nach rechts fliegenden Adler, rechts oben die Hälfte einer Sonne, links den Spruch: „Nec (oder non) soli cedit“ — „auch nicht der Sonne weicht er!“ Nicht mit Unrecht erblicken schon Zeitgenossen in dieser stolzen Devise eine Anspielung auf das französische Sonnenkönigtum. Unter dem Adler befand sich ein Stück grünen Bodens, eine Seefläche — auch wohl mit einem segelnden Schiffe oder eine Festung. In den vier Ecken der königliche Namenszug mit einem Lorbeerkranz umgeben, auf den vier Kreuzesarmen flammende Granaten. Eine dieser Fahnen bringen wir nach dem im Berliner Zeughause befindlichen Original (Abb. 1). Als Merkwürdigkeit mag noch gelten, daß zwei Regimenter statt des gewöhnlichen Kreuzes das Johanniterkreuz führten, so lange ihre Chefs Herrenmeister des Johanniterordens waren. — Ganz eigenartig war der „Heerwagen der Artillerie“, der die Fahnen dieser Waffe führte. Ein langer, muschelartiger, auf vier Rädern ruhender Kasten wurde von vier, mit Tigerfellen behangenen und mit Federbüschen versehenen Schimmeln gezogen. Ein auf dem Wagen sitzender uniformierter Spielmann schlug zwei vor ihm stehende blau behängte Pauken, während hinten auf dem Wagen vier Fahnen befestigt waren, von denen eine ein rotes Kreuz auf schwarzem Grund, die anderen ein solches auf blauem Grunde zeigten.

Merkwürdigerweise wissen wir gerade aus der glorreichen Zeit Friedrichs des Großen wenig über die weitere Entwickelung der Fahnen. Eine genaue Beschreibung haben uns nur alte Berliner Zeitungen von der Standarte des Regiments Garde du Corps erhalten, die der König der von ihm bei seinem Regierungsantritt gestifteten Eskadron dieses Regiments am 12. Februar 1741 im Lustgarten zu Potsdam verlieh. Es heißt darin: „Auf der Standartenspitze ruht nach alter römischer Art ein silberner, zum Fluge fertiger Adler, der 18 Mark oder 9 Pfund schwer ist und in seinem Schnabel einen goldenen Ring führt, worin er vermittelst einer feinen silbernen Kette das Zeug von der Standarte fasset. Dieses Zeug hat ein und einen halben Fuß im Quadrat und besteht in einem weißen zwischen vier kleinen und sauberen Stangen ausgespannten Atlas, in dessen Mitte der königliche Schwarze Adler mit Sr. Majestät Namen auf der Brust, der königlichen Devise über dem Kopfe und dem Scepter in der einen, dem Donnerstrahl aber in der anderen Klaue, von einem goldgestickten Palmkranze eingefaßt zu sehen, gleichwie auf den vier Ecken der königliche Name besonders in goldener Stickerei sich zeigt.“ Der das Standartentuch haltende silberne Adler ist später auf den Paradehelm der Garde du Corps aufgenommen worden. Abbildung 3 zeigt eine nach diesem Muster angefertigte Standarte der Kavallerie unter Friedrich dem Großen, während Abb. 4 eine gleichzeitige Husarenstandarte bringt.

Bei neuen Fahnen verlieh der König in diese auch statt des Kreuzes seinen Namenszug, von Lorbeeren umschlungen, und statt vier Granatflammen deren acht. Eine solche bringen wir in Abb. 2. Im übrigen führte er bei Neuanschaffungen statt des Wahlspruches: „Non soli cedit“ den Spruch ein: „Pro gloria et patria“ — „für den Ruhm und das Vaterland“ —, der seitdem den preußischen Fahnen geblieben ist. Daß damals die Bataillone fünf Fahnen führten,

Digitized by Google

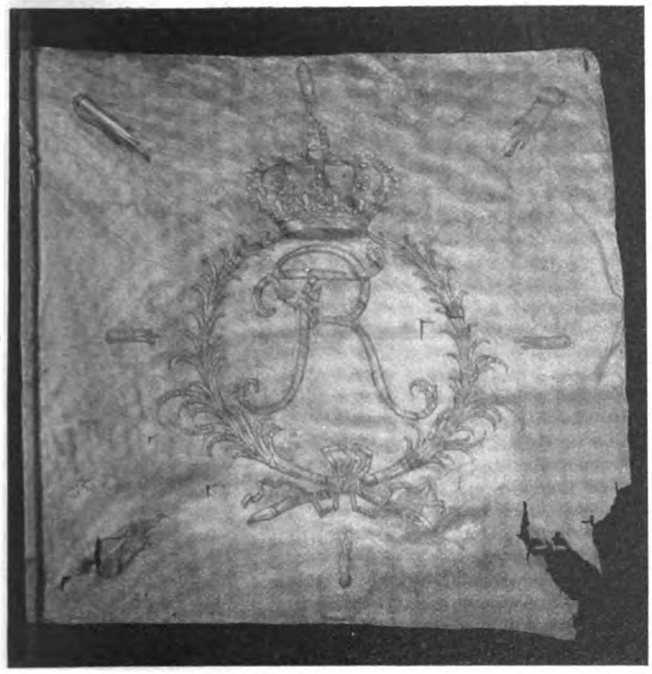


Abb. 2. Fahne Friedrichs des Großen.

dürfte auch wenig bekannt sein. Außerdem ist uns von Friedrich dem Großen noch die Artilleriefahne erhalten, die den Wahlspruch der Kanonen: „ultima ratio regis“ — „letztes Mittel des Königs“ — und Kanonenrohre, Kugeln und Wischer im Mittelschilde zeigt, während bei der Pionierfahne die Werkzeuge Haken, Spaten 2c. aufgenommen sind.

Friedrich Wilhelm II. verminderte 1787 die Zahl der Fahnen beim Bataillon auf zwei, während Friedrich Wilhelm III. zunächst keine Änderungen vornahm. Mit 236 Fahnen rückte das preußische Heer in den Krieg von 1806, während die Zahl der Standarten nicht feststeht.

Die Schlachten von Jena und Auerstedt, die Kapitulationen von Prenzlau, Lübeck und zahlreicher Festungen ließen die größte Zahl der ruhmreichen Feldzeichen in französische Hände fallen. Eine größere Anzahl derer, die auf irgend eine Weise der Katastrophe entgingen, sind später noch an das Berliner Zeughaus abgeliefert worden und hier sorgfältig aufgehängt. Nur acht preußische Infanterieregimenter — die heutigen Regimenter Nr. 1 bis 7 und Teile des ersten Garde-Regiments — waren der Vernichtung entgangen und hatten 24 Fahnen gerettet. In der Zeit der Heeresneuordnung von 1807 bis 1812 wurden auch die Fahnen neu ergänzt, so daß 1812 48 Fahnen und 40 Standarten wieder vorhanden waren. Jedes Infanteriebataillon erhielt von nun an nur eine Fahne, die Füsilierbataillone besaßen noch keine. Während des Befreiungskrieges erhielten auch diese und die Landwehr Fahnen, und zwar letztere mit dem weißen Landwehrkreuz auf schwarzem Grunde, sonst wie die Linie, nur ohne Granaten, jedoch zunächst nur diejenigen Regimenter, die als dessen würdig empfohlen waren. Zur Erinnerung bekamen die Regimenter, die vor dem Feinde gewesen waren, das Eiserne Kreuz in der Spitze, die übrigen das Band der Kriegsdenkmünze.

Die in die Hand der Franzosen gefallenen preußischen Feldzeichen wurden, als die Verbündeten vor Paris standen, am 30. März 1814 auf dem Hofe des Invalidenhauses mit anderen Trophäen verbrannt, die Reste in die Seine versenkt. Im Juni 1815 holte man diese wieder heraus und stellte die gefundenen 168 Fahnenspitzen — darunter 39 preußische — in der an den Invalidendom stoßenden St. Petrikirche auf, wo sie noch heute zu sehen sind. Außerdem hängen hier noch zwei vollständige preußische Fahnen, deren eine, die Fahne des zweiten Bataillons Regiments 61, bei Dijon verloren ging und von den Garibaldianern unter einem Haufen von Leichen gefunden wurde, die andere wahrscheinlich aus dem Kriege 1806 stammend. Eine dritte dort hängende Trophäe, von der nur der Fahnenstab und die Bänder erhalten sind, ist von dem 2. Bataillon des 16. Regiments am 16. August 1870 verloren worden, während das Fahnentuch gerettet wurde.

Friedrich Wilhelm III. legte den Fahnen die höchste symbolische Bedeutung bei, es sollte sich in ihnen der Truppenteil mit all seinen ruhmreichen Erinnerungen verkörpern, und deshalb schloß er den Ersatz ganzer Fahnen oder auch nur der Stange oder des Tuches aus, selbst wenn Beschädigungen vor dem Feinde, Alter oder dergleichen sie fast gebrauchsunfähig gemacht hatten, ein Grundsatz, der erst neuerdings aufgegeben ist. Für Fahnen, deren Tücher zerstört waren, ließ er 1834 durch seine Gemahlin und Schwiegertöchter blauseidene Bänder mit dem Namen und Wappen der Stifterinnen und den Anfangsbuchstaben des Regiments sticken; 1835 erhielt eine Anzahl Regimenter, die über 100 Jahre alt waren, sogenannte Säkularfahnenbänder aus schwarzer Seide mit Silberstickerei.

Friedrich Wilhelm IV. gab 1842 und 1843 allen Landwehrbataillonen, die noch keine Fahnen hatten, solche. Der Preis für Herstellung einer Fahne stellte sich damals auf 57 Taler, während er unter Friedrich Wilhelm I. etwa 3 Taler betrug.

Wilhelm I. verlieh 1861 allen bei der Heeresneuordnung errichteten Regimentern Fahnen, deren Zeichnung er zum Teil selbst entwarf. Die Garde-Grenadier- und die Linienregimenter erhielten das schwarze Kreuz auf weißem Grunde, während die Gardefahnen weiß blieben. Für die Feldzüge 1864, 1866 und 1870 wurden den Fahnen Erinnerungsbänder in den Farben der Bänder der Kriegsdenkmünzen gewährt, für 1870 mit dem Eisernen Kreuz, soweit sie im Feuer gewesen waren. Auch die Fahnenspitze erhielt das Eiserne Kreuz.

Wilhelm II. ließ einzelnen Fahnen besondere Auszeichnungen zu teil werden, so 1888 Fahnenbänder allen denen, deren Truppenteile er persönlich befehligt hatte, ferner an der Jahrhundertwende allen Fahnen und Standarten Säkularspangen, silbern mit drei schwarzen Streifen. Von nun an sollten auch alle Regimenter, deren Fahnentuch zerstört ist, neue Fahnen erhalten, und dies ist zum erstenmal bei der Fahnenweihe der auch den ostasiatischen Truppenteilen verliehenen Fahnen in größerem Umfange der Fall gewesen.

Von Sieg, Ehre und Ruhm wissen Preußens Fahnen aus diesen zwei Jahrhunderten zu erzählen, 39 Träger, deren Namen auf silbernen Ringen an den Fahnen stehen, sind allein in unsern letzten Kriegen mit der Fahne in der Hand den Heldentod gestorben. Mögen die glorreichen Feldzeichen auch in Zukunft dem preußischen Heer nur zu Sieg und Ruhm voranflattern! W. v. B.

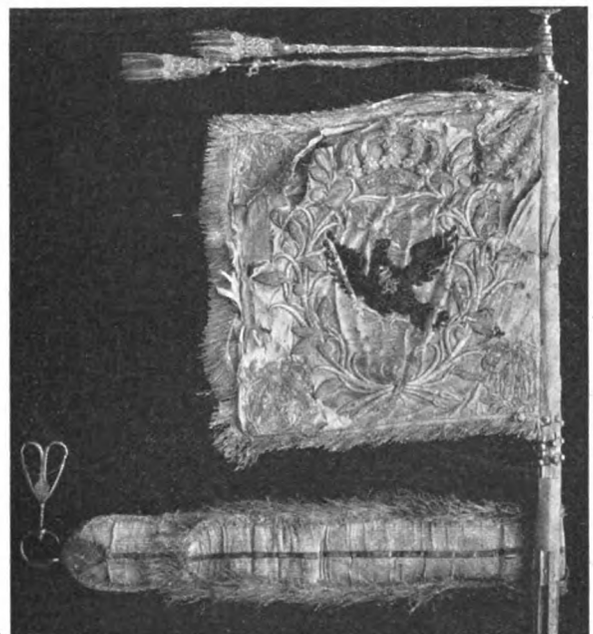


Abb. 3. Standarte der Kavallerie unter Friedrich dem Großen.

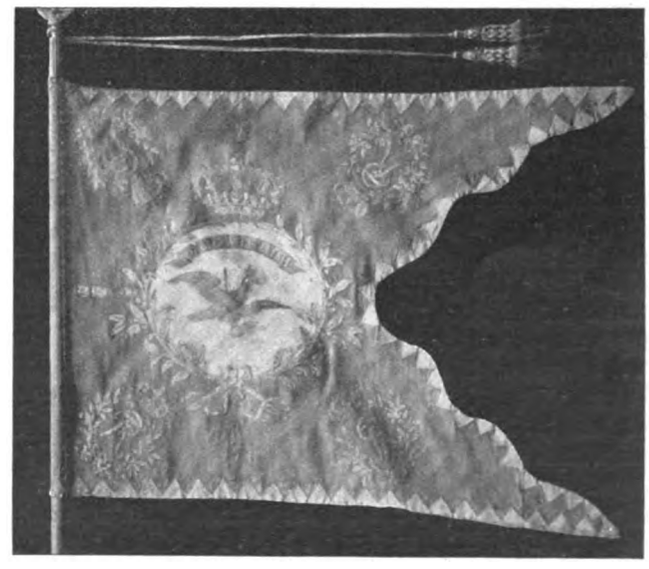


Abb. 4. Standarte der Husaren unter Friedrich dem Großen.

Digitized by Google

An deutschem Herd in Transkaukasien.

Von Dr. Hugo Grothe.

Deutsche Dorfschaften jenseits der hohen kaukasischen Bergriesen, welche die europäische Welt von der asiatischen abschließen? So werden erstaunt die meisten fragen. Gewiß, eine Schar wackerer Pilger, die aus ihrer Heimat Württemberg phantastischen gläubigen Herzens auszogen, eine Wiederkehr Christi und das Erstehen eines tausendjährigen Friedensreiches auf Erden im fernen Morgenlande zu erwarten, hat vor ungefähr drei Menschenaltern dort seine Zuflucht gesucht. Wildes mit Gestrüpp überzogenes Steppenland oder von Fiebern überlagerter üppiger Moorboden: so sah damals jene die Ankömmlinge bergende Scholle aus, welche ihre Hoffnung mit überirdischem Glanze verklärt hatte. Und heute ist aus Wüste und Sumpf unter der Hand der Kolonisten die Ansiedelungsstätte zumeist zu einem Stück Eden geworden.

Ein Besuch der deutschen Dörfer Transkaukasiens stand in Anschluß an meine Wanderung durch das nördliche armenische Hochland als wichtigstes Ziel in meinem Reiseprogramm. Schon in der Hauptstadt Tiflis treten unter den mannigfaltigsten morgenländischen Volkstypen häufig die Gestalten deutscher Bauern hervor. Die Angehörigen des benachbarten Alexandersdorf durchziehen am frühen Morgen mit ihren Milchkarren die Stadt, wegen ihrer Redlichkeit und stets guten Ware von den wohlhabenderen russischen Familien wohl geschätzt. Und im „Sand“, einer winkeligen Vorstadt am linken Ufer des „brausenden Kur“, den Bodenstedt in „Tausend und ein Tag im Orient“ zuerst in deutschen Versen besungen, strömen die Kolonisten aus den im weiten Umkreis von Tiflis gelegenen Dörfern zusammen, um die Erzeugnisse ihrer Gärten und Felder zum Verkauf zu bringen. Welchen Unterschied stellt ihr Erscheinen gegenüber den grellen Bildern des kaukasischen Volksgewühls und seiner Trachten dar. Keine zweirädrige schmale tatarische Gefährte mit vorn hoch aufgerichtetem hufeisenförmigen Holzbogen, an dem zahlreiche Glöckchen ihre hellen Stimmen ertönen lassen, führen sie, sondern lange vierschrötige, doppelachsige Wagen, wie sie die schwäbischen Einwanderer aus der Heimat brachten, und sie selbst sind nicht mit hellblauen, gelben oder braunen glitzernden Mänteln angetan wie die Grusiner, sondern mit verblichenen Fuhrmannskitteln und derben Lederhosen.

Elisabethtal, an der Grenze des Hochgebirges überaus gesund gelegen, wohlbevölkert und stattlich, wurde mir als eine der glücklichsten, wenn auch nicht reichsten Niederlassungen gerühmt. So rüstete ich mich denn alsbald zu einer Fahrt nach dieser in südwestlicher Richtung etwa 28 Kilometer entfernten Dorfschaft. Eine Reise mit der „Troika“, dem russischen Postwehikel, wird für den Fremden zu einer wahren Prüfungstour. Tantalusqualen bereitet es, auf dem primitiven Sitz ein paar Stunden auszuharren. Denn dieser wird lediglich durch zwei dicke Stricke gebildet, die quer über den hinteren Teil des hölzernen Wagenkastens gespannt sind.

In zahllosen Windungen schlang sich die Fahrstraße an den Bergwänden empor, die von Süden her Tiflis umfassen. Je höher wir stiegen, desto umfassender wurde die Ausschau über die Stadt, in welcher die Kennzeichen östlicher und westlicher Kultur sich dicht an einander drängen. Hier erscheinen braune Lehmdächer und das Holzgerippe der den Häusern angebauten Veranden im grusinischen und persischen Viertel; dort schimmern in der Sonne grün und grau die Zinkdächer im europäischen Stadtteil, und hoch ragen die weißen spitzen Kuppeln der vielen griechisch-katholischen Gotteshäuser. Ein milchblaues wunderlich geschlungenes Band legt die eilig sich dahinwälzende Kura durch die Häusermassen.

Endlich haben wir die Höhe erreicht. Weißen Blasen am Horizont ähnlich, tauchen in der Ferne die Schneehörner der großen nördlichen Kaukasusketten hervor. Eine recht gering bestellte steinige Hochfläche zog sich rings umher. Hie und da traf der Blick auf einen buschigen Fleck, von Obstbäumen, Pappeln und Platanen gebildet, zwischen die die niederen Hütten grusinischer Dörfer sich versteckten. Hoch über der Dorfschaft stand zumeist ein zweistöckiger Bau, der Sitz eines grusinischen Fürsten, von dem die umliegenden Landleute das bebaubare Land gegen Abgabe eines Teils der Ernte gepachtet erhalten.

Als ich auf der letzten Poststation des Pferdewechsels wartete, fuhr eine Reihe mit hohen Planen überspannter Leiterwagen heran. Vier neben einander geschirrte Rosse zogen dieselben. Ihre Führer waren Elisabethtaler. Als sie hörten, daß ihr Dorf mein Reiseziel sei, beharrten sie darauf, mich mitzuführen. Neben einer grusinischen Familie von mindestens sieben Köpfen fand ich im Innern des zigeunerartigen Gefährtes auf einem Dutzend Säcken Platz. Es war zwar kein Genuß, mit hochgezogenen Beinen, gegen die schräge Bretterwand des Wagens gelehnt, hier zu hocken, aber angenehmer als auf dem durch Seile gespannten Sitz der Troika war es doch und auch weniger lebensgefährlich. Die Elisabethtaler hatten ihre Kartoffelernte auf den Markt von Tiflis gebracht und schimpften weidlich auf die armenischen Aufkäufer, welche die Preise so jämmerlich gedrückt hatten.

Die breite Hochgebirgsstelle lag überwunden hinter uns. In Wellenlinien hob und senkte sich die Straße. In die Seitenschluchten legten sich schon die ersten Abendschatten. Mein Wagenführer wies auf eine hohe Holztafel am Wege. Da stand mit großen deutschen Lettern „Grenze der Kolonie Elisabethtal“. Nun zog sich über die Hügel Wiese an Wiese, Acker an Acker. Jetzt wurde auf einer Bodenerhöhung Elisabethtal sichtbar. Eine enge Gebirgsschlucht mit hohen, hier kahlen, dort mit Gestrüpp überwachsenen Felswänden stand im Hintergrund. Die Abendglut brach sich auf dem schlanken Turm des Kirchleins, und ringsum scharte sich Dach an Dach. Ein schäumender Gebirgsbach, der Assuret, hatte sich in einer tiefen, links der Fahrstraße sich ziehenden Schlucht Bahn gebrochen. Und in seiner schmalen Talsohle standen auf fetter, wohl bewässerter Scholle dichte Reihen herrlicher Reben, die sich bis zu doppelter Manneshöhe aufreckten.

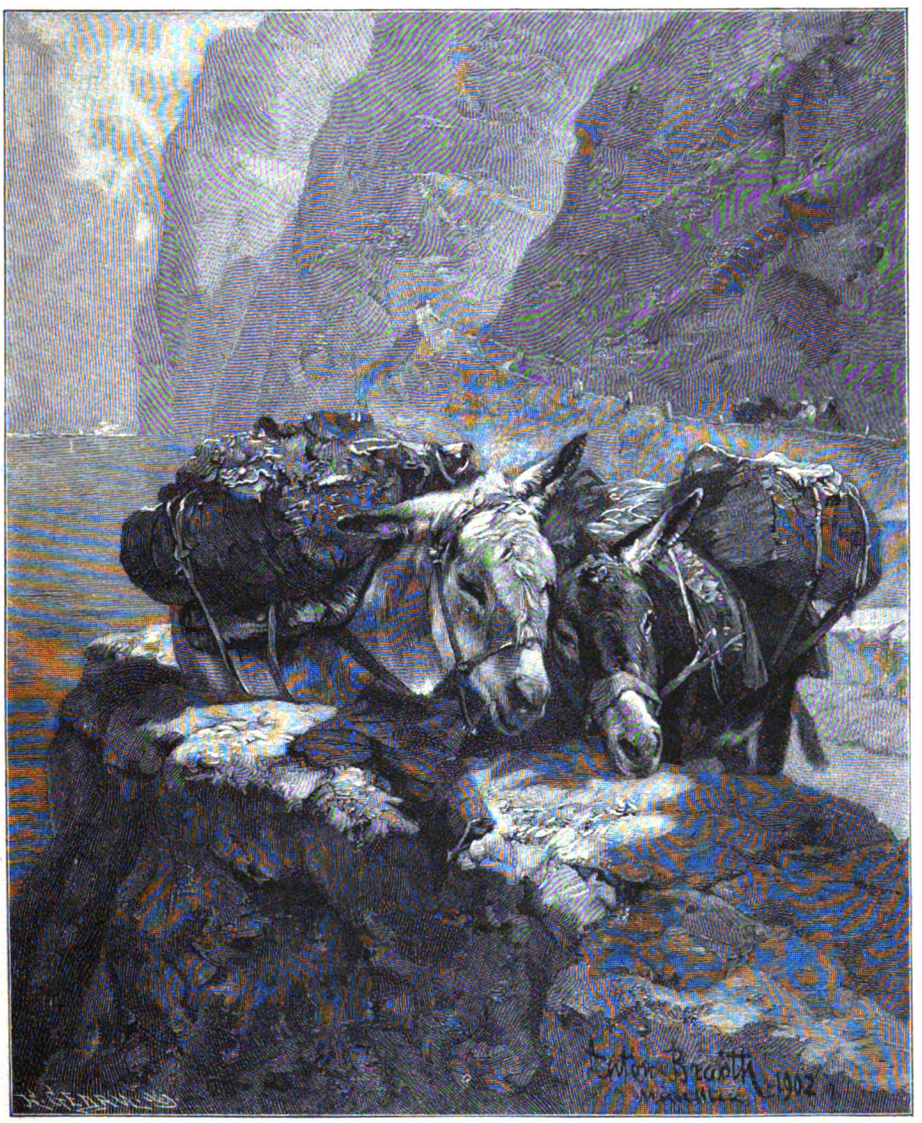
In der breiten, von Platanen umrahmten Hauptstraße des Ortes lag meines Wagenführers Heim. Er war der Enkel desjenigen, der an der Spitze der Kolonne der Pliezhauser und Plattenhardter gestanden hatte. Ich mußte an dem Abendimbiß der Familie teilnehmen. Der jüngste Knabe betete ein Vaterunser, ehe man sich niedersetzte. Nach dem Mahle las der Vater Böpple als Vorbereitung für den morgenden Sonntag ein Kapitel aus dem Evangelium St. Lukas. Es hat in Elisabethtal insbesondere manchmal recht arge Wirrnisse gegeben. Das Sektierertum liegt ihnen im Blute. Fehden zwischen den jeweiligen Pastoren und bäuerlichen Phantasten, die sich nach ihrem Verstand eine eigene Erklärung des Evangeliums schufen, sind keine Seltenheit.

Die Sehnsucht nach dem gelobten Lande kam zu verschiedenen Malen, als das Gedeihen von Haus und Acker erst nur mit langsamen Schritten sich einstellte und die Arbeit auf den noch fieberreichen Feldern die Kraft zu verzehren drohte, zum sonderbaren Ausbruch. Eigenartig ist besonders ein derartiges Ereignis im Jahre 1843. Ein mit Seherkünsten und überirdischen Gesichten behaftetes altes Weib, Namens Bärble Spohn, hatte eine Schar leichtgläubiger Seelen um sich vereint, die den Aufbruch nach Jerusalem beschlossen. Sie verkauften Haus, Hof und jegliche Habe, tilgten der russischen Regierung die für empfangene Vorschüsse aufgewachsenen Schulden und bereiteten sich zum Wandern. Nach ihrer laut verkündeten Absicht wollte diese Sekte ihren langen Marsch quer durch Armenien, Kurdistan und Syrien ohne Geld und ohne Lebensmittel antreten, denn Mannah würde für sie vom Himmel fallen. Die vom Statthalter in Tiflis gemachten Vorstellungen, man solle erst eine Antwort der Regierung aus Petersburg und vor allem die Zustimmung der Türkei abwarten, fruchteten nichts. Der Tag der Abreise

Digitized by Google

wurde festgesetzt, indem sie das Eingreifen himmlischer Engelscharen gegen alle Widersacher voraussagten. Um die Kolonisten von Übereilungen abzuhalten, war eine Abteilung Kosaken nach Katharinenfeld beordert, wo alle Spohrianer sich zusammengefunden hatten. Ein deutscher Reisender, Namens Dr. Wagner, der gerade in diesen Tagen in Katharinenfeld anwesend war, gibt in seinem Buche „Reise nach Kolchis und nach den deutschen Kolonien jenseits des Kaukasus“ (Leipzig 1850, pag. 105 f.) eine Schilderung der sich entwickelnden Szenen:

„Mit Sonnenaufgang waren die Pilger vor Haubensacks Hause versammelt, wo gewöhnlich die Fremden einkehren und wo auch ich mein Quartier genommen hatte. Im ganzen waren es 360 Individuen, worunter die reichsten Kolonisten. Jeder Mann trug einen schweren Ranzen, jedes Weib einen kleineren Pack, sogar eine Siebzigjährige schleppte rüstig ihr Bündelchen. Außerdem waren noch viele Esel mit Gepäck beladen, und in der Mitte des Pilgerzuges stand ein bespannter Wagen, auf welchem die Prophetin, Frau Spohn, Platz nehmen sollte. Als sie in Reihen sich geordnet hatten, schritten sie wohlgemut dem Ausgang des Dorfes zu, wo die Kosaken auf das Geheiß ihres Hauptmanns Posto gefaßt. Nur wurde noch die Wolke erwartet, auf welcher der Heiland daherfahren und seine Lieblingskinder vom Schwabenlande gegen seine Stiefkinder vom Don schützen sollte.



Am Gardasee. Nach dem Gemälde von Anton Braith.

Als der Heiland nicht erscheinen, das ersehnte Mirakel sich nicht ereignen wollte, da rieben sich die armen Leute die Augen, als erwachten sie aus einem seltsamen Traum. Noch verzagten sie nicht. Wie sie aber nun zu ihren Schrecken merkten, daß die Kosaken mit vorgestreckten Lanzen und derben Flüchen sie vom Thore zurückscheuchten, da fielen sie betend auf die Knie und sangen ein Lied aus dem alten württembergischen Gesangbuch. Auch das wollte nichts helfen. Sogar als Daniel Meier, der Schneidermeister, die stärksten Künste versuchte und die Briefe des Apostels Paulus citierte, machte dies auf die Donschen Schnurrbärte so wenig Eindruck, wie die blasse Gestalt der Prophetin von Katharinenfeld, die mit gefalteten Händen wie ein Espenblatt zitterte. In den Zug hatte indessen das Geschrei der kleinen Kinder, von welchen die einen bereits zu essen, die anderen zu trinken verlangten, einige Verwirrung gebracht. Die Separatisten sahen plötzlich ein, daß die rechte Stunde zur Reise noch nicht gekommen sei. Der tragikomische Ausgang war, daß alle in Katharinenfeld nicht seßhaften Separatisten unter guter Bedeckung nach den verschiedenen Kolonien zurückgeführt, dort von ihren kirchlichen Gegnern mit Spott und Gelächter begrüßt wurden und den Kosaken die Zeche bezahlen mußten.“ —

Der Pfarrer ließ mir noch am selben Abend seine Gastfreundschaft ankünden. Er und seine Gemahlin empfingen mich mit lauterer Herzlichkeit. Er stammte aus den Ostseeprovinzen, wie der Accent verriet. Prächtig sauber glänzte das Gastzimmerchen im Giebel. Ich trat auf den Altan hinaus. Ein weicher schwüler Duft stieg aus den Akazien und Platanen empor. Im tiefen Frieden lagen die Straßen; hie und da sprang aus einem Fenster ein Lichtschimmer in ihr Dunkel hinein. Da drangen plötzlich die Klänge eines Harmoniums aus einem Hause heraus, und kräftige Stimmen fielen ein in den Kampfchoral: „Ein feste Burg ist unser Gott“. Die Hand strich ich über die Stirn, um mir ins Gedächtnis zu rufen, daß ich im fernen Kaukasien, hart an der Grenze Asiens, und nicht in deutschen Gauen weilte.

* * *

Nach mehrtägigem Verbleiben in Elisabeththal pilgerte ich nach dem in östlicher Richtung etwa 10 Wegstunden entfernten Katharinenfeld, neben Helenendorf der reichsten Kolonie. Der Herr Pfarrer lieh mir seinen Schimmel und gab mir einen Burschen aus dem Ort zur Führung. Die Frau Pfarrerin füllte die beiden Rucksäcke, so daß sie zu Seiten des Rosses schwer niederhingen.

Vom Kamm der Höhen, die wir überschritten, gab es einen herzerfreuenden weiten Umblick. Erhabene Bergriesen zeigten ihre weißen Scheitel aus der Ferne. Von den angrenzenden Gebirgszügen schauten altersgraue Ruinen, die Zeugen einstiger grusinischer Machtzeit, herüber. Im Tal

Digitized by Google

in weiten Abständen hie und da eine Anhäufung erdfarbener Mauern: die Hütten einheimischer Dörfer.

Nach jähem Abstieg und Überschreiten des trotz der vorgerückten heißen Jahreszeit noch kraftvoll dahinfließenden Chramflusses machten wir in einer Tatarensiedelung Rast, deren Häuser wie Maulwurfshügel aus dem Boden sich hoben.

Beim Weitermarsch eröffnete sich dann plötzlich zur Seite des Weges ein üppiges Fruchtland. Die eintönige Steppenlandschaft wird von einem wahren Lustgarten abgelöst. Mit Dornenhecken umzäumte Weingärten schmiegten sich an das in vielfache Wasseradern sich spaltende Flüßchen. Apfel-, Pflaumen-, Pfirsich-, Aprikosen-, Kirschbäume standen zwischen den Reben und den Winzerhäuschen. Hier und da zeigten sich dichte Gruppen hoher Pappeln. Lange Reihen von Persern arbeiteten auf den seitlichen Hängen in den Feldern der Kolonisten. Auf einer runden, mit Steinen umfriedeten Tenne war man auf offenem Felde mit dem Dreschen beschäftigt. Zwei schlittenartig geformte Bretter, von einem Pferdepaar gezogen, rutschten über das lose aufgeschichtete Getreide. Die unten eingetriebenen spitzen Steine sind es, welche die Körner aus den Ähren pressen. Von Zeit zu Zeit stellt sich der Treiber auf die länglichen Holzbohlen, um durch sein Gewicht den Druck zu verstärken. Es ist dieselbe Art des Dreschens, die die Erzväter in Palästina nach den Schilderungen der Bibel betrieben

Ein Wägelchen, von einer sonnenverbrannten Bäuerin geführt und mit Grünfutter und einer lachenden Kinderschar beladen, trabt vorbei. Ich muß bei ihnen aufsitzen. Die gesprächige Bäuerin zählte mir nun mit gewaltigem Wortaufwand die Merkwürdigkeiten von Katharinenfeld auf: die Kirche mit den vier Turmspitzen, die bald aus dem Baummeer auftauchte, von deren Zinnen einst zum Schutze gegen tatarische Räuberhorden vier Kanonen nach allen Windrichtungen blickten. Allerdings waren sie nur Staffage, da sie ein ehrsamer Dorfdrechslermeister aus Holz gefertigt hatte. Sie berichtete vom Schreckenstage des Ortes, dem Überfall durch wilde Tataren und Perser, der acht Jahre nach der Gründung vielen Einwanderern das Leben gekostet und über hundert Seelen lebenslängliche Sklavendienste bei Persern, Kurden und Türken eingebracht hatte.

Wir sind jetzt inmitten der Ortschaft. Stattlich und zierlich zugleich geben sich die meist zweistöckigen Steinbauten mit den breiten hölzernen Veranden des Oberstocks. Diese Bauart erinnerte mich an die gefälligen Holzvorbauten, wie sie die Schwabendörfer im ungarischen Banat führen. Ochsenhäute, die verstümmelten Beine hilflos gen Himmel richtend, lagen auf dem Marktplatz. Sie spielen hier zu Lande, selten bei den Kolonisten, wohl aber bei den Einheimischen, die Rolle der Weinfässer. Und der starke Wein, er fließt so leicht in die Kehlen der Kolonisten, als wäre es der dünnste Hopfensaft. Am Abend, als mir zu Ehren die edelsten Sorten, der Stolz von Katharinenfeld, der „süffige Weiße", aufgetragen wurde und eine Anzahl biederer Ansiedler sich im Hause des Schulmeisters, meines heiteren Wirtes, versammelte, da konnte ich mit Staunen gewahren, wie der berühmte germanische Durst sich auch an die Grenzen Asiens verpflanzt hatte. Ein deutsches Lied nach dem anderen drang aus weinseligen Kehlen, und ein bis zum Rand gefüllter Kelch wurde bewegten Herzens geleert zum Andenken der teuren, schwäbischen Heimat.

* * *

Als die dreitausend Einwanderer aus den öden, farbenarmen Steppen Südrußlands von den Kaukasusbergen hinunter in das Thal der Kurá traten, da heimelte sie das ihren Blicken sich bietende Land wohl an. Da gab es Berge und Flüsse wie in den schwäbischen Gauen, da zeigten sich doch hier und da grüne Wälder und frische, von Quellen überronnene Wiesen. Von Tiflis aus marschierten sie an die ihnen von der Regierung zur Niederlassung überwiesenen Stellen, von denen die Mehrzahl sich um die Hauptstadt gruppierte, zwei unweit dem in der Steppe gelegenen Elisabethpol in der Nachbarschaft tatarischer Dörfer sich befanden. Geraume Zeit verrann, ehe wohlgeordnete Hausplätze und Straßen entstanden. Mit welchen Mühsalen und Entbehrungen sich die Ansiedelung abspielte, sagt uns der Brief eines der Kolonisten, Namens Eberle, an seine Verwandten in der Heimat. „Hier angekommen, krank, ohne Obdach, ohne Brot und Futter, und schon wieder Herbstzeit. Zur Anlegung der Kolonie wurde uns ein Stück Land angewiesen, das mit hohem Gras und Dornbüschen ganz überwachsen war. Jeder bezog seinen Hausplatz. Da lagen die Kranken in und unter dem Wagen bei Tag und Nacht in Kälte, Sturm und Regen. Nun fingen wir an, uns ein Obdach zu verschaffen. Lange Weidenstäbe wurden in die Erde gesteckt, oben zusammengebogen, mit Weiden überlegt und mit dürrem Grase bedeckt. In dieser Hütte brachten wir den ersten Winter zu. Viele unserer Leute gingen den Winter über betteln, so lange, bis sie wieder etwas einernten konnten, denn das von der hohen Krone gewährte Nahrungsgeld wollte nicht ausreichen."

Deutsch war die Namensgebung der Dorfschaften, die alsbald entstanden. Marienfeld, Elisabethtal, Katharinenfeld, Alexandersdorf, Helenendorf, Annenfeld wurden sie benannt. Und auch bei späteren durch die überzählige Nachkommenschaft erfolgten Gründungen wie Freudental, Alexandershilf, Georgsfeld hielt man sich an heimatliche Benennungen. Und deutsch blieb ihre Lebensführung, Sitte, Sprache bis auf den heutigen Tag.

Wie auf einer weltverlassenen Insel, in Abgeschlossenheit von der Umgebung, ja nicht minder vom deutschen Vaterlande, wächst Generation auf Generation heran. Bis vor wenigen Jahren lehrte man in den Gemeindeschulen nur deutsch. Erst kürzlich veranlaßte die russische Regierung die Kolonieen, auch eine bestimmte Anzahl von Lehrstunden für das Russische einzusetzen. Noch heute aber ist die Mehrzahl der bejahrteren Ansiedler der russischen Sprache nur unvollkommen mächtig. Eher beherrschen sie Grusinisch oder Tatarisch, wie es durch die fremden Dienstboten und Feldarbeiter erklärlich wird. Ja, diese eignen sich sogar bald einen kleinen deutschen, d. h. schwäbischen Wortschatz an. Als ich in der frühen Morgendämmerung von Helenendorf zur nächsten Bahnstation aufbrach, war mir ein herkulisch gebauter Lesghier zur Begleitung gegeben. Eigen war es, als wir nebeneinander des Weges ritten, aus dem Munde meines asiatischen Führers die Weisungen im herrlichsten Schwäbisch, wie: „da num goht's" oder „übersch Brückle" zu hören.

Der Schule kaum entwachsen, schaffen die Kinder schon rüstig auf dem bäuerlichen Anwesen der Eltern. Der älteste oder jüngste Sohn übernimmt später die „Wirtschaft" — dies ist die Benennung für das seinerzeit überwiesene Kronsland von 25—30 Deßjätinen (1 Deßjäatine = 1,092 ha), das allerdings inzwischen zumeist in Halb- oder Viertelswirtschaften infolge des starken Nachwuchses gegliedert wurde —, und die übrigen bleiben als tüchtige Mitarbeiter auf dem Hofe, bis es gelingt, mit Hilfe des Erbteils, der gemachten Ersparnisse oder der Mitgift bei der Verheiratung ein Stück Land zur Errichtung eines eigenen Gutes an sich zu bringen. An den Orten, wo diese Möglichkeit zur Ausdehnung im Wege des Landkaufs von tatarischen Dorfnachbarn oder verarmten grusinischen Edelleuten gegeben ist, da wächst, wie in Katharinenfeld und Helenendorf, Grund und Boden der Niederlassung von Jahr zu Jahr.

Obst-, Getreide- und Kartoffelbau, Viehzucht und Weinbau bilden die Hauptbeschäftigung der Kolonisten. Gering, nur dem örtlichen Bedarf angepaßt, ist die Zahl der Kaufleute und Handwerker. Hauptquelle der Wohlhabenheit wurde die anfangs vernachlässigte Rebenzucht. Allmählich lernte man sich den Eigenheiten des Bodens, des Klimas und den Erfordernissen der Bewässerung anzupassen. Alle Flecken, die durch die Lage allerdings zugleich begünstigt, ihre Hauptkraft auf den Weinbau wandten, wie Helenendorf und Katharinenfeld, sind zu beträchtlichem Reichtum gelangt. Es sind dort die breiten Alluvialtäler des Gamdscha und des Muschawer, welche durch zahlreiche Kanäle und Rinnen durchfurcht, dem

Digitized by Google

Weinbau ein vorzügliches Feld geben. Nicht an den Berghängen — bei dem geringen sommerlichen Niederschlag wird auf diesen unter der Sonnenglut der Boden zu dürr und rissig —, sondern in den der regelmäßigen Bewässerung leicht zugänglichen Talsohlen findet die Pflege des Rebstocks statt.

Ein Zeugnis christlichen Selbstbewußtseins und zugleich starken Rassengefühls sind die Vorschriften der 1829 geschaffenen Kirchenordnung. „Niemand soll," heißt es, „ohne besonders dringende und unvermeidliche Ursachen mit einer Person, die einer anderen Konfession oder Nation angehört, in den Ehestand treten." Und in der Tat, Ehen mit Armenierinnen oder Tatarinnen, nicht minder mit Russinnen, gehören zu den äußersten Seltenheiten. Meist aus den Töchtern der eigenen Dorfschaft kürt sich der heiratsfähige Bursche seine Gattin. Geschieht es, daß er ein Mädchen aus einer anderen deutschen Kolonie heimführt, so muß er es unter eigentümlichem Brauche von den Burschen ihres Heimatsdorfes auslösen. Diese umringen, Hand in Hand gefaßt, die Braut vor dem Kirchgang und geben sie nicht eher frei, bis der Eheluſtige sich durch kleine Geschenke jedem erkenntlich gezeigt hat. Die Heiraten untereinander gehen weiter, als es rätlich wäre. Nirgends habe ich so gleichförmige, von geringem geistigen Leben zeugende Gesichtstypen, so regelmäßige, aber eckige Formen gesehen, als in den deutschen Dörfern Transkaukasiens.

An zahlreicher Nachkommenschaft fehlt es den dortigen Bauern ebensowenig wie den unsrigen. Junggeselle bleibt selten einer. Verleiht erst die Ehe doch hier dem Manne ein neues wichtiges Recht, nämlich das, im Rate der Gemeindeväter fürder Meinung und Stimme abzugeben. Tritt er nicht in den verdienstlichen Stand der Ehe, so bleibt er bis an sein seliges Lebensende ein „Bube" und in der Gemeindeversammlung für immerdar mundtot.

Arbeitsam, ernst, ja in beinahe schwerfälliger Eintönigkeit spielt sich das Leben der deutschen Kolonisten ab. Eine heitere Kirchweih, eine lustige Hochzeit oder Kindtaufe ist bei ihnen selten zu finden. Schreibt doch ihre Kirchenordnung ausdrücklich vor: „Großartige Gastereien und Trinkgelage, oder eitles böses Geschwätz sind bei den Taufen ernstlich zu meiden. Die Ortsobrigkeit hat darüber zu wachen, daß es dabei still zugehe und christliche Gespräche geführt werden", und „Brautleute sollen sich in der Stille durch ernstes Gebet auf ihren Hochzeitstag vorbereiten, und wenn Freunde und Verwandte zur Feier dieses Tages eingeladen werden, sollen diese nicht im Essen und Trinken, sondern im Lobe Gottes und in erbaulichen Gesprächen sich erquicken und erfreuen, auf daß Gott dadurch geehret und sein Name geheiliget werde. Darum soll der Geistliche samt den Gliedern des Kirchenkonvents strenge darauf sehen, daß solche Hochzeitstage nicht durch schwelgerische Pracht und übermäßige Gastereien entheiliget und verunehret werden. Sollte aber dies dennoch geschehen, so sollen wahre Christen aus solchen Freß- und Saufgesellschaften hinausgehen, widerspenstige Personen aber im nächsten Konvent scharf gerügt und zur Besserung ermahnet werden. Noch weniger aber soll Spielen oder Schießen und derartiger gottloser Unfug geduldet werden!"

Als ich in Elisabethtal an einem Sonntag in der Abenddämmerung Burschen und Mädchen, mit Reisern geschmückt, unter langsamem Gesang aus dem verkrüppelten Buschwerk, das dort den schönen deutschen Namen „Wald" trägt, zusammen heimwärts ziehen sah, da hatte ihre Lustigkeit nichts des Kecken und Derben, durch das der Bauernschlag, namentlich in süddeutschen Gauen sich kennzeichnet. Freilich Ernst und Bedürfnislosigkeit, durch rauhe Arbeit und langen Kampf in der neuen Heimat gezeitigt, haben die besten Früchte getragen, so daß heute das Los der deutschen Ansiedelungen, wenn nicht durchweg ein glänzendes, so doch an allen Punkten ein erträgliches wurde.

Blumen und Blumengebilde im Hause.

Von Willy Lange-Dietharz.

Wer Blumen sich zugesellt, kann im Grunde des Herzens nicht böse sein. Wie friedlich und heiter winken aus weiß umrahmtem Fenster des Bauernhauses Geranien, Fuchsien, Heliotrop im strahlenden Wetteifer mit Päonien, Rittersporn, Malven, Mohn und Sonnenblumen des bunt umgitterten Vorgärtchens, duftend von Reseda und Levkoje.

Aus der städtischen Wohnung haben die Stoffdekorationen der Fenster die Blumen vertrieben. Als man die einfachen Zweckformen der Bauernmöbel zu neuer Gestaltung erweckte, hätte mit ihnen auch die ländliche Blume wieder in unser städtisches Heim einziehen können, aber die Tapezierer wären brotlos geworden, wenn sie nicht das staubige Dunkel ihrer Vorhänge aus der „altdeutschen" in die „moderne" Wohnung hinübergerettet hätten.

Umgebung und Charakter stehen miteinander in Wechselbeziehung. Wie einst die Grundlagen der Kultur aus der Landschaft erwuchsen, so ist heute die städtische Wohnung auf die beginnende Kultur der Kinder von Einfluß. Die Landschaft bildete naturwahr — die Wohnung müssen die Eltern von Kulturlügen frei halten, damit das neue Geschlecht nicht zur Unwahrheit verbildet werde. Die Blumen, den Kindern verwandt, sollten die Stadtwohnung mit der Natur verknüpfen; wie die Wohnung heute ist, wird dies leider nur zu oft ein unerfüllter Wunsch bleiben. Wo Licht fehlt, verkümmert die Pflanze; die Fenster sind zu groß und ihre Zahl zu gering; sie allein dienen der gleichfalls nötigen Luftzufuhr, und Pflanzen behindern das Öffnen. Viele, aber kleinere Fenster würden uns Licht, Luft und Blumen bringen. Zum einen Teil kann man sie unbehindert öffnen und nach Belieben verhängen, die anderen Fenster bleiben geschlossen und frei zur ungestörten Pflege der Pflanzen. Der Blumentisch in halbdunkler Ecke ist ein ungenügender Ersatz. Siehst Du nicht, wie die Pflanzen ihre bleichen Arme suchend zum Fenster ihres Gefängnisses hinstrecken, flehend zum Licht der Freiheit? Auch die Pflanze darfst Du nicht quälen. Darum scheint's vielleicht grausam, wenn ich mit einem Blick auf unsere Bilder es billige, die Blumen abzuschneiden und in unser Heim zu tragen. Doch, wir dürfen annehmen, daß die Pflanze in allen ihren Teilen ein selbständiges, von benachbarten Teilen fast unabhängiges Leben führt, während der Schnitt des Messers nur einige rasch heilende Zellen verletzt.



Vase antiker Form mit Zweigen.

Aber sterben lasse die Blumen nicht, die Du gepflückt hast zu Deiner Freude; wirf sie nicht auf Deinem Heimwege fort, daß der Sonnenstrahl sie nicht töte, den sie doch vorher so liebten, und warne Deine Kinder vor dem Blumentod. Wer achtlos Blumen bricht, leicht

Digitized by Google



Zimmerecke mit Kranz und Topfpflanze.

bricht er auch Herzen! — Die abgeschnittene Blume, gesättigt vom Sonnenlicht, findet überall einen Platz in unserer Wohnung. Früher ward der nach einem dekorativen Einfall Hans Makarts benannte Strauß gebleichter Blätter benutzt, um dunklen Ecken hinter Butzenscheiben ersterbendes Leuchten zu verleihen. Wie lebensvoll aber strahlt uns die weiße Lilie entgegen, im Dunkel mild lächelnd, während feuriger Mohn, vor dem Weiß der Vorhänge glühend, den Wohnraum mit jauchzender Lust erfüllt. Jeder Stimmung passen sich die Blumen an. Die einen vertiefen den Ernst, andere senden bei trübem Schicksalshimmel Sonnenstrahlen ins Herz.

Ist unser natürliches Verhältnis zur Blume schon mit Kunstempfindung verwandt, so wird die Vereinigung der Blumen mit Gefäßen zur Wirkung von Kunstwerken gesteigert werden können. Die kunstgewerbliche Industrie nahm die neu erwachende Leidenschaft für Blumen zum Vorwande, um allerlei Ziergefäße zu bieten; ihre edlen Erzeugnisse lehnen sich an alte Vorbilder an und haben mit diesen die Bescheidenheit ihrer Ausschmückung gemein. Gerade die billigsten Vasen sind am meisten verziert, wollen selbst als Schmuck genügen und nicht auf die Blumen warten als ihre eigentliche Bestimmung und höchste Zierde. Bei jeder Vase sollte der Flächenschmuck hinter die Schönheit der Form treten. Das ganze Gefäß aber soll den Blumen nur Mittel zu gesteigerter Wirkung sein.



Pyramiden-Arrangement von bronziertem Lorbeer; frische Blumen in breiter Vase.

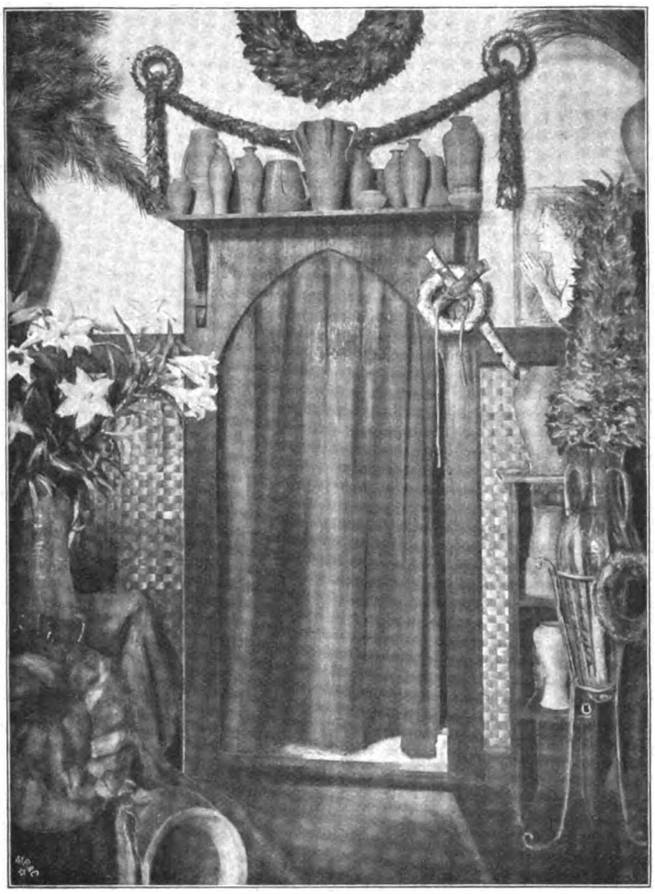
Wohl lassen sich Gesetze aufstellen, welche das richtige Verhältnis zwischen Gefäß und Blumen lehren. Diese Formeln führen zwar zu einer unbestrittenen Schönheit, aber ihre Gesetzmäßigkeit kommt uns schon zu sehr zum Bewußtsein. Die höchste Schönheit empfinden wir jedoch gegenüber einer verborgenen Gesetzmäßigkeit, die wir nur ahnen.

Ähnliches gilt von den Empfindungen für Farben. Sobald das Geheimnis eines Kunstwerkes erklärt ist, können wir dasselbe wohl noch verehren, aber das Empfinden sehnt sich nach neuen Schauern ahnungsvoller, verborgener Gesetzmäßigkeit. Da wir hier nicht belehren, nur zum Genusse der Blumenschönheit in Gefäßen auffordern wollen, mag der Hinweis genügen, daß auch auf diesem Gebiet alte und neue Kunst miteinander ringen.

Die Kunst, Blumenschönheit im Hause zu entfalten, ist in der Herzensbildung unserer Frauen wohl gewahrt; wer wollte ihre Hände leiten, ihre Augen über Farben belehren! Die kunstgewerbliche Schmückung des Hauses hat von ihnen gelernt, die erklügelten Schönheitsregeln durch natürliche Anmut zu ersetzen. Darum wollen ihnen unsere Bilder nicht Vorlagen sein, sondern nur auf engem Raum zusammengedrängte Anregungen zum Schmuck des Hauses mit Blumen in Gefäßen und Pflanzengebilden, wie sie in den Räumen der Blumen- und Kunsthandlung von Otto Möhrcke in Berlin zusammengestellt wurden. Wenn einige Gefäße beständig und wechselvoll mit Blumen gefüllt sind, dann erhalten auch die leeren Vasen Sinn, als warteten sie auf ihre Bestimmung. Wenn die Blume gleichzeitig mit ins Haus einzieht, erscheint die Erwerbung schöner Gefäße von allen künstlerischen Sammeltrieben für das Bürgerhaus am meisten berechtigt, und am billigsten wird der Formenhunger des Auges durch sie befriedigt. Berechtigt, weil die Blume uns erinnert an Natur, als Grundlage, die Vase an Kunst, als das Ziel aller Kultur. Billig, denn die Formschönheit der Gefäße ist unabhängig von kostbarem Stoff. Edles Ziergefäß zeigen unsere Bilder; doch auch echt antike Gebrauchsgefäße, Misch-, Wasser-, Wein- und Ölkrüge, Behälter für trockene Vorräte an Getreide, Gewürzen ꝛc.; die Gefäße der Küchen und Keller verschiedenster Länder und Zeiten sehen wir hier vereinigt — heute bewundert als Meisterwerke antiker Töpferkunst und entsprechend teuer. Die uralten Zweckformen haben sich aber bis auf unsere Tage erhalten, weil sie zum Teil bedingt sind durch die Herstellungsart auf der kreisenden Töpferscheibe. Darum finden wir sie wieder als echte „Volkskunst“ in Töpfereien unserer Gebirgsdörfer, besonders in Thüringen. Für wenige Groschen — sie werden noch nach alter Münze verhandelt — kann man hier in edelsten Formen Töpfe, Schalen, Kan-

Digitized by Google

nen erstehen, geschmückt mit Glasuren und Bemalungen in kräftigen und doch harmonischen Farben. Auch Schüsseln — statt der zwecklosen „Wandteller“ — können wir für Blumen mit kurzen Stielen gebrauchen; die eingebrannten Sinnsprüche wollen wir nicht übersehen: „Liebe Blume, fall' nicht ab, bis ich komm' und brech' dich ab.“ Wie ein Ornament schräger Linien wirkt die Schrift dieser Worte am Rande einer Schüssel, in deren Mitte eine ländlich „stilisierte“ Blume prangt. Ist das Verslein eine humorvolle Mahnung zur Haltbarkeit des Gefäßes? Oder es überreicht ein Bursch die Schüssel, gefüllt mit Vergißmeinnicht, seiner Auserwählten zum Abschied, wenn die Fahne des Vaterlandes ruft; hoffend, einst mit der Gattin aus dieser Schüssel zu essen, was der eigene Herd beschert. Später wird er die Gastfreundschaft nicht vergessen, wenn die Worte in der Schüssel mahnen: „Komm', mein Freund, und iß mit mir, ich geb' es gerne Dir.“ Manchen unserer Gäste würde es nachdenklich stimmen, wenn er auf seiner Schüssel die Worte lesen würde: „Allen, die mich kennen, gebe Gott, was sie mir gönnen.“ —



Tür mit Pflanzendekoration.

In diesen ländlichen Gefäßen kommen die alten Bauernblumen wieder zu Ehren und geben uns den Rat, auch für andere Vasen, je nach deren Erzeugungs-Land und -Zeit die passenden Pflanzen zu wählen: für Gefäße in der Kunstform alter, südlicher Bildungsvölker Palmen und Lorbeer in der strengen Form der Pyramiden und Kugeln, für moderne Ziergefäße Modeblumen. Daß Gefäß und Blumenfüllung in Harmonie mit der Gestaltung des Raumes stehen müssen, den sie schmücken sollen, ist die weitere Forderung künstlerischer Stileinheit, d. h. einer logischen Folgerung aus einmal gegebenen Voraussetzungen, wobei wir die Frage nach der verschiedenen Berechtigung der Schmuckstile im heutigen Wohnraum unbeantwortet lassen.

Von der Verwertung der genannten Pflanzenformen zur Benutzung des Kranzes und der Guirlande, jenes klassischen Flächenschmuckes der Architektur, als Schmuckmittel des Wohnraumes ist dann nur ein Schritt; ein weiterer, kleinerer, die Benutzung von echten Kunstgeweben, künstlerisch wertvollen Altarbildern und Decken, Reliefs und religiös-dichterischer Symbolik zur Verschönerung und Verinnerlichung der Räume, in denen wir leben und schaffen.

Jeder häusliche Schmuck hat aber nur dann die Berechtigung der Wahrheit, wenn er zum Bewohner, zu seiner Lebensarbeit und seinem Empfinden lebendige Beziehungen besitzt. Im anderen Falle läßt der angedeutete symbolisch-antike Schmuck auf kraftloses Traumleben oder — schlimmer — auf erkünstelte Spielerei mit ernsten Vorstellungen schließen.

Die deutschen Pflanzen dagegen, mit ihren edlen Wachstumslinien, können ohne Sünde gegen die Wahrheit jeden Bewohner des deutschen Hauses durchs Jahr begleiten: Nadelholz- und Fruchtzweige als Dauerschmuck, die Blütentriebe des Frühlings, die Blumen des Sommers, von denen die edlen Doldenblüten der Wiesen, in ihrer eigenartigen Schönheit verkannt, am besten zur Geltung kommen in großen Gefäßen, die am Boden stehen.

Eine Fülle bunter Gaben bietet endlich der Herbst mit seinen Frucht- und Blattzweigen ohne Kosten in der Natur, oder für einige Pfennige in der Stadt. Mit Zweigen können wir abwechslungsvoll die Gefäße und Jardinieren füllen, in denen Palmen und Blütenpflanzen, zu vergänglicher Freude gespendet, infolge von Luft- und Lichtmangel vergehen müßten. Viele unserer heimischen Nadelgewächse, Blatt- und Fruchtzweige bilden, in Wasser gestellt, einen langdauernden und lebendigen Schmuck; manche lassen sich zu Kränzen, Guirlanden, Festons zusammenfügen, verändern ihren Eindruck wenig, wenn sie getrocknet sind. Andere würden einen leblos-traurigen Eindruck machen, z. B. die Lorbeergebilde unserer Darstellungen, wenn sie nicht silbern, goldig oder mit grün patiniertem Eisen- oder Bronzeton gefärbt würden.

Manche geschickte Leserin wird an der Selbstanfertigung zum Schmuck von Empfangsraum oder der Haustür Gefallen finden, und ihr werden diese Andeutungen genügen, wenn ich hinzufüge, daß runde Blattguirlanden, römische Kränze eines gleichmäßigen Polsters von Moos bedürfen.

Großstadtzauber.

Plauderei von Paul Oskar Höcker.

„Geliebtes Tantchen! — Wie unendlich viel Dank schulde ich Dir und Onkel Fritz für die reizenden, wundervollen, himmlischen Berliner Tage! Was hab' ich alles gesehen, was hab' ich alles erlebt! Ach, wie lange werde ich noch an den tausend Erinnerungen zehren — hier in unserem einsamen, weltentlegenen Nestchen! ... Eure Theater, Eure Museen, die Konzerte, der Zoologische Garten, die Kunstausstellung, Sanssouci und die Havelpartie, der ‚Inkognito-Bummelabend‘ mit Apollotheater, Kempinski und Café Bauer! Und Euer großartiges Straßenleben, die geputzten Menschen im Tiergarten, das Gewühl vor Josty auf dem Potsdamer Platz, die Wachtparade, der Einzug vom italienischen König, das glänzende Militär, diese Fahnen und Blumen! ... Wenn ich dagegen an unsere stille Kleinstadt denke, mir vorstelle, daß ich unter Umständen mein ganzes liebes Leben lang hier aushalten muß, wird mir ganz angst und bänglich zu Mute. Ihr beneidenswerten Großstädter, die Ihr Tag für Tag all den Glanz, all das tolle Treiben mit eigenen Augen sehen könnt, die Ihr nicht bloß wie wir auf die Zeitung angewiesen seid, um zu erfahren, was in der Welt vorgeht!“

Digitized by Google

Dieses enthusiastische Dankesbriefchen eines in die Provinz heimgekehrten Berliner Logierbesuchs wird alljährlich einige tausendmal geschrieben. Einzelne Wendungen wechseln allerdings, auch die Orthographie und die Interpunktion, die Adressatin ist manchmal kein Tantchen, sondern ein Cousinchen oder eine Pensionsfreundin, Onkel Fritz heißt zuweilen Hans oder Otto — und ist die Schreiberin schon über zwanzig Jahre alt, dann klingt statt der temperamentvollen Ungeduld bloß verstohlene Sehnsucht heraus. Aber in den meisten Fällen sicher ein klein bißchen Unzufriedenheit mit dem Lose, in der Provinz „versauern" zu müssen.

„Versauern" — ja, das ist das rechte Wort. Ist es nicht, als ob die armen Provinzialen Staatsbürger zweiter Klasse wären? Wie beschämend wenig an künstlerischen Genüssen, an äußeren Anregungen bietet doch das Dasein in Colmar, in Insterburg, in Krotoschin und in Münster! Von Zeit zu Zeit kommt eine mäßige Theatertruppe ins Städtchen, die Stadtkapelle oder das Militärmusikkorps müht sich in den Abonnementskonzerten schlecht und recht mit einer Beethovenschen Sinfonie ab, für die Herren gibt es den Dämmerschoppen im Kasino oder im Ratskeller, für die Damen das unvermeidliche Kaffeekränzchen und die Komiteesitzung, für das junge Volk ein paar Bälle mit Liebhabertheater oder lebenden Bildern, ein bißchen Tennis, Eislauf und allenfalls etwas Radelsport.

Dagegen das glückliche Berlin — die glücklichen Berliner! Jeder Tag, den Cousinchen Elli oder Trude oder Mieze oder Bertha in Berlin verbringen durfte, war ihr ein Fest. Ach — das ist dort eben das Leben im großen Stil!

... Das überschwengliche Dankschönschreiben der kleinen Provinzialnichten und Provinzialvettern wandert aus der Hand der seltsam gerührten Berliner Hausfrau in die des seltsam schmunzelnden Berliner Hausherrn. Sie sagen nichts, Onkel und Tante, — aber in ihren Mienen steht eine Art Augurenlächeln.

Als waschechten Spreeathenern schmeichelt's ihnen nicht wenig, daß „ihr" Berlin den Provinzherrschaften so gewaltig imponiert hat, und sie fühlen sich für ein Weilchen doch ziemlich erhaben über diese famosen Eingeborenen von Bomst oder Nakel, die so sehnsüchtig nach der Metropole der Intelligenz auslugen.

Und so kommt's, daß dem Dankschönschreiben selten die richtige Antwort folgt. Die würde in den meisten Fällen nämlich etwa so einzusetzen haben:

„Mein liebes Nichtchen! — Du bist mir gar keinen Dank schuldig. Im Gegenteil, ich schulde ihn Dir. Denn sieh' 'mal, ohne Deinen lieben Besuch wäre ich dieses Jahr ja unter keinen Umständen in die Oper oder ins Deutsche Theater gekommen. Und woher hätte ich vielgeplagte Hausfrau den Mut nehmen sollen, um mir die Neuerwerbungen der Nationalgalerie anzusehen, eigens in den Tiergarten zu pilgern, um den Rolandbrunnen zu besichtigen, und zwei Stunden lang Unter den Linden herumzubummeln, um das Kaiserpaar, die Prinzen und den Grafen Bülow zu erwarten, wenn Dein Wissensdrang mir nicht den Vorwand dafür abgegeben hätte? Denn ganz im Vertrauen will ich Dir heute beichten: wir leben für gewöhnlich hier in Berlin ja viel, viel einsamer und zurückgezogener als die meisten von Euch lieben Provinzialen, wir haben an neunundneunzig Hundertsteln aller großstädtischen Veranstaltungen nicht den mindesten Anteil und erfahren das meiste, was in Berlin vorgeht, eben auch nur — aus der Zeitung!"

... Und im Anschluß hieran ließe sich so mancherlei ausplaudern, was Fräulein Elli oder Trude oder Mieze oder Bertha mit ihrer anscheinend so wenig beneidenswerten Existenz in einer Stadt von unter dreißigtausend Seelen dauernd aussöhnen könnte.

Die Berliner Theater sind bloß für zehntausend reiche Leute (die sich selbst gern die „oberen Zehntausend" nennen) da. Große Gruppen gebildeter Berliner lernen sogar diejenigen Theaterstücke, von denen „alle Welt" spricht, überhaupt nicht kennen. Nicht etwa, weil ihnen das Interesse an der dramatischen Kunst fehlte, sondern ganz einfach, weil sie die Mittel nicht besitzen, sich die enorm teuren Billets zu kaufen. Ich kenne respektable Leute, die sich eingehend mit Literatur beschäftigen — jedenfalls intensiver als das blasierte Publikum, das, ohne durch journalistischen Beruf dazu gezwungen zu sein, bloß der Mode halber alle Premièren besucht, — und die bis heutigen Tages die größten Zugstücke des letzten Dezenniums noch nicht gesehen haben: weder die „Ehre" noch „Charleys Tante", weder die „Weber" noch die „Cavalleria" noch ein einziges Überbrettl. (Sie tragen freilich dies Los mit Würde.)

Die Beamtenfamilien haben wenigstens von Zeit zu Zeit Gelegenheit — direkt oder auf Umwegen über verschiedene Vetternstraßen — ein Freibillett zu den königlichen Theatern zu erhalten. Für den übrigen guten Mittelstand existiert die königliche Oper so gut wie gar nicht. Standesvorurteile verhindern die Benutzung der (übrigens auch für Sehen und Hören recht mäßigen und schlechtventilierten) obersten Ränge. Wie soll ein Richter, ein Postbeamter, ein Arzt, ein Baumeister, ein Oberlehrer bei einem Gesamteinkommen von sechstausend Mark, wovon fast der vierte Teil für die Wohnungsmiete aufgeht, für einen Parkettsitz fünf Mark, bei Wagneropern gar acht Mark aufbringen können? Und es kommt doch noch Straßenbahn-, Hoch- oder Stadtbahnbillet, Garderobe- und Zettelgeld hinzu. Und wie, wenn die Familie schon erwachsene Töchter besitzt, die mitgeführt werden und doch auch nicht wie der studierende Herr Sohn vom „Juchhe" aus das Dichtwerk auf sich wirken lassen möchten? Es gibt in Berlin Offiziers- und Gelehrtenfamilien, die keinerlei Luxus treiben, die sogar recht, recht sparsam leben und die im Winter doch nur einmal, höchstens zweimal sich den Besuch eines Theaters leisten können. Eine Rundfrage unter den Angehörigen der Berliner Adels- und guten Bürgerkreise, wer von ihnen z. B. schon den ganzen Wagnerschen „Ring des Nibelungen" gesehen hat, würde ein die Provinzialen sicher überraschendes Resultat zeitigen: kaum ein Zwanzigstel, wage ich zu behaupten. Das Schillertheater und einige Vorstadtbühnen haben ja allerdings billigere Preise eingeführt. Aber künstlerisch erheben sich die Leistungen dort auch nicht nennenswert über die der Provinztheater. Und die literarischen Neuheiten lernt der Provinziale durch seine Truppe viel früher kennen als der Besucher des Schillertheaters, das sie erst zwei bis drei Jahre nach dem Erfolg an anderer Stätte in den Spielplan aufnimmt.

In der Familie meines väterlichen Freundes, eines Gymnasialoberlehrers, trug man sich vor mehreren Jahren ein paar Monde lang mit der kühnen Idee, sich das damals vielgenannte „Weiße Rößl" anzusehen. Die Leutchen hätten es so dringend nötig gehabt, sich über irgend einen Unsinn einmal von Herzen auszulachen. Aber für Vater und Mutter, die beiden Töchter und eine Schwägerin, die mit im Hause lebte, Billets zu fünf Mark zu erstehen — nein, das gab der Etat nicht so ohne weiteres her. Man wollte also lieber solange warten, bis das Stück als Nachmittagsvorstellung zu ermäßigten Preisen gegeben würde. Dann war die Besetzung jedoch „zweite Garnitur" und schien auch den halben Kassenpreis nicht wert. Nun vertröstete man sich aufs Schillertheater. Inzwischen kam aber schon wieder ein anderer „Schlager" auf, für den starke Neigung vorhanden war, und es wurden neue Pläne geschmiedet — mit demselben negativen Erfolg. „Kinder," sagte neulich der Oberlehrer, „eben lese ich, daß der ganze Fritz Reuter für zehn Mark zu haben ist. Und so ein einziger Theaterabend kostet uns doch gegen dreißig. Was meint Ihr, wir kaufen den Reuter, und für die zwanzig Mark, die übrig bleiben, machen wir eine Dampferpartie nach Potsdam und besuchen im Winter ein populäres Konzert in der Philharmonie!" — So geschah es. Bloß die Dampferpartie unterblieb. Das Fahrgeld ist an sich ja billig — aber es summiert sich, es summiert sich!

Die billigen Dienstags- und Mittwochskonzerte der

Digitized by Google

Philharmonie bilden in Berlin fast die einzige Gelegenheit, wo man wirkliche, vornehme Kunst ohne erhebliche Geldopfer genießen kann. Das stets bis auf den letzten Platz gefüllte Riesenhaus beweist am besten den Kunstheißhunger des gebildeten Berliners.

Was die Großstadt sonst bietet, ist für das Gros nur bei Ausnahmegelegenheiten zu erreichen. Die Museen liegen im Zentrum der Stadt, die Wohnungen oft an der Weichbildgrenze, die Besuchszeiten fallen in die Tagesstunden, in denen der Mann im Berufe, die Hausfrau in der Wirtschaft tätig sein muß. Anderthalb Stunden Straßenbahnfahrt oder Marsch hin und zurück und anderthalb Stunden Aufenthalt im Kunstgewerbemuseum, in der Nationalgalerie, im Pergamonmuseum — das nimmt einen vollen Vormittag in Anspruch. Und was geschieht inzwischen zu Hause? Es gehören gutgeschulte und teuerbezahlte Dienstboten dazu, um einen Hausstand so lang sorglos verlassen zu können. Denn Nachbarfreundschaften, die wie in der kleinen Stadt ab und zu helfend einspringen, kennt man in Berlin nicht. Man sieht die Leute, mit denen man unter einem Dache wohnt, oft jahrelang nicht, weiß nicht einmal ihren Namen. Da wird der längst geplante Orientierungsbummel eben immer wieder hinausgeschoben — — bis endlich der Logierbesuch aus der Provinz kommt, dem man die Honneurs von Berlin zu machen hat.

In Wirklichkeit zeigen die Berliner ihr geliebtes Spreeathen also gar nicht dem Besuch, der Besuch zeigt es ihnen.

Aber im Köpfchen so eines lieben Bäschens aus der Provinz malt sich das Bild des Großstadtlebens ganz, ganz anders: so wie es damals war, als man bei Tante Lotti zu Besuch weilte.

Bälle, richtige Bälle lernen viele junge Berlinerinnen gar nicht kennen. Auf den glänzenden Ballfesten der großen Korporationen, der Juristen, der Presse 2c., kommen lediglich die Frauen, die in der Gesellschaft schon eine Rolle spielen und große Toilette machen, zur Geltung. Junge Mädchen im schlichten Mullkleidchen, die nur tanzen wollen, sind da deplaziert. Hausbälle wiederum kennt man nur in den reichsten Familien. Die kleinen Tanzkränzchen der Vereine aber unterscheiden sich in nichts von denen des Bürgerkasinos und der Harmonie in der Provinz. Höchstens darin, daß man dabei des teuren Weinzwangs wegen auf ein gemeinsames Souper verzichtet und dafür die „Kaffeepause" eingerichtet hat, wohl das „Spießigste", was man sich denken kann.

Was Berlin vor allen anderen Städten auszeichnet, vor Paris und den übrigen Weltzentren, das ist etwas viel, viel Ernsteres als das, was so ein lieber Provinzbesuch mit seinen freudig-erschrockenen Augen im ersten Festesrausch erspähen kann: das sind die tausend Gelegenheiten, billig und gut zu lernen, zu studieren. Es wird wohl nirgends so viel gearbeitet als in Berlin. Das ist unter den Studenten längst bekannt. Wenn sie in Jena und Heidelberg genug gebummelt haben, so beziehen sie die Universität der Reichshauptstadt. Vom „Großstadtzauber" bleibt ihnen dann freilich nicht allzuviel übrig. Die großen Entfernungen verschlingen zu viel Zeit — und Zeit ist Geld. Selbst zum Straßenbummel langt's nicht so häufig als man möchte, trotzdem der ja gratis ist.

„Wißt Ihr, Kinder," sagte neulich unser altes gutes Tantchen aus Ostpreußen, „ich will ja nicht unzufrieden sein, aber um eines könnt ich Euch Berliner doch beneiden: daß Ihr, so oft Ihr wollt, die Friedrichstraße herunterschlendern und all die wunderhübschen Schaufenster begucken dürft!



Spielmüde. Nach dem Gemälde von Paul Wagner.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Wenn ich mir bloß meinen Strickstrumpf mitnehmen und so die Woche zwei- bis dreimal ein Stündchen im Café Bauer sitzen und in aller Gemütlichkeit die Leutchen betrachten könnte, die draußen vorbeiflitzen!"

„Denk' nur, Tante Malchen," gestand ich ihr fast verlegen, „es ist jetzt buchstäblich ein volles Vierteljahr her, daß ich nicht mehr unter die ‚Linden' kam."

„Nicht möglich! Aber mein trautestes Jungchen, was habt Ihr denn dann überhaupt von Eurer Großstadt?"

Ich zeigte lächelnd nach der nächsten Straßenecke, wo eine Anschlagsäule stand, über und über mit bunten Theaterzetteln, Konzertprogramms, Cirkus-, Uberbrettl- und Vergnügungsanzeigen beklebt. „Sieh 'mal, Tantchen, wenn ich ganz ehrlich sein soll: viel mehr als die Littfaßsäule haben wir Großstädter vor Euch Provinzialen tatsächlich nicht voraus. Es ist im Grunde nur die ganz harmlose Genugtuung, daß man da von Zeit zu Zeit mit lokalpatriotischem Stolz die Affichen durchstudiert und darüber staunt — wie kolossal man sich in Berlin amüsieren kann!"

„Kann! Ihr tut es doch aber gar nicht?"

„Nein. Der Berliner selbst hat weder Zeit noch Geld dazu."

„Ja — wer tut es denn also in aller Welt?"

„Außer den paar tausend Finanzgrößen aus dem Tiergartenviertel hauptsächlich Ihr."

„Wir?"

„Nun ja, Ihr Provinzialen, wenn Ihr 'mal nach Berlin kommt!"

Digitized by Google

Familientisch. — Sammler-Daheim.

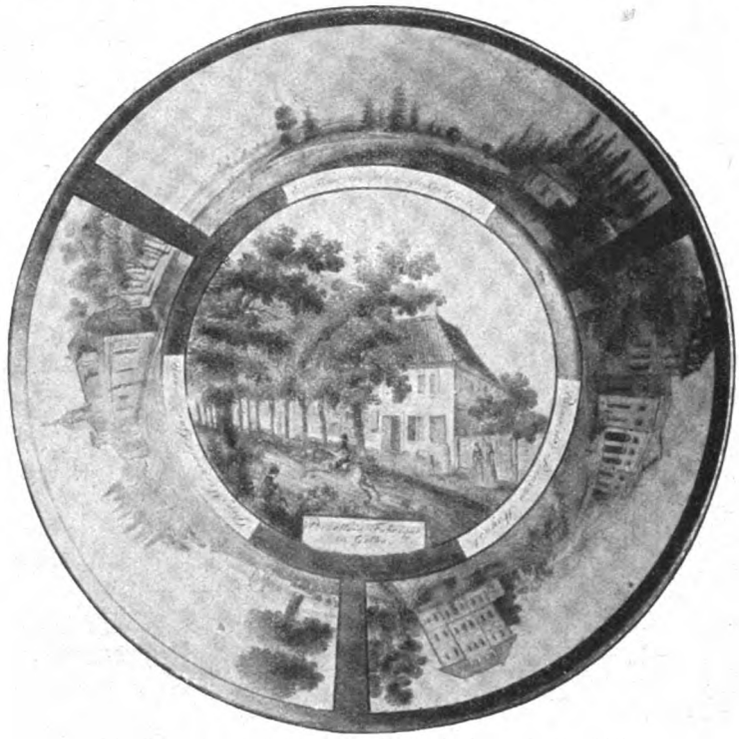
Zu unseren Bildern.

Eine niedliche Genreſcene ſchildert in ſeiner zierlich-glatten Weiſe der Florentiner Maler F. Andreotti auf ſeinem Bilde, das wir auf Seite 11 bringen. Der junge Mann, der auf der Baluſtrade der Parkterraſſe ſitzt und den beiden blumentragenden koketten Schönen ein neckiſches Liebeslied auf der Guitarre vorträllert, die vornehme, an dem Tiſch im Hintergrund plaudernde Geſellſchaft, — das alles gemahnt an eine komiſche Oper aus dem XVIII. Jahrhundert oder an ein Luſtſpiel Goldonis.

Die beiden Eſel auf S. 17 von A. Braith, dem begabten Tiermaler, dem auch das Landſchaftliche auf ſeinen Bildern vorzüglich gelingt, ſind ein paar vortrefflich wiedergegebene Exemplare ihres meiſt mit Unrecht mißachteten Geſchlechts. P. Wagner endlich zeigt uns ein Knäbchen, das mit ſeiner luſtigen Puppe lange umhergetollt hat, bis es nun ſpielmüde geworden iſt. Es iſt eine hübſche Scene aus der Kinderſtube.

Altes Silbergerät. I.

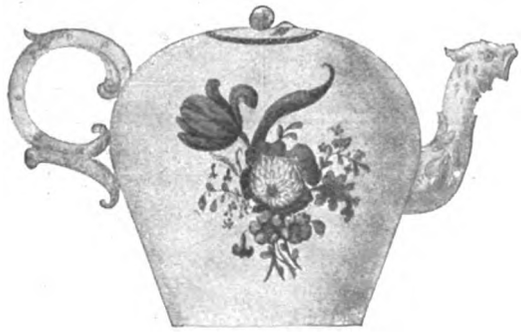
Wenn altes Silbergerät ſchön in der Form iſt, wenn es Gravierung, Ciſelierung oder Treibearbeit zeigt und wenn es ſich mit Sicherheit geographiſch unterbringen läßt, erfreut es ſich ſeit etwa zwanzig Jahren in Sammlerkreiſen einer ſtets zunehmenden Wertſchätzung. Eine vor mir liegende Liſte von Preiſen, die bei der vor einiger Zeit erfolgten Verſteigerung der Dunn-Gardnerſammlung von altem Silber und Bibelots bei Chriſtie in London erzielt wurden, veranlaßt mich zu Nutz und Frommen unſerer Leſer — der verkaufenden und der Sammler — einige Worte über den intereſſanten Gegenſtand zu ſagen. Der Wert des Silbers als Metall war früher viel bedeutender als heute, wo ſich die Preiſe von Silber zu Gold etwa wie 1 : 32 verhalten. Die Relation 1 : 15 und 1 : 16 war faſt 300 Jahre konſtant; betrug danach der Preis des Kilos Silber auch nur 160 bis 180 Mark, ſo war doch die Kaufkraft des Metalls ſo groß, daß der Beſitz einigen Silbergeräts tatſächlich ſchon ein kleines Vermögen bedeutete. Man bemühte ſich daher auch natürlicherweiſe, dem wertvollen Metall ſchöne Form und wirkſame Verzierung zu geben; Fabriken für die Bearbeitung von Silber und Gold gab es nicht, jedes Stück trägt einen gewiſſen individuellen Charakter. Die Edelſchmiede waren ſtets tüchtige Techniker, denen eine von Generationen erworbene Fertigkeit zu Gebote ſtand, häufig waren es wirkliche Künſtler, faſt immer aber findet derjenige, der intim zu ſehen verſteht, an den alten Edelſchmiedearbeiten die Zeichen liebevollen, ſelbſtbewußten Schaffens. Da die Arbeiten dem jeweiligen Geſchmack ihrer Zeit entſprechen, ſo kann man aus der Form und der Ornamentierung mit ziemlicher Sicherheit die Zeit beſtimmen, in welcher das Gerät entſtand; zur genaueren Unterbringung dienen Jahreszahlen, Inſchriften, Wappen, die ſich vielleicht vorfinden, vor allen Dingen aber die, keinem alten Stücke fehlenden, Marken. Gewöhnlich tragen alte Arbeiten ein Zeichen der Werkſtatt, aus der ſie hervorgingen, ein Beſchauzeichen der betreffenden Stadt und häufig noch ein ſtaatliches Kontrollzeichen. Die Kenntnis der alten Goldſchmiedsmarken iſt gegenwärtig noch eine ſehr unvollkommene; auch das dicke Buch von Marc Roſenberg „Der Goldſchmiede Merkzeichen“ verſagt gewöhnlich, wenn man beim Beſtimmen überhaupt erſt nach einem Buche greifen muß; Univerſelles ließe ſich hierin nur durch die gemeinſame Tätigkeit vieler ſchaffen, die ihre Erfahrungen einer Centralſtelle mitteilen müßten, von allergrößter Bedeutung wäre die Mitwirkung der alten Gold- und Silberwarengeſchäfte.



Die Porzellanfabrik zu Gotha nach einem Taſſenbilde.

Im XVI. Jahrhundert ſtanden Deutſchland und die Niederlande qualitativ und quantitativ in Hinſicht der Edelſchmiedsarbeiten an der Spitze von ganz Europa. Den Reichtum Deutſchlands an Silbergerät vernichtete großenteils der Dreißigjährige Krieg. Was aber in uneingenommen gebliebenen Städten, in Kirchen und in Privatbeſitz dieſen überdauerte, ging zum überwiegenden Teile in ſpäteren trüben Zeiten verloren, d. h. es wurde eingeſchmolzen oder ins Ausland verkauft. — Bekannt iſt z. B., daß Nürnberg ſein herrliches in Stadtbeſitz befindliches Silbergerät in der Geldnot der Napoleoniſchen Zeiten teils einſchmelzen ließ, teils für Spottpreiſe verkaufte. — In ähnlicher Weiſe, wenn auch lange nicht in demſelben Maße, verloren Frankreich, England und Italien einen großen Teil ihres alten Silberbeſitzes, ſo daß wirklich altes Silbergerät, ſelbſt ſolches aus dem achtzehnten Jahrhundert, heute mehr oder weniger ſelten iſt.

M. Kirmis.



Porzellan von Ilmenau.

Notizen.

Bulgariſche Marken. Zur 25jährigen Erinnerungsfeier an die blutigen Kämpfe um den Schipka-Paß vom 25. Auguſt bis 27. September 1877 hat Bulgarien Erinnerungs-Briefmarken herausgegeben, auf denen eine wildbewegte Kampfesſcene dargeſtellt iſt. Dieſe Marken, 5 Stotniki rot, 10 Stotniki grün und 15 Stotniki blau, ſind nicht im Weltpoſtverkehr gültig, ſondern nur für den Briefverkehr zwiſchen Bulgarien und Rußland beſtimmt. MK.

Eine Denkmünze auf den Beſuch des Königs von Italien in Deutſchland hat die Oertelſche Münze in Berlin ſchlagen laſſen. Sie iſt aus Silber, hat Talergröße und trägt auf der Hauptſeite das Bildnis des Königs mit der Umſchrift: „Viktor Emanuel III. König von Italien.“ Die Kehrſeite des Stückes zeigt unter einem Eichbaum zwei ſich ſtützende Schilde mit den Wappen von Italien und Deutſchland. Hierum lieſt man: „Zur Erinnerung an den Beſuch in Berlin 1902 — Willkommen.“ Für den König von Italien wurde ein Exemplar in maſſivem Golde abgeſchlagen. G. U.

Literatur.

Die Anfänge der Porzellanfabrikation auf dem Thüringerwalde. Von Dr. Wilhelm Stieda. Verlag von Guſtav Fiſcher in Jena. 1902.

Jedem Sammler von Porzellanen begegnet es, daß er Stücke, die ihm ins Haus gebracht werden oder die er bei Althändlern ſieht, nicht unterbringen kann, weil er die Marke in keinem der üblichen Handbücher findet oder weil der Charakter des Fabrikats — die Maſſe, die Form und die Malerei — von der Art der großen bekannten Manufakturen durchaus abweichend iſt. Meißen, Wien, Höchſt, Fürſtenberg, Berlin, Nymphenburg, Frankenthal, Ludwigsburg bilden den Kanon der Sammler, darüber hinaus verſteigen ſich auch nur vereinzelt die Muſeen, und ſo ſtark iſt die Macht der Gewohnheit und der Modezug, daß Porzellane, die nicht eine bedeutende Fabrikmarke tragen, über die Achſel angeſehen werden. Die Geſchichte des Porzellans in Deutſchland iſt noch wenig genügend bearbeitet. Wir beſitzen zwar ausgezeichnete Publikationen über Meißen, Monographieen über Höchſt, Ludwigsburg, Berlin; hier und da zerſtreute, unvollkommene Arbeiten über einzelne andere Manufakturen, eine ſehr intereſſante Monographie „Das Porzellan“ von Dr. Georg Lehnert, aber jede Veröffentlichung über Spezialgebiete iſt von Forſchern und Sammlern mit Freuden zu begrüßen. — Ein Ergebnis außerordentlich fleißiger und gewiſſenhafter Arbeit iſt die vorliegende Veröffentlichung. Das induſtriell ſo hoch entwickelte Gebiet des Thüringerwaldes beſaß ſchon ſehr früh die Anfänge eigener Porzellanfabrikation. Aus einem Regeſt des Hausarchivs zu Coburg geht hervor, daß im Jahre 1718 in Saalfeld eine Porzellanfabrik ins Leben trat, und andere ebenſo knappe urkundliche Nachrichten deuten auf Manufakturen, die vor dem Jahre 1740 in Rudolſtadt, Ilmenau, Coburg für kurze Zeit beſtanden haben müſſen. Die nachweisbare Fabrikation begann im Jahre 1760 in Sitzendorf-Volkſtedt. Georg Heinrich Macheleid und Gotthelf Greiner ſind Erfinder ſelbſtändiger Porzellantechniken; mit der Familie Greiner iſt die Gründung der bedeutendſten thüringiſchen Etabliſſements eng verknüpft. Auf Volkſtedt folgten: Gera 1762, Wellendorf 1764, Kloſter Weilsdorf 1765, Gotha 1767, Limbach 1772, Ilmenau 1777, Großbreitenbach 1779, Rauenſtein 1788, Blankenhain 1790, Eiſenberg 1795, Pößneck 1799.



Doppeltes L, Zeichen des Limbacher Porzellans.



Marke des Weilsdorfer Porzellans.

Die Nachrichten, welche Stieda von dieſen Manufakturen bringt, ſind vorwiegend hiſtoriſch-archivaliſch; nach Möglichkeit werden die Marken mitgeteilt und der Charakter der Fabrikate gekennzeichnet. Stieda klagt über den Mangel an keramiſchem Studienmaterial, und hier, wie in ähnlichen Fällen, iſt es Sache der Privatſammler, helfend einzuſpringen. Zuſammenſchleppen von hübſchen Sächelchen hat wenig Wert; Spezialitätenſammlungen können der Wiſſenſchaft und dem Kunſtgewerbe gute Dienſte leiſten. Die materiellen Mittel der Muſeen ſind oft recht beſchränkt, da können und müſſen wohlhabende Privatſammler aushelfen, nicht etwa nur, indem ſie Geſchenke machen, ſondern indem ſie ihren Sammeleifer, ihr Spürtalent, ihre wachſenden Kenntniſſe und ihr Geld verwenden, um Spezialſammlungen zuſammenzubringen.

Das Studium des Stiedaſchen Buches dürfte manchen anſpornen und befähigen, Thüringer Porzellane zu ſammeln.

M. Kirmis.

Digitized by Google

Hausgarten.

An den Bäumen welk und matt
Schwebt des Laubes letzte Neige,
Niedertaumelt Blatt auf Blatt
Und verhüllt die Waldessteige.

Lenau.

Die Christblume.

An sich selbst schon durch die dunkelgrünen Blätter und die ansehnlichen weißen Blüten eine schöne Pflanze, ist die Christblume oder Weihnachtsrose, Helleborus niger, (Abb. 1) durch ihre Blütezeit von ganz besonderem Interesse. Sie entwickelt ihre Blüten unter dem Schnee, und wenn die Witterung günstig ist, d. h. nicht zu starke trockene Kälte herrscht, mag sie wohl auf Weihnachten ihren Blütenschmuck anlegen. Drum wird sie der Blumenfreund im Garten nicht missen wollen. Auch andere Nieswurzarten, wie H. foetidus und H. viridis, entwickeln ihre Blütenschäfte während des Winters und bilden mit ihrem Blattwerk, das manchmal an Palmengewächse erinnert, einen schönen Gartenschmuck. Da sie einheimische Bergwaldpflanzen sind, gedeihen sie ohne besondere Pflege üppig im Garten. Daß sie giftige Eigenschaften haben, wie so viele andere Ziergewächse, braucht nicht abzuschrecken, da niemand in Versuchung kommen wird, sie zu kosten. P.



Abb. 1. Die Christblume (Helleborus niger).

Beschneiden des Weinstocks im Herbst.

Im Spätherbst, besonders nach dem Abfallen des Laubes, harren unser noch so manche Arbeiten im Garten, die vor Eintritt des Winters unbedingt ausgeführt werden müssen. Zu diesen Arbeiten gehört auch das Beschneiden der Weinreben am Spalier. Der Weinstock soll jährlich neues Holz treiben, er soll einen gewissen Ertrag liefern, er soll eine Wand gleichmäßig mit Laub überziehen, er soll von unten an schön garniert, nicht kahl sein, endlich soll er jedes Jahr verjüngt werden. Zu diesen Bedingungen kommt noch, daß das Holz, das Trauben getragen hat, nicht wieder trägt, also entfernt werden muß, wenn es nicht als unnützer Schmarotzer am Weinstock sitzen bleiben soll. Hat man sich dies klar gemacht, so kann mit dem Schnitt begonnen werden. Nach dem vollständigen Blätterabfall löst man eine größere Rebe, einen sog. Schenkel, vom Spalier los und schneidet zunächst das Holz, das Trauben getragen hat, an dem Entstehungspunkt ab. Dann schneidet man alle unreifen, zu schwachen (strohhalmdicken) Reben ab und behält nur die kräftigen, langen Reben, die für das nächste Jahr Trauben und neues Holz liefern sollen. Jetzt werden diejenigen Reben ausgesucht, die recht dicke, rundliche Knospen haben; man schneidet sie auf sechs Knospen (d. h. richtig entwickelte Knospen, die untersten nicht mitgerechnet). Hiernach schneidet man die schwächeren und einige Reben, welche spitze Knospen aufweisen, auf zwei Knospen. Sollten sich noch ältere Reben mit jungen, grünen und schwächlichen Ruten finden, so schneidet man diese an ihrem Entstehungspunkte ab. Die Bestimmung der so geschnittenen Reben ist folgende: die auf sechs Augen geschnittenen Reben sollen für das nächste Jahr fünf Ruten mit Trauben entwickeln; die auf zwei Augen geschnittenen sollen für das nächste Jahr zwei kräftige Zuchtruten liefern, die dann im nächsten Jahr wieder auf sechs Augen geschnitten werden. Hat man an jedem Schenkel das richtige Gleichgewicht zwischen Frucht- und Zuchtreben hergestellt, so wird man auch in jedem Jahr eine große Zahl Trauben, aber auch das genügende Ergänzungsholz erhalten.

Baumschulenweg b. Berlin. F. Jurasz.

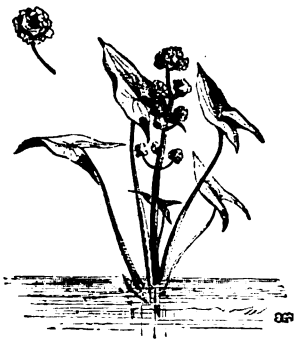


Abb. 2. Sagittaria japonica Hort. var flore pleno.

Pflanzen für Zimmeraquarien.

Die rechte Auswahl von Pflanzen für das Zimmeraquarium zu treffen ist schwer, noch schwerer solche herauszufinden, die überwintern. Zwei seien unsern Lesern empfohlen. Die Abbild. (Nr. 2 und 3) stammen aus dem Werkchen von F. C. Heinemann-Erfurt: „Aquarium, Terrarium und Zimmergewächshäuschen" (Nr. 16, Preis 50 Pf.). Eine gute Aquariumspflanze gibt das Pfeilkraut (sagittaria) ab, dessen Art sagittifolia bei uns wild wächst. Die Blumen sind weiß mit purpurroten Flecken am Grunde der Blumenblätter. Die Pflanze vermehrt sich stark und kommt auch im Zimmeraquarium fort. Sie bildet Knollen, die im Schlamm überwintern. Die japanische (japonica) ist dekorativer und trägt große weiße Blumen, während montevidensis Blätter bis zu 1 m Länge treibt. Eine anmutige Aquariumspflanze von Ausdauer ist auch der Molchschwanz (Saururus cernuus). Die Staude wird bis 80 cm hoch und stammt aus Nordamerika. An den Stielen sitzen herzförmig-ovale, zugespitzte Blätter. Die Blüten haben Ährenform und sind gelblichweiß. Die Pflanze ist im Freien winterhart.



Abb. 3. Saururus cernuus L.

Reichhardt.

„König der Nacht."

Vor etwa 15 Jahren schenkte mir ein alter Freund meines Vaters, der meine Vorliebe für die stachlichten Gesellen aus der Familie der Kakteen kannte, einen Ableger, den ich zuerst etwas mißtrauisch betrachtete: ein Ding so lang und so dick wie ein kleiner Finger, oben und unten abgeschnitten, einige kleine Stacheln daran, das war alles. Aber sehr bald fing er an zu wachsen, und im vierten Jahre entwickelte sich eine Knospe, die auch zur Entfaltung kam.

Seitdem bringt er jedes Jahr kräftige Triebe hervor, die im folgenden Jahre Blüten ansetzen.

Von der Pracht dieser Blüten gibt die Abbildung beredtes Zeugnis. Auf einem Kranz von etwa 70 bräunlichen Blättern öffnet sich die schneeweiße Blüte mit etwa 25 Blumenblättern, innen erfüllt von 400 bis 500 gelben Staubblättern, über die der grüne Stempel hervorragt — ein herrlicher Anblick!

Leider dauert er nur eine Nacht. Abends gegen 8 Uhr beginnt die Entfaltung und zusehends öffnet sich die Blüte, Blatt für Blatt springt deutlich sichtbar ab, bis um Mitternacht der Höhepunkt erreicht ist. Das Bild, das diesen zeigt (Abb. 4), ist um $12^3/_4$ Uhr nachts aufgenommen. Morgens gegen 4 Uhr ist alles vorüber. Die Herrschaft dieses Königs dauert eben nur eine Nacht.



Abb. 4. König der Nacht.

Digitized by Google

Der Blütendurchmesser beträgt bei voller Entfaltung ca. 25 cm, die Länge des Stempels 20, die der Staubfäden 16 cm.

Die Kultur dieser Cereusart ist leicht, wie die aller Kakteen: kleiner Topf, durchlässige Erde, wenig Wasser, viel Sonne.

Es würde mich freuen, wenn durch diese Zeilen die Augen der Liebhaber auf dies so selten kultivierte Wunder der Pflanzenwelt hingelenkt würden. **Cand. min. Felschow.**

Gartenbücherei.

Neue Erscheinungen für den Weihnachtstisch passend:
Verlag P. Parey, Berlin:

Hampels Gartenbuch für jedermann, 3. Aufl. Herausgegeben vom herzogl. Hofgärtner Kunert. 1902. — Ein alter guter Freund, dieses Buch, jetzt auf den neuesten Stand gebracht.

Hampel, Carl, 125 kleine Gärten. Plan, Beschreibung und Bepflanzung, für Gärtner, Baumeister und Villenbesitzer. 2. Aufl. 1902. Preis geb. 5 Mk.

Gaucher, Handbuch der Obstkultur, 3. Aufl. 1902. Preis 20 Mk. (in 20 Lieferungen je 1 Mk.). — Neu in diesem standard work des Obstbaues: 20 Lichtdrucke, 609 Abbildungen statt der bisher 526, über 1000 Seiten statt bisher 928. Auch im Text alles auf praktischen Fortschritt gerichtet.

Verlag Trowitzsch & Sohn, Frankfurt a. d. O.:

Böttner, Gartenbuch für Anfänger, 5. Aufl. 1902. Unseren Lesern wohlbekannt. Erstklassiges ABC-, Repetier-, Rats- und Hilfsbuch.

v. **Schilling**, Praktischer Ungezieferkalender. 382 Abbildungen. „Für jedermann" heißt es auf dem Titelblatt — gewiß, was dieser Verfasser schreibt, versteht jedermann und nützt jedermann.

Verlag E. Stahl, Regensburg:

Kräuterbuch, Großes illustriertes, von Dr. Anton. 10 Lieferungen je 50 Pf.

Balkonschmuck im Winter.

Immer mehr verschafft sich die Mode Eingang, daß in den vornehmeren Vierteln der großen Städte der Balkon, das Schmuckstück des Hauses, auch im Winter der Dekoration nicht entbehren darf. Macht es doch stets einen trübseligen Eindruck für den Vorübergehenden, wenn man zuweilen eingetrocknete Ranken, leere Blumentöpfe und Kästen als die Überreste einstmaliger Pracht bewundern soll! Der Balkon kann auch in der kalten Jahreszeit hübsch sauber und freundlich gehalten werden, es sind dazu nur geringe Mittel erforderlich. Gibt nicht schon das Bekleiden mit Tannengrün der ganzen Umgebung ein heimisches und freundliches Gepräge? Auch kleine junge Tannen, die man im Herbst gleich in die Kästen pflanzt, zieren sehr. Hierbei sei bemerkt, daß abgehackte kleine Tannenbäumchen, also solche ohne Wurzelwerk, sich mehrere Monate lang im Winter halten, wenn sie in Erde gestopft werden. Eine weitere schöne Dekoration wird bei eingebautem Balkon, wenn im Hintergrunde Tannenbäume stehen, dadurch erzielt, daß die Wände mit grünen Zweigen ausgeschlagen sind und an der Vorderseite, gleichsam von der Decke herab, hängende Tannenzapfen angebracht werden. Wenn man im zeitigen Herbst Taxus, Thuya, Picea, Buchsbaumarten, Kirschlorbeer 2c. in passende Töpfe oder Kübel pflanzt, so lassen sich auch diese im Winter zur Balkondekoration recht gut verwenden. Den gewöhnlichen Buxus sempervirens arborescens kann man in jeder beliebigen Form halten, da er das Beschneiden gut verträgt. Die buntblättrigen Buchsbaumarten sind für diese Zwecke weniger empfehlenswert, da sie oft durch ungünstige Witterungseinflüsse leiden. **F. J.**

Gartenspuk.

In Tirol kommen, bevor eine Leiche aus dem Haus getragen wird, alle Bewohner ins Zimmer. Der Hausvater, in dem Menschenkreis stehend, räuchert mit Kranewitt- (Wacholder-)Beeren. Wer von den Hausinsassen nicht dabei ist, stirbt nach (Zingerle).

Wie wird Kopfkohl überwintert?

Will man Kopfkohl bis weit in das Frühjahr hinein halten, dann muß man für eine möglichst trockene Einbringung und für luftige, vor Niederschlägen geschützte Lagerräume sorgen. Man ernte im Spätherbst bei möglichst trockener Witterung und lege die ausgehobenen Pflanzen, bevor man sie einwintert, umgekehrt, also mit den Köpfen nach unten, auf den Boden, damit das Wasser abläuft. Das Wasser würde Fäulnis veranlassen. Ferner sollte man den für einen späteren Bedarf bestimmten Kohl nicht zu früh einwintern, weil derselbe bei der feuchten und nebeligen Herbstwitterung noch bedeutend wächst und mit gut ausgewachsenen, festen Köpfen eingebracht viel widerstandsfähiger und haltbarer ist. Was die Lagerräume betrifft, so gelingt die Überwinterung ohne nennenswerte Verluste ganz vortrefflich in einem luftigen Keller, in dem der Kohl mit den Wurzeln bis an die Köpfe in mäßig feuchten Sand eingeschlagen wird.

Gartenpost.

Frage: Seit ungefähr fünf Jahren habe ich an meinem Hause eine Glycine gepflanzt, die im 1. Jahre circa 3 m hoch trieb, im 2. Jahre kaum einige Blätter und seitdem alle Jahre höchstens Ranken von 50 cm hervorbringt. An ein Blühen ist gar nicht zu denken. Der Ort ist der Sonne sehr ausgesetzt. Der Boden ist sehr fett, aber mit tonigem Untergrund (in circa 1½ m Tiefe). Mir wurde gesagt, daß die Pflanze Kalk brauche und so habe ich denn auch mit Kalk gedüngt, jedoch ist das Wachstum nicht besser geworden.

Was raten Sie mir? Soll ich vielleicht Kalkmörtel und Sand 2c. an die Wurzeln bringen oder muß ich mit speziellen Mitteln düngen?

Schafstaedt. Ein langjähriger Abonnent.

Antwort: Glycine chinensis, oder auch Wistaria chinensis, verlangt zu ihrem Gedeihen nahrhaften, nicht zu nassen Boden; da die Wurzeln sehr tief gehen, muß der Boden möglichst tiefgründig und locker sein. Der Standpunkt ist sonnig zu wählen, in schattiger Lage kommen die Pflanzen nur selten und nur kümmerlich fort.

Ihre Glycine hat, nach Ihrer Mitteilung zu urteilen, offenbar zu fetten, nährstoffreichen Boden. Stechen Sie jetzt im Herbste in einem bestimmten Umkreise, etwa 3—4 m von der Hauptranke entfernt, alle Wurzeln ab, dadurch tritt eine Saftstockung ein, die zur Blütenbildung Veranlassung gibt. Oder noch besser, lassen Sie einen Ringgraben ausheben, den Sie nach Beschneiden der Wurzeln mit einer Erde ausfüllen, die aus etwa zwei Teilen gewöhnlicher Gartenerde und einem Teil Bauschutt besteht. Nach diesem Verfahren wird Ihnen die Glycine sicher blühen. Die Pflanze liebt überhaupt einen Untergrund von Schutt und steinhaltiger Erde, nicht aber tonhaltigen Boden, wie Sie solchen dort haben. **J.**

In unserer Spielecke.

1. Arithmogriph.

18	13	15	10	14	7	12	16	17	3	10	7	16
4	11	11	7	9	9	7	4	2	10	4	3	14
8	3	9	12	10	4	9	1	9	7	9	5	10
12	12	10	4	18	3	5	10	4	12	10	7	4
9	4	8	8	4	5	2	8	8	7	18	3	8
7	9	8	8	9	7	3	8	8	9	6	14	4
5	14	2	2	12	8	4	7	4	7	2	4	9

Die Zahlen in den Feldern der Figur lassen sich durch Buchstaben so ersetzen, daß die senkrechten Reihen bezeichnen (i=j):

1. Eine Hauptstadt; 2. einen Komponisten unserer Zeit; 3. einen berühmten Maler; 4. einen Polenkönig; 5. eine Stadt in Baden; 6. eine norwegische Hafenstadt; 7. einen Kurort in Oberitalien; 8. eine Stadt in Spanien; 9. einen Fisch; 10. einen Wasserfall; 11. einen Ort in Palästina; 12. einen bekannten musikalischen Ausdruck; 13. einen deutschen Schriftsteller und Dichter.

Sind die richtigen Wörter gefunden, so ergeben die 23 Buchstaben an den durch stärkeren Druck hervorgehobenen Stellen die erste Verszeile einer bekannten Ballade.

2. Wechselrätsel.

Dramendichter bin ich. Mein Name besteht aus fünf Zeichen.
Heilige Handlung bin ich, ändert man Kopf mir und Fuß.

3. Akrostichon.

Ader Ahorn Aller Deich Geld
Hase Ilm Laub Ritter Uhr

Aus jedem der obigen 10 Wörter läßt sich durch Änderung des Anfangsbuchstaben ein neues Wort bilden.

Wer die richtigen Wörter gefunden hat kann sie so ordnen, daß ihre Anfangsbuchstaben einen berühmten Dichter des 19. Jahrhunderts nennen.

4. Kettenrätsel.



Die Kreuzchen sind so durch je einen Buchstaben zu ersetzen, daß jeder Ring einen achtlautigen Namen ergibt.

Die Ringe sollen bezeichnen:

1. Ein Werk von Scheffel; 2. eine Provinz in Belgien; 3. die Hauptstadt eines Königreichs; 4. eine Stadt in Deutschland; 5. ein großes Ländergebiet in Nordafrika; 6. einen hervorragenden Künstler unserer Zeit; 7. einen Schweizer Kanton.

Sind die richtigen Wörter gefunden, so ergeben die sechs Buchstaben an den Verknotungspunkten der Ringe den Namen eines hervorragenden deutschen Dichters des 19. Jahrhunderts.

Zu verwenden sind die folgenden Buchstaben: 4 a, 4 b, 2 d, 11 e, 3 g, 1 h, 3 i, 2 k, 1 l, 7 n, 7 r, 1 s, 4 u.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 5.

1. Dominoaufgabe.

Im Talon liegen: 6—4, 6—3, 6—2, 6—bl., 5—5, 5—4, 4—2.

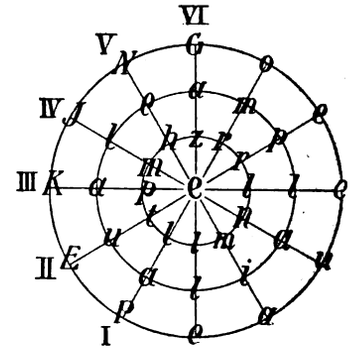
Gang der Partie:

A 6—6. B und C passen.
A 6—5. B 5—3. C 3—3.
A 3—4. B 4—4. C 4—1.
A sperrt mit 1—6 an Eins.

2. Dreisilbige Scharade.

Malaga.

3. Kreisrätsel.



4. Wechselrätsel.

Frenssen (Verfasser von „Jörn Uhl"), Preußen.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rücksendung **unverlangt** eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutschen** Freimarken beigelegt sind. — Herausgeber: **Th. H. Pantenius** und **Hanns von Zobeltitz**. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin**. Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W. 35, Steglitzerstr. 58, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Anzeigen nur:** An die **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig**, Hospitalstraße 27. — Verlag der **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig**. Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig**.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt.

39. Jahrgang * vom Oktober 1902 bis dahin 1903. * * * Ausgegeben am 15. November 1902. * Nr. 7.

Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.

Von der Einweihung der Kunsthochschule in Charlottenburg. Am 2. November hat die feierliche Einweihung der Hochschule für die bildenden Künste und für Musik, von der wir bereits in Nummer 3 des Daheim eine Darstellung gebracht haben, stattgefunden. Sie wurde durch eine große Auffahrt der Studierenden der Berliner Hochschulen eingeleitet. Das schönste Wetter begünstigte das farbenreiche Schauspiel; wohl mehr als hundert Wagen bildeten den stattlichen Zug, kostbare Banner und gold- und silberbestickte Fahnen, darunter die Banner der Universität, der technischen und der übrigen Hochschulen, wurden von den im großen Wichs chargierenden Ausschußmitgliedern und Vorsitzenden der Couleuren und Korporationen mitgeführt. Zahlreiches Publikum bildete Spalier auf dem Wege zur Hardenbergstraße und begrüßte dann gegen 12½ Uhr mit lauten Hochrufen die Majestäten, die, kurz zuvor in Berlin eingetroffen, sich im offenen à la Daumont gelenkten Vierspänner mit einer Eskorte der Garde-Kürassiere zur Feier begaben. Die Aula der neuen Hochschule in einfach-würdigem Empirestil erbaut, weiß und mattgrün, mit rotbrauner Täfelung und bronzenen Verzierungen, war festlich beleuchtet. Ehrenposten hielten die Thüre besetzt. In der Aula waren die Professoren der Hochschulen in ihrer dunkelroten venetianischen Tracht, die Rektoren der Universität und der übrigen Berliner Hochschulen, die Delegierten auswärtiger Akademieen und Künstlergenossenschaften versammelt. Nach Ankunft des Kaiserpaares begann der Festakt. Kultusminister Studt ergriff das Wort zu einer Ansprache und Direktor A. v. Werner sprach nach dem Minister, indem er dem Danke der Hochschulen Ausdruck gab. Hierauf erhob sich der Kaiser und verlas seinerseits eine Rede. Einem alsdann vom Direktor von Werner ausgebrachten Hoch auf den Kaiser folgte die Nationalhymne, die von der Versammlung stehend gesungen wurde, begleitet von dem Klingen zusammengeschlagener Rappiere. Die Majestäten hielten hierauf Cercle ab und ließen sich die Architekten Bauräte Kayser, v. Großheim und Adams vorstellen. Dann begab sich die Festversammlung in den Konzertsaal der Hochschule für Musik, wo bald auch das Kaiserpaar erschien und, empfangen vom Professor



Vom Fackelzug der Studierenden: Prof. A. v. Werner. Prof. Joachim. Prof. Herter. Prof. Kuehl.

Von der Einweihung der Hochschule für die bildenden Künste und Musik in Charlottenburg. Nach einer Aufnahme von H. Rudolphy, Berlin.

Digitized by Google

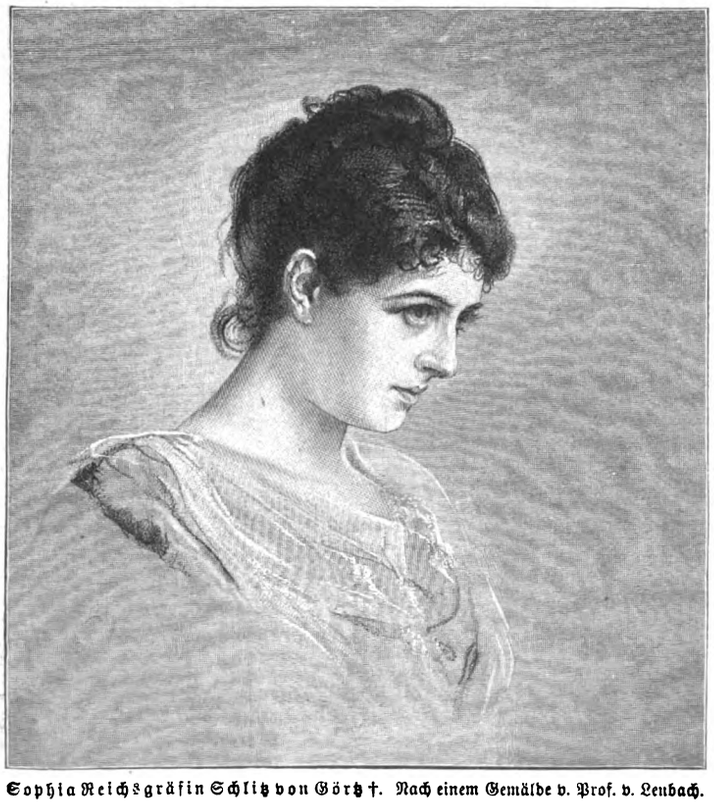


Das Bankett der Chargierten der studentischen Korporationen im Zoologischen Garten.
Von der Einweihung der Kunsthochschule in Charlottenburg. Nach einer Aufnahme von H. Rudolphy, Berlin.

Joachim, in der Hofloge Platz nahm. Der Konzertsaal, ganz in weiß gehalten, ist groß und hoch. Eine ganze Schmalseite wird von der großen Orgel eingenommen, gegenüber liegt die Hofloge. Auf der geräumigen Galerie standen die Chargierten mit ihren Fahnen. Professor Dr. M. Bruch dirigierte eine von ihm komponierte Hymne: „Schwingt euch auf, Posaunenchöre", die von dem gemischten Chor der Hochschule mit Orchester- und Orgelbegleitung vorgetragen wurde. Dann folgte Beethovens Ouverture „Zur Weihe des Hauses" und Händels „Hallelujah" beendete die Feier. Nach derselben gingen die Chargierten aller Hochschulen nach dem Zoologischen Garten, wo ein Frühstück auf der Veranda des Hauptrestaurants stattfand. Abends versammelten sich die Studierenden wieder auf dem Hofe der Akademie zu einem Fackelzuge.

* * *

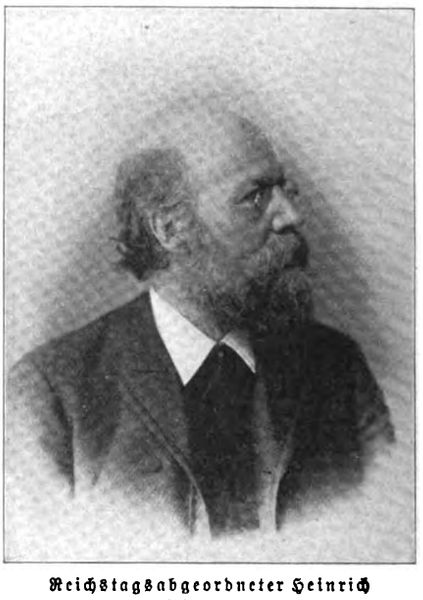
Sophia Gräfin Schlitz gen. v. Görtz †. Die Reichsgräfin Sophia Schlitz v. Görtz ist nach langem Leiden am 3. November in einem Sanatorium zu Berlin gestorben. Es ist bekannt, wie eng befreundet unser Kaiserpaar mit dem Gräflich Görtzschen Paare seit vielen Jahren gewesen. Fast in jedem Jahre war der Monarch, mehrfach auch die Kaiserin zum Besuch in Schlitz, und in den letzten Wochen hat die Kaiserin ihrer herzlichen Teilnahme an dem Geschick der Patientin, die in dem erwähnten Sanatorium von schwerer Erkrankung Heilung suchte, durch häufige persönliche Nachfrage Ausdruck gegeben. Gräfin v. Görtz, dem Hause Cavalcanti de Albuquerque de Villeneuve entstammend, wurde am 5. Mai 1858 in Paris geboren und war seit dem 15. Febr. 1876 mit dem Grafen Görtz vermählt. Die Gräfin war bis zum letzten Augenblick bei vollem Bewußtsein. In der Nacht vor ihrem Tode nahm sie von ihrem Gemahl und ihren sechs Kindern, die im Alter von 17 bis 25 Jahren stehen, herzbewegenden Abschied. Sie entschlief alsdann sanft und schmerzlos. An der Trauerfeier für die Heimgegangene nahmen mit den nächsten Verwandten der Kaiser und die Kaiserin teil.



Sophia Reichsgräfin Schlitz von Görtz †. Nach einem Gemälde v. Prof. v. Lenbach.

* * *

Reichstagsabgeordneter Rickert †. Der bekannte Parlamentarier und Führer der deutsch-freisinnigen Vereinigung, der Reichstagsabgeordnete Heinrich Rickert ist am 3. November in Danzig gestorben. Heinrich Rickert war im Jahre 1833 in Danzig geboren, widmete sich dem journalistischen Beruf und wurde erst Mitarbeiter, dann Redakteur der liberalen „Danziger Zeitung". Nach Einführung der neuen Provinzial-Verfassung ward er 1876 zum

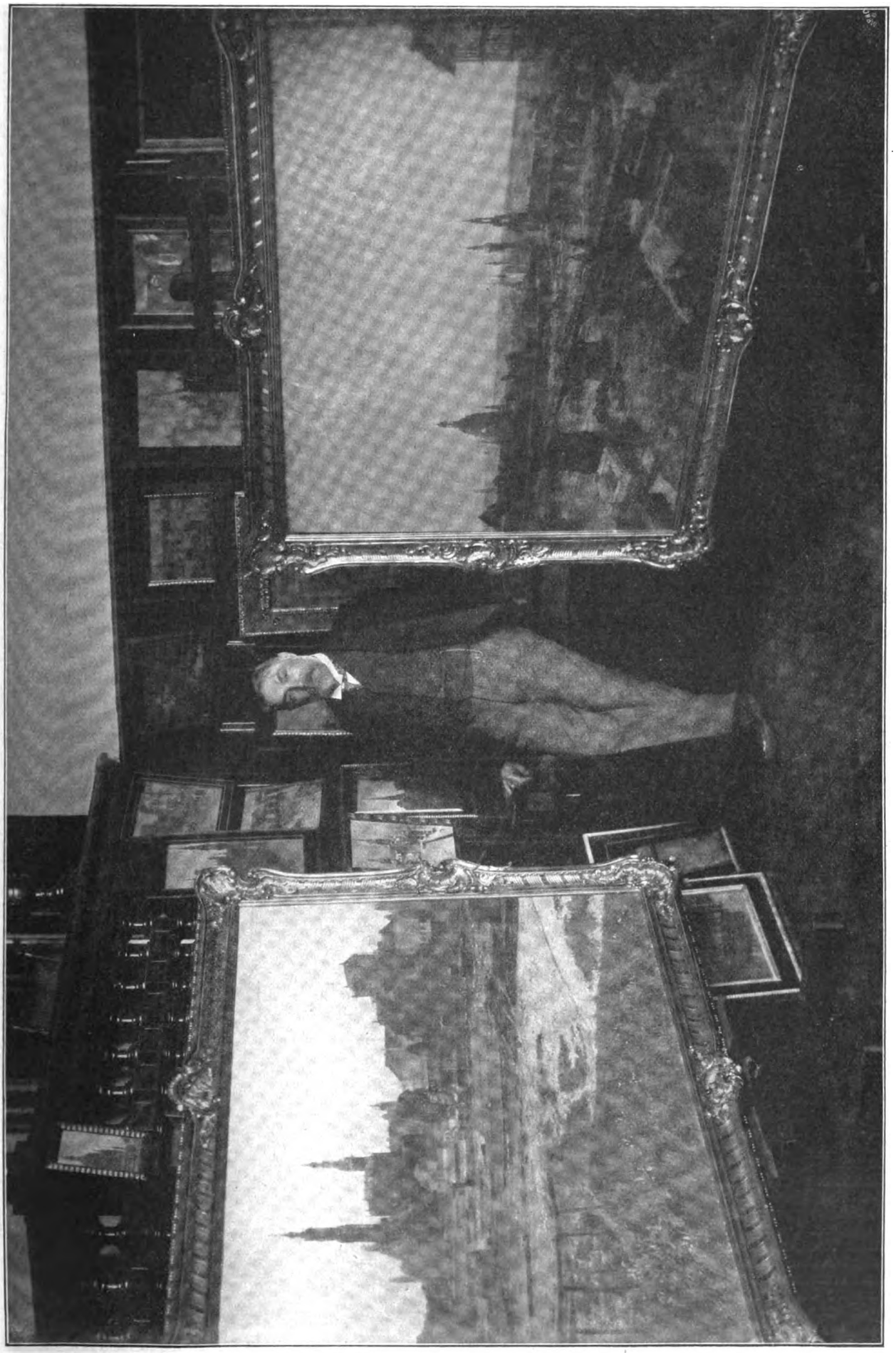


Reichstagsabgeordneter Heinrich Rickert †.

Landesdirektor der Provinz Preußen gewählt, legte jedoch nach der Teilung der Provinz im Jahre 1878 sein Amt nieder. Dem preußischen Abgeordnetenhause gehörte er seit 1870, dem Reichstage seit 1874 an; er hatte sich zunächst der nationalliberalen Partei angeschlossen, machte dann 1880 die Sezession und 1884 die Fusion mit der Fortschrittspartei mit und übernahm nach der Spaltung der deutschen freisinnigen Partei die Führung der freisinnigen Vereinigung.

* * *

Digitized by Google



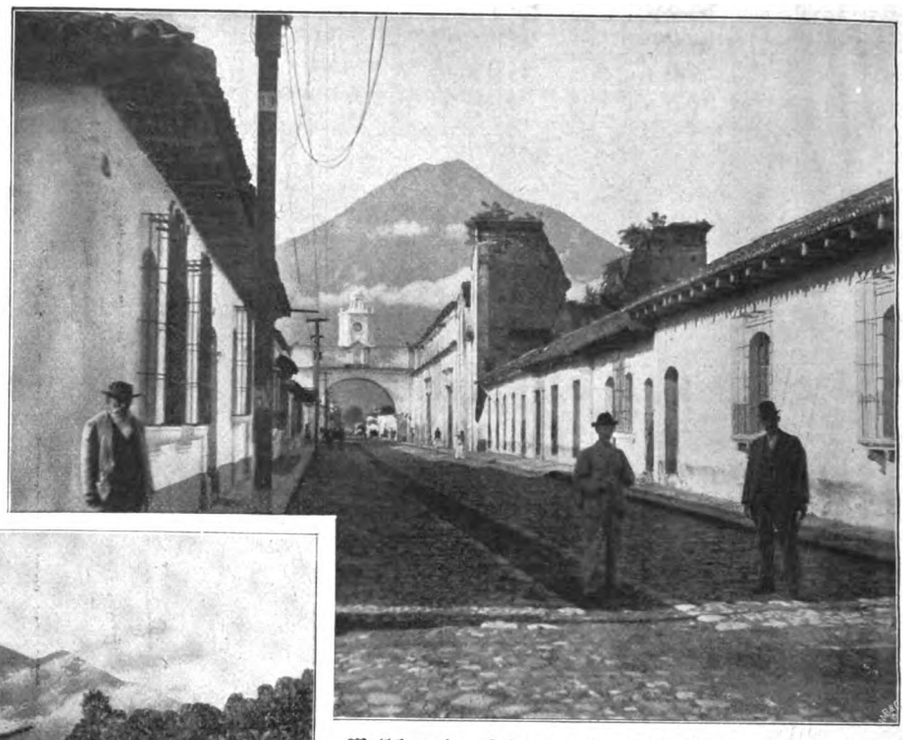
Prof. G. Kuehl in seinem Atelier zu Dresden.
Nach einer Aufnahme aus dem Verlag der Photo-Illustration in Berlin.

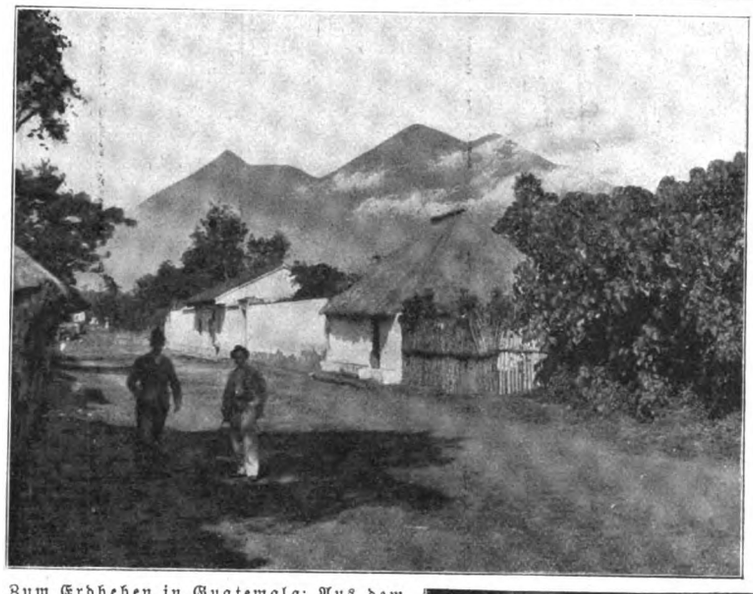
Digitized by Google

Prof. Gotthard Kuehl. Unser Vollbild zeigt den Maler des Bildes auf unserer heutigen Kunstbeilage „Die Augustusbrücke in Dresden", Prof. Kuehl in seinem Atelier zu Dresden. Kuehl, der jetzt im 51. Lebensjahr steht, ist ein geborener Lübecker. Seine Ausbildung erhielt er in München, Paris und Holland. Während des Aufenthaltes in den Niederlanden entstand seine Vorliebe für Kircheninterieurs aus früheren Zeiten, die er mit Meisterschaft darzustellen weiß. Daß aber Prof. Kuehl auch eine Landschaft, ein Städtebild interessant aufzufassen und vollendet wiederzugeben versteht, beweist sein heute von uns reproduziertes Bild.

* * *

Von dem Erdbeben in Guatemala. Die vulkanischen Ausbrüche, die die unglückliche Insel Martinique so fürchterlich verheert haben, erstrecken sich auch auf den mittelamerikanischen Kontinent. So ist jetzt





Zum Erdbeben in Guatemala: Aus dem Vulkandistrikt.

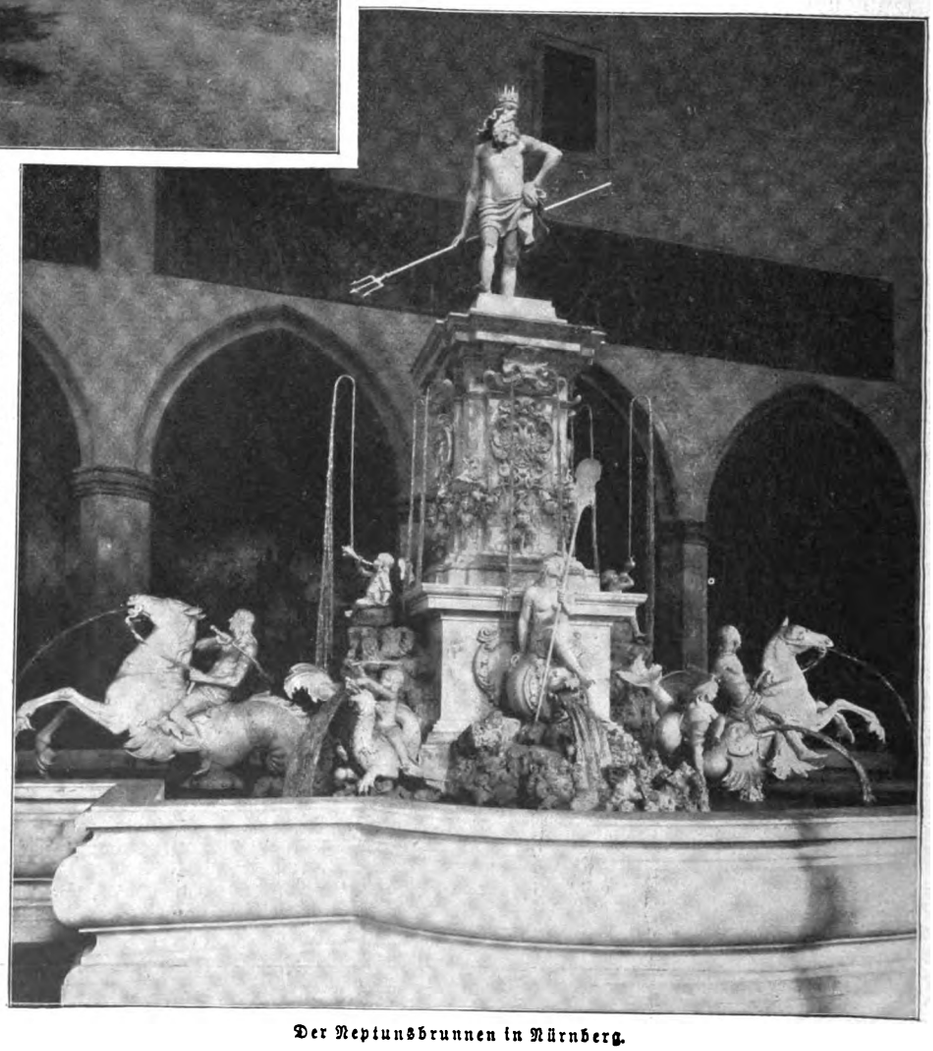
auch Guatemala von ihnen schwer heimgesucht worden. Durch die Ausbrüche des Vulkans Santa Maria haben namentlich die blühendsten Distrikte der Kaffeezone schweren Schaden genommen. Das Getöse des Vulkans war 150 Meilen weit hörbar.

* * *

Der Neptunsbrunnen in Nürnberg. Der jetzt in Nürnberg errichtete Neptunsbrunnen hat eine seltsame und interessante Geschichte. Das Modell des Brunnens wurde bereits im Jahr 1652 von den Bildhauer Christoph Ritter in Nürnberg entworfen und von dem Nürnberger Glockengießer Wolfgang Herold ausgegossen. Jedoch kam es — wohl aus finanziellen Gründen — nicht zur Aufstellung des Brunnens, dessen einzelne Teile im städtischen Bauhof aufbewahrt wurden. In großer wirtschaftlicher Notlage verkaufte der Rat der Stadt im Jahre 1789 den Brunnen um den Preis von 66 000 Gulden an Kaiser Paul I. von Rußland, der ihn im Park seines Lustschlosses Petershof aufstellen ließ. Der jetzt nun in Nürnberg enthüllte Brunnen ist eine getreue Nachbildung dieses Kunstwerks und von dem durch seine humanitären Schöpfungen bekannten Kommerzienrat Ludwig Gerngros seiner Vaterstadt Nürnberg zum Geschenk gemacht worden.

* * *

Zu unseren Bildern aus Siam. In unserer Aera der Weltpolitik hatte kürzlich Siam das Wort: Man stand in handelspolitischen Kreisen für ein Weilchen im Zeichen des weißen Elefanten und sprach sogar von einer Aufteilung des morgenländischen Märchenlandes unter die starken „Beschützer" dieser indischen Schatzkammer. Aber dann kamen Prinzen und Gesandte von den fernen Ufern des Menam und zeigten sich in westeuropäischer Weltgewandtheit den diplomatischen Beschützern fast ebenbürtig, so daß ihnen in letzter Stunde noch die Rettung der Selbständigkeit oder eines guten



Der Neptunsbrunnen in Nürnberg.

Digitized by Google

Teiles derselben gelang. In dem Wettstreit der europäischen Rivalen siegte diesmal Frankreich; sein Minister Delcassé konnte Anfang Oktober der politischen Welt die überraschende Mitteilung geben, daß er im Namen Frankreichs mit Siam einen Vertrag abgeschlossen habe. Und Frankreich kann mit diesem Erfolge zufrieden sein; denn es bekommt zwei neue Provinzen, eine Bestätigung seines Vertrages von 1893 und ein moralisches Vorwiegen seines Einflusses. Alle Asiaten, die auf französischem Gebiet geboren sind und deren Nachfolger können in die Listen der französischen Konsulate eingetragen werden. Damit stehen sie unter französischem Schutze; auch durch sonstige Bestimmungen sichert sich Frankreich ein Protektorat über das ganze Gebiet des Mekongflusses. Siam erhält für diese Zugeständnisse den Rückzug der französischen Garnison aus der Grenzstadt Schantabun und ist über dieses geringfügige Äquivalent herzlich froh, denn die



Der Wat Cheng (Tempel) in Bangkok.

französische Garnison inmitten seiner harmlosen Bevölkerung war für Siam ein schmerzlicher Dorn im Fleische. Allerdings läßt man Frankreich das Verdienst, in Schantabun mit großen Kosten wichtige Verbesserungen eingeführt zu haben; es sind Straßen und Neubauten, Kanäle und Quais angelegt.

Zweifellos ist der Vertrag ein Schlag gegen England und trotz der erreichten Vorteile scheint für Siam bei Fortsetzung der diplomatischen Kämpfe zwischen England und Frankreich hiermit der Anfang vom Ende gekommen zu sein. Bereits hat England seine früheren Vertragsrechte gewahrt und das Sultanat Kelantan, auf der Halbinsel Malakka, besetzt. Der diplomatische Ausdruck für diese Besetzung lautet allerdings harmloser: „Der Sultan von Kelantan hat sich eine englische Polizeitruppe unter englischem Befehl angeschafft". Für Deutschland ist es im allgemeinen gleichgiltig, wer sich die politische Ober-Herrschaft in Siam aneignet. Hauptsache ist, daß Handel und Verkehr ungestört bleibt. Und das dürfte bei beiden in Frage kommenden Mächten der Fall sein. Nur Japan ist mit dieser politischen Konstellation nicht zufrieden, da es seit einiger Zeit Anstrengungen macht, um in Siam festen Fuß zu fassen und nun wird der nächste Akt sich anscheinend in dem eigentlichen Siam, in der Hauptstadt Bangkok und in dem Tal des Menam abspielen, wo



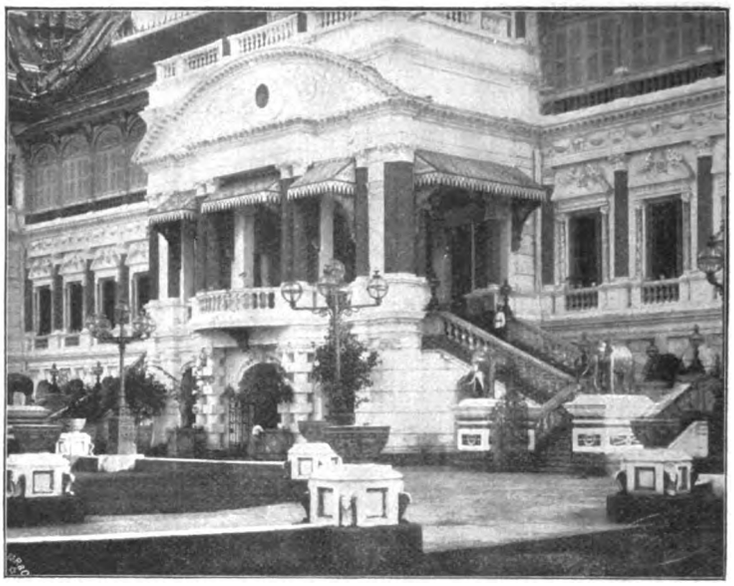
Panorama von Bangkok, vom Wat Saket aus gesehen.

Bilder aus Siam.

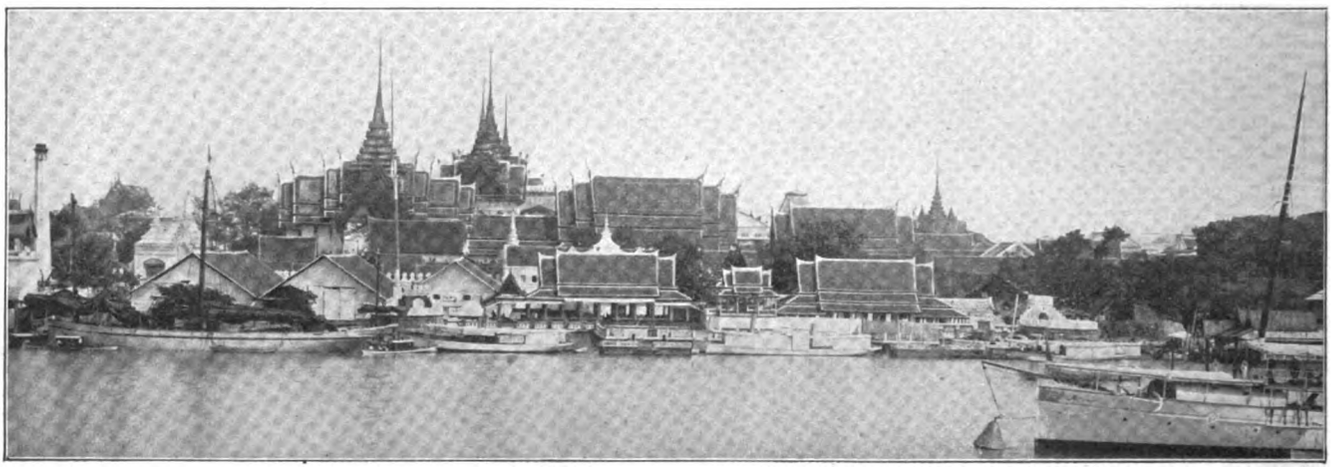
Digitized by Google

England und Japan über die siamesische Regierung hinweg diktatorische Maßnahmen treffen werden. Bereits ist ein Engländer — der Vizekonsul Black — zum „stellvertretenden" Justizminister in Siam ernannt worden. Und wo bleiben die Siamesen selbst bei diesem spielend leichten Vorgehen der europäischen Politik? Die Antwort ist, daß diese Kinder des Märchenlandes tatsächlich nicht fähig sind, sich ihre Zukunft selbst zu gestalten. Der liebenswürdige Leichtsinn des Volkes, seine Indolenz und das Festhalten an halbbarbarischen, indischen Gebräuchen sind das Grab seiner Zukunft. Anders zeigt sich der in seinen Grundzügen den Siamesen ähnelnde Volkscharakter der Japaner. Bei letzteren tat die europäische Erziehung der letzten zwanzig Jahre Wunderwerke; bei ersteren steht und fällt der Reformbau mit den eingewanderten Europäern und mit den europäischen Beamten, die in ihrer Mehrzahl aus Engländern bestehen. Im Handel nimmt England ebenfalls den ersten Platz ein und verfügt über zwei wichtige Dampfschifflinien zwischen Hongkong, Bangkok und Singapore. Die größten Holzgeschäfte, Reismühlen, Banken, sowie drei Zeitungen sind englische Unternehmungen. Nach England kommt Deutschland mit seinem Massenexport dorthin in Betracht, namentlich Porzellan, Geschirr, Eisenwaren, Scheren, Messern, Zangen 2c. Postwesen eingerichtet und gegenwärtig baut ein Deutscher zwei neue Königspaläste in Bangkok. Man kann sagen, daß den Deutschen bezüglich Handel und Verkehr die Rolle des tertius gaudens zufällt; sie genießen bei dem sanften und liebenswürdigen Volke größeres Vertrauen als die Engländer und Franzosen, da man weiß, daß irgend welche politische Gefährlichkeit nicht von ihnen zu erwarten ist. Eigenartig ist die Verquickung westeuropäischer Weltgewandtheit mit asiatischem Despotismus bei den Mitgliedern des siamesischen Herrscherhauses. Die sympathische Erscheinung des Kronpinzen, der im Juni Gast des Kaisers in Stettin war und gegenwärtig in Amerika eine Studienreise unternimmt, ist den Lesern unseres Blattes bekannt. Auch der König war zweimal in Europa, ist aber seinem Wesen nach weniger europäischen Sitten zugänglich als der Kronprinz, der im Eaton College erzogen ist, in der Oxford University und in Groß-Lichterfelde studierte, mithin weltmännische, staatsmännische und militärische Erziehung in Europa genoß — und bezüglich seiner Neigung zum schönen Geschlecht dennoch der echte Asiate blieb. Nicht weniger als 300 Frauen nennt er sein eigen. Das ist zweifellos eine große Anzahl — seine Vorfahren hatten aber noch mehr Frauen. Von den Wunderwerken siamesischer Prachtentfaltung ist viel berichtet und viel erdichtet. Tatsache ist, daß die Bürde der zwei Fuß hohen Krone und die Unsicherheit des Thrones der morgenländischen Herrscher, trotz Prachtentfaltung, trotz hundertfachen Frauenliebreizes und trotz priesterlich buddhistischer Würde, die ihn zum Auserkorenen des Himmels bestimmt, zu einem der am wenigsten beneidenswerten Sterblichen macht.

* * *



Der neue Königspalast in Bangkok.



Am Menam-Fluß.



Schiffshalteplatz am Menam (Bangkok).

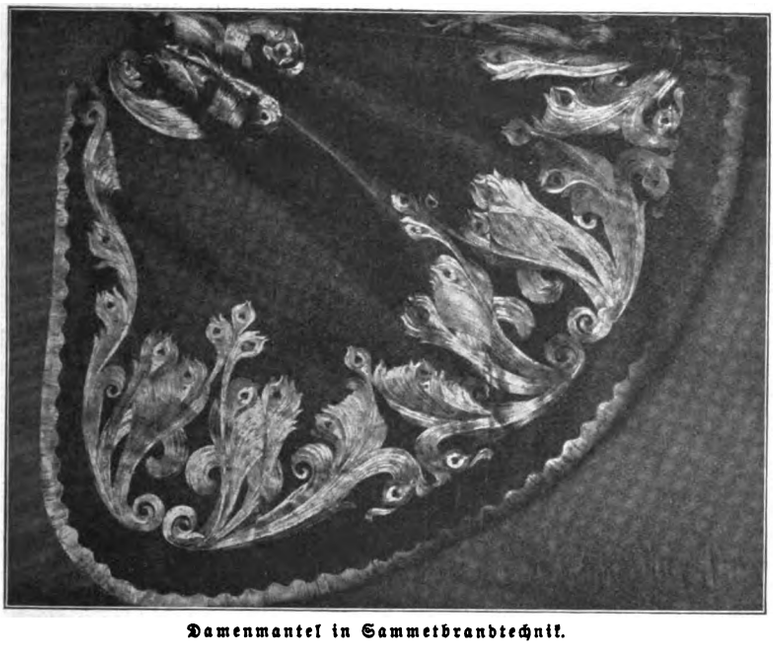
Bilder aus Siam.

Digitized by Google

Frauen-Daheim.

Es gibt Menschen, die müssen rupfen
Und zupfen

Vom Lob, das sie Anderen schenken zur Not,
Wie von ungern gegebenem Armenbrot.



Damenmantel in Sammetbrandtechnik.

Eine neue Brandtechnik auf Seide, Sammet oder Plüsch.

(Mit 2 Abbildungen.)

In der heurigen Ausstellung zu Turin fielen in der Sektion Ungarn, die ganz allein von der großen „Ungarischen Gesellschaft für dekorative Kunst" zu Budapest installiert wurde, besonders gebrannte Sammetsachen ins Auge, die man in ihrer Art wohl als eine gänzlich neue Spezialität bezeichnen kann. Die in einer großen Glasvitrine arrangierten Sachen fanden nicht nur allseitigen Beifall, sondern reißenden Absatz, besonders bei der italienischen Aristokratie, so daß immer neuer Vorrat davon verschrieben werden mußte. Sie entstammen der künstlerischen Hand von Frau Gisela Mickowsky-Greguß zu Budapest, die sich eine ganz eigenartige Technik im Sammetbrand zu eigen gemacht hat. — Da die Wirkung derselben so wundervoll und dankbar ist, wird sie gewiß auch unsere kunstgeübten Damen zur Nachahmung reizen. — Es ist kaum zu glauben, welche Mannigfaltigkeit hier allein durch den Brennstift erzielt wird, die nicht nur die verschiedensten Zeichnungen ergibt, sondern auch die verschiedensten Nüancen im Ton, denn die Sachen zeigen nicht nur die Grundfarbe des Sammets, es scheinen oft auch andere Farbentöne hineinzuspielen. — Natürlich gehört ein vollendeter künstlerischer Geschmack hierzu, um mit so wenig Mitteln soviel zu erreichen, zweitens eine sichere zeichnerische Hand, sowie eine volle Beherrschung des Brennstifts, richtiges Abwägen des Hitzegrads desselben. — Sicher hat Frau Mickowsky auch Brennstifte der verschiedensten Stärken, vom feinsten bis zum gröbsten, zur Verfügung, um der ganzen Skala von den dünnen, tiefen, scharfen Strichen bis zu den breiten, weichen, vollen Ausdruck zu geben. Vielfach scheint eben nur durch schwach warmen, breiten Strich dem Sammetgewebe, dem Muster nach, eine andere Richtung gegeben, und das Zusammenwirken der verschieden liegenden Seidenfäden ergibt etwas eigenartig Schönes, der Seidenstickerei durchaus Ähnliches.

Entweder wird die Zeichnung gebrannt, was gewöhnlich bei Blumen- und Blättermustern der Fall ist; diese werden durch feine oder breite Striche gleich einer Malerei mit Licht und Schatten vollständig ausschattiert, manchmal nur in Sammetton, manchmal auch in gelblichen und bräunlichen Nüancen, den der stärker erhitzte Brennstift ergibt. — Die hellsten Lichter werden zumeist mit ganz breitem, weichem Strich, der einen feinen Silberton ergibt, geschaffen. — Oder: es wird nur der Grund gebrannt, so daß die Zeichnung reliefartig heraustritt, dieses Verfahren wird mehr bei ornamentalen Mustern angewendet. Dieser Grund wird an demselben Stück oft gleichmäßig, oft auch verschieden gebrannt, was eigenartige Nüancierungen ergibt, entweder in senkrechten, dichten Strichen, oder auch in entgegengesetzten schrägen Strichen. Wir sahen in Turin die Technik besonders an Kissen, Decken, Mappen, Bucheinbänden, Pompadours angewendet; aber auch für Kleidergarnituren, wie für Kragen und Aufschläge wirkt sie sehr hübsch. Ein Theatermantel mit breiter gebrannter Borte sah prachtvoll aus. Frau Mickowsky ist neuerdings angeregt worden, auch Portieren- und Möbelstoffe zu arbeiten. Am meisten sahen wir besten Seidensammet in grauer, und zwar vorzugsweise in mausgrauer Farbe verwendet, der die verschiedensten Töne in Gelb, Graubraun beim Brennen ergibt. — Ganz prächtig wirkte in dieser Farbe ein großartiges Maismuster auf einer Decke für die Sofalehne. Ebenso ein Distelmuster auf silbergrauem Sammet. Sehr schön sah ein Taubenmotiv auf bläulich-grauem Sammet aus; ganz wundervoll waren die Federn mit feineren und gröberen Strichen des Stiftes heraus modelliert. Auch ein stilisiertes Pfauenmuster auf dunkel-blaugrauem Grund, bei dem die Federn in graziös geschwungenen Linien gestrichelt werden, das Pfauenauge aber reliefartig stehen bleibt, war höchst wirkungsvoll. Für einen Bucheinband mit ornamentalem Muster war rötlich-kupferfarbener Sammet sehr vornehm. Die dunklere Zeichnung hob sich sehr schön von dem gelblich gebrannten Grunde, der einen helleren Goldton erhalten hatte, ab. Ein Teil der schönen, von Frau Mickowsky entworfenen Muster wurde für die weibliche Industrieschule zu Turin angekauft.

M. v. Bieberstein.



Kissenbezug in Sammetbrandtechnik.

Auch ein Modenbrief.

Mein liebes Töchterchen!

Ich habe herzlich lachen müssen über Deine mütterlich besorgten Anfragen nach den „Junge-Mädchen-Moden!" Als ob Ihr in den kleinen Städten nicht sofort überliefert bekommt, was „man" trägt — notabene in unserem Spree-Babel trägt. Weniger komisch kam mir Deine Sorge über die mangelhaften Reize Deiner zwei Jungfräulein, meiner lieben Enkelinnen vor. Hast Du sie darum mit fester Hand zu so tüchtigen, vernünftigen Menschen erzogen, um nun bange zu sein, wie es ihnen bei den nun bevorstehenden Ballhüpfereien gehen werde? Ich hätte mir solche Sorge vor zwei Jahrzehnten eher leisten dürfen, denn damals dachte man wirklich für die Versorgung der Töchter ausschließlich an die Ehe, womit natürlich eine Heidenangst vor dem „Sitzenbleiben" verbunden war. Das — und damit eine Überschätzung der Schönheit — hat sich doch sehr geändert! Vergleiche nur die Damenporträts, wie sie damals den Jugendreiz, die Eleganz, den koloristischen Glanz betonten, während heut, wo wir sehr stark von herberen nordischen Einflüssen beherrscht sind, viel mehr das Charakteristische und ein intimer Stimmungsreiz betont wird. Was wir damals „häßlich" genannt hätten, besticht uns heut oft durch die Intelligenz oder Seelenadel, die der Maler hervorzuheben verstanden hat.

Und was brauchen unsere Männer, Brüder, Söhne heut in erster Linie in ihren Frauen, heut, wo die Lebensverhältnisse so viel schwieriger geworden sind? Schönheiten? Ach nein; resolute, unterrichtete Frauen mit viel Takt und Geschick, sich in besondere Standesinteressen oder kollegiale Gepflogenheiten einzuleben. Frauen mit „chic" — da hast Du das mir gar nicht sympathische Modewort, ohne das aber nur mit langen Umschreibungen auszukommen wäre. Eigentlich bedeutet es ja auch den Takt, der eigenen Erscheinung für Gelegenheiten gerecht zu werden, nie over- oder undordressed zu sein, die Grenzen zu respektieren, welche Aussehen und Alter uns vorschreiben.

Was man nun jetzt im beginnenden Winter tragen wird? — Eigentlich alles: hervorzuheben ist nur die wachsende Vorliebe für die Reformtracht, welche sich sogar auf die Straße wagt und für welche manche Mantel- und Pelzformen weiter und fülliger, über die Brust anschließend, nach unten weit ausladend, gearbeitet werden. Im Grunde hemmt

Digitized by Google

aber die gar zu lose Tracht das rasche Gehen, die flotte Erledigung von Geschäften oder Besorgungen. Darum wird das tailor-made für berufslich Tätige nur in der bequemen aber festgegürteten Bluse eine Konkurrenz haben. Damit komme ich auf Deine lieben Mädels zurück.

Ich würde für beide eine „chike", modern-praktische Tracht bevorzugen, gerade um zu betonen: wir sehen auf dem Tanzparket nicht unsere Welt; nach den paar Tanzjahren kommt erst das wahre Leben, das Forderungen an uns stellen wird; für die wollen wir uns vorbereiten. Das schließt eine gediegene Eleganz und die peinlichste Sorgfalt nicht aus — eher ein. Was willst Du denn? Sie haben gute Figuren, schönes gepflegtes Haar und einen klugen, gesammelten Ausdruck, das ist schon sehr viel. Da sie nicht viel Farbe haben, würde ich alle blendenden Farben in den Stoffen vermeiden. Gelbweiß, blasse Nüancen, aber auch schwarz ist vorteilhaft für sie, wenn Du es leicht und schmiegsam wählst. Die Blumendessins der Organdis und Libertys sieht man sich schnell über. Schaffe lieber einmal einen jugendlichen Seiden- oder Spitzenstoff an; die erste Ausgabe zahlt sich schon durch die vielfache Möglichkeit der Ausnutzung.

Ueber die Einzelheiten der ewig wechselnden Modemysterien unterrichtet Dich die billigste Modezeitung besser als Deine alte Mama. Sorge nur, daß die Mädchen sich selbst gefallen, in ruhigem Selbstvertrauen stehen und gehen, daß sie sogar lernen mit Anmut und Würde zu „schimmeln" — wenn sich's 'mal so träfe. Manches unscheinbare liebe Kind ist in den ersten flüggen Jahren traurig übersehen worden und hat ihre eigentliche Blütezeit erst erheblich später genossen.

Es grüßt Dich und Dein Haus von Herzen

Deine alte Mutter.

Nachschrift: Übrigens werden Klärchen und Helene ganz sicher schon selbst gewählt haben!

E. Fr., Jena.

Altmodische Blumenfenster.

Wie alles der Mode unterworfen ist, so auch das Reich der Blumen. Wie manche hübsche, oft prächtige Blume, die lange Zeit der Liebling vieler gewesen, hat sie durch immer neue, moderne Arten, die ferne Erdteile uns senden, verdrängt, beiseite geschoben, oft ganz verschwinden lassen. In all den jetzt so zahlreichen Blumenläden mit ihrer bunten Pracht und Herrlichkeit findet man kaum eine der blühenden Pflanzen, ja man kennt manche kaum noch dem Namen nach, die einst Großmutters Blumenfenster schmückten, die sie, je nach ihrer Eigenart zog und pflegte, zur schönsten Blüte brachte, und von denen manche noch einem modernen Blumentisch zur Zierde gereichen würden. Blumenliebhaber gaben sich früher überhaupt mehr Mühe mit der Kultur der Zimmerpflanzen als es jetzt geschieht, wo man für einen abgeblühten oder eingegangenen Blumenstock mit wenig Geld und Mühe gleich reichlich Ersatz haben kann. Es gab noch wenig Blumengärtnereien und wenig Blumenläden. Da suchte man sich zu erhalten, was man hatte; man liebte seine Blumenkinder, hatte seine rechte Freude an ihrem Gedeihen, sie waren nicht nur bunter Schmuck, sondern wirkliche Pfleglinge.

Unter den altmodischen Zimmerpflanzen war die Wachs- oder Porzellanblume (Hoya oder Asclepia) eine der beliebtesten, mit ihren wie aus Wachs geformten, glänzenden Blättern und herrlich duftenden, weißen, Nektartropfen absondernden Blütendolden. Sie wurde oft mit ihrem windenden Stengel in Kranzform gezogen und blühte Winter und Sommer. Wer kennt sie noch? Ferner die Volkmannia (Cleredendron fragrans), eine schöne, hochstielige, aus Japan stammende Topfpflanze. Ihre ebenfalls in Dolden stehenden, weißrötlichen, kleinen Röschen gleichenden Blüten strömten entzückenden Duft aus. Es erforderte viel Pflege und Sorgfalt, sie zur Blüte zu bringen. Weniger Pflege, nur viel Wasser bedurfte das hübsche Moschusblümchen, dessen zartgrüne Blätter und zahlreiche, goldgelbe Blüten von einer Wolke feinen Moschusduftes umhüllt waren. Amarant war der Name einer Pflanze mit lebhaftroten, hängenden Blütentrauben, die auch wohl längst vergessen ist wie ihr Name, der eine Zeitlang eine beliebte Modefarbe bezeichnete. Balsaminen und wohlriechende Levkoyen zog man nicht nur in Gärten, sondern auch aus Samen in Blumentöpfen und brachte beide schöne Zierpflanzen zu leuchtender Farbenentwickelung und üppiger Blüte. An einem altmodischen Blumenfenster durfte auch ein blühendes Orangenbäumchen, oft zu gleicher Zeit mit duftenden Blüten und Früchten geschmückt, nicht fehlen, ebensowenig eine Monatsrose, die auch jetzt fast vergessen, damals aber noch eine kleine Königin war mit ihren flatternden, apfelduftenden Blättern und goldenem Krönchen. Amaryllis und Cactus alatus leuchteten mit ihren Purpurkelchen zwischen dem dunklen, ernsten Grün des Laurus tinus. Myrte, Rosmarin, Rosen- und Muskatgeranium mischten sich unter die Blumen, wie heute die modernen Blattpflanzen. Auch die graziöse Hortensie war ein Liebling der Großmütterzeit, dann sah man sie lange nur ganz vereinzelt, bis sie seit einigen Jahren wieder modern und, durch Gärtnerkunst verschönt und veredelt, aufs neue eine beliebte Zier- und Dekorationspflanze geworden ist.



Rahmen mit Baumflechte.

Der nebenstehende Bilderrahmen ist in Auflagestickerei auszuführen. Das Ornament ist der Baumflechte entlehnt. Man schneidet den für dieses in Betracht kommenden Stoff aus feinem, sehr hell bläulichgrauen Plüsch und schattiert das Gezweig mit brauner Farbe ein, oder man schneidet die Zweige aus bräunlichem Stoff und klebt die hellgrauen Flechten auf diesen. Als Grundstoff ist eine tiefdunkle Farbe, etwa blaugrün zu verwenden. Wenn man die für die Photographie in Betracht kommende Fläche verhältnismäßig etwas kleiner als auf der Vorlage hält, so über schneidet das Ornament diese nicht mehr. Alsdann ist das Muster für Intarsia, Ätzung und Malerei verwendbar.

J. B.

Fragen.

12) I. Nach einem Rezept des Frauendaheim habe ich Kürbismarmelade eingekocht; nun ist bei derselben, trotzdem ich statt der angegebenen 60 g Ingwer nur 50 g genommen habe, der Ingwergeschmack so vorherrschend, daß die Marmelade fast ungenießbar ist. Wer kann raten und helfen, denn ich möchte das ziemlich große Quantum doch auf irgend welche Weise verwerten? II. Und dann: kann mir eine liebenswürdige Leserin vielleicht zu einem Gedicht verhelfen, welches das älteste 5jährige Enkeltöchterchen (es ist nur noch ein Baby bei der zweiten Tochter da) zum 50. Geburtstage der Großmutter mütterlicherseits kurz nach Weihnachten aufsagen könnte, eventuell mit irgend welchem Geschenk. Sehr dankbar wäre eine eifrige

Daheimleserin im Erzgebirge.

13) Wer von den lieben Abonnenten kann mir zur silbernen Hochzeit eines Forstmannes eine kleine Aufführung (für drei Damen und einen Herrn) nachweisen? Besten Dank im voraus!

Abonnentin in Mecklenburg.

14) Gibt es über die richtige Aussprache französischer, im Deutschen gebräuchlichen Wörter eine Anleitung, vielleicht in Versen?

Pfarrfrau aus einer kleinen Stadt.

15) Können Sie mir ein Rezept zu eingemachtem Kalbfleisch mit Spätzle (Baden und Württemberg) verschaffen? **E. P. in A.**

16) Was kann als Ersatz für die z. Z. kaum noch erschwingliche Butter als Zukost zum Brot in einer kinderreichen Haushalt vorgeschlagen werden? **A. in Stuttgart.**

Auskunft.

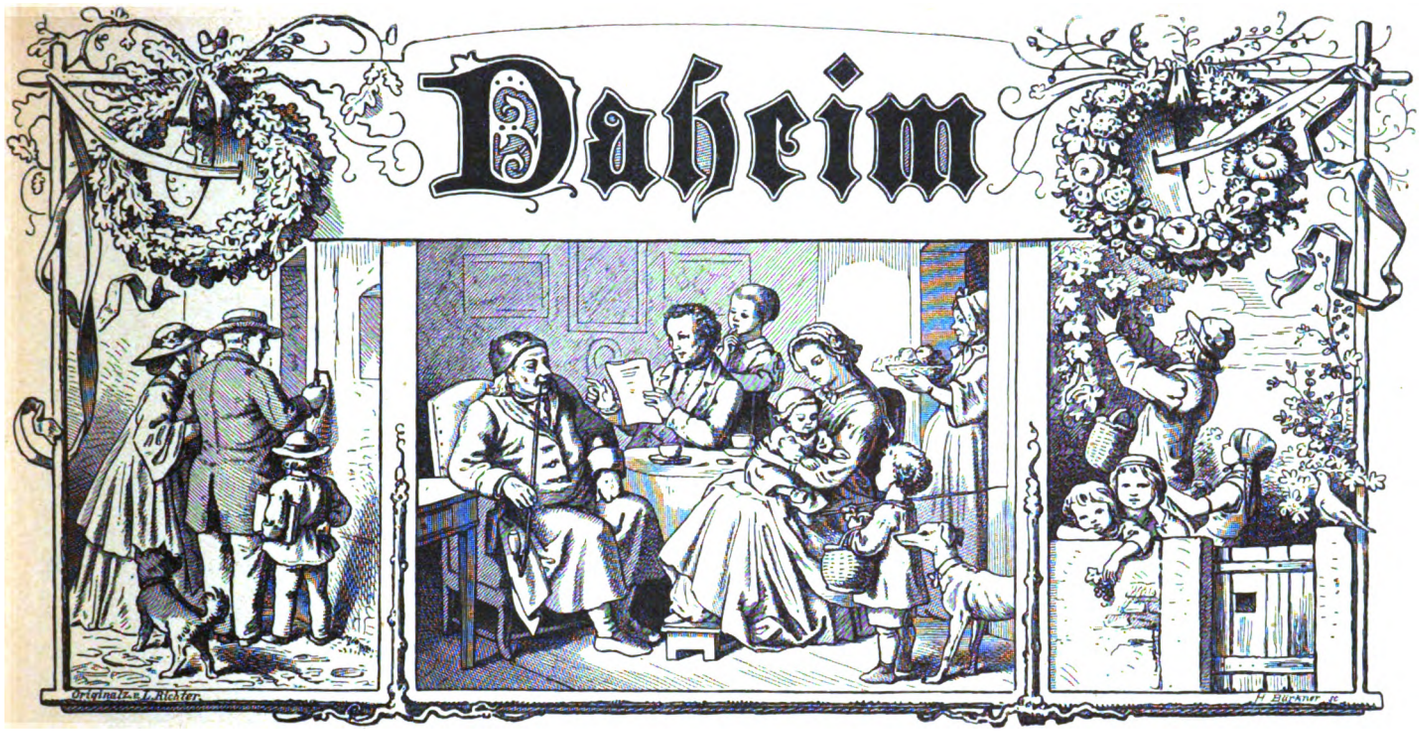
Fr. 1. **(v. K. in F.)** Zur Beantwortung der Frage, wie man auf weißer Seide gut mit Wasserfarben malen kann, ohne daß Ränder entstehen und die Farbe ausläuft, teile ich noch mit, daß man gut tut, sich einen kleinen Stoß weißes Fließpapier unterzulegen. Alle überschüssige Feuchtigkeit zieht da hinein. Die diversen Malmittel, um das Auslaufen zu verhindern, wie Ochsengalle, Aquolin u. a., machen die weiche schöne Seide oft hart. **Eva Katharina.**

Fr. 7. **(E. F. in F.)** In dem Katalog des kunstgewerblichen Instituts für weibliche Handarbeiten von Julius Brühl, Berlin W., Leipzigerstr. 109, finden sich auf Decken und anderen Sachen sehr schöne moderne Kreuzstichmuster. Man kann gedruckte Muster daselbst zu kaufen bekommen. Die Unterzeichnete würde auch einige moderne Kreuzstichbordüren gerne borgen.

E. K. Schramm, Breslau VI.

A. M. in Rußland. Die Damen des Kinderasyls in Berlin (siehe Frauendaheim Nr. 17 des vorigen Jahrgangs) können Ausländerinnen sein. Es wird zur Anstellung weder nach der Nationalität, noch nach der Konfession gefragt; nur zwei Bedingungen werden gestellt. 1. Ihre Schulbildung muß mindestens die sein, welche man in Deutschland nach Absolvierung einer höheren Töchterschule verlangt. 2. Ihr Ruf muß ein durchaus tadelloser sein. Die Damen erhalten freie Wohnung, freie Station und festes Gehalt, das allmählich, je nach den Leistungen, steigt. Sie müssen sich für eine bestimmte Zeit binden, wie alle Angestellten. Vorbildung in der Kinderpflege wird beim Eintritt nicht verlangt. Sie haben bestimmte Dienststunden und bestimmte Freistunden. Meldungen zum Eintritt sind zu richten an Direktor Dr. Richter, Berlin W., Martin Lutherstraße 55.

Digitized by Google



Krach.

Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortsetzung.)

Willy hatte die Zähne nicht ohne ein Gefühl des Neides aufeinandergepreßt. Das alles, was er hier, in der Salesterschen Bank sah, bot ja die Tätigkeit des eigenen Hauses auch; aber der Maßstab war, dem Größenverhältnis des werbenden Kapitals und der Tradition nach, den Kredit nur mäßig anzuspannen, ein ungleich kleinerer. Ein kleinerer, schien ihm in diesem Augenblick, als nötig.

Das Wort des Vaters klang ihm freilich in der Seele nach: ‚In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister!‘ Ganz gut — gewiß richtig! Und doch auch nicht mehr, als ein Schlagwort von sehr dehnbarer Bedeutung. Hieß es nicht vielleicht auch hier, wie auf so vielen anderen Gebieten: mitgehen mußt Du, wenn Du nicht untergehen willst!

Kein Untergehen freilich im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Kein jäher Sturz, aber ein ganz langsames Gleiten. Ihm schoß eine ganze Reihe alter Klienten durch den Sinn, die Möller-Sieghard & Söhne im Laufe des letzten Jahrzehnts verloren hatten; an manchen war gerad nicht viel gelegen, der Verlust anderer aber war doch bitter empfunden worden. Und bitter empfunden hatte man doch auch, daß sich die Konsortialbeteiligung bei den städtischen Anleihen, die früher eine Spezialität der Firma gewesen war, unter dem Wettbewerb der Großbanken immer schwieriger gestaltete. Dem guten Papa verschlug ja das nichts; der zuckte überlegen die Achseln, lächelte und meinte: ‚Es ist schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen; es kommen wohl auch wieder für uns fettere Jahre.‘ Manches glich sich ja auch durch die wachsende Kapitalskraft der treu gebliebenen alten Kundschaft aus; doch der Gesamtumsatz ging unleugbar langsam zurück. Für einen strebsamen jungen Chef der sich nach Betätigung, nach Erfolgen sehnte, eine bittere Erkenntnis — aber auch ein scharfer Sporn!

An der Querwand der Halle lag hinter goldbronzierten Eisenstäben der Fahrstuhlschacht. Willy schritt hastig auf ihn zu: „Erster Stock —“

Oben dehnte sich vor der Lifttür ein breiter, teppichbelegter Gang quer durch den ganzen Bau. Das Privatkontor Salesters befand sich am westlichen Ende. So mußte der Assessor den ganzen hellerleuchteten Korridor entlang schreiten, und er las wieder, wie unten, im Vorübergehen die Aufschriften an den Zimmertüren: Buchhalterei I; Buchhalterei II; Nostro-Abteilung; Archiv; Zucker-Lombard-Abteilung; K. Leman, Direktor; Justizrat Dr. Walter, Syndikus; Konferenzzimmer der Direktion; Sitzungszimmer des Aufsichtsrats . . .

Salester erhob sich schwerfällig von seinem Arbeitstisch, als Willy eintrat. „Willkommen, Verehrter. Nun — sind Sie im Reinen mit Ihren Entschlüssen? Wie steht's?“

„Ich übernehme eine halbe Million unter den vereinbarten Bedingungen. Und unter der Voraussetzung, daß Sie dafür Sorge tragen, daß ich in den Aufsichtsrat der Prometheus-Gesellschaft gewählt werde.“

In den Zügen des Bankdirektors zuckte keine Muskel: „Gut — abgemacht!“ Dann glitt er ein paarmal mit den langen Fingern seiner rechten Hand durch die buschige, graue Haarmähne und fuhr fort: „Es wird Sie nicht gereuen, Herr Möller-Sieghard. Mir war's, ehrlich gesagt, zuerst gar nicht einmal recht, daß sich der Baldin so — wie soll ich sagen — so an Sie heranwarf.“

„Bitte —“

„Ach, mäkeln wir nicht um Worte. Der Mann kann nun einmal nicht anders. Er muß bei all seiner außerordentlichen Tätigkeit ab und an seiner Eitelkeit ein Kalb schlachten, und die Möglichkeit der Verbindung mit Ihnen war ihm, und wohl auch der schönen Frau Paula, zu Kopfe gestiegen. So etwas kenne ich nicht. Ich hätte das Geschäft am liebsten allein gemacht. Aber da es nun einmal so weit gekommen ist, bester Assessor, hier meine Hand! Sie sind mir willkommen! Sie und Ihr altes solides Haus! Und nun: Glück auf zur gemeinsamen Arbeit!“

7. Kapitel.

Nur zwei Tage hatte der Geheimrat fortbleiben wollen. Aber seine Rückkehr verzögerte sich.

Am Dienstag Nachmittag kam Lora Kollanden direkt aus ihrer Schule zu Hardi. Sie war in einiger Unruhe. Der Onkel hatte nur auf einer flüchtigen Postkarte geschrieben, daß er voraussichtlich erst in einigen Tagen heimkehren würde, und sie wollte fragen, ob die Freundin vielleicht nähere Nachricht habe.

Digitized by Google

Aber auch der Geheimrat hatte nur eine kurze Mitteilung nach Hause gelangen lassen, eine Depesche, daß er wohl sei und man sich nicht ängstigen solle.

Daran dachte Hardi freilich nicht. Aber sie ‚maulte' ein wenig mit dem Papa. Sie hatte doch wohl erwartet, daß er an ihre kleine impulsive Attacke weitere Fragen anknüpfen würde, und war enttäuscht, daß er dies, gewiß nicht ohne Absicht, unterlassen hatte.

Nun kam Lora gerade recht, um ihr das bedrückte Herz auszuschütten.

Sie saßen in Hardis kleinem Rokokoparadies, das — Willy wenigstens behauptete es immer — ganz war, wie seine Herrin selbst: zierlich, niedlich, puppenhaft; angefüllt mit hunderterlei Bric à Brac, wertvollem und wertlosem, Kindheitserinnerungen, Photographien, Handarbeiten. Jedesmal, wenn der Vater das winzige Zimmerchen betrat, schüttelte er den Kopf: ‚Hardi, räum' doch 'mal mit dem alten Krempel auf; es ist ja scheußlich geschmacklos.' Aber sie konnte sich von keinem der Andenken trennen, von denen jedes für sie irgend eine kleine romantische Beziehung hatte.

Mit ihrem süßen Schmeichelstimmchen erzählte sie ihr ganzes Herzensglück und Herzensleid. Wie sie sich schon in Paris für Konrad Salester zu interessieren begonnen habe; wie glücklich sie gewesen sei, daß er dann gleich nach Antritt seines Kommandos Besuch gemacht; daß sie ihn mit Raffinement in die große Familien-Tanzstunde der berühmten Frau Wolden, der Gavotte-Meisterin, hineinbugsiert habe. Und nun — endlich, endlich! — seit acht Tagen wisse sie, auch ohne Aussprache, daß er ihr gut sei — nur Papa — dieser grausame Papa —

Wie so oft in der letzten Zeit sagte sich Lora: was ist sie noch für ein Kind! Fragte sich: ruht nun auf dem tieferen Grunde dieser scheinbar so kleinen Schwärmerei doch eine tiefere Liebe?

So gar nicht konnte sie sich mehr in die Seele der einstigen Gespielin hineinversetzen.

Hardi merkte es wohl und verzog schmollend den hübschen Mund: „Du bist so anders geworden, Lora! Du nimmst keinen Herzensanteil!"

Es wurde ihr nicht leicht, zu antworten. Lügen konnte sie nicht. Nur sagen: „Wenn Ihr Euch wirklich recht von Herzen liebt, so daß es über Stunde und Tag hinweg für das Leben ausdauert, dann wird Euch niemand Euer Glück rauben. Am allerletzten Dein Papa, Hardi. Er ist ja die Güte selbst."

Die Kleine kauerte sich ganz tief in ihre Sofaecke hinein. „Wie Du das sagst! ‚Wenn Ihr Euch wirklich liebt . . .' O, Lora, Lora, Du bist über all Deiner Schulweisheit ein harter Verstandesmensch geworden. Ich glaube: Du weißt gar nicht, wie Liebe tut!"

„Vielleicht — hast Du recht —"

Es kam so zögernd, schmerzlich von den herben Lippen.

Da brach in Hardi wieder das heiße Empfinden durch. Sie umschlang Lora, küßte sie: „So darfst Du nicht sprechen! Du am allerwenigsten! Auch Deine Stunde wird kommen, mit all der heimlichen Seligkeit — —" Und sie schmiegte sich eng an sie und tuschelte ihr, mit ihrem alten lieben, spitzbübischen Lächeln, ins Ohr: „Du bist ja auch gar nicht so! Du redest Dir das ja nur selbst ein. O — früher — hast Du's ganz vergessen, wie Du für Willy . . ."

Lora machte sich hastig frei: „Hardi! Wir sind doch selbst für die Erinnerung an diese dummen Backfischgeschichten zu alt!" sagte sie schroff, und dann lachte sie auf. „Solche Kindereien!"

Aber die Kleine meinte aus dem Lachen einen erzwungenen Ton herauszuhören. Sie sah der Freundin scharf in das Gesicht: „Lora, Lora! Du bist ja rot geworden!"

Wenn ihr wirklich eine flüchtige Blutwelle in die blassen Wangen gestiegen war, so ebbte sie sofort zurück. Lora hatte sich schon wieder völlig in der Gewalt. „Du bist eine Törin, Hardi! Man darf Dich nicht ernst nehmen!"

„Oho! Oho!"

„Nein — ich nehme Dich nicht ernst. Aber das laß Dir sagen: ich liebe derartige Scherze nicht. Bitte, mit ihnen verschone mich."

Sie stand auf und trat ans Fenster. Doch da kam ihr auch schon Hardi nach, umfaßte sie und bat: „Sei doch nicht böse —"

Draußen, auf dem Korridor, gingen Türen. Sie überhörten es ganz. Bis dann plötzlich Fräulein von Schotten erschien, mit etwas verlegenem Gesicht: „Papa ist soeben gekommen."

Der Geheimrat stand auf dem breiten, fast saalartigen Flur, noch im Reisepelz. Links neben ihm Willy, den er wohl unten getroffen hatte, mit einem Gesicht, dessen Ausdruck eine eigene Ähnlichkeit mit dem der alten Hausdame zeigte.

An der rechten Hand aber hatte der Geheimrat ein Mädchen von etwa sechzehn Jahren — so sah es wenigstens aus — und er sagte, wie es einführend, vorstellend: „Das ist hier Maria von Apelhode, unsere neue kleine Hausgenossin."

Es war ein sehr schlank aufgeschossenes, eckiges Ding. Kaum mittelgroß. Das hagere Gesicht unregelmäßig, ein Stumpfnäschen, etwas hervorstehende Backenknochen, der Mund ein wenig groß. Der Anzug mehr wie einfach, von grobem blauen Stoff und gänzlich ausgewachsen. Die Hände staken in neuen Handschuhen, die der Geheimrat wohl unterwegs gekauft hatte, wie den neuen Hut. Aber zwischen dem Handschuh und dem zu kurzen Ärmelrand wurde ein Streifen ganz gebräunter Haut sichtbar. So stand sie da, in tödlicher Verlegenheit, ungelenk, mit niedergeschlagenen Augen. Als wage sie nicht aufzusehen. Alles in allem machte sie den Eindruck eines Bauernmädchens.

„Fräulein von Schotten, seien Sie nicht böse, daß ich uns beide nicht wenigstens telegraphisch anmeldete," erklärte der Geheimrat. „Es ging aber wirklich zuletzt mit allen Entschließungen Hals über Kopf .... Guten Tag, Hardi. Ah . . . Fräulein Lora! Ich freue mich herzlich, Sie zu sehen .... Ihnen hab' ich noch eine Bestellung von Ihrem Herrn Onkel auszurichten .... daß er noch nach Hamburg gefahren ist zu Direktor Brinkmann und erst morgen heimkommt." Er sprach sehr schnell, angeregt und doch wie in einer kleinen Verlegenheit. „Ja so . . . ein Fremdenzimmer ist ja immer bereit . . . womit ich aber beileibe nicht sagen will, daß uns Maria als Fremde erscheinen soll. Hardi . . . Du nimmst Dich Marias an . . . das grüne Zimmer, denk' ich . . Fräulein von Schotten, haben Sie wohl die Güte . . ."

Seltsam: Hardi, die sonst so schnell auf alle neuen Eindrücke reagierte, stand noch immer reglos. Sie starrte dies unbeholfene Wesen an fast wie einen Eindringling. Und auch Fräulein von Schotten konnte sich von ihrer Überraschung noch nicht recht erholen.

Es entstand eine etwas verlegene Pause.

Da klang plötzlich Loras Stimme dazwischen. Sie hatte Hardi an der Hand gefaßt und zog sie sanft zu dem jungen Mädchen: „Komm . . . wir bringen Maria auf ihr Zimmer."

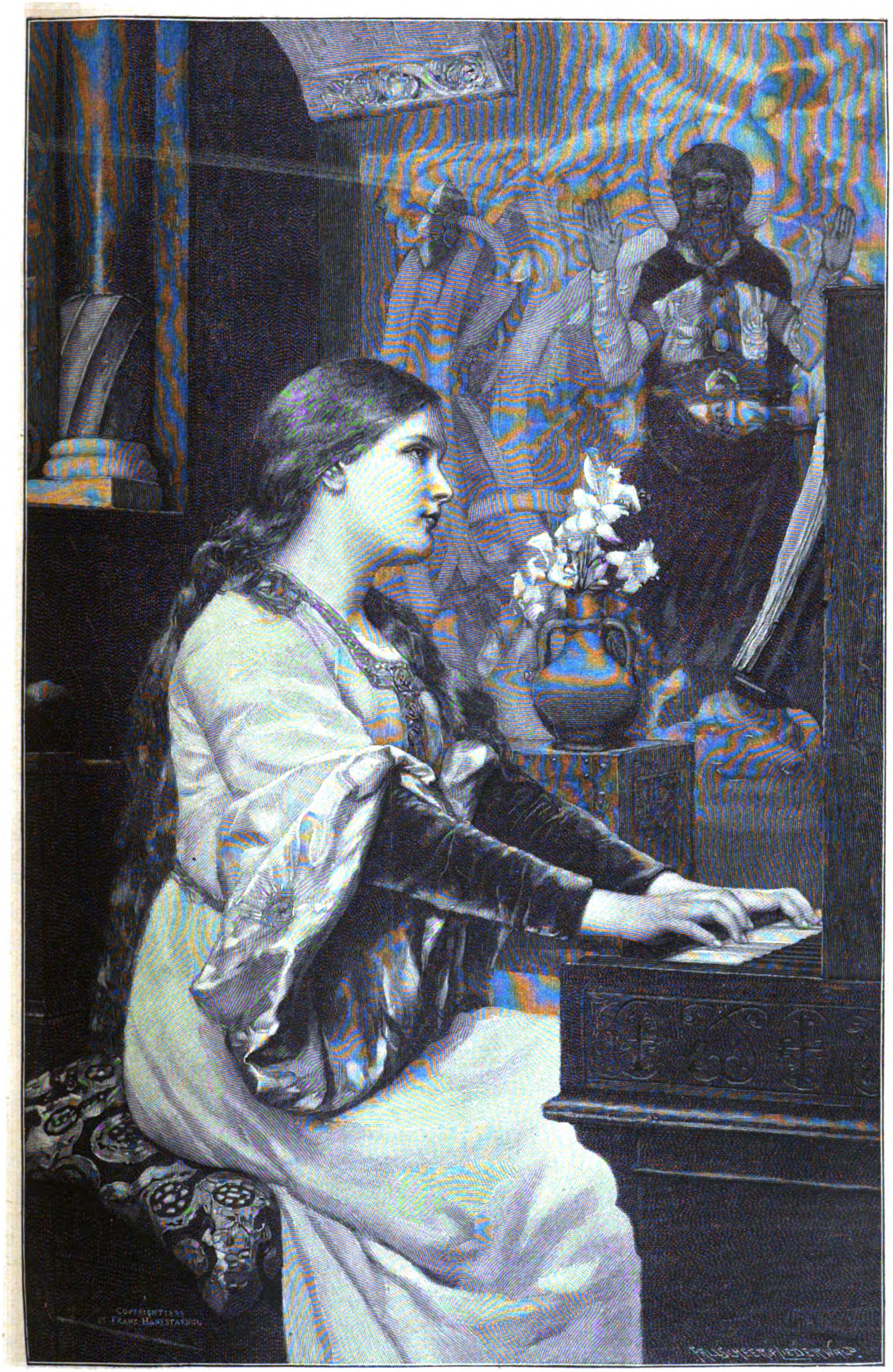
„Recht so!" sagte der Geheimrat mit einem dankbaren Blick. „Und nun, Maria, Glück und Segen zu Deinem Eintritt in unser Haus —"

Er ließ sich, als die Damen den Flur verlassen hatten, den Pelz abnehmen und trat mit dem Sohn in sein Arbeitszimmer. Ein wenig verdrießlich, schien es. Wenigstens ging er ein paarmal auf und ab, sich die Hände reibend, ehe er sich Willy wieder zuwandte.

„Du stehst auch da, als begriffst Du Deinen Vater nicht. Geradeso wie Bernhardine und die gute Schotten. Es bedurfte wahrhaftig erst des warmen Wortes von Lora, um das Eis zu brechen. Das vergesse ich ihr nicht. Ist es denn etwas so Merkwürdiges, daß ich uns einen Gast ins Haus bringe?!"

„Lieber Papa, wir standen alle unter dem Eindruck der ersten Überraschung. Und — verzeih' — dies junge Mädchen macht in der Tat einen etwas merkwürdigen Eindruck."

Digitized by Google



Himmlische Klänge. Nach dem Gemälde von A. Seifert.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Digitized by Google

„Nun ja! Sie ist — aber ich will Dir lieber erzählen —“

Er setzte sich in den Sessel vor seinem Schreibtisch, kreuzte die Hände im Schoß und nickte dem Sohne zu: „Geht's Dir gut? Ich hab' wahrhaftig noch nicht danach gefragt. Schön! Also höre: Mit dem Franz Hals war es nichts. Kopie ... und nicht einmal eine erstklassige, auch miserabel erhalten. Überhaupt das ganze Schloß, übrigens nur ein altes Herrenhaus, total im Verfall. Das Gut kommt in den nächsten Wochen zur Subhastation, bei der wohl nicht einmal die Hypotheken ausgeboten werden dürften. Nun ... ich fragte ganz beiläufig den Verwalter nach den Hinterbliebenen des verstorbenen Besitzers. Eine traurige Geschichte. Nur dies Kind da; keine Anverwandten, die sich seiner angenommen hätten; Freunde hat der Baron wohl auch nicht gehabt. Freunde in der Not — man kennt das ja! Da hat denn das wohlweise Gericht in Lüneburg den Pächter einer armseligen Nachbarklitsche zum Vormund gepreßt — bei dem war die Kleine — .

„Siehst Du, es ist gewiß zuerst nur ein Augenblicksempfinden von mir gewesen, daß ich mit Wellried hinüberfuhr, mich 'mal nach dem Kinde umzusehen. Aber als ich dann der Maria gegenüberstand in dem Pächterhause, das eigentlich nur eine Bauernkate war, da konnt' ich nicht anders: ich mußte eingreifen. Du hättest das nur sehen sollen! Ich will dem Mann, dem Vormund, ja keinen Vorwurf machen. Der hat wohl getan, was er, der eigenen Lage und seinem Bildungsgrade nach, tun konnte. Die Familie war groß, gezahlt wurde für die kleine Maria so gut wie nichts, die Frau machte auch einen harten Eindruck — das arme Wurm war augenscheinlich der allgemeine Aschenbrödel. Da dacht' ich, wie das Schicksal uns eigentlich immer alle Wege geebnet hat, mir und Euch ... und hier sollte dies Kind aus gutem Hause elend verkümmern?! So scheu war sie wie ein Vögelchen, und wirklich schon in den letzten drei Jahren ein halbes Bauernkind geworden. Nun ... kurz und gut ... ich hab' gleich auf dem Gericht in Lüneburg alles glatt gemacht; man war dort ja heidenfroh, daß ich die Fürsorge übernahm. Und vorläufig soll sie nun hier bleiben, sich erst ein wenig herausmausern. Ob ich sie dann in eine Pension gebe oder Fräulein von Schottens Fürsorge weiter unterstelle, das weiß ich noch nicht, auch natürlich nicht, wie ich für ihre weitere Zukunft sorgen werde ...“

Der Geheimrat brach ab und schien irgend eine Entgegnung zu erwarten.

Willy war in einiger Verlegenheit. Er konnte der Empfindung nicht Herr werden, daß der Vater voreilig gehandelt habe, daß dies junge unbeholfene Ding hier im Hause überall anecken müsse, sich selbst zur Qual, niemand recht zur Freude.

Nach einem kurzen Zögern half er sich mit einigen allgemeinen Worten.

„Laß nur, Willy,“ sagte der Vater ein wenig ironisch. Und dann: „Du bleibst zu Tisch? Ich will nur ein wenig den Reisestaub abschütteln — wir können dann gleich essen. Bitte sag' doch draußen, daß ich Fräulein Lora bitten lasse, zu bleiben, da der alte Graf ja doch nicht daheim ist —“

— — — — — — — — — — — —

Die Tafelrunde war heut sehr klein. Nur Excellenz Graban war im Vorübergehen heraufgeflitzt, um zu hören — ‚ob die Lüneburger Heide ihn endlich losgelassen habe‘ — und festgehalten worden.

Maria Apelhode saß zwischen dem Hausherrn, der Lora zur Linken hatte, und Fräulein von Schotten; Willy gerade gegenüber.

Unbehilflich in allem und jedem, sichtlich verängstigt. Sie wagte kaum die Speisen zu berühren, und auf die leisen freundlichen Worte von rechts und links hatte sie nur ein schüchternes Ja oder Nein. Es drückte wohl alles auf sie: die fremden Gesichter, der ganze Zuschnitt des Hauses.

Trotzdem machte sie auf Willy einen etwas günstigeren Eindruck als vorhin. Der Gesichtsschnitt war bei aller Unregelmäßigkeit sympathisch. Das Haar, das sie nach Bauernart am Scheitel ganz straff anliegend trug, hinten in einen breiten Zopf aufgesteckt, zeigte ein schönes, dunkles Kastanienbraun. Die Hände waren freilich vollständig ungepflegt und verarbeitet, aber klein und gut geformt. Und als sie einmal die Augen hob, nur auf einen kurzen Moment, dachte er unwillkürlich: ‚Die Augen werden es Papas gutem Herzen wohl angetan haben. Es sind ja die richtigen Rehaugen.‘

Dann und wann meinte er doch auch, in ihrer ungelenken Art noch Spuren einer besseren Erziehung in der Kinderzeit zu bemerken. Sie handhabte Messer und Gabel leidlich manierlich. Töricht war sie auch nicht. Er mußte leise lächeln: als der Diener Artischocken präsentierte, konnte er deutlich sehen, daß sie mit den Dingern nichts anzufangen wußte, und er war neugierig, wie sie sich benehmen würde. Aber es ging gut: sie guckte heimlich auf den Teller und die Hände von Fräulein von Schotten und verfuhr ganz geschickt nach deren Vorbild.

Es klappte allerdings nicht immer so gut. Hardi kam plötzlich auf den unglücklichen Gedanken, mit dem Gast anstoßen zu wollen. Das setzte das Mädchen in die schrecklichste Verlegenheit. Das Blut schoß ihr ins Gesicht, sie wagte kaum nach ihrem eigenen Glase, das sie noch nicht berührt hatte, zu fassen. Aber dann mochte ihr irgend eine Erinnerung kommen — und sie trank es, wie pflichtschuldigst, in einem langen Zuge leer.

Der Geheimrat war in bester Stimmung. Dann und wann nahm er sich seiner kleinen Nachbarin mit irgend einem herzlichen Wort, einer leisen, zartfühlenden Hilfe an. Sonst unterhielt er sich fast ausschließlich mit Lora. Er entwickelte dabei all die Eigenschaften eines glänzenden Causeurs, wegen derer er berühmt war, und das junge Mädchen ihre ganze Kunst, artig zuzuhören und doch ab und zu mit einer treffenden Bemerkung dem Gespräch eine neue Wendung zu geben, ihm neue Pfade zu öffnen. Er erstaunte immer mehr über die Vielseitigkeit ihrer Interessen. Welches Gebiet er auch anschlug — und er liebte eine etwas sprunghafte Unterhaltung — immer wußte sie ein kluges Wort hinzuzugeben, das ihm doch stets noch Raum für eine kleine Erörterung ließ. Vor allem war es natürlich wieder die Kunst, die ihnen unerschöpflichen Stoff bot. Aber dann kamen sie auf Italien zu sprechen; der Geheimrat erzählte von seinen Reisen, die ihn auch abseits von der großen Heerstraße der Touristen in manch kleine interessante Bergstadt geführt hatten. Und da entschlüpfte Lora ein Wort, das er freudig aufgriff: „Ah .. wenn mir das Leben das doch einmal bieten wollte —“ sagte sie, und er hatte in ihren Augen sogleich das Aufleuchten eines starken Wunsches bemerkt.

„Es wird daran ganz gewiß nicht fehlen, Fräulein Lora! Das Leben bietet jede Chance, nur verstehen es die Menschen meist nicht, sie zu erfassen und festzuhalten, weil sie immer über das Erreichbare hinweg nach dem Unerreichbaren greifen.“

„Ich nicht, Herr Geheimrat. Wirklich nicht. Ich bin an und für sich mindestens keine unzufriedene Natur; dann aber hat mich das Leben auch zur Bescheidenheit erzogen.“ Sie sagte es ganz einfach und schlicht, wie etwas Selbstverständliches.

„Ihr Leben, Fräulein Lora? Ihr Leben kommt ja erst. Und ich prophezeie Ihnen —“

„Bitte, prophezeien Sie nichts! Ich könnte am Ende daran glauben — und Enttäuschungen sind doch schwer zu tragen.“

„Darauf möchte ich es ankommen lassen. Glauben Sie ruhig. Also ich prophezeie Ihnen — es ist ja auch etwas so unendlich Bescheidenes — innerhalb der nächsten drei Jahre eine Romfahrt. Das heißt: selbstverständlich nicht nur so die landesüblichen drei Wochen in der ewigen Stadt, in denen man nur schlürfen, nicht genießen kann, sondern eine wirkliche Romfahrt von mindestens sechs Monaten. Ah — ich

Digitized by Google



Die Augustusbrücke in Dresden. Nach dem Gemälde von G. Kuehl.

Digitized by Google

Digitized by Google

möchte wohl mit Ihnen in der Sixtinischen Kapelle stehen oder mit Ihnen zur Villa Borghese hinaufpilgern, um die Augen zu sehen, mit denen Sie dort Michelangelos Wunderdecke und hier Tizians ‚Irdische und Himmlische Liebe' anschauen. Eine Welt zwischen beiden, und doch beides höchste, edelste Kunst!"

„Einen besseren Führer könnte ich mir jedenfalls, selbst in den verwegensten Träumen, nicht wünschen —"

Wieder hatte Lora das ganz schlicht und einfach, wie etwas Selbstverständliches, gesagt, freilich mit einem sehr verbindlichen Lächeln und indem sie dem Geheimrat das schöne Gesicht voll zuwandte. Er legte ihren Worten auch durchaus keinen tieferen Sinn unter, verstand sie ganz richtig so, wie sie gemeint waren. Aber er freute sich ihrer, und das spiegelte sich in seinen Zügen wieder und in der lebhafteren, wärmeren Weise, in der er weitersprach: „Und ich würde es als einen ganz besonderen Genuß schätzen, Ihr Cicerone zu sein, Fräulein Lora. Ja, Rom ist wunderbar. Aber ich meine fast, wir beide passen noch besser nach Florenz, in die Stadt der Mediceer. Ach, Sie glauben gar nicht, wie das Herz und Seele erfrischt, früh über den Arno hinwegzuschauen auf die reizenden grünen Hügelketten, dann ein paar Stunden in den Uffizien zu schwelgen und am Nachmittag etwa der Villa des großen Cosimo einen Besuch abzustatten ...."

Willy lauschte längst mit gespannten Zügen über den Tisch hinüber.

Ein merkwürdiger Argwohn war plötzlich in ihm aufgestiegen.

Der Vater hatte ja in seiner immer noch jugendlichen, ritterlichen Art den Frauen stets gern gehuldigt; aber es hatte dann einen — nun ja! — einen etwas onkelhaften Beigeschmack gehabt. Heut gab er sich ganz anders, unendlich interessierter, persönlicher. Er widmete sich fast ausschließlich Fräulein von Kollanden. Auch allerlei kleine Äußerlichkeiten fielen nun Willy auf. Daß der Vater erregter war als sonst, daß er weniger aß, aber hastiger trank. Und er erinnerte sich, daß er immer eine besondere Vorliebe für Lora gehegt hatte. Ja — in den letzten Wochen hatte er sie geradezu mit einer gewissen Beflissenheit wieder und wieder ins Haus gezogen ...

War das wirklich etwas wie ein Johannistrieb, der in ihm erwacht war? In unserem ruhigen, verständigen, würdigen alten Herrn? Eigentlich kaum denkbar! Und doch — und doch —

Armer Vater!

Dies schöne junge Mädchen wirst Du Dir nicht erringen! Gerade weil es nicht nur schön, sondern auch klug ist. Klug genug, den Abstand der Jahre nicht zu übersehen.

Aber wenn sie nun so klug ist, sich über diese Differenz hinfortzusetzen? Es mochte manch schönes kluges Mädchen geben, die trotz allem die Vorteile zu schätzen wußte, die die Stellung an seiner Seite bot, und auch ihn selbst!

Ein bitteres, häßliches Gefühl stieg in Willy auf.

Es war noch weit entfernt von Eifersucht, weit entfernt von Neid, und doch lagen die Wurzeln zu beiden in ihm. Es richtete sich dabei nicht so gegen den Vater — geschweige denn gegen Lora. Vielmehr gegen sich selbst.

Da hatte ihn nun dies wunderschöne Mädchen interessiert von dem Tage an, da er ihr zufällig im Baldinschen Garten begegnet war. Interessiert? Nein, mehr als das! Denn dies Interesse wäre nur ein äußerliches gewesen, er aber fühlte sich noch mehr als durch ihre Schönheit durch ihre vornehme Anmut, ihre ganze Art, sich zu geben, gefesselt —

Sie war zu ihm stets liebenswürdig gewesen. Nicht mehr. Aber auch daraus hätte er Gelegenheit schöpfen können, sich ihr zu nähern, um sie besser kennen zu lernen.

Er aber hatte mit Frau Baldin getändelt, sich ein wenig an den Triumphwagen der koketten Frau spannen lassen, auch das ohne jeden tieferen Herzensanteil. Immer noch der törichte Falter, der am liebsten von einer Blüte zur anderen flattert —

Pah! Er warf trotzig den Kopf zurück. Sei kein Narr, rede Dir nichts ein! Das, was Du jetzt für diese prächtige Blüte dort zu empfinden glaubst, ist ja auch keine Liebe.

Im Grunde — Du ärgerst Dich! Sich ärgern, ist immer dumm. Man macht so gar nichts besser dadurch —

Und dann: es ist ja Unsinn. Alles Unsinn. Der gute Papa spielt ein wenig den liebenswürdigen Schwerenöter — weiter nichts! Das war eigentlich immer seine Art. Er unterhält sich gut, er flirtet, mit Respekt zu denken. Warum sollte er nicht?

Plötzlich fühlte Willy Hardis Hand auf seinem Arm und hörte ihr leises Stimmchen: „Ach, Willy, sei doch ein bissel gut zu mir ..." Und als er ihr ganz erstaunt ins Gesicht sah, waren ihre Augen feucht.

„Dummerchen, was hast Du denn?" gab er leise zurück.

Bei Hardi war doch Lachen und Weinen immer in einem Sack. Jetzt zeigte sie ihm schon wieder die weißen Mausezähnchen: „Anstoßen sollst Du mal mit mir! Weißt Du ... früher als Student, als Du noch lustig warst, da tranken wir oft auf den bewußten alten General ..."

„Ja so, Kleine! Also gut: unser alter General Quenousaimons soll leben! Du — Du! Ist's wieder mal unruhig da?"

Sie wurde dunkelrot und zupfte krampfhaft an der Eisdecke auf ihrem Teller. Aber sie antwortete nicht.

Es belustigte ihn. Er dachte an nichts Ernstes. Hardi — das Kind!

Und er horchte auch soeben wieder nach drüben. Denn der Vater erzählte grade eins der kleinen Geschichtchen, in denen er groß war. Ein Geschichtchen aus seiner Jugendzeit, von einer seiner Cousinen, der Tochter eines altangesehenen Berliner Handelsherren. Sie hatte einen Grafen geheiratet — „eine wirkliche Liebesheirat, nebenbei bemerkt" — und war zum ersten Male bei Hofe. Da fragte sie ein als hochmütig bekannter Prinz: „Womit handelte doch Ihr Herr Vater, Gräfin!" Und sie antwortete schlagfertig: „Königliche Hoheit — mit Verstand!"

„Das war beneidenswert gesagt!" hörte Willy noch Loras volle Stimme. „Diese Dame hätte ich kennen mögen."

„Ich werde Ihnen nachher ihr Bild zeigen, Fräulein Lora. Es steht drüben auf meinem Schreibtisch — ein kleines Pastell von Krüger, das sie mit ihrer Schwester zusammen darstellt. Das war auch eine merkwürdige Frau. Sie heiratete blutjung und zum Entsetzen der ganzen Sippe einen Mann, der wohl dreißig Jahre älter war als sie. Und das Merkwürdigste war: sie ist sehr glücklich geworden."

„Ist das wirklich so merkwürdig?"

Es war eigen: Willy wollte es scheinen, als gereue Lora das Wort, kaum daß sie es ausgesprochen hatte. Auf einen Moment wenigstens schlug sie wie in leichter Verwirrung die Augen nieder. Und es mochte ihr willkommen sein, daß Excellenz Graban sich mit einem Scherzwort in das Gespräch mischte: „Merkwürdig? O nein! Merkwürdig wäre nur der umgekehrte Fall, daß sich ein Mann von zwanzig Jahren in eine Frau von sechzig verliebte. Und doch behauptet der Treppenwitz der Kulturgeschichte, auch das sei schon vorgekommen. Der berühmten Ninon de l'Enclos nämlich — und erschrecklicherweise sei der verliebte Seladon sogar der eigene Sohn gewesen. Aber die Anekdote entstammt einer so erfindungsreichen Zeit, daß ich nicht recht an sie glaube."

Willy tippte mit seinem Glase wieder an das Glas der Schwester und raunte leise: „Was, Hardi? Das beste ist, wenn gleich sich zu gleich gesellt!" Der Vater konnte die Worte nicht gehört haben, aber er hatte die Bewegung gesehen. Und nun erinnerte er sich wohl plötzlich des armen Herzchens. Er hob sein Glas und nickte der Tochter zu, mit einem bedeutungsvollen Lächeln. Dann hob er schnell die Tafel auf.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Glockensang. I.

Geistlich und weltlich. Von Julius Stinde.

Tönendes Erz!

Ist der Glockenklang wirklich nichts mehr als von becherartig geformten Metallmassen in Schwingungen versetzte Luft, die auf das Trommelfell und die feinen Nervenfasern des Ohres einwirkt? Ich meine: Glocken singen, und gar verschieden ist ihr Sang. Glockensang begleitet uns durch das Leben; wer wäre wohl, dessen Herz er noch nicht getroffen, sei es in Freude, sei es in Leid? Da allerdings, wo das Getobe der Großstadt sich bemüht, die ernste Stimme zu überschreien, verhallt sie nur zu oft ungehört, aber um so eindringlicher erfaßt sie das Gemüt zu den Zeiten, wenn der Lärm verstummt und das Herz wartet, wie um Weihnachten und um die Jahreswende.

Glocken haben etwas Geheimnisvolles. Wer sie je dort oben im Turm besuchte, wo sie schweigend hängen, kennt das eigentümliche Gefühl der „Glockennähe“: ihn überkommt eine ehrfürchtige Scheu vor den ehernen Gebilden, die aufleben und laut werden, sobald es ihres Amtes ist.

Und wurden sie nicht Lebenden gleichgeachtet seit alter Zeit? Man hat ihnen Namen gegeben, sie wurden getauft und geweiht, und berühmte Glocken sind im Volke weit und breit unter ihrem Taufnamen bekannt, wie die Susanne der Münchener Frauenkirche, die Sigismundis zu Danzig, die Maria zu Aachen und viele andere mehr. Jüngsten Datums ist die zur Krönungsfeierlichkeit für St. Mary's Church in London gestiftete Glocke, die auf ihrem Rande die Inschrift trägt: „My name is Edward VII.“

Wann die Glocken für kirchliche Zwecke im Abendlande in Gebrauch kamen, das läßt sich auf das Jahr genau schwer feststellen. Um das Jahr 524 sollen bereits in Rom viele Glocken gewesen sein; unter Karl dem Großen wurde für die Versorgung der Kirchen und Klöster mit Glocken geeifert.

Vor dieser Zeit wurden die Mönche durch Anklopfen an die Türen der Zellen zu den nächtlichen Andachten und Morgendiensten geweckt oder durch eine hölzerne Klapper zusammengerufen, wie solche in Holstein und Mecklenburg noch jetzt auf einzelnen Gütern zur Ansage der Mahlzeiten für die Leute benutzt wird.

Auf solches Klopfen ist die Entstehung des Wortes Glocke zurückzuführen, zumal das Zeitwort „klocken“ nach Grimm nicht nur klopfen, sondern auch schallen bedeutet, so daß in dem mönchslateinischen Clocca sowohl das bisherige Weckklopfen als auch der wohlklingende Schall der neuen Ruferin bezeichnenden Ausdruck fanden.

Die Stimme der Glocke reichte weiter als das Klappern des Holzes und des Blashorns, womit an etlichen Orten ebenfalls das Zeichen zum Gottesdienst gegeben wurde; durch die Glocke trat das Heiligtum in deutlicheres Vernehmen mit der Gemeinde. Die Kirche rief jetzund laut und regelmäßig; sie teilte den Tageslauf durch die Stunden des Gebetes, die die Glocke verkündete. So richtete in der uhrenarmen Zeit sich weltliches Geschäft nach der kirchlichen Zeiteinteilung, und vielfach gibt auf dem Lande die Betglocke noch immer das Zeichen zum Beginn der Arbeit, zur Mittagspause und zum Feierabend. Damit gewann die Glocke großen Einfluß. Sie war wie die Stimme eines, der Sorge für die Menschen trug, ihnen sagte, was an der Zeit sei, und sie gleichzeitig ermahnte, vor jedem Beginn, den Sinn im Gebet, auf den zu richten, in dessen Hand alles Wohlgelingen steht. Wer das wunderbare Bild von Millet sieht, das berühmte Angelus, empfindet mit dem einfachen Feldarbeiterpaar den Seelenfrieden, den ihnen der Glockensang im Abendläuten bringt.

Nicht ihnen allein, den beiden auf jenem Bilde Dargestellten. Während ein Abschnitt der Erde sich bereits im Schatten befindet, sinkt die Sonne erst für den folgenden unter den Horizont und kommt für diesen Längengrad der Abend. Überall aber, wo die Christenheit Kirchen erbaute, ertönt die Abendglocke zu ihrer Zeit, bei unseren Antipoden wenn wir erwachen und die Sonne neu begrüßen. So schweigt auf Erden zu keiner Zeit der Friedensgruß nach vollbrachter Tagesarbeit, und wer außerhalb der Erde stände, mit so feinem Gehör, daß er es vernehmen könnte, dem sänge unser Planet ununterbrochen das Glockenlied von jenem Frieden, den allen Völkern zu bringen die Weltaufgabe des Christentums ist.

Im Gegensatz zu der Alltagsglocke hatte die Festglocke die Tage und Stunden erhöhter Feier anzuzeigen, und es begann, teils aus wohlverständlichem Bedürfnis zur Auszeichnung der hohen Zeiten, teils aus dem nicht minder begreiflichen Trachten sich vor anderen hervorzutun, unter Kirchen und Klöstern ein Wettstreit im Geläute, sowohl in der Anzahl, wie besonders auch in der Größe der Glocken. Der Ruf einer Kirche hing in der Tat von der großen Glocke ab.

Das Glockengießen erhob sich zu einer anerkannten Kunst, und es entwickelte sich ein förmlicher Glockenkultus. Abgesehen von der Metallmischung — man gab sogar Silber in den Schmelzofen — von der Form, den Verzierungen und Inschriften suchte man den höchsten Ruhm in der Größe und Schwere der Glocken, und so wurden Frömmigkeit und Ehrgeiz die Eltern wahrer Erzriesinnen.

Deutschlands größte Glocke ist die Kaiserglocke zu Köln im Gewicht von 525 Centnern. Sie wurde aus dem Metall französischer Kanonen gegossen.

Rußland hat den Vorrang, nicht nur die meisten, sondern auch die größten Glocken zu besitzen. Die vielen Türme der griechischen Kirchen geben hinreichend Gelaß für Glocken — Moskau soll ihrer allein über 1700 zählen — und der Turm Ivan Weliki enthält in seinen vier Stockwerken für sich allein schon 37, darunter „Bolshoi“, die dicke und größte, welche geläutet werden kann. Die allergrößte Glocke ist der Kaiser der Glocken „Zar Kolokol“. Ihr Gewicht wird auf 3962 Centner angegeben. Sie steht auf einem gemauerten Kranze, zu dem eine Thür führt. Als sie 1737 bei einer Feuersbrunst herabstürzte, brach ein Stück aus, wodurch eine Lücke entstand, so groß, daß zwei Erwachsene zugleich eintreten konnten. Nächst Rußland hat China die größten Glocken, die nicht geläutet, sondern mit hölzernen Hämmern angeschlagen werden; in ganz Asien, zumal wo der Buddhadienst verbreitet ist, sind große und kleine Glocken im Gebrauch, die jedoch in der Gestalt von denen des Abendlandes abweichen. Ihr Klang dient weniger zum Zusammenrufen der Gläubigen als zum Herbeirufen guter Geister und zur Vertreibung böser Dämonen. Der Orientale schreibt dem Glockenklange magische Kräfte zu.

Aber auch im Abendlande galt — und gilt noch — die Glocke als ein mit heiliger Kraft ausgerüstetes Wesen. Sie hat eine Seele.

Auf der 1481 gegossenen Glocke der alten Genfer Kathedrale steht die Inschrift: Mentem Sanctam Spontaneam Habeo Honorem Dei Et Liberationem Patriae invoco. (Ich habe eine eigene heilige Seele, zu Gottes Ehre und für die Befreiung des Vaterlandes erhebe ich meine Stimme.) In Rom, in Burgund, in England, in Frankreich sind ebenfalls Glocken, deren Randschrift mit den Worten „Mentem sanctam habeo“ beginnt.

Als seelenbegabtes Wesen konnte die Glocke getauft werden. Die Einzelheiten der Ceremonie stehen im Ponteficale romanum in dem Kapitel: De benedictione Signi vel Campanae. Fischart sagt davon in seinem ‚Bienenkorb‘: „Die Glocken werden auch getauft, und man stellet ihnen auch Gevattern zur Taufe, welche das Seyl, daran sie gebunden, halten, und auf dasjenige, was der Statthalter des Bischofs die Glocke fraget, Amen sagen müssen. Alsdann bekleidet man die Glocke mit einem neuen Rocke (von wegen des Reimes) und beschwört sie zu Vertreibung aller Teufel Macht und zu Wohlfahrt der abgestorbenen Seelen. Auch sind die

Digitized by Google

Glocken so heylig, daß man sie nicht läuten darf, so lang als eine Kirche oder ein Volk im Banne ist."

Bei der Taufe erhielt die Glocke endgültig ihren Namen. Eine der berühmtesten Taufen ist die vom Papst Johann XIII., an der großen Glocke des Lateran zu Rom im Jahre 968 vollzogene, wobei dem Täufling der Name des Täufers St. Johannes gegeben wurde. Nach der Reformation hörte in protestantischen Ländern die Glockentaufe auf und wird, wenn gefordert, durch eine einfache Weihe ersetzt.

Aus ihren Inschriften wird ersichtlich, welche Aufgabe die geweihte resp. getaufte Glocke zu erfüllen vermag. Von den vielen, die so ziemlich dasselbe sagen, seien zwei hervorgehoben, die sich gleichzeitig durch ihren Wohlklang auszeichnen und das singende Schwingen der Glocke tonmalend vortrefflich wiedergeben. Die erste: Laudo Deum verum — Plebem voco — Congrego Clerum — Festa decoro — Defunctos ploro — Pestes Daemonemque fugo (den wahren Gott lobe ich — das Volk rufe ich — die Geistlichkeit sammle ich — die Feste verherrliche ich — die Toten beklage ich — die Pest und den Dämon [Teufel] vertreibe ich).

Die zweite: Funera plango — fulmina frango — Sabbata pango — Excito lentos — Dissipo ventos — Paco cruentos (die Toten beklage ich — die Blitze breche ich — die Feiertage kündige ich — die Trägen ermuntere ich — die Winde verjage ich, die Zürnenden besänftige ich).

Die Festglocke und die Trauerglocke: ihr Sang ist uns allen so vertraut, daß wir der Inschrift nicht bedürfen, um zu wissen, wie sie ihres Amtes wartet in Freud und Leid. Wir wissen auch, daß sie Priester und Gemeinde zur Kirche ruft, daß sie erklingt zum Lobe Gottes, daß ihr ernstes Hallen die Seele aus dem Schlummer der Gleichgültigkeit erweckt und daß es von Sorge und Leid, Unruhe und Groll zu Ergebung und Rast lenkte. Hat es doch zum Bundesgenossen im Gemüte des Menschen die Erinnerung an die Freuden der Kindheit und den Morgenglockenklang des Lebens.

Wie aber die Glocke die Blitze — das Wetter — bricht, wie sie den Teufel, Dämonen und die Pest vertreibt, das ist des Verfolgens um so mehr wert, als wir hieran ersehen, wie Reste des Heidentums an den Glocken haften, für so urchristlich sie auch gehalten werden.

Durch den orientalischen Völkerglauben, durch die ganze Heidenwelt zieht sich wie der Faden einer Perlenschnur die Furcht vor bösen Geistern, vor Dämonen. Diese unsichtbaren Wesen verursachten alles Böse. Die schreckensvolle Seite der Natur, das Wüten der Elemente, Sturm und Flut, Gewitter und Finsternisse wurden als unheimliches Spiel boshafter Dämonen aufgefaßt, die dem Menschen zu schaden trachten, ihm Unheil zufügen, wo sie können, ihn und die Seinen und sein Vieh krank machen. Die Dämonen zu beschwören, ihr Treiben zu hintertreiben, ihre Macht zu brechen, sie zu überwältigen, darin bestand die Kunst der Magie, von der sich in zahlreichen abergläubischen Bräuchen noch bis jetzt Spuren erhalten haben. Frei vom Dämonenglauben war kein Volk. Die Klarsten der griechischen Philosophen dachten über das Wesen der Dämonen nach, die Römer bauten ihnen Tempel, und die alte Arzneikunst war mehr oder minder ein Kampf mit dämonischen Gewalten. Wo die Arzneimittel versagten, wandte man Amulette, Beschwörungen und magischen Hokuspokus an.

Auch die Juden saßen voller Angst vor Dämonen, selbst nachdem sie Jehova erkannt hatten, den einigen Gott, den David in den Psalmen als den Mächtigsten preist, über den kein Feind — auch nicht der unsichtbare, wie der Dämon der Seuchen — Macht hat. Der Talmud ist voller Dämonenspuk, er sagt u. a.: „Wenn dem Auge die Schärfe verliehen würde, alles zu sehen, könnte kein Geschöpf vor dem Anblick der Gespenster bestehen. Sie stehen um uns herum und lauern, daß der Mensch einen Fehler gegen das Gesetz begehe, der sie ihnen überliefert." Gegen solch Dämmergespenst war der Klang von Glocken wirksam. Der israelitische Priester trug Schellen am Kleide beim Aus- und Eingehen in das Heilige, um nicht zu sterben. Nach einzelnen Auslegern galt das Klingeln aber nicht dem Herrn, sondern den Geistern des Einganges. In Rom schlug der Hausvater eherne Becken zusammen, um die Lemuren zu bannen; die Griechen ließen Beckenklang ertönen, um die Seelen Abgeschiedener vor der Macht finsterer Geister zu schützen. Erzklang war gegen unsichtbare Mächte wirksam wie die Erzwaffe gegen körperliche Feinde. Aus Erz waren die Waffen, mit denen die Helden und Ahnen Siege erfochten; sein heller eigenartiger Klang mußte jene Gewalten besiegen, die sich durch Heulen und Brausen, durch unheimliche Geräusche kund gaben, durch unsichtbare heimtückische Angriffe auf Leib und Leben.

Die christliche Kirche nahm aus dem Judentum und Griechentum die Dämonen auf. Religion und Wissenschaft, Christentum und Philosophie waren sich darin einig, daß Dämonen existierten. Die Kirchenväter behaupteten, daß sie mit göttlicher Erlaubnis Macht hätten, dem Menschen zu schaden, namentlich ihn zum Abfall vom Glauben zu bringen. Ein Christ war deshalb beständig der Verfolgung ausgesetzt und mußte kräftige Waffen gegen die Dämonen haben.

Eine solche Hilfe gegen die Unsichtbaren bot auch der Glockenklang. Wo bei heiligen Handlungen die Glocke ertönt, wehrt ihr Klang alles Unreine und Dämonische ab. So steht auf der großen Glocke zu Erfurt: „Die große Susanne treibt die Teufel von danne." Das Sterbe- oder Zügenglöcklein, das gezogen wird, wenn jemand im Sterben liegt, soll die Teufel vertreiben, die sich der abgeschiedenen Seele bemächtigen wollen. Die Seuchen, zumal die Pest, galten als dämonische Krankheiten, von bösen Geistern gebracht. Glockenklang sollte ihnen — wie die Inschriften sagen — wehren. So weit der Hall der Glocke reicht, so weit reicht auch ihr Schutz, und da das Gewitter ebenfalls Dämonen zugeschrieben wurde, Hagel und Regen sogar von Hexen gemacht werden konnte, darf man sich nicht wundern, wenn das Wetterläuten vielfach noch heute üblich ist. Denn nichts ist zäher, als die Überlieferung, und der Glaube, daß Glockenläuten Gewitter abwenden, Hagel in Regen umwandeln könne, steht noch eben so fest in manchen Gegenden, wie die Überzeugung, daß es wettermachende Hexen gibt. Gegen solche Meinung hilft leider keinerlei Geläut. In Italien heißt es allgemein beim Anziehen der Glocken während eines Gewitters, es geschehe per cacciare il diavolo, um den Teufel zu verjagen.

Der Ton der Glocke ist ein anderer, wenn sie ruhend angeschlagen wird, als wenn sie schwingt. Die vorhin angeführten Inschriften geben rhythmisch den Schwinglaut wieder. Den Schlaglaut malt die Inschrift der Feuerglocke in Pontoise mit den Worten: Unda, Unda, Unda, Unda, Unda, Unda, Unda, Acurrite cives. Wie man auch teilen mag, die siebenmalige Wiederholung des Unda (Wasser) läßt sich nicht in ruhiges Teilmaß zwängen, und da, wo der Schluß stehen müßte, ertönt das: Herbei ihr Bürger. Die ängstliche Unruhe des Feuerrufes kann nicht besser ausgedrückt werden als durch diesen Wortschritt. Das Volk legt dem Glockensange mit Vorliebe Worte unter. Der Deutsche hat für das einfache Geläut die Silben bim bam oder auch bim bam bum; der näselnde Franzose hört die Glocken din, don. Die Glocken von Vendôme singen ihm:

Orléans, Beaugency,
Notre-dame de Paris,
Vendôme, Vendôme,

wobei die letzten beiden Worte den Tiefklang der großen Glocke wiedergeben.

In Italien sagen die Glocken häufig: dami et ti daro... Gibst du mir — geb' ich dir. Vom Rhein erzählt man, daß ein Pfarrherr sich an den Bischof von Mainz wandte und um Versetzung bat, dieweil er das Geläut seines Kirchleins nicht vertragen könne. Befragt, wie sein Anliegen zu verstehen sei, antwortete er treuherzig: „Wenn ich am frühen Morgen am offenen Fenster meines Studierstübleins sitze, dann höre ich von Mainz herüber die Domglocke, wie sie singt: vinum bonum, vinum bonum, und so ich dem herr-

Digitized by Google

lichen Klange lausche, beginnt das Glöcklein meiner Kirche: Äppelwei', Äppelwei', Äppelwei', Äppelwei' ... es ist eben nicht zum Aushalten."

Wie es geworden ist, darüber schweigt die Geschichte, der es genügt, den Klang der großen Glocke mit vinum bonum (guter Wein) zu malen und den des Glöckleins mit dem dürftigeren Äpfelwein. Wie der Sprengel, so das Geläute und so auch die Pfründe.

Nicht tönendes Erz ist die Glocke, es ist ihr Sang, der zu uns spricht, der in Krieg und Frieden, in Leid und Lust seine Stimme erhebt, indem er mit Klängen, wie sie eben nur der Glocke eigen, uns von der Wiege bis zur Bahre begleitet. Kein Abschnitt des Lebens, keine mit religiöser Erhebung verbundene Handlung, die nicht Glockensang einleitete.

Und wo der Glockensang ein Echo im Herzen findet, ist auch die Sehnsucht zur Heimat nicht erstorben.

Verliebt.

Von **Georg Busse-Palma.**

Ich denk' an Dich, des Nachts und auch am Tag.
Wenn ich erwach' beim Klang der Morgenglocke,
Küß ich die kleine, liebe braune Locke,
Die selbst im Schlaf auf meinem Herzen lag.

Dann beugt mein Nacken sich dem Joch der Pflicht.
Ich sitz' und schreib' — und lächelnd unter Tränen
Dank' ich dem Himmel für dies heiße Sehnen —
Für wen ich lebe — früher wußt' ich's nicht. —

Vor meinem Fenster fällt der Wind ins Grün.
Weichdunkle Dämmrung gleitet durch die Räume.
Da pflücken junge, zukunftsfrohe Träume
Mir rote Rosen, die erst später blühn.

Und schlaf' ich ein, lehn' ich mich tief zurück.
Mein Herz schlägt stiller als in all den Jahren.
Das schmale Band mit Deinen braunen Haaren
Verknüpft es ja mit seinem künft'gen Glück.

Ein Trachtenfest im Bregenzerwald.

Von J. C. Heer. Mit 6 Abbildungen.

Der Bregenzerwald ist das von der Bregenzeraach und ihren Zuflüssen durchströmte Bergland, das sich im Südosten des Bodensees aufbaut, eine prächtige Voralpenlandschaft mit malerischen Tälern, Mulden, Hochflächen, Wald- und Felsengipfeln, die seit Jahren zu einem Lieblingsziel deutscher Sommerfrischler geworden ist. Ein einfacher, arbeitsamer und frohmütiger Volksschlag vom Allemannenstamm bewohnt den „Wald", wie das Volk seine Heimat kurzweg nennt, obwohl der Forst, einst der großartige Wald-Jagdbezirk der Grafen von Monfort, längst gelichtet ist, der Wald nur noch zu einem Drittel das Land bedeckt, das sich in Dorfschaften, Gehöften, Wiesen und Weiden sonnig aufgeschlossen hat. Ein Vorzug des Wäldler Bergvolkes, wenigstens seines weiblichen Teils, ist die Treue gegen die angestammte Tracht, und die Gemeinde Egg, eine der lieblichsten des Bregenzerwaldes, mitten im Bergland gelegen, wußte der Volksfreude über eine Schmalspurbahn, die von Bregenz aus in den Wald gebaut und kürzlich eröffnet worden ist, keinen schönern Ausdruck als durch ein entzückendes Trachtenfest zu geben, das sie am 21. September 1902 in ihren Gemarkungen abgehalten hat. Die Losung des Festes war, wie Gebhard Wolfle, ein Wäldler Dichter, in der altallemannischen Mundart seines Tales sagt:

„Meor ehrod das Alt, meor grüozod das Nü,
Und blibod üs sealb und der Hoammad trü!"

Schriftdeutsch:

„Wir ehren das Alt', wir grüßen das Neu',
Wir bleiben uns selbst und der Heimat treu!"

Wer das Fest besuchte, dürfte sein helles Vergnügen an dem schlichten, gesunden Sinn, an den alten Sitten und Bräuchen, besonders aber auch an dem durch die Feier bekundeten Versprechen des Volkes haben, das urwüchsig Überkommene trotz der neuen Zeitläufe, die durch die Eröffnung der Bahn für den Wald anbrechen, weiter zu pflegen und an die Jugend zu vererben. Zu viel Fremde waren wir nicht da, außer ein paar Wandersleuten, wie der Verfasser dieses Aufsatzes, ein Häuflein Städter aus Bregenz und Lindau, sonst aber nur Gäste aus dem Walde selbst, sodaß das doch sehr volksbelebte Fest das Gepräge einer stillsonnigen, innigen Heimatfeier trug, die das Herz jedes Teilnehmers oder Zuschauers mit Licht und Wärme erfüllte.

Frühmorgens um fünf Uhr kündeten Böllerschläge, die an den Bergen widerhallten, den großen Tag des Dorfes an, und wer schon mit den Bewohnern munter war, hatte bis zum wirklichen Beginn des Festes reichliche Gelegenheit, sich in Egg und seiner Umgebung, sowie unter dem mit der Bahn, mit dem Wagen und zu Fuß zuströmenden Volk des Waldes umzusehen. Das Dorf ruht an der tiefsten Stelle einer weiten Talmulde wie der Vogel im weichen Nest, seine wohlgebauten, stattlichen, oft mit Vorgarten und Fensterblumen geschmückten Häuser bilden nur einen kleinen Dorfkern, sind sonst über grüne, sanftansteigende Matten bis auf Höhen zerstreut, auf denen man einen reizvollen Überblick über das bergumschlossene Talrund und auf nahe und ferne Hochterrassendörfer bis hinaus zum gasthofgekrönten Pfänder bei Bregenz und hinein zu den Felsenzinnen des innern Waldes

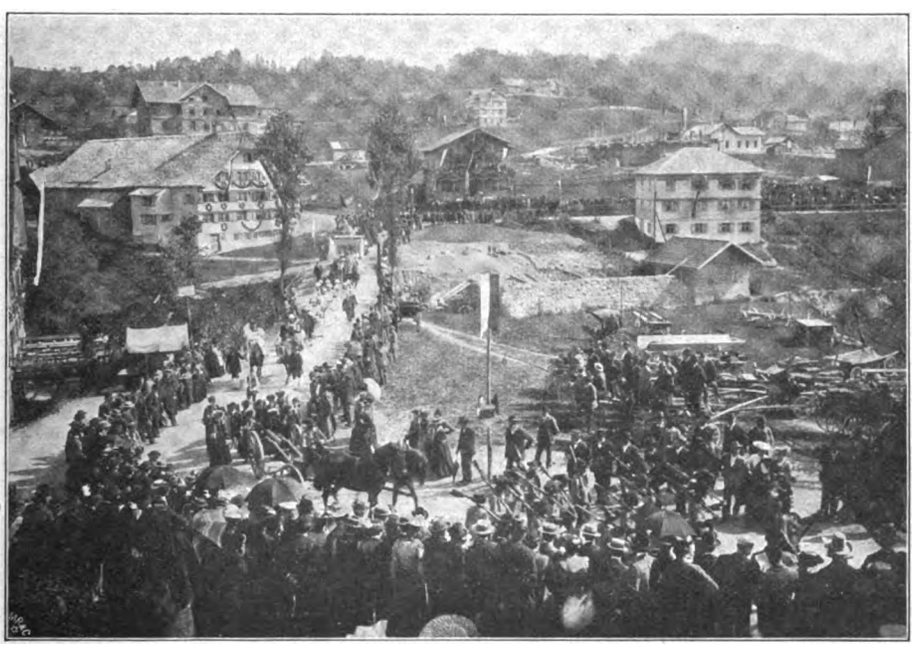
Digitized by Google

hat. Die malerischeste Stelle des Dorfes wird durch die neue, schöne Pfarrkirche auf anmutigem Hügel, die dicht dabei sich öffnende Felsenschlucht der quellenklaren Aach, die zermorschenden Pfeiler einer alten Steinbogen- und einer neuen eisernen Brücke über die Kluft gebildet, in deren Grund der Fluß in Felsenschalen ruht.

Das Dorf hatte sich festlich in Schmuck geworfen. Vor der Schlucht, wo grüne Wiesen die Aach säumen, war der wohlgewählte Platz für die Volkslust, mit flatternden Wimpeln abgegrenzt. Ehe sie sich aber auf dem freien, grünen Plane entfaltete, bewegte sich von der Herbstsonne strahlend überleuchtet, vom würdevollen Landeswaibel und der altbäuerlich eingekleideten Ortsmusik angeführt der Festzug reich, gediegen und farbenprächtig durch das Dorf und spiegelte älteres und neueres Trachtenleben des Wäldlervolkes in Bildern, die für Genremaler wahre Funde gewesen wären. Die Trachten des Waldes haben im Lauf der Zeit manche Veränderungen erfahren, die Frauentrachten waren in den Hauptstücken einst schneeweiß, jetzt sind sie schwarz. Die Ursache dieses Überganges erklärte uns gleich die erste prachtvolle Gruppe „Besiegerinnen der Schweden an der roten Egg". Die mit Dreschflegeln, Hauen, Heuharken und Sensen ausgerüsteten Kämpferinnen waren eine Schar lieblicher, doch kraftvoller Bauernmädchen und Frauen jeden Alters; die alte, weiße Tracht die an der Brust einen roten Einsatz hat, wirkte in ihrer Reinheit und Schlichtheit fast feierlich. Auf dem Haupte trugen sie dazu eine Art weißer Kosakenmütze, auf den ersten Blick glaubte man aus Eisbärenfell, bei näherem Zusehen bemerkte man, daß die eigenartige Kopfbedeckung aus einem kunstreichen nach außen zerschlissenem Strickwerk besteht. Die Tracht wird durch einen schwarzen, schmalen Ledergürtel vervollständigt, auf dem mit Goldblechbuchstaben der Name der Besitzerin angegeben ist, und vom Gürtel baumelt ein Gehänge, das in einer Lederscheide endet. In dieser steckt das silberfiligranisierte Eßbesteck, denn in den Zeiten, als die Tracht noch getragen wurde, war es Brauch, daß die Bäuerinnen, die irgendwohin zu Verwandten auf Gastbesuch gingen, Messer und Gabel selbst mit sich brachten. Die Frauen mit den ländlichen Waffen bildeten nun in schwerer Zeit einmal den siegreichen Landsturm des Tales. — Das war im Dreißigjährigen Krieg, in der Schwedennot, deren Gedenken auf dem Kirchhof in Egg lange Zeit folgende kurze, schwere Inschrift festhielt: Klag' auf Klag', siebenundsiebzig in einem Grab'." Am 4. Januar 1646, nachdem die Schweden Bregenz eingenommen hatten, drang ein Streifkorps bis gegen das Dorf Egg vor. Plötzlich aber erblickte es eine weißgekleidete Schar mit blinkenden Waffen, überrascht wandte es sich, im Glauben himmlische Wesen zögen zum Kampfe heran, zur Flucht. Die Mädchen und Frauen des Bregenzerwaldes aber — sie waren in ihrer Tracht die weiße Schar — holten die Schweden zwischen den Dörfern Egg und Hittisau ein und richteten ein solches Blutbad unter ihnen an, daß auch nicht einer mit dem Leben davonkam und die Kampfstätte bis auf den heutigen Tag die „rote Egg" heißt. Daß sie aber von den Feinden für himmlische Wesen gehalten worden waren, nahmen die Wäldlerinnen für ein göttliches Wunder und gelobten die nur Himmlischen zukommenden weißen Kleider an dunkle zu tauschen. So erklären Chroniken und Sagen die Einführung der schwarzen Tracht, die moderne Geschichtschreibung widerstreitet ihnen nicht, sie sagt nur, die Schweden hätten die Frauen des Waldes nicht sowohl für Engel als für österreichische Infanterie genommen. Daß ein geschichtlicher Kern in der Überlieferung steckt, erhellt aus der Lebendigkeit, mit der sie sich im Volke erhalten hat und aus dem Umstand, daß die Frauen jetzt noch in Sitte und Brauch des Bregenzerwaldes eine bevorzugte Stellung einnehmen, in der eine Anerkennung der alten Tapferkeit liegt. So haben sie das Recht beim „Opfergang" in der Kirche, bei dem feierlichen Umzug zu Ehren einer Verstorbenen, den Männern voranzugehen. Und die Erscheinung, daß das Volk durch tiefgreifende geschichtliche Ereignisse zu einer Änderung der Tracht bewogen wurde, steht ja nicht vereinzelt da. Es legten ja auch die Schulserinnen im Engadin um die gleiche Zeit, als die Wäldlerinnen das Weiß preisgaben, den Scharlach, mit dem sie bisher geprunkt hatten, ab, weil die Blüte ihrer Männer unter den Streichen Österreichs auf dem Kirchhof erschlagen lag. Denn tiefe Symbole erkennt der naive Sinn



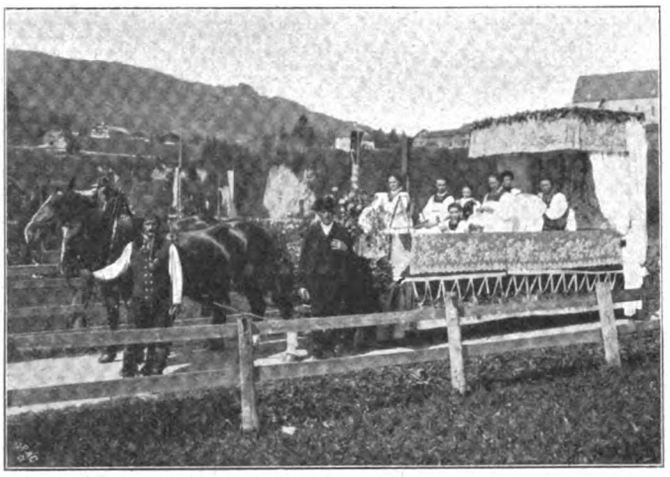
Die Besiegerinnen der Schweden an der roten Egg. 1647.



Schützen in den Franzosenkriegen mit ihren Proviant und Munition nachtragenden Frauen und Kindern.

Digitized by Google

des Volkes in Farbe und Kleid. — Den Besiegerinnen der Schweden folgte eine weitere geschichtliche Gruppe, die in Grau gekleideten, vom altehrwürdigen Talbanner überwehten Bregenzerwaldschützen, die in den bewegten Zeitläufen von



Hausindustrie-Festwagen.

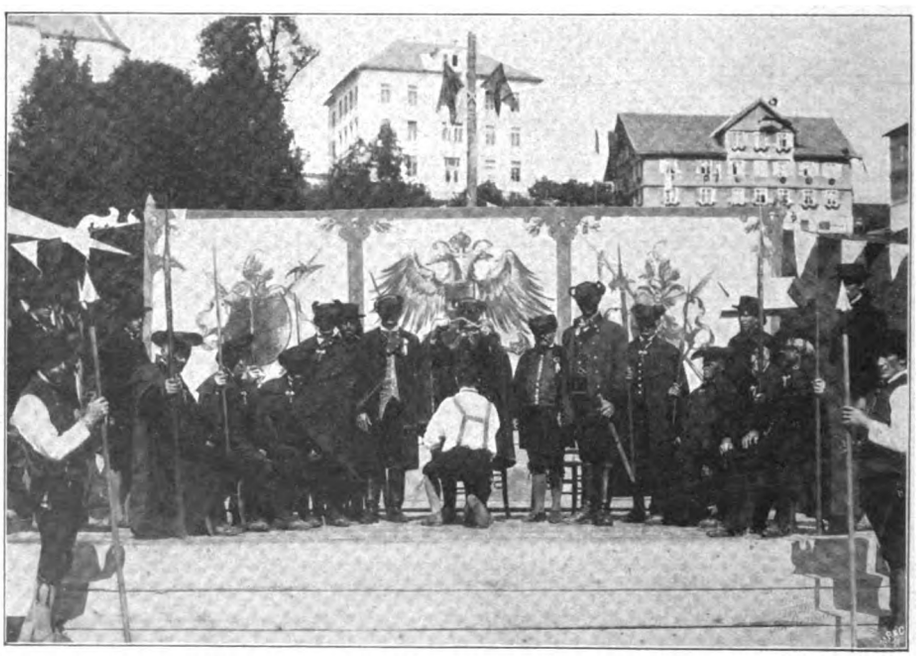
1799 bis 1809 im Rheintal gegen die Franzosen kämpften, es gab eine Menge bäuerlicher Prachttypen unter ihnen, echtestes Volksblut auch unter den Frauen und Kindern, die den Schützen Imbiß und Munition zutrugen; hätte der Bregenzer Wald einen Defregger, sie müßten ihm Modell stehen. Wirksamer auf die Sinne ging aber doch noch der Wäldler Hochzeitszug aus dem XVII. Jahrhundert. Das jugendlich schöne Brautpaar hoch zu Roß, die Braut mit flitternder Goldkrone, beide voll Würden, die Ehrenjungfrauen in reicher Tracht, die zwei alten, stolzen Ehrenjunker in Kniehosen aus Hirschleder, die „ehrbare Frau", die das Vorbild aller weiblichen Tugenden für die Braut sein soll, die Zeugen und Gäste, die Spielleute und der Wirt mit pfiffigschlauem Gesicht, der den Zug aus gefülltem Maßkruge tränkte, das war alles echte, hochherrliche Bauernpoesie. Etwas wie Heimweh nach der schwergediegenen, charaktervollen, alten Zeit überfiel uns dabei. Auch der reizende Wagen „Hausindustrie des Waldes" war erfüllt von den Bildern, die jeden, dem es beschieden war, seine Jugend in bäuerlichem Kreise zu verleben, traulich anmuteten. Wie war es doch schön, neben dem schnurrenden Spinnrad zu sitzen oder den flinken Fingern jugendlicher Stickerinnen zuzusehen und dabei zu sein, wenn der Imker die honiggefüllten Waben aus dem strohgoldenen Bienenstocke zog oder wenn man die Dorfmühle besuchen durfte, die Holzzunge, durch die das Mehl in den Sack hinabrieselte, ihr Lied klapperte: „Gib 'runter, gib 'runter."

Das lebte in dem Zuge auf wie ein Lied, dann aber bot er ein in seiner Echtheit fast grausiges Bild aus der Geschichte des Dorfes Egg.

Es war langehin der Sitz des hochnotpeinlichen Gerichtes im Bregenzerwald gewesen, nirgends anderswo im Wald war über Leben und Tod entschieden worden, und droben an einer Halde, wunderherrlich im Anblick des lachenden Tales und Gebirges, lag die Freistatt. Darum gab es vom Landesweibel geführt im Zuge die zugleich schöne und schreckliche Gruppe: „Gericht", ein Gemälde von überredender Echtheit. Man kann sich einen Volksgerichtshof nicht trefflicher ausmalen als durch die eisern geprägten Bauern voll Würde und Hartköpfigkeit, die in roten Talaren auf dem Festwagen saßen, nicht leicht das wirkungsvollere Bild eines verurteilten jungen Burschen voll Wildheit und verzweiflungsvoller Reue denken, als es in diesem Festzug durch einen an den Pfahl geschmiedeten jungen Mann gegeben wurde, auch kaum einen Scharfrichter, der dem Typus, den die Volksromantik sich aus ihm macht, so entsprochen hätte wie die kühne, athletische Gestalt, die mit der roten Joppe, hohen Kniestiefeln und dem alten, gewaltigen Richtschwert des Waldes angetan, in stolzester Haltung auf dem Wagen stand. Frauen wankten entsetzt vor dem Bilde, das ein Stück alter Zeit mit unheimlicher Kraft heraufbeschwor.

Musik, lustige Bauernmusik, die Spieler in alter Bauernkniehosentracht, in Zipfelmütze und steifem Sammethut, Figuren darunter, die ein herrliches Album humoristischer Bauernköpfe voll altfränkischen Wesens, voll knippeligen Verstandes und schäumender Laune geben würden, der Landammann zu Pferd und Räte zu Fuß, Gruppen aus dem ehemaligen Säumer-, dem Handwerks- und Bauern-, Älpler- und Jägerleben des Waldes, der Landbriefträger der guten alten Zeit, Wäldlerinnen, wie sie auf den Markt von Bregenz wanderten, die Postkutsche vergangener Tage mit Gästen — das wallte alles in so lebensvollen Bildern an uns vorüber, daß man nur hätte aufjubeln mögen über ihre Echtheit und ernst schloß der Zug mit der Gruppe der greisen, verwitterten, doch an Auszeichnungen und Medaillen reichen Veteranen aus dem Wald, die Österreichs Geschicke auf den Schlachtfeldern von 1848, 1859, 1866 und 1878 entscheiden halfen. Die Gebrechlichsten fuhren im Wagen, die Rüstigsten gingen zu Fuß, über der Schar wehte das wundervolle Ehrenbanner, das ihnen Frauenhand gestiftet hat, und noch einmal flog wie ein Fernhingedenken ein Sonnenstrahl stolzer Freude über die zähen Gesichter, die der Schlacht und dem Leben getrotzt haben.

Das reichste Bild im Trachtenfest von Egg boten aber doch die Frauen, die jungen Mädchen mit den goldenen, zierlichen Krönchen, die sie bei feierlichen Umzügen tragen, und man mußte billig staunen, welch verschiedener Ausprägung



Die Gerichtsverhandlung nach Landesbrauch.
(Der Landammann bricht den Stab über den zum Tode Verurteilten.)

die Frauentracht fähig war, seit sie das Weiß sichtlich mit einem Durchgang durch das Braune an das Schwarz getauscht hat. Da gab es z. B. eine Gruppe: „Wäldlerinnen auf der Reise", die mit ihren bauschenden leichten Mänteln

Digitized by Google

aus farbig gestreifter Leinwand, mit den pompösen Fuchspelzmützen unwillkürlich ein Lächeln des Humors hervorriefen, besonders wenn sie auch noch den großen roten Schirm spannten. Andere gingen in Wintertracht mit Pelzschlupf für die Hände und der einem umgekehrten Milchtrichter gleichenden, farbig gestrickten Mütze; auch wies eine einzelne ältere Frau das Bild der Wäldlerin in Trauer, die sich als Zeichen ihres Leides ein weißes Tuch um den Kopf geschlungen hat. Das Hauptstück an der modernen Tracht steht fest; es ist ein unendlich eng gefältelter Rock aus schwarzer Glanzleinwand, um den in halber Schoßhöhe ein schmaler blauer Streifen läuft, dagegen darf die Trägerin den Brusteinsatz mit Seidenstickereien, mit Filigran aus Silber oder Gold nach eigenem Ermessen und Geschmack so reich und bunt zieren wie sie will. Und auch auf die Ärmel des Rockes hat sie ein individuelles Recht. Und da nun die Wäldlerinnen bei aller Schlichtheit Töchter Evas sind, so prunken sie wenigstens an Sonntagen und Festen mit wahrhaft luxuriösen „Brustlätzen“ und Rockärmeln. Mit Ärmeln aus leuchtender Seide, die geblumt oder sonst gemustert ist, namentlich, alle Farben des Spektrums, das hellste Gelb, Rot und Grün, auch Schillerfarben glänzen prachtvoll in der Sonne auf.

Es war ein entzückender Anblick, als sich das bunte Volk des Trachtenzuges im strahlenden Mittag auf dem grünen Plan an der Aach unter dem Kranze der stillverklärten Berge in das Gewirre einer festfreudigen Menge auflöste, die Trachten der Zuschauerinnen sich mit denen der Darsteller und Darstellerinnen vermengten, ein farbensattes Bild, wie ich es noch kaum je gesehen habe. Dann aber kam eine feierliche Ruhe in den Kreis. Um eine Tribüne gesammelt, lauschte er der gehaltvollen Festrede eines Landeskindes, des Vorarlbergers Dr. L. Fischer aus Feldkirch, der den Wäldlern mit packender Kraft die hellen und dunkeln Blätter ihrer reichen Geschichte entrollte und sie mahnte, trotz allen Fortschritts



Jäger mit Festwagen.

und obgleich nun die Lokomotive in den Wald pfeift, die Sitten und Bräuche der Väter, die Frauen die Tracht in Ehren zu halten. Das Volk lauschte, es oft mit beifälligem Murmeln begleitend, dem Wort wie einer Predigt und stimmte der Aufforderung des Redners zur Treue gegen die Tracht mit begeistertem Jubel zu. Dann folgte die Aufführung einer Gerichtssitzung in der Mundart des Tales, ein Stück



Trachten von 1740 bis etwa 1870.

voll echter Volkswärme, voll würzigen Volkshumors und wäldlerischer Eigenart, eine dramatische Szene, die auch das schauspielerische Können der handelnden alten Bauern ins hellste Licht stellte. Unter den Fanfaren der Regimentsmusik Bregenz, der ersten, die sich je im Wald hat hören lassen, entfalteten sich die üblichen Volksspiele: Glückstopf, Scheibenschießen, Preiskegeln, nur eines nicht: das Preisklettern! Der Mastbaum, den die Bewohner von Egg für dieses Spiel aufgerichtet hatten, wohl eine der schlankesten Tannen aus den herrlichen Wäldern der Landschaft, war auch den keckſten Burschen zu glatt und zu hoch, wenigstens sah ich keinen, der die Glocke an der Spitze der Stange gezogen hätte. Am Abend aber zog ein malerischer Alpzug mit Vieh durch das Dorf, in der anbrechenden linden Nacht flammen Höhenfeuer rings auf Höhen und Spitzen, die Gloriole für die Heimatfeier eines glücklichen, auch gegen seine Gäste sehr liebenswürdigen Völkchens, das hinter und in Bergen seine harte Scholle baut, seine fröhlichen Feste feiert. Doch diese nicht zu oft, denn das Trachtenfest in Egg war seit dreißig Jahren das erste Volksfest im Walde.

Die Bauernmusik klang aus den ehrenfesten Gasthäusern des Dorfes. Die Burschen horchten auf, die Augen der Schmetgen — so nennen sie die Mädchen, die ihnen lieb sind — leuchten auf. Tanz! Man darf versichert sein, daß sie noch tanzten, als die Feuerfunken auf den Bergen schon erloschen waren, noch, als die Herbstmorgensonne den ersten rötlichen Strahl über die schönen Gipfel warf.

Zäh ist das Volk unserer schönen Berge, zäh im Leiden, zäh in der Freude, gottlob aber auch zäh im getreuen Festhalten an altem gutem Brauch.

Digitized by Google

Das teure Fleisch.

Eine zeitgemäße Betrachtung von Dr. A. Eppler.

„Das teure Fleisch!" so jammern unsere Hausfrauen; das Wirtschaftsgeld langt nicht — „das Fleisch ist so teuer!" und wo eben das Wirtschaftsgeld langen muß — und das ist meistens der Fall —, da werden die Bissen kleiner. Mit Befriedigung liest man in den Zeitungen die Berichte über die Protestversammlungen, man äußert sich zustimmend zu allen Petitionen, aber das Fleisch wird nicht billiger, sondern nur immer teurer. Wer hilft der klagenden Hausfrau? — —

Bis Graf Bülow alle Erhebungen angestellt hat, kann es noch eine Weile dauern, und dann noch eine Weile, bis das Fleisch wieder billiger wird; deshalb wollen es die nachstehenden Zeilen versuchen, den Hausfrauen einige Belehrungen zu geben, um ihnen den Weg zu zeigen, wie sie sich bei den teuren Fleischpreisen selbst helfen können.

Eigentlich sollten die Frauen das, was in diesen Ausführungen steht, bereits in der Schule gelernt haben, aber statt Haushaltungskunde lernten sie französische und englische Schriftsteller lesen, und statt Nahrungsmittelkunde Metrik und Poetik, und dabei sagt man noch immer, die Schule solle aufs praktische Leben vorbereiten. All die schönen Dinge helfen nun nichts den hohen Fleischpreisen gegenüber, deshalb wollen wir hier versuchen, ein bißchen nachzuholen. —

Wir beziehen unsere Nahrungsmittel teils aus dem Tierreiche, wie Milch, Fleisch und Eier, teils aus dem Pflanzenreiche, wie Brot, Hülsenfrüchte, Gemüse und Obst. In diesen Nahrungsmitteln sind gewisse Stoffe enthalten, die unser Körper bei der Verdauung aus ihnen herauszieht; diese brauchbaren Stoffe nennt man Nährstoffe. Die Nährstoffe zerfallen in zwei Gruppen: die erste Gruppe sind die stickstoffhaltigen, deren wichtigster das Eiweiß ist, und die zweite Gruppe sind die stickstofffreien Nährstoffe, das Fett und die sogenannten Kohlehydrate, das sind Stärke und Zucker. Aus Eiweiß, Fett und Kohlehydraten besteht also im wesentlichen unsere ganze Nahrung, und ob wir Fleisch, Milch, Brot oder Gemüse essen, es handelt sich stets nur um die Aufnahme von Eiweiß, Fett und Kohlehydraten. Diese Stoffe können einander bei der Ernährung nur in ganz beschränktem Maße vertreten, und fehlt einer von ihnen unserer Nahrung, oder erhalten wir ihn nur in ungenügender Menge, so leidet unser Körper an Unterernährung, auch wenn wir die übrigen Nährstoffe in überreicher Menge genießen.

Ein erwachsener Mensch, mittleren Körpergewichtes, benötigt bei nicht außergewöhnlicher körperlicher Anstrengung durchschnittlich pro Tag 120 g Eiweiß (d. h. trockenes Eiweiß; das Eiweiß der Eier ist eine wässerige Eiweißlösung von etwa 12½% Eiweißgehalt), 60 g Fett und 450 g Kohlehydraten.

Im Pflanzenreich finden wir größere Mengen von Eiweiß in den Samen der Hülsenfrüchte (22—34%), im Getreide (6—12%), in den Nüssen (etwa 17%), den Kastanien (11%) und in den Mandeln (24%). Tierisches Eiweiß liefern uns die Milch (3½%), der Käse (20—40%), Blut und Fleisch der Schlachttiere, des Wildes und des Geflügels (durchschnittlich etwa 20%), die Fische (13—22%), die Schaltiere, Krebse u. dergl. (6—16%).

Pflanzenfette gewinnen wir aus Oliven, Nüssen, Bucheckern, Mohn, Erdnüssen, Kokosnüssen und anderen Früchten; tierische Fette sind Butter, Schmalz, Talg, Margarine und Tran.

Die Milch hat 4,8% Zucker; alle übrigen Kohlehydrate liefert uns das Pflanzenreich, in dem an Zucker und Stärke kein Mangel ist.

Aus dieser Zusammenstellung sehen wir, daß wir das Fleisch nicht unbedingt haben müssen, wir haben Quellen genug für unsere Nährstoffe auch ohne das teure Fleisch. Es gibt Leute, die verlangen, man solle seinen ganzen Bedarf an Nährstoffen aus dem Pflanzenreiche decken, und diese Vegetarier verwerfen daher zum mindesten jeden Fleischgenuß, die strengsten unter ihnen sogar den Genuß von Eiern. Diese Leute werden also durch die teuren Fleischpreise nicht in Aufregung geraten sein. Es ist hier nicht die Aufgabe, die Irrtümer, auf denen die Ansichten dieser pflanzenessenden Minderheit beruhen, im einzelnen aufzuklären, nur darauf sei aufmerksam gemacht, daß die Nährstoffe in den Pflanzen in derbwandigen Zellen eingeschlossen sind, deren Wände wohl der Magen der Wiederkäuer, nicht aber der unsrige zu bewältigen vermag; deshalb müssen diese Wände aus Zellstoff (Zellfaser, Cellulose) erst durch Mahlen, Quetschen, Rösten, Kochen u. dergl. gesprengt und soweit als möglich entfernt werden, damit der Zellinhalt dem Magensafte zugänglich wird. Die Wände der tierischen Zelle vermag unser Magensaft dagegen aufzulösen. Daraus ergibt sich, daß die Behauptung, die pflanzliche Nahrung sei die allein naturgemäße, irrtümlich ist. Die Beschaffenheit unseres Körpers weist vielmehr auf eine aus pflanzlichen und tierischen Stoffen gemischte Nahrung hin, und erst die Hilfsmittel der fortschreitenden Kultur ermöglichten dem Menschen, die pflanzlichen Nahrungsmittel so zuzurichten, daß sie im stande sind, die tierischen bis zu einem gewissen Grade zu ersetzen.

Uns interessiert hier vor allem: wodurch könnten wir das teure Fleisch am besten ersetzen?

Gewöhnliches Ochsenfleisch enthält etwa 22½% Eiweiß, 4½% Fett, 1¼% Mineralsalze und 71¾% Wasser.*) Fett und Mineralsalze können wir leicht aus anderen Speisen entnehmen, es fragt sich nur, womit decken wir am besten den Ausfall an Eiweiß. Dazu müssen wir untersuchen, in welchen der oben erwähnten Nahrungsmitteln wir Eiweiß am billigsten erhalten.

Um für den Wert der Nährstoffe vergleichbare Zahlen zu erhalten, rechnet man auf Grund sorgfältiger Überlegungen 1 g Stärke oder Zucker als eine Nährwerteinheit, 1 g Fett als 3 und 1 g Eiweiß als 5 Nährwerteinheiten und ist nun im stande, anzugeben, wie viel Nährwerteinheiten 1 kg jedes Nahrungsmittels enthält. Zieht man außerdem noch die Verdaulichkeit der einzelnen Nahrungsmittel mit in die Rechnung, so erhält man Zahlen, die uns genauen Aufschluß darüber geben, in welchen Nahrungsmitteln man viel und in welchen man wenig Nährstoffe für sein Geld erhält, und wir werden nur noch solche Nahrungsmittel als billig bezeichnen dürfen, bei denen wir eine bestimmte Anzahl Nährwerteinheiten für wenig Geld erhalten.

Die nachstehende Zusammenstellung zeigt uns, wie viel Nährwerteinheiten verschiedene Nahrungsmittel haben, welche von ihnen billig und welche teuer sind.

Nahrungsmittel	Preis pro	ℳ	₰	Verdauliche Nährwerteinheiten in 1 kg	1000 verdauliche Nährwerteinheiten kosten ℳ	₰
Gewöhnliches Ochsenfleisch (ohne Knochen)	1 Pfund	1	—	1219	1	64
Eier (ohne Schalen)	1 kg	1	40	980	1	43
Vollmilch	1 Liter	—	20	318	—	63
Fettkäse	1 Pfund	—	80	2161	—	74
Roggenbrot	1 Pfund	—	12	682	—	35
Weizenmehl	1 Pfund	—	15	1173	—	26
Erbsen	1 Pfund	—	15	1468	—	20

„Wie ist das Fleisch so teuer!"

Diese Zahlen sind so wichtig, daß man sie sich fest einprägen darf; sie können uns zweierlei lehren: Zum ersten, daß es unverantwortlich ist, daß so wenig Hülsenfrüchte verzehrt werden, und zum andern, daß man leicht einsehen kann, warum die süddeutsche Küche mit ihren Mehlspeisen so viel billiger ist als die norddeutsche mit ihrer vorwiegenden Fleischnahrung.

Die Hülsenfrüchte werden mit Unrecht vernachlässigt; allerdings erfordert ihre Verwendung in der Küche mehr Kochkunst als ein Kalbsbraten, und es gibt wenig Hausfrauen, die Hülsenfrüchte richtig kochen können. Die wenigsten haben eine Ahnung davon, wie vielerlei schmackhafte Gerichte sich aus ihnen herstellen lassen, und dabei sind sie so außerordentlich eiweißreich.**) Fleisch braten ist allerdings bequemer; wenn es doch nur nicht achtmal teurer wäre als Hülsenfrüchte! Hier gehe man zu den Vegetariern in die Lehre, die verstehen es, Hülsenfrüchte zu kochen.

Die Süddeutschen stehen sich bei ihren billigen Mehlspeisen nicht schlecht, und unsere stämmigen Schwaben stehen an Kraft und Ausdauer keinem norddeutschen Volksstamme nach, und dabei sind Mehlspeisen siebenmal billiger als Fleischspeisen. Statt der teuren Wurst ißt der Tiroler Jäger Käse und ist besser ernährt als mit dem oft recht fragwürdigen Inhalt der Wursthaut. Natürlich kann man nicht nur von Hülsenfrüchten und Mehlspeisen leben; man kann aber diesen Gerichten eine größere Aufmerksamkeit schenken, als es bisher geschehen ist, sie ordentlich zubereiten lernen und sie öfter auf den Tisch bringen, und so am teuren Fleisch sparen.

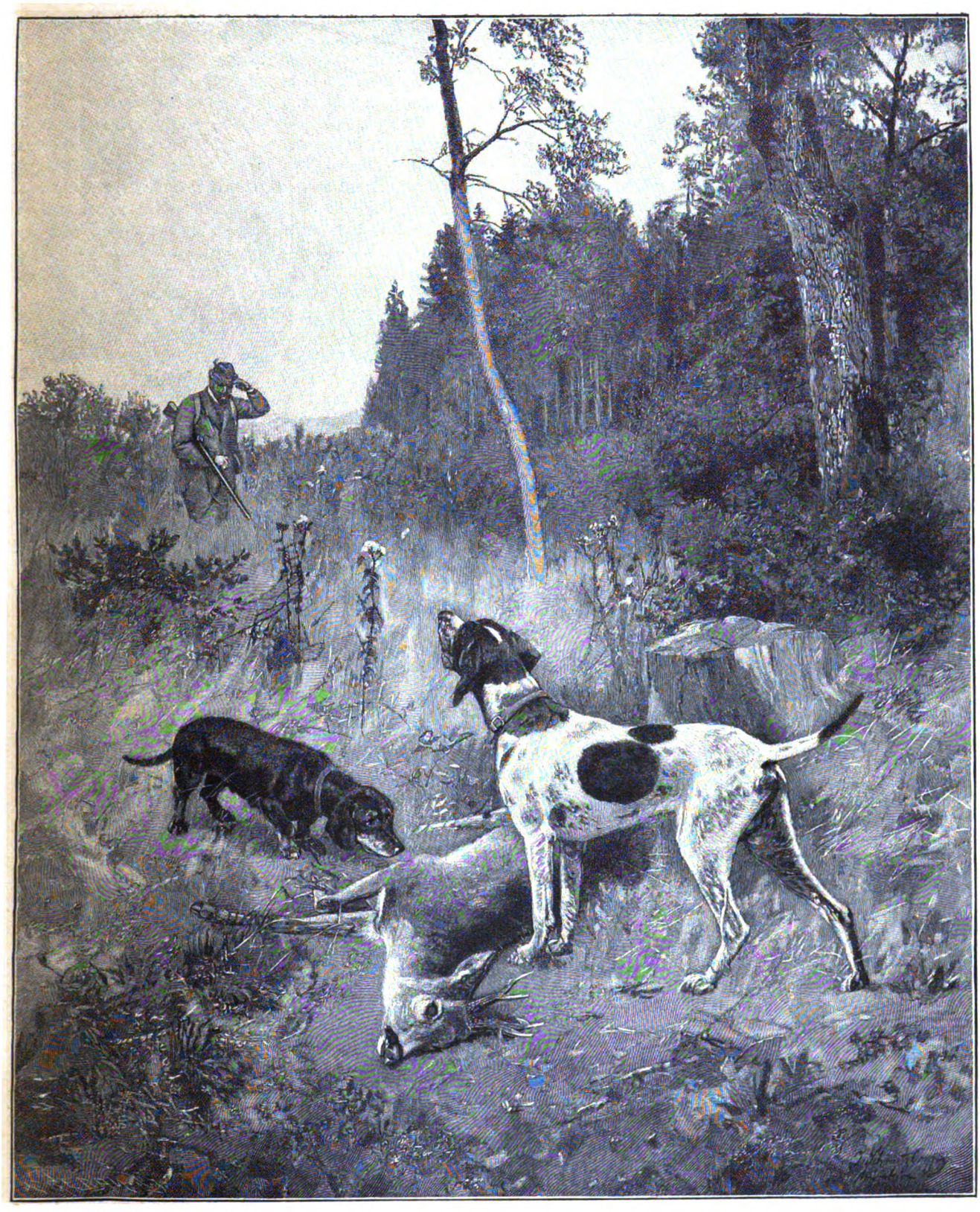
Außerdem esse man mehr Seefische; ganz besonders billig ist der Hering, der dem Ochsenfleisch an Nährwert nicht nachsteht, und selbst der wohlschmeckende Bückling ist bei einem Preis von 6 Pfg. das Stück noch mehr als dreimal billiger als Fleisch und mehr als fünfmal billiger als Wurst.

Es gibt also Ersatz für das teure Fleisch, sogar reichlichen Ersatz in mannigfaltiger Abwechslung, wenn man nur mit dem bequemen Schlendrian brechen will, der da meint, es gäbe kein Mittagessen ohne Fleisch.

*) Vergl. meine Tabellen über die prozentische chemische Zusammensetzung der Nahrung des Menschen. Wolfenbüttel, J. Zwißler.

**) Erbsen haben 24¼%, Linsen 26%, Bohnen 25¼% und die Fettbohne sogar 34¼%. Über die Fettbohne (Soja hispida) vgl. meine Veröffentlichung in Eppler, Haushaltungskunde, Kap. XIII. Wolfenbüttel 1902.

Digitized by Google



Tot verbellt. Nach dem Gemälde von J. Schmitzberger.

Digitized by Google

Mut. Skizze von Eva Treu.

Das Briefblatt war zur Erde geflattert. Durch die schlanken Mädchenfinger, die vor das Gesicht geschlagen waren, rannen die Tränen unaufhaltsam.

Also das war des Rätsels Lösung! Darum hatte er, Georg, immer wieder einen Vorwand gefunden, die Hochzeit hinauszuschieben. Geschämt hatte er sich — natürlich das war es. Immer hatte sie angstvoll und verständnislos darüber gegrübelt, warum er nicht endlich Ernst machte. Eine auskömmliche Stellung hatte er seit Jahren, ihren Verlobungsring hatte er nun am Finger — ja, wie lange eigentlich? Man mochte kaum mehr nachzählen. Zehn Jahre? Zwölf? So jung waren sie damals gewesen, als sie sich fanden, er ein flotter Student, sie ein eben erblühtes junges Ding, und nun war schon lange der erste holde Jugendzauber von des Mädchens feinem Antlitz fortgewischt.

Sie hatten sich verlobt, weil sie sich lieb hatten, ohne viel zu rechnen, wie lange sie noch warten müßten bis zur Hochzeit. Das Leben war ja so schön bis dahin. Aber „so bald wie möglich“ hatten sie doch immer beglückt gesagt, wenn einmal die Rede darauf kam, und ganz im stillen hatte Dina schon begonnen, für die Aussteuer zu nähen und zu sticken. Die lag nun längst fertig in der großen Truhe. „Sobald wir können,“ sagte Dina noch immer, wenn sie einmal jemand fragte, ob sie nicht bald eine junge Frau sein würde. Aber sie sagte es mit einem leisen, peinvollen Erröten, und es fragte auch nur selten jemand die „ewige Braut“. Schon längst empfand sie es als eine Art Taktlosigkeit, wenn es geschah. Denn es fiel dabei immer ein halb mitleidiger Blick auf sie, und sie fühlte recht gut, man glaubte, ihre Verlobung werde sich nach und nach in aller Stille von selbst in nichts auflösen, der Bräutigam sei ihrer überdrüssig geworden.

Aber so war es nicht, nein, o nein!

Manchmal in Stunden völliger Mutlosigkeit, wie sie ihr mitunter kamen, hatte sie wohl selbst solche Gedanken gehabt. Sie brauchte nur in den Spiegel zu blicken, um zu sehen, daß sie verblühte, und sie wußte wohl, bei den Männern geht der Weg zum Herzen durch die Augen. Aber Georg und sie hatten sich, wenn auch sehr selten und flüchtig, doch auch in den letzten Jahren, ja selbst noch vor wenigen Monaten wiedergesehen. Es hatte dann in des Verlobten Wesen immer etwas Gedrücktes gelegen, aber die dunklen Augen hatten nicht von ihr hinweggesehen in Gleichgültigkeit oder gar Ablehnung. Nein — o nein!

Auch kamen die Briefe, die er ihr schrieb, sicher nicht von einem, der ihrer überdrüssig geworden war. Aber stets war etwas in ihnen, was sie traurig und manchmal ganz verzagt machte, etwas Scheues, Unausgesprochenes, über das sie nächtelang grübeln und weinen konnte, weil sie es nicht verstand.

Immer seltener, fast nie mehr, deutete er auch nur an, daß einmal eine Zeit völliger Vereinigung kommen würde. So schwieg auch sie davon. Sich ihm aufdrängen, ihn mahnen — es ging ihr gegen das mädchenhafte Zartgefühl. Es war ihr bekannt, daß er aus der Studentenzeit keine Schulden abzutragen hatte, daß er jetzt in ganz gesicherten Verhältnissen lebte, warum machte er nicht diesem ewigen Brautstand ein Ende?

Jetzt wußte sie's. Sie griff wieder nach dem Briefblatte, welches ihr die Aufklärung gebracht hatte. Da gab es keinen Zweifel, keinen möglichen Irrtum. Ihr eigener Bruder, der keinen Anlaß hatte, sie zu betrügen, hatte ihr das Rätsel gelöst. Keins aus der Familie war ja jemals in jener fernen Stadt gewesen, wo Georg lebte, was wußten sie davon, wie er es trieb? Nun war der Bruder als Assessor dorthin versetzt worden, und dann hatte er ihr einen langen schrecklichen Brief geschrieben.

„Laß ab von ihm, er ist Deiner nicht wert!“ Das war das immer Wiederkehrende in diesem Briefe. Und dann Worte wie diese: „Trinker — innerlich haltlos — verkommen — von der Gesellschaft in den Bann getan — trotz seiner vorzüglichen pädagogischen Begabung von seinen Schülern nicht geachtet — mehrmals betrunken in die Klasse gekommen —“ genug, tausendmal genug! Es stand noch mehr da, aber es gelüstete sie nicht, es noch einmal zu lesen. Sie wußte es ohnehin auswendig.

Ein Trinker — also darum! Nicht getraut hatte er sich, ihr Leben an seines zu ketten, nicht getraut auch, sich so weit zu demütigen, um ihr alles zu gestehen. Ja, flott war er immer gewesen. Früher, als sie beide ganz jung waren, hatte sie gerade das gern an ihm gemocht, daß er kein Spielverderber war. Später, als sie sich selten sahen und sie selbst inzwischen ernster und reifer geworden war, hatte sie gleichsam wie selbstverständlich angenommen, daß auch er mit den alten Jugendtorheiten aufgeräumt habe. Man blieb doch nicht ewig Student. Auch hatte sie ihn selbst in der ersten Jugendzeit nie berauscht gesehen, es würde sie zurückgeschreckt haben; sie hatte immer eine sehr große Angst vor Betrunkenen gehabt. Und gerade an dieses eine hatte sie nie gedacht, wenn sie sich über das „Warum?“ ihres Lebens härmte, an alles andere eher als an dies.

Jetzt freilich, da sie alles wußte, wunderte sie sich fast, daß ihr der Gedanke nie gekommen war. So manches in seinem Wesen hätte ihr wohl eine Warnung sein können. Aber man sagt ja, daß Liebe blind macht; auch sie war es wohl gewesen.

Dann dachte sie auch an ihn, wie ihm jetzt zu Mute sein möchte. Was er wohl seit Jahren am meisten von allen Dingen gefürchtet haben mochte, war geschehen: man hatte ihr die Augen geöffnet über das, was er verschweigen wollte, und er mußte es wissen. Tief, tief gedemütigt mußte er sich fühlen in diesen auch für sie so bitteren Tagen. Zuerst hatte der Schmerz, die Empörung um ihrer selbst willen in ihr überwogen, jetzt wallte ein grenzenloses Mitleid mit ihm in ihrem Herzen empor. Aber trotz allem war sie auch jetzt noch dessen sicher: mochte er auch gefehlt haben, ein schlechter Mensch war er nicht.

Schlecht —? Was war es überhaupt? Wer wagte es, den ersten Stein zu werfen? Unglücklich, schwach, töricht, das waren die Menschen, der eine mehr, der andere weniger, aber schlecht —?

Doch gleichviel, ihr Leben war zerstört und seins dazu. Ihre Jugend, ihre Hoffnung, ihre Liebe, alles hatten sie beide hingeworfen diesem schrecklichen Geist zum Raube, der über den Mann geraten war.

Und wie sollte sie es Georg nur sagen, daß sie jetzt von ihm lassen mußte? Auch die zarteste, schonendste Art mußte ihm ja auf das grausamste weh tun, denn was konnte er anders heraushören, als gerade das, wovor er sich alle diese Jahre gefürchtet hatte — Verachtung? Und sie verachtete ihn ja doch nicht. Nur sein bleiben konnte sie nicht ferner.

So saß sie, härmte sich und grübelte. Es kam niemand, sie zu stören; die anderen waren alle ausgegangen, sie war allein zu Hause. Und es hätte sie auch niemand trösten können, diese Sache war ihre eigene, und nur sie selbst allein hatte darin mitzureden.

Da schellte es draußen. Es mochte wohl jemand von den Hausgenossen heimkehren. Müde stand sie auf, um zu öffnen. Auf dem Treppenflur stand ein Mann.

„Georg!“ — sie wich zurück und hielt sich am Türpfosten fest; ihr war zu Mute, als könnte sie fallen.

Der Mann sprang nicht herzu, um sie zu stützen. Vielleicht wagte er es nicht, den Arm um sie zu legen. Blaß und still stand er da, bis sie sich gefaßt hatte, und aus dem schönen, geliebten Gesichte sahen seine dunklen Augen schwermütig auf sie.

„Komm herein,“ sagte sie und gab ihm die Hand. Sie schlang nicht die Arme um seinen Hals, und sie küßte ihn

Digitized by Google

nicht, wie es sonst wohl natürlich gewesen wäre nach einer monatelangen Trennung. Es fror sie, und doch strömte ihr das Blut so sonderbar heiß zum Herzen. „Komm herein!“

„Du wunderst Dich wohl, daß ich gekommen bin,“ sagte er, indem er die Tür von innen schloß.

So hatten sie sich noch nie gegenüber gestanden, so bleich und verstummt. Unwillkürlich griff das Mädchen nach dem Briefe, der auf dem Tische lag, um ihn zu verbergen.

„Laß nur,“ sagte der Mann mit einem bitteren Klang in der Stimme, „ich sehe schon, es ist Konrads Handschrift. Ich konnte mir ja natürlich denken, daß er Dir schreiben würde. Sozusagen hatte er ja auch die Pflicht, Du kannst Dir wohl vorstellen, Dina, daß ich deshalb gekommen bin. Man will doch nicht so — so ohne weiteres abgetan werden. Es wäre ja jetzt leichter gewesen, zu schreiben, aber sehen wollte ich Dich wenigstens noch einmal.“

„Du weißt ja noch gar nicht, was er mir berichtet hat,“ entgegnete das Mädchen ganz leise, den Kopf senkend.

„Was soll er denn schreiben? Es wird schon die Wahrheit gewesen sein.“ Und plötzlich brach es hervor wie ein Schrei: „Ein verkommener Mensch — ein Trinker — ein — ein — ja, alles bin ich!“ Er warf sich auf einen Stuhl und die Arme auf den Tisch. Die Hände ballten sich ihm, und der Kopf fiel schwer auf die Tischplatte.

Und dann wurde es still, eine lange Weile.

Eine leichte, schmale Hand legte sich dem Manne auf die Schulter.

„Wie konnte es so weit kommen, Georg?“ sagte eine bebende Stimme. „So warst Du doch früher nicht.“

Aber er hob nicht einmal den Kopf, und es dauerte lange, bis er antwortete. „Das weiß ich nicht mehr. So etwas kommt nicht auf einmal, das schleicht sich herein, zuerst merkt man's kaum, daß etwas nicht ist, wie es sein soll. Man kann sich den Studenten nicht zur rechten Zeit abgewöhnen, — die anderen sind flott, da ist man's eben mit, und wenn man dann ein Ende machen will, hänseln sie einen, — mein Gott, wie das so kommt. Und schließlich ist man auf einmal da, wo die Anständigen unter den anderen nicht mehr mit wollen, und man bleibt mit dem Gesindel allein und findet nicht mehr heraus. Zuerst war's lustig, und dann wird es ein so scheußliches Elend — o Gott!“

Er hob den Kopf von den Armen empor und sah sie an. „Und dann ist man eben aus dem Geleise, und um die Scham und den Ekel vor sich selber zu vergessen, treibt man es ärger, als zuvor. Wie das so kommt, Dina.“

Das Mädchen blickte ihn an. „Und an mich dachtest Du nie.“

„Nicht? An Dich dachte ich nicht? Ja, Du weißt gut Bescheid. An Dich dachte ich nicht? Meinst Du, ich habe es nicht Tag für Tag getan? Meinst Du nicht, die Scham und die Reue hat mich verzehrt, wenn ich an Dich dachte? Ist das nichts, wenn man ein Mädchen alle die Jahre lieb gehabt hat, und man muß voll Todesangst auf den unvermeidlichen Augenblick warten, wo sie's erfahren wird, was für eine Art von Mensch man ist, — wenn man weiß, von allen Dingen auf der ganzen Welt könnte einen vielleicht bloß eins noch retten, aber man muß sinken und sinken, weil man nicht wagt, seine verunreinigten Hände nach dem großen, reinen Glück auszustrecken, — ist das nichts?“ — Er warf den Kopf wieder auf die Arme.

Die Wanduhr tickte, und ein paar Fliegen am Fenster summten, sonst war es still.

„Ich weiß es wohl, ich hätte Dich längst frei geben sollen,“ sagte der Mann dann ruhiger, aber mit tiefer Bitterkeit, „vor Jahren schon. Ich habe Dein Leben zerstört, indem ich Dich festhielt, während ich Dir doch keine Zukunft zu bieten hatte. Du magst wohl fragen, welches Recht ich dazu gehabt habe. Keins, natürlich nicht. Aber was blieb mir denn auf der Welt an Dingen, die des Lebens wert waren, wenn ich Dich auch noch verlor? Und ich hätte Dir ja auch den Grund sagen müssen, und dann hättest Du mich verachtet. Selbstverständlich war es feige. Und nun ist es ja auch ohnehin so gekommen.“

Sie kniete neben ihm nieder, ihre leichte Hand auf seinem Arme, ihr weißes Gesicht ihm zugewendet.

„Und meintest Du nicht, daß ich Dir hätte helfen können, Georg?“

„Ja, natürlich,“ sagte der Mann beinahe erstaunt.

„Wenn wir in eine neue Umgebung gezogen wären, damals, als es anfing, Georg, und ich hätte Dir eine behagliche Häuslichkeit voll Frieden und Liebe bereitet, — meinst Du nicht —“

„Ja, natürlich,“ wiederholte Georg mit einem Klang voll Ungeduld in der Stimme, „aber wie durfte ich es Dir zumuten, rein und vornehm, wie Du bist und fühlst, und so einer wie ich!“

„Meinst Du nicht, ich könnte Dir jetzt noch helfen, wenn wir nur beide ganz fest wollten?“ fragte das Mädchen kaum hörbar.

„Noch? — Jetzt — noch — wo Du alles weißt?“ Er fuhr empor mit einem solchen Blick voll Glück und Unglauben zugleich, daß es ihr durch das Herz ging.

„Ja, gerade jetzt, wo ich alles weiß,“ sagte sie, und ihre Stimme wurde fester.

Der Mann schüttelte den Kopf. „Du wolltest es wagen — Du könntest an mich glauben?“

„Ich könnte es,“ sagte sie jetzt ganz klar und sicher, „aber nur, wenn Du selbst an Dich glauben willst.“

Sie schwiegen wieder beide, und beiden war es, als könnten sie ihre Herzen klopfen hören.

„Mein Liebster!“ sagte das Mädchen. Liebe und grenzenloses Erbarmen strahlten heiß aus ihren Augen, und zum ersten Male brachte sie das ihr sonst so geläufige Wort heute über die Lippen; es kam so von selbst. „Mein Liebster, warum riefst Du mich nicht, als Du mich brauchtest? Wozu hat man sich denn lieb, wenn man sich nicht beistehen soll in der Not?“

„Du willst es wagen?“ Ihm war, als hätte er etwas an ihr entdeckt, was er früher nie gesehen hatte, und es war ihr auch in diesen Minuten etwas Neues gewachsen, vor dem sie selbst fast erstaunte, eine Sicherheit und ein Mut, die sie beide nie vorher besessen hatte.

„Und ich kam, Dir Deinen Ring wiederzubringen,“ sagte der Mann still.

„Ja, gib ihn mir nur,“ entgegnete das Mädchen mit einem ernsten Lächeln. „Ich will ihn nehmen und an Dich glauben ein Jahr lang. Dann komme wieder und hole ihn Dir noch einmal. Bitte, daß man Dich versetzt, Georg, fange anderswo neu an, beginne mit dem festen Bewußtsein, daß ich an Dich glaube und auf Dich hoffe, und kannst Du mit gutem Gewissen wiederkommen heute übers Jahr — ein Jahr ist ja so kurz, mein Liebster!“ Hatte sie's vergessen, wie lang ihr bisher die Jahre vorgekommen waren? Er antwortete nicht gleich.

„Dann will ich Dich ehren und lieben wie ich es nur je zuvor getan habe, mehr wie zuvor, Georg. Dann will ich zu Dir emporsehen wie zu einem, der etwas Großes vollbracht hat. Ich *werde* es tun, denn Du *wirst* wiederkommen.“

Er nahm ihre beiden Hände und sah sie an. Selbst als sie ganz jung und sehr lieblich war, hatte er sie so nie angeblickt wie jetzt, wo die ersten leisen Spuren des Verblühens schon auf ihrem feinen Antlitz lagen.

„Du gutes, tapferes, Du herrliches Mädchen!“ sagte er nur, „ja Du bist wohl ein Preis, des Kampfes wert. Ich komme wieder.“

Sie drückten sich die Hand, wie ein ehrlicher Mann sie dem anderen drückt. Dies war keine Stunde für Zärtlichkeiten zwischen Bräutigam und Braut.

„Nun geh!“ sagte das Mädchen. Da ging er.

Aber er *ist* wiedergekommen, und sie *hat* noch stolz zu ihm emporgeblickt als zu einem, der Großes vollbracht hatte.

Digitized by Google

Familientisch. — Sammler-Daheim.

Zu unseren Bildern.

Unsere heutige Kunstbeilage gibt ein schönes Gemälde von Professor G. Kuehl wieder, die altberühmte Augustusbrücke in Dresden mit ihrer Umgebung in winterlicher Pracht darstellend. Ueber den vielseitigen Meister finden unsere Leser Näheres an einer anderen Stelle dieser Nummer.

A. Seyfert ist einer derjenigen deutschen Maler, die mit nimmermüdem Pinsel immer wieder schöne Frauen zu verewigen suchen. Diesmal hat er seinem Bilde einen ernsteren Hintergrund gegeben, als sonst. „Himmlische Klänge . . ." nennt er es, und es stellt ein junges Mädchen dar, die am Harmonium einen Choral spielt.

Unser zweiter ganzseitiger Holzschnitt reproduziert das Gemälde „Tot verbellt" von J. Schmitzberger. Der allbeliebte Münchener Jagdmaler griff mit seinem Vorwurf wieder einmal frisch hinein in das Weidmannsleben und die Weidmannsfreuden. Prächtig sind ihm besonders die beiden Hunde gelungen, ausgezeichnet aber ist auch die Landschaft mit dem abschließenden Waldsaum.

Altes Silbergerät. II.

In Frankreich fing man um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zuerst wieder an alte Edelschmiedsarbeiten zu achten, zu sammeln und gut zu bezahlen. Die Folge war, daß aus anderen Ländern, namentlich aus Deutschland, vieles Gute herausgeholt und auf den Pariser Markt gebracht wurde. In Deutschland gab es damals nur wenige kapitalkräftige Sammler, der bedeutendste war Rothschild in Frankfurt, dessen herrliche Sammlung leider vor zwei Jahren ins Ausland ging. Mit Frankreich fingen bald an England und Amerika auf dem Antikenmarkt zu konkurrieren, und nach dem siebziger Kriege besann sich auch Deutschland darauf, daß es nicht unangemessen wäre, einige der alten heimischen kunstgewerblichen Arbeiten im eigenen Lande zu behalten oder zurückzukaufen, sobald sich Gelegenheit dazu bieten würde. Die Konkurrenz steigerte die Preise, und die günstige Geschäftslage machte es Privatsammlern leicht, Preise anzulegen, die von Museen nur selten bewilligt werden konnten. Noch ein anderer Umstand kam hinzu, der die Nachfrage nach altem Silber steigerte. Der Besitz alten Hausrates wurde Modesache, besonders in den Kreisen rasch reich Gewordener — es ist so vornehm alte Porträts an den Wänden zu haben, „vieux Saxe" hinter den Spiegelscheiben der Mahagoniservante zu zeigen, bei Tisch auf altem Silber auftragen zu lassen —, die Händler konnten nicht genug davon herbeischaffen, und die Folgen waren, daß für wirklich Altes und Gutes so ziemlich jeder Preis bewilligt wurde, besonders aber, daß man in unerhörter und raffinierter Weise fälschte.

Über moderne Fälschungen, auch über Fälschungen von Gegenständen aus Edelmetall kann man häufig lesen; zuerst erzählte der Causeur Eudel eine Reihe von Geschichtchen, und dieselben Geschichtchen wurden, etwas garniert, in zahllosen Feuilletons wieder aufgewärmt, sie haben aber höchstens den Zweck, daß ab und an wirklich alte Sachen für moderne Fälschungen gehalten werden, sonst aber befähigen sie keinen Sammler sich zu schützen. Schutz gewähren nur Erfahrung, Einsicht in die Technik der Goldschmiedsarbeiten, Kenntnis der Fälschertricks und ein angeborener Instinkt für das Alte und Echte. Es ist Unsinn in dieser Beziehung von amtlichen Autoritäten zu reden, es gibt viele Leiter großer öffentlicher Sammlungen, die wohl über alte Silberarbeiten sehr gelehrt sprechen können, die aber nicht im stande sind, mit Sicherheit einen alten Löffel von einem neuen zu unterscheiden, wohingegen mir Händler bekannt sind, deren Urteil fast untrüglich ist.

Wohl jeder sogenannte Antikenladen enthält zum großen Teil moderne Sachen, man kann aber häufig auf die Frage: „ist dies Stück alt", ein überzeugt und auch bedingt wahres „Ja" hören. — Denn das Gerät an sich ist alt, nur die Zierarbeit daran ist neu.

Kleine Galopins suchen allenthalben das Land ab nach altem schlichten Silber, wenn es nur gute Marken zeigt; diese schlichten Stücke nun werden künstlerisch getrieben, graviert, vergoldet, die Vergoldung wieder abgerieben, patiniert, und der Effekt ist — ein bestechend schönes Stück. — Ist das Stück dann erst durch drei, vier gute Hände gegangen, kann es im Verkaufskatalog figurieren mit dem Vermerk: ex coll. X, dann erzielt es häufig als echtes Stück hohen Preis. Töricht wäre es, die Händler durchweg als unreell zu brandmarken, häufig ist der Händler der Betrogene, er muß Waren haben und kauft und verkauft bona fide; wer für 100 Mark einen getriebenen silbernen Renaissancebecher verlangt, muß wissen, daß er nur neue Arbeit erhalten kann, wer aber ernsthaft den Händler um die Provenienz eines Gegenstandes befragt, wird sicher klare Antwort erhalten, oder doch eine solche, daß er richtige Schlüsse ziehen kann.



Kaiserin Friedrich mit ihren beiden Söhnen.
(Heuer & Kirmse, Künstlerpostkarten.)

Viel schlimmer als Händler sind sehr häufig Privatsammler in falschen Datierungen, sie treibt die Eitelkeit, sie wollen recht seltene Sachen besitzen.

Doch zurück zur Dunn-Gardnersammlung. In Deutschland bedeutete die Zeit der „Vente Spitzer" einen Höhepunkt der Preise für altes Silber, seither ist ein Stillstand, wo nicht ein Rückgang eingetreten; in Paris und besonders in London stiegen seitdem noch die Preise für altes heimisches, unzweifelhaft authentisches Silbergerät, der Record dürfte doch wohl aber auf der Auktion Gardner erzielt sein. Die Sammlung brachte 800 000 Mark. Ein vergoldeter Tudorbecher von 14 Unzen (Edelmetallgewicht ist das Troypfund zu 12 Unzen gleich 373,24 Gramm) brachte 84 000 Mark, das Gramm wurde also mit 193 Mark bezahlt. Ein Becher Jakobs I. mit dem Stempel der Londoner Goldschmiedeinnung vom Jahre 1604 im Deckel, brachte 80 000 Mark. Der Becher trägt die Inschrift: „Dieser Becher ist aus dem großen Siegel von Irland im Jahre 1604 gemacht, nach dem Tode der gesegneten Königin Elisabeth . . ." Ein Löffel aus dem Jahre 1530 wurde mit 13 800 Mark, eine Deckelvase aus der Zeit Wilhelms und Marias mit 21 720, eine elisabethische Tasse mit 18 000 Mark, sechs Löffel Jakobs I. mit 4300 Mark bezahlt ꝛc.

Dem gegenüber klingt ein Angebot von 200 000 Kronen, das vor kurzem die Althändler J. und S. Goldschmidt in Frankfurt a. M. in „hohem Auftrage" dem Gemeinderat von Wiener-Neustadt für den berühmten Corvinusbecher gemacht haben, fast lächerlich. Dieser Becher, ein Prachtwerk spätgotischer Goldschmiedekunst, aus vergoldetem Silber mit emailliertem Zierat aus dem Jahre 1462 stammend, soll im Jahre 1482 von dem siegreichen Matthias Corvinus (dem großen Bibliophilen) der Stadt zum Geschenk gemacht worden sein. Der Gemeinderat von Wiener-Neustadt lehnte den Antrag der Frankfurter Händler ohne Debatte und einstimmig ab. — Die Zeiten ändern sich. Noch vor einem Dezennium etwa wollte die Stadtvertretung von Osnabrück ihren nicht minder berühmten sogenannten „Kaiserbecher" für 225 000 Mark meine ich, durchaus an Rothschild verkaufen, glücklicherweise aber verlagte der Staat seine Einwilligung zu dem Verkaufe. Der Kaiserbecher blieb Osnabrück erhalten, er befindet sich aber nicht etwa zu vieler Freude und zur Möglichkeit des Lernens im Museum zu Osnabrück, sondern in einer Art Juliusturm, und drei Schlüssel sind nötig, um das ‚Sesam' zu sprechen, welches ihn auf Augenblicke ans Licht bringt. M. Kirmis.

Notizen.

Neue Künstlerpostkarten. Der Kunstverlag von Heuer & Kirmse in Berlin hat wieder eine Reihe historischer Porträts in ausgezeichneten Heliogravüren herausgegeben. Die Blättchen sind so schön, daß man sie der Verstempelung und Verschmierung durch die Post nicht gern aussetzt; sie sind als Kunstdrucke zu sammeln oder in die Porträtsammlung einzureihen. — Es sind das prächtige Bild der Herzogin von Devonshire nach dem Gemälde von Gainsborough (in größerem Format der denkbar schönste und billigste Zimmerschmuck), Lady Jane Halliday nach Reynolds, Katharina II. von Rußland, Marie Antoinette, George Washington, Wellington, Ludwig Jahn, Kossuth, Telma, Mad. de Sevigné, Mlle. Mars, Henriette Sontag, Pepita de Oliva; wenig bekannt aber sehr ansprechend ist ein Gruppenbild aus unserer Herrscherfamilie: die Kaiserin Friedrich mit dem Prinzen Heinrich auf dem Schoß und dem etwa zweijährigen Prinzen Wilhelm an der Hand.

Der höchste Preis, der je für ein Postwertzeichen bewilligt wurde, dürfte vom deutschen Reichspostmuseum für die dunkelblaue „2 Pence Mauritius" der in der Kolonie angefertigten Ausgabe von 1847 gezahlt worden sein — nämlich 37 500 Mark. Die Mauritiusmarken von 1847 sind so selten, daß die Katalogpreise für dieselben, wie z. B. bei Senf 1 Penny 15 000 Mark, 2 Penny 20 000 Mark lediglich willkürliche Schätzungen sind; taucht ja ein echtes Exemplar auf, dann ist die Fixierung des Preises Sache der Übereinkunft. — Es sollen dem Reichspostmuseum zur Komplettierung der älteren Jahrgänge nur noch drei Marken fehlen, darunter ein authentisches Exemplar der roten österreichischen Zeitungsmarke aus dem Jahre 1850 mit dem Merkurkopf.

Über die Frauentrachten im Altertum haben die unter Leitung Gayets auf dem Boden des alten Antinoë vorgenommenen Ausgrabungen willkommene Aufschlüsse gebracht. Nur geringe Reste griechisch-römischer Frauengewandung waren bisher bekannt; in Pompeji z. B. hatte der vulkanische Boden alles zu Staub zerfressen. In Antinoë nun ist ein Friedhof aus griechisch-römischer Zeit bloßgelegt worden, dessen günstige, gegen Grundwasser geschützte Lage die Gewandung in vorzüglicher Weise konservierte. Eine Zahl Gräber wurden bloßgelegt, in denen die weiblichen Leichen nicht nur vollständig bekleidet und aufs schönste geschmückt waren, sondern denen man noch weitere Bekleidungsstücke beigelegt hatte. Der Stoff war überwiegend Leinen in allen Graden der Feinheit, sodann Wollstoff, feines Leder und als seltene Zier Seide. Lebhafte grelle Farben — gelb, blau, rot und grün — waren vorherrschend. — Die eine Frauenmumie z. B. war zunächst mit drei übereinanderliegenden Tuniken bekleidet, deren Ränder kunstvoll verziert waren. Diese drei Unterröcke wurden durch zwei breite Schärpen gehalten, eine mit Rosen gestickte und eine mit gelben und braunen Medaillonbildern verziert. Darüber wurde ein feines wollenes Gewand und über diesem ein Mantel aus gelber Leinwand getragen. Sodann waren zwei reichgestickte Kopftücher, ein wollener Hut und ein Paar Lederschuhe vorhanden. Die Kopftücher bestehen aus feinstem, reichgestickten Leinen und wurden wohl auch als Schleier benutzt. — In einem Falle zeigte das über das Gesicht gelegte Tuch einen deutlichen Gesichtsabdruck der Verstorbenen; ein Gegenstück also zu dem berühmten Schweißtuch der heiligen Veronika.

Die Ratten scheinen den alten Ägyptern schon als Verbreiter ansteckender Krankheiten, insbesondere der Pest, bekannt gewesen zu sein. Im Tempel des Ptta in Theben wurde der Gott der Zerstörung mit einer Ratte in der Hand dargestellt. — In China heißt die Pest in einigen Distrikten Rattenkrankheit. MK

Digitized by Google

Kinder-Daheim.

Allerlei Kurzweil.

1. Wind- und Wassermühlen.

Spielzeuge aus Holz können wir uns sehr leicht selber anfertigen. In unserer Darstellung haben wir drei verschiedene Modelle, eine Windmühle, eine Wassermühle mit oberschlächtigem Wasserrad und eine Wassermühle mit unterschlächtigem Wasserrad. Die Herstellung des Mühlengebäudes bleibe der eigenen Phantasie überlassen. Zugleich nehmen wir Bezug auf eine frühere Beschreibung im Kinder-Daheim Nr. 48, 1901, und wollen uns hier nur mit dem den wirklichen großen Mühlen eigenen und jedem wohl bekannten Klapperwerk beschäftigen.

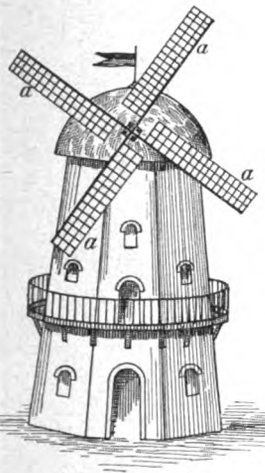


Fig. 1. Windmühle.

Nachdem wir uns den äußeren Bau z. B. einer Windmühle Fig. 1, sechs- oder achteckig hergerichtet haben, bringen wir an der Achse, an der die Flügel a befestigt sind, ein Klapperwerk, z. B. wie Fig. 4, an. Ein Holzbrettchen b versehen wir mit einem Lager d, in welchem eine Achse liegt, und woran 2—3 oder mehr Hämmer in der angegebenen Art beweglich angebracht werden.

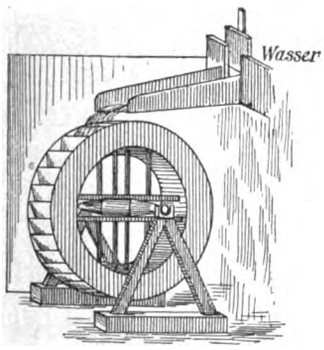


Fig. 2. Oberschlächtiges Wasserrad.

Die Hämmer versehen wir an ihrem unteren Ende mit einem Nagel mit möglichst großem Kopf, damit das Hämmern



Fig. 3. Unterschlächtiges Wasserrad.

auch laut genug wird. An der Triebachse c bringen wir soviel kleine Holzkeile an, als

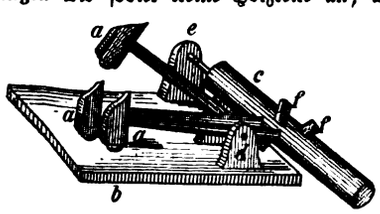


Fig. 4. Klapperwerk.

wir Hämmer angebracht haben, und zwar so, daß die Holzkeile den Hebelarm beim Umdrehen fassen und dadurch hochheben. Hat sich der Holzkeil mit der Achse soweit herumgedreht, daß derselbe den Hammer a 1, Fig. 4,

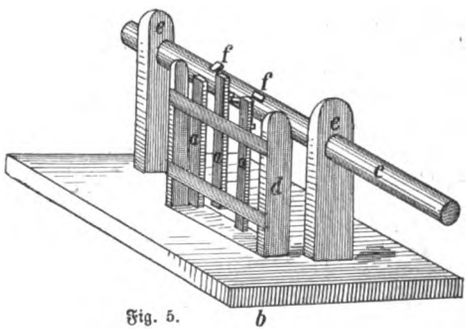


Fig. 5.

nicht mehr in der Lage behindert, so fällt der Hammer abwärts und schlägt auf das Brettchen. Dasselbe wiederholt sich bei den übrigen Hämmern, und das Klapperwerk wäre fertig.

Fig. 5 zeigt eine Einrichtung, wo statt der Hämmer Holzklötze in senkrechter Lage angebracht sind und zwar an einem Holzrahmen. Fig. 6 dagegen ein Zahnrad, an welchem eine Holzfeder a anliegt. Das Geräusch solcher Mühlen ist weniger dem der anderen ähnlich, ist aber namentlich für Windmühlen, welche man z. B. in einem Garten aufstellt, gleichzeitig zum Fernhalten der Vögel von der Saat oder von Früchten, also auch einem nützlichen Zwecke dienend, zu empfehlen.

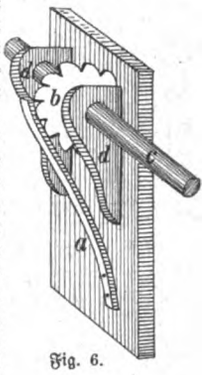


Fig. 6.

S. B.

2. Buchstabenrebus.



Die Zeichen im Bande richtig in Buchstaben umgesetzt geben den Titel eines Märchens.

3. Kindermund.

Eine Mutter hatte drei wilde und manchmal recht unartige Jungen.

„Mama," sagte eines Tages der älteste zu ihr: „Was wünschest Du Dir eigentlich zum Geburtstag?"

„Ich," sagte die Mutter, „ich wünsche mir drei liebe artige Jungen."

„O! Dann sind wir sechs," sagte der Junge, in die Hände klatschend.

4. Umstellrätsel.

Zwei junge Mädchen heute gingen
Spazieren in den schönen Wald;
Die eine fing nun an zu singen,
Gar lieblich ihre Stimme schallt.

Da tönte fröhlich ihr entgegen
Die Stimme eines Vogels bald,
In jedem Busch, an allen Wegen
Laut seine Melodie erschallt.

Am meisten aber sie sich freute,
Daß es gerad' ihr Name war,
Aus dessen Lettern jetzt sie reihte
Des Vogels Namen ganz und gar.

5. Wechselrätsel.

Künstler bin ich und fürwahr
Meine Kunst ist treu und klar.
Einen Laut laß anders klingen
Und viel' Stimmen aus mir dringen.

6. Rätsel.

Wie schön singt doch die junge Dame!
Wie gut versteht man jedes Wort!
Doch was sie singt, verrät ihr Name,
Läßt man das erste Zeichen fort.

F. M.

7. Kapselrätsel.

Liebe Marie!

Rudolf, der als Soldat in Bruchsal bei den Dragonern gedient hatte, kam heute mit Matrosen aus Amerika zurück. Der Kaffee wurde im Garten getrunken, wobei wir alle uns an Vanille- und Mohnkuchen delektierten. Nachher suchte er seine Kousine auf, aber Elli lief mit dem kleinen Georg in eine Laube, wo sich Therese damit beschäftigte, Gurken zu schneiden. Er kam bald nach und fast erschrak er über das Wiedersehn, mir ist's wenigstens so vorgekommen. Er war zu allen freundlich und edel. Weiß doch ein jeder, daß alles bei ihm aus gutem Herzen kommt. Nachher sang Rudolf Lieder aus der Fremde, die sehr entzückten. Abends gingen wir in die Oper, um uns Wagners „Rienzi" anzuhören.

Viele Grüße! Vergiß mein nicht, Du Liebe!

Deine

F. M.

In obiger Postkarte sind 13 Blumen- resp. Pflanzennamen versteckt.

Digitized by Google

8. Vom Kater Mäusetöter.

Es war einmal ein Kater, Mäusetöter;
Das war ein böser, garst'ger Schwerenöter.
Es war kein andrer solcher Art zu finden.
Und überall, im Hauf', in Feld und Gründen,
War große Angst, wenn er sich sehen ließ,
Bei allen Mäusen, jungen, so wie alten.
Er tötete sie nicht mit einem Biß,
Er bracht' den Tod in schrecklichen Gestalten
Und quälte sie nach böser Katzen Weise.
Wenn er ein armes Mäuselein gefangen,
So streichelte er's anfangs sanft und leise,
Dann kniff er's mit den Krallen wie mit Zangen,
Drauf ließ er's los; und dacht' das arme Mäuschen:
„Nun schlüpf' ich schnell hinein ins sichre Häuschen!"
So packte es der Kater mit den Krallen.
Das konnte keinem Mäuschen wohlgefallen!
Und großen Jammer gab es alle Tage.
Man hörte viel Geschrei und bitt're Klage.
Hier hatte er das Mütterlein gefressen,
Dort kam der Vater abends nicht zum Essen.
Der böse Kater hatte ihn gefaßt,
Als er ein wenig süße Milch genascht.

An einem Sommertage, abends spät —
Es war der Roggen eben abgemäht —
Aufs Stoppelfeld der Mäusetöter schlich
Und dabei sprach voll Ingrimm er für sich:
„Den Mäuserich, den kriege ich,
Ich bin doch schlau, sagt meine Frau,
Lieg' auf der Wacht schon Tag und Nacht
Und fange Dich bestimmt in dieser Woche,
Selbst wenn Du säßest in dem tiefsten Loche;
Doch jetzt fehlt mir die rechte Lust dazu.
Es ist mir heut' so sonderbar zu Mute,
Es treibt mich hin und her; mir fehlt die Ruh'. —
Doch was ist das am linken Fuß? — Ich blute? —
Ist's von dem Schlangenbiß am Meilenstein?
Das wird's wohl sein. Zwar war es kaum zu fühlen;
Doch Vorsicht soll der Weisheit Mutter sein.
Ich will zum Teiche und die Wunde kühlen." —
Dies sagend, schlich hinweg der Bösewicht
Und strich den schönen Bart sich mit Behagen.
Im ganzen Feld gab's auch ein Mäuschen nicht,
Das aus dem Loch getraute sich zu wagen.
Der Sperling, Weizenfresser, sah den Kater,
Als er ins Feld sich schlich und warnte Mäuserich.
Der Sperling war sein Freund und sein Berater,
Und Mäuserich wär' sicher nicht am Leben,
Hätt' ihm der Freund nicht manchen Wink gegeben.
Was Wunder, daß ihn Mäuserich sehr liebte.
Und als Herr Weizenfresser leise piepte,
Flugs kam der fette Mäuseonkel an
Und sprach zum Sperling: „O, Du lieber Mann!
Wie dank' ich Dir für Deine große Güte,
Daß Du mich heut' hier an der Roggenmiete
Vor unserm Feind gewarnt. Ich hörte es,
Wie er, zu fressen mich, hat groß' Verlangen.
O, rate mir und sag' mir unterdes,
Wie könnten wir den bösen Räuber fangen!"
Und 's Spätzlein wetzt 's Schnäblein:
„Zwar bin ich gescheit, man sagt's weit und breit.
Gar schwer ist die Sach'! Gemach! Gemach!"
„Du mußt es ergründen! Du wirst etwas finden!
Nur Glück und Frohsinn in Mäuseburg gab's."

„Mein lieber Freund! Ich hab's! Ich hab's!
Der Kater ist fort und sicher der Ort.
Drum ruf' aus den Häuschen dein Volk, deine Mäuschen.
Doch gib recht gut acht! Geh' sacht! Geh' sacht!
Ich fliege zum Teich in Froschkönigs Reich
Und ruf' ihn zum Rat, dann eil' ich zur Stadt.
Und rufe die Maus, Frau Würsteldieb,
Aus Katers Haus. — Piep tschiep! Piep tschiep!" —

Und damit flog der Sperling fort.
Herr Mäuserich eilte von Ort zu Ort.
In jedes Löchlein rief er hinein,
Daß heute noch große Versammlung sollt' sein. —
Und schnell, gar schnell, kamen alle zur Stell',
Gar heimlich, husch, husch! Aus Feld, Wies' und Busch
Und wisperten, leise sich grüßend, im Kreise. —
Und: „Quak, quak, brweck!" tönt's dort an der Eck'.
Mit riesigem Satze kommt Pausback zum Platze,
Und drauf kommt Frau Würsteldieb, wispert: „Piep, piep!"
Sie bringt in dem Säckchen gar mancherlei Päckchen
Mit Schinken und Wurst, auch Milch für den Durst
Bringt sie in dem Fläschchen, und in ihren Täschchen
Hat sie Zucker zum Naschen,
Wie die Kleinen ihn haschen!
Herr Mäuserich tritt jetzo in die Mitte
Und spricht: „Ihr lieben Freunde, hört, ich bitte,
Auf das, was ich Euch heute hab' zu sagen.
Der Mäusetöter hat seit ein'gen Tagen
Gar viel des Unglücks über uns gebracht.
Es hilft nichts, wenn wir täglich bitten, klagen;
Wir müssen überlegen mit Bedacht,
Was wohl zu tun in unsrer schlimmen Lage;
Leicht ist die Antwort nicht auf diese Frage.
Auch ich wär heut' erlegen seinen Ränken,
Hätt's Weizenfresser nicht so gut gemeint
Und mich gewarnt vor unserm bösen Feind.
O, könnten wir den Bösewicht ertränken! —
Was glaubt Ihr, Freunde, was zu tun wohl wär'?" —
Und Ringelschwänzchen, ein gar junger Mann,
Fängt mutig gleich zu reden an:
„Ich bitt' ums Wort! Die Sach' scheint mir nicht schwer,
Wenn wir in Menge gegen ihn uns wenden.
Ich meine drum, daß wir ins ganze Land
Sofort die schnellsten unsrer Boten senden
Und alle rufen, die uns anverwandt:
Die Rattenfürsten und die Hamstergrafen.
Sind wir zu Tausenden dann hier vereint,
So wird der Kater, wenn er pflegt zu schlafen,
Von allen überfallen und mir scheint,
Er kann der Übermacht sich nicht erwehren;
Wir töten ihn mit unserm scharfen Zahn." —

(Schluß folgt.)

9. Bilderrätsel.

„Japanischer Fächer."



Die richtige Ablesung der chinesischen Zeichen mit ihren Buchstaben gibt den Namen einer orientalischen Märchenprinzessin.

10. Menageriespiel.

Für dieses Spiel ist Bedingung, daß es möglichst wenige von der Gesellschaft kennen; die anderen müssen das Zimmer verlassen, in welchem nun ein Aufbau von Tischen und Stühlen gemacht wird, der einem Menageriewagen ähnlich sieht, ungefähr 3—4 Abteilungen, nach vorn mit Tüchern verhängt. Einige der Eingeweihten verstecken sich hinter dem Aufbau und ahmen durch Grunzen, Brummen, Krähen 2c. die Stimmen der Tiere nach. Ein anderes Mitglied der Gesellschaft stellt den Besitzer vor und preist den einzeln hereinzurufenden Besuchern mit großer Zungenfertigkeit die Reichhaltigkeit und Sehenswürdigkeit seiner Menagerie und fragt höflich, welches Tier man zuerst zu sehen wünsche. Will nun dieser einen Affen, Bären oder dergl. sehen, wird ein Vorhang weggezogen und der Ueberraschte erblickt in einem Spiegel — — sein eignes Gesicht! Das nun gewöhnlich folgende schallende Gelächter macht die draußen Stehenden immer ungeduldiger, jeder Eintretende sieht seine Vorgänger schmunzelnd sitzen, die, um des Spaßes willen, durch Blicke und Winke zu verstehen geben, wie befriedigt sie sind, bis schließlich alle zu den Gefoppten gehören. A. A.

11. Worträtsel.

Eins fragt man laut gar oft vereint mit — da,
Zwei ist ein großer Fluß in Afrika,
Drei jedem ist bekannt als Dichtungsart,
Wenn Ihr durch Mitteldeutschland nehmt die Fahrt,
Das ganze Wort Ihr dort im Harz erschaut,
Als Stadt und Schloß in früh'rer Zeit erbaut.

W. 54.

Lösung der Salta-Solo-Aufgabe in Nr. 1 von Johanna M. in München.

1. lq	19. lf	37. kd	55. hc	72. nh
2. fl	20. gl	38. ek	56. nh	73. rm
3. lr	21. bg	39. ko	57. rm	74. lr
4. gl	22. ch	40. dk	58. lr	75. gl
5. lf	23. hb	41. ke	59. gl	76. bg
6. bg	24. ic	42. id	60. bg	77. hb
7. gl	25. ch	43. oi	61. hb	78. mh
8. hb	26. di	44. pk	62. in	79. hn
9. bg	27. ic	45. ko	63. nh	80. bh
10. nh	28. ni	46. dk	64. di	81. gb
11. hb	29. id	47. kp	65. in	82. ag
12. mh	30. oi	48. ok	66. ci	83. gm
13. hn	31. ko	49. id	67. id	84. lg
14. rm	32. dk	50. ci	68. ni	85. fa
15. lr	33. id	51. io	69. hn	86. ql
16. gl	34. oi	52. hc	70. mh	87. lf
17. ag	35. in	53. ci	71. hc	88. rl
18. fa	36. di	54. mh		

Auflösungen

der Rätsel und Aufgaben des Kinder-Daheim in Nr. 4.

9. Verwandlungsaufgabe.

D	o	l	c	h
D	o	l	d	e
D	o	s	s	e
R	a	s	s	e
R	a	s	e	n
H	a	g	e	n
D	e	g	e	n
S	e	g	e	l
S	ä	b	e	l

10. Rechenaufgabe.

Franklin.

12. Bilderrätsel.

„Vom Kegelspiel."

Da jeder im Rundbande stehende Buchstabe sein bestimmtes Zeichen hat, so hat man bloß an Stelle der Zeichen in der Textplatte die diesen Zeichen entsprechenden Buchstaben einzusetzen. Es ergeben sich dann die Worte:

„Spielen wir Kegel!"

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rücksendung **unverlangt** eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutschen** Freimarken beigelegt sind. — Herausgeber: **Th. H. Pantenius** und **Hanns von Zobeltitz.** — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W. 35, Steglitzerstr. 58, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Anzeigen nur:** An die **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig,** Hospitalstraße 27. — Verlag der **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig.** Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig.**

Digitized by Google

Daheim
Ein deutsches Familienblatt.

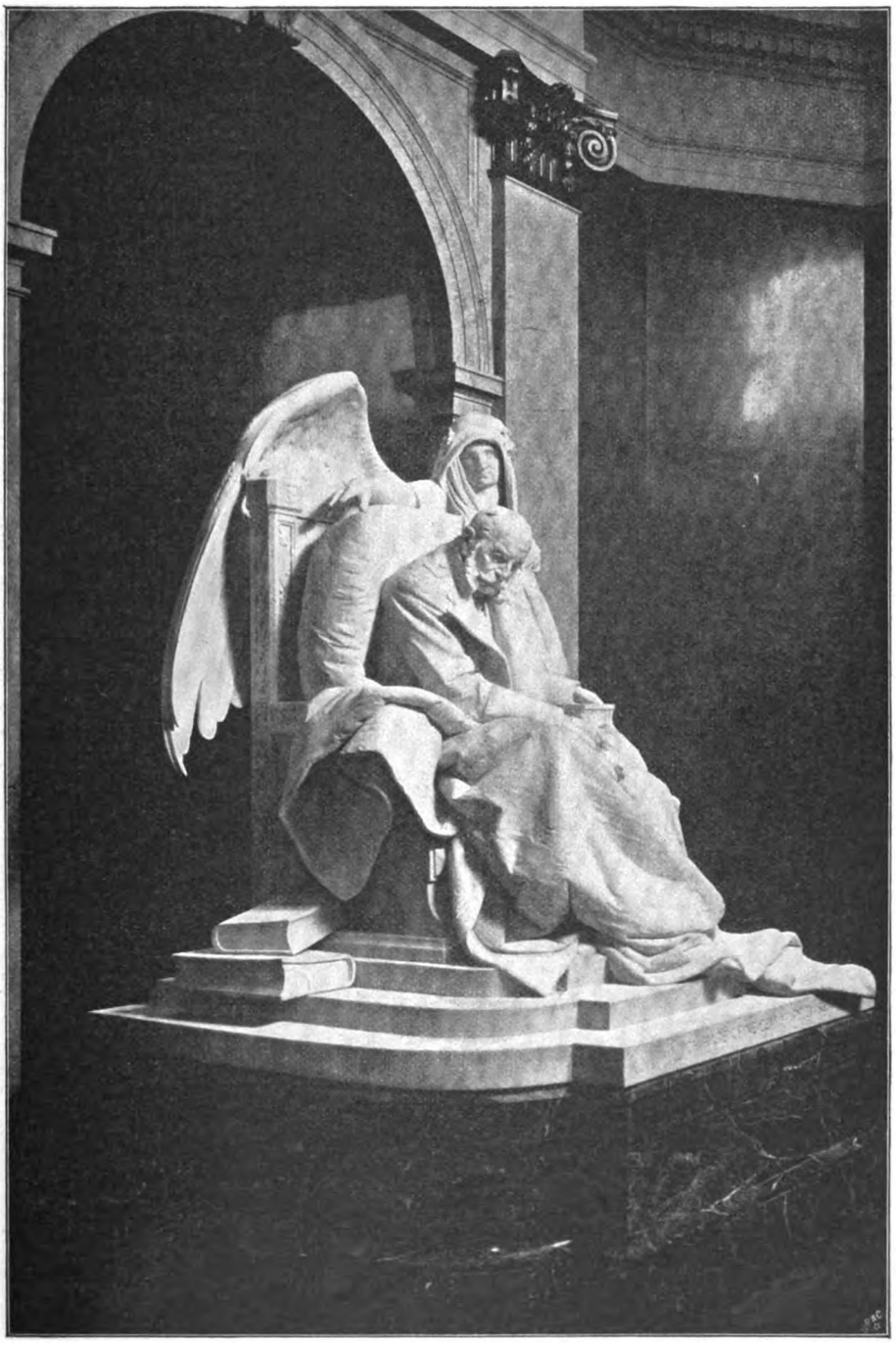
39. Jahrgang * vom Oktober 1902 bis dahin 1903. * * * Ausgegeben am 22. November 1902. * Nr. 8.

Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.

Die Kaiser Wilhelms-Gedächtnishalle. Im Hohenzollern-Museum zu Berlin ist jetzt auf Befehl des Kaisers die Kaiser Wilhelms-Gedächtnishalle dem Publikum geöffnet worden, in der die Marmorgruppe des Bildhauers Michel Lock „Ich habe keine Zeit, müde zu sein," Aufstellung gefunden hat. Das Modell dieser Gruppe erregte seinerzeit auf der Jubiläumsausstellung großes Aufsehen und trug dem Künstler die große goldene Medaille ein, der aber tragischer Weise durch seinen Tod verhindert wurde, der Ausführung in Marmor näher zu treten. Der Staat kaufte das Modell an, ließ es unter Aufsicht der Landeskunstkommission durch den Bildhauer Tübbecke in Marmor ausführen und dem Kaiser zur Verfügung stellen, der dann das Hohenzollernmuseum im Schloß Monbijou als Aufstellungsplatz bestimmte.

* * *

Friedrich Erbgroßherzog von Baden. Der Erbgroßherzog von Baden ist auf sein Gesuch hin vom Kaiser von seiner Stellung als Kommandeur des 8. Armeekorps in Koblenz enthoben worden, um seinen Vater, den greisen Großherzog von Baden, fortab bei den Regierungsgeschäften zu entlasten. Erbgroßherzog Friedrich, der jetzt im 46. Lebensjahr steht und bekanntlich mit Hilda Prinzessin von Nassau in bis jetzt kinderloser Ehe lebt, hat eine Reihe von Jahren hindurch das Korpskommando in Koblenz geführt und, wie der Erbgroßherzog auf dem ihm zu Ehren veranstalteten Abschieds-Bankett der Rheinprovinz am 10. November dankbar versicherte, zählen für ihn wie seine Gemahlin die dortselbst verlebten Jahre zu den glücklichsten ihres Lebens.



Aus der Kaiser Wilhelms-Gedächtnishalle im Hohenzollern-Museum in Berlin.
Nach einer Aufnahme aus dem Verlag der Photo-Illustration in Berlin.

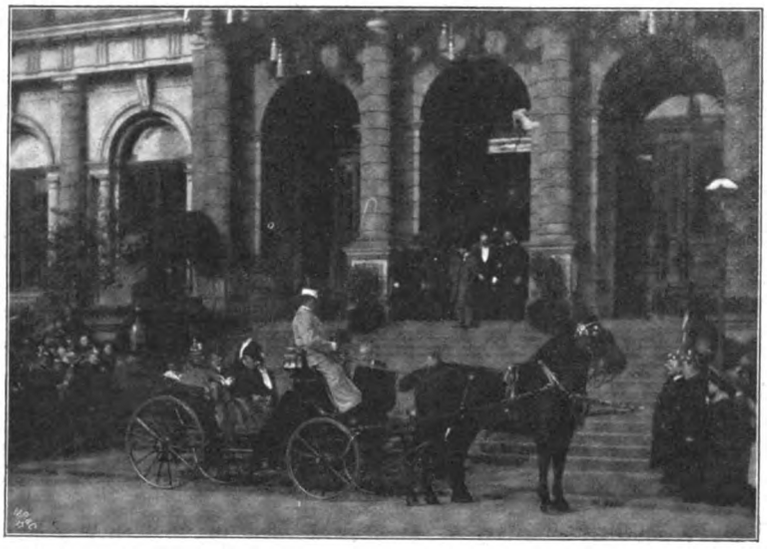
* * *

Vom Einzug König Georgs in Leipzig. König Georg von Sachsen hat am 4. Nov. seinen feierlichen Einzug in die zweite Hauptstadt seines Landes gehalten und ist von der Bevölkerung daselbst in begeisterter Weise aufgenommen worden. Drei Tage lang hat der königliche Gast in den Mauern Leipzigs geweilt und diese Frist benutzt, sein vielseitiges Interesse an politischen, wissenschaftlichen, künstlerischen und wirtschaftlichen Dingen zu bethätigen. Besonders huldvoll bewies sich der Monarch dem Präsidenten des Reichsgerichts Wirklichen Geheimen Rat von Oehlschläger, der durch ein Fußleiden verhindert war, an den aus Anlaß der Anwesenheit des Königs veranstalteten Festlichkeiten teilzunehmen. Ferner besuchte der König als rector

Digitized by Google

magnificentissimus die Universität und hörte die Vorlesungen des Geheimen Rats Professors Wach, des Geheimen Rats Professor Wundt und des Professors Hauck. Abends nahm der König dann die ihm durch einen Fackelzug dargebrachte Huldigung der Leipziger Studentenschaft entgegen. Ein nach vielen Tausenden zählendes Publikum füllte dabei die Straßen und Plätze in der Umgebung des Regierungsgebäudes und bereitete dem Könige stürmische Ovationen. Des Weiteren besuchte König Georg noch die Anatomie, die allgemeine Deutsche Kreditanstalt, die Handelshochschule, die Handelskammer und die Börse, in deren Sälen dem Könige gleichfalls stürmische Huldigungen dargebracht wurden.

* * *



Der König vor der neuen Börse.

Zu dem Diplomatenwechsel in Wien und Rom. Der langjährige Vertreter Deutschlands in Wien, Philipp Fürst zu Eulenburg ist jetzt wegen seines Gesundheitszustandes unter hoher Auszeichnung durch den Kaiser auf seinen eigenen Wunsch in den einstweiligen Ruhestand versetzt worden. Der Fürst hat das deutsche Reich in Wien 8½ Jahre hindurch mit großem diplomatischen Geschick vertreten und sein Scheiden wird in Wien allgemein aufrichtig bedauert. Der als Nachfolger des Fürsten Eulenburg zum deutschen Botschafter am Wiener Hofe bestimmte bisherige deutsche Botschafter in Rom, General der Kavallerie und Generaladjutant des Kaisers Graf Karl Wedel ist 1842 geboren. Seit 1876, wo er als Hauptmann zum Großen Generalstab versetzt wurde, hat der Graf Fühlung mit dem diplomatischen Dienst, indem er als Militärbevollmächtigter nach Wien gesandt und dort in zehnjähriger Wirksamkeit in den österreichischen Hof-



Friedrich Erbgroßherzog von Baden zu seinem Ausscheiden aus dem Kommando des 8. Armeekorps. Nach einer Aufnahme von C. Ruf, Hofphotogr. i. Freiburg i. B.



Fahrt des Königs über den Augustus-Platz. Nach einer Aufnahme aus der Anstalt für vervielfältigende Künste in Leipzig.

Vom Einzug König Georgs von Sachsen in Leipzig.

Digitized by Google



Philipp Fürst zu Eulenburg, bisher Botschafter in Wien.

und Militärkreisen sehr heimisch wurde. Um sich mit den diplomatischen Geschäften vertraut zu machen, trat er im Sommer 1891 beim Auswärtigen Amt ein und wurde schon nach einem Jahre Gesandter in Stockholm. Dort blieb er bis zum Oktober 1894, wo er sich mit der verwitweten Gräfin v. Platen, der reichsten

quadern, seinen ausgezackten Zinnen von ferne einer Riesenburg. Man hat von ihm aus einen prachtvollen Blick auf den 3000 Fuß hohen, wild zerklüfteten Beacon Hill mit dem dunkelvioletten Hintergrund der schottischen Berge. Nach Süden überschaut man einen Park, der sich in schöner Abwechslung ausdehnt, soweit das Auge reicht.

* * *

Das neue Stadttheater in Frankfurt a. M. Am 1. November ist in Frankfurt a. M. das neue Stadttheater feierlich eröffnet worden. Der monumentale prächtige Bau ist ein Werk des bekannten Architekten Seling und seiner künstlerisch feinen, reichgegliederten, aber doch nicht überladenen Fassade entspricht die Innenarchitektur. Ueberall erblickt hier das Auge reiche Goldverzierung und bildhauerischen Schmuck, aber nirgends eine Uebertreibung, überall eine vornehm abgetönte Pracht, die durch eine Fülle geschmackvoll arangierter und verteilter Lichtkörper wundervoll zur Geltung kommt.

* * *

Ein vom Erdboden verschwundenes Gebäude. Ein sonderbarer Unfall, der glücklicherweise ohne Gefährdung von Menschen vor sich ging, hat sich letzthin in dem Dorfe Ichstedt in Schwarzburg-Rudolstadt zugetragen. Als dort die Bewohnerin eines Hauses die Kuchen zur Kirmes einrichten wollte, hörte sie plötzlich ein eigentümliches Geräusch. Im inneren Hause fand sich nichts Außergewöhnliches, doch als sie den Hofraum betrat, war die Scheune spurlos verschwunden; 5 Meter tief war sie ins

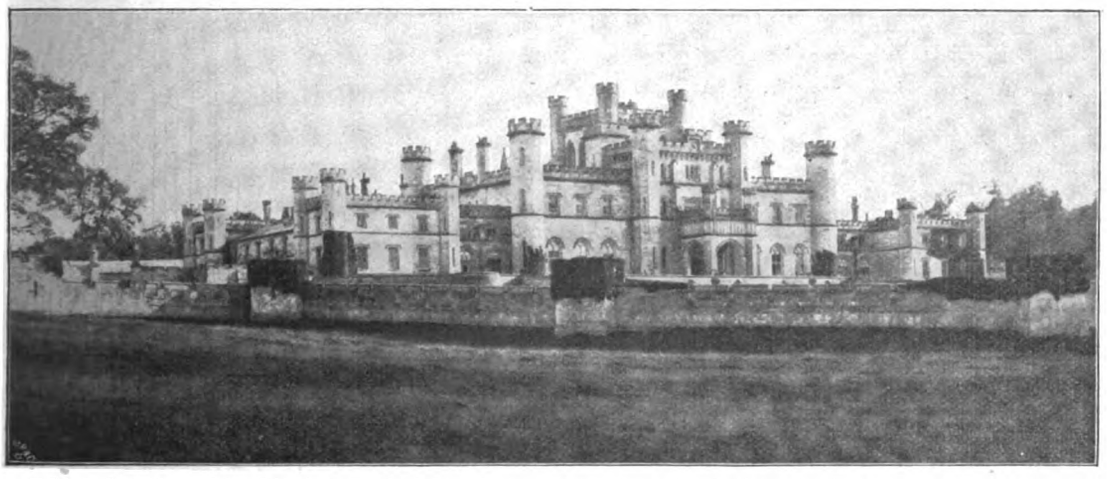


Botschafter Graf Karl Wedel, Nachfolger des Fürst Eulenburg in Wien. Nach einer Aufnahme von W. Höffert, Hofphotograph in Berlin.

mußte wegen unmittelbarer Gefahr sofort geräumt werden. Der Unfall ist auf den Zusammenbruch eines Gipsschlots im Innern der Erde zurückzuführen.

* * *

Vom Centralbahnhofsbau in Hamburg. Die Vorarbeiten zur Anlage des geplanten großen Hamburger Centralbahnhofes, der im Jahr 1906 fertiggestellt sein soll, schließen auch bedeutende Umbauten des bestehenden Bahnkörpers ein, die unter schwierigen Terrainverhältnissen bei Aufrechterhaltung des, die Arbeiten fast ununterbrochen tangirenden Eisenbahnbetriebes ausgeführt werden müssen. Daß diese Umgestaltungsarbeiten lästig in die Abwickelung des Straßenverkehrs eingreifen, bedarf wohl kaum der



Schloß Lowthercastle, Sitz des Earl of Lonsdale, wo der deutsche Kaiser als Gast weilen wird. Nach einer Aufnahme der Londoner Electrotype Agency.

Grundbesitzerin Schwedens, vermählte. 1899 kam Graf Wedel dann als Botschafter nach Rom. Der nunmehr zum deutschen Botschafter in Rom ausersehene bisherige preußische Gesandte in München Graf Anton von Monts de Mazin wurde 1852 in Berlin geboren. Der Graf trat nach juristischen Studien in die diplomatische Carriere ein. 1886 erfolgte seine Ernennung zum Legationsrat bei der deutschen Botschaft in Wien. Auf diesem Posten blieb er bis 1890, um als Generalkonsul nach Pest überzusiedeln. Diese Stellung hatte er bis 1894 inne. Ein Jahr lang vertrat er dann Preußen an den Höfen von Oldenburg und Braunschweig als Gesandter, dann ward er in gleicher Eigenschaft an den Münchener Hof versetzt. Graf Monts ist unvermählt.

* * *

Schloß Lowthercastle. Schloß Lowthercastle, wo unser Kaiser auch wieder gelegentlich seines jetzigen Aufenthalts in England als Gast des Grafen Lonsdale weilen wird, ist einer der imposantesten Edelsitze Englands. Im hügeligen Westmoreland auf einem Höhenrücken frei gelegen, gleicht es mit seinen grauen Granit-

Erdreich gesunken, und nur das auf der Erde aufliegende Dach war noch zu sehen. Das in nächster Nähe stehende Wohnhaus



Das neue Stadttheater in Frankfurt a. M. Nach einer Aufnahme von Ed. Blum in Frankfurt a. M.

Digitized by Google

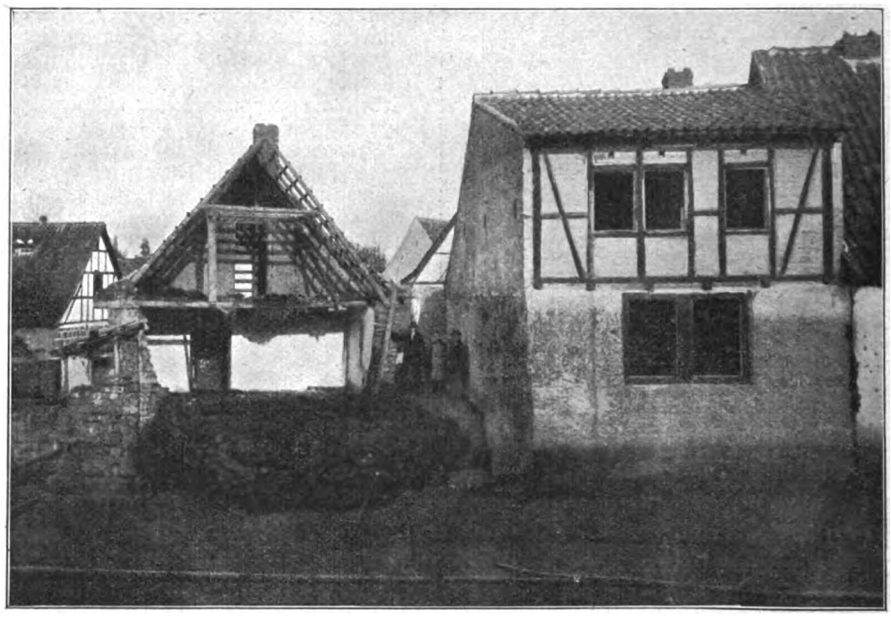


Graf Anton von Monts de Mazin, der neue deutsche Botschafter in Rom.
Nach einer Aufnahme v. B. Dittmar, Hofphot., München.

weiteren Erklärung. Erdwälle, Steinhaufen, Kiesberge u. s. w. geben der Straße den Anblick einer Barrikade. Auch ist an vielen Stellen die Aufrechterhaltung des für eine Großstadt unentbehrlichen Straßenbahnbetriebes mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Eine besonders exponierte Stelle zeigt unser Bild, das den gegenwärtigen Zustand des Straßenkreuzes Glockengießerwall — Georgsplatz — Ernst-Merkstraße darstellt.

* * *

Vom Institut für Glasmalerei in Charlottenburg. Die Nachricht von dem unerwarteten, infolge eines Herzschlages eingetretenen Hinscheiden des Direktors des Kgl. Instituts Glasmalerei, des Maler Heinrich Bernhard, hat die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese Anstalt gelenkt, die einen der edelsten und ältesten Kunstzweige zu pflegen berufen ist. Das Institut für Glasmalerei hat mit seinem nur allzufrüh dahingegangen Leiter einen schweren Verlust erlitten, denn der Maler Heinrich Bernhard hatte sich mit vollster Hingebung und seinem ganzen Wissen und Können in den Dienst dieser Kunstanstalt gestellt. Er war am 22. August 1847 zu Wünschelburg in der Grafschaft Glatz geboren. In seiner Heimat erlernte er die Porzellan- und Hohlglasmalerei. Da seine Eltern früh verstarben, ohne ihm Mittel zu seiner Erziehung zu hinterlassen, so mußte er eine harte Jugendzeit durchkosten, aber er kämpfte sich mannhaft durch und studierte unter Sorgen und Entbehrungen, stets für seinen Unterhalt arbeitend, an der Akademie in Dresden und der Kunstschule in Stuttgart, bis er im Jahre 1876 in München sich von der Porzellanmalerei ganz abwandte und, dem nie in ihm erloschnen Drange nach monumentaler Bethätigung folgend, zur Glasmalerei überging. In den Ateliers von F. H. Zettler war er bald einer der geschätztesten Künstler. 1883 wurde er von dort an das Königliche Institut für Glasmalerei zu Berlin berufen, um auch hier in den ersten Jahren schwierige Verhältnisse zu überwinden. Bernhard hatte die Aufgabe, die antike Richtung der Glasmalerei d. h. die mittelalterlichen Traditionen dieser Kunst im preußischen Staate anzubahnen und neu zu beleben. Das Institut wurde dadurch zu einem Kulturfaktor auf diesem Gebiete. Leiter der Anstalt seit dem Jahre 1887, ist dann sein Name mit allen aus derselben hervorgegangenen Arbeiten



Von dem Erdrutsch in Ichstedt in Schwarzburg-Rudolstadt.
Nach einer Aufnahme von M. Heyn, Frankenhausen a. Kyffh.



Vom Umbau an der Straßenbahn in Hamburg. Nach einer Aufnahme von E. H. A. Schlitte Hamburg.

Digitized by Google

in erster Linie verbunden. Er hat eine stattliche Reihe von Kunstwerken für Kirchen und auch für Private geschaffen, die von seiner Befähigung ein glänzendes Zeugnis ablegen, und ferner eine Anzahl schwieriger Restaurationsarbeiten ausgeführt. Eine besondere offizielle Anerkennung wurde ihm im



Direktor des Königlichen Instituts für Glasmalerei Maler Heinrich Bernhard †.



Herstellung eines Entwurfs (Kohlezeichnung) und Anfertigen einer Aquarellvorlage für Glasmalerei.

Jahre 1892 bei Gelegenheit der Einweihung der erneuerten Schloßkirche in Wittenberg zu teil. Die innigste Wertschätzung wurde dem Verblichenen in kunstgesinnten Freundeskreisen gezollt, wo er durch eine vertiefte Lebensanschauung befähigt war, in immer erneuter Anregung den Kreis zu beleben und seinen ethischen und künstlerischen Prinzipien fesselnden Ausdruck zu geben. An Stelle des Verschiedenen ist nun sein bisheriger Direktionsassistent, der Maler Engel, mit der Leitung des Königlichen Instituts für Glasmalerei beauftragt worden. Ein Besuch dieser Kunstanstalt, die übrigens dem Publikum wochentäglich zu bestimmten Stunden zugänglich ist, ist von hohem Interesse. In unseren Bildern führen wir dem Leser mit dem Interieur des Instituts einige der hauptsächlichsten Momente bei der Entstehung einer Glasmalerei vor. Die Glasmalerei gehört, wie bekannt, zu den musivischen Künsten, d. h. das Bild wird durch Zusammensetzung, und zwar im vorliegenden Fall von einzelnen, durchsichtig bemalten Glasstücken erzeugt, die durch eine Bleifassung miteinander verbunden werden. Diese Technik ist so alt wie die ganze Kunst des Glasmalens selbst, welche bis ins X. Jahrhundert zurückreicht, wo sich nach dem Briefe eines Abts bereits im Kloster von Tegernsee farbige Glasfenster befunden haben. Die Kunst des Glasmalens entwickelte sich dann in Deutschland zu hoher Blüte, bis sie mit dem Ausgang des XVI. Jahrh. in Verfall geriet. Erst der Beginn des XIX. Jahrhunderts brachte ein allmähliches Wiederaufleben der Kunst, das aber erst in der allerneuesten Zeit einen hohen Aufschwung nahm, nachdem es der modernen Chemie gelungen war, jene prachtvollen, leuchtkräftigen, brennenden Farbentöne des Glases wieder herzustellen, die die mittelalterlichen Glasmaler als ihr Geheimnis mit ins Grab genommen haben. Ein merkwürdiger Zufall hat es nämlich gewollt, daß in den beiden noch vorhandenen Exemplaren einer Schrift des Theophilus Presbyter aus dem XII. Jahrhundert, welche uns eine genaue Kunde über die mittelalterliche Glasmaltechnik überliefert, gerade das Kapitel über die Herstellung des farbigen Glases herausgeschnitten ist. So wissen wir zwar nicht, ob wir neuerdings den Farbenton genau auf demselben Wege gewinnen, wie die mittelalterlichen Künstler, aber es genügt ja auch wohl, wenn das moderne Glasmaterial an Schönheit und Kraft des Tons dem alten nicht nachsteht. Die heutige Glasmalerei verwendet, wie schon die des Mittelalters, sowohl massiv, d. h. durch und durch gefärbte Gläser, welche durch Zutaten von Metallen in die flüssige Glasspeise gewonnen werden, als auch sogen. Auffanggläser, d. h. solche, die nur mit einer Farbenauflage an der Oberfläche versehen sind, ein Verfahren, das im XIV. Jahr-



Das Schneiden der Gläser.

Aus dem Königlichen Institut für Glasmalerei zu Charlottenburg bei Berlin. Nach Aufnahmen von Becker & Maaß in Berlin.

Digitized by Google

hundert aufkam. Die Auffanggläser gestatten das Erzielen besonderer Wirkungen durch das Ausätzen des Farbentones und das Hineintragen eines zweiten Farbentones an der ausgeätzten Stelle. Dies also ist das Material, mit dem der Glasmaler arbeitet; das Verfahren dabei ist folgendes. Zunächst entwirft der Künstler auf einem Karton mit Kohle in natürlicher Größe die Zeichnung des Bildes. Abweichend von dem mittelalterlichen Verfahren, wo der Maler dann gleich auf diese Vorlage die farbigen Gläser legte und nach den Konturen ausschnitt, wird heute meist erst noch eine bunte Skizze in Aquarellfarben hergestellt, die die Farbenwirkung des Bildes übersehen läßt. Geht es dann an die Ausführung desselben, so wird von dem ersterwähnten Kohlekarton eine Pause (Schnitt-Pause) gemacht, auf welcher die Schnittlinien eingetragen werden. Diese Pause wird auf das Glas durch Nachziehen der Konturen über einer Farbunterlage übertragen und darnach werden die einzelnen Bildteile aus den entsprechenden farbigen Glasplatten ausgeschnitten. Alsdann erfolgt das Zusammensetzen der einzelnen Teile zu dem Bilde, indem diese auf einer großen Glasplatte mit Wachs angeklebt werden, wobei die entsprechenden Räume für den Bleikern (d. h. die Bleifassung zwischen den einzelnen Glasteilen) ausgespart werden. Nun beginnt das Bemalen der mit dem Grundfarbenton ja bereits versehenen Gläser. Es ist also hier das Verfahren ein umgekehrtes als z. B. beim Aquarellieren. Es werden hier zuerst die Lokaltöne in das Bild gesetzt und dann erst trägt man die Schatten und Lichter hinein. Die Schatten werden durch einen Auftrag von sogenanntem Schwarzloth (das schon das Mittelalter verwandte), einer Neutralfarbe, erzeugt. In Schraffiermanier werden mit einem scharfen Pinsel aus diesem über die ganze Glasplatte gestrichenen Farbüberzug die hellen Töne herausgearbeitet. Die stärksten Lichter werden durch Ätzung (wie oben schon erwähnt) erzielt, wobei also der Grundfarbenton beliebig bis zum klaren Weiß der Unterlage abgeschwächt werden kann. Außer diesem Schwarzloth kennt die moderne Glasmalerei nur noch eine zweite Farbe, das sogen. Silbergelb, das gleichfalls durchscheinend ist und durch den Auftrag auf die verschiedenen Farbentöne je nach Bedarf neue Farbenwirkungen erzeugt. Bei den Auffanggläsern ist man übrigens in den Kombinationen der beiden Farbentöne sehr beschränkt. Man kennt nur einen Auftrag von Blau und Rot auf weißes Glas und Rot auf gelbes Glas. Die sich streng an die mittelalterlichen Vorbilder haltende, gegenwärtig bevorzugte Richtung der Glasmalerei



Das Zusammensetzen und Bemalen der Gläser.



Das Brennen der bemalten Gläser.

operiert überhaupt möglichst wenig mit diesen fein spielenden Nüancen der Auffanggläser, sondern will möglichst allein durch die Anwendung der klaren Grundtöne die große, ruhige, monumentale Wirkung der alten Vorbilder erzielen. Nachdem nun alle die einzelnen Glasteile bemalt sind, werden sie wieder von der Glasplatte abgelöst und gebrannt, je nach Bedarf einmal oder zweimal, und jedes nach seinem Farbenton und der Glasmasse milder oder schärfer. Dann erfolgt erst auf einem Holztisch das endgiltige Zusammensetzen des Bildes nach der Vorlage, indem um jeden Glasteil ein vierkantiger, ausgefiefter Bleistreifen gezogen und so mosaikartig ein Teil an den anderen angefügt wird. Um das Ganze kommt dann ein stärkerer Rahmen, der das Bild fest zusammenhält.

* * *

Aus dem Königlichen Institut für Glasmalerei zu Charlottenburg bei Berlin. Nach Aufnahmen von Becker & Maaß in Berlin.

Digitized by Google

Frauen-Daheim.

Die harte Hand, die nicht geben kann,
Die schwere Hand, die nicht nehmen kann,
Die sind wie ein Bann,
Wie ein schlimmer Zauber für manchermann.



„So groß ist ein Heinzelmännchen!" Liebhaberaufnahme von Hulda Kottmeyer-Bielefeld.

Dienst an armen Kindern.

In kleinem Maßstabe habe ich vor einigen Jahren in W.... eine Kochschule für Konfirmandinnen aus der Volksschule eingerichtet. Ich hatte bei Krankenbesuchen öfter die Bemerkung gemacht, daß, wo die Hausmutter krank war und die noch schulpflichtige Tochter in der Zeit für den Haushalt sorgen mußte, diese so wenig vom Kochen verstand, daß die arme Kranke und der von der Arbeit hungrig heimkehrende Vater recht schlecht versorgt wurden. So lud ich mir 8 bis 10 Mädchen in meine sehr geräumige Küche ein, um ihnen etwas Anweisung im Kochen zu geben. Sie kamen nachmittags von 3 bis 7 Uhr, da vormittags der Schulunterricht nicht unterbrochen werden sollte, wöchentlich 2- bis 3mal. Sehr bald zeigten sie großen Eifer für alle Arbeiten. Eine von ihnen hatte die Aufsicht für den Tag; sie mußte Feuer anmachen und es im Gange erhalten, die Töpfe mit Wasser füllen, auf den Herd stellen und umrühren. Zwei Mädchen wurden ausgeschickt zum Einkaufen der Kolonialwaren und mußten dann genaue Abrechnung geben. Das Fleisch besorgte ich selbst vorher und zeigte ihnen an dem betreffenden Stück, zu welchem Teile des Tieres es gehörte, machte sie auf die verschiedenen Unterschiede der Fleischsorten aufmerksam und belehrte sie über den Fett- und Nährwert desselben. Die anderen Mädchen mußten indessen das Gemüse putzen, Kartoffeln schälen, Messer und Gabeln putzen und den Tisch decken. Waren alle Gerichte aufs Feuer gestellt und vorbereitet, so setzten sich die Mädchen um den großen Küchentisch und nahmen ihre Schreibbücher zur Hand; ich diktierte ihnen die Rezepte zu den einzelnen Gerichten, die an dem Tage gekocht wurden, ließ dann das Geschriebene laut vorlesen und wiederholte das vom Tage vorher Aufgeschriebene. Da die Mädchen oft nicht sehr gewandt im Schreiben sind, dauerte es ziemlich lange, bis wir mit diesem Pensum fertig waren. Unterdes waren die Gerichte bis zum Anrichten fertig gekocht; wir bereiteten täglich eine Suppe, auch besonders Krankensuppen, Gemüse, gebratenes oder gekochtes Fleisch dazu, auch wohl billige Fische, Eierspeisen und Kartoffelgerichte. Die Kosten beliefen sich für jedes Kind ungefähr auf 15 bis 20 Pf. pro Tag; ich erhielt dazu einen Beitrag aus der Kasse des Vaterländischen Frauenvereins, Gemüse und Obst schenkte die eine oder andere der Damen in der Stadt, die sich für mein kleines Unternehmen interessierte, die Feuerung und das Kochgeschirr gab ich selbst. War das Essen angerichtet, so setzten sich die Mädchen mit fröhlichen Gesichtern um den Tisch, eine sprach ein Tischgebet, und dann schmeckte es prächtig. Die Reste wurden in kleine Töpfe gefüllt, und die Mädchen nahmen sie mit nach Hause; oft sparten sie sich auch ihr Stückchen Fleisch auf, um es für Vater oder Mutter zum Abendbrot mit zu bringen. Nach dem Essen ließ ich die Hälfte der Mädchen nach Haus gehen, die anderen mußten das Geschirr abwaschen, Tische und Bänke scheuern und alles forträumen, auch die Küche rein machen. Es gibt in den Pfarrhäusern auf dem Lande und in den kleinen Städten, in den Dienstwohnungen der Beamten, der Gutsbesitzer, der Landräte und Amtsrichter oft sehr geräumige Küchen mit großen Kochherden; es läßt sich mit so geringen Opfern und wenig Mühe sehr leicht in dieser Art eine Kochschule einrichten, daß ich allen lieben Mitschwestern, die über solche Räume verfügen, raten möchte, den Versuch zu machen. Ich habe viel Freude davon gehabt und manches herzliche Dankeswort von den Eltern der Mädchen gehört. — Mit Freude erzählte auch wohl mal eine Schülerin, wie sie am Sonntag das ganze Mittagessen gekocht und es dem Vater so gut geschmeckt habe. Sehr wünschenswert wäre es, wenn mehr und mehr in der oberen Mädchenklasse der Volksschule wöchentlich einige Vormittagsstunden für Koch- und Haushaltungsunterricht frei gegeben würden, da es für die Mädchen doch sehr wichtig ist, solche praktische Sachen gründlich zu erlernen, bevor sie, wie es oft gleich nach der Konfirmation geschieht, in den Fabriken arbeiten oder in Dienst gehen müssen. Es wird ihnen durch solchen Unterricht geradezu das Wichtigste fürs praktische Leben mitgegeben. An den Nachmittagen haben die Eltern die größeren Mädchen meistens selber nötig zur Aufsicht der kleineren Geschwister oder zur Garten- und Feldarbeit, und es hält oft schwer, sie davon frei zu bekommen. E. S.

Noch einmal: Getäuschtes Vertrauen.

Ich möchte mir erlauben, ein Wort der Entgegnung zu sagen auf den Aufsatz in Nr. 2. Ja, der ist tief zu beklagen, der sich getäuscht fühlt durch eine Menschenseele, auf deren Treue er wie auf einen Felsen gebaut hat, und wer könnte es nicht verstehen, wenn er glaubt, fertig zu sein mit der ganzen Menschheit, wie er vorsichtig, ja scheu wird im Umgang mit anderen Menschen. Wie nun aber, wenn Du dem Freunde grundlos Dein Vertrauen entzogen hättest! Hast Du auch reiflich überlegt, ob nicht etwa nur der Schein der Treulosigkeit vorliegt? Hast Du Aussprache gehalten mit dem, der bisher Dein Vertrauen besaß, und dessen Treue nie wankte trotz Deines Zweifels? Wie muß der empfinden, dem das Vertrauen ungerechterweise entzogen wird, der sich nicht verteidigen kann, weil Du ihm nicht die Möglichkeit dazu gibst. Wieviel Leid hättest Du vielleicht Dir wie ihm ersparen können! Hat man selbst Aussprache gehalten, wenn es sein konnte, Auge in Auge, so sieht man oft eine Tatsache ganz anders an und beurteilt milder, was man allein oder gar unter dem Einfluß anderer nicht verstehen konnte. Ich möchte auf Felix Dahns Dichterwort hinweisen:

Wenn eines Menschen Seele Du gewonnen,
Und in sein Herz hast tief hinein geschaut,
Und ihn befunden einen klaren Bronnen,
In dessen reiner Flut der Himmel blaut:
Laß Deine Zuversicht dann nichts Dir rauben,
Und trage lieber der Enttäuschung Schmerz,
Als daß Du grundlos ihm entziehst den Glauben —
Kein größer Glück, als ein vertrauend Herz!
Laß adlermutig Deine Liebe schweifen
Bis dicht an die Unmöglichkeit heran:
Kannst Du des Freundes Tun nicht mehr begreifen,
So fängt der Freundschaft frommer Glaube an.

A. S.

Gräberschmuck.

Die letzten müden Strahlen der blassen Herbstsonne, die fallenden und verwelkenden Blätter von Baum und Strauch, die Stille in Feld und Wald, alles gemahnt uns wieder ans Vergehen, ans Sterben. Aus dem Grunde liegt auch der Gedenktag für unsere lieben Verstorbenen in dieser Zeit des Absterbens, am letzten Sonntage des scheidenden Kirchenjahres. — Wer möchte nicht, wenn es irgend möglich ist, zum Zeichen, daß er ihrer gedacht, einen Schmuck nach den letzten Ruhestätten seiner Lieben bringen? Wenn sich auch auf unseren evangelischen Friedhöfen nicht wie auf den katholischen eine Pracht entfaltet, daß „es blüht und funkelt", so bringen wir doch gern das Schönste, was wir auftreiben können. Wie schwer wird uns aber das oft, wenn wir uns aus keinem Treibhause die nötigen Blumen holen können, und auch von keinem Gärtner diese kleine Liebesarbeit mögen tun lassen. Ich wenigstens habe wohl immer einen besonders warmen Dank für solche selbstgebundene Kränze oder Kreuze erhalten, trotzdem sie immer weit hinter den anderen Prachtstücken zurückstanden. Was finden wir viel mehr im Garten zu unserer Arbeit, als das verschiedenartige Koniferengrün und die letzten dunklen Blüten vom Stiefmütterchenbeet? — Wie erfreut war ich daher, als ich im vergangenen Jahre um diese Zeit bei einer Fahrt durch den Wald unter dem welken Laub und herabgewehten Geäst ein feines, grünes, bis dahin nicht beachtetes Kraut hervorquecken sah! Es war ein kleinblättriges, dicht am Boden wachsendes, winterhartes Farnkraut, welches ich schon oft an den Sträußen und sonstigen Bindereien aus Blumenhandlungen vereinzelt gesehen hatte. Einen ziemlichen

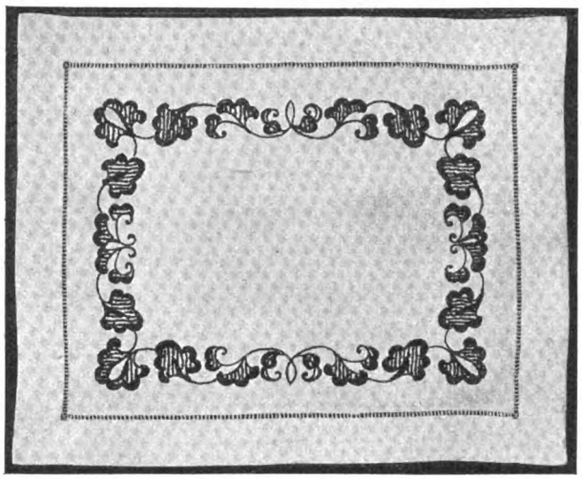
Digitized by Google

Korb voll nahm ich mir mit, im Gedanken an den Kranz, den ich binden wollte. Diese Arbeit wurde etwas mühsam, da ich als Vorbereitung eine große Menge kleiner Sträußchen recht kraus von den glatten Wedeln mit Draht binden mußte. Als dies gemacht war, war auch bald der Kranz gebunden, wenn auch fast flach, so doch zierlich und duftig. — Bedenklich hatte ich schon bei der Arbeit die sich immer mehr zusammenrollenden Blättchen angesehen. Als ich nun noch als Letztes einen länglichen Strauß von Christrosen mit Draht an einer Seite oben aufgebunden hatte, sah das Ganze gar nicht mehr recht frisch aus, trotz des kalten Zimmers. Aber was half's? Ich schickte meine Gabe ab, und sie wurde auch auf das Grab gelegt. — Nach Weihnachten hatte ich die große Freude, daß man mir berichtete, mein Kranz läge noch dort und sähe, nach sechs Wochen, aus, wie wenn er eben gebunden worden wäre; nicht nur sehr frisch und grün war er geblieben, sondern die Christrosen hatten eine der mitabgeschnittenen Knospen nach der andern schön entwickelt und entfaltet. Nach weiteren vier Wochen war der Kranz noch nicht zum Wegwerfen. So dankbar und haltbar wie diese ist selten eine derartige Arbeit gewesen, und manche Leserin sucht sich vielleicht das genannte Grün im Walde und bindet es mit Christrosen zusammen für ein liebes Grab. —th.

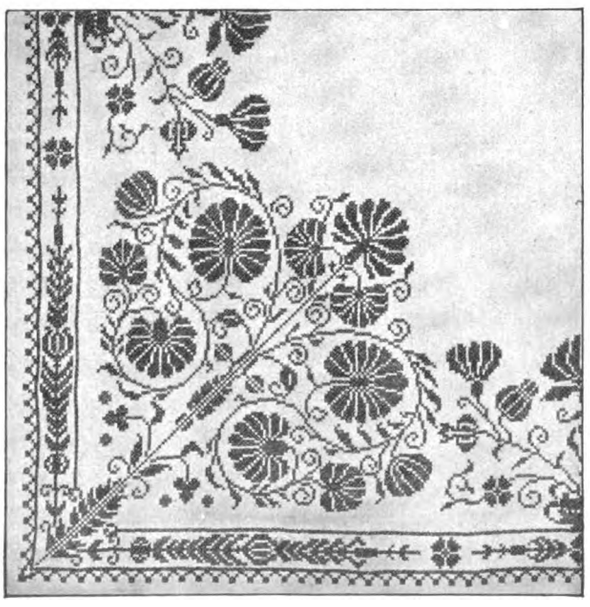
Handarbeit.

Unsere schöne Kaffeedecke ist auf weißem starken Bauerleinen, in der Größe von 165/165, mit vorgezeichneten Kreuzen in den Farben blau, rot, D. M. C.-Garn Nr. 12 zu sticken. Preis der vorgezeichneten Decke: M. 11,50; Material dazu M. 4,—, bei Heinrich Dyck in Charlottenburg, Kentstr. 162, welche Firma auch kleinere Decken (70/0), Läufer, Servier und Büffetdecken zu der Kaffeedecke passend, liefert.

Tablettdeckchen. Das einfache Muster unseres Deckchens ist, in hell kupferfarbener und maigrüner Seide ausgeführt, von entzückender Wirkung. Die Stiel- und Languettenstiche stickt man in gespaltener kupferfarbener Filoselleseide (2-fädig) die Querstiche mit den kleinen Überfangstichen, die die Blättchen füllen, in Grün. Vorzeichnung auf feinstem Leinen von Frl. Mallon, Berlin W., Charlottenstraße 31.



Tablettdeckchen.



Kaffeedecke in Kreuzstich rot und blau, auf starkem Bauerleinen.

Frauenbüchertisch.

„Haushaltungskunde. Ein Lehrbuch für Frauen und Mädchen, besonders zum Unterricht an höheren Mädchenschulen, Haushaltungspensionaten und Fortbildungsschulen von Oberlehrer Dr. A. Eppler." Mit einem Vorworte von Otto Lange, Direktor an der höheren Mädchenschule zu Detmold. Illustriert von Gymnasialzeichenlehrer A. Eberth. Verlag von Julius Zwißler, Wolfenbüttel. Dieses Buch hat in Lehrerkreisen sofort nach seinem Erscheinen Aufsehen erregt und ist in einigen Haushaltungsschulen, Seminaren, Fortbildungsschulen bereits für den so überaus wichtigen jungen Lehrzweig, den sein Titel zum Ausdruck bringt, eingeführt worden. Herr Schulrat Fr. Pollack schreibt über das Buch in den „Pädagogischen Brosamen": „Sein Inhalt ist reich, wohlgeordnet und anmutig dargestellt. Mit Beherrschung des Stoffes verbindet der Verfasser methodisches Geschick und praktischen Blick. Das Buch ist recht gut, ein zuverlässiger und notwendiger Führer für Frauen und Mädchen zur Einführung in ihre beruflichen Pflichten, von denen Glück und Behagen des häuslichen Lebens wesentlich abhängen. Ohne diese berufliche Ausrüstung kommt heute kein Berufsstand mehr durch, auch die Hausfrau nicht."

Ein zweites Lehrbuch: „Nahrungsmittelkunde", von demselben Verfasser, ist in demselben Verlag erschienen, und gleichfalls von Schulbehörden als gut und praktisch anerkannt und schon vielfach eingeführt worden. Beide Bücher können wir strebsamen Hausfrauen auch zum Privatgebrauch warm empfehlen.

Praktisches fürs Haus.

Reine, weiße Hände zu behalten ist jetzt zur Obstzeit für die Hausfrau wirklich nicht leicht und manche geht deshalb mit Zagen an das Schälen von Äpfeln und Birnen. Ein wenig läßt sich ja vorbeugen, wenn man einen Sparschäler benutzt (der in keinem Haushalt fehlen sollte). Mit seiner Hilfe wird das Geschäft sehr gefördert und zugleich das Anschneiden der Fingerspitzen verhütet. Die unausbleibliche Schwärzung der Haut weicht aber nur kräftigen Mitteln, besonders Säuren, die entfärbend wirken. Zunächst Einreiben mit Citronensaft. Wirksamer noch und nachhaltiger selbst in ganz verzweifelten Fällen habe ich folgendes Verfahren gefunden: Auf die angefeuchteten Hände streut man einen halben Kaffeelöffel voll gereinigte Weinsteinsäure und verreibt dieselbe kräftig und anhaltend bis die Farbe verblaßt (nötigenfalls nimmt man auch mehr). Dann streut man ebensoviel Borax auf die Hände und verreibt auch diesen. Darauf wäscht man die Hände in recht warmem Seifenwasser, spült sie in kaltem Wasser ab und fettet sie nach dem Trocknen mit Glycerin oder Goldcreme ein. Bei diesem Verfahren werden die Nägel völlig sauber und blank, worauf es doch auch ankommt. cf. zm.



Blättermuster zum Deckchen.

Frage.

17) Wo bekommt man billig weiße Tannenmöbel? E. v. H.

Auskunft.

Junge Hausfrau in W. Ameisen sind (nach Magdalene Ernst's „Handbuch der Hausfrau") durch starke Gerüche zu vertreiben. Folgende Mittel wendet man an, indem man sie, je nach dem Orte, wo sich die Ameisen zeigen, in Gefäßen aufstellt oder über die Ameisenkolonie gießt, oder auch ausstreut ꝛc. Alaun, Aloewasser, Branntwein mit pulverisiertem Schwefel, Enzian (zerschnitten), Fischwasser (worin Fische abgekocht wurden, Guano, Hefe mit Zucker vermischt und fein gerieben, alte Heringe, Kampher, frisches Kerbelkraut, Moschus, isländisches Moos, frisches persisches Insektenpulver, Naphtalin, Ofenruß, Petroleum, Pottasche mit Zucker, Schwefel mit Zucker (pulverisiert), Seifenstein mit Zucker aufgelöst, heißes Seifenwasser, Spieköl, Soda (Abkochung), Tabakblätter (Abkochung), Tausendgüldenkraut, Thran auf Löschpapier, kochendes Wasser, Wermut. — Auch mit Schlemmkreide oder mit Terpentinöl dick gezogene Striche überschreiten Ameisen nicht. —

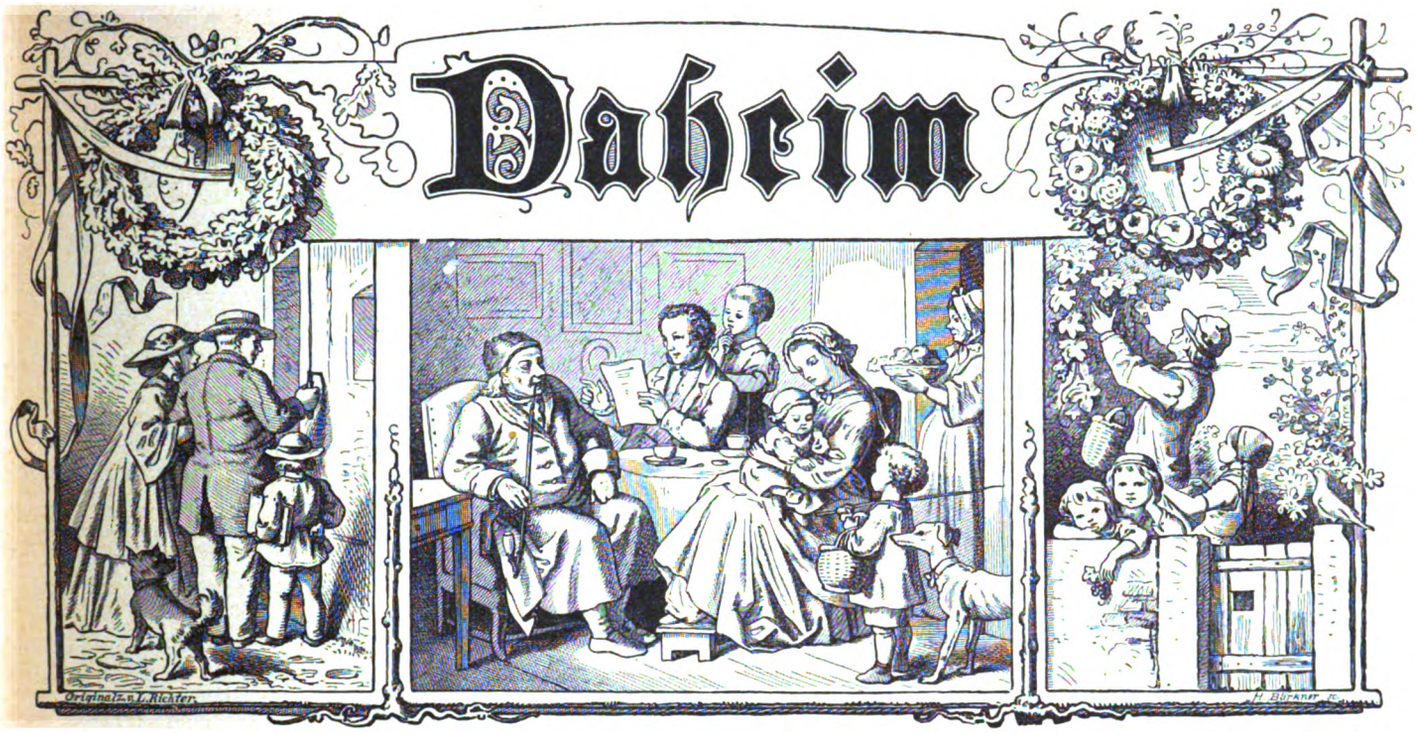
B. S. in P. Über die Tür eines Landhauses sind folgende Sprüche vielleicht geeignet:

Jeder Gast findet gute Rast!
Wer guter Meinung, komm' herein,
Soll lieb hier und willkommen sein!
Gah fröhlich in,
Gah fröhlich ut,
Sei drauß und drin
In Gottes Hus.
(Plattdeutscher Hausspruch aus Hannover.)
Unsern Eingang segne Gott,
Unsern Ausgang gleichermaßen!
Herberget gerne!

Fr. 1. (Frl. v. A. in P.) Empfehlenswert ist es, Seidenstoff mit Ölfarben zu bemalen. Nicht alle weißen Seidenstoffe sind verwendbar für Malzwecke; steifer Atlas ist am vorteilhaftesten.

Fr. 4. (Frau Pastor S. in B.) Neue weiße Fußböden, die geölt sind, müssen mit Parquettbodenwichse behandelt werden, wie Parquettböden, oder sie können mit Wasser und Seife aufgewaschen werden und müssen dann aber von Zeit zu Zeit mit hellem Leinöl wieder geölt werden.

Digitized by Google



Krach.

Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortsetzung.)

Nach Aufhebung der Tafel gab es noch einen kleinen Unfall. Maria Apelhode schien ganz ratlos. Sie warf beim Aufstehen den Stuhl hinter sich um und machte dann nach allen Seiten verzweifelt tiefe Knickse. Bis Lora schnell an ihre Seite trat und ihre Hand faßte: „So, liebes Kind, nun wollen wir einmal ordentlich miteinander plaudern. Kommen Sie nur mit mir —“

Der Kaffee wurde im Arbeitszimmer des Geheimrats genommen.

Lora hatte sich mit der kleinen Maria in eine Ecke des großen behaglichen Raums zurückgezogen, wo sich auch bald Hardi hinzugesellte. Die drei Herren rauchten vor dem Kamin ihre Cigarren.

In der Seele des Vaters schien noch die Erregung, die er schon bei Tisch gezeigt hatte, nachzuzittern. Er sprach lebhaft und viel, fragte Willy nach dem Fortgang seiner Unterhandlungen mit Salester, plauderte über seine Reiseeindrücke, über die mit Unrecht verrufene Lüneburger Heide und die alte Stadt Lüneburg selbst, neckte sich mit seinem Freunde Graban. Trotzdem wollte es dem Sohne scheinen, als sei er nicht ganz bei der Sache. Seine Blicke gingen immer wieder, fast wie ungeduldig, nach der Ecke des Zimmers, in der die Damen saßen.

Als Fräulein von Schotten kam und Maria mit sich nahm, rief er hinüber: „Fräulein Lora, wollen Sie sich nicht zu uns setzen? Du auch, Hardi!“ Und dann fragte er: „Nun, Maus, was sagst Du denn zu unserer kleinen neuen Hausgenossin?“

„Ich kann wirklich noch nicht urteilen, Papa.“

„Aber man hat doch wenigstens einen Eindruck.“

Sie zog ein wenig mißachtend die Achseln und schürzte die Lippen. Aber sie schwieg.

„Und Sie, Fräulein Lora?“

„Für ein Urteil ist es ja noch zu früh, Herr Geheimrat,“ gab Lora zurück. „Darin hat Hardi gewiß recht. Aber daß ein guter Kern in dem Mädchen steckt, das glaube ich bestimmt. Es ist ein so absonderliches kleines Menschenkind mit den verschüchterten braunen Augen, die immer zu bitten scheinen: ach, entschuldige doch, daß ich da bin.“

„Ja, die Augen!“ Der Geheimrat nickte. „Diese Augen haben es mir auch angetan.“

„Als wir vorhin mit ihr oben im Gastzimmer waren und sie ihre paar Sachen auspackte, rührte sie mich gradezu. Wie ein Heimchen erschien sie mir in ihrer kindlichen Befangenheit.“

Hardi konnte nicht mehr an sich halten. „Ein kleiner Bauerntölpel ist sie —“

„Aber, Hardi!“ Der Vater und Lora hatten es zu gleicher Zeit gesagt.

„Es ist doch so! Und ich weiß wirklich nicht, was wir mit ihr anfangen sollen! Sie paßt so gar nicht zu uns. Immer werden wir uns fremd fühlen, wenn sie zugegen ist. Selbst die Dienstboten werden über sie lachen —“ sprudelte Hardi heraus. „Sei nicht böse, Papa. Aber Du wolltest ja, daß ich meine Meinung sage . .“

Lora hatte ihre Hand mit sanftem Druck auf Bernhardinens Arm gelegt. Sie sah die Wolke des Unmuts auf dem Gesicht des Hausherrn und wollte vorbeugen: „Liebe gute Hardi, jetzt urteilst Du aber voreilig. Solch Kind findet sich ganz gewiß überraschend schnell in veränderte Verhältnisse hinein. Denk' doch nur, wie heut noch all das Neue auf sie wirkte, sie einschüchterte, unsicher machte. Laß sie einen Monat hier sein, und Du wirst sie nicht wiedererkennen.“

„Sie sprechen mir aus der Seele, Fräulein Lora!“ sagte der Geheimrat. Hardi saß ein Weilchen still, mit zusammengepreßten Lippen, aber dann kam es plötzlich, bitterböse, heraus: „Du sprichst wie eine Schulmeisterin, Lora!“

Uber das schöne, herbe Gesicht flog ein Schatten. Dann lächelte Lora gleich wieder: „Tat ich das? Nun — ich bin es ja wohl auch.“

„Sie taten es gar nicht, Fräulein Lora! Und Hardi war einfach unartig.“

Der Geheimrat sprach sehr ernst.

Es war eine peinliche Stille. Hardi zog, wirklich wie ein unartiges Kind, ein trotziges Gesicht und kämpfte sichtlich mit einem Tränchen. Willy drehte sich eine neue Papyros und überlegte: ‚eigentlich hat Hardi gar nicht so unrecht —‘ Nur Excellenz Graban sah lustig darein.

Da erhob sich Lora plötzlich, trat an Hardi heran, legte

Digitized by Google

den Arm um sie, hielt sie sanft fest, küßte sie herzlich, sagte in ihrer gelassenen Ruhe: „Gute Nacht, Schatz!“ und empfahl sich bei den Herren, jedem die Hand reichend.

Vater und Sohn brachten sie bis auf den Flur. Der Geheimrat wollte einen Wagen holen lassen, aber sie lehnte dankend ab.

„Sie sind meinem Unband doch nicht böse!“ bat er.

„Bewahre! Morgen ist auch bei Hardi das kleine Wetterwölkchen verflogen —“

Sie stand noch einen Augenblick, schon in Hut und Mantel, und Vater und Sohn dachten zugleich: ‚Sie sieht immer aus wie eine Fürstin und wenn der Hut noch so einfach und der Mantel noch so schlicht ist‘ — da kam Hardi herausgelaufen und warf sich Lora an die Brust.

Beide, Vater und Sohn, mußten lachen. Es war zu komisch, wie die Kleine mit hochrotem Gesicht die Freundin umhalste, sie zwei-, dreimal auf beide Wangen küßte und dann ebenso schnell, wie sie gekommen war, wieder verschwand, ohne eine Wort gesprochen zu haben, nach ihrem Zimmer zu.

„Gute Nacht, Fräulein Lora. Da hatten wir zum Abschied noch eine Vorstellung unseres eigenen kleinen Rüpels, wie er leibt und lebt. Es freut mich aber doch, daß Hardi ihr Unrecht einsah —“

„Ich wußte es ja! Gute Nacht!“

Willy küßte ihr die Hand. Schweigsam, wie er den ganzen Abend gewesen war.

Dann gingen sie beide zu Excellenz Graban zurück.

Der saß noch immer am Kamin und rauchte an seiner leichten Holländerin, die im Hause eigens für ihn gehalten wurde. Und er lächelte ganz diabolisch und meinte, als der Geheimrat sich neben ihn gesetzt hatte: „Nämlich .. weißt Du .. wie Ihr heraus wart .. da hab’ ich zu der Hardi gesagt: ‚Marsch — pascholl!‘ Und wie sie mich da angeglotzt hat, als ob sie mich fressen wollte .... nämlich ... wieder: ‚Marsch — pascholl! Zwischen Dir, mein Kind, und solch einer Freundin solltest Du nicht für eine Nacht auch nur den Schatten von Zwietracht stehen lassen.‘ Und da ist sie davongejagt ... nämlich ... eine kleine Kröte ist Deine Hardi, mein lieber Möller. Ein verdeubeltes Temperament hat sie! Aber lieb hab’ ich sie doch!“

8. Kapitel.

Die neuen Aktien der Prometheus-Gesellschaft waren an der Börse zugelassen worden; am gleichen Tage erfolgte ihre Einführung an den Börsen in Frankfurt a. M. und Hamburg, und zugleich mit der Veröffentlichung des ganz schlicht und sachlich gehaltenen Prospekts brachten einige Zeitungen die Nachricht, daß die Gesellschaft eine Filiale in Florenz errichtet habe, da ihr die Beleuchtung der Arnoufer von der dortigen Stadtverwaltung übertragen wäre; andere Blätter berichteten, daß die militärischen Betriebe in Spandau die neue Prometheus-Gasfeuerung in Erprobung genommen und bisher glänzende Resultate erzielt hätten, und dritte wußten mitzuteilen, daß Herr Baldin mit der russischen Regierung wegen der Konzessionierung einer Tochtergesellschaft in Warschau in aussichtsreiche Unterhandlungen eingetreten sei. In den Abendblättern waren die verschiedenen Notizen ausgetauscht.

Die Neu-Emission hatte einen glänzenden Erfolg. Ohne jedes Eingreifen der Emissionshäuser stieg der Kurs auf 403 Prozent, stand dann einige Tage fest, sank um zwei Prozent und ging sprungweise auf 450 herauf.

Ohne Zweifel übte die Tatsache, daß Möller-Sieghard & Sohn sich dem Salester-Concern angeschlossen hatten, auch auf die Börse einen großen Einfluß aus. Einen noch bedeutenderen, maßgebenderen aber wohl auf das Privatpublikum. Wenn Willy die Tageseingänge durchsah, war er selbst oft erstaunt über die Zahl und den Umfang der Kaufordres, die — vielfach ohne jedes Limit — aus dem eigenen Kundenkreise einliefen, und Salester erzählte ihm mit breitem Schmunzeln von ganz ähnlichen Beobachtungen.

An der Börse war man viel weniger erstaunt gewesen, als Willy geglaubt hatte. Man sah in dem Vorgang nur ein Zeichen der Zeit, ja man gratulierte ihm wohl auch, daß er „den Bann gebrochen“ habe.

Allerdings gab es in dem Palast in der Burgstraße auch eine Partei, die sich ganz abseits hielt. Aber sie bestand, man wußte es, aus Interessenten älterer Beleuchtungs-Unternehmungen. Mochten sie doch achselzuckend oder mit spöttischen Mienen beiseite stehen — diese Neidhämmel, wie Salester sie nannte.

Zudem: die Börse hatte grade in diesen Tagen ihre eigenen Sorgen, die aber glücklicherweise auf dem Markt der Industriewerte nicht ausgetragen wurden, so sehr sie sonst die Gemüter beschäftigten. Die englischen Consols fielen weiter; die Nachrichten aus Südafrika lauteten trotz aller militärischen Erfolge recht trübe; Schwarzseher sagten voraus, daß die ungeheuren Kriegskosten und die Einstellung des Betriebes der Goldminen in Transvaal unbedingt eine Geldknappheit hervorrufen müßten. Es war nicht zu leugnen: auch der erstaunliche Aufschwung der Industrie im Reich erforderte riesige Mittel. Der Privatdiskont zog an; die Reichsbank hielt allerdings noch an ihrem Satz fest, auf die Dauer würde sie aber doch folgen müssen. Schon richtig. Wenn die Industrie jedoch so glänzend wie bisher arbeitete, was tat es dann, daß das Geld teurer wurde; sie konnte auch den höheren Zinsfuß bei ihren hohen Einnahmen vertragen. Und der höhere Zinsfuß brachte doch auch wieder den Banken größere Gewinne.

Vor allem aber: das Privatpublikum hielt fest an seinem Besitz in Industriewerten; es kaufte noch zu; es schwor auf die Fortdauer der Konjunktur. Erstaunlich, wie der nationale Wohlstand gewachsen, wie kauflustig dies Publikum war! Es kaufte ja freilich nicht immer nur mit eigenem Gelde, es kaufte auch mit fremdem Gelde gegen Hinterlegung von Papieren. Aber gerade dabei verdienten die Bankiers und Banken wiederum — alle Teile verdienten — und so war es recht. —

Überall Leben, Bewegung. Das große Rad dreht sich. Überall der Erfolg.

Und der Erfolg macht froh und macht sicher, siegesbewußt.

Auch Willy Möller spürte es. Er hatte sich immer frei gefühlt von starkem Erwerbsdrang, von dem Hasten nach Gewinn; nun war doch eine lebhafte Freude in ihm über die gelungene Operation. Eine größere freilich noch über sein persönliches Eingreifen in den Geschäftskreis, über die Erweiterung der Beziehungen seines Hauses. Mit Energie suchte er sich in die Verhältnisse der Baldinschen Unternehmungen einzuarbeiten und glaubte, zu seiner Genugtuung, immer mehr zu erkennen, daß sie auf einem gesunden Fundament aufgebaut waren. Er fand allerdings auch, daß ihre Ausdehnung selbst nach der neuen Erhöhung des Grundkapitals der Stammgesellschaft nicht recht in Einklang zu den werbenden Mitteln stand; besonders die Tochtergesellschaften erforderten zur Zeit noch starke Unterstützung, wenn sie sich gut und schnell entwickeln sollten. Und so hielt er es für seine Pflicht, kräftig einzugreifen, eine Vermehrung der Obligationsschuld vorzubereiten.

Unermüdlich tätig, kam er jetzt seltener zum Vater herauf als früher. Aber er bemerkte doch, daß dort nicht mehr ganz die Harmonie von ehedem herrschte. Heut klagte Hardi unter Tränen, der Vater sei mürrisch; morgen dieser, Hardi sei verändert, launisch und rechthaberisch. Die kleine Maria sah er wenig und achtete ebensowenig darauf, wie sie sich leise umformte. Sie ging durchs Haus, man bemerkte sie kaum.

Als er eines Tages, kurz vor dem Weihnachtsfest, nach der Börse in seine Wohnung zurückkam, meldete ihm der Diener, daß Hardi seit einer halben Stunde auf ihn warte. Es verwunderte ihn nicht groß; sie war auch früher schon bisweilen bei ihm ‚eingebrochen‘, wie sie es nannte, und er dachte, daß sie kleine Christwünsche habe.

Digitized by Google



Schlechte Karte. Nach dem Gemälde von Ed. Grützner.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Digitized by Google

Aber als er ins Wohnzimmer trat, flog sie ihm weinend an die Brust, umklammerte ihn, konnte vor Schluchzen kaum sprechen. Er verstand nur allerlei von „todunglücklich", alles sei aus und daß sie seine Hilfe begehre. Trotzdem glaubte er zuerst immer noch an irgend welche Kinderei, lachte, führte Hardi zum Sofa zurück — „so sei doch nur ein bissel vernünftig! Es wird ja den Kopf nicht kosten! Hast Du eine japanische Vase zerschlagen? Oder mit dem Ellenbogen in den alten Menzel ein Loch gebohrt?" Schließlich wurde ihm, dem stets Korrekten, die übertriebene Aufregung ärgerlich. Er bat scharf: „Nun aber endlich Schluß, Bernhardine! Sag' verständig, was denn eigentlich los ist."

Da erzählte sie denn. Konrad Salester hatte sich erklärt, gestern, auf der Eisbahn. Und sie war heut morgen dem Vater um den Hals gefallen, hatte ihm alles gestanden, all ihr großes Glück, hoffend und zagend, und gefragt, ob Konrad zu ihm kommen dürfe, wie sie beide es verabredet hatten. Doch Papa habe ‚nein' gesagt. Nicht ‚nein' kurzweg. Aber tausend Bedenken hätte er gehabt und Einwendungen ... und so sei es eben doch nicht viel besser als ein Nein gewesen.

Sie brachte das alles stoßweise heraus, vielfach von Schluchzen unterbrochen, verworren und unklar. Aber Willy übersah schließlich die Sachlage deutlich genug, und er erkannte auch all die Motive des Vaters — und würdigte sie.

Gegen den jungen Offizier selbst hatte er nicht die geringste Einwendung. Der war, in seiner schlichten, offenen Art, ihm stets sympathisch gewesen. Aber Salester! Auch gegen ihn war ja am Ende Positives nicht einzuwenden; der Mann hatte sich seine Position erobert, stand fest in seinen Schuhen; ja, ehrlich gesagt: man mußte ihn, seine eiserne Energie, seinen geschäftlichen Scharfblick bewundern. Trotzdem — in Willys Augen gab es da einen gesellschaftlichen Abstand, der sich nicht so leicht überbrücken ließ, und wenn ihm jetzt die geschäftliche Verbindung von Tag zu Tag willkommener wurde, so lag ihm gar nichts daran, sie durch Familienbande noch enger zu schürzen; das konnte, bei Salesters massiver Art, nur lästig werden.

Und dann Hardi! Dies große Kind! Gerade auch jetzt wieder ... wie unreif, wie kindisch ...

Sie war aufgesprungen, trippelte unruhig im Zimmer hin und her, das Taschentuch alle Sekunden vor den Augen, schluchzte noch immer ein wenig, bettelte dazwischen in abgerissenen kleinen Sätzen; und das alles hinderte sie nicht, plötzlich vor seinem Schreibtische stehen zu bleiben, die Photographie, die ihm neulich Frau Baldin geschenkt hatte, herabzunehmen ... „Du, Willy, ist das nicht die Baldin? Was steht da unten: ‚In Dankbarkeit —' Guck' 'mal an!"

„Stell' das Bild fort!" herrschte er sie an. Sie erschrak ein wenig, duckte sich, wie ein gescholtenes Schoßhündchen, kam wieder an seine Seite, bat, flehte um seine Fürsprache.

Tausendmal recht hatte der Vater!

Eine zu dumme Geschichte ... wahrhaftig, Hardi hätte etwas Klügeres tun können ...

Denn das war klar: versagte Papa seine Einwilligung, so fühlte sich der alte Salester aufs schmählichste verletzt ... und nicht mit Unrecht ... zu fatal ...

Allmählich begann der Assessor die Angelegenheit doch auch aus einem anderen Gesichtswinkel anzusehen.

Der Konrad war ein prächtiger Mensch, kein Zweifel. Frau Salester eine feine, liebenswürdige Frau ... durchaus Dame. Und wenn Hardi noch ein rechtes Göhr war ... nun, so mußte ihr Mann sie eben erziehen. Die meisten Frauen entwickeln sich wohl erst in der Ehe ...

Das alles waren goldene Brücken, die er sich baute — er wußte es selbst ganz genau. Aber vor seinen Augen stand jetzt vor allem die Möglichkeit eines Zerwürfnisses mit Salester. Und dann war nun doch auch ein weiches Gefühl in ihm, das die leisen Schmeicheltöne der Schwester wachriefen und ihre Tränen, die wieder rieselten wie die Bächlein. Diese verfl— Frauenzimmertränen — — —

Er steckte aber dennoch ein ernstes Brudergesicht auf. Er sprach zu ihr, wie der Vater wahrscheinlich gesprochen hätte, gemessen und würdig, und er sagte ihr auch: „Du darfst Papa nicht so einseitig beurteilen, Kind. Sieh 'mal, auch daran mußt Du denken, wie einsam es um ihn werden wird, wenn Du ...."

Da brauste sie auf: „Ach — Papa! Der hat ja sein neues kleines Abgöttchen, die Maria! Und wenn die ihm nicht genügt, dann kann er sich ja die Lora ins Haus nehmen. Die ist ihm hundertmal mehr wert wie ich!"

Es war gar nicht ernst gemeint. Hardi schämte sich auch und wurde dunkelrot, kaum daß es gesagt war. Dabei trotzte sie weiter auf: „Lora hier und Lora da! Immer wird sie mir zum Exempel aufgestellt. Wenn ich sie nicht so sehr lieb hätte, dann ..." Der Rest erstickte unter neuen Tränen.

Aber der Leidenschaftsausbruch hatte des Bruders Aufmerksamkeit erweckt, seine Gedanken wieder auf fast erloschene Befürchtungen hingeführt. Er saß eine Weile schweigsam, mit zusammengepreßten Lippen. Dann fragte er vorsichtig: „Hat Papa denn Deine Freundin so gern?"

Hardi blickte mit ihren verweinten Augen auf: „Das weißt Du doch! Bist Du denn blind, Willy! Sein ganzer Schwarm ist sie."

„Bernhardine —" fing er an, um sich gleich zu unterbrechen. Hardi war wirklich noch zu unreif, um mit ihr über diese Sache zu sprechen ...

Plötzlich lachte sie, mitten aus ihren Tränen heraus, stieß ihn neckisch mit dem Ellenbogen an: „Du .. Willybruder .. Du solltest Lora heiraten! Was wohl unser alter Herr dazu sagen würde? Und dann machen wir eine Doppelhochzeit ..."

Er fuhr herum.

„Rede nicht solchen Unsinn! Papa hat wirklich recht .. Du bist noch ein albernes Kind!"

Sie duckte sich wieder und begann von neuem, um ihren Conny zu bitten und zu betteln, bis er schließlich, mit seinen Gedanken nur noch halb bei ihren Herzenswünschen, erklärte: „Ich werde mit Papa sprechen, Hardi. Aber gib Dich keinen überschwenglichen Hoffnungen hin —"

Die letzten Worte hörte sie kaum. Denn sie umklammerte ihn, küßte ihn, jubelte: „Du bist doch mein einziges Bruderherz! Ich wußte ja, Du läßt uns nicht im Stich ... Du nicht!" Und gleich darauf aufspringend: „Du .. guck mich 'mal an ... hab' ich sehr rote Augen? Ich muß nämlich heut noch ins Tanzkränzchen. Conny ist ja auch da .... bei Werbens. Gott, wird das himmlisch. Ich schick' ihn Dir ... er muß erst mit Dir sprechen ... ich darf doch .."

Er dachte wieder: ‚Das Kind — das Kind! Wie kann man sich nur in solch unreifes Mädchen verlieben?'

Aber als sie dann in das weiche Sealskinjäckchen geschlüpft war, den Bolerohut auf das zierliche Köpfchen gesetzt hatte, mit ihrem trippelnden, wiegenden Gang auf ihn zukam, auf dem süßen Gesicht ein sonniges Lächeln, sich reckte, ihm beide kleinen Hände zutraulich auf die Schultern legte, mit den dunklen Augen zärtlich zu ihm aufsah und das Mäulchen spitzte: „Gib mir noch 'n Schmatz, lieber, lieber Willy —", da lachte er doch: „Dein Konrad ist gar nicht so dumm. Eine niedliche Krabbe bist Du!"

9. Kapitel.

Graf Wellried war stark erkältet von seiner Reise heimgekehrt und mußte seitdem das Zimmer hüten. Lora hatte böse Tage, denn der lebhafte alte Herr konnte sich in die unfreiwillige Haft so wenig schicken, wie in das Kranksein selbst. Er war zwar liebenswürdig wie immer, aber über die Maßen ungeduldig und stets auf dem Sprunge, seiner Pflegerin durchzugehen. Es bedurfte ihrer ganzen Gelassenheit und allerlei kleiner Listen, ihn im Hause festzuhalten, zumal für die Stunden, in denen sie selbst durch ihren Beruf ferngehalten wurde, und sie war immer froh, wenn Doktor

Digitized by Google

Prall aus seinem Laboratorium heraufkam, sie zu vertreten. Die Verstimmung zwischen ihnen war längst gewichen — der gute Freund konnte nicht nachtragend sein, am allerwenigsten ihr gegenüber.

So saß er denn stundenlang bei dem Oheim, knurrte und murrte und ließ sich von dem Greise, der, in Decken gehüllt, auf dem Sofa lag, auslachen.

„Kommen Sie etwa nur herauf, Herr Doktor, um mir zu sagen, in welch miserabler Welt wir leben? Und sich immer wieder von mir sagen zu lassen: sie ist doch schön, unsere Welt! Selbst hier von diesem elenden Sofa aus gesehen! Denken Sie an Geibel: ‚Wisse nur das Glück zu fassen, wo es lachend sich Dir beut!‘“

„Das ist, auf mich bezogen, der reine Hohn, Graf Wellried . .“

„Ach Unsinn, mit Verlaub zu melden, mein Bester. Solch ein gescheiter, tüchtiger Mensch, in der Vollkraft der Jahre, braucht nur hineinzugreifen ins Leben. Die böse Welt hat ein Recht darauf, von Ihnen noch viel zu erwarten.“

„Meine Stunde wird schon noch kommen — und die Vergeltung!“

Das war jetzt häufig sein Schluß. Aber der Graf lachte darüber. „Lieber Prall, das glauben Sie ja selbst nicht. Ich rüttele und schüttele Sie nun jahrelang, ohne daß Sie sich rühren. So wird's wohl dabei bleiben bis an Ihr seliges Ende.“

„Ich warte,“ hallte es dann zurück. Und der Einäugige starrte finster vor sich hin.

Wenige Tage vor Weihnachten fand Lora, als sie vom Unterricht nach Hause kam, eine merkwürdige Überraschung vor.

In ihrem Zimmer saß nämlich die Französin aus dem Baldinschen Hause, Mademoiselle Marion, um ihr einen Brief von Frau Baldin zu überbringen. Und sie hörte, während die immer lustige Genferin auf sie losschwatzte, im Nebenzimmer die helle Stimme der kleinen Herta, ihrer Schülerin; zu ihrem Erstaunen und zu ihrem Schrecken aber auch Pralls Organ.

„Sind Sie schon lange hier, Mademoiselle?“ fragte sie hastig.

„Mais non, Mademoiselle. Wir sind soeben gekommen. Zugleich mit einem fremden 'Errn. Der 'at 'Erta genommen mit sick zu Monsieur le comte. Zuerst sie sein sehr erschrocken, unser petite 'Erta, über den 'Errn. Aber er sein gewesen so komisch und so gutt —“

Lora wußte, wie kinderlieb Prall war, und daß er meist sehr schnell die Kleinen an sich zu fesseln wußte, trotz seines Aussehens. Aber grad dies Kind —

„Hat der Herr nach dem Namen von Herta gefragt?“

„Oui, Mademoiselle! Nack den Vornamen . . .“

Es blieb auch so noch gefährlich genug — ein Glück nur, daß der Onkel zugegen war und ein so vorsichtiger weltkluger Herr.

In aller Eile riß sie den Brief auf. Er enthielt die kurze Mitteilung, daß Frau Baldin auf ärztlichen Wunsch unmittelbar nach dem Fest nach dem Süden reise; sie bat, obgleich die Ferien ja morgen begönnen, um Loras Besuch, da sie das Kind nicht mitnehmen könne und noch einiges zu verabreden hätte.

„Madame hat sich ganz plötzlich zur Reise entschlossen?“ Die Französin bejahte, zog die Achseln hoch, lächelte verschmitzt. Aber mit einem etwas scheuen Blick auf Loras herbes Gesicht sagte sie nur: „Es ist Madame wohl zu kalt hier.“

Hastig trat Lora in des Onkels Zimmer.

Die kleine Herta saß neben Prall auf der Truhe. Er mußte ihr irgend etwas Komisches erzählt haben, denn sie lachte über das ganze bildhübsche Gesichtchen. Und der Greis lag auf seinem Sofa und blinzelte der Eintretenden listig, ein klein wenig ironisch zu.

„Herta!“

Da kam das Kind auch schon, die langen, blonden Locken schüttelnd, auf Lora zugesprungen mit ausgebreiteten Armen: „Schönen Gruß von Mama!“ und schmiegte sich zärtlich an.

Lora hatte nur den einen Gedanken: wie schaffst Du sie möglichst schnell fort. „Sag' den Herren Adieu, Herta, ich zeig' Dir noch etwas — hier nebenan . . .“

Die Kleine zog ein ganz betrübtes Gesicht. Aber artig, wie sie immer war, ging sie sofort erst zu dem alten Herrn, dann zu Prall, machte ihr Knickschen, gab die Hand.

„Grausam sind Sie, Fräulein Lora,“ meinte der Doktor. „Wir waren so gut im Zuge . . ich hab' Ihrer Herta eben erklärt, wie ein Küken aus dem Ei kriecht und die Frau Mutter gackert.“

Sie nickte ihm nur freundlich zu, nahm das Kind an die Hand und führte es hinaus; als die Tür sich geschlossen, küßte sie es zärtlich, wie unter einem starken Impulse. Aber sie drängte es fast aus dem Hause.

Am liebsten wäre sie nicht mehr zu dem Onkel gegangen, solange Prall bei ihm war. Sie fürchtete sich beinahe. Dann kam sie sich feig vor und trat doch wieder ein.

Der Doktor saß noch immer auf seinem alten Platz und rief ihr gleich entgegen: „Was war denn das für ein allerliebstes Mariell? Solche Schülerin lasse ich mir gefallen.“

Sie machte sich um den Greis zu tun, der sie wieder so eigen ironisch anlächelte, und sie dachte: ‚Könntest Du doch die Antwort vermeiden.‘ Aber dann dünkte ihr doch auch das eine Feigheit. So trat sie auf Prall zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte ernst: „Brausen Sie nicht auf, lieber Doktor — ich bitte Sie! Und denken Sie daran, daß ein Kind nicht schuld ist an dem Vergehen seiner Eltern. Die Kleine war . . . Herta Althoff —“

Nein — er brauste nicht auf. Doch sie fühlte, daß es ihn wie ein elektrischer Schlag durchzuckte. Jäh richtete er erst den Kopf hoch, ließ ihn dann wieder sinken. Es kam nur wie ein leiser, gleich unterdrückter Wehlaut von seinen Lippen. Und dann, nach einer ganzen Weile: „Herta . . . ja . . . ich hätte es wissen sollen . . .“

Noch immer lag ihre Hand auf seiner Schulter. Ein unendliches Mitleid war in ihr. „Armer Freund —“ bat sie leise, „lassen Sie es sich nicht gereuen, gut zu dem Kinde gewesen zu sein. Sie ist so liebebedürftig, die Kleine, und entbehrt der Liebe so oft, der höchsten — der Mutterliebe. Das hält ja auch mich dort fest —“

Er saß ganz still. Aber plötzlich griff er nach Loras Hand und zog sie an seine Lippen. Dann stand er auf; gewaltsam, ruckweise reckte er seine hagere Gestalt empor, nickte dem Grafen zu, ohne ihn anzusehen, und verließ schnell das Zimmer.

„Armer Freund —“ sagte Lora noch einmal, als er hinaus war.

„Armer Kerl!“ meinte auch der Onkel. Aber er lächelte immer noch. „Schadet ihm gar nichts. Im Gegenteil . . . es rüttelt ihn auf, und das ist notwendig. Und komisch war es — komisch —“

„Lieber Onkel —“

„Warum soll ich das nicht sagen? Ihr Jüngeren habt alle keinen Sinn mehr für das Heitere. Du hast auch den Spruch meines alten Horaz vergessen, den ich Dir so oft vorhielt:

‚Laetus in praesens animus quod ultra est
oderit curare et amare lento
temperet risu: nihil est ab omni
parte beatum . . .‘

Soll ich Dir's verdeutschen, Kind?

‚Freu' Dich, Herz, am Heute; das Morgen lasse
Ruhn, und mit gleichgültigem Lächeln mildern,
Was Dich kränkt: vollkommen Beglücktes gibt es
Nirgend auf Erden . . .‘

Lora . . . Dich hab' ich schon seit Wochen nicht mehr richtig lachen sehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Unser heutiges Volksbadewesen.

Von Dr. G. Poelchau.

Wer als Bewohner einer modern eingerichteten Wohnung über ein zweckmäßiges und bequemes Badezimmer verfügt oder als Großstädter die luxuriös ausgestatteten Badeanstalten seines Wohnortes mit Leichtigkeit erreichen kann und sich an den regelmäßigen Gebrauch warmer Bäder so gewöhnt hat, daß er dieselben als ein heutzutage nicht mehr entbehrliches Lebensbedürfnis ansieht, der wird sich wohl dessen kaum je bewußt geworden sein, daß ihm dadurch ein Genuß geboten wird, den noch sehr viele seiner Mitbürger in deutschen Landen entbehren müssen. Aber auch auf Reisen während der Sommerzeit wird der wohlhabende Großstädter, der nur die eleganten Badeorte und Sommerfrischen aufsucht und in vornehm ausgestatteten Hotels absteigt, kaum die Wohlthat eines warmen Bades als Reinigungs- und Erfrischungsmittel nach den Anstrengungen der Reise zu entbehren brauchen. Anders wird es schon in den Mittel- und Kleinstädten und noch schlimmer auf dem Lande; kann man in mancher deutschen Provinzialstadt auch noch für gutes Geld ein warmes Bad nehmen, so ist es doch an sehr vielen Orten auch in unserem XX. Jahrhundert selbst dem Wohlhabenden nicht möglich, sich den Genuß eines Bades zu gestatten, da es gänzlich an Badeanstalten fehlt, ganz abgesehen davon, daß die spärlich vorhandenen Bäder oftmals auch den bescheidensten Ansprüchen an Reinlichkeit und Zweckmäßigkeit kaum genügen. Und noch schlimmer ist der weniger Bemittelte daran, für welchen der Preis der Bäder in den meisten Badeanstalten viel zu hoch ist, als daß er diese öfters besuchen könnte. Dadurch ist das warme Bad an vielen Orten für den Arbeiter zu einem Luxus geworden, den er sich nur sehr selten erlauben kann, und die Sitte und Gewohnheit regelmäßigen Badens, die in früheren Jahrhunderten in unserem Heimatlande gang und gäbe war, ist fast gänzlich geschwunden. War es doch während des ganzen Mittelalters für jedermann üblich, wenigstens einmal in der Woche ein warmes Bad zu nehmen. Und heutzutage kommt selbst in unserer hochkultivierten Reichshauptstadt auf jeden Einwohner etwa alle drei Jahre ein Bad! Vor einigen Jahren angestellte statistische Berechnungen führten zu dem Schluß, daß in keiner deutschen Stadt mehr als fünf Bäder im Jahr auf den Einwohner zu rechnen waren. Und für einen Landkreis der Provinz Brandenburg ergab sich vor noch nicht allzulanger Zeit sogar das beschämende Resultat, daß dort jeder Einwohner alle 38 Jahre ein Bad nimmt! In der in Bezug auf Badeneigung am höchsten stehenden deutschen Stadt, in Stuttgart, badet jeder männliche Einwohner zweimal im Jahr, jeder weibliche einmal. Im ganzen Deutschen Reiche gibt es zur Zeit 2918 Warmbadeanstalten, also für je 18000 Menschen eine. Auf 100000 Einwohner kommen ½ Schwimmbassin, 37 Badewannen und 14 Brausezellen. An Orten, in welchen öffentliche Warmbadeanstalten vorhanden sind, baden von je 1000 Einwohnern Deutschlands 370, während die übrigen 630 an ihrem Wohnort keine Badegelegenheit haben, also fast ⅔ der Bevölkerung hat an ihrem Wohnort keine Möglichkeit, zu baden. Wenn wir die Ortschaften mit über 3000 Einwohnern in Betracht ziehen, so ergibt sich, daß es an 711 von diesen überhaupt keine öffentlichen warmen Bäder gibt. Und auf dem Lande steht es in dieser Beziehung noch viel schlimmer, obwohl die Hälfte der ganzen Bevölkerung Deutschlands auf dem Lande wohnt! Von 545 preußischen Kreisen entbehren noch 133 jeglicher Badeanstalt. Von den vorhandenen 2918 Anstalten befinden sich 2445 in privatem Besitz, und davon werden 2019 geschäftlich als Erwerbsmittel betrieben; die hier erhobenen Preise für das Einzelbad sind also für die große Masse des Volkes viel zu hoch; 426 im Privatbesitz befindliche und 473 kommunale Bäder werden in gemeinnützigem Sinne betrieben und verabfolgen das Bad zu einem niedrigen Preise. Für unsere minderbemittelten Mitbürger kommen also eigentlich nur diese 899 Warmbadeanstalten mit ihren niedrigeren Preissätzen in Betracht, wenn diese sich den Genuß regelmäßigen Badens gestatten wollen!

Dieser Notstand auf dem Gebiete des Volksbadewesens hat schon seit einer Reihe von Jahren die Aufmerksamkeit verschiedener gemeinnütziger Gesellschaften auf sich gelenkt, und diese bemühten sich durch Wort und Schrift eine Besserung auf diesem für die Volkshygiene so wichtigen Zweige sozialer Wohlfahrts-Einrichtungen herbeizuführen. Insbesondere aber war es die Berliner Gesellschaft für Volksbäder, die sich vor kurzem zu einer Deutschen Gesellschaft für Volksbäder erweitert hat, die zielbewußt und tatkräftig in dieser Richtung vorging und sowohl durch praktisches Beispiel als auch durch Anregung und Aufklärung für eine Hebung des Volksbadewesens eintrat. Dadurch gelang es auch, die Kommunen für diese Frage zu interessieren, und wir können mit Freuden feststellen, daß zur Zeit eine lebhafte Bewegung zur Förderung und Verbesserung des Badewesens im Gange ist und daß im Laufe des letzten Jahrzehntes recht erhebliche Fortschritte in dieser Hinsicht gemacht worden sind. Die vorhin angeführten Zahlen sind zum Teil einer sorgfältigen Statistik dieses rührigen Vereins entnommen, die im Jahre 1900 aufgestellt worden ist; sie geben uns also ein Bild von dem gegenwärtigen Stande des Volksbadewesens, — noch vor sechs bis sieben Jahren war dieses Bild viel ungünstiger, — und sie beweisen uns auch, daß auf diesem Gebiete noch sehr viel geleistet werden muß, ehe man von einem befriedigenden Zustande reden kann, und daß wir uns eigentlich erst im Beginn der Arbeit auf diesem Felde der Volkshygiene befinden.

Während es in England und zum Teil auch in Frankreich der Staat war, welcher das Badewesen tatkräftig unterstützte, haben sich bei uns die staatlichen Organe bisher in dieser Richtung nicht betätigt, wenn wir von der Armee und den staatlichen Fabriken absehen. Bei uns sind es vielmehr die Kommunen, welche, angeregt und ermuntert durch das Beispiel und die Agitation der oben erwähnten gemeinnützigen Gesellschaften, an die Lösung dieser Aufgabe herangetreten sind. Nicht nur in den Großstädten, sondern vielfach auch in den Mittel- und Kleinstädten sind im Laufe der letzten Jahre zahlreiche Volksbäder von den städtischen Behörden erbaut worden, welche zum Teil mit großem Komfort ausgestattet sind, aber dabei doch auch den Zweck verfolgen, auch den unbemittelten Volksklassen die Benutzung der Bäder zu billigen Preisen zu ermöglichen. Diese Möglichkeit hat sich für ärmere Gemeinden eigentlich erst seit der Berliner Ausstellung für Hygiene und Rettungswesen im Jahre 1883 ergeben, und seit diesem Jahre datiert auch erst der heute sichtbare Fortschritt auf dem Gebiete des Volksbadewesens. Auf dieser Ausstellung hatte der bekannte Berliner Dermatologe Prof. Lassar eine Volksbadeanstalt errichtet, welche unter Verzichtleistung auf Wannenbäder nur mit Douchen ausgestattet war, und dadurch wurden die Brausebäder als selbständige Badeform eingeführt. Diese Art von Bädern bietet manche Vorzüge dar. Denn erstens ist die bauliche Anlage und die technische Ausstattung derselben verhältnismäßig einfach und billig und zweitens verursacht der Betrieb nur geringe Kosten, und der Wasserverbrauch ist so gering, daß die Bäder zu viel niedrigeren Preisen abgegeben werden können als Wannen- und Schwimmbäder. Dabei läßt sich eine gründliche Reinigung und Abseifung des ganzen Körpers unter der 20—35° C. warmen Brause, deren Temperatur meist noch nach dem Belieben des Badenden reguliert werden kann, ebensogut erzielen wie im Wannenbade, und als Erfrischungs- und Abhärtungsmittel steht das Brausebad wohl noch höher als das letztere, da durch den Druck und Reiz des warmen Wasserregens eine wohlthätige Wirkung auf die Gefäße und Nerven der Haut erzielt wird. Die Gefahr der Erkältung ist dadurch schon verringert, und eine spätere Benutzung der kühlen Douche beseitigt diese fast ganz. Dadurch, daß der Badende mit den Badeutensilien nur wenig in Berührung kommt und da das gebrauchte Badewasser gleich wieder abfließt, ist auch die Gefahr der Ansteckung durch Personen, die an infektiösen Krankheiten leiden, sehr gering. Dazu kommt, daß die Benutzung dieser Badeform nur sehr wenig Zeit in Anspruch nimmt und daß die Reinigung der benutzten Badezelle sehr leicht und schnell auszuführen ist. Die Brausebäder sind daher in allen den Fällen sehr geeignet, in welchen größere Menschenmengen in kurzer Zeit mit Bädern versorgt werden sollen, und deshalb haben sie auch schnelle Verbreitung gefunden im Heer und in der Marine, in großen Fabriken und in den Volksschulen und haben sich hier in jeder Hinsicht bewährt. Aber auch für die eigentlichen Volksbadeanstalten dürfte diese Badeform typisch werden, wenn auch bisher die meisten Anstalten außer den Brausebädern noch Wannenbäder und in den Großstädten auch noch Schwimmbassins enthalten, — wenigstens für kleinere und ärmere Ortschaften. Denn für ein Brausebad sind höchstens 60—80 Liter Wasser erforderlich, die etwa 3—4 Pfennig kosten, für ein Wannenbad etwa 300 Liter; auf jedes in den Berliner städtischen Volksbade-Anstalten genommene Schwimmbad kamen 5—700 Liter Wasser, so daß hier schon allein die erforderliche Wassermenge ziemlich teuer ist. Auf ganz Deutschland berechnet würde die Benutzung von Brausebädern gegenüber den Wannenbädern in jedem Jahre eine Ersparnis von vielen Millionen Mark ergeben.

Die Anlagekosten mittelgroßer Brausebäder sind ziemlich gering. Das Brausebad der Berliner Hygiene-Ausstellung, das aus Wellblech hergestellt war und zehn Zellen enthielt, kostete 6300 Mark, das solid gebaute Volksbad der Gewerbeausstellung von 1896, 20000 Mark; ebensoviel das Frankfurter Volksbrausebad, das zehn Zellen für Männer und vier für Frauen enthält. In der kleinen bayerischen Stadt Weißenhorn, welche 2000 Einwohner zählt, ist durch einen zu diesem Zwecke begründeten Lokalverein eine Anstalt zum Preise von 4400 Mark erbaut worden, die zwei Wannen- und zwei Brausezellen enthält und dem vorhandenen Bedürfnis gänzlich genügt. Die Erfahrung hat gezeigt, daß derartige gemeinnützig betriebene Anstalten nicht nur sich selbst erhalten, sondern auch das Anlagekapital allmählich verzinsen können, selbst wenn der billige Satz von 10 Pfennigen für das Brausebad und von 20—25 Pfennig für das Wannenbad zur Anwendung kommt. Diese volkstümlichen Preise sucht man nun in allen derartigen, nur der Volkshygiene, nicht dem Erwerbe dienenden Anstalten, einzuführen, damit diese in ausgiebiger Weise auch von den unbemittelten Volksklassen benutzt werden können. Aus diesem Grunde hat man auch in den großen städtischen Volksbädern in neuerer Zeit nur eine Klasse von Bädern eingerichtet, während dieselben bisher meist eine erste, eleganter eingerichtete und daher auch teurere, und eine zweite billigere Kategorie von Badezellen aufwiesen.

Daß die modernen großstädtischen Volksbäder, außer den Brause-

Digitized by Google

und Wannenbädern auch Schwimmbassins enthalten, ist ja deshalb erfreulich, weil dadurch die Erlernung des Schwimmens erleichtert und diese so gesunde Körperübung immer mehr im Volke verbreitet wird. Andererseits aber werden die Kosten der Badeanstalten gerade durch die Errichtung der prunkvollen Schwimmhallen und den gesundheitsmäßigen Betrieb der Schwimmbäder sehr erhöht, und es ist durchaus zu erwägen, ob es nicht vorteilhafter ist, statt eines großen und teuren Bades mehrere kleinere und billigere in verschiedenen Stadtgegenden zu errichten. So kosteten die beiden älteren städtischen Volksbäder in Berlin zusammen $1^1/_2$ Millionen Mark; dafür ließen sich 75 kleine, mit Brausevorrichtungen ausgestattete Anstalten erbauen. Für reiche Gemeinden spielt diese Frage ja keine so große Rolle, diese können das eine tun und brauchen das andere nicht zu lassen, wobei es jedoch wünschenswert erscheint, daß eine Centralisation des Badewesens vermieden wird und auch gerade die entlegeneren, von Arbeitern bewohnten Stadtgegenden mit zahlreichen Badeanstalten versorgt werden. Für mittelgroße und kleine Städte kommt jedoch der Kostenpunkt sehr in Betracht, und für diese sowohl, wie für das Land dürften die Brausebäder unter Umständen in Verbindung mit einigen Wannen den Vorzug verdienen.

Für je 1000 Menschen, welche, wie es ja wünschenswert ist, mindestens einmal in der Woche ein warmes Bad nehmen, würde eine Anstalt mit zehn Brausezellen wohl meist ausreichend sein. Wenn wir nun annehmen, daß die Hälfte aller Einwohner Deutschlands durch häusliche und in privatem Besitz befindliche Bäder, durch Schul-, Fabrik- und Armeebäder versorgt wird, so würde die andere, 26 Millionen Menschen betragende Hälfte den Kundenkreis dieser eigentlichen Volksbäder im engeren Sinne darstellen. Für diese würden dann etwa 26000 derartige Anstalten mit je zehn Brausezellen erforderlich sein, welche täglich 12—14 Stunden im Betriebe sein müßten. Da zur Zeit, wie wir vorhin gesehen haben, erst 900 Badeanstalten bestehen, die durch niedrige Bäderpreise für die große Masse des Volkes in Betracht kommen können, so erhellt daraus, daß auf diesem Gebiete noch sehr viel zu leisten ist, um das ganze Land mit einer genügenden Anzahl von Badeanstalten zu versorgen und um das Volksbadewesen zu einer den modernen Anforderungen der Hygiene entsprechenden Höhe zu erheben.

Daß eine sorgfältige Körper- und Hautpflege für jedermann, insbesondere aber für unsere schwer arbeitenden Bevölkerungsklassen von der größten Bedeutung ist, braucht ja hier nicht weiter betont zu werden; eine genügende körperliche Reinigung von dem Schmutz und Staub, den das heutige Erwerbsleben und der gesteigerte Verkehr der Jetztzeit mit sich bringen, ist in den engen und dunklen Wohnungen der Minderbemittelten aber meist nicht möglich und in gründlicher Weise auch nur durch warme Bäder ausführbar. Reinlichkeit ist die Grundlage für Gesundheit und Wohlbefinden, und wer den eigenen Körper rein hält, wird auch in Haus und Geschäft für Reinlichkeit sorgen und damit Arbeitslust und Wohlstand fördern. Und nicht nur für den Einzelnen, sondern für das ganze Volk ist körperliche Reinlichkeit von der größten Bedeutung, denn diese schützt am besten vor der Aufnahme von Krankheitsstoffen und vermindert die Gefahr der Verschleppung und der Weiterverbreitung von Mikroorganismen, wie es uns die Geschichte der großen Volksseuchen, wie die Cholera und Pest, immer wieder zeigt. Die Einzelperson, die für Sauberkeit sorgt, sowie das an Reinlichkeit gewöhnte Volk, schützt sich sowohl selbst dadurch am besten vor schweren epidemischen Krankheiten als seine Nachbarn, und insofern liegt es im allgemeinen Interesse, sowohl die Sitte häufigen und regelmäßigen Badens zu fördern, als auch dafür zu sorgen, daß an allen Orten ausreichende Gelegenheit vorhanden sei, warme Bäder zu volkstümlichen Preisen zu nehmen. Die Schulbäder sind außer dem direkten gesundheitlichen Nutzen, den sie gewähren, auch dadurch von sehr großem Wert, weil sie die Jugend zur Reinlichkeit und Körperpflege erziehen, und wer in der Jugend die wohltätige Wirkung dieser hygienischen Faktoren kennen gelernt hat, wird auch im späteren Leben die durch die Volksbäder gegebene Möglichkeit regelmäßigen Badens gern und häufig benutzen.

Am Grabe Hannibals.

Von H. Graf zu Dohna (Delphicus). Mit zwei Abbildungen.

Der Bosporus, durch den die Gewässer des Pontus in die Propontis strömen und von hier weiter durch den Hellespont in den Archipelagus, ist die Schöpfung einer jüngeren Erdperiode. Einst gab es hier eine Landbrücke zwischen Asien und Europa, die sich an diesem Punkte gleichsam die Hand reichten. Ein Blick auf die Karte läßt die eigenartige Gestaltung von Meer und Land erkennen, die durch jene gewaltige Katastrophe geschaffen worden ist. Die überall sonst kompakte Masse Kleinasiens erscheint an dieser Stelle wundersam gegliedert. Tief in das Land dringt das Meer, Inseln und Halbinseln umsäumen und bilden die schroffen Gestade, alle Vorbedingungen für die Entfaltung einer reichen Civilisation sind gegeben. In der Tat hat die griechisch-römische Kultur hier schöne Blüten getrieben, aber die Spuren antiken Lebens sind heute kaum noch erkennbar, gerade in diesen Gegenden liegen die Anfänge osmanischer Weltmacht.

Im Altertum nannte man die Halbinsel Kleinasien, die sich am weitesten gegen Europa hin erstreckt und im Westen vom Bosporus, im Norden vom Pontus und im Süden von dem Golf von Nikomedien bespült wird, den bithynischen Chersones. An ihrer Südküste entlang zieht die anatolische Bahn, die in Haidar Pascha, gegenüber der Seraispitze von Stambul ihren Ausgang nimmt, sich in Eskischehr gabelt und die beiden vorläufigen Endpunkte Angora bezw. Koniah erreicht. Von letzterer Stadt, dem alten Iconium ist bekanntlich die Weiterführung der Bahn über Bagdad bis zum Persischen Meerbusen nach Kuweit geplant, eine Strecke von 1800 Kilometern! Man hofft durch dieses großartige Unternehmen die alten Kulturländer am Euphrat und Tigris zu neuem Leben zu erwecken.

Für die gegenwärtige Betrachtung genügt eine einstündige Fahrt, wir verlassen die Bahn bei der Station Gebse, dem byzantinischen Dakibyza, nur 44 Kilometer von Haidar Pascha entfernt und durchwandern die kurze Strecke bis Hereke. Hier liegen auf 20 Kilometer zusammengedrängt drei Todesstätten; einer von ihnen gilt, was auf diesen Blättern verzeichnet ist.

Zunächst ein Wort über die Bedeutung von Todesstätten. Sie reicht meines Erachtens weit über die Bedeutung von Grabstätten hinaus; diese enthalten doch nur die sterbliche Hülle des Entschlafenen, oft genug auch diese nicht mehr, die Barbarei späterer Jahrhunderte hat Kaisergrüfte und Katakomben nicht verschont, und bei vielen Grabstätten dürfen wir mit Recht bezweifeln, ob sie jemals die Überreste derjenigen Person enthalten haben, deren Namen und Schicksale die zugehörigen Inschriften verkünden.

Ganz anders die Todesstätten; an ihnen hat der Lebende in seinen letzten Augenblicken tatsächlich geweilt, hier haben den Sterbenden seine Getreuen trauernd umstanden, wenn er solche in dieser Stunde noch besaß, oder er war allein mit seinen Gedanken, wenn er zu jenen zählte, die mit dem Glück auch die Freunde verlassen hatten.

Die größte Wirkung freilich wird erreicht, wenn Grab- und Todesstätte sich decken, und eine solche, überaus seltene Vereinigung erwartet uns bei dem Grabe, dem wir uns jetzt mit ehrerbietiger Betrachtung nähern.

Auf einem Hügel nördlich der Bahn erheben sich zwei uralte Cypressen; zwischen ihnen sind Feldsteine geschichtet, die eine Erderhöhung einfassen, an deren oberem Ende ein Felsblock aufgerichtet ist. Von hier aus eröffnet sich eine

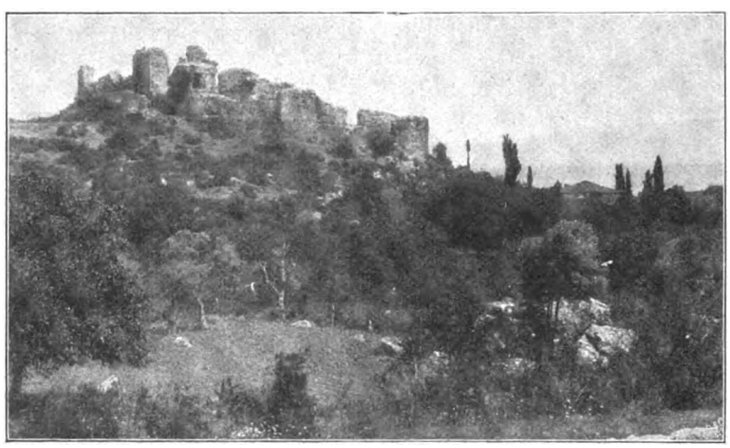
Digitized by Google

herrliche Aussicht auf den Golf von Nikomedien und die gegenüberliegende Küste der Halbinsel von Jalowa, im Hintergrunde ragt der schneebedeckte Gipfel des bithynischen Olymps empor, im Westen zeigen sich der schöngeformte Aidos, im Vordergrunde südöstlich die Ruinen von Libyssa, im Süden an der Küste die Burgruine Filinkir, das alte byzantinische Schloß Filokrini.

Wessen ist nun die Grabstätte, die an einem so wunderbar herrlichen Punkte den sinnenden Wanderer fesselt? Wenn Du den Hirten fragst, der, an eine der beiden Cypressen gelehnt, seine vielgestaltige Herde überwacht, dann wird er Dir antworten: „Hier liegt ein Zauberer," d. h. einer der Heiligen begraben, die der Islam erzeugt hat. Die Zeiten, die jenseits des Propheten liegen, sind für den Moslem unbekannte Größen, seine Geschichte und seine Zeitrechnung beginnt mit der Hedschra.

Der Mann, an dessen Todes- und Grabstätte wir uns befinden, hat acht Jahrhunderte vor dem Propheten gelebt und ist eine der bedeutendsten Erscheinungen der Weltgeschichte gewesen, der Karthager Hannibal. Daß dieses Grab hier an diesem Punkte wirklich gelegen ist, bezeugt Plinius der Jüngere, der unter dem Kaiser Trajan Prätor in Bithynien war und umständlich berichtet, daß der Hügel mit dem Grab bei Libyssa als Sehenswürdigkeit gezeigt werde, weil hier der große Römerfeind sein Ende gefunden habe. Fast zwei Jahrtausende sind seit den Tagen des Plinius vergangen, aber die Tradition hat von Geschlecht zu Geschlecht die Kunde weiter getragen bis auf die Gegenwart, wenn auch die Vorstellung der Völker, die im Laufe der Zeit hier Sitz und Herrschaft hatten, die Gestalt des großen Karthagers einer uns durchaus verständlichen Umdeutung unterworfen hat, in derselben Weise, wie der römische Dichter Virgil in Unteritalien während des ganzen Mittelalters als großer Zauberer und Nekromant fortgelebt hat, eine Auffassung, die ihn als besonders geeigneten Führer Dantes durch die Unterwelt erscheinen ließ.

Die näheren Umstände bei dem Tode Hannibals sind allgemein bekannt. Die unwürdige Römerfurcht des Prusias, der damals Bithynien beherrschte und gerade auf Anraten seines punischen Gastfreundes seine Hauptstadt Prusia, die Vorgängerin des heutigen Brussa, gegründet hatte, ließ in dem Könige den Entschluß reifen, den Mann, der als weltverlassener Flüchtling unter dem geheiligten Schutze des Gastrechts am königlichen Hofe weilte, an seine Todfeinde zu verraten. Hannibal, die Sachlage erkennend, entwich über den Golf in den bithynischen Chersones und verbarg sich in einem unscheinbaren Landhause, an dessen Stelle jetzt die Grabstätte sich befindet. Aber die römischen Häscher wußten den gefürchteten Flüchtling auch hier aufzuspüren, wobei ihnen die Charakterlosigkeit des Königs zweifellos behilflich war, sie umstellten nächtlicherweise das Haus und steckten es in Brand. Doch die Flammen verzehrten nur den leblosen Körper des armen, gehetzten, einsamen Mannes. Hannibal hatte rechtzeitig Gift genommen und sein hoher Geist, der, so lang er einen Körper beseelte, den Römern furchtbarer dünkte als die geeinte Macht der Könige Asiens, dieser Geist war in Sphären entwichen, unzugänglich dem Haß und der Feindschaft der Mitwelt, offen und durchsichtig allein der Bewunderung und gerechten Würdigung der Nachwelt.



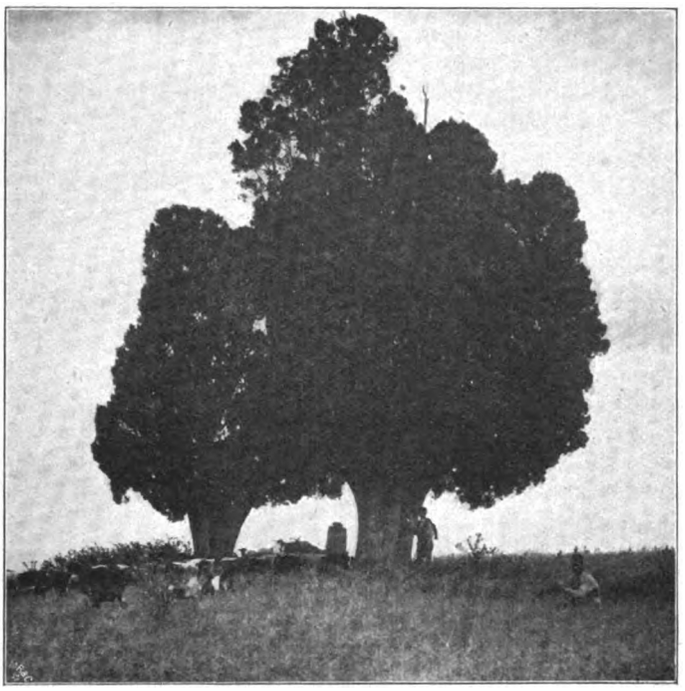
Ruinen von Libyna.

Die unscheinbare Grabstätte dieses Mannes redet in wunderbaren Zungen zu dem Betrachter, der im rechten Geiste dort weilt; mit überwältigender Deutlichkeit hebt sich hier das Gesamtbild, die historische Gestalt, von dem Hintergrunde der Weltbühne ab, auf der dieser tragische Held die Hauptrolle zu spielen berufen war. Haben wir uns doch gewöhnt, das Leben des großen Karthagers als eine welthistorische Tragödie aufzufassen. Mich dünkt mit Unrecht; denn der Untergang des Helden in der Tragödie soll durch Verschuldung motiviert sein. Worin besteht hier die Verschuldung? Liegt sie auf ethischem Gebiet? Die Geschichte des großen Karthagers ist von Römern geschrieben worden, nur aus römischen Quellen fließt, was wir von seinem Leben wissen. Und dennoch begegnet in den Aufzeichnungen seiner Todfeinde nicht eine Andeutung eines seiner Lebensführung anhaftenden sittlichen Makels; daß die Römer punische Arglist nennen, was uns als berechtigte Kriegslist erscheint, kann nicht befremden, kann unser Urteil nicht beirren.

Oder ist es die Verletzung anderer göttlicher Gesetze, die eine Sühnung verlangte? Kann die Verschuldung gefunden werden in dem Antrieb, der alle Handlungen des Helden von Anbeginn des Lebens bis zu seinem letzten Atemzuge beherrscht hat, in seinem Haß gegen Rom? War dieser Antrieb eine unedle Leidenschaft, die das göttliche Strafgericht herausforderte? Wer kennt nicht die bedeutsame Überlieferung von dem feierlichen Eide, den Hamilkar seinen neunjährigen Sohn schwören ließ? Der Erfüllung dieses Gelöbnisses ist Hannibal unverbrüchlich treu geblieben, sein ganzes Leben war nur ein Schauspiel, das solchen Inhalt hatte. Seine unermeßliche Begabung als Feldherr und Politiker hat er voll und ganz in den Dienst dieser Sache gestellt; sie war ihm eine heilige Sache und sie mußte ihm so erscheinen. Er erkannte sich selbst als den berufenen Vertreter aller Gegensätze, die die emporstrebende Macht Roms wachgerufen hatte. Als Semit, Afrikaner und Angehöriger eines die Seeherrschaft anstrebenden merkantilen Staatswesens hatte ihn das Geschick als geborenen Antipoden des Römertums in die Welt gestellt und ihm zugleich das Kainszeichen des Mißlingens auf die Stirn geprägt, während das Siegel der Macht dem glücklichen Scipio vorbehalten blieb. Hannibal ist darum kein tragischer, wohl aber ein tief beklagenswerter Held, dem unser Mitgefühl in um so höherem Grade gebührt, je klarer sich uns die Erkenntnis erschließt, daß die Verschuldung, von der der Held frei bleibt, mit erdrückender Schwere das Staatswesen belastet, für welches er kämpfte, litt und unterging. In der Tat, die Welt hat Ursache, sich glücklich zu preisen, daß der Abschluß des gewaltigen Ringens nicht Cannae, sondern Zama gewesen ist. Was wäre aus der Entwickelung der Menschheit geworden, wenn die Mittelmeerländer damals punisch geworden wären? Daß diese unermeßliche Gefahr abgewendet wurde, dafür gebührt der Dank allein dem unerschütterlichen Gefüge des römischen Staatswesens. Seine Feldherren und seine Heere waren erlegen, das römische Volk aber erwies sich als unbesieglich. Das genaue Gegenteil zeigt sich in Karthago, hier hatte der Feldherr seine Heere von Sieg zu Sieg geführt, er hatte mit unvergleichlichem Geschick Roms Bundesgenossen für sich gewonnen und ganz Italien in seinem Lager versammelt. Aber in diesem entscheidenden Augenblick wurde offenbar, daß kein karthagisches Volk hinter dem glücklichen Feldherrn stand,

Digitized by Google

hier gab es kein Volk in dem römischen Sinne, sondern nur eine von Faktionen zerrissene Handelsaristokratie, deren Führer großenteils der Familie Barkas feindlich gesonnen waren und die großartigen Erfolge Hannibals mit Mißgunst und offenbarem Groll betrachteten. Das Verhalten des karthagischen Senats gegen Hannibal ist ohne Beispiel in der Weltgeschichte. Man versagt dem Feldherrn jede Unterstützung, man läßt die römische Flotte erstarken und die Vorherrschaft auf dem Meere gewinnen, so daß Hannibal sich am Ende im feindlichen Lande aller Verbindungen mit der Heimat und den spanischen Küsten beraubt sieht. In so verzweifelter Lage mehr als zehn Jahre auszuharren, ohne eine Anwandlung von Kleinmut zu zeigen, während ringsumher mit dem wankenden Glück der allgemeine Abfall sich offenbart und die römischen Adler wiederum triumphierend in Sizilien, Sardinien und den hispanischen Häfen erscheinen und die Küsten Afrikas bedrohen, das ist in Wahrheit eine Haltung, die hohe Bewunderung und unbeschränkte Anerkennung heischt. Seit der Katastrophe am Metaurus ist die letzte Hoffnung geschwunden, die geängstigte Hauptstadt ruft den Feldherrn von den Stätten seines Ruhmes zurück. Mit welchen Empfindungen muß der große Mann auf jenem Felsen Bruttiums gestanden haben, an dessen Fuße das Schiff seiner harrte, das ihn hinübertragen sollte nach der Heimat, die er nur als Kind geschaut und der er ein Menschenleben voll Mühen und Sorgen, voll ruhmvoller Taten und unverdienter Leiden geweiht hatte. Er wußte, was nun bevorstand, denn drüben erwartete ihn sein glücklicher Gegner an der Spitze der mit dem sizilischen Lorbeer geschmückten Legionen. Von dem Tage von Zama datiert der Beginn der römischen Weltmacht, Rom hat seitdem keinen Gegner von solcher Furchtbarkeit zu bestehen gehabt; bald streckt es seinen Arm hinüber nach Asien und bedroht den großen Seleukiden mit Krieg, weil der König den größeren Flüchtling in seinen Schutz genommen. Antiochus, die Ratschläge seines Gastfreundes mißachtend, unterliegt und verliert Asien bis zum Taurus. Eine Bedingung des schimpflichen Friedens nötigt den König zur Entfernung des gefürchteten Karthagers, der nunmehr nach Bithynien entweicht, um dort ein zwanzigjähriges Flüchtlingsdasein durch freiwilligen Tod zu beschließen; auch sein glücklicher Gegner Scipio Africanus starb der Überlieferung zufolge in demselben Jahre (183).



Das Grab Hannibals.

Die unscheinbare Grabstätte auf dem Hügel von Libussa, sie dünkt uns ein welthistorisches Wahrzeichen von ehrfurchtgebietender Hoheit und tiefergreifender Bedeutung. Hier reden in Wahrheit die Steine zu uns; und was sie uns erzählt, von den Taten, den Schicksalen, den Leiden und dem Tode des Mannes, der an dieser Stelle aus dem Leben schied, steht auf diesem Gedenkblatt verzeichnet.

Der Verfasser dieser Aufzeichnungen hat während seiner Wanderungen vor so manchen Grabmonumenten gestanden, die durch ihre Pracht und Größe Staunen und Bewunderung herausfordern, vor pomphaften Grabschriften, die von den Mächtigen dieser Erde künden, auch vor solchen, die die Weltgeschichte die Großen nennt, aber alle diese Erinnerungen reichen nicht heran an die Empfindung von unnahbarer Erhabenheit, die an dieser weltverlassenen Todesstätte die Seele gefangen nimmt. Ihre schlichte Unscheinbarkeit und einsame Lage hat die Grabstätte Hannibals vor der Ungebühr der Zeiten und Menschen bewahrt, während die prächtigen Mausoleen eines Augustus und Hadrian weder ihre stillen Bewohner zu schützen noch ihre äußere Erscheinung in der ursprünglichen Herrlichkeit sich zu erhalten vermochten. Und wenn die Kaisermausoleen trotz ihrer kläglichen Verstümmelung noch immer von der Herrlichkeit und Größe der Imperatoren Zeugnis ablegen, die ihre Erbauer waren, einem Hannibal eignet nur das Grab, das ihm geworden und von dem wir jetzt in Ehrfurcht Abschied nehmen, um uns einer anderen Todesstätte zuzuwenden, die wir in zwei kurzen Stunden wandernd erreichen und die uns doch in eine völlig veränderte Welt versetzt. Von dieser merkwürdigen Stätte soll ein andermal berichtet werden.

Letzte Grüße.

Hold grüßt der Tag, bevor er scheidet,
Und schwingt sein purpurrot Panier,
Der Sommer ging zu End', da kleidet
Die Heide sich in ros'ge Zier.

Des müden Greises Augen wenden
Sich nach der frischen Enkelschar:
Da bringt das Leben vor'm Vollenden
Noch einmal Gruß und Glück ihm dar.

Ernst Behrend.

Digitized by Google

Die deutsche Schule im Ausland.

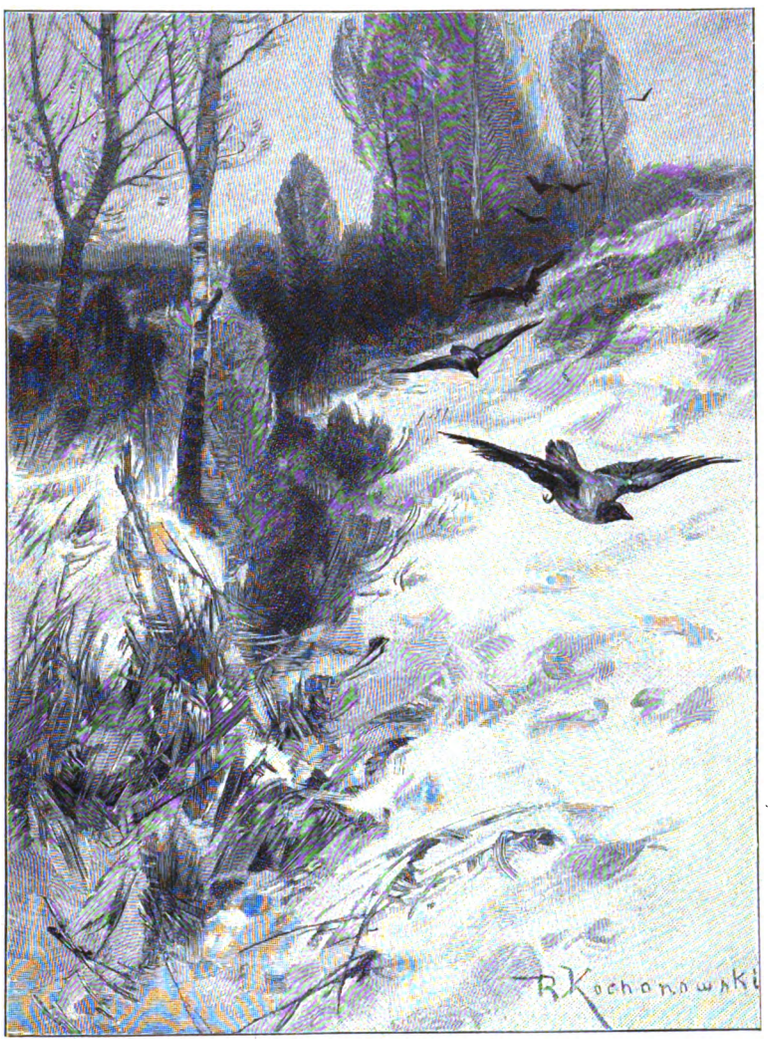
Von Superintendent a. D. Oßwald.

Wer in unserer weltoffenen, verkehrserleichterten Zeit, die auf allerlei, dazu sehr bequeme und billige Weise nicht bloß Reiselustigen, auch ihrem Beruf und Erwerb Nachgehenden überallhin die Wege bahnt, in ferne Länder gekommen ist, sei's nach Italien, Frankreich, Spanien, oder noch weiter jenseits des Meeres nach dem Orient, nach Afrika, nach China und Japan, — der weiß und fühlt es als guter Deutscher, als religiös gesinnter und gestimmter Christ, daß es im fremden Land unter ganz andersartigen Verhältnissen nicht bloß ein Bedürfnis, — nein, eine heilige Pflicht ist, da für sich und seine Stammes- und Familienangehörigen auch die deutsch-nationale, sowie die religiös-sittliche Seite seines in der Heimat so gewöhnten und erzogenen Lebens und Strebens festzuhalten und zu pflegen. Leicht verliert gerade der Deutsche, viel weniger der Engländer und der Franzose, im fremden Land das Gefühl seiner mit der geschehenen Auswanderung nicht auf- und dranzugebenden Zugehörigkeit zum Vaterland, das er verlassen hat, zu den vielen inneren Banden, die ihn auch in der Fremde mit demselben verbunden halten sollten, — zu der kirchlichen Gemeinschaft, aus der er geschieden ist, zu den Verpflichtungen, welche dieselbe auch für die von ihr nur äußerlich getrennte Zukunft, doch innerlich ihm auferlegt und in die Fremde mitgegeben hat. Seit der Gründung des Deutschen Reichs und mit der Machtstellung des deutschen Namens überall da, wo jetzt die deutsche Flagge weht, ist es ja mit dieser, neuen und fremdartigen Einflüssen sich leicht anschließenden Assimilationsfähigkeit der deutschen Auswanderer etwas anders und besser geworden. Man besinnt sich viel mehr als früher auf die eigentlich selbstverständliche, im eigenen wohlverstandenen Interesse liegende Pflicht, deutsche Sprache, deutsche Sitte, deutsche Ehre zu hüten und zu pflegen und durch festeren, innigeren Zusammenschluß in den bestehenden deutschen Kolonieen — und wo finden wir dieselben jetzt nicht — und allerlei besondere Veranstaltungen zu fördern. Und wo ein nach dieser Seite hin national und auch ideal gerichteter Gouverneur oder Konsul oder sonst angesehener, einflußreicher Mann an der Spitze steht und die Führung in der Hand hat, — da fehlt es nicht an erfreulichen Erfolgen, die besonders bei der Feier deutsch-nationaler Festtage, z. B. Kaisers Geburtstag u. a., zum öffentlichen festlichen Ausdruck kommen und so ein schönes Zeugnis vor den fremden Volksgenossen sind: die Deutschen haben ihr Vaterland lieb, sie halten treu und fest zusammen und wissen dem deutschen Namen die ihm gebührende Geltung zu verschaffen. Auch in religiöser und kirchlicher Hinsicht ist man im Vergleich mit früheren Zeiten viel mehr im Ausland bemüht, diese für das innere Wohlbefinden so wichtige und notwendige Seite: „Pflege christlicher Gesinnung und edler Sitte", nicht gleichgültig und leichtfertig aus den Augen zu verlieren, weil man wohl fühlt, daß nur auf diesem festen und sicheren Grunde ein deutsches Gemeinwesen auch in der Fremde zu gesundem Wachstum und blühendem Gedeihen kommen kann. Die Gefahren, welche strenge Sittlichkeit in der täglichen Lebensführung, — die Versuchungen, welche unentwegte Gewissenhaftigkeit in Handel und Wandel in der Fremde noch viel mehr als in der Heimat bedrohen, sind jedem, der in ausländischen Umgebungen sich bewegt hat, genugsam bekannt. Schon die viel größere persönliche Freiheit der ganzen Lebensanschauung und -Haltung, die da den einzelnen nicht so an allerlei Rücksichten des Familien- und Gesellschaftsunter- und Hintergrundes in den heimischen Verhältnissen bindet, kommt hierfür in Betracht. Begegnen wir um deswillen jetzt überall im Auslande, wo Deutsche aus allen Gegenden unseres weiten deutschen Vaterlandes, aus allen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft, aus allen Konfessionen, politischer und kirchlicher Richtungen, sich ansiedeln — so in Brasilien (den großen Städten, wie in den Urwäldern des Landes), in China und Japan, in Afrika und Australien, ja selbst auf einsamen Inseln des Weltmeeres (nur die Sandwichinseln seien genannt) — kirchlichen Gemeindegründungen, die zum Teil lange schon bestehen, zum Teil in ihrer Entstehung noch begriffen sind — mit freundlichen Gotteshäusern und angestellten deutschen Geistlichen, die meist auf eine bestimmte Reihe von (3—5) Jahren — selten länger, noch seltener dauernd — dem Dienst an den ihrer Obhut anvertrauten Seelen sich widmen, um dann seinerzeit, reich an den im Auslande gewonnenen Erfahrungen und belohnt durch manchen schönen Erfolg ihrer oft beschwerlichen und mühseligen Wirksamkeit in die heimische Kirche zurückzukehren, — so möchten wir hier noch eines besonders wichtigen Faktors für Pflege und Erhaltung nationaldeutschen und kirchlich-religiösen Sinnes in unseren Auslands-Kolonieen und -Gemeinden erwähnen: das ist die deutsche Schule.

Die Kinder sind ja berufen, das von den Vätern empfangene, in die Fremde doch mitgenommene Erbe, nicht bloß das materielle, auch das ideale, in dem oben ausgeführten Sinne zu hüten und fortzupflanzen. Der Schule, die Hand in Hand mit dem Elternhaus an der Ausbildung und Erziehung des jungen Nachwuchses arbeiten soll, gehört die Zukunft. Jede gleichgültige Unterlassung oder leichtsinnige Versäumnis rächt sich hier mit unberechenbaren Folgen an dem inneren und äußeren Wohl der nachfolgenden Geschlechter, die von der Aussaat derer zehren müssen, welche zu Hütern und Pflegern ihres jungen Lebens in Haus und Kirche und Schule berufen waren. Treffen all diese Erwägungen in erhöhtem Maße für im Auslande lebende deutsche Eltern mit ihren Kindern zu, wie viel ernster und schwerer fühlen sie mit Sorge sich belastet, so oft durch die Geburt eines Kindes und bis später durch dessen Erziehungsbedürftigkeit ihnen zum schmerzlichen Bewußtsein kommt, wie im fremden Lande, abgesehen von dem eigenen elterlichen, durch aufreibenden Geschäftsbetrieb und häusliche Arbeit meist sehr beschränkten Einfluß, eigentlich alles zur sorgfältigen Erziehung und ausreichenden Ausbildung ihrer Kinder fehlt, was reichlich und wohlgeordnet in der Heimat vorhanden war. Die bestehenden Schulen des fremden Landes mit ihrem starken Einschlag fremder Nationalität, Sprache und Sitte und ihrer meist mangelhaften Organisation sind nicht geeignet, das zu bieten und zu gewähren, was gewissenhafte deutsche Eltern für ihre Kinder wünschen müssen, um sie vor dem sonst unvermeidlichen Aufgehen und Sichverlieren in fremdländisches Wesen, das unbewußt nur zu schnell und leicht vor sich geht, zu bewahren. Ein dreifacher Weg ist da für solche Erziehungssorgen und -Fragen deutschen Eltern gewiesen. Entweder sie entschließen sich, ihre Kinder mit Eintritt des schulpflichtigen Alters in die deutsche Heimat zu senden, wo für alles — auch von seiten verwandter oder befreundeter Familien — in völlig befriedigender Weise gesorgt wird. Immer ein schwerer Entschluß für zärtliche Eltern, sich von den Knaben spätestens etwa im achten, von den Mädchen im zehnten Lebensjahre wegen besserer ihnen notwendigen Ausbildung und Erziehung zu trennen und so bei deren durch die meist weite Entfernung bedingten seltenen Einkehr ins Elternhaus die eigene Einwirkung schon frühzeitig eigentlich ganz aus der Hand zu

Digitized by Google

geben. Besonders trifft das bei den Missionaren in überseeischen Ländern zu, aber auch bei vielen anderen, die Geschäfts- oder Lebensberuf oft lebenslang ins Ausland führt. Eine zweite Erziehungsart — freilich nur Wohlhabenden zugänglich — ist die, daß man deutsche Hauslehrer oder Gouvernanten ins Haus nimmt, denen dann unter täglicher elterlicher Aufsicht der Kinder leibliche und geistige Pflege obliegt. In England, Frankreich, Spanien, aber auch im Orient, ja in der Inselwelt des Großen Ozeans begegnet man solchen notgedrungenen Erziehungsaushilfen. Abgesehen von der Einseitigkeit solcher privaten häuslichen Erziehung, hängt da aber wieder viel von der zufällig richtigen oder unrichtigen Wahl der aus der fernen Heimat zu rufenden und erst zu suchenden Erzieher ab. Ein dritter Weg, der überall gegangen zu werden pflegt, wo eine ausreichende Zahl deutscher Familien sich in solchen Kolonieen zusammenfindet, ist die Begründung einer deutschen Schule mit den entsprechenden Lehrkräften nach Muster der heimischen Verhältnisse. Hierfür sind nun aber überall im Auslande besondere Schwierigkeiten zu überwinden. Nicht bloß der Elementarunterricht, auch vorbereitende und ergänzende Unterweisung für die Anforderungen der deutschen Gymnasien, der Real- und höheren Töchterschulen müssen da ins Auge gefaßt werden, sei's, daß aus den höheren Klassen solcher Auslandsschulen die Überführung in die heimischen deutschen Bildungsschulen erfolgen, sei's daß ein gewisser Abschluß der wünschenswerten Ausbildung erreicht werden soll. Je nachdem hiernach der Lehrplan solcher mehr oder minder gegliederten Schulen einfacher oder reicher ausgestaltet werden muß, steigern sich die dadurch gesteckten Ziele und damit gegebenen Ansprüche für Lehrer und Schüler. Dazu kommt der meist internationale und interkonfessionelle Charakter solcher Auslandsschulen. Je weiter von der deutschen Heimat entfernt, desto bunter ist die Mischung der verschiedensten Nationen; denn auch Engländer, Franzosen, Amerikaner, Norweger, Dänen, Russen, selbst Türken suchen bei der anerkannten und bewährten Tüchtigkeit der deutschen Schule ihren Kindern die Teilnahme an derselben zu verschaffen. Nicht selten fünf bis sechs Sprachen werden da innerhalb der Schulräume gesprochen und gelehrt. Aus denselben Gründen finden sich die verschiedensten Konfessionen da zusammen, so daß oft kleine Schulkörper, wie z. B. in Athen, noch mehr größere, wie z. B. in Konstantinopel, römisch- und griechisch-katholische, lutherische und reformierte, armenische, muhammedanische und jüdische Kinder in ihren Listen führen. Ist nun auch Ursprung und Grundcharakter solcher Schulen ein deutscher, überwiegt auch zumeist der evangelische Geist für die Erziehung, so muß doch auf fremde Sprache und Religionsform Rücksicht genommen werden, ja — soweit es im Rahmen des Gesamtunterrichts möglich und zulässig ist —, dieselbe mit gepflegt werden, und jede Reibung der auf enge Schulgemeinschaft täglich angewiesenen Elemente von Lehrern und Schülern ist sorgfältig zu vermeiden. Der Reichtum der damit gegebenen inneren und äußeren Lebensanschauungen und -Gewohnheiten kann, um nicht zur Oberflächlichkeit und Verflachung auszuarten, der wohlbedachten, geordneten Zucht nicht entbehren. Die durch all diese eigenartigen Verhältnisse nun einmal vorhandene Mannigfaltigkeit der nationalen Gaben und religiösen Kräfte, der natürlichen Veranlagungen und Temperamente darf nicht zerstreuend und trennend auf das Ganze wirken. Nimmt man noch dazu, aus wie verschiedenen Ständen — vom hohen Konsularbeamten, reichen Großgrundbesitzer und Großkaufmann an bis herunter zu den niederen Beamten, Handwerkern, Arbeitern und Händlern — solchen Schulen deutsche Kinder zugeführt werden, so fordern auch diese sozialen Unterschiede nach Herkunft und mitgebrachter Sitte und Vorbildung die sorgfältigste Beachtung. Für solche nach ihren Zielen und Aufgaben, nach ihrer ganzen Zusammensetzung und Gliederung vielgestaltigen Schulkörper sind ebenso unterrichtlich tüchtige, wie erziehlich erprobte und charakterfeste Leiter und Lehrer notwendig; zumal auch in den mehr südlichen Ländern die Unterrichtszeit — wegen des heißen Klimas — monatelang im Sommer (z. B. in Italien von Juli bis September) aussetzen muß, oder der dadurch bedingten Schonung körperlicher und geistiger Schlaffheit Rechnung zu tragen ist. Dabei fehlt solchen Schulen im Auslande der deckende Hintergrund und die sichere feste Unterlage eines geordneten Schulorganismus, wie er bei uns zu Lande in der Heimat mit seinen von alters her erprobten und fortgeschrittenen Lehr- und Erziehungsnormen jede neu entstehende Schule gleichsam in seinen Mutterschoß aufnimmt. Es fehlt auch die schützende und regelnde Hand der wieder an bestimmte Gesetze und Ordnungen gebundenen Schulbehörden, die eine Stetigkeit der Erziehungs- und Unterrichtsmethoden verbürgen. An ihre Stelle treten zufällig zusammengesetzte Schulkuratorien, die eine sehr schwankende und unsichere Aufsichtsinstanz bilden, — oft genug ein beengender Hemmschuh für strebende Lehrer, nicht selten auch im leicht und schnell eintretenden Fall Veranlassung zu willkürlichen Änderungen, zu plötzlicher Auflösung kaum gegründeter oder lange bestehender Schuleinrichtungen, — auch zur undankbaren Entlassung selbständiger tüchtiger Lehrkräfte. Und welche Opfer an Zeit und Geld sind überall von den Begründern und Pflegern der deutschen



Erster Schnee. Nach dem Gemälde von R. Kochanowski.

Digitized by Google

Diasporaschule zu bringen, um das gesteckte Ziel zu erreichen und dann das oft mühselig Errungene auf der rechten Höhe zu erhalten! Jahre-, oft jahrzehntelang hier, schnell und mit kräftiger Entschließung dort wird da vorgegangen. Überlegung und bedächtiges Planen ist da ebenso nötig, wie entschlossene, zielbewußte Energie und kühnes Vorangehen, je nachdem die führenden oder unternehmenden Persönlichkeiten, — auf diesen beruht meist alles — mehr zu dem einen oder anderen neigen, sich zu bestimmen gedrungen fühlen, und die besonderen Landes- und Volksverhältnisse es erheischen. Jedenfalls gehen solche Schulentwickelungen in der Fremde, im Auslande einen langsameren und schwereren Weg als in der Heimat; glücklicher Fortgang oder zeitweilige Unterbrechung, ja gänzliche Auflösung solcher Schuleinrichtungen ist von meist unberechenbaren, nicht selten plötzlich eintretenden Umständen abhängig. Am sichersten und geordnetsten stehen die unter dem Schutz und in der Pflege des Deutschen Reichs, der heimischen Kirche gehaltenen deutschen Schulen da, — so im Orient z. B. in Konstantinopel, Alexandrien, auch in Italien, während wir anderwärts, besonders in Brasilien, bedenklichen Unsicherheiten begegnen. Die Unterhaltungskosten, die überall, hauptsächlich wegen der Gewinnung deutscher Lehrkräfte, sehr erhebliche sind, werden an erster Stelle durch die Eltern selber getragen, — sie erfordern nicht geringe Opfer. Es ist da schön, daß die reicheren Familien die ärmeren decken und mit übertragen, so z. B. bei der blühenden deutschen Schule in Neapel unter Leitung ihres trefflichen Direktors Kleber. Das Deutsche Reich tritt überall da helfend ein, wo deutsche Reichsangehörige die zumeist Beteiligten sind, auch deutscher Charakter gewahrt ist; in den letzten Jahren hat es seine Beihilfen wesentlich erhöht. Weiter kommt der Gustav Adolf-Verein hauptsächlich für die Gewährung des evangelischen Religionsunterrichtes zu Hilfe, der in den meisten Auslandsschulen durch den evangelischen Diaspora- oder Gesandtschaftsprediger erteilt zu werden pflegt, während die anderen Religionsgemeinschaften gleicherweise für die ihnen zugehörigen Kinder sorgen. Auch der Deutsche Schulverein (Berlin W. 62, Wißmannstr. 29) unterstützt zur besonderen Pflege des Deutschtums solche Schulen, z. B. in Brasilien. Endlich kommen dafür einzelne persönliche Gönner und Wohlthäter in Betracht, wie — um nur ein Beispiel anzuführen — einer reichen amerikanischen Dame die Begründung der evangelisch deutsch-kirchlichen und Schuleinrichtungen im Jahre 1882 auf Kauai, der nördlichsten der Sandwichsinseln im Großen Ozean, ihre hauptsächlichsten Hilfsmittel verdankt.

Es würde zu weit führen, wollten wir nun noch einen Gang thun durch die über den weiten Erdkreis, auch in Mexiko, verstreuten deutschen Schulen, in denen bei dem erleichterten und erweiterten Weltverkehr unserer Kolonialzeit — dank auch dem Ansehen, welches das Deutsche Reich jetzt in allen Zonen und unter allen Himmelsstrichen genießt — der deutsche Familienvater, der in die Fremde zieht, von vornherein seine Kinder unter guter Hut und in sicherer Pflege weiß. Wie in der Kirche, so in der Schule finden unsere Auslandsgänger schon eine heimatliche Stätte überall bereitet für ihre und ihrer Kinder religiöse, patriotische und deutschnationale Bildungsbedürfnisse; und wie wohlthuend klingt dem Reisenden, der durch Beruf oder zur Erholung in fremde Länder geführt wird, auch in den deutschen Schulen des Auslandes ein deutsches Lied, ein deutscher Choral ins Ohr und bringt ihm in der Fremde jenes Gemeinschaftsgefühl zum Bewußtsein, das weder Zeit noch Raum im deutschen Gemüt, in evangelischen Herzen ersticken und auslöschen soll, das zu stärken und zu erhalten alle diejenigen als eine gottgegebene Aufgabe pflegen und hüten sollten, die daheim wie in der Fremde ihr Vaterland, ihre Kirche lieb haben und wert halten und es wissen, was für reiche innere Gaben für Geist und Herz und Gemüt sie beiden für sich und für ihre Kinder verdanken.

Tragen diese Mitteilungen dazu bei, in der deutschen Heimat bei allen, die solche Sorgen nicht kennen, Teilnahme und hilfsbereite Willigkeit für die Pflege der deutschen Schule in fernen, fremden Ländern zu wecken und zu mehren, — dann haben sie ihren Zweck erreicht, und das Lob, das Luc. 7, 5 dem heidnischen Hauptmann von Capernaum erteilt wurde, weil er für die dortige Schule gesorgt hatte, — es findet auch seine Anwendung auf jeden Freund und Förderer der deutschen, der evangelischen Diasporaschule: „Er hat unser Volk lieb, denn die Schule hat er uns erbaut."



Glockensang II.

Geistlich und weltlich. Von Julius Stinde.

Die Kirche hütete von jeher sorgsam das ihr zustehende Verfügungsrecht über die Glocken; bedurfte die weltliche Obrigkeit des Geläutes, so mußte sie um Erlaubnis bitten. Wo jedoch die Interessen der Kirche und der Obrigkeit zusammengingen, wurde das Geläut profanen Zwecken gestattet, zumal dadurch weltliches Geschäft den Anschein gewann, als könne es ohne geistliche Leitung nicht gedeihen.

Als in früherer Zeit die Satzungen in den Städten strenge waren, mußten die Bürger dem wohlweisen Magistrat auf die Minute folgen, der verfügte, wann die Thore abends geschlossen, wann sie morgens geöffnet wurden, wann geräuschvolle Arbeit und Straßenlärm schweigen mußten, wann sie wieder aufgenommen werden durften. Er bestimmte, wann das Feuer auf den Herden einzuwallen (unter Asche zu bergen) war, wann der Wirt den Zapfen ins Faß zu schlagen und der Zecher heimzugehen hatte. Die Stadtväter waren damals wirkliche Väter der Stadt, denn sie sorgten für die Bürger wie für Unmündige.

Vor der Einführung der Glocken hielten die Städte Trommler und Pfeifer, die den Bürgern die Signale gaben, so mit Trommeln, mit Trompeten, Kuhhörnern und Pfeifen, je nach der Landessitte. Nach der Einführung der Glocken kamen Obrigkeit und Kirche überein, Tag und Nacht der Bürger durch Glockenklang zu regeln, wie es noch an vielen Orten gang und gäbe ist. Trotzdem aber blieb viel alte Sitte mit jener Zähigkeit, die gewohnten Gebräuchen eigen ist. Bei und neben den Glockenzeichen erhielten sich die früheren Signale. So wurden in Straßburg Torschluß und Toröffnung, die Feuerdeckung und das Wecken nicht durch Glockenschlag allein angezeigt, sondern die Turmwache blies einen Trompetensatz von der Platform des Münsters dazu. In Hamburg wohnten oben in den Kirchtürmen Wächter, die sowohl bei Feuersbrünsten wie auch bei festlichen Gelegenheiten in ihr Tuthorn stießen. Sie hießen Torntüter. Aus jenen Zeiten stammen auch die Nachtwächter, die noch nach jedem Glockenschlage die Stunde absingen und greulichen Lärm

Digitized by Google



Die Landung des Großen Kurfürsten auf Rügen 1678. Nach dem Gemälde von Cornelius Wagner.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Digitized by Google

mit der Rassel und unheimliches Brüllen vollführen, wozu sie sich eines Kuhhornes bedienen. In einer Stadt Holsteins gab der Wächter stündlichen Wetterbericht, indem er rief: Laue Luft — Regen — hell und klar, den Umständen gemäß. Man sagt, dieses nächtliche Toben des Wächters sei notwendig, damit man merke, daß er wache. Nun, wer fest schläft, hört und kontrolliert ihn nicht, wen er aufweckt, wird ihm des wenig Dank wissen, und wer stehlen will, schätzt nach dem Schalle, wo die Gegend nachtwächterfrei und seinem Vorhaben günstig ist. Bricht aber Feuer aus, so ist der Nachtwächter mit den vorhundertjährigen Schallgeräten der geeignete Wecker.

Für die Notglocke haben wir im allgemeinen den Namen ‚Sturmglocke', der auf den alten Glauben hinweist, daß Glockengeläut Sturm und Gewitter abwenden und vor ihren Folgen, Feuer- und Wassersnot, bewahren könne. Jetzt verjagt der Glockenklang nicht mehr Dämonen und Elementargeister, sondern er ruft Menschen herbei, die ihren Mitmenschen nicht durch Magie helfen, sondern durch jene Kraft, die Pflicht und aufopferungsfähige Nächstenliebe verleihen.

Wohl klingt der ängstliche unregelmäßige Schlag der Feuerglocke bestürzend und erschreckend; unheimlich und furchtbar aber ist der Glocke Klang bei Wassersnot. Wind und Sturm bringt das Wasser auf, das rauschende. Mit dem Heulen des Windes mischt sich der flehende Hall der Glocke. Not, Not, Not jammert sie über die kalte, grausame Flut hinaus, die kein Erbarmen kennt, die hinabzieht, was sie erfaßte. Wo der Deich bricht, da bricht der Tod ein.

Wenn das Land in Gefahr war, wenn der Feind sich zeigte, rief die Sturmglocke das waffenfähige Volk zu Hauf. Man hatte vielerorts kleine scharfe Glocken zum Geben der Notzeichen und nannte sie wegen ihres hohen hellen Tones auch wohl Silberglocken. Es ist jedoch in abgefeilten Spähnen solcher Glocken chemisch nur selten Silber nachgewiesen.

Straßburg hatte eine Notglocke, die die Mordglocke hieß. Ihre lateinische Inschrift lautete: O rex Gloriae Christe veni cum pace (O König der Herrlichkeit, Christus, komme mit deinem Frieden), ihre zweite deutsche:

Mein Schall thut kund der Städte Not,
Herr Gott behüt für Mord und Tod.

Diese Glocke wurde zur Revolutionszeit zertrümmert. Sie war im Jahre 1643 von Christian Quengelberger zu Straßburg gegossen.

Die Revolution räumte gewaltig mit Glocken auf; ein Dekret der Nationalversammlung vom 30. Juni 1791 ordnete die Verarbeitung der Glocken des Departements von Paris zu Münzen an. Das Einschmelzen kirchlicher Geräte und Statuen aus Bronze folgte. Um sie vor den Händen der Regierung zu retten, vergruben Gemeinden ihre Glocken. Eine seltsame Grabgeschichte wird von einer Glocke erzählt, die zu La Rochelle der protestantischen Kirche gehörte, nach der Einnahme der Stadt im Jahre 1685 jedoch von dem Leutnant des Königs als letzter Rest der zerstörten Kirche der Geistlichkeit von St. Barthélemy verkauft wurde. Um diese Glocke wegen ihrer, den Ketzern geleisteten Dienste zu bestrafen und ihr den Irrglauben abzugewöhnen, wurde sie zunächst einer kräftigen Geißelung unterworfen, dann begraben und wieder ausgegraben, damit sie ein neues Leben beginnen könne. Schließlich ward sie, nachdem ihre Paten in ihrem Namen heilig versprochen hatten, nicht rückfällig zu werden, getauft, gesalbt, geweiht und in allen Ehren aufgehängt.

Als hierauf der Leutnant des Königs den bedungenen Preis verlangte, antwortete man ihm, daß diese Glocke Hugenotte gewesen, jetzt aber neu bekehrt sei und nach dem Edikt von Nantes von der Gnade des Königs Gebrauch mache, die jedem in den Schoß der katholischen Kirche Zurückgekehrten drei Jahre Frist zur Bezahlung seiner Schulden gewähre. Dem königlichen Offizier blieb nichts übrig, als sich solcher Auslegung des Gesetzes zu fügen und anzuerkennen, daß eine wie ein Mensch behandelte Glocke auch menschliche Rechte für sich in Anspruch zu nehmen geeignet, ja sogar Schulden zu machen im stande sei.

Die Glocke, die am 24. August 1572 das Zeichen zum Beginn des Hugenotten-Gemetzels gab, gehörte der in der Nähe des Louvre gelegenen Kirche St. Germain l'Auxerrois. Gegen zwei Uhr des Morgens wurde das Glöcklein laut. Ihm antwortete die Glocke vom Hôtel de Ville und dann stimmte die große Glocke vom Turm des Palais ein, die sonst nur bei freudigen Feierlichkeiten gezogen wurde, und nach und nach schlossen sich die Sturmglocken der übrigen Pariser Kirchen an. Und weiter drang der Mordruf ins Land; die Bluthochzeit ward nicht ausschließlich in der Hauptstadt begangen.

Als die Revolution hereinbrach, sollte ihr auch die Glocke von St. Germain l'Auxerrois zum Opfer fallen, allein der Glockengießer Flauhan rettete sie vor dem Prägestock der Münze und verkaufte sie später an den Direktor der Comédie Française. Das Théâtre Français besitzt sie noch, und wenn eines jener Stücke gegeben wird, deren geschichtlichen Hintergrund die Bartholomäusnacht bildet, spielt dieselbe Glocke hinter den Kulissen mit und schrillt wie damals in jener Nacht, in der Ströme unschuldigen Blutes flossen. Von der Tragödie bis zur Komödie ist, wie man sieht, nur ein Schritt, und wenn auch Jahrhunderte dazwischen liegen.

Merkwürdig ist auch die große Glocke des Kapitols insofern, als sie nur bei zwei Anlässen geläutet wird, die ihrer Art nach nicht zusammenpassen, nämlich beim Tode eines Papstes und bei der Eröffnung des Karnevals. Erst wenn bald nach Mittag die Glocke des Kapitols das Zeichen gibt, ist es dem Römer erlaubt, unter freiem Himmel töricht zu sein. Warum ein und dieselbe Glocke den Statthalter Christi ausläutet und den Karneval einläutet, das mag seinen Grund vielleicht darin haben, daß das fröhliche Maskenfest von den altrömischen Lupercalien ausgeht, die in symbolischer Beziehung zu den Gründern der ewigen Stadt standen, zu Romulus und Remus, den von der Wölfin Gesäugten, und daß der Papst als Erbe der römischen Herrschaft aufgefaßt wird. Bei den bacchischen Festen, bei den Saturnalien und Lupercalien fehlte es nicht am Klange der Becken und Schellen, der schädigende Dämonen und böse Geister vertrieb, damit sie die Zeremonien, die auf den Segen der Fruchtbarkeit zielten, nicht unwirksam machten. Lärm, Blasen und besonders Schellen- und Glockenklang können die Dämonen nicht vertragen. Das wissen schon die Chinesen, die seit undenkbaren Zeiten Tamtam schlagen, mit Schellen rasseln, am hellen Tage Feuerwerk verpuffen, um bei Finsternissen den Drachen zu verjagen, der Sonne und Mond verschlingt, was ihnen denn auch so regelmäßig gelingt, daß sie von der dämonenscheuchenden Kraft ihres Getöses unerschütterlich überzeugt bleiben. Im Mittelalter hieß ein solch wüstes Lärmen charavallium, woraus die Franzosen Charivari bildeten, die Deutschen aber seit 1830 das Wort Krawall machten. Von der Katzenmusik, als Zeichen des Mißfallens, bis zur blutigen Demonstration war das charavallium nicht mehr ein Mittel zur Verjagung unsauberer Geister, sondern ein Druck gegen unliebsame Persönlichkeiten und Auflehnung gegen unerträgliche Verhältnisse. Auch hier haben sich Wandlungen vollzogen. Die Glocke schweigt, das gesprochene und gedruckte Wort bemächtigt sich der Gemüter, und die Änderungen werden ohne viel Krawall erwirkt.

Anfangs waren hellklingende Becken — die Zimbeln — beim christlichen Gottesdienst in Gebrauch und dienten noch bis ins zwölfte Jahrhundert hinein zur Begleitung der Gesänge. Der Mönch Theophilus beschreibt sie und sagt von ihnen, daß sie nach der Tonleiter abgestimmt seien. Mit der Einführung der Orgeln verschwanden die Zimbeln nach und nach, wenn auch in manchen Orgeln der sog. Zimbelstern mit seinem Glockenspiel auf sie zurückweist. In der griechischen und koptischen Kirche haben sie sich jedoch erhalten. In Ägypten habe ich bei einer koptischen Hochzeit Gelegenheit gehabt, uralte Kirchengesänge mit Zimbelbegleitung zu hören.

Digitized by Google

Weißgekleidete Chorknaben wußten nicht allein die langatmigen schweren Melodien der Hymnen stundenlang in mannigfaltiger Abwechslung vorzutragen, sondern verstanden auch vortrefflich, durch bald leises, bald starkes Aufeinanderschlagen der napfförmigen Handbecken die Töne zu färben und sowohl angenehmes Piano wie auch ohrenbeläſtigendes Forte zu erzeugen. Die Armenier eines Klosters zu Jerusalem verstärkten ihren Osterchor nicht nur mit Zimbeln, sondern auch mit Glöckchen und Schellen. Obgleich ungewohnt, gefiel mir diese Art der Feier doch; es lag etwas Morgenländisches darin, das gut zu Ort und Zeit paßte, und rief den Gedanken wach, daß ähnlich wohl die altägyptischen Chöre geklungen haben mögen, wenn der Sieg des Lichtes über die Finsternis in Sonnengesängen gefeiert wurde und das Sistrum dazu in den Händen der Priester und der Priesterinnen ertönte. Selbst Königinnen schlugen das Sistrum vor dem Angesicht der Götter im Chor der heiligen Weiber.

Die vier klingenden Stäbe des metallenen Sistrums bedeuteten nach Plutarch die vier Elemente. Alles was bei diesen in Ordnung und Maß ist, verehrte man als von den guten Göttern bewirkt, Übermaß und Mangel in den vier Elementen ward dem bösen Typher zugeschrieben. Klangen nun beim Schütteln des Sistrums die Metallstäbe, so entstand symbolisch eine Harmonie der Elemente, ein göttlicher Akkord, an dem unheilbringendes Typhonisches keinen Anteil haben konnte, weil er rein klang. In solcher Weise sang das Sistrum den alten Ägyptern von der Einhelligkeit des Geordneten mit dem Göttlichen und des Irdischen mit dem Überirdischen.

Die abessinischen Christen Afrikas, die behaupten, rein urchristliche Gebräuche auszuüben, bedienen sich beim Gottesdienste noch heute des Sistrums, das wohl aus ägyptischem Tempeldienst angenommen worden ist, wie sie auch mancherlei aus dem israelitischen Ritus beibehalten haben; es gilt ihnen, da sie in öden Aberglauben versunken sind, jedoch als bloße Dämonenklapper.

Ohne irgendwelche symbolische Bedeutung erscheint im 14. und 15. Jahrhundert die Schelle als Zierat der Tracht. Vom Kopf bis auf die Schuhspitzen hinab wurde die Kleidung mit Schellen geputzt; selbst an ihren Turnierlanzen wußten die Ritter Schellenschmuck anzubringen.

Unter Schellen verstand man ehemals nicht ausschließlich die heutigen Schlittenrollen, wie sie auf der deutschen Karte abgebildet sind, sondern auch wirkliche Glöckchen und klingende Metallkörper von verschiedener Form. Wer Schellentracht anhatte, der kam mit „großem Schall“. Personen von Stande legten sich Schellen an, damit man ihnen im Gedränge Platz mache. Ob diese Erklärung richtig ist, das sei dahingestellt; so viel aber geht aus alten Bildnissen hervor — selbst der Lübecker Totentanz zeigt Vornehme in Schellentracht —, daß es Mode war, sich wie Narren mit Schellen zu behängen und wenn die Mode eine Narrheit befiehlt . . . wer wohl hätte den Mut, ihr zu trotzen? Anno 1411 verbot der Rat zu Ulm das Andacht störende Geklingel in der Kirche und verordnete: „Kein Mannsbild soll weder Federn, Kränze, noch Glocken und Schellen in die Kirche tragen.“

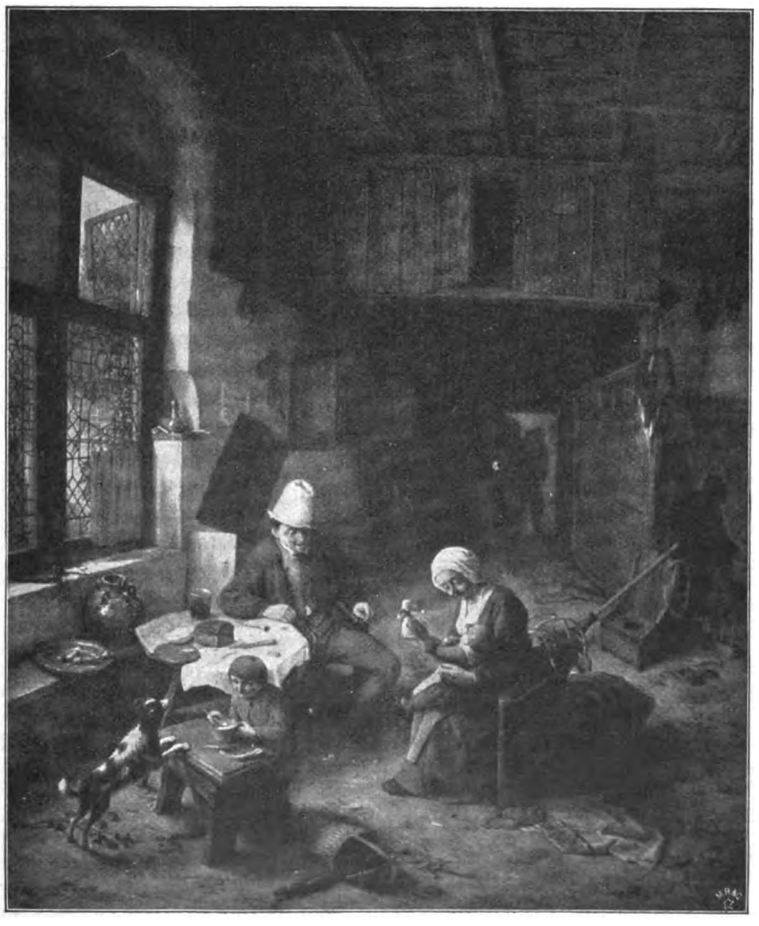
Hatten die Schellen ein solches Ansehen als Zier, so wird verständlich, wie sie zur Bezeichnung einer der vier Kartenfarben erwählt wurden, sind doch Stutzerei, Tanz und Spiel einander kameradschaftlich zugetan. —

Bei der Gerichtsbarkeit spielte die Glocke eine bedeutsame Rolle, da sie, zumal in kleineren Gerichtsbezirken, wo sie überall gehört werden konnte, das Volk zur öffentlichen Versammlung auf den Markt vor das Rathaus rief. Stellte sich ein Beklagter nicht, schwieg er auf dreimalige Vorladung, dann ward in schweren Fällen die Acht über ihn ausgesprochen. Bei den Landgerichten im Rheingau trat der Richter mit Handschuhen, das bloße Schwert in der Hand, mit nach Osten gewandtem Gesicht auf den Malstein und sprach die Achtformel, während im ganzen Lande die Glocken eine Stunde lang geläutet wurden. Das Läuten der Schandglocke an der Börse über einen Bankbrüchigen ist nicht mehr Stil, seitdem ein Bankerott weniger als Schande, sondern mehr als nutzbringendes Geschäft angesehen wird und Pleitemachen das Gewissen nicht beschwert. Früher gab ein Fallissement den Stoff zu einem Drama, heute, dank der Befreiung von Vorurteilen, kaum noch zu einer Posse.

Die alten feierlichen Glocken haben nicht mehr die erste Stimme im Sange des Lebens. Lokomotiven pfeifen hinein, Pferdebahnglocken und Radfahrerklingeln wollen gehört sein, ist es doch der Tod, der die Signale des täglichen Lebens vor sich ertönen läßt. Wer ihm nicht ausweicht, den überrennt er.

Sogar auf dem weiten Meere warnt er vor sich selber. Durch den Nebel hallen die Schläge der Glockenboje her. Sie ist auf der Untiefe verankert, das Spiel der Wellen löst das Läutewerk aus, und der Schiffer meidet die Stelle der Gefahr.

Es ist ein ander Ding, die Glockenboje, als ehemals der Chor der Sirenen. So schön auch ihr Sang gewesen sein mag: ich lobe mir den Sang der Glocke in der Meereseinsamkeit, weil ich ihn aus der Zeit heraus empfinde, in der wir leben. Klingt aber Glockensang aus der Vergangenheit herüber, so lauscht das innere Ohr ihm gern, wie den Mären und Sagen der Vorzeit.



Inneres eines holländischen Hauses. Nach dem Gemälde von A. v. Ostade. Nach einer Originalphotographie von Braun, Clement & Cie. in Dornach i. E., Paris und New York.

Digitized by Google

Familientisch. — Sammler-Daheim.

Zu unseren Bildern.

Der joviale Förster mit dem grimmigen und doch gutmütigen Gesicht und der behaglich runde Bruder Kellermeister sind ein paar echte Grützner-Gestalten, in denen der Münchener Meister seinen ganzen prächtigen Humor entfaltet. In der gemütlichen Ecke des Klosterbräustübels sitzt es sich gut bei einem edlen Tropfen des trefflich gepflegten Bieres und einer lustigen Partie Sechsundsechzig. Der Bruder freilich ist in einer argen Klemme; er hat schlechte Karten in seiner Hand und weiß nicht recht, was er ausspielen soll. Mit Ungeduld wartet der Herr Förster schon, daß der Dachs endlich aus dem Loche kommt; er wird ihn wohl gründlich „'reinlegen" und dann mit Behagen seine Blume schlürfen.

Als der Große Kurfürst seine Mark Brandenburg von der Invasion der Schweden befreit und nach den glücklichen Gefechten bei Nauen und Fehrbellin den Feind nach Norden getrieben hatte, wurde auf dem Reichstage in Regensburg der Reichskrieg gegen Schweden beschlossen. Der Kurfürst durfte die Vertreibung der Schweden aus Pommern offen als Ziel bekennen; im Herbst 1675 begann der Kampf in Vorpommern. Im Frühjahr 1676 wurden die Inseln Usedom und Wollin dem Feinde genommen, und ein Jahr später folgte nach harter Belagerung die Eroberung von Stettin, bei der die neugeschaffene kurfürstliche Flotte ansehnliche Dienste leistete. Der Feldzug des folgenden Jahres brachte am 14. September die glänzend durchgeführte Landung auf Rügen und die Eroberung der Insel. Von der Peenemündung aus stachen die kurfürstlichen Schiffe (210 Transportfahrzeuge und 140 Schaluppen) mit einigen tausend Mann an Bord unter dem Befehl des Kurfürsten, der auf der Fregatte „Kurprinz" stand, in See. In der Nähe von Putbus warf das Geschwader Anker. Im Sturmlauf wurden die feindlichen Stellungen genommen, wobei sich die brandenburgischen Reiter besonders auszeichneten, und nach kurzer Zeit war der Kurfürst Herr der Insel und auch bald ganz Pommerns. Er sollte es freilich nicht lange bleiben, denn der schmachvolle Frieden von St. Germain (29. Juni 1679) entriß ihm das Errungene wieder, und Vorpommern nebst Stettin fiel an die Schweden zurück. Den glorreichen Vorgang der Landung auf Rügen hat schon manches Malers Pinsel verherrlicht; wir nennen nur den älteren Bleibtreu und den jüngeren Hans Bohrdt. Wir bringen heute ein Bild der glänzenden Affäre, die Cornelius Wagner in buntbewegter Scenerie vortrefflich dargestellt hat.

An kleineren Bildern enthält unsere Nummer noch eine Winterstudie von R. Kochanowski „Erster Schnee" und eins der berühmten Interieurs von A. v. Ostade, das den Humor und die lebendige Gestaltungsgabe des holländischen Meisters in hellem Lichte zeigt.

Neue Medaillen und Plaketten.

Die Gußmedaille mit ihren weichen Übergängen im Relief wird in Deutschland leider noch viel zu wenig gewürdigt und — gefördert. Während in Paris von fast allen Gepräges, welche die „Monnaie" herstellt, auch Güsse zu erhalten sind, und eine ganze Zahl Künstler überhaupt nur gießen läßt, gehört es bei uns zu den Seltenheiten, wenn für Privatmedaillen und Plaketten der teurere Guß gewünscht wird. Wäre dies der Fall und würde man anstandslos für Güsse die hohen Pariser Preise bewilligen, dann würde es den deutschen Kunstgießern vielleicht auch gelingen, jene Feinheit der Oberfläche zu erzielen, durch die die Pariser Güsse heute noch in Europa unerreicht sind. Es fällt den deutschen Künstlern schwer, ihre Modelle in Paris abgießen zu lassen; wollen sie aber ein Produkt haben, das nicht nötig ist, nachciseliert zu werden, und das trotzdem keine Gußhaut zeigt, dann sind sie gezwungen, nach Paris zu gehen. — So hat auch Kowarczyk aus Frankfurt a. M. seine neuesten Arbeiten bei Liard gießen lassen. Es waren neben mehreren, nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Porträtplaketten zunächst eine entzückende Plakette „Lori". Ein junges, eben dem Kindesalter entwachsenes, bescheidenes Mädchen ist auf die Bronzeplatte hingehaucht; das keusche Kunstwerk kann gern mit den besten Arbeiten der Franzosen verglichen werden. — Eine einseitige Gußmedaille von 66 mm Durchmesser zeigt den Kopf einer Walküre. Das ist nicht lediglich ein schönes, junges Geschöpf, dem der Künstler den geflügelten Helm aufs Haupt setzte, das ist Leben. Düsterer Ernst und fanatische Glut liegen in den reinen Zügen, — die Bereitschaft, für die Idee zu kämpfen und zu sterben. — Diese beiden neuesten Schöpfungen Kowarczyks sind, wie seine früheren Arbeiten, durch Adolph Heß' Nachfolger in Frankfurt a. M. zu beziehen.

Zum Andenken an Rudolph Virchow erschienen mehrere Gepräge, von denen das beste wohl eine Medaille in Plakettenform ist, die in der Prägeanstalt von Mayer & Wilhelm in Stuttgart hergestellt ist. Der Kopf Virchows



Plakette auf Rudolf Virchow von R. Plecht.

in Rechtsprofil auf der Vorderseite ist von charakteristischer Ähnlichkeit. Das werden namentlich diejenigen finden, die den Gelehrten in seinen letzten Lebensjahren gehört haben, wo eine gewisse Milde die sonst stets bereite Mokanterie gedämpft hatte. Das Modell zu der Medaille rührt von R. Plecht her.

Die Fünfundzwanzigjahrfeier des Hamburgischen Museums für Kunst und Gewerbe brachte dem Schöpfer und Leiter dieses Institutes, dem rastlosen Justus Brinckmann, neben vielen anderen Ehrungen auch eine Medaille, die der Kunstgewerbeverein in Hamburg seinem Ehrenvorsitzenden überreichte. Die Vorderseite zeigt das Brustbild Brinckmanns nach rechts zwischen den Daten 1877 und 12. Febr. 1902, und die Umschrift: „Justus Brinckmann, Direktor des Hamburgischen Museums für Kunst und Gewerbe". Die Rückseite trägt das Wappen des Vereins, die geflügelte Faust, die den Hammer umspannt. Das Modell zu der Medaille rührt von Bruno Kruse in Berlin her. Das ist Brinckmann, ohne Zweifel, das ist die charakteristische Kopfhaltung, und jenes liebenswürdig-gütige Lächeln ist auch vorhanden, und doch stört ein fremdes Etwas, über das wir uns nicht sofort klar werden, den Eindruck. Eine Betrachtung mit dem Epidiaskop gab Aufschluß — die Wiedergabe des Vollbartes steht zu der Dreiviertelprofilstellung des Kopfes in Widerspruch, bei größeren Dimensionen tritt der Fehler noch schärfer hervor. — Die sonst schöne Medaille (von 55 mm Durchmesser) ist von der Hamburgischen Münze für 5 Mk. zu beziehen.

Ein Medaillon auf Heinr. Sienkiewicz, den Autor von „Quo vadis", rührt von Vincent Teganowski her. Das brillante Stück ist, von der „Monnaie" zu Paris geprägt, in der Größe von 77 mm für 15 Frs. erhältlich. Güsse von 120 mm Größe kosten 125 Frs.

Eine Plakette auf Numa Droz edierten die Gebrüder Hugenin, Graveurs-estampeurs in Le Locle (Schweiz), und eine Medaille auf Viktor Hugo von René Rozet erschien bei Christophle in Paris. M. Kirmis.

Notizen.

Für Bücherfreunde ist der antiquarische Katalog Nr. 8 von Hugo Streisand in Berlin ein Ereignis, denn selten finden sich so viele wirklich interessante Bücher in einem Verzeichnis vereinigt, wie hier. Es sind die Werke des klassischen Zeitalters der deutschen Literatur in ersten Ausgaben, die besonders interessieren, und hierunter finden sich nicht wenige Seltenheiten ersten Ranges. Zu diesen gehört die erste Ausgabe von Schillers „Räubern" vom Jahre 1781; für ein broschiertes, unbeschnittenes Exemplar sind 300 Mark angesetzt. Etwas viel, aber ein Liebhaber wird sich trotz dieses hohen Preises sicherlich dafür finden. Die „zwote verbesserte Auflage" der „Räuber" aus demselben Jahre, die auf der Titelseite einen springenden Löwen aufweist, ist ebenfalls sehr selten, deshalb werden hierfür 75 Mk. verlangt. Von den „Räubern" bringt unser Katalog außer diesen Seltenheiten noch folgende Ausgaben: Neue für die Mannheimer Bühne verbesserte Auflage (1782) 20 Mk., dritte Ausgabe (1782), 15 Mk., für die Berliner Bühne bearbeitet von Plümicke (1783) 15 Mk., neue für die Mannheimer Bühne verbesserte Original-Auflage (1788) 12 Mk. Zu den Kuriositäten rechnet eine Ausgabe der Räuber „fortgesetzt von Frau von Walburodt", die 1801 in Mainz und Hamburg erschien (6 Mk.). — Auch Goethe ist in dem Streisandschen Kataloge gut vertreten. Da finden wir unter vielen anderen Nummern die übermütige Satire des jungen Dichters, die unter dem Titel „Götter, Helden und Wieland" erschien. Sie ist jetzt sehr selten (80 Mk.). „Iphigenie auf Tauris", erschienen 1790 bei Goeschen in Leipzig, kostet 14 Mk. „Faust" ist in zwei Ausgaben vorhanden. Der erste Druck des „Fragmentes" (ebenfalls 1790 bei Goeschen) ist mit 20 Mk. angesetzt; der erste Druck der vollständigen Ausgabe, der 1808 bei Cotta in Tübingen herauskam, mit 40 Mk. „Egmont", 1788 bei Goeschen erschienen, kostet 12 Mk.; „Clavigo" in der Ausgabe von 1777 dagegen nur 3,50 Mk. — Von den weiteren Schätzen, die unser Katalog birgt, wollen wir nur noch einige kurz anführen. Salomons von Golow (d. h. Logaus) „Deutscher Sinngedichte Drey Tausend" (1654) kostet 42 Mk.; Paul Flemmings „Geistliche und weltliche Poemata (1660) 8 Mk.; Fischarts „Geschichtsklitterung" (1608) 32 Mk.; Vater Gleims „Lieder für das Volk" 6 Mk.; Klopstocks „Messias", 4 Teile in 2 Bänden. Mit 11 Kupfern. Halle 1751—1773. 8 Mk.; Lessings „Nathan der Weise" (erste Ausgabe von 1779) 12 Mk. Auch für Erstausgaben neuerer Dichter werden schon erhebliche Preise gezahlt. Wilh. Raabes „Hungerpastor" (1864) 9 Mk.; Scheffels „Lieder aus dem Engern in Heidelberg", die in späteren Auflagen den Titel „Gaudeamus" erhielten, (1865) 18 Mk.; Freiligraths „Neuere politische und soziale Gedichte", 2 Hefte, 2. Abdruck (1851) 5 Mk.; G. Heseliels „Preußenlieder", 2. und 3. Heft (1848—1849) 3 Mk.; Immermanns „Münchhausen", 3 Bde. (1839) 23 Mk.; Kants „Kritik der reinen Vernunft" (Riga 1781) 35 Mk. — Zum Schluß noch zwei Kuriosa: Beecher-Stowe, Life at the South or Uncle Tom's cabin (Buffalo 1852), die erste Ausgabe des weltbewegenden Romans, 18 Mk.; „Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung", eine Broschüre, derentwegen im Jahre 1806 Napoleon den Verleger Palm erschießen ließ, 100 Mk.

Wilhelm von Kaulbachs Nachlaß, der viele Jahre lang als Kaulbach-Museum in München bekannt war, ist am 27. Oktober durch Rud. Bangel in Frankfurt a. M. zusammen mit desselben Meisters einundzwanzig herrlichen Original-Kreidezeichnungen zu der weltberühmten Goethe-Galerie versteigert worden. Es ist überaus bedauerlich, daß es nicht gelungen ist, diese künstlerischen Schätze vereinigt zu erhalten, besonders deshalb, weil eine verhältnismäßig geringe Summe dafür genügt hätte. Sind doch im ganzen nur 87000 Mk. für die 94 Blätter erzielt worden! Wilhelm von Kaulbach war einer der deutschesten Maler, die unser Vaterland hervorgebracht hat, und er hätte es verdient, daß das Kaulbach-Museum erhalten geblieben wäre. Den höchsten Preis (4100 Mk.) erzielte das unvergleichliche Blatt „Goethe in Frankfurt". Der junge Goethe, der einen roten Damen-Sammetpelz umgehängt hat, läuft Schlittschuh; seine Mutter blickt voll Stolz auf ihn, und die Schwester wirft ihm neckend einen Schneeball nach. „Friederike", eine herrliche Illustration zu dem Sesenheimer Idyll, brachte 2600 Mk.; das „Heidenröschen" wurde mit 2200 Mk. bezahlt, „Dorothea und die Auswanderer" mit 2350 Mk.; „Lotte" brachte 2040 Mk., „Goethe in Weimar" 2100 Mk., „Lili" 1360 Mk., „Mignon" 1050 Mk. Andere schöne Blätter des Cyklus gingen sehr billig fort. „Gretchen vor der Mater Dolorosa" und „Hermann und Dorothea, zusammen den Laubgang hinunterschreitend" wurden nur mit je 800 Mk. bewertet Die Preise sind durchgängig nicht hoch.

Digitized by Google

Hausmusik.

Julius Spengel.

Die Geschichte des Cäcilienvereins in Hamburg bildet eines der wichtigsten Kapitel in der Musikgeschichte der großen Hansestadt: ihrer musikalischen Kultur hat der Cäcilienverein mit dem bedeutungsvollen Aufschwung, den er dem Chorgesang zu geben wußte, die hervorragendsten Dienste geleistet. Stilvolle Aufführungen großer Chorwerke lenkten einen Strom von edelster Musik in das Kunstleben Hamburgs, mit der erhabenen Kunst der alten und den gewaltigen Schöpfungen der neuen Chorlyrik und der modernen Vokalmusik wirkte der Cäcilienverein bahnbrechend und erprobte zugleich an ihnen seine stets wachsende Kraft. Es ist einer der größten unter den Tonmeistern unserer Zeit, einer der tiefsten und gewaltigsten musikalischen Geister, Johannes Brahms, dem der Cäcilienverein die Pfade in Hamburg, seiner Vaterstadt, nicht müde ward zu ebnen, der einzig der planvollen und hingebenden Pflege, die der Cäcilienverein ihm angedeihen ließ, den seiner Bedeutung gebührenden Platz in dem geistigen Leben Hamburgs in der Hauptsache zu danken hat. Alle die großen Leistungen dieses Chorvereins, sein ernstes Streben, seine Erfolge, seine idealen Ziele knüpfen sich in den letzten 25 Jahren an den Namen seines Dirigenten Julius Spengel. Was man zum Ruhm des Cäcilienvereins sagt, sagt man auch zum Ruhm dieses ausgezeichneten Künstlers, dessen Leben so ganz mit Mühe und Arbeit angefüllt ist, daß man es köstlich nennen darf. Spengel, in Hamburg am 12. Juni 1853 geboren, zog es frühzeitig zur Musik hin. In jungen Jahren schon erwarb er sich gründliche Kenntnisse und bedeutende Fertigkeiten in seiner Kunst. Das Theoretische und das Praktische beherrschte seinen Lehrgang in glücklichster Mischung. Auf dem Klavier wurde er bald ein Meister; Theorie und Kontrapunkt, Violine und Orgel wurden ihm lieb und vertraut, und zum jungen Mann herangewachsen, der das ganze Rüstzeug des gebildeten und schlagfertigen Musikers sich dienstbar gemacht hat, sehen wir ihn noch eifrig und mit bestem Erfolg Gesangsstudien treiben. Der verdienstvolle Carl Voigt, der Gründer und erste Leiter des Hamburger Cäcilienvereins, war von seinen Lehrern wohl derjenige, dessen Einfluß auf die künstlerische Persönlichkeit des jungen Musikers am tiefsten ging. So wertvoll auch die Summe des Wissens und Könnens gewesen sein mag, die er auf dem Konservatorium in Köln, die er auf der Hochschule in Berlin sich erwarb, wo u. a. Rudorff, Joachim und Kiel seine Lehrer waren, so fühlte sich der junge Spengel doch am stärksten an den alten Carl Voigt gebunden, der ihm Beweise einer großen Wertschätzung gab, indem er der Leitung des Zwanzigjährigen jene Konzerte anvertraute, die selbst zu dirigieren ihm die Beschwerden des Alters verboten. Es entsprach durchaus den starken Talentproben des jungen Dirigenten, seinen frischen prächtigen Leistungen, als dann der seines Führers beraubte Cäcilienverein — Carl Voigt war 1878 gestorben — Julius Spengel zu seinem Dirigenten wählte. Der Cäcilienverein hat diese Wahl nie zu bereuen gehabt: er gelangte unter seinem neuen Führer zu hoher Blüte und großem Ansehen in dem ganzen musikalischen Deutschland. Spengel selbst bildete sich zu einem Chormeister allerersten Ranges. Sein Schönheitskult, sein feiner Sinn für zarte und weiche Klangwirkungen, für milde Farben, seine Abneigung gegen alles Grelle, gegen die Ausbrüche einer wilden, ungebändigten Kraft gaben seinem Chor gar bald einen besonderen, persönlichen Charakter. Und da Spengel mit der Intensität des Empfindens ein ungewöhnliches Verständnis für tiefe poetische Stimmungen, für alles Feierliche und Erhabene verbindet, so stiegen auch die Leistungen des Vereins nach dieser Seite des musikalischen Ausdrucks hin zu seltner Höhe empor. Eine wie warme und schlichte Natur Spengel bei all seiner Gabe stilistisch groß zu schaffen geblieben ist, das zeigt sich an den Volksliedern, die er dirigiert, und an dem kleinen Genre, den naiven Sätzchen a capella, in denen sein Verein so groß ist. Wie liebenswürdig und anmutig, wie innig und seelenvoll klingt das alles! Die größten Taten Spengels fallen auf das Gebiet der großen Chorkompositionen seines Freundes Johannes Brahms, die er in wundervollen Aufführungen den Hamburgern an das Herz gelegt hat. Für seine schöne Unbefangenheit und für die freudige Sympathie, mit der Spengel jeder



Kgl. Musikdirektor Prof. Julius Spengel.
Nach einer Aufnahme vom Hofphotographen E. Bieber in Berlin.

guten und bedeutsamen Musik gegenübersteht, sprechen die zahlreichen Aufführungen, die er von neuen und modernen Chorwerken veranstaltet hat. Es gibt kaum eine bedeutendere Schöpfung, die Spengel nicht in den Kreis seiner Chorkonzerte aufgenommen hätte. Von Händel und Bach über Berlioz (das große Requiem) zu Richard Strauß: auf dem weiten Marsch durch zwei Jahrhunderte fehlt kein großer, kein interessanter Name! Aber nicht als Dirigent allein wirkt Spengel in Hamburg: als vorzüglicher Pianist, als sinniger Interpret von Werken der Kammermusik, als feinfühliger Begleiter am Klavier, als ausgezeichneter Pädagoge und Lehrer hat sich der treffliche Künstler um das musikalische Hamburg die größten Verdienste erworben. Als Komponist trat Spengel mit größeren Instrumentalwerken, mit Liedern und Chorsätzen hervor, die durch geistvolle Arbeit und durch ihr reines, seelisches Leben fesseln. Erwähnt sei noch, daß der durch persönliche Liebenswürdigkeit und menschliches Wohlwollen ausgezeichnete Mann, nachdem er bereits früher zum Kgl. Musikdirektor ernannt worden war, 1902 durch Verleihung des Kgl. preuß. Professorentitels geehrt wurde.

Das Musikalische im Kuckucksruf.

(Schluß.)

Aber die Natur ist doch mannigfaltiger, als wir uns gewöhnlich träumen lassen. So beobachtete ich endlich auch hier Ausnahmen, welche indes die Regel eher bestätigen als umstoßen. Der eine oder andere Kuckuck, den man immer an denselben Orten wieder hört, ruft einen halben Ton tiefer, beginnt also mit dem Tone es'. Ich beobachtete sowohl die Kleinterz es'c', als auch die große es'ces. An einer Stelle, wo mehrere waldige Täler sich vereinigen, habe ich gelegentlich einmal neben mehreren auf e' gestimmten Vögeln zu gleicher Zeit zwei mit dem Anfangston es' vernommen und dem sonderbaren Wechselgesange aller längere Zeit zugehört. Als ganz vereinzelt auftretende Ausnahmen habe ich je einmal einen Vogel mit dem Anfangston d' und einen anderen mit f' beobachtet. Beide hatten die Kleinterz d'h beziehungsweise f'd. Da es sich in allen diesen Fällen um die nächsten Nachbartöne von e' handelt, so bestätigen sie gewissermaßen die Hauptregel. Auch die Intonation dieser Ausnahmen erwies sich als stimmgabelrein.

Über einen Punkt blieb ich allerdings im Zweifel, über die Frage nämlich, ob nicht ein Vogel, der z. B. an die Kleinterz e'cis' gewöhnt ist, gelegentlich einmal die um einen halben Ton tiefere es'c' zu Gehör bringt, mit anderen Worten, ob ein Kuckuck nicht nur das bestimmte Tonintervall, sondern auch die Tonhöhe festhält. Es wäre ja denkbar, daß er z. B. durch Ermüdung zum Detonieren veranlaßt würde. Dem widerspricht aber die Beobachtung, daß ich die tiefere Stimmung in es vorzugsweise am frühen Morgen wahrgenommen habe, ebenso die einmal gehörte noch tiefere in d, während der vereinzelte Fall der hohen Stimmlage in f gerade in die Abendstunden fiel. Dazu kommt noch, daß man ja eine ganz andere Wirkung allzu maßlosen Rufens beim Kuckuck längst beobachtet hat. In solchen Fällen wird er nämlich schließlich heiser und gibt dann ganz rostig und schartig klingende Tonübungen zum besten, so daß er einem leid tun kann. Daß jeder Vogel streng an der gewohnten Art seines Rufes festhält, lehrt eine Angabe Naumanns, der einen Kuckuck „mit etwas abgeändertem Ruf" zweiunddreißig Sommer hintereinander an derselben Stelle eines Forstes wahrnahm.

Nach meinen Beobachtungen waren es höchstens drei Vögel unter einer kaum noch zu bestimmenden großen Anzahl, welche den Ruf in es hatten, darunter zwei mit kleiner, einer mit großer Terz. Ich habe ihre Stimmen von drei Plätzen ein und desselben großen Waldreviers gehört unter einer fast erdrückenden Mehrzahl von e-Rufern. Der Umstand, daß die letzteren die Regel bilden, bot mir Gelegenheit zu einer Wahrnehmung ganz eigener Art. Ich weiß zwar nicht, auf welche Entfernung man den Kuckucksruf bei ruhiger Luft und Nichtvorhandensein von Hindernissen noch deutlich als solchen erkennbar vernimmt. Die größere oder geringere Stille der Gegend kommt natürlich auch in Betracht. Sicher habe ich den Vogel in einem Abstand von anderthalb oder zwei Kilometern noch sehr gut gehört. Viel schwächere, aber immer noch deutlich unterscheidbare Rufe müssen danach bei offener, freier Lage vielleicht aus der doppelten Entfernung herkommen. Ich habe aber unzählige Male im Walde wie einen leisen Hauch Tonempfindungen gehabt, die eine kleine oder große Terz, in einem Falle eine Quart erkennen ließen, bestehend aus zwei schnell hintereinander folgenden Tönen. Waren das nun weit, weit entfernte Kuckucksrufe? Das Ohr allein hätte hierauf keine sichere Antwort geben können, aber die auf e gestellte Stimmpfeife gab sie mir, wie eine sofort vorgenommene Prüfung zeigte. Ganz ohne Ausnahme war nämlich der erste dieser kurzen, zarten Töne ein zweifelloses, reines e, — und ich war für meine Person überzeugt, es mit dem Ruf unseres Vogels zu tun zu haben.

Ja, er ist ein sonderbarer Kauz, unser guter Kuckuck, nicht nur wegen der vielen Eigenheiten seiner Lebensweise, sondern gewiß nicht zum mindesten auch, weil er bei uns der Einzige ist, der in wirklichen Tönen und musikalisch bestimmbaren Tonintervallen ruft. Die Beobachtung aller dieser Erscheinungen hat für mich viel Reiz gehabt, und ich bedauere fast, daß die schöne Kuckuckszeit vorüber ist. Ich empfehle den Lesern eine Nachprüfung meiner Wahrnehmungen im nächsten Lenz für andere Gegenden. Das Vorwalten der Kleinterz wird wohl überall die Regel sein. Vielleicht ist aber in anderen deutschen Gauen statt des e der Nachbarton es herrschend. Auf jeden Fall aber werden sich die Kuckuckskehlen wohl überall in der genannten eng begrenzten Tonregion bewegen, in der unteren Hälfte der eingestrichenen Oktave. **Dr. Edm. von Freyhold.**

Das spanische Liederbuch Hugo Wolfs.

Als ein völlig anderer tritt uns Wolf in seinem im Jahre 1889—1890 entstandenen „Spanischen Liederbuch nach Heyse und Geibel" entgegen. Zehn geistliche Lieder eröffnen die Sammlung. Aus den Gedichten spricht der vom zarten Marienkultus bis zur furchtbar selbstquälerischen Verehrung der Wunden des Heilands sich steigernde Glaubenseifer des Südländers, jene ungestillte, schmerzliche

Digitized by Google

Sehnsucht nach den Früchten des Erlösungswerkes, die den Gläubigen zur frommen Aussprache zwischen sich und der Mutter des Heilandes oder dem Erlöser treibt. Die beiden ersten Gesänge preisen die Gottesmutter: der erste in hohem, poetischem Überschwang, der zweite in der Sehnsucht einer schmerzzerrissenen, nach Ruhe sehnsüchtigen Seele. Wie hier die Gläubigkeit hart neben der realistischen Schilderung des Leidens einhergeht, das ist einzig und unnachahmlich getroffen. Ein Sang des heiligen Josef folgt; fromme Trösterworte an seine „Königin“ auf dem Weg nach Bethlehem; ein Bild verklärten, naiven Gottvertrauens. Und nun ein wundervoll erfaßtes Tonbild, das den um Palmenwipfel wehenden Wind so herrlich schildert: Mariens Schlummerlied an der Krippe.

Es folgt die Verehrung des heiligen Knaben. Die gläubige Bitte „Führ' mich, Kind, nach Bethlehem“ spricht sich musikalisch in archaistisch einfachem Tonsatz aus, und ähnlich gehalten äußert sich die Verehrung seines göttlichen Blicks. Dann folgt in den letzten Gesängen die Verherrlichung des Erlösungstodes — nicht mit freudigen Accenten, sondern in tief-schmerzlichem Anblick des göttlichen Leidens. Wir stehen im Eindruck der Größe des Schmerzes, und peinigende Reue, bittere Selbstqual löst diesen aus. Wie furchtbar und doch überirdisch spricht das Leid aus der Zwiesprache: „Herr was trägt der Boden hier?“ Und eine milde Verherrlichung der Wundmale aus dem Munde des Erlösers selbst, in den Klängen eines sanft sich lösenden, die Hoffnung leise erkennen lassenden Schmerzes schließt den Cyklus. Eine moderne Passion! Nie wohl ist in engerem Rahmen der Erdenweg Christi und nie herrlicher geschildert worden. Gläubigkeit im Geist der Kirche konnte von den modernen Meistern nur noch Liszt so zum Ton gestalten —, so im Sinne einer individuell sich äußernden Gemütsstimmung konnte es nur Hugo Wolf.

Daß diesem geistlichen Präludium gegenüber die 34 weltlichen Lieder nicht immer eine Steigerung bedeuten können, ist durch den dichterischen Stoff begründet. In den Gesängen liegen viel mehr sachlich nationale Elemente verborgen, als in den Gedichten des „Italienischen Liederbuches“. Darum hat Wolf auch vielfach nationale Rhythmen verwendet, ohne aber, wie etwa Jensen, sich ihretwegen seiner Persönlichkeit zu entschlagen, sondern immer nur als eine die Grundfarbe leise mitbestimmende Nebensächlichkeit. Sie klingen und klirren leise durch das sehnsüchtige: „Sagt ihm, daß er zu mir komme“, wie durch das fein melodiöse: „Mögen alle bösen Zungen“; sie feiern wohl auch einmal ganz selbstherrliche Orgien, wie in dem koketten: „Sagt, seid Ihr es, feiner Herr“ — aber nie werden sie zum Selbstzweck, nie geben sie dem Gesang eine sich vordrängende exotische Färbung. Wo Wolf volkstümliche Töne anschlägt — im spanischen Liederbuch ist gerade nach dieser Hinsicht ganz Herrliches zu finden — da wird ihm die Rhythmik zur Nebensache, die Melodik muß ihm dann dienen, und in ihr birgt sich der Zauber jener leisen Wehmut, die sich so oft im Volkston ausspricht. „Wenn du zu den Blumen gehst“ ist trotz der kunstvollen Verschlingungen des Klaviersatzes eine wahre Kindermelodie, ebenso das liebliche: „Ach im Maien wars“ und — trotz Jensen — das Wanderlied: „Und schläfst du, mein Mädchen“.

(Schluß folgt.)

Kleiner Anzeiger.

Opernalbum. Beliebte Stücke aus modernen Opern für Klavier. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) Der sauber gestochene, in seinem äußeren Aussehen sehr würdig sich präsentierende Band wird allen tüchtigen Klavierspielern hoch willkommen sein: eine Reihe wirkungsvoller und musikalisch bedeutsamster Stücke aus Wagnerschen Werken (Spinnerlied, Brautgang zum Münster aus „Lohengrin“, Isoldes Liebestod), sowie vortrefflich bearbeitete und gut spielbare Tonbilder aus Opern von Reinecke, Holstein, Felix Mottl, d'Albert, Heinrich Zöllner und anderen neuen Bühnenwerken laden zum Genuß ein.

Joh. Seb. Bach. Klavierwerke mit Fingeriatz und Vortragszeichen versehen von Carl Reinecke. Band 9 und 10. Volksausgabe Breitkopf & Härtel in Leipzig. Die Volksausgabe der Bachschen Klavierwerke ist außerordentlich wertvoll: eine Musik von unerschöpflicher Tiefe und herber Schönheit wird hier in fein berechneter Auswahl und in instruktivem Sinn dem Musiker von Beruf und der musikalischen Familie geboten. Die Musik Bachs muß beiden gleich unentbehrlich sein, denn sie ist die mächtige Grundlage unserer ganzen Musikkultur und eine der feinsten Blüten des deutschen Geistes. Die beiden Bände enthalten im ganzen 20 Stücke: Präludien, Phantasien, das Capriccio in E-Dur, drei Menuette, drei Sonaten und zehn Fugen: sie führen mitten in die Welt der Bachschen Klavierkunst hinein und können allen, die sich ernsthaft mit der Musik befassen, die tiefer in den Geist der Kunst eindringen wollen, nicht dringend genug zum Studium und zur Erhebung empfohlen werden.

Jugendbibliothek für Pianoforte zu zwei Händen. Unter diesem Titel erschien bei Breitkopf & Härtel in Leipzig eine sehr verdienstliche Ausgabe älterer und neuerer Klaviermusik, zum Gebrauch beim Unterricht arrangiert und zum Selbststudium eingerichtet. Dem ersten Heft (von Anton Krause) läßt nun C. Kühner ein zweites Heft folgen, das ausschließlich Felix Mendelssohn gewidmet ist und eine Auswahl unter den leichten und mittelschweren Stücken der feinen Klaviermusik dieses Meisters bietet. Wir finden hier sechs kleine Kinderstücke, die venezianischen Gondellieder und mehrere der schönsten von den Liedern ohne Worte.

Redaktionspost.

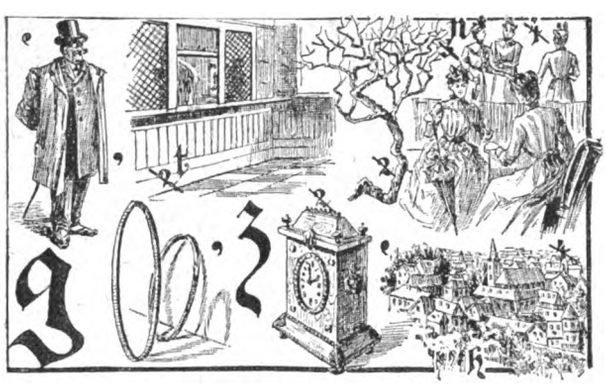
Dr. Eug. P. in Riesa. Wir nennen Ihnen den Verlag von E. W. Fritzsch in Leipzig, Salomonstr. 25. Die Verlagsbedingungen sind natürlich sehr veränderlich; es kommt dabei der Name des Komponisten, seine Bedeutung, die Natur des Werkes, die leichte oder schwere Spielbarkeit u. a. in Betracht.

Betriebsinspektor L. Sch. in Hannover. Ein völlig unparteiisches Buch dieser Art gibt es wohl kaum. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Anschauungen über den Wert und die Bedeutung z. B. der modernen Tonkunst und ihre Vertreter auseinandergehen, daß die Urteile dort schwanken, wo die „historische Distanz“ fehlt. Brauchbare Bücher über Musikgeschichte haben Emil Naumann, Hans Merian und Hugo Riemann geschrieben. Sie werden gut tun, aus diesen Werken gleichzeitig zu schöpfen, eines durch das andere zu ergänzen. Illustriert sind Naumann und Merian. — Carl Maria von Weber ist ganz sicher ein genialer Musiker. Ist auch der Inhalt seiner Opern romantischer Natur, so darf Weber doch als Erfinder, als Meister der Form zu den Klassikern der deutschen Tonkunst gezählt werden.

A. F. in Schmiedefeld. Kommt Zeit, kommt Rat. Vorderhand sind wir reich gesegnet.

In unserer Spielecke.

1. Bilderrätsel.



2. Metamorphosenaufgabe.

G	o	e	t	h	e
*			*	*	
		*	*	*	
*		*		*	
		*	*		*
*	*	*			
U	h	l	a	n	d

Wie gelangt man durch Wortverwandlungen von „Goethe“ über fünf Zwischenstufen zu „Uhland“?

Man bilde jedes neue Wort aus dem vorhergehenden, indem man drei Buchstaben verändert und die drei anderen beibehält. Diejenigen Stellen, an denen eine Buchstabenveränderung eintreten soll, sind durch Sternchen bezeichnet.

3. Anagramm.

Ein Name, der im Alten Testament
Wohl öfter vorkommt als in unsrer Zeit,
Fußlos uns einen Fluß in Deutschland nennt,
Sobald ein Zeichen anders eingereiht.
Und sind die Lettern wieder umgestellt,
Verantwortung auf dem Poeten ruht.
Ob jener Stamm sich findet in der Welt,
Der Liebesglück zahlt mit des Lebens Gut.

M. Sch., Cassel.

4. Arithmetische Aufgabe.

Eine gewisse positive Zahl ist kleiner, ihr Quadrat größer als 1902. Von den beiden Unterschieden ist der erstere um 58 größer als der dreifache letztere.

Welche Zahl ist gemeint?

5. Ergänzungsaufgabe.

Auber Eile Jena Orden Rost

Aus jedem der obigen fünf Wörter läßt sich durch Vorsetzen eines Buchstaben ein neues Wort bilden (i=j). Aus den Anfangsbuchstaben der gegebenen und der gefundenen Wörter (anders geordnet) kann man den Namen eines allgemein beliebten und verehrten Herrschers erhalten.

6. Wechselrätsel.

Einer der Dichter bin ich, beliebt bei den Alten und Jungen.
Dichterin werd' ich sogleich, ändert zwei Laute man um.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 6.

1. Arithmogriph.

B	B	M	J	T	A	G	S	F	N	J	A	S
e	u	u	a	r	r	a	e	o	i	e	n	t
l	u	r	g	i	e	r	v	r	a	r	d	i
g	g	i	e	b	n	d	i	e	g	i	a	e
r	e	l	l	e	d	o	l	l	a	c	n	l
a	r	l	l	r	a	n	l	l	r	h	t	e
d	t	o	o	g	l	e	a	e	a	o	e	r

2. Wechselrätsel.

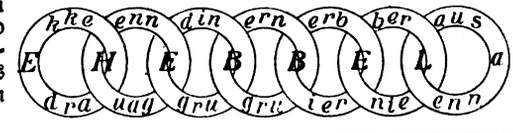
Lauff, Taufe.

3. Akrostichon.

„Victor Hugo.“

Vase Iller Caub Thorn Ohr
Reich Held Ulm Gitter Oder

4. Kettenrätsel.



Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rücksendung **unverlangt** eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutschen** Freimarken beigelegt sind. — Herausgeber: **Th. H. Pantenius** und **Hanns von Zobeltitz**. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin**. Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W. 35, Steglitzerstr. 58, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Anzeigen nur:** An die **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig**, Hospitalstraße 27. — Verlag der **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig**. Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig**.

Digitized by Google

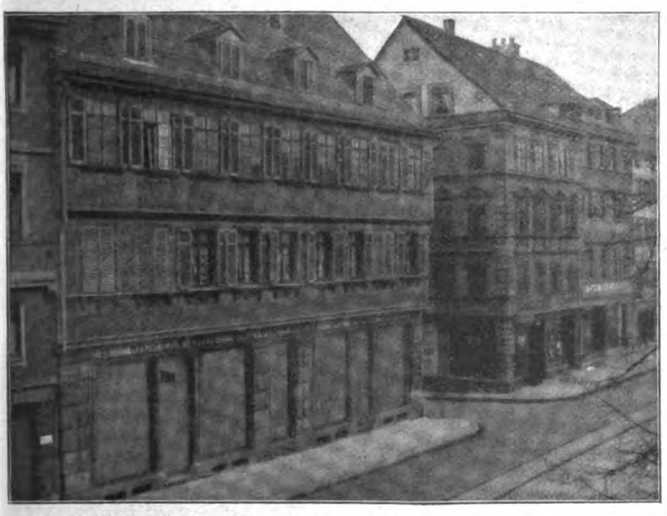
Daheim

Ein deutsches Familienblatt.

39. Jahrgang * vom Oktober 1902 bis dahin 1903. * * * Ausgegeben am 29. November 1902. * Nr. 9.

Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.

Zu Wilhelm Hauff's 100. Geburtstag. Ein Liebling des deutschen Volkes, ein stets willkommener Freund der deutschen Jugend — das ist Wilhelm Hauff geblieben, trotzdem es schon 75 Jahre her ist, daß ihm der Todesengel die nimmermüde Feder aus der Hand gewunden hat. 100 Jahre aber werden es am 29. November, seit er als zweiter Sohn des Regierungssekretärs Hauff in Stuttgart das Licht der Welt erblickte. An dem Geburtshause des Dichters, das jetzt noch in seiner ursprünglichen Gestalt mitten in der nach allen Seiten erweiterten Residenz liegt, werden die zahlreichen Verehrer Hauff's unmittelbar unter dem Fenster des Geburtszimmers (dem mittelsten Fenster des 2. Stocks) an diesem Tag eine Gedenktafel aus Bronze anbringen lassen. Besser und wirksamer als diese Tafel und dauernder als Erz ist aber das Denkmal, das sich der Dichter selbst mit seinen ewigjungen Werken in den Herzen aller errichtet hat. Ist er doch der Verfasser des „Lichtenstein", der „Phantasien im Bremer Ratskeller" und der Erzähler der vielen Märchen, die wohl jeder in seiner Jugend einmal begeistert gelesen hat. Die Flucht der Jahre, der veränderte Zeitgeschmack haben es nicht vermocht, ihrer Wirkung auf die jugendlichen Gemüter Abbruch zu thun. Denn ein Reichtum an Empfindung und Erfindung strömt und rauscht bezaubernd aus allen Zeilen dieser bald phantastischen und romantischen, bald satyrischen oder realistischen Werke, deren der fast noch im Jünglingsalter dahingeraffte Dichter in unermüdlicher Schaffensfreudigkeit in dem karg bemessenen Zeitraum von nur drei kurzen Jahren so viele der Welt geschenkt hat.



W. Hauffs Geburtshaus in Stuttgart.

* * *

Eine „Daheim"-Reminiscenz von 1870/71. Vor einiger Zeit ist in den Zeitungen viel die Rede gewesen von dem „Tambour von Le Bourget", Friedrich Wilhelm Bümsen, der jetzt als Druckereibesitzer in Illen a. Ruhr lebt und den sich der Kaiser durch den Chef des Militärkabinetts, Generalleutnant Grafen von Hülsen-Haeseler, der als junger Leutnant im Alexander-Regiment den Krieg von 1870/71 mitmachte, vorstellen ließ. In Bümsen, dem wackeren und unerschrockenen Streiter, dessen letztes Bildnis heute den Lesern übermittelt sei, begrüßt das „Daheim" einen alten, lieben Bekannten; aus welchem Grunde, das sei nachstehend im Zusammenhang kurz mitgeteilt. Bümsen war während des Krieges Tambour im Alexander-Regiment, und so nahte der blutige 30. Okt. 1870, der Tag der Erstürmung von Le Bourget. Das Regiment ging vor im mörderischsten Geschoßregen; Granate auf Granate schlug ein, das Feuer wurde immer heftiger. Bümsen stand bei der ersten Kompagnie und schritt an der Seite seines Kompagniechefs mit einer Kaltblütigkeit, die wahrhaft heroisch genannt werden darf. Links und rechts, oben und unten sausten die Geschosse, Bümsen aber schritt mit der größten Seelenruhe vorwärts, als ob er auf dem Exerzierplatze wäre. Immer heftiger wird das feindliche Feuer, welches den im Augenblick Wehrlosen entgegenkracht. Das Fell der Trommel platzt. Bümsen dreht die Trommel einfach um und schlägt weiter. Vor-



Wilhelm Hauff.
Nach einem Holzschnitt des Holderschen Gemäldes.



Burg Lichtenstein.

Zum 100. Geburtstage Wilhelm Hauffs.

Digitized by Google



Fr. W. Bümsen, der „Tambour von Le Bourget."

wärts geht es unaufhaltsam. Als einer der Ersten dringt er in das Dorf ein. Sein glänzendes Beispiel übte einen ungemein weitgehenden moralischen Einfluß auf seine Kameraden aus, und feuerte diese zu größter Bravour an, die den Sieg herbeiführte. Das Eiserne Kreuz war der Lohn für die unvergleichliche Tapferkeit und Unerschrockenheit Bümsens. Der Kaiser von Rußland verlieh ihm das St. Georgenkreuz für Soldaten. Das Verhalten des Braven wurde auf eigenartige Weise sogar in Paris bekannt. Das „Daheim" hatte in Nr. 11 d. 7. Jahrg. dem Tapfren ein Bild gewidmet, und gerade diese Nummer fanden die Franzosen bei einem Vorpostengefecht in einem preußischen Tornister. Der „Figaro" hatte ein großes Interesse an aktuellen Nachrichten und Beiträgen und ließ es sich angelegen sein, die bezeichnete Nummer zu erwerben. Noch niemals ist ein Exemplar des „Daheim" so hoch bewertet worden, wie jenes, das eine Abbildung des schlichten Helden von Le Bourget zum Gegenstande hatte; sie wurde nämlich mit 1000 Francs bezahlt, ein Preis der nur dann einigermaßen erklärlich wird, wenn man bedenkt, daß die eingeschlossene Stadt von der Außenwelt fast gänzlich abgeschlossen war und der Mangel an Nachrichten sehr fühlbar wurde. Der „Figaro" ließ eine große Auflage derjenigen Nummer in französischer Sprache verbreiten, in der das „Daheim"-Bild Bümsens die erste Seite schmückte und von den Parisern mit dem größten Interesse entgegengenommen wurde. So vermittelte damals das „Daheim" den Mitlebenden die Bekanntschaft jenes wackeren Mannes, und so sei auch heute, nach 32 Jahren, an dieser Stelle die Reminiscenz aus einer unvergeßlichen großen Zeit aufgefrischt.

* * *

Dr. Sven Hedin. Dr. Sven Hedin, der kühne Erforscher Centralasiens, beabsichtigt demnächst nach Deutschland zu kommen, um in einer Reihe deutscher Städte Vorträge über seine zweite 3jährige Expedition im dunkelsten Innern von Asien zu halten. Von Kaschgar im September 1899 ausgehend, trieb Hedin zunächst durch einen großen Teil Ostturkestans den mächtigen Tarim-Strom entlang bis Jangi-köll und unternahm dann im Winter 1899/1900 eine Durchquerung der Wüste Takla Makan bis Tantra. Weitere Forschungsreisen führten ihn ferner in das Lop-nor-Gebiet, wo er zahlreiche Exkursionen auf den Seen unternahm und dabei einen See von solchem Salzgehalt fand, daß Boot und Ruder ganz weiß wurden. In der Wüste Gobi entdeckte er chinesische Manuskripte, aus denen hervorgeht, daß einst, wahrscheinlich im 3. oder 4. Jahrhundert, eine regelmäßige Postverbindung durch die Wüste bestanden hat. Den interessantesten Teil seiner Reisen bilden die im Innern Tibets. Obwohl er keineswegs unter der besonderen Freundlichkeit der Tibetaner zu leiden hatte, kommt Hedin doch zu dem Schluß, daß die Mitteilungen des englischen Sensationsreisenden Landor über die raffinierte Grausamkeit dieses Volkes zum mindesten stark übertrieben sind. Nach einem Aufenthalt von genau 1042 Tagen kehrte er im Mai 1902 über Kaschgar nach Europa zurück. Diese Reise Hedins, die zum größten Teile durch unbekanntes Gebiet führte,



Dr. Sven Hedin, der Erforscher Central-Asiens.

gewährte eine reiche Ausbeute an verschiedenartigen wissenschaftlichen Beobachtungen. Die rein geographischen Aufzeichnungen umfassen allein 1149 Blätter, die aneinandergereiht 300 m Länge ergeben würden.

* * *

Das Feuerwehr-Denkmal in Berlin. Auf dem Mariannen-Platz in Berlin ist am 17. Nov. ein neuer künstlerischer Stadtschmuck, das Feuerwehr-Denkmal, enthüllt worden, ein Zoll der dankbaren und ehrenvollen Anerkennung der Reichshauptstadt gegen die im Dienst der werkthätigen Nächstenliebe gefallenen braven Feuerwehrleute Berlins.



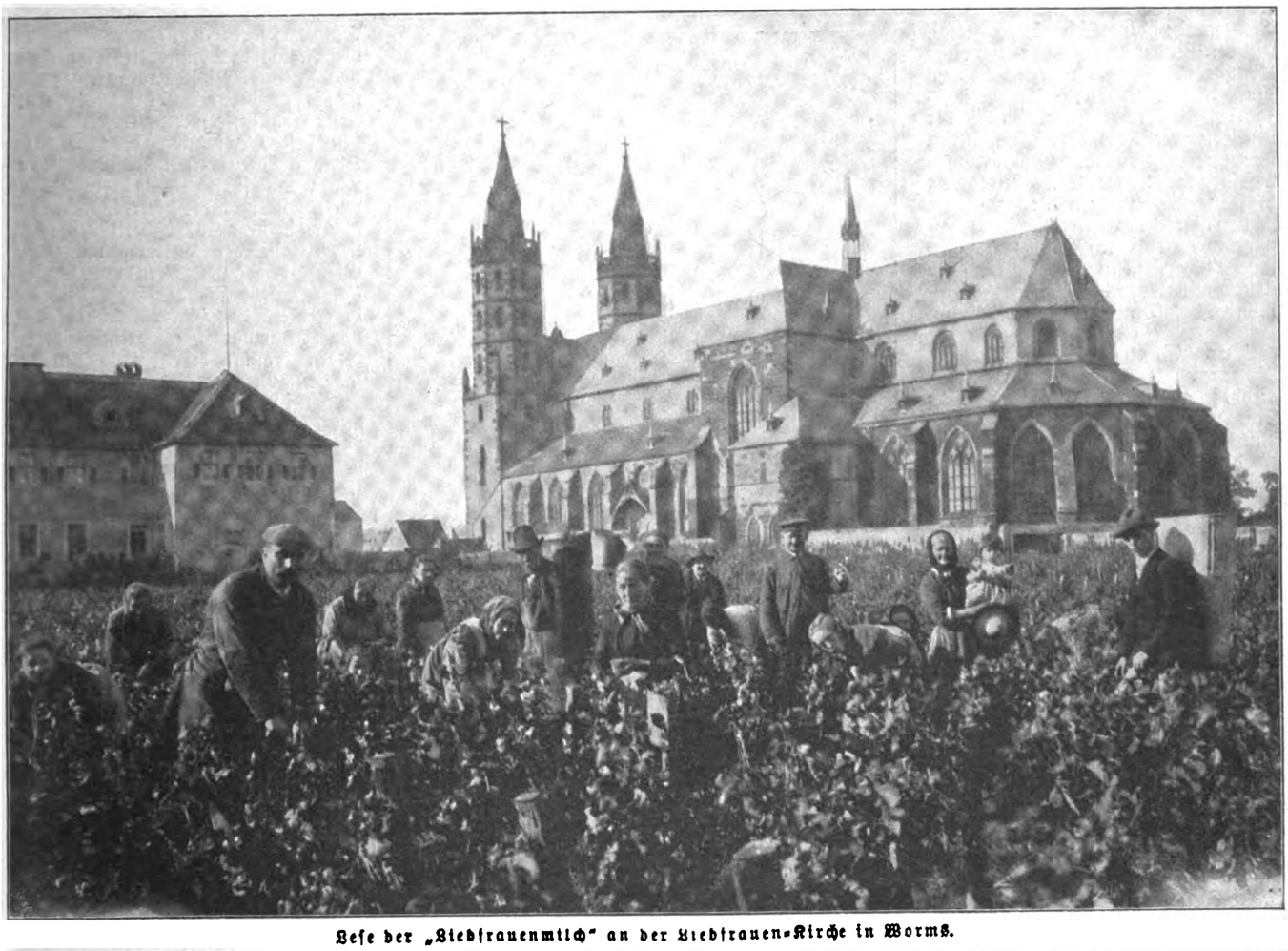
Das Feuerwehrdenkmal in Berlin. Nach einer Aufnahme von Zander & Labisch in Berlin.

Die Marmorarchitektur des eigenartigen Monuments ist von dem rühmlich bekannten, schöpferischen Stadtbaurat Ludwig Hoffmann entworfen und besteht aus einem niedrigen Mittelteil, das von zwei hochaufragenden Ecktürmen abgeschlossen wird. Die bildnerischen Darstellungen, die von Professor August Vogel geschaffen worden sind, verherrlichen die Bekämpfung des Feuers, das als Hydra mit tausend züngelnden Schlangenköpfen dargestellt ist.

* * *

Das Bugenhagendenkmal in Braunschweig. Dem eifrigen Mitarbeiter Luthers am Reformationswerke, dem großen Kanzelredner und kirchlichen Organisator, D. Johann Bugenhagen ist jetzt in Braunschweig, wo er wiederholt längere Zeit geweilt und gewirkt hat, ein Denkmal errichtet worden. Schon bei der Lutherfeier im Jahre

Digitized by Google



Lese der „Liebfrauenmilch“ an der Liebfrauen-Kirche in Worms.



Traubenlese am „Goldberg“ in Oppenheim.

Von der Weinlese am Rhein. Nach Aufnahmen von Chr. Herbst, Hofphotogr. in Worms a. Rh.

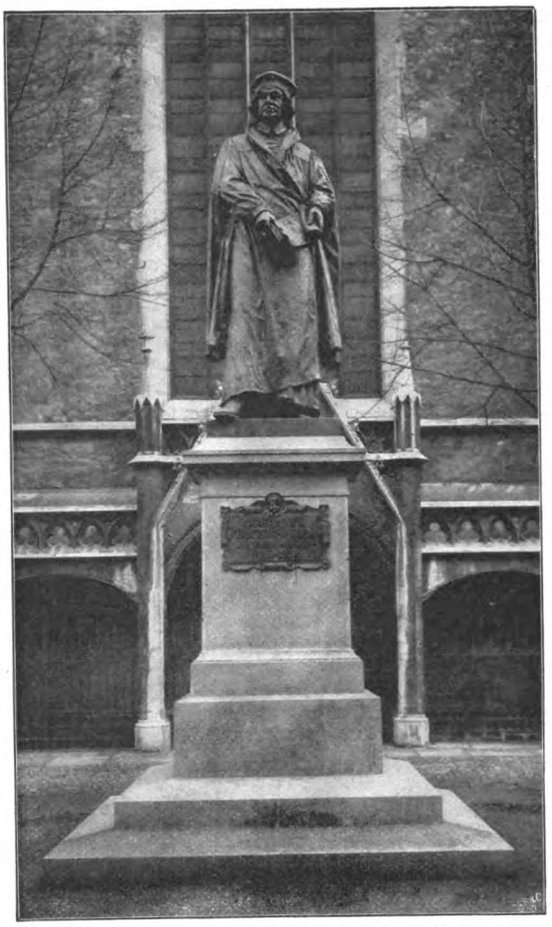
Digitized by Google

1883 wurde der Gedanke angeregt, dem verdienten Reformator vor dem Westportale der Brüderkirche ein Standbild zu errichten. Doch erst 16 Jahre später, nämlich gelegentlich der im September 1899 dort abgehaltenen Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins, konnte die Grundsteinlegung erfolgen. Vor wenigen Wochen ist nun die von Professor Echtermeier in Braunschweig modellierte Statue Bugenhagens's aufgestellt worden und am Reformationstage hat die feierliche Enthüllung des Denkmals stattgefunden.

* * *

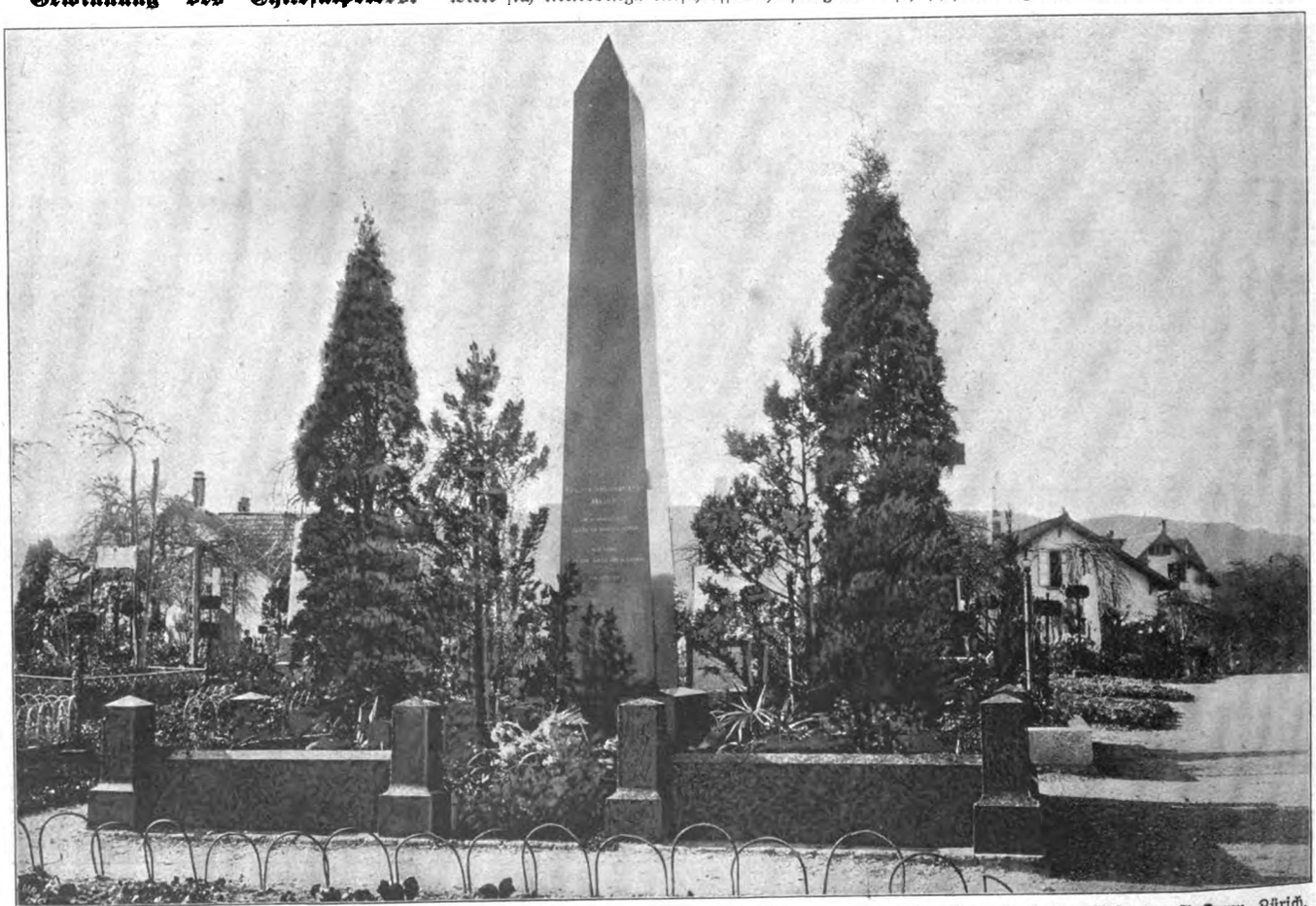
Das Grabdenkmal C. F. Meyers. Auf dem kleinen Dorffriedhof zu Kilchberg am Züricher See, wo er die letzten Jahrzehnte seines Lebens in stillem Frieden und in der Freude erfolgsichern großen Schaffens mit den Seinen gelebt, dessen Glöcklein ihm so oft die Abendfeierstunde eingeläutet hat, ruhen die irdischen Ueberreste Konrad Ferdinand Meyers, und hier hat ihm nun treue Liebe und bewundernde Verehrung ein Monument gesetzt. Mit feinfühligem Sinn und echter Pietät ist, ganz der Eigenart des Sängers von Kilchberg entsprechend, ein Denkmal gewählt worden, schlicht und prunklos, ernst und rein, das aber doch in seinen schlanken, aufstrebenden Formen die monumentale Größe des Genius andeutet, der hier den Todesschlaf hält. Und aus der Ferne winken zu dieser Schlummerstätte hin die ewigen Firnen mit ihrem „großen, stillen Leuchten", das den Dichter so oft emporgehoben hat über alle irdische Unzulänglichkeit und das er sich selbst seinem eigenen Wesen und Schaffen als höchstes Ziel ersehnt hat. Es ist ihm voll beschieden worden!

* * *



Das Bugenhagen-Denkmal in Braunschweig. Nach einer Aufnahme von H. Breuer, Hamburg.

Gewinnung des Chilesalpeters. Nachdem die Organisation der deutschen Landwirte sich neuerdings entschlossen hat, eigene Salpeterfelder in Chile zu erwerben, um dieses wichtige Düngemittel unabhängig von allen Preisschwankungen gleichmäßig zu beziehen, dürfte es unsere Leser wohl interessieren, etwas Näheres über die Gewinnung des Salpeters selbst zu hören. Zwischen dem 18. und 28. Grad südl. Breite, etwa 1000 Meter über dem Meeresspiegel und höher, in dem Küstengürtel des nördlichen Chile, der das lange umstrittene Grenzgebiet gegen Peru und Bolivia bildete, zieht sich am Fuße der Kordillerenkette das Hochplateau der Wüste von Atnimnar hin. Kein Tropfen Regen erquickt hier jemals den mit lockeren Gesteinstrümmern und Thon bedeckten Boden; keine Wolke verdunkelt den ewig blauen, schon vom frühesten Morgen an in heller Glut erstrahlenden Himmel. Kein Vogel, kein Schmetterling belebt den öden Raum, kein Grashalm gedeiht auf dem durstigen Boden. Hie und da streckt nur ein einsamer tamarugo-Baum (eine Mimosenart: prosopis siliquastrum), den die Ader irgend eines versteckten unterirdischen Quellenlaufs befruchten mag, seine blattlosen Zweige gen Himmel, wie wenn er nach Regen flehend, in dieser Stellung erstarrt wäre. Ueberall Steine, Felsblöcke und feines Geröll, wechselvoll in der Farbe, aber abstumpfend in ihrer trostlosen Starrheit. Nur in den Tiefen der unterirdischen Felsspalten rinnt spärliches Wasser als Zeuge dafür, daß auch selbst hier die geheimnisvollen Kräfte der Mutter Erde nur in einen Starrkrampf verfallen, aber nicht gänzlich erstorben sind. In dieser starren, regungslosen Wüste, wo kaum eine Pflanze, kein noch so bedürfnisloses Tier die erforderlichen Lebensbedingungen findet, hat sich trotz alledem der Mensch, dieses anpassungsfähigste aller Geschöpfe, niedergelassen, um die reichen Schätze



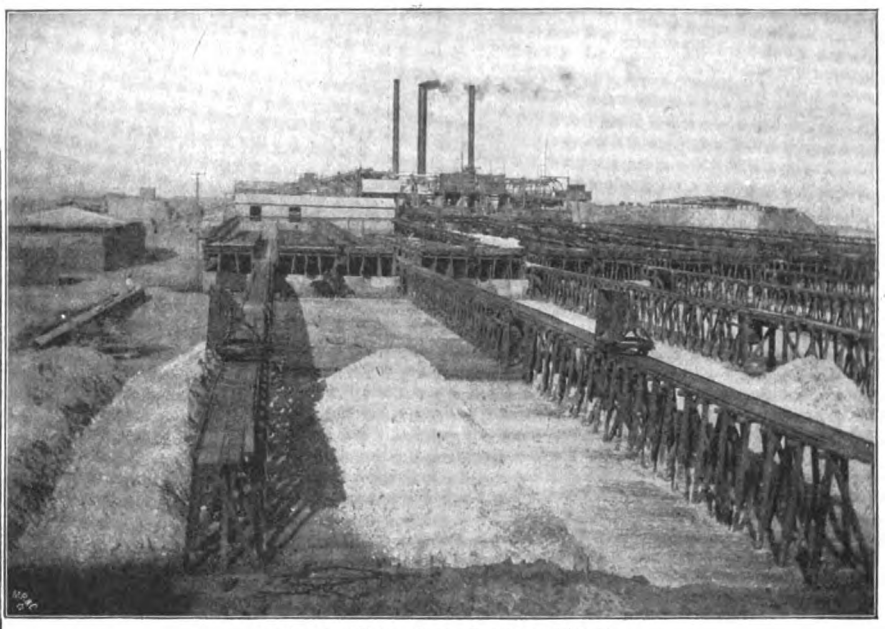
Das Grabdenkmal Konrad Ferdinand Meyers auf dem Dorfkirchhof zu Kilchberg am Züricher See. Nach einer Aufn. von A. Krenn, Zürich.

Digitized by Google

die im Schooße dieses toten Bodens ruhen, zu heben und sich dieselben dienstbar zu machen. Außer vereinzelten Erzlagern, die bearbeitet werden, bilden ausgedehnte Salpeterfelder den Hauptreichtum dieses ganzen weiten Gebiets.

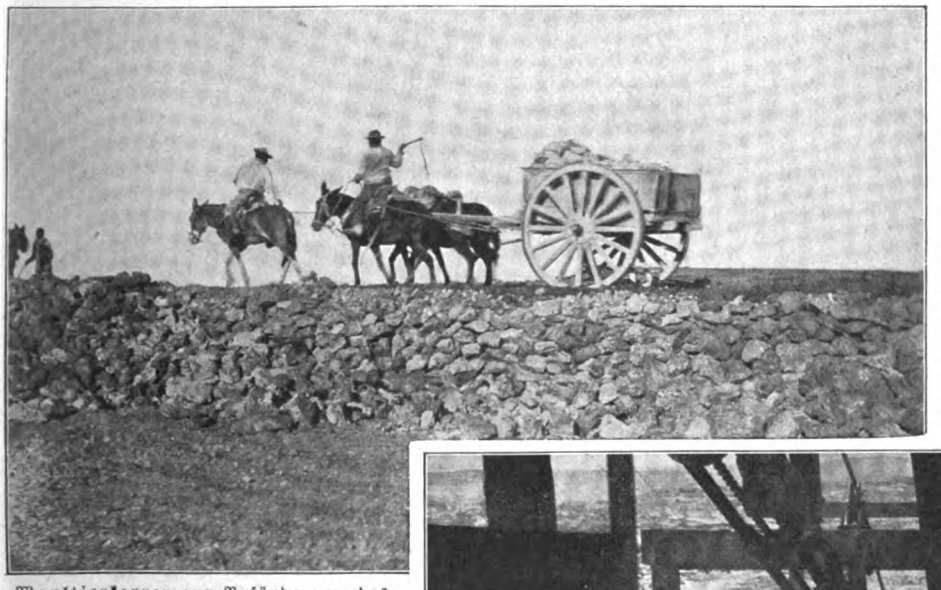


Herstellung eines Bohrlochs.

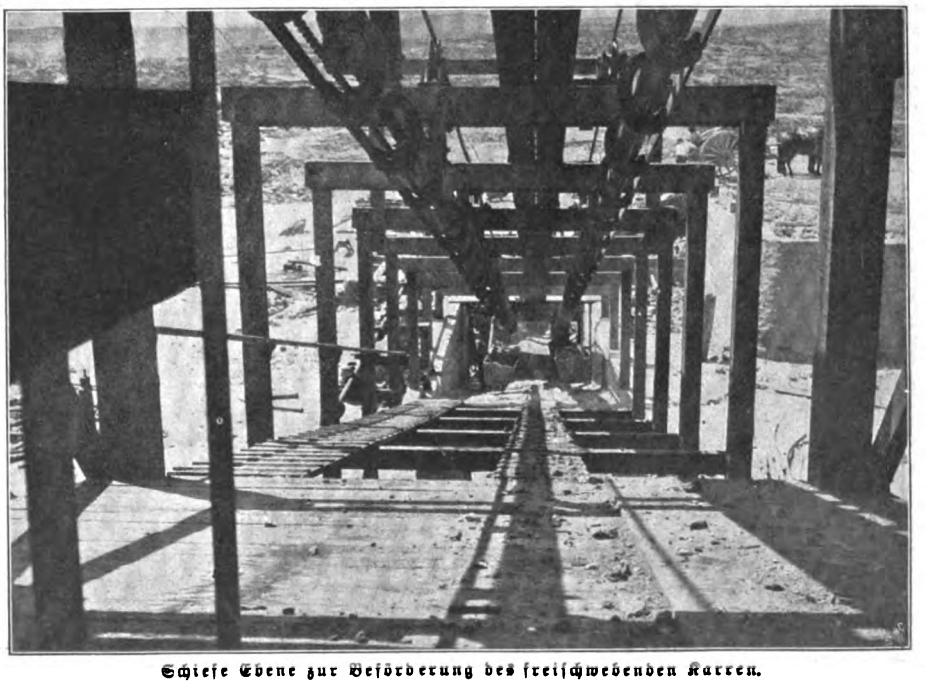


Gesamtansicht einer Salpeterfabrik.

Die Ausdehnung der Salpeterlager ist eine gewaltige. Das Lager von Tarapaca z. B. erstreckt sich allein über 116 000 Hektar. Das rohe Salpetergestein, wie es aus den Lägern gefördert wird, heißt auf spanisch Caliche. Es ist nicht unmittelbar gebrauchsfähig, sondern muß erst von seinen Beimengungen gereinigt werden. Die Gewinnung des Salpeters geht in folgender Weise vor sich: Zunächst wird mit einem Erdbohrer ein 1—3 m tiefes Loch in den Boden gebohrt und dieses wird mit Pulver gesprengt (Bild II). Von den auf diese Weise an die Erdoberfläche geworfenen Blöcken wird das Rohmaterial (der Caliche) abgeschlagen und vermittels zweirädriger, mit Maultieren bespannter Karren (Bild III) an die Zerkleinerungsmaschinen gebracht, wo der Caliche in kleine Stücke gebrochen wird und alsdann in die unter der Brechmaschine an einer Laufschiene hängenden Kipploris fällt. In diesen wird der zerkleinerte Caliche auf einer schiefen Ebene (Bild IV) mittels einer von unten nach oben rotierenden Kette in die Höhe gezogen und am Endpunkte in die darunter befindlichen, mit einem Schutzgitter bedeckten Kochgefäße geschüttet. Diese sind aus starkem Eisenblech verfertigt, und messen in der Regel 30 Fuß in der Länge, 6 in der Breite und 8 in der Höhe. In den Kochgefäßen befinden sich Röhrenschlangen, durch welche Dampf unter sehr hoher Spannung cirkuliert. Dadurch wird das dem Caliche zugesetzte Wasser zum Kochen gebracht und der Salpeter aus dem Gesteine losgelöst. Je nachdem das Auslaugen kürzere oder längere Zeit ausgeführt wird, gewinnt man den als Dungmittel verwandten billigeren Salpeter oder den zu industriellen Zwecken benutzten, bedeutend teuereren chemisch reinen Salpeter. Die so erhaltene konzentrierte Salpeterlauge wird geklärt und in breiten eisernen Rinnen den Kühlgefäßen, großen flachen eisernen Pfannen, zugeführt (Bild V). Innerhalb einiger Tage kristallisiert sich nun der Salpeter in den Kühlgefäßen aus, während das Kochsalz und die anderen Salzbeimischungen in der Mutterlauge noch gelöst bleiben, aus der als Nebenprodukt vielfach das Jod gewonnen wird. Der zurückbleibende feuchte Salpeter wird zusammengeschaufelt und mittels Kipploris nach dem Trockenplatz gebracht (Bilder VI, VII u. VIII). Sobald er einen bestimmten Trockengrad erreicht hat, wird er in Säcke verpackt und mit der Bahn nach dem nächstgelegenen Hafenort zum Weiterversand nach dem Ausland befördert. Die Ausfuhr von Salpeter nach Europa ist von Jahr zu Jahr gewachsen. Der Hauptkonsument ist Deutschland, dessen technisch so hoch entwickelte



Maultierkarren zur Beförderung des Rohmaterials (Caliche).



Schiefe Ebene zur Beförderung des freischwebenden Karren.

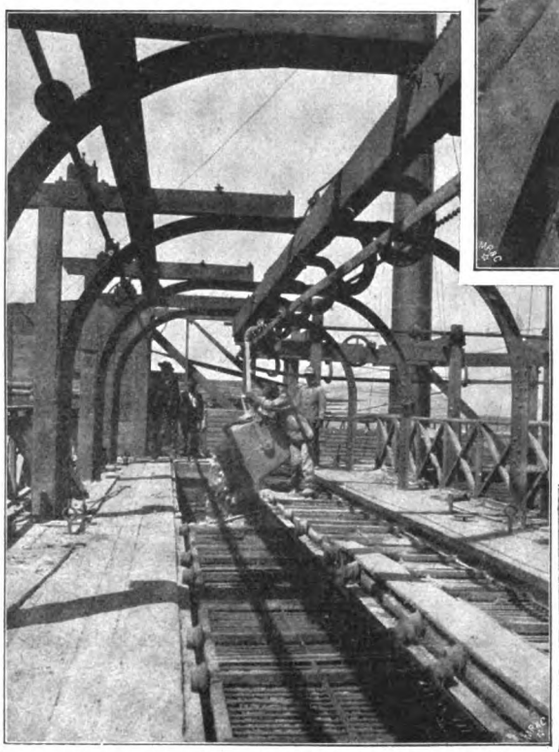
Von der Gewinnung des Chilesalpeters.

Digitized by Google

Landwirtschaft im Jahre 1900 432660 Tonnen Salpeter zu Düngungszwecken verbraucht hat. Einige 70 Fabriken (Bild I stellt die Gesamtansicht einer solchen Fabrik dar) sind heute mit der Gewinnung des Salpeters beschäftigt. Die Zahl der von einer Fabrik angestellten Arbeiter ist verschieden; sie schwankt zwischen 200 und 600, dem entsprechend natürlich auch die Zahl der empleados, der aufsichtsführenden und leitenden Beamten. Die Arbeiter, die sich hauptsächlich aus der chilenischen Bevölkerung rekrutieren, wohnen in kleinen Wellblechhütten. Diese Arbeiterdörfer machen einen ziemlich ärmlichen und schmutzigen Eindruck. Die Dorfstraßen

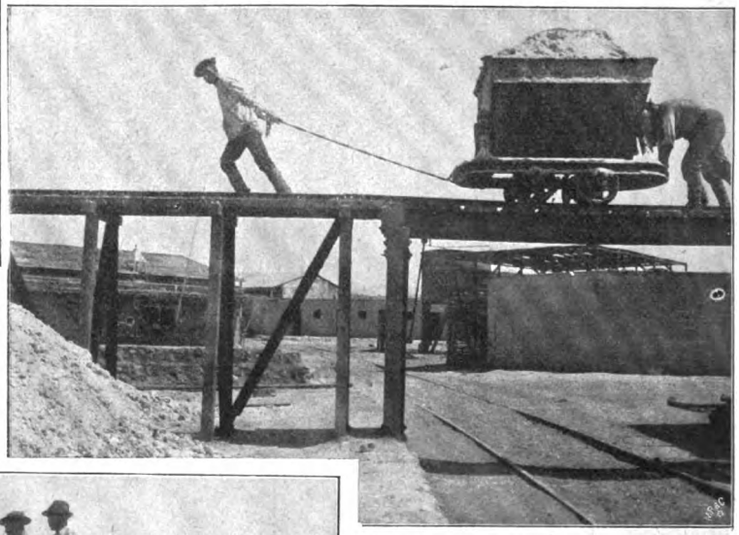


Rinnen zur Leitung der Salpeterlauge in die Kühlgefäße.



Entleerung eines Karrens mit Rohmaterial.

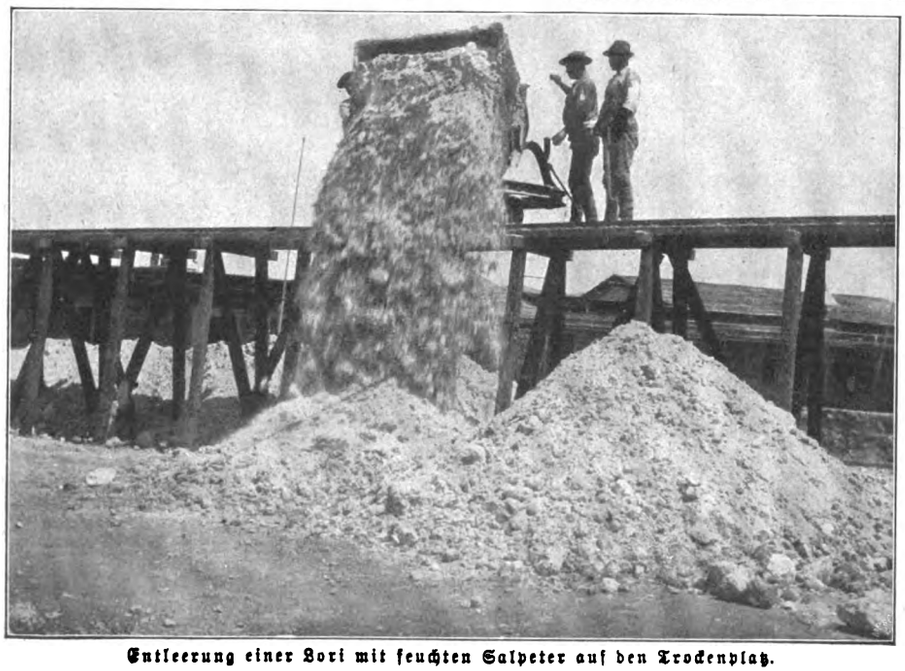
wimmeln von Hunden und verwahrlost aussehenden Kindern. Die sittlichen Zustände sind bei dem niedrigen moralischen und kulturellen Niveau und dem heißblütigen Temperament der Bevölkerung äußerst traurige. Spiel- und Trinkgelage sind an der Tagesordnung und enden nur zu häufig mit ernstlichen Raufereien, bei denen das Messer leider eine große Rolle spielt. — Die Arbeit im Felde, das Sprengen und Abhacken des Gesteins wird im Akkord — per Karren Caliche — bezahlt. Sie dauert gewöhnlich von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Das Beamtenpersonal der einzelnen Fabriken besteht zumeist aus Deutschen und Engländern. Die Beamten wohnen in einem besonderen „Administrationshaus", das mit europäischem Komfort eingerichtet ist. Die



Lori mit auskristallisierten Salpeter.

Einteilung des Tages geschieht meist nach englischem Muster: um 3 Uhr Lunch und um 7 Uhr die Hauptmahlzeit. Das Leben fließt sehr einförmig dahin. Reit- und Schießsport bilden die ausschließlichen Vergnügungen, während es mit der Jagd ziemlich trostlos aussieht wegen Mangel an jagdbarem Getier. Hin und wieder nur bietet ein Aasgeier, der sich in diese Einöden verliert, ein willkommenes Ziel für die Kugel des Jägers. Der Salpetervorrat der chilenischen Salpeterfelder wird auf etwa 60 Millionen Tonnen geschätzt. Ob diese Schätzung richtig, ist schwer zu sagen. Für einige Jahrzehnte reicht das Rohmaterial selbst bei steigender Produktion jedenfalls noch aus. Wenn dann aber die Läger gänzlich erschöpft sind und die Fabriken ihren Betrieb eingestellt haben, wird wohl dieser ganze gewaltige Landstrich eine völlig unbewohnte tote Wüste darstellen.

* * *



Entleerung einer Lori mit feuchten Salpeter auf den Trockenplatz.

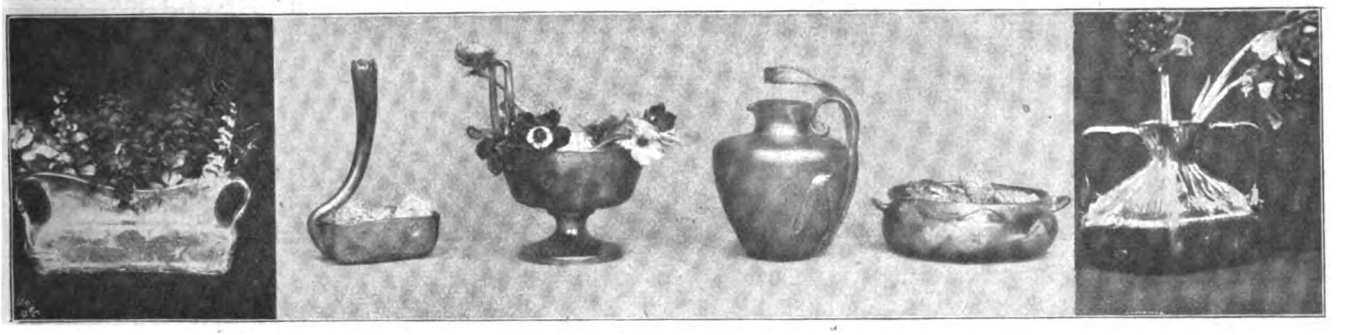
Von der Gewinnung des Chilesalpeters.

Digitized by Google

Frauen-Daheim.

Wie oft ist Glück ein kecker, loser Feind,
Der's leicht und schlimm mit unsrer Seele meint;

Wie oft war Leid ein Freund, der uns vom Rohen
Hinaufgeführt zum Reinen und zum Hohen!



Moderne Gläser, nach Entwürfen von Marie Kirschner in Berlin.

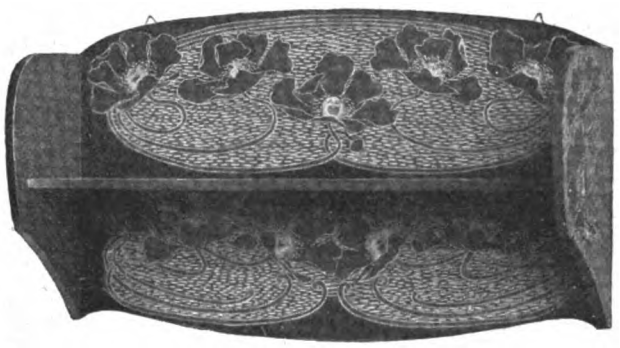
Moderne Gläser.

Wenn wir die Gläser des Altertums, des Mittelalters, der Renaissance und selbst die des XVII. und XVIII. Jahrhunderts mit den traurigen Erzeugnissen der ersten Jahrzehnte des XIX. vergleichen, so tritt der Verfall der Glasbrennerkunst uns als eine so grausame Tatsache entgegen, daß man fast glauben möchte, das spröde Material habe seine Zeit hinter sich und es sei unmöglich, die alte feine Kunst neu zu erwecken.

Und eigentlich ist sie wirklich tot, die alte, feine, zierliche Kunst mit ihrem naiven Raffinement und ihren minutiösen Vollkommenheiten; das herrliche Material ist aber geblieben, und die Verbesserungen und Erleichterungen der Technik machen ganz neue Versuche möglich. Dazu ist in immer breiteren Kreisen ein lebhafter Schönheitssinn erwacht und eine Freude an neuen, frischen Leistungen, die es natürlich machen, daß ganz andere Kräfte sich heute auf diesem Felde tummeln, als bisher. Von Künstlern wie Galli und Rousseau 2c., die selbst Hand anlegen an den Schliff und die Ausführung ihrer herrlichen Vasen, wollen wir hier ganz absehen. Die wunderbaren Erzeugnisse dieser Meister sind meist dem Beutel des gewöhnlichen Sterblichen unerreichbar und bleiben selbständige Kunstwerke wie ein Bild oder eine Arbeit des Meißels. Ebenso sind die entzückenden Gläser des Malers Köpping mit ihrem Formen- und Farbenreichtum, in ihrer übergroßen Zartheit immer Miniaturkunstwerke, die für die Masse der Kaufenden nicht in den Bereich der Möglichkeit kommen. Dagegen haben sich heute eine große Anzahl Künstler der Form und Ausführung unserer ganz gewöhnlichen Gebrauchsartikel angenommen. Bedeutende Architekten wie Kolo Moses in Wien zeichnen heute Tafelservice und Vasen, sitzen auf den Glashütten des Böhmerwaldes, beaufsichtigen die Fabrikation der ersten Stücke, beobachten die eigentümliche Begabung der einzelnen Arbeiter, ziehen Nutzen aus Zufälligkeiten, die zum Ausbau neuer Fährten führen und erreichen auf solche Art Effekte, die ganz unvorhergesehen sind und unerwartete Ausblicke eröffnen. Es gibt kaum eine anregendere Arbeit, als dieses Zusammenwirken des denkenden und erfindenden Künstlers mit dem Ameisenhaufen lebendiger Handlanger, und nirgends ist dieses Zusammenwirken freudiger, schlagender und fördernder als in der Fabrik von Herrn von Spaim in Klostermühle, die unter der alten Firma „Johann Lötz Witwe" weitergeführt wird.

Hier erbt sich das Handwerk vom Vater auf den Sohn seit Jahrhunderten weiter. Es sind unter der Arbeiterschaft noch heute die italienischen Typen kenntlich, wie auch die italienischen Namen weiterleben, die den Zusammenhang mit den alten, unter Kaiser Rudolf II. in Böhmen heimisch gemachten venezianischen Glasbläsern und -Formern verraten. Kaum der Schule entwachsen, hilft der Sohn dem Vater bei der Arbeit, jeder einzelne Mann hat seine Spezialität, und wenn von irgend einem Künstler eine Zeichnung eingesandt wird, deren unbefangene Anforderungen an die moderne Technik ganz besonders schwierige Aufgaben stellen, dann wird wohl dieser oder jener besonders geschickte Mann in das Kontor gerufen und zwischen Herren und Arbeiter die Frage des „Ob" und „Wie" auf das eingehendste erwogen. Und wie oft ist in solchen Fällen der geübte Handwerker der beste Freund und die treueste Stütze des Künstlers! Es ist dieses reizvolle Zusammenwirken von Kapital, Kopf und Hand eigentlich die ideale Lösung der sozialen Frage, aber leider ist diese Lösung in dem malerischen Winkel des Böhmerwaldes, in den sich Klostermühle hineinschmiegt, bis jetzt stecken geblieben und die Welt braust daran vorüber.

Auch eine unserer Berliner Künstlerinnen, Frl. Marie Kirschner, hat ihr Plätzchen in dieser Fabrik für sich erobert und läßt dort allerhand Vasen ausführen, deren Zeichnungen sie entwirft, wie sie auch die Farben des Materials wählt und zusammenstellt. Von Haus aus Blumenmalerin, konstruiert Marie Kirschner ihre Gefäße vor allem anderen im Hinblick auf das Wohlbefinden ihrer blühenden Lieblinge. Diese brauchen reichlich Wasser und häufig eine Stütze für ihre zarten Stiele. Aus dieser Notwendigkeit heraus sind die bauchigen, schmalhalsigen Gläser mit der oben freiliegenden Glasschleife entstanden, in denen zwei bis drei feine Blütenstengel so vorteilhaft zur Geltung kommen und so lang frisch erhalten bleiben. Die großen flachen Schalen sind für kurzstengelige Blüten berechnet, die im Aufblühen Platz brauchen, sich auszubreiten; kannenartige Gefäße mit schrägstehendem Hals und weit vorspringender, schiefliegender Schnauze sind ganz besonders für die kostbaren Orchiszweige konstruiert, deren schwere Blüten oft eine zu große Last für die dünnen Stengel sind und deren Rispen sich in den reichlich Wasser haltenden Gläsern wochenlang frisch erhalten. Als Gebrauchsartikel für den Teetisch oder selbst für die Tafel sind die kleinen eckigen Konfektschalen gedacht, deren geradeaufrecht stehender Henkel eine Vase für eine einzelne Blüte bildet. Alle diese Dinge sind aus einem Bedürfnis heraus konstruiert und nicht ein willkürliches Spiel mit barocken Formen, wie es die moderne Kunst so häufig aufweist. Für praktische und formenschöne Gefäße ist der Bedarf wohl unbegrenzt.



Bortbrett mit Holzgravierarbeit, entworfen und ausgeführt von Frl. E. Heegewaldt in Berlin.



Blumenständer aus mahagonibraunem Holz mit Nagelarbeit. Von der Versandt-Firma Rudolf Naser, Hedelfingen b. Stuttgart.

Kunst im Hause.

Bordbrett mit Holz-Gravierarbeit. Eine hübsche neue Methode zur Verzierung von Holzsachen ist die von jedem Dilettanten leicht zu erlernende Holz-Gravierarbeit. Es lassen sich für diese Arbeiten alle für Brandmalerei aufgezeichneten Gegenstände verwenden; die Linien der Zeichnung werden hier, anstatt mit einem Stift eingebrannt zu



Blumentopfhülle aus grüngebeiztem Holz mit Nagelarbeit. Von der Versandt-Firma Rudolf Naser, Hedelfingen bei Stuttgart.

Digitized by Google

werden, durch das Schnitzen mit dem Zierbohrer ebenso ausdrucksvoll hergestellt. Das Holz, welches mit der Schnitzerei verziert werden soll, muß sauber gehobelt und geschliffen sein, und, bevor die Arbeit beginnt, muß dasselbe mit Hilfe von Schraubzwingen gut an den Arbeitstisch befestigt werden. Die ganze Kunst der Arbeit besteht darin, daß man die Konturen des Musters scharf und gleichmäßig mit dem Zierbohrer eingraviert. Mit der rechten Hand wird das Schnitzeisen fest gefaßt und durch Schieben und Drehen das Schneiden bewirkt. Der Ballen der linken Hand wird vor der rechten auf das Holz und die Finger auf das Eisen aufgelegt, um dem Schnitt, der mit der rechten Hand ausgeführt wird, die sichere Leitung zu geben und ein Ausfahren zu verhüten. Auf diese Weise ist das Bordbrett auf Seite 7 hergestellt, welches eine Zeichnung von großen und ausdrucksvollen Mohnblumen zeigt. Der schuppenartige Grund für die Hinter- und Seitenwände des Bordbrettes ist ebenfalls mit einem größeren Zierbohrer durch kurz auslaufende Einschnitte erzielt. Nach Vollendung der Schnitzerei ist die ganze Fläche zu beizen und der richtige Farbenton auf einem Stückchen Holz auszuprobieren. Man verwendet hierzu am besten die Richterschen Holzbeizen, die man auch für Tiefbrandarbeiten gebraucht. Sie lassen sich leicht verdünnen und behalten auch in hellen Tönen eine schöne Leuchtkraft. Will man einen Gegenstand in denselben Farben tönen, den Grund dunkel, die Muster hell halten, so übergeht man die ganze Fläche mit einem Pinsel oder Schwamm recht schnell, zuerst mit der hellen Farbe. Die Blumen unseres Originals sind in hellrötlichem Zinnober gehalten, der Grund dagegen tief mahagonirot. Die dunkle Farbe für den Fond ist ein- bis zweimal recht schnell mit einem Pinsel aufzutragen, doch erst nach dem Trocknen der ersten Farbe. Dieses Abtönen der Arbeit in nur einer Grundfarbe ist von vornehmster Wirkung, besonders wenn die Arbeit noch schön poliert wird.

E. Hergewaldt, Atelier Hauskunst, Berlin W., Potsdamerstr. 86.

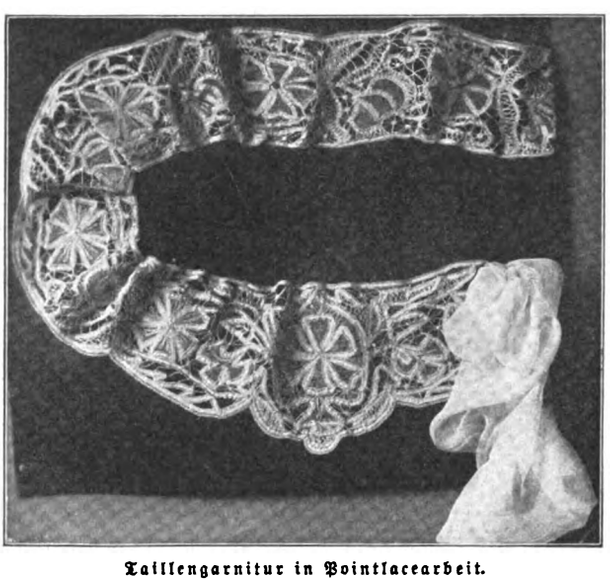
Frauenbüchertisch.

Märchen aus dem alten und neuen Jahrhundert von Hans Heiling, Buchschmuck von F. W. Haller. Verlag von Friedrich Ernst Fehsenfeld in Freiburg i. B. Elegant ausgestattet, fein gebunden Mk. 4.—. Diese Märchen sind von großer Schönheit und tiefinnerlicher Sinnigkeit. Wie ein lachender Flug durch die blaue Luft über alle Kleinheit der Erde weg ist's einem oft, wenn man sie liest. Man liest sich schnell eine große Liebe zu ihnen an. Denn sie sind auch, wie alles Gedankenvolle, traulich und anheimelnd; trotz ihres tiefen Gehaltes sind es echte Kindermärchen, im lieben alten, ungesuchten Kindermärchenton erzählt. Hier liegt hinter dem Märchenhaften oft ein so bezaubernd schöner, wehmütiger, tröstlicher oder heiterer Lebenssinn. In dieser Beziehung steckt das Buch voll großer Feinheiten. Die ruhelosen Menschen auf irgend einem fernen Stern, die fieberhaft das Land der Glückseligkeit suchen, das auf einem anderen Sterne liegt; der Rachsüchtige, der im Zauberspiegel das Bild seines bittersten Todfeindes zu erblicken wünscht und sein eigenes schaut; das harmlose Prinzeßchen, das alles glaubt, was man ihm weismacht, nur nicht, daß sein Großvater und des Schweinehirten Großvater im Himmel auf einer Bank sitzen — das sind so Beispiele dieser Art. Diese Märchen können sich meiner Meinung nach gut in Familien einbürgern; sie müssen zum Erzählen allerliebst sein, da sie voll Spannung und feiner Überraschung stecken, was Jakob Grimm ja zu einer Hauptbedingung des Märchens macht. Zieh hin, liebes Buch! Du wirst dir viele Freunde gewinnen! Ich gehöre dazu. —l.

„Ich bin bei euch alle Tage." Ein christliches Lebensbuch in Bild und Lied. Herausgegeben von Oscar Pank, Pastor an der Lutherkirche zu Leipzig. (Verlag von Jacobi & Zocher, Leipzig.) Mit Originalgedichten von Oberkonsistorialrat D. von Braun in Stuttgart, Carmen Sylva, Stephanie von Goßlar in Düsseldorf, D. Paul Kaiser in Leipzig, Dekan Gotthold Knapp in Württemberg, Superintendent D. Pank in Leipzig, Chr. Friedrich Eppler in Basel, Martin Greif in München, Karl Ernst Knodt in Oberklingen, Superintendent D. Quandt in Wittenberg, Eleonore Fürstin Reuß in Ilsenburg und vielen anderen. Mit Originalillustrationen von A. Zick. Das Werk, das eine reiche Anthologie christlicher Lyrik für alle Lebenszeiten und Lebenslagen enthält, sei warm empfohlen. Es wird weiten Kreisen unserer Leser hochwillkommen sein.

Vorlagenwerke.

Bemerkenswert schöne Vorlagen finden sich in Mappe 4 der Musterblätter für



Taillengarnitur in Pointlacearbeit.

Holzbrand, Verlag von Mey & Widmeyer in München. Da ist z. B. eine Reihe von Kindermöbeln, Bank, Tisch und Stühle, mit Märchenbildern und Tierfiguren in einfacher, schöner Linienführung und mit einem so köstlichen Humor gezeichnet, daß man am liebsten gleich anfangen möchte, die flotten Striche nachzubrennen. Wer die kleine Mühe nicht scheut, sich das Muster lieber selbst auf den Holzgegenstand zu übertragen, als ihn gleich vorgerichtet zu kaufen, wird in diesen Blättern eine Fundgrube von Anregung haben.

Ebenso empfehlenswert sind die neuen farbigen Vorlagen für Brandmalerei, Tiefbrand, Aquarell und Glasmalerei von E. Haberland in Leipzig. Auf Lieferung 98, „Spruchbretter", möchten wir unsere Leserinnen noch besonders aufmerksam machen. Die Sprüche sind nicht nur sehr schön gewählt, auch die Buchstaben sind ganz apart und die Umrahmung in durchaus modernem Stile gehalten. Vorgeschrittenere werden sich an die herrlichen Malereien der Lieferung 99 wagen können. Leuchtende Blütenkränze umgeben ägyptische und italienische Landschaften. Vor mir steht der Isistempel auf Philae, brennendrote Kakteen legen sich um die geborstenen Säulen, ein Stück Poesie im Verfall. A.

Frage.

18) Kann mir jemand sagen, wie ich vorjährigen Gänseschmalz, welcher ranzig geworden ist, verwenden kann, außer zu Seife? A. P.

Auskunft.

Fr. 2. **(Alte Abonnentin in P.)** Unterkleider aus Engadiner Bergkatzenfellen, als Arm-, Brust-, Rücken-, Schulter-, Halswärmer, Lungenschützer, Leibbinden, Unterjacken, Beinkleider ꝛc. sehr wirksam und eine anerkannte Wohltat gegen alle Arten von rheumatischen und gichtischen Leiden und Beschwerden, sowie empfehlenswert für leicht fröstelnde Personen und vorzüglich als Jagd- und Sportkleidungsstücke, sind zu beziehen durch das Sanitätsgeschäft Hausmann A.-G., Basel, Petersgraben 61, Filiale des Schweizerischen Medicinal- und Sanitätsgeschäftes A.-G., Hecht-Apotheke, St. Gallen. Auf schriftliche Bestellung erfolgt postwendend Versand nach allen Orten. Auswahlsendungen wenn gewünscht.

Alte Schweizer Abonnentin.

Fr. 10. **(L. K.)** Das „Kochbuch für Zuckerkranke" von Dr. med. Peters ist im Verlage der Central-Buchhandlung in Wiesbaden, Bärenstr. 4, erschienen.

Fr. 11. **(Emsländerin.)** Auf Ihre Anfrage: „Wie bäckt man ein gutes Roggenbrot" will ich Ihnen gern mit nachfolgendem Rezept dienen. 1½ Metze Roggenmehl, darunter etwas grobes gemischt, wird mit 1½ l kochendem Wasser gebrüht. Nachdem der Teig 3 Stunden gestanden und abgekühlt ist, fügt man Sauerteig bei und läßt ihn nun an einem warmen Ort gut zugedeckt 12 Stunden stehen und gut aufgehen. Dann wird die Masse sorgfältig geknetet und für 5 Pf. Hefe, 5 Pf. Kiemkümmel, 5 Pf. schwarzen Kümmel und ½ Pfd. feiner Zucker mit dem Teig so lange geknetet, bis die Hände vollständig trocken sind. Dann stellt man den Teig wieder, gut zugedeckt, an einen warmen Ort und läßt ihn aufgehen, was wohl in 4 bis 5 Stunden geschehen müßte. Dann formt man ein länaliches Brot und bäckt es in einem recht heißen Ofen.

Abonnentin L. L., Memel.

Frau Julie in A. Eine schöne Sammlung altnordischer Stickereien hat Sara Rasmussen, Direktorin des Stickereigeschäfts „Nora" in Kopenhagen gesammelt (Kopenhagen, Verlag von Andr. Fr. Höst). Die Kanten sind mit lebhaften Farben in Flachstich auf Wolle, Kanevas oder Segeltuch auszuführen, sie sind von prachtvoller Wirkung.

F. E. in Pr. Lassen Sie sich aus der Sammlung: „Frau Garimènes deklamierende Kinder", Heft 12, „Deklamationsaufführungen für Weihnachten" kommen. (Verlag von E. Bloch in Berlin C. 2, Brüderstr. 1.)

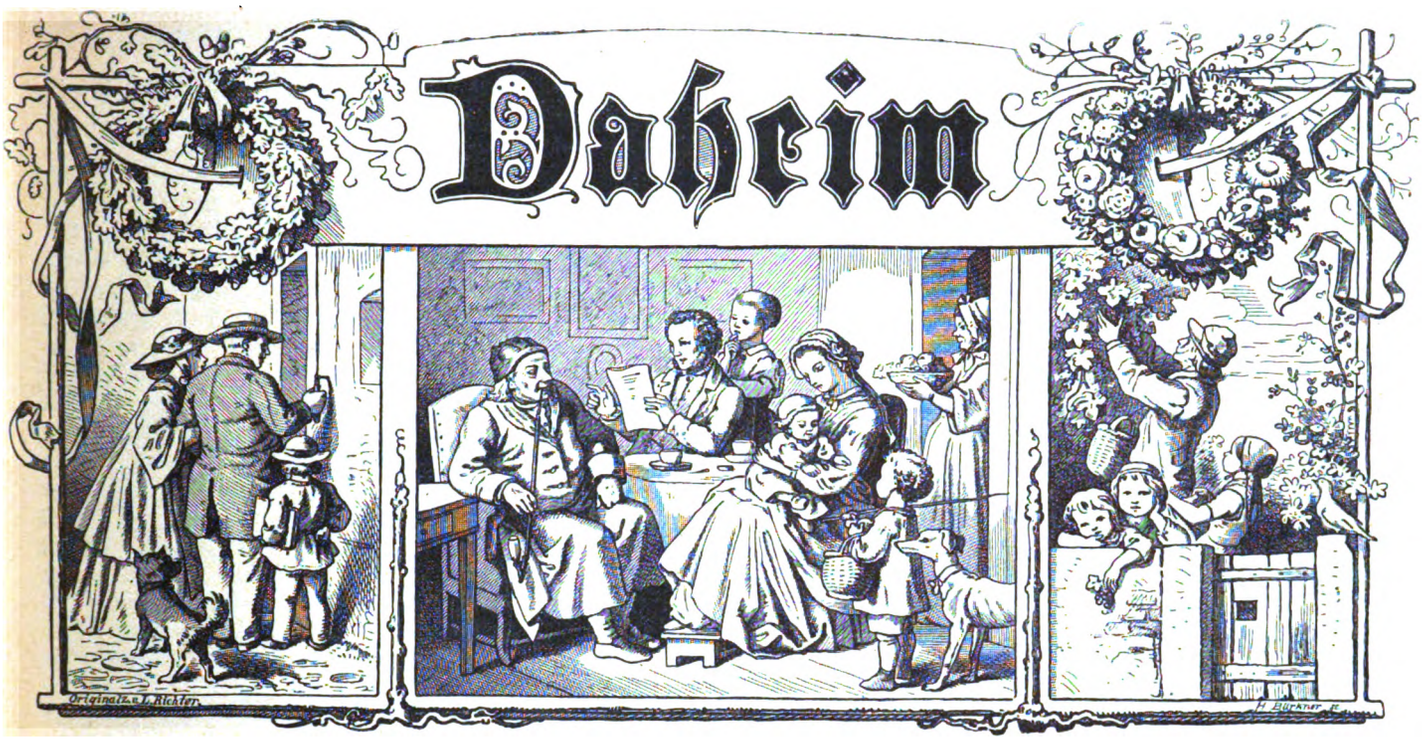
Frau Pastorin Kl. in P. Zur Verteilung in Sonntagsschulen und bei Kinderbescherungen können wir die Sammlung: Blumen und Sterne, Verlag von Enßlin & Laiblin in Reutlingen empfehlen. Der billige Preis der Heftchen ermöglicht Wohltätigkeitsvereinen die Anschaffung, und der hübsche Umschlag mit einem Aquarell von Reiß macht die kleinen Bücher zu wirklichen Festgeschenken. Die uns vorliegenden Erzählungen, Bändchen 1 und 4 der Sammlung, eignen sich für Mädchen von 12 bis 14 Jahren. Die Verfasserin ist Ottilie Schwahn. — Ein kleines Festspiel: „Das Jahr und die zwölf Monate", ein Advents- und Weihnachtsfestspiel von Stadtmissionar Broszeit, gedruckt bei C. Hesse in Berlin, Neue Hochstraße 45, sei Ihnen, d. h. dem betr. christlichen Verein, zur Aufführung empfohlen.

Johanne H. in C. Lassen Sie sich die Prospekte des Lettehauses und des Pestalozzi-Fröbelhauses in Berlin kommen (letzteres W., Barbarossastraße 74; ersteres W., Viktoria-Luise-Platz).

Frau Dr. Else W. in H. Ein zur Aufführung in Frauenvereinen geeignetes sehr interessantes, dramatisch bewegtes Kulturbild bietet E. F. Groth in seiner „Roswitha von Gandersheim", Leipzig, Fr. W. Grunow. Es ist ein wirklich gehaltvolles Werk, in dessen Mittelpunkt jene hochbegabte Nonne steht, deren Geist und Kenntnis des klassischen Altertums wir jetzt noch bewundern. Ihre Kämpfe für das Recht der Durchforschung der heidnischen Schriftsteller, ihre Freuden und Leiden, ihr Verkehr mit der edlen Jugend der Sachsen, werden anschaulich und lebendig geschildert. Es muß bei der Aufführung prächtig wirken! Vom Leipziger Frauenverein wurde das Stück, das nur weibliche Rollen enthält, mit großem Erfolge gegeben. Es sei auch großen Pensionaten ꝛc. empfohlen. Das Aufführungsrecht muß in jedem einzelnen Falle vom Verfasser (Leipzig, Ferdinand Rhodestr. 7) erteilt werden.

Eva Ilse in Dessau. Der Verein für Soziale Hilfsarbeit in Berlin bittet Frauen und junge Mädchen, die über etwas freie Zeit verfügen und bereit sind, in Wohltätigkeitsvereinen und Anstalten ehrenamtliche Hilfe zu leisten, sich den „Mädchen- und Frauen-Gruppen für soziale Hilfsarbeit" zur Verfügung zu stellen. Die Vorsitzende, Fräulein Alice Salomon in Berlin W., Friedrich Wilhelmstraße 7 (Sprechstunde täglich von 3—4 Uhr außer Montag und Donnerstag) vermittelt den Verkehr zwischen freiwilligen Helferinnen, die einen Nachmittag wöchentlich zur Verfügung stellen, und den Anstalten, die Hilfskräfte gebrauchen.

Digitized by Google



Krach.

Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortsetzung.)

Sachen? Ach — ich —“

Lora stand zu den Füßen des alten Herrn. Aber als sie bemerkte, wie er sie schärfer ansah, wandte sie sich halb ab. „Wie geht's denn heut, lieber Onkel?“ fragte sie dabei.

„Ach — ich!“ perorierte er. „Ein alter Mummelgreis, den Du auf dies leidvolle Lager festgeschmiedet hast. Was kommt's auf mich an. Aber nun geh' und bring' mir den infamen Tee, den der Doktor und Du für mich eigens erfunden habt — einfach ein menschenunwürdiges Gebräu —“

Am Nachmittag kam der Geheimrat, um den Kranken zu besuchen. Er brachte Maria von Apelhode mit und ließ sie bei Lora, als er zu dem Grafen hineinging.

Lora hatte dies junge Menschenkind vom ersten Augenblick an interessiert, und sie beobachtete mit sich steigernder Erwartung, wie es sich entwickelte. Äußerlich, fand sie auch heute wieder, war ja die Umwandlung überraschend. Das Mädchen blühte auf wie ein Röslein. Maria wurde gewiß keine Schönheit. Aber nun sich die Wangen etwas zu runden begannen, gewann das Gesicht einen Zug sanfter, reizender Anmut.

Wenn sie nur nicht so unsäglich scheu gewesen wäre! So scheu, daß es ganz unmöglich erschien, einen tieferen Einblick in ihr Inneres zu gewinnen.

Ihre Bewegungen, ihre Haltung waren bei weitem nicht mehr so ungelenk, wie einst; dazu mochte freilich die zwar einfache, aber doch den veränderten Verhältnissen angepaßte Kleidung beitragen. Aber sie sprach so wenig; man mußte ihr jedes Wort fast abbetteln. Und dabei stets der ängstliche Ausdruck der braunen Augen.

Lora hatte sie neben sich auf das Sofa gezogen, hielt ihre Hände, die — so wohlgepflegt sie jetzt waren — immer noch eine bräunliche Färbung zeigten, freundlich umfaßt und suchte sie zum Sprechen zu bringen. Vergebens ... ein schüchternes Ja und ein Nein — dabei blieb es. Und trotzdem ... es war nicht Torheit. Denn das Ja und das Nein kam immer an richtiger Stelle und verriet, bisweilen wenigstens, doch auch eine persönliche Ansicht.

„Freuen Sie sich auf Weihnachten, Maria?“

Sie schüttelte den Kopf ... „Nein ...“

„Aber warum denn nicht, Kind? Sehen Sie ... alle Menschen sind doch gut zu Ihnen —“

„Ja ...“

„Sie haben ganz gewiß Heimweh. Nach der weiten Heide, nach dem Blick über die Schneefläche ...“

„Ja!“ Und dann, nach kurzem Zögern: „Nein ...“

Auch das verstand Lora — beides, das Ja und das Nein. Und sie drückte die Hand Marias noch herzlicher.

„Denken Sie einmal daran, Maria. Der Tannenbaum glänzt, es duftet im ganzen Saal nach Harz und Kerzen. Und sie singen alle ‚Heilige Nacht‘. Sie können das schöne alte Lied doch?“

Sie nickte leise.

„Dann werden Sie auch fröhlich mit den Fröhlichen sein. Nicht immer diese traurigen Augen machen, Maria! So jung, wie Sie sind. Jetzt, wo Sie wieder ein Elternhaus haben —“

Es gereute Lora, kaum daß sie das letzte Wort gesprochen. Denn nun perlte es wirklich in den Rehaugen auf.

Aber das mußte überwunden werden.

„Maria, ich habe ja auch keine Eltern, habe ein wirkliches Elternhaus nie gekannt. Wir teilen das gleiche Los. Aber sind wir nicht glücklich zu preisen, daß uns trotzdem so viel Liebe wurde? Die müssen wir doch auch zu vergelten versuchen — immer! Auch dadurch, daß wir alle, die uns Liebe erwiesen, wieder lieb haben ...“

„Ja ...“

„Wir müssen auch überwinden lernen und uns zurecht finden. Pflichterfüllung aus Dankbarkeit ist eine halbe kalte Sache ...“

„Ja ...“ Maria nickte ein paar Mal schnell hintereinander, und dann sagte sie plötzlich impulsiv: „Ich möchte ja alle, alle recht lieb haben ...“

Es kam so kindlich innig heraus und doch wie in dem schmerzlichen Vorbehalt ... ‚wenn ich es nur könnte.‘ Lora dachte daran, mit einem wehen Gefühl, daß Bernhardine sich so gar nicht mit diesem armen Kinde zu stellen verstand — das war die klaffende Lücke, die sich scheinbar nicht überbrücken ließ. Und sie legte ihren Arm um den Hals des Mädchens und küßte es: „Wir wollen Du zueinander sagen, liebe Maria ... wir beiden Waisen ...“

Digitized by Google

Der Geheimrat war geräuschlos ins Zimmer getreten und hatte gerade noch die letzten Worte gehört. Er stand ganz still, sinnenden Auges, am Türrahmen.

Als sich die beiden lösten — Maria mit glühenden Wangen, Lora, indem sie noch einmal sanft über das Braunhaar des Mädchens strich — trat er näher und sagte bewegt: „Das war mir soeben eine große Freude, Fräulein Lora. Ein liebes Weihnachtsgeschenk, für das ich Ihnen herzlich danke.“ Und dann: „Maria, ich habe mit Fräulein Lora etwas zu besprechen. Geh einmal auf ein paar Minuten zu dem Herrn Grafen hinein.“

Lora erhob sich, während Maria sofort gehorchte.

Er bat: „Bitte, Fräulein Lora. Ich nehme mir auch einen Stuhl, wenn Sie gestatten.“ Aber sie blieb stehen.

Es stieg plötzlich eine große Angst in ihr auf. Nicht zum ersten Male; in den letzten Wochen, seit jenem Mittagessen am Tage von Marias Ankunft, fühlte sie nicht mehr die alte schöne Sicherheit in sich dem Geheimrat gegenüber. Es war ein vorsichtiges Abwägen jedes Wortes über sie gekommen, wenn er mit ihr sprach. Es schmerzte sie selbst, denn sie verehrte ihn so aufrichtig. Aber sie empfand es als die höhere Pflicht, ihm einen tieferen Schmerz zu ersparen. Und manchmal bat sie im Stillen: ‚O mein Gott — nicht das — nicht das —‘

Doch schon seine ersten Worte beruhigten sie.

„Fräulein Lora,“ sagte er. „Ich komme als Hardis Vater zu Ihnen. Mit einer großen Bitte, die das Glück meines Kindes betrifft. Ich bedarf Ihres Rates.“

Sie neigte, wie in ernster Zustimmung, den Kopf.

„Es ist ja gewiß eine sehr ungewöhnliche Bitte, die ich an Sie richten möchte. Vielleicht ist's zum erstenmal, daß ein Vater mit solcher zu der Freundin seiner Tochter kommt,“ fuhr er fort. „Aber ich weiß, daß diese Freundin ein ungewöhnliches Mädchen ist. Bitte, heben Sie nicht die Hand! Es ist so in meinen Augen! Also zunächst: wissen Sie um Hardis Liebe zu Konrad Salester?“

Lora hatte die Frage kommen sehen und sich auf sie gefaßt gemacht. Nun war aber doch ein mädchenhaftes Empfinden der Abwehr in ihr, das das Blut in ihre Wangen trieb. Sie mußte sich überwinden, um ruhig zu antworten: „Ja —“

„Ich ahnte es, und es ist mir eine Beruhigung, daß Sie darum wußten. Nun weiter, Fräulein Lora: Halten Sie Hardi für so reif und ihre Liebe für so tief, daß ich meine Einwilligung geben darf? Ich gestehe Ihnen, daß ich die ernstesten Bedenken habe.“

Diesmal kam die Blutwelle in verstärktem Maße zurück.

Im ersten Augenblick wollte sie rundweg bitten: ‚erlassen Sie mir die Antwort, für die ich wirklich nicht berufen bin.‘ Aber sie fühlte deutlich, daß sie damit Hardi jede Hoffnung abschnitt, daß diese Antwort von dem Manne, der ihr so ernst in die Augen blickte, als Verneinung genommen werden würde.

Und Nein konnte, wollte sie nicht sagen. Lügen jedoch ... das erst recht nicht. Am allerletzten ihm gegenüber, der ihr dies seltsame Vertrauen entgegenbrachte.

„Ich weiß, Fräulein Lora, die Antwort muß Ihnen sehr schwer fallen; weiß, wie peinlich Sie meine Frage berühren muß,“ begann er wieder. „Aber Sie kennen Hardi so gut, wohl besser als ich. Denken Sie auch daran: ich habe keine Frau, mit der ich Rücksprache nehmen könnte. Fräulein von Schotten ... mein Gott, sie ist eine vortreffliche Dame! ... aber seit Hardi erwachsen, Wachs in den Händen meines kleinen Wildfangs. Ganz ehrlich und offen: wären Sie nicht eben Sie, Fräulein Lora, ich würde ja nicht auf den Gedanken gekommen sein. So aber, nun — ich wende mich an Sie, als ob Sie die ältere, die verständigere Schwester Hardis wären —“

„Ich habe Hardi sehr lieb. Wer weiß, ob ich nicht durch meine große Zuneigung ...“

Er schüttelte, sie unterbrechend, den Kopf: „Das sicher nicht. Dazu werden Sie sich der Verantwortung zu sehr bewußt sein.“

Lora hatte Zeit gehabt, während der Geheimrat sprach, sich zu sammeln. Aber seine letzten Worte wurden ihr zur Ursache neuen Überlegens, Prüfens.

Ein paar Minuten standen sie sich schweigend gegenüber, nur durch den Tisch getrennt. Und während sie, mit gesenkten Augen, sann und sann, fühlte sie doch auch den Blick des Geheimrats fest auf sich gerichtet. Immer wieder störte sie dies Empfinden, nur mit äußerster, fast schmerzhafter Kraftanspannung konnte sie ihre Gedanken konzentrieren. Und das mußte sie, denn sie wollte gerecht abwägen.

Endlich hob sie den Kopf und sprach: „Sie müssen mir schon erlauben, Herr Geheimrat, rückhaltslos offen zu sein ... ich betone es, denn meine Ansicht wird wahrscheinlich von der Ihren stark abweichen. Ich habe mir soeben Hardis Wesen zu zergliedern, recht scharf vor mein geistiges Auge zu stellen versucht, und das konnte ich nur, indem ich mich frage, wie wurde sie? Sie sagten, gewiß mit Recht: Sie ist unreif für ihre Jahre. Das dem so ist, ist mindestens zum großen Teil nicht Anlage und nicht eigene Schuld. Hardi entbehrte die führende Hand der Mutter, deren gerade sie besonders bedurft hätte; sie lebte ihr junges Leben ohne jede ernste Aufgabe, ohne ernste Arbeit über die Schuljahre hinaus; sie wurde umsomehr verzogen, von Ihnen, in Ihrer großen Güte, von aller Welt — auch, wenn Sie wollen, ein wenig von mir, weil sie gar so lieb und gut und hübsch war, treuherzig, offen — nun ja, auch so munter und drollig. Und nun erwartet man plötzlich von ihr eine ernste Reife! Herr Geheimrat, ich glaube, daß die ungeheure Mehrzahl der jungen Mädchen unserer Kreise keine größere geistige Reife hat, als sie. Wenige aber werden so viele andere gute Eigenschaften haben.“

Sie schwieg einen Augenblick. In einer unwillkürlichen Bewegung glitt sie mit der Hand über Stirn und Scheitel.

„Es kommt doch wohl ... bei dem Schritt, vor dem sie steht, ... nicht so ausschließlich auf die geistige Reife an, Herr Geheimrat. Die wird wachsen und sich entwickeln, wenn sie an der Seite eines tüchtigen Mannes an ernstere Lebensaufgaben herantritt, denn der Kern ist gut. Worauf es ankommt, das ist: ob ihre Liebe stark und tief genug ist. Ich hoffe es ... ich möchte lieber sagen: ich glaube es. Aber ich weiß es so wenig, wie Sie. Wir können nicht in das kleine, unruhige Herz hineinsehen ... der Vater nicht, die Freundin nicht. Aber die Zeit wird es erkennen lehren. Darum möchte ich für Hardi bitten: geben, gönnen Sie ihr eine Frist vor der Entscheidung, vor der Verlobung. Eine Frist, weit gesteckt genug, daß sie sich selbst prüfen und innerlich sammeln kann, und doch auch nicht so lang, daß in ihr das Hoffen sich in Qual verwandeln müßte.“

Lora hatte warm und herzlich gesprochen. Nun, als sie schwieg, kam doch wieder die mädchenhafte Verlegenheit über sie: was war das doch für eine seltsame Aufgabe, zu einem Mann von Liebe sprechen zu müssen! Fast als ob man einen Teil der eigenen Seele vor ihm enthüllte —

So feinfühlig der Geheimrat war, für dies weibliche Empfinden hatte er wohl kaum das rechte Verständnis. Er folgte, während sie sprach, lediglich ihren Ausführungen. Vielleicht vergaß er im Augenblick auch ganz, daß das schöne Mädchen nicht viel älter war als die eigene Tochter, so unendlich überlegen dünkte sie ihm. Ja, es tat ihm wohl, daß er mit ihr sprechen konnte, wie mit einer gescheiten Frau.

Er blieb auch jetzt sachlich: „Sie empfehlen mir damit eine Probezeit, sozusagen. Das ist eine Art von Kompromiß, Fräulein Lora; Kompromisse haben in meinen Augen immer etwas Bedenkliches.“

„Gewiß. Nur setzt sich fast unser ganzes Leben, wenn man's zergliedert, aus Kompromissen zusammen. Leider vielleicht ... aber es ist nicht anders.“

„Man könnte ein Jahr festsetzen ...“

Nun sprach doch wieder das freundschaftliche Empfinden für Hardi in ihr und — die eigene Jugend.

Digitized by Google

„Ein Jahr ist lang, Herr Geheimrat. Sechs Monate —“ bat sie lebhaft.

Er lächelte. Diesmal hatte er ihren Gedankengang richtig erfaßt. Und er griff nach ihrer Hand — „Ich danke Ihnen von Herzen, Fräulein Lora. Sie sind eine kluge Ratgeberin und dabei die beste Freundin. Hardi muß Ihnen dankbar sein —“ und ehe sie abwehren konnte, hatten seine Lippen ihre Rechte berührt.

Es war ja nicht zum erstenmal, daß er ihr die Hand küßte. Sie hatte das immer hingenommen als eine chevalereske Form, die ihm gut stand. Heut fühlte sie deutlich:

Ganz langsam folgte der Geheimrat.

Lora hatte sich am Kopfende des Lagers aufgestellt, Maria Apelhode gegenüber, die zu Füßen des Oheims saß, auf der äußersten Kante des Sofas, wohin der alte Mann sie wohl durch sein freundliches Zureden genötigt hatte.

Als ob er sie schützen sollte, beugte sich Lora über den Kranken. Aber zugleich fiel ihr auf, wie ernst der Greis aussah, der so gern lachte. Etwas Fremdes, fast Feierliches lag auf dem vielfaltigen Antlitz.

Der Geheimrat schien plötzlich Eile zu haben. Er mahnte Maria zum Aufbruch, nahm ziemlich hastig von Graf



In der Werkstatt. Nach dem Gemälde von A. Eckardt.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

es war mehr als das. Sie schrak leicht zusammen, zog die Hand schnell zurück.

Die Bewegung mochte sehr plötzlich sein, vielleicht verletzend schnell. Denn sie sah, wie sein feines Gesicht sich rötete und daß er die Lippen ein wenig zusammenpreßte. Verletzen hatte sie ihn nicht wollen, dazu war er ihr zu wert. Aber die Angst, die vorhin in ihr gewesen war, als er eintrat, glomm wieder übermächtig auf. So daß sie hastig sagte: „Wir wollen nun aber Onkel nicht mehr allein lassen —“

„Das Kind ist ja bei ihm —“

Sie hörte es nicht, hastete an ihm vorbei, öffnete die Tür und atmete erst auf, als sie am Sofa des Greises stand.

Wellried Abschied — hastig, und doch mit einer, so schien es, ganz besonderen Herzlichkeit.

Und dann wollte er sich noch einmal über Loras Hand beugen. Aber diesmal kam sie ihm zuvor und bat leise: „Bitte — nein!“ — — —

Nun waren sie gegangen.

Lora stand in ihrem Zimmer am Fenster, die Stirn gegen die kühle Scheibe gelehnt. Das Herz war ihr schwer.

Sie wußte genau, in wenigen Minuten würde der Onkel sie zu sprechen begehren. Sie wußte, was er ihr sagen würde. Und sie ängstigte sich vor dieser Aussprache. Zwei Menschen, die sie so hoch schätzte, die ihr so lieb und wert waren, solchen Schmerz bereiten müssen!

Digitized by Google

Immer wieder fragte sie sich: ‚Hast Du irgendwie in diesem guten, in diesem vortrefflichen Mann Hoffnungen erweckt, die Du nie anregen durftest? Was hast Du versehen? Und wie machst Du's wieder gut?'

Es war eine folternde Pein.

Hinauslaufen hätte sie mögen in den kalten Wintertag, durch die öden Straßen, weit weg, flüchten —

Dann rief der Greis.

„Lora .. komm doch einmal her ... ich muß etwas mit Dir besprechen ..."

Und, als sie mit ihren müden Schritten hinübergegangen war — müde, als schleppe sie einen schweren Ballast mit sich —: „Nimm Dir einen Stuhl .. setz' Dich zu mir .. hier, bitte .. hier ...."

Sie wagte kaum, ihn anzusehen, dies gütige Greisenantlitz, aus dem sonst immer eine sonnige Heiterkeit leuchtete, die aller Erdensorgen zu spotten schien, und das heut so ernst ausschaute, so fragend und forschend.

Mit gesenktem Haupt saß sie neben ihm, die Hand am Holz der Tischplatte, als böte die ihr Halt und Stütze.

Er legte seine Rechte mit weichem zärtlichen Druck, in dem solch eine stumme und so eindringliche Bitte lag, auf ihren Arm: „Lora .. glaubst Du, daß ich Dich sehr lieb habe und immer nur Dein Glück will?" fragte er.

„Ja, Onkel — bei Gott, ich weiß es." Es kam ihr aus tiefstem Herzen, und es wurde ihr doch sehr schwer.

Auch ihm mußte die Fortsetzung schwer fallen — ihm, der so gern das Leben leicht nahm. Er suchte nach Worten, nach einem Anfang.

„Lora," sagte er endlich, „Du hast Deine Eltern kaum gekannt, ich habe immer versucht, sie Dir zu ersetzen, so weit das in meinen — ach so schwachen — Kräften stand. Und Du bist mir ein so liebes, gutes Kind gewesen. Nun mußt Du auch jetzt Vertrauen zu mir haben und mir antworten, als ob Du vor Deinem Vater ständest ... Ist Dein Herz noch frei, Lora?"

Ihr war, als schnüre ihr eine unsichtbare Hand den Hals zu. Die alten Möbelstücke des Zimmers tanzten vor ihr, und die Lichtreflexe des Sonnenlichts auf der glänzend polierten, rotbraunen Tischplatte stachen ihr plötzlich so in die Augen, daß sie wie unter körperlichem Schmerz die Lider schloß.

Sie hatte eine andere Frage erwartet. Aber was sollte sie nun sagen? Was sollte sie sagen? Denn dies war ja nur eine Einleitung —

Der Greis neben ihr wartete eine Weile ganz still. Dann sprach er leise — und sie empfand seine zärtliche Stimme nun doch wie eine Wohltat —: „Liebe Lora, ich will Dich nicht drängen. Bewahr' mich Gott davor. Aber ich möchte Dir doch gern zur Klarheit verhelfen. Sieh' einmal, Du bist in vieler Beziehung anders, als andere Mädchen Deines Alters. Es mag zum Teil davon kommen, daß Du so viel um mich alten Mann warst, manche Sorge schon früh mit mir geteilt .... sie mir redlich mit tragen geholfen hast. Aber in der Hauptsache ist es doch Anlage. Du bist eigentlich immer ein innerlich merkwürdig ausgeglichener Mensch gewesen, hast Dich in gewisser Beziehung ja auch selbst erzogen. Erst in letzter Zeit, so schien es mir, ist eine kleine Veränderung in Dir vorgegangen. Ich habe bemerkt, oder ich glaube doch bemerkt zu haben, daß Deine Ruhe nicht mehr ganz Natur ist, Deine Selbstsicherheit bisweilen erzwungen. Ist es nicht so, Lora?"

Sie nickte stumm.

„Ich bin ein sehr alter Mann. Aber ich habe mir, denk' ich, doch ein Verständnis für die Jugend bewahrt. Zumal, das hoffe ich von Herzen, für Dich, liebe Lora. Ich bin in Sorge um Dich — heut aus ganz besonderem Anlaß. Drum mußte ich Dich fragen —"

Da schlug sie endlich die Augen auf, sah ihn mit einem verzweifelten Ausdruck an und sagte weh: „Ich weiß es ja nicht. Ich kann Dir nicht antworten."

„Mein armes Kind —"

Wieder saß sie stumm neben ihm und sann und sann.

‚Ich weiß es nicht' .. Hatte sie die Wahrheit gesagt, die volle Wahrheit?

Oder war das doch Liebe, die sie in sich fühlte?

Liebe ...

Der flotte Korpsstudent tauchte wieder vor ihren Augen auf, mit dem weißen Stürmer auf dem dunklen Haar, dem grün-weißen Sachsenbande über der Brust, der lustige, tolle Willy ..

Ein Kind war sie damals gewesen, ein Backfisch mit einem kleinen dummen Herzen voll unklarer Sehnsucht ...

Das war vorüber und vergessen, ohne alle Schmerzen. Nun war er wieder in ihr Leben getreten. Er hatte sie nicht einmal erkannt bei der ersten Begegnung. Ein klein wenig hatte das geschmerzt. Dann ... ja dann? Dann war die übermütige, aufdringliche Französin der kleinen Herta einmal am Schluß der Stunde ins Schulzimmer gehuscht und hatte von dem jungen reichen Herrn geschwatzt, der ‚der Gnädigsten' jetzt zu Füßen liege. Dummes Gewäsch — und doch hatte es weh getan. War das schon Liebe?

Ein paarmal war sie in seinem Vaterhause mit ihm zusammengetroffen, sie hatten miteinander gesprochen, geplaudert. Einen ernsteren Ton schlug er nie an. Und wenn sie bisweilen gemeint hatte, daß in seinen Augen ein Aufleuchten sei ... das war wohl Einbildung gewesen. Aber auch wenn das nicht: sie wußte ohne jede Eitelkeit, daß sie schön war und daß ihre Schönheit viel bewundert wurde. Von der Bewunderung bis zur Liebe — welch weiter Weg. Daß er mehr für sie empfinde, hatte er ihr nie gezeigt.

Er lag wohl auch in festen Banden — hatte nicht Hardi noch gestern geschwatzt, das Bild von Frau Baldin stünde auf seinem Schreibtisch —

Mit dieser Frau um einen Mann kämpfen? Nie — nie —

Oder aber: liebtest Du ihn wirklich, dann würdest Du kämpfen!

Du liebst ihn gar nicht. Es ist nichts als ein flüchtiges Interesse. Es ist das unbewußte Fortspinnen der kleinen Jugendeselei — Deiner so ganz unwert — so kindisch — so töricht —

Immer bist Du stolz gewesen. Deine Armut hast Du mit Stolz getragen, und jetzt warst Du auf dem besten Wege, das Eigenste in Dir fortzuwerfen, ohne daß es begehrt wurde — — —

Der alte Herr fühlte wohl, wie die junge Mädchenseele neben ihm kämpfte. Seine Gedanken und Vermutungen freilich liefen auf ganz falscher Fährte. An Eugen Prall dachte er und lächelte dabei in stiller Ironie vor sich hin.

Einer großen Leidenschaft hielt er seine kühle Lora überhaupt kaum für fähig. Einer auf Mitleid aufgebauten Neigung — das war schon möglich. Aber das ging vorüber. Nicht ohne Leid natürlich — eingebildetem oder wirklichem — aber ohne Narben. Derartige Wunden schließen sich ganz glatt. Man brauchte nur etwas Balsam darauf zu streichen, und an der linden Hand sollte es nicht fehlen. Schließlich: solche Schmerzen gehören nun auch einmal zum Menschenleben. Wenn dann Jahre vergangen sind, erinnert man sich ihrer mit einer leisen, heimlichen Lust, möchte sie nicht ganz auslöschen im Gedächtnis ....

Lora war sehr reif für ihr Alter — gewiß! Aber ein junges Mädchen bleibt doch ein junges Mädchen. Und weil sie so reif und so verständig war, hatte diese Sache gewiß nicht allzuviel auf sich, wurde sicher leicht überwunden ....

So wunderte er sich gar nicht, als Lora plötzlich nach seiner Hand griff, sie stark drückte und impulsiv sagte: „Onkel Bruno .. ich .. kann Dir antworten. Ich ... es war ein Traum, eine Phantasterei. Du kannst ruhig sein. Ich bin frei .. ganz frei .."

Er wunderte sich nicht. Er drückte ihre Hand wieder, meinte zwar: „Lora, es drängt Dich niemand. Laß Dir Zeit —", doch er setzte hinzu: „Hast Du wirklich erkannt,

Digitized by Google



Mädchenbildnis. Von Jean Baptiste Greuze.

(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Digitized by Google

Digitized by Google

daß es nur ein jeu de cœur war, so wirf es hinter Dich, Lora. Nicht in dem Sinn, daß Du's verachten sollst. Warum das? Auch Irrtümer tragen zu des Lebens Schmuck bei. Nur wissen mußt Du, ob Du ganz frei bist."

„Ganz frei!" Sie sprach es mit freierer Stimme, gleich als ob sie eine Last von ihrer Seele abgewälzt habe. Die feinen Falten auf ihrer Stirn aber sah er nicht.

Er überlegte. Alles, was er gesagt hatte, war ja nur eine Vorfrage gewesen. Sollte er weiter sprechen. Es war ein großes Mitleid in ihm: hieß das dem lieben Kinde nicht zu viel zumuten? Und doch: war's nicht richtiger, klüger, alles zu sagen? Gerade jetzt ...

Und sie dachte wieder: könntest Du doch fliehen, flüchten. Denn nun — nun wird er ja erst recht weiter fragen.

Steh' auf! Lauf' hinaus, fort ins Gewühl der Menschen oder über das einsame Schneefeld. — Aber was war damit gewonnen? Ein Aufschub, eine elende Gnadenfrist —

Und Klarheit muß schließlich doch werden. Auch ihm schulde ich Klarheit —

Plötzlich faßte der Onkel wieder nach ihrem Arm und begann hastig: „Liebe Lora, Du bist ein so verständiges Mädchen. Man kann wirklich mit Dir vernünftig reden. Sieh' — ich bin ja ein alter Bruder Leichtfuß. Aber bisweilen überkommt mich doch die Sorge. Nicht um mich. So lang ich lebe, geht's schon. Aber wenn ich einmal die Augen zutue —" Er spürte eine heftige Bewegung der Abwehr. „Still, Lora! Sprich mir nicht von Deinem Beruf. Das ist im besten Falle eine Zubuße. Ich gebe Dir zu, eine höchst achtungswerte. Der Gedanke aber, daß Du einmal ganz — und so ein ganzes langes Leben hindurch — auf dies Stundengeben angewiesen sein solltest, Lora, der Gedanke könnte mich zur Verzweiflung bringen. Bitte, laß mich ausreden. Sieh', die Frage, die ich Dir vorhin vorlegte, die wurde mir heute von anderer Seite gestellt, von sehr schätzenswerter Seite."

Da war es, was sie gefürchtet hatte! Vor dem sie hätte flüchten mögen —

Es war unabwendbar: sie mußte Rede und Antwort stehen. Und doch hob sie die Hände und rief in ihrer Seelenangst: „Onkel Bruno ... lieber Onkel Bruno! Sprich nicht weiter! Ich flehe Dich an!"

„Mein Kind, ich muß weitersprechen. Tät' ich's jetzt nicht, dann müßte ich es morgen tun. In dieser Weise, mit einem Aufschrei, läßt sich solch eine Angelegenheit nicht erledigen. Ich sehe, Du weißt, was ich meine. Nun also: Der Geheimrat hat mich nur gefragt, ob ich glaube, daß Dein Herz noch frei sei? Nicht mehr. Aber diese Frage in Verbindung mit seinem ganzen Benehmen Dir gegenüber kann nur die Einleitung zu weiterem gewesen sein. Und weil ich's so ansehe, wollte ich Dir rechtzeitig Gelegenheit geben, Dich zu prüfen. Ich werde mich jedes, aber auch jedes Versuchs, Dich zu beeinflussen, enthalten. Du mußt — nach allen Richtungen hin — selbst entscheiden. Denn Du entscheidest über Dein eigenes Geschick."

Er schöpfte tief Atem. Das Sprechen war ihm schwer geworden. Nur mit einem Seitenblick streifte er erwartungsvoll ihr Gesicht. Es war wie versteint. Als ob sich der Ausdruck eines großen Schmerzes für immer in die schönen Züge geprägt hätte.

Sie saß regungslos, den Kopf ein wenig zurückgelehnt, wie in tiefem Denken, die Augen zur Zimmerdecke gerichtet.

Es war doch merkwürdig, wie sie's aufnahm. Er hatte durchaus nicht auf ein hastiges Zugreifen gerechnet, ebensowenig wie auf ein schnelles Ablehnen — jedenfalls aber auf eine ruhige, ernste Auseinandersetzung, auf ein Abwägen nach allen Seiten hin. Es war ja freilich ein Entschluß —

Seine verständige Lora —

Und nun dies Schmerzensantlitz. Was rang nur noch in ihr?

Es war sehr still im Zimmer. Die alte Holländerin tickte melancholisch. Der letzte Sonnenstrahl kroch langsam von der rotbraunen Mahagoniplatte des Tisches.

Mit einemmale schrie Lora auf: „Nie — niemals!", sprang jäh empor, schlug die Hände gegen die Schläfen. Und sie warf sich neben ihm auf den Boden, umklammerte ihn: „Ich kann nicht ... nie ... niemals!"

Ueber sein Greisengesicht zuckte es weh. Er begrub eine Hoffnung, und er wußte einen anderen, den dies ‚Nie' bis ins tiefste Herz treffen würde.

Aber er meinte nur leise: „Kind! Man sollte niemals so entschieden ‚Nie — nie' sagen —"

Dabei legte er seine Hand zärtlich auf ihren Scheitel: „Lora! Laß Dir Zeit! Denke an Tasso: ‚In der Entfernung zeigt sich alles reiner, was in der Gegenwart uns nur verwirrt!' "

10. Kapitel.

Weihnachten war vorüber.

Ein stilles, ernstes Fest für Lora. Der kleine Christbaum leuchtete nur dem alten, noch immer kränkelnden Oheim und ihr.

Am Spätnachmittag des Heiligen Abends wurde für sie ein großer Korb wundervoller Rosen abgegeben mit der Karte Möller-Sieghards. Sie war ihm dankbar, daß keine Zeile die Sendung begleitete, kein Wunsch eines frohen Festes.

So unfroh wie sie war —

Nicht einmal der Brief Hardis hatte sie gepackt. „Warten .. warten! Ihr kalten Verstandesmenschen! Ein halbes Jahr fremd nebeneinander hergehen, sich innerlich verzehren! Ihr wißt nicht, was das heißt! Es ist ein Raub an unserem Glück! Lora, ich begreife das nicht, begreife Dich nicht. Ist das Freundschaft? Meinen Ohren habe ich nicht trauen wollen, als Papa mir sagte, daß er mit Dir beraten. Beraten mit Dir — und Du konntest das über Dein Herz bringen! Aber wartet nur: auch dies halbe Jahr wird vorübergehen. Konny und mich und unsere Liebe wird es nicht ändern —"

Und darunter: „Ich bin rasend wütend auf Dich. Komm bald einmal zu mir, damit ich Dir Deine schönen Augen auskratzen kann. Ich muß Dir doch auch meine Weihnachtsgeschenke zeigen —"

Vielleicht hatte sie schlecht beraten. Vielleicht war es so: auch dies Halbjahr änderte Hardi nicht. Vielleicht wäre es besser gewesen, der Vater hätte rundweg ‚Nein' gesagt.

Aber das alles war ja so gleichgültig —

Nun hatte die Schule wieder begonnen. Es war eine leise, halb unbewußte Hoffnung in Lora gewesen, die geregelte Tätigkeit, der Zwang würden ihr den inneren Halt zurückgeben, Leben und Kraft, Frische und Freudigkeit.

Auch das war ein Irrtum — — —

Lora kam, die kleine schwarze Mappe mit den Heften unter dem Arm, vom Institut zurück und ging über den Hof, dicht an der Hausmauer entlang, wo ein schmaler Weg in den hohen Schnee geschippt war. Sie ging wie ein müder Mensch, langsam, mit hängendem Kopf.

Als sie an dem Prallschen Laboratorium vorüber schritt, wurde heftig ein Fenster aufgestoßen. Vom Fensterbrett stob der Schnee bis auf ihren Mantel, ein paar Flocken trafen ihre Wange, so daß sie leicht zusammenschrak und aufsah.

Eugen Prall stand am Fenster, nickte ihr zu und fragte: „Wenn's nicht unbescheiden ist, Fräulein Lora — haben Sie Ihren Siegelring am Finger?"

Lora erzwang ein kleines Lächeln.

„Meinen Siegelring? Gewiß. Aber was soll's damit?"

„Wollen Sie nicht auf einen Augenblick bei mir eintreten? Solch Laboratorium ist ja neutrales Gebiet."

Oft genug war sie früher, mit dem Onkel und auch allein, in der Arbeitsstube des Gelehrten gewesen. Sie war auch jetzt zu vorurteilsfrei, um irgend ein Bedenken zu hegen. Trotzdem zögerte sie.

„Ich möchte Ihnen gern etwas zeigen, Fräulein Lora. Es hängt mit dem Siegelring zusammen."

Plötzlich nickte sie. „Meinetwegen, Doktor —" und ging die paar Schritte weiter zum Eingang.

Digitized by Google

Der Doktor kam ihr bis zur Tür entgegen. Sie trat rasch durch den Korridor in das Laboratorium.

Eigentlich war's nur die Küche der kleinen Wohnung. Aber Prall hatte sie sich geschickt für seine Zwecke eingerichtet, den Herd erweitert, längs der Fensterfront ein paar Arbeitstische aufgestellt, auf denen allerlei Apparate standen. Sogar ein kleiner Dynamo fehlte in einer Ecke nicht.

„Was gibt's, Doktor?" fragte sie und legte die Mappe zwischen einige Retorten auf den nächsten Tisch, schob ihr Pelzbarett ein wenig hoch und strich mit der Rechten über ihren Scheitel.

Er stand dicht vor ihr und blickte sie aufmerksam an.

„Sie sehen nicht gut aus, Fräulein Lora," meinte er kopfschüttelnd. Es klang ganz bekümmert. „So matt ... abgearbeitet ... ich weiß nicht .."

„Ach ich!" Sie erzwang wieder ein müdes Lächeln. „Lassen Sie mich nur aus dem Spiele!" Dabei hatte sie schon den Handschuh abgestreift und den Wappenring: „Da, Doktor — er steht zu Ihrer Verfügung."

Er nahm den Ring und betrachtete scheinbar mit größter Aufmerksamkeit den Blutjaspis mit dem eingeschnittenen Wappen. Es war nur ein Vorwand, er kannte diese drei ineinander geschlungenen Ringe im Schilde ja längst. Aber er war ein wenig befangen.

(Fortsetzung folgt.)

Was liest man in der Lüneburger Heide?

Von Heinrich Petersen.

Die Lüneburger Heide gehört zu den verufensten Gegenden unseres deutschen Vaterlandes. Die Schreckbilder, welche Reisende älterer und auch noch neuerer Zeit von ihr entworfen haben, tun voll und ganz ihre Wirkung. Mag es nun auch zeitweilig scheinen, als ob die Heide dank der Bemühungen ihrer Liebhaber und Kenner — ich erinnere nur an Freudenthals „Heidefahrten" und die herrlichen Schilderungen der Heide von Löns — einen besseren Ruf in der Ferne erlangt, so wird es doch nie dahin kommen, daß die Wanderer herbeipilgern, angelockt von ihren Sehenswürdigkeiten.

Und doch übt die Heide auf den Wanderer, der sie durchstreift, einen tiefen Zauber aus. Mag man sie nun zur trüben Herbstes-zeit ansehen, wenn die weite Ebene im grauen Nebelkleide in unendliche Fernen sich zu dehnen scheint, oder im Hochsommer, wenn ringsumher Honigduft und rosiger Blütenschein des Wanderers Sinne umfängt; mag man sie im Frühjahr betreten, wenn die weißrindige Hängebirke — der Maibusch — mit dem frischen Grün das eintönige Braun der Heide belebt, oder im Winter, wenn die düsteren Wacholder gespenstisch aus der weißen Schneedecke hervorragen: immer ist sie Heide! Ja, mehr als das, sie ist schön!

Wer freilich auf den Stahlschienen der Eisenbahn die Heide durchquert, der wird nicht so denken, sondern gern in das abfällige Urteil anderer einstimmen. Und in gleicher Weise wird er geringschätzig oder gar mitleidig auf den Heidebauern herabsehen, der hier im Schweiße seines Angesichts dem mageren Boden seinen Lebensunterhalt abringt. Es bietet in der Tat nichts Anziehendes, den Heidjer in seinem blauen Linnenkittel oder in Hemdsärmeln zu sehen, wie er hier mit der „Twicke" Heideplaggen hackt zur Streu für sein Vieh oder dort im Moore den Torf ausbeutet.

Desto mehr aber wundert man sich, wenn man bei genauerer Bekanntschaft in dem scheinbar so eintönig verfließenden Leben, des Heidjers so viel Kerniges, Kraftvolles findet, das einen gesunden Verstand und felsenfesten Willen, frommes Gemüt und frohes Herz verrät. Freilich auf den ersten Blick sieht man's nicht. Nur der vermag den Heidjer ganz zu verstehen, der selber in der Heide seine Wiege stehen hatte, oder der durch jahrelangen Umgang mit ihm seine Lebensideale erfassen und den Sinn seiner oft wunderlichen Sitten nach ihrem Ursprung und ihrer Entwickelung erklären kann.

Eigenartig wie seine Heimat ist auch der Heidebauer. Die Heide hat den Bewohnern ihren Charakter aufgeprägt. Wie die weite Heideebene jahrhundertelang sich selbst überlassen ist, nicht angetastet von der fortschreitenden Kultur, so hat sich auch der Heidjer Sitte und Lebensweise von Geschlecht zu Geschlecht unverändert fortgeerbt. So ist auch des Heidjers Lesestoff in seinem Hauptbestandteile bis in die neuere Zeit der alte geblieben.

Bibel, Gesangbuch und Gebetbuch sind seit Jahrhunderten des Heidjers ureigenste Lesebücher. Starkes Hauspostille ist in vielen Exemplaren verbreitet. Daraus wird regelmäßig abends vor versammelter Familie das Abendgebet gelesen, manchmal — aber viel seltener — auch morgens das Morgengebet. Beim Ungewitter greift der Heidjer nach dem Gebetbuche, und bei Blitz und Donner liest er Wettergesänge und Wettergebete. Er weiß, so hat es sein Vater vor ihm gemacht, und er wünscht, daß es auch seine Kinder nach ihm so machen. Durch diese beständige Übung kommen die Leser dahin, daß sie die Gebete wohl auswendig lernen, daß sie genau wissen, wo jedes Wort steht, aber gelesen wird das Gebet trotz alledem. Das erfuhr ich einmal in einer Familie, wo die Hausmutter aus dem Gebetbuche das Abendgebet am Donnerstag vorlas. Sinnrichtig und ohne Anstoß führte sie das aus, obgleich, wie ich bald bemerkte, eine Ecke des Blattes, etwa ein Fünftel desselben, herausgerissen war.

Am Sonnabend abend versammelt sich die Familie, um die Predigt des folgenden Sonntags zu lesen. Meistens ist es eine Epistel- oder Evangelienpredigt von Ludwig Harms (Hermannsburg). Im Sommer unterbleibt es wohl, aber im Winter geschieht es mit pünktlicher Regelmäßigkeit. Vor kirchlichen Festen werden dazu nicht selten Lieder aus dem Gesangbuche gesungen. Der Heidjer singt gern geistliche Lieder. Er ist stolz darauf, recht viele Choralmelodien zu kennen; auch vor den schwersten schreckt er nicht zurück. Das kann man häufig beobachten, wenn eine Gesellschaft vom Missionsfeste heimkehrt. Da singen sie, ob sie nun zu Fuß gehen oder auf einem großen Erntewagen die Fahrt machen, ihre Lieder: „Jesu, geh voran", „So nimm denn meine Hände", „Jerusalem, du hochgebaute Stadt" u. a.

Es ist dem Heidjer ein Herzensbedürfnis, sich regelmäßig am Worte Gottes zu erbauen, an der Predigt sich zu stärken und an dem Gesange geistlicher Lieder sich zu erfreuen. Dadurch wird es auch erklärlich, daß in der Heide ein so gewaltiges Religionswerk erwachsen konnte wie die Hermannsburger Missionsanstalt. Hierdurch wird es verständlich, daß ein Bauer Haus und Hof verschenkt, daß er Pflug und Sense in die Ecke stellt und sich auf die Schulbank setzt, um Missionar zu werden. Aus diesem Grunde eben findet man auch weit und breit in den Dörfern der Heide das Hannoversche Sonntagsblatt verbreitet. Es wird gelesen vom alten Mütterchen, das nur noch mit Hilfe der Brille die Schrift entziffert, von dem jungen Burschen, der Ostern die Schule verlassen hat, von dem Bauern, der seinen großen Hof bewirtschaftet, von dem Tagelöhner, der als Häusling in der „Kate" wohnt.

Das ist des Heidjers hauptsächlichster Lesestoff. An ihm hält er fest, und zu ihm kehrt er stets wieder zurück. Welche Mühe es kostet, einer andern Lektüre Eingang zu verschaffen, mag sie in der Form eines Tageblattes oder einer Zeitschrift, eines Missions- oder Sonntagsblattes geboten werden, kann nur der ermessen, der selber einmal Werberdienste zu diesem Zwecke geleistet hat. Das mußte ich auch erfahren, als ich für den „Sonntagsboten des evangelischen Bundes" Leser zu werben suchte. Fast überall begegnete ich Abneigung, obgleich der Sonntagsbote uns, als echte Kinder der Reformation, anleiten will, zu schöpfen aus den Quellen, die Luther uns gegraben hat. Aber so ist der Heidjer. In jedem Neuen wittert er etwas, das sein geistiges Gleichgewicht ins Wanken bringen könnte. Und hat er erst einmal gegen eine Sache ein Vorurteil gefaßt, so vermögen auch die klarsten Beweisführungen ihn nicht eines Besseren zu belehren. Dafür ist er eben ein echter Niedersachse.

Die Wellenschläge der Politik, wodurch heutzutage die ganze Welt bewegt wird, dringen auch ins entlegenste Heidedorf. Das kleine Kreisblatt weiß über alle Tagesfragen, mögen sie Getreidezölle oder Burenkrieg betreffen, genau zu berichten. Weil in demselben die amtlichen Bekanntmachungen veröffentlicht werden, muß es gelesen werden, und dadurch wird es zugleich zum Verbreiter der hohen Politik.

Der stetige Fortschritt auf landwirtschaftlichem Gebiete treibt auch die Landwirte der Heide vorwärts. Bedeutende Erfolge hat der land- und forstwirtschaftliche Provinzialverein für das Fürstentum Lüneburg durch seine Tätigkeit erzielt. Die Höferegulierung und die Einführung der Schlag- und Fruchtwechselwirtschaft vor bereits dreißig bis vierzig Jahren haben besonders viel zur Verbesserung der bäuerlichen Wirtschaften beigetragen. Nicht minder bedeutungsvoll für die Hebung der Landwirtschaft ist die Anlage von Rieselwiesen, wobei aus dem ärmsten, dürftigsten Sandboden gute, ertragreiche Wiesen hergestellt werden. Dadurch haben die Suderburger Wiesenbauer einen Ruf weit über die Grenzen ihres engeren Heimatlandes hinaus erlangt. Nach Pommern und Mecklenburg, ja bis Polen und Ungarn ziehen sie zur Anlage von Rieselwiesen. Der Verein zählt in seinen zahlreichen Lokalvereinen Tausende von Mitgliedern. Allen wird das Vereinsblatt unentgeltlich zugestellt. Es unterrichtet seine Leser über Düngungs- und Fütterungsversuche, über praktische Verwendung landwirtschaftlicher Maschinen, über zweckmäßige Verwertung landwirtschaftlicher Produkte u. v. a. Das hat in neuerer Zeit zu Molkerei-, Eierverkaufs- und manchen anderen Genossenschaften geführt. Das hat auch die Landwirte der Heide dahin gebracht, daß sie fast alle jetzt ihre Söhne, wenigstens die Hoferben, teils auf landwirtschaftliche Winterschulen, die vielerorts in der Heide errichtet sind, teils auf die Wiesenbauschule nach Suderburg oder auf die Ackerbauschule nach Ebstorf schicken.

Das landwirtschaftliche Vereinsblatt und die Kreiszeitung liest freilich nur der Hofbesitzer. Der Häusling hat kein Geld dafür übrig, auch fehlt ihm das Interesse daran. Gern dagegen liest er kleinere Blätter, die wöchentlich erscheinen, z. B. den „Ländlichen Arbeiter-

Digitized by Google

freund" oder den „Bauernfreund" von Sohnrey u. a. Diese Blätter, die meistens durch Bemühungen der Lehrer Verbreitung finden, sind den Leuten zum Freunde geworden, da sie bei dem geringen Preis leicht erstanden werden können und auch mit ihrem leicht faßlichen Inhalt das Interesse zu wecken wissen; der Tagelöhner füllt deshalb seine sonntäglichen Mußestunden gern mit dieser Lektüre aus.

Größere, täglich erscheinende politische Zeitungen werden nicht gelesen. Hin und wieder findet man den „Hannoverschen Anzeiger". Vor längeren Jahren versuchten einmal jüdische Blätter aus Berlin in der Heide festen Fuß zu fassen; ihr Bemühen war vergeblich. Durch die Kriegervereine finden seit einigen Jahren militärische Tages- und Wochenblätter z. B. die „Feldpost" Verbreitung. Ob sie sich auf die Dauer in den rein ländlichen Bezirken der Heide einen Leserkreis sichern können, muß die Zukunft lehren.

Im übrigen liest der Heidjer nicht gern. Es fehlt ihm an Zeit dazu. Die Bestellung seines Ackers nimmt seine ganze Zeit und Kraft in Anspruch, wenn er auf seinen sandigen Feldern genügende Erträge erzielen will. Wenn aber der Winter mit seinen langen Abenden kommt, da sollte man meinen, habe er Muße, auch einmal sich in andere Lektüre zu versenken. Das geschieht aber nicht. Dagegen ist es in vielen Heidedörfern Sitte und Brauch, daß sich die Nachbarn mit ihren Familien abends regelmäßig besuchen. Die Männer tauschen gegenseitig ihre in der Viehzucht und im Ackerbau gemachten Erfahrungen aus, pflegen Rat in schwierigen Angelegenheiten oder ergötzen sich am Kartenspiel. Auch werden wohl Begebenheiten und sonderbare Ereignisse aus der Großväter Zeiten erzählt. Der Heidebauer hat ein gutes Gedächtnis. Was er in seiner Jugend aus seines Vaters Munde gehört hat, das kann er häufig im Alter noch genau wiedergeben. Dazu kommt nicht selten noch ein bedeutendes Erzählertalent. Die Frauen besprechen am Kaffeetisch die Dorfbegebenheiten. Unterdes versammelt sich auch die Jugend, Männlein und Fräulein. Mancher Hausvater in besseren Verhältnissen weiß auch dadurch seine Kinder ans Haus zu fesseln, daß er ihnen interessanten und zugleich bildenden Lesestoff bietet. Einzelne Jahrgänge des „Daheim", des „Buch für alle" und ähnliche Blätter, die man in solchen Familien zu Gesichte bekommt, legen Zeugnis davon ab.

Es gibt aber auch in der Heide Leute, die Interesse an Werken von poetischer Schönheit, an Klassikern finden. So fand ich z. B. in einem Bauernhause Reuters Werke, und der Bauer kannte den Onkel Bräsig so gut, als wenn's sein eigener Vater gewesen wäre. Das sind aber nur Ausnahmen. Im allgemeinen hat der Heidjer keinen Sinn für schöne Litteratur. Hausbacken Brot ist ihm lieber.

Aber ein wesentliches Buch darf nicht unerwähnt bleiben, das dem Heidjer fast ebenso lieb ist wie Bibel und Gesangbuch. Das ist der „Hannoversche Volkskalender", nach dem Herausgeber kurzweg der Freytagsche Kalender genannt. Den hält der Heidjer in Ehren. Wenn auch die Zeiten vorüber sind, daß die Bäuerin vor dem Ausstreuen des Möhrensamens sich nach dem Kalender erst überzeugte, ob der Mond nicht im Zeichen des Krebses stehe, weil dann die Möhren nicht geraten würden; oder daß der Landmann den Kalender allwöchentlich zur Hand nimmt, um festzustellen, ob die nächsten Tage Sonnenschein oder Regen bringen, weil er sich statt dessen lieber auf sein Barometer verläßt, das ihm doch ein sicherer Wetterprophet ist, als die Witterungsvoraussagungen des hundertjährigen Kalenders: so ist trotzdem der Kalender dem Landmanne durch das Verzeichnis der Messen und Märkte, durch Mitteilungen praktischer Winke über Acker- und Gartenbau, Bienenzucht ꝛc., durch Angabe des Auf- und Unterganges von Sonne und Mond unentbehrlich, durch die Erzählungen, Rätsel und Anekdoten wird er ihm geradezu zum Liebling. Welchen Wert der Heidjer diesem Kalender beimißt, sieht man daraus, daß er ihn nicht selten einbinden läßt, um ihn länger aufbewahren zu können.

Weil die Sozialdemokratie weiß, welchen Einfluß der Kalender auf die Landbevölkerung auszuüben im stande ist, so versucht sie seit einigen Jahren einen Kalender, der von ihr „Neuer Hannoverscher Volkskalender für die Landbevölkerung der Provinz Hannover" genannt ist, auch in der Heide zu verbreiten. Alljährlich im Herbste erscheinen sechs bis acht Mann, welche Sonntags die Verteilung dieser Kalender ausführen. Anfangs wurden die Kalender wohl angenommen. Seitdem man sich aber überzeugt hat, mit welcher Absicht die Verteilung geschieht, wird die Annahme regelmäßig gleich verweigert.

Welchen Erfolg übrigens die Sozialdemokraten mit ihren Kalendern in den Dörfern der Heide haben, geht aus folgendem hervor. Als im vorigen Jahre um Ostern in einer Ortschaft, in welcher etwa fünfzig bis sechzig sozialdemokratische Kalender verteilt waren, dieselben durch einen Boten eingesammelt, resp. gegen einen anderen Kalender umgetauscht wurden, fand es sich, daß nur noch vier Kalender vorhanden waren. Die übrigen waren bereits vernichtet. Ebenso geht es dem sozialdemokratischen Blatte „Der Volkswille". Es müht sich vergebens, in der Heide einen Leserkreis zu finden. Anders steht es freilich mit dem Blatte „Das Recht", dem Parteiblatt der Deutsch-Hannoveraner (Welfen). Dies Blatt wird neben dem Kalender derselben Partei in einigen Ortschaften der Heide in mehreren Exemplaren gehalten.

In manchen Heidedörfern gibt's auch Volksbibliotheken. In den ersten Jahren ihres Bestehens werden sie regelmäßig recht fleißig benutzt. Aber bald schwindet das Interesse. Die Leser werden seltener. Dies ist auch leicht erklärlich. Denn wie bald ist nicht eine solche Bibliothek bei der geringen Anzahl ihrer Bände von den eifrigen Lesern durchstudiert. Dazu kommt noch, daß häufig Sachen darin enthalten sind, die in der That keine Leser anzulocken vermögen. Was sollten z. B. in einer Dorfbibliothek achtzehn Bände des pädagogischen Zeitblattes „Haus und Schule"? Meistens liegt die Verwaltung der Büchereien in den Händen des Lehrers. Der ist auch die geeignetste Persönlichkeit dazu, weil er mitten im Leben der Gemeinde steht. Vorausgesetzt wird natürlich, daß er nicht nur in seiner Gemeinde, sondern auch in der einschlägigen Litteratur Bescheid weiß, was freilich nicht unbedeutende Opfer an Zeit und Geld erfordert.

Großes ließe sich durch eine solche Bibliothek erreichen, wenn nur die nötigen Mittel zur Verfügung ständen, und wenn die Organisation derartig wäre, daß die vorhandenen Stoffe besser ausgenützt werden könnten. Durch zweckmäßigere Einrichtungen werden hoffentlich bald die Gemeindebibliotheken auf dem Lande die auf sie gesetzten Hoffnungen erfüllen können.

Thorn.

Von Prof. Dr. Ed. Heyck. Mit sieben Abbildungen.

Nördlich vom See Genezareth liegt auf schluchtenzerklüftetem, heißem Felsenlande die Burg Toron, das heutige Tibnîn. Der nach Westen schweifende Blick erspäht das schimmernde Meer der phönikischen Küste, von Norden grüßen des Libanon oft schneebedeckte Kämme und Gipfel herüber. Kreuzfahrer haben die Burg gebaut und Erinnerung blutiger Sarazenenkämpfe flüstert um die Trümmer ihrer Quadern.

Und im Preußenlande finden wir den Namen der Kreuzfahrerburg noch einmal, dort wo mit breitem Strom die Weichsel durchs Hügelland flutet. Hier liegt der mildere Sonnenschein des Nordens auf einer Landschaft umher, die mit fruchtbaren Äckern, frischen Laubwäldern, trockenen Kiefern und erikaüberblühtem Heidesande wechselt. Auf der Stromflut gleiten geschnäbelte große Lastkähne dahin, und der Wind, der die geräumigen Segel wölbt, bringt die schweren Fahrzeuge ordentlich ein wenig ins Wettjagen. Zwischen den Schiffen im ruhigen Adagio treiben die langgliedrig verketteten Flöße, vom Oberlauf der Weichsel aus unklarer Sarmatenwelt kommend, mit Bretterhütten drauf und fremdartig hinterwälderischen, leinengekleideten, barfüßigen Menschen. Und auf das ganze vielgestaltige und fesselnde Strombild schaut eine deutsche Stadt herab, breit hingelagert auf sanften Höhen am Fluß, mit Mauerresten und Toren, mit wuchtigen und schönen Kirchen, eine Stadt, die auf den ersten Blick ihr bauliches Alter, ihre frühe historische Bedeutung und Blüte verrät. Die deutschen Ordensritter, die ins Preußenland kamen, um den Heiden das Christentum zu bringen und sich selbst ein neues Herrschaftsgebiet zu begründen, haben sogleich zu Beginn der Eroberung hier an der Weichsel diese Stadt und Ordensburg gebaut; sie haben sie erinnerungsvoll nach der fernen syrischen Bergwarte genannt, die gleichfalls eine starke Ausfallfeste der Christenritter gegen feindliche Umwelt war.

Die Stadt Thorn hat einen ungemeinen historischen Reiz. Nicht daß sie schon aus ihrer Altertümlichkeit eine städtische Berühmtheit und sogenannte Sehenswürdigkeit zu machen verstünde, wie die historisch interessanten fränkischen Städte. Im Gegenteil, die Bürger von Thorn scheinen nicht recht zu wissen, daß in ihrer Stadt noch viel Interessanteres zu sehen ist, als etwa die neue Garnisonkirche und das Post- und Telegraphenamt und der ganz neue, natürlich höchst stilgerechte Artushof. Man empfindet dies, wenn man mit ihnen redet und wenn man Photographien der alten Baulichkeiten kaufen will, wobei man gleich am Ende

Digitized by Google



Der schiefe Turm der Stadtmauer (von innen gesehen mit eingebautem Wohnhause).

ist. Natürlich, das riesige vierflügelige Rathaus auf dem altstädtischen Markte und die hohen Kirchen aus der gotischen Ordenszeit sind jedermanns Stolz, und ferner hat man auch Teile der alten Deutschritterburg und den Junkerhof sorgsam erhalten oder wiederhergestellt. Neben diesen einzelnen Glanzpunkten gibt es jedoch eine allgemeine Geschichtlichkeit und Altertümlichkeit in dieser ganzen Stadt. Sie steckt hinter den modernisierten Häuserfassaden, welche vielfach nichts als alte gotische Backsteingiebel sind, steckt im schweren alten Mauerwerk übertünchter Wände, sie lugt aus altertümlichen Stockwerkanordnungen und aus den zahlreichen kleinen Lukenfenstern mittelalterlicher Korn- und Warenspeicher heraus, sie steht mit Mauerstrecken und Türmen — sogar einem schiefen Turm, einem schlichten, backsteinernen Kollegen des marmornen Weltwunders von Pisa! — an der Stromseite der Stadt und mitten innerhalb der Straßen, sie liegt in gedehnten Trümmern da in Gestalt der alten Ordensburg und ihrer Vorburgen am Ufergelände. Und sie zeigt sich vor allem, sobald man derlei nur ein wenig zu sehen versteht, in der überaus feinwirkenden Art, wie die mittelalterlichen Künstler der Stadttopographie die Kirchen und die Plätze mit einander in Beziehung gesetzt haben: über den Winkel, über die Ecken des Platzes hinweg, neben welchem also die Kirche aufragt, anstatt nach jüngerer Art plumpweg dessen Mitte oder Seite zu beanspruchen und die architektonische Gegenseitigkeit zu zerstören. Natürlich, wenn man just an der Stelle, wo die Kirchenfassade oder die absichtlich reichgehaltene Chorarchitektur aus ihrem Winkel sich erheben und hoch in den Markt hineinblicken, ein vielstöckiges modernes Haus hinstellt, dann geht der beste Teil jener fein erdachten alten Wirkung verloren. Thorn ist voller alter Baulichkeit und Schönheit, aber diese birgt sich teilweise im Aschenbrödelgewande der Unbeachtung oder in philiströser Verputzung, teilweise hat sie sich, im Innern jener wundervollen und mächtigen alten Hallenkirchen, mit erborgten barocken Goldflittern behängt und verschönert, welche freilich, für sich genommen, auch eine starke und eigenartige Stimmung geben. Mit anderen Worten, die gotische Ordensromantik dieser Stadt liegt im Dornröschenschlaf. Für den Suchenden besteht hierin vielleicht der höhere Reiz; denn so bleibt er vor dem Entsetzen über die allbeliebte, gewöhnlich viel zu vorlaute Restaurierwut bewahrt, deren systematische Stilgerechtigkeit so leidig oft nichts ist als banale Gedankenarmut, Pietätlosigkeit und stilistische Prinzipienreiterei. Aber es besteht in derlei Fällen auch die Gefahr, daß Achtlosigkeit und die im deutschen Osten so verbreitete Geringschätzung lokaler Heimatstimmung unnötig zu Gunsten irgend einer neuzeitlichen Allerweltsschablone wegräumen, was, feinfühlig erhalten und von liebevollen Heimatsfreunden gehegt, künftighin erfreuen, geschichtlichen und vaterländischen Bürgersinn vertiefen könnte. Es wäre z. B. recht schade, wenn der Ruinenteil der zerstörten Thorner Ordensburg gänzlich verschwände.



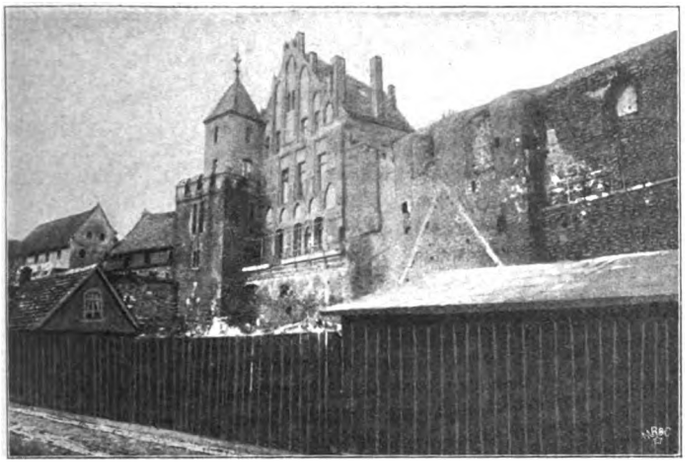
Rathaus (ehemaliges Kaufhaus).

Thorns Baugeschichte erklärt sich daraus, daß bei der endgültigen Anlage der Stadt (um 1255) neben einander und getrennt, ja befestigt gegen einander, einerseits eine Ordensburg als Komturei mit eigenem Einwohnerquartier (im Osten) und anderseits eine selbständige Bürgerstadt erbaut wurden. Die die moderne Stadt mitten durchschneidende Mauerstraße und ihre alten Befestigungsreste kennzeichnen deutlich genug die einstige beiderseitige Grenze und Binnenmauer. In etwas jüngerer Zeit ist dann auch die Ordensstadt ein selbständiges kommunales Gemeinwesen geworden, als Neustadt neben der altbevorrechteten Altstadt. In jener liegt logischerweise das Gotteshaus der Ordensritter zu Thorn, die Jakobskirche, nicht die größte der früh im Bau begonnenen drei gotischen Kirchen zu Thorn, aber die am liebevollsten mit allem Schmuck bedachte, dessen die Backsteingotik mit gemauerten Türmchen und Fialen, mit hellglasierten Ziegeln und farbiger Flächengliederung fähig ist. Die eigentliche Stadtkirche dagegen war, südlich hinwegragend über den altstädtischen Markt, die Johanniskirche, welche auch aus etlicher Ferne in dem prächtigen, über die Weichsel gesehenen Einheitsbilde der Stadt den Mittelpunkt bildet. Kühn und enggeschlossen aufsteigend, mit überaus mächtigem Turmbau begonnen, bildet sie ein lautredendes Zeugnis für die rasche Blüte der jungen Stadt, wie denn immer die Kirchen die Gradmesser für die historische Bedeutung bürgerlicher Gemeinwesen sind. Der Turmbau in seiner Riesenkühnheit ist weiterhin eingestellt worden und in einer Verlegenheitsbedachung zu Ende gekommen; als dies im XV. Jahrhundert geschah, ging es schon bergab mit der lange Zeit so mächtigen und reichen Stadt. Von anderer Seite, aus der nordwestlichen Ecke her, und noch unmittelbarer nahe, blickt auf den altstädtischen Markt nieder die Marienkirche der Franziskaner, auch sie mächtig aufstrebend und mit gerader, fassadierter Chorfront erbaut, welche hier



Ostgiebel der Marienkirche.

Digitized by Google



Ein Teil des alten Ordensschlosses.

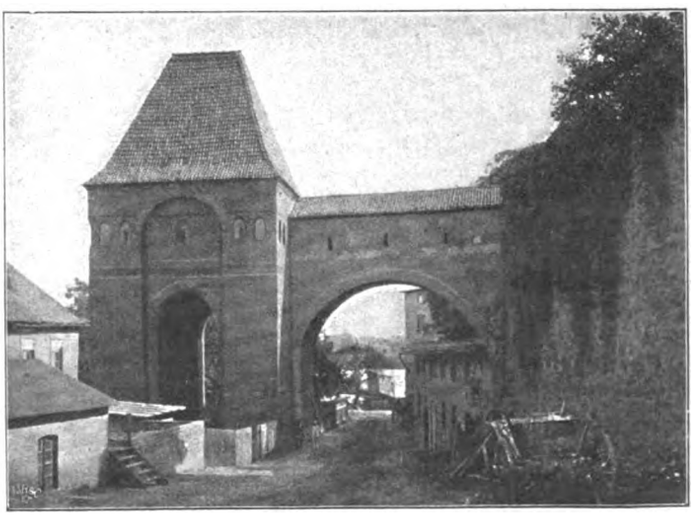
im Osten häufig begegnet. Ein Rest des interessanten Vorhofes ist noch vorhanden, desgleichen sind die genannten beiden anderen Kirchen, die alten ummauerten Kirchhöfe, malerische grüne Winkel im Straßengewirr, erhalten geblieben.

Die Stadt Thorn ist rasch stattlich und reich geworden durch den bürgerlichen Handel. Sie hatte das Stapelrecht an der Weichsel, und der ganze weite Polenbereich, ja zeitweilig Ungarn dazu waren ihr kommerzielles Hinterland für Aus- und Einfuhr. In den Hansestädten der baltischen Küste und im Kontor von Brügge waren die Thorner, die die Weichsel hinabfuhren und sich dann an der Küste mit Danzigern und Elbingern für die Kauffahrtei zur See vereinigten, wohlbekannte Erscheinungen. Thorner Wachs war ebenso berühmt wie heute Thorner Honigkuchen, und der große Pelzhandel lag zum guten Teil in ihren Händen. Dafür brachten sie neben anderen Waren sonderlich Tuche und die Volks- und Fastenspeise des Herings heim und verfrachteten sie von Thorn aus über Land auf den Straßen nach Lublin, Wladimir, über Kalisch nach Breslau, über Krakau oder Sandomir nach Lemberg und Ungarn. Ums Jahr 1380 herum ward die größte Ausdehnung dieses Handels erreicht. Nachmals kam schärferer Wettbewerb anderer Städte des Ostens, u. a. von Schlesien aus, und je mühsamer der die Stadt und ihr Stapelrecht schützende Orden seit dem Beginne des XV. Jahrhunderts sich politisch und kriegerisch behauptete, desto mehr mußte auch der Handel Thorns Not und Gefahren leiden. Das hat der Stadt den Anlaß gegeben zu ihren Liebäugeleien mit der Krone Polen, die damals auf dem Gipfel der Macht stand, und zum schließlichen Abfall, zu jenen Entschließungen kurzsichtiger Geldbeutelpolitik, die sich später so schwer an der Stadt rächen sollten. 1454, nach mancherlei schon Vorhergegangenem, erhob sich die durch die Großkaufleute bearbeitete Bürgerschaft gegen den vielbenöteten Orden, belagerte und beschoß die Thorner Burg, wo neun Ritter mit etlicher Mannschaft hausten, die zur Abwehr nur wenige Steinkugelkanonen und ein paar Schock Pfeile hatten, nahm sie ein und legte sie in Trümmer, damit sie keine Zwingburg für Polens König werde, unter dessen Hoheit die Stadt doch gleichzeitig freiwillig getreten war. Thorn wurde nicht polnisch, sondern nur der fremde König von Polen in Personalunion der Landesherr der deutschen Stadt, deren alte Rechte und Selbständigkeiten er sämtlich bestätigte und beschwor. So fristete die Stadt ihr Gedeihen noch und ward nun wesentlich der Weichsel-Stapelplatz für den Getreideexport in den europäischen Norden, der seine einstigen Hauptwege über Lübeck und Stettin neuerdings immer mehr östlich und über Danzig verschob. Noch immer gedieh auch kunstsinnige Bürgerkultur und frisches deutsches Geistesleben in der Stadt, Koppernigk („Copernicus") lebte hier; und als die Reformation kam, wandte Thorn sich ihr einhellig zu. Wie schon durch den Abfall vom Orden die Jakobskirche der Ritter städtisch geworden war, ward nun auch das Marienstift der Franziskaner, da die Mönche selber mit übertraten, zum städtischen Gotteshause neben der alten Hauptkirche Johannis.

Dann aber kamen die Zeiten, da in Polen die Jesuiten das Regiment über die schwachen Könige und über das Land in die Hände bekamen. Und in Verfolg ihrer Herrschaft wurden auch im angegliederten Thorn die Kirchen katholisch gemacht, die Freiheiten der Stadt mit Füßen getreten, die Polonisierung der ganz deutschen Bürgerschaft begonnen. Die Krone hatte sich, als sie 1557 das evangelische Bekenntnis der Stadt Thorn anerkannte, für den Fall der Anwesenheit des Königs einen katholischen Residenzgottesdienst und Parität der Bekenntnisse in der städtischen Johanniskirche vorbehalten. Auf diesen schwachen Rechtsgrund gestützt, brachten die Jesuiten, die 1595 in Thorn einzogen, bereits im nächstfolgenden Jahre die Einstellung des protestantischen Kultus in dieser Kirche zu Wege und 1600 ward ihnen letztere ganz übergeben. Noch vermochte die Stadt abzuwehren, daß der katholische Klerus seine öffentlichen Prozessionen durch die Straßen führte. Aber diese Demonstrationen einer winzigen, neuen Minderheit in der evangelischen Stadt und das Streben nach deren allgemeiner Durchsetzung blieben eine beständige Streitfrage und ein wesentlicher Anknüpfungspunkt für allen absichtlich erregten konfessionellen Streit. Das nächste Kampfziel wurde nun die Jakobskirche. Obwohl deren Geschichte, ihr Übergang vom Orden auf die Stadt absolut klar lag, sollte diese Kirche angeblich das historische berechtigte Eigentum von Benediktinernonnen sein, deren Sache die Jesuiten führten. Wo die Beweise fehlten, da pflegte in jenen Zeitläuften eine unechte Urkunde sich einzustellen. Auf Grund einer solchen, ganz hanebüchenen Fälschung wurden in langwierigem Prozeßgang die lückenlosen, unanfechtbaren Tatbestände und Dokumente der Stadt beiseite geschoben, die Kirche der katholischen Partei zugesprochen und nach langen Wirren, als schließlich der tapfer beharrende Rat der offenen militärischen Gewalt nicht mehr zu trotzen wagte, 1667 von den Prozeßsiegern okkupiert. So verblieb für ein halbes Jahrhundert nur noch die Marienkirche der evangelischen Bürgerschaft. Und ihre Eroberung durch die reaktionär-polnische Kampfpartei verknüpft sich mit dem berühmtesten und berüchtigtsten Gewalterlebnis der Stadt.

Im Hofe des Thorner Rathauses liest man seit etlichen Jahren auf einer Gedenktafel:

Bürgermeister
Gottfried Roesner
und neun Bürger Thorns
starben am 7. Dezember 1724.
„Getreu bis in den Tod."



Befestigungswerk am alten Ordensschloß.

Digitized by Google

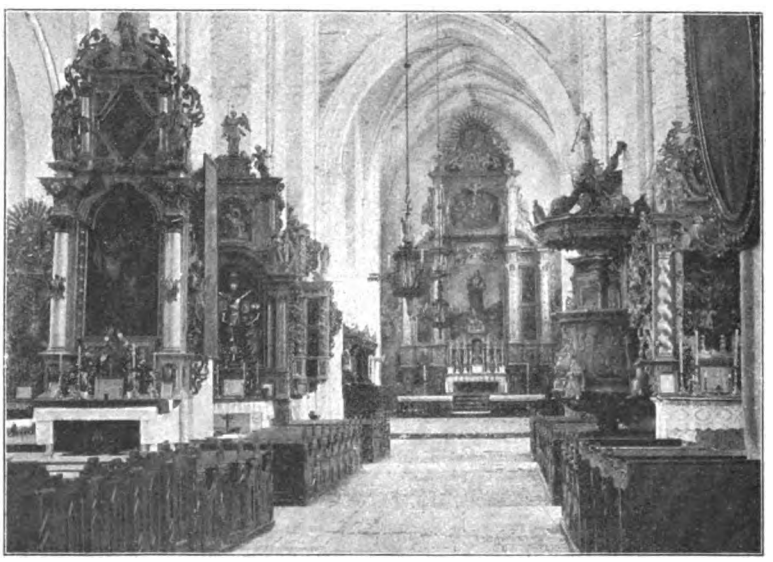
Der wißbegierige Fremdling, der diese Nachricht liest, wird sich etwas verwundert fragen, was wohl bei diesem Sterben am 7. Dezember 1724 so Denkwürdiges sei, da der Tod doch in jeder Stadt täglich mehrere Leute abberuft. Vielleicht aber wird er sich trotzdem erkundigen, woran die Männer denn gestorben seien. Sie starben am polnischen Justizmord und an ihrer evangelischen ehrenfesten Treue. Die Tafel aber ist für sich ein denkwürdiges und überaus bezeichnendes Zeugnis überzartester deutscher Rücksichtnahme auf das Polentum aus jüngst vergangener Versöhnungsära. Wäre es nicht noch zärtlicher und rücksichtsvoller gewesen, die Tafel fortzulassen und gar nicht erst anzubringen?



Die Johanniskirche.

Am 16. Juli 1724 zog wieder einmal eine Prozession um, beim Feste der heiligen Skapuliers. Dabei taten ein paar protestantische Bürger am Wege der lauernden Gegenwart den Gefallen, die Kopfbedeckung nicht abzuziehen. Wortwechsel entspann sich und ein rauflustiger polnischer Student — gerade waren Ferien — ward von den Stadtsoldaten auf die Wache abgeführt. Es folgten weitere Tumulte und Straßenszenen von beiden Seiten, und schließlich drang eine Anzahl Bürger und Gesellen in das Jesuitenkollegium, den Brutplatz alles Haders ein, wo sie böse wirtschafteten, Bänke und Gerätschaften zertrümmerten und sich auch an geweihten Gegenständen vergriffen. Diese Geschehnisse waren ärgerlich genug, aber standen in gar keinem Verhältnis zu dem, was daraus gemacht wurde. Der Bürgermeister Roesner hatte versöhnlich genug den Studenten wieder frei gegeben und hatte das Seinige getan, um durch Vermittelung und Autorität, sogar durch herangezogenes Militär, baldmöglichst seine Bürger zur Ruhe zu zwingen und Frieden zu stiften. Er erbot sich sowohl beim Bischof von Kulm wie am Warschauer Hof zu jeder Genugtuung, Sühne und Entschädigung von seiten der Stadt und ließ nach Zeit- und Landessitte die Gelder fließen, durch die man die Überzeugungen der Warschauer Würdenträger zu regulieren hoffen konnte, leider allerdings wohl nicht ausgiebig genug. Diesmal blieb alles vergebens, die Gelegenheit, auf die man längst geharrt hatte, sollte diesmal ihre Schuldigkeit thun. Eine von den Jesuiten erwirkte polnische Untersuchungskommission zog in die Stadt ein, nahm deren Schlüssel an sich, machte 28 514 Gulden Aufenthaltskosten und kerkerte über hundert Menschen ein. Nach ihrem ganz einseitigen Bericht, denn es war überhaupt nur die Jesuitenpartei zur Aussage zugelassen worden, verurteilte das Warschauer Assessorialgericht die beiden Bürgermeister und zwölf Bürger zum Tode und zur Vermögenseinziehung, zahlreiche andere zu Kerker und Geldstrafen. Und ferner, was ganz außerhalb seiner Zuständigkeit und aller Gerichtsbarkeit lag, vielmehr flagrante Verfassungsverletzung war, verfügte das Gericht die Besetzung der Hälfte der kommunalen Körperschaften mit Katholiken, die Unterstellung der städtischen Druckerei unter geistliche Censur, die Verlegung des protestantischen Gymnasiums der Stadt auf ein auswärtiges Dorf, die Öffnung aller Straßen für jegliche Prozessionen und die Übergabe der Marienkirche an den Katholizismus. Seitdem hatte der evangelische Gottesdienst in Thorn keine geweihte Stätte mehr, außer daß er sich im Saal des Gildehauses, des heute verschwundenen alten Artushofes einrichtete, der keine 600 Menschen faßte, während die goldüberladenen barocken und zopfigen Heiligenaltäre in den drei alten weithalligen Kirchen den Gewalttriumph des polnischen Jesuitentums prunkend verkündeten. Ein paar der Verurteilten wurden durch befürwortete Begnadigung wenigstens dem Richtbeil entzogen, einer von ihnen vermochte zu entfliehen, ein einziger rettete sich von Strafe durch den von Anfang an eröffneten Ausweg des Übertritts zum katholischen Bekenntnis, die übrigen zogen Tod der Untreue vor. Man fürchtete angesichts der dreisten Härte des Urteils spontane Begnadigungen durch den König und vollzog die Hinrichtung statt am festgesetzten 15. schon am 7. Dezember. Das ist das „Thorner Blutbad" im Hofe des altstädtischen Rathauses, durch welches Roesner und neun Thorner Bürger wegen einer bloßen ausgearteten Rempelei „starben", deren Exzesse gegen geweihte Gegenstände durch die Herausforderungen der klerikalen Kampfpartei zwar nicht entschuldigt, wohl aber im ersten Anlaß herbeigeführt waren.

Der Wind von 1724 weht nicht mehr und zum Glück auch nicht mehr der von 1893, der jene Gedenktafel sah. Zu Thorn, an dem alten Komtureisitz jenes deutschen Ritterordens, welcher unserer Nation das Preußenland gewann, hat Kaiser Wilhelm II. am 22. September 1894 seine festen Worte wider den neuen Polenansturm von heute gesprochen, die wie eine Erlösung die deutschen Herzen befreiten. Thorn, wenn es noch keine ganz ausschließlich deutsche Stadt wieder ist, darf doch heute wieder seiner Geschichte froh sein, seit es 1793 und 1815 zu deutscher Hoheit zurückkehrte. Die Blüte seines dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, die Wohlfahrt seiner deutschen Zeit, wovon Mauern und Gebäude noch in Trümmern künden, in heutiger neuer Glanzzeit des preußischen Ordenswappens und Adlerschildes zu verjüngen und eine glänzende Hochburg der Ostmark zu sein, das ist aufs neue das der alten Ordensfeste und Handelsstadt an der Weichsel gewiesene natürliche Ziel, dessen schönste Erfüllung ihr das gesamte vaterländisch denkende Deutschtum von Herzen wünscht.



Inneres der Johanniskirche.

Digitized by Google

Zu wenig Sonne.

Skizze von Wilhelm Wanderer.

Über die herbstlichen Felder tönte das Surren der Lokomobile. Die Gutsherrin selbst stand neben der hohen Miete, von der die Leute geschäftig eine Garbe nach der anderen nahmen, um sie in den Dreschkasten zu werfen. Wie ein feiner, goldener Strom flossen die Roggenkörner aus den Mündungen in die untergestellten Säcke. Es schüttete gut. Dennoch war Frau von Marbach nicht zufrieden. Da hatte der lange Daniel, der Getreidehändler aus der Kreisstadt, den sie den Kommissionsrat nannten, seinen Arm bis zum Ellenbogen in die Miete gesteckt und weise mit dem Kopf geschüttelt. Und nun ließ er die Körner in die hohle Hand laufen, beroch sie, schwenkte sie hin und her und sagte im Brustton der Überzeugung: „Zu wenig Sonne, gnädige Frau. Der Roggen hat kein Gewicht. Es tut mir aufrichtig leid, aber den vorjährigen Preis kann ich nicht zahlen."

Frau von Marbach war wirklich ärgerlich, und der lange Daniel wurde in Ungnaden entlassen, was ihm nicht besonders weh tat, denn er war im Recht. Der Roggen hatte wirklich zu wenig Sonne bekommen. In nächster Woche wollte er „so zufällig" wieder über den Hof fahren. Dann würde man schon einig werden.

Die neue Gesellschafterin Frau von Marbachs ging schweigend neben ihr her, nach dem Hause zu. Sie war zum ersten Male auf dem Lande. So gab ihr alles, was sie hörte, zu denken. Das Wirkliche, Plastische dieses Lebens überraschte das Stadtkind immer von neuem. Sie brauchte Zeit, sich da hineinzuarbeiten. Und als sie nun die Blumenschalen hinaustrug auf die Veranda und Körbchen und Schere nahm, um neue Füllung zu schneiden, dachte sie noch an die Worte des langen Daniel. Während sie sich zu den bunten Astern bog, über denen ein Tagpfauenauge schwebte, das im Kampf mit den Unbilden des Herbstes den Glanz seiner Flügel eingebüßt hatte, flüsterte sie leise vor sich hin: „Zu wenig Sonne! Und darum ist der Roggen nicht schwer. Wie leicht müßte ich dann wohl wiegen, wie federleicht!" —

Hedwig war das einzige Kind gewesen, das Kind einer späten Ehe. Als blutjunger Leutnant hatte sich ihr Vater verlobt, um als Hauptmann endlich die Erwählte heimführen zu können. Unglaublich, daß diese sonderbaren Käuze nicht aussterben, hatten die Kameraden gemeint. Sie mußten der Überrest einer anderen Art sein, die allmählich einging, weil die neue Zeit keine Verwendung für sie hatte, oder die doch zum mindesten verkümmerte, den Fischen in unterirdischen Seen gleich, die das Augenlicht verlieren. Und so recht in volles Sonnenlicht trat Frau Hauptmann Salden auch nie. Nach Hedwigs Geburt blieb sie kränklich. Ihre Müdigkeit ließ auch das Kinderzimmer nicht recht hell werden. Ein herzhaftes Jauchzen tönte kaum einmal von den Wänden wieder. Dieses matte Licht um sie herum wich auch nicht, als Hedwig in Pension kam. Die Übergangsjahre wurden ihr besonders schwer. Sie war sehr bleichsüchtig, immer müde, und nie aufgelegt, an den Freuden der Altersgenossinnen teilzunehmen.

Dann wurde das freilich anders. Der Vater war als Oberst in eine kleine Garnison gekommen. Hedwig, die in diesem Winter zum ersten Male ausging, wurde plötzlich die erste, gefeierteste Dame der kleinen Stadt. Es war das Märchen vom häßlichen Entlein, und der junge Schwan wollte eben die Schwingen entfalten — da sah sich ihr Vater gezwungen, wegen beginnender Schwerhörigkeit seinen Abschied zu nehmen.

Damals zerbrach ihr viel mehr, als die nichtigen Eitelkeiten der Schlittenfahrten und Cotillontouren. Zwei Augen fingen an, sie zu suchen in den Verschlingungen des Tanzes, ein Herz wollte sich ihr zuwenden, aber keins von denen, das im Sturme nimmt: Ein schwerfälliges, zagendes, ewig bedenkliches Herz. Noch eine kurze Zeit der Sonne, um es zu erwärmen, zu durchleuchten. In der plötzlichen Dämmerung zog es sich in sich selbst zurück, verriegelte und verrammelte sich und erkaltete in seiner Einsamkeit. Hedwig nahm's für Schicksal. Ein Schimmer von dem, was hätte sein können, blieb in ihr, lange Jahre. Auch das war vielleicht aussterbende Art. Nur daß niemand darüber lächeln konnte, weil es niemand wußte. Es sitzen auch heute noch stille Mädchen über ihren Stickereien und „essen ihr Herz auf", wie die Engländer sagen.

Hedwig stickte nicht. Ihre Eltern waren in die Hauptstadt der Provinz gezogen, weil sie dort unbeachtet und billig leben konnten. An einer Porzellanfabrik hatte Hedwig Beschäftigung gefunden. Sie malte Blumen auf Tassen und Teller. Den Erlös legte sie zu ihrem sehr knappen Toilettengelde. Schließlich konnte sie den Beitrag des Vaters ganz zurückweisen. Die Mutter war kränker geworden, der Vater aber, dem die Wissenschaft nicht mehr helfen konnte, gab sich in die Hände von Quacksalbern. Das kostete Geld.

Jahrelang saß Hedwig so am Fenster und malte. Unzählige Tassen und Teller gingen durch ihre Hände. Ihrer Mutter Leben löschte sanft aus, ihr Vater wurde mißtrauisch und verbittert. Tagelang sprach sie nur mit dem Dienstmädchen. Kamen dann für ihren Vater mitteilsame Zeiten, so mußte sie ihre Stimme anstrengen, bis sie nervöse Halsschmerzen bekam und nachts vor Schmerz nicht schlafen konnte. Und dazwischen malte sie Heckenrosen und Vergißmeinnicht nach papiernen Vorlagen, denn die Fabrik, die sie beschäftigte, ging in alten Bahnen, weil ihre Abnehmer in der Provinz kein Verlangen nach der „dekorativen Linie" hatten. Hedwig mußte zufrieden sein mit dieser Richtung. Sie war nicht schöpferisch beanlagt, nicht einmal eine der von ihr so oft kopierten Heckenrosen hätte sie direkt aus der Hand der Natur nehmen können. Sie war ganz an ihrem Platze.

Da sah sie das Glück. Nicht ganz nah natürlich, in Griffweite. Sie sah es sich gegenüber, hinter den Fenstern im zweiten Stock auf der anderen Seite der Straße, und wenn sie die Augen von ihren Farben aufschlug, blickte sie in seinen Glanz. Da war ein junges Ehepaar eingezogen, das vergaß immer seine Vorhänge zuzuziehen, und Hedwig konnte auf den einfachen Mittagstisch sehen, den die Hausfrau selbst so sorglich deckte, und auf dem den ganzen Sommer hindurch ein Blumenstrauß stand. So nah hatte sie noch niemals Menschenglück gesehen. Wenn er am Morgen in seinen Beruf ging, blickte er immer wieder nach dem Fenster zurück, von dem sein Weib grüßte, als stände ihnen eine lange Trennung bevor, und wenn sie gegen Abend von einem ihrer Spaziergänge heimkehrten, hielten sie sich an den Händen wie Kinder. Hedwig hatte dann die Malsachen schon verwahrt. Niemand vermutete sie am dunklen Fenster. Da saß sie und sah, wie jene die Lampe anzündeten, wie er ihr vorlas, bis sie das Buch aus seinen Händen nahm, ihre Arbeit beiseite legte und zu ihm trat hinter seinen Stuhl, ihm die Augen zuhielt und die Haare zauste.

In dieser Zeit dachte Hedwig nie mehr an jene verblaßte Möglichkeit, deren Erinnerung sie in unzählige Vergißmeinnichts gemalt hatte. Anderes fiel ihr ein. Sie sah plötzlich, wie matt die Farben waren, die sie auf das Porzellan brachte. Erst die Glut des Brennofens gab ihnen ihre Leuchtkraft. Farbige Stücke aber bekam sie selten zu sehen, es sei denn, sie hätte irgend etwas nicht nach Wunsch der Auftraggeber gemacht. Und sie fand es unnatürlich, mit toten Farben nach papiernen Vorlagen zu malen, ohne je die Freude am Erfolg zu haben. Eines Tages versuchte sie es mit einer frischen, roten Rose. Aber dann zerriß sie das Blatt. Es war ein Zerrbild geworden.

Nie war sie der Sonne ferner gewesen. Da trat eines Tages, nachdem sie beobachtet, daß der Mann drüben lange allein gegessen und nur immerfort unruhig von seiner Suppe aufgesprungen und ins Hinterzimmer gelaufen war, die junge Frau ans Fenster und hielt ein kleines Kind im Arm.

Digitized by Google

Die Sonne schien hell auf ihr glückliches, blasses Gesicht, Am Abend dieses Tages ging Hedwig an das Grab ihrer Mutter und weinte sich einen quälenden Druck von ihrem Herzen fort, und nun folgten ein paar gute Jahre, in denen sie nach den Fenstern drüben sah, wie nach einem Brennglase, und mit Nicken und Grüßen Freundschaft schloß mit Mutter und Kind. —

Dann bahrte man drüben im Vorderzimmer die junge Frau auf und legte ihr ein Totgeborenes in den Arm, und Hedwig trug ihren Maltisch hinüber ins Hinterzimmer, wo der Ersparnis wegen im März nicht mehr geheizt wurde. Vorn verwischten ihr die Tränen ihre Porzellanblümlein. Als sie sich später aber zurückfand in die alte Art, denn schon der Wechsel ihres Arbeitsplatzes war in ihrem Leben etwas Unerhörtes und Ungewohntes, da jauchzte die kleine Waise ihr zu und warf Kußhändchen hinüber, und der Mann, der das ungestüme Kind hielt, grüßte ernst und scheute sich nicht, seine Tränen zu zeigen. — — —

Hedwig hatte sich auf die einfache Bank unter dem Apfelbaum gesetzt und den Korb mit Astern neben sich gestellt. Das Tagpfauenauge mit den zerfetzten Flügeln war den Blumen gefolgt. Vielleicht fand es doch noch Süße in den Kelchen. Es brauchte sicher nicht viel. Hedwig sah ihm zu. Was ist wenig, was ist viel im Leben? Konnte sie abwägen, was ihr dieser Sommer gegeben hatte, von jenem ersten Tage an, da sie ihn zufällig mit dem Kinde getroffen, als sie aus der Fabrik kam, und die Kleine zwischen ihnen ging, glückselig plaudernd, ihre warme Hand in die der Tante schiebend? Gab er ihr viel von seinem Selbst, als er sie in sein Inneres sehen ließ, in dem der Schmerz um die Tote nach einem Jahr noch so frisch war, oder strömte er das so hin, wie der Quell sein Wasser, wenn er es endlich an das Licht gedrängt hat? Zu wenig Sonne! Vielleicht würde sie es nie erfahren! Er hatte einen längeren Urlaub erhalten und war mit dem Kinde zu seiner Mutter gefahren. Die Fenster drüben waren geschlossen, gerade als sich die ihrigen weit öffneten, und die weißen Vorhänge vom Winde herausgezogen wurden. Dann liegt eine Leiche im Zimmer, sagt der Volksmund. Er hatte recht. Ihr Vater lag drinnen, und als sie ihn hinausgetragen hatten, schrieb Hedwig eine Meldung auf die Annonce, die sie in der Zeitung gefunden hatte, und kam hierher ins laute Leben, wie sie meinte, wo alles greifbare Wirklichkeit war und hinter jedem Wort die Tatsachen standen; wo man Saat und Ernte sehen und vergleichen konnte, und wo ein Händler nach einer Hand voll Roggen sagen konnte, ob da Sonne genug auf die Ähren geschienen habe, die gute und böse Zeit getragen hatten auf dem Felde draußen.

„Kindchen," sagte die resolute Frau von Marbach, als sie zu ihrer Gesellschafterin auf die Veranda trat, wo diese die Astern in die Vasen steckte, „von jetzt an müssen Sie jeden Nachmittag ein Stündchen schlafen. Sie sehen gottsjämmerlich aus, wissen Sie? Ich habe eben in der Zeitung gelesen, nicht nur das Getreide, auch wir Menschen hätten in diesem Sommer zu wenig Sonne bekommen. Der Kommissionsrat hat vielleicht nicht so unrecht und soll den Roggen haben, sonst brennt er mir noch in den Säcken. Bei uns Menschen aber, denke ich, kann man etwas nachhelfen, bei Ihnen wenigstens will ich's versuchen. Und nun kommen Sie zu Tisch. Es ist auch ein Brief für Sie gekommen. Den gebe ich Ihnen aber erst nachher. An die Post vor Tisch muß sich der Magen erst gewöhnen. Ich will aber, daß Sie rote Backen bekommen, der Zeitung zum Trotz. Wenigstens an die Herbstsonne sollen Sie kommen!"

Musikstudenten.

Erinnerungen eines Hochschülers. Von Paul Oskar Höcker.

Nachdem die neuen Prunkbauten der Königlichen Akademie der Künste draußen in der Hardenbergstraße zwischen Berlin und Charlottenburg festlich eingeweiht worden sind, scheinen die Tage des bescheidenen alten Gebäudes an der Potsdamerbrücke, das einige Dezennien hindurch der akademischen Hochschule für Musik gedient hat, gezählt zu sein.

Die einen fürchteten schon, es werde nun schleunigst von geschäftstüchtigen Kunstbarbaren ein Tingeltangel oder ein Ueberbrettl dahin verlegt werden. (Zum Glück hat eine amtliche Erklärung die Gemüter rechtzeitig beruhigt.) Die anderen hoffen oder wünschen, daß der vor dem Dr. Lindau aus der Schumannstraße weichende Dr. Brahm und seine Geldleute das große, wie ein gartenreiches Eiland inmitten des Häusermeeres vom neuen Berliner Westen gelegene Grundstück an sich bringen möchten, um dort die Ideen und die Geschäfte des Deutschen Theaters weiterzuführen.

Vorläufig stehen die gelbgrauen Mauern noch, die sich rechtwinkelig und fast schmucklos zu dem früher bei öffentlichen Bauten so beliebten Kommodenstil fügen. Es ist auch sonst noch keine Veränderung wahrzunehmen. Vielleicht ist der im Süden an die Hochschule anstoßende Park noch immer das Dorado der Kastellanfamilien, der außer dem Lehrpersonal einzig berechtigt gewesenen glücklichen Nutznießer des verschwiegenen Großstadtidylls, — so wie damals, als ich meine drei Studienjahre absolvierte und manchen verzweiflungsvollen Blick zu den blühenden Fliederbüschen hinübersandte, wenn mein gestrenger Professor eine Quintenfolge in meinen Kanons oder Fugen entdeckte. Ein Zwanzigjähriger, hatte ich mich im Jahre 1885, frisch vom Gymnasium weg, in der alten Steinkommode eingefunden, um die Aufnahmeprüfung für die Kompositionsklasse abzulegen.

Manche von den ernsten Musikprofessoren, die sich damals mit uns ungeduldigen Hochschülern abplagten, sind, der Musenwacht der Akademie ledig, ins Land des ewigen Schweigens eingegangen. Und auch von vielen, vielen strebsamen, fleißigen, talentvollen Mitschülern schweigt die Kunstgeschichte völlig. Sind auch sie gestorben oder fahnenflüchtig geworden, oder sind sie im brotspendenden Tages- und Abendhandwerk der Tonkunst untergegangen, oder hat das Ausland oder hat Tirschtiegel sie zu Lokalberühmtheiten gestempelt, von denen bloß zu uns Großstädtern keine Kunde dringt?

Wenn ich die Reihe der jungen Komponisten durchgehe, die damals mit mir zusammen bei dem feinsinnigen, unvergeßlichen Freiherrn von Herzogenberg die knifflichen Geheimnisse des Kontrapunkts studierten, wenn ich der älteren Kameraden gedenke, der zu meiner Zeit dem Hochschulverband soeben entwachsenen Meisterschüler des alten Professors Kiel, dann findet sich freilich auch manche inzwischen zu Ruhm oder doch zu Ansehen gelangte Erscheinung darunter: Wilhelm Berger, Eduard Behm, C. F. Koch, Kahn, van Eycken, Stolzenberg, Bausnern, Puchat, Kähler, A. Schumann, Fried ꝛc. — den Konzertbesuchern wie den Fachleuten sind diese Namen längst geläufig geworden. Ich habe ihr Streben und ihren Werdegang natürlich mit besonders lebhaftem Interesse verfolgt, auch als meine ersten literarischen Versuche und Erfolge mich der beruflichen Ausübung der Tonkunst abwendig machten.

Das Leben und Treiben auf der Hochschule für Musik unterscheidet sich natürlich in vielem von dem auf einer Universität. Vor allem darin: für die Musikstudierenden der Akademie der Künste gibt es kein fröhlich dem Becher und dem Rappier geopfertes Semester. Die Anforderungen an Talent und Fleiß und Ehrgeiz, die an sie vom ersten Tag des Unterrichts an gestellt werden, sind zu ernst, der berufliche Wetteifer der beiden Geschlechter ist zu groß. Das „ungebundene Künstlerleben", von dem manche jungen Leute vielleicht träumen, wenn sie, des trockenen Tones auf dem Pennale satt, an ein Kunststudium denken, existiert wohl in den Pariser Romanen der älteren Bohème-Epoche, auf der Königlichen Hoch-

Digitized by Google



Pferdemarkt in Balta (Podolien). Nach dem Gemälde von Josef Brandt.

Digitized by Google

schule für Musik zu Berlin aber sicher nicht. Es befinden sich auch gerade dort zu viele junge Leute unter den Studierenden, die sich die Mittel zum Studium im bitteren Daseinskampf durch Stundengeben, durch Begleiterdienste am Piano, durch Arrangements von Musikstücken, durch Aushilfe in Dilettantenquartetten, sogar durch Aufspielen zum Tanz insgeheim verdienen müssen.

Da auf der Hochschule nicht einseitig Virtuosen ausgebildet werden, sondern jeder Studierende eine gründliche harmonische Gesamtdurchbildung erfahren soll, sind für jede der vier Abteilungen — Komposition, Gesang, Klavier und Orgel, Orchester einschließlich Harfe — eine Unmenge Nebenfächer obligatorisch.

Nicht alle diese Nebenfächer, so wichtig sie mitunter sein mögen, sind bei den Hochschülern beliebt.

Vor dem Partiturspiel zumal hatten wir Kompositionstudierenden alle einen wahren Horror. Professor Bargiel, der Schwager Robert Schumanns, hatte damals die Leitung. Er war nicht geneigt, „genialische Flüchtigkeiten" zu dulden, er verlangte vielmehr Ton für Ton die streng gebundene Durchführung aller Stimmen der oft recht krausen und schwarzen Partituren, gleichviel ob es sich um die Entzifferung der alten C-Schlüssel in Bachschen Motetten, um das violinistische Figurenwerk eines Quartetts, um die Transposition einer Fuge von c nach fis oder ges handelte.

In tiefster Niedergeschlagenheit, mit dem trostlosen Bewußtsein: „Partiturspielen, wie es dem Herrn Professor vorschwebt, lernst Du nie, nie!" verließ man meist diese Ensemblestunden.

Um so größer war der Stolz, um so heller die Freude, wenn einer der vorgeschritteneren Schüler eine seiner vom Abteilungsvorstand für reif und würdig befundenen eigenen Partituren unter Meister Joachims Anleitung praktisch mit dem Orchester durchnehmen durfte. Aber das kam selten genug vor.

Einmal wagten daher wir jungen Kompositionstudierenden, deren heißer Tatendrang sich in schrillem Gegensatz zu der langsam, kühl und ernst prüfenden Art der akademischen Lehrer befand, ein äußerst kühnes Unternehmen, dem etwas wie „Selbsthilfe" innewohnte. Wir wollten in geteilter Arbeit eine große dreiaktige romantische Oper komponieren und zur Verherrlichung des Stiftungsfestes eines unserer akademischen Vereine mit Chor und Orchester zur Aufführung bringen!

Das Libretto, über das wir uns in Unterrichtspausen, zwischen den Proben und beim bescheidenen Mittagessen im Restaurant „Karlsbad" einigten, führte den heute so populär gewordenen Titel „Alt-Heidelberg!" Die Handlung war nicht besonders originell, aber hinreißend romantisch, sie spielte zu kurfürstlichen Zeiten, es kam etwas von Jungfernraub und von Zweikampf darin vor, die Glanznummern aber waren die lyrischen Momente, ein Sang ans Neckartal, eine Mondscheinliebesscene à la Tristan, ein Kellermeister-Trinklied ꝛc.

Niedergeschrieben hatte schließlich ich den Text. Aber mitgedichtet hatte ein gutes Dutzend Vereinsmitglieder: angehende Komponisten und Kapellmeister, Organisten, Violin- und Klavierspieler. Auch die Wünsche der Schüler und Schülerinnen der Opernklasse, die die Hauptrollen „creieren" sollten, mußten gehört werden. Z. B. legte mir's ein hübscher junger Bariton, der aus der Schweiz stammte, noch in letzter Stunde dringend ans Herz, ihm am Schluß seiner Arie im 2. Akt Gelegenheit zu einem möglichst fortis-imo zu singenden Fluch zu geben, wovon er sich eine erschütternde Wirkung versprach. Ich habe heute keine Ahnung mehr, wie ich das Kunststück fertig brachte, denn die betreffende Baritonpartie repräsentierte einen überaus liebenswürdigen Kavalier vom Hofe des Winterkönigs. Aber da wir auf die versöhnliche Stimmung sämtlicher Mitwirkenden angewiesen waren, so bekam der Bariton seinen Fluch, den er dann auch hernach auf den ersten Proben ganz hervorragend wiedergab.

Die Verteilung der einzelnen Scenen und Nummern an die acht Komponisten, die sich zur Mitarbeit gemeldet hatten, ging ohne Schwierigkeiten vor sich. Wer mit seinem Text nicht völlig einverstanden war, dichtete ihn eben ganz einfach um. Über Stimmlage der Rollen, über die zur Verwendung kommenden Orchesterinstrumente hatten wir uns geeinigt: knapp vier Wochen nach Ausgabe der Textabschnitte liefen die stattlichen Partituren bereits ein.

Durch Generalversammlungsbeschluß wurden die Partituren dann genehmigt (nur einem Komponisten, der leichtsinnigerweise Saxophon und Baßtuba vorgeschrieben hatte, wurden diese unsere Kräfte übersteigenden Instrumente mittels Akklamation gestrichen) und man betraute mich mit der Leitung des Ganzen. Zu Weihnachten trat ich mein Ehrenamt als Theaterdirektor an, zu Ostern sollte das Werk schon zur Aufführung gelangen — aber ich werde der so kurzen Frist meiner Direktorwürde so leicht nicht vergessen. Ehrlich gesagt: es war furchtbar.

Vom damaligen Kommissionsrat Engel hatten wir Bühne und Saal des Krollschen Etablissements für unseren „großen Tag" gemietet. Für die scenischen und gesanglichen Ubungen des Solopersonals und des in aller Eile zusammengetrommelten Chors, sowie für die Proben mit der aus lauter Freiwilligen unserer Orchesterklassen bestehenden Opernkapelle stellte uns das Direktorium der Hochschule liebenswürdigerweise täglich ein paar geheizte Räume in den freien Abendstunden zur Verfügung.

Vorstand des Direktoriums war zu jener Zeit der inzwischen gleich Herzogenberg allzufrüh verstorbene Professor Dr. Spitta, dessen klaren, tiefgründigen, geistvollen Vorträgen über Musikgeschichte und Entwickelung des Stils wir immer mit wahrer Begeisterung lauschten. Menschlich — so wie Meister Joachim — trat er seinen Schülern wenig näher. Aber ein anderer Abteilungsvorstand war uns oft in unserer kühnen Opernangelegenheit ein Fürsprecher bei den übrigen strengeren Mitgliedern des Direktoriums, wenn diese unsere ernsten akademischen Studien durch derlei Vereinsleistungen gefährdet glaubten: das war der Professor Adolf Schultze, der Dirigent des großen gemischten Hochschul-Chors und des als künstlerische Spezialität hochangesehenen Acapella-Chores.

Als Mann der Praxis sah er wohl ein: zu lernen war für uns bei der Sache so mancherlei. Und uns allen, besonders den Komponisten unter uns, war sie ja heiliger Ernst. Die groteske Stillosigkeit unserer Librettovertonung empfanden wir zum Glück nicht; bei den Proben widmete eben ein jeder nur seinem eigenen Musenkinde Aufmerksamkeit, den musikalischen Zusammenhang suchte keiner.

Die Kompositionen, in deren Mehrzahl es auffällig „wagnerte" (Geigentremoli und wilde Modulationen gab es in Fülle), zeigten wir natürlich beileibe unseren Professoren nicht, unsere Partituren hätten durch die Korrekturkreuze sonst sicher das Ansehen von Totenäckern bekommen. Aber in anderer Hinsicht brauchten wir Helfer, Fürsprecher und väterlich vermittelnde Freunde. Es war nämlich gleich bei den ersten Klavierproben Gefahr vorhanden, daß das so wunderschön gedachte Werk in die Luft ging.

Zu allernächst gab es den üblichen Rollenneid und gekränkten Künstlerstolz der Mimen. Eines Tages warf der baumlange seriöse Baß unserm Correpetitor, einem sehr stilbewußten, dabei äußerst zarten und nervösen, fast mädchenhaften Organisten, seine Partie vor die Füße mit den Donnerworten: wenn man ihm nachzusagen wage, daß er das eingestrichene cis fortwährend unrein singe, dann verzichte er überhaupt auf die Ehre ꝛc. Die Primadonna fühlte sich im lyrischen Tenor mitgekränkt, weil unser freiwilliger Regisseur im Künstlereifer ihn anfuhr: warum er denn dastände wie ein Stück Holz, weshalb er denn für seine heiße Liebesscene kein Feuer hervorhole. Wenn er nicht mehr aus sich herauskönne, dann solle er sich begraben lassen. Das letztere tat er nun freilich nicht, sondern er streikte kaltlächelnd. Und unsere Primadonna folgte.

Ach, innerhalb der Monate Januar und Februar ging so ziemlich jede Partie durch vier, wenn nicht sechs Hände.

Digitized by Google

Es wurden im Verein Entrüstungsversammlungen abgehalten, denen ein Einigungskommers folgte, es wurden Zirkulare versandt, in denen die Mitglieder des Chors und Orchesters in flehentlichen Tönen um pünktlicheres Erscheinen angegangen wurden. Das nahmen dann wieder die bis dahin Pflichteifrigen übel und blieben aus.

Kurz, die Erregung wuchs von Tag zu Tag.

In einer Orchesterprobe erklärte mir plötzlich das zweite Fagott: es habe „das ewige Gedudel" nun endlich satt, wenn ihm nicht mindestens ein kurzes Solo ins Zwischenspiel einer Buffo-Arie hineinkomponiert werde, so lege es seine Mitgliedschaft nieder.

Nun meldete sich sofort auch das dritte Horn, darauf die bisher mustergültig bescheidene zweite Klarinette.

Die Komponisten sträubten sich, Änderungen zu machen, das ginge gegen ihre Eingebung, sagten sie, nein, Konzessionen machten sie nicht, punktum. Ich suchte zu vermitteln, ich schwitzte Blut, ich magerte ab, ich gelobte mir, lieber Steinklopfer zu werden als Kapellmeister.

Zwischen dem Pauker und dem Baßbuffo wäre es bei der vorletzten Ensembleprobe beinahe zu einer regelrechten Schlägerei gekommen. Einer der Komponisten hatte in der Arie des Baßbuffo sehr pikant wirkende, aber rhythmisch ungemein schwierige Synkopen verwendet, die die Pauke zu markieren hatte. Es war dem Baßbuffo aber nicht beizubringen, daß seine schweren Taktteile nicht mit den Paukenschlägen zusammenfielen: er bezichtigte den Pauker vielmehr fortgesetzt der intriganten Absicht, ihn aus dem Rhythmus zu bringen. Glücklicherweise gelang es dem Vereinsvorstand, einem ruhigen Cellisten, den Ehrenhandel noch am gleichen Abend in besonderer Sitzung durch einen „Bierjungen" zu schlichten. (Der Pauker gewann ihn.)

Anfang März 1888 fand dann trotz all dieser Kabalen eine Gesamtprobe statt, die leidlich ausfiel. Es war die letzte im Saal der Hochschule; für die nächste, die Generalprobe im Kostüm, war schon die Krollsche Bühne bestellt.

Sachverständige Vereinsmitglieder hatten die Dekorationen und Kostüme aus dem nicht übermäßig reichhaltigen Fundus des Herrn Kommissionsrats ausgewählt, aller Herzen schlugen höher, verschiedene Komponisten, Sänger und Sängerinnen sahen sich im Geiste bereits von den enthusiasmierten Hörern umjubelt — und ich glaube, ich träumte mindestens von einer Berufung als Kapellmeister ans Hoftheater von Sondershausen . . .

Bloß die Sache mit dem Baßbuffo, der nachträglich seine Künstlerehre durch den Schiedsspruch des Biergerichts doch nicht völlig wiederhergestellt glaubte, machte mir große, große Sorge. Wenn er etwa in letzter Stunde noch streikte, war die Aufführung unseres mühevollen Opus geworfen.

So suchte ich denn unseren Protektor auf, den Professor Schultze, um ihn, der uns schon so oft in freundlichem Verstehen unserer Nöte geholfen hatte, um seine Intervention zu bitten.

Er hörte mich mit einem wehmütigen Lächeln an, dann klopfte er mir auf die Schulter und sagte: „Lieber junger Freund, Ihr Werkchen wird von einer ganz anderen Seite her eine Störung erfahren — eine Störung, die ins Schicksal unseres ganzen Landes einschneidet, in viel, viel ernstere Interessen als in die, die gegenwärtig Ihre Welt bedeuten."

Am gleichen Abend schon ging mir der Ernst seiner Worte auf: unseres greisen Königs Lebensstunden waren gezählt. Und anderen Tags hatten wir Landestrauer.

Natürlich wurden alle Feste abgesagt — die Hochschule ward bis zu den Osterferien geschlossen.

Das war nun auch für uns und unsere Oper ein harter, harter Schlag. Orchester und Chor gingen in die Ferien, wie die Spreu zerstob unser emsiger Kreis in alle Winde, nur ein kleiner Teil davon kehrte zum Sommersemester nach Berlin zurück, auch das Studium der Mehrzahl von unseren Solisten schloß mit diesem Semesterende ab. Treu blieben uns nur der Pauker, ein paar Geiger, das zweite Fagott, ein lyrischer Tenor, die Posaune und die inzwischen wieder versöhnte Primadonna, die erst zum Winter ein Engagement antreten sollte. Mit diesem Stamm allein ließ sich im nachsten Semester unsere große romantische Ritteroper nicht zur Aufführung bringen — und neue Kräfte anzuwerben, dafür gebrach es uns vielfach und schmerzlich enttäuschten Vätern von „Alt-Heidelberg" denn doch am erforderlichen Mut.

Aber trotzdem unsere „Vereinsoper" das Licht der Rampen nie erblickt hat: ich kann nicht behaupten, daß wir die heillose Arbeit, die wir in unseren Freistunden darauf verwenden mußten, je bereut hätten.

Ob die neue Generation Musikstudenten draußen im Charlottenburger Prunkbau noch ebenso kühne Pläne schmiedet, wie wir damals im bescheidenen alten Musenheim an der Potsdamer Brücke? Ich wünsche es ihr. Denn schön war's doch — trotz des aufregenden Synkopenzwistes des Paukers mit dem Baßbuffo und all der anderen tragikomischen Kabalen.

Die immergrüne Wiese.

Nach einer westpreußischen Sage von Marianne Mewis.

Heimlich liegt, von Buchenwald umschlossen —
Grüner schien mir keine je als diese! —
Tief im Tal versteckt die schönste Wiese,
Von kristallner Quelle still durchflossen.
Rings im Grase nicken rosa Nelken,
Schaumkraut und Vergißmeinnicht im Winde.
Jede Blume gleicht dem frischen Kinde:
Sommers, Winters sieht man keine welken!
Unter schatt'gem Hange ragt ein Hügel,
Mächtig wie des Hünen Riesenbette,
Drin ein trauernd Heer bestattet hätte
Seinen König, stolz den Fuß im Bügel. —
Doch das Volk spricht: Als in fernen Jahren
Jener Nordlandfeind im grausen Kriege
Nicht des Kindleins schonte in der Wiege,
Sind der Wiese Wunder widerfahren.
Da der Heuschreckschwarm das Land bedeckte,
Da die Luft von Schwert und Kugel schwirrte,
Traf sich's, daß ein Lehrer — treuer Hirte
Seines Völkchens — es im Tal versteckte.
Und als ihrer Väter Hütten rauchen,
Ihre Mütter auf den Trümmern weinen,
Stehn in Engelsbut die frohen Kleinen,
Die wie Lilien nicht zu sorgen brauchen! —
Endlich, als die Stille droben währte,
Ist der Lehrer hügelan gestiegen.
Nah dem Hange sieht er rastend liegen,
Die sein Auge nie zu schau'n begehrte
Beutegierig flammt ihr Blick, der wilde.
Spähend springen sie vom dürren Laube;
Stehn beratend. Und zu neuem Raube
Strebt der Trupp ins sonnige Gefilde, —
Seinen Fuß dem Tale zugewendet! —
Hast Du wohl die Lerche je brachtet,
Wenn sie Dich vom Nest zu locken trachtet
Und mir frommem Trug Dein Auge blendet? —
Jener hat der Lehrer ohne Zagen
Nachgeahmt, ist weit waldein geflohen.
Stets im Angesicht der Schar, der rohen,
Bis ihm die sein greises Haupt zerschlagen . . .
Nimmer führte sie der Weg zum Tale. —
Doch die Kinder, da der Feind verschwunden,
Haben ihren Freund gesucht, — gefunden;
Häuften ihm das Grab zum Ehrenmale.
Sommers, Winters grünt ringsum die Wiese.
Kleine Blumen nicken froh im Winde.
Jede gleichet einem lieben Kinde.
Keine sah ich blühn im Lenz wie diese! —
„Und im Winter?" — Bin nicht hingegangen.
Tiefer Schnee hielt rings das Tal umfangen.
Alles muß man ja nicht schau'n, erleben.
Solche holde Wunder — glaubt man eben.

Digitized by Google

Familientisch. — Sammler-Daheim.

Zu unseren Bildern.

A. Eckardt führt uns auf seinem hübschen Bildchen in eine Wagnerwerkstatt. Die Sonne scheint durch das niedrige Fenster des kahlen Raumes, in dem der biedere Handwerksmeister von früh bis spät hobelt, sägt, leimt und hämmert. Jetzt sitzt er auf der Schnitzelbank und plaudert mit einem jungen Mädchen, die ihm eine schadhaft gewordene Harke zur Ausbesserung gebracht hat. Das Innere der dämmerigen Werkstatt mit dem Handwerkszeug und den Holzspänen an der Erde ist gut gesehen und nicht übel dargestellt.

Josef Brandts prächtiges Bild (S. 21) schildert einen Pferdemarkt in Balta (Podolien). Alle die hervorragenden malerischen Eigenschaften des polnischen Meisters, seine trefflich charakterisierten Gestalten und Typen aus Halbasien und vor allem die wundervoll gezeichneten Pferde, kommen hier aufs schönste zur Geltung. Die sarmatische Landschaft, in die er die bunte, vielgestaltige Scenerie komponiert hat, muß man sich in manchmal grellen und doch wieder weichverschleierten Farbentönen denken.

Der liebliche, aber etwas süßlich verzückte Mädchenkopf, der unsere Kunstbeilage ziert, ist ein Meisterwerk Jean Baptist Greuzes (1725 bis 1805), der mit Vorliebe naive, oft empfindsame Scenen aus dem bürgerlichen Leben darstellte. Ganz besonders beliebt waren seine Köpfe und Halbfiguren hübscher Mädchen und Kinder.

Die älteste deutsche Ansichtskarte.

Die früheste Geschichte der Ansichtskarte ist immer noch ziemlich dunkel. Auf einer von einem Privatunternehmer veranstalteten Ausstellung illustrierter Karten, die im Jahre 1899 in Nizza gezeigt wurde, prämiierte man eine am 31. August 1874 aufgegebene Postkarte mit einer Ansicht der Rudelsburg als die älteste Ansichtspostkarte. Diesen Preis hätte sie übrigens nicht verdient, denn es stellte sich bald heraus, daß Karten mit derselben Ansicht vom 20. Juli, vom 6. Juli, vielleicht sogar vom 28. Juni 1874 vorhanden sind (vgl. Samml.-Dah. 37. Jahrg. Nr. 17). Seitdem haben sich nun noch frühere Karten mit anderen Ansichten gefunden. Ansichtskarten im heutigen Sinne sind es freilich nicht, wenn man streng sein will, denn sie tragen die Ansicht auf der Adressenseite, was die Postbehörde jetzt nicht mehr erlaubt. Aber dieser nebensächliche Umstand kann uns nicht hindern, diese Bildkarten als wirkliche Ansichtskarten anzusprechen. Da haben wir zunächst eine Karte mit der Ansicht der Schneekoppe, die am 23. Juni 1873 abgestempelt ist. Sie ist also ein ganzes Jahr älter als die Rudelsburg-Karte. Das Bildchen der Schneekoppe auf dieser Karte ist in scheinbar genau derselben Farbe gedruckt wie die Marke und der Rand; es lag also die Vermutung nahe, daß dies Bildchen gleichzeitig mit der Marke gedruckt sei. Wir hätten alsdann eine offizielle Ansichtskarte als die älteste, und das würde ihr ein doppeltes Interesse verschafft haben. Die Direktion der Reichsdruckerei, die wir um Aufklärung gebeten hatten, schrieb uns jedoch nach eingehender Untersuchung des Falles: „Postkarten nach Art der vorliegenden sind in der vormaligen Königl. Preußischen Staatsdruckerei hergestellt und vom 1. Januar 1873 ab in den Verkehr gekommen. Das Bildchen auf der Aufschriftsseite ist in annähernd gleicher Farbe wie der postdienstliche Vordruck von privater Seite besonders eingedruckt worden." Eine offizielle Ansichtskarte ist die Schneekoppen-Karte also nicht, aber sie ist die älteste, bisher bekannt gewordene wirkliche Ansichtspostkarte. — Vorbilder hat aber auch sie gehabt, wie die ebenfalls hier abgebildete Geschäftskarte zeigt, auf der ein Tabaksfabrikant seinen Kunden anzeigt, daß einer seiner Vertreter demnächst bei ihnen vorsprechen würde. Der in der Reproduktion undeutliche Poststempel lautet: EISENACH BAHNHOF 15 8 70 8—12 N. Die Rückseite dieser Karte ist weiß und trägt nur den Ausgabestempel 16. 8 ohne Angabe des Jahres. — Ob sich wohl Ansichtspostkarten von noch älterem Datum nachweisen lassen?



Die älteste Ansichtskarte.

Eine Ausstellung hebräischer Druckwerke

fand vor kurzem in der Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M. statt. Der hauptsächliche Zweck der Ausstellung war: die Entwickelung des hebräischen Buchdrucks von seinen Anfängen in Italien bis zu den Ausläufern im Orient zu zeigen. Das Ziel konnte ziemlich erreicht werden, weil zu den alten Schätzen der Bibliothek in den letzten Jahren bedeutende Schenkungen und Neuerwerbungen hinzugekommen waren. So wurde im Jahre 1899 die Dr. A. Berlinersche Sammlung angekauft und eine umfangreiche Sammlung handschriftlicher Fragmente aus der Genisa der Esra-Synagoge und der Karäer in Kairo durch Dr. Horovitz erworben und der Bibliothek überwiesen. — Der Charakter der Ausstellung war wesentlich typographisch, indem von jeder Stadt, die eine hebräische Druckerei besaß und wo Bücher mit hebräischen Typen gedruckt wurden, möglichst der älteste Druck als Probe ausgestellt war. Zuerst wurde der Entwickelungsgang des hebräischen Drucks in Italien demonstriert. Die ältesten Drucke rühren von dem Mantuaner Arzt und Drucker Conat her, dessen Typen sich kaum von geschriebenen Buchstaben unterscheiden lassen. Fortschritte zeigen die Erzeugnisse einer Druckerei, die vor 1480 in Rom bestand; vollendet in Form und Ausstattung sind die von der Soncinaten-Familie hergestellten Druckwerke. Proben von Soncinaten-Drucken sind vorhanden aus den Städten Soncino, Brescia, Fano, Pesaro, Ortona und Rimini. — Im Jahre 1517 begann Daniel Bomberg in Venedig mit der Herstellung größerer hebräischer Druckwerke — der ersten Ausgabe der Rabbinischen Bibel, mit dem babylonischen und dem jerusalemitischen Talmud 2c. —, die sich den Soncinaten-Drucken würdig an die Seite stellen lassen. Bombergs Drucke dienten den Offizinen in Bologna, Ferrara, Sabbionata, Cremona, Riva, Padua und Verona zum Vorbilde. In der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts beginnt für hebräische Drucke der Verfall, Ausstattung und Herstellung werden armselig. — Sodann wurde die Entwickelung des hebräischen Buchdrucks in Spanien und Portugal in zum Teil prächtigen und hochseltenen Exemplaren dargestellt. Die Titelornamente und die Randleisten verraten maurischen Einfluß, die Typen runden Charakters sind der Kurrentschrift der spanischen Juden nachgeahmt. Ein Druck von Leiria ist das einzige bekannte Exemplar, es kam aus der Sammlung Rothschild in die Stadtbibliothek. — Die Drucke Deutschlands, Österreichs, der Schweiz und Dänemarks waren zu einer Gesamtgruppe vereinigt. Das erste uns hier begegnende Werk, von Petrus Niger in Eßlingen hergestellt, verwandte noch Holzschnitte hebräischer Buchstaben. Das Gleiche ist auch bei dem Nurnerschen Buche, welches das dritte überhaupt in Frankfurt gedruckte Werk ist, der Fall. Erst das Baseler Psalterium (das ausgestellte Exemplar trug handschriftliche Bemerkungen Luthers) zeigt die größere Vollendung, die der hebräische Druck in Deutschland genommen hat. — Weitere umfangreiche Gruppen der Ausstellung wurden gebildet von den in Frankreich, England und den Niederlanden hergestellten Drucken, von den Drucken der russischen Städte und von den orientalischen; die ausgebreiterste Druckertätigkeit herrschte in Rußland, wo im XVIII. Jahrhundert mehr als 20 Offizinen bestanden, die neben hebräischen auch kabbalistische Schriften druckten. — Ein schön ausgestatteter, übersichtlicher „Führer" erleichterte die Orientierung in der umfangreichen Ausstellung. M. Kirmis.

Notizen.

Hyacinthen. Die Zeit kommt heran, wo der Blumenfreund die Holländer Zwiebeln in Töpfen in den Keller setzt, damit sie zur Weihnachtszeit durch leuchtende Blüten und herrlichen Duft Auge und Nase erfreuen. „Nase ist zu wenig gesagt; sie ist nur das Eingangstor für unendlich feine, in der Luft verteilte Stäubchen, die ins Gehirn dringen und dort Reize ausüben, Widerwillen und Lust, wohliges Behagen, Produktionsfähigkeit ... je nach ihrer Natur und nach der Eigenart des atmenden Individuums. Das sind keine Narkotika, das sind subtilere Anregungen, unerklärt und unverstanden, aber sicher wirkend, wie elektrische Fluida. Der Mensch ist charakterisiert durch den Geruch, den er liebt." Die Hyacinthe riecht nur angenehm, wenn die Blüten sich eben geöffnet haben, ist sie aber voll erblüht, oder beförderte direkte Sonnenwärme die Abdunstung des Duftes, oder befinden sich viele Pflanzen im Zimmer, dann legt sich der Duft wie ein schwerer Dunst ums Gehirn, erschlaffend, betäubend. Die Hyacinthe ist aber vornehmlich der Variabilität ihrer Färbung wegen beliebt, und nach der Tulpe dürfte sie diejenige Pflanze sein, die am meisten in Sammlungen vereinigt wird. Haarlem in den Niederlanden besitzt wohl die bedeutendste Hyacinthenkultur der Welt, mehr als 300 Spielarten werden dort gezüchtet und katalogisiert. Die Zucht ist nicht leicht. Die Zwiebeln kommen im Herbst bei trockenem Wetter in die Erde, noch vor dem Froste müssen die Pflanzungen mit Laub, Spreu oder anderen Schutzmitteln bedeckt werden. Dann wird im März die Winterdecke entfernt und die Beete werden zollhoch mit alter Lohe bedeckt, die die Nachtfröste abhält und das Aufkommen von Unkraut verhindert. — Die Hyacinthe stammt aus Kleinasien, schon von den Alten wurde sie hochgeschätzt. Die Sage erzählt, daß der spartanische König Amyklus einen Sohn von außerordentlicher Schönheit besaß; er hieß Hyacinthus und war ein Liebling des Apollo. Zephyros, der Sohn des Äolus, hierüber eifersüchtig, lenkte einen Diskuswurf Apollos so von seiner Bahn, daß er den Hyacinthus tödlich am Kopfe verwundete. Vergebens versuchte der Sonnengott die Heilung seines jungen Freundes, und als er starb, ließ er aus des Toten Blute eine Blume erspießen, die er Hyacinthe nannte.

Bei einer Chodowiecki-Versteigerung, die die Kunsthandlung von C. G. Boerner in Leipzig veranstaltete, und auf die wir schon hinwiesen, hat der Sammeleifer, wie wir voraussagten, nun wirklich ganz enorme Preise für die Seltenheiten unter den feinen Kupfern des Meisters gezeitigt. Der „Würfler" E. 1 brachte 400 Mk., „Husaren und Mönche" E. 4 245 Mk., der sog. „kleine L'hombretisch" E. 13 265 Mk., die Folge der „Clarisse" 555 Mk., das sog. „Bouquet de Maximes" E. 47, ein künstlerisch vollständig wertloses Titelblättchen in der Größe einer Briefmarke, 490 Mk.! 2c. Auch für die übrigen Blätter des Werkes wurden fast durchweg bisher noch nie gezahlte Preise geboten. Es bleibt wohl zweifelhaft, ob sich diese offenbar durch eine Sammelmode hervorgerufene Preishöhe für den Meisterlange halten wird. Jedenfalls scheint jetzt ein günstiger Zeitpunkt zu sein für den Verkauf von Chodowieckiblättern.



Alte Geschäftskarte mit Ansicht.

Neue Stollwerckbilder. Humor und Ernst, Belehrendes und Unterhaltendes bringt das neue, fünfte Sammelalbum für Stollwerckbilder. Nie unschön, stets decent, mit pädagogischem Takt zusammengestellt, bildet es in langen Winterabenden eine Quelle der Anregung für alt und jung. Das Album erschien um Ostern; bis jetzt, Anfang November, liegen folgende Serien daraus vor: Die Armee Friedrichs des Großen. II. Von Adolf Menzel. — Gefiederte Welt. — Deutsche Landschaften. Von Walter Leistikow. — Strand und Lagune. Von Ludwig Dill. — Gänsemädchen und Königssohn. — Naturgewalten. Von Doepler d. J. — In- und ausländische Früchte. — In- und ausländische Kulturgewächse. — Unser Herr. — Märchen vom gestiefelten Kater. — Malerische Burgen und Orte. — Im Reiche der Sterne. — Auf Tour. — Tageszeiten. — Komponisten. — Im Kreislauf des Jahres. — Aus Dichtung und Sage. — Aus Deutschlands Vergangenheit. — Fabelwesen. — Aus der Zeit Friedrichs des Großen. — Grimms Märchen. — Germanische Götter. — Antike Theater. — Verkehr in früherer Zeit. — Im Wechsel der Tage. MK

Digitized by Google

Hausgarten.

Wie ehrbar, edel, schön und fein
Kann doch ein einzig Blümlein sein,
Das aus des Schöpfers Künstlerhand,
Als wär's auf einen Wink, erstand!

Guido Gezelle († 1899).

Zierspargel.

In einem Blumenladen einer größeren Stadt konnte im vergangenen Herbst der Besitzer nicht genug Töpfe des Zierspargels (Asparagus) schaffen. In der Tat ist der Zierspargel als Topf- und Ampelpflanze ein

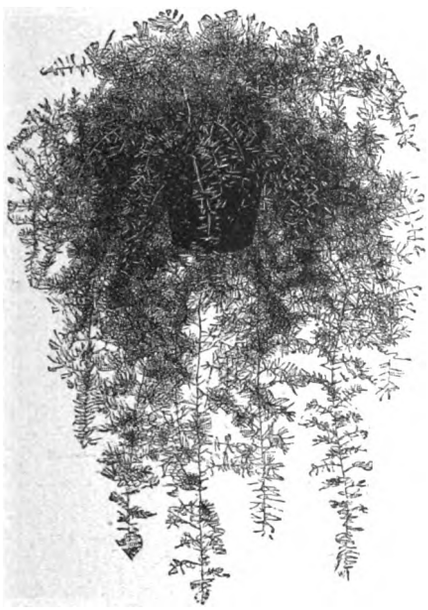


Abb. 1. Asparagus Sprengeri.
Zierspargel als Ampelgewächs.

Ziergewächs ersten Ranges, das zweifellos noch eine große Zukunft hat. Seine feine, zierliche und zarte Belaubung weteifert mit der unserer beliebtesten Farnkräuter, und dabei hat er vor diesen den Vorzug, daß er viel härter und fürs Zimmer vorzüglich geeignet ist. Man kultiviert den Topfspargel in einer leichten, sandigen, mit etwas Heideerde vermischten Mistbeeterde. F. C. Heinemann-Erfurt nennt den Zierspargel eine „herrliche Zimmerzierde" und behauptet damit nicht zuviel. Asparagus Sprengeri eignet sich als Ampelgewächs. Doch verlangt diese Art eine nahrhafte, schwere Erde. Rdt.

Gartenbücherei.

Das Chrysanthemum von F. C. Heinemann. H. Dege-Leipzig, 1 M. In elf Abschnitten erhält man Belehrung über die Vermehrung (Stecklinge, Samen), die Behandlung der jungen Pflanzen, Erziehung zur Buschform, Zwergform, Pyramidenform, Form der Hochstämme; die Kultur des frühblühenden Chr., das Düngen und die Feinde der Pflanze. Monatskalender, 22 Abbildungen. Rdt.

Die besten Kirschen, Pfirsiche, Aprikosen, Pflaumen. Nach Aquarellen von Feltz Kunze. Mit beschreibendem Text von C. Mathieu. Trowitzsch, Frankfurt a. O. 1902. Prächtige Tafeln, so naturgetreu wie nur möglich. Der kurze, aber erschöpfende Text aus der erfahrensten Feder, die man hierzu finden konnte. Das im gleichen Verlag früher schon erschienene Seitenstück: „Äpfel und Birnen" von Mengelberg ist durch dieses neue Werk übertroffen.

Die Kultur der bekanntesten Blumenzwiebeln und Knollengewächse. Von F. C. Heinemann. 5. Auflage. H. Dege-Leipzig, 1 M. Bei den vielen Mißgriffen, die gerade auf dem Gebiete der Blumenzwiebelkultur vorkommen, dürfte das Werkchen willkommen sein. Keine langatmigen Erörterungen, sondern bei jeder Pflanze kurze Anleitung zur Kultur und Treiberei. Interessant sind besonders die Ausführungen bei den Kulturanweisungen zu Hyazinthen, Begonien, Canna, Dahlien, Gladiolen, Tulpen, Gloxinien. Gute Abbildungen. Rdt.

Der Hausgarten auf dem Lande. Eine populäre Anleitung zur Anlage, Bepflanzung und Pflege der Hausgärten. Preisschrift, vom Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den königl. Preußischen Staaten mit einem Ehrendiplome gekrönt. Von Franz Goeschke, Königl. Gartenbau-Direktor und Lehrer des Gartenbaues am königl. pomologischen Institut zu Proskau. Vierte durchgesehene und vermehrte Auflage mit zahlreichen Abbildungen und einem Plane. Leipzig, Verlag von Hugo Voigt. Preis 1 M., eleg. geb. 1.50 M. So allgemein die Gärtnerei bei höheren Ständen geschätzt ist, so wenig Sinn dafür trifft man noch bei dem großen Haufen. Dies beweisen die vielen Obstdiebstähle und Beschädigungen von Pflanzen und Bäumen und der geringe Eifer unter den Landleuten, ihre Hausgärten in gutem Stand zu erhalten. Würde bei der Jugend in der Schule schon frühzeitig das Gefühl für diese Dinge geweckt, lernten die Kinder Bäume und Pflanzen kennen, sie veredeln, pflegen ꝛc., fänden sie am Elternhaus ein Gärtchen, wo sie angehalten würden, zu arbeiten, wo sie Gelegenheit fänden, das, was sie lernten und hörten, auszuüben, so würde dadurch mancher Familie aus ihrem Gärtchen größerer Nutzen erwachsen, als dies bis jetzt der Fall ist. Ähnliche Gedanken mag wohl auch der Verfasser bei der Abfassung dieses empfehlenswerten und billigen Büchleins gehabt haben; denn er hat sich die Aufgabe gestellt, dem Gartenfreund, namentlich dem Gartenbesitzer auf dem Lande, die Wege zu weisen, wie er sein Gärtchen ohne fremde Beihilfe selbst anlegen und unterhalten kann. Das Büchlein zählt 104 große Oktavseiten, ist in kurzer, dabei leicht verständlicher Weise geschrieben, elegant ausgestattet, mit 61 in den Text gedruckten Abbildungen versehen und behandelt die wichtigsten Arbeiten bei der Anlage eines Hausgartens, nämlich: Wahl des Terrains, Bewässerung, Einfriedigung, Führung der Wege, die beste Zeit zur Anlage, Erdarbeiten, Rigolen, Verteilung der Gruppen, Pflanzen der Bäume und Sträucher ꝛc.; es folgt dann: A) Der Blumen- oder Ziergarten und die dazu nötige Ausstattung mit Bäumen, Gesträuchern und Blumen; B) der Gemüsegarten und dessen Behandlung und C) der Obstgarten, dessen Einrichtung und Bepflanzung. Für die Brauchbarkeit des Büchleins spricht auch die in so kurzer Zeit nötig gewordene vierte Auflage.

Langensburg. Hofgärtner M. Lebl.

Dielytra spectabilis im Topf.

Vielen Gartenfreunden dürfte noch nicht bekannt sein, daß die allbeliebte Frühlingsblume Dielytra spectabilis (flammendes Herz, fliegendes Herz, Doppelsporn, Abb. 2) sich sehr wohl auch als Topfpflanze zum Treiben eignet Man nimmt im Herbst die Pflanzen aus dem Lande, setzt sie in entsprechend große Töpfe in guten Gartenboden, hält sie mäßig feucht, kühl und dunkel und stellt sie im Februar ans Fenster eines nicht zu warmen Zimmers. Die abgeblühten Stöcke zerteilt man und pflanzt sie in das freie Land. Interessieren dürfte die Leser, daß mir dieses Frühjahr die Dielytrastauden erfroren, die Blüte infolgedessen unterblieb, der Stamm jedoch wieder austrieb und Ende Juni sich auch einige Blüten einstellten. K.



Abb. 2. Dielytra spectabilis.

Die Himbeer-Brombeere.

Seit einigen Jahren macht die vielgepriesene Himbeer-Brombeere ihren Rundgang durch gärtnerische Preisbücher und Zeitschriften. Es wird berichtet von einem angenehmen erfrischenden Geschmack. Wer nur wegen des Wohlgeschmacks der Früchte diesen staudenartigen Halbstrauch kauft, ist angeführt. Ich hatte erst vor wenigen Wochen wiederholt Gelegenheit, Früchte zu kosten, ich war enttäuscht: bitter, fade, säuerlich-wässeriger Geschmack! Man kann der Pflanze auch etwas Gutes nachreden, sie besitzt eine sehr zierlich gefiederte smaragdgrüne Belaubung, an der im Juli die etwa 4 cm großen, weißen Blüten erscheinen, auch die Früchte, die Ende August, Anfang September ihre Reife erlangen, sind groß, kugelig, scharlachrot und verlockend schön zu nennen. Da die Pflanze sehr stark wächst, immer wieder neue Ausläufer treibt und förmlich wuchert, dabei keinerlei Ansprüche an Lage und Bodenart stellt, so wäre sie zur Bepflanzung von Böschungen und Abgrenzungsstellen im Garten, auch für Unterholzpflanzung immerhin zu gebrauchen. Des Wohlgeschmackes halber sollte sie jedoch niemand anpflanzen. Zur Reifezeit mit Früchten behangen, gewährt die Pflanze einen schönen, interessanten Anblick.

Paul Juraß.

Kunstdünger für Wirsing.

Bei Stallmistdüngung sollte der Dünger wenn möglich schon im Herbst untergebracht werden. Soll, da Kompost oder Stallmist fehlt, mit Kunstdünger gedüngt werden, so müssen solche Düngemittel beschafft werden, wie sie der Wirsing erfordert. Nach den Professor Dr. E. Wolffschen Tabellen enthält der Wirsing in 1000 Teilen der frischen Substanz 871 Teile Wasser, 5,3 Stickstoff, 3,9 Kali, 1,4 Natron, 3,0 Kalk, 0,5 Magnesia, 2,1 Phosphorsäure, 1,2 Schwefelsäure, 0,7 Kieselsäure und 1,1 Chlor. Wir ersehen daraus, daß er einer starken Stickstoff- und Kali-Düngung bedarf und geben pro Ar: 2 bis 3 kg phosphorsaures Kali, aber 6 kg 16 % Superphosphat und 2 bis 3 kg Chlorkalium und zwar schon im Herbste vor dem Umspaten. Der Stickstoff wird ungefähr 14 Tage nach der Pflanzung gegeben mit 3 kg Chilisalpeter. Der Salpeter ist fein zu pulverisieren, mit Sand oder feiner Erde zu vermischen und um die Pflanzen, ja nicht auf die Pflanzen, zu streuen. Nach dem Ausstreuen wird die Erde tüchtig angegossen. Fr. K.

Rhabarber.

Am empfehlenswertesten sind die im Handel unter dem Namen: Queen Victoria, Magnum bonum, Linnäus und Paragon erhältlichen Sorten. Die Kultur bildet in England und Amerika einen lohnenden Zweig des Gemüsebaues. Die Abbildung 3 zeigt ein Baumfeld, auf dem unter den Bäumen der Rhabarberbau feldmäßig betrieben wird. Zum gedeihlichen Wachstum fordert der Rhabarber lockeren, nahrhaften, nicht trockenen Boden und nicht zu



Abb. 3. Baumfeld mit Rhabarber.

Digitized by Google

dichten Stand (1,5 — 2 m entfernt). Der Boden muß vor der Pflanzung gut, mindestens 60 cm tief umgearbeitet werden. Um ein Ausfrieren der Stöcke zu verhindern, empfiehlt es sich, die entlaubten Stöcke im Herbst mit verrottetem Dünger zu bedecken. Besondere Ansprüche an Kultur stellt er nicht und kann deshalb auch in Hausgärten als Zierpflanze frei in den Rasen gepflanzt werden, da die großen Blätter zierend wirken. Um die Pflanzen nach Beraubung eines Teiles der Blätter (es dürfen niemals alle entfernt werden) zu kräftigen, ist zu raten, die Blüten zu entfernen, sobald sie sich zeigen.

Köln. **Max Schmidt.**

Äste absägen!



Abb. 4.

Keine Kunst, einen alten Ast am Obstbaum abzusägen, aber oft ein rechter Schaden! Nämlich dann, wenn man einen Stumpf stehen läßt: der fault ab und wird ausgehöhlt und morsch (Abb. 4). Ebenso wenn man die Sägwunde nicht verstreicht: dann geht's ähnlich, wie Abb. 5 deutlich zeigt. Und das Ende vom Lied offenbart Abb. 6: der hohl gewordene Baumstamm wird vom Sturm geknickt. Dagegen s. Abb. 7: der Stumpf rechts muß weg, aber nicht bei f (= falsch), was allzu nah wäre, die Wunde ziemlich vergrößern und den zum Verheilen sehr nützlichen Astwulst mit fortnehmen würde; sondern bei r (= richtig), indem man die Säge einsetzt, wo der Ast anfängt und schräg nach unten sägt; damit der halb durchgesägte Ast nicht am Stamm abschlitzt, wird er auch etwas von r aus nach aufwärts eingesägt. Die Sägwunde wird mit scharfem Messer glatt geschnitten, mit einem Brei aus Lehm und strohfreiem Kuhdünger stark überstrichen und, damit dieser festhält, mit einem Lappen umwunden. Statt dessen kann man auch Baumsalbe nehmen; Teer höchstens für das tote Holz, niemals für die lebenden Rindenteile, die dadurch getötet würden!



Abb. 5.



Abb. 6.

Gartenpost.

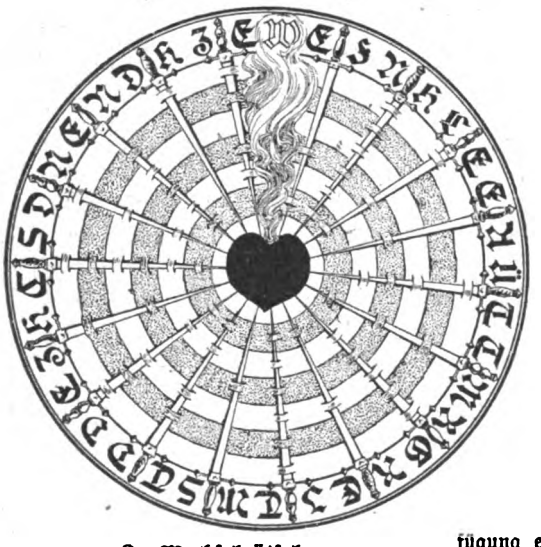
Postkempel Dresden. Orchideen im Zimmer zur Blüte zu bringen, ist von vornherein ein schwieriges Unternehmen. Sie gehören wie auch Ihre Cattleya (nicht Caltleya) in das Gewächshaus des Gärtners. Daß es besondere, mit allen den vielen Erfordernissen, die die Pflanzen an die Kultur stellen, ausgestattete Orchideenhäuser gibt, dürfte Ihnen bekannt sein. Wir raten Ihnen daher, um einen einigermaßen sicheren Blüterfolg zu erzielen, Ihre Cattleya bei einem Gärtner bis zur Entwickelung der Blüten in Pflege zu geben. Die Cattleyen stammen aus Südamerika. Je nach der Lage der Treibklimate gebrauchen die Pflanzen einen gewissen Zeitraum zu ihrer Entwickelung und zwar für das Treiben die Regenperiode, für das Trockenperiode. Ruhen die dernisse behalten Diese Erfordie in der Topfkultur bei. Daraus ergibt sich auch, daß die Cattleya einer Ruheperiode bedarf, welche sich meist auf eine Zeit von 6—8 Monaten ausdehnt. Dabei müssen Wassergaben bis auf das allernotwendigste beschränkt werden. Sonst können Sie die üble Erfahrung machen, daß die Blätter und Bulben einschrumpfen. Eine reiche Luftfeuchtigkeit — die man freilich im Zimmer nicht immer regelmäßig erzeugen kann — und die richtige Temperatur sind das einzige, was sich in der Trockenperiode anwenden läßt. Letztere soll im Durchschnitt 18° C. betragen. Alle Schwankungen in der Temperatur und dem Luftfeuchtigkeitsgrade sind den Cattleyen gefährlich, und diese Anforderungen kann unseres Erachtens nur ein Warmhaus vollständig erfüllen. **Kdt.**



Abb. 7.

In unserer Spielecke.

1. Problem: Die Schwerter.



2. Wechselrätsel.

Zwischen Brüdern gleichen Namens
(Groß der eine, klein der andre)
Stand ich anfangs in der Mitte.
Als dann mir zur Linken und zur
Rechten diese beiden standen,
(Mancher meint: 's ist ja dasselbe!),
Hatte doch in Wahrheit dabei
Eine Wandlung stattgefunden;
Denn die Stelle eines Baumes
Hatten nunmehr hochgestellte
Muselmänner eingenommen. **Dr. B.**

3. Homonym.

Die Tiefe hab' ich immer gern.
Ich bleibe stets der Höhe fern.
Vorräte berg' ich mancherlei,
Auch edlen alten Wein dabei.
Ich führe Dich mit kund'ger Hand,
Gern in der Dichtung Fabelland.

„Volldampf voraus".

Ein neues Flottenkampfspiel.

Das von Windrath und Tobler erfundene, von H. Windrath in Grevenbroich zu beziehende Spiel ist abwechselungsreicher und fesselnder als die meisten Brettspiele, z. B. als „Halma" und „Salta". Bei dem großen Interesse, das man überall der Entwickelung unserer Flotte entgegenbringt, dürfte das Spiel bald in den weitesten Kreisen bekannt und beliebt sein.

„Volldampf voraus" wird von Zweien gespielt. Jeder der beiden Spieler hat zu seiner Verfügung ein Geschwader, bestehend aus zwei Linienschiffen, zwei großen und zwei kleinen Kreuzern. Der Gefechtswert dieser drei Schiffstypen ist verschieden, ebenso ihre Beweglichkeit, ihre Manövrierfähigkeit. Die großen Kreuzer sind stärker als die kleinen, aber weniger stark als die Linienschiffe. Die Schnelligkeit der Schiffe steht in umgekehrtem Verhältnis zu ihrer Stärke.

Die beiden Geschwader werden auf einem sinnreich eingerichteten Spielplan aufgestellt. Jeder der beiden Spieler bemüht sich, nach und nach die Schiffe des Gegners kampfunfähig zu machen. Kampfunfähig wird ein Schiff, wenn es in ein feindliches Kreuzfeuer gerät, d. h. entweder zwischen zwei feindliche Schiffe oder zwischen ein feindliches Schiff und eine feindliche Strandbatterie. Wer alle Schiffe seines Gegners bis auf eins kampfunfähig gemacht hat, während er selbst noch wenigstens zwei kampffähige Schiffe behält, geht als Sieger aus dem Gefecht hervor.

Das Spiel ist sehr reich an Kombinationen und eignet sich für die reifere Jugend wie auch für Erwachsene. Die Ausstattung ist solid und geschmackvoll. Preis 6 Mk. resp. 3,25 Mk. **B. L.**

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 8.

1. Bilderrätsel.

Erst halte Rat — Dann greife zur Tat!

3. Anagramm.

Sarah, Saar, Asra.

2. Metamorphosenaufgabe.

G	o	e	t	h	e
P	o	e	s	i	e
P	o	l	i	c	e
R	o	s	i	n	e
R	o	l	a	n	d
G	e	w	a	n	d
U	h	l	a	n	d

4. Arithmetische Aufgabe.

Die Zahl 50.

5. Ergänzungsaufgabe.

Franz Josef.

Frost, Feile, Zauber, Siena, Norden.

6. Wechselrätsel. Reuter, Ritter.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen deutschen Freimarken beigelegt sind. — Herausgeber: Th. H. Fantenius und Hanns von Zobeltitz. — Für die Redaktion verantwortlich: Th. H. Fantenius in Berlin. Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W. 35, Steglitzerstr. 58, ohne Hinzufügung eines Namens. — Anzeigen nur: An die Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig, Hospitalstraße 27. — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt.

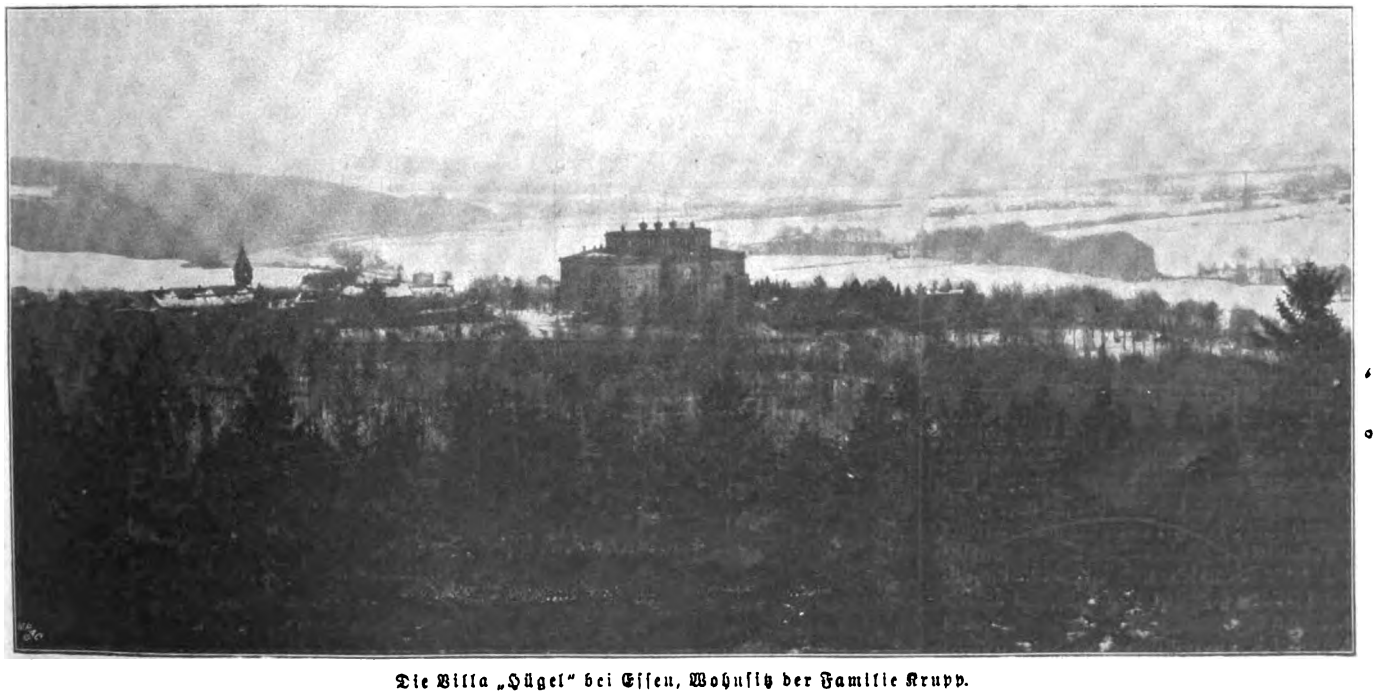
39. Jahrgang * vom Oktober 1902 bis dahin 1903. * * * Ausgegeben am 6. Dezember 1902. * Nr. 10.

Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.



Wirkl. Geh. Rat Krupp †.
Nach einer Aufnahme von Reichard & Lindner, Hofphotogr. in Berlin.

Wirkl. Geh. Rat Krupp †. Unter tief tragischen Umständen ist am 22. November der Inhaber der bekannten Weltfirma in Essen, der Wirkl. Geh. Rat Krupp an einem Herzschlag verstorben. Dem gewiß vielbeneideten Mann, den das Schicksal an einen so bevorzugten Platz gestellt hatte, der mit jungen Jahren bereits der Erbe eines über den ganzen Erdball bekannten gewaltigen Industrie-Werkes geworden, den die Huld des deutschen Kaisers stets so besonders ausgezeichnet hat, war es nicht vergönnt, sich seines Lebens lange zu erfreuen. Bereits im frühen Alter von 48 Jahren ist er verschieden. Friedrich Alfred Krupp war am 17. Februar 1854 geboren worden. Er war der einzige Sohn des großen Alfred Krupp, der die von seinem Vater Friedrich bereits begründete Fabrik unter schwerem Ringen zu dem späteren Weltetablissement emporgebracht hat. Bis in die 80er Jahre hinein war man um das Leben Friedrich Alfred Krupps, der damals schon durch jahrelangen Aufenthalt im Süden seine Gesundheit zu kräftigen suchte, dauernd besorgt, und erst nach seiner Verheiratung mit der Freiin Margaretha von Ende, der Tochter des ehemaligen Oberpräsidenten von Hessen-Nassau, Freiherrn August von Ende, am 19. August 1882, begannen die schlimmsten Befürchtungen zu schwinden. Friedrich Alfred Krupp wohnte damals in dem inmitten der Fabrik liegenden sogenannten Gartenhaus, nachdem er kurz zuvor, Anfang 1882, durch Aufnahme in die Prokura des damals schon gewaltigen Werkes zu dessen Verwaltung und Führung mit herangezogen worden war. Als am 14. Juli 1887 Alfred Krupp die Augen zu ewigem Schlummer geschlossen hatte, übernahm Friedrich Alfred Krupp die Leitung der Essener Werke. Gleich seine erste That war die, daß er ein Kapital von 1 Million Mark hergab für eine Stiftung, deren Erträgnisse ausschließlich den Arbeitern seiner Fabrik zu Gute kommen sollte. Gleichzeitig übergab er auch der Stadt Essen ein Legat von einer halben Million Mark zu wohlthätigen und gemeinnützigen Zwecken. Diesen ersten hochherzigen Akten F. A. Krupps ist später eine Reihe ähnlicher Handlungen gefolgt, die immer von neuem Kenntnis von seinem fürsorgenden, wahrhaft humanen Sinne gaben. Denn Menschlichkeit, Güte und Milde waren die ausgeprägtesten Eigenschaften dieses einen so bedeutsamen Platz im Leben einnehmenden Mannes. Die Krupp'sche Gußstahlfabrik entwickelte sich, während F. A. Krupp ihr einziger Besitzer war, zu dem bedeutendsten Werke der Welt; die Beziehungen dieses unvergleichlichen Betriebes dehnten sich über den ganzen Erdball aus. Durch die Erwerbung von Zechen, Erz-Bergwerken, des Grusonwerkes, der Germaniawerft wurde der Kruppsche Betrieb nach allen Richtungen hin produktiver, praktischer und umfassender ausgestaltet. Könige und Fürsten aus aller Welt, die bedeutendsten Vertreter der Staats- und Kriegskunst, der Technik und Wissenschaft waren Gäste des Besitzers dieses Werkes, dessen Besichtigung sie vornahmen. Und



Die Villa „Hügel" bei Essen, Wohnsitz der Familie Krupp.

Digitized by Google

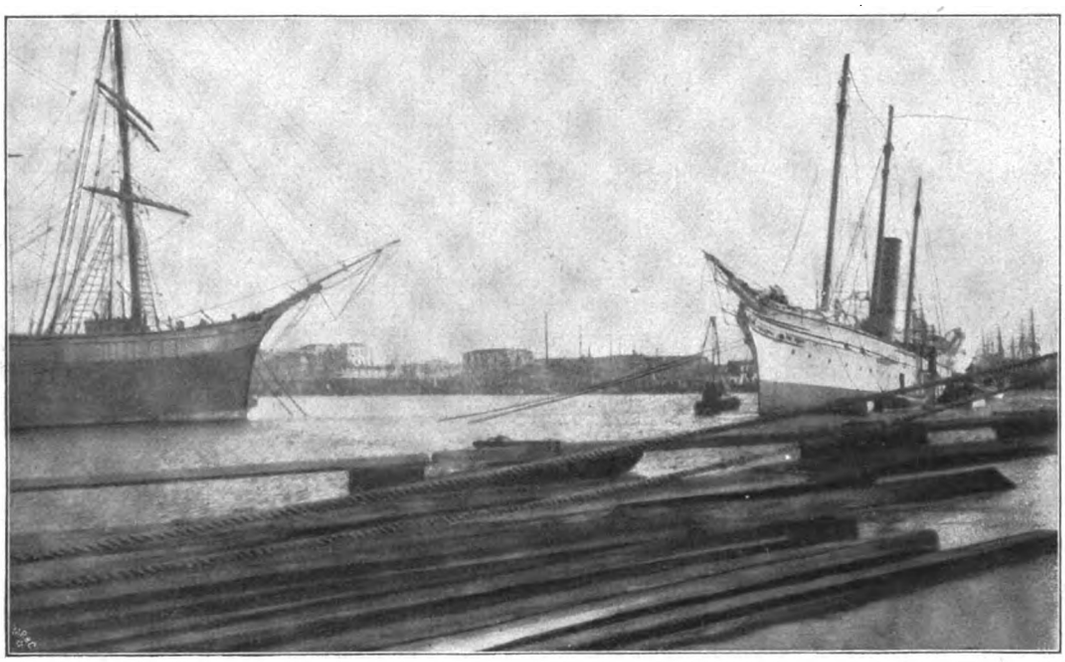


Geh. Ob. Reg.-Rat Lewald,
deutscher Reichskommissar für die Welt-Ausstellung in St. Louis.

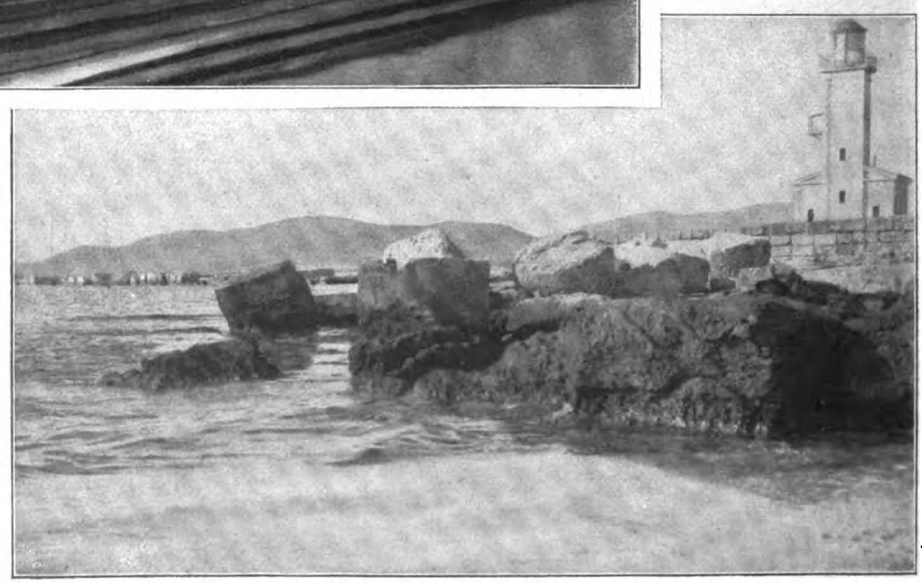
selbst der deutsche Kaiser nahm, wie bekannt, oftmals Gelegenheit, die Gastfreundschaft dieses bedeutendsten Vertreters der deutschen Industrie zu genießen. F. A. Krupp war Mitglied des Reichstages von 1893 bis 1898, Mitglied des Herrenhauses und des Staatsrates. Ehrungen der Fürsten sind ihm in einer Fülle zu teil geworden, wie wohl noch nie einem Privatmanne. Doch eine hat er stets abgelehnt: die Verleihung des Adels. Schon sein Vater hatte den ihm angetragenen Adel ausgeschlagen und seinem Wunsche entsprechend auch der Sohn. Die letzte große Ehrung, die ihm unser Kaiser im Jahre 1900 verlieh, war der Titel eines Wirkl. Geh. Rats, die damals dadurch besonders auffiel, daß es die erste derartige Auszeichnung war, die einem Industriellen verliehen wurde. Die höchste persönliche Ehrung hat sich aber F. A. Krupp selber bereitet durch die unübertroffenen, mustergiltigen Wohlfahrtseinrichtungen für seine Beamten und Arbeiter, die als die hervorragendsten von deutschen Unternehmern ohne gesetzlichen Zwang geschaffenen Leistungen sozialpolitischen Geistes betrachtet werden können. Geh. Rat Krupp hat eine Alters-, Witwen- und Waisen-Versorgung für seine Arbeiter geschaffen, die jetzt bei einem Kapital von 5 Millionen Mark jährlich an 500000 Mark Pensionsgelder ausgezahlt. Dazu kommen die mit einem Kostenaufwand von mehreren Millionen errichteten Arbeiter- und Beamten-Wohnhäuser und das Veteranenheim, Schulen, Arbeiterkirche, Krankenhaus, Bibliotheken u. s. w. Die Stadt Essen verdankt Fr. Alfr. Krupp die Gründung und Erhaltung einer großen Reihe von Einrichtungen, er hob ihr künstlerisches Leben u. a. durch vielfältige Unterstützung des Theaters, des Musikvereins, des Orchesters, ebenso bewies er ihr oft genug auch auf andern Gebieten sein Interesse, und neben der Stadt Essen könnten viele Künstler und Gelehrte der Oeffentlichkeit von Stiftungen und Unterstützungen erzählen, die F. A. Krupp ihnen entweder persönlich oder zu wissenschaftlichen und künstlerischen Zwecken zur Verfügung stellte. So wird denn der Tod dieses gutherzigen, mildthätigen Mannes von den Tausenden seiner Angestellten und vielen Anderen mit aufrichtigem Schmerz beklagt. Die Erbin der großen Unternehmungen, deren Wert auf 300 Millionen geschätzt wird, soll nach Zeitungsmeldungen zunächst Krupps Witwe sein.

* * *

Deutschland auf der Weltausstellung in St. Louis. Wir zeigen unsern Lesern das Bildnis des deutschen Reichskommissars für die Weltausstellung in St. Louis, des Geh. Oberregierungsrats Lewald, der sich unlängst auf der „Deutschland" nach Amerika eingeschifft hat, um nach St. Louis zu reisen, wo er mit den dortigen Ausstellungsbehörden über die Platzfrage verhandeln soll und für die deutsche Ausstellung einen möglichst guten Platz zu erlangen suchen wird. Herr Lewald hat sich als Vertreter des Reichskommissars auf der Pariser Weltausstellung 1900 bereits bekannt und verdient gemacht. Der Reichskommissar glaubt, daß die Ausstellung hauptsächlich für die bildenden Künste, das deutsche Kunstgewerbe, die deutsche graphische Industrie, für die Keramik und die Porzellan-, Glas-, Luruspapier- und Spielwarenbranche von Vorteil sein dürfte. Er wird nach seiner um Weihnachten erwarteten Rückkehr die bedeutendsten Industrie-Zentren dieser Branchen besuchen, um durch persönliche Fühlungnahme mit den Fabrikanten und in Versammlungen das Interesse für die Ausstellung wachzurufen. Am 18. Nov. ist ferner auch der Architekt Bruno Möhring nach



Das deutsche Stationsschiff „Loreley"
im Hafen von Piräus bei Athen.



Der Leuchtturm im Hafen von Piräus.

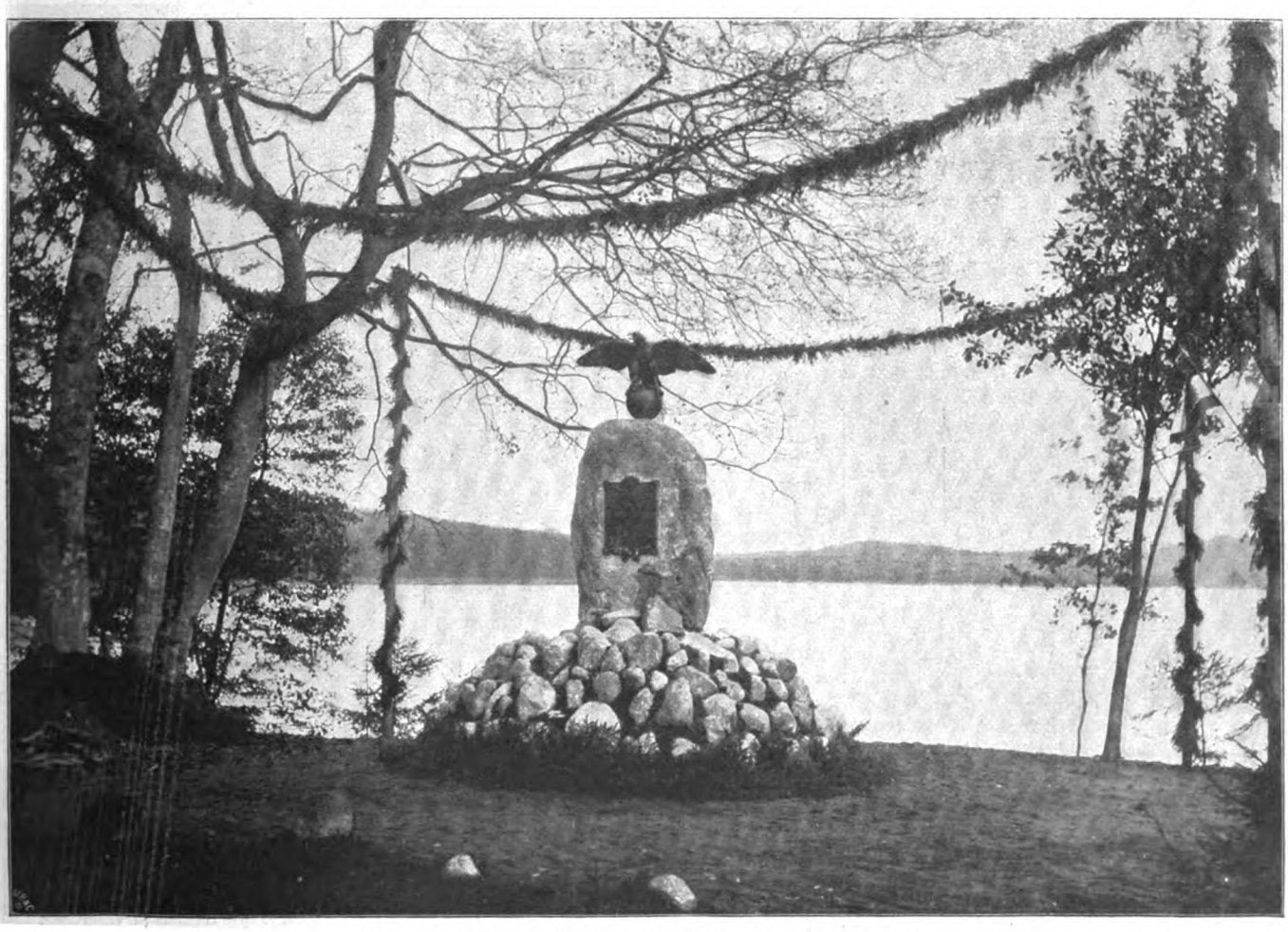


Architekt Bruno Möhring,
der Architekt für die deutsche Abteilung auf der Welt-Ausstellung in St. Louis.

Digitized by Google



Die West-Eisbahn am Zoologischen Garten in Berlin.



Das Hahn-Bülow-Denkmal am Möllner See in Schleswig.

Digitized by Google



Bildhauer Harro Magnussen.

Amerika gefahren, um Geheimrat Lewald nach St. Louis zu folgen. Herr Möhring ist der Erbauer des bekannten „Deutschen Hauses" auf der Pariser Weltausstellung



Graf Moon.

gewesen. Wie auf dieser, soll auch in St. Louis ein „Deutsches Haus" errichtet werden, in dem auch die deutschen Weingutsbesitzer Gelegenheit haben werden, Kostproben ihrer Erzeugnisse abzugeben.

* * *

Die „Loreley" in Athen. Unsere Bilder zeigen das deutsche Kriegsschiff „Loreley", das für gewöhnlich in Konstantinopel stationiert ist, das nun im Hafen von Athen, wohin es zum Zweck einer Reparatur gebracht worden war, der Schauplatz einer verabscheuungswürdigen That geworden ist, die nicht nur bei uns, sondern im ganzen Ausland Aufsehen erregt hat. Ein deutscher Matrose hat die Ehre der deutschen Marine dadurch aufs schmachvollste beschimpft, daß er seinen Vorgesetzten, den wachthabenden Unteroffizier Biederitzky ermordete, um die Schiffskasse zu rauben. Unser zweites Bild stellt den Leuchtturm im Hafen von Athen



Fürst Bismarck.

(Piräus) dar, in dessen Nähe die entwendete Eisenkassette noch unversehrt im Wasser wieder aufgefunden wurde.

* * *

Die West-Eisbahn in Berlin. In dem in dieser Nummer des Daheim befindlichen Artikel „Der Eislauf" wird auch der modernen Schlittschuhbahnen der Reichshauptstadt Erwähnung gethan. Unser Bild stellt die bekannteste und größeste von ihnen, die „West-Eisbahn" am Zoologischen Garten dar. Freilich mußte sich der Photograph eine ruhigere Stunde des Vormittags zu seiner Aufnahme aussuchen, weil ihm sonst das dichte Gewimmel der Laufenden das Hantieren mit seinem schwarzen Kasten und das Gelingen der Aufnahme vereitelt hätte. In den Stunden des Nachmittags ist die



Graf Moltke.

Bahn von so vielen Tausenden besucht, daß man oft eben gerade nur Platz hat, seinen Weg auf dem „Eiskothurn" zu finden.

* * *

Das Jahn-Lützow-Denkmal bei Mölln. Im Schleswiger Land, am lieblichen Möllner See, ist jetzt den Freiheitshelden Jahn und Lützow ein einfaches, schlichtes Denkmal errichtet worden — wertvoll aber namentlich deshalb, weil es, in herrlicher Natur, gerade an der Stätte steht, wo die beiden glühenden Patrioten mit dem Lützowschen Corps gegen die Franzosen gefochten haben. Die Stadt Mölln ist auch sonst noch bekannt als historische Gedenkstätte; auf ihrem Friedhof befindet sich das angebliche Grabmal Till Eulenspiegels, und bei dieser Stadt errang im Jahre 1225 der große Schaumburger, Graf Adolf IV. von Holstein, einen Sieg über die Dänen.

* * *

Aus der am 28. November eingeweihten Ruhmeshalle in Görlitz:
Die Standbilder der drei Paladine Kaiser Wilhelms des Großen und ihr Schöpfer.

Digitized by Google

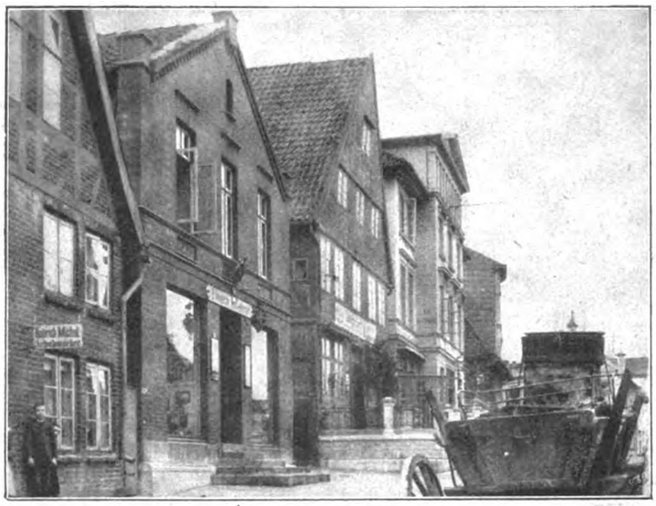


Prof. Johannes Pfuhl, der Schöpfer des Kaiser-Doppelstandbildes in der Görlitzer Ruhmeshalle, an dem Modell dieses Denkmals in seinem Atelier zu Berlin. Nach einer Aufnahme von A. Hönig & Co. in Berlin.

Digitized by Google

Von der Ruhmeshalle in Görlitz. Am 28. November ist in Görlitz die Ruhmeshalle in Gegenwart des Kaisers feierlich eingeweiht worden. Das monumentale Bauwerk beherbergt in seinem Innern das von Prof. Joh. Pfuhl in Berlin geschaffene Doppelstandbild der ersten beiden deutschen Kaiser und ferner die drei Paladine Kaiser Wilhelms des Großen Bismarck, Moltke und Roon, die Prof. Harro Magnussen in Berlin geschaffen hat. Johannes Pfuhl ist geboren 1846 in Löwenberg. Er erhielt bereits 1881 die goldene Medaille. Die Stadt Görlitz hat von dem Künstler bereits ein Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I. Harro Magnussen, 1861 in Hamm bei Hamburg geboren, ist namentlich durch seinen sterbenden Friedrich d. Gr. bekannt geworden.

* * *



Trendelenburgs Geburtshaus in Eutin.

Die Trendelenburg-Feier in Eutin. Unter den kleinen deutschen Städten, die durch eine Reihe berühmter Männer sich einen Namen weit über die Grenzen ihrer engeren Heimat gemacht haben, gehört auch die anmutige, rosenumkränzte Residenz des Fürstentums Lübeck, Eutin. Wie sie Ende des achtzehnten Jahrhunderts Dichter wie Voß, die beiden Stolberg, Jacobi, Boie und den Maler Tischbein in ihren Mauern vereinte, so ist auch eine Anzahl hervorragender Geister in ihr geboren. Eutin ist die Geburtsstätte des Astronomen Schmidt, des Tondichters Karl Maria von Weber und des Philosophen Trendelenburg. Am 30. November 1902 waren 100 Jahre verflossen, daß Adolf Trendelenburg in Eutin das Licht der Welt erblickte. Um das Andenken ihres großen Sohnes zu ehren, hatte die Stadt beschlossen, an diesem Tage eine Gedenktafel an dem Geburtshause anbringen zu lassen. Die Hauptfeier fand aus äußeren Gründen aber schon am 20. Oktober statt. Eine ähnliche erlauchte Versammlung hat die Aula des Eutiner Gymnasiums wohl noch nicht gesehen. Zahlreich war die Familie Trendelenburgs erschienen. Die vielen namhaften auswärtigen Gäste zeigten, daß die Feier den Rahmen eines Lokalfestes überschritt und ganz Deutschland anging. Auch der Landesherr, der Großherzog von Oldenburg, war zugegen. Den Höhepunkt des Tages bildete die Festrede des bekannten Lehrers der Philosophie, Professor Eucken aus Jena. In meisterhaften, formvollendeten Zügen entwarf er ein lebensvolles Bild seines einstigen Lehrers und Freundes. Er zeigte klar und geistvoll Trendelenburgs unvergängliche Verdienste um die Philosophie, wie er im Kampf gegen Hegels allbeherrschenden spekulierenden Subjektivismus die Philosophie wieder auf die richtige Grundlage gestellt habe, indem er auf die Taten der Wissenschaft hinwies; wie er durch eingehendes Studium des Aristoteles die griechische Philosophie neu belebt, umgebildet, bereichert und vertieft habe. Auch dem wahren, selbstlosen, bescheidenen Menschen widmete er wohlverdiente Worte der Anerkennung. Im Auftrage des preußischen Kultusministeriums und der Universität Berlin überbrachte Professor Paulsen Glückwünsche. Er betonte noch besonders den hervorragenden Einfluß, den Trendelenburg als Berater von Behörden und Privaten in Personalfragen ausgeübt habe, eine Vertrauensstellung, wie sie ähnlich nur Melanchthon besessen habe. Professor Stumpf aus Berlin weihte im Namen der Akademie der Wissenschaften einen prächtigen Lorbeerkranz ihrem einstigen Mitgliede „in unauslöschlicher Dankbarkeit". Weitere Glückwünsche brachten dar für die Universität Kiel der Rektor Gering, für Greifswald Professor Sartorius, für Rostock Professor Erhardt. Begrüßungsschreiben liefen, außer von deutschen Universitäten, noch ein aus Genf, Basel, Lausanne, Graz, Wien, Lemberg. Der Sohn des Gefeierten, Geheimrat Professor Trendelenburg in Leipzig, schenkte dem Gymnasium eine schöne Büste seines Vaters. Eine Trendelenburg-Stiftung von 6000 Mark soll würdigen Eutiner Primanern zugute kommen. Ein Festessen im Voßhause, demselben Gebäude, in welchem einst Trendelenburg seinen ersten wissenschaftlichen Unterricht empfangen hatte, beschloß die würdige Feier, um deren gutes Gelingen sich Herr Gymnasialdirektor Devantier besonders verdient gemacht hat. In Erinnerung an Trendelenburgs äußeren Lebensgang sei kurz darauf hingewiesen, daß der große Gelehrte in Kiel, Leipzig und Berlin studiert hat. Er habilitierte sich dann an der Berliner Universität, ward 1837 ordentlicher Professor und 1846 Mitglied der Akademie. Er starb 1872 in Berlin.



Die Büste A. Trendelenburgs, Gedenktafel und Kranz der Akademie der Wissenschaften zum 100. Geburtsjahr des Philosophen.

* * *

Eine Rettungskugel für Schiffsbrüchige. Einen interessanten neuen Rettungsapparat für Schiffbrüchige hat der norwegische Kapitän Dorwig erfunden. Er besteht aus einer großen hohlen Metallkugel von 3 m Durchmesser. Diese Kugel wird durch Ballast bis zur Hälfte ins Wasser eingetaucht und im Gleichgewicht gehalten. Der Innenraum der Kugel mit einem verschließbaren Ventilator, in den man durch eine wasserdicht verschließbare Öffnung hinabsteigen kann, bietet 16 Personen Platz, während weitere 20 Personen sich an den Leinen und auf einem Stehbankett, das außen rings um den Äquator der Kugel herumläuft, bergen können. Diese Rettungskugel ist nun auch noch mit einem kleinen Mast, Notsegel und Steuer ausgerüstet, so daß die Schiffbrüchigen also nach dem nächsten Hafen sich hintreiben lassen können, und gestattet ferner 400 Kilogramm Lebensmittel mitzuführen. Der Vorteil dieser Kugel gegenüber einem Rettungsboot ist der, daß dieses Fahrzeug niemals durch hereinschlagende Wellen kentern kann und die Insassen vor dem Überspülen der Wogen schützt. Die in Norwegen und neuerdings in Havre in Frankreich mit dem Apparat gemachten Versuche haben günstige Ergebnisse geliefert.



Eine Rettungskugel für Schiffbrüchige.

* * *

Digitized by Google

Frauen-Daheim.

Die Freude braucht so kleines Haus,
Die Liebe braucht so leichten Trunk,
Das Glück braucht so bescheidnen Schmaus,
Die echte Lust so wenig Prunk!



Unsere Puppenkonkurrenz I.

1. Dornröschen und der Prinz: Frau Pastor Winkler, Löwenhagen in Ostpr. 2. Frau Königin: Frl. Frieda Voigt, Magdeburg. 3. Norwegische Braut: Frl. Therese Wendt, Pfarrhaus Baasdorf bei Cöthen. 4. Gestiefelter Kater: Frl. Elisabeth Heß, Bernburg a. d. Saale. 5. Gesellschaftsdame in modernem Stil: Frl. Anna Pahl, Rendsburg. 6. Rothaut: Frl. G. v. Pressentin, Schwerin i. M. 7. Essenkehrer und Konditorjunge: Frl. Bertha Krohn, Diakonissenstift Bethlehem in Ludwigslust i. M. 8. Schneeglöckchen: Frl. Käthe Parisius, Oberheldrungen i. Thür. 9. Weihnachtsmann: Frau Lehrer Mittwig, Liegnitz. 10. Diakonissin: Frau Pastor Fuß-Hippel, Exin. 11. Empire-Großmama: Frl. Martha Wendland in Breslau. 12. Die Zeitungsfrau mit der Zeitungsmappe: Frau Marg. Bitzeck, Königsberg i. Pr. (Die Nummern 13 und 14 fallen aus; 15 und folgende auf Seite 8.)

Unser Puppen-Preisausschreiben.

„Kinderland, du Zauberland!" — Das war während einer Woche die Stimmung in der sonst recht praktisch und oft nüchtern geschäftigen Frauendaheim-Redaktion. Ein wunderbar frischer, fröhlicher und rührender Hauch, etwas von Kindheitsjubel und Muttersleiß, Muttergüte und Mutterglück zugleich entstieg den winzigen Paketchen, die erst schüchtern und einzeln eintropften, dann zahlreicher und zahlreicher wurden von Tag zu Tag, bis der Redaktionsdiener gegen Ende der Preisausschreibensfrist schmunzelnd und kopfschüttelnd manchmal Arme voll auf den Redaktionstisch türmte. Da kamen sie zu Tage — teils aus den zierlichsten Verpackungen, teils etwas sorglos auf die Reise geschickt, so daß uns einmal aus einem Kouvert nur ein winziges, abgebrochenes Köpfchen und ein Ärmchen mit einem gehäkelten Ballnetz von Zentimetergröße entgegenrollte —, alle die kleinen Gestalten und Figuren, die sich schließlich zu einem wahren Schwarm mehrten. 224 Püppchen sind im ganzen anmarschiert! Da schien die Auswahl schwer. Denn der Eindruck des Ganzen war der allerliebevollsten Fleißes großer, kleiner und sogar kleinster Finger, feinsten Geschickes, reizvollster Phantasie der meisten und vor allem wirklich herzlicher Freude und lachenden Spaßes an der niedlichen, anregenden Aufgabe. Mit Entzücken wurden manche extraschöne, liebliche, putzige, originelle Erscheinungen ankommender Leutchen begrüßt. O, ihr schönen Prinzessinnen und feinen Prinzen! Ihr Elfen und Englein, ihr biederen, braven Bauerweibel aus allen Gegenden Deutschlands und weit darüber hinaus! Im allerniedlichsten, saubersten Sonntagsstaat, der echten jahrhundertealten Tracht Eures Gaues kamt ihr daher! Du letzter der Mohikaner, hochherziger Chingachkook, furchtbar schön mit den schwarzen Augen im kupferroten Angesicht trafst du ein, in Ledermokassins, mit Tomahawk und herrlichem Adlerfederschmuck! Und ihr blumenzarten Onanu und Opahu, Töchter Japans! Ihr kohlschwarzen deutschen Schornsteinfeger, — ein ganzes kleines Bataillon von fern und nah, in gehäkelten Trikots und Ausrüstung, aufs Haus gleich, übereinstimmend bis auf die Masche. Wie kommt das?

Bei solcher lieblichen Fülle kritisch zu sein, zu wählen, das Schönere und Bessere dem Schönen und Guten voranzustellen und sich fürs Allerschönste zu entscheiden, es schien nicht leicht. Aber siehe da, — vor Torschluß erschien Ihro Hulden und Gnaden, die Puppenfee höchstselbst mit einer Sendung von Püppchen, die allem Menschenmachwerk selbstverständlich die Krone aufsetzten. Frau Pastor Winkler nannte sich auf ihrem Ausweisschein diese gute und geschickte Fee, und sie teilte mit, sie wohne in Löwenhagen in Ostpreußen. Acht Püppchen schickte sie ein, acht Kunstwerkchen höherer Art, ihre Gewändlein nicht genäht, sondern gezaubert und geblasen, kein Stich zu sehen — und doch alles so wunderadrett, fest passend, chik und fein von Schnitt und Stoff außen und innen, von den Lederschühchen bis zur Kopfbedeckung auserlesen und geschmackvoll, von jener höheren Eleganz, die den leisesten Strich des Künstlers beseelt und ihn vom Werkmann unterscheidet.

Dieses Dornröslein im rosa Seidengewand, über hauchzartem, weißem Sammetmieder und Atlasrock, mit dem Rosenkränzlein und der kleinen Spindel in der Hand! Poesie lag über ihr! Dieser Prinz im braunen Sammet, mit den stolzen Liliputstulpenstiefeln von einem Märchen-Hofschuhmachermeister, der sein Metier aber tüchtig versteht! Wo wachsen diese winzigen besonderen Goldbörtchen und Schnällchen, diese Degenkordeln und Jabotspitzchen zu so fürnehmem prinzlichem Staat? Diesen zwei schönen Leuten mußte der erste Preis gegeben werden, darüber waren sich Rat und Volk und Minister einig im Puppenland. Den beiden zusammen! Jedes einzelne hätte ihn verdient und jedes Püppchen dieser Sendung, von denen die Abbildung einen schwachen Begriff gibt, wieder einzeln. Die Frau Königin Mutter von Fräulein Frieda Voigt in Magdeburg, die erst höher hinaus wollte und die Schönste sein im ganzen Land kraft ihres stolzen güldenen Krönchens auf dem wundersam frisierten Kopf und ihrem mit Rosen überstickten Seidenkleid mit der langen Hofschleppe, nickte, ihre Eifersucht verschluckend, zum zweiten Preise zufrieden und froh. Auch die schöne Braut aus Norwegen, die nun den dritten Preis erhielt (eingesandt von Frl. Helene Wendt in Baasdorf), war einverstanden mit dem Vorrang des edlen Königskinderpaares. Und feierlich und gemütlich ordneten sich die andern nun unter zum fröhlichen Bunde der „ehrenvoll Erwähnten" zum langen Zug hinter dem edlen Brautpaar drein. Die zehn schönsten unter ihnen erhielten — nach Abstimmung des hohen Schönheitsrates — noch einen Preis von fünf blanken Märchenmark.

In der übernächsten Nummer soll noch eine große Auswahl schöner und drolliger Leute abgebildet werden. Und wer dann nicht dran kommt, darf hoffen, daß er vielleicht zu einem armen oder kranken Kind auf den Weihnachtstisch kommt, oder auch — nächstes Jahr ins Frauendaheim! s'ist ja alle Augenblicke mal Weihnachten! sagte ein kleiner Bube neulich hoffnungsfroh.

Wir wollen die Leutchen unserer heutigen Nummer, wie's bei Hoffesten üblich ist, nun noch ein wenig beschreiben. Inge, die Braut Sigurds vom blauen Norwegsfjord zum Beispiel! Die trägt ihr Brautschleierlein in einem Ringkrönchen von schwerem altem Golde mit drei übers Stirnhaar niederklirrenden kleineren Ringen; ihr Mieder ist mit Flittern und Seidenapplikation verziert, stahlblau wie die See ist ihr Seidenrock, ihr Goldgurt hängt mit perlenverziertem Ende lang über dies mit Rosenzweigen ganz wunderfein bestickte Brautschürzchen herab. Aus hellgrünem Tuchjäckchen, weißem Tüllhänger über fliederfarbnem Seidenunterkleid besteht das Reformkostüm der vornehmen Modedame. Des gestiefelten Katers Ur- und Vorbild suche man beim Meister Moritz von Schwind. Essenkehrer und Konditorjunge sind Meisterstücke adretter Häkelarbeit; der gehäkelte Baumkuchen mit den Pikots schmeckt gewiß Allen herrlich zum Märchenhochzeitsfest. Schneeglöckchen im allerduftigsten Mullkleid, mit dem natürlich eingerollten Blätterröckchen über dem gelbbetupften Spitzengewand ist ein hauchzartes Kind. Neben ihr steht der schöngestiefelte, schwer beladene Weihnachtsmann; würdig

Digitized by Google

daneben die gute Schwester Clementine, oder wie sie heißt, mit Schürze, Haube und Blaudruckkleid; Großmutter aus der Empirezeit trägt Schmachtlöckchen, ein schwarzes Pinzenez (aus einem Kleiderheftel), Tüllschal und richtiges Strickzeuglein im Pompadour. O wie imponiert sie doch der armen Zeitungsfrau, die die Hintertreppe 'rauf kommt mit der großen Tasche voll Daheimnummern! Lohengrin auf dem zweiten Bild tut's nicht unter einer Silberschuppenrüstung und einem wirklichen Schwan auf dem Helm aus Staniolpapier; die kleine Armenierin mit den Pumphosen klirrt von Perlen über dem gelb und lila Atlas- und Sammtkleid. Aber nun Goliath und David! Das sind wieder Meisterstückchen von Arbeit, Phantasie, Echtheit und Humor! Der Philisterhelm des Riesen mit den berühmten Klunkern entstammt einem Weinflaschenhut, Leib-, Arm- und Beinrüstung desgleichen. Aber wie ist das alles gemacht! Das kleine Schwert steckt in einer Staniolscheide von köstlicher Arbeit. Wie solch eine geschickte praktische Frau sich doch zu helfen weiß! Die kleine Bulgarin ist so zierlich und farbenbunt; die Partenkirchner Knirpse sind einfach goldig. Da noch ein behäkeltes Dirndl aus Oberstdorf. Und „furchtbar" fein und modern daneben die beiden Reformpuppen: Velhagen & Klasings Monatshefte und Daheim, lila und gelb, mit den bekannten Schnörkelornamenten! Eins von vielen Münchner Kindeln in schwarzem und gelbem Atlas steht neben einem herzigen Kerl in derbem Lederschurz und Holzschuhen, in biederer blauer Leinwandhose und derbem Hemd, einem eisenreckenden Märker. Dann noch ein junges hohes Königspaar in frühlingsgrünen Atlasgewändern mit Gold und Perlen; das Hansel im schwarzen Sammetmützel und schwarzen Sonntagshosen mit roten Schleifchen aus „Perne" in Sachsen als Gratulant und schließlich das arme stolze Prinzeßlein, dem der garstige Frosch, der später ihr lieber Gemahl wird, eben die goldene Kugel aus dem Brunnen geholt hat. Sie hält sie fest in der winzigen Hand. —

So, diese Auserlesenen aus der kleinsten Schönheitskonkurrenz für heute! Nächstens mehr! Ein bißchen Erwartung vorm Weihnachtsfest ist so schön! Damit wollen wir uns für die vielen, die noch warten müssen, heute trösten! (Schluß folgt.)

Frage.

19) Kann mir jemand Auskunft geben, wozu man leere Garnrollen verwenden kann.

Eine langjährige Abonnentin in Hamburg.

Auskunft.

A. T. Das Kaiser und Kaiserin Friedrich-Kinderkrankenhaus, Berlin N, Reinickendorferstraße, bildet junge Mädchen in der umfassensten Weise als Pflegerinnen aus. Ein solcher Kursus ist natürlich sehr ernst und strengt an. Im Emmaheim in Bad Nauheim werden auch junge Damen für Kinderkrankenpflege ausgebildet. Infektionskrankheiten sind dort aber ausgeschlossen.

Fr. 10. (Frl. **L. K.**) Das gewünschte Kochbuch für Zuckerkranke ist von dem jetzigen Alleininhaber des Verlags, Chemiker M. F. Müller in München, Frauenhoferstr. 33 II., für 2 Mk. zu beziehen. **Die Verfasserin.**

Fr. 12 II. Liebe Daheimleserin im Erzgebirge! Ich fände es nett, wenn das Kind der Großmama eine Brille mit folgendem Gedicht überreichte:

Herzlich gratulier' ich Dir
Zum Geburtstagsfeste.
Diese Brille nimm von mir
Als das Allerbeste.

Mögest durch die Gläser klar
Schaun nur Glück und Frieden,
Immer schöner Jahr um Jahr,
Die Dir noch beschieden.

Wenn Dir durch die Gläser auch
Trüb' mal scheint das Leben,
Gott wird dann mit schnellem Hauch
Glanz den Gläsern geben!

A. M. in Frkf. a. M.

Fr. 12 I. In Ihrem Fall würde ich große Gelbrüben, etwa im Gewicht des Kürbis, nehmen, waschen und ungeschnitten in Wasser weich kochen, dann schälen und durch die Fleischmaschine treiben und mit wenig Essig, Zucker nach Geschmack und dem Kürbismuß durchkochen, bis es klar aussieht; wenn Sie nächstes Jahr ganzen Ingwer verwenden statt feinen, so schmeckt es edler. Unbekannterweise Gruß und guten Erfolg! **Leserin in Karlsruhe.**

Fr. 12 I. Vielleicht versuchen Sie die Kürbismarmelade mit Äpfeln zu verbessern. Kochen Sie ein Quantum Äpfel, geschält und ohne Kerngehäuse, mit dem nötigen Zucker zu Brei, lassen Sie sodann die verunglückte Marmelade sich darin auflösen und das Ganze kochen, bis es die richtige Konsistenz wieder hat. **H. B.** in K.

Eine andere Leserin (**H. F.** in **W.**) rät, Pflaumenmus oder Quittengelee zur Verbesserung der Kürbismarmelade zu nehmen. (Die Erörterung dieser Sache ist hiermit erledigt.)

Fr. 16 in Nr. 7 (**K.** in **Stuttgart**). Gesund, nahrhaft und wohlschmeckend als Zukost zum Brote ist süßer mit Kümmel und Salz gewürzter Käsequark. Für Kinder ist Obst in Verbindung mit Schwarzbrot sehr gesund. Man koche einen guten Apfelbrei, rühre denselben durch ein Siebchen, süße ihn je nach dem Zuckergehalt der Äpfel und streiche ihn erkaltet auf das Brot. Ein feines Fett, das dem Geschmacke des Gänsefettes nicht sehr fern steht, gewinnt man auf folgende Weise: Mische ½ Pfd. ausgelassenen, geräucherten Speck, ½ Pfd. frischen Schweineschmalz, ½ Pfd. Kokosnußbutter, ½ Pfd. frische, gute Kuhbutter gut untereinander, lasse in der Kokosnußbutter einen in Scheibchen geschnittenen Apfel gar werden, tue denselben heraus, bevor man das Fett zusammenmischt; dies hält sich lange frisch. **L.**

Fr. 16. (**K.** in **Stuttgart.**) Geben Sie als Brotbestreich Pflaumenmus oder Waldhimbeermarmelade; beides ist sehr gesund und billig. Das Pflaumenmus ist am meisten zu empfehlen und namentlich in diesem obstreichen Jahre billig. Sie können es in Posteimern von 10 Pfund und Bahneimern zu 25 Pfund aus der Obstsiederei von Paul Funke, Wolkenstein im sächsischen Erzgebirge, beziehen. Dort ist es sauber und gut. **F. G.** in W.

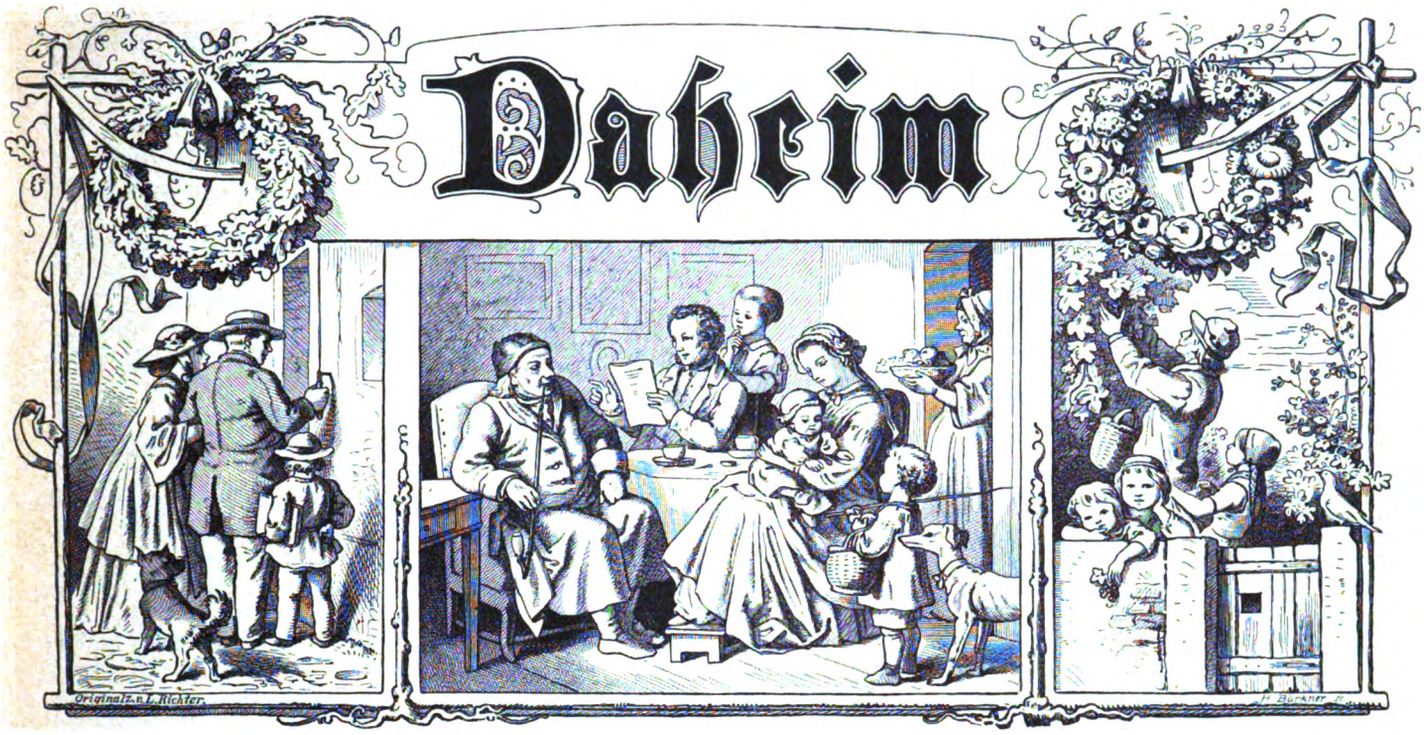
Fr. 16. Der Mutter in dem kinderreichen Haushalt, empfehle ich zum Aufstreichen aufs Brot: Sana, milchfreier Buttterersatz. Es ist dies ein Fabrikat aus bestem frischen tierischen Fett hergestellt, mit Mandelmilch verbuttert, daher ganz keimfrei. Die Fabrik befindet sich in Cleve a/Rh. und ist auf das schönste nach allen Anforderungen der Hygiene eingerichtet. Da Sana aber Kunstbutter ist, so steht sie unter dem Margarinegesetz. Das Pfund kostet 85—90 Pf., der Geschmack ist tadellos und der Nährwert sehr hoch. Ob man direkt von der Fabrik beziehen kann, weiß ich nicht. Der Vertreter für Pommern, Mecklenburg, Hannover 2c. ist W. Wasmuth in Schwerin i/M., Wilhelmsstr. 1. Ich kann nur jeder sparsamen Hausfrau raten, einen Versuch zu machen und sich nicht entsetzt vor dem Worte: „Kunstbutter" abzuwenden. Sowohl zum Essen als auch zum Backen ist die Butter gleich gut. **Auch eine Mutter.**



Unsere Puppenkonkurrenz II.

15. Lohengrin: Frl. Elisabeth Wahncau, Ahrensberg in Holstein. 16. Ein vorschriftsmäßig gekleidetes Baby: Frl. Martha Klasing, Bielefeld. 17. Armenierin: Frau von Lagé, Chemnitz. 18, 19. Goliath und David: Frau Pastor Kröber, Reichstädt bei Frankenau, Sachsen-Altenburg. 20. Bäuerin Joanka aus Bakardo: Madame Phida Momtchiloff, Sophia (Bulgarien). 21, 22. Sepp und Moni: Frau Gräfin v. Westarp, Partenkirchen. 23. Allgäuer Madel: Frl. Käthe Preger, Oberstdorf in Bayern. 24, 25. Velhagen & Klasings Monatshefte und Daheim, zwei Reformpuppen: Frau Diakonus E. Schreiber, Leipzig-Gohlis. 26. Münchner Kindl: Frl. Hedwig von Nostitz-Wallwitz, Dresden. 27. Ein eisenreckender Märker aus dem 19. Jahrhundert: Frl. Christine Mumberg, Haspe, Westphalen. 28. 29. Märchenprinz und Prinzessin: Frl. Elisabeth Rindfleisch, Mühlhausen i. Th. 30. Dorfgratulant: Frl. Elise Häppelt, Schloß Sonnenstein bei Pirna. 31. Königstochter Jüngste und der Frosch: Frl. Clara Hillmann, Rostock i. M.

Digitized by Google



Krach.

Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortsetzung.)

Doktor Prall wandte sich einem großen länglichen Kasten zu, der an der Wand angebracht war. „Ich möchte Ihnen etwas zeigen, Fräulein Lora. Es hat noch kein Mensch außer mir gesehen, und ich bitte auch Sie, das, was Sie sehen werden, ganz für sich zu behalten.“ Er schloß den Kasten auf, der vordere Deckel klappte herunter.

In dem Innenraum, durch den ein Gasrohr geleitet war, brannten nebeneinander sechs Flammen. Davon — man konnte es selbst jetzt, im Dämmerlicht des Winternachmittags, deutlich unterscheiden — leuchteten die drei rechten in strahlender Helle; ihr Glanz war so groß, daß er das Licht der drei linken fast grau erscheinen ließ.

Lora war neben ihn getreten, nun doch interessiert.

„Hier, Fräulein Lora — dies sind die Strümpfe der weltberühmten Baldinschen Prometheus-Gesellschaft,“ erklärte er, jetzt ganz sachlich und ruhig. „Dies aber sind die neuen Prallschen Apparate. Seit zwei Jahren arbeite ich an ihnen, ja die Idee, die sich auf Zuführung von Sauerstoff in den Verbrennungsprozeß begründet, reicht noch weiter zurück, denn ich habe schon, als ... als ich die ersten Patente fortgab, die damalige Erfindung für ganz unzulänglich erklärt. Aber reif, fertig ist mein neues Licht erst im letzten Vierteljahr geworden.“ Er schöpfte tief Atem. „Und nun achten Sie auf, Fräulein Lora: diese Strümpfe hier brennen jetzt ununterbrochen drei Wochen, Tag und Nacht. Heut, in Ihrer Gegenwart, werde ich auf die sechs Brenner neue Strümpfe aufsetzen —“ er ging zum Nebentisch und tauschte, während er weitersprach, die Apparate aus — „hier wieder Prometheus — — hier Prall ... so! Nun schließen wir den Kasten. Sie, bitte, nehmen den Schlüssel in Verwahrung ... und jetzt versiegeln wir, damit ich vor aller Versuchung, nachzuschauen, bewahrt bleibe, den Deckel mit Ihrem Ringe. So, Fräulein Lora ... heut über sechs Wochen aber wollen wir beide das Verließ wieder öffnen und uns überzeugen, ob ich mich getäuscht habe oder nicht, ob meine Apparate auch die letzte große Probe auf ihre Dauerhaftigkeit so bestehen werden, wie ich hoffe. Sie werden es ... und dann ... dann ...“

Er brach ab, mitten im letzten Satz, den er mit leidenschaftlich gesteigerten Accenten gesprochen hatte. Hastig faßte er nach der Hand des jungen Mädchens, aus der soeben der kleine Schlüssel zur Erde geklirrt war.

„Um Himmelswillen ... hab' ich Sie erschreckt, Fräulein Lora? Bitte, setzen Sie sich doch ... hier, ein Glas Wasser! Nehmen Sie wenigstens einen kleinen Schluck. Es ist wohl auch unvernünftig warm hier? Ich Tor!“

Aber Lora hatte die Augenblicksschwäche schon überwunden. „Es ist nichts, Doktor. Vor allem sind Sie unschuldig. Nur einen Moment noch —“ Sie versuchte, recht gelassen zu sprechen, aber es gelang ihr schlecht, und sie saß dabei ganz still, mit leicht gesenktem Kopf. Er sah wohl, sie litt, und er kam sich so unglaublich hilflos vor. Den Schlüssel hatte er wieder aufgehoben und ihr auf den Schoß gelegt; nun stand er, mit dem Wasserglas in der Hand, vor ihr. „Haben Sie das jetzt öfters, Fräulein Lora? Ich sah schon vorhin ... ich sah auch schon neulich, daß Sie elend aussehen. Das sind ganz gewiß die Schulstunden .. in den schlecht ventilierten Räumen ...“

„Nein ... nein, lieber Doktor!“ Es kam so matt heraus —

„Natürlich ... da bauen sie Prachtgebäude für alles Mögliche! Allenfalls auch 'ne Prachtfassade für ein Schulhaus. Aber an die rechte Hygieine denken sie nicht, lassen die Kinder und die Lehrer und die armen Lehrerinnen eingepfercht sitzen in überfüllten Klassen ... Es ist ein Skandal! Jede alte Dorfschule ist besser .. bei der ventiliert's wenigstens durch die dünnen Wände und die schlechtschließenden Fenster! Sie armes, liebes Kind, Sie! Aber ich werde 'mal mit dem Onkel ein ernstes Wort sprechen ...“

Abwehrend hob sie die Hand. „Bitte! Nein! Es sind nur die dummen Nerven ... und ich hab' mich auch schlecht in der Gewalt. Es ist so allerlei auf mich hereingestürmt ... in den letzten Wochen ....“

Er sah sie verständnislos an, aufs neue erschrocken. Was meinte sie nur? Und er sah jetzt erst recht, mit dem scharfen Blick seiner stillen, hoffnungslosen Liebe, wie sich das schöne Gesicht verändert hatte. Vielleicht war es noch schöner geworden, reifer; aber es trug in seinen ausgeprägteren Linien die Spuren innerer Kämpfe, und die dunklen Ränder unter den Augen kündeten von schlaflosen Nächten.

Digitized by Google

„Fräulein Lora —“ bat er. „Ich bin doch einer Ihrer ältesten Freunde? Ich weiß ja, ich bin ein ungeschickter Bär . . . ich hab' so gar nichts, aber auch gar nichts an mir, was vielleicht das Vertrauen eines jungen Mädchens gewinnen könnte. Aber ich möcht' Sie doch bitten, wenn Sie 'mal das Bedürfnis haben, sich zu jemand auszusprechen, Ihr Herz oder Ihr Gemüt zu erleichtern, dann denken Sie an mich. Ich bin wenigstens eins — verschwiegen wie das Grab. Und .. und wenn ich Ihnen raten kann . . oder gar helfen . . mein Gott! — — was würde ich glücklich sein! Da . . . den ganzen Krempel . . . die ganze Erfindung geb' ich ja mit tausend Freuden dafür hin . . .“

Sie hob langsam die dunklen Augen zu ihm empor, und sie reichte ihm die Hand. Aber sie schüttelte zugleich den Kopf. „Ich kann mir nur selbst raten . . . nur selbst helfen, Doktor . .“

„Fräulein Lora, das kann in gewissem Sinne jeder Mensch nur. Ich hab' aber, als ich so ganz elend und verlassen lag, krank an Seele und Körper, recht empfunden, was ein Aussprechen wert ist. Wenn ich damals Ihren Onkel nicht gehabt hätte — wo wär' ich jetzt?“

Es kam wirklich ein Schwanken über sie. Denn in all den Tagen hatte sie das Bedürfnis der Anlehnung empfunden, des sich Anvertrauens. Und dieser seltsame Mann hier, das fühlte sie, war ihr ein treuer Freund.

Aber kein Wort trat über ihre Lippen. Nicht so deshalb, weil sie fürchtete, weil sie wußte, daß er nicht nur ihr Freund war, daß er sie liebte und daß das, was sie ihm hätte sagen müssen, ihn unsäglich schwer treffen würde. Ihrem weiblichen Empfinden war es unmöglich, sich dem Manne anzuvertrauen.

Noch immer stand er vor ihr und sah sie mit seinem einen Auge durchdringend, forschend und fragend und traurig an. Und er las vielleicht doch in ihrer Seele etwas von dem, was sie bewegte und beschwerte.

Denn er sagte nun plötzlich, in ruhigerem Ton, aber eindringlich und sehr ernst: „Fräulein Lora, einen Rat wenigstens kann ich Ihnen auch so geben. Keine eigene, sondern eine uralte Lebensweisheit: ‚Der Entschluß befreit!‘ — — — — — — — — — — — —

‚Der Entschluß befreit!‘

Das Wort klang immer aufs neue in ihrer Seele auf, als sie nachher oben allein in ihrem Zimmer saß.

Wollte sie sich selbst zurückgewinnen, so mußte sie sich entscheiden.

Wäre Willy heute vor sie hingetreten, ihr seine Liebe zu gestehen, sie würde, ohne daß ihr Herz auch nur einen Schlag schneller pulste, ihm gesagt haben: ‚Ich fühle nichts für Sie.‘ Das, was sich einst leise in ihr geregt hatte, lag hinter ihr — weltenfern.

Sie fühlte sich ganz frei.

Aber es war auch eine große, schmerzliche Herzensleere in ihr. Als ob all ihre Jugendträume in Schutt und Asche zerstoben wären, als ob auf alles, was einst in ihr geknospet, ein Märzenschnee gefallen sei. Das war nun tot und konnte wohl nie wieder lebendig werden.

Wie sie daran dachte, darüber grübelte, kam sie sich so arm vor.

Und gerade darum fühlte sie, die immer so selbstsicher durch ihr junges Leben gegangen war, nun solch großes Anlehnungsbedürfnis —

Onkel Wellried?

Ja! Sie hatte ihn so herzlich lieb, war ihm in kindlicher Dankbarkeit ergeben. Aber sie war sich trotz alledem bis auf den heutigen Tag nicht recht klar darüber, ob sie nicht bei ihrer Heimkehr wie eine Last in sein Junggesellenleben getreten war. Es gibt ja solche Bürden, die man vor sich selbst ableugnet.

Und sie konnte ihm so wenig sein. Er hatte seine, mit hundert Existenzfragen verknüpfte Kunst; er hatte seine Geselligkeit bei Pontius und Pilatus, wo er geschätzt und ein wenig gehätschelt wurde als feiner Kenner hier, als der letzte Sproß aus uraltem Geschlecht dort; er fand sich überall mit seiner kleinen Weltklugheit zurecht. Selbst jetzt, wo er krank war, hätte er sie wohl kaum wirklich entbehrt.

Nein — sie konnte ihm wenig geben. Und wie das Bedürfnis nach einem sicheren Lebensstab in ihr wuchs, so zugleich, und stärker, das Bedürfnis, einem anderen Liebes zu erweisen.

Da half auch die Schule nicht. Das war doch Pflicht. Pflichterfüllung ist etwas Wunderbares, aber sie allein füllt das Leben nicht aus; am wenigsten ein Frauendasein . . .

Daß dem so sei, war für Lora auch eine neue Erkenntnis; Herbheit mischte sich dabei eigen mit sehnsuchtsvoller Süßigkeit. Von dieser einen Erkenntnis aber war für sie nur ein Schritt zu der anderen: Die Schule ist für Dich nicht der wahre Beruf, denn sonst müßte sie Dir mehr bieten als Pflichterfüllung — — —

So saß sie und sann, bis ganz langsam ihr Entschluß greifbarere Gestalt gewann.

Eins mußte sie vor allem erst überwinden. Sie mußte vor sich selbst sicher werden, daß der Reichtum Möller-Sieghards keinen Einfluß auf ihre Entschließung ausübte.

Das konnte sie abschütteln. Mochte die Welt denken, was sie wollte; sie durfte mit stolz erhobenem Haupt sagen: Ich würde nie um des gemeinen Geldes wegen heiraten. Und wenn ich einen reichen Mann heirate, so werde ich seinen Reichtum nie vergeuden, sondern der soll in meinen Händen nur solchen Zwecken dienen, die ihm seine Existenzberechtigung geben.

Der Altersunterschied?

Heut lächelte sie darüber. Es war wohl kein sieghaftes Lächeln, aber ein Lächeln voll Selbstbewußtsein. Aus der Empfindung entsprungen, daß gerade sie zu einem reiferen Manne besser passe, harmonischer mit ihm zusammen stimmen werde, als zur wankelmütigen Jugend. Wohl wuchs der Unterschied der Jahre mit der Zeit; doch auch sie würde ja wachsen in derselben Zeit und zu ernsteren Aufgaben heranreifen.

Und dann — und vor allem:

Immer hatte sie ihm eine herzliche Wertschätzung entgegengebracht. Verdiente er die denn nicht, wie kaum ein anderer? Hatte er nicht gerade die Eigenschaften, die ihr beim Manne am schätzenswertesten erschienen: Ruhe, Stetigkeit, Adel der Gesinnung, eine ausgereifte Lebensanschauung; dazu eine Fülle von Interessen, Begeisterung für alles Schöne, Hingabe an alles Gute. Wie hatte seine schlichte Güte sie erst jüngst wieder gerührt, als er die kleine Maria heimbrachte.

Wie wenige von den Jüngeren standen so sicher und fest im Leben wie er, zurückschauend auf eine große Summe von Erfahrungen, freudig der Gegenwart lebend, offenen, ungetrübten Auges in die Zukunft blickend! Nichts war an ihm von der Grämlichkeit höherer Jahre; nie hatte sie eine Laune an ihm bemerkt, nie eine Trübung seines Frohsinns.

Er war ganz gewiß ein Mann, an dessen Arm man sicher und wohlgeschützt durchs Leben ging. Aber er war auch ein Mann, dem eine gleichgestimmte Frau etwas sein konnte: die wahre Teilnehmerin in allen guten und — wenn Gott es fügte! — in bösen Tagen. Es war ein Mann, zu dem eine Frau mit Stolz und mit Freude emporblicken durfte.

Und war sein Reichtum tausendmal Nebensache, der sichere Besitz ist doch das Fundament unseres äußeren Lebens. Auch das erwog Lora: die gesellschaftliche Stellung, die vor ihr lag; die Möglichkeit, die ihr geboten wurde, Gutes zu tun, ohne mit kleinem Maße zu messen; auch daß sie dem Greise dort im Nebenzimmer des Lebens Sorgen erleichtern, ihm den Zoll der Dankbarkeit entrichten könne, den sie ihm schuldete von Kindesbeinen an.

Es fügte sich eins zum anderen.

Trotzdem — sie saß noch immer und sann.

Über das eine kam sie nicht fort: Kannst Du eines Mannes Weib werden, den Du nicht liebst? Sie wußte ja:

Digitized by Google

wie unendlich viele Ehen werden ohne Liebe geschlossen und werden glücklich — wie unendlich viele gründen sich auf heißer Liebe und führen abwärts, ins Unglück!

War es Sünde, ohne Liebe in die Ehe zu treten?

Sünde gewiß, wenn das Herz nicht frei ist.

Wo aber eine herzliche Zuneigung, eine aufrichtige Verehrung war und der feste Wille, Treue zu halten in Glück und Unglück, und das Gefühl der Kraft, das zu können, da mußte auch die Liebe kommen. Nicht vielleicht die Wunderblume, um derentwillen die Jugend Welten stürmen möchte; aber jene schöne, stille Liebe, die glücklich ist im Glückspenden ...

Da dachte sie daran: wenn Du so recht in einer seelischen Not wärst, an wen könntest Du Dich wenden mit vollem Vertrauen und der offenen Bitte: ‚Rate und hilf mir!‘

Sie lächelte vor sich hin.

Vor kurzer Frist hätte sie gesagt: Du mußt Dir selber helfen! Heute wußte sie: er würde ihr Stütze und Stab sein! Es war ein so warmes, schönes Gefühl, so wohltuend und beglückend — — —

Lora stand auf. Hochaufatmend, wie befreit. Und sie ging, ohne Zögern, in das Arbeitszimmer des Onkels.

Es war all diese Tage wie eine leichte Wolke der Entfremdung zwischen ihnen gewesen. Wenn sie sich auch gerade deshalb mit verdoppeltem Zartsinn begegneten, es hatte sie beide geschmerzt; und um es sich weniger fühlbar zu machen, waren sie sich nach Möglichkeit aus dem Wege gegangen.

So war der Greis ganz erstaunt, als Lora in das Zimmer trat und an seinen Schreibtisch. Er blickte von seinen Papieren auf und etwas befremdet in ihr schönes Gesicht. Es sah so ganz anders aus wie in der letzten Zeit, als habe eine linde Hand all die Kampfesspuren mit einem sanften Gleiten ausgelöscht ...

Er wollte sprechen, fragen. Aber sie legte sofort ihre Hand auf seine Schulter und sagte: „Ich möchte Dich bitten, Onkel Bruno, dem Herrn Geheimrat zu schreiben, daß ich ihn erwarte. Ich weiß, er wird das verstehen ... wie er gewiß auch mein Zögern richtig verstanden und gewürdigt hat.“



Gänseliesl. Von Paul Nisse.

11. Kapitel.

Als Willy in den Sitzungssaal des Aufsichtsrats trat, meinte er, aller Augen seien mit einem gleichsam spöttischen Ausdruck auf ihn gerichtet. Sie wußten es ja alle — ohne Zweifel — daß er unmittelbar von der Hochzeit des Vaters kam. Im Vorzimmer erst hatte er den Frack mit dem Gehrock vertauschen können.

Und er fühlte ganz genau, wie sie alle über diesen ‚Narrenstreich‘ des alten Herrn dachten. Er selbst — nun ja! — er selbst konnte ja weder den Vater, noch Lora verstehen. Lora am allerwenigsten. Lora, seine Stiefmutter —

Es war und blieb einfach widersinnig.

Blieb es in seinen Augen auch, trotz aller Aussprachen, blieb es, trotzdem er heut ein so glückliches Aufleuchten in des Vaters Gesicht beobachtet hatte und Loras sichere Ruhe angestaunt. Eine so ganz ungezwungene Ruhe in dem schönen, ernsten Antlitz. Nur noch bleicher als sonst hatte sie wohl ausgesehen unter dem Myrtenkranz. Aber wie fest, nein — freudig hatte ihr ‚Ja‘ geklungen —

„Hier, lieber Assessor! Bitte — an meine grüne Seite!“ hörte er Salesters grobe Stimme. „Etwas spät kommen Sie. Na — wir wissen ja! Wir haben auch schon angefangen. Lauter gleichgültige Sachen. Sie hören's nachher aus dem Protokoll noch rechtzeitig genug.“

Willy grüßte nach rechts und nach links, während er sich setzte. Er sah wie durch einen dünnen Schleier all die

Digitized by Google

bekannten Gesichter: drüben Baldin mit den etwas verkniffenen Zügen; den runden Kahlschädel Lemans, des zweiten Direktors der Bank; die Hakennase des Generalkonsul Brandau, des Mannes mit den 25 Aufsichtsratsposten; das lange hagere Gesicht des Rechtsanwalts Burrberg; die roten Haare von Friedrich Mall und das rosige Kinderantlitz des Herrn van Ellern, des ewigen Ja-Sagers.

„Direktor Baldin hat das Wort zur Erläuterung des Geschäftsberichts, der den Herren ja bereits gedruckt vorliegt."

Baldin erhob sich.

Er posierte ein wenig, aber er sprach sehr gut. Eindrucksvoll, packend. Er gab in großen Zügen ein Bild des Entwickelungsganges der verschiedenen Geschäftszweige, gruppierte die Zahlen ungemein geschickt, verhehlte nicht, daß die Fabrikation noch hier und dort zu wünschen übrig lasse, die Rohmaterial-Einkäufe zu verhältnismäßig hohen Preisen hätten stattfinden müssen, hob auch einige Schwierigkeiten hervor, die bezüglich der Tochtergesellschaften im Auslande leider noch immer beständen. Trotz alledem wäre in allen Zweigen ein erfreulicher, in einzelnen ein erstaunlicher Fortschritt zu konstatieren. Der Verkauf der Patentlizenzen werfe nach wie vor gute Erträge ab; es sei gelungen, die Verkaufspreise der Fabrikate im Inland, bei stark erweitertem Absatz, zu steigern; die neuen Gasöfen bürgerten sich gut ein. Wenn es auch im Augenblick nötig sein würde, einige der ausländischen Gesellschaften noch finanziell zu stützen — „eine geschäftliche und moralische Pflicht!" — so wäre das sicher nur eine vorübergehende Kalamität. Höchst aussichtsreich seien die Verhandlungen mit der russischen Regierung und die Aussichten für die Einführung der Gasheizung in den militärischen Anstalten des eigenen Landes. Im übrigen könne er mit wohlberechtigter Genugtuung auf die Ziffern des Geschäftsabschlusses hinweisen, die nach reichlichen Abschreibungen und einer angemessenen Dotierung des Reservefonds die Verteilung einer Dividende von 18 Prozent gestatteten.

Nur mit äußerster Mühe gelang es Willy, dem Vortrag zu folgen. Der Eindruck der letzten Stunden arbeitete immer noch zu mächtig in ihm nach. Immer wieder mußte er unwillkürlich die Augen schließen, und dann sah er stets Lora vor sich, mit dem wallenden weißen Schleier, und er hörte im Geiste noch einmal des alten Grabans Flüstern: ‚eine königliche Braut' und das leise und trotzige Schluchzen Hardis.

Nerven — diese vermaledeiten Nerven!

Jetzt hatte Baldin endlich geschlossen.

„Ich konstatiere," sagte Salester, „daß unsere Revisions-Kommission, bestehend aus den Herren Möller-Sieghard, van Ellern und Leman, die Bücher unter Hinzuziehung des vereidigten Revisors Emil Lughardt geprüft und für richtig befunden hat. Das Protokoll liegt hier vor — ich lasse es cirkulieren, falls die Herren es wünschen."

„Ich bitte darum —" Rechtsanwalt Burrberg knurrte das. Salester sah etwas erstaunt auf und warf der ‚Spitzmaus', wie ihn seine Intimen nannten, das Aktenstück ziemlich nonchalant quer über den Tisch zu.

„Wir würden nun, meine Herren, Tag und Stunde der Generalversammlung zu bestimmen haben — ich schlage Ihnen in Übereinstimmung mit der Direktion den 30. April, 2 Uhr nachmittag, vor. Niemand scheint dagegen zu sein — also angenommen —

„Gegen den Geschäftsbericht erheben sich, wie ich sehe, auch keine Einwendungen — also —"

Burrberg schob den Zeigefinger zwischen zwei Blätter der vor ihm liegenden Akten und erhob sich: „Erlauben Sie — ich möchte mir doch noch einige Anfragen an Herrn Direktor Baldin gestatten. Vor allem die eine: wovon gedenken Sie denn die Dividende eigentlich zu zahlen?"

Baldin sprang auf. Aber Salester ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Aus den bereiten Mitteln, Herr Rechtsanwalt!" sagte er kurz und scharf. „Genügt Ihnen diese Auskunft?"

„Ich möchte doch um eine nähere Erklärung bitten."

Die anderen Herren, die bisher mehr oder minder teilnahmslos zugehört hatten, schauten auf. Direktor Leman machte: „Oho! Oho!" Der behäbige Generalkonsul Brandau klemmte das goldene Monocle ein und betrachtete die neugierige Spitzmaus mit höchst verwundertem Blick.

Willy Möller-Sieghard lehnte sich weit in seinen Stuhl zurück. In einem eigen unsicheren Gefühl: ‚Was wird da eigentlich kommen?'

„Das klingt ja fast wie ein Mißtrauensvotum, Herr Rechtsanwalt!" rief Baldin.

„Ich tue nur meine Pflicht, Herr Direktor! Ich gehörte der Revisionskommission *nicht* an und ich kann mich mit den nackten Zahlen, die Sie uns auftischen, nicht begnügen, so schön diese sein mögen. Mit Sentiments und Empfindlichkeiten verschonen Sie mich, aber Aufklärungen, wirkliche Aufklärungen geben Sie mir, bitte. Von einem Mißtrauensvotum ist vorläufig keine Rede. Wohl aber kann ich nicht verhehlen, daß ich der steten Ausdehnung des ganzen Geschäfts mit einiger Sorge gegenüberstehe. Ich kann aus dem Geschäftsbericht nicht die Liquidität der Mittel ersehen, die dies überschnelle Wachsen hinein ins Uferlose, möchte ich fast sagen, vielleicht verzeihlicher und erklärlicher erscheinen lassen würde."

Ein leises Murren ging durch die Versammlung. Nur Herr Mall wiegte zustimmend den brandroten Schädel.

„Ich bitte ums Wort," rief Brandau. „In meiner langjährigen und ich darf wohl sagen erfolgreichen —"

„Einen Augenblick, Herr Generalkonsul! Es ist wohl zunächst an mir, Stellung zu den Anfragen des Herrn Rechtsanwalts zu nehmen —"

Salester war aufgestanden und reckte seine massige Gestalt.

„— Anfragen, deren Berechtigung an sich ich voll und ganz anerkennen muß. Ich glaube nur, wenn der verehrte Herr Rechtsanwalt Dr. Burrberg uns häufiger die Freude seiner Mitarbeit bereiten würde, wären sie ihm nicht so dringend erschienen. Aber ich weiß ja, wie Ihre Zeit in Anspruch genommen ist, lieber Burrberg! Also zur Sache. Die Mittel zur Auszahlung der Dividende *sind* bereit. Ebenso wie alle übrigen Mittel, deren der Prometheus bedarf, stets bereit sein werden. Dafür bürge zunächst ich Ihnen, ich — Karl Salester!"

„Bravo!" rief der Generalkonsul. „Na also!"

„Bitte! Vielleicht genügt dem einen oder anderen mein Wort doch nicht. Herr Rechtsanwalt Burrberg wünscht ja *nähere* Erörterungen. Gut! Gut! Auch die sollen ihm werden! Meine Herren, Direktor Baldin berührte bereits die finanziellen Schwierigkeiten bei einigen unserer Tochtergesellschaften. Nun — wir haben — überzeugen Sie sich, bitte, aus den Büchern, wenn Sie wollen, Herr Burrberg! — gegen acht Millionen Aktien dieser unserer Kinder im Tresor. Sie heut an der Börse einzuführen, wäre — ich verschweige das nicht — wenn nicht unmöglich, so doch gewagt. Aber, meine Herren, in meinen Augen sind diese Werte goldsicher. Es ist — wer mich kennt, weiß es! — nicht meine Art, etwas derartiges leichthin zu sagen. Ich spreche es auch nur aus, weil ich diese Ansicht aus den Tatsachen schöpfe. Gut — ich habe mich also bereit erklärt, den Bankkredit des Prometheus unter In-Lombardnehmen jener Tochterwerte weiter zu erhöhen. Wahrscheinlich wäre das nicht einmal erforderlich gewesen. Ich will jedoch allen Schwierigkeiten vorbeugen —"

„Vergessen Sie nicht, Herr Direktor, die Industrie geht schweren Zeiten entgegen! Der Umschlag der Konjunktur steht vor der Tür!"

„So sagen die Schwarzseher, mein Herr Rechtsanwalt. In der Tat kann die Konjunktur nicht ewig in aufsteigender Linie sich weiterentwickeln. Aber es wird eben nur ein Stillstand, kein Sturz stattfinden. Glauben Sie mir das! Und wir — wir sind gerüstet! Unsere deutschen großen Finanzinstitute würden selbst eine Krisis mit Leichtigkeit überwinden, weil sie innerlich kerngesund sind. Nur eins ist dazu nötig, meine Herren, und das möchte ich Ihnen allen ans Herz legen: Vertrauen muß man haben! Auf die eigene Kraft, auf

Digitized by Google

das eigene Können, — nun ja, wenn Sie wollen: auch an den eigenen Stern muß man glauben!

„Sie, Herr Rechtsanwalt, sprechen von einem Wachsen ins Uferlose! Wer plant denn das? Niemand! Aber ein Rad, das eine große Maschine treiben soll, muß sich drehen; ein Unternehmen, das eine große Industrie zu beherrschen berufen ist, trägt die Notwendigkeit einer weiten Ausdehnung in sich. Nicht ins Uferlose wollen wir, aber bis an die Grenze unseres Gebietes. Ich glaube an die Güte, an die Eroberungskraft unseres Unternehmens. So fest glaube ich daran, daß ich mit ihm gehe — durch dick und dünn, wie der Berliner ja wohl sagt.

„Der Erfolg, ein fast beispielloser Erfolg, war bisher Unsere Vierprozent-Obligationen notierten gestern 106 $^{3}/_{4}$! Nun, meine Herren, ich bin auch den Aktionären meiner Bank verantwortlich: glauben Sie, daß ich mich so mit ganzer Kraft für den Prometheus ins Zeug legen würde, wenn ich nicht wüßte, es ist für eine gute Sache! Wenn ich nicht guten Gewissens sagen könnte: ‚Ich bin des Erfolges sicher — ich — Karl Salester!'"

Er hatte schließlich gegen seine Gewohnheit schnell, erregt gesprochen. Jetzt schloß er ruhiger: „Welche Aufklärungen wünschen Sie nun noch, Herr Rechtsanwalt? Mit Zahlen mag Ihnen Herr Baldin dienen. Mir kam es nur darauf an, meinen prinzipiellen Standpunkt klarzustellen."

Der letzte Satz verklang bereits in einem allgemeinen



Die Lektion. Nach dem Gemälde von A. M. Wirth.

mit uns! Ich brauche Ihnen dafür keine Zahlen anzuführen. Der Erfolg wird uns treu bleiben. Ich bin kein Mann von schönen Worten. Ich bin ein Mann der Tat — das wissen Sie alle! Und ich stehe Ihnen dafür, wir sind auf dem rechten Wege, der uns — wenn wir ihn uns nicht mit engherzigen Nörgeleien verbarrikadieren — zum guten Ziele führt!"

Salester warf den Kopf weit in den Nacken zurück.

„Ich sollte meinen, ich könnte auch von jedem von Ihnen, wie von jedem einzelnen Aktionär für mich einiges Vertrauen beanspruchen. Ich will meines Freundes Baldin große Verdienste auch nicht um ein Deut verkleinern. Aber das wird er selbst gern zugestehen, daß erst ich — ich ihm finanziell den Rücken gestärkt habe, daß durch mich unser ganzes Unternehmen erst jene Ausdehnungskraft erhielt, von der ich vorhin sprach — nun ja, wenn Sie wollen: den Zug ins Große. Während der Zeit, in der wir in Verbindung stehen, stieg der Kurs unserer Aktien um fast das Fünffache. Unsere Reserven erreichen heute beinah den dritten Teil des Aktienkapitals. Bravo! Auch Willy stimmte ein. Es lag etwas Hinreißendes in der Art, wie Salester sprach, in seinem starken Selbstbewußtsein.

Die sich anknüpfende langwierige Debatte zwischen Baldin und Burrberg vermochte dagegen kein Interesse mehr zu erregen. Ein Frage- und Antwortspiel mit großen Zahlen, in dem Baldin, der sich während Salesters Rede sein Material augenscheinlich zurechtgelegt hatte, den Sieg davontrug, so daß auch sein Gegner mit einigem Knurren und halben Entschuldigungen sich zufrieden gab.

Generalkonsul Brandau hatte schon mehrmals nach der Uhr gesehen. Wenn jede Sitzung so lange dauerte, hörte schließlich selbst das Vergnügen an den Tantiemen auf.

Endlich war auch der Rest der Tagesordnung erledigt.

Man stand ein wenig herum, sprach von diesem und jenem, vom Theater und von der Börse und von den letzten Reichstagsverhandlungen. Dann trennte man sich.

Aber Salester hielt den Assessor noch zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Neue Bücher.

Angezeigt von Th. H. Pantenius.

Ottokar Lorenz: Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reiches. — Paul Rachel: Elisa von der Recke. — Oskar Höcker: Es blasen die Trompeten. — Hanns von Zobeltitz: Besiegter Stein. — Ida Boy-Ed: Das A-B-C des Lebens. — Georg von Ompteda: Ein Traum im Süden. — Wilhelm von Polenz: Wurzellocker. — Adolf Hausrath: Die Albigenserin. — Ernst Behrend: Silberblick. — A. von Klinckowström: Die vier Glocken des Herrn von Perna. — Emanuel Schnitzer: Der Liebesbrief meiner Köchin. — Neue Christoterpe. — Aus Höhen und Tiefen. — Carl Chun: Aus den Tiefen des Weltmeeres. — Johannes Wilda: S. M. Y. „Meteor". — Alfred Funke: Aus Deutsch-Brasilien. — Marshall: Gesellige Tiere.

Unter dem Titel: „Kaiser Wilhelm und die Begründung des Reichs" (Gustav Fischer. Jena) hat Professor Dr. Ottokar Lorenz auch seinerseits die große Zeit geschildert, in der unter ungeheuren Opfern jeder Art das neue Deutsche Reich entstand.

Das Buch hat eine ausgesprochene Tendenz: es will den Nachweis führen, daß nicht Bismarck mit verständnisvoller Unterstützung durch König Wilhelm I. das Sehnen der Nation nach politischer Einigung erfüllte, sondern daß das umgekehrt durch König Wilhelm geschah und daß Bismarck nur die Ideen seines Königs in genialer Weise ausführte.

Ich muß nun finden, daß der Versuch, diese Behauptung zu begründen, völlig mißlungen ist. Und ich meine ferner, daß auch der größte Verehrer unseres Heldenkaisers das nicht zu bedauern braucht. Kaiser Wilhelm war als Mensch und als Fürst so groß, daß wir ihm nicht erst Verdienste anzudichten brauchen, die wir seinem genialen Kanzler rauben.

Kaiser Wilhelm erscheint in keinem Zeitraum seines langen Lebens als ein Genie. Die Natur hatte ihn mit gesundem Verstande und jener Nüchternheit ausgerüstet, die alles Phantastische von vornherein abweist und das Wirkliche sieht, wie es ist, auch wenn der Anblick nicht erfreulich ist. Diese Anlage konnte dadurch, daß er zum Soldaten erzogen wurde, nur noch verstärkt werden. So wußte er denn auch sein ganzes Leben hindurch genau, was er konnte und was er nicht konnte. Er hatte sich mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit und mit dem ihm eigenen Fleiß in seinen Beruf eingearbeitet und wußte bald in ihm Bescheid in großem und kleinem. Hier war er Fachmann und zwar ein ausgezeichneter. Roon war in der Tat nur der Mann, der des späteren Kaisers Ideen vortrefflich aus- und durchführte.

Prinz Wilhelm war aber nicht nur Offizier, sondern auch ein Prinz und zwar der Prinz, der als ältester Bruder des kinderlosen Kronprinzen eine unmittelbare Anwartschaft auf die Krone hatte. So lernte er auch die Geschäfte des Staatsmanns kennen, und sein klarer Verstand ließ ihn sich bald auch in ihnen zurecht finden. Er war auch hier Fachmann und fühlte sich mit Recht als solcher. Immerhin blieb gerade die Diplomatie ein Gebiet, auf dem ihm seine Naturanlage nur zum Teil zu Hilfe kam.] Sie ermöglichte ihm eine klare, nüchterne Erkenntnis der Sachlage, aber zu produktiver Tätigkeit befähigte sie ihn zunächst nicht sonderlich. Denn die Diplomatie ist eine Kunst und kann, wie jede Kunst, der Phantasie nicht entbehren.

Kaiser Wilhelm wurde als Prinz ein alter Mann und zwar unter Umständen, die auch einen weniger Besonnenen und Verständigen als ihn zu einem weisen Mann machen mußten. Er sah wie sein mit so glänzenden Gaben ausgerüsteter Bruder durch seine phantastischen Neigungen sein edles Streben unfruchtbar machte; er sah sich selbst vom Volk verkannt und ins Exil getrieben; er verlebte dann ein Jahrzehnt in scharfem Gegensatz zu der von seinem Bruder getriebenen inneren und äußeren Politik. Er verhielt sich in dieser ganzen Zeit musterhaft und bewährte eine bewunderungswürdige Loyalität. Er wurde eben dadurch in ihr ein ausgereifter, felsenfest gefügter Mann, und er erwarb sich in ihr auch eine durchdringende Menschenkenntnis.

Er wurde König, und auf eine kurze Zeit friedlichen Gedeihens folgten wieder die härtesten Kämpfe. König Wilhelm hatte erkannt, daß Preußens Zukunft auf einer Reorganisation seines Heeres beruhte, aber er fand kein Mittel, diese Erkenntnis seinem Volke zu eigen zu machen. Er fühlte sich hier als Fachmann, sein Gewissen verbot es ihm, hier nachzugeben. Und er hielt aus, obgleich darüber die eben gewonnene Volkstümlichkeit wieder hinschwand, hielt aus, obgleich das Abgeordnetenhaus ihm fast einstimmig widerstand und selbst seine Getreuen zum Teil versagten. Er wandte sich schließlich an den Mann, den ihm sein Roon immer wieder empfahl, der ihm aber seiner Vergangenheit und seinem ganzen vulkanischen Wesen nach fremd und unsympathisch sein mußte, er ernannte Bismarck zu seinem Premierminister. Des Königs Menschenkenntnis erkannte in ihm den genialen Staatsmann, und sein Pflichtgefühl ließ ihn an dem Gewaltigen festhalten, auch wenn dieser ihn auf Wege drängte, die er nur höchst ungern betrat.

Wie stand nun der König zu den nationalen Einheitsbestrebungen? Wie konnte er nur zu ihnen stehen?

Sie waren ihm zuerst im Frühlingssturm der Befreiungskriege entgegengetreten. Das regellose, zum Teil phantastische Treiben, das das „Aufstehen des Volkes" mit sich brachte, hatte den Sechzehnjährigen schon nicht angenehm berührt. König Wilhelm sprach sein Leben lang ungern von den Befreiungskriegen. An sie schloß sich die Bewegung unter den Studenten, das Nationale bekam bald eine revolutionäre Beimischung. Ein großer Teil der Männer, die für die politische Einigung schwärmten, glaubte sie nur durch den Umsturz des Bestehenden erreichen zu können. Wie mußten die Lieder Freiligraths und Herwegs den Prinzen empören! Nichts war ihm, dem in strengster Selbstzucht Stehenden, so verhaßt, wie Zuchtlosigkeit, und diese schien eine untrennbare Begleiteigenschaft des Einheitsgedankens geworden zu sein. Das schwarz-rot-goldene Banner wehte von den Barrikaden in Berlin und vor den Scharen der süddeutschen Insurgenten. Die Männer, die den König später hartnäckig verhinderten, in Bezug auf das Heer seine Lebensaufgabe zu erfüllen, waren auch die Träger des nationalen Gedankens.

König Wilhelm war ein durchaus deutscher Mann, aber er hätte ein Übermensch sein müssen, wenn er unter diesen Umständen eine starke Sympathie für die Einheitsbestrebungen hätte haben sollen. Er zog sich denn auch auf sein festgefügtes Preußentum zurück und machte sich über den Wert „moralischer Eroberungen" keine Illusionen. Er war entschlossen, das preußische Schwert zu ziehen, wenn Deutschland bedroht wurde, denn er erkannte die Solidarität seines Preußen mit den deutschen Geschicken, aber er hielt es für ein Unglück, wenn Preußen in Deutschland aufgehen sollte.

Sein großer Minister war ursprünglich, um in der Sprache unserer Tage zu reden, ein noch ausgesprochenerer Partikularist als sein König. Aber er wurde früher und ungleich stärker von dem Verlangen, Deutschland politisch zu einigen, ergriffen als sein Fürst, und stellte dann seine ganze weltgeschichtliche Genialität in den Dienst dieses Gedankens. Schon im Kampf gegen Österreich und Süddeutschland beherrscht ihn dieser ganz und veranlaßt ihn, die Besiegten mit unerhörter Milde zu behandeln, um sie später gewinnen zu können. Wenn der König über den Nikolsburger Frieden so unglücklich ist, so liegt das nicht daran, daß die deutsche Idee nicht zu ihrem vollen Recht kam — wie Herr Professor Lorenz meint —, sondern daran, daß er auf die Wiedergewinnung von Ansbach-Bayreuth und auf den Erwerb Deutsch-Böhmens verzichten mußte und daran, daß er nicht glauben konnte, die Hoffnungen Bismarcks würden sich verwirklichen. Und so bleibt es auch nachher: der geniale Kanzler macht seine Politik,

Digitized by Google

und sein großer König vertraut ihm und läßt ihn auch da gewähren, wo starke Zweifel an dem Erfolg in ihm wach werden und er der kühnen Politik seines gewaltigen Dieners nur ungern folgt. In diesem Verhältnis sind beide groß: der Fürst, der dem so ganz anders als er selbst gearteten, genialen Kanzler sein volles Vertrauen schenkt, und der Staatsmann, der sich auch innerlich willig darein schickt, auf seinen Fürsten alle Rücksichten zu nehmen, die sich mit seinen weitaussehenden Plänen vertragen. Aber der Mann, der das Sehnen der Nation erfüllte, war Bismarck. Daran läßt sich wohl deuteln, aber nichts ändern, und diese Tatsache setzt unseren unvergeßlichen Heldenkaiser um nichts herab.

Herr Professor Lorenz hat sich der Freundschaft des Herzogs Ernst von Koburg-Gotha erfreut, und der Großherzog von Baden hat ihm Einblick in seine Korrespondenzen und die Berichte der badischen Gesandten und politischen Geschäftsträger gewährt. Die aus Koburg stammenden Quellen hätten, meines Erachtens, mit sehr viel mehr Kritik benutzt werden sollen, als der Herr Verfasser anzuwenden für gut fand. Die badischen sind dagegen in der Tat ebenso wertvoll wie erfreulich. Wenn schon bisher jeder, der von der Entstehung des Reiches etwas weiß, dem trefflichen Großherzog und seinen getreuen Badensern Verehrung und Bewunderung entgegenbrachte, so müssen sich diese Gefühle an der Hand unseres Buches nur noch steigern. Fürst und Volk haben in der Tat während der Jahre 1866 bis 1870 die Treue bis zur Folterbank bewiesen. Immer wieder vom Norddeutschen Bunde zurückgewiesen, weisen sie doch die Versuchung, es dann mit dem süddeutschen Partikularismus zu versuchen, standhaft ab. Insbesondere an der wahrhaft bezaubernden Persönlichkeit des Großherzogs kann man sich gar nicht genug erfreuen. Eine kraftvolle Warmherzigkeit ist in ihr in der glücklichsten Weise mit großer Besonnenheit und einem kernechten Idealismus gepaart, der vor keinem persönlichen Opfer zurückschreckt. Auch sonst erscheinen eine ganze Anzahl deutscher Fürsten der großen Stunden, die sie erleben durften, durchaus würdig. So z. B. die Großherzöge von Weimar und Oldenburg u. a.

Das Buch, von dem ich rede, hätte, meines Erachtens, sehr gewonnen, wenn der Herr Verfasser in der Lage gewesen wäre, seine Quellen eingehender zu charakterisieren, als es der Fall war. Noch mehr aber, wenn er es vermieden hätte, den Gegnern seiner Anschauungen gegenüber einen Ton anzuschlagen, den ich nur für recht unangebracht halten kann. Ein Sybel, ein Marx und die anderen Geschichtschreiber, die er nicht nennt, aber meint, dürfen beanspruchen, daß ihnen unter allen Umständen mit der Achtung begegnet wird, die ihr Charakter wie ihre Leistungen jedem Unbefangenen einflößen. Zu diesen wird freilich niemand einen Geschichtschreiber rechnen, der mehrfach ähnliche Sätze niederschreibt, wie diesen: „Fürst Bismarck verdankte seine ganze (!) Vertrauensstellung bei König Wilhelm dem Fürsten von Hohenzollern."

Das Buch verdient es, gelesen zu werden, aber es ist ganz von der oben gekennzeichneten Tendenz durchtränkt, es verlangt daher einen eingeweihten und Kritik übenden Leser, wenn es nicht irreführen soll.

Im Jahre 1900 erschien ein sehr interessantes Buch: „Elisa von der Recke. Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendtagen" von Paul Rachel (Leipzig. Dieterichsche Verlagsbuchhandlung). Als Nachtrag zu ihm ist jetzt ein zweiter Band erschienen, der Elisas Wanderjahre behandelt.

Der Name Elisas von der Recke ist uns heute nur noch aus Literaturgeschichten bekannt und zwar nur als Lady Patroneß des ebenfalls vergessenen Dichters der „Urania", Tiedge. Im letzten Jahrzehnt des XVIII. und in den ersten Jahrzehnten des XIX. Jahrhunderts war er aber jedermann geläufig. Weniger um Elisas Werke als um ihrer anziehenden Persönlichkeit willen. Die persönlichen Beziehungen hatten ja damals eine ganz andere Bedeutung als heute. Wer es in der Literatur zu etwas gebracht hatte, der stand nicht nur mit den Mitstrebenden, sondern auch mit zahlreichen Verehrern und Verehrerinnen in regem Briefwechsel und war durch freundschaftliche Bande mit ihnen verbunden. Elisa von der Recke hatte auf ihren Reisen überall angeklopft, und der liebenswürdigen, schönen und vornehmen Frau hatten sich alle Türen geöffnet. Dabei hatte es sich so gefügt, daß die ihrer Anlage nach durchaus auf das Religiöse, ja das Mystische gestimmte Frau ihre nächsten Freunde in den Reihen der Aufklärer fand und erst später wieder in ein Milieu gelangte, das ihrem Bedürfnis mehr entsprach.

Elisa von der Recke war die Tochter eines Grafen Medem in Kurland und die Schwester der letzten Herzogin von Kurland, der später als Herzogin von Sagan so gefeierten Dorothea. Der erste Band, der von ihren Jugendjahren handelt, ist von höchstem kulturhistorischen Interesse. Die kraftvolle Roheit der alten Zeit und die empfindsame Bildungsfreundlichkeit der neuen gehen nebeneinander her und stoßen mitunter hart aufeinander. Wir begegnen einer Fülle von Originalen und verfolgen Elisas Schicksale mit lebhaftestem Interesse. Blutjung heiratet sie einen Herrn von der Recke, einen derben, harten Mann, der sie sehr liebt, aber gar nicht verstehen kann. Als sie von ihm geschieden ist, gewinnt sie einen anderen Mann lieb, der sie allem Anschein nach glücklich gemacht haben würde, verzichtet aber auf ihn, weil sie einer ihr werten Cousine, die ihre Nebenbuhlerin ist, nicht im Wege stehen will. Unter dem Einfluß dieser sie auf das tiefste erregenden Erlebnisse gerät sie in die Netze des Abenteurers Cagliostro, bis sie ihn durchschaut. Sie reißt sich dann von der Heimat los und durchwandert jahrelang Deutschland, wo sie in der literarischen Welt überall Beziehungen anknüpft. Den Weimarer Großen ist sie nicht näher getreten, wohl aber Klopstock und vielen Sternen zweiter und dritter Größe. Eng befreundet wurde sie mit dem Berliner Kreise, dessen Mittelpunkt Nikolai und Moses Mendelssohn bildeten und der sich aus Freunden Lessings zusammensetzte. Andererseits gewann sie aber auch mit Lavater enge Fühlung. Ein Buch, in dem sie ihre Erlebnisse mit Cagliostro rückhaltlos schilderte, erregte ungeheures Aufsehen.

Ist der zweite Band auch nicht so fesselnd wie der erste, so ist er doch auch ein interessanter Beitrag zur Kulturgeschichte des ausgehenden XVIII. Jahrhunderts.

Von den im Daheim veröffentlichten Romanen sind „Es blasen die Trompeten" von Oskar Höcker und: „Besiegter Stein" von Hanns v. Zobeltitz jetzt auch in Buchausgaben erschienen. (Paul List. Leipzig resp. Costenoble. Jena.) Sie werden in ihnen ebenso dankbare Leser finden, wie sie sie im Daheim gefunden haben.

Sehr bedeutend ist der Roman: „Das ABC des Lebens" von Ida Boy-Ed. (Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig.) Zweierlei Ausschreitungen, zu denen das Kulturleben verleitet, sind hier auf das lebendigste dargestellt und in einer fesselnden Fabel miteinander verschmolzen: einmal die Abwendung von der Kultur durch absolute Hingabe an den Sport: ein junges Ehepaar lebt für nichts anderes als den Segelsport. Auf der anderen Seite eine Überkultur, die sich in der Kunst so steigert, daß sie darüber jede Fühlung mit der wirklichen Welt verliert. Der Dichterkreis von „Modernen", der sich um den einen Helden zusammenfindet, ist ebenso diskret wie ergötzlich gezeichnet.

Die große Menschenkenntnis und die abgeklärte Weisheit, die Frau Boy-Ed eigen sind, kommen in diesem Roman auf das schönste zur Geltung.

Das alte traurige Lied von den zwei sich Liebenden, die doch nicht zueinander kommen können, behandelt in „Ein Traum im Süden" Georg Freiherr v. Ompteda (F. Fontane & Co.) in eigenartiger, stimmungsvoller Weise. Die Cousine eines nordwestdeutschen Edelmannes ist früh nach Frankreich gekommen, hat dort einen vornehmen Franzosen geheiratet und ist ganz in jener Überkultur aufgegangen, die für diese Kreise Frankreichs charakteristisch ist. Früh Witwe geworden, wendet sie sich dem Vetter wieder zu und

Digitized by Google

ruft ihn zu sich nach Nizza. Er folgt ihrem Ruf willig, aber es erweist sich, daß beider Liebe nicht stark genug ist, um die Kluft, die infolge der beiderseitigen Lebensgewohnheiten zwischen ihnen klafft, zu überbrücken. Die Umwelt in der norddeutschen Heide hier, in der Villa in Nizza dort, ist sehr amüsant geschildert. Ich habe nur bedauert, daß der Herr Verfasser den Gegensatz der Liebenden nicht dahin vertieft hat, daß er den deutschen Herren als den Vertreter zielbewußter Tüchtigkeit hinstellte. Wie er hier erscheint, steht er doch nicht sehr viel höher als die Nizzaer Drohnen und noch dazu sehr viel ungeschlachter.

Der neueste Roman von Wilhelm von Polenz: „Wurzellocker" (F. Fontane & Co. Berlin) spielt in der Welt der Literaten von Beruf. Ich habe ihm, zu meinem lebhaftesten Bedauern, nicht viel Geschmack abgewinnen können und er scheint mir nicht ganz auf der Höhe des künstlerischen Könnens seines Verfassers zu stehen.

Dasselbe muß ich leider auch von der neuesten Erzählung von Adolf Hausrath: „Die Albigenserin" sagen. Er führt uns in die Tage, in denen die aus Frankreich vertriebenen Albigenser am Oberrhein Anhänger suchten und fanden. Gegen diese schritt dann die Kirche mit dem ganzen Aufgebot von Beil, Strick und Scheiterhaufen ein, das ihr zur Verfügung stand. Es versteht sich von selbst, daß in einer Arbeit Hausraths das kulturgeschichtliche Element wahrheitsgetreu und interessant ist. Das Romanhafte ist aber in unserem Falle sehr zu kurz gekommen und steht hinter den reizenden Skizzen in „Unter dem Katalpenbaum" und anderen ähnlichen Arbeiten Hausraths weit zurück.

Viele unserer Leser werden sich noch der liebenswürdigen kleinen Erzählungen von Ernst Behrend erinnern, die wir hin und wieder veröffentlichen durften. Es waren das stille Geschichten, die in erster Reihe durch die Stimmung wirkten, die aus ihnen zum Leser sprach. Dasselbe gilt auch von den sieben liebenswürdigen Erzählungen, die Behrend jetzt unter dem Gesamttitel „Silberblick" (Concordia. Berlin) veröffentlicht hat. Sie wirken heute durchaus nicht „modern", aber der Erfolg von Jörn Uhl hat ja eben erst wieder gezeigt, wie dünn die Volksschicht bei uns ist, bei der das Mode ist, was die Kaffeehausschriftsteller und Kritiker der Großstädte „modern" nennen.

In der Münchener Künstlerwelt spielt der Roman von A. v. Klinkowström: „Die vier Glocken des Herrn von Perna" (Carl Reißner. Dresden und Leipzig). Er erzählt uns von einer Künstlerehe und entwirft nebenher noch eine Reihe lebenswahrer Bilder aus den Kreisen der Münchener Künstler und den mit ihnen zusammenhängenden Gesellschaftskreisen.

Allerliebst ist ein kleines Büchlein von Emanuel Schnitzer: „Der Liebesbrief meiner Köchin" (Leipzig. Hermann Seemann). Ich darf aber über seinen Inhalt kein Wort verraten, wenn ich den Leser nicht schädigen soll. Er lese und amüsiere sich selbst.

Die beiden, ihrem Inhalt nach so nahe verwandten Jahrbücher, die von Reinhard Mumm herausgegebene „Neue Christoterpe" (C. E. Müller. Halle) und „Aus Höhen und Tiefen" (Martin Warneck. Berlin), das Professor Kinzel und Schulrat Ernst Meinke herausgeben, sind auch in diesem Jahr wieder erschienen und werden ihrem Leserkreise willkommen sein.

Zum Schluß sei noch auf einige Bücher verwiesen, die zugleich belehrend und unterhaltend sind. In erster Reihe ist hier „Aus den Tiefen des Weltmeeres" von Carl Chun zu nennen, ein wirkliches „Prachtwerk" (Gustav Fischer. Jena). Der Leiter der deutschen Tiefsee-Expedition Professor Chun-Leipzig erzählt in ihm in mustergültiger Weise von den wissenschaftlichen Arbeiten und Fahrten der Expedition und entwirft die lebendigsten Bilder von den befahrenen Meeren und besuchten Landschaften. Vortrefflich ausgewählte Abbildungen nach vorzüglichen Photographien erläutern den Text.

Freunde der See werden auch das Buch mit lebhaftem Interesse lesen, in dem Johannes Wilda die Überfahrt von „S. M. Y. Meteor," (Hermann Paetel. Berlin) über den Atlantischen Ozean überaus anschaulich schildert. Es war ein Wagestück, mit dem noch nicht ganz fertigen Fahrzeug das Weltmeer zu kreuzen, aber es kam glücklicherweise gut aus.

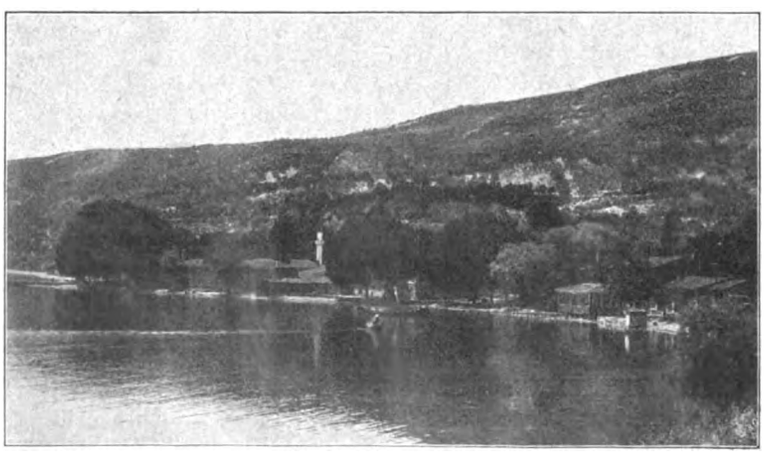
Sehr interessante Bilder aus dem Leben der Deutschen in Rio Grande do Sul entwirft Alfred Funke in dem Buche: „Aus Deutsch-Brasilien" (B. G. Teubner. Leipzig). Der Deutsche bleibt ja in Süd-Amerika erfreulicherweise deutsch, die deutschen Kolonien in Brasilien verdienen daher die volle Aufmerksamkeit aller Deutschen. Herr Funke bietet in seinem Buch eine Reihe einzelner Bilder aus dem Leben der Deutschen, die auf Grund eingehender Sachkenntnis entworfen und sehr anschaulich sind. Der Ton, in dem er erzählt, ist mir nicht gerade immer sehr sympathisch gewesen, aber man kann das schon mit in den Kauf nehmen.

Unser verehrter Mitarbeiter Professor Marshall-Leipzig hat unter dem Titel: „Gesellige Tiere" (Dr. Seele & Co. Leipzig) sechs Vorträge veröffentlicht, die er an der Leipziger Volkshochschule gehalten hat. Man wird sie mit Vergnügen und Nutzen lesen.

An der Todesstätte Konstantins des Großen im bythinischen Chersones.

Von H. Graf zu Dohna (Delphicus). Mit vier Abbildungen.

Gleich zwei gewaltigen Säulen, als Grenzmarken dreier Weltalter aufgerichtet, schließen die Gestalten Hannibals und Konstantins des Großen die halbtausendjährige Epoche römischer Weltmacht zwischen sich ein. Eine höhere Ordnung, welche Zufall zu nennen die Ehrfurcht vor dem Genius der Weltgeschichte verbietet, hat die Todesstätten dieser beiden großen Menschen räumlich dicht aneinandergerückt. Kaum drei Meilen von dem Grabe des gewaltigen Römerfeindes sieht man, im Gebüsch versteckt, die malerischen Ruinen von Ankyron, unfern der Station Hérékí, des alten Charas. Hier ist Konstantin der Große am 22. Mai des Jahres 337 verschieden.



Hérékí am Golf von Nikomedien, dahinter die Ruinen von Ankyron.

Es war der letzte Imperator im antiken Sinne; die ehernen Tore der Alten Welt schließen sich mit seinem Tode, eine neue Bühne tut sich auf; an die Stelle des sinkenden Imperiums tritt die allmächtige Kirche, sie hält die Herrschaft über die Geister ein volles Jahrtausend in ihren Händen, bis endlich das große Erwachen der Menschheit den Beginn einer neuen Weltepoche ankündigt und das Mittelalter in

Digitized by Google

das Meer der Vergangenheit versinkt. Konstantin, der uns in diesem Augenblicke beschäftigt, teilt das Schicksal aller derer, die an der Grenzscheide von Weltaltern erscheinen. Ihnen wird Licht und Schatten in überreichem Maße zugemessen, also daß dem Betrachter das Erkennen der wirklichen Umrisse unendlich erschwert ist. Die Weltgeschichte hat ihn den Großen genannt und damit ausgesprochen, daß seine Persönlichkeit einer ganzen Epoche ihren Stempel aufgeprägt, die Entwickelung der Menschheit in bestimmte Bahnen gelenkt und eine weit über ihre Lebenszeit hinausreichende Wirksamkeit betätigt hat.

Wenn wir nun die Reihe dieser, aus der Menge hoch emporragender, Menschen vor unserem geistigen Auge vorüberziehen lassen, so wird sich uns die niederschlagende Erkenntnis offenbaren, daß unter ihnen kaum ein einziger erscheint, dessen Charakterbild uns in ungetrübter Schöne sich zeigt. Die Unvollkommenheit alles Menschlichen drängt sich uns gerade dann mit erschreckender Deutlichkeit auf, wenn es sich um die Größten unter den Erdgeborenen handelt.

In dem Charakterbilde Konstantins setzt die Herrschsucht alle anderen Züge dergestalt außer Betracht, daß wir gezwungen sind, seine gesamte Lebensführung aus diesem einzigen Leitmotiv zu erklären. Um dieser Leidenschaft willen hat Konstantin Ströme von Blut vergossen, seine Mitbewerber, auch seine nächsten Angehörigen, mitleidslos vernichtet, seinen Erstgeborenen, den trefflichen Priscus, geopfert.



Überreste der Konstantinssäule zu Konstantinopel.

Herrschsucht gebiert Argwohn und Verstellungskunst, und in diesem Betracht zählt Konstantin zu den dunkelsten Gestalten unter den Fürsten auf dem Thron der Cäsaren; wir können ihn dem Tiberius zur Seite stellen, der gleichfalls so viele geopfert hat, sobald sie ihm verdächtig geworden waren. Leider hat nicht Tacitus, sondern Eusebius die Geschichte Konstantins geschrieben, ein christlicher Bischof, und darum müssen wir bei der Beurteilung dieses Kaisers den Schutzherrn der Kirche außer Betracht lassen, damit wir zu einer objektiven Würdigung seines Wesens gelangen. Angesichts des eben geschilderten Charakters Konstantins kann ein Zweifel nicht obwalten, daß seine Begünstigung des Christentums ganz und gar nicht aus der Überzeugung von der Wahrheit der Offenbarung, sondern lediglich aus politischen Erwägungen hervorgangen ist. Er hatte in der Organisation der Kirche eine gewaltige politische Institution erkannt und beschlossen, sich ihrer zu bedienen, anstatt sie zu bekämpfen, wie seine Vorgänger getan hatten.

☞ Konstantin selbst ist niemals Christ geworden; wir wissen, daß er auf seinem Sterbebette sich unter die Katechumenen aufnehmen ließ, d. h. unter die Adepten der christlichen Gemeinde, die aber erst nach längerer Prüfung Aufnahme in die Gemeinschaft der Gläubigen fanden und bis dahin nicht zu den Christen zählten. So hat also ein heidnischer Kaiser dem ersten ökumenischen Konzil der Christenheit präsidiert und auf den Gang der Verhandlungen entscheidenden Einfluß geübt, ja, die dankbare Kirche hat diesen Heiden unter ihre Heiligen versetzt. Er ist ein wunderlicher Heiliger in jedem Betracht und es ist in der Tat belustigend, zu lesen, wie der gute Eusebius diese schreienden Anomalien zu umgehen und zu bemänteln versucht.

Wie gering der sterbende Imperator von der Befähigung seiner überlebenden Söhne dachte, zeigt sein seltsames Testament. Das unter so viel Strömen von Blut geeinigte Reich wird abermals zerteilt, und zwar sollen nicht bloß seine drei Söhne sondern auch zwei Neffen eigene Herrschaftsgebiete erhalten. Die Geschichte lehrt uns auch in diesem Falle, daß selbst der gewaltigste Einzelwille mit dem letzten Hauche seines Eigners in nichts verschwindet. Fünfundzwanzig Jahre nach dem Tode des großen Konstantin ist sein ganzes Geschlecht unter Blut und Freveln vom Erdboden vertilgt. Angesichts der bisher noch nie von römischen Heeren erreichten Hauptstadt der stolzen Sassaniden, empfängt der letzte Abkömmling des Constantius Chlorus, der edle Julian, den die Kirche Apostata genannt hat, die Todeswunde. Die Tradition läßt den kaiserlichen Helden mit den Worten sterben: „Galiläer! Du hast gesiegt!“ Es ist die Geburtsstunde der kirchlichen Weltherrschaft.

Wir kennen die furchtbaren Erschütterungen, mit denen diese Epoche beginnt. Überflutet werden die Grenzen des Reiches von dem Ansturm der Barbaren, verloren gehen die reichen Provinzen des Westens, endlich Italien selbst mit der alten Welthauptstadt, aber das Werk des großen Konstantin bleibt aufrecht und die europäische Menschheit scheidet sich seitdem in den germanisch-romanischen Occident und den byzantinischen Orient, ein Gegensatz, der auf kirchlichem Gebiete am augenfälligsten zu Tage tritt und bis in eine unabsehbare Zukunft fortbestehen wird. Die orthodoxe Kirche so gut wie die damals im Werden begriffene römische Kirche beanspruchen von Anbeginn die Herrschaft über die Erde. Die erstere betrachtet noch heute ihre nun halbtausendjährige Vergewaltigung durch den Islam als eine vorübergehende Episode, sie erwartet die Erlösung vom Türkenjoche und die Wiederherstellung der alten byzantinischen Kaiserherrlichkeit von der nächsten Zukunft. Der Schöpfer dieser unausrottbaren Idee, die ungezählte Generationen überdauert hat und nach Jahrhunderten der Knechtschaft und des Unglücks mit ungeschwächten Prätensionen auf der Bühne erscheint, ist Konstantin gewesen. Darin liegt die weltgeschichtliche Bedeutung dieses merkwürdigen Mannes, darin sein Anspruch auf den ehrenden Beinamen des Großen, darin der Grund, warum seine weltverlassene Todesstätte im bithynischen Chersones uns auf diesen Blättern beschäftigt.

An der alten Triumphstraße in Konstantinopel, auf dem ehemaligen Konstantinsforum steht noch heute das Wahrzeichen des byzantinischen Imperialismus, die Konstantinssäule. Ihr gegenwärtiger verwahrloster Zustand versinnbildlicht auf das augenfälligste den tiefen Stand, zu dem die Idee selbst herabgesunken scheint. Einst schmückte diese Säule den Apollotempel auf dem Abhang des palatinischen Hügels zu Rom, sie ward auf Befehl Konstantins mit unzähligen anderen Kunstschätzen nach der neuen Welthauptstadt versetzt und dort in der Mitte des Kaiserforums aufgestellt. Sie trug das goldene Standbild des Imperators in der Gestalt des Sonnengottes, das Haupt mit einer Strahlenkrone umgeben, die der Überlieferung zufolge aus den Nägeln vom Kreuze bestand, eine Apotheose, welche in einer für unsere Anschauungen unerträglichen Form heidnische und christliche Vorstellungen mit der Person des Imperators verknüpfte; ein Zurückgreifen

Digitized by Google

auf die römische Kaiservergötterung und ein Vorwegnehmen der kirchlichen Kanonisation, das Ganze charakteristisch für die Stellung, die Konstantin für sich in Staat und Kirche in Anspruch nahm und in Geltung gesetzt sehen wollte.

Erdbeben, Blitzschläge, die Zerstörungswut der lateinischen Eroberer und die Zersetzungsarbeit der Jahrhunderte haben den jetzigen Zustand des Monuments verschuldet, kein Bruchstück des Kaiserstandbildes ist auf unsere Tage gekommen. Sic transit gloria mundi.

Glücklicherweise besitzen wir ein unvergänglicheres Wahrzeichen der welthistorischen Bedeutung Konstantins, das ist die neue Roma selbst, die Stadt, die bis zum heutigen Tage Konstantinopel genannt wird, die Stadt, die dem Reich der Rhomäer unendlich viel mehr als die Hauptstadt, die das Fundament der staunenswerten Widerstandskraft dieses Reiches gegen eine Welt von Feinden gewesen ist, die Geburtsstätte des byzantinischen Imperialismus. Damit stehen wir vor der eigentlichen welthistorischen Großtat Konstantins. Um ihre Bedeutung zu ermessen und das persönliche Verdienst des Kaisers in diesem Betracht gebührend zu würdigen, ist ein flüchtiger Blick auf die damalige Weltlage unabweislich.

Wir erinnern uns, daß seit dem Beginn des III. Jahrhunderts Rom nur vorübergehend Residenz der Imperatoren sein konnte. Die wachsende Gefahr von seiten der die Grenzen überflutenden Barbaren, die fortgesetzten Kämpfe gegen die zahllosen Thronanmaßer, die Unbotmäßigkeit der längst nicht mehr aus Reichsangehörigen bestehenden Legionen, zwang die Imperatoren zu dauernder kriegerischer Tätigkeit. Selbst als infolge der Neuordnung des Reiches durch Diokletian die Zahl der kaiserlichen Residenzen auf vier gewachsen war, suchen wir Rom darunter vergebens, auch Byzanz fehlt. Kaum zwanzig Jahre nach dem Rücktritt Diokletians sind alle seine Mitkaiser und Cäsaren von der Bildfläche verschwunden. Der neue Weltherrscher, der glückliche Konstantin, hat unter Strömen von Blut die Einheit des Imperiums wieder hergestellt. Es folgten sieben Jahre angestrengter Tätigkeit: das durch unaufhörliche Bürgerkriege zerrüttete Reich wird neugeordnet, die Grenzen werden durch bewunderungswürdige Schutzmaßregeln gesichert, die Gleichberechtigung der Religionen wird anerkannt. Und jetzt ist der Augenblick gekommen, wo der Alleinherrscher die Gründung einer neuen Welthauptstadt beschließt. Welche Erwägungen haben ihn geleitet, als er sich für die Verlegung des Schwerpunktes in die Osthälfte des Reichs und für die Auswahl von Byzanz entschied? Sehen wir näher zu.

Für das Reich und seine Erhaltung hatten die östlichen Provinzen eine wachsende Bedeutung gewonnen; hier drohten die gefährlichsten Feinde, an der Euphratgrenze die gefürchteten Perser, an der Donaugrenze die zahllosen Barbaren des Nordens, hier wurzelte aber auch die kräftigste Stütze des kaiserlichen Regimentes: die neue Weltreligion.

Und gerade hier im Osten des Reichs fand sich eine Stadt, die wie keine andere alle Vorbedingungen für eine werdende Weltmetropole in sich vereinigte. An der mehr verbindenden als trennenden Meeresgrenze zweier Erdteile gelegen, einem dritten benachbart, thronte Byzanz an dem einen Ausgange des großen Wasserbeckens, um das sich die Kulturgebiete der Alten Welt gruppierten, eine Eingangspforte für Orient und Occident, auf der äußersten Spitze der in drei Meere hineinragenden Landzunge des europäischen Kontinents, mit dem sichersten und geräumigsten Hafen der damals bekannten Erde, unbezwinglich für jeden Gegner, die geborene Herrscherin unter den Wohnplätzen der Menschen.

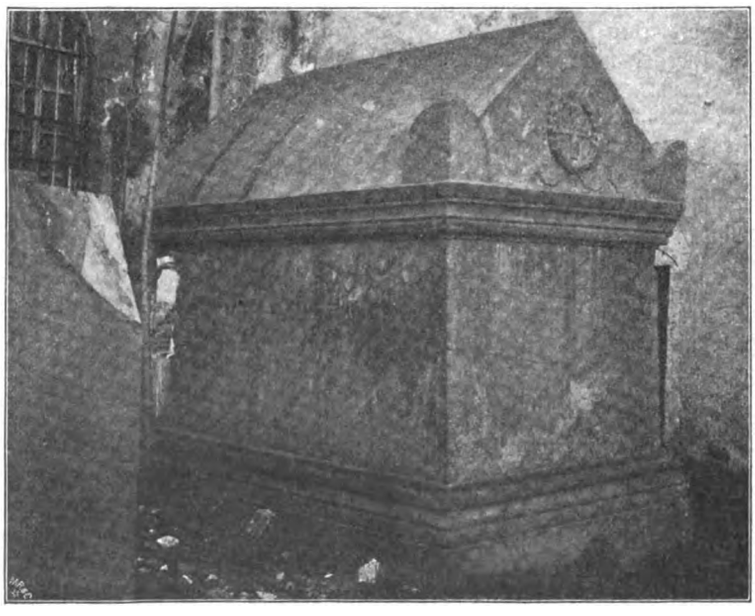
Wie hätten so wunderbare Vorzüge dem Weitblicke eines Mannes wie Konstantin verborgen bleiben können? Man hatte ihm die Stätte von Ilion oder das weite Blachfeld von Chalcedon vorgeschlagen, wo jüngst die Entscheidungsschlacht gegen den letzten Gegenimperator Licinius stattgefunden hatte; Konstantin entschied sich für Byzanz.

Wie der Triumphbogen des Konstantin das letzte Monument ist, welches in Rom an die Kaiserherrlichkeit erinnert, so erscheint die Konstantinsäule auf dem Kaiserforum zu Byzanz als das erste Wahrzeichen der neuen Welthauptstadt.

Der 11. Mai 330 gilt als Gründungstag von Konstantinopel, er ist zugleich der Geburtstag des Reiches der Rhomäer. Man hat ihn 1122 Jahre lang festlich begangen und man hatte Ursache dazu, denn die unbezwinglichen Bollwerke dieser wunderbaren Stadt haben mehr als ein Jahrtausend alle Stürme der Barbaren in mehr als zwanzig Belagerungen siegreich abgewehrt.

Die alte Herrlichkeit ist dahin, die unzähligen Kunstwerke, mit denen Konstantin seine Hauptstadt geschmückt hatte, sind verschwunden, die unbezwinglichen Bollwerke verfallen, nur die unvergleichliche Schönheit der Lage, diese einzigartige Verschlingung von Land und Meer, diese herrlichen Ufer des Bosporus, des Goldenen Horns, des Marmarameers, diese duftig im Sonnenlicht schwebenden Hügel, auf denen heute die schlanken Minarehs des siegreichen Islam in die Himmelsbläue hineinragen, diese Herrlichkeit entzückt noch heute den trunkenen Blick des Orientpilgers, der von der Hochwarte des Galataturmes dieses wunderbare Schauspiel genießt. Dankbar wird er dann des Mannes gedenken, der diese vergessene Wohnstätte gleichsam wieder entdeckte, zu neuem Leben erweckte und aus ihr eine Weltmetropole geschaffen hat, die den Völkern des Ostens jahrhundertelang als die Kaiserstadt an sich gegolten hat und in gewissem Sinne noch heute gilt.

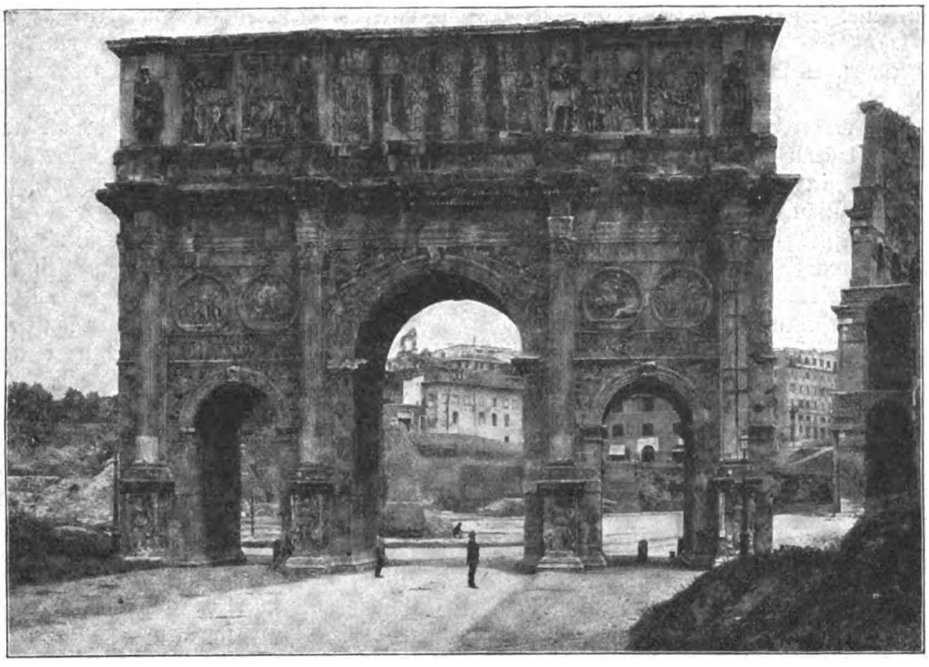
Wer aber nach der letzten Ruhestätte dieses großen Mannes forscht, den wird man hinüberführen nach der Türkenstadt zu der Moschee des Eroberers, die den höchsten Hügel von Stambul krönt. Hier erhob sich einst die ehrwürdige Apostelkirche, in deren Krypta die ersten christlichen Kaiser von Konstantin bis zum Erlöschen der Dynastie des Theodosius beigesetzt waren. Als die christliche Kirche der Moschee weichen mußte, brachte man die Kaisersarkophage nach der Kirche Pammakaristoi (Allerseligen). Aber auch dieses Gotteshaus ward 1591 in eine Moschee verwandelt, und bei diesem Anlaß sind die Kaisergräber durch türkischen Fanatismus entweiht und zerstört worden. Einige der Sarkophage wurden damals nach der Irenenkirche versetzt, die von den Türken mit augenfälliger Absicht als Waffenarsenal benutzt wird. Dort stehen sie noch heute an der äußeren Stirnwand, seit drei-



Mutmaßlicher Sarkophag Konstantins des Großen.

Digitized by Google

hundert Jahren den Unbilden der Witterung ausgesetzt, hinter einem Gitter. Sie sind sämtlich leer, ihr Inhalt ist verschleppt und verschollen. Keine Inschrift meldet, wessen Gebeine sie einst umschlossen haben. Nur Kreuze mit dem christlichen Monogramm und Immortellenkranz belehren uns, daß wir vor christlichen Sarkophagen stehen. Aber es sind einige andere Wahrzeichen vorhanden: ein kleiner Obelisk, der zweifellos vom Grabe Konstantins herstammt, und ein riesenhaftes Meduſenhaupt vom Konstantinsforum. Inmitten dieser beiden Monumente steht der ungeheure Porphyrsarkophag, den unsere Abbildung zeigt.



Triumphbogen des Konstantin in Rom.. Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

Die Wahrscheinlichkeit spricht also dafür, daß er die Gebeine des großen Kaisers barg, Gestalt, Größe und Kostbarkeit des Materials scheinen die Vermutung zu bestätigen. Die Unsicherheit über ein Monument von solcher Bedeutung ist immerhin ein Argument für die Wahrheit unserer in der Betrachtung über das Grab Hannibals aufgestellten Behauptung, daß Todesstätten für den Historiker von höherem Wert sind als Grabstätten. Als Inschrift für den namenlosen Sarkophag paßt wohl am besten das wehmütige Geständnis der Vergänglichkeit aller irdischen Größe: O vanitas vanitatum, omnia vanitas!

Sinnsprüche von A. Roderich.

Frage.

Weißt Du, wie viel Dein Erdenleben
Beneidenswertes hat gehegt?
Dir kann die Frage Antwort geben:
Wie lange wird Dein Grab gepflegt?

Ins Album.

Draußen im Hasten und Lebensgewühle
Bewahr' Dir Herzens- und Geisteskühle;
Und, geschützt vor des Tages Gelärme,
Für Dein trautes Heim bewahr' Deine Wärme.

Wotans Glück und Ende.

Eine Fuchsengeschichte von Paul Grabein.

Fritz Volkert war auf der Höhe akademischer Glückseligkeit. Korpsfuchs im ersten Semester, glücklicher Besitzer eines prächtigen Couleurstocks und -Schoppens, eines Bier- und Weinzipfels, kurzum aller jener Requisiten, die den Couleurstudenten erst zum Vollmenschen machen, fehlte ihm zur absoluten Vollkommenheit nur noch eines — ein Renommierhund: eine stattliche, schlankgeschmeidige Dogge, in der sich Kraft und Grazie paarten, die, ihm würdevoll zur Seite schreitend, seiner eigenen imposanten Persönlichkeit erst das richtige Relief verleihen sollte! Schade nur, daß ihm — niederträchtigerweise! — der Wechsel gar so knapp bemessen war, daß dieser Herzenswunsch auf Erfüllung wohl niemals rechnen konnte. Denn woher sollte er hundertundfünfzig oder mehr Mark nehmen, um sich solch ein Prachttier zuzulegen?

Traurig, traurig! Und was noch das Betrüblichste für den armen Fritz war: Betty Burghart, das blonde Töchterlein von Geheimrats, bei denen er so fleißig verkehrte, teilte so ganz seine Passion; er hatte ihr von seinem Plane gesprochen und sie war entzückt darüber gewesen. Ja, so ein mächtiger Renommierhund, der müßte ihm brillant stehen. Jedesmal fragte sie seitdem, wann seine Dogge käme, und war schon ganz enttäuscht, daß sie immer noch nicht da war. O, es war zu schändlich!

Solche trübe Gedanken in dem bekümmerten Haupte wälzend, saß Fritz auch heute wieder stumm und grübelnd auf dem Frühschoppen mit den Korpsbrüdern, und, um sich abzulenken, griff er schließlich zur „Jen'schen" Zeitung, halb mechanisch den „Moniteur" überfliegend. Da plötzlich starrte sein Blick wie gebannt auf eine Stelle im Anzeigenteil. Wahrhaftig, da stand in dicken, fetten Lettern zu lesen:

„Deutsche Dogge, acht Wochen alt, löwengelb, Prachtexemplar, billig abzugeben bei Fleischermeister Härtel."

Dem Fuchsen schoß plötzlich das Blut vor Freude in die Wangen. Famos! Das war sein Fall! Freilich, ihm hatte bisher ja zwar immer ein ausgewachsenes Tier vorgeschwebt; aber, da die Finanzierung dieses Projekts aussichtslos schien, so war das der einzig gangbare Weg. Ein junges Tier, das würde noch zu erschwingen sein! Rasch machte also Fritz Kassensturz, und die unvermutete Revision seiner Geldbestände ergab die — für einen Jenenser Fuchs um die Monatsmitte — immerhin noch recht respektable Summe von 11 Mark und 38 Pfennigen. Damit konnte er den Ankauf schon dreist wagen.

Unverzüglich machte sich also Fritz auf den Weg, damit ihm nicht etwa noch ein anderer zuvorkäme, und eilte in die Leutragasse, wo Meister Härtel seinen Laden hatte. Ganz aufgeregt von dem Eilmarsch und der freudigen Erwartung trat das Füchslein hier ein und erklärte dem wohlbeleibten Herrn, der behäbig mit seinen „Bratwärschtchen" und „Rostbrädchen" hantierte, daß er ein Reflektant auf die junge Dogge sei. „Na da!" meinte Meister Härtel freundlich und lud den Herrn Studiosus ein, ihm zu folgen, durch das Hinterstübchen hindurch, die Stiege hinunter auf einen engen Hof und endlich hinein in einen dunkeln Stall, wo sie bei

Digitized by Google

ihrem Eintreten ein leises Winseln aus einer Ecke her begrüßte.

Fritz Volkert vernahm es fast mit Rührung; schlug ihm doch zum erstenmal der Laut „seines Renommierhundes“ entgegen, denn das war er bereits in seinen Gedanken. Nun schnalzte Meister Härtel lockend mit der Zunge, und es bewegte sich ein kleines Wesen auf sie zu, das unser Fuchs jedoch in dem Halbdunkel nicht genau zu erkennen vermochte. Aber nun lockte der Meister das Tier hinaus ins Freie und blickte den präsumptiven Käufer erwartungsvoll, so mit einer Art Vaterstolz an; aber der sagte zunächst gar nichts. Hm! Die Wahrheit zu gestehen — Fritz Volkert war nicht gerade überwältigt von dem ersten Eindruck, den sein künftiger Renommierhund auf ihn machte. Das Wesen, das sich da, freundlich wedelnd, wie in stummer Bitte, sich seiner zu erbarmen, an ihn schmiegte und tappsig spielend mit seinen Stiefeln amüsierte, war zwar schön löwengelb — unbestreitbar; aber ein „Prachtexemplar“ hatte er sich eigentlich doch anders vorgestellt. Diese niedrigen Dackelbeine und der geringelte, plumpe Schwanz! Sollten das wirklich Rassemerkmale sein?

Zögernd gab unser Fuchs seinen leisen Bedenken endlich Ausdruck; aber da kam er bei dem ordentlich gekränkten Meister schön an. Das wäre alles ganz natürlich bei einem so jungen Tier, und sonst — —. Ja, sonst fände er ihn ja auch sehr schön, fiel eilig der Fuchs ein, um den etwas aufgeregten Herrn wieder zu beruhigen. Und als Herr Härtel des weiteren mit offenbar großer Sachkenntnis überzeugend versicherte, daß der Hund sich einmal brillant herausmachen und zu einem wahren Staatskerl entwickeln würde, da war Fritz Volkerts Entschluß gefaßt. Prompt zählte er also Meister Härtel, der gar freundlich schmunzelte, seine acht Mark in die Hand, dem Kaufobjekt wurde eine dicke Schnur um den Hals gebunden, und dann zog — in des Wortes vollster Bedeutung — das Füchslein mit seinem löwengelben Prachtexemplar von dannen, das sich heulend und winselnd dem Transport widersetzte und daher mit Gewalt, halb rutschend, hinter Fritz her geschleift wurde.

Das erste Auftreten mit dem neuen Renommierhunde in der Öffentlichkeit gestaltete sich demgemäß nicht gerade zu einem Triumphzuge für unseren jungen Freund, und er war heidenfroh, als er mit seinem Schützling endlich glücklich auf der Kneipe gelandet war, obwohl ihm hier ein eigenartiger Empfang bereitet wurde. Ein donnerndes Gelächter war die ganze Kritik der herzlosen Gesellen über seinen Renommierhund; ja es blieben selbst boshafte Bemerkungen nicht aus, daß die „Bestie“ eine Kreuzung zwischen einem Karnickel und einem Mops sei. Mit großem Eifer ging die ganze Corona alsdann daran, einen angemessenen Namen für das „Prachtexemplar“ ausfindig zu machen, und es wurde schließlich der pomphafte Name „Wotan“ für dieses auserwählt. Die Namensgebung erfolgte nach alter studentischer Sitte unter Applizierung eines Biergusses, der so reichlich ausfiel, daß das unglückliche Geschöpf durch diese „Bierhatz“ bei einem Haar für immer von allen weiteren Prüfungen in seinem geplagten Hundedasein befreit worden wäre. Der erste Tag ihres Beisammenseins war dergestalt für Herrn und Hund nicht gerade leicht, und beide waren daher froh, als sie abends in der elften Stunde glücklich zu Hause waren. Endlich allein!

Ruhebedürftig streckte sich Freund Fritz auf seinem Lager, und seinen treuen Wotan hatte er auf einer Decke am unteren Bettende auf dem Fußboden gebettet. Schon wollte des Fuchsen Seele in das glückliche Land der Träume einziehen, da scholl leises Winseln an sein Ohr: sein kleiner Wotan, der nach der Mutter verlangte. „Schscht!“ fuhr er den Störenfried an und warf sich auf die andere Seite. Ein Weilchen Ruhe, dann verstärktes, anhaltendes Winseln! „Ruhig! Zum Kuckuck!“ herrschte Fritz ärgerlich das unruhige, kleine Vieh an und gab ihm einen Klaps. Das half für ein paar Augenblicke, dann ging jedoch das Gewimmer von neuem an. Da packte den Herrn aber grimmer Zorn, und mit seinem Pantoffel bearbeitete er nachdrücklich das löwengelbe Fell seines Prachtexemplars von einem Hunde. Jämmerlich heulend versprach Wotan Ruhe, und nochmals schenkte ihm Fritz Glauben, sich mit einem Seufzer in seine Kissen zurückwerfend. Ja, ja, Hunde großziehen war doch keine Kleinigkeit!

Drei Minuten herrschte wohlthuende Ruhe im Gemach, wieder war sein Bewohner gerade vorm Einschlafen, da ging der Tanz von neuem los.

„Nichtswürdiges Vieh!“ Wütend sprang der Fuchs aus dem Bette, nahm nicht gerade sanft seinen Renommierhund in die Arme und trug ihn in das gegenüber auf dem Treppenflur gelegene Wohnzimmer, wo er ihn einschloß. Dann kehrte er eiligst in sein Bett zurück; denn es war eine empfindlich kalte Märznacht. So, nun mochte das elendige Subjekt von einem Hunde heulen soviel er wollte! Ihm konnte es jetzt gleich sein. Und fest entschlossen, sich um nichts zu kümmern, zog er sich das Federbett über die Ohren.

Yau-au-au! Kläglich drang das gellende Gejammer seines vereinsamten Wotan herüber. Aber ingrimmig dachte er nur: „Ja, brüll' Du immerzu!“ und mummelte sich tiefer in sein Kopfkissen hinein, energisch bemüht, nunmehr endlich einzuschlafen. Aber bald mußte er erkennen, daß dies bei dem unablässigen, schrillen Geheul einfach unmöglich war. Ganz nervös warf sich Fritz auf seinem Pfühl hin und her. Na, das konnte ja eine niedliche Nacht werden, und das sollte so vielleicht wochenlang gehen! Schon reute ihn der ganze Hundekauf, da plötzlich — was war das? Eine Thür öffnete sich in einem der gegenüber liegenden Zimmer der Etage, ein kompakter Gegenstand — vermutlich der für solche Fälle beliebte Stiefelknecht — flog krachend gegen seine Schlafstubenthür, und dröhnend erscholl eine wütende Stimme: „Zum Donnerwetter! Bringen Sie das miserable Vieh endlich zur Ruh! Man kann ja kein Auge zutun.“ Und donnernd flog die Thür wieder ins Schloß.

Ha, das war der Teutone drüben! Unverschämtheit sondergleichen! Den Kerl würde er morgen kontrahieren. Zorn und Scham schossen dem Fuchsen ins Herz, während er aufsprang und in seine Kleider fuhr. Dann eilte er in sein Wohnzimmer hinüber, fuhr dem Unglücksvieh, das ihm solches alles eingebrockt, an die Kehle, daß es verzweifelt aufheulte, und polterte mit ihm die Treppe hinab, hinaus in die stockdunkle Winternacht.

Aber was nun weiter? Der erste Gedanke des Zornentbrannten war gewesen, zur nahen Lachenbrücke zu laufen und Wotan — Pfui! Gerade jetzt, in diesem eiskalten Wasser? Nein, das brachte er doch nicht übers Herz. Aber was dann in aller Welt? Er konnte doch nicht die ganze Nacht mit Wotan im Arm hier in der Mordskälte spazieren gehen. Unschlüssig stand er da, das zappelnde und wimmernde Geschöpf mit gemischten Gefühlen an seinen Busen pressend. Da fiel sein Blick beim Laternenschein auf die großen Kisten und Körbe — es war gerade Topfmarkt —, die um die alte Stadtkirche herum aufgebaut standen, und plötzlich kam ihm ein rettender Gedanke: Aussetzen wollte er seinen Unglückshund.

Gesagt, gethan. Er nahm Wotan beim Kragen und bückte sich über eine große Topfkiste, seinen Hort wie ein zweiter Hagen in die Tiefe zu versenken. Da packte ihn plötzlich eine starke Hand bei der Schulter und barsch fuhr ihn eine rauhe Stimme an: „Hallo, was machen Sie hier? Das werden wir Ihnen anstreichen!“

Der Marktwächter war's, der einen Dieb abzufassen wähnte!

Na, das hatte ja gerade noch gefehlt. Nun sollte er auch noch unter diesem schimpflichen Verdacht zur Wache geschleift werden. Empört brauste der arme Fuchs auf. Und siehe, das Unglücksvieh, der Wotan drinnen in der Kiste, war doch jetzt wenigstens zu etwas gut. Er war ein lebendes Entlastungsmoment für Fritz Volkert. Der Wächter schenkte ihm nunmehr Glauben, und schließlich entpuppte sich der biedere Mann im Pelz sogar als ein großer Gemütsmensch, den das arme Tier dauerte und der sich dem Herrn Studiosus

Digitized by Google



Wintermorgen. Nach dem Gemälde von E. Delleani.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Digitized by Google

gegenüber anheischig machte, seinen Wotan in Pension zu nehmen und zu einem gesitteten Hausgenossen zu erziehen. Fritz Volkert war herzlich froh, das Tier, das ihm den Schlaf seiner Nächte raubte, irgendwie los zu werden, willigte also ein, gab dem Wächter seine Adresse und eilte dann spornstreichs nach Haus, um „einen langen Schlaf zu thun, denn dieses letzten Tages Qual war groß".

* * *

Die Osterferien waren vorüber, und mit den übrigen Korpsbrüdern hatte sich auch unser Fuchs wieder im lieben Jena eingefunden, frisch gestärkt zu allen guten Werken eines Bruders Studio. Gleich seinen ersten Vormittag benutzte er dazu, „auf dem Kriegspfade" zu wandeln, d. h. alle die Familien heimzusuchen, wo er auch im kommenden Semester sich an gutem Braten und Wein und den Freuden trauter Familiengeselligkeit zu ersättigen gedachte. Natürlich ging er an Geheimrats Hause nicht vorüber, in das ihn sogar ganz ideale Motive zogen. Fräulein Betty empfing ihn auch richtig im Gefolge der Frau Mama, und sie bereitete ihm eine reizende Überraschung, indem sie ihm gleich nach den ersten Worten der Begrüßung ein in Seidenpapier gehülltes Etwas, geheimnisvoll lächelnd, überreichte. „J'y pense?" Ach, richtig! Fräulein Betty war ihm ja noch eine Aufmerksamkeit schuldig von dem „Vielliebchenessen" beim letzten Diner her. In froher Erwartung wickelte Fritz die Hüllen ab, und ein reizendes Hundehalsband glänzte ihm entgegen. Auf gelbem Leder in Seiden- und Goldstickerei seine Korpsfarben, und auf dem Nickelbeschlag eingraviert: Wotan!

Ganz betroffen, rot bis hinter die Ohren starrte Freund Fritz bald das Halsband, bald die fröhlich lachende Geberin an, die sich über seine Verblüfftheit köstlich amüsierte. Woher wußte sie denn nur von der Existenz des Unglücksviehs, an das er kaum noch gedacht hatte? Er fragte es schließlich laut.

„O, Ihren Renommierhund, Ihren prächtigen Wotan kennt man doch schon in ganz Jena! Warum haben Sie ihn uns nur noch nicht vorgeführt? Gehen Sie, das ist gar nicht nett von Ihnen!"

Fritz hielt alles erst für pure Ironie; aber schließlich mußte er merken, daß seine Korpsbrüder ihm hier einen Streich gespielt hatten. Sie hatten Fräulein Betty so viel vorgefabelt, daß diese allen Ernstes glaubte, sein Hund wäre ein Prachttier ersten Ranges. Es half nichts, daß er sachte abwiegelte, Fräulein Betty hielt seine Einschränkungen nur für allzugroße Bescheidenheit und bestand darauf, Wotan schleunigst in seinem neuen Halsschmuck zu sehen. Auch die Mama Geheimrat schloß sich diesem Wunsche an, und so mußte denn der arme Fritz, wohl oder übel, einwilligen, daß er heute nachmittag zu dem verabredeten „Kaffeebummel" nach der Sophienhöhe seinen Hund mitbrächte.

Eine Stunde vor dem verabredeten Rendezvous pilgerte Fritz Volkert zur Ölmühle hinaus, wo in einer der kleinen Ausbauten der Marktwächter hauste, der seines Wotans Ziehvater geworden war. Mit bangem Empfinden näherte er sich dem Häuschen. Wie mochte sich das Tier in den vier Wochen, wo er es nicht gesehen hatte, entwickelt haben? Nun, vielleicht war er inzwischen ganz manierlich und ansehnlich geworden. Mit der Zeit macht sich ja manch einer ungeahnt heraus; warum schließlich nicht auch sein Wotan?

Nun stand Fritz Volkert im Hausflur bei dem Pensionsvater und erkundigte sich zuvörderst — um durch einen etwaigen Freudenschreck nicht allzusehr betroffen zu werden — vorsichtig nach den Fortschritten des Zöglings. O, der sei schön groß und stark geworden, schmunzelte der Alte; aber wie hätte er ihn auch herausgefüttert! Und die Ohren hätte er ihm inzwischen auch verschnitten. Das sei jetzt ein Staatskerl! Während dieser Lobrede, die Fritzen mit neuem, frohen Hoffen erfüllte, führte er diesen in das Familienzimmer, und hier stand inmitten der zahlreichen Kinderschar friedlich und behäbig der gute Wotan.

Aber o Schreck! Wie sah das Vieh aus! Das war ja geradezu fürchterlich. Er hatte sich inzwischen zum richtigen Ziehhund entwickelt, einen wanstigen Kartoffelbauch auf plumpen, niederen Beinen bekommen. Dazu dieser dicke Kopf mit den spitz verschnittenen Nilpferdsohren. Wirklich greulich zum Davonlaufen! Und dieses Monstrum, geschmückt mit dem koketten Halsband, sollte er seiner heimlich angebeteten Betty vorführen? Das war ja Wahnsinn! Nein — nimmermehr!

Rasch fragte Fritz nach dem Pensionspreis. O, bloß 20 Mark — fast gar nichts in Anbetracht für die reichliche, gute Kost. Unverschämt viel für die Kartoffelmast! dachte sich unser Fuchs, zahlte aber anstandslos und band sich den unseligen Wotan mit einer derben Schnur an dem schönen, neuen Halsband fest, das er heute zum ersten- und letztenmal tragen sollte. Denn Wotans Schicksal war besiegelt: Er wollte ihn gleich jetzt zur Exkneipe nach Wöllnitz hinausschaffen, wo ihn der Wirt behalten konnte. Fräulein Betty aber mußte er irgend eine plausible Erklärung für sein Verschwinden geben. Das würde sich schon finden.

In sofortiger Ausführung seines Planes schlich sich Fritz Volkert mit dem ahnungslosen Genossen seiner Schmach, der sich in täppischer Aufdringlichkeit obenein noch beständig mit seinem finster grollenden Gebieter anzubiedern suchte, auf Umwegen seinem Ziele zu. Scheu vermied er die breiten Promenadenwege des Paradieses. Aber was hilft alle Vorsicht, wo die dämonischen Mächte sich gegen den Sterblichen verschworen haben! Gerade wie er einen schmalen Seitenpfad zur Schützenbrücke einschlagen wollte, tönte ihm helles Lachen und Plaudern ans Ohr, und ihm entgegen kam — Betty Burghart mit zwei Freundinnen, die sie zu dem Spaziergange abgeholt hatte.

Und nun spielte sich alles übrige mit jener unheimlichen Schnelligkeit ab, mit der ein packendes Trauerspiel in seiner Schlußscene ja stets zu Ende geht. Während Fritz noch ganz starr, fassungslos dastand, wurde Betty seiner und des Hundes ansichtig: „Ah, Wotan!" rief sie freudestrahlend — in der Entfernung dessen Exterieur noch nicht gleich erkennend — und schnippte lockend mit den Fingern. Das ließ sich das Unglücksvieh natürlich nicht zweimal sagen. Mit einem Freudengeheul riß er sich von seinem Herrn los, raste schnurstracks auf die Damen los und sprang wie ein Verrückter an Fräulein Betty empor, ihr funkelnagelneues, perlgraues Frühjahrskostüm mit seinen kotigen Tatzen von oben bis unten beschmutzend. Ein dreistimmiger Entsetzensruf, dann laute Zornrufe aus Bettys Munde: „Das Scheusal, das Greuel! Mein neues Kleid!" und helle Thränen auf dem rosigen Gesichtchen! Wie der Blitz ist Fritz dann zur Stelle, reißt das elende Vieh zurück, daß es schier sein letztes Stündlein gekommen wähnt — aber zu spät. Der kalte Blick Bettys, mit dem sie seinen verlegenen Gruß erwidert, seine stammelnden Entschuldigungen überhört, sagen ihm genug. Trostlos zieht er mit der Unglückskreatur weiter. Da — ein helles, hohnvolles Auflachen hinter seinem Rücken, grausamer, kälter als der Blick vorhin: Er ist zum Gegenstand des Spotts geworden. Nun ist alles, alles aus! — —

Wotan wurde, gleich am Tage nach dieser Katastrophe, von dem Wöllnitzer Wirte, den es auch nicht nach seinem Besitze verlangte, an einen Gemüsehändler nach Jena verkauft, dessen Wagen er später zog. So endete wenig ruhmreich das Tier, auf dessen Besitz Fritz Volkert einst so stolze Hoffnungen gesetzt hatte. Ja, er mußte es sogar noch erleben, daß den Füchsen der späteren Korpsgeschlechter von alten Semestern spöttelnd das vierschrötige Zugvieh vor dem Obstwagen gezeigt wurde: „Da, seht 'mal: Volkerts pensionierter Renommierhund!"

Digitized by Google

Der Eislauf.

Eine geschichtliche und literarhistorische Skizze von P. Buchholz.

Der Eislauf ist heutzutage ein Vergnügen, ein Sport, der wie kein zweiter bei uns in Deutschland populär ist. Im kleinsten Flecken auf dem platten Lande wie im lärmenden Weltverkehr der Millionenstadt wird ihm gehuldigt. Sind es dort vorzugsweise gerade die Kleinen, die sich ohne besondere Kunstübung, aber darum nicht minder vergnügt auf der Naturbahn herumtummeln. So hat sich in den Großstädten das Schlittschuhlaufen zu einem regelrechten Sport entwickelt, den die Erwachsenen genau so eifrig betreiben wie die Kinder. Wenn man solche moderne Schlittschuhfahrbahn sieht, mit Musikorchestern, Restaurations- und Klubgebäuden, Garderobe- und Anschnallräumen, Schlittschuhleih- und Reparaturhallen und allem sonstigen Kulturzubehör ausgerüstet — welch Unterschied gegen die einfache, anspruchslose Art, wie unsere Väter und Großväter als Kinder dies Vergnügen kennen gelernt haben. Welch Kontrast, die modischen Damen und Herren in streng vorschriftsmäßigem dunkelblauen Eissportanzug, die kunstvoll verschlungene Bogen mit silberhell anklingendem Stahl vor einer staunenden Corona Minderkundiger auf der Eisfläche einzeichnen — und der fellvermummte Lappländer auf seinen selbstgefertigten Knochenschlittschuhen, der im hohen Norden zur Jagd den zugefrornen Strom hinaufgleitet. Und doch bei ihnen beiden im Grunde dieselbe Kunstübung und dieselbe Freude an der gewandten, geschwinden Bewegung in der frischen Winterluft, die das Herz froh und die Glieder elastisch und jung macht.

Uralt ist die Kunst des Eislaufs. Wie nur natürlich ist sie bei den Völkern des Nordens entstanden und besonders gepflegt worden. Schon im Bronzezeitalter hat man, wie Funde in Pfahlbauten beweisen, Schlittschuhe aus Pferdeknochen benutzt, die mit Riemen am Fuß angebunden wurden, und diese älteste, primitive Form ist sogar noch heutzutage in entlegenen Gegenden Skandinaviens und in Island in Gebrauch. Auch die altnordische Bezeichnung für diese Schlittschuhe ist uns erhalten; man nannte sie Öndrun oder Skidi, und der Stamm des letzteren Wortes ist ja noch heute, wenn auch mit veränderter Bedeutung, in der norwegischen Benennung des Schneeschuhs, Ski, erhalten. Selbst das älteste nordische Literaturdenkmal, die Edda, erwähnt die Kunst des Schlittschuhlaufens. Der Äse Uller wird hier geschildert, und es wird von ihm gesagt, daß ihn „Schönheit, Pfeil und Schlittschuhe" vor den anderen auszeichnen. Selbstverständlich ist das Eislaufen in jenen grauen Zeiten nicht zum Vergnügen erfunden und betrieben, sondern diese Kunstfertigkeit des Menschen ist, wie jede andere, durch gebieterische Lebensbedürfnisse erzeugt worden. In den langen rauhen Wintern des Nordens, wo die tief verschneiten Wälder und Heiden ungangbar waren, stellten die gefrorenen Wasserläufe oft die einzigen, jedenfalls aber die besten Verkehrswege dar, und so verfiel der Mensch auf dieses sinnreiche Beförderungsmittel, das durch seine erstaunliche Steigerung der Geschwindigkeit namentlich bei Ausübung der Jagd wertvoll wurde und in Verbindung mit dem ebenso alten Schneeschuhe daher bald allenthalben im Norden Verbreitung fand. Namentlich sind es — außer den Skandinaviern — die Friesen und Holländer gewesen, die die Schlittschuhfahrkunst besonders gepflegt haben, und im neuen Erdteil ist, infolge der dort herrschenden ähnlichen klimatischen und geographischen Verhältnisse, in Kanada der Eislauf zu hoher Entwickelung gelangt.

Das Werkzeug des Schlittschuhläufers, der Schlittschuh, hat im Laufe der Jahrtausende natürlich auch eine Umgestaltung erfahren. Indessen hat seine schon erwähnte Urform, der mit dem Riemen befestigte Knochenschlittschuh, sich bis zum Schluß des Mittelalters allgemein in Gebrauch erhalten. Dann erst begann, von Holland aus, der hölzerne Schuh mit eingelegtem Eisenlauf, sich allmählich zu verbreiten. Dieses Werkzeug, das — wie die Älteren sich noch allzugut erinnern werden — gar manche Mißstände im Gebrauch erwies, erhielt sich unverändert bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts, wo dann die sich erstaunlich aufschwingende Technik auch eine Verbesserung des uralten Instruments bewirkte, und nun war es Amerika, das in der Maschinenfabrikation ja selbst heute vielfach noch unerreicht ist, das tonangebend wurde. Der sogenannte „amerikanische" Schraubenschlittschuh und der mit Federdruck befestigte „Hallifax" sind jahrzehntelang denn ja auch am verbreitetsten und beliebtesten gewesen. Neuerdings sind auch sie freilich wieder von noch besseren und moderneren Konstruktionen verdrängt worden, die sich bestimmten Zwecken wie z. B. Schnelllaufen, Springen oder Figuren-Laufen angepaßt haben.

Von der Benennung des Schlittschuhs in ältester Zeit ist schon die Rede gewesen; doch erwähnt mag noch werden, daß die Bezeichnung „Schlittschuh" oder „Schrittschuh" lange geschwankt hat. Gegenwärtig hat sich der Sprachgebrauch und die offizielle Schreibung für das erstere entschieden; dagegen hat zur Zeit Klopstocks und Goethes die zweite Auffassung vorgewogen. Der große weimarische Dichter erwähnt in seiner Selbstbiographie („Aus meinem Leben", III. Teil) eine Unterhaltung mit Klopstock und sagt dabei: „Wir sprachen nämlich auf gut Oberdeutsch von Schlittschuhen, welches er (nämlich Klopstock) durchaus nicht wollte gelten lassen: denn das Wort komme keineswegs von Schlitten, als wenn man auf kleinen Kufen dahinführe, sondern von Schreiten, indem man, den homerischen Göttern gleich, auf diesen geflügelten Sohlen über das zum Boden gewordene Meer hinschritte."

Klopstocks Name ist ja überhaupt mit der Kunst, mit der Geschichte des Eislaufs unzertrennlich verknüpft; denn ihm gebührt nicht bloß der Ruhm, das Schlittschuhlaufen klassisch literarisch verherrlicht zu haben, sondern er hat das noch viel größere Verdienst, durch seine begeisternden Gedichte und sein praktisches Beispiel im Verein mit seinen literarischen Freunden die Kunst des Eislaufs überhaupt eigentlich erst in Deutschland populär gemacht zu haben. Einen interessanten Beleg dafür gibt z. B. ein längerer Brief des bekannten Hainbunddichters und Klopstock-Biographen Carl Friedrich Cramer, den dieser im Jahre 1777 an den von ihm so enthusiastisch bewunderten Dichter richtete. Er berichtet darin, wie er einen Freund, den Grafen von Holk in Kiel, für das Schlittschuhlaufen gewonnen hätte; bezeichnend für Ton und Inhalt des Dutzende von Seiten langen Schriftstücks — damals hatte man noch Zeit und Lust zum Briefschreiben! — ist gleich der Anfang: „O Klopstock! Klopstock! großer Apostel des Eislaufs! ich habe Ihnen eine Neuigkeit zu berichten, die Sie freuen wird. Ich habe einen Proselyten gemacht! Einen Heiden zum Christentum bekehrt! Und ich rechne das für eine starke Acquisition."

In der Tat war es in Deutschland um jene Zeit noch etwas Ungewöhnliches, ja Auffallendes, wenn ein Mann in reiferen Jahren wie der Graf Holk sich so einem Vergnügen hingab, das man allenfalls wohl erlaubt für Kinder halten mochte. Und dieses Vorurteil hielt noch lange vor. So schrieb noch Jahn 1816 in seiner „Deutschen Turnkunst" vom Schlittschuhlaufen: „Jung und Alt sollte es treiben, und nicht unter seiner Würde halten", und medizinische Autoritäten wie z. B. Joh. Pet. Frank in Mannheim hielten es für nötig, langatmig nachzuweisen, daß das Schlittschuhlaufen eine durchaus nicht gefährliche, sondern vielmehr äußerst gesunde körperliche Übung sei.

Wenn man sich so gegen die Kunst des Eislaufs schon im allgemeinen sehr reserviert verhielt, so galt dies noch vielmehr von der Damenwelt jener Zeit. So fühlte sich ein freierer Geist, der Mathematiker G. U. A. Vieth in Dessau, im Jahre 1794 in seiner „Encyklopädie der Leibesübungen" veranlaßt, folgendes zu schreiben: „Ein gemeines Vorurteil untersagt dem weiblichen Geschlecht dieses Vergnügen als unanständig; aber mir deucht, ohne Grund . . . Ein Mädchen kann in den Bewegungen des Eislaufs viel Grazie entwickeln, und es ist zu bewundern, daß unsere Damen, die sonst ihren Vorteil so gut verstehen, diesen unbenutzt lassen. Was könnte schicklicher für sie sein, die sich so gern vergöttern lassen, als auf einem Spiegel von Krystall, gleich den Gottheiten der Dichter, dahin zu schweben?"

Selbst in dem leichtlebigen Paris beschränkten sich gegen 1830 noch die Damen darauf, sich in Stuhlschlitten von den Kavalieren fahren zu lassen. Nur in Holland nahmen von alters her auch die Frauen an dem Vergnügen des Eislaufs teil; es war dort sogar (wenigstens im 18. Jahrhundert) eine ganz unanstößige Gunstbezeugung, daß die Dame den Herrn für die Mühe des Schlittschuhanschnallens galanterweise mit einem Kuß sofort belohnte. Heute geht nur noch eine ähnliche holde Sage vom sog. „Schlittenrecht".

Was die Kunst des Eislaufs im besondern anlangt, so ist neben dem einfachen, schnellen Vorwärtslauf schon zu Klopstocks Zeiten die aus Holland gekommene Fertigkeit des Bogenlaufens, das sog. „Holländern", geübt worden. Sehr beliebt war auch das Gesellschaftslaufen, bei dem sich eine größere Zahl von Personen, bisweilen bis zu dreißig, bei den Händen faßte oder an einer langen Stange lief, oft die Hälfte der Gesellschaft vorwärts, die andere rückwärts. Immerhin kannte man den heutzutage so hoch entwickelten sportsmäßigen Kunstlauf mit all seinen Finessen noch keineswegs. Die Hauptsache blieb damals noch die reine, unverfälschte Freude an der winterlichen Natur wie an der gesunden, herzerfrischenden Bewegung. Klopstocks begeisterte Oden wie die Gedichte seiner literarischen Freunde und Bewunderer (Herder, Ramler, Cramer, Krummacher, Graf Platen u. a.) atmen alle diese reine Lust. Auch Goethe hat in einer Anzahl von Liedern die Freude am Eislauf dichterisch verherrlicht. Noch ausdrucksvoller aber schildert er seine Empfindungen in Prosa im III. Teil seiner Lebensschilderung. Wiewohl schon ein alternder Mann, schwärmt er voll jugendlicher Begeisterung von diesem edelsten aller Vergnügen, mit dem sich ihm, „einem alten Anfänger", „bei eintretendem Winter eine neue Welt vor ihm auftut". Er erzählt, wie ihnen der Tag nicht ausreichte, die Lust an dem herrlichen Vergnügen zu stillen, wie sie es bis spät in die Nacht hinein ausdehnten. Im Vollmondschein schwebten sie über die nächtlichen, weiten Eisfelder, unter der Eisdecke rollten unheimlich dumpfe Donner. In echter Ossianstimmung phantasierte so der große Dichter mit seinen Freunden, gar oft eine Eislaufode Klopstocks rezitierend, und alle priesen begeistert diesen als den Stifter ihrer Freuden. „Und fürwahr, diese Kraftäußerung verdiente wohl von Klopstock empfohlen zu werden, die uns mit der frischesten Kindheit in Berührung setzt, den Jüngling seiner Gelenkheit ganz zu genießen auffruft und ein stockendes Alter abzuwehren geeignet ist."

Digitized by Google

Familientisch. — Sammler-Daheim.

Zu unseren Bildern.

Die etwas düster gehaltene Flußlandschaft von E. Delleani gibt die schwermütige Stimmung eines kalten, grauen Wintermorgens vortrefflich wieder. Dunkle, tiefhängende Wolkenmassen lasten schwer auf den kahlen, weltverlassenen, von leichter Schneedecke verhüllten Ufern des Flusses, der langsam seine schwarzen Fluten dahinwälzt. Der Frost beginnt schon, sie zu meistern, und bald wird der Strom erstarrt in der grauen Winteröde daliegen.

Voll Humor ist das „Gänseliesel", eine gut gearbeitete Skulptur von Nisse. Drei Gänse auf einmal zu tragen, das ist für das Dirnlein immerhin eine wackere Leistung.

A. M. Wirths Gruppe auf S. 13 mutet uns in ihrer subtilen Charakteristik als ein feines Bildchen an. Der Kopf des gelehrten geistlichen Herrn, der sich belehrend und die geometrische Aufgabe erklärend, in der Lektion dem vornehmen jungen Manne zuwendet, zeigt gute Beobachtung. Das Kostüm deutet auf die Zeit des XVII. Jahrhunderts.

Altes Silbergerät. III.

Es seien noch einige Worte über Fälschungen gesagt. — In jeder größeren Stadt, in jedem von Fremden viel besuchten Orte gibt es auch Althändler. Ihre Auslagen haben je nach der Vornehmheit des Geschäftes einen gewissen uniformen Charakter. Gewöhnlich finden sich da: Porzellane, Delfter Schüsseln und Vasen, Emaildöschen, Figuren aus Elfenbein, Miniaturen, wie sie die Mode gerade verlangt — jetzt z. B. „Zeit Napoleons I." und „schöne Frauen" —, große silberne, teilweise vergoldete Platten mit getriebenen Darstellungen, Humpen auf Kugelfüßen, Spielzeug aus Silber im Geschmack Ludwigs XVI., Landesschmuck, und, dazwischen gestreut, unbedeutende, aber echte Prähistorien, römische Ausgrabungen, Orientalia u. a. m. Das wirklich feine, schöne, vom Händler selbst für alt und selten Gehaltene wird nicht ausgelegt; nicht jeder bekommt es zu sehen, es ist auch keine Ware, die im Geschäft warm wird, denn gute authentische Stücke finden rasch gut zahlende Käufer.

Sehen wir uns nun jene Silbergegenstände genauer an. Sie haben alten Ton, sie sind gut gearbeitet — nachziselierte Güsse oder Treibarbeit —, sie zeigen Abnutzungsstellen und Reste von Vergoldung; wir suchen nach Marken und finden auch solche, kurz, die Sache scheint vertrauenerweckend, und doch sind jene Platten, Kannen, Bestecke, Chateleines 2c. von A bis Z neu. Derartige nach alten Mustern hergestellte Silbersachen werden an vielen Orten Deutschlands, Frankreichs, Hollands 2c. fabrikmäßig erzeugt, gewöhnlich nach Galvanos oder Zeichnungen, selten nach Originalen. Der Fabrikant richtet sich ganz nach dem Modezuge und nach dem Bedarf seiner Auftraggeber; in älteren Werkstätten finden sich gute Muster — Gipse und Zeichnungen — in großer Zahl aufgehäuft, so daß rasch jedem Wunsche entsprochen werden kann. Ein Händler in Ostende z. B. kann in wenigen Wochen prächtiges Empiregerät, ein Antiquar in Schweden dagegen Becher mit Darstellungen aus dem Leben Gustav Adolphs erhalten.

All diese „Antiken" sind nach der Feinheit der Arbeit im Preise sehr verschieden. — Flüchtig überarbeitete Güsse befriedigen das Bedürfnis des großen Durchschnittspublikums, welches für relativ wenig Geld einen hübschen, dekorativ wirkenden, „antiken" Gegenstand kaufen will. Die Käufer sind nicht eigentliche Sammler, sie folgen dem Modezuge, welcher den Besitz alten Silbers für vornehm hält, und sie werden von der Eitelkeit getrieben, ihren Bekannten zu zeigen, daß sie in Wiesbaden oder Paris, in Kairo oder Hammerfest unter altem Plunder diese oder jene herrlichen alten Schätze entdeckt haben. — Wenn sie wüßten, wie vor Beginn der Saison die Bäder und die Sommerfrischen, entlegene Alpenstädtchen und norwegische Fischerorte, Orient und Occident mit neuem Altsilber versehen werden!

Kein einigermaßen geübtes Auge läßt sich durch solche Machwerke täuschen. Schon der bläulichgraue, durch Schwefelleber erzeugte Ton ist verdächtig, vielfach finden sich sogar noch Reste von Formsand, die schwarzen Tiefen erweisen sich unter der Lupe als Asphalt oder Lampenruß, die Marken sind meist sinnlos, das Ganze entbehrt der charakteristischen Weiche wirklich alter Arbeiten.

Ganz anders wie diese rohe Ware wirken die sorgfältig gearbeiteten Stücke. Ciseleure, welche jahrelang nur nach Vorlagen aus der Zeit der Spätrenaissance oder des Barock 2c. trieben, haben sich so in den Geist jener Formen eingelebt, daß ihre Arbeit leicht und ungekünstelt erscheint, sie schaffen Werke, die auch der Kenner bewundern muß, die den Wunsch aufsteigen lassen: „Ach, wäre dies Stück doch alt!" Und der Wunsch suggeriert den Gedanken: „Vielleicht ist es alt?" Der kritische Sinn läßt sich einlullen, — die Platte oder der Becher wird erstanden. —

In Hanau z. B. gibt es eine alte renommierte Fabrik, die zum größten Teile Silberarbeiten in den Formen früherer Kunststile erzeugt. Sie beschäftigt gegen 50 Ciseleure. Man arbeitet auf Vorrat, was gerade die Mode verlangt, und fertigt auf Bestellung Kopien alter Originale oder treibt nach Stichen und Zeichnungen in vorgeschriebenen Formen. Jeder Gedanke an bezweckte Täuschung seitens der Fabrikanten ist völlig ausgeschlossen, sie arbeiten nicht nur für Juweliere, für Alt- und Kunsthändler, sondern für jeden Auftraggeber; ihre Spezialität ist eben, dem Zeitgeschmack entsprechend, alte Form und altes Aussehen.

Auf welche Weise diese Arbeiten, nachdem sie die Fabrik verlassen haben, bei dem gutgläubigen Publikum angebracht werden, ist freilich ein ander Ding.



Gedenktaler auf den Regierungsantritt des Königs Georg von Sachsen.

So sah ich vor wenigen Wochen, eben in Hanau, eine herrliche, in Silber getriebene arabische Vase, die ich auf den ersten Blick für alt hielt, — es war aber eine eben fertig gestellte Kopie nach einem Originale, das ein bedeutender arabischer Händler aus Algier eingeschickt und mehrfach hatte kopieren lassen. Auf dessen Bestellung waren auch alte arabische Dolchklingen, Pistolen und Gewehre reich in Silber montiert worden, — der glückliche Käufer dürfte sich kaum träumen lassen, daß er Hanauer Arbeit als Trophäe aus dem Orient heimführte.

Schädigen nun auch solche Kopien mitunter materiell einigermaßen, und mögen sie auch von den Besitzern für alt gehalten werden, so vermag der Begriff des Alters vor kritischer Kennerschaft doch selten Stand zu halten, so daß der Schaden gewissermaßen lokalisiert bleibt; anders aber ist es bei denjenigen Arbeiten, die von Künstlerhand mit allem Raffinement der Technik und des antiquarischen Verständnisses direkt zum Zweck des Betruges hergestellt sind.

Diese Fälscher sind meist nur Einem oder Wenigen bekannt, und die Spuren ihrer Tätigkeit werden häufig erst nach ihrem Tode sichtbar. Verhältnismäßig harmlos ist es noch, wenn echtes altes, mit den Marken versehenes, aber schlichtes Silbergerät mit Zierarbeit versehen und dadurch im Preise vervielfacht wird; schlimmer wird die Sache: wenn zu einem winzigen Bruchteil aus alter Zeit der Rest ergänzt wird, das Gefährlichste aber sind die Kopien alter, fast unbekannter Arbeiten, die nur selten ans Tageslicht kommen, und Neuschöpfungen im Geiste und in der Technik der Antike.

Die berühmte Sammlung des Antikenhändlers Spitzer in Paris, die nach dessen Tode für 9½ Millionen Francs verkauft wurde, enthielt zahlreiche gefälschte und restaurierte Stücke. Bei der Versteigerung beteiligten sich die großen Händler und die Museen der ganzen Welt; in der Hitze überbot man sich, man schätzte sich glücklich, dies und das erwerben zu können; allmählich stellte sich die Ernüchterung ein, und vieles wird im Laufe der Zeit wohl noch aus den Museen ausgemerzt werden müssen.

Um die Zeit von 1864 wurden die Gefäße des Domschatzes zu Aachen einer gründlichen Restauration unterworfen. Ein geschickter Goldschmied fertigte heimlich von einem ihm anvertrauten Brustschilde zur Schließung der Rauchmäntel einige Kopien, sie mögen von findigen Händlern aufgekauft worden sein, jetzt zieren sie Museen als „Meisterwerke mittelalterlicher Goldschmiedekunst". — Ich glaube, daß sich eine derselben in Hannover im Kestner-Museum befindet, welches überhaupt in seinen Nachkestnerischen Erwerbungen als eine Fundgrube moderner Fälschungen alter Kunstarbeiten gelten kann.

Ähnliche Beispiele ließen sich in großer Zahl beibringen. — Und fragt man nun, welche Mittel gibt es, um sich vor Täuschung zu bewahren, dann kann man nur Eines antworten: Ruhe, Vorsicht und Überlegung beim Kaufe.

M. Kirmis.

Notizen.

Für Weihnachtsgrüße sehr geeignet erscheinen die zwölf Postkarten mit Ansichten aus der Schmedererschen Krippensammlung, die jetzt im bayerischen Nationalmuseum in München aufgestellt ist. Es ist höchst interessant zu beobachten, wieviel Phantasie und wieviel Kunstfertigkeit das Volk aufwandte, um die Scene im Stalle zu Bethlehem figürlich darzustellen. Wir haben über diese Sammlung bereits (37. Jahrg. Nr. 12) unter Beigabe mehrerer Abbildungen berichtet und können uns deshalb auf diesen Hinweis beschränken. Die Abbildungen sind in Kupferdruck vorzüglich ausgeführt; erschienen sind die Krippen-Karten bei Meisenbach, Riffarth & Co. in München.

Ein Gedenktaler auf den Regierungsantritt des Königs Georg von Sachsen, d. h. eine Medaille in Größe und Gewicht eines Talers, ist von der Medaillenmünze von L. Chr. Lauer in Nürnberg geprägt worden. Die Vorderseite zeigt das Brustbild des Königs nach links und die Umschrift: Georg König von Sachsen. Auf der Rückseite erscheint das sächsische Staatswappen zwischen Zweigen von Lorbeer und Eiche und darüber die Worte: Regierungsantritt 19. Juni 1902. Die Zweige werden von einem Bande gehalten, das die Devise des im Jahre 1807 gestifteten Ordens der Rautenkrone, „Providentiae memor" („Der Vorsehung eingedenk"), trägt. Die Prägung ist vernünftigerweise in der hergebrachten Art der Münzprägungen, d. h. matt auf poliertem Grunde, ausgeführt, mit Geschmack und Geschick füllt die Zeichnung die Fläche. — Das Gedenkstück kostet in Feinsilber 4,50 Mk.

Neue Liebigbilder. An neuen Serien zu sechs Bildern liegen vor: 1. Hühnervögel. — 2. Berühmte Reiterhelden (Cid Campeador 1050—1099; Bayard 1476—1524; Pappenheim 1594—1632; Jan Sobieski 1624—1696; Zieten 1699—1786; Abd-el-Kadr 1807—1888). — 3. Schießwaffen verschiedener Zeiten. — 4. Die Brieftaube (Der Flug vom Ballon; Das Auflassen der Tauben; Die Rückkehr der Tauben; Das Anbringen der Depeschen auf der Station; Das Vergrößern der Depeschen; Das Brieftauben-Detachement der französischen Armee). — 5. Guiseppe Verdi (Die Hauptmomente seiner künstlerischen Laufbahn) — 6. Kunststile. — 7. Indische Volkstypen. — 8. Aus der Geschichte Frankreichs (Heinrich III. und Heinrich IV.).

Eine antike Falschmünzer-Werkstätte wurde durch Zufall vor den Toren von Alexandria aufgefunden. Seit einiger Zeit nämlich tauchten in Alexandria im Handel Münzen aus macedonischer Zeit auf, die unzweifelhaft antik, aber doch falsch waren. Sie erschienen in Museen, bei Antikenhändlern und Geldwechslern; man ging der Sache nach und fand, daß sämtliche Stücke von einer Ausgrabung herstammten, die unmittelbar vor einem der Tore der antiken Stadt stattgefunden hatte. Dazu kam, daß nach dem genauen Fundbericht diese Münzen zusammen mit allerlei Gerät gefunden waren, das zum Wiegen und Stückeln von Metall und zum Fertigen von Abgüssen dient; wahrscheinlich also war man auf die Reste einer alten Falschmünzer-Werkstatt gestoßen. Svoronos, der Direktor der nationalgriechischen Münzsammlung zu Athen, erbringt sogar einen literarischen Beweis für das Bestehen einer derartigen Falschmünzerei. Im „Leben des Eremiten Paulus" nämlich, das Hieronymus um 329 n. Chr. verfaßte, wird ein Berg in der unteren Landschaft Thebais beschrieben, von dem es heißt: „An dem höhlenreichen Berge befanden sich nicht wenige Höhlenwohnungen, in denen man verrostete Ambosse und Hammer erblickte, mit denen einst Münzen geschlagen worden sind." — Svoronos meint, daß die Werkstätten, denen die oben erwähnten Münzen entnommen wurden, aus den letzten Jahrzehnten vor unserer Zeitrechnung stammen.

Singende Insekten. Es gibt sogar bei uns Menschen, die jene schrillen Töne, welche die kleinsten der Grillen durch Aneinanderreiben der Flügeldecken hervorbringen, für angenehmen Gesang halten und die armen Tiere in kleinen Käfigen gefangen halten, bis sie sich zu Tode musiziert haben. Die Japaner aber dressieren eine ganze Zahl von Orthopteren auf Gesang. Die Tiere werden in Bambuskäfigen gehalten und so zusammengestellt, daß ihre Töne harmonieren; eine gute derartige Kapelle soll ziemlich hoch im Preise stehen. Am beliebtesten ist das Suzumuschi, d. h. Insektenglöckchen, da der Japaner aus seinem Tone eine Silberschelle heraushört; ein anderes trägt den Namen Kirigirisu, sein Gezirpe vergleicht der Japaner mit dem Hahnenschrei; das Kanetakati erinnert ihn in seinem Gesange an entferntes Glockenläuten. MK

Digitized by Google

Kinder-Daheim.

Die Preisrätsel in Nr. 4

sind von einer sehr großen Zahl unserer jungen Freunde mit lobenswertem Fleiß gelöst. Wegen Raummangels müssen wir davon absehen, die Namen aller Einsender von richtigen Lösungen zu veröffentlichen.

Die 12 Preise für die besten Lösungen sind verteilt wie folgt:

Bruno Wittneben in Gandersheim: „Das Buch von der deutschen Flotte“ von R. v. Werner;
Rudolf Zietz in Lübeck, Gr. Petersgrube 27: „Wider den Gelben Drachen“ von A. Harder;
Johannes Albrecht zu Spechtsdorf (Pfarrhaus), Kr. Arnswalde: „Christian von Stachow“ von Hanns v. Zobeltitz;
Hans Pabst in Dresden-N., Nordstr. Nr. 33, I: „Robert der Schiffsjunge“ von S. Wörishöffer;
Ernst und Fritz von der Heydt in Mülheim a. d. Ruhr, Notweg 23a: „Hans von Dornen, des Kronprinzen Kadett“ von C. Tanera;
Martin Haag, Pfarrhaus Weiler bei Pforzheim: „Kinderlust“ von Frida Schanz.

Gertrud Hollmer, Pfarrhaus zu Jacobidrebber, Kr. Diepholz: „Hand in Hand“ von Frida Schanz;
Grete von Scheven in Burscheid, Hauptstr. 23, Bez. Düsseldorf: „Tiny und Tinys Gespielen“ von B. Schulze-Smidt;
Grete Mund in Magdeburg-S., Westendstr. 3: „Beschäftigungsbuch für Mädchen“ von Marie Bürkner;
Lita Schulte in Barth i. Pomm., Badstüberstr. 443: „Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch“ von Robert Reinick;
Anna Haase in Hagen i. W., Körnerstraße 42: „Der Kinder Lust“ von Gottlob Dittmar;
Hedwig und Mathilde Schenk in Darmstadt, Dieburgerstr. 54: „Kinderlust“ von Frida Schanz.

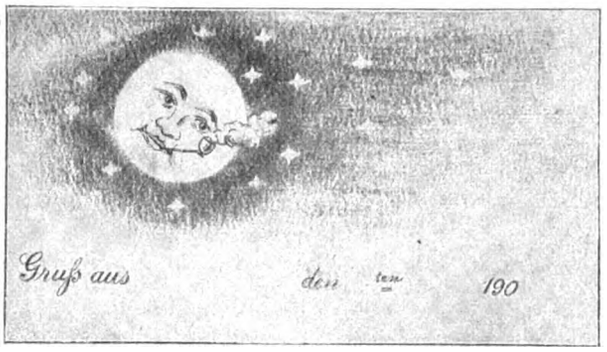
1. Decke aus kleinen, wattierten Kißchen.

Dem lieben Großmütterchen können die fleißigen Finger der Enkelin eine mollig warme Decke für den Lehnstuhl oder den Fensterplatz aus allerhand Stoffrestchen arbeiten; ohne große Mühe. Nur ein wenig Geduld gehört dazu. Die Decke besteht aus lauter 5 cm im Quadrat großen Beutelchen, die ganz flach mit Watte ausgestopft werden. Man schneidet für ein Beutelchen oder Kißchen je 2 Stücke Stoff, die $5^1/_2$ cm im Quadrat messen, heftet an allen 4 Seiten $^1/_2$ cm Stoffbreite nach links um, näht die zwei Stoffstückchen an 3 Seiten mit kleinen Überwendlichstichen zusammen, stopft etwas Watte hinein und schließt dann auch die 4. Seite. Dies ist die ganze Arbeit! Hat man eine genügende Anzahl dieser kleinen Kissen gearbeitet (100 bis 200 Stück), so setzt man sie mittels kleiner Überwendlichstiche zusammen und näht über alle Nähte eine Kreuznaht- oder Grätenstichreihe von gelber oder bunter Seide. Je nach den vorhandenen Läppchen läßt sich nun diese wunderschöne Decke reich oder einfach gestalten. Es können entweder nur Seidenflickchen genommen werden oder Wollstoff und Satin, sogar farbiger gemusterter und gestreifter Kattun sieht reizend aus. Sind viele Flickchen von einer Sorte oder Farbe vorhanden, kann ein Figuren- oder Streifenmuster zusammengesetzt, auch einzelne Flächen mit Kreuzstich belebt werden. A. S.

2. Rechenaufgabe.

Welche Zahl ist um ebensoviel kleiner als 1902, wie ihr elffaches größer als 1902 ist?

3. Mondschein-Postkarte.



In Ermangelung einer illustrierten Postkarte kann man versuchen, einmal selbst ein solches Kunstwerk zustande zu bringen und zwar zaubert man den gemütlich sein Pfeifchen rauchenden Vollmond, umgeben von Sternen und nachtdunklen Wolken auf eine gewöhnliche 5 Pf.-Postkarte. Es wird ein 50 Pf.-Stück in die linke obere Ecke der Karte gelegt und ringsum etwas Graphit vom Bleistift geschabt. Nun hält man das Geldstück mit der linken Hand fest auf seinem Platz und verreibt mit einem Finger der rechten Hand den schwarzen Staub erst in der Runde und dann über die ganze obere Seite der Karte, strichweise oder geballt — damit die Wolken andeutend. Nachdem das Geldstück seine Schuldigkeit getan, hebt man die Rundung durch einige Bleistiftstriche heraus und malt mit mehr oder weniger Geschick dem Mond ein beliebiges Gesicht, traurig oder heiter, nicht zu vergessen das gemütliche Pfeifchen. Die auf den dunklen Wolken sich weißlich abhebenden Rauchwolken erlangt man mit dem Radiergummi. Derselbe läßt auch die Sterne hervorschimmern und zwar schneidet man eine kleine sternförmige Öffnung in ein Stückchen Papier, legt dies an beliebiger Stelle auf und radiert, bis die Stelle weiß erscheint. Um das Verwischen der Zeichnung zu verhüten, legt man die Karte einen Augenblick in reines Wasser, trocknet sie freiliegend und preßt sie eine Stunde lang in einem Buche. A. S.



4. Futterhäuschen für Vögel.

Eine Quelle der reinsten Freude kann man den Kindern (und nicht minder den armen, notleidenden Vögelein selbst) zur Winterszeit bereiten, wenn man auf einem geschützten Balkon oder auch im Garten vor den Parterrefenstern u. dergl. eine Futterstelle für Vögel anbringt. Geschickten Händen, die vielleicht mit der Anfertigung leichter Holzarbeiten vertraut sind, wird es ein Leichtes sein, das hübsche Häuschen, aus Zigarrenkiste und Tannenreisig bestehend, nach unserer Abbildung anzufertigen. Die 4 Stützen hat man, wie ersichtlich, durch kurze gekreuzte Querhölzer in einfachster Weise unter sich und mit eben solchen an der Kiste zu befestigen. Das Dach kann aus dem Deckel der Kiste bestehen oder nur durch dicht zusammen gesteckte Tannenzweige gebildet werden, damit Schnee und Regen keinen Zutritt haben. Wird nun diese Futterstelle alle Tage reichlich versehen mit Hafergrütze, Kartoffeln, Nußkernen, Fleischrestchen, kurz allerhand Überresten, — aber auf keinen Fall mit Brotstücken, denn Brot wird bei feuchter Witterung sauer und vergiftet die Vögel! — so finden sich von allen Seiten die hungrigen Gäste ein, und das hübsche belebte Bild vor dem Fenster ist ein schöner Lohn für die kleine Mühe, die man gehabt hat.

5. Spielplatz für Püppchen, mit Schaukel und Wippe aus Garnrollen.

Zutaten: Ein ungefähr 25 cm im Geviert großes Brettchen, 3 große Garnrollen, etwas Moos und feiner Sand. — Mit diesen einfachen Mitteln kann die große Schwester den kleinen eine rechte Weihnachtsfreude bereiten; versteht sie mit dem Brennstift umzugehen, kann sie das Ganze noch zu einem besonderen Kunstwerk gestalten. Man klebt zunächst 2 Garnrollen, als Stützen für die Schaukel, in 10 cm Entfernung voneinander, auf das Brett; in die Öffnungen derselben werden je 2 Wurstspeiler (glatte, runde Hölzchen, beim Fleischer käuflich, der die Würste damit zusteckt) von 20 cm Länge als Seitenstangen befestigt, die oben, 3 cm von ihrem Ende entfernt, mit einem 15 cm langen Querstab recht fest durch Draht verbunden werden. Diesen, sowie die Seitenstangen umwindet man dicht mit golddurchzogener roter Wolle. Als Schaukel dient der innere Teil einer Streichholzschachtel (oder sonst ein passendes Schächtelchen), dessen Vorderwand herausgenommen wird und den man innen und außen mit rotem Glanzpapier beklebt. Befestigt wird dieser Kasten an dem Querstab durch 4 aus rotem Garn gehäkelte Schnüre. Man arbeitet dafür 2 entsprechend lange Luftmaschenketten, zieht an zwei Stellen der seitlichen Schaukelwände je eine der Schnüre durch und befestigt sie an dem Querstab. — Für die Wippe schneidet man an der dritten Garnrolle an einer Seite der beiden Rundungen etwas Holz ab, damit sie der Länge nach auf dem Brett festgeklebt werden kann. Die ganze weitere Ausstattung besteht in einem dünnen, ungefähr 2 cm breiten, 18 cm langen Holzstäbchen, das mit einem langen Nagel genau in seiner Mitte auf dem Mittelbalken der Garnrolle befestigt werden muß. Der Nagel darf nur so weit eingeschlagen werden, daß er die Beweglichkeit der Wippe nicht hindert. — Sind diese Arbeiten beendet, so bestreicht man das ganze Brett mit Leim und reibt, ungefähr 6 cm breit, den Rand mit Ausnahme der Vorderseite bedeckend, zwischen den Händen das vorher hartgetrocknete Moos darüber. Es wird fest angedrückt und sieht dann wie Wiesenboden aus; die freibleibende Mitte bestreut man mit dem Sand, Kies vorstellend. Die Garnrollen und Wippe verziert der Brennstift. Auch ein Zaun ringsum aus Tannenreisern wird seinen Eindruck nicht verfehlen und zierlich angekleidete Püppchen, vielleicht auch Porzellantierchen in dem grünen Moos den größten Jubel der Beschenkten hervorrufen. A. S.

6. Rechenaufgabe.

Mit welcher Zahl muß man 7, mit welcher anderen Zahl 365 multiplizieren, um als Summe der beiden Resultate unsere Jahreszahl 1902 zu erhalten?

7. Rätsel.

Ein Land in Asien nenn' ich Euch.
Ein Teil war's von dem Perserreich.
Setzt Ihr ein Zeichen noch hinein,
Entstehen Lebewesen klein,
Die sehr gefährlich können sein
Und vielen bringen Not und Pein. F. M.

Digitized by Google

8. Vom Kater Mäusetöter.

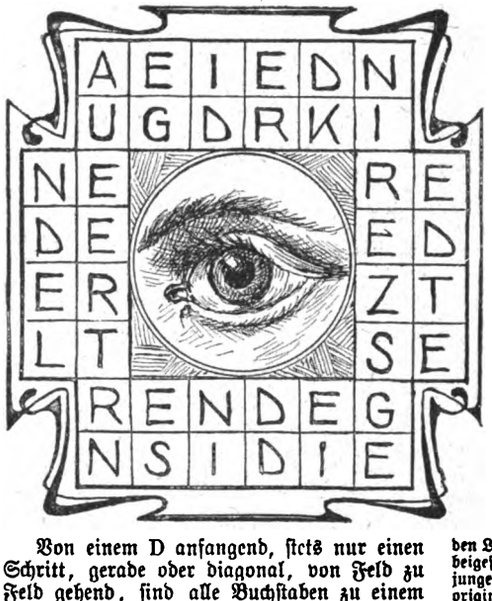
(Schluß.)

Da spricht Herr Mäuserich: „Was muß ich hören!
Wär's möglich, hätten wir das längst getan.
Du sprichst, wie nur die liebe Jugend spricht,
Die mit dem Kopfe durch die Wand will rennen.
Sahst Du den Kater schon von Angesicht? —
Lern' erst den bösen Mäusetöter kennen!"
Und Weizenfresser spricht: „Ich pflicht' Dir bei!
Nicht Macht, nur List kann uns zum Ziele bringen.
Du, kleiner Fant, verstehst nichts von den Dingen,
Und als erfahrner Mann will ich Dir sagen:
Die Alten reden erst, das merke Dir:
Bescheidenheit ist stets der Jugend Zier.
Bedarf man Deines Rats, wird man Dich fragen!" —
Klein Ringelschwänzchen geht beschämt davon,
Gefolgt von seiner Freunde Spott und Hohn. —
Und Pausback lächelt, bläht sich auf und spricht:
„Ich glaub', Ihr haltet ohne Not Gericht.
Was ich gesehen, wird Euch freu'n. Hört an!
Ich traf den Kater an dem großen Teiche,
Als er vom Feld her kam. Der stolze Mann
Sah aus, als würd' er nächstens eine Leiche.
Er ging so langsam, wie ein Kranker geht
Und klagte mir, daß schlecht es um ihn stände.
Wer nun wie ich auf Krankheit sich versteht,
Der sah's ihm an: es geht mit ihm zu Ende.
Was ihm passiert, das wollt' er mir nicht sagen,
Doch lang' noch hört' ich ihn erbärmlich klagen."
Würsteldieb: „O sprächst Du wahr, wie würden wir Dir danken!"
Pausback: „Wenn ich's Euch sag'! Ich kenne doch die Kranken!
Ich bin als Wasserdoktor ja bekannt
Und werd' der besten einer stets genannt.
Der Bösewicht erlebt den Morgen nicht.
Drum halten wir nicht weiter hier Gericht."
Weizenfresser: „Zum großen Teiche will sofort ich eilen
Und sehen, was der böse Kater macht.
Ihr, Freunde, wollt so lange hier verweilen,
Bis dann ich gute Botschaft Euch gebracht."
Und wie der Wind flog Weizenfresser fort
An den von Pausback ihm beschriebnen Ort.
Ganz still war's an dem Teich. Nur leises Klagen
Hört' er im Erlenbusch von Zeit zu Zeit.
Er faßte Mut, sich dicht heran zu wagen.
Da lag der Kater, jammernd voller Leid.
Sein Aug' war trüb; der Atem ging gar schwer.
Da plötzlich! — Weizenfresser fiel fast um —
Sprang Mäusetöter auf — lief hin und her —
Dann — noch ein Schrei — da lag er, starr und stumm,
Die Viere ausgestreckt — nun war er tot! —
Weizenfresser: „Nun also hat ein Ende unsre Not!" —
Viel schneller als der Sperling hingekommen
Flog er zurück und rief: „Er lebt nicht mehr!
Ich habe seinen letzten Schrei vernommen!"
Würsteldieb: „So kann ich ohne Furcht nach Hause eilen,
Den Kindern melden diese frohe Mär?" —
Pausback: „Ich sagt's Euch ja, er wär' nicht mehr zu heilen!"
Weizenfresser: „Auf! Ziehn wir alle hin zu Pausbacks Teich!"
Ringelschwänzchen: „Ist er auch wirklich tot?"
Weizenfresser: „Ganz mausetot!"
Alle: „Hurra! Hurra!"
Mäuserich: „Wir ziehen hin sogleich
Und feiern dort vergnügt im Morgenrot
Ein Jubelfest, wie selten es gegeben.
Freund Pausback läßt die Froschkapelle blasen!
Wir tanzen fröhlich dann auf grünem Rasen.
Kommt, Freunde! Kommt! Das wird ein lustig Leben!"

G. G.

9. Bilderrätsel.

„Das Auge." Ein Königszug.



Von einem D anfangend, stets nur einen Schritt, gerade oder diagonal, von Feld zu Feld gehend, sind alle Buchstaben zu einem Spruch zu verbinden. Keine Linie darf sich kreuzen.

10. Strickscheide aus Haselnüssen.

Mit dieser zierlichen Arbeit kann eine Schwester der anderen zum Geburtstag oder zu Weihnachten gewiß eine Freude machen. Man wählt zwei gleich große Haselnüsse und schneidet sie an ihrer unteren, flachen Seite glatt ab, ungefähr $^1/_3$ ihrer Höhe. Die Spitze wird ebenfalls beschnitten, doch nur soviel, daß ein schmales Gummibändchen oder doppeltes Gummischnürchen durchgezogen werden kann. Die Schalen (aus welchen vorsichtig der Kern herausgebohrt wurde) hat man zunächst zu überhäkeln und zwar für jede ein kleines Beutelchen mit festen Maschen. Anschlag 6 Maschen, dann immer in der Runde feste Maschen nach Gestalt der Nuß zugegeben (d. h. 2 Maschen in eine häkelnd). Zuletzt streift man die Hülle, die um 1 Reihe zu groß sein muß, über die Schale und zieht den Arbeitsfaden recht fest durch die letzte Reihe. Es muß nur soviel Öffnung bleiben, daß die 5 Stricknadeln bequem hindurchgehen, ebenso das Gummibändchen. Dieses, eine Kleinigkeit kürzer in der Länge messend als die Stricknadeln, zieht man auf beiden Seiten durch die Nußschalen, näht die Enden an den Anschlagmaschen recht fest an und befestigt hier je ein kleines Quästchen aus der Häkelseide. Man nimmt zum Arbeiten grün- oder rotschattierte Kordonettseide und Gummiband in abstechender Farbe, z. B. schwarz zu grün, grün zu rot.

11. Angelspiel aus Lottonummern.

Um unvollständige Lottonummern noch zu verwenden (und seien es nur 15—20 Stück), vereinigt man sie zu einem Angelspiel und kann bei der Bescherung für arme Kinder damit noch viel Freude bereiten. Man beklebt zunächst die Rückseite aller Nummern mit buntem Papier, dann tuscht man den Untergrund weiß, die Zahl selbst schwarz oder rot an. Wer mit dem Brennstift Bescheid weiß, kann die Rückseiten auch damit verzieren, doch müssen sie alle egal sein. In die Mitte jeder Rückseite treibt man eine kurze, dicke Stecknadel bis zur Hälfte ihrer Länge ein und biegt das Übrige zu einem kleinen Haken um. Eine ungefähr 20 cm lange Holzstricknadel wird als Angelrute ausgestattet mit einem langen roten Seidenfaden am oberen Ende, an welchem eine als Angelhaken gebogene Stecknadel befestigt ist.

Aufgabe des Spielers ist es nun, mit dieser Angel in die Haken der (auf der Nummerseite liegenden) Nummern zu fassen. Spielregeln können verschieden ausgemacht werden, z. B. nur 3—5 mal angeln, ferner nur 2—4 Nummern, drittens nur 1 Minute lang u. s. w. Haben alle Mitspielenden geangelt, dürfen die Nummern erst umgedreht werden, wer dann die größte Zahlensumme hat, ist Gewinner des Einsatzes.

A. S.

Briefkasten.

Lehrer St. in Altenburg. Ihnen und allen Freunden von guten poetischen Rätseln empfehlen wir die soeben in Heidelberg in Carl Winters Universitäts-Buchhandlung erschienene kleine Sammlung „Neue Rätsel für Groß und Klein" von Leo Ziegler (E. Leo). Preis 1.20 Mk., eleg. geb. 2 Mk.

L. Kl. in Darmstadt. — Henriette St. in Doberan. — Max P. in Schwäbisch-Hall. — Rätselfreundin Hannover. — G. R. in P. Leider nicht verwendbar!

Frau Hauptmann A. in Königsberg. Selbstverständlich ist es nicht unbedingt nötig, daß den Lösungen der Preisrätsel auch Briefchen mit Versen beigefügt werden; aber manche Lösungen unserer jungen Freunde brachten uns drollige Verschen und originelle Briefe. In dem einen Begleitbrief hieß es: „Falls ich einen Preis bekommen sollte, bitte ich sehr um ‚Hans von Dornen, des Kronprinzen Kadett'. Ich bin zwar ein Mädchen, aber ich lese Jungensbücher viel lieber."

Frl. Auguste B. in B., Feilnerstraße. Rechtzeitig erkannt! Eine 27jährige kann nicht beanspruchen, bei der Preisverteilung berücksichtigt zu werden.

E. G. in Annaberg. Die Auflösungen des Kinder-Daheim in Nr. 4 finden Sie im K.-D. Nr. 7, die des K.-D. Nr. 7 im K.-D. Nr. 10 ꝛc.

Auflösungen

der Rätsel und Aufgaben des Kinder-Daheim in Nr. 7.

2. Buchstabenrebus.

„Die Rose."

Setzt man an Stelle der Zeichen in der Querlinie unten stets denjenigen Buchstaben aus dem Bilde, welchem dieses Zeichen eigen ist, so ergibt sich mit den vorhandenen Buchstaben zusammen der Name:

„Dornröschen."

4. Umstellrätsel.

Selma — Amsel.

5. Wechselrätsel.

Photograph — Phonograph.

6. Rätsel.

Marie — Arie.

7. Kapselrätsel.

Bruch**sal bei**	=	Salbei.
Mat**rosen**	=	Rose.
Am**erika**	=	Erika.
Mohnkuchen	=	Mohn.
Elli lief	=	Lilie.
Georg in eine	=	Georgine.
Therese **da**mit	=	Reseda.
fast erschrak	=	Aster.
mir ist's	=	Iris.
edel. Weiß	=	Edelweiß.
Rudol**f Lieder**	=	Flieder.
Rienzi anzuhören	=	Enzian.
Vergiß mein nicht	=	Vergißmeinnicht.

9. Bilderrätsel.

„Japanischer Fächer."

Liest man die chinesischen Zeichen von oben nach unten zeilenweise so ab, daß man bei jedem Zeichen den senkrecht darüber stehenden Buchstaben liest, so ergibt sich der Name:

„Turandot."

11. Worträtsel.

Wer—niger—ode.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rücksendung **unverlangt** eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutschen** Freimarken beigelegt sind. — Herausgeber: **Th. H. Pantenius** und **Hanns von Zobeltitz**. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin**. Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W. 35, Steglitzerstr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Anzeigen nur:** An die **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig**, Hospitalstraße 27. — Verlag der **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig**.
Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig**.

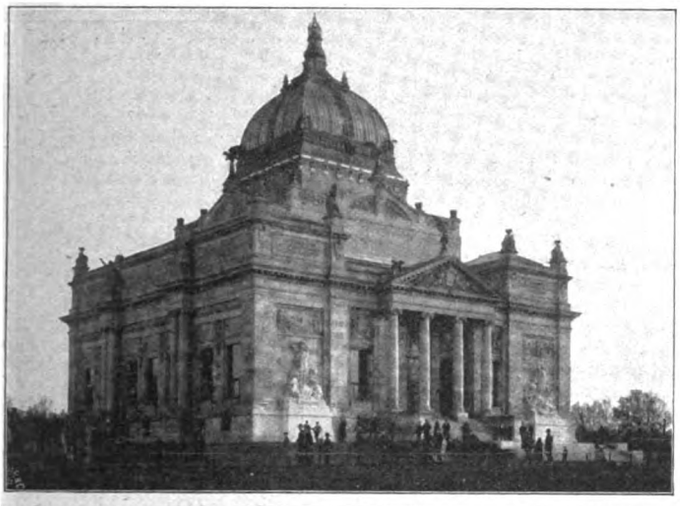
Digitized by Google

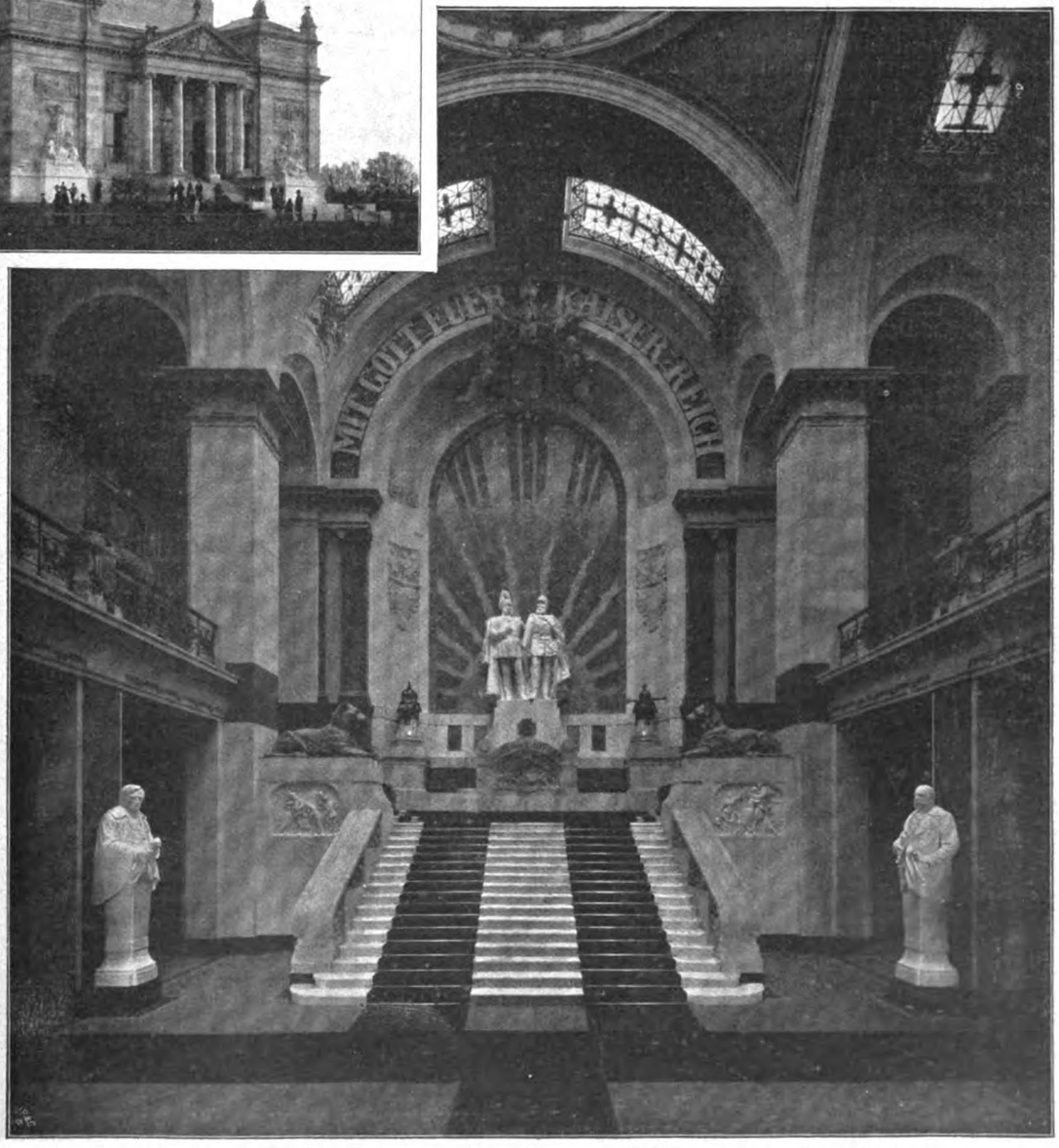
Daheim

Ein deutsches Familienblatt.

39. Jahrgang * vom Oktober 1902 bis dahin 1903. * * * Ausgegeben am 13. Dezember 1902. * Nr. 11.

Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.





Die Ruhmeshalle in Görlitz. (Außenansicht und Inneres.) Nach Aufnahmen von Robert Scholz, Görlitz.

Die Ruhmeshalle in Görlitz. Heute zeigen wir unsern Lesern die Außenansicht und das Innere der am 28. November in Gegenwart des Kaisers feierlich enthüllten Ruhmeshalle in Görlitz; die darin aufgestellten Statuen haben wir bereits in der vorigen Nummer des Daheim gebracht. Das in echt monumentalem, edlem Stil errichtete Bauwerk, eine Schöpfung des Architekten Behr, macht im Innern durch die fein abgetönte Belichtung von oben her einen feierlichen, erhebenden Eindruck, der den Statuen der beiden ersten Kaiser wie denen ihrer Helfer bei dem deutschen Einigungswerk sehr zu statten kommt. Die Stadt Görlitz hat sich mit dieser weihevollen Stätte der Erinnerung an die große Zeit unseres Vaterlandes ein herrliches Denkmal geschaffen, um das sie manche größere Stadt beneiden kann.

* * *

Großfürst Alexander Michailowitsch. Großfürst Alex. Michailowitsch, der mit den Rechten eines Ministers ausgestattete Oberdirigierende der neu errichteten russisch. Hauptverwaltung für Handelsschiffahrt und Handelshäfen, hat sich trotz seines noch jugendlichen Alters — er ist erst 1866 geboren — schon vielfach um das russische Seewesen verdient gemacht. Seit 1885 aktiver Offizier der russischen Marine, hat er sich nicht nur als Marineschriftsteller hervorgethan, sondern auch als Protektor der Gesellschaft zur Förderung der russischen Handelsschiffahrt, als Ehrenpräsident der Kaiserlichen Russischen Tech-

Digitized by Google



Großfürst Alexander Michailowitsch, Ober-Dirigent der russ. Handelsschiffahrt-Verwaltung.
Nach einer Aufnahme von Levitzky, Petersburg.

nischen Gesellschaft und als Ehrenkommodore des Yachtklubs eine vielseitige Thätigkeit entfaltet. Präsident des Rats für Handelsschiffahrts-Angelegenheiten wurde er im Jahre 1900, und eine ganze Reihe von wichtigen Maßnahmen zeugt von dem Eifer, den er in diesem Amte bekundet hat. Jetzt ist ihm durch einen Erlaß seines kaiserlichen Schwagers die volle Selbständigkeit auf dem ihm geläufigen Gebiete verliehen worden. Aus seiner Ehe mit der Großfürstin Xenia, der Schwester Kaiser Nikolaus II., stammen eine Tochter und fünf Söhne, deren jüngster erst am 24. November dieses Jahres geboren ist.

* * *

Der neue bayerische Justizminister. Der soeben zum Justizminister von Bayern ernannte bisherige Reichsgerichtsrat Miltner ist ein geborener Bamberger und 46 Jahre alt. Minister Dr. v. Fäustle berief ihn als Rechtskonzipienten ins Justizministerium zum Hülfsarbeiter. In der Folge amtierte er teils im Justizministerium, teils an Münchener Gerichten. Zuletzt Ober-Regierungsrat im Justizministerium, wurde er im Herbst 1899 als Rat ins Reichsgericht berufen. An den Arbeiten zur Einführung der neuen deutschen Zivilgesetzgebung in Bayern, in den Jahren 1896—1899, war er als Ministerialreferent hervorragend beteiligt.

* * *



Prof. d. Chemie, Geh. Rat Fischer in Berlin, dem der Nobelpreis zugedacht ist.

Geh. Rat Prof. Dr. Fischer. Der diesjährige Nobelpreis für Chemie ist abermals einem deutschen Gelehrten, nämlich dem Nachfolger Hofmanns in Berlin, dem Geh. Rat Prof. Dr. Emil Fischer zugedacht worden. Der verdiente Chemiker, der jetzt im 51. Lebensjahr steht, wirkt seit 1892 an der Berliner Universität; vorher war er Professor in Erlangen und Würzburg.



Der neue bayerische Justizminister v. Miltner.
Nach einer Aufnahme von G. Brokesch, Leipzig.

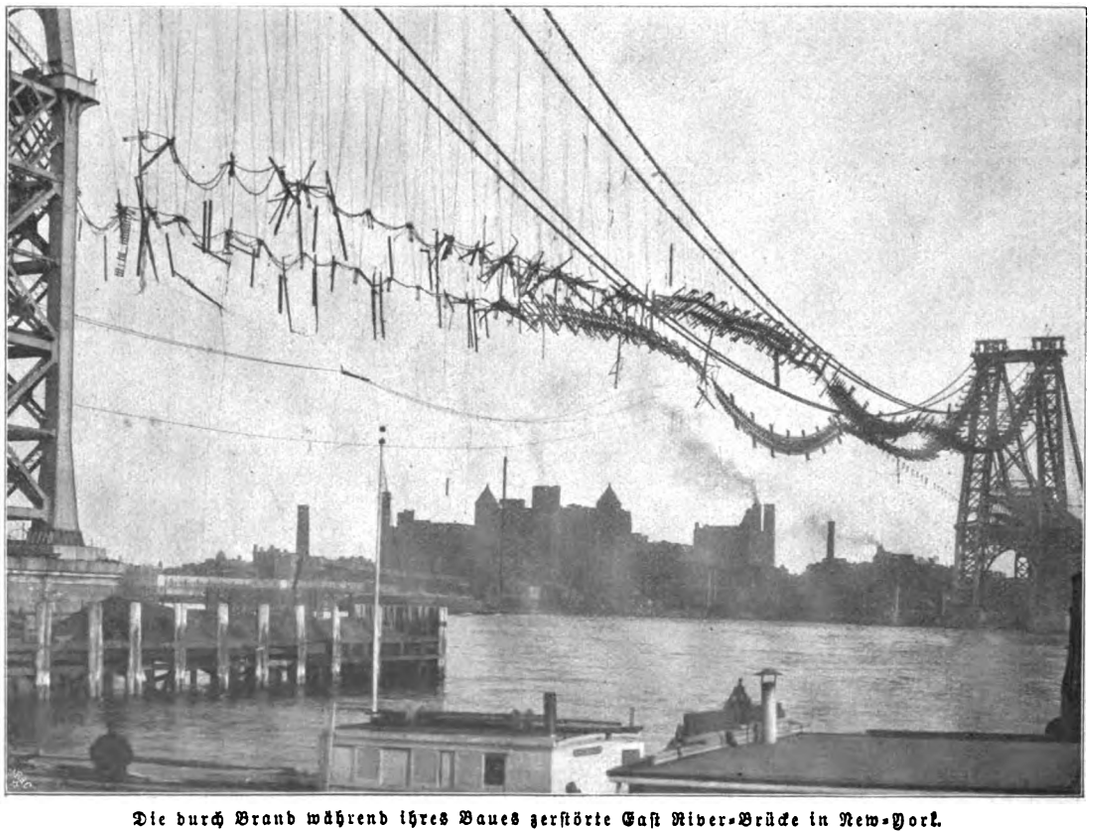
Fischer zählt zu den fruchtbarsten Forschern auf dem Gebiet der organischen Chemie. Von besonderer Bedeutung ist seine Entdeckung der Konstitution der Zuckerarten, die es ihm ermöglichte, den Traubenzucker künstlich herzustellen.

* * *

Vom Brand der New-Yorker Hängebrücke. Ein gewaltiges Feuer hat die noch im Bau begriffen, aber nahezu vollendet gewesene East River-Brücke in New-York so zerstört, daß das kostspielige und schwierige Werk noch einmal von neuem begonnen werden muß. Es war ein grandioses Schauspiel, wie die mächtige, über 100 Meter hoch über dem Wasserspiegel hängende Brücke in hellen Flammen stand und die Linien der Construktion sich in feurigen Konturen vom Himmel abzeichneten. Es werden nun infolge des verheerenden Brandes wieder zwei Jahre vergehen, bis das für den Verkehr der Riesenstadt dringend nötige Bauwerk von neuem hergestellt sein wird.

* * *

Zum Tode F. A. Krupps. In Ergänzung unserer Bilder in der vorigen Nummer des Daheim bringen wir heute noch eine Aufnahme von der ergreifenden imposanten Beisetzungsfeierlichkeit in Essen, die den Kaiser — der in so edler, hochherziger Weise am Grabe des Freundes für dessen Ehre eingetreten ist — zu Fuß hinter dem Sarge herschreitend zeigt. Ferner bringen wir noch einige Bilder, die die erstaunliche Entwickelung des Kruppschen Riesenetablissements aus den bescheidensten Anfängen heraus veranschaulichen. Mit zwei Arbeitern übernahm 1826 der Vater des jetzt verstorbenen Inhabers, Alfred Krupp, den Betrieb, und 1832 waren es erst zehn. Heute beschäftigt allein die Stammfabrik



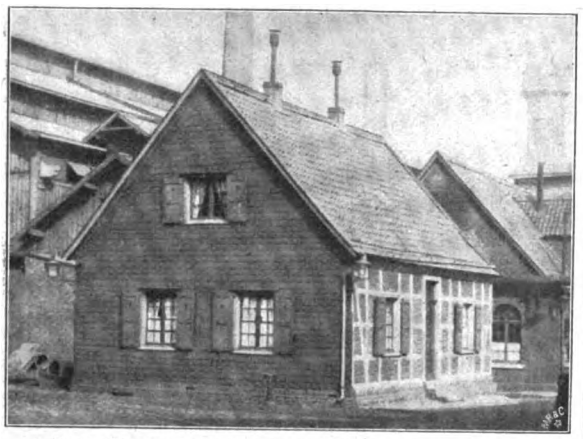
Die durch Brand während ihres Baues zerstörte East River-Brücke in New-York.

Digitized by Google



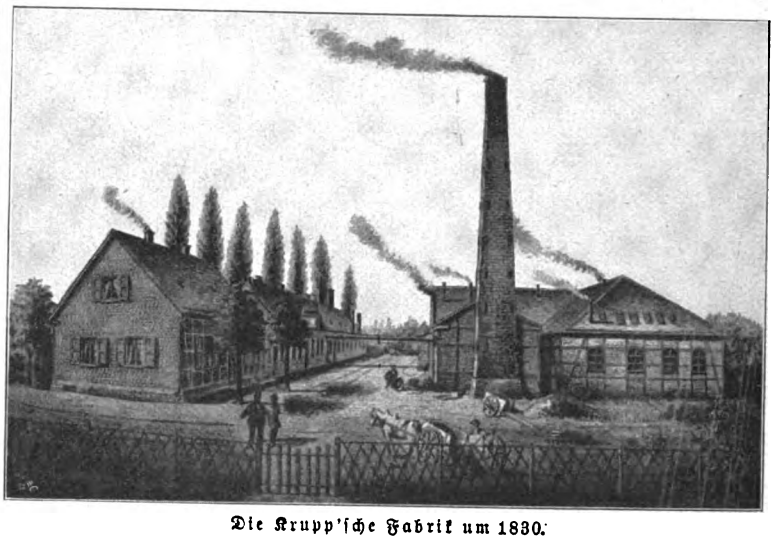
Von der Beisetzung des Wirklichen Geheimen Rats Krupp in Essen: Der Kaiser hinter dem Leichenwagen.

Digitized by Google

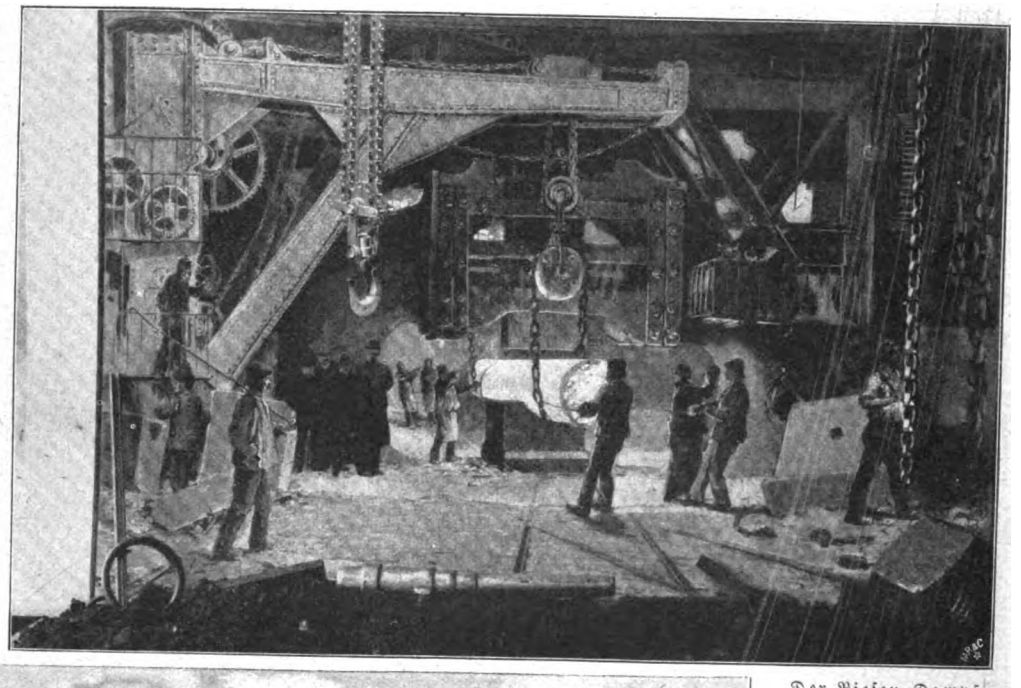


Das Stammhaus der Familie Krupp in Essen.

bei Essen ständig 25000, die Grusonwerke in Buckau über 3500, die Germaniawerft in Kiel 2700 Personen. Der Betrieb dieses Riesenwerkes ist gar nicht anders denkbar als im organischen Zusammenhange mit einem ganzen System von Außenbetrieben. Befördern doch vier eigene Seedampfer von den Küsten Biscayas, wo große Anteile des Eisensteinlagers von Somorrostro in Besitz der Firma Krupp übergegangen sind, die Erze von dort nach den Rheinhäfen. Außerdem gehören Krupp über 500 Eisensteingruben in verschiedenen Gegenden Deutschlands, sowie große Felder des lothringischen Erzzuges. Zum Schmelzen der Erze, zum Betrieb der zahllosen Glüh- und Schmiedefeuer, zur Erzeugung von gegen 50000 Pferdekräften sind täglich durchschnittlich gegen 400 Waggonladungen Steinkohlen nötig, die aus eigenen Kohlenzechen gefördert werden. Der von Friedrich Krupp, dem Großvater, erfundene und von seinem Sohne Alfred verbesserte Tiegelstahl wurde die Grundlage der gewaltigen Fabrik. Auch jetzt bildet das Tiegelstahlwerk den eigentlichen Kern der Gußstahlfabrik. Die Fabrikation von Achsen, Wagenfedern und Radbandagen erlaubte schließlich die anfangs sehr kostspielige Nebenbeschäftigung mit der Geschützfabrikation. Eng verwachsen mit dem ganzen Unternehmen ist auch der 1000 Zentnerhammer „Fritz“. Mit einem Kostenaufwande von fast 2 Millionen Mark wurde er 1861 in Betrieb gesetzt. Als Fachleute von dem Plan dieses Riesenwerkzeuges hörten, faßten sie das als ein Zeichen beginnenden Größenwahns auf. Doch Krupp ließ sich dadurch nicht abschrecken. Der „Fritz“, der der ganzen Technologie neue Bahnen eröffnete, wurde später für alle in Europa und Amerika erstandenen Hammer vorbildlich. Kein Geringerer als Kaiser Wilhelm I. gehörte zu seinen Bewunderern. Bei einer Besichtigung des Krupp'schen Werkes wurde auch dieser Dampfhammer dem Kaiser vorgeführt. Der bedienende Werkmeister wies darauf hin, daß dieser Koloß sich spielend haarscharf einstellen lasse. Der fürstliche Zuschauer könne unbesorgt seine Taschenuhr auf den Amboß legen; der Hammer werde um Haares Breite vor der Uhr Halt machen, ohne sie im geringsten zu verletzen und doch ohne daß es möglich wäre, sie hervorzuziehen. Der Kaiser that es, und siehe, das Experiment gelang glänzend.



Die Krupp'sche Fabrik um 1830.



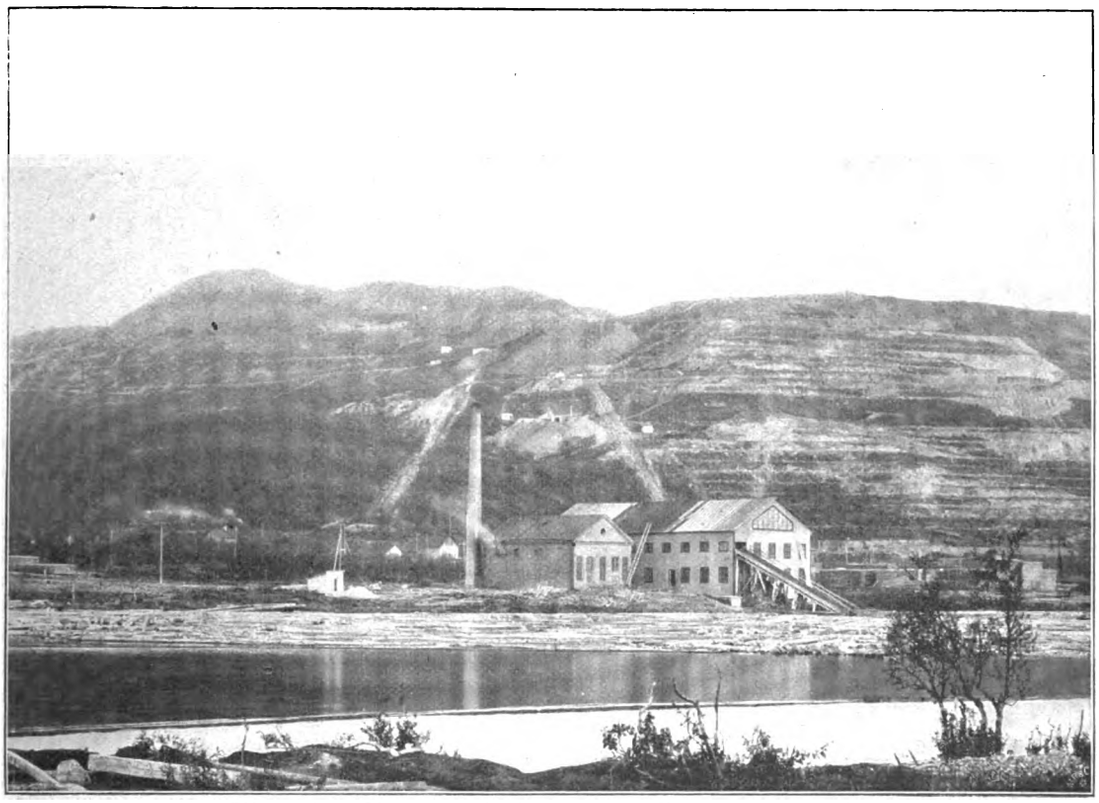
Der Riesen-Dampfhammer „Fritz“.



Ein Teil des heutigen Fabrikétablissements in Essen.

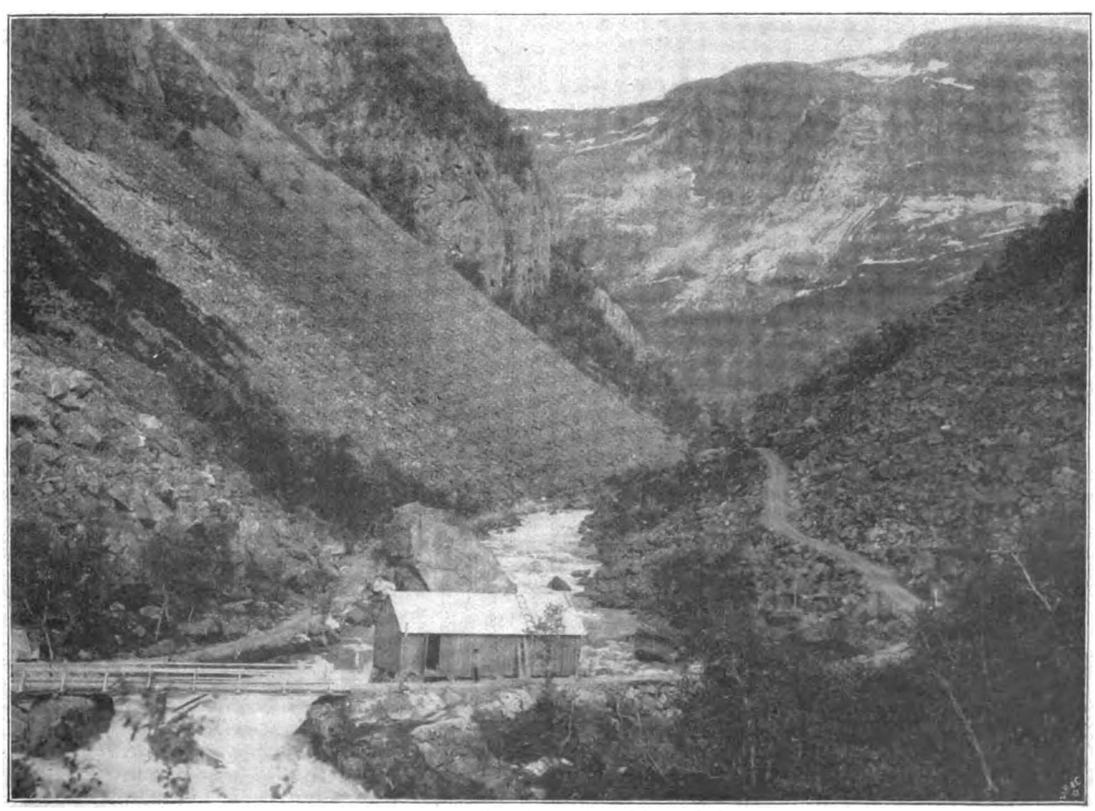
Von den Krupp'schen Werken in Essen.

Digitized by Google



Der Eisenerzberg Kirunavara in Schweden, am Anfangspunkt der Bahn.

Die Ofotenbahn. Wo es gilt, einem Lande die in seinem Innern schlummernden Reichtümer abzuringen, da hat auch in der Regel der Mensch die Naturhindernisse, die sich diesen Bestrebungen entgegenstellen, zu überwinden gewußt, wie jetzt wieder die Eisenbahn zeigt, die im hohen Norden der skandinavischen Halbinsel entstanden ist, in jenen entlegenen Teilen Schwedens und Norwegens, wohin bis jetzt nur selten sich der Fuß des Touristen verirrte. Dem Unternehmungsgeist konnte es nicht gefallen, daß die ungeheuren Erzmassen, die in den nördlich von Gellivara liegenden Eisenerzfeldern Kirunavara und Luossavara enthalten sind, ihren Beruf verfehlten, und so gab die Inbetriebnahme dieser Erzfelder denn den Anstoß zum Bau der Ofotenbahn, einer Eisenbahn, die ihren Endpunkt an der norwegischen Küste hat, von wo aus das aus den genannten Erzfeldern gewonnene Eisenerz ins Ausland und zwar hauptsächlich nach Deutschland verschifft werden soll. Die Ofotenbahn schließt sich unmittelbar an die Eisenbahn an, die von der Hafenstadt Lulea am Nordende des Bottnischen Meerbusens bis zu dem bekannten Eisenerzbezirk Gellivara mitten im nördlichen Schweden geht, und beide Bahnen — zusammen fast 500 Kilometer — bilden somit einen Schienenstrang, der den Atlantischen Ozean mit dem Bottnischen Meerbusen verbindet. Auch zum Bau der Lulea-Gellivarabahn gab die Ausnutzung eines Erzfeldes, nämlich desjenigen von Gellivara, den Anstoß, und der Transport dieses Erzes bis nach Lulea, von wo aus die Verschiffung nach dem Auslande vor sich geht, bildet nun eine bedeutende Einnahmequelle der schwedischen Staatsbahnverwaltung. Kämen nicht klimatische Hindernisse in Frage, könnte das Erz von Kirunavara nach Verlängerung der Lulea-Gellivarabahn bis zu diesem Gebiet gleichfalls nach Lulea befördert werden, aber dieser Hafen ist über ein halbes Jahr hindurch vom Eise gesperrt, und in der übrigen Zeit haben die Schiffe allein schon mit der Fortschaffung des von Gellivara kommenden Erzes genug zu tun. Somit verlängerte man die Bahn bis zum Ofotenfjord an der norwegischen Küste, der tief ins Land eindringt und fast das ganze Jahr hindurch schiffbar ist. Nun steht der schwierige Eisenbahnbau vollendet da. Er hat nicht bloß für den Erztransport, sondern auch für den Touristenverkehr Bedeutung, da er neue Gebiete von großer Naturschönheit eröffnet. Aber noch mehr. Die Ofotenbahn ist eine interessante Ergänzung des europäischen Eisenbahnnetzes, denn mit ihr wird früher oder später ein Bahnverkehr vom Innern Rußlands bis zur Küste Norwegens geschaffen. Von der Lulea-Gellivarabahn zweigt sich nämlich eine Linie bis zur finnischen Grenze ab, die bereits teilweise fertig ist, und in Finnland wird gegenwärtig das Bahnnetz bis zur schwedischen Grenze verlängert. Innerhalb weniger Jahre also dürfte die Verbindung des russischen mit dem skandinavischen Eisenbahnnetz vollendet sein. Was die Ofotenbahn betrifft, so hat diese schon jetzt bedeutende Umwälzungen bewirkt. Bei dem großen Erzberg Kirunavara, wohin sich sonst vielleicht nur wandernde Lappländer verirrten, ist seit dem Bahnbau die Stadt Kiruna emporgewachsen. Sie enthält bereits gegen 7000 Einwohner, aber nach vollständiger Aufnahme der Berg-



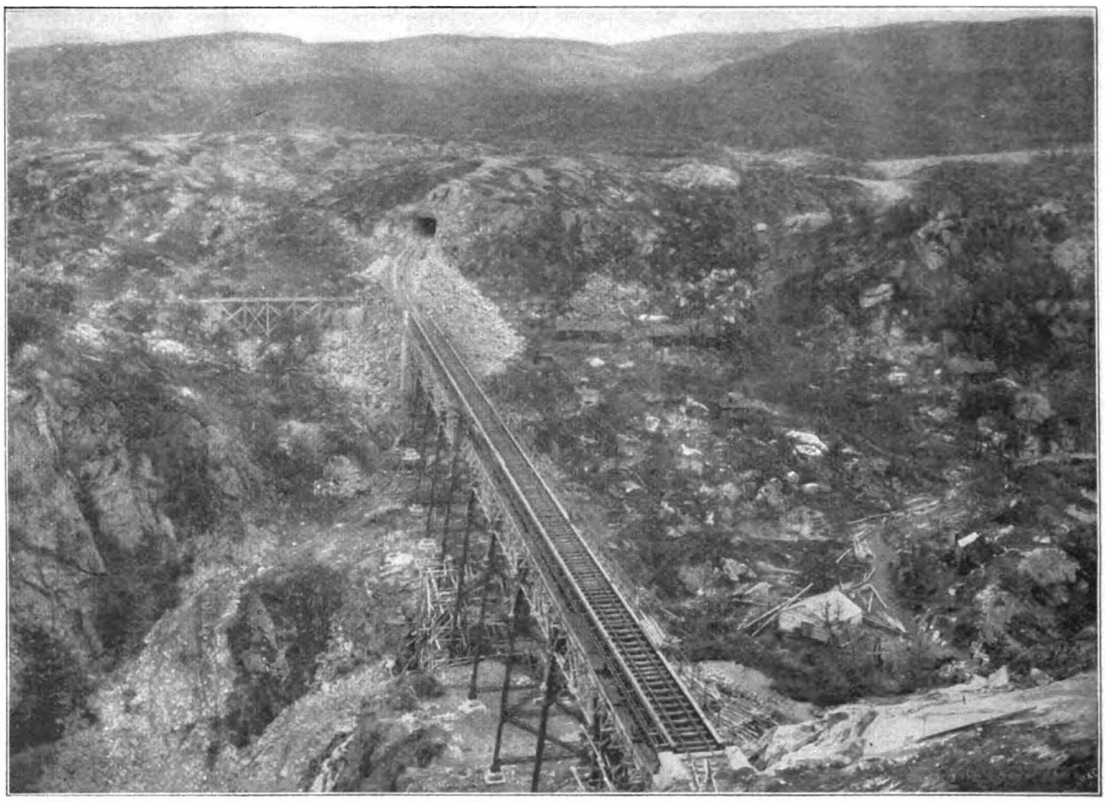
Hunddal, Partie an der Ofotenbahn.

Die nördlichste Eisenbahn der Welt.

Digitized by Google

werksarbeiten wird sich diese Zahl bedeutend vermehren. Vor und hinter Kiruna geht die Bahn durch öde Gebiete, bis die Landschaft abwechslungsreicher wird und im nördlichen Teil der schwedischen Grenze den großen, langgestreckten Torneasee berührt. In der Nähe der Grenze ist ebenfalls eine Ansiedelung, Wassijaure, erstanden. Geradezu großartige Naturschönheiten bietet aber die norwegische Strecke, wo die Bahn durch die wildesten Gebirgsgegenden, das Hunddal und das Norddal, geht. Hier windet sie sich zwischen Bergen hindurch, deren Gipfel sich in Wolken verlieren. Tunnel und Gebirgsdurchschnitte wechseln mit hohen Dämmen sowie mit Brücken ab, die sich über wasserreiche, stromschnellenartige Gebirgspässe erheben. Im übrigen hat die norwegische Strecke nur eine Länge von 41 Kilometer. An ihrem Endpunkte, dem Ofotenfjord, ist während des Bahnbaues gleichfalls eine ganze Stadt entstanden: Narvik, die als Verschiffungshafen der Ofotenbahn alle Bedingungen hat, eine der bedeutendsten Städte des ganzen nördlichen Skandinaviens zu werden. Wo sich einst die stillen Ufer des Fjords ausdehnten, da liegt jetzt ein Gemeinwesen, das schon gegenwärtig, vor Eröffnung der Bahn, 7000 Einwohner zählt. Hier wurden für die Erzverschiffung großartige Quaianlagen geschaffen, die mit den modernsten Einrichtungen versehen sind, um eine bequeme und schnelle Verladung des Erzes unmittelbar von den Eisenbahnwagen in die Frachtschiffe zu gestatten. Berücksichtigt man noch, daß sich wenige Stunden vom Ofotenfjord entfernt die Meeresgebiete befinden, die den Schauplatz der berühmten Lofotenfischerei bilden, welch letztere in der neuen Bahn ein treffliches Mittel erhält, ihre Ware ins Innere der skandinavischen Halbinsel hinein zu senden, dann ist leicht ersichtlich, daß sowohl der neuerstandenen Hafenstadt Narvik, wie der Ofotenbahn in ihrer Gesamtheit eine gute Zukunft blüht.

* * *



Eisenbahnbrücke und Tunnel bei Norddal.



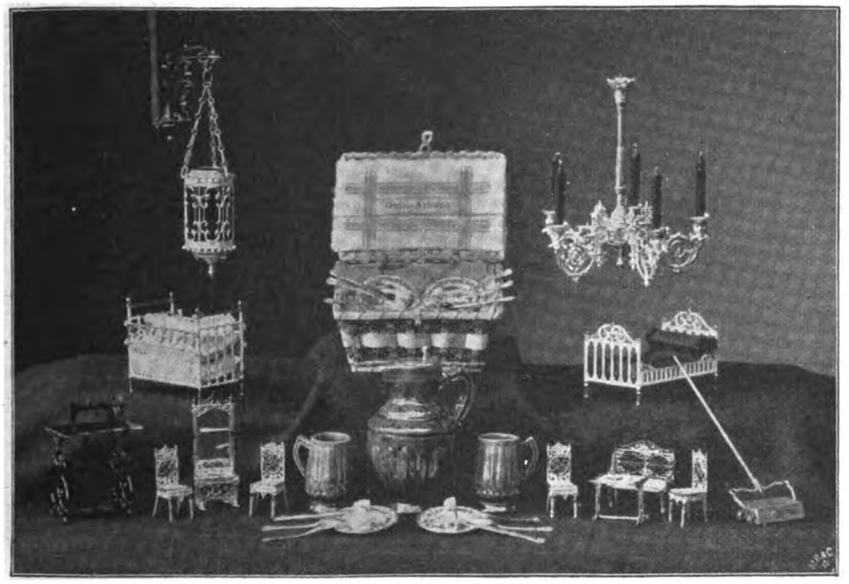
Hafen von Narvik, der norwegischen Endstation
Die nördlichste Eisenbahn der Welt.

Digitized by Google

Frauen-Daheim.

Der süße Kern der harten Nuß,
Die man erst kräftig knacken muß,

Dazu vom Brot die harte Rinde, —
Das schmeckt auch manchem großen Kinde! —



Zinnspielsachen I.

Zinnspielsachen.

Aus einem Zwergen- oder Elfenheim scheint es zu sein, das Spielzeug, das wir heute abbilden, das alte liebe, wunderfeine Zinnspielzeug für die Puppenstuben in moderner, wahrhaft wundervoller Schönheit. Wie das wohl entsteht, solch ein winziges Filigranbettlein, solch ein Täßchen und Eierbecherchen nach Millimetermaßen? Machen das Menschen? Ja, recht rüstige, ausgewachsene sogar!

In eine Werkstätte solcher kleiner Wunder, die Arbeitsräume einer Zinnspielwarenfabrik, die von F. W. Gerlach in Naumburg, will ich meine Leser jetzt einmal führen. Hier können wir den stillen Werdegang all der winzigen, lieblichen Weihnachtssächelchen belauschen, die jährlich Millionen Kinderherzen in der ganzen weiten Welt beglücken.

Treten wir also ein, jetzt zur stimmungsvollen Vorweihnachtszeit. Da liegen die Zinnbarren, unter denen vielfach gutes englisches Material zur Verwendung gelangt. Zinn war schon in alten Zeiten bekannt. Da es ein sehr weiches, schmiegsames Metall ist, welches sich leicht in jede Form gießen läßt, eignet es sich in hohem Grade zu jenen zarten, silberglänzenden Spielsachen, deren feine Prägung in der Hand des geschickten Gießers die kleinsten Formen exakt wiedergeben.

Um den niedrigen Werktisch herum sitzen die Gießer. Vor ihnen steht ein Bottich mit silberiger Flüssigkeit, dem geschmolzenen Metall, aus welchem sie munter mit Kellen schöpfen, um eine Winzigkeit davon in die bereit gehaltene zwei- und dreiteilige Form aus Schiefer oder Messing zu gießen. Rasch wird nach dem Gusse die Form geöffnet und siehe da, irgend eine allerliebste Kleinigkeit zeigt sich den Blicken, noch ganz heiß, ein Täßchen, ein Eierbecher, ein Rad 2c. von noch nicht 1 cm Durchmesser. Neben den fleißigen Gießern häufen sich bald Berge niedlicher Spielsachen oder von Teilen derselben. Von den kleinen Becherchen dort sind zum Beispiel 100 Gros für Amerika bestimmt. Die gegossenen Sachen werden nun gesäubert, abgegratet und gedreht. Hierbei erhalten sie ihren prächtigen Glanz, Feinheit und Sauberkeit. Die Einzelteile werden über Holzformen gebogen, zusammengesetzt und aufs sorgfältigste gelötet. Der Beweglichkeit der Räder, Wagenlauben, Deckel 2c. ist zum Vollgenusse der Kinder, welche ja mit ihrem Spielzeuge „arbeiten" wollen, vollster Spielraum gelassen. Ja, die neuaufgenommene Geschäftszählkasse zeigt pünktlich die Betragsnummer des vom kleinen Kaufmann „getippten" Geldes an.

Nach dem Löten werden einzelne Gegenstände, soweit sie nicht wie Services ihren Eigenglanz behalten, lackiert und bronziert. Reizende, fein konstruierte Lampen, deren reich ornamentiertes Füßchen vergoldet ist, können wirklich brennen. Die kleinen Puppenbettchen erhalten weißen Lackanstrich, hier und da goldbetupft, und Bettchen, Wiegen und Wägelchen bekommen auch noch durch Arbeiterinnen eine Garnitur von Stoff und Spitzen. Die kleinen Glassächelchen wie Gläser, Lampenglocken 2c., aus Lausch a in Thüringen bezogen, wollen gar behutsam eingefügt sein!

Was nun das wirklich Entzückende an diesen Spielsachen und sehr wesentlich ist, ist die bei aller Liliput-Winzigkeit hervortretende Schönheit der Formen im Schmucke einer reichen und doch verhältnisrichtigen Ornamentik. Wie zart ciseliert erscheinen die Untersetzer der durchschimmernden, roten Punschgläschen. Welche Formenschönheit in einem Blumenständer, welches zierliche filigranähnliche Geflecht des Flächenteiles eines Puppenbettchens! Services, Lampen, Kronleuchter, Blumenständer, Fruchtschalen, Becher, Puppenwiegen, -Wagen in vielen Größen, Bierkrüge, Wasch- und Schreibtische, Serviettenringe, Tischglocken, Etagèren, Wandteller und Salonöschen, alles, alles wird hier gefertigt, eingepackt und an die Spielwarenhandlungen fortgeschickt. Eine 50jährige Tätigkeit und Erfahrung hat hier in ihrer Art Vollendetes geschaffen, wie denn auch diese Spielwaren auf allen beschickten Weltausstellungen die ersten Preise erhielten.

Bald wird das trübe Grau spärlich durchsonnter Wintertage und die Unrast des sorgenden Alltags der hellgoldene, weihevoll milde Glanz unserer Weihnachtslichter durchbrechen. Dann haben unsichtbar geschäftige Hände die kleinen silberschimmernden Spielwunder wieder ausgepackt und ihren kleinen Lieblingen unter den alles verklärenden Weihnachtsbaum gelegt. Da ist nun eitel Glanz und Schimmer, Freude und Seligkeit. **Fanny Schumm.**

Frauenbüchertisch.

Frauentrost. (C. H. Beck'sche Buchhandlung, München.) Dies Buch ist wie ein schöner ruhiger Leitstern in dem neu erwachten starken, ach leider oft so unruhvollen Streben der Frau nach höherer Vollkommenheit, dem oft so qualvollen Schwanken zwischen Wollen und Können. Uns ist es tiefsympathisch, denn es legt ein so großes Schwergewicht auf Wert und Wesen des Wortes „Frau"; es steckt für den Wettkampf zwischen Mann und Frau nicht gleiche, sondern nur gleich edle, gleich hohe Ziele. Viele Bücher sind über Frauenrechte und -Pflichten in letzter Zeit geschrieben worden, aber keins setzt unseres Wissens das Verhältnis von Mann und Weib, die tiefsten Pflichten der Frau so schön und ruhig zurecht. Tief genossen und bedacht, kann dies edle, feine Werkchen vielen Frauen in ihrem tiefsten Sehnen und Streben zum Troste dienen, zum wahren Troste, der Ermutigung und Kraft zum Aufraffen gibt, nicht Resignation. Das Buch spricht viel ernste Worte von der — Unfähigkeit der Frau, und doch ist's ein liebevolles Buch, ein mild und ernst mahnendes, freundlich den rechten Weg zeigendes. Der Verfasser nennt die Frauenfrage zugleich eine Männer- und Menschheitsfrage. In diesem Sinne ist der Untertitel des Buches „Gedanken für Männer, Mädchen und Frauen" voll gerechtfertigt. Jede Frau wird ihrem Manne das Geschenk dieses Buches danken; wer es sich selbst anschafft, bedankt sich sicher bei sich selbst!

Kunst im Hause.

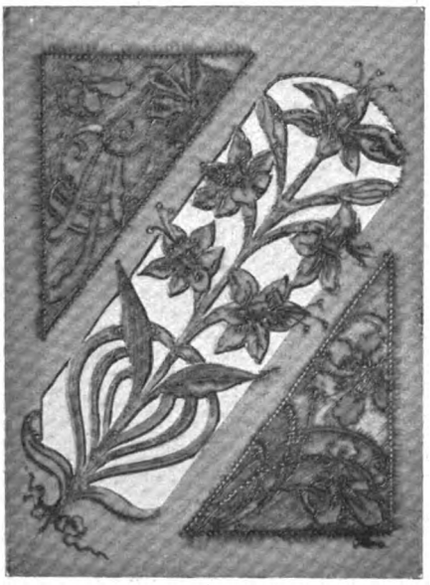
Löschmappe. Eine reizende aparte Idee für Brandmalerei fand Anwendung bei der umseitig abgebildeten Löschmappe. Die Zeichnung wird auf die braune Pappe mittels



Zinnspielsachen II.

Digitized by Google

Pause oder freihändig übertragen und dann der Grund, welcher in der Zeichnung schwarz erscheint, mit einem möglichst scharfen Taschenmesser ausgeschnitten. Wer ein Kerbschnittmesser (Balleisen) besitzt, kann dieses zum Ausschneiden außerordentlich gut verwenden. Man legt hierbei ein Stück Glas unter die Pappe, damit der Schnitt recht glatt wird. Der Schnitt wird nicht senkrecht, sondern schräg zum Grunde geführt. Mit dem Brennstift wird sodann die Zeichnung weiter ausgeführt, d. h. nur leicht konturiert, und durch ein paar Striche wird etwas Schatten eingesetzt. Man kann auch die geschnittenen Ränder mit dem Brennstift punktieren. Die Malerei wird mit Aquarellfarben leicht getönt; die geschnittenen Ränder werden mit Bronze, die mit Bronzetinktur versetzt ist, bestrichen. Der durchbrochene Grund wirkt mit der farbigen Löschunterlage überraschend hübsch. Eine unbearbeitete Löschmappe kostet nur 90 Pf. bei 28×29 Größe. Sehr wirkungsvoll lassen sich Wappen und Monogramme darauf anbringen. Fertige Mappen mit Wappen oder Monogrammen liefert bei Einsendung des dazu gehörigen Wappens in Zeichnung oder Siegelform für 6 Mark **Oscar Hülcker, Berlin W. 30.**



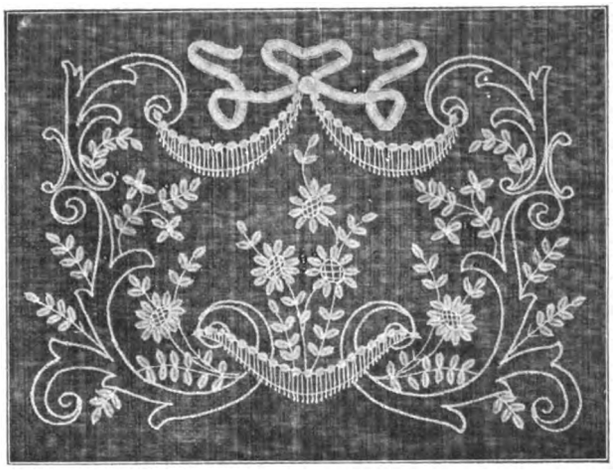
Löschmappe mit durchbrochenet Brandmalerei.

Handarbeit.

Zu zierlichen und kostbaren Geschenken für verwöhnte Leute eignet sich die duftige und elegante Rokokostickerei, die weder mühsam noch teuer ist, ganz besonders gut. Die feinen Batistbändchen und Medaillons der Pointlace-Arbeit werden auf grünem oder rotem Seidenmoiree in recht zierlichen Rokokomustern, Blumenzweigen, Schleifen, Schnörkeln, die man sich mit ein wenig Geschick sehr gut selbst aufzeichnen kann, aufgenäht. Kettenstich und sonst allerlei Phantasiestiche von weißer Seide bilden die Linien, die Staubfäden, die ketten- und fransenartigen Gebilde. Zu Rücken- und Toilettekissen, Taschentuch- und Handschuhbehältern ist diese zarte und doch haltbare Arbeit geeignet. Die Firma H. Langenbeck, Berlin W., Kleiststraße 26, von der unsere beiden oben abgebildeten Originalentwürfe stammen, hat die Gegenstände, vorgezeichnet und fertig, in großer Menge und vielen Mustern auf Lager.

Weihnachtliches.

Ein reizendes Geschenk für junge Mütter ist eine Maßstange zum Messen ihrer Kleinen.



Rückenkissen in weißer Rokokostickerei.

Diese Stange ist 10 cm breit und 180 cm hoch. Auf der einen Seite ist ein Centimetermaß angebracht, auf dem das Datum der letzten Messung anzubringen ist, die Vorderseite zeigt ein breites Band durch Frühlingsblumen gewunden, in Brandmalerei recht hübsch ausgeführt und den Vers: „Wie die lieben Blümelein sollst Du wachsen und gedeihn." Der Spruch ist tief gebrannt, das Band etwas rosa angetont, die Blumen sind in natürlichen Farben gemalt. Aufgezeichnet kostet die Stange 4 Mk. 50 Pf., fertig gebrannt und gemalt 12 Mk. 50 Pf. durch das Atelier von Frau Clara Roth, Berlin W., Lützowstr. 84 a. Eine kleinere Stange, 160 cm hoch, mit dem Vers: „Wachstum, Leben und Gedeihn kommt von Gott dem Herrn allein", mit drei Blumenstücken kostet aufgezeichnet 3 Mk. 25 Pf. n.

Zwei Weihnachtsaufführungen liegen vor uns, die in Familien, Vereinen, Schulen schön zur Geltung kommen werden. Für letztere sind sie beide ursprünglich gedacht, das Hirtenspiel „Weihnacht" von Johannes Weber mit Musik von August Klughardt für höhere Knabenschulen. Im Spiegel schöner, sehnsüchtiger, ahnungsvoller Hirtengespräche dämmert das Licht der Erfüllung, die Geburt des Heilandes, herauf, die dann, von den Engelscharen verkündet, im Stall zu Bethlehem lieblich und wunderbar Wahrheit wird. Diese Hirtenchöre sind in Vers und Musik von einfacher tiefer Schönheit, die alten schönen Weihnachtsvolkslieder durchweben das traute Hirtenspiel. — Das Gegenstück zu diesem ist „Die heilige Nacht", Weihnachtsfeier für Mädchenschulen, Dichtung von Johanna Siedler, Musik von A. Klughardt. In diesem Spiel ist namentlich die Anbetung der Kinder poetisch und musikalisch sehr reizend. Beide Weihnachtsspiele sind im Verlage von O. Kuprions Nachf. in Kassel erschienen.

Weihnachtsbaum.

Die Tanne, deren Schmuck ich hier beschreiben will, macht einen sehr vornehmen Eindruck und paßt sich der Feststimmung Erwachsener ganz besonders an. Man wählt für den etwas schweren Baumschmuck eine besonders große und kräftige Tanne, welche im Weihnachtszimmer auf einem niedrigen Tischchen oder noch besser auf dem Fußboden stehen muß. Unter die Tanne legt man, womöglich in der Ausdehnung der Zweige, frisches Moos. Zum Schmuck des Baumes bedarf man nur sehr vieler Walnüsse, viel Goldschaum, geschlossene Tannenzapfen, Äpfel — womöglich hellgrün — und sehr viele Lichte in Lichthaltern. Zuerst befestigt man die Tannenzapfen mit Hilfe des Baumschmuckdrahtes an den äußeren Spitzen des Baumes, möglichst der Natur abgelauscht, die meisten Zapfen in der Krone. In die Walnüsse befestigt man gleichfalls einen Draht, recht tief, taucht dann die Nuß in Milch oder Bier und läßt nun den Goldschaum leicht und gefällig darum legen, nicht festkleben. Hat man eine große Anzahl der Nüsse vergoldet, so verbindet man vier, fünf, wohl auch sechs Nüsse recht fest durch die Drähte so ineinander, daß eine Traube daraus gebildet wird. Diese Nußtrauben bilden den Hauptschmuck des Baumes; man verteilt sie in gefälliger Abwechslung mit Tannenzapfen und Aepfeln, nicht nur an den äußeren Zweigen, sondern auch tief in dem Baume. Man kann eine Tanne in dieser Weise wirklich künstlerisch schmücken, Zeit und Mühe wird reichlich belohnt; unter keinem Baume wirkt die Krippe mit dem Kindlein so erhebend als unter dem eben beschriebenen.

E. B.

Für die Küche.

Allerlei gute Rezepte zum Weihnachtsfeste.

Die Krone aller Weihnachtsbackwerke ist unser westfälischer Speculatius, ein uraltes Gebäck in schwerfälligen, altdeutschen, großen, aber herrlichen Holzformen, welche Köhler schnitzen. Da sieht man einen Bischof mit Stab und Mütze, einen Reiter auf prächtigem Pferd, ein Eselchen mit Satteldecke und Zaumzeug, einen großen Wagen mit Rädern, den Juleber, den Hahn 2c. Die Figuren werden entsprechend glasiert, mit Schokolade, Cochenille, Eiweißglasur 2c. ausgemalt und um den Hals der größeren Tiere, an Blumenkörbchen 2c. bringen wir bunte Bändchen an, bei Schäfchen 2c. wohl auch ein kleines Schellchen. Das alles macht Kindern viel Freude und außerdem



Toilettenkissen in Rokokostickerei.

ist das Backwerk von köstlichem Geschmack. Wenn man davon verschicken will, muß dies bald nach dem Backen geschehen, sonst brechen die Figuren. Auch ist anzuraten, jedes Stück für sich in Seidenpapier einzuschlagen und zwischen Watte zu legen. Zutaten: 4 Pfund Mehl, 2½ Pfund Zucker, ¾ Pfund Butter, 6 Eier, eine kleine Tasse sauren Rahm, ½ Pfund Mandeln, ¼ Pfund Citronat, 2 Löffel Vanillezucker, 2 Messerspitzen Ammonium. Die Butter wird in Stückchen geschnitten, mit dem Mehl und den genannten Teilen vermischt, zu einem Teig gemacht, welcher über Nacht oder wenigstens einige Stunden zum Ruhen und Erstarren hingelegt wird. Die Mandeln werden zweimal durch die Maschine gerieben; die Citrone auf Zucker abgerieben, wenn man welche zugibt statt Citronat. Der Teig muß ganz fest gemacht werden. Dann formt man aus einem Teil desselben eine Rolle, bestäubt diese mit Mehl und drückt sie fest in die Formen ein. Dann legt man die linke Hand fest auf den Teig in der Form und schneidet mit einem langen scharfen Messer allen Teig, der über der Form hinaussteht, ab, nimmt die Figuren heraus und legt sie zum Backen auf ein bestrichenes Blech. Über Nacht liegen lassen, backen, sofort mit Eiweiß bestreichen und später glasieren. **E. S.**

Frage.

Fr. 20. Wer kann mir ein Waisenhaus, Kinderasyl oder derartiges Institut nennen, welches ein Kind von 3 bis 4 Jahren (Mädchen), am liebsten besserer Herkunft, an eine Familie abgeben würde? Um freundliche Auskunft bittet **Alte Abonnentin in S.**

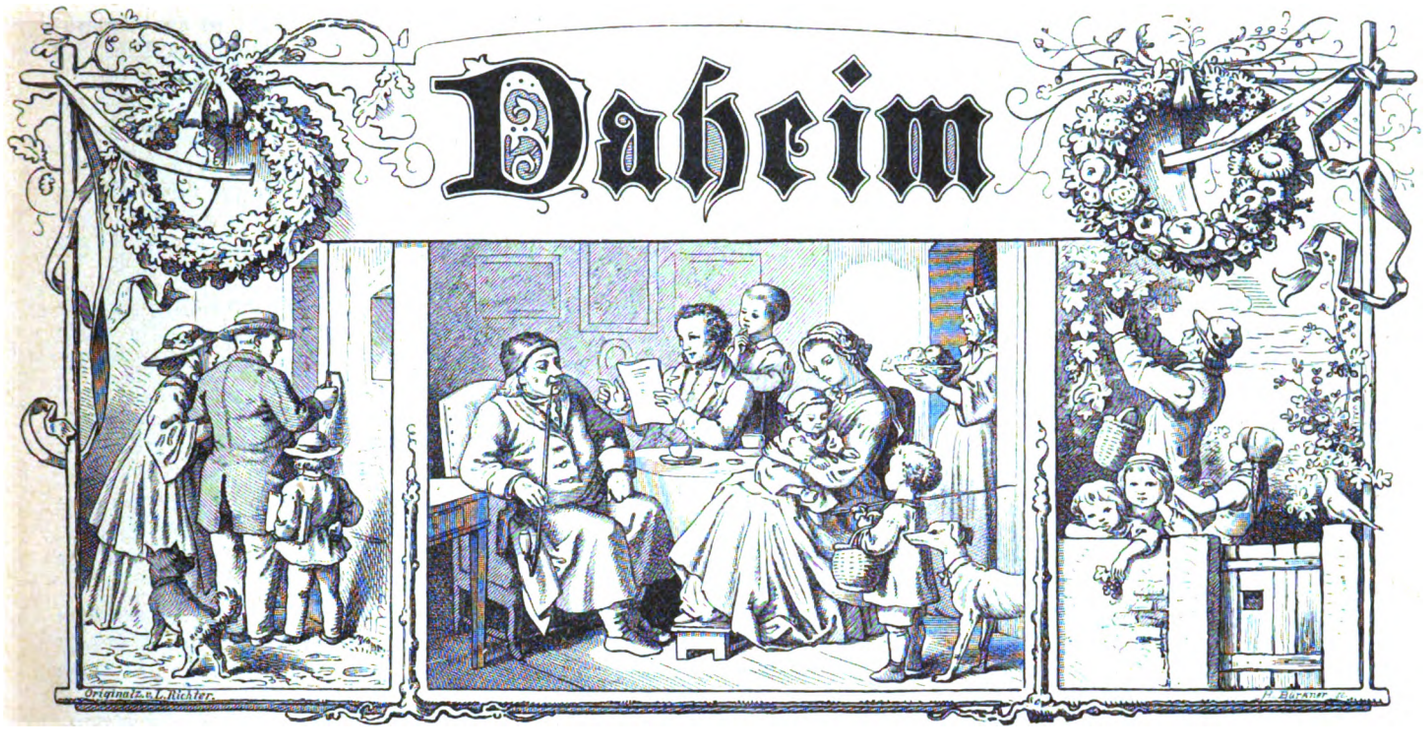
Redaktionspost.

E. R. in A. Ihre Frage (eine Weihnachtsaufführung für drei Kinder betreffend) ist in der Auskunft an F. E. in Pr. im Frauendaheim Nr. 9, Seite 8, beantwortet.

Frl. v. L. in Frankfurt a. O. Ihre Frage ist fast gleichlautend im Daheim Nr. 1, Frage 1, gestellt und auch schon in Nr. 4, 5, 6 und 7 beantwortet worden.

Hamburger Abonnentin. Da können Sie nur durch Inserat zum Ziele kommen!

Digitized by Google



Krach.

Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortsetzung.)

„Ein schwerer Tag heute —“ sagte Salester verdrießlich.

Willy verstand im Augenblick falsch. Er erwiderte: „Sie können mir's gewiß nachfühlen — leicht wurde mir es nicht, mich in Papas Entschluß hineinzufinden —“

„Ja so!“ Salester strich sich über die breite Stirn. „Die Hochzeit! Nun jedes Ding hat seine zwei Seiten. Ihr Herr Vater ist noch so jugendfrisch! Ich wollte nur, er ließe meinen armen Jungen nicht so unnötig lange zappeln. Das hat beinah etwas Verletzendes für mich. — Schon gut!“ fuhr er fort, als Willy einen Einwurf machen wollte. „Lassen wir's ruhen! Kommt Zeit, kommt Rat! Auch da! Man hat den Kopf jetzt mehr wie voll. Haben Sie morgen eine Stunde Zeit für mich, Assessor? Wir müssen noch Verschiedenes besprechen. Nur jetzt nicht — es geht mir wie ein Mühlrad im Schädel herum —“

Salester hatte noch lange in seinem Privatkontor zu arbeiten. Als er endlich in der Dämmerungsstunde heimfuhr, saß er mit geschlossenen Augen in der Ecke des Coupés, wie auf den Tod ermüdet.

Im Frieden seines Hauses schüttelte der eisenstarke Mann derartige Anwandlungen sonst spielend ab. ‚Nervenabspannungen!‘ sagte er wohl bisweilen. ‚Ich glaube überhaupt nicht an Nerven.‘

Einsilbig saß er bei Tisch seiner Frau gegenüber, aß sehr hastig, stürzte gegen seine Art schnell hintereinander einige Gläser Bordeaux herunter, stand sobald als möglich auf und ging in sein Arbeitszimmer.

Den besorgten Augen der Frau war sein verändertes Verhalten nicht entgangen. Vergeblich hatte sie einige Male versucht, ihn in ein Gespräch zu verwickeln; er brach stets kurz ab.

Als sie nun hörte, wie er in seinem Zimmer rastlos auf und nieder ging, mit seinen schweren Schritten, deren Wucht selbst der weichste Teppich nicht unhörbar machte, schlich sie ihm nach.

Er hörte ihr Eintreten gar nicht. Erst als er sich umwandte, bemerkte er sie an der Türpfoste, blieb stehen und fragte unwirsch: „Was soll's noch, Virginie?“

Sie trat dicht zu ihm heran, legte den Arm zärtlich um ihn und blickte ihm prüfend ins Auge. „Ich sorge mich um Dich, Karl —“ sagte sie mit ihrer weichen Stimme.

„Unsinn —!“ Er wollte aufbrausen. Aber der Mann von Stahl und Eisen wurde immer weich, wenn er auf das blonde Haupt der kleinen Frau herabsah. Er verstummte, beugte sich und küßte sie auf die Stirn. „Es ist nichts. Sei nicht wunderlich, Virginie —“

„Du hast Ärger gehabt! Du hast Sorgen!“

„Ärger? Nun ja! Kleine Nadelstiche, von törichten Menschen ausgeteilt. Das geht vorüber, man sollte es gar nicht beachten. Sorgen? Nicht mehr, wie immer. Leben ist Kämpfen. Das weißt Du ja. Aber ich bin noch immer Sieger geblieben.“

Er hatte seine Wanderung wieder aufgenommen. Sie hing sich in seinen Arm. Wunderlich, wie gut die zarte kleine Frau mit dem Riesen Schritt halten konnte.

Sie wußte, er liebte es so gar nicht, wenn sie von dem Geschäft sprach. Wußte, daß ein nicht geringer Teil der großen Gewalt, die sie über ihn ausübte, nicht zuletzt darauf beruhte, daß sie im eigenen Hause dem rastlos Tätigen gleichsam ein stilles Asyl schuf, an das die Wogen der Außenwelt nur von fern anbranden durften.

Heut konnte sie nicht anders, sie mußte weiterfragen.

„Ist es mit Baldin? Du weißt, ich traue ihm nicht.“

„Baldin!“ Er lachte. „Baldin ist ein Werkzeug. Er hält sich für ein großes Licht und ist doch nur ein brauchbarer, geriebener Faiseur. Pah — er muß tun, was ich ihm diktiere.“

„Daß Du ihn nur nicht unterschätzt, Karl. Ich habe oft Sorge, Du traust ihm zu sehr.“

„Kind, bitte, das sind Frauenantipathieen! Nichts weiter. Nein — meine Sorgen liegen auf ganz anderem Gebiet. Die kommende Zeit fürchte ich, wie ich's auch vor mir selbst verheimlichen möchte.“

„Die kommende Zeit?“

„Ja! Ich habe an ein längeres Andauern der Konjunktur geglaubt. Felsenfest. All meine Pläne hab' ich darauf aufgebaut. Und nun fühle ich — instinktiv —, daß ein Gewitter naht. So wie der Krieger wohl an alten Narben den Wetterumschlag im voraus bemerkt. Siehst Du, Virginie — das Gewitter an sich fürchte ich auch nicht. Aber die Feigheit der Menschen vor ihm — verstehst Du mich?“

Digitized by Google

Sie nickte eifrig. „Den Zusammenbruch des Vertrauens meinst Du?“

„Das ist es. Und heut hatte ich einen Vorboten davon. Irgend ein Narr, der seine Zweifel, seine Zaghaftigkeit an recht unpassender Stelle vorbrachte. Nun — ich bin heut noch mit ihm fertig geworden. Leichter, als ich zuerst dachte. Aber es werden andere kommen. Und man wird mich nicht immer verstehen, wenn ich ihnen zurufe: ‚Glauben müßt Ihr an mich, wenn Ihr mit mir siegen wollt!‘ Das ist's, was mir in den Gliedern steckt.“

Es war so selten, daß er sich aussprach, wie heute. Fast machte sie es noch besorgter, daß er es tat. „Du wagst viel — ich weiß es, Karl —“ sagte sie zaghaft.

Er bog aus der Mitte des großen Raumes nach der Fensterseite ein und blieb vor der geöffneten Tür zur Veranda stehen.

Eine Weile sah er schweigend auf den Vorgarten hinaus, der im ersten spärlichen Frühlingsgrün lag.

Sie glaubte schon, er wolle überhaupt nicht antworten. Doch da sprach er plötzlich. „Ganz recht, Virginie. Ich wage viel. Viele würden meinen: zu viel. Aber das liegt in meiner Natur. Ich kann nicht anders —“

Wieder unterbrach er sich, um dann, nun mit dem alten spöttischen Lächeln um die derben, vollen Lippen, fortzufahren: „Erinnerst Du Dich, wie wir in Monte Carlo waren, wo jetzt die schöne Frau Paula von nebenan ihre Künste treibt, und wie kalt mich das ganze Jeu ließ! Es kam mir so dumm vor, das Glück auf diese Art zwingen zu wollen. So läppisch, diese Jagd dort nach dem elenden Gelde. Für die Art des Wagens habe ich gar kein Verständnis, solch Gewinn würde mir nie Freude machen. Aber auf meine Art das Glück zu zwingen: mit kluger Berechnung und mit kühnem Wagen und mit eiserner Ausdauer — das reizt mich! Das packt mich, spornt mich, hält mich fest, treibt mich vorwärts. Und das Glück läßt sich so zwingen — man muß nur wollen!“

Unten klang die Gartenpforte.

„Das ist Konrad!“ sagte Frau Virginie, und sie traten auf die Veranda hinaus.

Der Sohn sah sie und kam auf sie zu. Die Sporen klirrten leise, als er die paar Treppenstufen heraufsprang, und er sah so fröhlich aus.

„Junge, wo kommst Du her? Du glänzt ja über das ganze Gesicht. Hast Du irgend ein besonderes Glück gehabt?“ rief ihm der Vater entgegen.

Konrad lachte. „Vom Bahnhof komme ich. Fräulein von Schotten reiste ja mit Marie ab und mit Bernhardine —“

„Und das stimmt Dich so froh, Du Schlingel?“

Der Husar strich sich seinen flotten Schnurrbart.

„Na ja, Papa! Es war schon etwas dabei, was mich froh machen konnte. Du verstehst das wohl nicht — aber Mama sicher —“

Über das Antlitz von Frau Virginie flog das leichte Lächeln, das sie immer so mädchenhaft erscheinen ließ. Und ein ganz zartes Rot stieg auf ihren Wangen auf, als sie ihrem Mann zuflüsterte: „Verstehst Du's wirklich nicht, Karl? Der erste Kuß — sein Glück!“

12. Kapitel.

Auf der Terrasse vor der Kirche S. Pietro in Montorio standen sie und schauten hinab auf die ewige Stadt.

Seit zwei Monaten Mann und Frau. Seit sechs Wochen in Rom. Er neckte dann und wann: „Siehst Du nun ein, Lora, wie gut ich prophezeien kann?“

Weit, weit hinter ihr lagen ihrem Erinnern die Bitternisse des kurzen Brautstandes. Sie hatte sie vergessen, weil sie vergeben wollte. Vergessen all die kleinen Unarten Hardis, vergeben auch jenen trotzigen, hochmütigen Zug in Willys Gesicht, mit dem er ihr Glück gewünscht hatte. Das mußte überwunden werden, und sie überwand; denn sie fühlte zu deutlich, daß sie das Außergewöhnliche ihres Entschlusses selbst erst rechtfertigen mußte — vor allem vor seinen Kindern.

Eins aber, das fühlte sie auch, würde sie nie vergessen: den liebevollen Zartsinn und den ruhigen, klugen Takt, mit dem ihr Mann ihr die Brücken zu dem neuen Lebensabschnitt schlagen half. Als ob eine eigene Gabe, ihrem innersten Wesen so verwandt, in ihm sei, Wege zu ebnen, auszugleichen — und auch mit einem einzigen herzlichen Handdruck, ohne Worte, zu trösten, zu heilen, mit einem stillen Lächeln zu sagen: ‚Geduld, und die Klüfte schließen sich von selber.‘

Sie war so dankbar. Sie war so innerlich frei. Sie war glücklich.

Mit Bernhardine bahnte sich das freundschaftliche Verhältnis von ehedem schon wieder an. Vielleicht — sie fühlte es — von Hardis Seite mit kleinen egoistischen Nebengedanken. Das war erklärlich, war verzeihlich, und Lora ergriff ja so gern die noch mit verstohlenem Schmollen dargebotene Hand. Eine jüngere Schwester erschien ihr Hardi jetzt, für die sie mitdenken, für die sie raten und taten wollte.

Gerade sprachen sie von ihr. Heut morgen war eine lange konfuse Epistel von ihr eingetroffen — aus Pallanza, wo die beiden Mädchen mit Fräulein von Schotten einige Wochen bleiben sollten.

Möller-Sieghard rekapitulierte ein paar drollige Wendungen des Briefes: ‚Denke nur nicht, Papa, daß ich meinen Conny vergesse. Und wollt' ich's auch — hier im Grand Hotel ist ein junger Engländer, der sieht ihm zum Verwechseln ähnlich und mahnt mich täglich an ihn. Ein bildhübscher Junge — nur trägt er, ich bitt' Dich, Röllchen!‘

„Sie ist und bleibt ein Kind.“ Er sah zärtlich seine Frau an: „Wenn ich daran denke, daß Ihr fast gleichaltrig seid!“

Lora lachte heiter: „Möchtest Du mich vielleicht älter haben, Eberhard? Ich freue mich meiner Jugend. Ja, bisweilen ist mir, als würde ich ihrer jetzt erst recht bewußt. Und das danke ich Dir!“

„Aber Lora —“

„Doch! Doch!“ Sie nickte eifrig. „Jetzt fühle ich erst, wie schön das Leben ist. In jeder Stunde. Auch nun wieder...“

Sie deutete hinunter auf die ewige Stadt.

„So sieh doch nur: dort die Cypressen auf dem Palatin! Die braunen Riesenmauern des Kolosseums! Drüben die feinen, blauen Schwingungen des Gebirges! Da links die Kuppel von Sankt Peter! Das gewaltige Häusermeer im Sonnenlicht — diese geradlinigen Dächer und darin Turm an Turm — und über dem allen der blaue Wunderhimmel, klar, wolkenlos. Ah — ist das schön!“

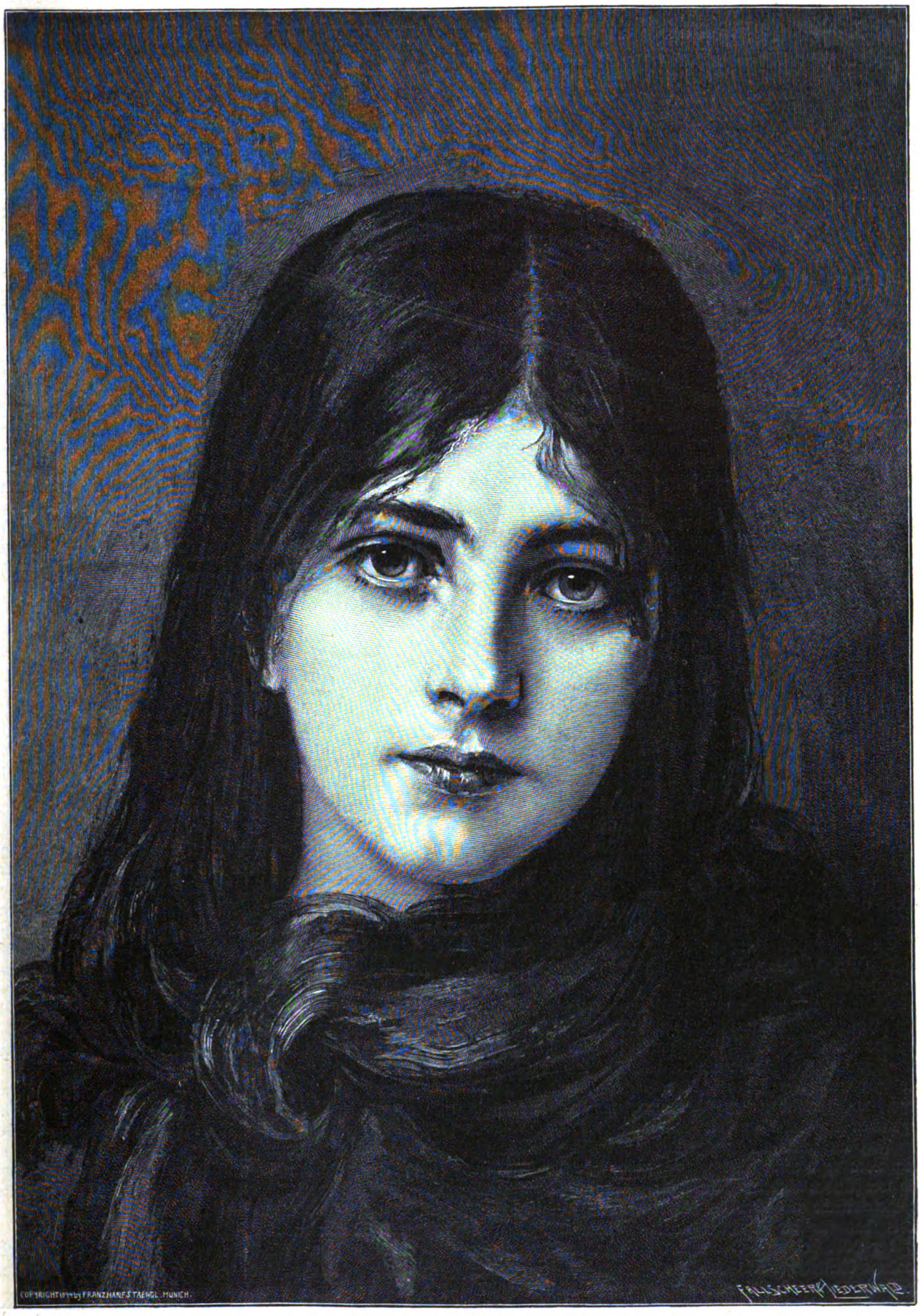
Noch dichter trat sie an die Mauerbrüstung heran und spähte mit ihren scharfen Augen in die Ferne.

„Manchmal, wenn wir hier oben sind, denk' ich, aus Schutt und Asche müßte vor uns das alte Rom wieder erstehen. Dann seh' ich im Geist das goldene Haus des Nero und die Säulenpracht des Forums aufwachsen, sehe den toten Cäsar in der blutigen Toga oder den Cirkus mit jubelnden Volksmassen erfüllt oder eine siegreiche Legion im Triumphzuge .... Aber ich schwatze Alltägliches — wer sollte denn hier nicht das Gleiche empfinden —“

Er hatte seine Hand in ihren Arm gelegt. „Nein, Lora! Glaube mir .... die allerwenigsten sehen mit geistigem Auge —“

„Und dann wieder das andere!“ fuhr sie fort. „Hier, gerade hinter uns, die Grabstätte des gekreuzigten Petrus — das alles dort unten, wie es jetzt sich breitet, von dem Prunkbau der Basilika S. Paola fuori le mura bis zum Vatikan ein Zeugnis für die Macht seiner Nachfolger! Aber ... siehst Du's ... ganz hinten noch ein kleines Stück von der Fassade des Lateran. Muß ich da nicht an den armen Augustinermönch denken, unseren Doktor Martinus, der dort gläubigen Herzens auf schmerzenden Knieen die Stufen der Scala Santa heraufklomm, um dann, heimkehrend, seinen Wetterstrahl gegen dies selbe Rom zu schleudern! Und weiter da die gelben Mauern des Quirinal ... das neue Italien — unsere Zeit —“

Digitized by Google



Tristitia. Nach dem Gemälde von F. A. v. Kaulbach.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Digitized by Google

Ein Betteljunge schob sich zwischen sie, die bunte Mütze im Genick, die braune Hand ausgestreckt: „Per grazia di dio . . . misericordia, abbia pietà, bellissima Signora!“

Sie sah ihren Mann bittend an, und beide lächelten. Er wußte schon: Vor jeder Ausfahrt mußte er sich die ganze Tasche mit den dicken Kupfersoldis füllen. Denn sie wollte keinen Bettler unbeschenkt lassen. Es war ja Unsinn für einen alten erfahrenen Italienfahrer, aber es half nichts.

Er warf dem Bengel eine Münze zu — aber der streckte der Signora gleich die Hand noch einmal hin. Und richtig, sie zog ihr kleines Portemonnaie heraus und gab, was sie gerade fand.

„Du bist doch auch noch ein Kind —“ sagte er belustigt.

„Laß mich nur. Ich bin ja so froh, geben zu können —“

Der Kutscher mahnte: „Wenn die Herrschaften noch auf den Monte Pincio wollen . . .“

Das war auch eine kleine Leidenschaft von ihr, die ihn immer aufs neue freute, weil sie ihm so recht als Ausfluß ihrer Jugendfreude erschien: Lora fuhr so gern. Sie sagte auch ganz unbefangen: „Weil's mir 'was Neues ist — ich weiß wohl. Aber wenn einem zwanzig Jahre lang eine Berliner Droschke ein Ereignis war, darf man sich wohl in einer bequemen, eleganten Equipage behaglich fühlen.“

Durch die Passaggiata Margherita fuhren sie, den neuen Wunderweg über den Janiculus, am Riesendenkmal Garibaldis vorüber. Die Magnolien standen in voller Blüte, und die Judasbäume leuchteten ihr Granatrot aus dem Grün der Anlagen, aus Lorbeer und Kornelkirschen.

Tief unten lag Rom, und jenseits seiner Mauern und Türme die Campagna im Frühlingskleide.

Ein weicher wonniger Dufthauch — Veilchen — Rosen — Jasmin —

„Ein paar Wochen noch, und wir müssen Abschied nehmen,“ sagte er. „Vielleicht ist's Torheit; die Ärzte behaupten ja, jetzt blieben die oberen Stadtteile fieberfrei. Aber man darf nicht spaßen mit der Malaria. Und so wollen wir denn lieber auf einige Zeit nach Frascati ziehen, dort drüben im Albanergebirge, ehe wir nach Florenz gehen.“

„Abschied von Rom! Sprich noch nicht davon! Sag's mir erst am Abend, ehe wir abreisen müssen. Mir ist's ja, als seien wir gestern erst angekommen.“

Ihre Augen blickten schwärmerisch ins Weite. Und dann faßte sie seine Hand mit leisem Druck.

Der Wagen rollte die Serpentinen bergab, an S. Onofrio vorbei, wo Tasso seine Leiden endete, und durch die Porta di S. Spirito in das Borgo, die alte düstere Papststadt. Und weiter am Tiber entlang unter dem massigen Mauerwerk der Engelsburg, die wie ein gewappneter Krieger am Stromufer steht, dem neuen Rom zu mit seinen gradlinigen Häuserfronten und den kahlen schnurgraden Spekulationsstraßen.

„Die Augen möchte man schließen —“ meinte Lora.

„Ein paar Minuten Geduld nur!“

Da waren sie auch schon unter der nachmittäglichen Corsoflut, die vom Monte Pincio nach der Piazza del Popolo herabströmte, auf den schönen Schlangenwindungen des Weges, mit den sich immer mehr an Umfang und Schönheit steigernden Ausblicken auf die Stadt.

Fast an jedem Spätnachmittag fuhren sie hier hinauf. Denn Lora konnte sich nicht sattschauen an den ewig gleichen, ewig wechselnden Bildern. Riesenhaft zur Rechten die Kuppel der Peterskirche und die hohen Mauern des Vatikan und wieder das für die Ewigkeit gebaute Grabmal Hadrians. Auf der Höhe des alten Janiculus, ganz in der Ferne, das gewaltige Reiterdenkmal Garibaldis. Dazwischen die Stadt. Die flache Kuppel des Pantheon gleich einem Gigantenschild. Das Kapitol . . . die Marc Aurelsäule, von der sie den Imperator herabgestürzt haben, um die Statue des Apostels Paulus hinaufzusetzen . . . ein schmaler Streif blauer Campagna . . . die Cypressen auf dem Palatin.

Und dann eine Wendung des Weges, und das verzauberte Auge ruht auf den breiten grünen Wipfeln der Pinien in den weiten Gärten der Borghese . . .

„Liebe Schwärmerin!“ sagte er zärtlich, wenn sie ihm immer neue Ausrufe des Entzückens zuraunte. „Wie mich die Empfänglichkeit Deiner Seele beglückt!“

„Sieh nur den Abendhimmel, Eberhard. Diese violetten Düfte ganz dort hinten . . . und wie das wechselt . . . jetzt hebt sich die Kuppel Michelangelos fast auf Goldgrund ab . . .“

„Die Sonne sinkt. Wir werden nach Hause fahren müssen, Lora. Da, die junge Ecclesia militans rüstet sich auch schon zum Heimmarsch.“ Er deutete auf die kleinen Kolonnen der geistlichen Seminaristen, die hier allabendlich ihren Erholungsspaziermarsch machen. „Die dort mit der violetten Soutane sind Schotten, Lora . . . aber in denen drüben können wir Landsleute begrüßen. Gamberi nennt sie der Römer: Krebse, weil sie die rote Soutane tragen.“

Der Wagen rollte langsam bergab, in der großen Reihe der Corsofahrer. Vor der Terrasse ließ der Geheimrat halten. Sie stiegen hier meist auf einige Minuten aus, um den Wunderblick über das Häusermeer in größerer Ruhe zu genießen.

Aber der Wagen hielt kaum, als Lora erstaunt, erschrocken zusammenzuckte. Unwillkürlich griff sie nach dem Arm ihres Mannes. Und da sah auch er —

Neben ihnen, kaum zwanzig Schritte entfernt, hielt eine sehr elegante Equipage. Im Fond saß, allein, Frau Baldin . . . am Wagen aber stand Willy . . .

Er konnte sie nicht sehen, denn er wandte ihnen den Rücken zu und sprach eifrig mit der schönen Frau. Sie hatte den Arm auf den Wagenschlag gelegt und lächelte ihm, unter dem duftigen Frühlingshut, heiter zu.

Im nächsten Moment schon hatte sie Lora erkannt. Sie flüsterte irgend ein schnelles Wort, neigte ein wenig den Kopf wie zum Gruß. Willy zog sofort den Hut, drehte sich um und schritt, während der Wagen von Frau Baldin sich in Bewegung setzte, auf den des Vaters zu.

Lora hatte die erste Überraschung schon überwunden, aber ihre Züge nahmen einen eisigkalten Ausdruck an. Nichts als ein starkes Empfinden der Abwehr war im Augenblick in ihr gegen diese Frau . . . und gegen den Mann, der sich am Narrenseil herumführen ließ. Und sie wunderte sich nur, daß ihr Mann gar nicht sonderlich erregt schien über diese plötzliche Begegnung.

Willy war doch ein wenig verlegen, trotzdem er einen möglichst unbefangenen Ton anzuschlagen suchte: „'n Tag, liebe Lora! Tag, Papa! Vor einer Stunde bin ich angekommen, fand in Eurem Hotel kein Zimmer frei und fuhr zum Grand Hotel weiter . . . es ist ja nur um die Ecke. Seid Ihr wohl und munter? Ja . . . und so bin ich hier hinaufgepilgert, und das erste bekannte Gesicht ist das von Frau Baldin. Da konnt' ich denn gleich die Grüße ihres Mannes ausrichten und von seiner Sehnsucht erzählen. Scheint aber keinen sonderlichen Eindruck gemacht zu haben.“

„Das kam mir auch so vor,“ schob der Geheimrat trocken ein.

„Kann ich bei Euch einen Teller Suppe essen, Lora? Schön — danke herzlich! Ich bespreche dann gleich mit Dir, weshalb ich hier bin, lieber Papa. — Um sieben Uhr . . . vortrefflich. Dann hab' ich noch Zeit, mich ein wenig zu erkobern. Ich bin in einer Tour durchgefahren und will morgen wieder zurück . . . Gute Nachricht von unseren Kleinen, Papa? Ja . . . das ist ja schön . . .“

„Willst Du nicht einsteigen, Willy?“

„Danke sehr. Ich habe noch in der Corsostraße eine Kleinigkeit zu kaufen. Also auf Wiedersehen um sieben Uhr. Ich küss' die Hand, Lora. Addio, Papa . . .“

Sie fuhren bergab an der Villa Medici vorbei, unter den immergrünen Eichen, zur spanischen Treppe und die Via Sistina entlang. Beide schweigend.

Über Lora war eine tiefe Traurigkeit hereingebrochen. Als ob sie ein Unglück nahen sah, das sie noch mehr er-

Digitized by Google



Perlhühner. Nach dem Gemälde von Hugo Charlemont.

Digitized by Google

Digitized by Google

schreckte, weil es so ganz im Dunkeln, Ungewissen lag. So glücklich, so frei hatte sie sich all diese Tage und Wochen gefühlt — nun kam der Rückschlag —

Weinen hätte sie mögen.

Endlich konnte sie das Schweigen nicht mehr ertragen, faßte nach ihres Mannes Hand und fragte leise: „Warum mag Willy gekommen sein?“

Auch er hatte in Gedanken versunken in seiner Ecke gesessen. Aber nun, da er wohl den sorgenvollen, schweren Ausdruck in dem geliebten Antlitz sah, lachte er. „In Geschäften, Lora, sagte er ja. Ob ihm irgend ein kleiner Flirt mit dieser ... Dame den Entschluß zu der langen Reise erleichtert hat, weiß ich freilich nicht. Du mußt das mit den Geschäften aber nicht etwa tragisch nehmen. Heutzutage scheut ein energischer Kaufmann um irgend einer wichtigen Rücksprache willen eine Fahrt von 36 Stunden nie. Ein Hamburger Freund von mir fuhr im vorigen Jahre nach New York, brauchte eine halbe Stunde zu einer geschäftlichen Erledigung und kam gerade noch zurecht an Bord des anderen Dampfers, der heimwärts fuhr. Es gibt eben Angelegenheiten, die sich nur mündlich erörtern lassen.“

Sie mochte nicht weiter fragen —

Aber er selbst fuhr nach kurzer Pause, im ruhigen Plauderton, fort: „Es wird wohl mit den Baldinschen Unternehmungen zusammenhängen. Ich zeigte Dir doch neulich den wütenden Angriff der Frankfurter Zeitung auf die Prometheus-Gesellschaft ... es ist da wohl nicht alles, wie es sein sollte. Vielleicht spielt auch die neue Erfindung Deines Doktor Prall hinein, von der Du mir erzähltest.“

Nun fragte sie doch beklommen: „Du fürchtest Verluste?“

Er zuckte die Achseln. „Das mag wohl sein. Aber auch das mußt Du nicht allzu tragisch nehmen, Lora. In einem Geschäft wie dem unsrigen geht es selten ganz ohne Verluste ab. Die Kunst ist nur, rechtzeitig abzubrechen, wenn Gefahr droht. Übrigens ist Willy — das muß ich ihm zum Lobe nachsagen — ein tüchtiger Geschäftsmann. Kurz: mach' mir nicht ein Gesichtchen, wie der berühmte betrübte Lohgerber... dazu liegt kein Grund vor.“ Er sah sie an und lächelte und nickte ihr zu: „Wir wollen uns die Sommertage hier nicht verkümmern lassen, Lora.“

Zu dritt saßen sie dann im maurischen Speisesaal des Hotels an dem kleinen Wandtisch, von dem aus man die langgestreckte Halle und die internationale Gesellschaft in ihr völlig übersehen konnte. Neben Lora lag der große Strauß schwerduftender Marschall-Nielrosen, den ihr Willy überreicht hatte. Sie konnte sich noch immer von der Herzensangst nicht freiringen, die sie seit der Begegnung oben auf dem Pincio überfallen hatte. Sie war sehr schweigsam, und dabei verwunderte sie sich, wie ruhig, ja heiter Vater und Sohn plauderten. War das Selbstbeherrschung oder war es Selbsttäuschung, der sich beide hingaben? Auf ihr lag es wie mit Centnerlasten. Nur mit Mühe folgte sie dem lebhaften Gespräch der beiden, beantwortete sie deren Fragen.

Aber allmählich begann sie doch aufzumerken. Eberhards Art war auch heute ganz die alte. Aus Willy sprach ein Zwang, ein nervöses Hasten. Er war anders als sonst. Gegen sie von ausgesuchter Ritterlichkeit, fast ein wenig übertrieben, fast als werbe er um ihr Wohlwollen. Dann und wann begegnete sie einem scheuen Blick, der zu fragen schien: ‚Hast Du Einfluß auf Papa? Wie wirst Du ihn nutzen?‘

Das peinigte und verletzte sie zu gleicher Zeit.

Oder war sie heut nur besonders empfindlich? Warum schmerzte sie jetzt auch Eberhards Frage: „Nun, mein Junge... und immer noch die alte Verehrung für Frau Baldin?“

Diese Frau! Was brauchte ihr Mann sie zu nennen vor ihren Ohren — in dieser Verbindung!

Es sollte ja nur ein Scherzwort sein — gewiß! Aber es tat ihr weh. Und doch mußte sie aufhorchen bei Willys Antwort. Er zuckte lachend die Achseln: „Verehrung? Die war nie groß, Papa. Ein bissel Courschneiderei — meinetwegen. Aber auch das ist begraben. Ich sah Frau Paula heut seit Monaten zum erstenmal wieder — und dann: sie macht ihrem Mann wohl schwere Stunden, soll Unsummen im Teufelsparadies auf Monte Carlo verspielt haben.“

War das echt — war das unecht?

„Übrigens, liebe Lora, da fällt mir ein: als ich vorgestern bei Baldin war, zu einer Besprechung, sah ich auch Deinen Liebling, die Hertha. Heißt der Blondkopf nicht Hertha?“

Wieder stieg ein wehes Empfinden in ihr auf. Und ein leiser Selbstvorwurf war dabei: in Deinem Glücksrausch hast Du ja des armen Kindes kaum gedacht! Hastig fragte sie: „Wie geht es der Kleinen?“

Er gab Auskunft. Aber ihr schien es, wie jemand, der eigentlich nichts wußte und bereute, sich nicht genauer informiert zu haben. Worte — nicht mehr.

Es schnitt ihr ins Herz, wie sie sich vergegenwärtigte: Der Vater tot; die Mutter am Trente et quarante-Tisch in strahlender Toilette; ein Stiefvater, der nur Sinn für das elende Geld hat. Sie war die einzige gewesen, die dem Kinde das entgegenbrachte, wonach es so sehnte: ein freundliches Herz, einen Brocken Liebe —

Nun war auch sie fern. Armes Kind —

Und da war es wieder Eberhard, der in ihrer Seele zu lesen verstand. „Armes Kind!“ sagte er auch. „Wenn wir heimkehren, wollen wir versuchen, ihm etwas zu sein. Und, Lora, schreib' einmal an die Kleine. Ein gutes liebes Wort richtet solch armes Herzchen oft wunderbar auf.“

Das Dessert kam. Sie gingen hinüber in den Kuppelraum des Wintergartens. (Fortsetzung folgt.)

Der Zahn der Zeit.

Naturwissenschaftliche Skizze von Dr. Curt Rudolf Kreuschner.

Seit dem Vorsommertage des Jahres 1902, an dem das Wahrzeichen der Königin der Adria, der hochragende Campanile von San Marco, in Schutt und Trümmer zusammensank, vergeht nicht eine Woche, ohne daß aus irgend einer Stadt Europas der drohende Einsturz eines alten, monumentalen Gebäudes gemeldet wird, dessen voraussichtlicher Untergang den Freund edler Architekturen mit Wehmut und Bedauern erfüllt. Der Glockenturm von San Stefano, der in den Jahren 1294 bis 1325 erbaut wurde und die venezianische Ziegelarchitektur in ihrer höchsten Blüte zeigt, droht es seinem berühmteren Bruder am Markusplatze nachzutun. Im Markusdome hat sich das große Fassadenfenster hinter den berühmten vier antiken Bronzepferden, die bei der Eroberung Konstantinopels im Jahre 1204 den Venezianern zur Beute fielen, derart gekrümmt, daß ein Riß durch die ganze Länge geht und die allerdings ziemlich leichtsinnig in einer Wanddicke von nur 30 Zentimeter konstruierte Kuppel niedergerissen und neu erbaut werden muß. Dem Dogenpalast hat das ungeheure Gewicht der Bücher der Markusbibliothek, deren Fortschaffung von Sachverständigen seit Jahren gefordert wurde, sehr geschadet. Klaffende Risse haben bereits die Hauptmauer des Saales des Gran Consiglio erreicht, dessen Eintrittswand das größte Ölgemälde der Welt, Tintorettos Paradies, schmückt. Auch der frühgotische Bau der Santa Maria dei Frari weist schwere Beschädigungen auf, und in den Kirchen San Giovanni e Paolo und San Zaccaria wie auch in den alten Procuratien zeigen bedrohliche Anzeichen, daß diese Bauten der Vergänglichkeit ihren Tribut zahlen müssen. In Ferrara hat die Kuppel der Kirche San Paolo Risse bekommen, die eine Katastrophe befürchten lassen. Auch der ehrwürdige Dom zu Drontheim, die hervorragendste Sehenswürdigkeit der norwegischen Stadt, der auch der deutsche Kaiser vor wenigen Monaten wieder seine Aufmerksamkeit zuwendete, gilt in seinen Grundfesten als erschüttert und bedarf nach dem Gutachten der Baumeister zu seiner Erhaltung der umfänglichsten Rekonstruktionen.

Die lange Reihe dieser Verfallszeichen, die noch um Dutzende vermehrt werden könnte, zeigt deutlich, daß an den Werken von Menschenhand, die den Jahrtausenden trotzen zu können schienen, unbarmherzig und unaufhaltsam der Zahn der Zeit nagt, der alles Irdische früher oder später dem Untergange entgegenführt.

Die Zerstörung alles dessen, was das Auge eines genialen Künstlers oder Technikers geschaut und tausend fleißige Hände zur Ausführung gebracht haben, ist bei oberflächlicher Betrachtung ge-

Digitized by Google

eignet, uns mit tiefer Niedergeschlagenheit über die Nichtigkeit menschlichen Tuns zu erfüllen und uns die bewegliche Klage Vergils „Sic vos non vobis", die er an das Tor des augusteischen Kaiserpalastes geschrieben haben soll, ins Gedächtnis zurückzurufen. Wessen Blick aber nicht an der Oberfläche der Erscheinungen haften bleibt, sondern tiefer in die bewegenden Kräfte der Welt eindringt, erkennt unschwer, daß dem Verfall aller Dinge ein unabwendbares Naturgesetz zugrunde liegt, daß alte Formen zerschlagen werden, um neue Erscheinungen ins Leben treten zu lassen. Ob diese Zerstörung nun mit explosiver Geschwindigkeit oder mit der unmerklichen Langsamkeit vor sich geht, mit der das Urgestein der Granitberge verwittert, in jedem Falle sind Kräfte vorhanden, die dafür sorgen, daß die Materie nicht in Untätigkeit verharrt, und die vom vergänglichen Menschen zu seinen Sonderzwecken der Natur entnommenen Stoffe wieder in den ewig fließenden Strom ihres Lebens zurückbringen, dessen Ziele nur der erhabene, allmächtige Geist kennt, auf dessen Machtwort „es werde" unsere Welt entstand.

Wenn man vom „Zahn der Zeit" redet, so ist es ohne weiteren Beweis klar, daß dieser vielgebrauchte Ausdruck nur bildlich, als Gleichnis, aufzufassen ist. Die Zeit selber ist wesenlos, ein abstrakter Begriff, der nur die Aufeinanderfolge der Geschehnisse bezeichnen soll. Die wahren und eigentlichen Ursachen der fortwährenden Bewegungen in der Materie, die Geschaffenes zerstören, sind vielmehr in der Kraft oder Energie zu suchen, von deren Gesamtbetrage ebensowenig etwas aus der Welt verloren gehen und verschwinden kann wie von der Gesamtmenge der Materie.

Ein großer Teil dieser teils mechanisch teils chemisch wirkenden Kräfte ist an die Mithilfe des Wassers gebunden, das in seinem ewigen Kreislaufe ununterbrochen damit beschäftigt ist, seine Runen in das alte Antlitz der Mutter Erde zu zeichnen und deren Oberfläche an anderen Orten wieder zu nivellieren. Der Gletscher, der von den Höhen des Firnschnees mit unwiderstehlicher Gewalt zum Tal herniedergleitet, zermalmt selbst den festesten vulkanischen Stein allmählich zu Trümmern. Er schleppt nicht nur auf seinem Rücken unzählige Felsblöcke abwärts, die er weiter unten als Rand- und Stirnmoränen ablagert; auch der an seinem Fuß aus dem Gletschertor hervorbrechende Bach führt mit jeder Welle ungezählte, nur mit dem Vergrößerungsglas erkennbare Gesteinstrümmerchen mit sich, die dem Wasser die bekannte milchige Farbe der Alpenwässer geben. Außer diesen festen Bestandteilen schleppt aber jedes Gewässer der Ebene sowohl wie des Gebirges ungeheure Quantitäten von Mineralsalzen dem Meere zu, in dem der dem festen Lande entführte Raub seine große Ablagerungsstätte findet. Wie zerstörend die Brandung des Meeres einfach durch ihre mechanische Kraft wirkt, zeigen die zerrissenen Küsten Norwegens, das langsame Verschwinden der Insel Helgoland in historischer Zeit, die Entstehung des Dollart (von 1277 bis 1539), des Jahdebusens (1218), des Zuidersees (von 1219 bis 1282), die Losreißung der zahlreichen ostfriesischen und nordfriesischen Inseln, die einstmals sämtlich mit dem Festlande verbunden waren. Hierzu kommt die Sprengwirkung, die das in Höhlungen, Spalten und Klüften eingeschlossene Wasser durch die bei seinem Gefrieren erfolgende Ausdehnung ausübt, und für welche, was Werke von Menschenhand betrifft, ein klassisches Beispiel die kolossale steinerne Schale vor dem Alten Museum im Berliner Lustgarten ist, die durch Frost auseinander gesprengt wurde, weil man eine geringe Menge Wasser unvorsichtigerweise bis zum Eintritt des Winters in ihr hatte stehen lassen.

Auf menschliche Gebäude und Kunstwerke wirken die oben genannten auflösenden Kräfte um so stärker, weil es sich hier doch nur um unendlich viel kleinere Massen handelt, die dem zerstörenden Angriff obendrein eine viel größere Fläche bieten. So gering z. B. die mechanische Gewalt des herniederstürzenden Regens und Hagels zu sein scheint, so summieren sich doch die Einzelwirkungen im Laufe der Jahre zu so großen Beträgen, daß man an jedem älteren Gebäude noch die Wetterseite deutlich unterscheiden kann. Das Regenwasser, das in dichtbewohnten Kulturstätten vom Himmel herniederstürzt, und der in der Luft frei schwebende Wasserdampf unterscheiden sich aber noch durch eine andere sehr wesentliche Eigenschaft von denjenigen des offenen Landes. Die rauchgeschwängerte Atmosphäre der Städte, in denen täglich große Mengen von Kohlen verbrannt werden und dementsprechend Kohlensäure, schweflige Säure und andere Schwefelsäureverbindungen in Menge der Luft einverleibt werden, wirkt nicht anders als dieselben Verbindungen es im Reagenzglase des Chemikers tun. Mögen sie sich auch in tausendfacher oder millionenfacher Verdünnung befinden, so haben sie zu ihrer Wirksamkeit eine ebensoviel längere Zeit zur Verfügung, innerhalb welcher auch eine stete Erneuerung und Ergänzung dieser schädlichen chemischen Substanzen durch Nachschub aus den Schloten der Städte erfolgt. Wo aber Säure in Gegenwart von Wasser auf alkalische Substanzen wirkt, die sich im natürlichen Stein und in den Ziegeln wie auch in den Bindemitteln unserer Gebäude massenhaft vorfinden, bilden sich Salze, die im Wasser mehr oder minder leicht löslich sind und fortgeschwemmt werden, bis statt des kompakten Steines eine morsche Masse entstanden ist, die unter der auf ihr ruhenden Last in einem unberechenbaren Momente zusammenbricht.

Zu dieser oberirdischen Tätigkeit des Wassers gesellt sich die unterirdische, welche die Fundamente untergräbt und unterwäscht, gesellen sich die Erschütterungen der Erdbeben, die, wenn sie auch noch so geringfügig sind, doch minimale Verschiebungen im Baugrunde hervorrufen, ferner der Hausschwamm, der selbst den solidesten Balken, in dem er sich einnistet, in eine bröcklige Masse verwandelt. Kirchtürme und andere besonders hohe Gebäude sind außerdem noch der Einwirkung des Blitzstrahles ausgesetzt, und selbst die Winde und Stürme lockern allmählich das Gefüge dieser hohen Bauten.

Selbst die Metallteile der Gebäude, so sehr sie in ihrer Massigkeit uns auch als Sinnbild des Festen und Unveränderlichen erscheinen mögen, sind der Zerstörung ausgesetzt. Der eiserne Träger, der anfänglich ohne die Gefahr des Biegens oder Brechens eine Last von tausenden Zentnern trägt, kehrt unter der Einwirkung von Luft und Wasser wieder in die Form von Erz zurück. Ein sorgfältiger Anstrich mit Ölfarbe und anderen schwer durchdringlichen Deckmitteln vermag diesen unerwünschten Vorgang zwar wesentlich zu verzögern, aber nicht gänzlich zu verhindern und zwar um so weniger, als diese Metallgerippe unserer Gebäude sich hauptsächlich in solchen Teilen der letzteren befinden, wo eine Erneuerung des konservierenden Anstrichs nur schwer oder überhaupt nicht ausführbar ist. Sämtliche Metalle erleiden aber, abgesehen von den Oxydationsvorgängen, die man gemeinhin als Rosten bezeichnet, auch innerliche Strukturveränderungen, wenn sie fortgesetzten Stößen und Erschütterungen ausgesetzt sind. Wahrscheinlich handelt es sich um eine Umgruppierung der Moleküle zu größeren Komplexen, wobei das anfänglich amorphe d. h. unter dem Mikroskop keine besondere Struktur aufweisende Metall allmählich eine körnige, krystallinische Beschaffenheit annimmt, die von einer erheblichen Abnahme der Festigkeit begleitet ist. Diese von dem Techniker als „Müdigkeit der Metalle" bezeichnete und erst seit kurzem in ihrer Tragweite völlig gewürdigte Erscheinung tritt am deutlichsten bei den Eisenbahnschienen und den Radkränzen der Eisenbahnwagen hervor, wo sie trotz der aufmerksamsten Kontrolle manches bisher unerklärliche Unglück verschuldet haben. Sie zeigt sich aber auch an den Eisenkonstruktionen der modernen Riesenbrücken, von denen nach dem Urteile der Techniker kaum eine das Alter von hundert Jahren erreichen dürfte.

Kann der Mensch somit trotz aller Aufmerksamkeit immer nur für kurze Zeit über die Naturkräfte triumphieren, so trägt er, ganz abgesehen von absichtlichen Verwüstungen, doch auch durch eigne Nachlässigkeit und Gedankenlosigkeit viel zur Zerstörung seiner eignen Werke bei. An den untersten Teilen des venezianischen Campanile hat man, um Nischen und Lücken zu schaffen, achtlos in den Tragwänden des Turmes herumgearbeitet, von denen jede Zentimeterbreite auf das sorgfältigste hätte geschützt werden müssen, und im Dogenpalast hat man eine starke, eine Wand durchziehende und dieser eine gewisse Stabilität gebende, eingemauerte Eisenkette auf eine Länge von 2 Meter ausgesägt, nur um für einen schließlich doch entbehrlichen oder wenigstens an einer anderen Stelle anzubringenden Bücheraufzug Raum zu schaffen.

Auch die Art und Weise, wie auf Kirchtürmen die oft viele hundert Zentner schweren Glocken geläutet werden, trägt viel dazu bei, das Gefüge des Turmes zu lockern. Läßt man am ausgestreckten Arme eine schwere Kugel an einer Schnur schwingen, so bemerkt man, daß es ganz unmöglich ist, den Arm absolut ruhig zu halten, da er bei jeder Pendelschwingung um ein weniges aus der Ruhelage herausgerissen wird. In gleicher Weise wirkt das Schwingen der Glocken auf den sie tragenden Glockenstuhl, von dem sich die pendelnden Bewegungen auf das gesamte Mauerwerk der oberen Turmteile übertragen und bei längerem und taktmäßig fortgesetztem Läuten zu immer größeren Schwingungen summieren. Wie bedeutend diese Bewegungen sind, kann man leicht erkennen, wenn man sich einmal zur Zeit des Glockenläutens auf einen hohen Turm begibt, und man kann diese Schwingungen sogar sehen, wenn man in einem Fernrohr einen bemerkenswerten Punkt des Turmes auf den Schnittpunkt eines Fadenkreuzes einstellt. In richtiger Erkenntnis der Gefährlichkeit dieser Art des Läutens begnügt man sich auch vielerorts, große Glocken nur mit Hämmern anzuschlagen; und das seltene Läuten der großen Kaiserglocke des Kölner Domes soll ebenfalls nur ein Akt der Vorsicht sein.

Wenn sonach die Formen unserer Werke vergehen und Ruinen auf Ruinen folgen, kann es trotzdem dahingestellt bleiben, ob es wirklich im Interesse unserer Kultur wäre, wenn ein höherer Wille den Naturgesetzen Einhalt täte und demjenigen, was Menschen schaffen, ewige Dauer verliehe. Der vergängliche Mensch inmitten seiner unvergänglichen Werke würde vermutlich zu einem weichlichen Wesen ohne Schaffensdrang herabsinken. Ist es daher unnütz, den Zielen der Vorsehung nachzuspüren, die für unsern Verstand unerkennbar bleiben, so gewährt es doch einen Trost, daß es dem menschlichen Streben wenigstens vergönnt ist, immer wieder neues Werk aus den Ruinen hervorzubringen. Obendrein ist die Gedankenwelt, die wir uns im Geiste bauen, in weit höherem Grade als unsere irdischen Werke dem Vergehen entzogen. Auch hier sinkt ja fortwährend manches, was sich überlebt hat, in die Vergangenheit herab, um durch Neueres und Vollkommeneres ersetzt zu werden. Die Ideen des Guten, Schönen und Weisen aber bleiben bestehen und bilden unser unveräußerliches Eigentum, das bei fortschreitender Bildung und Gesittung nicht nur ständig vermehrt wird, sondern sich auch auf immer weitere Kreise erstreckt. Dies sind also Gebäude, die wirklich imstande sind, dem Zahn der Zeit zu trotzen, solange Menschen auf dem Erdball bestehen.

Digitized by Google

Zur kunstgeschichtlichen Literatur.

Als ich im Frühjahr dieses Jahres in Antwerpen war, um nach längerem Zwischenraum wieder einmal die herrlichen Rubens im Musée royal, in Onze lieve Vrouwe Kerk und das Altargemälde seiner eigenen Grabkapelle in der Jakobskirche zu bewundern, fiel mir das Ehepaar auf, dem ich schon so oft begegnet bin: in Florenz und Rom, im Pariser Louvre, in der Münchner Pinakothek, in der Dresdner und Wiener Galerie. Typische Erscheinungen für mich, so sehr Alter und Aussehen wechseln. Gebildete Leute; augenscheinliches Interesse, ja Begeisterungsfähigkeit am Schönen ist ihnen zu eigen. Sie verschmähen auch das Geschwätz des Lohnführers, sie wollen selbst suchen und finden. Aber sie bauen nur auf ihren Bädeker. Bald hat er, bald sie den roten Band in der Hand, eifrig wird den mit dem Sternchen gekrönten Werken nachgeforscht, dann liest er oder liest sie halblaut die wenigen Zeilen vor, die sich auf die einzelnen Perlen beziehen — ein Weilchen schweigender Bewunderung — und darauf weiter zum nächsten Sternchenbilde.



Jean François Millet: Die Ährenleserinnen. Paris, Louvre.

Die lieben Bädekerbände in Ehren! Sie sind vortrefflich in ihrer Art, und besonders dankenswert sind auch ihre kurzen kunstgeschichtlichen Einleitungen. Aber das darf man nicht verkennen: wer reist, um Kunststätten, Sammlungen zu sehen, darf sich auf sie allein nicht verlassen. Sie sind ausgezeichnete Hilfsmittel für die schnelle Orientierung, aber sie können niemals das ersetzen, was nur die Vorbereitung daheim, vor der Reise, geben kann: ein tieferes Eindringen, sei es hier in eine bestimmte Kunstepoche, sei es dort in die Eigenart eines bestimmten Meisters. Wir reisen heutzutage so viel. Wir würden aber mit unvergleichlich höherem Genuß reisen, wenn wir auf diese Vorbereitung zur Reise mehr Gewicht legen wollten; und wir könnten von ihr unvergleichlich dauerndere, stärkere Erinnerungen mit nach Hause nehmen, wenn wir an das, was wir sehen, stets wohl vorbereitet herantreten würden. Nur zu oft bleibt es heut bei einem Augenblicks-Eindruck, bei einer Augenblicks-Freude. Gewiß ist auch sie schön, kann herzerhebend sein. Aber wir vermögen es nicht, sie ganz festzuhalten. Um ein etwas gröbliches, aber sehr bezeichnendes Beispiel heranzuziehen: wie anders prägt sich die Sistina in Dresden unserem Geiste ein, wenn wir ihr ihre Stellung unter den übrigen Werken Raffaels innerlich anweisen können, als wenn wir sie, ganz losgelöst von denen, nur als Meisterwerk an sich betrachten. Und wie anders vermögen wir etwa die Wunderwerke Meister Memlings in Brügge zu würdigen, wenn wir wissen, was vor ihm war.

Ohne Zweifel geht nun heut ein überaus erfreulicher Drang durch die gebildeten Kreise unseres Volkes, sich eine gründlichere kunstgeschichtliche Vorbildung zu verschaffen — über die engen Grenzen dessen hinaus, was die Schule lehrt. Jene Grenzen, deren schmerzliche Enge Lehrer und Schüler meist gleich stark empfinden, und die sich bei der Überfülle anderen Lehrstoffs doch kaum erweitern lassen. Im wesentlichen ist auch heut noch die Kunstgeschichte dem Selbststudium überwiesen.

Aber diese frohe Selbstarbeit, die immer ihren vollen Lohn in sich trägt, wird der heutigen Generation in ganz anderer Weise erleichtert, als uns Älteren. Wir besitzen heute kunstgeschichtliche Publikationen von einem Reichtum der Ausstattung und einer Gediegenheit der Darstellung, wie kaum ein zweites Kulturvolk; sie werden uns zum Teil außerdem zu Preisen dargeboten, die sie selbst dem Minderbegüterten zugänglich machen. Und es ist in ihnen nicht nur das Wort, das wirkt, nicht nur die Schilderung, Beschreibung — ein erlesenes Illustrationsmaterial macht diese erst recht verständlich. Die Photographie und die modernen Reproduktionsmethoden haben es den Verlegern ermöglicht, den Text in so reicher und so instruktiver Weise mit Abbildungen zu begleiten, daß viele Werke geradezu dem Anschauungsunterricht dienen können.



Davioud und Bourdais: Der Trocaderopalast in Paris.

Vor Jahresfrist besprach ich an dieser Stelle das damals gerade erschienene „Hand-

Digitized by Google



Alfred Rethel: Der Tod als Erlöser.

buch der Kunstgeschichte" von Dr. Adolf Rosenberg, ein ganz vortreffliches Werk, in dem in einem stattlichen Bande der gewaltige Stoff meisterlich zusammengedrängt ist. Wenn sich dies Buch gleichsam als eine Einführung in die Kunstgeschichte gibt, so hat jetzt (ebenfalls im Verlage von Velhagen & Klasing. Bielefeld und Leipzig) ein umfassenderes, großangelegtes Werk mit dem Erscheinen des dritten Bandes seinen Abschluß erreicht, das in ausführlicherer Weise die Geschichte der Kunst von ihren Anfängen im grauen Altertum bis auf den heutigen Tag schildert. Es ist dies die „Allgemeine Kunstgeschichte", in deren Autorschaft sich die Professoren H. Knackfuß und M. Georg Zimmermann und der Kunsthistoriker Dr. Walter Gensel teilten. Wie denn bei dem heutigen Stande der kunstgeschichtlichen Forschung, die immer mehr auf ein Spezialisieren hindrängt, ein derartiges, auf breiterer Basis aufgebautes Werk selten von einem Autor verfaßt werden kann. Die Einheitlichkeit des Ganzen muß nur, wie es hier geschehen ist, durch den von der Verlagshandlung im voraus festzulegenden Plan rechtzeitig gesichert sein.

Das herrliche Werk liegt in drei starken Bänden vor mir, und soviel aufrichtige Freude ich schon während des Erscheinens an den einzelnen Lieferungen hatte, es wirkt doch nun nach seinem Abschluß ganz anders, ungleich überwältigender auf mich ein. Es ist wieder einmal eines der Bücher, die über die wechselnden Erscheinungen des Tages hinweg sich eine dauernde Stelle in den öffentlichen Bibliotheken, vor allem aber in den Büchereien des deutschen Hauses erobern werden. Ein Werk, in dem zunächst eine erstaunlich große Arbeit, die der Autoren sowohl wie die der Verleger, zu Tage tritt: über 1552 Seiten umfaßt es und bringt mehr als 1400 Abbildungen! Ein kunstgeschichtliches Werk, das nur 30 Mark kostet, mit 1400 Abbildungen, wer hätte das noch vor zehn Jahren für möglich gehalten!

Der starke Eindruck, den das Werk schon bei flüchtiger Durchsicht in seiner äußeren Erscheinung weckt, verstärkt sich indessen noch wesentlich, wenn man sich eingehender mit seiner Gründlichkeit, Gediegenheit und Schönheit vertraut macht.

Es ist ein Werk, das niemand unbefriedigt aus der Hand legen wird, der, schon vertraut mit den großen Epochen der Kunstgeschichte, nur sein Wissen vervollkommnen und bereichern will; auch der Kunstgelehrte selbst wird in ihm — hier durch die Eigenart mancher Auffassungen, dort dank dem reichen, sorgfältig gewählten Bildermaterial — auf seine Rechnung kommen. Aber es ist in erster Linie dankenswerter Weise doch ein Buch für den Freund der Kunst, der ohne profunde Vorkenntnisse aus ihm Anregung und Belehrung schöpfen will. Sei es, daß er die eine oder die andere der Glanzperioden studieren, sei es, daß er sich mit irgend einem der klassischen Meister und seiner Schule eingehender beschäftigen, sei es, daß er einen Überblick über die mannigfachen Richtungen in der Kunst der jüngsten Gegenwart gewinnen will. Durch seine übersichtliche Gliederung und die großen, zweckmäßig geordneten, zuverlässigen Register, die jedem Lande beigegeben sind, ist es zugleich ein ungemein praktisch angelegtes Buch zur schnellen Orientierung, zum Nachschlagen. Wahrscheinlich macht dabei so mancher Leser die gleiche Erfahrung, die ich gemacht habe: man schlägt nach diesem Register irgend einen Namen auf, um sich über irgend einen Maler, einen Bildhauer zu unterrichten; man liest die betreffende Stelle — aber man kommt dann nicht los, sondern liest weiter, blättert vielleicht wieder zurück: kurz, man sucht ganz unwillkürlich über die eine Persönlichkeit hinaus ein Bild der Zeit und der Bestrebungen zu gewinnen, in welcher der Künstler stand. Das aber ist gerade der große Vorzug eines solchen Werkes vor jedem Lexikon, daß es das einzelne Glied nicht aus seinem Zusammenhang gewaltsam loslöst.

Der erste Band schildert zuerst die Kunst des Altertums, geht dann in reizvoll feinsinniger Anknüpfung und besonders liebevoller Vertiefung auf die altchristliche Kunst ein, für deren Durchforschung die neuere Zeit so erfolgreich arbeitete, und schließt mit der sehr interessanten Schilderung der Kunst des romanischen Zeitalters, der früher in ihrem künstlerischen Schaffen vielverkannten, allzusehr unterschätzten Epoche, die zumal in ihren herrlichen, wuchtigen — fast möchte man sagen, männlichen Bauten, ihren wundervollen Domen den Ernst der ganzen Zeit, die religiöse Richtung des Lebens in ihr so scharf wiederspiegelt. „Noch wirkt das antike Kunstempfinden nach..., ...aber die herrlichen Dome haben schon das sehnsuchtsvolle Aufstreben des Christentums. Der Einfachheit des griechischen Tempels gegenüber hat eine romanische Kirche ein grüblerisches Element. Man merkt das Geschlecht heraus, das an scharfe und gewundene Gedankenarbeit gewöhnt war. Andererseits spricht die romanische Kirche unvergleichlich warm zum Herzen, während der griechische Tempel durch seine Schönheit und Klarheit Auge und



Stuhl von Jacob Desmalter. Empire.

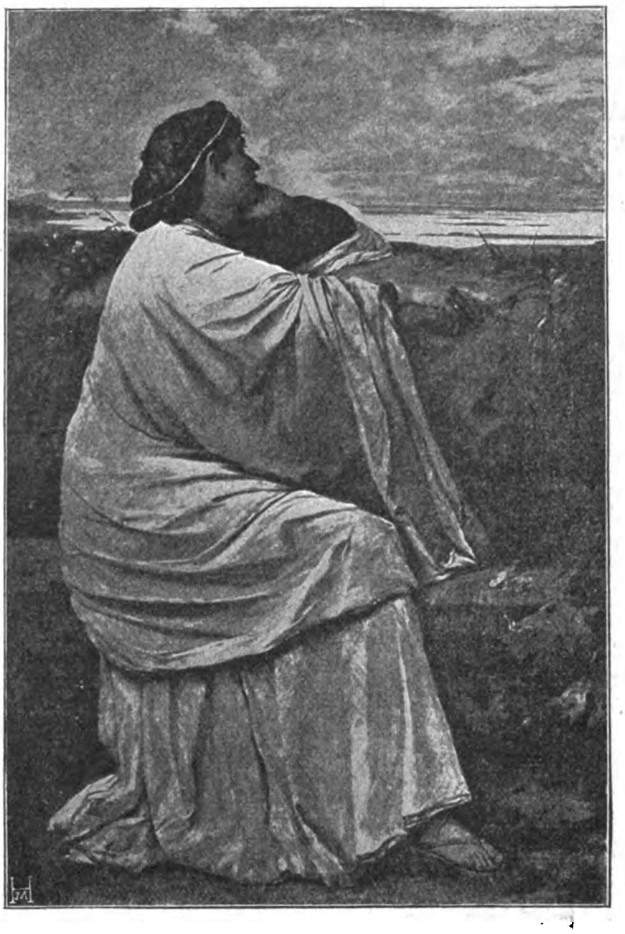
Digitized by Google

Geist erfreut, aber nichts Seelisches enthält und das Herz kalt läßt."

Der zweite Band behandelt die Kunst der Gotik und der Renaissance. Große, gewaltige Bilder entrollen beide Perioden. Im Zeitalter der Gotik ist es wieder in erster Linie die Architektur, und vor allem die kirchliche, die uns fesselt. Wir lernen erkennen, wie die Gotik entstand: nicht als plötzlich auftretende Erfindung, sondern als notwendige, folgerichtige Fortentwickelung des romanischen Stils und einer besseren Erkenntnis der Gesetze des Gewölbebaus; wie seltsamerweise der Name anfangs geradezu der Ausdruck der Verachtung war, mit der italienische Künstler die neue Bauart der Barbaren beehrten; wie die Gotik zuerst in Nordfrankreich auftaucht, in der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts, und dann ihren Siegeslauf ohnegleichen antritt; Notre Dame in Paris (1163 begonnen), die Kathedralen in Chartres, Reims (1212 begonnen) und Amiens (1220 begonnen), die Liebfrauenkirche in Trier (1227 begonnen), die Elisabethkirche in Marburg (1235 begonnen), der Kölner Dom (1248 begonnen), Langhaus und Turmfassade des Straßburger Münsters (1277), das Münster zu Freiburg i. B., der Dom zu Regensburg (1275 begonnen), zu Ulm (1377 begonnen) erscheinen uns als besondere Marksteine in dieser Entwickelung der Gotik, die immer reichere und prächtigere Blüten trieb, den ganzen Norden Europas eroberte und auch nach Italien übergriff, wo man ihr so feindlich gegenübergestanden hatte.

Hier aber war inzwischen eine Bewegung aufgekeimt, die uns auf vielen Gebieten künstlerischer Betätigung das Schönste gab, was überhaupt vom Menschengeist erfunden, von Menschenhand ausgeführt wurde: die Renaissance. Es ist begreiflich, daß ihr auch in unserem Werke ein breiter Raum gewährt ist. Durch alle ihre Stufen verfolgen wir diese wunderbare, vielgestaltige Zeit. Die Frührenaissance, die Kunst des XIV. Jahrhunderts, deren rechte Würdigung erst unseren Tagen vorbehalten wurde, lernen wir kennen, verfolgen ihre Ausgestaltung im XV. und XVI. Jahrhundert, wandern mit dem geistreichen Verfasser über die Alpen in die Werkstätten eines Dürer und Holbein, und lassen uns von ihm durch die Schätze der Niederlande und Frankreichs führen.

Der dritte und letzte Teil ist der Zeit des Barock, des Rokoko und der Kunst der Gegenwart gewidmet. Es ist indessen ein großer Vorzug unseres Werkes, daß es sich nicht sklavisch den üblich gewordenen Bezeichnungen der einzelnen



Anselm Feuerbach: Iphigenie.
Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Kunstepochen unterordnet, sondern stets die eine aus der anderen zu entwickeln sucht. Jene Beziehungen sind ja nur Notbehelfe, sie erschöpfen, besonders gilt das für das Barock, den Inhalt eines Zeitalters durchaus nicht. So gliedert sich z. B. zeitlich die eigentliche klassische Blüte der Malerei in den Niederlanden und in Spanien, die uns hier einen Velasquez, einen Murillo, dort einen Rubens, van Dyck, Hals, Rembrandt gab, in die Periode ein, die wir sonst als Barock zusammenzufassen pflegen; diese Blütezeit ist daher auch erst im dritten Bande behandelt. Mit der Darstellung der zierlichen Rokokokunst schließen die Abschnitte, welche Professor Zimmermann bearbeitete.



Graf Leopold von Kalckreuth: Die Fahrt ins Leben.

Vielleicht die schwierigste Aufgabe fiel dem Verfasser der Geschichte der modernen Kunst zu, Dr. W. Gensel, und er hat sie mit Geschmack und feinem Verständnis gelöst. Besonders schwierig war die Aufgabe deshalb, weil die heutige Kunst sich in einem wesentlich von der aller früheren Perioden unterscheidet: sie hat kein ausgesprochenes Stilgefühl. Das XIX. Jahrhundert hat uns einen Rundlauf durch alle früheren Stile gebracht; auf allen Gebieten und bei allem Schönen, das es uns sonst in Einzelleistungen bot, nichts oder doch ganz wenig eigenes. Darum ist die Gliederung des Stoffes hier so schwierig. Aber es ist Dr. Gen-

Digitized by Google

sel dennoch gelungen, uns das bunte Bild der Entwickelung der Kunst der Gegenwart in klaren trefflichen Überblicken vorzuführen. Er geht von Frankreich aus, dessen Malerei in der Tat für das beginnende XIX. Jahrhundert bahnbrechend war, dem später noch einmal, wenigstens für die Kunst der Landschaftsmalerei in den Meistern der sogenannten Schule von Barbizon, Künstler ersten Ranges erstanden. Sehr liebevoll wird dann die neuere deutsche Kunst behandelt, von dem großen Meister der klassischen Landschaft Friedrich Preller über die „Nazarener", über Schwind, Ludw. Richter, Rethel, Peter Cornelius und Feuerbach bis in unsere Tage hinein, bis zu Lenbach, Stuck, Klinger und Thoma, Graf Kalkreuth um nur einige Namen zu nennen. Und ebenso klar und verständlich erörtert Dr. Gensel die Wandlungen der englischen und amerikanischen, der nordischen und der italienischen Kunst bis auf die Gegenwart, stets vorsichtig abwägend, nie extrem nach irgend einer Richtung hin. Wir stehen ja alle der Kunst unserer eigenen Zeit noch zu nahe, um sie objektiv würdigen zu können; aber wir haben doch auch alle das Bedürfnis, uns über sie zu unterrichten. Und so sehe ich denn doch einen großen Vorzug des Werkes darin, daß hier wohl zum ersten Male der Versuch gemacht wurde, auch die neusten Erscheinungen in den Rahmen einer Allgemeinen Kunstgeschichte einzufügen. Absichtlich wählen wir deshalb auch die Abbildungen, die wir dem Werke als Illustrationsbeispiele entnehmen durften, aus dem dritten Bande.

Noch in einer anderen Beziehung charakterisiert sich das Werk wirklich als eine Allgemeine Kunstgeschichte. Es behandelt nämlich alle Gebiete künstlerischen Strebens. Nicht nur die drei großen Hauptformen: Architektur, Malerei, Plastik, sondern auch alle Kleinkünste, das ganze schöne Reich des Kunstgewerbes. In unseren Tagen, wo gerade das Kunstgewerbe einen so erfreulichen kräftigen Aufschwung genommen hat, ist das besonders zeitgemäß und zweckentsprechend. Über Porzellan und Glas, über Büchereinbände und Schmuck, über Kleinbronzen und Möbel und über die mannigfachsten anderen Gegenstände, die zum Schmuck des Hauses dienen, finden wir hier anregende Belehrung. —



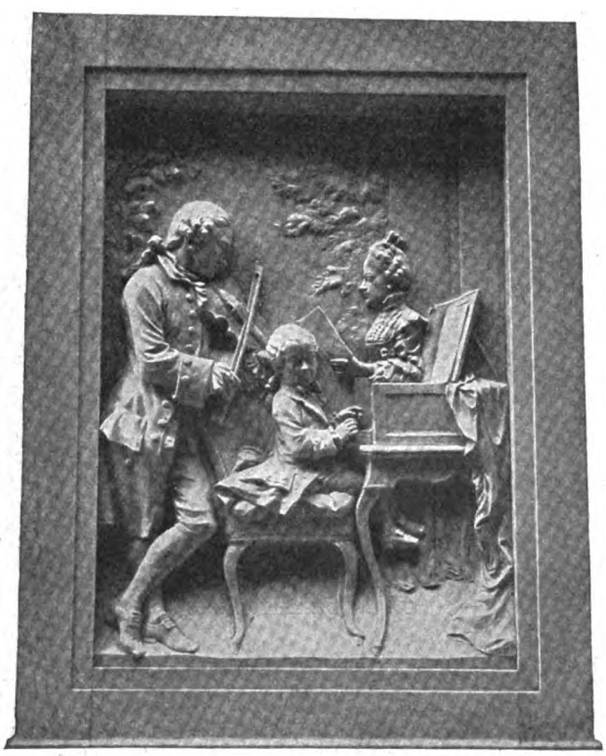
Vase von Bing und Gröndahl in Kopenhagen. Hohenzollern-Kaufhaus.

Darf ich noch einmal auf das kunstfreundliche Paar zurückgreifen, an dessen Museumswanderung ich in meinen einleitenden Worten anknüpfte? Nur ganz kurz, um zu sagen, wie ich mir die private Vorbereitung für solch eine Reise nach den Kunststätten Italiens, der Niederlande, Frankreichs, aber auch schon eine Vorbereitung für den Besuch der Sammlungen von Dresden, München, Wien, Berlin ꝛc. etwa denken würde.

Zur ersten Orientierung dürfte das ausgezeichnete Handbuch von Adolf Rosenberg genügen; es ist kurz und leicht faßlich, führt vortrefflich in das ganze Studium ein. Aber sehr bald wird sich doch das Bedürfnis nach einem breiter angelegten Werk fühlbar machen: dann ist die „Allgemeine Kunstgeschichte", der diese Zeilen gelten, am rechten Ort. Als letzte Stufe aber, zur Ergänzung und zum Ausbau des Studiums, sind die bekannten Künstler-Monographien zu empfehlen (herausgegeben von Prof. Knackfuß in Verbindung mit anderen), die das Leben und Schaffen der einzelnen Großmeister schildern. Sie ergänzen beide vorher genannten Werke auf das prächtigste; aber sie machen sie nicht entbehrlich, weil doch nur eine Allgemeine Kunstgeschichte den einzelnen Künstler im rechten Zusammenhange mit seiner Zeit darzustellen vermag, sein Verhältnis zu denen, auf deren Schultern er stand, die Arbeit der mit ihm Strebenden, seine Nachwirkung in der Kunst.

Es ist das natürlich nur ein Mittel zum Ziele. Dem besonders, der in der Großstadt lebt, bieten sich noch manch andere, nicht zuletzt der Besuch geeigneter, heut meist mit der Vorführung trefflicher Lichtbilder geeinter Vorträge. Aber es sind doch nur wenige, denen das geboten wird, im Vergleich zu der großen, stetig wachsenden Zahl der anderen, die im Herzen die gleiche innige Liebe zur Kunst hegen und ganz auf das Selbststudium angewiesen sind. Ihnen sollten diese Darlegungen dienen.

Hanns v. Zobeltitz.



Viktor Tilgner: Relief vom Mozartdenkmal. Wien.

Im Kampfe mit dem „tollen Mullah".

Von Hans Albert Kersting.

Kaum haben die Engländer die Scharen des Mahdi im Sudan besiegt, so ist ihnen unter den fanatischen Muhammedanern Ostafrikas ein neuer Feind entgegengetreten. Im Somalilande, dem alten „Reiche des Weihrauchs", ist ein Mann aufgestanden, den die Zeitungen den „tollen Mullah" nennen. In Wahrheit ist er nichts weniger als verrückt. Er kennt den Charakter seiner Landsleute sehr genau. Unter der Maske des „heiligen Krieges", des Gihad, hat er den Fanatismus der Somali und Galla (Oromo) gegen alles Fremde, der nur selten geruht hat, wieder bis zum äußersten entflammt. In Afrika hat der Islam immer etwas von seiner ursprünglichen kriegerischen Kraft bewahrt, von dem wilden Vorwärtsstürmen der ältesten Zeit. Dieser Zug tritt nur jetzt immer sprungweise auf. Er muß immer erst einen Anstoß von irgendwelcher Seite erhalten.

Das Osthorn des dunklen Erdteils, das im Kap Guardafui in den brandenden Wogen des Indischen Ozeans endet, ist eins der unbekanntesten und am schwersten zu passierenden Länder Afrikas. Trotzdem es an einer der ältesten und größten Handelsstraßen der Welt liegt und im Nordwesten wie Nordosten an uralte Kulturländer, Ägypten, Äthiopien, die Reiche der Sabäer und Himjariten, grenzt. Aber es ist in seiner Wüste und Unwegsamkeit den innerarabischen Hochflächen und der Sahara verwandt. Seiner günstigen Lage wegen haben unternehmende Kaufleute immer wieder versucht, in das Innere vorzudringen. Als Ausgangspunkt hat dabei seit den ältesten Zeiten die Hafenstadt Sejla am Golf von Aden gedient. Südsüdwestlich davon liegt die wichtigste Stadt des Gebietes, der alte Handelsplatz Harar, nach dem die ganze nördliche Landschaft genannt ist.

Digitized by Google

Immer ist diese nord-südliche Richtung dem Vordringen in das Somaliland geblieben. Über Harar südlich hinaus ist aber noch kaum ein Europäer gekommen. Allen Versuchen dieser Art, überhaupt jedem Einbruche seitens Fremder, haben sich die kriegerischen Eingeborenen und ihre Häuptlinge, auch das Herrscherhaus von Harar, feindlich gegenüber gestellt. Alle Völker, die jemals daran interessiert waren, den Handel in diesen Gegenden in ihre Hände zu bekommen, haben dabei üble Erfahrungen gemacht. Viele Karawanen und Expeditionen sind untergegangen, andere sind verschollen. Man hat nie wieder von ihnen gehört. Die Natur des Landes und seine Bewohner haben sich gegen die fremden Eindringlinge, die den dichten Schleier lüften wollten, der über diesen Gegenden ruht, verbunden.

Das größte Aufsehen hat ihrer Zeit die Vernichtung der italienischen Expedition unter dem Grafen Porro gemacht, die von den Truppen des Emirs Abdullahi von Harar — ob auf seinen Befehl oder ohne denselben, ist ungewiß, — im Jahre 1886 niedergemetzelt wurde. Näher unterrichtet sind wir über das Schicksal der Expedition durch Paulitschke, der in seinem Buche „Harar" (F. A. Brockhaus, 1888) einen Brief eines griechischen Kaufmannes in Harar, namens Sotiros, der ihm befreundet war, abdruckt, der geeignet ist, einiges Licht über die näheren Begleitumstände zu verbreiten.

Im Jahre 1885 wurde die ganze Lage Nordostafrikas dadurch eine völlig andere, daß die Ägypter ihre Herrschaft, die sie ja immer nur nominell besessen hatten, aufgaben. Die feierliche Entsagung des Khedive von Ägypten wurde mit der Thronbesteigung des Abdullahi Ali abd es-schakur verbunden und fand am 20. Mai 1885 statt. Auch die wenigen englischen Offiziere, unter ihnen Leutnant Peyton, verließen bald darauf Harar, und Emir Abdullahi ging nun daran, jede Erinnerung an die ägyptische Herrschaft mit einem Schlage zu vernichten. Daß er jedoch diesen Gedanken allein gefaßt hätte, ist nicht anzunehmen, denn er war ohne jedes eigene Urteil und stand völlig unter dem Einfluß seiner fanatischen Höflinge. Allen Fremden wurde Gehen und Kommen untersagt, und besonders die in Harar lebenden ausländischen Händler, Ägypter, Griechen, Italiener, Armenier und Inder, auf jede erdenkliche Weise belästigt. In erster Linie wurde der Warenzufluß von der Küste aus völlig unterbunden, und damit die Existenz der Kaufleute bedroht, zum Teil wurden die vorhandenen Warenmengen mit Beschlag belegt. In zweiter Linie wollte Abdullahi eine neue Geldsorte einführen, die er, aus Mangel an sonstigem Metall, aus Remington-Patronenhülsen, die die Ägypter zurückgelassen hatten, prägen ließ. Da die Händler diese völlig wertlose Münze nicht annehmen wollten, erging ein Edikt des Emirs, das den neugeprägten Münzen Zwangskurs verschaffen sollte. Nominell richtete es sich „gegen die schädlichen und verbotenen Arten des Handels" und „den gewohnheitsmäßigen Wucher, den wir uns alle Mühe gegeben und unsere Kraft daran gesetzt haben, loszuwerden."

Die in Harar noch lebenden fremden Händler suchten sich in jeder Weise gegen diese systematisch betriebene Vernichtung ihrer ganzen Existenz zu schützen und ihre Position in Harar zu behaupten. Sie wandten sich in einer Eingabe an das Kabinett von Kairo, hatten damit aber keinen Erfolg. Einzelne verließen die Stadt und zogen nach Sejla oder Berbera, andere suchten ihren Handel auf irgend einem Schleichwege weiter zu betreiben. Die Zustände auf der großen Handelsstraße von Sejla über Dschaldessa nach Harar waren unterdessen unerträglich geworden. Die Häuptlinge oder Ugase der Somali, die bisher von der ägyptischen Regierung dafür bezahlt worden waren, daß sie ihre Untertanen von der Plünderung der Karawanen abhielten, sahen diese Unterstützung schwinden. Die Eingeborenen selbst sahen sich von der Furcht vor Ägyptern und Engländern befreit. Das Resultat war, daß eine Mordtat der andern folgte, ohne daß der Emir sich gemüßigt gesehen hätte, einzuschreiten. In kurzer Zeit wurden zwei große Karawanen, die von Harar aus die Küste zu erreichen suchten, die eine zu Mandaâ, die andere zu Bia Kaboba buchstäblich niedergemetzelt.

Unter den in Harar noch anwesenden Kaufleuten befand sich ein jüdischer italienischer Händler, Gaetano Sacconi, dessen Bruder Pietro 1883 im Ogadenlande von den Somali zusammen mit seiner ganzen Expedition ermordet war. Dieser Gaetano suchte den ganzen Großhandel für sich zu monopolisieren. Er kaufte alle Warenmengen eines ausgewiesenen griechischen Kaufmanns Mussayas auf und ließ große Warenmassen zu Dschaldessa aufspeichern. So gelang es ihm, den Markt von Harar völlig zu beherrschen. Der Emir ließ ihn ausweisen; Sacconi wurde dadurch in seinem Beginnen aber nicht gestört. Zur Unterstützung seiner Handelstätigkeit ließ er seine beiden Neffen nach Harar kommen. Der Emir befahl ihnen, sofort die Stadt zu verlassen, sodaß sie sich gezwungen sahen, in Dschaldessa für ihren Oheim zu arbeiten.

Um diese Zeit kam durch Zeitungen, welche Sacconis Neffen nach Harar gebracht hatten, das Gerücht zu dem Emir, daß eine große italienische Expedition auf dem Wege nach Harar sei. Daß Sacconi in irgend einer Weise, wenn auch nur durch Ratschläge, an dem Zustandekommen dieser großen Handelsunternehmung mitgewirkt hat, ist sicher. Der eigentliche treibende Faktor war Umberto Romagnoli, der den Handel Ararars mit der Küste in italienische Hände bringen wollte. Die Expedition sollte dies Ziel dadurch erreichen, daß sie Handelsniederlassungen in Harar begründete und die Bedingungen für das Handeltreiben in diesen Gegenden auskundschaftete. Ausgerüstet wurde sie von der Mailänder Società d'esplorazione commerciale in Africa. Sie bestand aus den Mitgliedern: Grafen Gian Pietro Porro, Dr. Wilhelm Zanini, Grafen Karl Locastelli di Montiglio, Dr. Hieronymus Gottardi, Professor Johann Licata, Humbert Romagnoli und Paul Bianchi, sowie dem Diener Joseph Blandino. Mitte März 1886 brach sie von Sejla auf der alten Handelsstraße in das Innere auf.

Fast allen in Harar umgekommenen Expeditionen ist der Umstand verhängnisvoll geworden, daß sie sich einen militärischen Anstrich gaben und so die Herrscher von Harar in den Glauben versetzten, sie seien Emissäre einer Macht, welche das Land okkupieren wolle. So war es z. B. bei der Expedition Pietro Sacconis, die eben erwähnt wurde, gewesen. Die Ugase der Somali glaubten, die Türkei habe ihn gesandt, um Ogaden in Besitz zu nehmen, und Sacconi hatte diesen Glauben durch sein Handeln und Auftreten zu seinem eigenen Schaden noch verstärkt. Die österreichiiche Expedition unter Philipp Paulitschke und die englische der Gebrüder James im Jahre 1885 haben diese Klippe glücklich vermieden und verhältnismäßig günstige Resultate erzielt. Aber Graf Porro als Militär setzte gerade seine ganze Kraft darein, der Expedition diesen Ruf voranzuschicken und das Gerücht zu verbreiten, er wolle Harar okkupieren. Seltsamerweise unterließ es Gaetano Sacconi, der sich zur selben Zeit in Harar aufhielt, vollständig, den Emir Abdullahi über die Zwecke, welche die Expedition seiner Landsleute verfolgte, aufzuklären.

Der Emir Abdullahi war unterdessen durch die Gerüchte von der Ankunft der Expedition unterrichtet, noch ehe sie in Sejla gelandet war. Seine Spione weilten schon lange in dieser Stadt und gaben ihm sofort Nachricht, als die ersten Teilnehmer dort anlangten. Mißtrauisch wie er war, wartete er darauf, daß Graf Porro ihn um Erlaubnis angehen würde, sein Reich betreten zu dürfen. Nichts dergleichen geschah. Dadurch wurde sein Verdacht bestärkt und sein Selbstgefühl im höchsten Grade verletzt. Als nun die Expedition wirklich von Sejla aus aufbrach und ihren Marsch durch das wasserarme Land südlich gegen Harar zu nehmen begann, da beschlossen seine Höflinge und er selbst, um jeden Preis zu verhindern, daß die Italiener nach Harar kämen. Die internen Vorgänge im Diwan zu Harar sind uns natürlich unbekannt. Der schon erwähnte Sotiros aber schreibt in seinem Briefe, daß auch der Ugas der Eissa-Somali herangezogen wurde. Die Eissa-Somali wohnen westlich von der großen Straße Sejla-Dschaldessa. Durch ihr Gebiet führte der Weg der Expedition also zu vier Fünfteln. Es wurde jedem verboten, Dschaldessa zu verlassen, um nach der Küste zu gehen, Dschaldessa selbst überfallen und geplündert. Die Krieger des Emir zogen den Italienern entgegen.

Diese waren unterdessen schon bis zu den heißen Quellen von Artu (d. h. gekochtes Wasser) vorgedrungen. Dieser Platz liegt ganz nahe bei Dschaldessa, etwas in nordöstlicher Richtung entfernt davon. Hier trafen die Truppen des Emirs auf sie und erklärten ihnen, daß es verboten sei, nach Harar zu marschieren. Daraufhin ging Umberto Romagnoli selbst nach Dschaldessa, um den Emir zu sprechen, der jedoch noch in Harar war. Noch an demselben Tage kehrte der Italiener nach Artu zurück, wo die Expedition solange gelagert hatte. Paulitschke beschreibt das Terrain dort so, daß die Gegend von tiefen Cheran (Sing. Chor), d. h. durch das Wasser erodierten Tälern, durchzogen sei, welche zwischen sich nur ganz schmale Erdstreifen stehen gelassen hätten. Im Chorbette selbst befinden sich die heißen Quellen, nach denen der Platz seinen Namen erhalten hat. Hier hatte die Karawane der Italiener ihr Lager aufgeschlagen, als sie das Verhängnis ereilte. Der Brief des Sotiros über die Katastrophe lautet folgendermaßen:

„Am nächsten Morgen langten etwa 80 feindliche Krieger vor dem Lager der Italiener an, entwaffneten die Geleitsmannschaft und die Italiener bis auf den Grafen Porro, der seinen Revolver und sein Pferd abzugeben sich weigerte. Man sagte den Mitgliedern der Karawane, sie würden nach Dschaldessa zum Emir Abdullahi geführt, und diese traten, aller Waffen ledig, wie sie waren, mit dem Kriegsvolke von Harar den Marsch an. Unmittelbar nach Passierung des Chor von Artu, wo die dichte Buschvegetation beginnt, führten die Hadariner die acht Italiener ein wenig abseits von der großen Schar, und nun feuerten auf ein gegebenes Zeichen die Soldaten an die zwanzig wohlgezielte Schüsse gegen die Europäer, von welchen sieben der Herren, tödlich getroffen, niedersanken. Nur Graf Porro, der sich zu Rosse befand, hatte eine leichtere Wunde erhalten, und vermochte noch mit verhängtem Zügel durch das Gebüsch zurückzusprengen gegen Artu und Garaßlej bis zum Berge von Bussa. Hier fiel der Graf, den die Somali verfolgten, vom Pferde, wurde sofort von den Eingeborenen umringt und mit Lanzen beworfen. Er wehrte sich verzweifelt mit dem Revolver, ohne indessen, erschöpft wie er war, jemand mit der Kugel zu treffen, bis ihn ein Somali mit der Lanze durchbohrte und das Pferd des Getöteten wegnahm."

So endete diese Expedition, wie man sagen muß, teils durch eigene Schuld, teils durch den Fanatismus der Eingeborenen. Dieser hat im Augenblick auch die englische Expedition in das Somaliland unter Oberst Swayne zum Scheitern gebracht. Swayne selbst ist schwer erkrankt und auf dem Wege nach Europa. Was aus seinen Truppen wird, die durch schwieriges Gestrüppterrain marschieren müssen, um den Feind zu erreichen, ist zur Stunde noch unbekannt. Hoffentlich haben sie einen besseren Erfolg als die verunglückte italienische Expedition unter dem Grafen Porro.

Digitized by Google

Der Kindheitsengel.

Von Ernst Muellenbach †.

Viele sind der Gottesboten
Die durchs Tal der Erde wallen;
Lieblich einer ist vor allen,
Blondgelockt mit hellem Blick.
Seine zarten Hände wiesen
Keinem Helden Bahn und Ziele:
Kinderlust und Kinderspiele
Sind sein Teil am Weltgeschick.

Kleiner Mädchen Ringelreihen,
Kleiner Knaben Lauf und Lärmen
Liebt er schützend zu umschwärmen,
Unsichtbarer Spielgenoß.
In die Augen den Verspielten
Streut er süßes Schlafverlangen,
Wenn die Abendglocken klangen,
Wenn des Tages Aug' sich schloß.

Aber seiner Gaben schönste
Weiht er den Verlass'nen, Alten;
Die vordem für weise galten,
Kindisch nennt sie nun die Welt, —
Weil ihr Blick am Allbegehrten
Achtlos jetzt vorübergleitet,
Wie ein müder Pflüger schreitet
Heimwärts längs dem Stoppelfeld.

Lange schon im Zug des Todes,
Eines nach dem andern, schwanden
Die sie liebend einst umwanden;
Einsam blieben sie zurück.

Sieh, da naht der Engel lächelnd,
Und ins Ohr dem stillen Greise
Flüstert er Erinn'rung leise
An der Kindheit frühstes Glück.

Vor hundert Jahren.

Eine Erinnerung an den Reichsdeputations-Hauptschluß. Von Karl Feyerabend.

Wie ein Einzelner wohl durch Schaden klug wird, so könnten auch ganze Völker aus den Fehlern ihrer Vergangenheit Nutzen ziehen, wenn sie nicht so oft den Unterricht der Lehrmeisterin der Menschheit, wie ein alter Redner die Geschichte genannt hat, verschmähten. Die Deutschen machen darin keine Ausnahme. Wenn wir von uferlosen Flottenplänen, vom Weltmachtkitzel, von Kolonialmüdigkeit reden hören, so mag das noch hingehen, da wir in diesen Dingen vor einer höheren Stufe unserer Entwickelung stehen, auf die manche Kreise unseres Volkes noch nicht genügend vorbereitet zu sein scheinen. Aber daß sich die Unzufriedenheit über manche Lasten, die das Reich seinen Angehörigen auferlegen muß, in dem häßlichen Schlagwort von der Reichsverdrossenheit hat hervorwagen dürfen, ist doch ein schlimmes Zeichen national-politischer Rückständigkeit, vor der uns ein bloßer Blick auf das Elend der Vergangenheit, z. B. auf die Zustände vor hundert Jahren, bewahren sollte. Da Deutschland nur bestehen kann, wenn es stark ist, so müssen wir es geradezu als ein Glück ansehen, daß der Druck, den unsere westlichen und östlichen Nachbarn auf uns ausüben, uns nötigt, stark zu bleiben, und uns vor Versumpfung und Trägheit bewahrt.

Wenn wir nun unsere Blicke hundert Jahre rückwärts lenken, müssen wir freilich die richtigen Blätter in dem Abrechnungsbuche unserer Geschichte aufschlagen, denn in diesem werden sozusagen mehrere getrennte Konten geführt. Am Anfang des XIX. Jahrhunderts hatte sich unser Geistesleben erweitert und vertieft, wie nie vorher; unsere klassische Dichtung stand auf ihrer Höhe; in der Musik hatten wir die Führung gewonnen; der größte Denker, den die Welt seit dem Altertum gesehen, wirkte in Königsberg; überall zeigten sich ein kraftvolles Streben und schöpferische Tätigkeit oder wenigstens fruchtbare Keime für die Zukunft. Wer aber nur die Literatur oder die Kunstgeschichte jener Zeit kennte, würde kaum ahnen, daß sich unser Volk von 1795 bis 1813 auf dem Tiefpunkte des politischen Lebens befunden hat. Selbst die männlich-schönen Worte des Jünglings im 4. Gesange und am Schlusse von „Hermann und Dorothea" gemahnen den Leser nicht daran, daß zu derselben Zeit, als Goethe jene Verse dichtete, die Horden Jourdans den Westen und Süden des Vaterlandes bis zum Böhmer Wald aufs greulichste heimsuchten. Mehr politischen Sinn hatte der sonst so weltfremde Schiller. Er gibt in dem Gedichte „Der Antritt des neuen Jahrhunderts" der trüben Stimmung wenigstens einigermaßen Ausdruck. Jüngst ist über ein Gedicht von ihm, „Deutschland", viel gesprochen worden, das nach Professor Suphan wahrscheinlich aus dem Jahre 1803, also aus der Zeit schwerer politischer Demütigung stammt. Es hofft auf die Erhebung des stolzen nationalen Geistes gegenüber der Ungunst der äußeren Geschicke und verherrlicht in hohem Idealismus den Glauben an den Sieg deutschen Wesens. Wie der Adler zu der Sonne sich aufschwingt, so soll sich der Deutsche über alle Zeiten und Völker der Erde erheben und das Schönste, was bei anderen Völkern sich vereinzelt findet, zum Kranze vereinen. Und doch müssen wir auch bei Schiller unsere nationale Begeisterung aus Schauspielen schöpfen, deren eines im Grunde genommen die Losreißung eines deutschen Stammes vom Reiche feiert, das andere den Befreiungskampf unseres vielhundertjährigen Erbfeindes behandelt. Dabei wollen wir nicht vergessen, was wir ihm und den anderen Großen verdanken. Der Aufschwung des Geisteslebens in einer Zeit nationalen Elends war die Vorbedingung der politischen Erstarkung und bereitete diese vor, indem er der Nation auch in der trübsten Zeit ihrer Geschichte ein Bewußtsein ihres Wertes und den Glauben an eine bessere Zukunft erhielt. Der völlige Zusammenbruch der alten, überlebten Zustände war nötig, um eine neue Entwickelung anzubahnen. Der Anlaß dazu kam von außen, von der großen französischen Revolution, aber auch von innen, von der Vergrößerungssucht der deutschen Fürstenhäuser.

Vor hundert Jahren lag das heilige römische Reich deutscher Nation, dessen Auflösung mit dem Westfälischen Frieden begonnen hatte und das, wie Voltaire spottete, weder heilig, noch römisch, noch überhaupt ein Reich war, in den letzten Zügen. Es trat nur noch an drei Orten in die Erscheinung, zu Wien in der Person des Kaisers mit seinem Reichshofrat, zu Regensburg im Reichstage, zu Wetzlar im Reichskammergericht. Dem Kaiser hatte man, damit er nichts Böses tun könne, allmählich die Macht genommen, im Reiche überhaupt etwas zu tun; er bezog aus dem Reiche kaum 20 000 Mark Einkünfte, und sein Einfluß beschränkte sich zuletzt auf die Verleihung von Titeln und Standeserhöhungen. Der Reichstag war nicht mehr, wie in der Reformationszeit, eine Vereinigung der persönlich erschienenen Fürsten und Stände unter dem Vorsitz des Kaisers; unserem Bundesrate ähnlich war er ein Staatenhaus geworden, dessen Mitglieder an zeitraubende „Instruktionen" gebunden waren. Seit 1663 ständig in Regensburg versammelt, bildete er eine nur lückenhafte Vertretung der Stände durch Diplomaten, die vor läppischen Formfragen und der ewigen selbstsüchtigen Sorge um den Schutz der „Libertät der deutschen Republik" zu keiner vernünftigen, gründlichen oder schnellen Maßregel kamen. Das Reichskammergericht hatte sich dem letzten Reformversuche Josefs II. gegenüber als besserungsunfähig erwiesen. So sah

Digitized by Google

es mit den Organen des Reichs aus. Auch die Kreisverfassung, die namentlich im Süden und Westen, wo die Zersplitterung des Reichskörpers in Zwergstaaten zur Grenze des Möglichen gelangt war, immer noch einen gewissen Zusammenhalt gewährt hatte, war bis auf geringe Reste verflüchtigt. In dem Staatenstaate, wie man das alte Reich genannt hat, wachten mehr als 300 Reichsstände eifersüchtig über ihrer Selbständigkeit. Und wie verschiedenartig waren diese widerstrebenden Elemente! Der Kaiser stellte mit seinen Erbstaaten eine Großmacht für sich dar, deren Schwerpunkt außerhalb der Reichsgrenzen lag. Der Kurfürst von Brandenburg war zugleich souveräner König von Preußen und Herzog von Schlesien. Der Hannoveraner beherrschte das britische Weltreich. Sachsen hatte lange mit der Krone Polen in Verbindung gestanden. Der König von Schweden war wegen Vorpommerns, der von Dänemark wegen Holsteins Glied des Reiches. Frankreich beanspruchte seinen Einfluß als Bürge des Westfälischen Friedens. Diese Fremden redeten fortwährend in die deutschen Verhältnisse hinein. Selbst der Kaiser, der berufene Wahrer des deutschen Namens, hatte oft zwei Seelen in seiner Brust, eine andere als Reichsoberhaupt, eine andere als „König von Hungarn und Böheim". Die Reichsstandschaft haftete nicht an den fürstlichen Personen oder Dynastien, sondern dinglich am Landgebiete. Sie gliederte sich in drei Gruppen: in das Kurfürstenkollegium mit drei geistlichen und fünf weltlichen Mitgliedern; in das Fürstenkollegium mit einer geistlichen und einer weltlichen Bank, zusammen 100 Stimmen, an denen auch die Abteien und Grafenverbände teilhatten; und in das Kollegium der 51 Reichsstädte. Keine Vertretung auf dem Reichstage hatten, aber als reichsunmittelbar galten die Scharen der Reichsritterschaft und eine Anzahl Reichsdörfer.

Die erste, ziemlich gründliche Vereinfachung in den bunten Wirrwarr der deutschen Landkarte brachte vor hundert Jahren der Rezeß oder Hauptschluß der außerordentlichen Reichsdeputation, der also wohl unter den wichtigsten Staatsurkunden, neben den Verträgen von Münster und Osnabrück und der Wiener Kongreßakte, genannt zu werden verdient. Der erste Anstoß dazu geht bis zum Frieden von Basel 1795 zurück, mit dem Preußen, ohne besiegt zu sein, von dem Bunde gegen das revolutionäre Frankreich zurücktrat, um seine Finanzen wiederherzustellen und für seine Vergrößerungspläne im Osten freie Hand zu bekommen. Es entschloß sich zwar damals noch nicht zu einer Abtretung seiner überrheinischen Besitzungen, aber Friedrich Wilhelm II. verpflichtete sich doch 1796 durch einen neuen Vertrag, „dem Reiche nicht entgegen zu sein, wenn es alle Reichsländer auf dem linken Rheinufer an die französische Republik abtreten und zur Entschädigung der verlierenden Fürsten den Grundsatz der Säkularisation annehmen würde". Dies verhängnisvolle Wort war zuerst kurz vorher in einem Geheimvertrage des Herzogs von Württemberg ausgesprochen worden, der das erste Beispiel einer förmlichen Preisgebung überrheinischen Besitzes unter der Bedingung künftigen Ersatzes durch geistliche Fürstentümer gab und darin alsbald bei dem Markgrafen von Baden Nachfolge fand. Der Kaiser, der bisher für sich und das Reich den Frieden mit Frankreich abgelehnt hatte, mußte 1797, vom Kriegsglück verlassen, den Vertrag von Campo Formio schließen, der ihn für seine Verluste in den Niederlanden, in Italien und in Vorderösterreich ausreichend mit der Republik Venedig entschädigte und in geheimen Artikeln die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich gegen die Anwartschaft auf Salzburg und das bayerische Gebiet bis zum Inn in Aussicht stellte. Diese Angelegenheit, sowie die Entschädigung der drei geistlichen Kurfürsten und mehrerer Erbfürsten sollte auf einem Kongreß geregelt werden, der vom Dezember 1797 bis April 1799 in Rastatt versammelt war. Nachdem sich hier die Vertreter des deutschen Volkes vor den übermütigen Gesandten der Republik, die sogar eine deutsche Fürstin öffentlich zu beleidigen wagten, aufs tiefste erniedrigt hatten, endeten die Verhandlungen ergebnislos und mit einem schrillen Mißton, dem Rastatter Gesandtenmord. Der Kaiser begann den Krieg von neuem, aber in dem Doppelfeldzug von 1800 entschied der Kriegsgott zu Gunsten des inzwischen zum ersten Konsul emporgestiegenen Bonaparte, der den Sieg von Marengo „seine" schönste Waffentat genannt hat, obwohl er kaum dabei beteiligt war. Dieser Gewaltmensch schrieb in Lunéville am 9. Februar 1801 den Frieden vor, der Deutschland eine andere geographische Gestalt gab und seine morsche Verfassung bis auf den Grund zerstörte. Die schon in Rastatt angenommene Grundbedingung der gänzlichen Abtretung aller zum Reiche gehörigen Länder und Domänen (ohne die Schulden!) jenseits des Rheins wurde im 7. Artikel dahin ergänzt, daß den erblichen Fürsten „aus dem Schoße des Reichs" Entschädigungen zu gewähren seien. Diese vom Reiche solidarisch zu tragende Verpflichtung sollte alsbald durch einen besonderen Reichsausschuß oder Deputation eingelöst werden. Die Sache ging also als eine innere Reichsangelegenheit Bonaparte gar nichts an, aber da einige Verlustträger sich bei ihm über die Langsamkeit in der Vollziehung des 7. Artikels beschwerten und noch mehrere den französischen Einfluß durch Bestechungen erkauften, so wurde auf sein Drängen im November 1801 durch Reichstagsbeschluß die außerordentliche Deputation zur Regelung der Gebietsverteilung aus acht Mitgliedern gebildet, den vier Kurfürsten von Mainz, Sachsen, Böhmen (d. i. dem Kaiser) und Brandenburg, und den vier Fürsten von Bayern, Württemberg, Hessen-Kassel und dem Hoch- und Deutschmeister, mit der unbeschränkten Vollmacht im Einverständnis mit der Regierung der französischen Republik zu handeln. Die Sitzungen sollten im Rathause zu Regensburg stattfinden, und hier trat die Deputation endlich am 24. August 1802 zusammen.

Inzwischen gingen in Paris, dem eigentlichen Brennpunkt der deutschen Geschäfte, allerhand geheimnisvolle Verhandlungen vor sich, in denen sich die einzelnen Reichsstände durch Sonderverträge ihren Anteil an der Beute zu sichern suchten. Da auch das mit Frankreich zur Zeit befreundete Rußland um seine Vermittelung angegangen wurde, so vereinigten sich die beiden fremden Mächte zur Umgestaltung der deutschen Landkarte. Sie legten einen von den Franzosen entworfenen Plan vor und mahnten zur Eile. Diese war auch nötig, wenn nicht völlige Anarchie einreißen sollte. Preußen drohte nicht nur mit der Besetzung der ihm zugedachten Gebiete, sondern ergriff wirklich im Laufe des Sommers von Erfurt, dem Eichsfeld u. s. w. Besitz, ohne daß das Reich bis dahin seine Zustimmung gegeben hatte. Ebenso suchte Österreich durch die Besetzung von Passau und Salzburg dem pfalzbayrischen Kurfürsten den Rang abzulaufen, hatte aber darin wenig Glück, denn der französische „Plan" wollte „das Gleichgewicht, welches vor dem Kriege zwischen den vornehmsten Häusern Deutschlands bestanden hatte, wiederherstellen", d. h. der Kaiser sollte in Preußen und Bayern ein Gegengewicht erhalten und von allen Entschädigungen ausgeschlossen werden. Bei dem schleppenden Gang, den alles nahm, was mit dem alten Reichstag zusammenhing, würde ohne den kräftigen Druck des sonst ganz manierlichen französischen Gesandten Laforêt der Zusammentritt der Deputation sich jedenfalls verzögert haben.

Die Abgeordneten der acht Stände erledigten ihre Aufgabe unter Mitwirkung oder richtiger unter der Aufsicht der Vertreter Frankreichs und Rußlands in 46 Sitzungen vom 24. August 1802 bis 25. Februar 1803. Entscheidend für Deutschlands Schicksal könnte man die dritte Sitzung vom 8. September nennen, in der der „Plan" als Grundlage anerkannt wurde, wenn nicht schon vorher alles in Paris abgemacht gewesen wäre. Bis zum 22. Dezember waren alle wesentlichen Veränderungen festgelegt; von da an handelte es sich nur noch um Formfragen und Kleinigkeiten. Unter fremder Einwirkung genügten also einige Monate, um das Werk der „Wiedergeburt" des Reiches zu beendigen, das die deutschen Fürsten, sich selbst überlassen, bei ihrer Uneinigkeit

Digitized by Google

wahrscheinlich niemals zustande gebracht haben würden. Als Säkularmonat kann man daher den Dezember 1902 ansehen, zumal da damals nachträglich der 1. Dezember 1802 als Normaltag bestimmt wurde, von dem an die neuen Besitzverhältnisse gelten sollten. Angenommen wurde der Rezeß oder Hauptschluß, in dem die Deputation ihre Ergebnisse zusammenfaßte, durch den Reichstag am 25. Februar 1803, bestätigt vom Kaiser erst nach langem Zögern am 9. Mai, womit die Vollmachten der Deputation erloschen. Der Rezeß war in seinen Grundzügen das Werk der fremden Minister, die hier als die Herren und Meister auftraten und sich an jenem 9. Mai — der Franzose schrieb freilich den 19. Floréal XI, der Russe den 27. April — in herablassenden Schreiben von den Mitgliedern verabschiedeten, indem sie diesen wie Schulbuben ihre Zufriedenheit mit deren Fleiß und Folgsamkeit aussprachen, auch zum Schlusse den deutschen Fürsten noch einige gute Lehren gaben. Wirklich haben auch die acht Abgeordneten in der Feststellung der unzähligen Einzelheiten viel Mühe aufwenden müssen, und wenn ihr Werk (wie alle solche Verträge „auf ewige Zeiten" geschlossen) als Ganzes nur die Dauer eines Augenblickes gehabt hat, so war das nicht ihre Schuld, sondern eine Folge der überstürzten Staatenbildung, mit der Napoleon seit 1805 in die deutschen Verhältnisse eingriff. In wichtigen Bestimmungen wirkt ihre Arbeit noch heute fort; dazu gehört besonders das Verschwinden der geistlichen Gebiete und die Einverleibung der meisten Reichsstädte in die benachbarten Staaten.

Die deutschen Kirchenstaaten waren bei ihren verfallenen Zuständen der allgemeinen Vergrößerungssucht gegenüber nicht zu retten, selbst der Kaiser mußte sie preisgeben, obwohl er in ihnen seine letzten Stützen verlor. Der Vertreter Böhmens, d. i. des Kaisers, klagte in der Sitzung vom 11. September: „Die Nachfolger jener Bischöfe, die in den Anfangszeiten des Reichs mit den ältesten und berühmtesten Häusern im Rate der Kaiser gesessen haben, steigen nach tausend Jahren herab von ihren Sitzen und bringen der Liebe zum Frieden kostbare Hoheitsrechte zum Opfer, die auf die rechtmäßigste Weise ihr eigen geworden waren. Sie warfen in die allgemeine Gütermasse, die dazu dienen sollte, ihre weltlichen Mitstände für die erlittenen Verluste zu entschädigen, ein heiliges Eigentum, das ungleich größer an Umfang ist, als alles das, was die weltlichen Fürsten jemals auf dem linken Rheinufer besessen haben." Böhmen beantragte auch am 4. Dezember zu Gunsten der katholischen Fürsten die Einführung neuer Virilstimmen in den Fürstenrat, weil durch die Menge von Stimmen, die jetzt auf Protestanten übergingen, das Gleichgewicht gestört sei. Aber dagegen erhob Brandenburg Widerspruch: „Seit Jahrhunderten sind die protestantischen Stimmen in diesem wie im Kurfürstenrat in der Minderheit gewesen, ohne daß die Protestanten dadurch ihre Existenz benachteiligt erachtet haben. Überhaupt sind, dank dem Geiste des Fortschritts, die Zeiten vorüber, wo Aberglaube und Schwäche jede politische Angelegenheit zu einer Sache der Religion gestempelt haben." Obgleich wir unseren katholischen Volksgenossen noch heute den Schmerz über die Säkularisation nachfühlen können und der gerühmte Geist des Fortschritts auch in einigen geistlichen Gebieten gerade in deren letzten Zeiten unter manchen tüchtigen Regenten sich geltend gemacht hatte, so war ihre Einziehung doch ein Segen für ihre Bewohner und für die ganze Nation, wie z. B. ein Vergleich der Rheinlande jetzt und vor hundert Jahren lehrt. Die Kirchenstaaten hatten das Recht zum Fortbestehen verloren, waren sie doch hauptsächlich schuld an der jahrhundertelangen Schwäche unserer Westgrenze, und wenn sich auch insofern unter dem Krummstabe gut wohnen ließ, als von einem großen Druck selten etwas zu spüren war, so hatten sie andererseits die wichtigsten staatlichen und wirtschaftlichen Aufgaben vernachlässigt und dienten hauptsächlich dem hohen und niederen katholischen Adel zur Versorgung der nachgeborenen Söhne. Den Fürstbischöfen und Prälaten samt ihren Beamten wurden übrigens zu ihrer Versorgung Pensionen angewiesen. Noch weniger Anlaß haben wir, der verschwundenen Herrlichkeit von 45 Reichsstädten — nur Hamburg, Bremen, Lübeck, Frankfurt a. M., Nürnberg und Augsburg behielten ihre Selbständigkeit — eine Träne nachzuweinen; die Bürger der meisten begrüßten das über sie verhängte Los als Erlösung aus unhaltbaren Zuständen.

Der Rezeß enthält in den ersten 32 seiner 88 Paragraphen die neue Gebietsverteilung. Wie willkürlich und für Deutschland beschämend die Franzosen mit dem deutschen Boden umgingen, zeigt sich besonders darin, daß auch einige außerdeutsche Fürsten, die gar nichts im Reiche verloren hatten, mit deutschen Landen entschädigt wurden. Der Großherzog von Toskana, der sein Land an Frankreich hatte abtreten müssen, erhielt dafür Salzburg, Berchtesgaden und Teile der Hochstifter Passau und Eichstädt, zusammen 220 Quadratmeilen mit 286 000 Einwohnern und 2 Millionen Gulden Einkünften; desgleichen der Herzog von Modena 53 Quadratmeilen mit 167 000 Einwohnern im Breisgau und der Ortenau. Der durch die Revolution aus Holland vertriebene Erbstatthalter Wilhelm V. von Oranien bekam durch die Fürsprache Preußens Fulda und Corvey, einige Abteien und die kaiserliche Stadt Dortmund, 46 Quadratmeilen mit 120 000 Einwohnern. Dem belgischen Hause Croy, das gar keinen Anspruch erhob, fiel die Herrschaft Dülmen in Westfalen zu, dem bis dahin in Deutschland gänzlich unbekannten Herzog von Looz-Corswaren das münstersche Amt Rheina-Wolbeck mit 14 Quadratmeilen und 16 000 Einwohnern.

Mehr Bedeutung für uns haben die Gebietsüberweisungen, die den noch im nachmaligen Deutschen Bunde souveränen Fürstenhäusern zufielen, weil diese noch jetzt zum größten Teil zu Recht bestehen. Pfalzbayern erhielt für seine Verluste in der Rheinpfalz Jülich, Elsaß (186 Quadratmeilen mit 580 000 Einwohnern), die Hochstifter Würzburg, Bamberg, Augsburg, Freising nebst Teilen von Passau und Eichstädt, dreizehn Stifter, darunter Kempten, Ottobeuren, Waldsassen und fünfzehn Reichsstädte, darunter Ulm, Rotenburg a. T., Memmingen. Mit der Reichsstadt Leutkirch fielen ihm „die freien Leute der Leutkircher Heide" in 39 Dörfern zu, außerdem die freien Reichsdörfer Gochsheim und Sennfeld bei Schweinfurt. Sein Gewinn belief sich auf 100 Qm. mit 275 000 E. und gegen 3 Millionen Gulden Mehreinkünften. — Preußen tauschte für 48 Qm. mit 137 000 E. (Teile von Cleve, Mörs, Geldern) 221 Qm. und 526 000 E. ein, nämlich die Hochstifter Hildesheim und Paderborn, den östlichen Teil von Münster, das Eichsfeld, Erfurt, die Reichsstädte Mühlhausen, Nordhausen und Goslar und sechs Abteien, darunter Essen, Herford und Quedlinburg. — Hannover gewann für geringe Abtretungen das Hochstift Osnabrück, 43 Qm. und 126 000 E. — Baden empfing durch die Verwendung des russischen Kaisers die verhältnismäßig größte Entschädigung, für 8 Qm. im Elsaß mit 25 000 E. das Hochstift Konstanz und Reste von Straßburg, Speier und Basel, ein Stück Rheinpfalz mit Mannheim und Heidelberg, sieben Reichsstädte, elf Abteien, zusammen 59 Qm. mit 237 000 E. und $1^1/_8$ Millionen Gulden Mehreinkünften. — Württemberg tauschte für Mömpelgard (7 Qm., 14 000 E.) die Propstei Ellwangen, sieben Abteien, neun Reichsstädte, darunter Reutlingen, Heilbronn, Eßlingen, Rottweil, Gmünd ein, im ganzen 29 Qm. und 120 000 E. — Hessen-Kassel gewann für St. Goar und Rheinfels einige mainzische Enklaven (Fritzlar) und die Reichsstadt Gelnhausen, die jedoch längst unter seinem Schutze stand, auch das Reichsdorf Holzhausen. — Hessen-Darmstadt erhielt für Hanau-Lichtenberg (im Elsaß und Baden) das kurkölnische Herzogtum Westfalen (Arnsberg) und andere geistliche und pfälzer Gebietsteile, 88 Qm. mit 171 000 E., d. h. ungefähr 50 Qm. und 90 000 E. mehr. — Die jetzt in Luxemburg regierende Linie Nassau wurde durch triersche, kölnische, mainzische, pfälzische und hessische Gebiete abgerundet und damit für Saarbrücken und Saarwarden reichlich entschädigt.

Digitized by Google

Gut bedacht wurden auch eine Anzahl fürstlicher Häuser, die seitdem die Souveränetät verloren haben; so Aremberg, Salm in verschiedenen Linien, Dietrichstein, das die Herrschaft Tarasp an Graubünden abtrat, Thurn und Taxis (für den Verlust der überrheinischen Posten mit 8 Qm. und 21 000 E. in Schwaben), Löwenstein-Wertheim, Wied, Bratzenheim; am reichlichsten das Haus Leiningen, das alle seine Besitzungen verloren hatte und für das nun ein schönes Fürstentum mit $27^1/_2$ Qm. und 83 000 E. zwischen Main und Neckar zurechtgemacht wurde. Von den Mitgliedern der Grafenkollegien erhielten nur wenige eine Entschädigung, die meisten gingen gleich der Reichsritterschaft leer aus; sie sollten „durch anderweit verfügbare Revenüen" entschädigt werden, ein Versprechen, das auf eine absichtliche Täuschung hinauslief, da, wie jedermann wußte, nichts mehr zu vergeben war. — Von geistlichen Reichsständen blieben nur noch der Deutsche Orden und der Johanniter- oder Malteserorden mit bescheidenem Besitzstand bestehen und etwas besser ausgestattet mit 24 Qm. und 82 000 E. der Reichserzkanzler, dessen Stuhl von Mainz nach Regensburg verlegt wurde und der sein Fürstentum Aschaffenburg behielt und dazu Stadt und Bistum Regensburg und die Reichsstadt Wetzlar bekam.

Wichtig waren die Verschiebungen, die sich aus den Gebietsveränderungen für das Stimmenverhältnis am Reichstage ergaben. Infolge der Verleihung der Kurwürde an Toskana-Salzburg, Baden, Württemberg und Hessen-Kassel standen nunmehr vier katholischen sechs protestantische Kurfürsten gegenüber. Mecklenburg-Schwerin war mit seiner Bewerbung um eine Kur trotz der russischen Fürsprache zu spät gekommen. Für das Fürstenkollegium wurden die Virilstimmen neu verteilt. Von den 131 Stimmen waren 64 bis 66 in den Händen der zehn Kurfürsten. Brandenburg z. B. hatte 13 Stimmen für Magdeburg, Hildesheim, Paderborn, Halberstadt, Münster, Hinterpommern u. s. w. — Die Kurfürsten erlangten also auch in diesem Kollegium das Obergewicht; ebenso die Protestanten über die Katholiken mit 77 gegen 53 (eine Stimme wechselte), während vorher von 99 Stimmen 52 katholisch, 45 protestantisch und 2 wechselnd gewesen waren. Dieser Umstand war der kaiserlichen Macht um so abträglicher, als der Kaiser allein noch durch die geistliche Bank Einfluß auf die Entscheidungen des zweiten Kollegiums und damit des Reichstags ausgeübt hatte. Er veranlaßte neben der Gründung des Rheinbundes bald darauf Franz II., die Würde eines Oberhauptes des heiligen römischen Reiches deutscher Nation niederzulegen und damit das Ende dieses Reiches auszusprechen.

Vom Standpunkt des formalen und geschichtlichen Rechtes aus müssen wir anerkennen, daß der Rezeß das Werk einer Revolution von oben war. Dennoch dürfen wir heute in dem Rezeß den ersten Schritt zur staatlich-politischen und wirtschaftlichen Wiedergeburt des Vaterlandes sehen. Blieben auch zunächst noch genug Zwergstaaten bestehen, die den deutschen Partikularismus im Zerrbild zeigten, so wurde doch mit einer Menge kleiner und kleinster Staatswesen aufgeräumt, die einen inneren Anspruch auf Selbständigkeit nicht haben konnten und jede gesunde Entfaltung der Volkskraft hemmten. Scheiterte doch bei der Gebietszersplitterung die Herstellung einer für den Verkehr unentbehrlichen Straße oft an dem Widerspruch eines einzigen jener kleinen Machthaber, deren selbstherrliche Willkür auch einer geordneten Rechtspflege und Polizei vielfach die unüberwindlichsten Hindernisse entgegensetzte. Die hohen nationalen Güter, deren wir uns heute erfreuen, verdanken wir zum Teil auch dem Reichsdeputations-Hauptschluß, und an der Freude daran soll es uns auch nicht stören, wenn das gierige Feilschen der damaligen Parteien und ihre unwürdige Kriecherei vor dem Auslande für unser heutiges patriotisches Empfinden stets etwas Beschämendes behalten müssen.



Verirrt. Nach dem Gemälde von M. Lebling.

Digitized by Google

Familientisch. — Sammler-Daheim.

Zu unseren Bildern.

Von dem Maler weiblicher Schönheit und Anmut F. A. Kaulbach bringen wir an erster Stelle einen wundervollen Mädchenkopf mit herrlichen, aber so tief traurigen großen Augen. Sehnsucht und Seelenleid schauen uns daraus ergreifend an.

Eine grau in grau gestimmte kleine Winterlandschaft von M. Lebling, in der indessen eine verirrte Schaffamilie die Hauptsache ist, und ein gut gemaltes Stillleben (Perlhühner, Kohlköpfe und Rettiche) von H. Charlemont auf der Beilage bilden neben den interessanten kunstgeschichtlichen Illustrationen den weiteren künstlerischen Schmuck der heutigen Daheimnummer.

Noch eine Pfefferkuchenform.

Über Lebkuchenformen im allgemeinen sowie über deren kunstgewerbliche und kulturgeschichtliche Bedeutung haben wir an dieser Stelle bereits früher berichtet. (Vergl. die Artikel im Sammler-Daheim Nr. 26 Jahrgang 1901 und Nr. 12 Jahrgang 1902.)

Wappendarstellungen auf Kuchenformen kommen häufig vor. Meist sind es Zunft- und Stadtwappen, dann adelige und Patrizierwappen, ferner der Reichsadler, seltener die großen Wappen einzelner Reichsstände. Die hier mitgeteilte Kuchenform ist von einem Original genommen, das dem städtischen Museum zu Altona gehört.

Die Vorderseite der Platte (Abb. 1) trägt, sauber geschnitten, das große Wappen der Markgrafen von Brandenburg in Franken. Auf der Rückseite zeigt sie die Künstlerbuchstaben W—S und die Hausmarke des Schnitzers zwischen der Jahreszahl 15—90 (Abb. 2), sie gehört also der guten Zeit deutscher Spätrenaissance an, und die Datierung ermöglicht genauere Bestimmung der einzelnen Wappenfelder.

Von den Söhnen des Kurfürsten Albrecht Achilles erhielt Johann Cicero Brandenburg und die Kurwürde, Siegmund Bayreuth und Friedrich Ansbach. Der letztere, der 1495 Bayreuth erbte, ist der Stammvater der älteren Linie Brandenburg in Franken; er war vermählt mit Sophie von Polen. Sein ältester Sohn Casimir († 1527) erhielt Bayreuth, der zweite, Georg († 1543), Ansbach, der dritte, Albrecht († 1568), war der erste Herzog von Preußen unter polnischer Lehnshoheit. Georg erwarb durch Kauf das Herzogtum Jägerndorf in Schlesien, sein Sohn Georg Friedrich († 1603) erbte im Jahre 1557 Bayreuth und ward 1578 Administrator von Preußen. Das dargestellte Wappen muß also dasjenige von Georg Friedrich sein, mit dem die ältere Linie der Markgrafen von Brandenburg in Franken ausstarb.

Das Wappen besteht aus zwölf Feldern, darunter vier mit Greifen und vier mit Adlern besetzt. Die Erklärung der einzelnen Felder soll mit dem rechten Obereck beginnen und von rechts nach links in der natürlichen



Abb. 1. Pfefferkuchenform mit dem Wappen der Markgrafen von Brandenburg in Franken. 1590. — 20 cm Durchm.

Folge der Zahlen fortschreitend mit dem linken Untereck endigen.

1) Der Greif von Pommern. Die verschiedenen Linien des herzoglichen Hauses Pommern hatten sämtlich einen Greif im Wappen geführt, aber von ganz verschiedenen Tinkturen; das Hauptschild der pommerschen Herzöge nach der Vereinigung enthielt vier Greife. Der vorderste derselben, rot in weiß, wurde bereits 1466 nach der Erbverbrüderung ins brandenburgische Wappen aufgenommen; er sollte schlechthin Pommern bedeuten.

2) Der brandenburgische Adler, rot in weiß.

3) Das Wappen der Burggrafschaft Nürnberg. Löwe, schwarz in Gold, mit rot und weiß „gestückter" Einfassung.

4) Der Greif von Stettin-Pommern (1566), rot in blau.

5) Der preußische Adler. Als im Jahre 1525 der Hochmeister Albrecht von Brandenburg Ostpreußen als erblicher Herzog vom König Siegismund I. von Polen, seinem Oheim, zum Lehen erhielt, übergab ihm dieser eine Fahne, und zwar „ein Panier von weißem Damast", auf dem ein schwarzer Adler mit goldenen Klauen, eine goldene Krone um den Hals, goldene Streifen in den Flügeln und auf der Brust den silbernen Buchstaben S. Der Adler ist von dem im Jahre 1454 für Westpreußen erfundenen übernommen, und genau, wie angegeben, befindet er sich in dem großen Staatssiegel Albrechts und auf dessen Münzen und Medaillen. Später kamen das S und die goldenen Streifen auf den Flügeln in Fortfall.

6) Der Greif von Pommern-Wolgast (Kassuben), schwarz in gold.

7) Der Adler von Ruppin, weiß in rot.

8) Der Greif von Pommern-Tollense (Wenden); sechsfach quergeteilt, grün und rot in weiß.

9) Der schlesische Adler; schwarz in gold, rotgekrönt, auf der Brust belegt mit einem silbernen Halbmonde, der oben mit einem silbernen Kreuze besetzt ist.

10) u. 12) Hohenzollern.

11) Rügen; oben ein wachsender gekrönter Löwe, schwarz in Gold, unten: vierfach stufenweise gesperrt, rot und blau. —

Der mittlere Helm gehört zu Brandenburg, es ist der alte böhmisch-brandenburgische Helm, der als Zierde einen schwarzen, mit goldenen Feuerflammen (Schellen) besäten Adlerflug zeigt. Diese alte Helmzier behielt nach der Mitte des 16. Jahrhunderts Brandenburg in Franken bei, während Kurbrandenburg den Flug mit zwei goldenen Sceptern belegte. Rechts von Brandenburg steht der gekrönte Helm von Pommern mit Pfauenstoß, links der Helm von Nürnberg, als Zier den wachsenden rotgekrönten Löwen auf roter, mit Hermelin aufgeschlagener Mütze zwischen rot und weiß gestückten Büffelshörnern. —

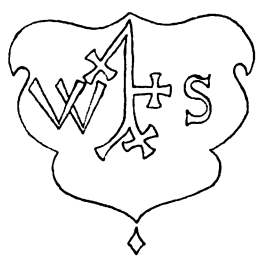


Abb. 2. Künstlerzeichen auf der Wappenplatte von 1590.

Dies markgräflich-brandenburgische Wappen mit seiner außerordentlich zierlichen, feinen Zeichnung erinnert lebhaft an das kurfürstlich-brandenburgische Wappen, das Jost Amman in seinem Wappen- und Stammbuch vom Jahre 1589 gezeichnet hat. — Es wird begleitet von den Versen:

„Wo zugleych ist sterck und verstandt,
Da ist deß Reychß ein selger standt.
Sich billig solcher Ehren rühmt
Das Hauß Brandburg wie jm gezlempt."

M. Kirmis.

Notizen.

Die Lupe ist das einfachste und notwendigste Hilfsmittel des Tier- und Pflanzensammlers. Dieselbe heißt Handlupe, wenn der Beobachter sie mit der Hand zwischen sein Auge und das Objekt bringt, Stativlupe, wenn sie von einem besonderen Gestell getragen wird. Befindet sich in Verbindung mit dem Gestell der Stativlupe eine kleine Tischfläche (Objekttisch) zur Aufnahme des Objektes, welche in der Regel so eingerichtet ist, daß das Objekt mit Hilfe eines unter dem Objekttisch angebrachten Spiegels in durchfallendem Lichte beobachtet werden kann, so nennt man das Instrument gewöhnlich ein Präpariermikroskop, weil es vorzugsweise dazu benutzt wird, um unter der Lupe einzelne Teile des Objektes bloßzulegen (zu präparieren). Die Lupen, die zu Stativlupen und zu Präpariermikroskopen benutzt werden, sind meist aus zwei oder drei Linsen zusammengesetzt und heißen dann Doublets oder Triplets. Je größer das Gesichtsfeld, um so geringer die Vergrößerungsfähigkeit der Lupe; eine Lupe von 10 mm Linsendurchmesser und zehnfacher Vergrößerung stellt ein äußerstes Maximum dar. Je stärker die Vergrößerung, desto kleiner der Gesichtskreis und um so empfindlicher der Mangel an Licht; die sehr stark vergrößernden Lupen sind Glaskugeln. Die Diaphragmenlupe von Wollaston enthält zwischen den beiden Halbkugeln einen Schirm mit kleiner Öffnung, wodurch ohne Vermehrung der Fehler das Gesichtsfeld vergrößert wird. Die Steinheilsche Lupe besteht aus einem Glascylinder mit gewölbten Endflächen, derartig, daß der Brennpunkt der ersten Fläche genau auf die zweite fällt. Die Vergrößerung 100 bezeichnet die Grenze für die Leistungsfähigkeit der Lupe. MK

Weihnachtsmünzen. Auf der Vorderseite der Münzen sieht man eine anmutige Darstellung: Es ist Weihnachten. Im feierlichen Glanz der Kerzen erstrahlt der Tannenbaum. Auf ihn richtet sich die Betrachtung einer kleinen Gruppe, einer Mutter mit ihrem Sprößling. Sie hält ihn aufrecht stehend in ihrem Schoße. Eine stille Glückseligkeit ruht in den Zügen der Mutter; in dem Antlitz des Kindes aber malen sich Staunen und Freude, die sich auch durch jede Bewegung des Kindes bekunden. Die Kehrseite zeigt eine malerische Behandlung in der Skulptur. Vor uns liegt ein Stückchen Erde, bedeckt von Schnee und Eis, in tiefster Ruhe: eine echte Winterlandschaft. Ringsum ist Abgeschiedenheit und kein Wesen sichtbar; doch droben in den Höhen sehen wir als Sendboten des Himmels aus den Wolken einen Engel hervorschweben. Die Inschrift auf dieser Seite lautet: „Weihnachten 1902". Die Stücke sind aus patiniertem Silber in der Größe eines Fünfmarkstückes ausgeprägt und aus der Oertelschen Münzstätte in Berlin hervorgegangen.



Weihnachtsmünze.

Die Ausgrabungen in Delphi haben, wie in Olympia und auf der Akropolis, die Erwartungen nur sehr unvollkommen erfüllt. Schon zu altgriechischer Zeit ging vieles verloren. Sulla bestritt die Kosten eines Feldzuges aus den Schätzen Delphis (ähnlich wie später Napoleon I. die reichen Wallfahrtsorte Italiens plünderte); Nero nahm auf einmal 500 Bildsäulen, und häufig wurden die Schatzhäuser der größeren und kleineren griechischen Staaten geleert. Plinius und Pausanias berichten, daß sie dort noch mehrere tausend Statuen gesehen hätten, auch diese müssen weggeschleppt oder vernichtet worden sein, denn wenig ist es, was bisher die Erde von Kunstschätzen zurückgab. Nur wenige namhafte Funde sind es, die das noch unfertige Museum von Delphi birgt. Da ist der Marmorfries des Knidier-Schatzhauses, der in archäilcher Ausführung Scenen aus der griechischen Götter- und Heroensage darstellt, dann die Metopen des Schatzhauses von Sikyon aus dem Anfange des VI. Jahrhunderts. Sie fallen durch lebendige Darstellung auf; Orpheus, die Dioskuren, Europa und der Stier, Helle auf dem Widder sind verherrlicht. Von dem Schatzhause der Athener sind schöne archäische Metopen, Taten des Herakles und des Theseus darstellend, erhalten; das Hauptstück der Sammlung ist ein Wagenlenker aus Bronze, der einem Vorläufer des Phidias anzugehören scheint. Streng und stilisierend ist die Gewandung, aber in Kopf und Armen liegt Leben und Bewegung. Sorgfältig sind die Details ausgearbeitet, prächtige Patina erhöht die Wirkung.

Der diokletianische Maximaltarif. Im Jahre 301 n. Chr. erließ der Kaiser Diokletian, um der zunehmenden Teuerung zu steuern, einen Erlaß, in dem bis ins einzelnste angeführt war, welches der höchste Preis sei, der für Gegenstände der verschiedensten Art und für verschiedene Dienstleistungen zu fordern erlaubt sein sollte. Diese Liste, die, in Stein gegraben, im ganzen römischen Reiche öffentlich aufgestellt war, ist in neuester Zeit erst aus verschiedenen Resten zusammengestellt worden, so daß der größte Teil des Textes bekannt ist. Interessant sind die Taxen für das Abschreiben von Büchern und die Buchpreise überhaupt. Die Schrift hatte je nach der Schönheit zwei Preise; 100 Zeilen der geringeren Schrift kosteten etwa 96 Pfennige; als Zeileneinheit wird die Ausdehnung der Hexameterzeile von etwa 36 Buchstaben angenommen. Papyrus wurde in einzelnen Bogen verkauft, die bis zu einem Meter lang waren; der Preis für den Bogen schwankte, je nach der Feinheit des Stoffes, zwischen 10 Pfennigen und einer Mark. Der erste Gesang der Ilias, welcher 611 Verse enthält, würde z. B. etwa 10 Mark an Papyrus und Schreiberlohn gekostet haben. Das sind aber Maximalpreise, in Wirklichkeit waren die gewöhnlichen Ausgaben billiger, es existierten sogar schon billige Volksausgaben; ein römischer Volksbuchhändler zeichnete sich z. B. nach den Erzählungen Martials durch besonders niedrige Preise aus. Andererseits gab es Sammler, die für alte Ausgaben kolossale Preise bewilligten, weshalb auch von Alexandrien nach Rom ein schwungvoller Handel mit gefälschten Klassikern betrieben wurde. MK

Das Grab Karls des Großen im Aachener Münster, dessen Stelle vielumstritten ist, hat Prof. Buchkremer neuerdings bestimmt. Über seine Forschungen berichtete er in einem Vortrage, den er in der Hauptversammlung des Aachener Geschichtsvereins hielt. Danach ist der Kaiser am 28. Januar 814 in dem sogenannten Proserpina-Sarkophag im südlichen oberen Pfeilerviereck im Umgange des Oktogons unter der Erde zur Ruhe bestattet worden. Auf das Grab wurde ein breiter Steinblock in der Länge des Sarges mit einer den Begrabenen betreffenden Inschrift gesetzt. Darüber wurde ein nach außen viereckiger Steinbogen angebracht, dessen innere Fläche auf goldenem Grunde das Bild des Kaisers zeigte. Beim Einbruch der Normannen wurde zum Schutze des Grabes der dieses kenntlich machende Oberbau vernichtet und der Bodenbelag geebnet. Otto III. suchte und fand das Grab, ließ es jedoch wieder schließen. Friedrich Barbarossa, der 1165 das Grab öffnete, entnahm ihm die Gebeine, ließ diese in den Karlsschrein legen und den Sarkophag als Denkstein aufstellen. Dieser war Jahrhunderte hindurch vorhanden, bis er in unbekannter Zeit entfernt wurde.

Digitized by Google

Hausmusik.

Julie Müller-Hartung.

Vor einigen Jahren tauchte ein Künstlerpaar auf, das in die Eintönigkeit der Klavier- und Liederabende eine überaus angenehme Abwechslung brachte. Der trübe, schwerhörige Gott, des Haupt mit Schleiern umhüllt, der Schutzpatron jener zahllosen Konzerte, in denen Geige und Klavier, Klavier und Gesang in unverständlichem Ehrgeiz um irgend eine sogenannte „gute Kritik", um die Gunst spärlicher Zuhörer ringen, zumeist unter der Palme der Langweiligkeit, jener trauernde Genius des Musikschmerzes war nicht zugleich auch der Schutzpatron dieses Schwesternpaares: Wohin immer Julie und Ilse Müller-Hartung auf ihren Reisen kamen, überall nahm man sie freundlich auf, überall ließen sie das Andenken einer freundlichen, liebenswürdigen und unterhaltsamen Kunst zurück. Das Neue an der gemeinsamen Kunstübung der beiden Schwestern lag in dem Wechsel von Liederspenden und Deklamationsvorträgen. Nichts erfrischt das in modernen Konzerten über Gebühr in Anspruch genommene Ohr mehr, als das gesprochene Wort, als der Sprachton, in dem die Norm der Gehörempfindung sich darstellt. Und wenn es freundlich anregende und liebenswürdig heitere Gedanken sind, die uns mit den Worten in das Ohr fließen, dann ist der Effekt vollkommen, die Deklamation wird zur wirkungsvollen Folie des Gesanges und das gesungene Wort liefert dem gesprochenen die volle äußere Wirkung des Kontrastes, auf den in der Kunst wie im Leben alles ankommt. Und diese Wirkung ist viel stärker, als sie wesensverschiedene musikalische Instrumente untereinander zu erzeugen vermögen. Von den beiden Schwestern ist Fräulein Julie Müller-Hartung die Sängerin. Ihre Kunst ist nicht auf das Großartige gerichtet, die himmelragenden Gipfel und die dunklen Abgründe kennt sie ebensowenig wie die Landschaft Thüringens, wo die Wiege der Künstlerin stand. Keine großen pathetischen Accente, keine Superlative. Die überläßt sie anderen, die größere Mittel, stärkere Kräfte besitzen. Ihre Kunst mutet freundlich an. Sie erschüttert und droht nicht, aber sie erfreut und durchwärmt das Gemüt. Fräulein Müller-Hartung besitzt einen ergiebigen Mezzosopran, den sie mit poetischem Empfinden gebraucht. In der Natürlichkeit und dem schlichten Gefühl des Vortrags liegt das Geheimnis seiner Wirkung, und wenn das Organ der Künstlerin ein wenig schwerflüssig ist, so muß die Anmut, mit der Fräulein Müller-Hartung graziöse und feingliederige Stücke zu singen versteht, um so höher eingeschätzt werden. Die Künstlerin, die sich großer Beliebtheit erfreut und schmeichelhafter Auszeichnungen teilhaft ward, stammt, wie schon gesagt, aus dem liederfrohen Land Thüringen. Ihr Vater ist der Hofrat Müller-Hartung, der treffliche Mann, der sich um das Musikleben Weimars die größten Verdienste erworben hat.



Frl. Julie Müller-Hartung.

Neue Musik.

Kinderlieder für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte komponiert von Guido Nakonz. Drei elegant kartonierte Bände zu je 3 Mk. (Leipzig, Verlag von E. W. Fritzsch.) An Kinderliedern herrscht kein Mangel. Der Begriff ist freilich dehnbar genug; Lieder, die von Kindern handeln, von ihren kleinen Freuden und Sorgen, die aus dem Empfindungsleben des Kindes selbst hervorgegangen sind, das sind die Kinderlieder im eigentlichen Sinne des Wortes. Man singt sie den Kindern vor, und die Kinder singen sie den Erwachsenen nach oder die Großen singen sie in der lebendigen Freude am Wesen und an der Art der Kleinen. Von dieser erfrischenden und ebenso ergötzlichen wie nützlichen Art von Liedern gibt es nicht leicht zu viel. Es ist das größte Lob, das man den Kinderliedern von Guido Nakonz zollen kann, daß sie den Charakter des Kindlichen auf das glücklichste zum Ausdruck bringen. Reizvolle Kleinigkeiten, die auf einer ganz leichten, naiven und doch künstlerischen Klavierbegleitung ruhen, voll melodischer Anmut und allerliebst mit malerischen Zügen ausgestattet, holen sie sich ihre Stoffe aus dem Kinderleben und der Kinderstube. Kleine schelmische Verse und knappe, freudige Melodien, das stimmt prächtig zusammen. Die Großen wie die Kleinen werden an den durchaus gelungenen, gemüt- und humorvollen Liedern ihre Freude haben, die man um so lebhafter pflegen sollte, als sie dem Eindringen der landläufigen Gassenhauer in die Familie einen wirksamen Damm entgegensetzen.

Malerstudien. Fünf Klavierstücke zu 2 Händen von Zdenko Fibich, op. 56, 2 Hfte. Prag, Verlag von Fr. A. Urbanek. Preis 3 Mk. „Malerstudien" nennt der leider zu früh seinem Schaffen entrissene böhmische Komponist eine Reihe von Klavierstücken, in denen er musikalisch das ausspricht, was einzelne Bilder großer Maler an Empfindungen, Ideen und Stimmungen in Herz und Phantasie ihm ausgelöst haben. So verweilt Fibich bei berühmten Tafeln von Ruysdael, P. Brueghel, Fra Giovanni da Fiesole („Reigen der Seligen"), A. Watteau und Correggio: es sind ungemein stimmungsvolle und charakterkräftige Stücke, eine vornehme und wertvolle Musik, die er ihnen zu danken hat. Gute und poetisch nachempfindende Klavierspieler werden sie mit hohem Genuß spielen. Im Anschluß an diese prächtigen „Malerstudien" sei noch ein anderes Klavierwerk hier namhaft gemacht; es heißt:

Stimmungen, Eindrücke, Erinnerungen. Kleine Stücke für Pianoforte zu 2 Händen von Zdenko Fibich, op. 57, 3 Hefte. Preis 4 Mk. (Prag, Urbanek.) Wie dort, so spricht hier ein wirklich feiner Musiker, ein phantasievoller Künstler zu uns, der uns auch in seinen kleinen Einfällen, dort, wo er mehr an der Oberfläche spielt als in die Tiefe greift, lebhaft zu fesseln versteht. Der Stempel eines ausgezeichneten Talentes ist allem aufgeprägt, was Fibich an kleinen Gebilden dieser Art geschaffen hat.

Rheinlied für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung komponiert von Arthur von Holwede. Hamburg, J. A. Böhme. Preis 1 Mk. Die Verse H. Benders mit ihrem volkstümlichen Schwung haben in diesem Lied, das der Komponist nach seinem Männerchor für eine einzelne Singstimme und Klavier sehr geschickt übertragen hat, eine glückliche musikalische Fassung erhalten: kräftige volkstümliche Rhythmen, prägnante melodische Wendungen und ein gewisses zündendes Temperament zeichnen das Lied aus und dürften es namentlich in den Kreisen der Vereine rasch einbürgern und zu einem lieben Festgenossen machen.

Schlummerlied von Frida Schanz für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte von Ida Sothmann. Verlag G. Hartmann, Schwerin i. M. Preis 1 Mk. Das ist nun wirklich ein ganz allerliebstes Liedchen! Über die entzückenden Verse von Frida Schanz hat Fräulein Sothmann, die hervorragende mecklenburgische Hofpianistin, ein Netz von duftigen, zarten und dämmernden Tönen geworfen. Ein weiches Andantino von sanft wiegender Bewegung, darüber eine liebenswürdige süße Melodie, so wird dieses reizende Schlummerlied sicher seinen Weg machen.

In demselben Verlage gab Fräulein Ida Sothmann übrigens zwei weitere Lieder heraus: „Ich weiß nicht, wie's geschieht" (Geibel) und „Auf dem Teich dem regungslosen" (Lenau) und ferner im Verlage Ries & Erler (Berlin) drei Lieder: „Es muß ein Wunderbares sein", „Wolle keiner mich fragen", „Du bist so still, so sanft, so sinnig", Texte von Redwitz und Geibel, die charakteristisch sind für die Richtung, nach der hin die Lyrik der Künstlerin schreitet. Sie liebt das Zarte und Innige, eine heilige Ruhe in sich und um sich, in der man die Springbrunnen des Gefühls rauschen hört. In dem Stil dieser Lieder berührt sie sich mit Robert Schumann. Und das ist kein Zufall. Wie sie als Pianistin eine Schumannspielerin hervorragender Art ist, so hat sie sich auch als schaffender Künstler auf den Ton Schumanns gestimmt. Ihre Lieder sind im übrigen gesangvoll und poetisch tief empfunden.

Johann Sebastian Bach: Sechs Tonstücke für Klavier übertragen von Ferruccio Busoni: Orgelpräludium und Fuge D-dur; Vier Orgel-Choral-Vorspiele; Violin-Chaconne. Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig. Ferruccio Busoni, der eminente Künstler, bietet hier dem fertigen Klavierspieler und dem, der der Kunst mit Eifer und Hingabe dient, Klavierbearbeitungen Bachscher Musik, die man nicht anders als höchst geniale Nachdichtungen am Klavier bezeichnen kann. Man muß es bewundern, wie Busoni hier das Große und Kolossale in der Bachschen Orgelmusik am Klavier wiedergibt, es ist staunenswert und des höchsten Lobes würdig, wie er die berühmte Chaconne für Violine allein zu einem grandiosen, erschütternden Klavierstück von ungeheurer Wucht und Größe ausgebaut hat. Wer dieses unvergleichliche Stück, diese Welt

Digitized by Google

von Musik studieren und ganz in sich aufnehmen will, der vertraue sich Busoni als Führer an.

Das spanische Liederbuch Hugo Wolfs.

(Schluß.)

Vielfach liegt der malerische Verlauf in einer deutlich hervortretenden Stimme des Klaviersatzes; nie wird dann die Singstimme nebensächlich, von harmonischen Zufälligkeiten abhängig, behandelt; stets stellt sie sich mit eigenem melodischen Organismus dem Begleitsatz entgegen. Man betrachte diese mühelose Contramelodik in „Trau nicht der Liebe", vor allem aber in dem wundervollen, in Abendstimmung schwelgenden Ständchen „Auf dem grünen Balkon".

Solche Tongebilde geben einen klaren Aufschluß über das Schaffen des Künstlers: der schärfsten Kombinationskunst werden sie nie gelingen: sie müssen in Einem, in sich fertig entstanden sein. Hier trennt sich die Eingebung des Genies von der Erfindung des Talentes. Bizarre, launige Klangbilder finden wir im spanischen Liederbuch kaum, es wäre höchstens das harmonisch-eigensinnige „Treibe nur mit Lieben Spott" oder „Preciosas Sprüchlein gegen Kopfweh" zu erwähnen, welch letzteres allerdings mit seinen leise bohrenden Sekundendissonanzen und dem konstanten Pochen der Achtel ein auffallend richtiges Bild des Kopfwehs gibt. Sonst dringt die Freude an der reinen musikalischen Schönheit überall mit Macht durch und gibt dem Ganzen einen viel klareren Charakter, wie dies im italienischen Liederbuch der Fall.

Gesänge von so lauterer Konzeption wie „Komm', o Tod", „Dereinst gedenke mein", „Sie blasen zum Abmarsch" sind dort so wenig zu finden, wie jenes bis an die Grenzen der Liederform sich vorwagende symphonische Ausbauen des dichterischen Gedankens, das die letzten Lieder der Sammlung aufweisen, vor allem das ein ganzes Drama in sich fassende „Geh Geliebter! Sieh der Morgen dämmert". Sprach dort ein Farbenkünstler zu uns, der die Kraft seiner Palette an kühnen, genial hingeworfenen Farbenzusammenstellungen erproben will, dem es manchmal nur um Herausarbeiten einer bestimmten Nuance, eines seltsamen Kontrastes, einer plötzlichen, kecken, malerischen Idee zu tun war, so haben wir hier die unbedingt den Stoff beherrschende „malerische" Technik als Sklavin des dichterischen Gedankens vor uns; sie will nicht an ihm zur Wirkung gelangen, sondern ihn selbst zur Wirkung bringen. Wolf hat aufgehört, Causeur zu sein. Nicht nur durch die geistlichen Lieder des Albums, auch durch die weltlichen Gesänge geht ein Zug inneren Leids, eine Weltauffassung, die sich nicht in witzigen Aphorismen aussprechen kann, sondern die Bodenschwere des Lebens in sich lasten fühlt; schweres Blut pulsiert in den Gedichten, ein düsterer, rubinroter Glanz der Leidenschaftlichkeit leuchtet aus ihnen. So hat sich Wolf denn an ihnen zum Seelenschilderer vertieft und sein eigenes Innenleben mit ihnen vermischt. Und dieser persönliche Zug, dieses Ausströmen dessen, was hier ein Menschenherz unruhvoll empfunden, gibt auch diesen Gesängen das höchste Zeichen der Kunst — das der unbedingten Wahrheit — mit auf den Weg.

Hermann Teibler.

Gedenktafel.

Friedrich Reichardts hundertfünfzigster Geburtstag. Dem einstigen Kapellmeister Friedrichs des Großen, der als Komponist von Goetheschen Liedern sich dauernden Ruhm erwarb, wurde auf dem Friedhof zu Giebichenstein ein neues Denkmal zu seinem hundertfünfzigsten Geburtstag am 25. November errichtet. Auch in Bad Wittekind wird ihm eine Denktafel gestiftet, und es war geplant, eines seiner besten Werke — die Trauerkantate auf Friedrichs des Großen Tod — aufzuführen. So will man heute den Mann ehren, der in seiner musikalischen Bedeutung für die heutige Welt zwar nur von geringem Interesse ist, dem aber seine Beziehungen zu großen Männern Anspruch auf unsere Teilnahme gewähren und der uns auf schriftstellerischem Gebiet, z. B. in seinen „Briefen eines aufmerksamen Reisenden, die Musik betreffend", Schilderungen von kulturgeschichtlichem Wert hinterlassen hat. Am 25. November 1752 in Königsberg geboren, kam Friedrich Reichardt nach Agricolas Tode als Kapellmeister an den Hof Friedrichs des Großen und erwarb sich das große Verdienst, in das etwas stagnierende Musikwesen frisches Leben gebracht zu haben. Er führte viel Neues ein, so die berühmten Spirituelkonzerte, in denen er neue Werke vorführte und vor allem seine eigenen Sachen aufführen ließ. Den alten, bequemen Musikern paßte dies anfangs gar nicht, und auch der alternde Frjedrich, der nicht mehr soviel Interesse für Musik zeigte, meinte einmal, als Reichardt seinen Musikern Crescendo und Decrescendo zu spielen zumutete: „Da hat er einen ganz kuriosen Feuerlärm gemacht!" Reichardts kühnes Vorgehen, sein ungeduldiges, von kühner Selbstüberhebung nicht ganz freies Wesen, sein oft schroffes Urteil, machten ihm natürlich Feinde. Er erbat und erhielt mehrfach Urlaub, den er zu weiten Reisen verwandte, die ihm einesteils — wie in Paris — neuen Ruhm einbrachten, ihn andererseits aber auch mit vielen bedeutenden Männern zusammenführten. So traf er in Wien mit Gluck, in Heidelberg mit Lavater und Klopstock zusammen und in Weimar mit Goethe, dessen Lieder und Singspiele er in Musik setzte. Als unter Friedrichs Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., das Musikleben zu neuer Blüte gedieh, vergrößerte Reichardt das Orchester, holte neue italienische Gesangskräfte heran, komponierte auch selbst deutsche und italienische Opern. Intriguen aber führten seine Beurlaubung und mit ihr seine Anstellung als Salineninspektor in Giebichenstein bei Halle herbei. Er besaß dort ein Haus, in dem er Fürsten, Staatsmänner, Gelehrte, unter diesen Schleiermacher, empfing. Zum Tode Friedrich Wilhelms, 1797, kam Reichardt nach Berlin und führte sein schönstes Werk, die zu Friedrichs des Großen Tode komponierte Trauerkantate und überdies mehrere Opern auf. Von dem neuen Könige erhielt er eine bedeutende Gehaltszulage. Seinem Wirken setzte vorderhand Napoleon ein Ziel. Er flüchtete von Berlin nach Königsberg; Jerome Napoleon rief ihn jedoch diktatorisch zurück und stellte ihn in Kassel als Kapellmeister an, bis ihn neue Mißliebigkeiten nach seinem Giebichenstein zurücktrieben, wo er am 27. Juni 1814 starb.

E. K. Sch.

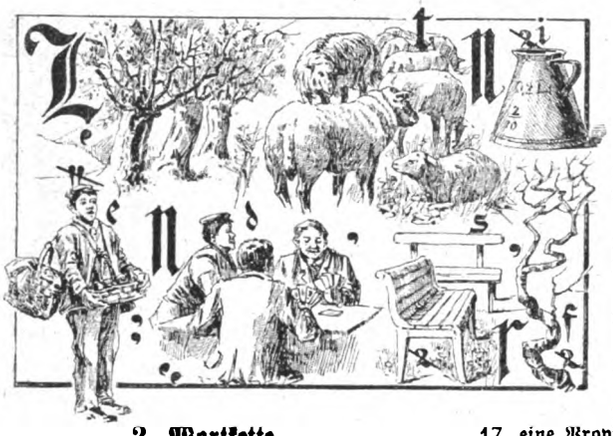
Redaktionspost.

Herrn **C. F. Peters** in **Leipzig**. Mit Vergnügen teilen wir unseren Musikfreunden mit, daß der Preis von Beethovens C-dur-Sinfonie in der neuen Bearbeitung für zwei Klaviere für ein vollständiges Exemplar (also für beide Klavierstimmen!) nur 3 Mk. beträgt, nicht aber 6 Mk., wie in unserer Besprechung (Hausmusik Nr. 5) irrtümlich angegeben war.

M. Br-r. in **Stuttgart**. Die Artikel über Hugo Wolf erschienen, wie Sie sehen, in zwangloser Folge. Die Rücksichten auf den Raum und auf die Mannigfaltigkeit des Inhaltes unserer „Hausmusik" können wir nicht ohne weiteres außer acht lassen.

In unserer Spielecke.

1. Bilderrätsel.



2. Wortkette.

Aus den folgenden 60 Silben soll eine Wortkette von 20 viersilbigen Wörtern gebildet werden und zwar so, daß die Endsilbe des vorhergehenden stets gleich der Anfangssilbe des folgenden Wortes ist.

a a a a bel bes ca de di e e en gi jo ka ke ku la la le li li li li lo lop lym ma ma man me me na ne ni ni o on pe pi pe pi ra re re ren ri ru sa sar so su ta ta te thu ti us ve wa.

Die Wörter bedeuten:

1. Eine Stadt auf der Insel Sizilien;
2. ein Ornament;
3. ein Frauengemach;
4. einen römischen Dichter;
5. eine Landschaft in Ostafrika;
6. eine Art Porzellan;
7. eine Blume;
8. einen alttestamentlichen männlichen Namen;
9. eine europäische Insel;
10. eine Umhüllung;
11. eine Frauengestalt der griechischen Sage;
12. eine italienische Provinz;
13. einen weiblichen Vornamen;
14. eine eingeschaltete Erzählung;
15. einen der Vereinigten Staaten Amerikas.
16. eine Empörung;
17. eine Provinz in Britisch-Canada;
18. eine Stadt in Griechenland;
19. eine griechische Nymphe;
20. eine Stadt in Spanien.

F. M.

3. Rätsel.

Als Überschrift, nicht bei Geschichten
Des Herzens, oder bei Gedichten —
Denn allem was mit Poesie
Verwandt, gesellt das Wort sich nie —
Dagegen oft bei solchen Dingen
Wie sie Geschäfte mit sich bringen,
Wirst Du es sehn, auch leichter finden,
Dein Soll und Haben zu ergründen,
Ist's eingeteilt in solcher Art,
Eh' das Verzeichnis aufbewahrt.
Nun magst Du unbedenklich streichen
Ein einziges, das dritte Zeichen,
Und glaube mir, daß es sich lohnt,
Denn jetzt dem Namen innewohnt,
Vergangen zwar, doch unvergessen,
Die Macht noch, die er einst besessen,
Als den gewaltigen Koloß
Er fest in Herrscherketten schloß,
Und siebenhundert Jahre lang
Sein eisern Zepter ihn bezwang.

M. Sch., Cassel.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 9.

1. Problem: Die Schwerter.

Man nimmt zuerst den weißen Buchstaben W, dann sucht man die Schwerter, welche die Streifen einmal durchstechen, es sind drei, und nimmt von den dazu gehörigen Buchstaben überall die ersten; also E M D, dann die zweiten: A S H. In derselben Weise werden die Buchstaben, welche zu den zweimal durchgeführten Schwertern gehören, geordnet. Dann geht es weiter bis zu den sechsmal durchgeführten Schwertern, welche abschließen. Bei richtiger Lösung erhält man:

„Wem das Herz fehlt, dem nützt der Degen nichts!"

2. Wechselrätsel.

E—**ich**—e. E—**mir**—e.

3. Homonym. Keller.

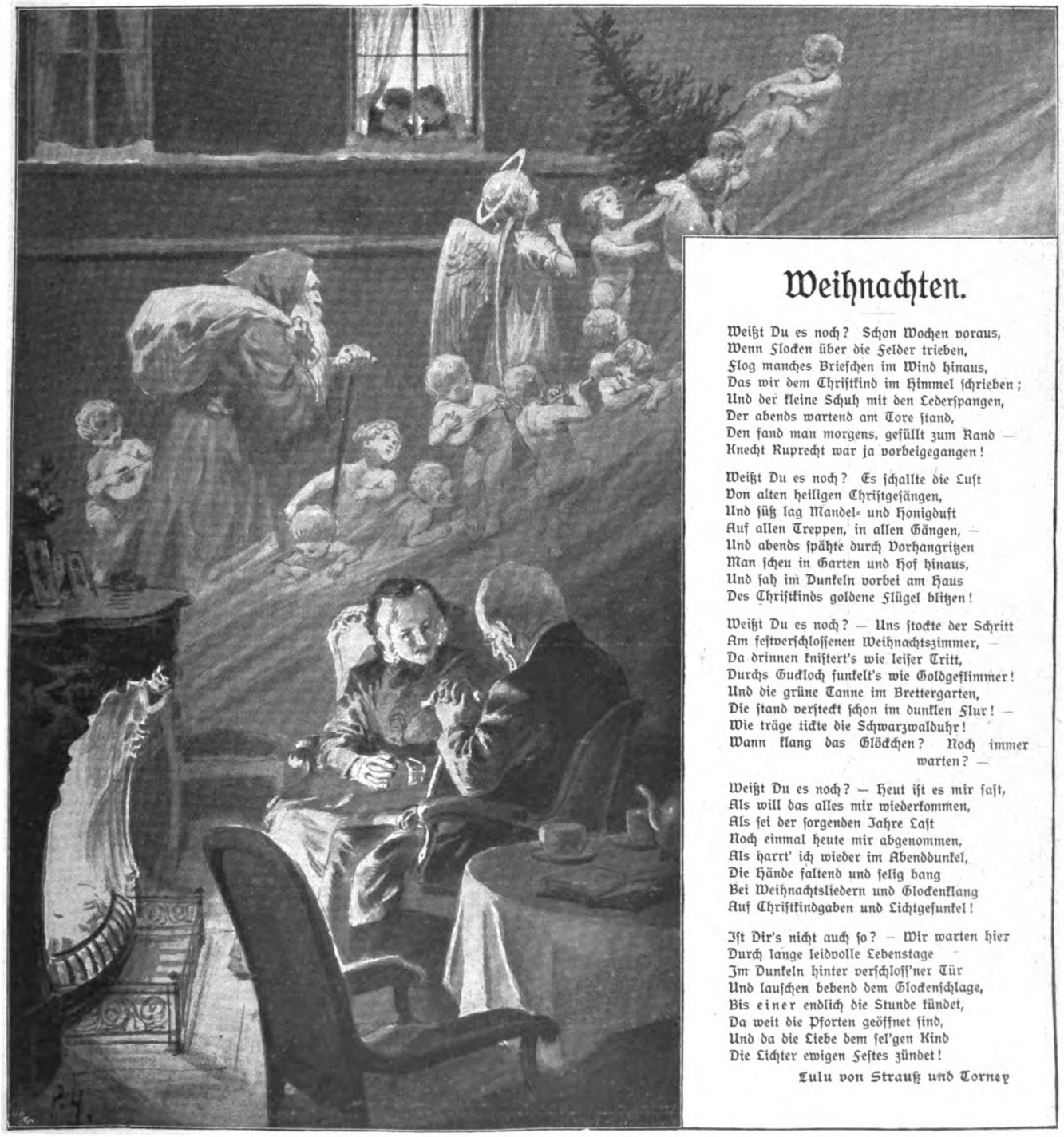
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rücksendung **unverlangt** eingesandtet Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutschen** Freimarken beigelegt sind. — Herausgeber: **Th. H. Pantenius** und **Hanns von Zobeltitz**. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin**. Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W. 35, Steglitzerstr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Anzeigen nur**: An die **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig**, Hospitalstraße 27. — Verlag der **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig**. Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig**.

Digitized by Google

Daheim
Ein deutsches Familienblatt.

39. Jahrgang * vom Oktober 1902 bis dahin 1903. * * * Ausgegeben am 20. Dezember 1902. * Nr. 12.

Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.



Weihnachten.

Weißt Du es noch? Schon Wochen voraus,
Wenn Flocken über die Felder trieben,
Flog manches Briefchen im Wind hinaus,
Das wir dem Christkind im Himmel schrieben;
Und der kleine Schuh mit den Lederspangen,
Der abends wartend am Tore stand,
Den fand man morgens, gefüllt zum Rand —
Knecht Ruprecht war ja vorbeigegangen!

Weißt Du es noch? Es schallte die Luft
Von alten heiligen Christgesängen,
Und süß lag Mandel- und Honigduft
Auf allen Treppen, in allen Gängen, —
Und abends spähte durch Vorhangritzen
Man scheu in Garten und Hof hinaus,
Und sah im Dunkeln vorbei am Haus
Des Christkinds goldene Flügel blitzen!

Weißt Du es noch? — Uns stockte der Schritt
Am festverschlossenen Weihnachtszimmer, —
Da drinnen knistert's wie leiser Tritt,
Durchs Guckloch funkelt's wie Goldgeflimmer!
Und die grüne Tanne im Brettergarten,
Die stand versteckt schon im dunklen Flur! —
Wie träge tickte die Schwarzwalduhr!
Wann klang das Glöckchen? Noch immer warten? —

Weißt Du es noch? — Heut ist es mir fast,
Als will das alles mir wiederkommen,
Als sei der sorgenden Jahre Last
Noch einmal heute mir abgenommen,
Als harrt' ich wieder im Abenddunkel,
Die Hände faltend und selig bang
Bei Weihnachtsliedern und Glockenklang
Auf Christkindgaben und Lichtgefunkel!

Ist Dir's nicht auch so? — Wir warten hier
Durch lange leidvolle Lebenstage
Im Dunkeln hinter verschloss'ner Tür
Und lauschen bebend dem Glockenschlage,
Bis einer endlich die Stunde kündet,
Da weit die Pforten geöffnet sind,
Und da die Liebe dem sel'gen Kind
Die Lichter ewigen Festes zündet!

Lulu von Strauß und Torney

Digitized by Google

Der Komponist des Liedes „Stille Nacht, heilige Nacht". Von all den Hunderttausenden, die am lieben Weihnachtsabend das alte und doch immer wieder schöne, traute Lied „Stille Nacht, heilige Nacht" singen, werden die wenigsten über die Entstehung des Sanges Näheres wissen. Dank dem freundlichen Entgegenkommen des Herrn C. Erk in Hannover sind wir in der Lage, nach uns vorgelegten alten Briefschaften und Aufzeichnungen unseren Lesern hierüber einige Mitteilungen zu machen. Danach ist das Lied, Text und Melodie, im Jahre 1818 entstanden. Am heiligen Abend dieses Jahres überbrachte der Hilfspfarrer Joseph Mohr in Oberndorf dem dort als Organisten wirkenden, damaligen Schullehrer im benachbarten Arnsdorf Franz Gruber ein eben von ihm verfaßtes Weihnachtsgedicht, eben unser nun allbekanntes „Stille Nacht, heilige Nacht", und bat den Musiker, hierzu eine passende Melodie für 2 Solostimmen samt Chor und für Gitarrenbegleitung schreiben zu wollen. Franz Gruber überreichte noch am heiligen Abend selbst die gewünschte Komposition dem Geistlichen, und so wurde denn in der Weihnachtsnacht des Jahres 1818 in dem stillen Kirchlein des weltabgeschiedenen salzburgischen Bergdorfs zum erstenmal der fromme, herzerhebende Sang gesungen, der nun wohl in jedem christlich gesinnten deutschen Hause alljährlich am heiligen Abend ertönt. Das Lied hat übrigens sowohl im Text wie in der Melodie inzwischen einige leichte Abänderungen erfahren. Von den ursprünglich sechs Strophen des Textes sind die schon vom Dichter und Komponisten bevorzugten erste, zweite, dritte und sechste Strophe jetzt die zumeist ausschließlich in den Liedersammlungen genannten geworden. Die uneingeschränkte Verbreitung des Liedes ist übrigens vielleicht auch nur einem Zufall zu danken. Wie eben schon erwähnt, war der Gesang für Gitarrebegleitung komponiert worden und zwar deshalb, weil die damalige Orgel der Oberndorfer Kirche so schadhaft war, daß sie nicht benutzt werden konnte. Es wurde daher im nächsten Frühjahr der Orgelbauer Karl Mauracher aus Fügen im Zillertale beschieden, um eine neue Orgel aufzustellen. Bei dieser Gelegenheit lernte Mauracher den Komponisten des Weihnachtsliedes und dieses selbst kennen. Es gefiel ihm so gut, daß er es auch in seiner Heimat zur Aufführung brachte, und von hier aus nahm der schöne Sang nun seinen Flug hinaus ins Weite.



Franz Gruber, der Komponist des Liedes „Stille Nacht, heilige Nacht".



Das Geburtshaus Grubers in Hochburg in Oberösterreich.

Franz Gruber, der 1787 als Sohn eines armen Leinewebers zu Hochburg im Innviertel (Oberösterreich) geboren worden war, hatte schon früh sein musikalisches Talent geoffenbart. Doch suchte der strenge Vater mit großer Härte diese ihm nutzlos scheinenden Neigungen des Sohnes zu unterdrücken, der gleichfalls Leinweber werden sollte. Ein Meßlied aber, das der zwölfjährige Knabe eines Sonntags auf der heimatlichen Orgel spielte, ergriff den Vater derart, daß er sich umstimmen ließ und aus seinen Spargroschen für fünf Taler dem Sohn ein altes Klavier anschaffte, auf dem er nun seine Studien trieb. Neben seiner musikalischen Ausbildung, die Gruber dann bei dem Stadtpfarr-Organisten in Burghausen erhielt, lag er auch noch seinen anderen Arbeiten gewissenhaft ob, so daß er schon mit siebzehn Jahren sein Lehrerexamen bestand. Alsbald erhielt er auch die Anstellung in Arnsdorf, wo er 22 Jahre hindurch als Lehrer und Organist wirkte. 1833 wurde er dann als Organist und Chorregent an die Stadtpfarrkirche zu Hallein berufen, wo er denn auch am 7. Juni 1863 gestorben ist. Außer dem Weihnachtslied hat der begabte und fleißige Musiker noch an hundert große solenne und kleinere deutsche Messen geschrieben, die in seiner engeren Heimat oftmals zur Aufführung gekommen, leider aber,



Von der Weihnachtsfeier der Schwarzen in Berlin.

Digitized by Google

da sie nur handschriftlich in wenigen Exemplaren vervielfältigt waren, zum größten Teil für die Nachwelt verloren gegangen sind, was sehr zu bedauern ist. Denn gewiß hat sich auch darunter noch manch schönes und wertvolles Musikstück befunden, das eine dauernde Erhaltung wohl verdient hätte.

* * *

Vom Weihnachtsfest der Schwarzen in Berlin. Berlin ist unter den drei großen europäischen Hauptstädten diejenige, die den geringsten Bruchteil exotischer Elemente in sich schließt. Es ist eben langsamer, später in die Reihe der Weltstädte hinaufgerückt, welche Brennpunkte für die Civilisationsbestrebungen aller Völker bilden. Sogar Deutschlands schwarze Unterthanen haben hier noch verhältnismäßig wenig festen Fuß gefaßt. Das Aufsehen, das immer noch ihr vereinzeltes Erscheinen bei uns wach ruft, findet weder in Paris, noch weniger aber in London und New-York eine Parallele. Allein seit einigen Jahren beginnt man doch auch bei uns in den Civilisationsbestrebungen, wenigstens was jene dunklen Länder anbetrifft, praktischer zu werden. Man hat nämlich eine Anzahl junger Schwarzer, Abkömmlinge angesehener eingeborner Familien, zu uns herüber gebracht, um ihnen eine deutsche gesittete Erziehung zu Teil werden zu lassen. Auf diese Weise hofft man in ihnen jene Triebe, Anschauungen und Fähigkeiten groß zu ziehen, die die notwendige Voraussetzung aller Kultur sind, Triebe, die sich selber überlassen, zu ihrer Entwickelung bei barbarischen Völkern Jahrhunderte gebrauchen. So haben denn 7 junge Schwarze, die von den Gouverneuren der betreffenden Schutzgebiete dem Hoflieferanten Herrn Antelmann übergeben worden sind, im Deutschen Kolonialhause zu Berlin eine zweite Heimat gefunden. Alle gehen hier ihrer beruflichen Ausbildung nach und dürften sich mit der Zeit zu brauchbaren Angehörigen des deutschen Reiches entwickeln. Unter diesen Umständen ergiebt es sich von selbst, daß bei der Erziehung der jungen Schwarzen ein ganz besonderes Gewicht auf Sorgfalt und Gründlichkeit gelegt werden mußte. Gilt es doch, namentlich eine feste Grundlage an sittlicher Tüchtigkeit und strenger Selbstzucht zu legen, denn ohne eine solche würden die Herangewachsenen später bei der Rückkehr in ihre afrikanische Heimat unfehlbar den zahlreichen Versuchungen erliegen, die dort bei der niedrigen Kulturstufe ihrer Landsleute mit Sicherheit an sie herantreten werden. Unsere Abbildung zeigt den Moment, wo die zur vorjährigen Weihnachtsfeier im Deutschen Kolonialhause Antelmann versammelten Schwarzen mit dem Weihnachtsliede einsetzen. Der den Gesang auf dem Klavier begleitende Kleine ist Quasi, der 8jährige, geistig recht veranlagte Sohn des Togohäuptlings Bruce. Einen Sohn des bekannten Königs Bell aus Kamerun sehen wir in dem kleinen Violinspieler, dem 14jährigen Otto. Der 9jährige Tilili stammt aus Kalum in Neu-Guinea, während der 14jährige Towauleou aus Barawou im selben Schutzgebiet und der 12jährige Acheli aus Togo gebürtig ist. Eben daher stammen auch der 19jährige Jonathan Tometi und Joseph Byll, der jetzt sein 29. Jahr zurückgelegt haben dürfte.



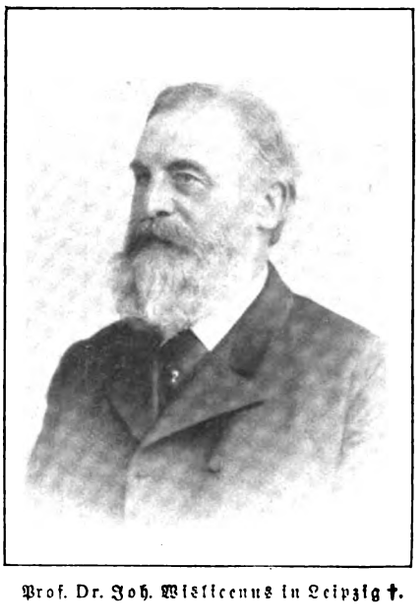
Prinz Heinrich als Automobilist. Nach einer Aufnahme von Theod. Reimers, Hamburg.



Dr. Burchard, der neue erste Bürgermeister von Hamburg.
Nach einer Aufnahme von G. Biber, Hofphotogr. in Hamburg.

* * *

Prinz Heinrich als Automobilist. Der neuste aller Sports, der ja schon seit geraumer Zeit in die vornehmen Kreise seinen Einzug gehalten, hat nun auch in dem Hohenzollernhaus einen Anhänger gefunden. Unser Kaiser selber bedient sich ja zwar, wie bekannt, schon seit einigen Jahren im Manöverterrain häufig des Automobils, aber zu Vergnügungsfahrten hat er den „Kraftwagen" doch noch nie benutzt. Sein Bruder Prinz Heinrich dagegen hat kürzlich seine Reise von Kiel nach Darmstadt im Automobil zurückgelegt und dieses selbst gesteuert. Unsere Aufnahme zeigt ihn in seinem Reisewagen.



Prof. Dr. Joh. Wislicenus in Leipzig †.

* * *

Prof. Dr. Wislicenus †. In Leipzig starb in der Nacht zum 5. Dezember nach längerem Krankenlager Professor Dr. Joh. Wislicenus, dessen Name auch außerhalb seines Fachkreises einen hellen Klang hatte. Geboren am 24. Juni 1835 zu Kleineichstedt bei Querfurt als Sohn des Theologen Gustav Wislicenus, hat der verdienstvolle Gelehrte ein Alter von 67 Jahren erreicht. Mit 18 Jahren wanderte er mit seinem

Digitized by Google



Büste des verstorb. Abts D. Uhlhorn von K. Gundelach im Kloster Bockum.

Vater nach Nordamerika aus, von wo er 1856 nach 3jährigem Aufenthalt nach Europa zurückkehrte, um zunächst in Zürich und dann in Halle dem Studium der Naturwissenschaften obzuliegen. Nach Beendigung desselben habilitierte er sich an der Universität Zürich für das chemische Fach. 1864 wurde er sodann in Zürich außerordentlicher Professor und Direktor des Universitätslaboratoriums, 1867 Ordinarius und 1871 Direktor des Eidgenössischen Polytechnikums. Im folgenden Jahre erhielt er einen Ruf an die Universität Würzburg, an der er 13 Jahre hindurch erfolgreich wirkte, bis er 1885 an die Universität Leipzig als ordentlicher Professor der Chemie und Direktor des chemischen Laboratoriums berufen wurde. Neben hohen Ordensauszeichnungen wurde ihm auch der Titel eines Geheimen Hofrats verliehen. Seine wissenschaftlichen Untersuchungen und Entdeckungen beziehen sich namentlich auf die Ermittelung der Konstitution und die Synthese organischer Substanzen, mit besonderer Berücksichtigung der Isomere. Aufsehen erregten namentlich seine Untersuchungen über die Milchsäure und über die räumliche Anordnung der Atome in organischen Molekülen, die der Forschung neue Gesichtspunkte und Methoden erschlossen.

* * *

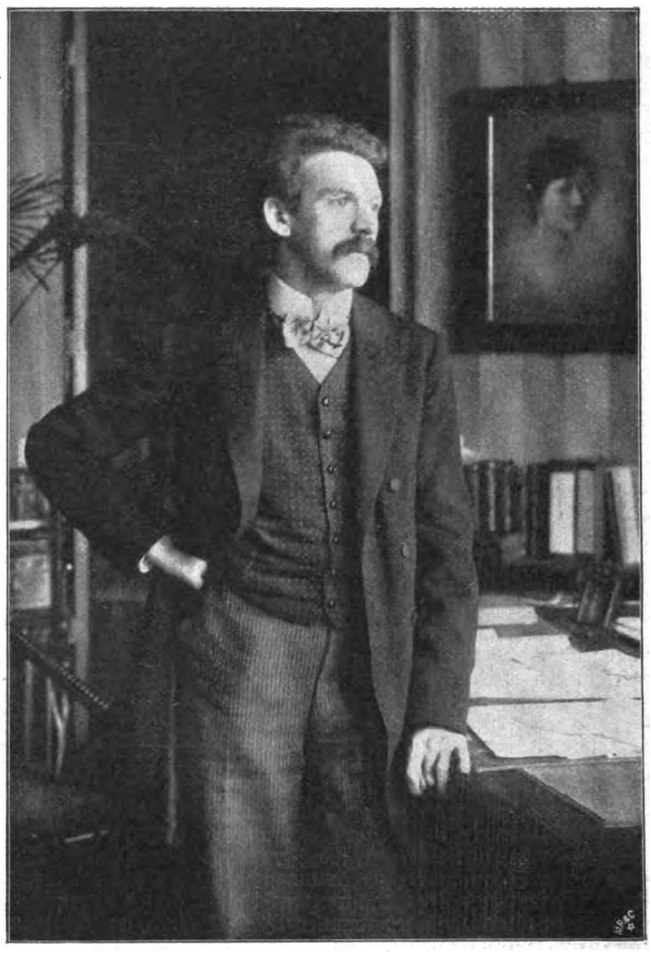
Der neue 1. Bürgermeister in Hamburg. Die Bürgermeister-Wahlen in Hamburg haben das Ergebnis gehabt, daß der Senator Dr. Burchard zum ersten und der bisher dieses Amt bekleidende Senator Dr. Hachmann diesmal zum zweiten Bürgermeister gewählt worden ist. Dr. Burchard ist in der Oeffentlichkeit bereits bekannt geworden als Bevollmächtigter der Hansastadt zum Bundesrat, in welcher Eigenschaft er auch im Reichstag des Oefteren das Wort ergriffen hat. Den Lesern des Daheim ist er auch als Dichter bekannt geworden.

* * *

Eine Büste vom Abt D. Uhlhorn. Vor Kurzem hat der begabte hannoversche Bildhauer Karl Gundelach eine Büste vollendet, welche den unseren Lesern wohl bekannten, nun verstorbenen Abt des Klosters Loccum, D. Gerhard Uhlhorn in ungemein charakteristischer Weise verkörpert. Die Büste ist zur Aufstellung im Kloster Loccum selbst geschaffen worden und trägt die Inschrift „Gerardus II., Abbas Luccensis."

* * *

Der neue Bürgermeister von Berlin. Nach den bekannten Vorgängen, die sich in den letzten Jahren an die Wahl der Berliner Bürgermeister geknüpft haben, dürfte auch die Person des nunmehr von der Berliner Stadtvertretung gewählten zweiten Bürgermeisters Reg.-Rat Dr. Reicke von Interesse sein. Herr Reicke ist Reichsbeamter, er gehörte bisher dem Reichsversicherungsamt an und war vorher Justitiar des Konsistoriums der Provinz Brandenburg. Sein Name ist in weiteren Kreisen vor einigen Jahren in Zusammenhang mit der Bewegung des Goethebundes bekannt geworden. Damals erfolgte denn auch der Uebertritt des Reg.-Rats Reicke aus dem Konsistorium zu dem Reichsversicherungsamt. Herr Reicke gilt als ein tüchtiger Verwaltungsbeamter; er hat sich übrigens auch als Schriftsteller auf verschiedenen literarischen Gebieten versucht.



Der zum Bürgermeister von Berlin gewählte Reg.-Rat Reicke.
Nach einer Aufnahme der Photo-Illustration in Berlin.

* * *

Vom Brand in Marienburg. Schon wieder einmal ist das herrliche Denkmal deutscher mittelalterlicher Baukunst, das alte Ordensritterschloß in Marienburg, durch einen Brand stark gefährdet worden. Wie bei dem großen Feuer im Jahre 1899 kam der Brand auch diesmal wieder in den sogenannten „Lauben," den altertümlichen kleinen Hausbauten in der Nachbarschaft des Schlosses aus, die, so malerisch sie sind, doch stets eine große Gefahr für den Ordensbau bedeuten. Die Feuersbrunst war auch diesmal wieder so gewaltig, daß sie erst nach vielstündiger angestrengter Arbeit der Löschmannschaften bewältigt werden konnte.

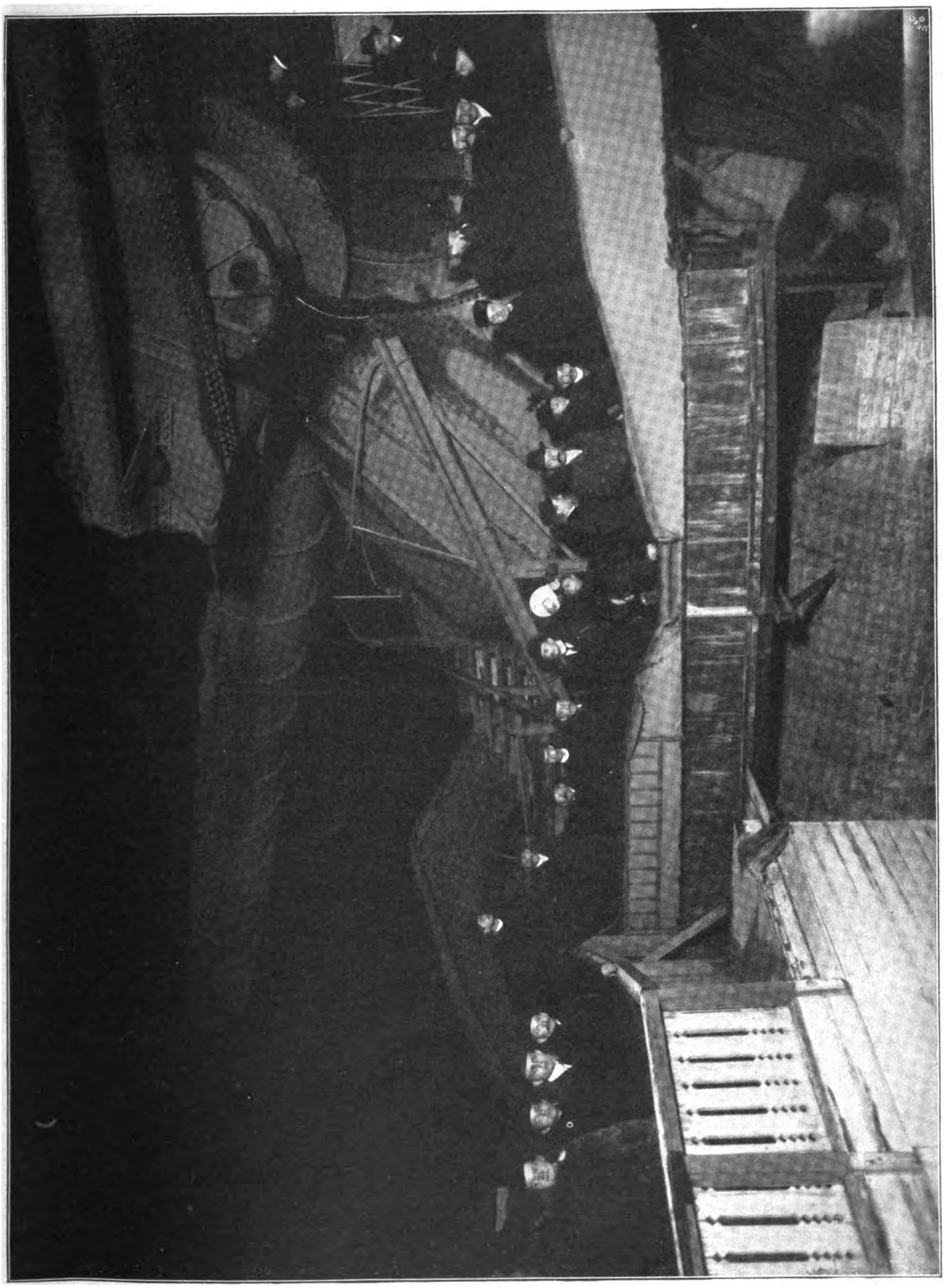


Vom Brand in Marienburg.

* * *

Die Sternwarte in Treptow. Die im Jahre 1896 durch ihren jetzigen Direktor Archenhold und zahlreiche Gönner begründete Sternwarte dient neben rein wissenschaftlichen Zwecken den volksbildenden Bestrebungen der Gegenwart. Es kann Jedermann von 2 Uhr nachmittags bis 10 Uhr abends (im Sommer sogar bis 12 Uhr nachts) mit dem großen Fern-

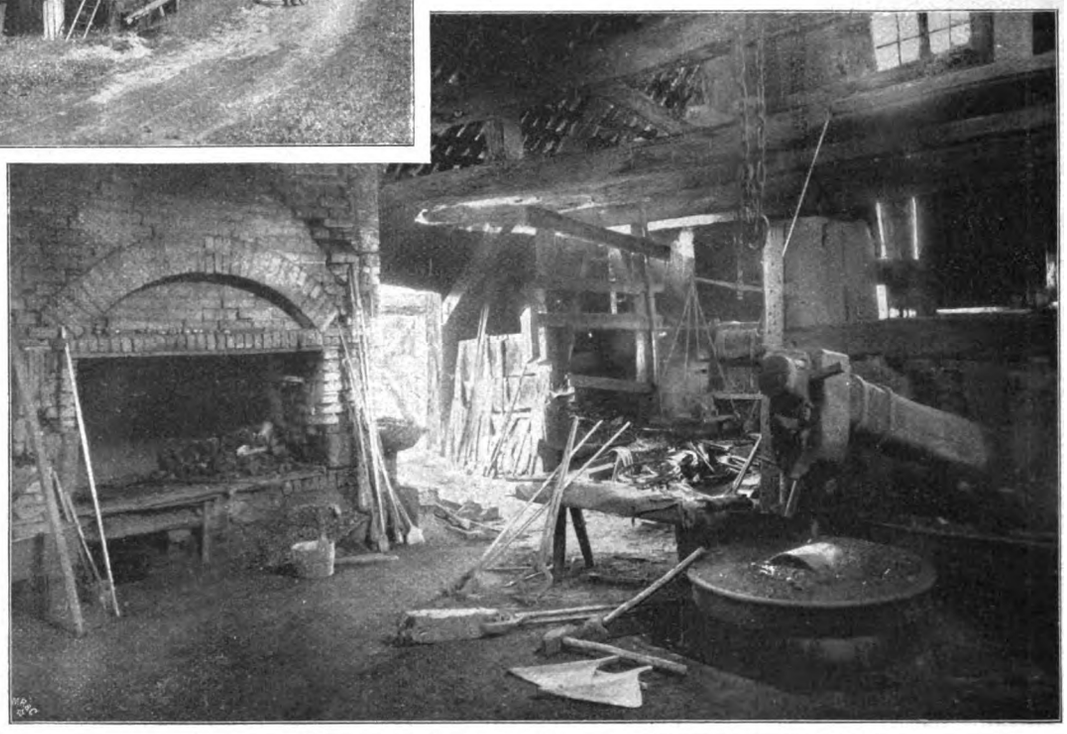
Digitized by Google



Beim Riesenfernrohr auf der Treptower Sternwarte bei Berlin. Nach einer Aufnahme der Photo-Illustration in Berlin.

Digitized by Google





Alter Eisenhammer (Außen- und Innenansicht) bei Neustadt i. Westpr.
Nach Aufnahmen von A. Zimens, Neustadt i. Westpr.

rohr die Gestirne beobachten, die interessanten Sammlungen besuchen, und an den lehrreichen Vorträgen teilnehmen.

* * *

Ein alter Eisenhammer. Gegenüber den gigantischen Werkstätten der modernen Technik, wie wir sie erst in der letzten Nummer des Daheim mit den Kruppschen Werken dem Leser im Bild vorgeführt haben, dürfte es vielleicht nicht ohne Interesse sein, im charakteristischen Gegensatz dazu eines der letzten Ueberbleibsel einer längst überwundenen Periode der Technik zu zeigen, wie es nur noch ganz vereinzelt und fast wie ein Scherz der Kulturgeschichte in unsre moderne Zeit hineinragt. In unsern Tagen des Hastens und Jagens nach neuem, wo ein Ding das andere zu überflügeln bestrebt ist, wundert man sich ja schon gar nicht mehr, daß einst blühende Existenzen jetzt vollständig dem Untergange geweiht sind. So steht es auch mit dem s. Zt. so wichtigen und unentbehrlichen Handwerk der Eisenhämmer. Noch vor 50 Jahren war das noch ein blühender Industriezweig, jetzt aber haben die mächtigen Walzwerke seinen Untergang bewirkt. Vereinzelt nur sieht man noch Ruinen von alten Hämmern, aber auch bald werden diese von der Bildfläche verschwinden und würden auch wohl aus dem Gedächtnis entschwunden sein, wenn ihnen nicht unser großer Nationaldichter Schiller ein bleibendes Denkmal gesetzt hätte. Auf unsern Bildern sehen wir einen noch bis ins Vorjahr in Betrieb gewesenen Hammer in Neustadt (Westpr.).

* * *

Das Reformkleiderfest im Künstlerhause zu Berlin. Der deutsche Verein für Volkshygiene hat am 8. Dezember in den Räumen des Künstlerhauses zu Berlin ein viel besuchtes Reformkleiderfest veranstaltet. Die individuellen Gewänder nach Entwürfen namhafter Künstler, welche bisher meistens nur theoretisch der Damenwelt auf Ausstellungen vorgeführt wurden, zeigten sich hier einmal im praktischen Gebrauch und erwiesen ihre Wirkung im Festsaal.

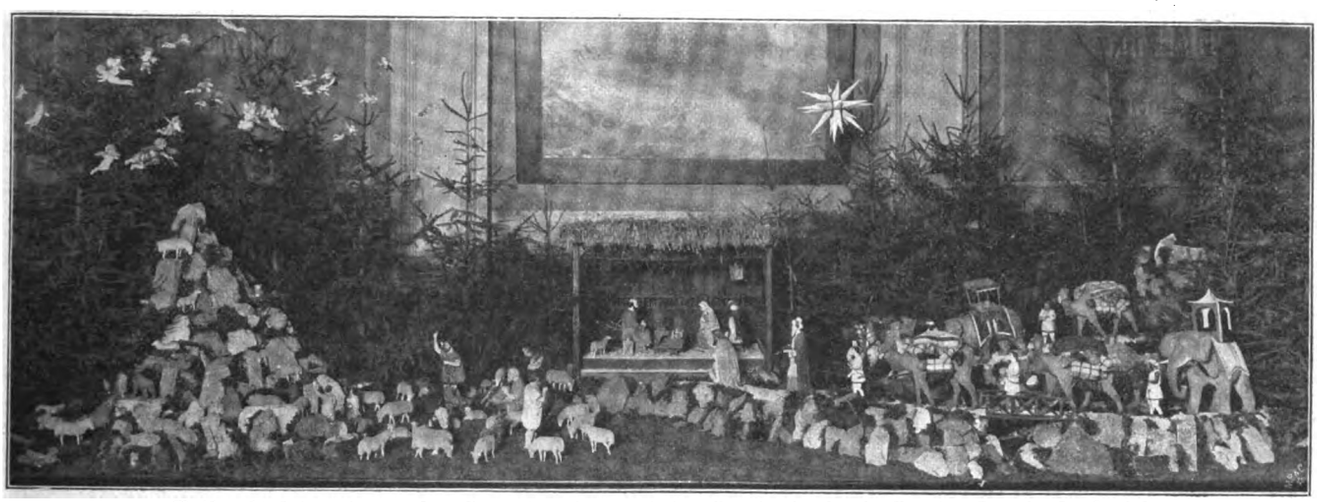


Vom Reformtrachten-Fest im Künstlerhause zu Berlin. Nach einer Aufnahme von Zander & Labisch, Berlin.

Digitized by Google

Frauen-Daheim.

Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern
Die wandern jetzt sehnend von fern, von fern,
Dem Wunderlicht, das die Nacht durchbrach,
Dem großen Sterne der Liebe nach.



Weihnachtskrippe im Großen Saale des Evangelischen Vereinshauses in Berlin, Oranienstraße 106.
Aufgebaut von Frau Pastor Magdalene Dietrich.

Wachs und Honig.

„Ein Märchen von Duft und Süßigkeit
Schwebt zwischen Sommer- und Weihnachtszeit."

Von den Tagen, da die alte liebe Erde sich in wonniger Jugendschönheit unseren Sinnen darbietet, bis in diese eisige Winterszeit, gibt es eine wunderbare Brücke; die bewundernswert fleißigen Bienen holten aus den Blüten Honig und Wachs heraus und lassen es geschehen, daß die Menschen die Ernte teilen und sich das Leben im allgemeinen und die Festtage im besonderen damit verschönen.

Wie reich oder dürftig die Gaben sein mögen, mit denen wir einander am „heiligen Abend" nahen, — auf Honigkuchen und Wachslichte möchten wir nicht verzichten: ihr Duft gehört zu dem des Tannenbaumes und der Äpfel, und wir könnten uns Weihnachten ohne jene beiden gar nicht denken.

Solche Meinung ist schon lange, sehr lange geltend. Daher heißt's in einem alten Weihnachtsliede:

Christkindlein, du holde Narzisse,
Willst weichen Fladen du,
So süß wie Nüsse?
Willst Honigseim dazu?

Doch noch viel länger ist es her, daß einst jedem neugeborenen Kinde Honig als erste Nahrung geboten wurde; nämlich in Indien, von wo uns über 4000 Jahre alte Zeugnisse urkundlich melden, welche hohe Bedeutung der Honig beanspruchen durfte. Man hielt ihn — wie auch in Persien, Ägypten, Griechenland 2c. — für besonders geeignet, beim Opferdienst verwendet zu werden. Indische Könige wurden mit Honig gesalbt. Die in den persischen Mithrasdienst Eingeweihten gebrauchten zum Waschen der Hände nur Honig, was bedeuten sollte, daß sie die Hände von allem Bösen frei zu halten hätten; gleicherweise nahm man Honig auf die Zunge, um einer gesprochenen Sünde zu wehren. David kannte nichts Süßeres als Honigseim, und über zwanzigmal preist die Bibel Palästina als das Land, in dem Milch und Honig fließt. Bei den Griechen galt der Honig einerseits als Sinnbild des erlösenden Todes, andererseits als Sinnbild der beglückenden Auferstehung. Es ist anzunehmen, daß aus solchen Anschauungen die einst in der christlichen Kirche geübte Sitte entstand, am Ostersonntage Milch und Honig in den Abendmahlskelch zu gießen. Griechen und Römer brachten vornehmlich dem Unterweltsgotte, dem Herrscher der Schatten, Honigopfer; Honigbrei wies man der Göttin der Gesundheit zu, und die Honigkuchenbäcker im alten Rom bildeten eine stattliche Zunft.

Von den ernsten Gedenktagen, die unserem Weihnachtsfeste vorangehen, von den Toten- und Allerseelenfesten aus haben wir den Brauch überkommen, gerade in dieser Zeit Honiggebäck herzustellen und darzubringen: einstmals als Opfergaben am Grabe lieber Angehörigen, jetzt als (mit tausend trauten Kindheitserinnerungen verknüpfte) Weihnachtsleckerei. Flache, tafelförmige, brettartige Honigkuchen, sogenannte Honigzelten, wurden seiner Zeit von der am Grabe wachenden Frau an die armen Grabbeter verteilt; in Schwaben legte man Lebkuchen auf Kindergräber, und die augsburgischen Steinkuchen (aus dem XV. Jahrhundert stammend) werden darauf zurückgeführt, daß man sie am Sterbejahrestag oder auf Allerseelen auf den Grabstein zu legen pflegte.

Von dem Schlagen mit grünen (Lebens-) Ruten, welcher Vorgang in Süddeutschland und Österreich „Pfeffern" heißt, erhielten die Honigkuchen, die der „Geschlagene" spenden mußte, den Namen Pfefferkuchen.

Wie ein altes, geschwärztes Ölbild nehmen sich so viele lieben, aber in ihrem Wesen uns nicht mehr verständliche Bräuche aus; ein vorsichtiges Entfernen des verdunkelnden Staubes — und eine reiche Welt strahlt uns entgegen.

Wann in dem Dunkel vergangener Zeiten das erste Wachslichtchen aufleuchtete, werden wir wohl nie erfahren. Im Mittelalter geziemte eine solche Kerze nur der Kirche; aber allmählich ward sie jedermann freigegeben, und bis vor kurzem gehörte es zu einem unerläßlichen Gebrauch, daß man sich gegenseitig Wachsstöcke zum Weihnachtsfeste schenkte, um den „Tag des Lichts" gebührend zu feiern.

Elisabeth Lemke.



Christmarkt in einer kleinen Stadt. (Aus „Deutsche Künstler-Steinzeichnungen." Verlag von B. G. Teubner und R. Voigtländer in Leipzig.)

Unsere Puppenkonkurrenz.

(Fortsetzung.)

Das allerliebste Völkchen unserer Puppenschönheiten stellt sich heute den Leserinnen noch in 14 weiteren erlesenen Exemplaren vor. Das kleine Schokoladenmädchen im apfelgrünen Röckchen, Tüllschürzchen und braunen Spenser ist direkt nach dem berühmten Pastell der Dresdener Galerie gekleidet. Die Russin glänzt in Rosa und Gold; der winzige Weihnachtsmann schleppt, was sich nur schleppen läßt, Puppe und Rute und eine Masse Pakete und sogar ein winziges silbernes Klingelchen; aus seinem Säckchen purzeln Christbaumkringel aus bunt bemalten Façonnudeln. Wie nimmt sich gegen den guten friedlichen Christkindboten der dunkelbraune Zulukaffer im vollen Waffenschmuck furchtbar aus! Die Maid

Digitized by Google



Von unserer Puppen-Schönheitskonkurrenz. Serie III. (Die Figuren sind der Reihe nach von oben an und von links nach rechts numeriert zu denken.)

1. Dresdner Schokoladenmädchen: Frl. Elisabeth von Nostitz, Dresden. 2. Russin: Frl. Elisabeth Ziegler (10 Jahre alt), Berlin-Schöneberg. 3. Knecht Ruprecht: Frl. E. Appenzeller, Reutlingen, Württemberg. 4. Neger im Kriegsschmuck: Frl. H. Beuttenmüller, Stuttgart. 5. Schwedin: Frl. Ev. Katharina Schramm, Breslau. 6. Schottischer Highländer: Frl. J. Tollens, Lübeck. 7. Bückeburger Bäuerin: Frl. Clara Eitner, Liegnitz. 8. Bur: Frl. J. Tollens, Lübeck. 9. Handelsfrau: Frau Lehrer Mittwig, Liegnitz. 10. Mädel aus Innsbruck: Frl. Marg. von Berenhorst, Dessau. 11. Zigeunerin: Frl. Maria Hüchler, Bischofswerda, Sachsen. 12. Zigeunerin: Frl. A. Lemm, Wittenberg, Bez. Halle. 13. Geisha: Frl. Margarethe Götting, Wernigerode a. Harz.

aus Dalekarlien, der kleine Schotte, der Bur, die liebliche Geisha, letztere im duftigen geblümten Seidenkleidchen über grünem Untergewand, wetteifern an Echtheit der Kostüme mit den zwei deutschen Bäuerinnen. Das niedliche Handelsfrauchen trägt Garn und Wolle in der kleinen Kiepe. Gegen ihre saubere biedere Einfachheit scheinen die beiden Zigeunerinnen puppenbühnenmäßig glänzend und schön. Aber warum sollte auch nicht Preziosa einmal aufgeführt werden vor soviel inländischen und auswärtigen Zuschauern? Wir bringen in einer der nächsten Nummern noch eine weitere größere Serie der Leutchen aus dem Puppen-Liliputland!

Bilderschmuck.

Künstlerischer Bilderschmuck für die Familienstuben, für die Räume, in denen die Großen sich's wohl sein lassen, sich zurüsten oder ausruhen vom Tagewerk, die Kleinen und Jungen erwachsen — das ist eine wichtige Geschmacks-, Gemüts- und Bildungssache. Unsere Zeit erwarb sich ein unschätzbares Verdienst im Volkstümlichmachen der Kunst. Reproduktionen von allen Kunstwerken der Welt stehen zu erschwinglichen Preisen dem Mittelstand offen. Und erfreulicherweise arbeiten unsere besten modernen Künstler ihre Werke mehr und mehr in Hinblick auf weite Verbreitung im Volk; die Kunst soll in die Familie, ja in das Leben des Kindes eindringen und dort heimisch werden. Eine sehr schöne Art von billigem, echt künstlerischem, den guten Geschmack bildenden Wandschmuck geben die Verlagsbuchhandlungen von B. G. Teubner und R. Voigtländer in Leipzig vereint heraus in ihren Deutschen Künstlersteinzeichnungen. Um farbige Lithographien, die eine kräftige, als Wandschmuck vorzüglichst fernende und doch ungemein feine Farbenwirkung haben, handelt es sich also hier. Diese Steinzeichnungen sind (à 10 Blatt) in schönen, geschmackvollen Mappen vereinigt. Jedes Bilderblatt, 41 × 31 cm, mit Papierrand 57 × 44 cm, ist natürlich auch einzeln zu haben. Der billige Preis für solch ein Blatt beträgt nur 2 Mk. 50 Pf. — Wir entnehmen den Mappen Deutsche Künstlersteinzeichnungen aus dem Künstlerbund Karlsruhe eine besonders für das Kinderzimmer geeignete reizvolle Lithographie zur Abbildung. Der „Christmarkt" von Adolf Luntz, im Schnee, in violetter Dämmerung, aus dem die gelben Lichter der Marktbuden strahlen, auf dem winkligen Platz mit seinen hochdächerigen, schmalen Giebelhäusern hat etwas unbeschreiblich Heimatlich-Trauliches. Ein Blatt, „Frühling auf der Weide" von Hans v. Volkmann, eine Schafherde auf grünem Hügel, ein anderes, „Hühner" von Robert Katz, der „Maimorgen" von Otto Fickentscher, aus dem Walde auf einen Kleeacker wechselnde Rehe, ein „Kornfeld" von Richard v. Volkmann sind für die Familienräume außer den obigen noch besonders geeignet. Die Rahmung dieser Bilder soll, wenn der weiße Rand des Blattes stehen bleibt, am besten auch aus einem weißlackierten Holzrande bestehen. Wird der Rahmen ohne weiße Papierrandung an die bunte Bildfläche angeschlossen, so empfiehlt sich ein einfacher dunkelgrüner oder mahagonibrauner Rahmen. Die Verlagsbuchhandlungen erklären sich bereit, diese Rahmen zu beschaffen.

Nehmen.

Vom Geben wird so viel geschrieben und gesagt, besonders jetzt in der Zeit des seligen Gebens. „Mit Anmut schenken", — „die Kunst zu geben" — das sind vielgebrauchte Schlagwörter; vom Nehmen spricht niemand. Und doch ist das auch eine Kunst, eine weit feinere. Mit Anmut nehmen, dazu gehört für manchen viel Selbstverleugnung.

„Es ist mir peinlich, ja direkt unangenehm, etwas geschenkt zu bekommen," hört man oft Leute äußern. Das ist ein feines Stückchen Egoismus. Geben ist freilich seliger als Nehmen. Angenehmer und leichter ist, sich danken lassen als selbst danken. Wie sehr selten findet man dies mit Anmut nehmen, gern, freudig nehmen, dem Spender dieser Freude den Dank zeigen, ihn das Glück des seligen Gebens voll und ganz genießen lassen.

Es ist nun schon beinahe zur Anstandsregel geworden, gleichsam eine Quittung für jede Gabe, unverzüglich dem Geber zurück zu schicken, — das aber ist ein Dank, der meist nur kränkt. Dieses prompte Bezahlen wird meist bestimmt durch die kleinliche Aengstlichkeit, sonst vielleicht zu denen gerechnet zu werden, die „alles annehmen und nichts wiedergeben". Drum nur eiligst nachgerechnet: Du gabst mir für ungefähr zwei Mark, da hast Du für zwei Mark fünfzig wieder; — man darf sich nicht lumpen lassen.

Wenn eine Gabe dem Empfinden nach durchaus Gegenleistung erfordert, so warte man doch, bis sich eine passende Gelegenheit bietet. Es ist auch eine direkte Gegengabe nicht so unfein und dem Spender alle Freude raubend, wenn der Freund in dieser Gegengabe nicht den Geldeswert, sondern seinen Gedanken geschätzt sieht. Weiß man ihn gleichfalls mit solch einem gut ausgedrückten guten Gedanken zu erfreuen, so ist es schön. B.

Julklappverse.

Mit einem Stundenplan, verziert durch Noten und musizierende Kinder, an eine Musikkehrerin.

Die Freundin schwärmt für Zimmerschmuck;
Ob Holz, Metall, ob Glas, ob Stuck,
Willkommen ist ihr jede Spende,
Zu zieren ihre kahlen Wände.
Doch hört nur, was ich kürzlich sah
Im Tempel der Frau Musika.
Es hing dort über dem Klavier
Ein kleiner Lappen weiß Papier,
Auf dem genau es steht zu lesen,
Was für ein Schüler dagewesen,
Wer morgen früh kommt an die Reih'
Und wann, mit seiner Klimperei,
Wer übermorgen u. s. w.
Sich plagt mit Dur- und Moll-Tonleiter.
Mir schien solch Stundenplan zu simpel!
Häng' diesen übers Klavizimbel,
Er helfe schmücken Dir Dein Heim
Und möge recht gefüllt stets sein.

Mit einem Hackeneisen an eine Hufeisensammelnde Freundin.

Ein Eisen, das verlor ein Pferd,
Hebt jeder auf und hält es wert;
Doch Du nimmst's dem Geschick nicht übel,
Find'st Du nur eins von einem Stiebel,
Und nagelst es als Glückssymbol
Verkehrt auf Deine Schwelle wohl.
Besondres Glück hängt diesem an,
Denn es verlor der Weihnachtsmann,
Als er am Abend, der uns heilig,
Ging durch die Straßen gar zu eilig.
Zugleich entfiel aus seinen Taschen
Dabei ein Stückchen noch zum Naschen,
Das darfst mit Appetit Du speisen.
Jedoch das edle Hackeneisen,
Das findet wohl noch eine Stelle
In Deiner Sammlung auf der Schwelle.

Enida.

Zu einem Reisetintefaß in Herzform.

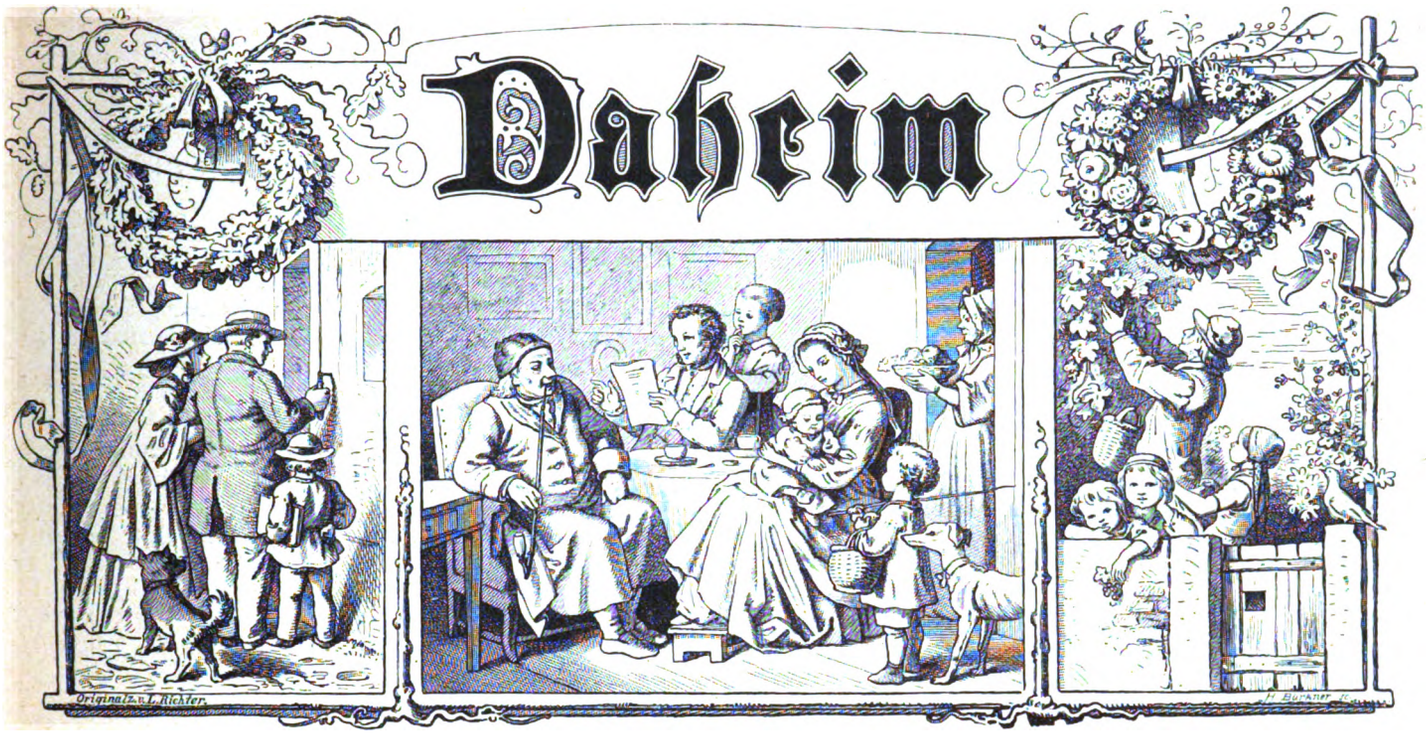
Mein liebes Herzchen, weil Du weißt,
Daß es Dein Herzchen hüten heißt,
Weil es gefährlich sonst Dich kränkt
Und auch gar leichtlich Feuer fängt, —
Drum schenk' ich Dir dies Herzchen hier;
Draus bringe fröhlich zu Papier,
Was sich Dein Herzchen ausgedacht.
Und denke dran: Hübsch sanft und sacht!

E. Kolbe.

Weihnachtskrippe.

Der Weihnachtsaufbau im Großen Saale des Evangelischen Vereinshauses, Berlin, Oranienstraße 106, übt alljährlich auf die kirchlichen Kreise Berlins eine besondere Anziehungskraft aus. Er stellt die Verkündigung der Geburt Jesu, diese selbst und die Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande dar. Das ganze große Altarpodium ist in eine mit Tannenbäumen, Moos, Felsstücken und kleinen Seen sinnvoll ausgezierte Gebirgslandschaft umgewandelt, in deren Mitte sich der Stall von Bethlehem befindet. Die ganze Gruppe wird durch versteckt angebrachte elektrische Lämpchen erleuchtet. Der große 15 m hohe Tannenbaum in der Mitte des Saales mit seinen ca. 200 elektrischen Lampen vervollständigt den Weihnachtsschmuck des Vereinssaales, der während der Festzeit täglich seine Pforten den Besuchern der zahlreichen Feiern und Bescherungen öffnet.

Digitized by Google



Juffer Betje.

Eine Weihnachtsgeschichte von Joseph Lauff.

Er hieß Ferdinand Kermes, aber alle Leute in der kleinen Stadt nannten ihn Fennand Wippstert — und das von Rechts wegen. — — Wie das einhertrippelt, die Blättchen wendet, mit dem schwarzgrauen Bürzel schön tut; wie das die weiße Weste und die sammetschwarze Kravatte in die richtige Beleuchtung zu stellen weiß und mit der langen Schwanzschleppe aufwippt, als gälte es, alle Herzen gefangen zu nehmen. Jetzt ist sie am Mühlenwehr, wo die Mehlsäcke stäuben und die gelben Lilien ihre langen Schwerter emporstrecken, jetzt auf der endlosen Viehtrift; bald leistet sie einem strickenden Schäfer Gesellschaft, bald folgt sie dem pflügenden Ackersmann, der hinter den dampfenden Gäulen einherstolpert — und jetzt ist sie auf der ziegelroten Dachfrist geschnurrt und läßt von hier aus ihre einfache Strophe vernehmen, die da lautet: „Ziwitt, ziwitt . . .!"

Wie das klingt! — Nicht gerade schön, aber fröhlich und heiter, und dazu das Wippen, Zittern und Rütteln mit dem zierlichen Schwänzchen, dem Quecksilberschwänzchen — und wir Jungens standen auf der Straße, sahen ihr zu und meinten: „Nein, wie er sich hat, der lustige Wippstert . . .!" — Und das geschah am Niederrhein, in der Gegend von Kleve, wo die weiße Bachstelze ihres hastigen Wesens und ihres viven Bürzels halber „Wippstert" genannt wird.

Und so ein Wippstert war auch Ferdinand Kermes.

Nicht etwa, daß er das graziös Bachstelzenartige, Zierliche, Gelenke, Fröhliche, Heitere an sich gehabt hätte — im Gegenteil: er war ein unansehnlicher, taperiger, langaufgeschossener, rothaariger und mit Sommersprossen austapezierter Jüngling und Studiosus der Philosophie in Münster, der zur Zeit vor dem Staatsexamen stand, blutarm war und ein Mädchen liebte, das nicht begüterter war wie er — aber in seinem Äußeren, in seinem ganzen Verhalten, in seinen langen Überrockschößen lag das Unstete und Quecksilberartige der Bachstelze ausgedrückt, und daher hatten ihn die ehrsamen Bürger der kleinen Stadt mit dem obigen Epitheton ornans begnadet.

Fennand Wippstert war nicht nur ein todguter Mensch, habelos wie eine Kirchenmaus und glücklicher Besitzer eines bettelarmen Verhältnisses — seine Eltern hatten schon längst ins feuchte Kirchhofsgras gebissen, und außer einigen verlebten Kleidern, einem guten Appetit, leidlichen Gedanken und verschiedenen abgegriffenen Büchern besaß er nichts, das der Mühe lohnte, von einer hungrigen Ratte angeschrotet zu werden. Und dennoch war Fennand Wippstert reich wie ein Krösus — und dieser sein Reichtum bestand in einer bejahrten Tante, allgemein Juffer Betje genannt, die Nähterin war und schon seit Jahren Vater- und Mutterstelle bei Fennand vertrat, und die außerdem noch den Ehrgeiz besaß, ihn mit Aufbietung all ihrer sauer verdienten Spar- und Notpfennige in eine geachtete bürgerliche Stellung rücken zu lassen. Und so verfiel sie auf den verwegenen und fast utopischen Gedanken, ihrem rothaarigen Liebling die Wohltat eines Philologen zu verstatten, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ein weitläufiger Verwandter von ihr in grauen Tagen eine ähnliche Stellung bekleidet hatte und auch jetzt noch als eine Art von Wunder, als ein Phänomen erster Ordnung in der Kermesschen Familie und vornehmlich in ihrem Kopfe herumgespensterte.

So etwas Niedagewesenes mußte auch ihr Fennand werden — und sie schien nahe daran, ihren Wunsch erfüllt zu sehen, denn der Sommersprossige schlug ein und schickte sich an — und zwar unter Beihilfe eines entliehenen Frackes, dito Weste und Beinkleider — den Salto mortale in die geheimnisvolle, dämmerige, ungewisse Tiefe des gefürchteten Staatsexamens zu machen. — Na, denn aber . . .

Wie eine heilige Kerze, und dann wieder wie eine strahlende Sonne lichterte bereits jetzt die große Schulleuchte in Betjes kümmerliche Stube hinein. Das blitzte und funkelte, und abertausend Diamanten flimmerten hierhin und dorthin — und Juffer Betje war glücklich. —

Juffer Betje schneiderte, nähte und flickte schon seit Menschengedenken bei den Honoratiorenfamilien in der kleinen, niederrheinischen Stadt herum, gehörte zu den beliebtesten Personen, trug nichts aus den Häusern und nichts in die Häuser hinein und legte Pfennig auf Pfennig für ihren taperigen Liebling zurück, der da hinten in Münster über seinen Büchern hockte und alles aufbot, der fleißigen Tante Ehre zu machen. Auf diese Weise hatten die beiden es schon seit Jahren getrieben: er bei der kleinen, dunstigen Rüböllampe mit dem grasgrünen Schirm, und sie schneidernd und Spar-

Digitized by Google

pfennige sammelnd — und Juffer Betje hätte sich völlig zufrieden und glücklich nennen können, wäre nicht der trockene Husten gewesen, der ihr oft den Atem benahm und die Brust beengte, wenn sie über ihrer Arbeit saß und für den fernen Studenten Hosen aus ihren abgetragenen Röcken und Schlipse aus minderwertigen, himmelblauen Hutbändern zurecht machte.

Ja, das Hüsteln, das ewige Hüsteln . . .! — Aber das Gedenken, die Hoffnung hielten sie aufrecht, und jeder Zwirn wurde mit Liebe gefädelt, und jede Naht mit Segenswünschen für ihren ungelenken Rötling gestichelt — und darüber war es Winter geworden, kalter, frostiger, klingender Winter.

* * *

Lautlos fielen die kleinen Schneeflocken vom Himmel. Sankt Nikolaustag war längst gewesen. — Schweigend ruhte ein ernster, verschleierter Adventabend über der kleinen Stadt, und die Laternen dunsteten wie trübe Gedanken durch das Schneetreiben, das einen sammetweichen Teppich über Straßen und Gassen gelegt hatte. Die Leute prusteten, schlugen die Hände zusammen, hoppelten von dem einen auf das andere Bein oder trotteten eiligst und wie auf flaumigen Socken vorüber. Aus den Spezerei- und Bäckerläden fielen scharfumgrenzte, blendende Lichtbalken über die Schneedecken. Große Spekulatiusmänner, die Gaudaer Tonpfeife im Mund, leckere Weihnachtswecken, mit frischen Tannenzweigen bedeckt und mit dicken Rosinen gespickt, standen in den hellen Schaufenstern und regten die Kauflust der vorbeihastenden Menschen an, buntilluminierte Nußknacker paradierten bei den Spielwarenhändlern und rissen das Maul auf, mehr denn gewöhnlich — es duftete nach Äpfeln und Nüssen, nach Printen und Mandeln, denn ein großes Fest stand bevor: es war Heiligabend geworden.

Von der nahegelegenen Kirche holte die Uhr aus. Als wären sie mit Baumwollengarn und Watte umwickelt, so fern und gedämpft hallten die einzelnen Schläge über die ruhige Stadt hin.

„Fünf Uhr," sagte Juffer Betje. „Noch drei Stunden, noch drei lange Stunden — dann kommt er."

Wie so häufig. So saß sie auch an diesem Abend vor ihrem kleinen Nähtisch, wachste den Faden, klapperte mit der großbeinigen Schere und bastelte an einer stattlichen Arbeit, die sie noch zur Bescherung fertig haben wollte — und was sie da nähte, schien eine Mannsjacke zu sein, die sie aus einem außer Kurs gesetzten Biberunterrock für ihren Studenten gebaut hatte. — Ach, Gott — ja! — sollte das eine Freude geben für beide! —

Behaglich knackte der blankgewichste Kanonenofen in der Tiefe des Zimmers, die Funken spritzten, und die kleine Lampe spreitete einen wohligen Schein über das armselige Inventar der blaugekalkten Stube. Aus dem Nebenraum kam ein Duft wie von Nadeln und Tannenharz. Alles heimelte an — und vor dem Fenster tanzten tausend und abertausend blitzende Sternchen, senkten und hoben sich, um dann still und geheimnisvoll auf Fenstersims und Straße zu fallen.

Juffer Betje war ein kränkliches, verwachsenes, in sich zusammengefallenes Persönchen. Rücken und Brustkorb sprangen stark heraus, und zwischen den hohen Schultern saß der Kopf tief eingebettet, so daß die schweren, altmodischen Ohrringe nicht mehr frei herabhängen konnten. Aber das liebe, gute, wenn auch etwas verhutzelte Gesicht mußte früher einmal schön gewesen sein — und die Wangen . . . Ja, wenn nur die roten, brennenden Flecken nicht gewesen wären, die abgezirkelten Flecken . . .! —

Und der Kanonenofen puffte und zischte, und die alte Wanduhr mit ihrem grellkolorierten Zifferblatt und den blanken Gewichtsteinen tickte und tackte so recht gemütlich dazwischen, ein Heimchen zirpte verloren aus der Ecke heraus — und die Nähterin wachste den Faden, lächelte innig und summelte dabei den alten Weihnachtsspruch aus der Kinderzeit:

„Eck weet et niet — mar in de Nacht,
De ons den lieven Heer gebracht,
Da danze de Flocke,
Da beire de Klocke,
Da well eck so gärn op de groote Reis';
Da drohmt seck dat Hartje in't Paradeis —
Amen."

Juffer Betje atmete tief auf und versuchte den Hals aus den Schultern zu recken. Das arme Kreuz tat ihr weh vom langen Gebücktsein.

„Fertig," sagte sie mühsam, legte Nadel und Schere beiseite — aber fast gleichzeitig fuhr sie mit dem Taschentuch zum Munde.

„Ach Gott! — So schlimm ist es noch niemals gewesen," erschreckte sich Betje, „und gerade heute, wo Fennand . . . da muß ich doch wohl zum Herrn Doktor . . ."

Und sie schlug sich ein warmes Tuch um Kopf und Schultern und trat in das Schneegestiebe hinaus, das lustig zwischen den engbrüstigen Giebeln in den Gassen hineintanzte.

Der alte Herr war zu Hause. Aus einem langen Weichselrohr blies er bläuliche Kringel zur Decke. Ein Kanarienvogel dämmerte dazu seine verschlafene Rolle in den Adventabend hinaus . . .

„Tag, Betje."

„So schlimm ist es noch niemals gewesen, Herr Doktor."

„Ach ne . . ."

Und der Doktor sah sie an, nahm ein langes, schwarzes Ding aus dem Wandschrank, setzte ihr das auf die Brust und dann auf den Rücken und horchte lange hindurch.

„Betje, Ihr hättet eher kommen müssen," sagte er schließlich.

„So," meinte Betje.

„Es wäre besser gewesen . . ."

Der Doktor schwieg und sah auf die Dielen.

Und Betje verstand ihn.

„So," wiederholte sie mit langgezogenem Ton, „und wie lange kann's denn noch gehen mit mir? — Fennand ist ja wohl nun versorgt, und ich — na, ich habe ja meine Sache bestellt, und der liebe Gott wird ja schließlich so'n bißchen Einsehen haben mit mir. Na, Herr Doktor . . .?"

„Je, Betje . . ."

„Offen und ehrlich, Herr Doktor."

Der alte Herr räusperte sich.

„Na, denn . . ." meinte er schließlich, „Ihr seid ja ein vernünftiges Fraumensch — und wir können nicht ewig leben auf Erden. — So'n halbes Jährchen vielleicht, wenn's gut geht — vielleicht auch nicht . . . Aber ich glaube . . ."

„Danke, Herr Doktor."

Da wandte sich das arme Betje um und um und ging hinaus in die stiebende Schneenacht — aber nicht geraden Weges nach Hause. Sie bog erst in die Kesselstraße ein, wo der Schuster Peter Kogeleboom wohnte.

Bei Kogelebooms ging's niemals lustig her. Lustigkeit ist nur bei einem vollen Magen zu suchen — und den hatten die Leute nicht. Sechs Kinder und keinen Pappenstiel — das war viel und für das Viele wenig genug! — Selbst die Mäuse hatten das Haus feierlichst in Acht und Bann getan, und wenn sich einmal eine so recht Naseweise dorthin verlief, dann starb sie Hungers, weil die Kogelebooms schon dafür sorgten, daß kein Krümchen im Brotschrank und auf dem Tische zurückblieb. Selbst eine marodierende Stubenfliege hätte vergebens mit ihren facettierten Augen Umschau gehalten, und hätte sie trotzdem noch etwas gefunden, sie wäre der reinste Hexenmeister gewesen. — Aber eins hatte Meister Kogeleboom, was die übrigen Menschen nicht hatten, so rein und so schön — und das war seine älteste Tochter.

„Ist Marieke zu Hause?" fragte die Juffer.

Der Meister nickte — und als Marieke kam, so schlicht und einfach und treuherzig, da meinte die Nähterin: „Heute ist Weihnachtsabend . . ."

„Ja, Betje."

„Und da brennen die Lichter . . ."

„Ja, Betje."

„Und da kommt Fennand zurück."

Digitized by Google



Ehre sei Gott in der Höhe. Nach dem Gemälde von B. Plockhorst.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Digitized by Google

„Ja, Betje."

„Und da sollst Du . . ."

Sie verschluckte den letzten Teil des angefangenen Satzes. Statt dessen zog sie das schöne Mädchen zu sich herab, legte die schmächtigen Arme um ihren Hals und flüsterte ihr einige Worte zu. Und als sie gesprochen hatte, da zitterte Marieke heftig in ihren Armen, schluchzte und weinte und küßte das kleine Weibchen so recht aus tiefstem Herzensgrund.

„Es ist gut," sagte Betje. „Heute abend — durch die hintere Türe . . ."

Und dann ging das arme Betje nach Hause — allein, den Tod in der Brust, aber auch himmlische Freude im Herzen.

* * *

Die Lampe brannte noch, der stattliche Kanonenofen puffte und räsonnierte noch und warf große, leuchtende Reflexe auf die blankgescheuerten Dielen.

Der Tannenduft, der aus der Nebenstube hervordrang, wurde stärker und stärker. Für einige Augenblicke ging das hüstelnde Weibchen ins Nebenzimmer und machte sich in demselben zu schaffen. Tiefdenkerisch und mit verweinten Augen kehrte alsbald das arme Betje zurück, stellte sich vor die Wanduhr und beobachtete geraume Zeit den großen Zeiger, der langsam weiterrückte. Und da draußen schüttelte Frau Holle ihr Federbett; sie rüstete für das kommende Christkind die spärliche Krippe. Geheimnisvolle Stimmen flüsterten durch die trauliche Stube. Im Ofen tanzten und gaukelten die Funken, und süße Ahnungen, Weihnachtsträume, heilige Wünsche und fromme Gebete zitterten um Betje und legten ihr die arbeitsmüden Hände zusammen. Sie preßte diese auf die todwunde Brust, als müßte sie Ruhe haben. Sie dachte dabei an ihre längst verflossene Kindheit, an Fennand und an das, was da noch kommen sollte.

Und die einsame Person stand inmitten der Stube, inmitten der seligen Schauer — da: feierlich und heilig begannen die Weihnachtsglocken zu läuten. Und sie riefen über die hohen Giebeldächer und über den weichen Schnee, der weiß und glitzernd in den Straßen, vor den Haustüren und überall lag, und sie sprachen zu allen Menschen, die eines guten Willens waren — und sie drangen auf gen Himmel zu Gott. — Und da sie tönten und klangen, begab sich Betje zur Wanduhr und hielt den Perpendikel an, daß das laute Ticken die große Feier nicht störe.

Die Glocken aber läuteten weiter und weiter.

Das arme Betje befand sich in diesem Glockengeläut, hatte die Hände gefaltet und sagte: „Jetzt muß er kommen."

Und die Türe ging auf — und da . . .

Eine alte, verhutzelte Gestalt, eine kranke, verwachsene Frau, der noch Tränen in den Augen standen — Juffer Betje lag an der starken Brust eines jungen Mannes, der hastig und ungelenk ins Zimmer getreten war. Und dieser junge Mann mit dem taperigen Wesen, den Sommersprossen im Gesicht und auf den großen Händen, aber mit den wasserhellen Augen voll Liebe, Güte und Dankbarkeit — das war ihr ein und alles, ihr Liebling, um den sie Jahre um Jahre geschafft und gearbeitet hatte: Fennand Wippstert.

„Siehst Du, Betje," jubelte er, „nun bin ich endlich gekommen. — Nun geh' ich nicht wieder, nun ist alles glücklich vorüber — und jetzt sollst Du es gut haben und gehalten werden wie so 'ne richtige Prinzessin!"

„Aber, Fennand . . ." hüstelte Betje.

„Ja, das sollst Du — denn weißt Du: so'n Probekandidat mit zwölfhundert Mark Salär . . . das ist ja gar nicht auszudenken mit allem . . .!"

„Und Marieke?" fragte Betje mit weicher Betonung.

„Ach, ja — Marieke . . .!" stammelte Fennand, und hinter den beschlagenen Brillengläsern zuckte es wehmütig auf. „Das ist nun nicht anders . . .! — Für drei langt das so recht nicht — und da muß ich denn wohl auf Marieke verzichten, wenigstens jetzt noch verzichten — denn Du, Betje . . ."

Der langaufgeschossene Mensch sprach nicht weiter. Mit einer hastigen, eckigen Bewegung hatte er die Hände der stillen Person ergriffen und sie rasch an die Lippen geführt. Lange küßte er die schmalen und vom vielen Nähen zerstochenen Finger.

„Denn Du, Betje," stotterte er weich, „hast mich erst zum Menschen gemacht, denn Du, Betje, hast für mich gesorgt und gerackert, und diese lieben Hände . . . die sollen nun ruhn, die sollen es gut haben bei mir — und darum muß ich Marieke vergessen, denn, Betje, für drei . . ."

„Ach, Fennand . . ."

Es war still geworden, mäuschenstill.

Aber da standen die beiden lieben Menschen zusammen, so ganz allein, hielten sich umschlungen und hörten es nicht, daß die Tür, die von der Küche ins Nebenzimmer führte, leise geklinkt hatte. Ja — da standen sie: die kleine, armselige, verwachsene Juffer mit den hektischen Backen und mit dem Tod im Herzen — und er, der rothaarige Fennand, der unstete, gute Mensch im abgetragenen Rock und mit den vielen Sommersprossen in dem kerngesunden Gesicht.

Und Betje sah, wie große Tränen unter den Brillengläsern hervorliefen.

Da tastete sie nach seiner Hand, ergriff sie und sagte: „Ich danke Dir, Fennand, daß Du so gut und lieb zu mir bist — aber ich nehme Dein Vermächtnis nicht an, denn es ist vieles anders geworden, seitdem Du zuletzt hier warst. — Sieh 'mal, mein Junge, ich hab's jetzt so recht nicht mehr nötig, denn ein gütiges Geschick hat mir so 'ne Art von Lotteriegewinn, so'n großes Los in den Schoß geworfen — und da sagte der Doktor . . ."

„Betje . . .!" freute sich der Probekandidat und warf die überlangen Arme in die Luft.

Die Nähterin indessen wartete das weitere gar nicht mehr ab. Sie legte ihm den Arm um die Schulter und führte ihn glückselig zur Nebenkammer.

Fennand folgte willenlos.

Und immer feierlicher hallten die Weihnachtsglocken herüber — immer voller und schöner.

Da warf Betje die Tür auf . . .

Und da kam ein Glanz aus dem Zimmer, ein seliges Leuchten — denn inmitten der kleinen Schlafstube stand ein Tannenbaum — sehr schlicht und sehr einfach — und unter der Tanne . . .

Da stand nun der rote, quecksilbrige Mensch und wußte nicht, was er sagen und denken sollte, denn zwei liebe Augen sahen ihn an . . .

„Marieke . . .!"

Und dann rief er: „Betje . . .! — Betje . . .!"

Der Weihnachtsabend hat schon viele glückliche Menschen gesehen, aber solche wie in dem Armenhof, wo das arme Betje wohnte, waren ihm noch niemals begegnet.

Und da draußen gingen die Glocken, und der Schnee fiel stetig vom Himmel, weich und glitzernd, und deckte die Erde . . .

* * *

Anderen Tages lächelte ein klarer, kalter sonniger Weihnachtsmorgen auf die kleine Stadt herab. Eisblumen standen auf den Scheiben, im hartgefrorenen Schnee schlitterten Jungen und Mädchen, und heitere Menschen, Mistelzweige auf den Hüten, gingen zur Kirche.

Fröhliche Weihnacht . . .!

Gedunsene Spatzen plusterten sich noch mehr auf, schilpten und stäubten den Flutterschnee von den Dachrinnen, Taubenschwärme durchsetzten die stahlblaue Luft — und über das alles, über Menschen, Tiere und Stadt hin säuselte verheißungsvoll die Botschaft von Bethlehem. — — —

Kurz vor dem Hochamt hatte Fennand an die Tür von Betjes Kammer geklopft.

Alles blieb still da drinnen.

„Sie schläft noch," meinte der glückliche Mensch und war mit Marieke Kogeleboom am Arm zur Kirche gegangen.

Heute lag etwas Gesetztes, Selbstbewußtes, Ruhiges in ihm, und alle Leute wunderten sich über das veränderte Wesen des früheren Wippsterts.

Digitized by Google



Der Winter. Nach dem Gemälde von Adriaen van de Venne. Königl. Gemälde Galerie zu Berlin.

(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Marieke Kogeleboom hatte sichtlich wohltätig auf ihn eingewirkt. Alle gratulierten ihm, alle freuten sich mit ihm — und der Herr Pastor sprach so schön von der irdischen und himmlischen Liebe.

Nach der Predigt begaben sich Fennand und Marieke wieder zu Betje.

Allein Betje schlief noch immer und wollte nicht aufwachen.

Da wurden die beiden ängstlich und traten ins Zimmer, wo die arme Nähterin ruhte.

Und da lag sie in ihrem weißen Spitzenhäubchen und mit gefalteten Händen zwischen den Kissen. Selbstverfertigte rote Papierrosen standen in einer Porzellanvase am Fußende des Bettes. Der kleine Kopf war noch tiefer zwischen die Schultern gerutscht denn sonst, und die Augenlider waren nicht ganz geschlossen. Ein schmaler, weißlicher Streifen drang zwischen denselben hervor. Aber ein seliger Frieden spielte um die zierlichen Mundwinkel.

Fennand rief sie an.

Sie gab keine Antwort.

Da legte er seine Hand auf die ihre — und da wußte er, was geschehen war.

„Betje, Betje . . .!" rief er verzweifelt und brach am Bett der Hinübergeschlummerten zusammen.

Marieke kniete weinend bei ihm nieder.

„Also das ist das große Los gewesen, von dem Du sprachst," schluchzte Fennand und blickte nach oben.

Hierauf schmiegte er sein Gesicht an das der Entschlafenen und weinte bitterlich. So ruhten der rothaarige, sommersprossige und brave Fennand und das arme Betje zusammen.

Als er sich endlich erhob, richtete sich sein Nacken straffer auf. Er zog Marieke an sich und sagte: „Im Angedenken an die da wollen wir zusammenhalten, treu und innig, im Leben und Sterben — und Du sollst unser Schutzgeist sein, Betje, allzeit und ewig."

Und Marieke weinte vor sich hin, und es war so, als wenn die Entschlafene leise mit dem Kopf nickte — und ein heller Sonnenstrahl fiel ins Zimmer und legte sich auf Betje, Marieke und Fennand. Und Weihnachtsstimmen gingen durch die Stube, wo Betje ruhte — heilige Stimmen.

Wie deutsche Generale 1870 in Frankreich Weihnacht feierten.

Von W. von Bremen.

Die Weihnachtsglocken des großen Jahres 1870 klangen durchs deutsche Land. Aber Friede auf Erden war es noch nicht, den sie einläuteten. Noch ging der Krieg mit ehernem Schritt über die gesegneten Fluren Frankreichs, und sein Ende schien ferner denn je. Fast eine Million deutscher Männer stand auf französischer Erde, und während daheim sich die Lichter am Weihnachtsbaum entzündeten, zitterten die Herzen darunter von Müttern und Gattinnen, von Schwestern und Bräuten um den, der draußen für sie kämpfte.

Geschlossen war der eiserne Ring um die feindliche Hauptstadt, aber immer noch dachte sie nicht an Übergabe, und von Norden und Süden marschierten immer neue Hunderttausende zum Entsatz heran. Wohl war die große Loire-Armee geschlagen, aber vernichtet war sie nicht, man wußte nicht einmal, wohin sich ihre Teile gewendet, und im Norden kämpfte gerade in den Weihnachtstagen der geniale Goeben gegen die Scharen Faidherbes'. Und dennoch umstanden auch an diesem Christabend im Norden und Süden von Frankreich Tausende von deutschen Kriegern den Glanz der Weihnachtstanne, und ihre Gedanken gingen hin zur deutschen Heimat. In Dorf und Stadt, vor Festungen und im Angesicht feindlicher Armeen, ja auch wohl auf Vorposten, waren geschäftige Hände tätig gewesen, eine Tanne herbeizuschaffen und sie mit Lichtern zu schmücken, wenn auch in bescheidenster Weise. Der Brauch der Heimat begleitete den Deutschen, daß er auch mitten im blutigen Kriege ihn nicht entbehren mochte. Staunend sahen französische Augen den fremden Brauch und wie beim Glanz der Lichter und dem Klange deutscher Weihnachtslieder die Gemüter ihrer Feinde weich wurden, der bärtige deutsche Landwehrmann wohl einen französischen Knaben zärtlich auf den Schoß nahm, im Andenken an seinen Buben daheim.

Und wie der Grenadier und Ulan sich seinen Baum suchte, so stand auch auf den Tischen der Führer des Heeres an diesem Abend die heimatliche Tanne, und kleine Geschenke lagen darunter, womit sie ihre Umgebung, ja auch wohl die Kinderschar ihrer französischen Quartiergeber nach heimischer Sitte erfreuten. Von ihnen wollen wir heute erzählen, denn wir wissen von manchem unserer großen Generale, wie sie den Weihnachtsabend verlebten, und welche Gedanken durch ihre Seele gingen. Schon liegt ein Menschenalter zwischen heute und damals, und eine neue Generation ist herangewachsen, die den Krieg nicht sah und es vielleicht gern hört, wie deutsche Generale 1870 in Frankreich Weihnacht feierten.

Auch der Oberfeldherr der Deutschen, damals noch König Wilhelm, hatte an diesem Tage in seinem Hauptquartier zu Versailles für seine Umgebung die Weihnachtsbescherung bereitet. Nicht in dem Schlosse des Sonnenkönigs mit seinen kalten Prunkräumen hatte er Wohnung genommen, sondern in der bescheidenen Präfektur, und hier standen unter einem mächtigen Tannenbaum die Tafeln aufgebaut. Die Geschütze der Forts von Paris schwiegen an dem bitterkalten Abend der 24. Dezember, gerade als wollten sie den Deutschen ihre Weihnachtsfeier nicht stören, und da auch das deutsche Bombardement erst nach einigen Tagen begann, so herrschte tatsächlich Feiertagsstille. Zwar wollte die rechte Weihnachtsstimmung nicht aufkommen, denn gerade am 24. war der vom König zur Armee des Prinzen Friedrich Karl nach der Loire entsandte Flügeladjutant Graf Waldersee, der jetzige Feldmarschall, von dort zurückgekehrt, und seine Nachrichten über die dortige Lage lauteten noch immer recht unbefriedigend.

Trotzdem hatte es sich der König nicht nehmen lassen, ganz wie in Berlin, für jeden seiner zahlreichen Umgebung eine kleine Erinnerung persönlich auszusuchen und zu bestimmen. Der Kronprinz, die Prinzen Karl und Adalbert, die im Hauptquartier anwesenden deutschen Fürsten und zahlreiche Mitglieder des Hauptquartiers nahmen an der Bescherung teil, die um neun Uhr abends stattfand. Der Kronprinz schenkte seinem königlichen Vater ein Aquarellbild, das den Leutnant von Lüttwitz des Königs-Grenadierregiments darstellte, wie er mit der Fahne in der Hand, nachdem schon vor ihm Major von Kaisenberg und Leutnant Siemon, von feindlichen Kugeln getroffen, niedergesunken waren, zum Sturm auf Schloß Geisberg voranschreitet. Dem Grafen Waldersee überreichte der König als schönstes Weihnachtsgeschenk für die großen Dienste, die er soeben an der Loire geleistet hatte, das Eiserne Kreuz 1. Klasse. Nicht jedem konnte ein solches Weihnachtsgeschenk zu teil werden, aber sinnig wie immer hatte der König Wünsche oder Gewohnheiten jedes einzelnen seiner Umgebung berücksichtigt. So fand z. B. sein Vorleser, Hofrat Schneider, der ihm auch die täglich eingehenden Nachrichten vortragen mußte, eine schöne rotlederne Tasche zur Sammlung dieser Papiere.

Der Weihnachtsfeier beim König war schon beim Kronprinzen die Feier voraufgegangen. In seinem Landhause vor den Toren von Versailles hatte der ritterliche Führer der 3. Armee die Offiziere seines Hauptquartiers, etwa fünfzig an der Zahl, sowie einige Gäste versammelt. Auch hier überstrahlte ein großer, bis an die Decke reichender Weihnachtsbaum die Tische mit den Gaben. Auf einem kleinen Tische lagen die Geschenke der Kronprinzessin für ihren hohen Gatten, dem Ernst der Zeit entsprechend: eine kleine Pistole und ein

Digitized by Google

einfaches Toilettenkästchen, klein genug, um in die Satteltasche gesteckt zu werden. Daneben lag ein Geschenk des Berliner Hilfsvereins, ein Kasten mit dem Bilde eines preußischen Soldaten und eines Zuaven sowie der Aufschrift: „Für die, welche verhinderten, daß uns die Zuaven plünderten," darin eine Tabakspfeife mit einem aus Holz geschnitzten Kopf, das Bild des Königs in Elfenbein tragend. Auch der Baumkuchen, der sonst die Weihnachtstafel der Kronprinzenfamilie zierte, fehlte nicht. Bei einer Verlosung kleiner Gaben, die die Offiziere unter sich veranstalteten, spielte der Zufall erheiternd mit. So erhielt der englische Abgesandte im kronprinzlichen Hauptquartier, Odo Russel, ein preußisches Offiziersportepee. Während der Feier trug der nur aus Berlinern bestehende Gesangverein des 1. Garde-Landwehrregiments Mendelssohns „Stille Nacht, heilige Nacht" vor.

Still und ernst beging der größte der Führer, der, nach den Worten König Wilhelms am Abend von Sedan, „das Schwert geführt", Moltke, den heiligen Abend. Für ihn war es stets ein Tag traurigen Gedenkens, seit er am Weihnachtsabend 1868 der treuen Gefährtin seines Lebens die Augen zugedrückt hatte. So schreibt einer seiner damaligen Gehilfen, Major von Blume, der spätere kommandierende General des 15. Armeekorps in Straßburg, wie Moltke diesen Abend beging: „Am heiligen Weihnachtsabend versammelten sich die Offiziere des Stabes auf dem Büreau unterm Christbaum. Auch hier erschien der General in ihrer Mitte, aber nur auf kurze Zeit und stiller und ernster noch als gewöhnlich — es war der Sterbetag seiner teuern Lebensgefährtin, die ihm zwei Jahre zuvor der Tod entrissen hatte."

Von den Gedanken und Empfindungen selbst aber, die den großen Mann in diesen Weihnachtsstunden bewegten, geben uns Zeilen von seiner Hand, die er kurz zuvor aus Versailles an seine Schwester in der Heimat gerichtet hatte, einen tiefen und erschütternden Einblick. „In dieser Zeit," so heißt es in dem Briefe, „wo ich die Leidensperiode unserer geliebten Maria wieder durchlebe, habe ich so oft auch mit wahrhaft dankerfülltem Herzen Deiner und der aufopfernden Pflege gedacht, die Du ihr gewidmet hast. Unsere stets sich wieder belebenden Hoffnungen sollten nicht in Erfüllung gehen. Gott hatte es anders beschlossen, und so sollte es am besten sein. Er hat sie in der Fülle des Lebens, in Kraft und Schönheit an sich genommen und sie aller Bitterkeiten des Alters überhoben. — Wie sie mich 1866 nach dem Feldzuge auf dem Bahnhofe freudig empfing, so hoffe ich, daß sie mich jenseits empfangen wird, wenn die Qual dieses Erdenlebens endlich abgelaufen sein wird, und danach kann ich mich oftmals herzlich sehnen. Gern würde ich zuvor das große Werk glücklich zu Ende geführt sehen, bei welchem ich mitzuwirken berufen bin. Wir haben aber noch schwere Kämpfe zu bestehen, und Schwierigkeiten häufen sich von allen Seiten, die überwunden werden müssen. Aber der Herr, der so weit geholfen, wird auch weiter helfen. Zum Weihnachtsfest, welches für uns freilich eine ernste Bedeutung für den kurzen Lebensrest gewonnen hat, wünsche ich alles Gute. Der Herr hat Maria am Tage zu sich genommen, wo er das Heil der Welt verkündigt." Wer vermag auch heute noch diese Zeilen des großen Mannes, die uns seine tiefsten Gedanken mitten unter den gewaltigen Ereignissen, zu deren Leitung er mitberufen war, gerade am Weihnachtsabend zeigen, ohne tiefe Bewegung zu lesen!

Froheren Herzens als unser großer Moltke vermochte ein anderer Führer der deutschen Heere, der auch vor der feindlichen Hauptstadt stand, der General v. Fransecky, der ruhmreiche Held vom Swiepwalde 1866, diesen Abend zu begehen. Er hatte vor wenigen Wochen, am 2. Dezember, als Führer des 2. pommerschen Korps und der ihm zugleich unterstellten Sachsen und Württemberger in der blutigen Schlacht von Champigny den Ausfall des größten Pariser Heeres siegreich abgewiesen. Jetzt hatte er im Schlosse von Grosbois im Süden von Paris sein Hauptquartier und konnte hier ganz nach heimischer Sitte das Weihnachtsfest feiern. Das Schloß hatte einst dem napoleonischen Marschall Berthier, Herzog von Wagram, gehört. Jetzt besaßen es seine Erben. In seinen vor kurzem bei Velhagen & Klasing erschienenen Denkwürdigkeiten schildert der General selbst die Pracht dieses Schlosses und nennt es den „Inbegriff von allem, was hocharistokratisch und französisch prachtvoll heißt". Sein Kommandeur der Stabswache, der damalige Leutnant und spätere General Moritz, sagt in einer den Erinnerungen beigefügten Schilderung des damaligen Lebens im Stabe Franseckis von dieser Weihnachtsfeier: „Seine Liebe für Kinder betätigte der General bei der Weihnachtsfeier 1870 im Schlosse zu Grosbois vor Paris ganz besonders. In diesem den Erben des Marschalls Berthier gehörigen Besitztum war eine zahlreiche Dienerschaft zurückgeblieben; diese wurde mit allen Kindern am Weihnachtsabend, den wir ganz wie in der Heimat, mit Tannenbaum, Lichtern und Geschenken feierten, hinzugezogen, und jeder Franzose bekam ein Geschenk, während die Kinder ganz besonders reich mit Spielsachen bedacht wurden, die ich hatte einkaufen müssen. Die Franzosen waren überrascht von der ihnen unbekannten Feier und bezeugten voll Dank ein lebhaftes Interesse dafür, während die Kinder unter dem brennenden Tannenbaum mit ihren Geschenken spielten. Von den Herren des Stabes erhielt jeder neben einem Teller mit Pfefferkuchen und Süßigkeiten ein Geschenk des Generals."

Noch eingehender schreibt Fransecky selbst darüber an seine Gemahlin wenige Tage später: „Ich fühlte den Drang und die Verpflichtung, für meinen Stab und meine Leute eine frohe Feier herbeizuführen, wurde darin durch den sehr umsichtigen Leutnant Moritz bestens unterstützt und hatte die Freude, allen einen sehr schönen Abend bei prächtigem, imposantem Baum und hübsch gewählten kleinen Geschenken zu bereiten. Leutnant Moritz war einige Tage vorher nach Versailles gefahren und hatte dort die Einkäufe, meist Toiletten-, Schreib- oder sonst nötige Gebrauchssachen, gemacht. Der Zahlmeister ließ durch unseren Feldbäcker Kuchen und Stollen in Menge backen, der hiesige Schloßgärtner lieferte Äpfel und Nüsse, und so fehlte es denn in der Tat an nichts. Um halb acht Uhr war die Bescherung; den Trainsoldaten, meinen Leuten, den Leuten des Schlosses und der Küche sowie den Schreibern schenkte ich Geld und ließ sie dazu alle sich um den Baum versammeln, wo für jeden ein Teller mit einem großen Stollen, Äpfeln und Nüssen aufgebaut war und jeder auch ein freundliches Wort von mir hörte, einschließlich der Schloßdienerschaft, die von der deutschen Gemütlichkeit unter dem Weihnachtsbaum bis dahin keine Ahnung hatte. Um halb neun Uhr war für die Herren vom Stabe Souper, bei dem eine schöne Gans, nach Deiner Art mit Kastanien und Äpfeln gefüllt, die Hauptrolle spielte, und es auch an echtem Champagner nicht fehlte! Natürlich gedachten wir alle unserer Lieben in der Heimat und wurde auf Dein Wohl von allen in vorderster Reihe getrunken."

Das war also eine echte rechte deutsche Weihnachtsfeier unter den Kanonen der feindlichen Landeshauptstadt, wie sie wohl in dieser Art einzig dastehen mag. Denn solch eine Freude hatte sie der französischen Dienerschaft im Schlosse und ihren Kindern bereitet, daß Fransecky auch ganz wie in der Heimat am Sylvesterabend noch einmal den Weihnachtsbaum anzündete. „Heute abend," schreibt er an seine Gattin, „lasse ich unseren Weihnachtsbaum, neugeschmückt, noch einmal für die zwanzig Kinder der Schloßdienerschaft anzünden und beschenke sie mit Obst, Pfefferkuchen und kleinen Spielsachen, die ich in einem nahen Städtchen aufkaufen ließ. Das wird uns allen bei der Einförmigkeit unseres täglichen Lebens eine aufheiternde Abwechslung sein und den Kindern eine ganz besondere Freude machen."

Nicht so ruhig wie vor Paris ging es im übrigen Frankreich in diesen Weihnachtstagen zu. Da gab's keine Weihnachtsfeier mit Äpfeln und Nüssen, und nur die Gedanken konnten wohl auf kurze Zeit in die Heimat und zu den Lieben, die dort unter dem brennenden Lichterbaum versammelt waren, schweifen. Aber so tief ist diese Feier doch

Digitized by Google

mit dem Empfinden des Deutschen verbunden, daß die Sehnsucht nach dem deutschen Weihnachten in den Briefen jener Tage überall zum Ausdruck kommt. Wir haben die Briefe eines unserer größten Feldherrn des Jahres 1870, des trefflichen Goeben, des Siegers von St. Quentin, der zugleich einer der besten und edelsten Menschen war, vor uns. Er stand gerade in den Weihnachtstagen in harten Kämpfen an der Hallue bei Amiens, um die Entsatzversuche Faidherbes zu schanden zu machen. Hart war den ganzen 23. Dezember gekämpft worden, auf nächste Nähe sich beschießend, lag man sich noch am 24. gegenüber, und erst in der Nacht zum ersten Weihnachtsfeiertage räumte der Feind die schwer umstrittene Stellung. Aber mitten unter diesen Kämpfen sendet Goeben in kurzen Zeilen der geliebten Gattin seine Weihnachtsgrüße.

Noch am Tage vor Weihnachten, dem 23., schreibt er ihr, nachdem er den ganzen Tag die Schlacht geleitet, spät abends einen langen Bericht über den Verlauf, und am 24. morgens ist sie wieder sein erster Gedanke: „24. Dezember halb sieben. Guten Morgen, mein lieb Weib, und gutes Fest! Ja, Weihnachtsabend! Ich bin bei Euch mit all meinem Sein. Die Nacht ist ruhig gewesen, und ich habe einen guten Schlaf gewonnen. Jetzt will ich gleich zu Manteuffel gehen und mit ihm die Sachlage besprechen, ehe ich hinausreite. Wieder ein kalter Tag, aber doch besser als Schnee, nach dem es gestern aussah."

Nachdem der ganze Tag des 24. Dezember in unentschiedenem Feuergefecht von beiden Seiten vergangen war, kehrt Goeben spät abends in sein Quartier nach Amiens zurück, und wieder gedenkt er des Weihnachtsabends: „Ja, Weihnachtsabend!" schreibt er, „o, mein Lieb, wie bin ich heute abend bei Euch gewesen, habe mich gefreut an der Weihnachtsfreude der Kinder und habe mich hingedacht zu meinem lieben, lieben Weib, das ja auch hierher so liebevoll und angstvoll denkt. Ich schließe hier ab, um Dir diese Zeilen zu schicken. Und dann will ich eilends zu Bett gehen, bin sehr müde. So den ganzen Tag im Gange, und zwar in gehöriger Kälte — es sollen doch immer 8 bis 9 Grad gewesen sein, das macht wirklich müde. Aber ich muß Dir doch noch erst melden, daß wir gestern nicht weniger als 900 unverwundete Gefangene gemacht haben, darunter 19 Offiziere." In der Nacht zieht der Feind ab, und das erste ist für Goeben, seiner Gattin am ersten Feiertage morgens diese frohe Nachricht mitzuteilen: „25. Dezember einviertel zehn. Gute Weihnachtsnachricht. Der Feind in vollem Rückzuge. Ich verfolge auf Albert. Kann nun leider nicht mehr schreiben, da jeder Augenblick kostbar und war gestern leider zu müde." So entschuldigt sich dieser große Mann mit dem goldenen Herzen noch, daß er mitten in der aufreibenden und verantwortungsreichen Führertätigkeit nicht mehr Zeit für seine Weihnachtsgrüße in die Heimat findet.

Und wie ihr Führer waren die Truppen in diesen Tagen. Goeben wird nicht müde, immer wieder hervorzuheben, wie freudig sie alle Strapazen ertragen, um dann noch singend in ihre mangelhaften Quartiere zu ziehen. So schreibt er auch von ihrem Verhalten in diesen Weihnachtstagen an der Hallue: „Gestern erzählte ein Johanniter, daß er am 24. Dezember bei Querrieux wahrhaft ergriffen gewesen sei, indem er, als schon im Dunkeln bei den um das Dorf Frèchencourt fechtenden Truppen eine momentane Pause im Feuer eingetreten sei, den vielstimmigen Gesang: ‚Lieb Vaterland, magst ruhig sein,' habe erschallen hören, worauf nach einigen Strophen das Feuer wieder begonnen habe."

Das waren die Weihnachtsfeiern und Weihnachtsgedanken deutscher Generale mitten in unserem großen Kriege, von deutscher Innigkeit und deutschem Gemüt getragen, und so ist auch in jenen Tagen mitten in die Schrecken des Krieges ein verklärender Schimmer von dem Lichterglanz des deutschen Weihnachtsbaumes gefallen.

Der Weihnachtsfisch.

Plauderei von Fritz Skowronnek.

Zu den Weihnachtsfreuden der Hausfrau gehört unweigerlich der Karpfen. Mag die Zeit am Vormittag des Heiligenabends noch so knapp, das Wetter rauh sein, der Gang zur Markthalle darf nicht unterbleiben. An den Ständen der Fischhändler herrscht angstvolles Gedränge. In den Marmorbottichen wimmelt es nur von Karpfen. Dicht gedrängt ragen die breiten Rücken aus dem Wasser empor, ab und zu schnellt sich ein Fisch mit starkem Schwung über die anderen hinaus ... Heute wird nicht lange gehandelt. Mit großen Zahlen steht der Preis an einer Tafel angeschrieben. Wer nicht schnell zugreift, wird von der Nachbarin verdrängt, die nicht danach fragt, ob der Fisch ein halbes Pfund zu viel wiegt ...

Wie Kenner versichern, läßt sich die Berliner Sitte, am Weihnachtsabend einen Karpfen auf den Tisch zu bringen, nicht sehr weit zurückverfolgen. Sie ist aber seit einigen Jahrzehnten so allgemein geworden, daß sie die 25 000 Familien, um die sich die Reichshauptstadt samt ihren Vororten alljährlich vermehrt, in ihren Bann zieht. Vergeblich dürfte es sein, die Entstehung dieses Gebrauchs ergründen zu wollen. Der Karpfen hat bisher noch keine Beziehung zu altgermanischen Opfersitten, deren Hauptteil bekanntlich aus einer energischen Schmauserei bestand, nachweisen können. Eher dürfte man noch an die Rolle denken, die der Fisch als Symbol in dem Religionsdienst der Urchristen spielte.

Wenn man ganz pietätlos die Sache betrachtet, könnte man auf den Gedanken kommen, daß der unbestreitbare Wohlgeschmack des Fisches, unterstützt von einer nachhaltigen Reklame der Karpfenzüchter und Händler, den Berliner Hausfrauen, die an jedem Festtag ihren Lieben gern einen außerordentlichen kulinarischen Genuß bereiten, die Sitte des Karpfenkochens beigebracht hat. Daß dieser Fisch gerade zum Weihnachtsfest und zu Sylvester in so abnormen Mengen konsumiert wird, liegt daran, daß er nicht in freier Fischerei gefangen, sondern in Teichen gezüchtet wird, die im Spätherbst abgeerntet werden. Auch die Schnelligkeit der Zubereitung spricht für die Wahl des Fischgerichts an einem Festtage, an dem die Hausfrau mit anderen Geschäften stark überlastet ist. In zwanzig bis fünfundzwanzig Minuten ist das Gericht tischfertig.

Die alten Römer, die den Karpfen im Schwarzen Meer und seinen Zuflüssen entdeckten, taten einen guten Griff, als sie ihn nach Italien verpflanzten, von wo er im Lauf der Jahrhunderte nach Norden vordrang. Seine Beschützer waren später die Mönche, die frühzeitig erkannten, daß dieser Fisch, der ihnen die Fasttage zu Festtagen machte, sich in Teichen züchten läßt. Sie stauten daher in der Nähe der Klöster alle kleinen Wasserläufe zu Weihern an, in denen der beliebte Speisefisch ganz systematisch gezüchtet und groß gezogen, wie man heutzutage sich ausdrückt, gestreckt wurde.

Der Karpfen ist völlig zum Haustier geworden. Seine Anspruchslosigkeit in Bezug auf die Nahrung, sein schnelles Wachstum haben ihm die lobende Bezeichnung: „das Schwein des Wassers" eingetragen. Jedenfalls ist er der hervorragendste Vertreter der weitverbreiteten Familie der Cyprinoiden, zu denen u. a. Barbe, Gründling, Ucklei, Brassen, Giester, Bitterling, Zärthe und Zope gehören. Seine Gestalt ist nicht elegant zu nennen, sondern kurz und gedrungen, dreimal so lang als hoch, und zweimal so hoch als breit. Der Kopf ist im Verhältnis zum übrigen Körper etwas groß, was kein Feinschmecker als einen Fehler betrachten wird, da dieser Teil des Fisches mit Recht als eine Delikatesse gilt. Besonders die Karpfenzunge, die wulstige Gaumenhaut, ist ein Leckerbissen ersten Ranges. Hinter ihr liegt eine derbe, hornige Platte, der sogenannte Karpfenstein, der früher in der Medizin vielfach angewandt wurde, jetzt aber seine Rolle völlig ausgespielt hat. Daß der Karpfen auch Zähne besitzt, dürfte manchem neu sein. Sie sitzen auf dem untersten Schlundknochen, in drei Reihen zu eins, eins und drei. Ihre Krone ist ursprünglich rundlich, mit der Zeit wird sie abgeschliffen, gefurcht und vom Gebrauch schwarzbraun gefärbt.

Beim Edelkarpfen ist der ganze Körper mit großen starken Rundschuppen gleichmäßig bedeckt. Zwei von den Züchtern sehr geschätzte Varietäten, die aus Böhmen stammen, sind ganz oder teilweise ohne diese Hautbedeckung, die somit kein integrierender Teil des Tieres sein muß. Der Spiegelkarpfen besitzt nur jederseits eine Reihe sehr großer Schuppen, die vom Rande des Kiemendeckels bis zum Schwanz reicht. Der Lederkarpfen hat eine ganz nackte Haut und nur hin

Digitized by Google

und wieder, hauptsächlich in der Nähe der Flossen, einige kleine Schuppen. Diese Varietäten, die ohne nachweisbare Ursache auch unter den Edelkarpfen auftauchen, sind in Böhmen, dem klassischen Lande der Karpfenzucht, zu feststehenden Rassen geworden.

Der Karpfen laicht in den Monaten Mai bis August. In dieser Zeit bedecken sich beim Milchner die Seiten des Körpers, Kopf und die Strahlen der Brustflossen mit weißen, unregelmäßig zerstreuten Hautwarzen, die nach dem Laichen wieder verschwinden. Die Vermehrung des Karpfens ist ungeheuer. Im dritten Jahr ist er fortpflanzungsfähig. Im fünften Jahr produziert er etwa 300 000 Eier, die mit zunehmendem Alter auf 700 000 steigen. Daß der Karpfen sehr alt wird und ein ganz gewaltiges Gewicht erreicht, dürfte allgemein bekannt sein. Noch vor wenigen Jahren gab es in Charlottenburg einige Teiche, die nachweislich etwa 120 Jahre alte Exemplare beherbergten. Im Klostergarten von Oliva sind die uralten Karpfen, die zu bestimmten Zeiten sich an der Futterstelle einfinden, als Sehenswürdigkeit weit und breit bekannt.

Der Züchter läßt den Karpfen, der zum Verkauf bestimmt ist, nicht schwerer werden als vier Pfund, weil größere Exemplare von den Hausfrauen nicht gern genommen werden. Auch verlangsamt sich von dieser Größe an beim Karpfen die Gewichtszunahme so sehr, daß die Zucht unrentabel wird. Die Teichwirtschaft ist in einigen Bezirken von Böhmen, Galizien und Schlesien jetzt bereits ein volkswirtschaftlicher Faktor von allergrößter Bedeutung, und sie hat noch eine große Zukunft für die Großbetriebe der deutschen Landwirtschaft. Auf dem Fischereitage zu Breslau wies Direktor Haack, Leiter der großen Fischbrut- und -Zuchtanstalt Hüningen im Elsaß, nach, daß Land- und Teichwirtschaft zusammen gehören, sich sozusagen durch abwechselnde Ausnutzung derselben Flächen in ihren Erträgen erhöhen. In einer traurigen Periode der Landwirtschaft, im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts, wurden viele Karpfenteiche kassiert. Jetzt ist die rückläufige Bewegung eingetreten, seitdem man erkannt hat, daß Teiche, die man gänzlich ablassen kann, in einem Jahr mit Futterpflanzen bestellt, ganz ungewöhnlich reichen Ertrag liefern und gerade durch diese Bebauung so viel Nahrungsstoffe für Karpfen ansammeln, daß sie wieder mit Wasser bedeckt und mit pfundschweren Karpfen besetzt, auf den Hektar einen Reinertrag von 150 Mark und darüber ergeben. „Ich glaube," so sagte Direktor Haack wörtlich, „die Klagen der Landwirtschaft würden weniger laut ertönen, wenn sie im Durchschnitt mit einem Reinertrag von 150 Mark pro Hektar rechnen könnte."

Selbstverständlich läßt sich nicht auf jedem Gut eine ausgedehnte Karpfenzucht einrichten, die sich mit der Vermehrung und Aufzucht der Fische befaßt. Aber fast überall werden sich einige Abwachsteiche herstellen lassen, in denen man die von Züchtern angekauften jungen Tiere zu marktfähiger Ware heranmästen kann. Es braucht dazu nicht immer ein Wasserlauf vorhanden zu sein, auch „Himmelsteiche", die durch künstliches Anstauen der Niederschläge und des Schmelzwassers im Frühjahr hergestellt werden, erfüllen diesen Zweck. Kein Dorfteich sollte ohne Karpfenbesatz bleiben.

Es sei mir gestattet, diese kurzen Ausführungen durch die Autorität des Professors Dr. Siegelin zu unterstützen, der auf demselben Fischereitage auf das Beispiel des berühmten Karpfenzüchters v. Gostkowski in Galizien hinwies. Dieser hatte sein Gut stark verschuldet vom Vater übernommen. Dadurch, daß er den größten Teil seiner Grundstücke so einrichtete, daß er sie drei Jahre lang als Fischteiche und ebensolang als Äcker verwenden konnte, gelang es ihm, aus der Arbeiter-, Dünger- und Geldnot herauszukommen und den Reinertrag seines Gutes zu verdoppeln. „Das ist doch ein stolzes Wort, das vielen als Fingerzeig dienen sollte, unter ähnlichen Verhältnissen Teich- und Landwirtschaft, Fisch- und Pflanzenproduktion abwechselnd auf der gleichen Fläche zu treiben."

Die Schilderung der Karpfenzucht würde den Rahmen dieser Plauderei überschreiten. Nur soviel möge gesagt sein, daß die Teichwirtschaft zu einer stolzen Wissenschaft geworden ist, die durch regen Austausch ihrer Erfahrungen in gedeihlicher Weise fortschreitet. Neben dem Karpfen werden in denselben Teichen noch andere Nutzfische gezüchtet; der „Hecht im Karpfenteiche" ist ja bereits sprichwörtlich geworden, obwohl er darin nie die Rolle spielt, die ihm der Volksmund anweist. Er hat nur die allerdings recht dankbare Aufgabe, in Abwachsteichen die unrechtmäßig entstehende Brut und die schädlichen Frösche zu vertilgen. Daß er die Karpfen durch seine bedrohliche Nähe in Bewegung zu setzen hat, damit sie schneller verdauen und größeren Appetit entwickeln, ist eine kindliche Anschauung, die von den Teichwirten mit schallender Heiterkeit beantwortet zu werden pflegt.

Sehr oft werden neben dem Hauptfisch noch Aale, Zander und Barsche gezogen. Bei rationeller Wirtschaft decken diese Nebenfische nicht nur die Unkosten, sondern werfen noch ansehnliche Reinerträge ab. Seit einigen Jahrzehnten hat der Karpfen einen Nebenbuhler erhalten, der begründeten Anspruch erheben darf, ebenfalls als Haustier bezeichnet zu werden. Es ist die Forelle, die allerdings wesentlich andere Lebensbedingungen stellt und deshalb zur Nutzbarmachung der schnellfließenden Bäche und von kalten Quellen gespeisten Teiche verwendet wird, in denen Karpfen nicht gedeihen würden.

Vom rein volkswirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, muß die Entwickelung der Teichwirtschaft als etwas einseitig bezeichnet werden. Das ist beileibe kein Vorwurf gegen die Männer, die selbstlos diesen Werdegang nach Kräften gefördert haben und noch fördern. Es soll nur darauf hingewiesen werden, wie wünschenswert es wäre, wenn die von unsern Altvordern geübte Aussetzung von Karpfen in die Seen, die durch falsche Bewirtschaftung und unzulängliche Schonbestimmungen bedenklich arm geworden sind, wieder in Aufnahme käme. In vielen Seen existieren ja noch jetzt Karpfen, ein Beweis dafür, daß dieser Fisch sich auch in freier Fischbahn erhält und fortpflanzt. Gerade in den Tagen, in denen diese Plauderei aus der Feder floß, erzählte mir ein Fischer aus Cladow an der Havel, daß er im vorigen Jahr einen Karpfen von 23 Pfund im Staaknetz gefangen hat. Viele, sehr viele der kleineren Binnenseen könnten bei rationeller Bewirtschaftung direkt als Abwachsteiche für Karpfen nutzbar gemacht werden. Gibt es doch in Böhmen „Teiche" von über tausend Hektar Größe! Ich nenne nur den 1400 Hektar großen Rosenberger „Teich" und die Wittingauer Gewässer, die zum Teil ähnliche Größen aufweisen. In einem dieser Karpfenteiche wurden mit dem ersten Zug 500 Zentner Karpfen gefangen. Mit drei Zügen wurden von morgens sechs bis mittags ein Uhr 1100 Zentner Karpfen gefischt. Am zweiten Tage ergab die Befischung genau ebensoviel. Rechnet man nur allein die Masse der Karpfen zu dem niedrigen Engrospreise von fünfzig Pfennig pro Pfund, so ergibt sich der Betrag von 110 000 Mark. Und dem muß man die Tatsache gegenüberstellen, daß die fiskalischen Seen in Preußen weniger als zwei Mark für den Hektar an Pacht einbringen. Ein „Teich" wie der Wittingauer, der 110 000 Mark Reinertrag liefert, würde also hier in Preußen 2000 Mark an Pacht bringen! Sapienti sat!

Der allergrößten Hochachtung erfreut sich der Karpfen bei den Anglern. Er rangiert unmittelbar hinter der Forelle, deren Fang allerdings eine ganz raffinierte kostspielige Ausrüstung erfordert, d. h. bei dem sportsmäßig angelnden Großstädter, während die Anwohner der Forellenbäche den kostbaren Fisch mit den primitivsten Geräten erbeuten. Sie bringen eben zur Angelei etwas mit, was nicht jeder besitzt: die Kenntnis des Gewässers und eine geübte Hand. Zum Fang des Karpfens gehört eine starke Angel, die aus einem strebigen Bambusstock und einer dauerhaften Seidenschnur besteht. Als Schwimmer dient eine Federpose aus den Schwungfedern des Schwans oder des Kranichs, die soviel Auftrieb besitzen muß, um fünf, sechs Meter bleibeschwerter Schnur zu tragen. Mit diesem Instrument bewaffnet, geht man an einen Fluß oder See, hält den mit einem Köder bestecken Haken ins Wasser und holt einen Karpfen nach dem anderen heraus. O nein, so einfach ist die Sache denn doch nicht. Die Angler, die man mit ergebungsvollem Stumpfsinn am Ufer der Gewässer sitzen sieht, sind bescheidene Leute, die nur auf kleine Weißfische „stippen". Wer einen guten Karpfen oder Blei mit der Angel fangen will, muß sich in zwei bis drei Klafter Tiefe an der Schar, d. i. dort, wo das flache Ufer zur Tiefe abzufallen beginnt, ein Plätzchen als Futterstelle aussuchen. Durch allerlei Leckerbissen wird der größere Fisch angelockt und zum Verweilen bestimmt. Als solche gelten für den Karpfen: gekochte Erbsen und Kartoffeln, Kleie, Fleischabfälle, kleingeschnittene Rindskaldaunen, die mit Lehm zu einem festen Ballen zusammengeknetet werden.

Uber den Wert der sogenannten Fischwitterungen tobt noch immer ein heftiger Meinungskampf. In früheren Zeiten wurden gräßliche Substanzen, wie Asa foetida und dergleichen als Lockmittel angepriesen. Mit köstlicher Naivetät heißt es danach in einer aus dem XVII. Jahrhundert stammenden Sammlung solcher Geheimmittel: „Item, es stinkt!" Trotz dieser Eigenschaft werden die mit der Witterung imprägnierten Köder genommen worden sein, ein Beweis dafür, daß der Geruchssinn beim Fisch auf niedriger Stufe steht. Die jetzt angepriesenen Witterungen sind natürlich alleiniges Geheimnis der Fabrikanten, die noch immer unter denen, „die nicht alle werden", Abnehmer finden ...

Es dauert manchmal acht Tage, bis die Karpfen den Futterplatz annehmen, nicht etwa aus Mißtrauen, sondern weil sie ihn nicht früher gefunden haben. Dann aber pflegen sie ihn nicht nur regelmäßig zu besuchen, sondern sie halten sich so lange auf, wie der Vorrat reicht, den man natürlich von Zeit zu Zeit ergänzt. Schon beim ersten Auswerfen des Futters bohrt man zwei Stangen in den Grund, an denen später der Kahn befestigt wird, möglichst so, daß der Wind ihn nicht breitseite trifft.

Mit Morgengrauen macht sich der Angler auf den Weg. Noch schläft die Natur. Nur der rosige Schimmer auf den dünnen Wolkenstreifen im Osten deutet das Heraufsteigen des Tagesgestirns an. Ab und zu läuft ein leichter Windhauch über das stille Wasser, der die stille Oberfläche zu Katzenpfötchen kräuselt. Am Futterplatz wird der Kahn unter Vermeidung jeglichen Geräusches an den Stangen befestigt, denn der Karpfen, der als Haustier in den Teichen ganz dreist an der Oberfläche erscheint, um das zugeworfene Futter mit lautem Schmatzen zu verzehren, ist in der Freiheit ein scheuer Geselle, den der leiseste Stoß an den Kahn vertreibt. Deshalb werden auch die Ruder festgebunden, damit sie bei jäher Bewegung nicht poltern; die Angeln liegen abgewickelt, zum Gebrauch bereit im Boot. Hier ... dort ... steigen vom Grunde kleine Luftblasen empor, ein sicheres Zeichen, daß große Fische dort unten ihr Wesen treiben. Neuerdings pflegt man am Futterplatz einen weitmaschigen, mit Kartoffeln und Erbsen gefüllten Beutel zu versenken, der durch eine schwimmende Blechflasche dicht über dem Grunde schwebend gehalten wird. Leise Bewegungen des Schwimmers zeigen an, daß der Fisch bemüht ist, den Beutel seines Inhalts zu berauben.

Zum Bestecken der Angel dienen Regenwürmer und gekochte

Digitized by Google

Erbsen. Die Würmer haben acht Tage in feuchtem Moos zugebracht und während dieser Zeit sich ihres erdigen Inhalts entledigt. Nun sind sie beinahe durchscheinend und sehr beweglich. Die Erbsen haben stundenlang in fester Umhüllung gekocht; sie sind so weich, daß sie leicht vom Haken durchdrungen werden, aber zähe, so daß sie nicht zerfallen.

Langsam senkt sich die Angel ins Wasser hinab, die zweite, dritte, vierte folgt. Unbeweglich ragen die Schwimmer einen Zoll über die Oberfläche empor. Jetzt gerät ein Flott in Bewegung, es erzittert, steigt hoch, bis es umfällt und glatt daliegt. Ein Fisch hat angebissen. Mit starkem Ruck am Stock wird er angehauen. Ein Prachtexemplar scheint es zu sein, denn die Angelrute biegt sich zum Halbkreis und die Schnur spannt sich an, daß sie klingt. Hierhin, dorthin schießt der Fisch durchs Wasser. Allmählich wird sein Widerstand schwächer, endlich sind seine Kräfte erlahmt, mit dem Handkäscher wird er eingehoben. Aber Vorsicht, denn oft versucht der Karpfen noch durch einen heftigen Schwung dem Verhängnis zu entrinnen ...

Inzwischen ist die Natur erwacht. In dem Rohrdickicht hinter uns treiben einige Rohrsänger ihr lautes Wesen. Ein Wolke von Staren sauft heran und fällt mit lautem Geschwätz auf die Rohrhalme ein. Auch die Schwäne stellen sich ein, die noch immer auf der Havel gehegt werden, „um das Bild zu beleben". Mit stillem Ingrimm werden sie von dem Fischer betrachtet, denn in den Frühjahrsmonaten hausen sie Tag und Nacht auf den Fischlaichrevieren, wo ihnen der Fischlaich und die unbehilflichen jungen Fischlein trefflich munden. Daß jeder der großen Vögel täglich mehrere Pfund Nahrung zu seiner Erhaltung bedarf, ist leicht zu ermessen ...

Die Lichte auf dem Weihnachtsbaum sind heruntergebrannt. Der erste laute Jubel der Kinder ist verrauscht. Im Eßzimmer flammt die Krone auf und übergießt mit blendendem Licht den festlich gedeckten Tisch, auf dem in mächtiger Schüssel das Weihnachtsessen, der Karpfen, prangt.

Fröhliche Weihnacht!

Altes und neues Edelzinn.

Von Hasso Cantor. Mit 6 Abbildungen.

Der wirtschaftliche Gebrauch des Zinns ist uralt, älter wahrscheinlich als der des Eisens, denn das Zinn bildete ja in Verbindung mit dem Kupfer die Bronze, deren Verwendung im Gebrauch des Menschen der des Eisens vielfach vorranging. Es hat sogar im Altertum den lustigen Vorzug genossen, zur Erfindung eines Völkernamens beizutragen. Die Griechen nannten, nach einem wahrscheinlich phönizischen Wort, das Zinn nämlich „Kassiteros", und der gute Herodot erzählt danach kurzweg von einem Fabelvolk und den Fabelinseln der Kassiteriden.

Wenn aber das Zinn in seinen guten Eigenschaften schon seit Urzeiten bekannt war, und so vielseitig es zur Bronzeerzeugung, zum Verzinnen kupferner Gegenstände, zur Herstellung einfacherer Gefäße, rein oder in Verbindung mit anderen Metallen, zumal mit Blei, benutzt wurde, seine künstlerische Verwertung begann doch erst verhältnismäßig spät. Wir kennen zwar aus dem Mittelalter schlichte Abendmahlskelche aus Zinn, die ihrer Form und Art nach nur für ärmere Kirchen bestimmt gewesen sein können, kleine Ampullen, Kännchen von unansehnlicher Erscheinung; erst im XV. Jahrhundert aber tauchen vereinzelt bessere Zinngefäße auf. Dann jedoch beginnt der Zinnguß einen förmlichen Siegeszug durch die damalige Welt, erobert sich Italien, Frankreich und vor allem Deutschland. Anfangs herrscht noch bei allen Zinnarbeiten der Gebrauchszweck vor, die einfache Form. Bald jedoch fangen die „Kannengießer" an, ihre Teller, Schüsseln, Kelche, Kannen zu schmücken, ersinnen bessere Modelle, lernen — zunächst vielfach in Anlehnung an Vorbilder der sich damals zu hoher Blüte entwickelnden Goldschmiedekunst — die Gußmodelle mit Reliefs zu versehen. Schon um die Mitte des XVI. Jahrhunderts finden wir im verkehrsreichen, kunstfrohen Nürnberg, in Basel, auch in sächsischen, schlesischen, böhmischen Städten solch tüchtige Kannengießer.



Die Temperantia-Schüssel.

Dann aber waren es zwei, beinahe gleichzeitig lebende Männer, die fast wie mit einemmale das Handwerksmäßige, das dem Zinnguß noch anhaftete, abstreiften und ihn auf eine bisher unerreichte und wohl für unmöglich gehaltene Stufe künstlerischer Vollkommenheit hoben.

Wenige unserer Leser werden voraussichtlich die Namen dieser beiden Männer kennen. Und doch haben beide Namen in der Kunstgeschichte einen hohen Klang, und um sie und ihre Bedeutung hat Jahrzehnte hindurch ein heißer Kampf getobt, der in mancher Beziehung — wenn der allgemeine Maßstab auch ein kleinerer ist — an die endlose Fehde deutscher und niederländischer Forscher darüber erinnert, ob unser Gutenberg, ob der Holländer Laurens Janszoon Coster die Kunst erfunden habe, mit beweglichen Lettern zu drucken.

In unserem Falle drehte sich der Kampf um eine Schüssel aus Zinn, um die sogenannte Temperantia-Schüssel, die bis auf den heutigen Tag als das herrlichste Kunstwerk, das je in Zinn gegossen wurde, gilt. Hie François Briot — hie Caspar Enderlein! Das war das Kampfgeschrei.

Um aus der komplizierten Fehde das Wesentlichste herauszuschälen: es handelte sich darum, ob Briot, den die Franzosen für sich beschlagnahmten, dies wunderbare Stück geschaffen habe, ob Caspar Enderlein. Heut ist längst festgestellt, daß François Briot die Ehre gebührt, daß der Nürnberger Meister nur ein überaus geschickter und feinsinniger Nachahmer war. Mit der Behauptung aber, daß Briot Franzose gewesen sei, sieht es einigermaßen windig aus, trotz des französisch klingenden Namens.

François Briot hat nämlich nach den neuesten Forschungen im lothringischen Orte Damblain um 1550 das Licht der Welt erblickt und Zeit seines Lebens im heutigen Montbéliard, dem damaligen Mömpelgard, gewirkt, der Hauptstadt der Grafschaften Sundgau und Elsgau. Das aber war ein gut deutsches Gebiet, stand unter der Herrschaft der Grafen aus dem Hause Württemberg und wurde erst 1801

Digitized by Google

durch den lobesamen Frieden von Luneville an Frankreich abgetreten. Übrigens ist Briot wahrscheinlich nach Mömpelgard gezogen, weil er, ein überzeugter Protestant, hier seinem Glauben treu bleiben konnte. Er stand im Dienste des regierenden Grafen Friedrich, späteren Herzogs von Württemberg, eines ungemein kunstliebenden und kunstverständigen Herrn, der ihn in mannigfacher Weise beschäftigte. Die Familie, der Briot entstammte, scheint künstlerisch vielseitig begabt gewesen zu sein, verschiedene Mitglieder waren Kupferstecher, Kunsthändler, Münzgraveure; auch François war nicht nur Zinngießer, sondern auch Graveur.

Die Temperantia-Schüssel — „eines der schönsten Stücke aus dem Kunstvorrat der Renaissance", nennt sie Professor Lessing — weist einen Durchmesser von 45 Centimetern auf. Der Rand zeigt zwischen reichen schönen Ornamenten in acht querovalen Feldern die Figuren der sieben freien Künste mit ihrer Führerin Minerva. Im Centrum des Mittelstücks steht die eine Schale haltende Gestalt der Temperantia, während jenes Mittelstück ein breiter Fries umzieht, den hermenartige Figuren in vier gleich große Teile mit Allegorien der vier Elemente scheiden. Der Zusammenhang, sagt Demiani treffend in seiner Monographie über die beiden größten Zinnkünstler, die je lebten, ergibt den Gedanken, daß die Kräfte des Geistes und der Natur, wenn sie segenbringend ihrer Bestimmung nach wirken sollen, von weiser Mäßigung, von der Temperantia, beherrscht werden müssen. Zur Schüssel gehört übrigens auch eine wunderschöne, edelgeformte Kanne.

Dies Briotsche Meisterstück erregte schon zu seiner Zeit große Bewunderung, und Abgüsse scheinen ziemlich vielfach verbreitet worden zu sein. Solch ein Exemplar hat nun jedenfalls auch dem Nürnberger Zinngießer Caspar Enderlein, auch Endterlein geschrieben, vorgelegen, der 1560 zu Basel geboren, aber schon 1584 nach der Pegnitzstadt übergesiedelt war, deren Kannengießer ja als die berühmtesten Deutschlands galten. Einen Schutz des geistigen Eigentums gab es damals nicht, es galt auch durchaus nicht als unwürdig, fremde Werke einfach zu benutzen, die ersten Meister taten das ohne jedes Bedenken. So bildete unser Caspar Enderlein denn auch die Wunderschüssel seines Berufsgenossen in Mömpelgard frei nach, wobei er nur bisweilen die Temperantia in der Mitte in naiver Weise durch eine Madonna



Schüssel und Schreibzeug aus Edelzinn. (Alte Arbeit.)
Kunstgewerbe-Museum zu Berlin.

ersetzte, um die Schüssel zur Taufschüssel zu stempeln. Er hat aber auch eine stattliche Zahl ganz selbständiger Werke geschaffen, die von seinem eigenen Können gutes Zeugnis ablegen. Unsere Museen und Sammlungen sind heut noch auf manches Enderlein-Stück stolz: auf seine St. Georgs-Schale etwa, auf die Susanna-Schüssel oder die Schüssel mit den vier Jahreszeiten.

Es war die Zeit, in der die Zinnarbeit sich gewissermaßen ebenbürtig neben die Arbeit der Gold- und Silberschmiede stellte. Durch ganz Deutschland wurden Zierstücke aus Zinn beliebt, und neben ihnen eroberte es sich immer mehr Platz in den Gegenständen des täglichen Gebrauchs. Wenn die Herren Räte der reichen Städte und die Fürsten sich in jenen trunkfesten Tagen ihre Becher und Humpen auch aus Silber treiben ließen, das Zinn war das Material für den schlichten Bürger und Handwerker. Gerade die Zünfte liebten es, ihre Trinkkannen und „Willkommen" aus ihm formen zu lassen und hielten darauf, daß sie schön in der Form und reich verziert waren. Trotz allem, was verloren gegangen ist, sind doch noch zahlreiche, oft herrliche Stücke aus dem Besitz der alten Zünfte und Innungen auf uns gekommen. Berühmt sind z. B. die Arbeiten von Peter Flötner geworden, auch eines Nürnbergers, der u. a. die prächtige Zunftkanne der Zittauer Maurer, 47 Centimeter hoch, schuf. Berühmt ist weiter die Kanne der Breslauer Bäcker, datiert von 1497, die mit reichen Reliefs, den Heiland am Kreuz darstellend und die Apostel, geziert ist. Auch in Hamburg gab es schöne Stücke, die jetzt im dortigen Kunstgewerbe-Museum aufbewahrt werden: so der Willkomm des Schusterfegeramtes aus dem Jahre 1667, mit der Inschrift:

„Ehrlich gelebet und selig gestorben,
Ist gnug in dieser Welt erworben,
Drumb hilff Herr Jesu fruh und spatt,
Bisz all mein Thun ein Ende hatt.
Vertrauwe Gott. Halt sein Gebott.
Liebe das Recht. Thue das Dein.
Hie zeitlich, dort ewig, darnach richte Dich."

Originell ist auch ein großer, aus dem holsteinischen Städtchen Wilster stammender Willkomm vom Jahre 1634, der die Inschrift trägt: Dies ist der Schoster ihr Silbergeschmeide + Gott allein die Ehre + Finis +.

Neben diesen Prunkstücken dann in unendlich langer Reihe Schüsseln, Kannen, Kännchen, Teller, Salzgefäße ꝛc. —



Flasche und Kannen aus Edelzinn. (Alte Arbeit.)
Kunstgewerbe-Museum zu Berlin.

Digitized by Google

Hans Sachs hat in einem den „Kandelgießern“ zu Ehren gesungenen Liede alles aufgezählt, was überhaupt aus Zinn gefertigt wird. Viele von diesen Gebrauchsstücken sind selbstverständlich glatt und ohne Zier, viele künstlerisch ganz wertlos. Aber sehr viele zeigen doch das schöne Bestreben unserer Ahnen, auch die einfachen Geräte des Hauses zu schmücken. Da gibt es Teller mit Apostel-, Kaiser- und Kurfürstenbildnissen, mit Allegorien, mit Inschriften (Drinck vnd is — Gots nicht vergis); hübsch geformte Kannen, zierliche Büchsen und Döschen. Die ganzen Abwandelungen der Stile machte das geschmeidige Zinn mit, von der Renaissance über das Barock zum Rokoko, ja noch zum Wiederaufleben des Klassizismus. Das blanke Zinn war der Stolz der Hausfrau, ja in den Patrizierhäusern gab es bisweilen eigene Schau- und Prunkküchen, in denen das Zinngerät auf den Borden eine große Rolle spielte.

Dann aber brachen über die Kannegießer zwei schwere Schläge herein. Zuerst war es die Erfindung des Porzellans, die ihm gerade in den wohlhabenden Kreisen die Wertschätzung verkümmerte; später, noch schwerer treffend, der Aufschwung der Steingut- und Fayence-Industrie, der es aus dem Bürgerhause verdrängte. Es kam aus der Mode. Niemand wollte mehr vom Zinnteller essen, aus dem Zinnkrug trinken. Zu tausend und abertausenden wanderten die Stücke zum Einschmelzen, nach der Auflösung der alten Innungen leider auch so manche Prachtexemplare der Kunstfertigkeit des XVI. und XVII. Jahrhunderts. Wer damals — noch bis nach der Mitte des XIX. Jahrhunderts — Zinngegenstände kaufen wollte, bekam sie spottbillig. Ich erinnere mich persönlich eines Sammlers in Torgau, der in der einen Stadt einen kleinen Schatz von schönen Stücken in kurzer Zeit zusammengebracht hatte, und ich erinnere mich auch noch, daß man auf dem Tandelmarkt in München und in den Nürnberger Krambuden die zinnernen Kannen fast zum Metallwert erhielt. Der privaten Sammler waren verhältnismäßig wenige, und selbst die Leiter der öffentlichen Sammlungen verschmähten oft das „ordinäre“ Zinn. Ein Umschwung trat erst ein, als die Formen der Renaissance in unserer Wohnungseinrichtung Einkehr hielten; in den „altdeutschen“ Zimmern wollte man auch die Borde mit Zinnkrügen und Schüsseln zieren. Da wurden die Böden und Keller und die Rumpelkammern der Althändler plötzlich durchstöbert, die Preise schnellten in die Höhe — aber wie viel war verloren, eingeschmolzen, auch ins Ausland gegangen. Und wie viel von dem alten Zinngerät, womit jetzt geprunkt wird, ist Fälschung, ganz neu gegossen oder durch nachträgliche Schmuckzutaten „verschönt“. Manche Antiquitätenhändler und ihre Helfershelfer wissen die Patina des Alters vortrefflich nachzuahmen und auch stolze Kenner durch die schönsten Zinngießerstempel und Meisterbuchstaben zu befriedigen.



Humpen aus Edelzinn. (Alte Arbeit.)
Kunstgewerbe-Museum zu Berlin.

Indessen, ihr Gutes hatte die Bewegung doch, sie weckte wieder das Interesse, lenkte die Aufmerksamkeit auf das Zinn. Man lernte wieder erkennen, welch ausgezeichnete Eigenschaften dies bildsame Metall besitzt, wie schön es sich jeder Form anschmiegt; man lernte den prächtigen, sammetartigen Glanz des Zinngeräts wieder würdigen, seine Haltbarkeit, seine so geringe Neigung, zu oxydieren.

Ganz ausgestorben war ja die ehrsame Sippe der Zinngießer nie, auch nicht, nachdem ihnen die billigeren Silber-Nachahmungen und Plattierungen, Alfenide und wie sie sonst sich nennen, noch ein weiteres Stück ihres Besitzes abgerungen hatten. Jetzt rührten sie sich wieder. In Frankreich erstanden treffliche Meister der „orfèverie d'étain“, auch bei uns blühte der Zinnkunstguß, die Fabrikation künstlerisch geformter, geschmückter Stücke in Edelzinn wieder auf. Nicht zuletzt durch die unausgesetzte Arbeit der größten deutschen Zinngießerei, der Kölner Werkstätte von Engelbert Kayser, der selbst einer alten Zinngießerfamilie entstammt.

Das „Kayser-Zinn“ besteht aus bestem Zinn und einem geringen Zusatz anderen Metalls; die Mischung ist sorgsam



Neuere Arbeiten von Engelbert Kayser.

Digitized by Google

behütetes Geheimnis der Firma, man weiß nur, daß kein Blei verwendet wird. Was indessen den Arbeiten dieses Geschäfts noch über die Güte des Materials hinaus ihren besonderen Wert verleiht, ist der künstlerische Sinn, in dem die Modelle für sie gefertigt werden. Kein Stück will etwa eine Silbernachahmung vorstellen, jedes Stück will ehrlich und selbstbewußt als Zinn wirken. Immer sind die Formen schön und edel, dem Material angepaßt; es ist bereits eine eigene Schule von Künstlern entstanden, die für Zinn zu entwerfen, zu arbeiten wissen, gleichviel ob es sich um schwere Prunk- und Zierstücke, ob es sich um schlichtere Gebrauchsgegenstände handelt. Mustergültig ist auch die technische Ausführung, der Guß sowohl wie die nachträgliche Bearbeitung des einzelnen Gegenstandes.

Das Vorbild und der Erfolg des Kayserzinns haben schon zahlreiche Nachahmer aufs Feld gerufen — wie das so geht: dann und wann einen guten und viele mittelmäßige. Heutzutage drängt ja die Konkurrenz leider auf allen Schaffensgebieten nach der Massenproduktion, um möglichst billige Ware auf den Markt bringen zu können. Das Material wird immer weiter verschlechtert, die Zusätze an anderen Metallen werden vergrößert, die Gußformen bis aufs äußerste ausgenutzt; nicht zuletzt aber sucht der Fabrikant durch bizarre, extravagante Formengebung die Aufmerksamkeit der Zwischenhändler und der Käufer auf sich zu lenken. Hier liegt meines Erachtens die schwerste Gefahr, die dem Edelzinn und seiner neuen Blüte droht. Nur wenn es sich im Material und in der künstlerischen Formengebung auf voller Höhe hält, hat es Aussicht, sich die Geltung dauernd wiederzuerringen, die es bei unseren Altvorderen vom XVI. bis zum XVIII. Jahrhundert besaß. Nicht nur in einzelnen Prachtstücken, sondern grade auch in Geräten des täglichen Gebrauchs. Ich kenne heut schon so manche Familie, die Schüsseln und Saucenbehälter, Kannen und Becher aus Edelzinn benutzt; ebenso ist mir in den letzten Jahren wiederholt aufgefallen, wenn mir ein frohes Bräutchen die Geschenke zeigte, die ihr zu ihrem Ehrenfeste dargebracht wurden, wie stark das Zinn unter denen vertreten war — die Goldschmiede wissen auch davon zu erzählen.

Gewiß wird auch auf manchem Weihnachtstisch eine Gabe aus Edelzinn nicht fehlen. Sie ist gut am Platze da, unter dem lichterschimmernden Tannenbaum. Denn die Arbeiten aus Edelzinn sind stets Gaben von dauerndem Wert, die den Beschenkten immer aufs neue an den Geber erinnern. Gleichviel, ob es sind, wie es in dem alten Liedchen vom Zinngießer heißt:

„Kandelflaschen groß vnd klein
Darauß zu trinken Bier vnd Wein —"

oder:

„Schüssel, Blatten, Täller, der Maß,
Schenck-Kandel, Saltzfaß vnd Graßfaß,
Ohlbüchßen, Leuchter vnd Schlüsselring
Vnd sonst ins Hauß manch nütze Ding."



Neuere Arbeiten von Engelbert Kayser.

Krach.

Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortsetzung.)

Der Geheimrat und Lora gingen voran. Und Willy, der ihnen folgte, sagte sich inmitten all seiner sorgenvollen Gedanken: ‚Sie schreitet doch wieder wie eine Fürstin.'

Dann fiel ihm plötzlich ein: ‚Hat sie Deine Rosen eigentlich mitgenommen?' Er blickte zurück: da lagen die gelben Blüten ... Vielleicht war es Zufall, ein Vergessen. Rosen in Rom sind etwas so Alltägliches.

Aber es kränkte ihn tief. Es konnte auch eine Absicht sein. Und es erschien ihm wie eine üble Vorbedeutung.

Da wandte sie sich plötzlich um.

„Meine schönen Rosen! Willy, vergib —"

Zum erstenmale sahen sie sich voll ins Gesicht.

Und, über alles andere hinweg, stieg plötzlich ein großes Mitleid in ihr empor. Wo hatte sie denn nur ihre Augen gehabt? Wie elend er aussah, wie nervös! Wie sorgenvoll ...

In ihren beweglichen Zügen mochte sich das alles wiederspiegeln. So lebendig, daß er dachte: ‚Was ist ihr? Was bewegt sie? ... Denkt sie daran, weshalb Du hier bist? ... Oder ... oder ist sie nicht glücklich?'

Er sprang schnell zurück, ihr die Rosen zu bringen, und als er sie ihr reichte, schoß ihr unwillkürlich das Blut ins Gesicht. ‚Warum?' fragte er sich wieder.

Sie hatte in diesem Augenblick nur den einen Wunsch, ihm etwas Gutes, Freundliches zu sagen. Als ob sie damit den Alp, der auf ihr lag, abwälzen könne.

Aber sie kam über das kurze: „Vielen Dank, Willy —" nicht hinaus. Denn ihr Mann stand schon, mitten im Gästeschwarm, an der Tür und winkte. — — — —

Eine knappe Viertelstunde noch beim Mandolinenklang im Wintergarten.

Der Kaffee blieb unberührt vor Lora stehen.

Dann erhob sich Eberhard: „Wenn Du erlaubst, liebe Lora, machen Willy und ich jetzt das Geschäftliche ab — drüben im Lesezimmer gibt's gewiß ein ruhiges Plätzchen —"

Digitized by Google



Weihnachtsbescherung auf dem Gutshofe. Nach dem Gemälde von W. Zehme.

Digitized by Google

Sie neigte stumm den Kopf.

Nun war sie allein, mitten unter der bunten Gesellschaft.

Ihr Mann hatte ihr noch ein paar illustrierte Blätter hingelegt und die ‚Berliner Rundschau', die er sich nachsenden ließ — das Blatt von vorgestern.

Sie dachte nicht an Lesen. Nur das Eine immer wieder: ‚Der arme Willy! Der arme Willy!'

Hinter der Palmengruppe zirpten die Mandolinen. Dazwischen, von den Nebentischen rechts und links, halblaute englische Unterhaltung, das Flirten von einigen Jünglingen im Frack mit ein paar koketten Amerikanerinnen. Dann und wann ein Rücken der tiefen Korbstühle, ein leises Klirren von Tassen und Mokkalöffeln, Rauschen von seidenen Röcken, das Flüstern der Kellner ...

Lora hatte sich weit zurückgelegt, die Augen halb geschlossen ... ‚Der arme Willy! Der arme Willy!'

Plötzlich richtete sie sich jäh auf und griff nach der Berliner Zeitung. Sie riß die oberen Blätter auseinander, warf sie zu Boden ...

Nun hatte sie endlich, was sie suchte ...

„... Die Deroute, die unseren Markt betroffen, machte heute noch weitere, höchst unerfreuliche Fortschritte auf fast allen Gebieten. Die Nachrichten aus Südafrika, die jede Aussicht auf Frieden ausschließen, die großen Kosten der China-Expedition, die ungünstigen Depeschen von der New-Yorker Börse, höchst flaue Meldungen vom rheinischen und oberschlesischen Eisenmarkt — das alles drückte von Anfang an auf die Stimmung. Dabei schwirrten allerlei unkontrollierbare Gerüchte über eine unserer angesehensten Hypothekenbanken durch den Verkehr. Und endlich — und das ist das Schlimmste — lagen aus der Provinz, aus den Kreisen des Publikums so viele, meist wohl unlimitierte Verkaufsordres vor, daß selbst unsere besten Papiere sprungweise Kurseinbußen erlitten. Unter den Industriewerten herrschte zum Teil eine Verheerung, die in erschreckender Weise an die Tage des großen Krachs von 1873 erinnerte ..."

Es folgten eine Reihe von Zahlen und Daten und dann: „Auch Prometheus-Licht, in letzter Zeit ein Favorit unserer Börse, fielen unaufhaltsam bis auf 200, trotzdem wiederholt von sehr potenter Seite der Kurs zu stützen versucht wurde. Das allgemeine Mißtrauen des Marktes bot der Kontremine Gelegenheit zu immer neuen Eingriffen ..."

Auch dies Blatt raschelte zu Boden.

Das also war es. Hatte sie es nicht geahnt? Aber war das nicht schlimmer, als sie geahnt hatte?

Sie verstand so wenig von diesen Dingen. Ganz undeutlich erinnerte sie sich nur, daß der alte Onkel ihr einmal im Kurszettel eine Zahl gezeigt hatte. Prometheus-Licht 506. Also mußte das Papier ja die Hälfte seines Wertes verloren haben! War das schon Pralls Racheswerk? Oder war es Leichtsinn der leitenden Männer? Oder wirklich nur eine Wirkung der allgemeinen Lage?

Armer Willy! Armer Willy!

Und dann, mit einem Schlage, überkam sie der Selbstvorwurf: ‚Und Eberhard! Dein Mann! Denkst Du an den zuletzt? Wie wird er es tragen? Trifft es ihn denn nicht wie Willy! Und ihn — ohne Schuld!'

Da hatten die beiden mit ihr am Tisch gesessen, als ob gar nichts geschehen sei. Wie war das nur möglich, denkbar? Und jetzt hatten sie eine Verhandlung, in der es vielleicht um Sein oder Nichtsein ging. Und sie sollte hier ruhig ausharren, beim Mandolinenklang, unter all diesen gleichgültigen Menschen, diesen Globetrottern —

Hastig stand sie auf und ging auf den Korridor hinaus. Sie wollte ins Lesezimmer, zu ihnen.

Aber als sie schon die Hand an die Türklinke gehoben hatte, sah sie durch die hohen Spiegelscheiben beide Herren in anscheinend ganz gelassenem Gespräch sich gegenüber sitzen.

Konnten zwei Männer, für die es sich um Sein und Nichtsein handelte, so ruhig sprechen? War das auch wieder nur Selbstbeherrschung oder Selbsttäuschung?

Oder hatte ihr die erregte Phantasie einen Streich gespielt? Das war am Ende alles gar nicht schlimm. Nur in ihrer Einbildung malte es sich so. Was wußte sie vom Geschäft, von Gewinn oder Verlusten, von der Kunst, jene zu erringen, diese zu vermeiden ... vom Ausgleich der Kräfte ...

Meine kluge Lora! hatte der Onkel immer gesagt.

War sie nicht soeben auf dem besten Wege gewesen, eine rechte Torheit zu begehen —

Sie blickte noch einmal, schärfer hin.

Ja, Willy sah nervös aus, abgespannt. Aber war er nicht ohne Unterbrechung von Berlin nach Rom gefahren! Und Eberhard! Vielleicht war das liebe kluge Gesicht ein wenig gerötet ... aber er rauchte seine Cigarre und lauschte anscheinend in größter Gelassenheit ...

Törin, die Du bist! Sie hätten Dich ausgelacht!

Etwas beschämt ging sie weiter, den Flur entlang, zum Lift und fuhr auf ihr Zimmer.

Als sie das elektrische Licht aufdrehte, sah sie einige Briefe auf ihrem Toilettentisch liegen.

Der erste von Maria Apelhode. In der noch etwas unbeholfenen großen Handschrift ... vier Seiten, voll rührender kindlicher Anhänglichkeit.

‚... und eins muß ich Dir doch noch sagen, liebe gute Lora, aber ganz unter uns muß es bleiben, und keinem Menschen darfst Du es sagen, auch Onkel Eberhard nicht — Deine kleine dumme Maria fängt ganz langsam an zu glauben, daß ihr Hardi doch am Ende noch gut werden kann. Gestern hat sie mir zum erstenmale einen Kuß gegeben, und Heimchen hat sie mich genannt und mir erzählt, daß Du mir den Namen gegeben hättest. Ein Geschenk also von Dir wieder. Ach Du gute Lora, wenn ich mich doch nur zu anderen so aussprechen könnte wie zu Dir, auch ihnen sagen, wie schön ich hier alles finde und wie dankbar ich allen bin. Aber auch, und das ist gewiß nicht gut von mir, daß ich mich heim sehne, ich dummes Heimchen. So sehr sehne nach Lora vor allen, meiner Beschützerin, meiner guten Fee, die mir der liebe Gott geschenkt hat ...'

Ein Brief in Onkel Wellrieds mikroskopisch feiner Schrift dann. Lora mußte die elektrische Lampe vom Nachttisch holen, um ihn entziffern zu können.

Es ging ihm gut, wenn er auch seine Lora entbehrte. Eine kleine Abhandlung, wie sie Michelangelos Decke in der Sistina anschauen solle. ‚Einen Gruß an Professor Steinmann, wenn Ihr ihn seht, und ich bin sehr begierig auf sein Werk über die Kapelle ...' ‚Vergeßt nicht, Euch die Sibyllen in S. Maria della Pace wiederholt anzusehen, bei guter Beleuchtung ... der alte Vasari sagt mit Recht, das sei doch das Schönste von allem, was Raffael geschaffen hat.'

Und dann ... und dann — ganz, wie er war, zuletzt —

Der Briefbogen zitterte in ihrer Hand.

‚... was sind das denn für merkwürdige Gerüchte, die selbst bis in meine Klause dringen? Die große Prometheus-Gesellschaft soll samt allen Nebengründungen wackeln oder, wie andere sagen, in allen Fugen krachen! Unseren Doktor solltest Du sehen, den Prall! Als ob er verwandelt wäre! Salester soll ja auch stark beteiligt sein und Willy Möller. Der große Schnitter Krach geht durchs Land, sagt Prall und lacht. Ein treffendes Bild das übrigens: Schnitter Krach. Man denkt an einen alten Totentanz dabei, an Holbein. Hoffentlich macht die Geschichte Deinem guten Eberhard keine Sorgen und stört Euch nicht in Euren Kunstgenüssen, Ihr Beneidenswerten ...'

Sie las noch, als die Tür ging.

Da sprang sie auf und auf ihren Mann zu, nun wieder ganz von der alten Angst erfüllt, legte ihre beiden Hände auf seine Schultern, schaute ihm mit feuchtem Blick in die Augen und bat: „Sag' mir alles, Eberhard! Alles —"

Er war nicht ganz so ruhig, wie er vorher geschienen. Sie sah einen fremden Zug, ein paar Falten auf seiner Stirn. Aber er sagte doch gelassen: „Liebe Lora, sorge Dich nicht. Wir haben wohl schon Schlimmeres überstanden."

Digitized by Google

Und wieder flehte sie mit bebender Stimme: „Eberhard, verheimliche mir nichts. Laß mich doch Deine Sorgen teilen! Ich bin ja kein Kind, ich bin Deine Frau. Ich will mit Dir tragen — ich bin stark — Du wirst es sehen — Ich weiß ja auch schon . . . aus der Zeitung vorhin . . . hier aus einem Briefe von Onkel Bruno —"

Er schob seinen Arm um ihren Nacken und küßte sie. „Wie kannst Du glauben, daß ich Dir etwas verheimlichen würde, Lora!" sagte er in zärtlichem Vorwurf. „Dazu kenne ich Dich zu gut, weiß ich genau, was ich an Dir habe . . . die treuste Kameradin. Nur unnötige Sorgen möchte ich Dir ersparen. Und ich hoffe noch immer bestimmt, es ist nicht

„Elternliebe nicht, Eberhard!"

„Auch sie muß sich der besseren Einsicht fügen, Lora."

Das Wort wurde ihm, so fest er es sprach, schwer. Sie sah es, und sie sah noch schärfer als vorhin die Falten in seinem Gesicht und einen Schatten unter den Augen.

Er schritt im Zimmer auf und ab, netzte sich an der Waschtoilette die Stirn mit Kölnischem Wasser. Bis sie leise bat: „Komm zu mir, Eberhard. Sprich mit mir . . ."

Da setzte er sich dicht neben sie, nahm ihre Hand in die seine: „Schlimm genug ist's ja, auch nach Willys Darstellung. Wie weit die Ursachen in der allgemeinen Konjunktur liegen, ob ein Verschulden Baldins vorliegt, kann ich



Holzabfuhr im Winter. Nach dem Gemälde von A. Thiele.

so schlimm, wie es erscheint. Auf Zeitungsratsch und auf vage Gerüchte, wie man sie wohl dem guten Wellried zugetragen haben mag, darf man nichts geben . . ."

„Also schlimm ist es doch — Du sagst es ja selbst! Wie wäre Willy auch sonst gekommen!"

„Willy! Ja . . . nun, der Sohn kommt eben zum Vater, wenn er Hilfe braucht. Das ist der Welten Lauf. Hilfe — Rat oder Tat oder beides. Komm — setz' Dich! Wahrhaftig, Du zitterst am ganzen Körper. Aber Lora!"

„Du wirst ihm doch helfen, wenn Du kannst, Eberhard?" Es kam so angstvoll heraus, in flehender Bitte —

„Soweit ich kann, gewiß. Aber zunächst muß er sich selbst helfen. Er hat die Karre verfahren, er muß sie herausziehen und sich selbst. Ganz frei von Verantwortung bin ich freilich auch nicht, ich hätte ihn energischer warnen sollen — und auch deshalb will ich tun, was ich kann. Aber alles hat seine Grenzen —"

nicht übersehen. Aber die Hauptsache steht doch fest, Willy hat sich trotz meiner ausdrücklichen Warnung über unsere Kräfte engagiert. Nun — damit Du siehst, daß ich vollstes Vertrauen in Dich habe, Lora: als ich vom Geschäft zurücktrat, zog ich zwei Millionen heraus, um sie in sicheren Objekten anzulegen. Die eine davon gehört Hardi — sie ist in meinen Augen unantastbar. Nach meinen Abmachungen mit Willy konnte ich in diesem Jahr eine dritte Million zurückziehen und habe das vor acht Wochen getan —"

Sie wollte aufspringen. „Eberhard!" rief sie vorwurfsvoll.

Aber er drückte sie sanft zurück: „Gottlob, daß ich es tat, Lora! Ich bin um viele Jahre älter als Du — glaubst Du, ich hätte eine ruhige Minute, wenn ich nicht Deine Zukunft über jede Eventualität hinaus sicher gestellt wüßte!"

„Eberhard, was schiert mich das Geld! Schimpfliche Last wär's für mich! Gib es Willy —"

Digitized by Google

Nun lächelte er doch: „Lora ... und Du wolltest verständig sein!“

„Nicht verständig, wenn Willys Ehre und die Eures Geschäfts auf dem Spiel steht!“ Es kam in einem leidenschaftlichen Aufschrei heraus.

„Ich gab ihm heute Anweisung, eine Million für sich flüssig zu machen — mit schwerem Herzen. Ich fragte ihn dann, ob seine Ehre als Kaufmann, als Mensch irgendwie gefährdet sei. Wäre das der Fall gewesen, Lora — voll unbedingten Vertrauens wäre ich zu Dir gekommen, um Dir zu sagen: wir sind arm geworden. Denn ich hätte von Dir gewußt, Du würdest auf alles verzichten. Siehst Du, Lora, darum war ich ruhig, konnte ich ruhig bleiben. Gottlob, das Opfer ist unnötig — Willy mag sehr unklug, mag leichtfertig gehandelt haben, aber die Ehre ist rein —“

Er hatte sehr ernst gesprochen. Noch immer hielt er ihre Hand fest in der seinen, mit warmem Druck. „War's so recht, Lora?“

Stumm neigte sie den Kopf. Und das feste Vertrauen, von dem er sprach, das war nun auch wieder in ihr und wuchs und wuchs. Das Vertrauen, das sie zu ihm geführt hatte: auf ihn kannst Du Dich verlassen in guten und in bösen Tagen. Jetzt mochte kommen, was da wollte —

Er hatte auf sie gerechnet, er hatte in ihrer Seele gelesen. Darauf war sie stolz. Das Ehrenschild rein erhalten! Seine Losung war es wie die ihre. Eine ganze Weile saßen sie wortlos beieinander, Hand in Hand.

In ihrem Herzen war eine große, stille Freudigkeit. Im Empfinden geistiger Übereinstimmung, des Einklangs von Fühlen und Denken. So recht gute Kameraden sein in Glück und Unglück, Freud' und Leid.

Ja — vielleicht — im Schatten noch mehr als im Sonnenglanz.

Für ihn — für seine Kinder — für sein Haus.

Zu jung? O nein — nein doch! Die Jugend hat stärkere Schultern ...

Heut' freilich hatte sie Stunden des Zagens gehabt. Das aber — das war nun vorüber. Jetzt war sie stark, im wechselseitigen Vertrauen ...

Und sie hob den Kopf und bat: „Eberhard — wir wollen heim —“

Da umspannte seine Hand die ihre mit noch festerem Druck: „Ja, Lora! Wir wollen nach Hause. Es ist Pflicht. Heut' konnte ich noch helfen mit der Tat. Vielleicht ist's bald noch wichtiger, zu helfen mit dem Rat! Ich danke Dir, Lora —“

13. Kapitel.

Eugen Prall wanderte durch die Großstadt, seiner Gewohnheit nach, und suchte mit dem durchdringenden Blick seines einen Auges den Wandel der Zeit.

Wer da oberflächlich schaute, dem mochte das Bild ganz unverändert erscheinen. Der sah immer den gleichen hastenden Verkehr, sah den Prunk und den Luxus in den gleißenden Auslagen der Hauptstraßen, elegante Frauen in ihren Karossen, fröhliche Gesichter —

Eugen Prall sah schärfer und tiefer.

Er ging hinaus zum Norden, in die Stadt des Eisengewerbes, hinaus zum Osten, wo neben hundert anderen Betrieben die Textilindustrie ihre Stätten hat. Und er sah die Hälfte der Maschinen ruhen, die langgestreckten, kaum vollendeten Neuanlagen leer stehen — aber vor ihnen, wandernd von der einen Fabrikpforte zur andern, die düsteren Scharen der Arbeitslosen, Männer und Frauen, mit vergrämten, sorgenvollen Mienen, auf denen geschrieben stand: Gebt uns Arbeit, gebt uns Brot — unsere Kinder hungern!

Er sah auf den Lagerplätzen die Vorräte anschwellen und wachsen. Denn die Käufer, auf die man in den Geschäften so sehnsüchtig wartete, blieben aus — dieselben Käufer, die noch vor wenigen Wochen auf schnellste Lieferung gedrungen hatten, fehlten. Als sei plötzlich, mit einem Schlage, jeder Bedarf geschwunden.

Und Eugen Prall durchquerte die neuen Viertel des Westens. Sonst reckten und dehnten sich um diese Jahreszeit hier die Straßenzüge, wuchs Hausmauer an Hausmauer empor. Heuer vollendete man nur, was begonnen war. Der jähe Sturz der Hypothekenbanken hatte auch die Lebensader des Baugewerbes, den Kredit unterbunden. Und auch hier standen die Männer mit finsteren Blicken, arbeitslos, und starrten neidvoll den wenigen Glücklichen nach, die noch Hammer und Kelle handhaben durften.

Und Eugen Prall sah auf den Bahnhöfen die Rückflut derer, die der Traum leichten Verdienstes, die größere Ungebundenheit von der Scholle weg nach der Großstadt gezogen hatten, den breiten Strom derer, die aus den Bergwerksdistrikten des Westens nach dem Osten heimflüchteten. Nun mochten Pflug und Egge bei ihnen wieder zu Ehren kommen —

Er sah hinein in die großen Vermietungsgeschäfte. Vor Jahr und Tag lagen sie verödet, und die Hausfrauen priesen sich glücklich, gegen höchsten Lohn eine helfende Hand zu finden. Heut' waren sie überfüllt von geduldig Wartenden: die Fabriken, die nicht genug Arbeiterinnen einstellen konnten, gaben sie jetzt zu Hunderten und Aberhunderten dem ursprünglichen Berufe zurück. Hundert und Aberhundert andere ballten sich vor den Zeitungsexpeditionen zusammen, bis die ersten, noch druckfeuchten Blätter des Arbeitsnachweises verteilt wurden und von Hand zu Hand gingen, bis dann die Scharen sich lösten und der große Wettlauf begann nach der kleinsten Brotstelle —

Die Treppen zur Börsengalerie stieg er hinan und blickte hinunter in den weiten Raum.

Auch hier, als ob ein Hauch des Verderbens über die vielköpfige Versammlung geweht hätte. Eine Stille, wie sonst kaum je in den schwülsten Tagen des Hochsommers. Plötzlich ein nervöses Aufzucken in der Masse ... irgend eine Schreckensnachricht, ein Falliſſement, das Moratoriumsbegehren einer angesehenen Firma, eine neue schlechte Kunde vom westfälischen Eisenmarkt, aus den schlesischen Kohlenbezirken, überraschende Verkaufsordres eines rheinischen Großspekulanten! Sprungweises Fallen der Papiere ... ein paar johlende Jobber, die sich auf die Seite der Kontremine warfen und den Kurs weiter und immer weiter herunterzuschreien versuchten ... dann wieder die öde Stille von vorher. Die bleierne Wolke der Kraftlosigkeit —

Schärfer blickte Prall hinab, und sein Gesicht verzog sich schmerzlich.

Dort rechts an der Schranke die hohe stattliche Gestalt mit dem feingeschnittenen Kopfe ... war das nicht Möller-Sieghard .. Loras Gatte?!

Die waren doch in Italien, in Rom —

Aber er mußte es sein. Das war ja der Sohn neben ihm, der Wagehals, der sich hatte hinreißen lassen in dies wüste Treiben ...

Unten umdrängten sie den Geheimrat, schüttelten ihm die Hand, als ob sie ihn beglückwünschen wollten zur Heimkehr, zur Rückkehr ... vielleicht auch noch zur Heirat.

Einer nach dem andern von den Börsengewaltigen, den Chefs der großen Häuser, den Direktoren der ersten Banken, kam heran, um ein paar Worte mit dem Freunde, dem langjährigen Bekannten, dem allgemein beliebten Manne zu wechseln. Und er lächelte — nickte dem zu — gab dort die Hand — schien mit dem dritten ein Scherzwort auszutauschen.

Der Geheimrat mußte soeben eingetreten sein, die Nachricht seines Hierseins sich grad erst verbreiten. Mit einem Male kam drüben, wo die Industriepapiere gehandelt werden, Leben, Bewegung in die träge Menge. Man flüsterte, raunte, und dann ein paar Stimmen: ‚Prometheus-Licht 188 — 190 — 193 —‘ Doch es war nur wie ein kurzer Windstoß, dem gleich wieder die Flaute folgte, ein Aufflackern, ein erfolgloser Versuch.
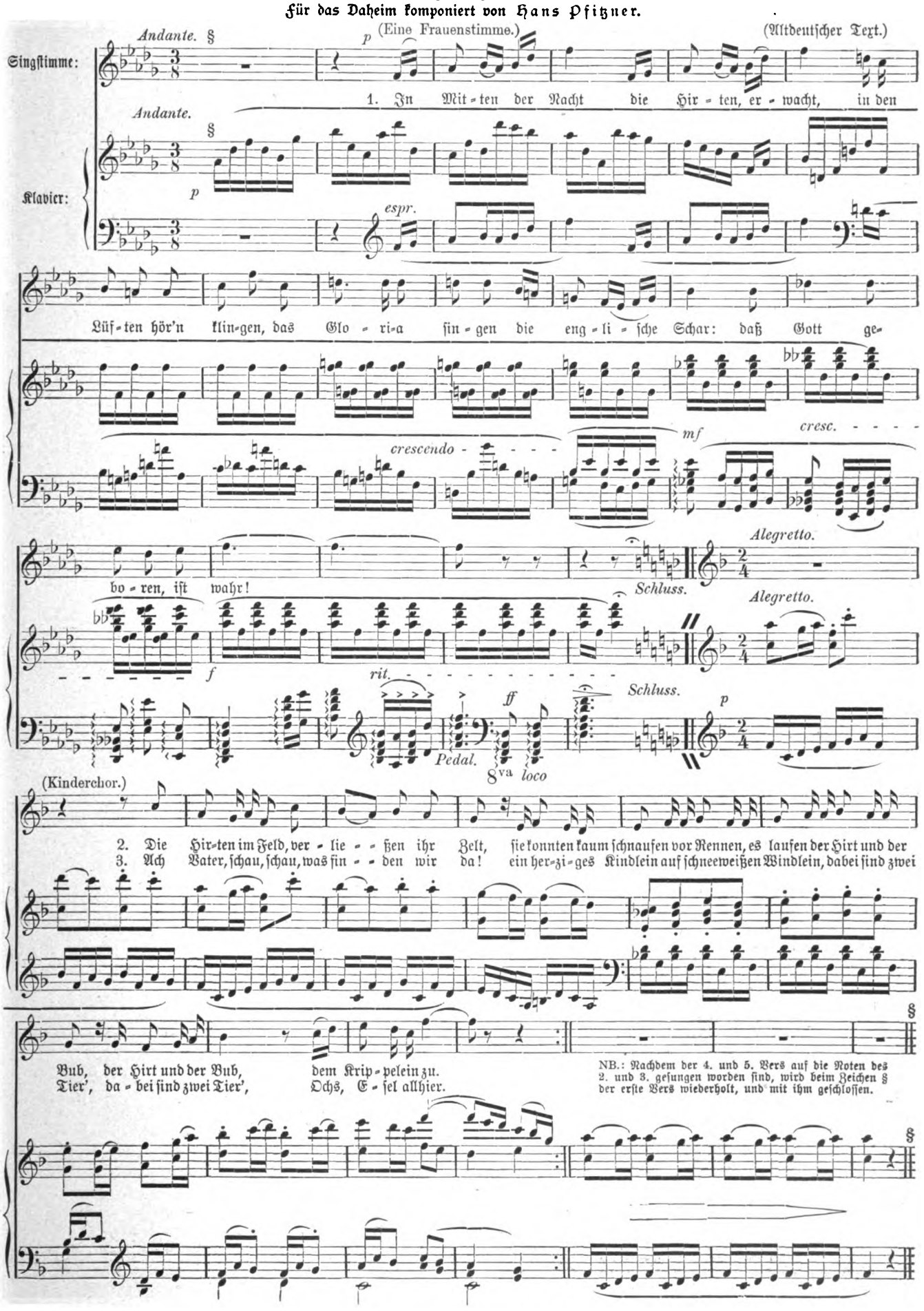
Eugen Prall wollte lachen, recht bitter lachen. Aber über seine Lippen kam nur ein leiser Wehlaut, der fast klang, wie: arme Lora ...

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Weihnachtslied.

Für das Daheim komponiert von Hans Pfitzner.



4. Ach, daß Gott erbarm', wie ist die Mutter arm, sie hat ja kein Pfännlein zu kochen dem Kindlein :|: kein Mehl und kein Schmalz :|: kein Milch und kein Salz!

5. Ihr Brüder, kommt h'raus, wir wollen nach Haus, kommt alle, wir wollen dem Kindlein was holen :|: kommt einer hieher, :|: so kommt er nicht leer!

Digitized by Google

In unserer Spielecke.

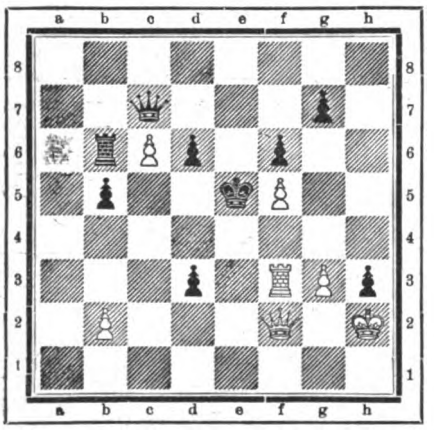
1. Weihnachts-Rösselsprung.

mernd	Äst	ten					zen	Schmuck	kry						im	fried	fen					den	Le	hen
Äst	in	schum					stall	gen	glän						schlie	fen	Ta					in	er	auf
chen	wieg	und	hol	men			be	mit	nem	ist	die	die			le	Und	lich		den	Nacht	ben	Hö		ein
		sich	men	Weih					han	nen	Schall	das	El						Und	ge	wacht			
		den	Bäu	Weih	Aus	nachts			der	ziehn		Tan	beim			gen	Wald	den	Tie	zur				
			träu	den	ner				glok	die	Christ	fest	spen			wei	fen	gan						
			ei	nachts	ken	in	ein	früh	le	Forst	kind	zu	ben	durch	ten									
					We	mett	dyl						Christ	dend	Wie									
					i	ging	hen						im	ga	dem									

2. Schachaufgabe.

Von B. Hülsen in Reetz.

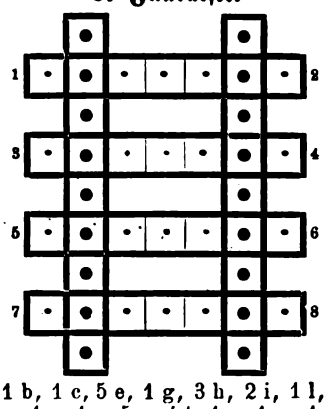
Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

3. Füllrätsel.



4 a, 1 b, 1 c, 5 e, 1 g, 3 h, 2 i, 1 l, 2 m, 4 n, 1 o, 1 r, 5 s, 4 t, 1 v, 1 w, 1 y.

Die obigen Buchstaben sind in die 38 Felder der Figur so einzutragen, daß die wagerechten Reihen ergeben:

1—2. Einen Ort in dem ungarischen Komitat Bihar;
3—4. eine Stadt in der englischen Grafschaft Worcester;
5—6. eine Verbindung zwischen Berlin und der Provinz Ostpreußen;
7—8. eine Stadt im Königreich Sachsen.

Sind die richtigen Wörter gefunden und die übrigbleibenden Buchstaben in die leeren Felder der senkrechten Reihen richtig eingefügt, so nennt die erste senkrechte Reihe, von oben nach unten gelesen, einen Festtag, ebenso die zweite, aber von unten nach oben gelesen. **F. M.**

4. Problem: Das Nest.



5. Arithmetische Aufgabe.

Ein Onkel hat eine Anzahl Neffen und Nichten. Er schenkt zu Weihnachten seinen Neffen zusammen 360 Mark mit der Bestimmung, daß diese Summe gleichmäßig unter sie verteilt werden soll. Unter derselben Bedingung erhalten seine Nichten ebenfalls 360 Mark. Bei dieser Verteilung kommen auf jeden Neffen 27 Mark mehr als auf jede Nichte. Wäre ein Neffe weniger, eine Nichte mehr gewesen, so hätte jeder Neffe 50 Mark mehr erhalten als jede Nichte.

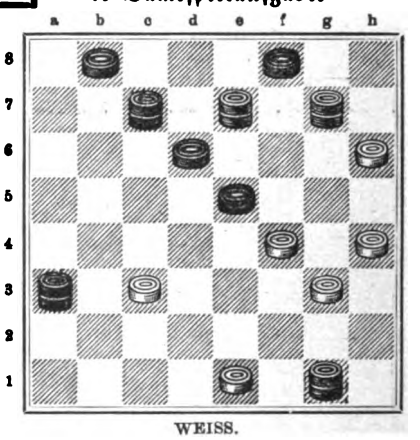
Wieviel Neffen und Nichten wurden beschenkt?

6. Merkrätsel.

Kiew	Lahn	Wien	Neisse
Iserlohn	Afrika	Utrecht	Zacken

Die obigen 8 Wörter sind anders zu ordnen. Dann sind aus jedem Wort zwei aufeinanderfolgende Buchstaben zu merken. Hat man die Wörter richtig geordnet und die passenden Buchstabenpaare gemerkt, so kann man die letzteren so aneinander reihen, daß sie einen Festgruß ergeben.

7. Damespielaufgabe.



WEISS.

Weiß zieht an und gewinnt!

8. Ergänzungsaufgabe.

●	●	●	●	e	r
●	●	●	●	e	n
●	a	r	a	●	p
●	●	●	●	o	n

Die 14 leeren Felder der Figur sind mit je einem Buchstaben so auszufüllen, daß die wagerechten Reihen vier bekannte Wörter ergeben. Sind diese gefunden, so nennen die 14 eingetragenen Buchstaben, aneinander gereiht, einen Freudenbringer für Jung und Alt.

9. Akrostichon.

Aar	Arda	Auber	Auer	Ecke
Elle	Ort	Rad	Rade	Rüssel

Aus jedem der obigen 10 Wörter läßt sich durch Vorsetzen eines Buchstaben ein anderes Wort bilden.

Wer die richtigen Wörter gefunden hat, kann sie so ordnen, daß ihre Anfangsbuchbuchstaben einen schönen Weihnachtsschmuck nennen.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 11.

1. Bilderrätsel.

Leidenschaften mißhandeln die Lebenskraft.

2. Wortkette.

Catania	Arabeske	Kemenate	Terentius
Ussukuma	Majolika	Kamelie	Eleasar
Sardinien	Enveloppe	Penelope	Perugia
Amalie	Episode	Delaware	Rebellion
Ontario	Olympia	Aretusa	Salamanca

3. Rätsel. Rubrik, Rurik.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rückfendung **unverlangt** eingefandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutschen** Freimarken beigelegt sind. — Herausgeber: **Th. H. Pantenius** und **Hanns von Zobeltitz.** — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W. 35, Steglitzerstr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Anzeigen nur:** An die **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig**, Hospitalstraße 27. — Verlag der **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig.**
Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig.**

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt.

39. Jahrgang * vom Oktober 1902 bis dahin 1903. * * * Ausgegeben am 27. Dezember 1902. * Nr. 13.

Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.



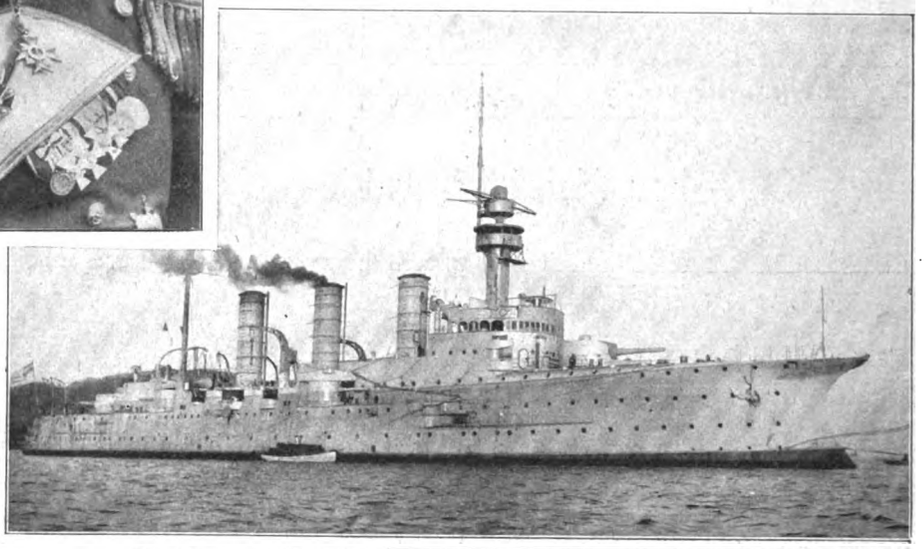
Verteilung der Neujahrspost auf einem deutschen Kriegsschiff im Auslande.

Digitized by Google

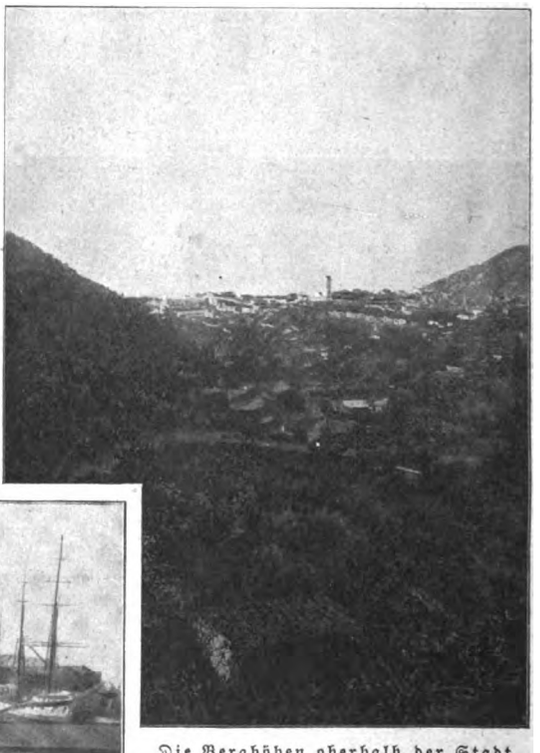
Zum Konflikt mit Venezuela. Das Deutsche Reich hat sich genötigt gesehen, nunmehr mit Gewaltmaßregeln gegen die Regierung von Venezuela vorzugehen, die sich hartnäckig geweigert hat, die Forderungen auf Ersatz des deutschen Untertanen zugefügten Schadens zu erfüllen. Über diese Ansprüche von deutscher Seite hat der Reichskanzler Graf von Bülow ja in einer dem Reichstag vorgelegten Denkschrift Klarheit verbreitet. Danach hat bereits seit längerer Zeit die Regierung der Vereinigten Staaten von Venezuela der Kaiserlichen Regierung durch die Behandlung der deutschen Reklamationen zu ernsten Beschwerden Anlaß gegeben. Es handelt sich einmal um Forderungen der in Venezuela lebenden Deutschen aus den letzten venezolanischen Bürgerkriegen und ferner um Ansprüche deutscher Unternehmer wegen Nichterfüllung der von der venezolanischen Regierung vertragsmäßig übernommenen Verbindlichkeiten. Der Betrag dieser Schäden aus den Bürgerkriegen von 1898 bis 1900 beziffert sich auf rund 1,700000 Bolivares (Francs), während aus dem neuesten Bürgerkriege bereits Schäden von rund 3,000,000 Bolivares angemeldet worden sind. Einzelne der Geschädigten haben fast ihre ganze Habe verloren und dadurch auch ihre in Deutschland lebenden Gläubiger in Mitleidenschaft gezogen. Da alle privaten Bemühungen der Geschädigten, zu ihrem Recht zu kommen, erfolglos geblieben sind, hat die deutsche Regierung pflichtgemäß sich der Sache angenommen und nach Prüfung der Reklamationen die begründeten Forderungen ihrerseits bei der venezolanischen Regierung unmittelbar anhängig gemacht. Nach langen Verhandlungen hat es aber die letztere schließlich abgelehnt, die Angelegenheit auf diplomatischem Wege zu erledigen. In diesem ganzen Verhalten der venezolanischen Regierung konnte hiernach nur das Bestreben erblickt werden, den fremden Reklamationen die ihnen völkerrechtlich gebührende Regelung zu versagen. Dazu kommt noch, daß in dem neuesten venezolanischen Bürgerkriege die Deutschen in besonders feindseliger Weise behandelt worden sind; so haben sich beispielsweise die Gewalttätigkeiten der Regierungstruppen bei der Plünderung von Barquisimeto hauptsächlich gegen deutsche Häuser gerichtet. Hierzu kommt noch die anmaßliche, ja geradezu hohnvolle Haltung des Präsidenten der venezolanischen Republik, der in wiederholten Fällen, wenn von den nachdrücklichen Forderungen der deutschen Regierung die Rede war, hochmütig zu sagen beliebte: „Ach, das machen wir mit Bier ab.“ Angesichts all dieser Tatsachen sah sich die deutsche Regierung in Wahrnehmung der Interessen deutscher Untertanen und in Wahrung ihrer eigenen Würde, schließlich genötigt, den Schritt zu tun, der nun geschehen ist. In Gemeinschaft mit England, das sich in gleicher Lage wie Deutschland befindet, wurde der venezolanischen Regierung ein Ultimatum überreicht, das binnen 24 Stunden eine befriedigende, bindende Erklärung von dieser verlangt, widrigenfalls mit der Blockade der venezolanischen Häfen begonnen werden würde. Da Präsident Castro eine solche Erklärung nicht abgab, so ist denn nunmehr die Aktion gegen Venezuela tatsächlich eröffnet worden. Die Engländer haben die eine Hälfte der venezolanischen Küste, die Deutschen die andere blockiert, d. h. sie hindern jedes venezolanische und fremde Handelsschiff ein- und auszulaufen, und suchen so also durch eine wirtschaftliche Schädigung, durch Abfangen von Munition und Lebensmitteln, den venezolanischen Staat zu schädigen und zur Nachgiebigkeit zu zwingen. — Ein weiterer gemeinsamer Schritt der englisch-deutschen Flotte war die Aufbringung von venezolanischen Kriegsschiffen, wobei eines wegen Widerstandes von deutscher Seite kampfuntauglich gemacht werden mußte. Das deutsche



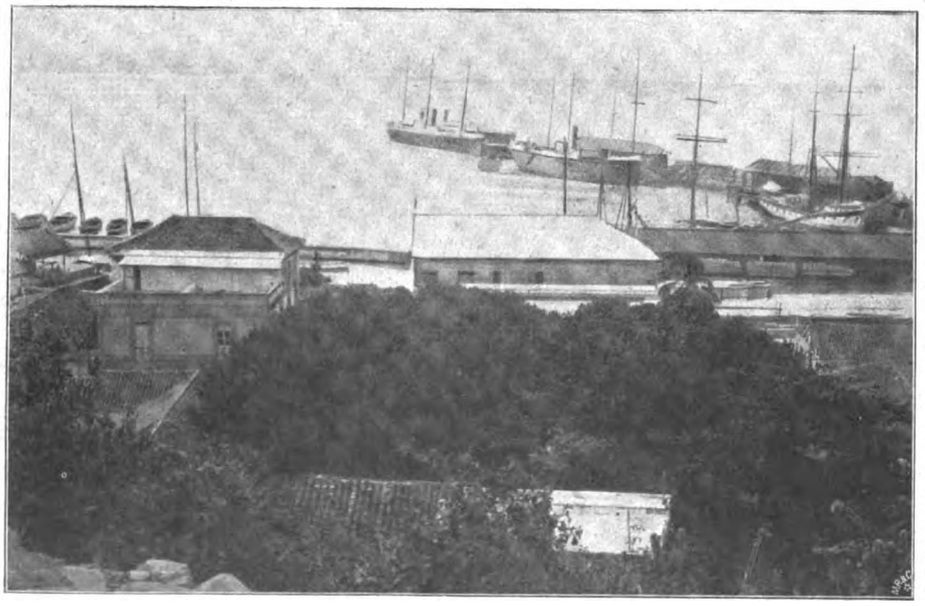
Kapt. z. S. Scheder, Kommodore des deutschen Geschwaders. Nach einer Aufnahme von A. Walther sen., Wilhelmshafen.



Der Kreuzer „Vineta“.



Die Berghöhen oberhalb der Stadt La Guaira, die jetzt von venezolanischer Artillerie besetzt sind.



Blick auf den Hafen von La Guaira mit dem Zollamt.

Zum Konflikt mit Venezuela.

Digitized by Google



Gesamtansicht von Caracas, auf der Plattform der Anhöhe links der Palast Castro's.



Präsident Castro.



Hafenstraße in Maracaibo.

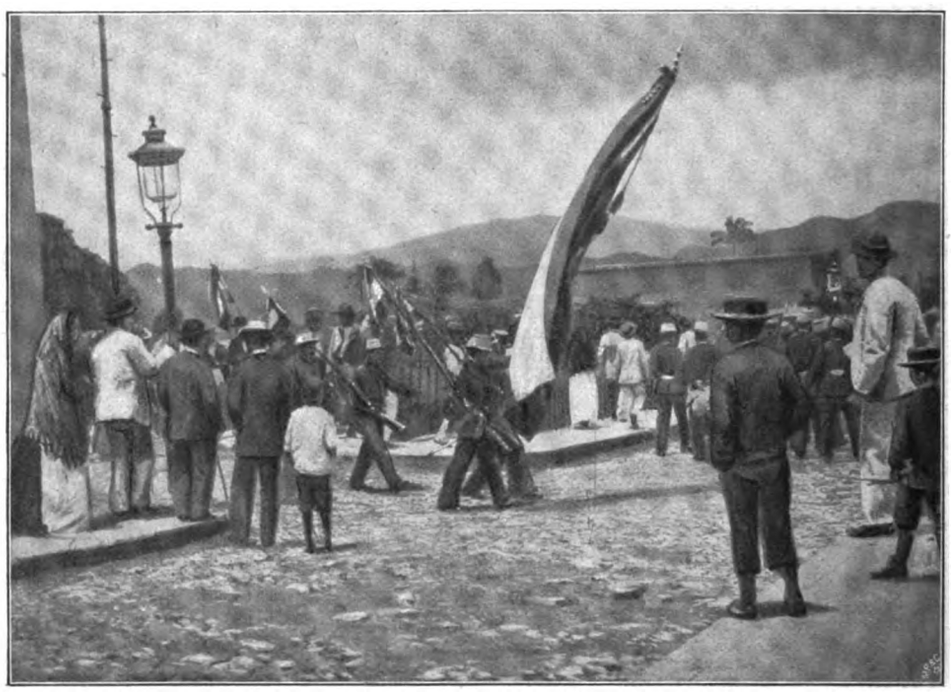
Zum Konflikt mit Venezuela.

Digitized by Google



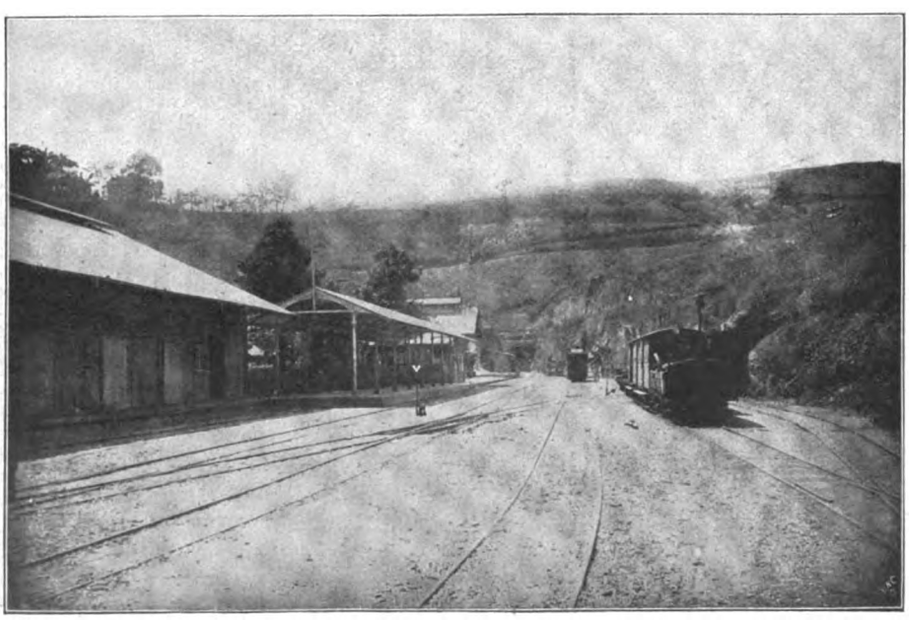
Ansicht von Maracaibo.

Geschwader besteht dort gegenwärtig aus den Kreuzern „Vineta", „Falke" und „Gazelle", sowie dem Kanonenboot „Panther" und steht unter dem Befehl des Kapitäns z. S. Scheder. Auch die Eröffnung der Blockade hat bisher nicht vermocht, den Starrsinn und die Selbstüberhebung der venezolanischen Regierung zu brechen. Im Gegenteil hat Präsident Castro einen Aufruf erlassen, in welchem er die Wegnahme der Kriegsschiffe als eine von zwei der mächtigsten Nationen begangene unerhörte, ungerechtfertigte und unedle Handlung bezeichnet und erklärt, das Recht sei auf Seite Venezuelas. Er hat daher an sein Volk einen Aufruf zu den Waffen erlassen, dem bereits tausende von Männern gefolgt sein sollen. Die venezolanischen Truppen haben u. a. mit 18 Geschützen die Berghöhen oberhalb Laguairas besetzt, und in der Stadt selbst sind Barrikaden errichtet worden. Der Pöbel zeigt im ganzen Lande eine sehr bedrohliche Haltung gegen die Deutschen wie die Engländer, und vorübergehend wurden diese in Caracas sogar allem Völkerrecht zuwider gefangen gesetzt. Auf die energische Verwendung des amerikanischen Gesandten in Caracas, des Herrn Bower, hin erfolgte jedoch bald wieder ihre Freilassung. Eine Anzahl anderer gleichfalls bedrohter Ausländer befreite ein Landungsdetachement der Deutschen und Engländer. Bei der Aufgeregtheit des venezolanischen Pöbels, der in seiner Wut gegen die Deutschen und Engländer durch das herausfordernde Verhalten des Präsidenten Castro noch bestätigt worden ist, konnte es nicht ausbleiben, daß es zu offenen Feindseligkeiten kam. Veranlassung dazu gab die Wegnahme des britischen Handelsschiffes „Topaze", das im Dock zu Puerto Cabello lag, durch den Mob. Daraufhin dampften der deutsche Kreuzer „Vineta" und das englische Kriegsschiff „Charybdis" in den Hafen von Puerto Cabello, vertrieben durch



Venezolanisches Militär.

ein kleines englisches Matrosendetachement mit blanker Waffe den Pöbel von dem „Topaze" und verlangten binnen 2 Stunden von den Behörden der Stadt eine Entschuldigung. Als diese ausblieb, eröffneten beide Schiffe das Feuer, wobei jedoch die Stadt selbst geschont und nur nach den vorgeschobenen Forts gezielt wurde, die das Feuer anfangs erwiderten, aber bald zum Schweigen gebracht wurden. Durch die Beschießung wurden das Fort Salano und das Castell Libertador in Trümmer gelegt. Der Befehlshaber des letzteren wurde gefangen genommen, nur zwei Mann wurden verwundet. Mannschaften vom Kriegsschiff „Charybdis" nahmen dann von dem Kastell Besitz und machten die dortigen Geschütze unbrauchbar. Ferner haben die vereinigten Flotten Deutschlands und Englands die Beschlagnahmung von venezolanischen Kriegsschiffen fortgesetzt und zu Ende geführt. Die Deutschen haben das Torpedoboot „Margarita" unbrauchbar gemacht und das Transportschiff „Assun", das einem Franzosen gehört, ins Schlepptau genommen und zum Hafen



Die von der venezol. Regierung beschlagnahmte deutsche Eisenbahn-Station in Caracas.

Zum Konflikt mit Venezuela.

Digitized by Google

hinausgebracht. Der schon früher aufgebrachte feindliche Aviso „Restaurador“ ist inzwischen unter deutscher Flagge in Dienst gestellt worden; sein Kommandant ist Kapitänleutnant Türk, bisher erster Offizier der „Gazelle“. Der „Restaurador“ vervollständigt zur Zeit seine Ausrüstung in Trinidad. Die Engländer haben ihrerseits den „General Crespo“ und den „Tutumo“ ins Schlepptau genommen und gleichfalls zum Hafen hinausgebracht. Die venezolanische Regierung behauptet, daß Soldaten von dem Fort von Laguaira aus gesehen hätten, wie diese Schiffe von den Engländern in die Luft gesprengt worden seien. Allem Anschein nach ist dies alles nur eine nach Washington hinzielende Alarmnachricht. Denn von englischer Seite wird gemeldet, die Schiffe seien von Engländern bemannt und thuen englische Dienste. Nach weiter eingelaufenen Nachrichten scheint auch ein Bombardement von Laguaira bevorzustehen, wenigstens hat der amerikanische Gesandte Bowen in Caracas seiner Regierung eine Note vom englischen und dem deutschen Kommandeur überreicht, die mitteilt, daß den venezolanischen Handsschiffen fünf Tage Zeit gelassen wird, um Laguaira zu verlassen; man betrachtet dies als Vorboten einer kriegerischen Aktion. Unter all diesen Umständen ist die Person des Höchstkommandierenden der deutschen Streitkräfte in Venezuela des Kapitäns z. S. Scheder für uns neben der des Präsidenten Castro von größtem Interesse; wir zeigen daher unsern Lesern beide im Bilde. Präsident Castro, ein Halbindianer, ist vielleicht die hervorstechendste Figur unter den südamerikanischen Staatsmännern. Seine Karriere ist überaus romantisch, und es darf nicht geleugnet werden, daß der General (oder der „Cavito“ — kleine Korporal — wie ihn seine Leute nennen, neben manchen Fähigkeiten auch eine unbeugsame Energie besitzt Als er sich s. Zt. an die Spitze einer abenteuerlustigen Schar stellte, um den damaligen Präsidenten Andrade zu stürzen, bewies er bald, daß er alle Eigenschaften eines Führers besaß. Seine Leute haben zu ihm das größte Vertrauen, und dazu trägt nicht wenig die Art und Weise bei, wie er sie behandelt. Er heftete Sieg auf Sieg an seine Fahnen und drang so bis nach Caracas vor, wo er seinen Gegner zwang, zu fliehen und ihm die Regierungsgewalt zu überlassen. Er fand die Kassen erschöpft und, wie es Anderen nicht möglich war, den zerrütteten Finanzverhältnissen aufzuhelfen, so vermochte auch Castro nicht, das durch die fortwährenden Revolutionen im Innern schwer darniederliegende Land einer gesicherten Zukunft entgegenzuführen. Castro ist ein geborener Redner. Er steht erst im vierzigsten Lebensjahre, und wenn je über die Republik ein Despot geherrscht hat, so ist es der gegenwärtige Präsident. Denjenigen, die ihm unbedingt zu Willen sind, ist er gegenüber leutselig und liebenswürdig; geradezu grausam aber behandelt er seine Feinde und Widersacher, wenn er ihrer habhaft werden kann. In seinem Palast (vgl. unser Bild auf Seite 3) hält Präsident Castro Empfänge und Levers ab, die, was Prunk anbetrifft, kaum an europäischen Fürstenhöfen ihres Gleichen finden. Der General erscheint da in goldstrotzender Uniform, die Brust mit zahllosen Orden geschmückt, und gnädig herablassend empfängt er die Minister oder Gesandten der fremden Regierungen.



Prinzeß Karoline Elisabeth Ida von Reuß ä. L., die Verlobte des Großherzogs von Sachsen-Weimar.
Nach einer Aufnahme von Heinrich Fritz, Hofphotograph in Greiz.



Wilhelm Ernst Großherzog von Sachsen-Weimar, verlobt mit Prinzeß Karoline Elisabeth Ida v. Reuß ä. L.
Nach einer Aufnahme von L. Held, Hofphotograph in Weimar.

* * *

Zur Verlobung des Großherzogs von Weimar. Der vor nunmehr bald zwei Jahren zur Regierung gelangte jugendliche Großherzog von Weimar hat sich nunmehr verlobt und zwar in Bückeburg mit der Prinzessin Karoline Elisabeth Ida von Reuß ältere Linie. Großherzog Wilhelm Ernst wurde am 10. Juni 1876 als Sohn des Erbgroßherzogs Carl August in Weimar geboren. Er folgte seinem Großvater, dem Großherzog Karl Alexander, am 5. Januar d. J. 1901 in der Regierung. Die Prinzessin Karoline Elisabeth Ida wurde am 13. Juli 1884 in Greiz geboren. Sie ist die dritte Tochter des in diesem Jahre verstorbenen Fürsten Heinrich XXII. von Reuß; ihre Mutter, geb. Prinzeß Ida zu Schaumburg-Lippe, starb bereits am 28. September 1891. Die junge, nun ganz verwaiste



Dr. Deucher,
der neue Schweizer Bundespräsident.

Digitized by Google

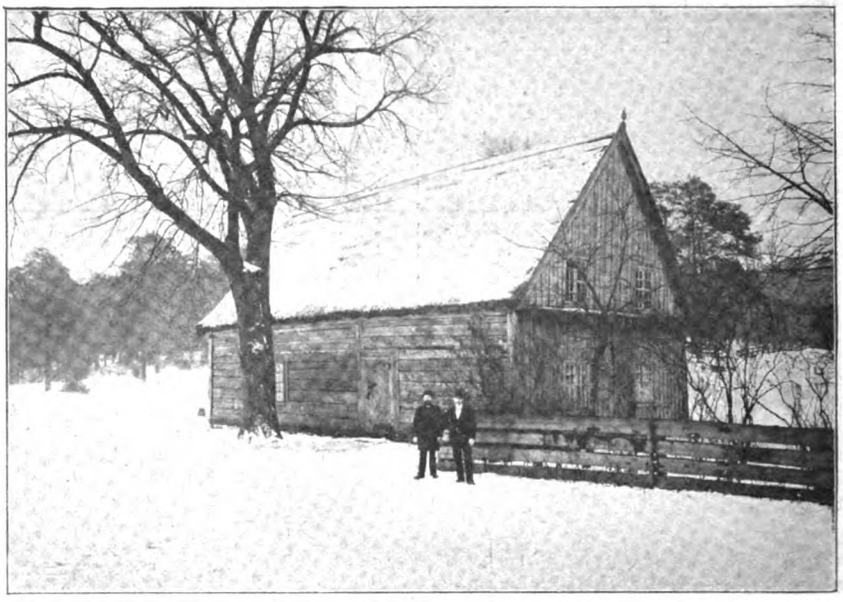
Prinzessin weilte nach dem Tode ihres Vaters an dem ihr verwandten Hofe in Bückeburg.

* * *

Der neue Schweizer Bundespräsident. Die eben vollzogene Wahl des Staatsoberhauptes in der Schweizer Republik für das Jahr 1903 ist auf das langjährige Mitglied des Bundesrat Dr. Adolf Deucher gefallen. Der neue Präsident ist 1831 in Stockholm geboren worden. Dem Schweizer Bundesrat gehört er schon seit dem Jahre 1883 an und er hatte zuletzt darin das Departement für Handel, Industrie und Landwirtschaft inne.

* * *

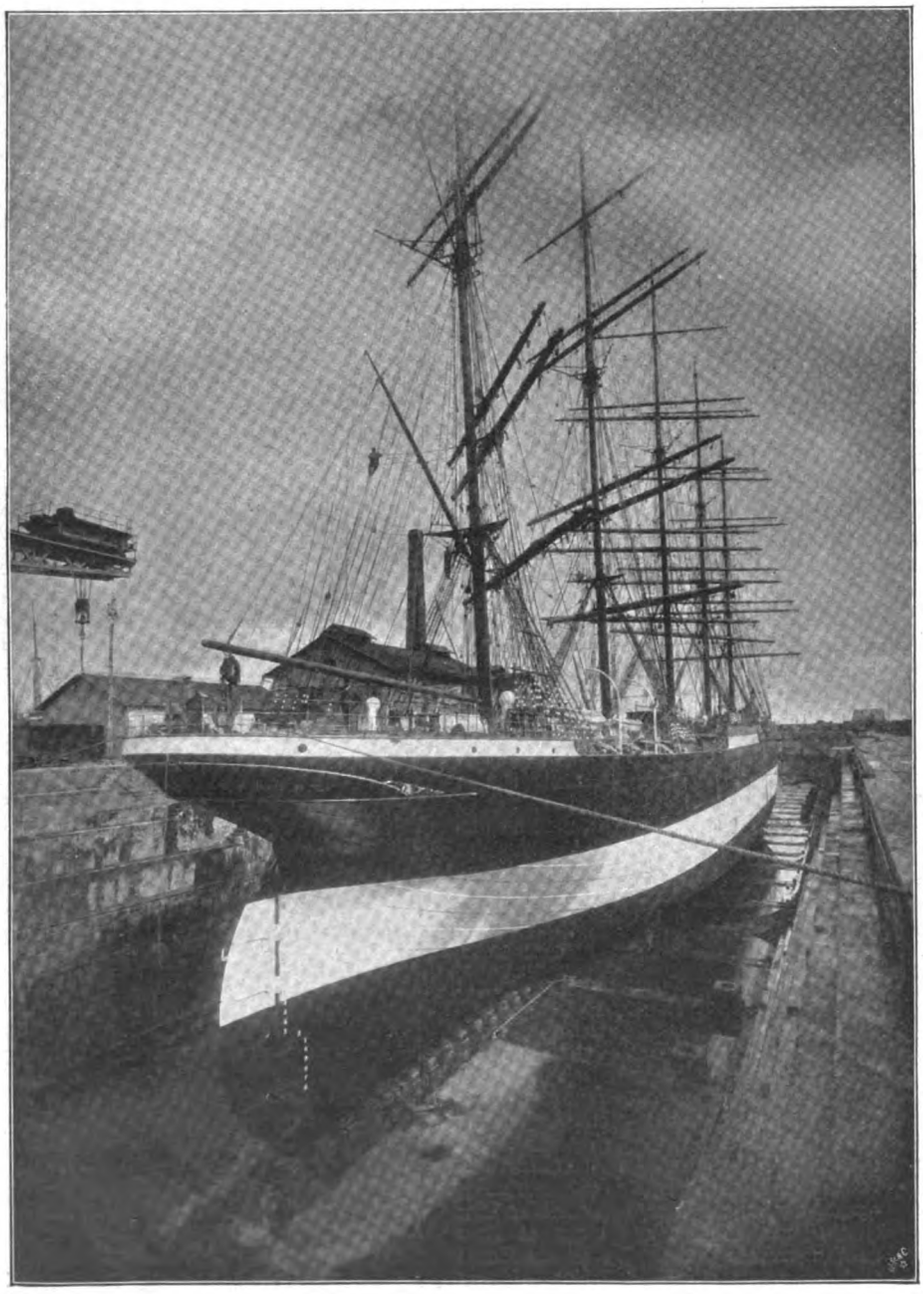
Die Kirche in Eschbruch. Eins der dürftigsten evangelischen Gotteshäuser in Deutschland ist wohl das Bethaus der Gemeinde Eschbruch. Die Kolonie Eschbruch in der Neumark ist im Jahre 1749 angelegt worden, indem der sogenannte Eschbruch in der Königlichen Forst südlich von Driesen mit 33 Kolonisten besetzt wurde. Da für die kirchliche Versorgung der Kolonie anscheinend nichts gethan war, so erbauten sich die Kolonisten ohne Beihilfe der Königlichen Regierung schon 1751 ein Schulhaus mit einer Kirchenstube in derselben Weise, wie ihre eigenen Wohnhäuser, aus „geschürztem Holz," das



Die Kirche in Eschbruch.

heißt als Blockhaus mit Strohdach. Da das Gebäude sich bald als unzureichend erwies, so wurde etwa 1790 ein neues Schulhaus gebaut und das alte durch Herausnahme der Zwischenwände zum Bethaus eingerichtet. Gleichzeitig erhielt es wohl auch die gewölbte Decke aus Kiefernholz, sowie den Altar und die Kanzel, welche sich noch jetzt darin befinden. Die Kanzel ist über dem Altar in der mit geschmackvollen Holzschnitzereien verzierten Altarwand angebracht. Aeußerlich ist dem Bethause, das eher einer Scheune gleicht, seine kirchliche Bestimmung nicht anzusehen; auch hat es weder Orgel noch Glocken. Obwohl es dem gegenwärtigen kirchlichen Bedürfnis nicht mehr genügt, auch schon ziemlich baufällig ist, so dient es doch noch zum gottesdienstlichen Gebrauch, da die Gemeinde, welche keinen Patron hat, zu arm ist, um die Mittel zu einem Neubau aufzubringen.

* * *



Die „Preußen", das größte Segelschiff der Welt. (Rheeder F. Laeisz in Hamburg).
Nach einer Aufnahme von Sander & Sohn in Geestemünde.

Große Segelschiffe unter deutscher Flagge. Der Wind ist ein eigensinniger, aber doch auch heute noch unentbehrlicher Diener der Schiffahrt. Man giebt ihn nicht frei, wie man den Zugstier nicht frei giebt, obschon das Pferd viel williger ist. Der Dampf sagt: Auf mich allein könnt ihr euch immer verlassen. Und doch werden fortgesetzt neue und größere Segelschiffe gebaut. Sie sind nicht so schnell wie die Dampfer, es ist viel schwerer, ihre Fahrt zu regieren und deren Dauer abzumessen, aber sie rentieren sich, weil sie billiger sind, besonders wenn die Kohlen teuer werden und wo es lange Reisen gilt wie nach der Westküste Amerikas. So wurden nicht weniger als 236 große Segelschiffe von 1000 Registertons und darüber im Jahre 1902 in der deutschen Handelsflotte gezählt. Die meisten sind in Hamburg beheimatet, fast die Hälfte, darunter auch die allergrößten. Obenan die beiden Segler der Firma F. Laeisz von über 5000 bezw. 4000 Registertons brutto, das fünfmastige Vollschiff „Preußen", der größte Segler der Welt, den unser Bild zeigt, und der fünfmastige Segler Potosi. An dritter Stelle steht der Viermaster Alsterdamm der A.-G. Alster, auch ein Hamburger von 3537 Registertons. Das größte deutsche Segelschiff, das keinem Hamburger oder Bremer Reeder gehört, ist die Hassia von Joh. A. Brunken aus Genua; sie hält 1876 Tons.

* * *

Digitized by Google

Frauen-Daheim.

Liebhaben ist kein Krämergeschäft.
Für die edelsten Seelengaben
Soll man im Herzen ein Einnahmeheft,
Kein Ausgabebüchlein haben.



Unsere Puppenkonkurrenz. (Schluß.)

1. Mönnchen: Fräulein J. Tollens, Lübeck. 2. 3. 4. 5. Frühling, Sommer, Herbst und Winter: Fräulein von Wedel, Schwerin in Pomm. 6. Marketenderin: Fräulein J. Tollens, Lübeck. 7. Rokokodämchen: Frau Marie Rasch, Darmstadt. 8. Thüringer Bauer, 9. Thüringer Bäuerin, 10. Christkind, 11. Baby, 12. Münchner Kindl, 13. Japanerin: sämtlich von Frau Pfarrer Winkler, Löwenhagen in Ostpr. 14. und 20. Norwegische Schneeschuhläufer: Fräulein Emma Merkel, Blankenberg a. H. 15. Bückeburger Bäuerin: Fräulein Cl. Woltmann, Bückeburg. 16. Mohnblume: Frau Pastor E. Rauch, Wohlau, Schlesien. 17. Pierrot: Hedwig Jürgens, Hamburg. 18. Sonnenblume: Fräulein Cornelia Kopp, Freiburg i. B. 19. Schaumburg-Lippesche Bäuerin: Fräulein Eckardt, Stadthagen.

An der Jahreswende.

Ein Jahr mit Glück und Leid verklungen,
Ein Zweig am Lebensbaum verblüht —
Da fluten die Erinnerungen
Mit heil'ger Mahnung durchs Gemüt.

Vom Abendglanz zum lichten Morgen
Führt Gottes Huld uns durch die Nacht,
Indes mit Tränen, Gram und Sorgen
So manches Herz jetzt einsam wacht.

Vom trauten Herd ein Treugedenken
Eilt zu den Lieben nah und fern:
Was uns auch trifft — Gott wolle lenken
Zum Heil auch dieses Jahres Stern!

Paul Pelius.

Unsere Puppenkonkurrenz.

(Schluß.)

Zum dritten- und nunmehr letztenmal Puppen! Die obige kleine Gesellschaft wollte sich durchaus noch den erstaunten Augen zeigen. Ein buntes Völkchen ist's, ein Barfüßiges Nönnchen mit dem Strick um den Leib, die flächsenen Härchen kurz geschnitten unter der schwarzen Kopfhaube. Fröhlicher marschiert das Quartett der Jahreszeiten daher, der Frühling im Schneeglöckchenkleid, der Sommer mit Rechen, Sichel und Blumenstrauß in biederer Landmädchentracht; grau und grün der Herbst als kleiner Jägersmann, dem weder Gewehr (täuschend aus einem Holunderzweiglein gemacht), noch Jagdtasche mit Knüpfarbeit, noch das Rucksäckel fehlt; der Winter als Schneemann im Schneekleid aus Ringel-Mohairwolle mit Wachsperlen und glitzernden Glasperlen benäht. Ein schwedisches Skiläuferpärchen mit langen Schneeschuhen aus gebogenem Rohr, warm in bunte Wollkostüme eingehäkelt, sind echte Nordlandskinder! Der, seine buntebänderte Fastnachtspeitsche lustig schwingende Pierrot ist ein drolliges Kerlchen. Zwei stattliche Bückeburger Bäuerinnen in Nationaltracht sind reich zum Fest geputzt (Röckchen, Schürzen, Mieder, Hauben, alles müh- und kunstvoll perlen- und flitterbenäht). Die kleine Marketenderin mit dem Tönnchen zur Seite hängend, ist für die Schwester vom Zinnsoldaten-Feldherrn bestimmt. „Einfach süß" sind das Liliput-Rokokodämchen im blauseidenen Watteaukostüm, mit zierlicher, spitzen- und blumengeschmückter Puderfrisur, und das Blumenkind, im Gewändchen aus Scharlachmohn, mit dem aufgespannten Staubfädensonnenschirm. Es erübrigt nun noch eine Kollektion Elitepüppchen von Frau Pastor Winkler in Löwenhagen in Ostpr. Es ist schwer, diese zarten Wunderwerkchen zu beschreiben, noch weniger gibt die Abbildung die Anmut und Grazie der holden Japanerin mit winzigen Chrysanthemen im Haar und dem Fächer im Händchen, des herzigen Babys wieder, dessen Schühchen, Strümpfchen, Hängerchen und Häubchen einer Elfenwerkstatt zu entstammen scheinen. Das weißgeflügelte Christenglein im schneeglitzernden Pelzchen, das Münchner Kindl, der Schwarzwälder Bauer, das nette Bauerweibel mit der Kiepe, — sie alle können als Muster eines ausnehmend feinen Frauengeschicks und Frauenfleißes gelten.

Neujahrswunsch der kleinsten Enkelin für den Großvater.

Grüß Gott! Am Neujahrsmorgen gleich
Zu gratulieren bin ich da!
Mein Herzchen ist an Wünschen reich
Für den geliebten Großpapa.

Ist auch mein Neujahrswünschchen klein,
Die Allerkleinste bin ich ja, —
So geht doch viel des Glücks hinein
Für Dich, mein lieber Großpapa.

Mein erster Wunsch ist: Bleib' gesund,
Kein Leid, kein Kummer komm' Dir nah'!
Behalt' mich lieb auch immer und —,
Nun ist's genug, Herzgroßpapa!

F. A.

Neujahrswunsch größerer Kinder für die Eltern.

I. Knaben.

Ich komme ganz früh am Neujahrsmorgen,
Ihr lieben Eltern, als Gratulant.
Viel Wünsche trag' ich im Herzen verborgen,
Und ein Blumensträußchen in meiner Hand.

Die Blumen, erblüht in Winters Mitten,
Die bring' ich als Gruß Euch vom neuen Jahr.
Und den lieben Gott, den will ich bitten,
Daß meine Wünsche er mache wahr.

Die sollen Euch Freude bringen und Segen
Für Eure Liebe, für Eure Mühn;
Es sollen auf Euren Lebenswegen
Aus unserem Danke Euch Rosen blühn.

II. Mädchen.

Das neue Jahr kam über Nacht,
Es kam herab vom Himmelszelt,
Frühmorgens, als ich aufgewacht,
Da flog's schon lustig durch die Welt.

Ein jeder, der den andern liebt,
Wünscht heut' ihm Segen, Glück und Heil,
Wir wünschen nur, der Himmel gibt
Wohl jedem sein gerechtes Teil.

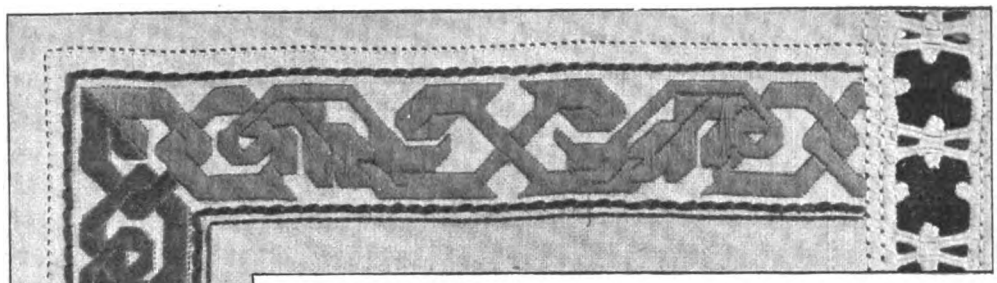
Lieb' Väterchen, lieb' Mütterlein,
Bleibt froh und glücklich immerdar!
Ich möcht' stets Eure Freude sein!
Das ist mein Wunsch zum neuen Jahr.

F. A.

Eine Zentral-Leihbibliothek für Blinde.

40 000 Blinde allein in Deutschland! Das ist eine beklagenswert hohe Zahl. Weitaus die meisten sind arm oder doch wenig bemittelt. Nach dem Schulunterricht in den Blindenanstalten ist ihnen die Möglichkeit eines ferneren eigenen Studiums leider so gut wie versagt. Die Zahl der Werke, die in Blindenschrift erschienen sind, ist wegen der großen Kosten des Druckes äußerst gering und wegen des Anschaffungspreises nur Wohlhabenderen zugänglich. Nach dem bewährten Vorbilde von Frankreich, England, Holland und Nordamerika haben sich Männer zusammengetan, um eine Wanderleihbibliothek zu gründen, deren Zentralstelle Hamburg sein soll. Die Entleihung soll für die Unbemittelten unentgeltlich erfolgen. Da Blinde in der handschriftlichen Herstellung der Werke eine Erwerbstätigkeit finden und auch die Angestellten der Bibliothek so weit wie möglich aus Blinden gewählt werden sollen, wird sich das Unternehmen auch nach dieser Richtung hin als segensreich erweisen. Wem das Wohl unserer blinden Mitbürger am Herzen liegt, kann bei der Aufbringung der Mittel, welche das Unternehmen fordert, hilfreich zur Seite stehen, indem er Gaben sendet an das Konto: Blindenbibliothek, Norddeutsche Bank, Hamburg.

Digitized by Google



Randverzierung in farbigem Flachstich und Durchbruch für eine Decke.

Etwas vom Waschtag.

Es ist eine alte Klage, daß der Waschtag eine außerordentliche Störung der Gemütlichkeit mit sich bringt. Es ist förmlich Tradition geworden, es zu behaupten. Durchaus notwendig ist diese Störung nicht in allen Fällen und unter allen Umständen. In einem praktisch und mit Überlegung eingerichteten Haushalt werden die Familienglieder nicht allzusehr von dem Ereignis berührt werden. Besonders wenn eine Waschfrau die Arbeit besorgt, sollte es gar nicht nötig sein, die Hausordnung irgendwie zu ändern. Anders und schwieriger ist es schon, wenn, wie es in den Familien des Mittelstandes häufig der Fall ist, das einzige Dienstmädchen die Wäsche allein übernehmen muß. Diesen Fall wollen wir hier einmal etwas näher beleuchten.

Sehr häufig scheitert das gute Einvernehmen zwischen der Herrschaft und dem Dienstmädchen an den Wäschetagen. Viele Hausfrauen begehen den großen Fehler, zu verlangen, das Mädchen soll waschen, soll aber nebenher auch noch die notwendige Hausarbeit besorgen. Es kann aber bekanntlich niemand zween Herren dienen. Wenn ein Mädchen waschen soll, so kann sie nicht all' die Arbeit tun, die sonst den Tag ausfüllt. Die Hausfrau sollte also am Wäschetag die übrigen Geschäfte übernehmen, soweit wie irgend möglich. Das bedingt natürlich zunächst ein früheres Aufstehen der Hausfrau, denn die Bereitung des Frühstücks, das Decken des Tisches raubt dem Mädchen schon zuviel Zeit.

Eine praktische Hausfrau wird schon am Tage vor der Wäsche sorgen, daß alles gut vorbereitet ist, alles zum Kochen Notwendige herbeigeschafft, so daß jede Lauferei vermieden wird. Natürlich wird sie auch das Ordnen der Schlafzimmer selbst übernehmen. Das Schuhzeug muß am Abend vorher gereinigt sein.

Ein einfaches Gericht ist für den Waschtag höchst empfehlenswert, der Zeitersparnis beim Kochen wegen und damit es nicht zu viel Aufwaschkram gibt. Denn auch diesem Geschäft wird sich die Hausfrau oder werden sich die erwachsenen Töchter unterziehen müssen. Das Mädchen muß ungestört über der Wäsche bleiben. Um ihr bei der anstrengenden Arbeit den guten Mut zu erhalten, karge man nicht mit einem Extrafrühstück, etwa einer Portion Kakao oder einem Glas Bier, je nach der Jahreszeit. Ebenso lege man zwischen Kaffee und Abendbrot noch ein Vesper ein. Waschen strengt an und macht Appetit.

Verlangt eine Hausfrau am Waschtag noch eine Menge Nebenarbeit vom Mädchen, so ist die natürliche Folge mangelhafte Leistung nach beiden Seiten hin, Schelten und Brummen, Ungemütlichkeit im ganzen Haus. Verdenken kann man es auch einem Mädchen nicht, wenn es bei solchen Anforderungen unmutig und unlustig wird. Steht abends die Küche voll Aufwaschkram, daß kaum durchzukommen ist, sind womöglich die Schlafzimmer noch nicht in Ordnung, ist das Mädchen tagsüber vielleicht ein paarmal von der Wäsche weg auf Besorgungen ausgeschickt worden, dann ist es nicht zu verwundern, wenn die Laune des geplagten Wesens nicht eben rosig ist.

Freundliche Rücksichten auf die Dienstboten, ein verständiges Abmessen, was ihnen an Leistungen zugemutet werden darf, werden sich in fast allen Fällen belohnen, während Hausfrauen, die von der Ansicht ausgehen, vom Mädchen dürfe man eben alles verlangen, selten gut mit ihnen auskommen werden. Man tut gut, sich bisweilen klar zu machen, daß es ein Dienstmädchen, selbst wenn es noch so gut behandelt wird, oft recht schwer hat. Kleine Unpäßlichkeiten, die bei der Frau oder der Tochter des Hauses sofort die größte Schonung bedingen, darf das Mädchen meist gar nicht beachten, muß trotzdem grobe, anstrengende Arbeiten verrichten. Dafür ist sie eben Dienstmädchen! Guter Wille von seiten der Herrschaft kann viel dazu beitragen, keine Bitterkeit in den Dienstboten aufkommen zu lassen.

Handarbeit.

Eine sehr schöne eigenartige Leinendecke ist es (50 cm groß), deren Stickereiumrahmung und Mitteldurchbruchkante wir heute abbilden. Stoff: Siebmacherleinen. Die kleine Flachstichborde wird in grüner Seide ausgeführt, die umrandenden Stiche in goldbrauner. Für den Durchbruch, der die Decke teilt, sind 16 durch einen 4 Fäden überfangenden Stich leicht abzählbare Fäden auszuschneiden, weitere 16 Fäden werden mittelst Stopfstich zu 2 Rippen verarbeitet, in der Mitte geteilt und erhalten je zur Seite ein Pikot, das an dem glatten Schnittrand wiederkehrt. Material: Lin à tricoter Nr. 35, 15 türkgrüne, 3 goldbraune Seidensträhne für die Flachstichborde, sowie die vorgezeichnete Decke, zu haben bei Fräulein Mallon, Berlin W., Charlottenstraße 31.

Praktisches fürs Haus.

Holländer Teppiche. Als wirklich dauerhafter Gebrauchsteppich für Wohn-, Kinder- und Speisezimmer steht der alte, gestreifte Holländer Teppich entschieden obenan. Die Muster dieser Teppiche sind einfach, die Farben meist schwarz, rot, grau, aber auch mit einigen olive- oder bronzefarbigen Streifen, aber das Gewebe ist von einer Solidität, wie sie kaum ein anderer Teppich aufweist. Dabei ist der Preis sehr mäßig, etwa 14 Mk. für die Größe von cirka 200 × 266 cm; Bettvorlagen sind schon von ca. 1,40—2,50 Mk., je nach Größe, zu haben. In Holland und den angrenzenden Küstengebieten des nordwestlichen Deutschland gibt es kein Haus, in dem der „Holländer" nicht anzutreffen wäre. Seine Eigenschaft als schlechtester Wärmeleiter, die das zu ihm verwendete Haargarn in hohem Grade besitzt, machen ihn für kalte und feuchte Fußböden geradezu unentbehrlich; dabei leidet er nicht im geringsten durch Nässe und ist leichter zu reinigen als irgend ein anderer Teppich. Leider wird auch diese früher durchgehend solide Qualität neuerdings in sogenannter Schleuderware fabriziert, aber es ist uns bekannt, daß z. B. in Westfalen ausschließlich die alte gute Art hergestellt wird, die in jedem besseren Spezialgeschäft zu haben ist. Der Teppich wird in allen gangbaren Größen bis zu 400 cm breit, aber auch in jeder beliebigen Länge aus einem Stück gefertigt.

Für die Küche.

Amerikanische Torte. 65 Gramm Butter zu Sahne gerührt, 2 ganze Eier nach und nach dazu geschlagen, dann eine Obertasse fein gestoßener Zucker, das Abgeriebene von ½ Citrone und 10 bis 11 Stück gestoßene, bittere Mandeln, alles wird tüchtig zusammengeschlagen, dann 1 Kaffeelöffel voll Cremor-Tartari trocken hinein gerührt und endlich 1 Kaffeelöffel voll doppelt kohlensaures Natron, in 1 Obertasse kalter, guter Milch aufgelöst, dazu gerührt. Zuletzt werden 2 Obertassen feines Mehl darunter gerührt, tüchtig verarbeitet und in fett ausgestrichener Form rasch ¾ Stunden gebacken. Wenn diese Torte, die des Geschmackes sowohl als der Billigkeit wegen, sehr zu empfehlen ist, aus dem Ofen kommt und gestürzt ist, wird sogleich folgender Guß darauf gestrichen: ½ Pfd. staubfein gesiebter Zucker wird mit dem Safte von 2 Citronen solange gerührt, bis dieser Guß weiß ist, oder man nimmt den Saft von 1 Citrone und 1 Eßlöffel Rum und verfährt ebenso.

Frage.

Fr. 21. I. Gibt es eine französische Kinderzeitung, ähnlich dem deutschen „Kränzchen", für die Lektüre eines 12jährigen Mädchens geeignet? — II. Könnte mir jemand den Titel eines französischen Buches nennen, dessen Inhalt für ein 12jähriges Mädchen paßt? Die „Bibliothek Rose" ist bekannt. **L. B. in W.**

Auskunft.

Fr. 2. **(Alte Abonnentin in P.)** Sogenannte Engadiner Bergkatzenfelle können Sie auch von Albert Fuchs, Breslau, Schweidnitzerstr. 49, beziehen.

Kalose Abonnentin. I. Im Lette-Hause in Berlin W., Victoria-Luise-Platz 6, wird das Aufstecken und Arrangieren der Gardinen gelehrt. II. Fensterledertücher reinigt man in lauwarmem Seifen- und Sodawasser und seift besonders schmutzige Stellen mit weißer Seife ein, oder man reinigt sie in Salzwasser. Sind die Tücher rein, so drückt man sie aus, spült sie in starkem Seifenwasser und läßt sie an einem warmen Orte trocknen. Der zurückbleibende Seifenrest bewahrt dem Leder die Weichheit und Geschmeidigkeit. Das Trocknen geschieht durch Aufhängen an der Luft, aber es darf weder in der Sonne, noch am heißen Ofen geschehen. Nach dem Trocknen zieht man sie tüchtig hin und her, bis sie wieder weich sind. III. Verlobte schenken sich, wenigstens bei uns in Norddeutschland, beim Verlöbnis gegenseitig die Ringe.

Frau **A. in W.** Ölfarbenanstrich entfernt man, indem man die stärkste Seifensiederlauge oder kaustische Soda (Seifenstein) in heißem Wasser aufgelöst anwendet. Diese zersetzt den Ölfarbenanstrich.

Fr. 18. **(A. P.)** Ranzig gewordenes Gänseschmalz kann men wieder verbessern und in entsprechenden Quantitäten zum Mürben von Kuchen gebrauchen. Demselben den reinen, ganz frischen Geschmack wiederzugeben, ist nicht möglich, wohl aber kann man ihn sehr verbessern, indem man zwei Äpfel schält, in Scheibchen schneidet, diese nebst einigen Schwarzbrotrinden und durchglühten, aber wieder erkalteten Holzkohlen mit dem Fette, das vom Bodensatz und etwaigen grünen oder gelben Schimmelpilzen getrennt wurde, gut durchkochen läßt. Bildet sich Schaum, hebt man diesen ab, seihet das Fett in eine porzellane (nicht irdene) Schüssel und rührt kurz vor dem Erkalten einige Prisen Salicyl (Dr. Oetkers) gut durch. Zum Gebrauche erwärme man zuerst die nötige Butter, wiege, bei Verbrauch von 4 Pfund Mehl zu Kuchen, 100, höchstens 125 g Gänsefett ab, lege dies in die erwärmte Butter und lasse nicht mehr aufkochen, dies würde den Geschmack nicht verbessern. Würze die Kuchen mit etwas Citronenschale und niemand wird die Anwendung des Fettes schmecken. **Alte Hausfrau.**

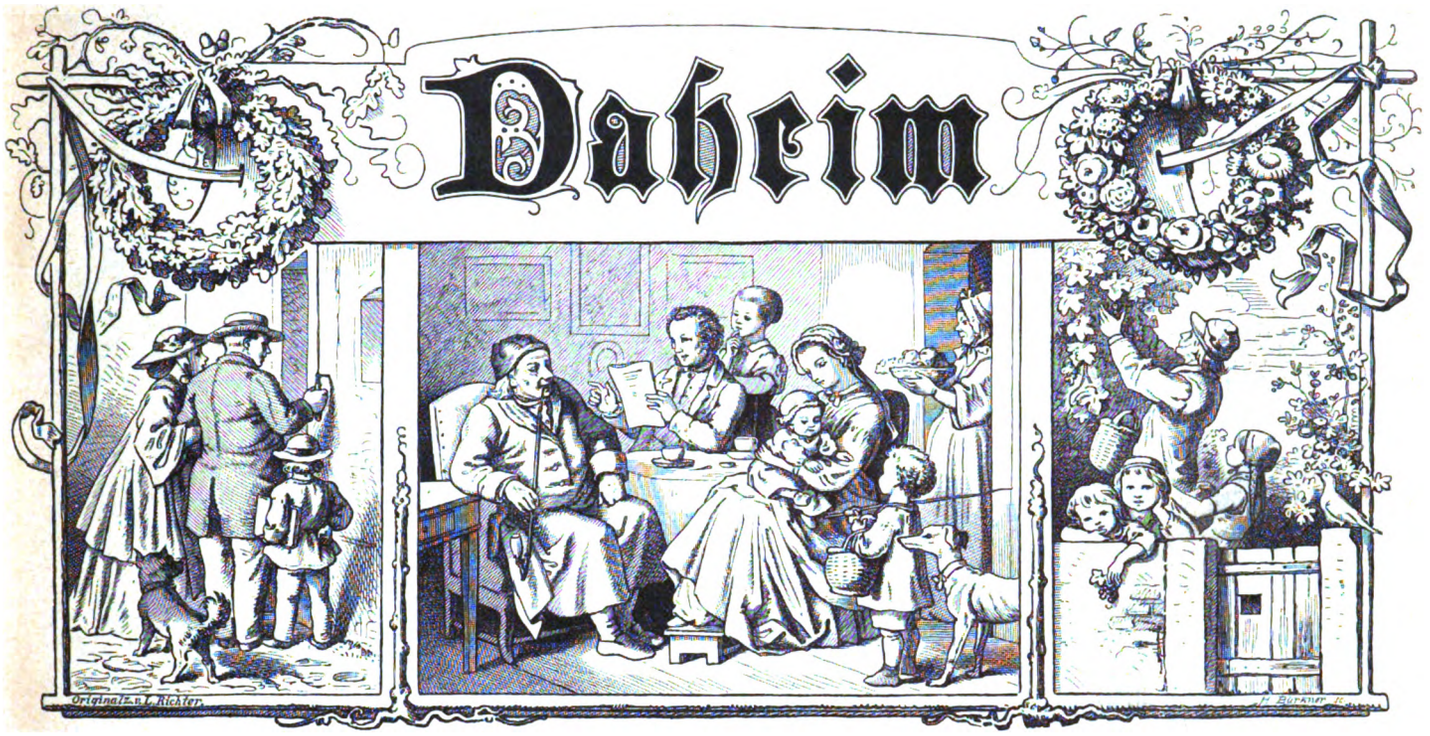
E. S. in K. Wer das Oberlehrerinnenexamen machen will, muß das Lehrerinnenexamen mit „gut" bestanden haben und sich dann in einem dreijährigen Kursus an einer Universität — z. B. Göttingen — auf die Prüfung vorbereiten. Mittel und Wege gibt wohl am sichersten die Anstalt an, in der man seinerzeit für die erste Prüfung vorbereitet wurde.

Redaktionspost.

Anna von Schw. in Ei. Zum Selbststudium der Anatomie für künstlerische Zwecke empfehlen wir Ihnen das vorzügliche Werk: Der Mensch. Hand- und Lehrbuch der Maße, Knochen und Muskeln des menschlichen Körpers. Für Künstler, Architekten, Kunst-, Kunstgewerbe, Handwerkerschulen und zum Selbstunterricht. Von Otto Geyer, Professor der Königlichen Technischen Hochschule zu Berlin. Verlag der „Union". Stuttgart, Berlin, Leipzig. — Dieses treffliche Hand- und Lehrbuch der plastischen Anatomie und der Proportionen des menschlichen Körpers wird von Professor Ernst Herter von der Berliner Akademie der bildenden Künste und von Albert Wirth, Lehrer an der Königlichen Kunstakademie in Berlin, auch von Fedor Flinzer, Zeicheninspektor in Leipzig, warm empfohlen. Es enthält 408 Abbildungen. Preis 18 Mk.

M. S. in Altona. Gedichtchen, mit denen Enkel ihre Großeltern am Morgen der goldenen Hochzeit begrüßen können, haben im Frauendaheim schon so oft gestanden, daß wir derartiges nicht wiederholen können. Ist Ihnen das Aussuchen dieser Verse in diesen Blättern zu unbequem, so lassen Sie sich das betreffende Heftchen aus der Sammlung von Fest- und Gelegenheitsgedichten für Kinder aller Altersstufen, betitelt: „Frau Garimènes deklamierende Kinder", Verlag von E. Bloch, Berlin C. 2, Brüderstr. 1, kommen.

Digitized by Google



Krach.

Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortsetzung.)

Plötzlich stand Eugen Prall vor den hohen stolzen Mauern des Prunkbaues der Salesterschen Bank. Wie der sich breitete, selbstbewußt, massiv, für die Ewigkeit gebaut! Wie die Frühlingssonne sich spiegelte in den blanken Riesenscheiben und auf den goldenen Aufschriften: Aktienkapital 60 Millionen, Reserven 15 Millionen.

Und nun das schlichte graue Haus daneben! Er wollte nicht, aber es zwang ihn, hinaufzuschauen zu den Fenstern des ersten Stockwerkes, ob sich nicht einer der gelben Stores lüftete —

Die Zähne biß er aufeinander, daß sie schmerzten, so fest, wie damals, als Lora zu ihm gekommen war und ihm gesagt hatte: ‚Ich habe mich verlobt mit dem Geheimrat Möller-Sieghard.‘ Aufschreien hätte er mögen und hatte doch nur ihre Hand genommen und sanft gestreichelt: „Möge es Ihr Glück sein . . . ich hörte, er ist ein Ehrenmann.“

Nein — nein! Es war doch besser, die Vorhänge dort oben blieben geschlossen — — —

Und nun das dritte, das Riesenhaus aus Glas und Eisen, das Haus der Prometheus-Gesellschaft, mit den breitausladenden Schaufenstern im Erdgeschoß und den Guirlanden von Glühlampen darin, buntfarbig, schillernd in allen Nuancen des Regenbogens.

Jetzt konnte er lachen, bitter, mit den geballten Fäusten in der Tasche.

Denn dicht daneben lag ein ganz unscheinbarer kleiner Laden mit einem einzigen Fenster. Aber davor blieben seit vorgestern früh die Leute stehen, wieder und wieder, sahen auf den merkwürdigen Schrank in der Auslage, schüttelten die Köpfe und lachten auch.

Der Schrank hatte zwei Hälften: in der linken Hälfte brannten in sechs Reihen übereinander je sechs Glühstrümpfe und jede Reihe trug eine Inschrift ‚brennt seit vier Wochen‘, ‚seit drei Wochen‘, ‚seit zwei Wochen‘, ‚seit einer Woche‘, ‚seit vier Tagen‘, ‚seit gestern‘; darüber in Riesenbuchstaben: ‚Fabrikat der Prometheus-Licht-Gesellschaft; nebenan gekauft.‘ Ganz entsprechend war die rechte Hälfte eingerichtet, aber sie trug nur eine Aufschrift: „Neue Erfindung von Dr. Eugen Prall — Reichspatent 249 231 — brennen sämtlich seit acht Wochen. Vorläufig unverkäuflich.‘

Die Leute lächelten oder lachten. Am Abend nun gar, wenn die linke Hälfte wie in einem Schatten lag. Aber heut morgen hatten bereits alle Zeitungen über die seltsame Reklame berichtet, und gestern war — Prall hatte es erfahren — Herr Direktor Baldin persönlich auf dem Polizei-Präsidium gewesen, um die Entfernung der Schaustellung auf Grund des Gesetzes über den unlauteren Wettbewerb zu verlangen. Vergebens — man verwies ihn auf den Weg der Klage. Und Prall lachte wieder, wenn er an die zu erwartende Verhandlung vor dem hohen Gerichtshofe dachte. War sie zu erwarten? Vielleicht auch das nicht einmal —

Ein paar Augenblicke stand er zwischen den sich vor dem Schaufenster drängenden Leuten und vergnügte sich über ihre neugierigen Gesichter, über einige kurze Sätze: ‚Das ist 'mal ein Schlaufuchs!‘ ‚Amerikanische Reklame.‘ ‚Ach . . . 's wird wohl auch nur ein Schwindel sein!‘ Dann schlenderte er langsam zurück. Als er vor dem Möller-Sieghardschen Portal vorüberkam, stieg gerade der Geheimrat aus dem Wagen.

Die Herren hatten sich nur ein einziges Mal gesehen und gesprochen. Bei Graf Wellried, kurz nach Loras Verlobung. Aber Möller-Sieghard hatte ein außergewöhnlich gutes Personengedächtnis — die Physiognomie Pralls war ja auch nicht zu vergessen — und was hatte Lora nicht alles von ihm erzählt. So grüßte der Geheimrat, und beide blieben unwillkürlich einen Augenblick stehen.

„Schon zurück von der Reise, Herr Geheimrat?“ fragte Prall, wie immer etwas befangen, wenn er mit Fremden sprechen mußte.

„Seit gestern, Herr Doktor.“

Eigentlich wollten sich beide damit trennen. Aber beide blieben unter der Einwirkung eines ganz verschiedenen Ideenkreises stehen. Prall rang mit der Frage: ‚wie geht es ihr . . . Lora . . . Ihrer Frau Gemahlin?‘ Möller dachte: ‚vielleicht gebrauchen wir den Beistand dieses merkwürdigen Mannes noch sehr notwendig . . . und es ist ein Unrecht an ihm gut zu machen.‘

„Herr Doktor, meine Frau würde sich sehr freuen, wenn Sie einmal bei uns vorsprechen wollten,“ sagte der Geheimrat dann. „Sie hat mir so viel von Ihnen erzählt.“

Prall antwortete nicht direkt. Er bewegte nur kurz

Digitized by Google

den Kopf. Es konnte ebensogut eine Zustimmung, wie eine Art von Ablehnung bedeuten. Aber er fragte nun doch: „Wie geht es der gnädigen Frau?“

„Danke sehr. Gut, Herr Doktor.“

„Bitte meine Empfehlung —“

Der Geheimrat streckte ihm die Hand hin. Mit leichtem Zögern legte er die seine hinein. Dann war es, als gereue ihn selbst das, so plötzlich wandte er sich ab, mit knappem Gruß, so schnell schritt er die Straße hinunter.

Es war fast verletzend. Auch Möller-Sieghard empfand es so, aber er sagte sich wieder, während er die Treppe hinaufstieg: ‚man hat ihm unrecht getan ... er muß ja verbittert sein ...‘

Auf dem Absatz blieb er stehen, um Atem zu schöpfen. Vielleicht zum erstenmale, seit er diese Treppen emporstieg, seit seinen Kindheitsjahren. Er war müde, abgespannt, überarbeitet. Fast von der Stunde der Ankunft an hatte er mit Willy und den Prokuristen zusammen beraten, Einsicht in die eigenen Bücher genommen, die letzten Bilanzen, die letzten Jahresberichte der Prometheus-Gesellschaft, die Protokolle über die letzten Aufsichtsratssitzungen geprüft. Und das Betrübendste für ihn war dabei das Gefühl gewesen: Du stehst hier wie vor einer Mauer, über die Du mit Deinem erfahrenen Blick nicht hinwegschauen kannst. Traust Du allen diesen Darlegungen, Zahlenreihen, so darfst Du wohl einzelnes tadeln, die Gesamtlage des Unternehmens bleibt jedoch eine glänzende. Es ist nichts verloren. Aber verdienen alle diese schönen Worte Dein Vertrauen? Verbergen sie, beschönigen sie einen beispiellosen — und immer wieder schoß ihm das starke Wort durch den Sinn: einen beispiellosen Betrug?

Die Organisation der ganzen Gesellschaft war durch die zahlreichen Filialen, die Tochtergesellschaften in fast allen europäischen Ländern, die fortgesetzten Erweiterungen des Geschäfts, den Ankauf von Konkurrenzunternehmungen, die Verschmelzung mit anderen Fabriken eine so verwickelte und verzwickte, daß er noch immer keinen klaren Überblick zu gewinnen vermochte. Den ungeheuren Unkosten standen scheinbar riesige Gewinne gegenüber. Aber es gab einen solchen Rattenkönig verschiedener Konten, daß er — so sorgfältig sie in den Abschlüssen geordnet schienen — die unangenehme Empfindung nicht loswerden konnte: es liegt ein System der Täuschung vor. Ein genial erdachtes, mit eiserner Konsequenz durchgeführtes Schwindelsystem. Nicht die leiseste Spur eines Beweises hatte er dafür gefunden, dazu reichte das vorliegende Material jedenfalls nicht aus, nur sein Instinkt sagte es ihm.

Aber durfte er auf diesen Instinkt bauen? Auf Vermutungen hin einen Mann wie Baldin vor sich selbst einen Schwindler nennen? Einen Mann von unzweifelhaft erstaunlichem Organisationstalent und ganz ungewöhnlicher Begabung! War es nicht auch möglich, daß er sich täuschte? Daß das Mißtrauen, mit dem er von vornherein Blatt um Blatt, jede Bilanzzahl betrachtete, ganz falsche Vorstellungen in seiner Seele wachgerufen hatte?

Aber weiter: wenn nun doch ein großartiger Betrug vorlag, wie er in der deutschen Geschäftswelt seit Menschengedenken nicht vorgekommen war, dann mußte Baldin Mitwisser haben und Mitschuldige. Es mußte eine Quelle geben, aus der ihm die Riesenmittel zu all diesen undurchsichtigen Transaktionen zugeflossen waren —

Salester ...

Heut in der schlaflosen Nacht war ihm der Gedanke zuerst gekommen. Er hatte ihn sogleich wieder verworfen. Denn alles sprach für das Gegenteil: die ganze Art des Mannes, dieser groben, ungekünstelten, kernigen Natur; die Stellung, der Ruf der Bank, an deren Spitze er stand; die günstigen Resultate ihres Geschäftsbetriebes, die ja offen vor jedermanns Augen lagen.

Und dennoch — dennoch! Salester war doch nun einmal die Hauptstütze des ganzen Unternehmens, war dessen erster finanzieller Beirat. Und für einen Wagehals hatte er ihn im Grunde des Herzens stets gehalten. An Strousberg hatte er ihn bisweilen erinnert oder an Bontoux, den Gründer der berühmten und berüchtigten Länderbank.

Dem Sohn dieses Mannes wollte er heut seine Tochter anverloben! Es stieg siedend heiß in ihm empor. Er bereute fast, daß er auf Loras Fürsprache die Wartezeit um einen Monat gekürzt, daß er den feuchten, bittenden Augen Hardis nicht festeren Widerstand entgegengesetzt hatte. Wenn nun seine Befürchtungen doch zutrafen?

Sollte er jetzt noch einen Rückzug erzwingen?

Es wäre eine tödliche Beleidigung gewesen. Es war eine Unmöglichkeit. Und wenn das Schlimmste zutraf, was konnte der junge Offizier für die Leichtgläubigkeit, für den Leichtsinn, selbst für geschäftliche Verfehlungen seines Vaters!

Langsam, schwer stieg Möller-Sieghard die letzten Stufen hinan.

Als er die Wohnungstür öffnete, trat gerade Maria Apelhode von der anderen Seite in die Diele ein. Sie hatte einen großen Packen Wäsche auf den Armen, legte ihn aber schnell beiseite, um ihm Paletot und Hut abzunehmen, und er duldete es, denn er wußte, sie war glücklich über jede kleine Dienstleistung für ihn.

Und so ernst seine Gedanken waren, er hatte doch ein freundliches Lächeln für sie. Er streichelte ihr die Wangen: „Nun, Heimchen ... ist er schon da?“

Sie nickte hastig: „Jawohl, Onkel Eberhard ... und Hardi ist so glücklich.“

Was für ein süßes Stimmchen sie hatte —

„Aber Du hast Dich ja gar nicht ein bißchen geputzt zu dem großen Ereignis, Maria.“

Eine flüchtige Röte huschte über ihr Gesicht. War das am Ende ein Vorwurf?

„Wenn Du es willst, Onkel Eberhard, kann ich mir ja ganz schnell ein anderes Kleid anziehen.“

Nun lachte er wirklich. Als ob sie in diesem schlichten, hellen Kattunkleidchen, das ihre kindliche Figur weich umschloß, nicht gerade reizend genug ausgesehen hätte! Wie das Kind sich in dem einen halben Jahr entwickelt hatte! Das kleine Heideröschen —

„Bewahre, Heimchen. Du bist mir ganz recht so.“

Da war schon wieder die feine Röte bis unter die Haarwurzeln hinauf. Immer kam sie, bei der kleinsten Gemütserregung —

Er nickte ihr noch einmal zu und ging zu den Seinen.

Die kurze Begegnung mit der Kleinen hatte ihm doch etwas die Schatten von der Stirn gescheucht. Als er nun die Drei vor sich sah — Lora und Hardi und Konrad Salester — da rang sich der alte Optimismus siegreich durch und der Wunsch: laß diese elenden Sorgen draußen, halte sie fern von der Schwelle Deines Hauses ...

Hardi flog ihm entgegen, umhalste, küßte ihn. Er mußte sie schließlich abwehren, um Konrad die Hand drücken zu können: „Machen Sie Bernhardine glücklich, lieber Sohn ...“

„Das soll meines Lebens Aufgabe sein!“ Konrad Salester sagte es sehr ernst. Er legte seinen Arm um die Braut und sah ihr in die leuchtenden Augen und fügte hinzu: „Nicht wahr, Hardi ... wir werden glücklich sein? Denn wir haben uns sehr lieb. Glücklich in guten und, kommen auch die, in schweren Tagen.“

Es klang so ernst, fast feierlich ...

Als ob der junge Mann in dieser Glücksstunde das düstere Gespenst irgend einer Gefahr auf seinem Wege schaue, die Wolken irgend eines drohenden Unwetters am Horizont, der doch vor ihm liegen mußte in leuchtender, sonniger Klarheit.

Hardi bemerkte es nicht. Sie nickte nur hastig: „Ja, Conny, sehr, sehr lieb ... immer!“

Aber Eberhard und Lora sahen, hörten und fühlten noch über Sehen und Hören hinaus. Ihre Augen begegneten sich, und sofort trat Lora wie in einem schnellen Entschluß an die Seite ihres Mannes und faßte seine Hand. In aller Sorge mit dem frohen Empfinden: wie wir uns immer verstehen!

Digitized by Google

Dann fragte der Geheimrat, und nun kam doch wieder der alte warme Klang in seine Stimme: „Lieber Konrad, Sie haben ... aber wir sagen wohl Du zueinander und Vater und Sohn ... Du hast Deinem Herrn Papa Mitteilung von meinem Briefe gemacht ...“

„Gewiß, Herr ... Gewiß, lieber Vater. Mama kommt nachher selbst und auch mein Vater ... sobald es seine Zeit erlaubt ... er ist augenblicklich im höchsten Maße überlastet ... sie sind sehr glücklich .. beide ...“

Es klang wiedersoschwer, fast sorgenvoll. Und über dem offenen, frischen Gesicht lag es wie eine Trübung.

Selbst Hardi konnte es nicht entgehen. Sie reckte sich plötzlich und strich ihm mit den Spitzen ihrer Fingerchen über die Stirn: „Was sind denn das für häßliche Falten, Conny? Fort damit — fort.“

Lora versuchte ein Scherzwort: „Daran mußt Du Dich gewöhnen, Hardi ... an die faltige Denkerstirn des zukünftigen Generalstäblers.“

Aber es verfing nicht, denn es kam nicht aus der Tiefe der Seele. Und es war unter den vier Menschen, die so gern froh sein wollten, ein Augenblick beängstigender, schwüler Stille ... wie vor einem Gewitter.

„Ich weiß gar nicht, was Ihr habt ...“ sagte endlich Hardi mit hängender Unterlippe und feuchten Augen. „Ihr ...“

Da ging die Tür —.

Willy stürzte herein.

Er sah kreidebleich aus, aber der Schweiß perlte ihm auf der Stirn. Und ohne auf die anderen zu achten, eilte er auf den Vater zu, faßte ihn am Arm, zog ihn mit sich in die nächste Fensternische. „Ich muß Dich sprechen ... verzeih ... kaum warst Du von der Börse fort, da brach ein wahrer Sturm los,“ brachte er keuchend hervor. „Ganz plötzlich wurden große Posten Prometheus auf den Markt geworfen ... unlimitiert augenscheinlich ..., gar nicht zu übersehen, wieviel ... ganz sinnlos! Salester und ich nahmen auf, was wir konnten ... aber es gab kein Halten ... der Kurs fiel rapide ...“

Der Geheimrat stand schweigend, mit fest zusammengepreßten Lippen.

„Wer waren denn die Abgeber?“ fragte er endlich.

„Es war kaum zu übersehen. Zwei kleine, fast unbekannte Pfuschmakler schienen die Hauptmacher — Bornfeld und Kratwin. Vorgeschobene Personen natürlich ...“

„Und —“

„Und? Ich sagte Dir ja: es nahm gar kein Ende. Es müssen Unsummen gewesen sein. Bis Salester und ich das Vergebliche einsahen, den Kurs stützen zu wollen. Bis auf 83, glaub' ich, haben sie ihn heruntergebrüllt, wie die Tiger ... bis sich kein Mensch mehr fand, der auch nur ein Stück kaufen mochte. Es ist das Ende ... irgend eine gemeine Schurkerei ... ein Galgenstreich ...“

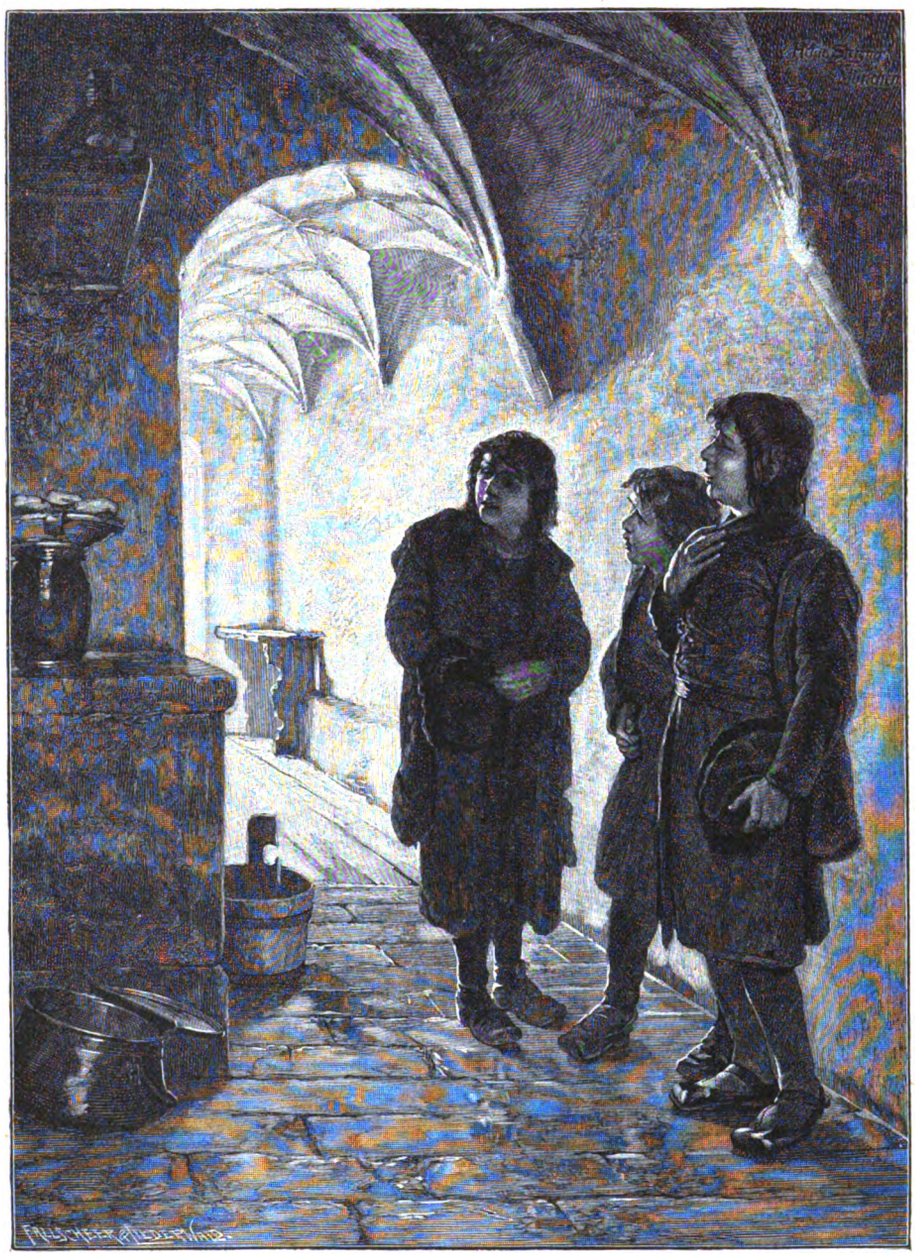
Möller-Sieghard hatte sich an das Fensterkreuz gelehnt.

Ein paar Augenblicke stand er stumm mit gesenktem Kopf. Dann richtete er sich langsam auf.

„Eine Schurkerei — das mag sein, Willy. Ich fürchte nur, wir hören noch von größeren. Und nun merke auf: heute noch mußt Du alle Vorbereitungen treffen, jede, aber auch jede Verbindung mit Baldin und Salester zu lösen — auf die Gefahr jedes Verlustes hin. Besprich das unten — ich komme in einer Stunde selbst ins Bureau. Aber weiter: Du fährst sofort zum Bankpräsidenten, verschaffst Dir unter allen Umständen Gehör und fragst, wieviel Dir die Reichsbank morgen zur Verfügung stellen kann — auf mein Accept! Ich denke, man wird das dort noch gelten lassen. Wir müssen auf alle Fälle gerüstet sein. Mut, mein Junge!“

Sein Auge hob sich —

Und Lora, die drüben stand, meinte: es blitze ein jugendliches Feuer darin.



Fahrende Schüler am Neujahrsmorgen. Nach dem Gemälde von Heinrich Stelzner.

Digitized by Google

Er war ganz ruhig.

„Komm, Willy! Gratuliere Hardi und Konrad!“

Mit raschen Schritten ging er zu den beiden. Bernhardine weinte —

„Konrad ... wir gehen schweren Zeiten entgegen!“ sagte der Vater. „Aber wir wollen alle fest zusammenhalten. Dann werden wir überwinden. Kinder, das Geld ist nicht das Höchste in der Welt, beim ewigen Gott, nein! Lora, komm her zu mir ... gib mir Deine liebe Hand ... ich nehm' den Kampf auf! Von heute an betrachte ich mich wieder als der Seniorchef unseres alten guten Hauses —“

14. Kapitel.

Man nannte den sonnigen Junitag an der Börse später den „schwarzen Freitag —“

Am Frühmorgen nach der Eröffnung zeigte die mächtige Geschäftshalle der Mitteldeutschen Genossenschaftsbank noch ganz ihr Alltagsgesicht. Alle Schalter geöffnet. Dahinter die diensthabenden Beamten auf ihren Plätzen. Es war wenig Verkehr. Aber er wickelte sich durchaus ordnungsmäßig, in gewohnter Ruhe ab. Auf den Zahltischen rollten die Goldstücke, reihten sich die Banknoten aneinander.

Um elf Uhr kam Direktor Salester von der Reichsbank zurück. Mit trotzig erhobenem Haupte schritt er durch die Halle zum Fahrstuhl. Wenige Minuten später gellte die elektrische Klingel durch das ganze Haus. Die Abteilungschefs eilten nach oben.

Und wieder zehn Minuten später sanken die Schieber über die Schalteröffnungen herab, wie auf Kommando. Nur in der Mitte der Halle, dem säulengetragenen Eingang grad' gegenüber, blieb ein Schalter halb geöffnet. Ein einziger Kassierer saß mit verstörtem Gesicht dahinter. Raunend und flüsternd, auf leisen Sohlen, schlichen die anderen Beamten über die weichen Teppiche der Korridore. In den Telephonzellen wurden die Filialen angerufen.

Es war grade ein Augenblick gänzlicher Geschäftsstille gewesen, als die Rolljalousien sich vor den Schaltern schlossen. Der letzte Kunde, ein junger Lebemann, hatte noch einen Scheck über zehntausend Mark erhoben — er schob die braunen Lappen gleichgültig in die Tasche.

In der Tür begegnete ihm ein altes Mütterchen, gebückt und gebrechlich. In der Hand ein abgebrauchtes Portemonnaie, braun und runzlig, wie das Gesicht der Greisin.

Der Beamte am Mittelschalter kannte sie seit Jahren. Sie kam in jedem Monat einmal. Eine kleine Plage für die Vielbeschäftigten. Und während ihr Scheck von hundert Mark honoriert wurde, erzählte sie jedesmal von ihrem guten Jungen in Chicago, der auf ihre alten Tage so liebevoll für sie sorge. Umständlich und weitschweifig.

Man hatte sie manchmal im Drange des Geschäfts hart angelassen. Heut zitterte dem Kassenbeamten das Herz, als er sie auf sich zukommen sah.

„Ich möchte gern meine hundert Mark erheben, lieber Herr, ... Hier ... bitte. Mein guter Junge ...“

„Die Bank zahlt nicht ...“

Es sollte ganz ruhig und kühl klingen. Aber die Stimme bebte. Mütterchen verstand nicht. Sie starrte den Beamten fassungslos an. „Aber ... mein guter Junge ...“

„Die Bank zahlt nicht ...“

„Aber, lieber Herr, meine Miete ...“

„Die Bank zahlt nicht — —“

Das verrunzelte braune Portemonnaie glitt auf die Erde, ein paar Silberstücke rollten über die Marmorplatten. Die gebrechliche Gestalt wankte —

Da sprang aber auch schon der Portier hinzu, faßte sie am Arm und führte sie zur nächsten Bank. Schon kamen neue Kunden —

„Die Bank zahlt nicht —“

„Die Bank nimmt keine Einzahlungen entgegen —“

Jetzt kam es schon ganz eintönig, ganz kühl geschäftsmäßig heraus — das Schreckenswort.

Ein Schreckenswort.

Die weite Halle füllte sich in wenigen Minuten. Immer neue Reihen schoben sich an den Schalter heran. Immer wieder der eine Satz: „Die Bank zahlt nicht ...“

Anfangs tiefe Stille. Wie betäubt standen die Menschen.

Es war ja gar nicht zu fassen, es war ja unmöglich: die Mitteldeutsche Genossenschaftsbank zahlungsunfähig!

Schweigen zuerst — ein Raunen dann — und dann der Sturm ...

„Betrüger! Hunde! Heraus mit dem Gelde!“

Der dicke Schlächtermeister von jenseits der Straße drängte sich, im weißen Arbeitsanzug, durch die Menge, brach sich rücksichtslos mit seinen wuchtigen Ellenbogen Bahn bis zum Mittelschalter, schleuderte sein Kontobuch dem Beamten vor die Füße, donnerte mit der geballten Faust auf, blutrot im Gesicht: „Heraus mit dem Gelde! Schufte! Betrüger!“

Und sie schoben sich neben ihm vorwärts, fluchend, brüllend, klammerten sich mit den Händen in das Holzwerk des Schalters: „Unser Geld wollen wir wiederhaben! Ihr Diebe! Der Direktor soll kommen! Salester! Schwindler! Gauner! Unser Geld! Die Depositen!“

Der Beamte war zurückgewichen bis an die Wand — totenblaß —

Da kam ihm Beistand.

Zwei Schutzleute, mit dem gleichgültigen Dienstgesicht, pflanzten sich neben der Schaltermitte hin, zwei andere suchten in der Halle Ordnung zu schaffen. Der Helm des Revierleutnants tauchte in der Tür auf.

„Die Polizei! Die Polizei muß uns zu unserem Gelde verhelfen! Die Geldschränke müssen geöffnet werden!“ brüllte der Schlächter. Ein paar Frauen jammerten laut auf. In der äußersten Ecke der Halle warf sich ein alter Mann lang hin über die Bank und lachte grell in nervösem Krampf, lachte, daß sich aller Augen nach ihm hinwandten. Heute rot — morgen tot! Verhungern —

Und immer mehr Menschen drängten hinein. Wie ein Lauffeuer mußte sich die Schreckenskunde in der Umgegend verbreitet haben. Auf der Straße staute sich die Menge bis über den Damm hin. Der Verkehr stockte.

„Räumen Sie die Halle! Dann die Türen schließen —“

Schritt um Schritt wichen sie zurück, tobend, zeternd, heulend — die Betrogenen, die Neugierigen —

Endlich rasselten die schmiedeeisernen Pforten, die Türflügel schlossen sich. Ein Schutzmann faßte vor ihnen Posto —

Wie ein festgefugter Wall ballte die Masse sich draußen aufs neue. In der Frühlingssonne. Und die Fäuste hoben sich gegen die granitenen Mauern und die gleißenden gewaltigen Spiegelscheiben und die großen goldenen Buchstaben: „60 Millionen Grundkapital. 15 Millionen Reserve.“

Drüben auf den Treppenstufen des Schlächterladens stand Eugen Prall. Er hatte den braunen Kalabreser weit ins Genick geschoben. Unheimlich scharf zeichnete sich die schwarze Binde auf dem wachsbleichen Gesicht ab.

Der Einäugige lachte —

Aber dann sah er im ersten Stock des niedrigen Nachbarhauses einen Fenstervorhang sich verschieben und, auf einen einzigen Augenblick, ein todblasses Frauenantlitz.

Und er senkte den Kopf — — —

* * *

Im Börsensaal ein Surren und Flüstern und Raunen. Völliger Stillstand des Geschäftes. Wie eine Lähmung auf der tausendköpfigen Versammlung. Mit schreckensvollen Gesichtern eilen die Makler von Gruppe zu Gruppe. Kein Anfangskurs ist festzustellen.

Als ob die Tage von 1873 wiederkehrten ... der Krach ... Hundert Gerüchte durchschwirren den Saal, falsche und wahre.

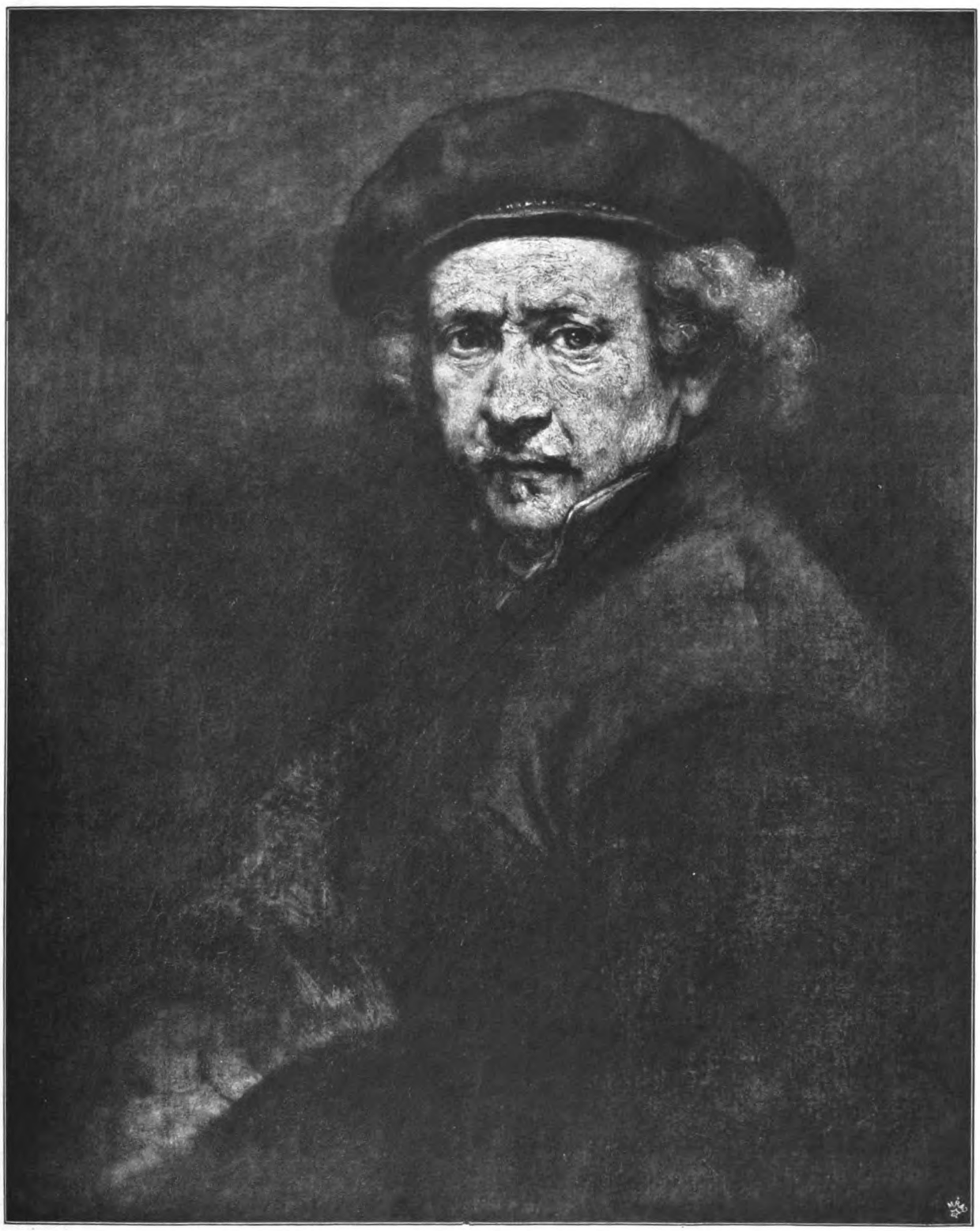
‚Die Reichsbank hat Salester den Kredit gekündigt.‘

‚Unsinn! Salester! Ja ganz unmöglich!‘

‚Salester hat Selbstmord begangen.‘

‚Der ganze Aufsichtsrat ist heut' früh verhaftet worden.‘

Digitized by Google



Rembrandts Selbstbildnis aus seinen letzten Lebensjahren. In der Sammlung des Herzogs von Buccleugh zu London.

Aus dem Rembrandtwerk von Scheltema & Holkema in Amsterdam.

Nach einer Photogravure der Kunstanstalt Meisenbach Riffarth & Co., Schöneberg-Berlin.

Digitized by Google

Digitized by Google

‚Ist nicht wahr! Ich sah Assessor Möller-Sieghard vor ihn auf der Straße.‘

‚Kolossale Fälschungen . . . das Aktienkapital ist verloren . . .,‘ ‚alle Depositen sind verpfändet . . .,‘ ‚Baldin ist spurlos verschwunden . . .,‘ ‚Das ist der Hauptschuldige . . .‘

‚Ja! Und wissen Sie auch: Salester und Baldin haben noch zuguterletzt mit dem berüchtigten Lewy verhandelt, ganz im Geheimen, wegen Geldbeschaffung in London!‘ — ‚Gleich und gleich gesellt sich gern —‘

Der Versuch eines Geschäftes dann.

„Ich gebe Prometheus-Licht . . . 20,5! — Salesterbank . . . 10 . . .“ Kurzes Hohngelächter . . .

Ein paar Abschlüsse kommen doch zustande . . .

‚Möller-Sieghard haben die Zahlungen eingestellt . . .‘

‚Wien meldet Deroute auf hiesige Telegramme . . .,‘ ‚Die Frankfurter Zeitung bringt neue Enthüllungen über den Salester-Concern . . .‘

Die Chefs der großen Häuser treten zusammen. Achselzucken. Und immer die Blicke auf den Möller-Sieghardschen Platz: Nur ein junger Börsenvertreter dort — heute!

„Salesterbank . . . 5,50! — Prometheus-Licht . . . 2,70 . . .“

‚Die Reichsbank schränkt die Kredite allgemein ein.‘ — ‚Denkt gar nicht daran, kauft Wechsel am offenen Markt!‘ — ‚London kommt stark verstimmt auf Berlin.‘ — ‚Die Deutsche Bank will eine Hilfsaktion einleiten.‘ — ‚Ach wo! Ist viel zu helle. Läßt die anderen schmoren. Wetten, daß sie morgen neben Möllers eine Filiale aufmacht.‘ — ‚Es muß 'was geschehn — der Staat . . .!‘ — ‚Bleibt mir bloß vom Leibe mit der Regierung!‘ — — —

Plötzlich eine Stille, dann wie ein verstohlenes Aufatmen. Geheimrat Möller-Sieghard ist eingetreten.

Er ist sehr blaß, aber augenscheinlich ganz ruhig. Nickt dem zu, schüttelt dem die Hand. Ein paar alte Freunde von den ganz Großen scharen sich um ihn —

‚Was hat er gesagt?‘ — ‚Er lächelt ja.‘ — ‚Na . . . das Lächeln!‘ — ‚Braucht keine Hilfe — lehnt alles ab.‘ — ‚Alte Freundschaft mit der Reichsbank . . .‘ — ‚Aber auch ganz in der Ordnung!‘ —

‚Famoser Mann! Nerven wie Stahl! — ‚Anders als der Junge!‘ — ‚Der Willy, der arme Kerl . . . nettes Kerlchen doch . . .‘

‚Möller-Sieghards stehen fest —‘

Und wieder ein Summen und Raunen, wieder ein leichtes Aufflammen des Verkehrs, zagendes Tasten, ein neuer Angriff der Kontremine, ein Eingreifen der potenten Hände. Wieder Getratsch und Klatsch . . .

‚Der Kerl, der Baldin, ist an allem schuld! Ein Lump — er ist spurlos verschwunden —‘

‚Er hat den Salester hineingelegt —‘

‚Wissen Sie, wer gestern die Unsummen Prometheus auf den Markt warf? Frau Baldin . . .‘ ‚Wellblech! . . .‘ ‚Ist doch so — der Bornstein hat sich verschnappt‘ . . . ‚ne Gemeinheit!‘ . . . ‚Was woll'n Sie — Jeder rettet, was er kann. Un so 'n chikes Frauchen will doch leben . . . gut leben . . .‘ ‚Ich hab' sie gesehen in Monte Carlo . . . dreimal hat sie 's Maximum gesetzt an einem Abend . . .‘

‚Der alte Möller ist wieder ins Geschäft eingetreten . . .‘

‚Er hat gesagt, daß er alle Beziehungen zu Salester und Baldin sofort gelöst hat . . .‘ — ‚Verdammt spät . . .‘ — ‚Ein paar Millionen kostet's ihm sicher, vielleicht sein ganzes Vermögen . . .‘ — ‚Ach wo! Unterschätzen Sie den Mann nicht. Ist schwer reich, und bei den Verbindungen . . .‘

Noch einmal ein Aufflackern des Geschäfts bei stark weichenden Kursen. Möller-Sieghard läßt große Engagementslösungen ausführen. Dann eine noch lebhaftere Bewegung, rückläufig auf allen Gebieten: die Provinzbankiers senden telegraphisch Verkaufsordre auf Verkaufsordre. Die Depeschenboten durchsausen den Saal. Und als ob kein Unglück allein kommen könne: London meldet, daß sich die Friedensverhandlungen mit den Buren zerschlagen haben. Aus dem Rheinland die Nachricht, daß das Roheisensyndikat eine Förderungseinschränkung von fünfzehn Prozent berate; allerlei Gerüchte über den Konkurs eines angesehenen Hauses in Dresden, über eine schwere Erschütterung in der elektrischen Industrie — die Jobber der Kontremine setzen mit aller Kraft ein, schreien jeden Versuch eines Widerstandes nieder, stürzen sich nacheinander auf Bankwerte, auf Industriepapiere, zwingen selbst den Rentenmarkt —

Ein blutiger Sieg. Eine vernichtende Niederlage. Wie die Mohnköpfe werden die Kurse gemähet vom Schnitter Krach — Hunderte von Millionen verloren in wenigen Stunden — Am ‚schwarzen Freitag‘ im sonnigen Junimonat.

* * *

Auch auf das Haus Möller-Sieghard fand ein heftiger ‚Run‘ statt, ein hastiges Zurückziehen der Depositen. Bis in den Nachmittag hinein währte der Ansturm. Aber die Kassen blieben weit geöffnet, die Beamten zahlten gelassen jede Summe, lieferten mit einem kleinen, überlegenen Lächeln die hinterlegten Papiere aus, wohlgeordnet, mit Talons und Dividendenbögen.

Im Privatkontor saß Willy allein, ein gebrochener Mann.

Völlig zusammengebrochen erst seit jener Frühstunde, in der Salester bei dem Vater und ihm eingetreten war —

„Was soll das heißen? Sie wollen uns in Stich lassen?“

„Es ist Pflicht der Selbsterhaltung, Herr Salester, und noch mehr Pflicht gegen unsere Kunden.“

Der Vater sagte es sehr ruhig, sehr bestimmt. Einen Augenblick hatten sie sich gegenübergestanden, Aug' in Auge.

„Sie stürzen uns — und sich selbst ins Unglück.“

„Wir werden allen unseren Verpflichtungen nachkommen.“

Salester lachte grell. „Etwas mehr Vertrauen, etwas mehr Glauben an sich selbst — etwas mehr Mut . . . und wir könnten alle nicht nur unsere Verpflichtungen erfüllen, sondern auch Riesengewinne erzielen.“

„Den Vorwurf mangelnden Mutes muß ich entschieden zurückweisen, Herr Salester. Ich handele, wie es mir mein Gewissen vorschreibt.“

Der Mann mit der eisernen Stirn biß die Zähne aufeinander. Ein paarmal ging sein Blick über Willy hin, als wolle er den zum Eingreifen, zum Widerstand gegen den Vater auffordern. Vergebens. Dann griff er nach seinem Hut — und setzte ihn doch wieder hin.

Und plötzlich brach es ihm, wie wider Willen, heraus: „Es wird ein entsetzliches Desastre. Dieser Baldin! Wie er mich hineingezerrt hat — Schritt um Schritt! Meine arme Frau . . . mein unglücklicher Junge —“

Es war nur wie ein Augenblicksaufschrei. Gleich darauf hatte Salester seine starre Maske wiedergewonnen . . . „Man muß versuchen, zu retten, was zu retten ist —“ und war gegangen. Aber der eine Moment ließ Vater und Sohn erkennen, daß die Situation des Mannes noch viel verzweifelter war, als sie je angenommen hatten.

Kurze Zeit, nachdem dann der Vater zur Börse gefahren war, ließ sich einer der Prokuristen der Prometheus-Gesellschaft bei Willy melden, um — mit allen Zeichen des Entsetzens — von ihm als Mitglied des Aufsichtsrats Verhaltungsmaßregeln zu erbitten. Herr Baldin sei nirgends zu finden; er habe, wie gewöhnlich, um zehn Uhr seine Villa verlassen, um ins Geschäft zu fahren, sei aber dort nicht angekommen. Und Herr Salester sei soeben in seinem Kontor verhaftet und nach Moabit abgeführt worden.

Willy mußte all seine Kraft zusammenraffen, um die Anordnung zur schleunigsten Einberufung einer Aufsichtsratssitzung niederzuschreiben.

Baldin flüchtig . . . ohne Zweifel! Und Salester . . . verhaftet!

Im Geiste sah er schon den Kriminalbeamten auch in diesem alten, ehrwürdigen Hause . . . folterte er sich mit dem Gedanken: hast Du nicht, unwissentlich, eine der Pflichten des sorgsamen Kaufmanns verabsäumt, die das Gesetz dem Aufsichtsrat vorschreibt?

Vor wenigen Tagen noch hatte er dem Vater ruhig in

Digitized by Google

die Augen schauen können: ‚Meine Ehre ist nicht gefährdet!‘

Aus vollster Überzeugung hatte er es gesagt. Aber nun kam die würgende Angst: warst Du auch gewissenhaft genug in der Prüfung der Bilanzen, in der Durchsicht der Bücher, der Belege? Hast Du zuviel vertraut? Salester — Baldin —

Er wagte kaum aufzusehen, als er den Prokuristen fragte: „Herr Wannowski ... um des Himmels willen ... es ist doch alles in Ordnung?“

Lange kam keine Antwort — endlos lange, so schien es Willy wenigstens. Dann schließlich ein scheues: „Ich hoffe ... aber Herr Baldin wollte ja immer alle Fäden selbst in der Hand behalten, und ... Sie wissen es! ... das ganze Unternehmen ist so überaus verwickelt ... Herr Baldin faßte jede Bilanz persönlich ab ...“

Auch der Prokurist war gegangen.

Beide Hände um die schmerzende Stirn gespannt, saß Willy. Von außen drang der Lärm vor der Bank, bald ebbend, bald wieder anschwellend, in das Zimmer, als sollte er ihn immer wieder erinnern: das gilt auch Dir! Dann und wann eine johlende Stimme: ‚Salester! Der Dieb! Betrüger! Banditen!‘ Morgen riefen sie vielleicht schon: ‚Möller-Sieghard!‘

Ab und an trat einer der Beamten ein mit irgend einer nicht zu umgehenden Anfrage. Und Willy zitterte in der Erwartung: ist das wieder eine Schreckensnachricht? —

Zweimal war Krause heruntergekommen: Die gnädige Frau ließe fragen, ob sie nicht etwas Frühstück schicken solle? Oder ob der junge Herr heraufkäme?

Als der Alte jetzt wieder erfolglos die Treppe emporstieg, stand Maria Apelhode im Flur, wartete auf ihn. Sie sah ihn fragend, bittend an, und er schüttelte von neuem den Kopf. Und dann seufzte er: „Ja, Fräulein Mariechen ... was man nicht alles erleben muß!“ und verschwand nach der Küche zu.

Maria blieb noch ein Weilchen stehen, gegen die Wand gelehnt, mit tief gebeugtem Köpfchen. Fast als drücke sie die schwere braune Flechtenkrone. Eine Träne nach der anderen rann ihr über die Wangen. Sie verstand das alles nicht ganz. Aber das große Unglück fühlte sie in ihrem dankesvollen, liebesheißen Herzen. Seit Tagen schon, seit der plötzlichen Heimkehr. Dunkle Bilder aus der eigenen Vergangenheit stiegen wieder vor ihr auf, aus jenen Tagen, wo sie den Vater hinaustrugen, fremde Menschen kamen und über sie entschieden, sie aus dem Schloß in die Hütte wandern mußte ...

War das jetzt hier, in ihrer zweiten Heimat, etwas Ähnliches? Bereitete sich etwas Gleiches vor?

Alles war so verändert. Aller Frohsinn erstorben.

Nun gar seit gestern. Die arme Hardi! So glücklich hätte sie jetzt sein müssen, und doch immer nur Tränen. Und Willy — Willy! Wie er gestern die Treppe heraufgestürmt war zum Vater, mit stieren, verzweifelten Augen. Wie sie sich erschrocken hatte, als er an ihr vorüber ins Zimmer raste. Dann, am Abend, war er von Tisch aufgestanden, hatte sich ins Nebenzimmer hingesetzt, ins Dunkle —

Und heute früh, als der Lärm nebenan begann, wie verstört sah er aus, wie todunglücklich — er, der so recht geschaffen schien, immer wie ein Sieger durch die Welt zu gehen, hochaufgerichtet, mit strahlendem Blick ...

Was hatte heute der alte Krause der Haushälterin gesagt? Vor ihr hütete die Dienerschaft ihre Zungen ja nicht. Die Achseln hatte er gezuckt: ‚Ja, ja ... Luischen! Leid kann er einem ja tun ... der junge Herr. So freundlich wie er immer ist. Böse kann man ihm ja auch nicht recht recht sein, und wenn man selber die paar Sparkröten verliert. Aber Schuld hat er alleine — die ganze Schuld!‘

Schuld!

Das war ein Wort, das sie einst auch über den armen Vater oft genug gehört, das so oft, so weh ins Kinderherz geschnitten hatte.

Ihr wuchs aus dem Wort nur ein großes, herzinniges Mitleid heraus —

Was nannten wohl harte Menschen nicht alles Schuld!

Maria trocknete sich die Tränen, strich sich den Scheitel glatt und ging in Loras Zimmer; in ihrer geräuschlosen Art — früher schalt Fräulein Schotten bisweilen: ‚Kind, Du erschrickst einen ja immer!‘ —, so daß Lora ihr Eintreten nicht gleich bemerkte.

Sie saß mit Hardi zusammen und redete sanft auf sie ein. Nun wohl schon eine Stunde lang, wie man zu einem kranken Kinde spricht. Mit inniger Teilnahme, ruhig und scheinbar zuversichtlich. Immer wieder die eigene Sorge zurückdämmend, die Sorge um ihren Mann. Denn sie allein wußte, was der in diesen Tagen gelitten und durchkämpft hatte — wußte, es gibt nicht nur auf Schlachtfeldern Helden!

Jetzt blickte sie doch auf und sah Maria geduldig an der Tür warten. Wieder mit dem demütig-lieben Kindergesicht, das immer zu sagen schien: ‚Ach, sei nicht böse, daß ich da bin —‘

„Willst Du etwas von mir, Maria?“ fragte sie und nickte ihr zu. Aber sie sah auch sogleich, daß die Kleine wieder im harten Kampf mit ihrer Scheu lag, stand auf und trat zu ihr.

„Ja, liebe Lora ... ich wollte ... ich möchte Dich fragen, ... um Erlaubnis bitten .. ob ich nicht Willy etwas Frühstück herunterbringen darf ...“

Ganz mühsam nur hatte sie es herausgebracht. Aber nun faßte sie impulsiv Loras Hand: „Krause kam eben wieder herauf. Willy nimmt gar nichts ... und da meinte ich, liebe, gute Lora ...“

„Du wirst stören, Maria.“

„Nein! Ganz gewiß nicht, liebe Lora ... ganz gewiß nicht!“

Etwas so Rührendes, Kindliches lag in ihrer Bitte, und die feuchten Rehaugen blickten so flehend, daß Lora nicht ‚nein‘ sagen konnte. Aber sie wunderte sich doch, daß die Kleine ihre große Schüchternheit bis zu dem Entschluß überwunden hatte. Sinnend sah sie Maria an, streichelte ihr die heißen Wangen, in die schon wieder das Blut emporwallte: „Geh' nur .. und .. und grüße Willy von mir.“

(Fortsetzung folgt.)

Zum Jahreswechsel.

Von Elisabeth Kolbe.

Hinsinkend geht das Jahr zur Ruhe,
Die Glocken läuten es zu Grab;
Still legt es ab die Pilgerschuhe,
Auch Wanderkleid und Wanderstab.

Die Flocken sinken sacht hernieder
Und decken still den Hügel zu,
Und still geleiten ernste Lieder
Das liebe alte Jahr zur Ruh.

Digitized by Google

Wetterpropheten.

Plauderei von Gustav Uhl.

Der Stadtbewohner kennt — wenn man vom Barometer absieht — als Wetterpropheten eigentlich nur den Laubfrosch. In einem Goldfischglase, das zwei Finger hoch mit Wasser gefüllt ist, daneben aber auch ein trockenes Ruheplätzchen aus Kies und Moos enthält, steht schräg nach oben eine kleine, zierliche Treppe. Geschlossen ist das Gefäß durch ein engmaschiges Drahtnetz. In diesem Gefängnis sitzt der kleine grüne Geselle den Tag über fast bewegungslos. Nur wenn eine Fliege in das Glas getan wird, die munter hin und her surrt, zeigt er Leben; er beobachtet sie genau, und nicht lange dauert es, so hat er sie im Sprunge erhascht. Ist dies sein Lieblingsfutter nicht mehr zu haben, so nimmt er auch mit Mehlwürmern fürlieb. Abends wird der Laubfrosch munter. Er bläst dann seine Kehle zu einer Kugel auf und läßt ein ziemlich lautes Geschrei vernehmen, das wie „äpp, äpp, äpp" klingt. Seine Tätigkeit als Wetterprophet soll nun in der Hauptsache darin bestehen, daß er bei Sonnenschein hoch oben auf seiner Treppe thront, daß er aber Stufe um Stufe hinuntersteigt, wenn veränderliches Wetter kommt, und warnend ganz unten Platz nimmt, sobald Regen in naher Aussicht steht. Von vielen Seiten wird dieser Wetterprophet hoch in Ehren gehalten; nach meinen eigenen Erfahrungen ist er jedoch ziemlich unzuverlässig.

Viel größer ist die Zahl der Wetterpropheten, die sich dem aufmerksam beobachtenden Bewohner des platten Landes darbietet. Besonders der Schäfer, der von früh bis spät unter freiem Himmel ist, hat sich oft durch jahrelanges Betrachten der ihn umgebenden Natur ein feines Gefühl dafür erworben, ob sich ein Witterungsumschlag vorbereitet, und gilt dann dem ganzen Dorfe als untrügliches Orakel in der für den Landmann so überaus wichtigen Frage des bevorstehenden Wetters.

Übrigens ist der ständige Aufenthalt im Freien nicht von vornherein genügend, um zuverlässige Wetterkundige zu schaffen. Ich denke dabei an den alten Chausseewärter in meiner Heimat, der bei Sonnenschein und Regen an der Straße saß und Steine klopfte. Wenn den mein Vater im Vorbeigehen fragte, wie die Witterungsaussichten seien, so sah er erst wichtig den Himmel an und sagte dann mit Überzeugung: „Ja, Herr Pastor, wenn's so bleibt, dann regnet's nicht."

Die Erfahrungen, die Generationen in ihren Beobachtungen des Wetters gesammelt haben, sind gewöhnlich in Reime gekleidet, die sich dem Gedächtnis leicht einprägen; es sind die sogenannten Bauernregeln. Hört solche Sprüche nun der Städter, der ihren tieferen Sinn oft nicht versteht, so ist er leicht geneigt, sie für törichten Aberglauben zu halten, und es reizt ihn, sich über sie lustig zu machen. So gibt es einen in ganz Deutschland bekannten Reim, der also doch wohl eine oft und von den verschiedensten Seiten gemachte Beobachtung enthält: „Wenn der Hahn kräht auf dem Mist,
Das Wetter im Wechsel ist."

Hieraus hat nun ein Spaßvogel durch geringe Änderung eine über jeden Zweifel erhabene „Bauernregel" gemacht, die ebenfalls in ganz Deutschland bekannt und berühmt ist. Sie lautet:

„Wenn der Hahn kräht auf dem Mist,
Aendert sich das Wetter, — oder 's bleibt, wie es ist."

Diese witzige Parodie hat natürlich die Lacher auf ihrer Seite; aber damit ist noch nicht bewiesen, daß der ins Lächerliche gezogene Spruch Falsches behauptet. Eine sehr große Anzahl von Wetterregeln ist übrigens tatsächlich ganz sinnlos. Das sind alle die, die aus der Witterung eines Heiligentages auf Wochen oder Monate hinaus das Wetter bestimmen wollen. Ein Beispiel für viele:

„Martinstag trüb,
Macht den Winter lind und lieb;
Ist er hell,
Macht er's Wasser zur Schell'."

Alle so gearteten Bauernregeln sind nicht ernst zu nehmen. Eine derartige Wetterregel hat vor kurzem ein zünftiger Meteorologe mit Hilfe der erbarmungslosen Statistik in ihrer ganzen Lächerlichkeit gezeigt. In Mitteldeutschland sagt man allgemein, wenn es am Tage der Siebenschläfer geregnet hätte, so würde das Regenwetter sieben Wochen anhalten. Der erwähnte Gelehrte hat nun nach mehr als fünfzigjährigen, wissenschaftlich genauen Aufzeichnungen folgendes festgestellt. Im Laufe dieser 50 Jahre regnete es am Siebenschläfertage in 22 verschiedenen Jahren, während es in 28 Jahren schön Wetter war. In den 22 Jahren, wo Siebenschläfer verregnet war, schloß sich nur in 10 Jahren eine längere Regenperiode an, während in den 12 anderen Jahren mehr oder weniger gute Witterung folgte. In den 28 Jahren dagegen, die am Siebenschläfer Sonne gehabt hatten, folgte in 14 Jahren Regen und nur ebenfalls in 14 Jahren gutes Wetter. Damit ist zahlenmäßig die Unsinnigkeit der Wetterregel vom Siebenschläfer dargetan.

Neben diesen törichten Witterungssprüchen gibt es aber auch eine nicht geringe Zahl von anderen, die ernst zu nehmen sind, und daß diese Bauernregeln für den Landbewohner ein wirkliches Bedürfnis sind, scheint aus ihrem hohen Alter hervorzugehen. Denn, wenn es im Matthäus-Evangelium (16, 2. 3) heißt: „Des Abends sprecht Ihr: ‚Es wird ein schöner Tag werden, denn der Himmel ist rot'; und des Morgens sprecht Ihr: ‚Es wird heute Ungewitter sein, denn der Himmel ist rot und trübe'", so ist das ohne Frage ein Hinweis auf eine allen Bewohnern Kanaans damals bekannte Bauernregel.

Der Landmann unserer Tage hat als Wetterpropheten die ganze ihn umgebende Natur, Wind und Wolken, Pflanzen und Tiere.

„Wind vom Aufgang (der Sonne),
Schönen Wetters Anfang;
Wind vom Niedergang (der Sonne)
Ist Regens Aufgang" —

heißt es in scharfer Antithese. Das stimmt genau mit den Ergebnissen der meteorologischen Wissenschaft, daß hauptsächlich der Westwind Regen bringt. Dem Winde sagt die Bauernregel noch nach, daß er ein Zeichen für lange andauerndes gutes Wetter sei, wenn er „der Sonne folgt", d. h. wenn morgens Ostwind weht, der gegen Mittag nach Süden umspringt.

Ob Regen, ob Sonnenschein, das ist im Leben des Landbewohners die große Frage, um die sich alles dreht. Man darf sich also nicht wundern, wenn es bei seinen Wetterregeln nicht anders ist. Gutes Wetter, heißt es, ist zu erwarten, wenn der Tag nebelgrau beginnt oder wenn die Nacht recht dunkel gewesen ist; auch dann, wenn nach Sonnenuntergang auf den Wiesen „der Fuchs braut", d. h. wenn dicker, weißer Nebel etwa mannshoch auf dem Grase liegt. Ist dagegen die Luft ungewöhnlich klar, so daß man meilenweit entfernte Gebirge scharf vor sich sieht, so ist Regen in naher Aussicht. Dasselbe gilt, wenn der Rauch nicht aus dem Schornstein will oder wenn Sonne oder Mond einen „Hof" haben. Auch dann steht Regen zu erwarten, wenn kein Tau fällt oder zeitig am Morgen wieder verschwindet, während häufiger und starker Tau heiteres Wetter verkündet. Regnet es schon am Morgen, so tröstet man sich leicht; denn

„Frühe Regen und frühe Bettelleut'
Bleiben nicht bis man Zwölfe läut't."

Im Winter ist es für den Bauer von großer Bedeutung, ob es schneit oder nicht; denn eine ausreichende Schneedecke beschützt das Wintergetreide auch bei heftiger Kälte vor dem Erfrieren. Auf den für ihn also wichtigen Schnee glaubt er sicher hoffen zu dürfen, wenn im Herbst reichlich Nebel aufgetreten sind. Manch einer hat auch „einen Kalender" — wie der Volksmund sagt — an sich selbst:

„Tun Dir die Zehen jucken,
Schneewetter wird anrucken."

Anhaltende Kälte erwartet man, wenn es fein und klein schneit; sind die Schneeflocken dagegen groß und breit, wie Federn und Wolle, und läßt sich der Schnee gut ballen, so kommt mäßige Kälte. Vom ersten Schnee aber heißt es:

„Fällt der erste Schnee in Dreck,
Wird der ganze Winter ein Geck."

Viel wichtiger und auch in viel weiteren Kreisen verbreitet sind die Wetterregeln, die vom Verhalten gewisser Tiere auf die bevorstehende Witterung schließen wollen. Man nimmt dabei an, daß die Tiere einen feinen Instinkt gerade hierfür haben, und in gewissen Fällen hat man dabei sicherlich recht, nämlich dann, wenn der Hunger in Frage kommt. Während einer Regenperiode sitzt die Spinne ganz ruhig im Grunde ihres von den Regentropfen zerrissenen Netzes und wartet auf Sonnenschein, der die Fliegen verlockt, sich in der Luft zu tummeln. Sobald sich aber das Wetter aufhellt, beginnt sie zu spinnen, damit sie ja keine Minute versäume. Wenn nun die Spinne schon dann anfängt, an ihrem Netze zu arbeiten, während es noch regnerisch und trübe ist, so erwartet der Landmann heiteres Wetter schon für die nächsten Stunden. Andererseits schließt er daraus, daß die Schnecken sich frühe im Jahre deckeln, daß es einen frühen und harten Winter geben wird. Von den Bienen heißt es, sie zeigten baldigen Regen an, wenn sie sich nicht weit vom Stock entfernen oder in Menge leer zurückfliegen. Ebenso wie den Regen, sollen sie auch den Winter vorhersagen, denn man sagt von ihnen, sie schlössen ihre Stöcke zeitig und besonders sorgfältig, wenn starke Kälte zu erwarten sei.

Esel sowohl als Kuh sind wegen ihrer Dummheit sprichwörtlich. Trotzdem aber werden sie als Wetterpropheten angesprochen. Von beiden heißt es, sie streckten die Nase in die Höhe, wenn Regen oder Gewitter in Aussicht sind; der erstere schüttelt dann außerdem tüchtig seine Ohren und schreit viel, die letztere dagegen schnappt nach Luft und springt auch wohl mit aufgerecktem Schwanze dem Winde entgegen. Für ein Zeichen, daß am folgenden Tage schlechtes Wetter eintreten wird, gilt es auch, wenn die Kühe abends ungewöhnlich lange auf der Weide bleiben und sich gar nicht genug tun können mit Fressen.

Vom Hunde weiß ein alter Kalendervers folgendes zu berichten:

„Wan denen hunden die beuche knurren,
Wil graß fressen, greinen und murren,
So bleybet selten underwegen:
Es volget bald darauß ein regen."

Den größten Ruf als Wetterprophet genießt unter den Haustieren das Hühnervolk. Vom Hahn haben wir einen Reim schon zu Anfang dieser Zeilen mitgeteilt; aber es gibt über ihn und seine Familie noch mehr als ein Dutzend anderer Bauernregeln. Regen soll es anzeigen, wenn er zu Mittag viel kräht oder abends kurz vor dem Auffliegen oder vor Mitternacht im Hühnerhause; die Hühner dagegen verkünden schlechtes Wetter, wenn sie krähen wie ein Hahn,

Digitized by Google

oder die Schwänze hängen lassen, wenn sie auf einem Fuße stehen, Gras fressen oder wenn sie abends noch spät picken und sich dabei weit vom Hühnerhause entfernen. Wühlen sie viel im Staube, so erwartet man Wind. Beim Regen sitzen die Hühner gewöhnlich in einem Stall oder in der Scheune; laufen sie aber hinaus, so soll das ein Zeichen sein, daß sehr bald gutes Wetter eintreten wird. Im Winter künden sie Frost an, wenn sie still in den Ecken hocken.

Die Gänse haben einst durch ihre Wachsamkeit das Kapitol gerettet; man sollte deshalb meinen, sie seien auch als Wetterpropheten schätzbar. Das ist aber nicht der Fall. Nur wenn sie ihres Daseins Zweck bereits erfüllt haben, also wenn sie verspeist sind, zeigen sie, was sie können. Es heißt:

„Ist's Brustbein der Martinsgans braun,
So wirst Du nicht viel Kälte schau'n;
Ist's aber weiß,
Viel Schnee und Eis."

Aber was würde bei dieser Wetterprophezeiung der Gänse wohl herauskommen, wollte man ihr mit der Statistik zu Leibe gehen!

Die Schwalben sind gute Freunde des Landmanns; sie beobachtet er deshalb ebenso genau als seine Haustiere. Regen soll es bedeuten, wenn sie am Boden fliegen, gutes Wetter, wenn sie hoch in den Lüften kreisen, und Sturmwind, wenn sie so nahe über dem Wasser fliegen, daß die Flügel hin und wieder das Wasser streichen. Die Lerche, auch ein Freund des Bauern, verkündet schönes Wetter, wenn sie sehr hoch steigt und lange oben bleibt. Von den Krähen und den Käuzchen heißt es, daß sie durch vieles Schreien Regen anzeigen; die Tauben tun dasselbe, indem sie baden, die Finken, wenn sie sich ganz früh, vor Sonnenaufgang, hören lassen. Kälte dagegen erwartet man, wenn das Rotkehlchen laut im Walde ruft oder wenn sich die Goldammer zu Gaste stellt. Über die Störche ist mir nur eine Wetterregel bekannt geworden, und gerade sie ist ganz außerordentlich töricht; deshalb soll sie als abschreckendes Beispiel hier stehen. Es heißt: „Wirft der Storch eins aus dem Neste
Von der jungen Schar,
So gibt's gewiß ein trockenes Jahr.
Wenn sie dagegen Eier aus dem Neste fegen,
So gibt's ein Jahr mit vielem Regen."

Auch in der Pflanzenwelt gibt es Wetterpropheten. Alle Kleegattungen sollen ihre Blätter zusammenklappen und ihre Stengel umbiegen, sobald Regen bevorsteht. Von den weißen, wolligen Laternen des Löwenzahns sagt man, sie ständen in ihrer kugelrunden Vollkommenheit nur so lange da, als schönes Wetter in Aussicht ist; bei herannahendem Regen zögen sie die Fadenbüschel zusammen, daß sie aussähen wie ein kleiner Besen. Die scharlachrote Pimpernelle, um nur noch eins anzuführen, erwartet — wie es heißt — den Tag, an dem es Regen geben wird, auch bei blauem Himmel mit festgeschlossenen Blüten und prophezeit so das schlechte Wetter mehrere Stunden ehe es eintritt.

Daß aber auch der Bauer seine Wetterregeln nicht für unfehlbar hält, das geht hervor aus einem Gedanken, den ich einmal unter den Bauernregeln eines Kalenders fand: „Der Kalendermacher macht den Kalender und unser Herrgott das Wetter."

Winterbilder aus Rübezahls Reich.

Von Georg Krause. Mit acht Originalaufnahmen von A. Hübner.

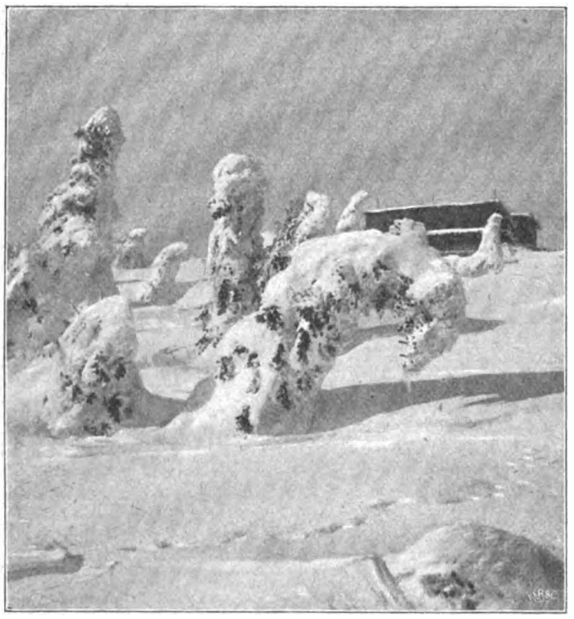


Abb. 1. Die letzten Bäume vor der Peterbaude.

Vor einem Jahr war es, im Februar.

Draußen dämmerte der Morgen. Am Abend hatte ich meinen treuen Rucksack hervorgeholt. Im trüben Zwielichte erschien mir seine vis à vis hängende Gestalt doppelt melancholisch. Da zeichneten sich rötliche Lichter an die Wand; der Sonnenball war siegreich dem dunstigen Horizonte entstiegen. —

Eine halbe Stunde später fuhr ich in Gesellschaft meines photographierenden Genossen mit rasender Geschwindigkeit in dem wohlgeheizten und bequemen Wagen der „Epileptischen", — wie nun einmal der Volkswitz auch dieser segensreichen Institution seinen Hieb beibrachte, — zum Städtchen hinaus. In solchen Momenten ist es uns Hirschbergern wohl auch zu verzeihen, wenn wir uns wie veritable Großstädter vorkommen. Allerdings, zu Zeiten der selig entschlafenen Gas-, Spaß- oder Knallbahn wäre ein solcher Dünkel nicht gerade angebracht gewesen. In rastloser Eile surrt der Dynamo unter uns; polternd stürmt das moderne Vehikel dahin. Wir rollen durch Cunnersdorf, vorüber an der Geburtsstätte des berühmten — Stonsdorfer Bittern, den Schäfferberg hinauf, Herischdorf, Warmbrunn. Ja, wir Großstädter! Leer und öde, wie abgefegt, liegt die Kurpromenade vor uns, der ganze Ort scheint noch zu schlummern, und „kling—kling", weiter geht's. Über uns wölbt sich herrlichstes, tiefdunkles Himmelsblau. Durch die großen Spiegelscheiben flutet eine Fülle warmen Sonnenscheins. Überall, im ganzen Hirschberger Tal, blinken die Fensterchen, leuchten die weißen Wände der freundlichen Bauernhäuschen, ganz wie im Sommer. Aber es leuchtet auch sonst noch weiß auf den Dächern und in der Landschaft, und blicken wir gar erst in die Winterpracht der nahen Vorberge hinein, da fällt es uns wieder ein, daß wir ja noch Februar schreiben.

Doch da sind wir bereits am Ziele unserer einstündigen elektrischen Morgenpartie, vor Tietzes Hotel in Hermsdorf unterm Kynast. Läge ein rechtschaffener Schnee, würden wir hier die ersten Zeugen sportlichen Winterverkehrs, eine lange Reihe der bekannten Hörnerschlitten, antreffen. So aber herrscht auch hier ungewohnte Stille, weshalb wir ohne Aufenthalt unsere Wanderung beginnen.

Welch' ein herrlicher Morgen und welch' eine köstliche

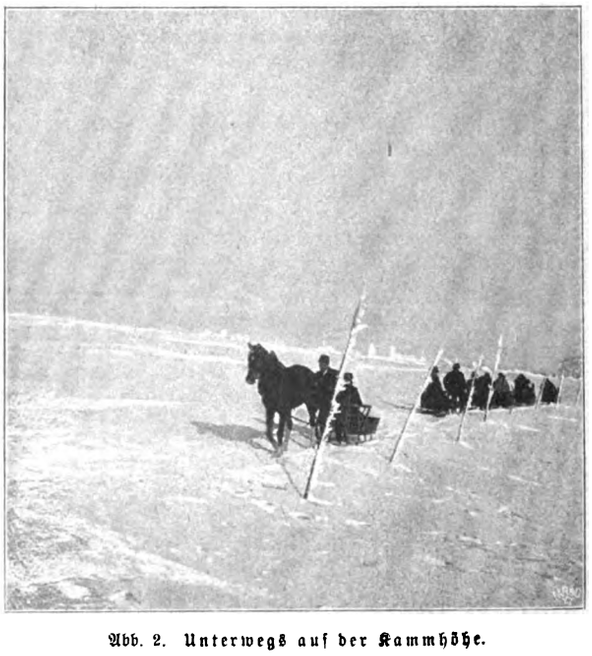


Abb. 2. Unterwegs auf der Kammhöhe.

Digitized by Google

Luft, und trotzdem sind wir etwas mißtrauisch bezüglich der Witterung. Denn was mir heute morgen in aller Frühe ein Ausblick vom Balkon und unsere andauernden Beobachtungen während der Fahrt gezeigt haben, das war nun einmal nicht wegzuleugnen: über das Hochgebirge bis weit hinab in die mittleren Lagen breitete sich eine dicke, graue Wolkendecke, die ganz nach Schnee, Sturm und anderen angenehmen Überraschungen aussah. Aber der herrliche Sonnenschein mußte doch endlich auch oben den Himmel klären.

Hinter uns lagen die letzten Häuschen Hermsdorfs. Das Landschaftsbild und selbst unsere Straße wurden jetzt winterlicher. Hoch über uns zur Linken ragte die schneebedeckte, altersgraue Burgruine Kynast in den blauen Äther. Ab und zu sausen auf der glatten Bergstraße Kinder oder Erwachsene auf ihren kleinen Handschlitten, wie von unsichtbarer Macht getrieben, vorbei, und jetzt — „Achtung!“ — gleitet eine riesige Ladung schwankenden Stangenholzes in beängstigend schneller Fahrt an uns vorüber. Mit jugendlicher Kraft und Gewandtheit, den Blick starr auf seinen Weg geheftet, steuert der Alte sein Fahrzeug. Seine schwieligen Fäuste umklammern krampfhaft die beiden Schlittenhörner, damit er durch die hemmende Stellung seiner Füße die Fahrt regulieren kann. So schrammt er, selbst gleitend und stemmend, fortwährend mit den Füßen dirigierend, mit seiner großen Last zu Tale. Wehe dem armen Gebirgler, wenn er stürzt oder die Gewalt über sein Fahrzeug verliert, und wehe dem entgegenkommenden Fuhrwerk oder Passanten, der dem unheimlichen Gefährt zu spät auswich; blitzesschnell geschieht dann die furchtbare Katastrophe. Doch da sind wir ja bereits bei den ersten Häusern von Agnetendorf.

Agnetendorf! Welchen eigenartigen Zauber besitzt dieser Ort, die Heimat Rübezahls. Von hier aus ziehen Tausende und Abertausende seiner Ebenbilder in allen Größen, immer aber mit dem unvermeidlichen grünen Barte aus Flechten dekoriert, in aller Herren Länder als Reiseandenken.

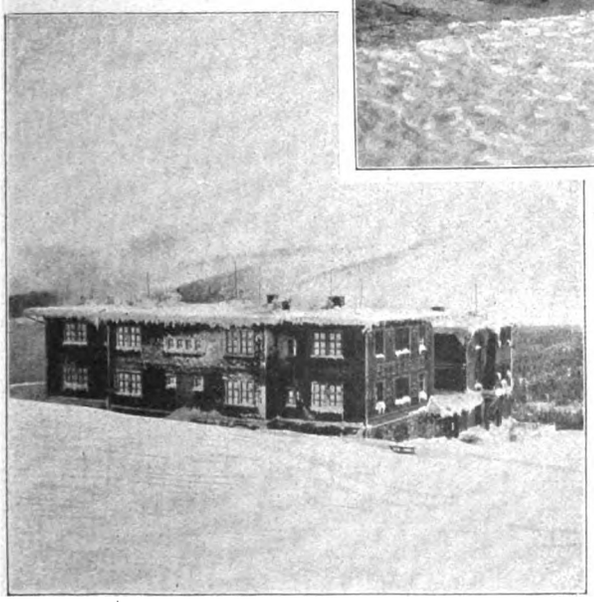


Abb. 3. Die Peterbaude, Centrale des Hörnerschlittenverkehrs. 1288 m.

Da hören wir fröhliches Lachen, heitere Zurufe und Schlittengeklingel. Vor uns liegt die allbekannte Etappe „Beyers Hotel“ für die lohnendste Hörnerschlittentour des Riesengebirges: Peterbaude — Agnetendorf — Hermsdorf. Soeben macht sich eine gestern abend angekommene Berliner Gesellschaft, Herren und Damen, fertig zum Aufbruch, und da jeder Hörnerschlitten immer nur einen einzigen Fahrgast aufnimmt, so besteht die Karawane aus einer recht stattlichen Anzahl Schlitten. Dazu kommt noch je ein Treiber, sowie gewöhnlich auch der Schlittenführer für den Abrutsch. Der Aufbruch einer solchen Reisegesellschaft bietet daher stets ein sehr belebtes Bild. Und merkwürdig, auch hier verleugnen die Töchter Evas ihre liebe Gewohnheit nicht, sich mit der

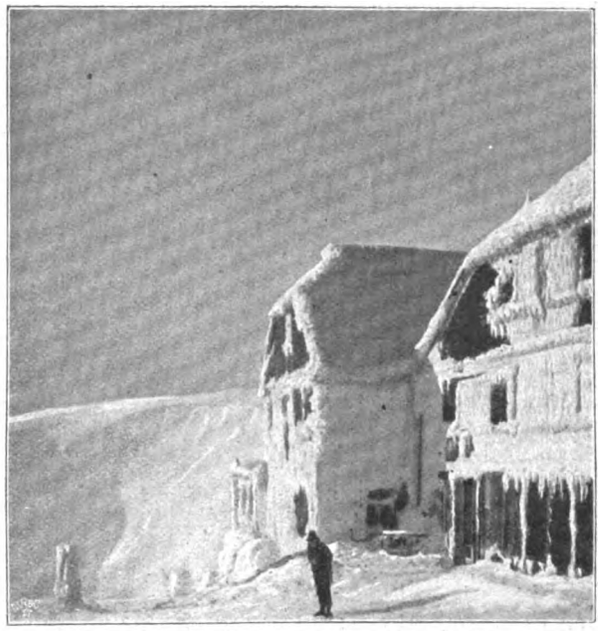


Abb. 5. Die Riesenbaude, vereist durch „Anraum“. 1391 m.

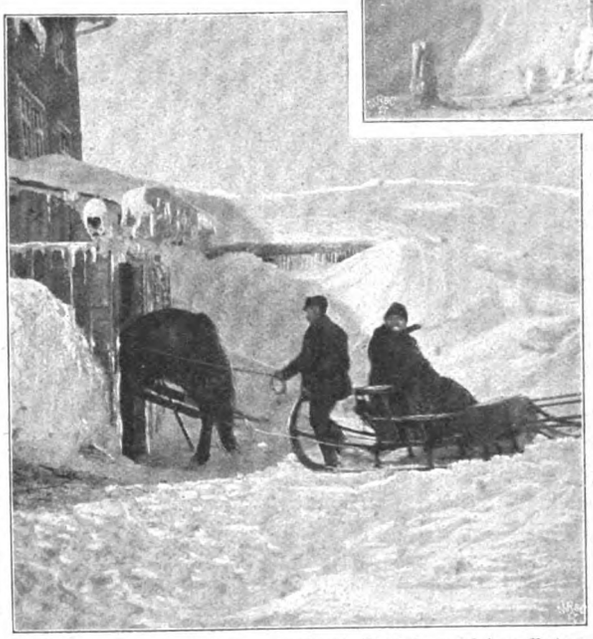


Abb. 4. Einkehr auf der Peterbaude.

Toilette ein Viertelstündchen länger abzugeben, als das stärkere Geschlecht. Längst waren alle Männlein um die Ecke verschwunden, da stehen noch immer die einzigen beiden Weiblein der Partie und können mit der Verpackung ihres kostbaren Ichs nicht einig werden. Wir waren so ungalant, dieses Emballagegeschäft photographisch fixieren zu wollen, da schien plötzlich dem ersten Rosselenker eine schlaue Idee zu dämmern. Mit der harmlosesten Miene von der Welt steigt er zwischen die Hörner seines Fahrzeugs, dann ein kurzer Ruck am Zügel, und tadellos folgte der heimtückischen Ursache die beabsichtigte Wirkung. In hörbarer und verblüffend schneller Weise, auch nicht gerade sanft, aber dafür mit lautem Aufschrei nahm die Insassin auf dem harten Bänkchen Platz, und heidi! — klingelte der Schimmel seinen Vorläufern nach. Mit merkwürdiger Genauigkeit vollzog sich dieselbe Episode im letzten Schlitten. Diese häßlichen Männer!

Als wir nach einer kleinen Stärkung heraustraten, war das Wetter umgeschlagen, verschwunden der herrliche Sonnenschein. Grau in grau erschien die nächste Umgebung, und was über 200 Meter entfernt lag, entzog sich überhaupt den Blicken. Unsere Stimmung war erheblich gesunken. Was machte es uns, wenn sich die Schlittenbahn immer verlockender gestaltete; photographieren wollten wir! Schlittenfahren konnten wir alle Tage. Jetzt nahm uns der Wald auf. Kein Laut mehr vom Getriebe des Tales, keine Vogelstimme unterbricht die Todesstille. Je höher wir steigen, desto tiefer wird die Schneebahn; ebenso steigert sich die Pracht des Schneebehanges. Nun wirbelten auch winzige Schnee-

Digitized by Google

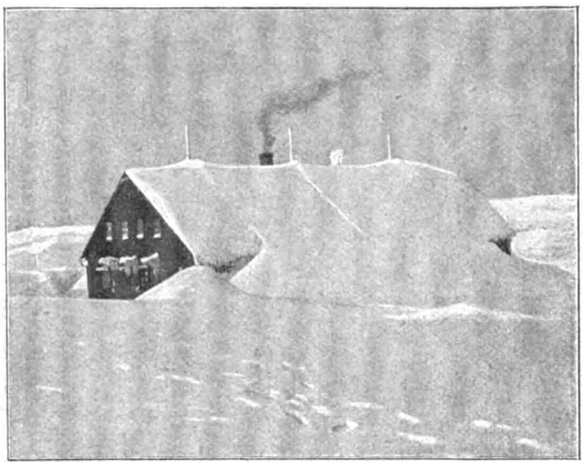


Abb. 6. Die Wiesenbaude. 1393 m.

kryſtallchen durch die Luft, der Wind erhob ſich, und bald empfing uns ein reguläres Plünderwetter. So waren wir gegen anderthalb Stunden, einer hinter dem anderen, flott aufwärts geſtampft. Der Wald, unſer ganzer Schutz gegen den Sturm, war zu Ende. Es umgaben uns hier nur noch die phantaſtiſchen Schneefiguren der letzten Wetterfichten. Viele Meter tief ſtaken ſie im Schnee vergraben, und die originellen Eis- und Schneepyramiden (Abb. 1), die daraus hervorſehen, ſind eigentlich nur Baumwipfel.

Endlich auf der Kammhöhe! Ein raſender Südoſt fegte über das letzte Ende unſerer durch Schneeſtangen (Abb. 2) markierten Wegſtrecke, und das mit einer Vehemenz, daß ſich die ſcharfen Eisnadeln wie Glasſplitter auf unſeren Geſichtern fühlbar machten. Aber vor uns lag die gaſtliche Peterbaude (Abb. 3), das beſchleunigte unſere Schritte. Dann nahm uns die geräumige Vorhalle mit ihrem typiſchen, undefinierbaren Baudenge—ruch auf. Der ebenſo dunkle, wie zugige Raum war heute wie vollgepfropft von einigen Dutzend Hörnerſchlitten. Im Gaſtzimmer aber ging's trotz der Backofenhitze luſtig wie immer zu. Da ſaß auch die fidele Berliner Geſellſchaft wieder. Man ſchien wohl nicht recht zu begreifen, was wir eigentlich hier oben in 1288 Meter Seehöhe ohne Schlitten wollten, und noch verdutzter wurden die Geſichter, als wir uns ohne ſtundenlange Raſt und Pflege bald wieder auf die Socken machten. Draußen legten wir uns die Schneereifen unter, denn nun ſollte ja unſere eigentliche Winter-Hochgebirgstour erſt beginnen.

Und ſie begann. — —

Ein voller Tag liegt hinter uns mit allen nur erdenklichen Variationen winterlicher Freuden. Auf eine Stunde Schneeſturm folgte zu unſerer Genugtuung meiſt eine Minute Sonnenſchein. Geſehen haben wir auf dem ganzen langen Wege eigentlich nur die Schneeſtangen, und das war immerhin etwas oder ſogar die Hauptſache. Die Nacht verbrachten wir verhältnismäßig viel zu bequem in der Prinz Heinrich-Baude. Und nun ſitzen wir wiederum in einer Hochgebirgsbaude, nur umwehen uns hier nicht die heißen Küchendüfte einer Peterbaude; hier praſſelt bloß ein dürftiges Feuerchen im eiſernen Ofen des kalten Gaſtzimmers. Dafür aber ſitzen wir jetzt in einem unverfälſchten Eispalaſte 1394 Meter über dem Meeresſpiegel, in der Rieſenbaude am Fuße des Koppenkegels (Abb. 5). Vor einer halben Stunde wollten wir es erzwingen, dem Koppenwächter einen Beſuch abzuſtatten, aber beinahe hätte uns der Sturm in den Rieſengrund gefegt. Zudem zeigte der Schnee eine ſo völlige Vereiſung, daß es an und für ſich ſchon lebensgefährlich erſchien, den ſteilen Kegel zu erklimmen.

Nun braute uns die Frau des Winterwächters einen ſteifen Grog, dann ſtrolchte mein Genoſſe mit ſeiner Kamera nochmals um den Bau, und ſchließlich wurde es Abend. Gegen acht Uhr ſuchten wir, vor Kälte klappernd, unſer Zimmerchen auf. Einen Ofen hatten wir in ſolchem „Sommerlogis" nicht erwartet, als uns aber mein ausgehängtes Taſchenthermometer bald eine Schlaftemperatur von — 11° Reaumur prophezeite, waren wir doch etwas erſtaunt. Unſer Troſt blieb jedoch die einem jeden von der fürſorglichen Wirtin ins Bett praktizierte Wärmflaſche. Vergebliche Liebesmüh'! Die Betten ſchienen mit Schnee gefüllt zu ſein. Noch lange klagten wir uns zähneklappernd unſere Not, dann ſtellte ich den unbedingten Lehrſatz auf: Kalt ſchlafen iſt geſund, und — es mochte wohl ſo ſein. Denn als mir endlich mein Kumpan ſeine Uhr nebſt dem brennenden Licht unter die Naſe hielt, war's acht Uhr, dabei noch tiefſte Finſternis im Zimmer. Nur die Wände funkelten und glitzerten im Kerzenſchein mit ihren Millionen von Eiskryſtallen. Da fiel es uns erſt ein, daß ja der „Anraum" unſeres Eispalaſtes draußen alle Fenſterläden und Öffnungen fußdick vermauert hatte. Und richtig, bereits im Hausflur flutete uns herrlichſter goldiger Sonnenſchein entgegen.

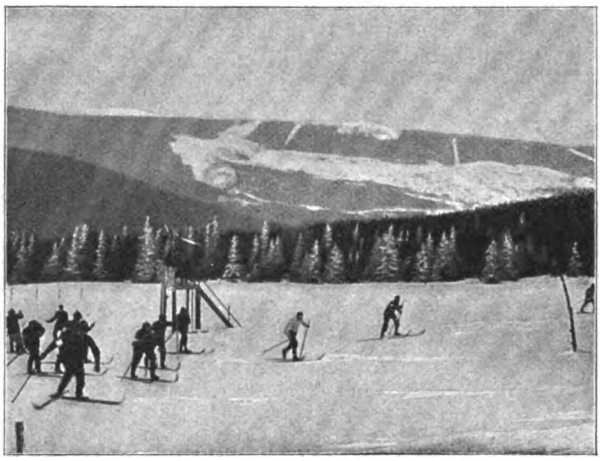


Abb. 7. Start der Schreiberhauer Schneeſchuhläufer am 22. Februar 1902.

Wieder ſtampften wir auf unſeren Schneereifen über die majeſtätiſche Einöde des Hochplateaus, vorüber an Telegraphenſtangen, die ſich durch den Anraum zu ungeheuren Pfeilern von gut zwei Metern Umfang verwandelt hatten. Dann lag nur noch eine gleichmäßige, grell weiße Fläche vor uns, auf der ſich die Stangenmarkierung des Weges als einziger Fixpunkt für unſere geblendeten Augen ſchier endlos in der Ferne verlor. Plötzlich jagt eine rieſige Bulldogge daher und ſtellt uns, jede unſerer Bewegungen durch furchtbares Zähnefletſchen verbietend. Was tun? Wenige Schritte vor uns liegt die unter Schnee begrabene Wieſenbaude (Abb. 6), die wir jetzt erſt

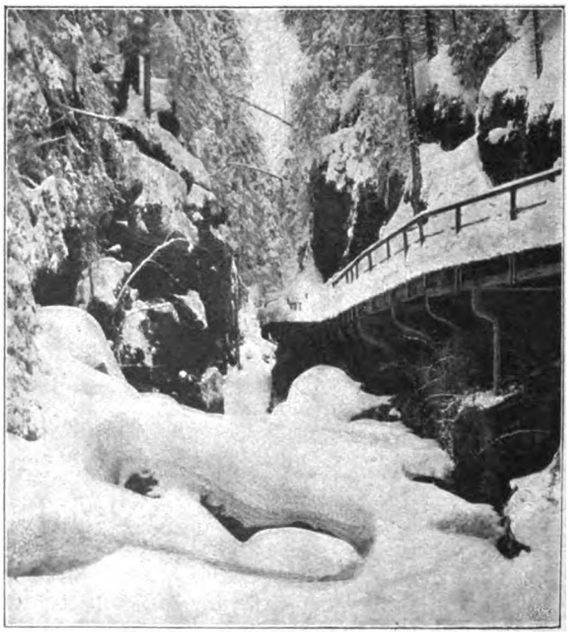


Abb. 8. Die Zackelklamm.

Digitized by Google

entdecken. Da gewahrt die Bestie einen von der anderen Seite kommenden Schneeschuhläufer und — nimmt diesen sofort an. Wir waren frei. Daß dieser liebenswürdige Empfang nicht gerade einladend wirkte, wird uns jeder gern glauben. Drum schnell noch eine Aufnahme jenes Ortes, der kürzlich erst Zeuge einer ebenfalls recht tragikomischen Scene war.

Ein Träger, namens Schmidt aus Krummhübel, der mit der Lebensmittelversorgung des Beamten der meteorologischen Station auf der Schneekoppe betraut ist, also ein durchaus ortskundiger Gebirgler, verlor während des furchtbaren Stöberwetters den Stangenweg. So erreichte er die Wiesenbaude, ohne es zu ahnen. Er steigt auf das gegen Osten vollkommen im Schnee vergrabene Dach, dessen dickvereisten Blitzableiter er voller Freuden für die verlorenen Wegmarkierungen hält. Da tauchen aus dem Schneegestöber die Umrisse eines Hauses auf (das Nebengebäude der Wiesenbaude). Glücklich, endlich eine menschliche Wohnstätte gefunden zu haben, eilt der Träger drauf los, und — stürzt sechs Meter tief vom südlichen Giebel des Hauptgebäudes. Zum Glück lag auch unten noch Schnee genug, so daß die Luftreise keine weiteren Folgen hatte; gegen den Schrecken aber soll der Baudenwächter Fischer ein gutes Mittel verabfolgt haben. — Aus dem Gigantenkessel des kleinen Teichgrundes zogen schwarze Wolkenballen herauf, wie wir uns der Wasserscheide näherten, und bald saßen wir wieder im dichsten Nebel. Flott ging's aber abwärts, und was uns vorhin die Hundebestie verwehrt hatte, das fanden wir in der behaglichen Hampelbaude bestens wieder. Zu unserer Freude erhielten wir hier auch zwei vorzügliche Sportschlitten geliehen, und fort ging's auf unseren hölzernen Rennern in rasender Fahrt. Bald war's ein sanftes Gleiten, bald flogen wir in den tollsten Sprüngen zu Tale. Viel zu schnell ging diese herrliche Rutschpartie zu Ende, denn ehe wir's so recht wußten, da waren wir auch schon in Krummhübel, wo der Schnee sich ebenfalls empfahl, die Sonne noch immer so warm schien, wie vorgestern in Hermsdorf unterm Kynast. Fünf Minuten vor Mittag brachte uns der Zug wieder ins Städtchen von der anderen Seite hinein, und heute, einen Tag später, kommen wir bereits vom Schneeschuhwettlaufen an der Neuen Schlesischen Baude (Abb. 7) durch die wundervoll verschneite Zackelklamm (Abb. 8) zurück.

Geschwindigkeit ist keine Hexerei!

Sylvester.

Von A. von Berchthold.

Dieweil das Leben ein Gefecht,
Ist's wohlgetan und dünkt mich recht,
Läßt man das Schwert 'mal werden kalt,
Bläst Sankt Sylvester: „'s Ganze halt!" ...
Man greift zum Glas nach Väterweise,
Sitzt wieder in der Seinen Kreise,
Fragt den und den: „Tatst' Deine Pflicht?
Und standst' auf falscher Seite nicht?" ...
Man schwatzt von längst verharschten Wunden,
Tut Balsam auf die frischen Schrunden,
Freut sich des Siegs, wer unterlegen,
Dem spricht man neu den Klingensegen:
„Schlag', wo Du willst, nur schlag' ums Recht,
Dann schlägst Du, liebes Schwert, nicht schlecht —
Warst Du in wackre Faust getan,
Sieg', wer da will, Dein bleibt der Plan."

* * *

Wie süß ist's, ruht am Tischesrand
Behaglich so die müde Hand,
Wenn her und hin die Worte gehn,
Fröhlich die frischen Augen sehn ...

* * *

Zwölf schon? — Nun denn getrost vor's Haus!
Nach rechts und links seht rüstig aus!
Halt — noch den Schluck! ... Und nun macht's wahr:
Komme, was komme: „Prost Neujahr!"

Wie alt kannst Du — wie alt wirst Du werden?

Ein Beitrag zur Hygieine der höheren Lebensjahre. Von Friedrich Sturmberg.

Wohl mag das Alter Unangenehmes und Trauriges namentlich für diejenigen mit sich bringen, die es nicht recht vorwärts im Leben gebracht haben, aber auch wenn Gebrechlichkeit und Leiden uns in vorgerückten Lebensjahren die Daseinsfreude verkümmern, so leuchtet doch den wenigsten die Wahrheit des Ciceronianischen Spruches ein: „Wie kurz auch das Leben sei, es ist stets lang genug gewesen, wenn es gut und edel gewesen ist", und die Mehrzahl denkt wie der alternde Goethe, der ausrief: „Liebliches Leben, süße und teure Gewohnheit, zu sein und zu wirken, ich soll dir also entsagen müssen?" Immer fast gestalten Pflicht und Liebe in den meisten Fällen den Wunsch, noch lange zu leben, zum brennenden Verlangen; denn wer eine treue Lebensgefährtin oder unversorgte Kinder in den Stürmen des Lebens zurücklassen soll, stirbt schwer und ungern.

Die Frage, wie alt der einzelne werden wird oder — um es genauer zu umschreiben — wie alt er werden kann und auf welche Weise er diese äußerste für seine Konstitution denkbare Altersgrenze zu erreichen vermag, hat die Menschheit seit den Zeiten des grauen Altertums interessiert. Die Griechen hatten eine eigene Geheimwissenschaft, die „Gerokomie", welche darauf ausging, mit ihren Arkanen das Leben künstlich zu verlängern; durch das ganze Mittelalter zieht sich bis in die neueste Zeit der Glaube an Lebensessenzen und Tinkturen für langes Leben, und selbst in der Gegenwart begegnet man nicht selten der marktschreierischen Anpreisung von Geheimmitteln, welche angeblich sicher den Eintritt von Zufällen verhindern sollen, die wie z. B. der Schlagfluß namentlich Personen in höheren Lebensjahren bedrohen.

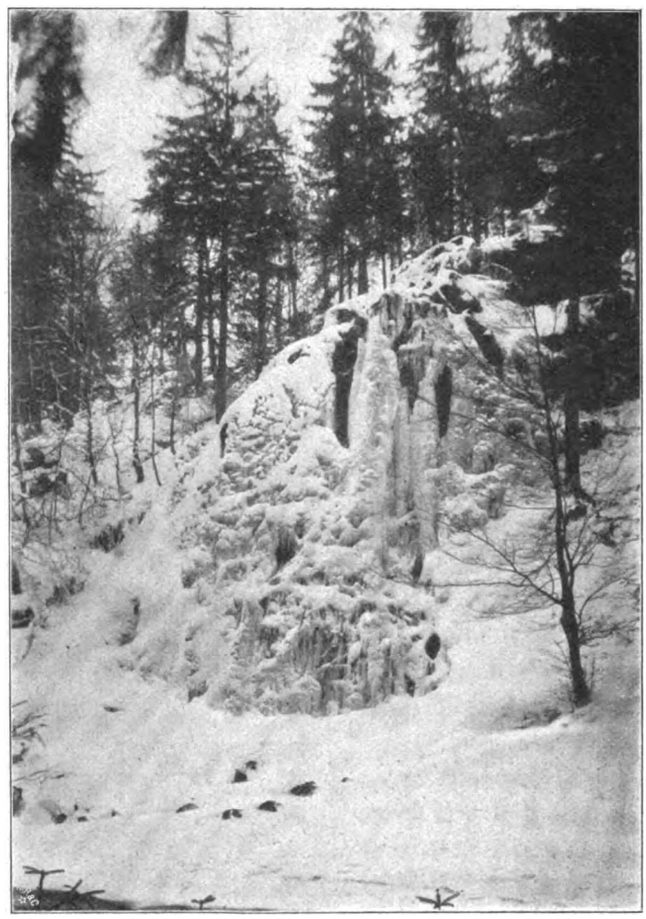
Wir weichen diesen historischen Reminiszenzen, mit denen man dicke Bände füllen könnte, ebenso grundsätzlich aus wie der bei Behandlung des hier gestellten Themas üblichen Aufzählung jener meistens wenig glaubhaften Fälle, in denen ein geradezu mythisches Alter erreicht worden sein soll. Es wird aber nicht unbeachtet geblieben sein, daß gerade in der allerjüngsten Vergangenheit eine bedeutende Zahl berühmter Leute in auffallend hohen Lebensjahren gestorben ist. Die Frage nach der Dauer des menschlichen Lebens entbehrt also nicht einer gewissen Aktualität, um so mehr als auch die Statistik lehrt, daß die mittlere menschliche Lebensdauer seit Jahrhunderten in langsamer, seit etwa fünfzig Jahren aber sogar in einer sehr erheblichen Zunahme begriffen ist.

Es gilt jedoch hier sofort eine Illusion zu zerstören, nämlich die weit verbreitete Meinung, daß, weil das Durch-

Digitized by Google

schnittsalter erheblich gestiegen ist, damit auch die Aussicht eines Menschen in mittleren Lebensjahren, ein hohes Alter zu erreichen, gewachsen sei. Die an sich unbestreitbare Zunahme des Durchschnittsalters rührt fast ausschließlich von der erheblichen Abnahme der Kindersterblichkeit und der Zurückdrängung der großen Volksseuchen, die in früheren Jahrhunderten in der Menschheit wüteten, her. Von einer Zunahme der Lebenszähigkeit aber in dem Sinne, daß Menschen im vollkräftigen Alter von zwischen 30 und 50 Jahren nun etwa im Vergleich zur Zeit von vor 100 Jahren eine um fünf oder mehr Jahre höhere Lebensaussicht hätten, kann kaum die Rede sein.

Man hat, um das Geheimnis der Kunst, recht alt zu werden, zu ergründen, an eine große Zahl hochbetagter Leute Fragebogen versandt, die sich auf deren praktische Lebensführung bezogen und besonderes Gewicht darauf legten, in welcher Weise die betreffenden ihre Zeit zwischen Arbeit und Erholung, zwischen Schlaf und Wachen eingeteilt hätten, ob dieselben unter knappen oder reichlichen Verhältnissen gelebt, wie lange sie durchschnittlich geschlafen, welchen Gewohnheiten sie gehuldigt hätten und welchen Umständen sie vorzugsweise ihr rüstiges Alter zuschrieben. Eine Fragestellung, die dem subjektiven Ermessen einen so weiten Spielraum läßt, konnte natürlich nur Resultate von zweifelhaftem Werte erbringen. Während bei den einen mäßige Lebensgewohnheiten als lebensverlängernder Faktor angegeben wurden, hatten andere das biblische Alter von 80 Jahren weit überschritten, obgleich sie von früher Jugend an dem Wein und Bier und Tabakgenuß so ziemlich ohne Einschränkung gehuldigt hatten. Über die goldenen Lebensregeln, die Hufeland in seinem immer noch nicht veralteten Buche über Makrobiotik gibt, ist man dabei nicht wesentlich herausgekommen; es hat sich nur mit etwas mehr Deutlichkeit herausgestellt, daß der Begriff der Lebensdauer ein sehr verschiedener ist, je nachdem der Gesichtspunkt ist, von dem man dieselbe betrachtet.



Der Radau-Wasserfall im Eis.
Nach einer Aufnahme von Köhler & Saemann in Halberstadt.

Addieren wir das Alter aller in einem Jahre in einem Lande gestorbenen und teilen wir die Summe durch die Zahl dieser Individuen, so erhalten wir die durchschnittliche Lebensdauer eines bestimmten Volkes. Die dabei erhaltene Zahl ist geradezu betrübend niedrig und bewegt sich zwischen 28 und 37 Jahren. Es sind aber bei diesem unbefriedigenden Resultate alle jene in kindlich-zartem Alter verstorbenen Geschöpfe, welche lebensschwach zur Welt kamen und mangels geeigneter Pflege zu Grunde gingen, und auch jene Personen reiferen Alters, die durch ungewöhnlich harte Arbeit und Entbehrungen oder äußere Gewalt starben, in Rechnung gezogen. An dieser Zahl kann also ein Erwachsener seine vermutliche Lebensdauer nicht messen.

Machen wir nun dasselbe Rechenexempel mit einer Anzahl Menschen, die im zweiten Lebensjahrzehnt, also zwischen 10 und 20 Jahren stehen, so kommen wir schon zu dem erheblich günstigeren Resultat einer vermutlichen Lebensdauer zwischen 56 und 59 Jahren. Auch hierin sind jedoch die ungünstigen Sterbeziffern lebensgefährlicher Berufe und der nachteilige Einfluß einer allzu reichlich genossenen Jugend mit enthalten; denn das Durchschnittsalter von Menschen, die sich in mittelmäßig günstiger Lebenslage befinden, dabei leidlich vernünftig gelebt haben und von Natur aus mit einem normal organisierten Körper begabt waren, liegt weit höher. Es läßt sich hier keine bestimmte Zahl angeben, weil es unmöglich ist, eine Menge solcher Personen im Alter von etwa 20 Jahren herauszugreifen und ihren Lebenslauf bis ans Ende zu verfolgen; man greift aber kaum fehl, wenn man die Lebensaussicht solcher Personen zwischen das 75. und 80. Jahr setzt.

Darüber hinaus gibt es natürlich noch eine ziemliche Anzahl Personen, die über 90 und 100 Jahre alt werden. Bei ihnen müssen aber meistens schon eine Menge günstiger Umstände, angeborene Widerstandsfähigkeit, Enthaltsamkeit von allen das Leben verkürzenden Angewohnheiten, Regelmäßigkeit der Lebensführung, eine die Spannkraft der Nerven erhaltende Thätigkeit, die gleichweit entfernt ist von Müßiggang und Faulenzerei wie von Überarbeitung, und ein gewisses Maß äußerer Glücksgüter, die vor Mangel und Dürftigkeit schützen, zusammentreffen.

In den wenigen beglaubigten Fällen endlich, wo Menschen 110, ja sogar 130 Jahr und darüber erreichten, muß man annehmen, daß sich die Natur die Willkür erlaubte, einige ganz besonders günstig veranlagte Individuen zu schaffen, wie sie unter vielen Millionen Menschen nur hier und da einmal anzutreffen sind. Hier handelt es sich also um seltene Ausnahmen, zu denen eigentlich niemand ein Recht hat, sich zu rechnen, und die auch, ohne einen Fehler zu begehen, nicht in die vermutliche Lebensrechnung des einzelnen eingestellt werden können.

Aus dem Gesagten rechtfertigt sich nun die doppelte Fragestellung in der Überschrift dieser Zeilen ohne weiteres. Die Antwort wird jedenfalls ganz verschieden ausfallen, je nachdem, ob man sich fragt, wie alt man werden wird, wenn man auf gut Glück, ohne sich in der Zweckmäßigkeit der eigenen Lebensführung sonderlich zu kontrollieren, dahinlebt, oder wenn man genau auf sich Obacht gibt, und allen Schädlichkeiten, denen sich ausweichen läßt, aus dem Wege geht und frühzeitiges Altern nach Möglichkeit zu verhindern sucht.

Die Mortalitätstabellen, wie sie von Lebensversicherungsgesellschaften bei Berechnung der von dem Versicherten zu zahlenden Prämien zu Grunde gelegt werden, geben für jedes Lebensalter die Wahrscheinlichkeit des noch zu gewärtigenden Lebens etwas zu niedrig an, weil es natürlich im wohlverstandenen Interesse der Gesellschaft liegt, mit nicht zu hohen Zahlen zu operieren. Wer aus solchen Tabellen seine vermutliche Lebensdauer feststellt, kann zur gefundenen Zahl also getrost noch einen kleinen Zuschlag machen; er wird aber

Digitized by Google



Adagio. Nach dem Gemälde von Fritz Martin.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Digitized by Google

auch berücksichtigen müssen, ob er einer langlebigen oder kurzlebigen Familie angehört, ob in derselben gewisse Krankheiten wie Tuberkulose und Krebs erblich sind oder nicht, oder Todesfälle an Schlagfluß häufig eingetreten sind, ob er eine Widerstandsfähigkeit gegen Erkältungen besitzt, ob sein Verdauungssystem normal funktioniert, ob er zum Stubenhocken neigt oder ein Freund von körperlichen Bewegungen ist, ob er zum Fettwerden neigt oder sich einer hageren Konstitution erfreut und vor allem, in welchen Mengen er Bier, Wein und andere alkoholische Getränke genießt und wie ihm dieselben bekommen. Je nachdem die Antwort hierauf ausfällt, wird er auf eine kürzere oder längere Lebensdauer als den ermittelten Durchschnitt rechnen können.

Zum Glück ist es nicht Sache tatkräftiger Naturen, dort, wo dem eigenen Willen auch nur etwas Spielraum gelassen ist, untätig die Hände in den Schoß zu legen und das Schicksal ohne den Versuch einer Gegenwehr an sich herankommen zu lassen. Das Greisenalter ist zwar an sich eine unheilbare Krankheit, an deren Ende unweigerlich der Tod steht; dennoch ist aber energisches Wollen im stande, den Eintritt desselben hinauszuschieben, das Alter mit seinen allmählich sich einstellenden Leiden erträglich zu machen und sogar das Leben selber zu verlängern. Was zur Erreichung dieses Zieles zu geschehen hat, ist die Antwort auf die zweite Frage: Wie alt „kannst" Du werden?

Da es mit den Lebenselixieren nichts ist, muß das ganze Bestreben desjenigen, der sein Leben bis zur äußersten Grenze verlängert sehen möchte, darauf abzielen, den Körper zu festigen und gegen den Eintritt der sogenannten Greisenkrankheiten zu schützen. Man kann also in der Tat von einer Hygieine des Greisenalters reden, die allerdings schon so zeitig wie nur möglich zu beginnen hat. Wer erst dann anfängt, mäßig und vernünftig zu leben, wenn sich die Beschwerden der Jahre schon so fühlbar machen, daß der Verzicht auf die Vergnügungen der Jugend kein freiwilliger mehr ist, hat bereits ein kostbares Kapital seiner Lebenskraft vergeudet, das durch nichts mehr eingebracht werden kann. Es soll mit dieser Mahnung selbstredend kein Veto eingelegt werden gegen den Genuß aller jener Freuden, die den Lenz des Lebens so reizvoll gestalten; denn ein gefestigter junger Körper hält an Vergnügungen wie an Anstrengungen schier Unglaubliches aus, und es wäre Selbstquälerei, sich in vorgerückten Jahren wegen einiger bei Musik und Wein vertollter Nächte selbstquälerische Vorwürfe zu machen. Endlich kommt aber doch für jeden einmal der Augenblick, wo es für ihn ratsam ist, den goldenen Jugendtorheiten den Laufpaß zu geben. Der Zeitpunkt, wo die meisten Männer zur Ehe schreiten, ist hierfür wohl im allgemeinen der letzte passende Moment, und der lebenverlängernde Einfluß der Ehe beruht im wesentlichen darauf, daß Ehre und Pflichtgefühl von nun an ihre sänftigende Einwirkung üben.

Die Krankheiten der höheren Jahre unterscheiden sich von jenen der Jugend hauptsächlich dadurch, daß sie in einem bestimmten Organe lokalisiert zu sein pflegen, während im jugendlichen Körper vorwiegend der ganze Körper ergriffen zu werden pflegt. Wer etwas Gabe zur Selbstbeobachtung besitzt, wird deshalb auch leicht herausfinden, von welchem Organe ihm die meiste Gefahr droht; anderenfalls wird jeder tüchtige Arzt, der seinen Mann kennt, ihn bei genauer Untersuchung darauf aufmerksam machen können.

Am wichtigsten sind die in späteren Lebensjahren eintretenden Veränderungen der Blutgefäße. Die Verfettung und Verkalkung derselben kann zwar auch eine Folge von Zuckerkrankheit, Gicht, übermäßigem Tabakrauchen und Alkoholismus sein, ist aber, wo diese Ursachen nicht vorliegen, eine Abnutzungserscheinung. Am frühesten äußern sie sich am Herzen, dessen Leistungsfähigkeit dadurch herabgesetzt wird. Die Folge davon ist eine mangelnde Blutversorgung im Körper und eine allgemeine Funktionsuntüchtigkeit desselben. Es wäre jedoch höchst widersinnig, wenn sich jeder, an dem sich die Anzeichen beginnender Arterienverkalkung bemerkbar machen, deswegen für einen Todeskandidaten hielte. Fast jeder, der in höheren Lebensjahren steht, hat einen gewissen Grad von Arteriosklerose, wie man diese Verkalkung nennt, und kann sich trotzdem noch jahrzehntelang seines Lebens freuen. Obendrein verbürgt eine sorgfältige Auswahl der Nahrung, das Vermeiden kalkhaltiger Weine und ebensolchen Trinkwassers, Mäßigkeit im Rauchen, Bäder in Verbindung mit Massage und regelmäßige Bewegung fast immer einen Stillstand oder Zurückweichen der Verkalkung.

Ein zweites atrium mortis sind im Alter die Atmungsorgane, deren Elastizitätsverlust sich auf die knöchernen Teile des Brustkorbes und die der Atmungsbewegung dienenden Muskeln ebenso erstreckt wie auf das Lungengewebe selbst. Auch hier können Atmungsgymnastik und vor allem der Aufenthalt und das Gehen in freier Luft und Sorge für eine staubfreie Zimmeratmosphäre unendlich viel dazu tun, um dem Eintritt der im Alter so gefährlichen Katarrhe und der noch viel mehr das Leben bedrohenden Lungenentzündung vorzubauen.

Daß man auf dem absteigenden Aste des Lebens der regelrechten Funktion des Magens und des ganzen übrigen Verdauungsapparates alle Aufmerksamkeit zuzuwenden hat, braucht kaum erwähnt zu werden. Wenn der jugendliche Magen, wie man zu sagen pflegt, Kieselsteine verdauen kann und meistens nur nach dem Wieviel an Nahrungsmitteln frägt, verlangt der Magen des Greises gut gekochte und zubereitete Speisen. Eine Hummermajonnaise, ein Stück geräucherter Aal sind keine Gerichte für Personen von 70 Jahren.

Die sich in beängstigender Weise mehrenden Todesfälle älterer Leute an Gehirnschlag zeigen, daß auch das Gehirn im Alter zu Krankheiten neigt. Zum Teil rühren diese von der schon erwähnten Brüchigkeit der Blutgefäße her; es ist aber keineswegs jeder Schwindelanfall, Ohnmacht oder andauernde Schlafsucht oder Schlaflosigkeit eine Folge von Arterienverkalkung, sondern häufig rühren derartige Unregelmäßigkeiten der Blutcirkulation von Erkrankungen der Lungen und der Unterleibsorgane her und sind durch Behandlung dieser Leidenszustände zu bekriegen.

Ein Dämon für das Leben hochbetagter Leute ist die Krebskrankheit, und es ist hohe Zeit, daß man endlich diesem Leiden mehr als bisher die Aufmerksamkeit zuwendet, wozu durch die vor etwa Jahresfrist im Deutschen Reiche erfolgte Krebszählung ein Anfang gemacht worden ist. Ein wirksames Krebsserum oder ein die Disposition hemmender Organsaft ist noch nicht gefunden; die augenscheinlich parasitäre Natur dieser Krankheit eröffnet jedoch die Hoffnung, daß es auch hier gelingen wird, dem Tode viele Opfer zu entreißen.

Reichlicher Aufenthalt im Freien, womöglich der alljährliche Genuß einer Sommerfrische, gesunde und trockene Wohnungen, gute Ernährung, daneben aber auch sorgfältige Hautpflege, passende Zerstreuungen sowie die Vermeidung von Lokalen mit verdorbener Luft, wie sie in Konzertsälen und Theatern herrscht, Vorsicht beim Aufenthalt mit entblößtem Kopf in kalten Räumen: dies alles sind Faktoren, deren Einfluß sich zwar nicht ziffernmäßig darlegen läßt, die jedoch in ihrer Gesamtheit lebenverlängernd wirken.

Wer sein Leben nach diesen Gesichtspunkten einrichtet, braucht darum keineswegs ängstlich auf jede Daseinsfreude zu verzichten. Die übermäßige Angst vor allem, was einem etwa passieren könnte, ist an sich schon ein lebenkürzender Faktor. Außerdem ist es sehr fraglich, ob das Leben überhaupt noch etwas wert ist, wenn wir aus Furcht, unsere Lebenszeit dadurch zu verkürzen, auch leiseren Regungen leidenschaftlicher Wünsche und jeder energischen Betätigung unserer Kräfte aus dem Wege gingen; denn vieles, was unserem Leben Glanz verleiht, fiele damit weg. Der ideale Zustand wäre es freilich, wenn ebenso wie die Dämmerung am Abendhimmel erlischt, langsam und ohne schmerzvolle Krankheit der heiße Drang zum Leben sich sänftigte, und wenn der Tod dann in jenem Augenblicke einträte, wenn wir selbst zu der Überzeugung kommen, daß wir genug gelebt haben.

Digitized by Google

Photographische Aufnahmen des neuen Sterns

und seiner Umgebung.

In Nr. 4 des Daheim des 38. Jahrgangs habe ich mitgeteilt, was bis dahin über den im Februar 1901 im Sternbilde des Perseus sichtbar gewordenen Stern ermittelt worden war. Seitdem ist eine Reihe neuer, interessanter Tatsachen über dieses große Ereignis im Weltenraume ermittelt worden, und vor allem wurden höchst instruktive Photographien der Nebelhülle, die den Stern umgibt, erhalten. Diese Nebel sind so überaus lichtschwach, daß auch das größte Fernrohr sie dem menschlichen Auge unmittelbar nicht sichtbar machen kann, nur auf den photographischen Platten, die an den mächtigsten Instrumenten stundenlang exponiert wurden, zeigen sie sich als schwacher Lichthauch. Es sind hauptsächlich die beiden, mit den kraftvollsten zur Zeit vorhandenen Instrumenten versehenen, von begeisterten Freunden der Himmelskunde in Amerika geschaffenen Sternwarten: das Lick-Observatorium und die Yerkes-Sternwarte, denen wir die besten Aufnahmen der Nebelhülle um den Stern verdanken. Die Lick-Sternwarte hat kürzlich einen höchst wichtigen Bericht über die bezüglichen Aufnahmen veröffentlicht, und dieser bringt auch mehrere Abbildungen, von denen eine in etwas verkleinertem Maßstabe hier reproduziert ist. Sie wurde anfangs Februar aufgenommen, und zwar mußte, um das, was diese Abbildung zeigt, zu erhalten, die photographische Platte nicht weniger als $9^3/_4$ Stunden lang dem Lichte des Sternes und seiner Umgebung ausgesetzt werden. Man sieht auf der Abbildung unmittelbar den Nebel, der den Stern umgibt. Letzterer verschwimmt in dieser Darstellung mit dem hellsten Teile des Nebels in eine leuchtende Masse, und zwar infolge der langen Exponierung der Platte; man erkennt aber unten links einen gesonderten kleinen Nebelfleck, sowie eine äußere zarte Nebligkeit, die den helleren inneren Teil umgibt und besonders oben rechts eine hellere Spitze zeigt. Um eine richtige Vorstellung von der scheinbaren Ausdehnung dieser Nebelgebilde zu gewinnen, sei bemerkt, daß die helle innere Fläche etwa ein Viertel so groß ist, als die Mondscheibe dem bloßen Auge erscheint, die äußerste, sehr schwache Nebelfläche aber ungefähr so groß wie die Mondscheibe bei Vollmond. Am meisten fällt jedem Beschauer die ungeheure Menge von Sternen auf, die die Platte bedecken. Alle diese Sterne sind selbstleuchtende Sonnen, die einen größer, die anderen kleiner als unsere Sonne, und sie haben auf die Originalplatte mit den eigenen Lichtstrahlen ihr Bild eingetragen. Es ist etwas Unbegreifliches um dieses Sterngewimmel, vor allem, wenn man erwägt, daß diese Sterne nur scheinbar einander so nahe stehen, in Wirklichkeit aber doch durch unermeßliche Räume voneinander getrennt sind. Ständen sie nahe beisammen, so würde das Ganze längst zu einem ungeheuren Chaos ineinander gestürzt sein. Unzweifelhaft sind durchschnittlich die größeren (helleren) Sterne die uns näheren, die kleinsten Sternpunkte die entferntesten von uns, und zwischen ihnen steht der neue Stern mit seiner nebeligen Umhüllung. Auf sämtlichen Photographien vom Herbst des vorigen Jahres bis zur Gegenwart zeigen sich alle diese Sterne in völlig gleicher Stellung, wie ein unverrückbarer Hintergrund; aber der Nebel hat währenddessen merkliche Änderungen erlitten, die sich auf den Photographien deutlich verfolgen lassen. Zunächst ergibt sich, daß die innere, helle Nebelfläche oder der innere Ring seit dem vorigen Jahre sich ausgedehnt hat, es ist, als wenn sich die Nebelteilchen immer weiter von dem Stern, den sie umgeben, entfernten. Untersucht man diese Zunahme, durch Vergleichung der Photographien vom März 1901 und Januar 1902 miteinander, so stellt sie sich so dar, als wenn die ersten Nebelteilchen den neuen Stern um die Mitte des Februar 1901 verlassen hätten. Dies stimmt gut mit der Tatsache überein, daß dieser Stern gegen den 21. Februar zuerst aufleuchtete.

Eine sorgfältige Prüfung aller Photographien des Nebels führte Professor Parrine von der Lick-Sternwarte zu dem weiteren Ergebnisse, daß in dem äußeren (lichtschwächeren) und in dem inneren (helleren) Nebelringe hellere Kondensationen oder Nebelknoten sichtbar sind, die eigene Bewegungen zeigen, von denen manche in der Richtung von links nach rechts, andere in umgekehrter Richtung vor sich gehen. Der innere Ring und seine Kondensationen zeigen eine langsame, aber andauernde Helligkeitsabnahme, ebenso der neue Stern; in dem äußeren Nebelringe sind dagegen helle Stellen allmählich sichtbar geworden und haben ihre Gestalt verändert. Diese Änderungen in der Lage einzelner Lichtknoten und vor allem die Ausdehnung der Nebelringe während der kurzen Zeit, über die sich die photographischen Aufnahmen erstrecken, sind höchst bedeutsam und fordern zur Erklärung den Scharfsinn der Forscher heraus. Gemäß direkten Messungen und aus anderen Gründen muß man annehmen, daß der neue Stern weiter als 40 000 Milliarden Meilen von uns entfernt ist. Dann aber muß die Geschwindigkeit, mit der sich die Nebelmaterie gemäß der Photographien bewegt, mindestens 100 000 Kilometer in der Sekunde betragen. Es ist indessen keine Kraft bekannt, welche Massenbewegungen von solcher Geschwindigkeit hervorzurufen im stande wäre; nur allein der Lichtstrahl pflanzt sich mit größerer Schnelligkeit fort, nämlich mit einer Geschwindigkeit von 300 000 Kilometer in der Sekunde. Deshalb hat Professor Kapteyn in Groningen geschlossen und viele hervorragende Astronomen stimmen ihm darin zu, daß bei der Ausbreitung des Nebels das Licht eine entscheidende Rolle spielt. Allgemein verständlich stellt sich die Sache in folgender Weise dar: Wenn der Stern bis in ungeheure Entfernungen von einer uns unsichtbaren Nebelhülle umgeben war und er plötzlich aufflammte, so hat sein Licht nach Verlauf von einer Sekunde die Nebelteilchen bis zu einer Entfernung von 300 000 Kilometer durchlaufen und sichtbar gemacht. In zwei Sekunden drang es in sie ein bis zu einer Entfernung von 600 000 Kilometer, nach zehn Sekunden bis in 3 Millionen Kilometer Entfernung, nach einem Tage (oder nach 86 400 Sekunden) bis in eine Entfernung von 26 Milliarden Kilometer ꝛc. Es müßte infolgedessen einem Auge, das aus Sternweite dem Vorgang zuschaute, vorkommen, als wenn sich der Nebel von Tag zu Tag mehr ausdehnte. In Wirklichkeit aber war es der Lichtstrahl, der die entfernten Nebelpartien immer später erreichte und sichtbar machte. Es ist höchst wahrscheinlich, daß dieser Fall bei dem Nebel um den neuen Stern wirklich eintrat, wenngleich auch außerdem tatsächliche Veränderungen in der Gestalt und Lage einzelner Nebelpartien vorgekommen sein mögen. Unter dieser Voraussetzung wird es nun möglich, aus der scheinbaren Größenzunahme des Nebels umgekehrt seine Entfernung von der Erde zu berechnen. Es findet sich, daß diese mindestens 200 000 Milliarden Meilen beträgt, etwa zehnmal so viel, als die Entfernung des Sirius von der Erde. Diesen Weg zu durchlaufen bedarf der Lichtstrahl ungefähr 160 Jahre. Als die ersten Strahlen des neuen Sterns uns im Februar 1901 erreichten, war das Ereignis, das sie ausgesandt hatte, schon längst vorüber, es hat spätestens um die Mitte des 18. Jahrhunderts stattgefunden. Wie bereits früher erwähnt, war es höchst wahrscheinlich ein Zusammentreffen des Sterns mit einer dunklen oder nur schwach leuchtenden kosmischen Nebelmasse oder sehr dünn verstreuter Materie, wodurch der Stern in hohe Glut geriet und durch sein Licht auf die Nebelmasse für uns sichtbar machte. Gegenwärtig ist der Stern schon wieder sehr lichtschwach, und auch der ihn umgebende Nebel nimmt an Helligkeit mehr und mehr ab.

Dr. Klein.



Photographie des neuen Sterns und seiner Umgebung.

Digitized by Google

Familientisch. — Sammler-Daheim.

Zu unseren Bildern.

Das hübsche Bildchen von A. Stelzner zeigt uns eine kleine Schar von Kurrendeknaben aus der Zeit, in der Martin Luther als junger fahrender Schüler in Eisenach vor fremden Häusern sang. Sie stehen in der Küche eines reichen Bürgerhauses, auf deren Herd für ihre sehnsüchtigen Augen gar schöne Dinge zu sehen sind, und singen ihr frommes Lied.

Martins graziöses „Adagio" führt uns in einen eleganten Salon der Empirezeit. Die junge schöne Frau und der vollendet vornehm gekleidete Kavalier sind die Urbilder unserer Groß- oder Urgroßeltern.

Rembrandts unerreichte Meisterschaft in der Porträtmalerei stellt sich in dem Selbstbildnis, das wir auf der Kunstbeilage bringen, in eigentümlich ergreifender Weise dar. Keiner vor ihm und keiner nach ihm hat den menschlichen Kopf so wunderbar, mit so feiner malerischer Wirkung dargestellt, wie er. Sein eigenes Bildnis malte er mit Vorliebe; es gibt mehrere Selbstporträts von ihm; am berühmtesten ist das im Jahre 1637 gemalte, das sich im Museum des Louvre befindet und aus seiner Glanzzeit stammt. Auf dem genialen Gemälde in der Dresdener Galerie bildete er sich als jubelnder Gatte ab, das Weinglas schwingend, sein junges Weib, die schöne Saskia, auf dem Schoße. Das Porträt auf unserem Blatte stammt aus seiner älteren Zeit. Er ist ein einsamer, armer Mann geworden, dessen Züge von Not und Kummer sprechen.

Vom Kalender.

Nicht immer hatte man es so gut wie heute, wo im kleinsten Orte die Uhren bis auf die Minute genaue „mitteleuropäische Zeit" angeben, wo die Zeitmaße peinlich genaue Verwaltung erfahren und jeder Kalender auf bequemste Weise das bietet, was von astronomischen Vorgängen für das bürgerliche Leben zu wissen notwendig ist. Nicht etwa nur im Altertum, sogar bis weit über die Gregorianische Reform hinaus herrschte in der Datierung nicht jene absolute Sicherheit, welche für das bürgerliche Leben und für die Fixierung historischer Daten von äußerster Wichtigkeit ist, und heute noch kann man die merkwürdige Erfahrung machen, daß ein bei der ganzen gebildeten Menschheit so verbreitetes und wichtiges technisches Hilfsmittel wie der Kalender als etwas Selbstverständliches hingenommen, aber von den Wenigsten verstanden wird. —

Sobald die Kulturvölker anfingen, Tage zu größeren Einheiten zusammenzufassen, benutzten sie dazu die periodischen Bewegungen des Mondes und der Sonne. Die Zeit von einem Neumond zum anderen ist der Monat, die Dauer eines Sonnenumlaufes heißt Jahr. Der Monat zählt $29^1/_2$, das Mondjahr also 354 Tage, die Dauer des Sonnenjahres aber beträgt etwas über $365^1/_4$ Tage. Vom Laufe der Sonne hängen die Jahreszeiten ab und die meisten bürgerlichen Verrichtungen regeln sich nach dem Sonnenlaufe, man versuchte also, das Mondjahr mit dem Sonnenjahre, durch Einschaltungen, in Einklang zu bringen und erhielt so ein mehr oder weniger genaues „bürgerliches Jahr". — Wer sich über die Zeitrechnung bei den verschiedenen Völkern unterrichten will, studiere Idelers „Lehrbuch der Chronologie". Berlin 1831. —

Die Römer, von denen sich unser Kalender ableitet, hatten in vorcäsarischer Zeit eine höchst ungeschickte Schaltmethode (Cyklus von zwei Gemeinjahren mit 355, einem Schaltjahr von 378 und einem zweiten von 377 Tagen), Willkür herrschte in jeder Beziehung. Ursprünglich rief der Pontifex den Neumond aus („kalein" heißt griechisch „rufen", daher nannte man „calendae" den ersten Tag des Monats, und „Calendarium" eine Zusammenstellung der Daten für ein Jahr); später setzte er unter Aufsicht des Senats den Monatsanfang beliebig fest. Hierbei riß in der letzten Zeit der Republik die äußerste Willkür ein; durch Bestechung wurden sogar Schaltmonate erkauft, um Zeit für Finanzgeschäfte oder politische Aktionen zu gewinnen. Cäsar machte dem Unfug ein Ende. Um Übereinstimmung in die astronomische und bürgerliche Rechnung zu bringen, ließ er zwischen den November und Dezember des Jahres 45 v. Chr. 67 Tage einschalten, so daß mit dem 1. Januar 44 der neue Kalender richtig einsetzte. Das Julianische Jahr hatte 365 Tage, jedes vierte Jahr erhielt einen Schalttag. Dieser Julianischen Reform des Kalenders folgte erst im Jahre 1582 n. Chr., als der Fehler bereits 10 Tage betrug, eine zweite, die Gregorianische, die zunächst von den Völkern römisch-katholischen Bekenntnisses eingeführt wurde. — Mit der Einführung des Julianischen Kalenders war durchaus keine völlige Sicherheit der Datierung geschaffen, denn die Jahresanfänge und die Lage des Osterfestes wechselten im Laufe der Jahrhunderte, und bei den Gebildeten war stets das Bedürfnis nach Kalendarien vorhanden. Man grub solche in Stein, gravierte sie in Metall, setzte sie den geschriebenen Gebetbüchern voran, zeichnete sie auch auf besondere Pergamentbogen, und sobald der Buchdruck erfunden war, erschienen Kalendarien als Einblattdrucke. In Pompeji z. B. fand man einen Kalender aus Marmor in Würfelform, der astronomische und landwirtschaftliche Notizen enthält, die religiösen Feste ꝛc. z. B.:

Mensis | Januar. | Dies. XXXI. | Non. Quint. | Dies · Hor. VIIII S · Nox · Hor. XIIII · | Sol. | Capricornо | Tutela. Junonis. Palus. Aquitur. | Salix. | Harundo · | Caeditur. | Sacrifican. | Dis. | Penatibus | ·



„Churbraudenburgiſcher Verbeſſerter Calender Auff das Jahr Chriſti 1701."

Ein Kalendermanuskript auf Pergament aus dem XIV. Jahrhundert (im Besitz von L. Rosenthal in München) bringt neben dem bürgerlichen Kalendarium Berechnungsmethoden für die „Sonntagsbuchstaben" und die „Goldene Zahl", sowie Maßregeln zur Erhaltung der Gesundheit ꝛc.

Der Verfasser des ersten gedruckten Kalenders soll Johann de Gamundia in Wien gewesen sein; von Gutenberg kennt man nicht weniger wie drei Kalenderdrucke: Einen deutschen Ciſianus für das Jahr 1444 (undatiert, aber Ostern fällt auf den 12. April); einen „Astronomischen Kalender für 1448" und den „Türkenkalender" von 1455, alle drei wahrscheinlich mit den Typen der 36zeiligen Bibel gedruckt.

Am ehesten wurden neben dem Kalendarium astrologische Fingerzeige, Wetter-, Landwirtschafts- und Gesundheitsregeln gegeben; der Aderlaß namentlich, eines der gebrauchtesten Universalheilmittel, mußte genau nach den Mondphasen geregelt werden.

Seit dem Anfang des XVIII. Jahrhunderts wurde der Inhalt der Kalender reichhaltiger, die Angaben wissenschaftlicher; Haus-, Volks- und Familienkalender fingen an sich von Fachkalendern abzusondern. Manche der damals gegründeten Kalender erscheinen noch heute, so der „Verbesserte und Alte Kalender" im Verlage von Trowitzsch in Berlin, welcher die unmittelbare Folge des im Jahre 1700 unter „Approbation der Chur-Fürstl. Brandenburgischen Societät der Wissenschaften" zuerst herausgekommenen „Neuen und verbesserten Calenders" ist. —

In dem „Vorbericht" zu diesem verbesserten Kalender, aus dessen erstem Jahrgange wir eine Seite nachbilden, heißt es: „Eine Chur-Fürstliche Durchl. zu Brandenburg haben der in Dero Residenz Neu fundirten Societät der Wissenschafften, Vermöge des Ediets vom 10. May 1700. das Calender-Wesen umb den bißherigen Mißbrauch zu hemmen, privative und alleinig dergestalt aufgetragen, daß in allen Dero Landen keine andere, als die von gedachter Societaet approbirte und bezeichnete Calender, den hoher und unausbleiblicher Straffe gelten sollen. Und ist dieses der erstjährige Calender welcher unter solcher approbation herausgegeben wird. — Der alte Julianische Stylus ist nicht in diesem Calender, wer sich aber in Hauß- und Feld-Sachen danach zu richten gewohnt gewesen und noch ferner richten wil, darff nur seinen verlangten Fest- oder Nahmens-Tag hierin suchen und XI Tage weiter fort zehlen."

Heute ist die Kalenderliteratur ins Ungeheure angewachsen. Die Kalender nehmen in „Georgs Schlagwort-Katalog für den deutschen Buchhandel" eng gedrückt 39 Seiten Lex. 8 ein, der Kalender ist unentbehrlich für den Landmann und Gewerbetreibenden, für den Kaufmann und Techniker, für jede Sonderbeschäftigung, für den Gelehrten jeder Richtung. Eine ungeheure Menge von Wissen und Erfahrungen, von Beobachtungen, Daten und Angaben ist in den Kalendern niedergelegt, und Kalender der Jetztzeit zu sammeln ist gerade so interessant, als wenn wir mit Mühe und Kosten in Antiquariaten alte Kalenderdrucke aufzustöbern bemüht sind. — Dazu kommt, daß alte, schöne Kalendarien sehr teuer sind, während man moderne Kalender älterer Jahrgänge halb umsonst bekommt. Auch hierin wäre jedes Zuviel vom Übel, man müßte spezialisieren und eine der schönsten Spezialitäten wäre sicherlich eine Kalendersammlung von typographischen und künstlerischen Gesichtspunkten. Das Bestreben nach künstlerischem Buchschmuck ist auch an den Kalendern nicht spurlos vorübergegangen, und Werke wie der „Österreichische Kalender" im Verlage von Artaria in Wien, die von Otto Hupp gezeichneten „Münchener Kalender", die „Altfränkischen Bilder" der Universitätsdruckerei in Würzburg ꝛc. werden noch nach Jahrhunderten das Entzücken von Kunstfreunden und Sammlern bilden.

In alter Zeit wurde der Kalender zum Jahresanfang ausgegeben. Den alten Eingangsspruch möchte ich allen Daheimfreunden zurufen: „Ich wünsch Euch ein gut glückhafft new Jar."

Prof. Dr. Kirmis.

Notizen.

Die zoologischen Sammlungen von Privatpersonen umfassen, wenn wissenschaftliche Ziele verfolgt werden, meist nur einzelne Ordnungen oder Familien des Tierreiches, häufig sogar nur Gattungen, weil die Kraft eines Menschen nicht ausreicht, um in mehr als in ganz engem Umfange einige Vollständigkeit zu erzielen. Will man wirklich Nutzen schaffen und besitzt man Geld, Zeit und Wissen, dann beschränke man sich auf die Spezies. Bei der ungeheuren Zahl der lebenden und der ausgestorbenen Tierformen kann sich keine der großen Museums- oder Universitätssammlungen rühmen, Vollständigkeit in der Gattung, geschweige in der Art zu besitzen. — Die größten zoologischen Sammlungen sind diejenige des British museum in London, des Musée d'histoire naturelle in Paris, das k. k. zoologische Hofkabinett in Wien, die Universitätssammlungen zu Berlin und Göttingen, das niederländische zoologische Reichsmuseum zu Leiden, die Museen zu St. Petersburg, Kopenhagen und Stockholm. In Deutschland sind außer den genannten sehr umfangreiche Universitätssammlungen in München, Leipzig, Breslau, Bonn, Halle, Kiel. — Berühmte selbständige Sammlungen befinden sich außerdem in Frankfurt a. M. (Senkenbergische Ges.), Hamburg, Dresden, Darmstadt, Stuttgart, Hannover, Karlsruhe, Braunschweig, Lübeck und Bremen.

Münzfund zu Riga. Von einem Freund des Daheim wird uns aus Narva von einem interessanten Münzfunde berichtet, der in der Domkirche zu Riga gelegentlich einer Renovierungsarbeit gemacht worden ist. Der Fund besteht größtenteils aus baltischen Münzen, die aus dem XIV. Jahrhundert stammen und zu Anfang des XV. Jahrhunderts vergraben worden sein müssen. Festgestellt sind 325 Revaler Artiger des livländischen Ordens in 33 Varianten; 274 ebensolche Schillinge in 23 Varianten; 218 bischöfliche Dorpater Artiger in 45 Varianten; 4 sehr seltene Schillinge Bischof Heinrichs II.; 202 verschiedene baltische und 14 Gepräge norddeutscher Städte. Der Fund ist in den Besitz der Rigaschen Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde übergegangen. MK

Digitized by Google

Hausgarten.

Sei mir gegrüßt, Du schöne, stille Blume,
Christblume Du auf meiner Liebsten Grab!
Noch blühest Du zu Deines Heilands Ruhme,
Die andern Blumen alle fielen ab.
Dem Winter trotzest Du und seinen Wettern
So ritterlich wie nur der Tannenbaum;
Er wiegt sich leise über Deinen Blättern,
In allen Aesten einen Weihnachtstraum.

M. Lange.

Mancherlei vom Alpenveilchen.

(Cyclamen persicum.)

Das Alpenveilchen ist unbestreitbar ein Liebling des deutschen Hauses geworden. Wenn aber in manchen Gartenbüchern behauptet wird, daß seine Zimmerpflege die denkbar einfachste sei, so dürfte der Fachmann dem nicht ganz zustimmen. Wer freilich die Pflanze in voller Blüte aus dem Gewächshause kauft, kann bei der Behandlung im Zimmer nur auf unwesentliche Schwierigkeiten stoßen, aber bei der Pflege der Pflanze von den Anfangsstadien der Blätter- und Blütenentwickelung an ist doch mancherlei zu beobachten. Häufig hört man die Behauptung, man solle den Alpenveilchen möglichst wenig Wasser zuführen, da die Knollen leicht faulen. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Ein einmaliges Zutrockenwerden der Wurzeln hat das Abfallen der Knospen zur Folge. Während des Flors braucht die Pflanze viel Wasser. Nur hüte man sich, das Herz der Pflanze zu benetzen und lasse das abgezogene Wasser nicht im Untersatz stehen. Ein zweites Erfordernis ist viel Helligkeit. Daß zuweilen die kleinen Knospen verdorren, hat lediglich seinen Grund darin, daß sie von den darüberstehenden Blättern allzusehr beschattet werden. Diese sind entsprechend zu entfernen. Man versuche auch den Topf höher zu stellen, damit das Licht stärker auf den Boden der Scheibe fallen kann. Eine kränkelnde Entwickelung nehmen die Alpenveilchen häufig, wenn man sie nach Norden oder Osten stellt. Zimmerwärme ersetzt ihnen die Sonnenstrahlen auf keinen Fall. Extreme Temperatur kann die Pflanze nicht vertragen. Am besten gedeiht sie bei mittlerer Temperatur; bei Kälte stelle man abends die Töpfe vom Fenster weg. Nach dem Abblühen hält man die Knollen trocken. Will man sie für den nächsten Winter wieder verwenden, so gebe man ihnen eine reichliche Düngung, am besten öfter Dunggüsse von Hornspänewasser. Nach meiner Erfahrung ist es jedoch vorteilhafter, stets neue Knollen, aus Samen leicht heranziehbar, zum Zimmerflor zu verwenden. In neuerer Zeit werden prächtige Neuheiten in den Handel gebracht, vor allem Cyclamen persicum giganteum (Abbildung 1), ebenso Cyclamen persicum Papilio (Abbildung 2). Erstere sind in den schönsten Färbungen erhältlich (blutrot, reinweiß, zartrosa mit dunklem Auge, lachsrot, gefüllblühend). Die Neuheit „Papilio“ fällt durch ihre gefransten Blütenränder auf, ist aber nach den von mir im vorigen Winter gemachten Erfahrungen nicht so reichblühend als die Giganteum-Sorten sind. Red.



Abb. 2. Cyclamen persicum giganteum fimbriatum „Papilio“ (Schmetterlingscyclamen).



Abb. 1. Cyclamen persicum giganteum.

Winterſträuße I.

Die mächtigste Darstellung der sommerlichen Vegetation bildet der Laubwald; von nah wie von fern gesehen, ist er eine Erquickung fürs Auge. Im Winter steht er um so ärmer da, ist anscheinend alles Schmucks völlig beraubt. Dem ist nun doch nicht so. Von fern gesehen, hat der Laubwald im Winter mannigfache, reizvolle Farbentöne, blaugrau, kupferrot oder schwarzviolett, nicht zu reden von dem wundervollen Schmuck, mit welchem ihn der Reif überkleidet. Und wenn man näher tritt, so mag man sich aus dem Wald oder Park oder auch schon vom Gartenhag einen Winterstrauß sammeln, der wohl das Interesse in Anspruch nehmen kann. Der Charakter der einzelnen Arten tritt an den kahlen Reisern so deutlich hervor. Wie züngelt der Zweig der Buche (Abb. 4) samt seinen Knospen zum Licht empor — ein Anzeichen, daß sie im Wettkampf ums Licht ihre Mitbewerber überholen wird! Ähnlich tut die Linde, aber in weicheren, runderen Formen; so stellt sie sich auch im belaubten Stand, dem äußeren Umriß nach der Buche sehr ähnlich, weicher und runder dar. Die Hagbuche verleugnet auch am Winterzweig ihre Ähnlichkeit mit der Buche nicht und zeigt zugleich ihren starreren Bau. Ganz anders erscheint die Eiche, derb ihr Zweig und voll besetzt mit Knospen, als wollte sie sagen: nach jeder Richtung hin nehme ich für mich Platz und Licht in Anspruch. Die Ulme hat besonderen Schmuck in ihren glänzendbraunen Blütenknospen, durch welche ihre Zweige wie Perlenschnur erscheinen. Die Esche (Abb. 3) hat auf ihre grüngrauen dicken Zweige rauchschwarze Knospen gesetzt; ähnliche Zweige hat der Nußbaum, aber seine Knospen gleichen den Kuppeln der Münchner Frauenkirche, und darunter sitzen, bienenkorbähnlich, die jungen Blütenkätzchen. Die Ahorne zeichnen sich aus durch ihre gegenüberstehenden, regelmäßig ins Kreuz gestellten Knospen und Zweige, der Feldahorn noch besonders durch die rissig korkige Rinde. Der Birke schlankes Gezweig mit der fein gekörnten Rinde ist bekannt und für verschiedene Zwecke gesucht. Das Pfaffenkäppchen hat saftgrüne, im Durchschnitt quadratische und scharfkantige Zweige; das ist derselbe Grundriß, den im Sommer die Blüte und die reizende Frucht zeigt. (Schluß folgt.)

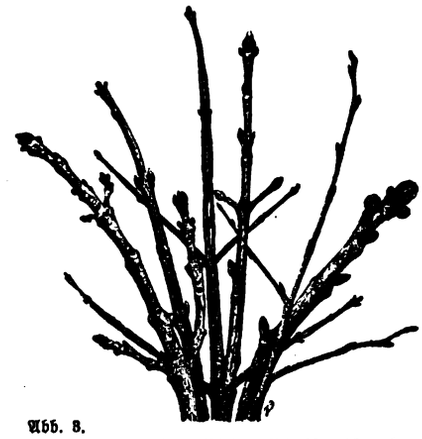


Abb. 3.

Von links nach rechts: Esche, Pfaffenkäppchen, Feldahorn, Bergahorn, Birke, Nußbaum.

Zur Champignonkultur.

In Nr. 47 des „Daheim“ (vom 23. 8. 1902) findet sich in der „Gartenpost“ eine Anleitung zur Champignonkultur, die mir etwas mangelhaft erscheint. Wenn auch verspätet für die Anfrage, erlaube ich mir doch, Ihnen meine Erfahrungen für den Hausgarten zur Verfügung zu stellen; vielleicht kommen sie manchem, der einen Versuch anstellen will, noch gelegen. Die Zeit der Anlage ist gleichgültig; der allgemeinen Wachstumsperiode entsprechend, dürfte das erste Frühjahr am zweckmäßigsten sein. Die meisten Liebhaber werden auf einen Keller angewiesen sein; über Ställe 2c. fehlt mir die Erfahrung. Der Keller soll dunkel und möglichst kühl sein (18° R.). Bei Licht und Wärme sammelt sich das Ungeziefer erschreckend an. Möglichst strohfreier Pferdedung ist für die Kultur das Beste. Der Dung darf noch nicht durchgeregnet, nicht von der Sonne getrocknet sein und nicht schon tagelang auf dem Dunghaufen gelegen haben. Frischer Pferdedung ist Hauptsache. Flache Form der Anlage ist vorzuziehen wegen gleichmäßiger Ausnutzung des Nährbodens und wegen größerer Oberflächenentfaltung. Höhe des Haufens anfangs ca. 30 cm; er sinkt von selbst bedeutend. Alle 3—4 Tage wird der Dunghaufen gänzlich umgestochen und wieder festgeklopft. Bei zu großer Trockenheit, die aber so leicht nicht eintritt, muß mit 25° R. warmem Wasser gesprengt werden. Zu große Nässe ist schädlich. Empfohlen wird, den Dung in ein Leinentuch zu schlagen und zu ringen; gibt er dann viel Feuchtigkeit ab, so ist er zu naß. Unbedingt notwendig ist Kontrolle mit einem Thermometer. Ich habe bei regelmäßigem



Abb. 4. Von links nach rechts: Hainbuche, Buche, Eiche, Linde, Ulme.

Umstechen über 14 Tage lang Temperatur von 50° R. festgestellt! Solange der Dunghaufen „fiebert“, ist Aussaat nicht erlaubt, erst wenn dauernd unter 20° R. gefunden werden, fängt die Aussaat an. Darüber vergehen in der Regel 8 Wochen! Zur Saat gibt es „lose Brut“ und „Brut in fester Form“, d. h. in trockenen gepreßten Platten von Dung, Backsteinform. Diese letztere wird in kleinapfelgroße Stücke zerschlagen, 24 Stunden vor der Aussaat in zimmerwarmes Wasser gelegt und dann entsprechend der Größe der Anlage in Abständen von 25—30 cm in den geebneten Dung-

Digitized by Google

haufen hineingedrückt und zweifingerhoch mit Dung bedeckt. Dann hat die liebe Seele 6—8 Wochen Ruhe; nur bei zu großer Trockenheit wird gegossen mit 25° R. warmem Wasser, 1 Liter auf 1 Quadratmeter, aber nicht zu naß halten! Wenn man dann nach 6—8 Wochen in der Nähe einer Pflanzstelle nachsieht, findet man dünne, feine, leicht zerreißbare Fäden. Das ist der Anfang der Entwickelung. Nun wird die ganze Anlage mit gesiebter, lockerer, etwas sandhaltiger Komposterde etwa 5 cm hoch überschüttet. Diese Erddecke dient nur dazu, die Feuchtigkeit des Haufens möglichst gleichmäßig zu erhalten. Allmählich erscheinen die kleinen Leckerbissen, erst vereinzelt, dann aber zu Hunderten pro Quadratmeter. Bis dahin vergehen also 9—12 Wochen! Die Champignons werden nicht abgerissen oder abgedreht, sondern dicht über der Wurzelverzweigung abgeschnitten. Der Wurzelstumpf wird stets sofort wieder mit Erde bedeckt, da sonst Maden hineinkriechen und die Pflanzstelle zerstören. Anderes Ungeziefer, Asseln, Schnecken ꝛc., muß man mit Licht überraschen und dann vernichten. Frisch ausgeschälte Kartoffeln und Rüben helfen zur Vertilgung des Raubzeuges mit. Wird die Erde trocken, so muß zeitweise wieder mit 25° R. warmem Wasser angefeuchtet werden, 1 Liter auf den Quadratmeter. Die Ertragsfähigkeit auf voller Höhe dauert wohl 4 Monate, dann läßt sie nach. Aus dieser Kultur wieder „Backsteine" selbst zu pressen und zu trocknen, ist nicht ratsam; die kleine Ausgabe für neue Brut darf nicht gescheut werden. Guten Erfolg wünscht **Dr. med. Ebert in Grevesmühlen.**

Gartenpost.

Frage: Wie muß man Geranien im Winter im Zimmer behandeln, damit sie so zeitig wie möglich blühen? Ich dachte immer, Geranien dürften nicht sehr naß gehalten werden, vielleicht habe ich sie zu trocken stehen lassen vorigen Winter, oder doch noch zu naß? Sie trieben sehr üppige Blätter, blühten aber nicht, der eine Topf auch nicht, als ich ihn im Sommer ins freie Land setzte (im Topf). Mit Neid sah ich Ende des Winters in den Bauernhäusern, wo in den dumpfigen, dunstigen Stuben die Blumen gewiß nicht besonders gepflegt werden, jedenfalls wärmer stehen, als es für Geranien gut ist, den schönsten Geranienflor. Ist es besser, Geranien mit oder ohne Töpfe im Sommer ins freie Land zu pflanzen? Sind Pelargonien ebenso zu behandeln wie Geranien? **L. G.**

Antwort: Bei der Kultur der Geranien achte man darauf, immer junge Exemplare heranzuziehen, da in vielen Fällen alte Stämme ihre Blühfreudigkeit verlieren. Wir empfehlen Ihnen, die Triebe im Herbste stark zurückzuschneiden, die Pflanze im Winter an einem kühlen Standort trocken aufzubewahren und im Frühling, wenn der Trieb beginnt, an einen recht sonnigen Fensterplatz zu bringen. Von diesem Zeitpunkte ab tritt reichlichere Bewässerung ein. Im Frühjahr ist auch die rechte Zeit, die Geranien — und zwar jedes Jahr regelmäßig — umzupflanzen. Wählen Sie dazu Lauberde, welche mit Hornspänen gedüngt und mit etwas Lehm vermengt ist. Andererseits wird sehr empfohlen, beim Gießen dem Wasser etwas Eisenvitriol als Düngung beizumischen (10 g auf 1 Liter laues Wasser). Schießen die Triebe ins Kraut, so schneiden Sie wieder zurück. Für den Garten geben Geranien anmutige Gruppenpflanzen ab, und sie werden am besten ohne Topf ausgepflanzt. — Im allgemeinen macht man heutzutage keinen Unterschied mehr zwischen Pelargonien und Geranien, wie Sie aus vielen Gartenkatalogen ersehen können. Wir empfehlen Ihnen schließlich, einen Versuch mit den neueren, prächtigen Pelargoniensorten, besonders den Scarlett- oder Zonalpelargonien, deren Blütenreichtum ganz hervorragend ist, zu machen. Der Samen wird im April in einem Holzkasten ausgesät, ans Fenster gestellt und mit einer Glasscheibe bedeckt. Sobald die Pflänzlinge das dritte und vierte Blatt geschoben haben, sind sie in Töpfe zu verpflanzen. Über das reichblühende, efeublättrige Pelargonium peltatum werden Sie später im Hausgarten hören. **Red.**

Frage: Welche Ziersträucher eignen sich zur Anpflanzung längs einer nach Norden gelegenen, daher stets schattigen Seite meines Hauses? Sie sind von der Wand selbst durch einen Laubgang von wildem Wein getrennt und sollen die untere Längsseite desselben, welche kahl bleibt, verdecken.

Grävenwiesbach im Taunus. Spehr, Pfarrer.

Antwort: Für die nach Norden gelegene, stets schattige Seite Ihres Hauses dürfte die Auswahl der hierfür sich eignenden Ziersträucher nicht allzugroß sein. Ein schöner Ziersrauch, der selbst im tiefsten Schatten gedeiht, ist Ribes alpinum, mit kleinen gelben Blüten; ihm folgen Symphoricarpus racemosa, die Schneebeere, ferner Berberis aquifol. oder auch Mahonia aquifol. genannt; ebenso gedeihen Weißbuchen, Haselnußsträucher, Weichselkirschen, Prunus Mahaleb noch ganz gut in schattiger Lage. Es dürfte auch zu empfehlen sein, wenn Sie direkt an die kahlen Stellen den kleinblättrigen Efeu pflanzen; er wächst zwar langsam, aber er gibt eine schöne, vornehme, immergrüne Bekleidung, an der man auch im Winter seine Freude haben kann. **Paul Jurasz.**

Frage: Wir besitzen einen Weinstock Précoce de Mallingre. Derselbe trägt schon zum zweitenmal ganz reife, aber nur ganz kleine Beeren ohne Kerne. Woran liegt dies und wie kann diesem Übelstande abgeholfen werden? **A. G. in Lengefeld.**

Antwort: Es ist eine Eigenheit dieser frühen und reichtragenden Sorte, die auch noch in solchen Gegenden, welche für den Rebstock klimatisch nicht günstig sind, fortkommt, kleine längliche, gelblichgrüne bis goldfarbige Beeren zu bringen. Winzig kleine Beeren können entstehen, wenn der Boden sehr mager ist, wenn man bei dem Beschneiden dem Weinstocke allzuviel Traghol beläßt und infolge kalter Witterung die Befruchtung eine mangelhafte war. War der Rebstock von Krankheiten, z. B. die Reben von Schildläusen befallen, oder bekamen die Blätter den echten oder falschen Meltaupilz, so konnten die Beeren gleichfalls nicht die normale Größe erreichen. Wollen Sie vollkommene Trauben erziehen, so schneiden Sie im Frühjahre bezw. jetzt schon das einjährige Tragholz kurz, dann belassen Sie im nächsten Sommer jedem Zapfen nur eine Traube und schneiden nach der Blüte mit spitzer Schere die kleinsten Beeren aus. Auch Düngung, Schwefeln vor und nach der Blüte, ebenso das erste Bespritzen mit Kupferkalk- oder Kupfersodabrühe sollte vor der Blüte erfolgen, sowie das zweite Bespritzen anfangs Juli, das dritte anfangs August, doch dann nur noch mit einer Lösung von 300 g Kupfervitriol und 350 g Soda auf 100 Liter Wasser.

Garteninspektor Ph. Held.

Frage: Seit Jahren werden mir zu Anfang September meine Weintrauben zum größten Teil durch Wespen gefressen. Zudecken mit Gardinenstoff sowie aufgehängte Gläser mit Zuckerwasser waren erfolglos. Einbinden der Trauben in Säckchen geht nicht, da es zu viele sind. Was läßt sich zweckmäßig gegen diese Plage tun?

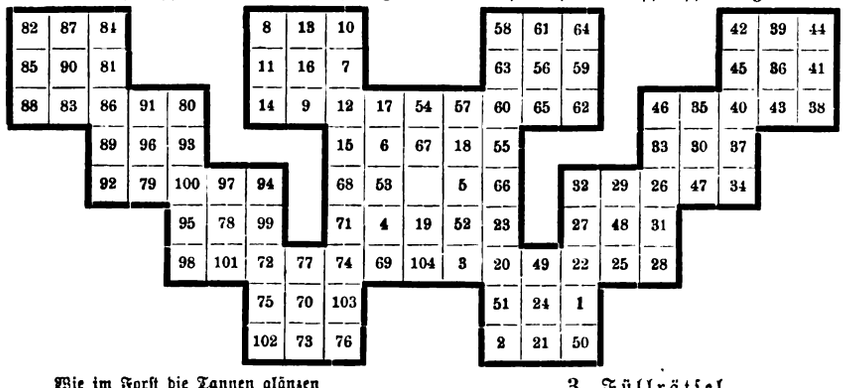
Milz bei Römhild. Pastor Höne.

Antwort: Um das Überhandnehmen der Wespen zu verhüten, töte man von Ende April an alle Weibchen, deren man durch Niederschlagen im Fluge oder mittels des Fangnetzes habhaft werden kann, wenn sie dem Honigsaft der Blüten, den Blattläusen oder den Blattflöhen nachgehen. Jedes dieser Weibchen wird sonst Stammutter eines ganzen Wespenstaates. Später hat das Töten einzelner Wespen wenig Wert; da muß man schon die Nester zerstören. Das ist nicht immer ungefährlich. Am besten geht es in der Nacht oder ganz früh am Morgen, wenn die Wespen alle im Neste und wenig beweglich sind. Freihängende Nester können, wenn die Örtlichkeit es gestattet, mit einer Fackel verbrannt werden. Man kann auch, um die Wespen zu zu betäuben, mit einer kleinen Ohrspritze Chloroform durchs Flugloch spritzen (Äther oder Benzin würden dieselbe Wirkung haben, doch dürfte man dabei kein Licht in die Nähe bringen, der Feuergefährlichkeit wegen). Dann löst man schnell das Nest ab und fängt es mit einem Netze auf. Nimmt man statt des Netzes einen Eimer, so kann man in diesem gleich durch Abbrühen mit kochendem Wasser die Wespen und ihre Brut töten. Um die Einwohnerschaft der Erdnester zu vernichten, wird man sich zweckmäßig eines Räucherapparates bedienen, der vielfach zur Vertilgung der Feldmäuse angewendet wird; doch muß man vorher alle Fluglöcher der Wespen bis auf eins verschließen und nach dem Einblasen des Rauches auch das letzte. Wem ein solcher Apparat nicht zur Verfügung steht, der gieße eine kleine Gießkanne voll Wasser, dem ein Gläschen voll Benzin oder Terpentinöl zugesetzt ist, ins letzte Flugloch und verstopfe es schnell oder setze ein mit Tropfbier gefülltes Fliegenfangglas fest über das Flugloch, in diesem fangen sich die Wespen. **Ph. H.**

In unserer Spielecke.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 12.

1. Schlüssel und Auflösung des Weihnachts-Rösselsprungs.



Wie im Forst die Tannen glänzen
Mit krystall'nem Schmuck behangen!
Ist das Christkind gabenspendend
Durch den weiten Wald gegangen

Und zur Nacht erwacht ein Leben
Auf den Höhen, in den Tiefen,
Zu dem Christfest ziehn die Elfen,
Die im Tale friedlich schliefen.

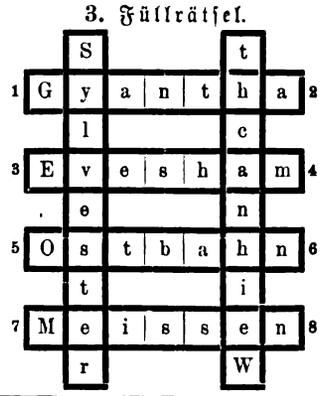
Und beim Schall der Frühmettglocken
Ging ein Wehen in den Bäumen —
Schlummend wiegten Ast und Ästchen
Sich in holden Weihnachtsträumen.

(Aus einer Weihnachtsidylle.)

2. Schachaufgabe.

1. Tf3—f4, d6—d5, A. 1. ..., Ke5—d5,
2. Tf4—e4†, beliebig, 2. Df2—f3†, Kd5—c5, e5,
3. Dc5, f4, Te6 ±. 3. b2—b4, De4±.

3. Füllrätsel.



4. Problem: Das Nest.

Man ordnet die Buchstaben der ersten Zeile nach der Anzahl der Zapfen, welche sich an den vom Neste ausgehenden und nach den einzelnen Buchstaben deutenden Zweigen befinden. Also:

1. Zapfen, 2. Z., 3. Z., 4. Z., 5. Z., 6. Z., 7. Z.,
I. Zeile: N O R D S U E

Die folgenden Zeilen werden in gleicher Weise geordnet. Die richtige Lösung zeigt:

Nord, Süd, Ost oder West,
Daheim ist's am best'!

5. Arithmetische Aufgabe.

5 Neffen und 8 Nichten.

6. Merkrätsel. „Frohe Weihnachten."

Afrika	Iserlohn	Kiew	Neisse
Lahn	Zacken	Utrecht	Wien

7. Damespielaufgabe.

I. c3—b4 Da3—c5†
II. e1—f2 Dg1—g5††
III. h4—h8†††††† wird D und gewinnt!

8. Ergänzungsaufgabe.

W	e	i	h	e	r
N	a	c	h	e	n
T	a	r	a	s	p
F	e	s	t	o	n

9. Akrostichon.

Celle Hort Recke Irade Saar
Tauber Brüssel Arad Uarda Mauer

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rücksendung **unverlangt** eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutschen** Freimarken beigelegt sind. — Herausgeber: **Th. H. Pantenius** und **Hanns von Zobeltitz.** — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W. 35, Steglitzerstr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Anzeigen nur:** An die **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig,** Hospitalstraße 27. — Verlag der **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig.** Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig.**

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt.

39. Jahrgang * vom Oktober 1902 bis dahin 1903. * * * Ausgegeben am 3. Januar 1903. * Nr. 14.

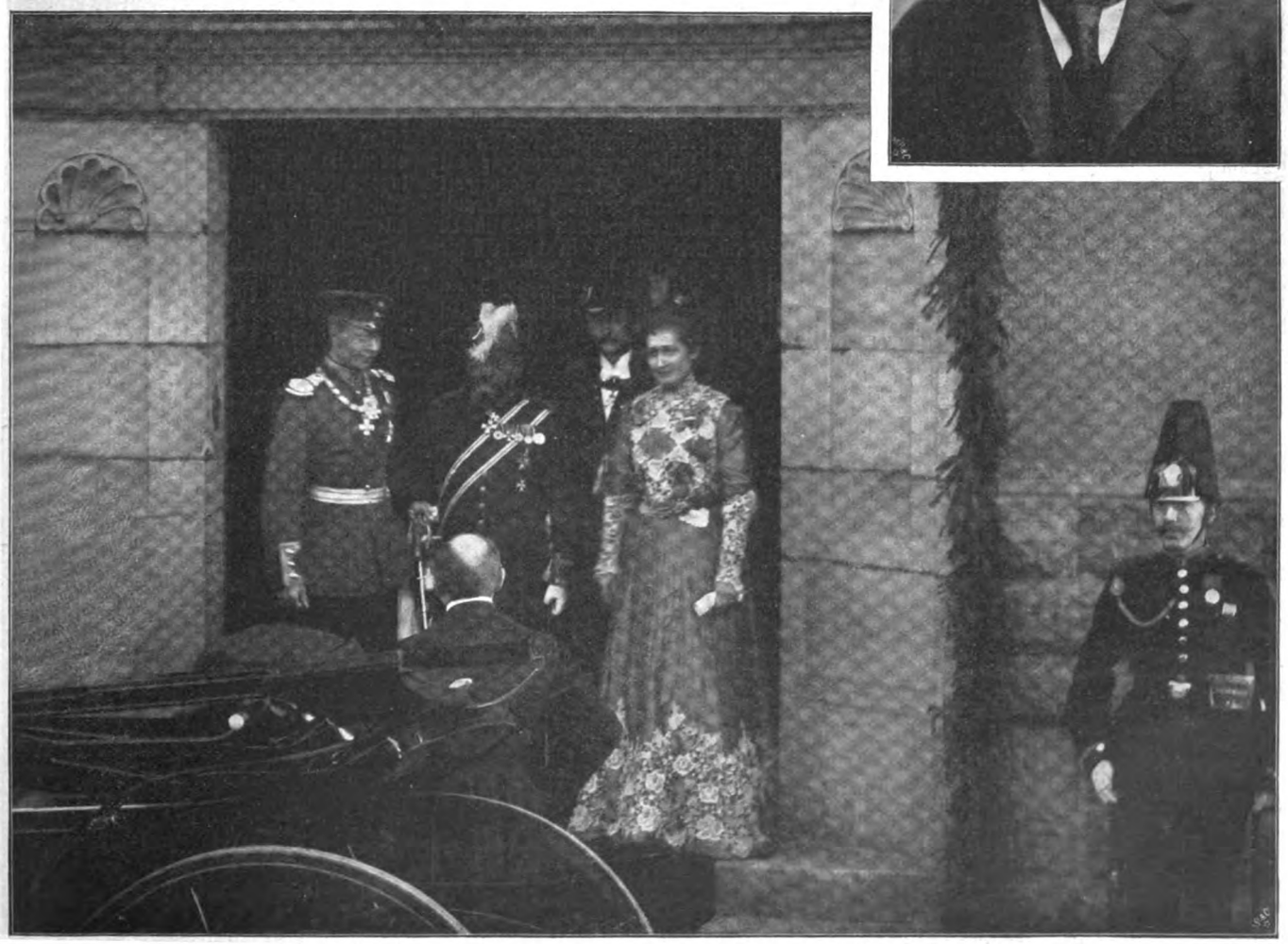
Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.

Der neue Polizeipräsident von Berlin. An Stelle des Herrn v. Windheim, der als Regierungspräsident nach Frankfurt a. O. gegangen, ist der bisherige Landrat des Kreises Herford in Westfalen Dr. v. Borries getreten. Er ist 45 Jahre alt und entstammt einem altadligen Geschlecht, das schon über 100 Jahre lang das Landratsamt in Herford verwaltet. Die Berufung des bisher nur im Landratsamt thätig gewesenen Regierungsbeamten auf einen so schwierigen und verantwortlichen Posten muß also als ein besonderes Zeichen kaiserlichen Vertrauens angesehen werden, wie sich dies ja auch in dem kürzlichen Besuch des deutschen Kronprinzen in Herford bewiesen hat. Unser Bild zeigt neben dem Kronprinzen den Oberpräsidenten von Westfalen, Freiherrn v. d. Recke, und Frau v. Borries, hinter der ihr Gemahl, der damalige Landrat und jetzige Polizeipräsident, steht.

* * *

Prinz Eitel Friedrich als Corpsstudent. Auch der zweite Sohn unseres Kaiserpaares, Prinz Eitel Friedrich, der bekanntlich zu Beginn des Wintersemesters nach Bonn gegangen ist, um dort seinen Studien obzuliegen, ist gleich seinem ältesten Bruder in das Corps Borussia eingetreten, sodaß sich diese Corporation der hohen Auszeichnung rühmen darf, jetzt gleichzeitig zwei Söhne des Kaisers als „Aktive" bei sich zu sehen. Dem Prinzen, der am 7. Juli d. J. sein 20. Lebensjahr vollenden wird,





Der neue Polizei-Präsident von Berlin, Dr. v. Borries, und der Kronprinz als sein Gast in Herford.
Nach Aufnahmen von C. Colberg, Hofphotograph in Herford.

Digitized by Google



Prinz Eitel Friedrich als Bonner Borusse. Nach einer Aufnahme von Th. Schafgans in Bonn.

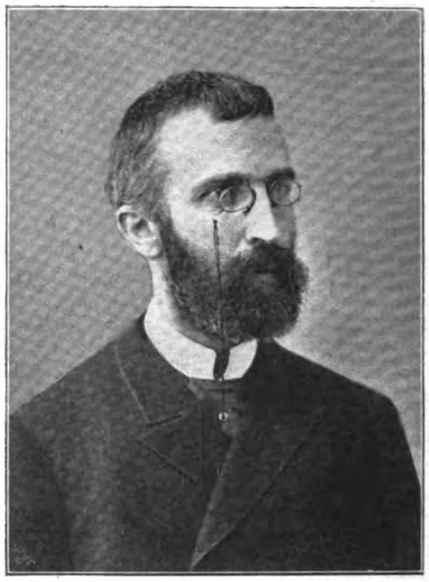
steht der weiße Boruffenstürmer recht gut zu Gesicht, wie die neueste, von uns veröffentlichte Aufnahme zeigt.

* * *

Geheimrat Timirjasew. Geheimrat Wassili Iwanowitsch Timirjasew, der neue Verweser der Handels- und Gewerbe-Abteilung des russischen Ministeriums der Finanzen, ist eine in Berlin wohlbekannte Persönlichkeit, und seine Ernennung wird in Anbetracht der bevorstehenden Verhandlungen wegen der Erneuerung des deutsch-russischen Handelsvertrages mit großer Befriedigung aufgenommen. Bereits als Vicedirektor des Departements für Handel und Manufaktur, widmete er sich dem Studium der Zolltariffragen, 1891 leitete er die Arbeiten, die zum Abschluß der russisch-französischen Handelskonvention führten und wurde dann Vorsitzender der russischen Delegation in Sachen der deutsch-russischen Zollverhandlungen. 1893 wurde er zum russischen Handelsagenten in Berlin ernannt. Im Jahre 1896 hat er außerdem als Generalkommissar der Nischninowgoroder Ausstellung fungiert.

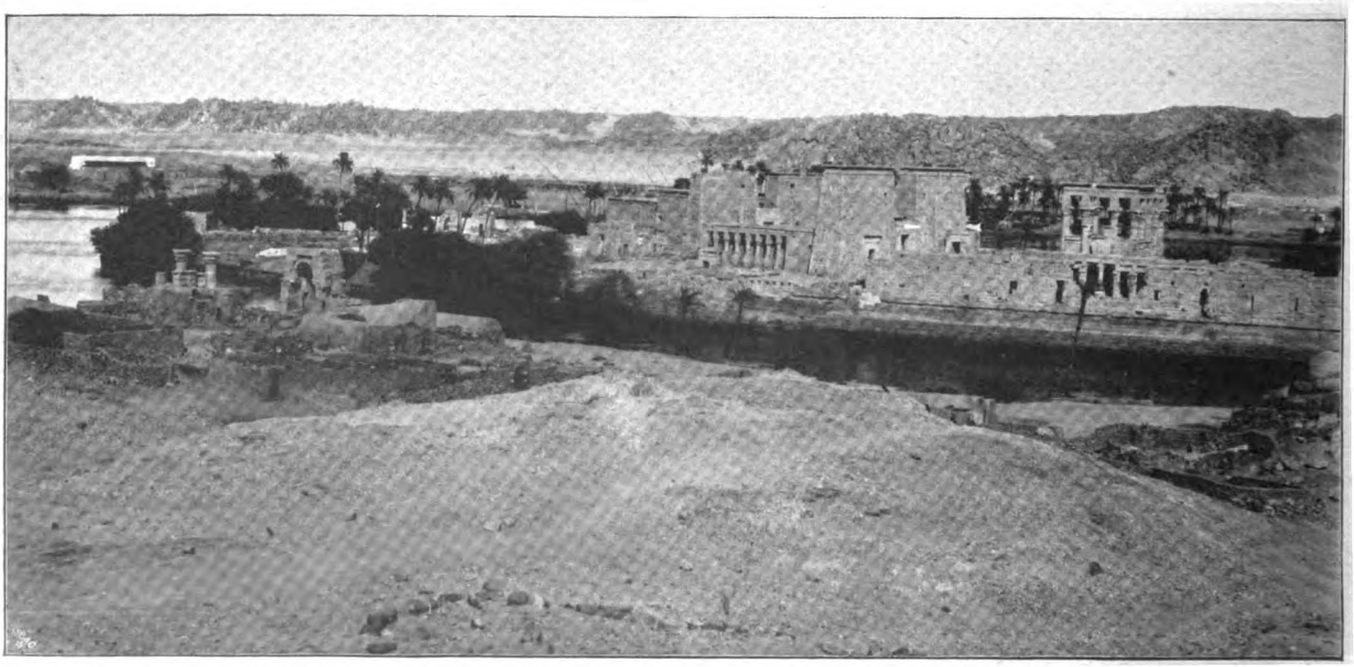
* * *

Das Nil-Stauwerk zu Assouan. Die Tage von Assouan sind vorüber. Die königlichen Gäste haben die Stätte des ersten Nilcataractes verlassen, dem nun alle Fährnisse für die Schifffahrt, aber leider auch die Reize eines gewaltigen Naturschauspiels genommen sind. Dafür schauen wir ein Wunderwerk von Menschenhand, das uns in seiner Art nicht minder staunen läßt, als die gigantischen Kunstschöpfungen der alten Aegypter. Ueberwältigend ist der Eindruck, den man gewinnt, wenn man von Assouan aufbrechend, über die Berge am Nil entlang reitend, plötzlich den Staudamm in seiner ganzen Ausdehnung vor sich sieht. Vorne das wild zerklüftete Feld des ersten Cataractes mit seinen Stromschnellen, dann der Riesendamm, dahinter zwischen Bergen ein weites Seebecken, aus dem nur Palmenkronen und einzelne Dächer der verlassenen Häuser hervorragen. In einer Ecke liegt die Insel Philae mit ihren Prachtbauten, deren Fundamente nun ganz vom Wasser umspült sind. Ueber dem Ganzen scheint die helle Sonne Aegyptens — ein bezauberndes Bild. Der Damm hat den Zweck, flußaufwärts das Nilwasser in den Monaten Dezember bis März zu stauen, um zur Zeit der Wasserarmut im Verein mit den Stauwerken zu Assiout und Kairo das Niveau des Flusses beliebig beeinflussen und so die Speisung der Kanäle, der eigentlichen Nähradern Aegyptens, bewerkstelligen zu können. Die aufgestaute Wassermenge beträgt rund eine Milliarde Kubikmeter, kann aber bei Unzulänglichkeit noch bedeutend gesteigert werden. Dieser Damm, der ganz aus Granit gebaut ist, hat eine Länge von 1800 m, ist unten 27 m und oben 7 m breit; seine größte Höhe beträgt 43 m. Durchlässe für das Wasser sind 180 vorhanden, die durch eiserne Rollschotten gesperrt werden. Von diesen liegen 140 an der Sohle des Dammes, die anderen befinden sich in mittlerer Höhe. Wesentlich erleichtert und verbilligt wurde der Bau des Riesenwerkes, das immerhin noch 61,000,000 Mk. kostet, durch die Beschaffenheit des Flußbettes, dessen massiv steiniger Grund die Fundamentierung sehr vereinfachte, und die Nähe der Granitsteinbrüche, die schon vor Jahrtausenden das Material für die Bauten der Pharaonen geliefert haben. An der Westseite des Dammes stellt ein Kanal mit 4 Schleusenkammern eine direkte Dampfschiffsverbindung zwischen Assouan und Wady Halfa



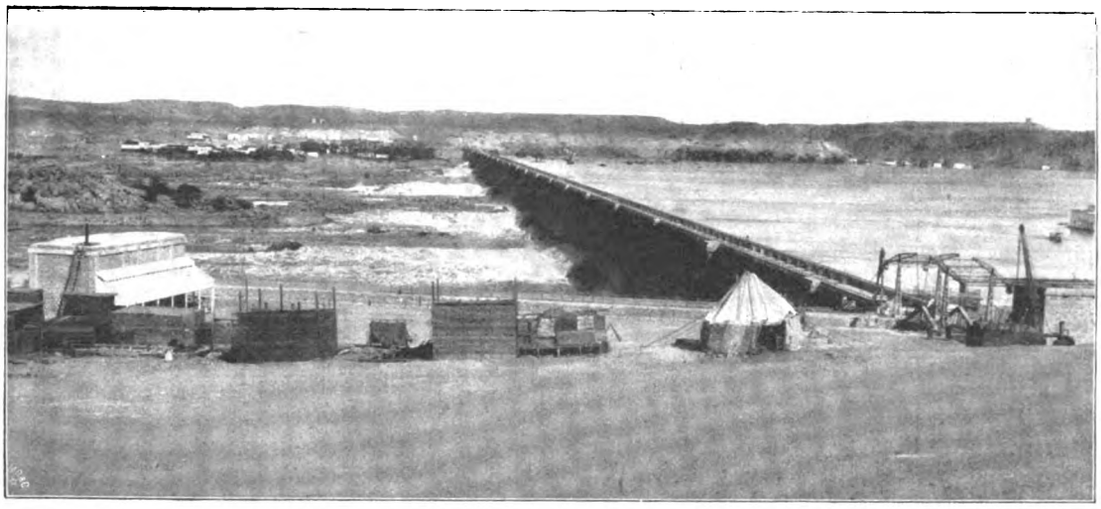
Der neue Leiter des russischen Handels- und Gewerbewesens Geh.-Rat Timirjasew.

(Gebiet des zweiten Cataracts) her. Die Schleusenthore dieses Kanals werden kulissenartig in eine Seitenkammer geschoben, der Schleusenkopf wird nach oben geschlagen. Eine Durchschleusung geht außerordentlich prompt vor sich. Die ganze Anlage verdient unsere volle Bewunderung. Wieweit sie sich praktisch bewähren und vor allen Dingen rentieren wird, ist eine Frage der Zeit und der Erfahrung. Eine gewisse Gefahr bildet wohl die nicht unwahrscheinliche Verschlammung des Staubeckens. Man darf nicht vergessen, daß der Nil an Schlamm und Steingries, dem natürlichen Dünger für



Vom Nil-Stauwerk bei Assouan: Ansicht von Philae, das jetzt zum größten Teil unter Wasser steht.

Digitized by Google

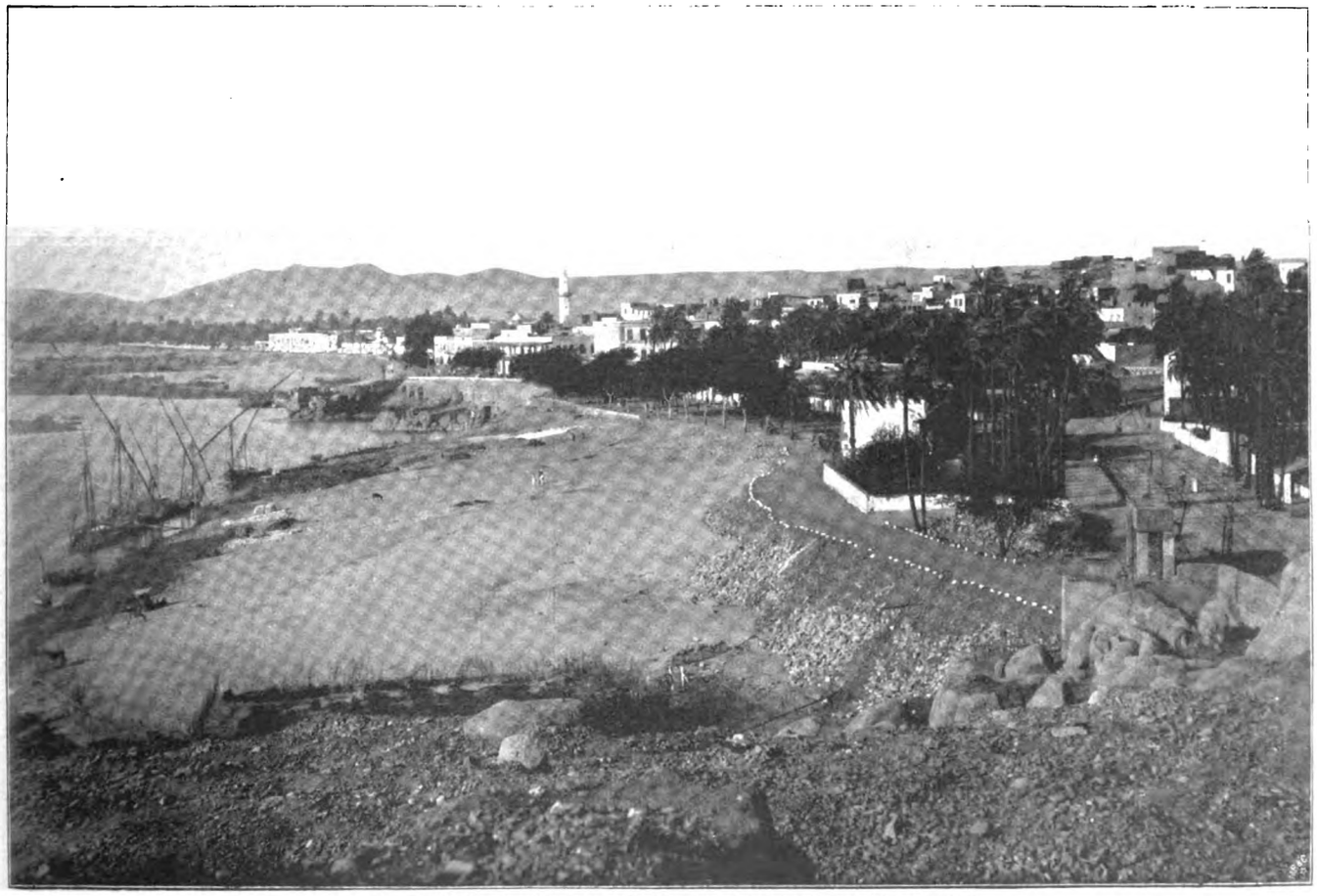


Gesammtansicht des Staudamms.

das Land, ungeheure Mengen mit sich führt, die nun Zeit haben, sich oberhalb des Dammes abzulagern und so auch als Düngungsmaterial verloren gehen. Ferner wird die Insel Philae jedes Jahr, wenn das Staubecken gefüllt ist, unter Wasser gesetzt werden, die meisten Tempel und sonstigen Gebäude, mit Ausnahme des großen Isistempels, werden alsdann zeitweilig 2 bis 4 Meter hoch unter Wasser stehen, indes sind die Grundmauern verstärkt worden, so daß die Gefahr einer Beschädigung ausgeschlossen erscheint. — Die Arbeiten zu dem gewaltigen Werke wurden im Februar 1899 in Anwesenheit des Herzogs von Connaught begonnen. Im Sommer 1900, wo die Grundsteine für das Mauerwerk an den meisten Stellen gelegt wurden, waren nicht weniger als 11000 Arbeiter, darunter 9000 Europäer, meist Italiener, beschäftigt. Die Pläne hatte Willcocks gezeichnet, die Ausführung leitete zuerst W. J. Wilson, der 1899 starb, dann bis zum Ende A. L. Webb; alle Drei hatten ihre technischen Erfahrungen in Indien gesammelt. Den Unternehmern wurde es dank der Freigebigkeit des deutschen Finanzmannes Sir Ernest Cassel aus London ermöglicht, die Bedingungen der egyptischen Regierung mit Bezug auf die Insel Philae anzunehmen. Am 10. Dezember v. J. ist nun der Schlußstein zu dem Stauwerk gelegt worden. Zu der Feierlichkeit hatten sich außer dem Herzog von Connaught und seiner Gemahlin, der Khedive, sein Bruder, Lord Cromer mit seiner jungen anmutigen Frau, die Minister, sowie eine Reihe geladener hoher Gäste, besonders aus der Finanzwelt eingefunden. Das größere Publikum war, abgesehen von den Eingeborenen, schwach vertreten. Als der Schlußstein versenkt war, öffnete der Khedive von einer elektrischen Centrale aus, die auf seinen besonderen Wunsch von einem Schweizer Ingenieur innerhalb der letzten 3 Tage hergestellt werden mußte, 20 Wasserthore zu gleicher Zeit. Dann wurde das erste Schiff geschleust, das ein über die oberste Kammer gespanntes weißes Band zerschnitt. Damit war die Inauguration des Werkes nach Austeilung der Verdienstzeichen geschehen. Der Abend zeigte Assouan, diesen herrlichen Fleck ägyptischer Erde, im wunderbarsten Lichterschmuck. Die vielen Dampfer und Dahabijes erglänzten mit ihren Tausenden von Lampions auf dem Wasser. Zwischen ihnen zogen erleuchtete Boote. Den Abschluß gegen die Wüste bildete auf der Elefanteninsel das glänzende Savoy-Hotel. Dazu die Weisen der Khedivialkapelle, wahrlich ein Bild aus „Tausend und einer Nacht!“ Das war das schönste an dem Tage.

* * *

Das neue griechische Ministerium. Zum vierten Mal hat soeben der im achtzigsten Lebensjahr stehende Theodor Delyanis das Präsidium des neuen Ministeriums übernommen. Da sein Programm sich in erster Linie auf dem Gebiet der Finanzen, bewähren soll, hat er gleich-

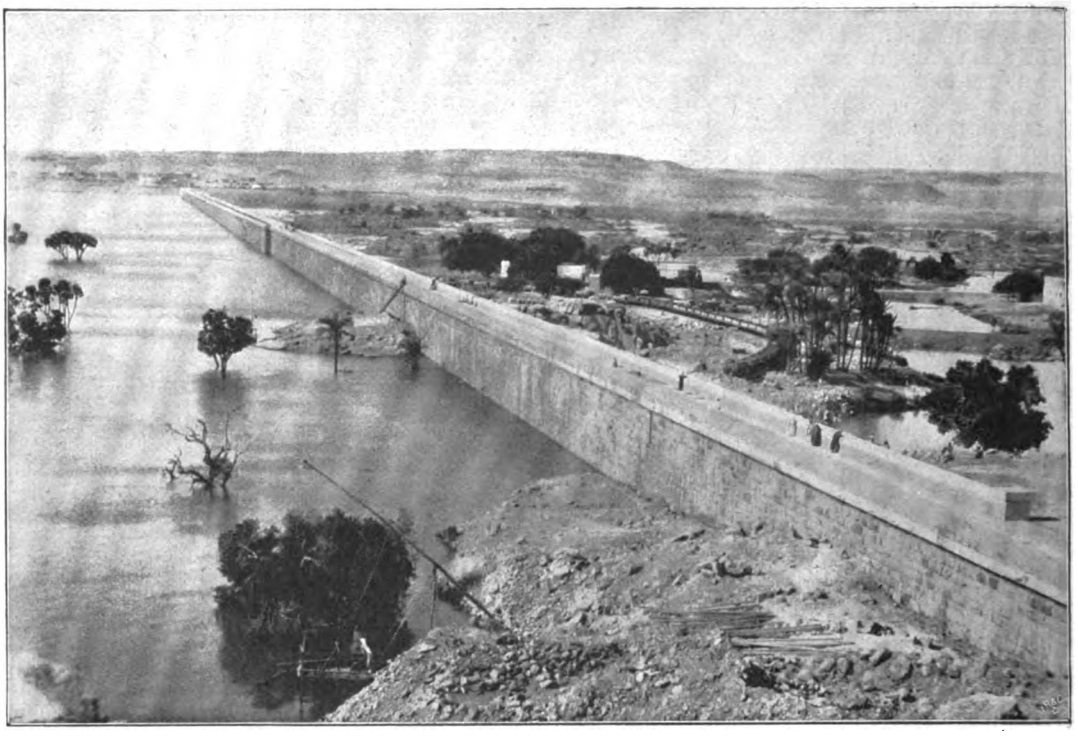


Gesamtansicht von Assouan, Aegyptens hervorragendstem Kurort.

Vom Nil-Stauwerk bei Assouan.

Digitized by Google

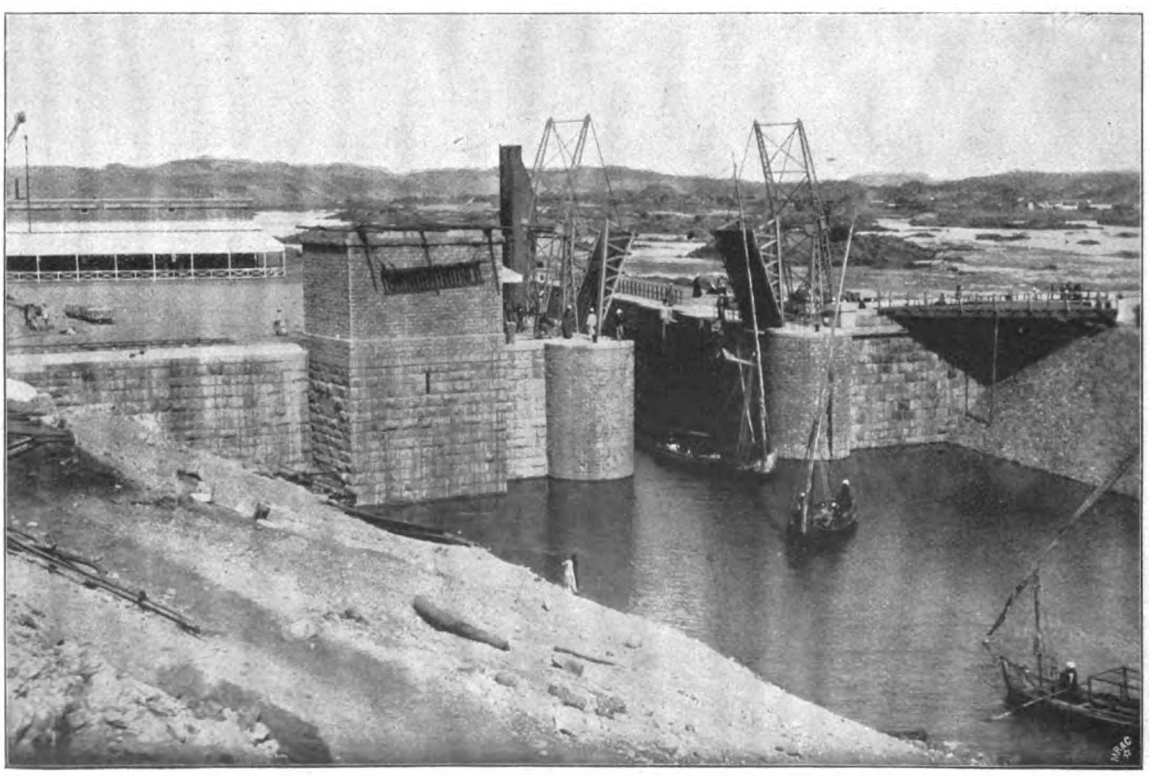
zeitig das Finanzportefeuille für sich reserviert. Der Minister des Aeußeren Alexander Skouzes hat schon während des letzten Krieges dasselbe Portefeuille verwaltet. Der jetzt fünfzigjährige Mann entstammt einer der reichsten Bankiersfamilien Attikas und hat als Legationssekretär in verschiedenen Hauptstädten eine gute Vorschule für sein Amt durchgemacht. Der neue Kriegsminister Oberst Limbritis stammt aus Kreta, wo er während des letzten Aufstandes an der Seite seiner Landsleute tapfer focht. Ein glänzender Redner und mit den militärischen Fragen der Gegenwart wohl vertraut, tritt Oberst Limbritis mit allem Nachdruck für Verminderung der Dienstzeit und Vermehrung der einzustellenden dienstfähigen Rekruten ein. Das Ministerium wird sich voraussichtlich großen Schwierigkeiten gegenüber sehen, da die Parteien des Theotokis und Zaïmis sich gegenseitige Unterstützung leihen werden.



Die obere Seite des Staudammes.

* * *

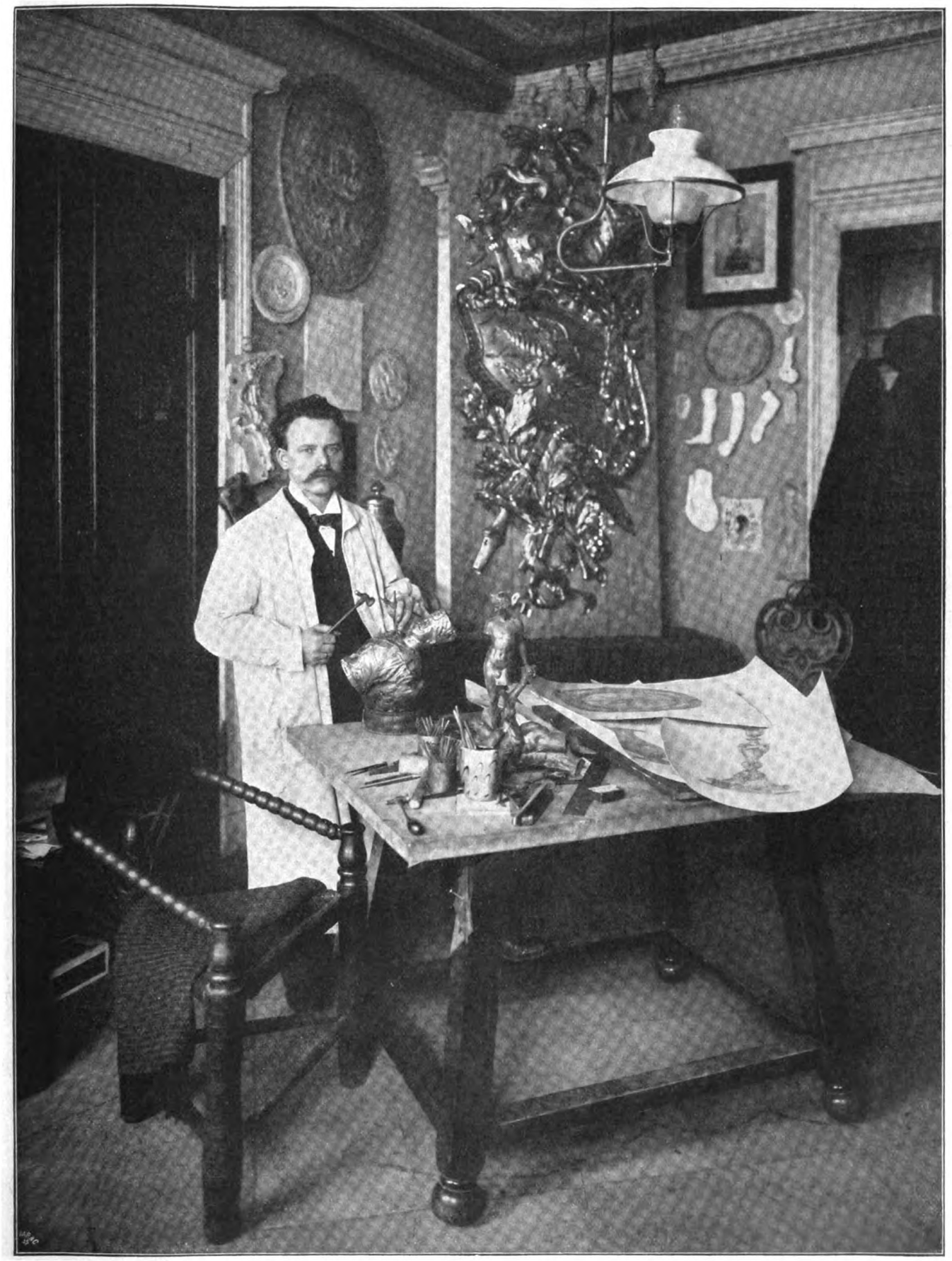
Vulkanausbruch auf der Insel Martinique. Die Liebenswürdigkeit eines unserer Leser macht uns eine sehr interessante photographische Aufnahme zugänglich, die wir als Nachtrag zu unseren früheren Bildern von der Insel Martinique bringen. Die Photographie wurde, sechs Stunden vor der Vernichtung des Dorfes Morne-Rouge, am 30. August 1902, von demselben aus aufgenommen; sie ist von merkwürdiger Deutlichkeit und mit einem Vergrößerungsglase sind alle Einzelheiten sehr leicht darauf zu sehen: Vorn das Dorf Morne-Rouge; weiter ein, durch den ersten Ausbruch verwüsteter, mit Asche und Lava bedeckter Berg; im Hintergrunde der Vulkan, die blendend weißen Dampfmassen, die schwarze Rauchsäule mit ihren leuchtenden Rändern, die darin blitzenden elektrischen Schläge und Beleuchtungen. Die französische Regierung entsandte eine Kommission, unter dem Vorsitze von Herrn A. Lacroix, nach der Insel Martinique zur Beobachtung dieses furchtbaren Naturereignisses. Der Berg wurde mehrmals bestiegen; die nähere Beobachtung der Ausbrüche war aber immer unmöglich, da die Spitze in Wolken und Rauch eingehüllt war. Am 15. Oktober begannen wieder die Herren Lacroix, de Meillac und de Chancel, von der Pflanzung Assier aus, die sehr mühsame Besteigung. Auf schwierigen, mit Steinen bedeckten Wegen gelangten sie über den Berg Le Morne-Balai, wo sie ihre Pferde zurückließen, nach dreieinhalb Stunden an den ehemaligen, mit Asche nun vollständig ausgefüllten See „Lac des Palmistes." Auf dessen Fläche liegen viele ziemlich große Felsstücke umher und sind Rinnen, mit der Richtung nach Osten, eingegraben; aus diesen steigen kleine Rauchsäulen von 70 Grad Hitze, mit schwefeligen Dämpfen und Schwefelablagerungen auf. Gegen Westen und Nordwesten erhebt sich das Aschenlager bis auf die Höhe von 1270 Meter; dort war früher die Spitze eines 1350 Meter hohen Berges, von welchem nur noch ein kleiner rötlicher, sehr zerspaltener Felsen übrig ist, der dem Krater überhängt; 100 Meter unterhalb desselben traten die Wanderer in einen dichten Nebel und erreichten in demselben den Kamm des Kraters. Am Abgrunde der steil abfallenden Wand sieht man kaum auf die Entfernung von einigen Metern, man hört aber nahe donnernde, sehr unheimliche Explosionen und Einstürze. Von Zeit zu Zeit wird man durch einen plötzlich aufsteigenden, erstickenden schwefligen Qualm unwillkürlich auf einige Schritte zurückgetrieben. Während ungefähr einer Stunde nehmen



Die obere Schleusenkammer, geöffnet, mit hochgeschlagenem Schleusenkopf.

Vom Nil-Stauwerk in Assouan. Nach Aufnahmen von A. Marques, Assouan.

Digitized by Google



Der zum Professor ernannte Bildhauer und Ciseleur Otto Roloff in seinem Atelier in Berlin.

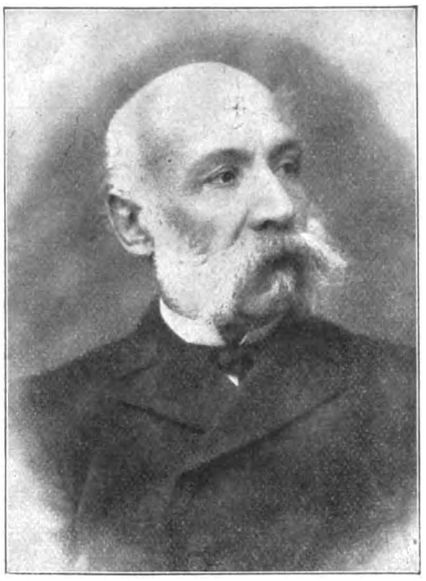
Nach einer Aufnahme der Photo-Illustration, Berlin.

Digitized by Google

Dämpfe, Rauch und tosender Lärm immer zu, ein Ausbruch scheint zu drohen, ein blendender Blitz mit betäubendem Donner schlägt in der Nähe auf den Rand des Kraters ein und alles löst sich in einen heftigen Regen auf, die Dämpfe werden niedergeschlagen und die ganze Bergspitze steht vor den Augen. Während zwei Stunden bietet sich ein erschütterndes Schauspiel.



Skouzes, griech. Minister d. Auswärtigen.



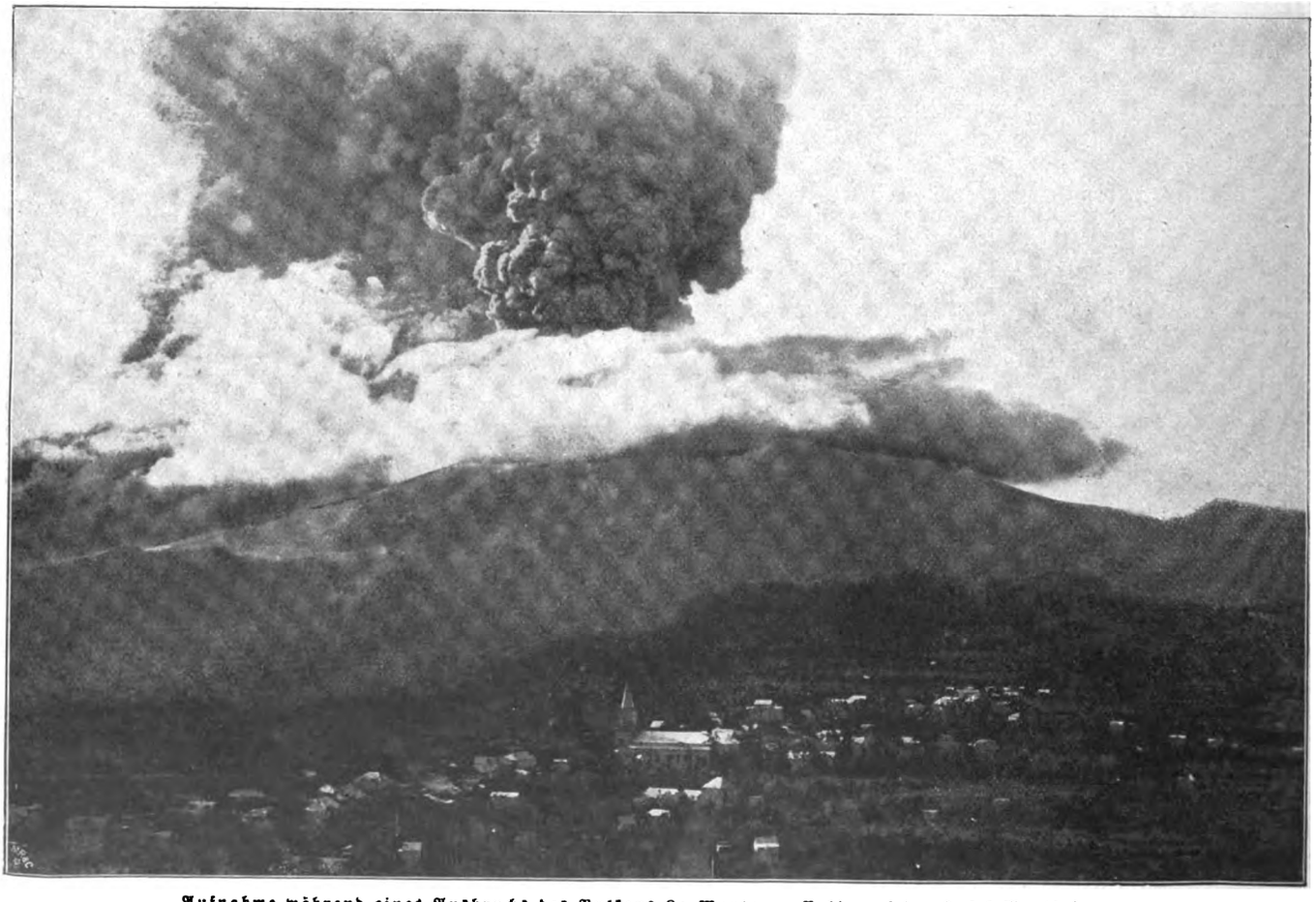
Delyannis, der neue griechische Ministerpräsident.



Oberst Limbritis, griech. Kriegsminister.

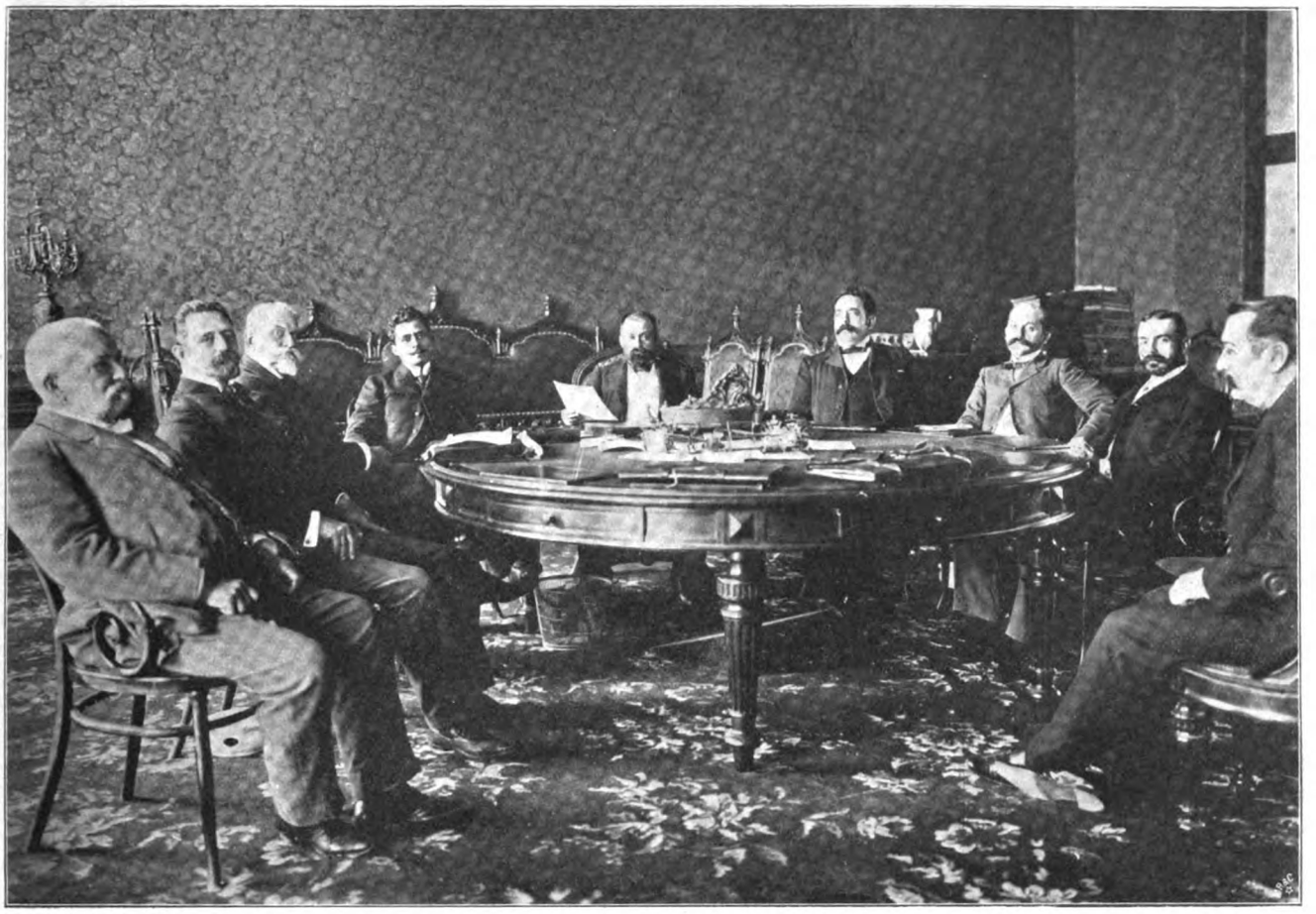
Der Krater bildet vor den Füßen eine weite Aushöhlung mit gezackten Rändern, die Wände fallen beinahe senkrecht ab, und der Abgrund ist ungefähr 150 Meter tief. Aus ihm erhebt sich ein unregelmäßiger Kegel aus steilen Felsmassen, deren Kämme gezackt und deren Oberfläche in allen Richtungen zerspalten ist. Aus jeder Spalte entsteigen, bald ruhig, bald explodierend, weißer und grauer Dampf oder bläuliche, schwefelige Rauchsäulen. Der Ausbruch dieser Gase verursacht die tosenden Einstürze. Die Gesamtmasse der Dämpfe scheint zuweilen aus der Kegelspitze zu entsteigen, während sie jedoch aus der ganzen Oberfläche des Kegels entspringt. Die weiße Dampfsäule aber, welche dann und wann bis in eine Höhe von mehreren tausend Metern steigt und von Fort-de-France aus gesehen wird, kommt aus der Tiefe des Kraters, von dort, wo der Fuß des Kegels mit den Wänden des Kraters eine Rinne bildet. Diese Dämpfe verstecken zeitweise den Kegel, plötzlich bilden sich Risse in der Masse und der Berg steht in grauenhafter Schönheit vollständig wieder vor den Augen. Nach und nach nehmen Dämpfe und Rauch wieder zu und lassen sich nicht mehr zerreißen. Das wundervolle Schauspiel ist zu Ende, und der Abstieg wird durch das Tal der Rivière blanche angetreten. Am Ursprung desselben ist die Kraterwand eingefallen und durch die Scharte sieht man von unten den Fuß des Kegels. Durch diese Scharte ist eine Felsenlawine vom Kegel bis in das Bett der Rivière blanche heruntergestürzt. Der Lauf des Flusses, das Aussehen des unteren Tales sind vollständig verändert, die Bergabhänge mit Asche und Felsen bedeckt; in weiter Ferne, gen Südwesten, ist das Land kahl und verwüstet, von den üppigen, saftiggrünen Wäldern, von den schönen Pflanzungen ist nichts mehr übrig geblieben, und Tausende von Menschen sind in diesen Naturkonvulsionen verloren gegangen.

* * *



Aufnahme während eines Ausbruchs des Vulkans La Montagne Pelée auf der Insel Martinique.

Digitized by Google



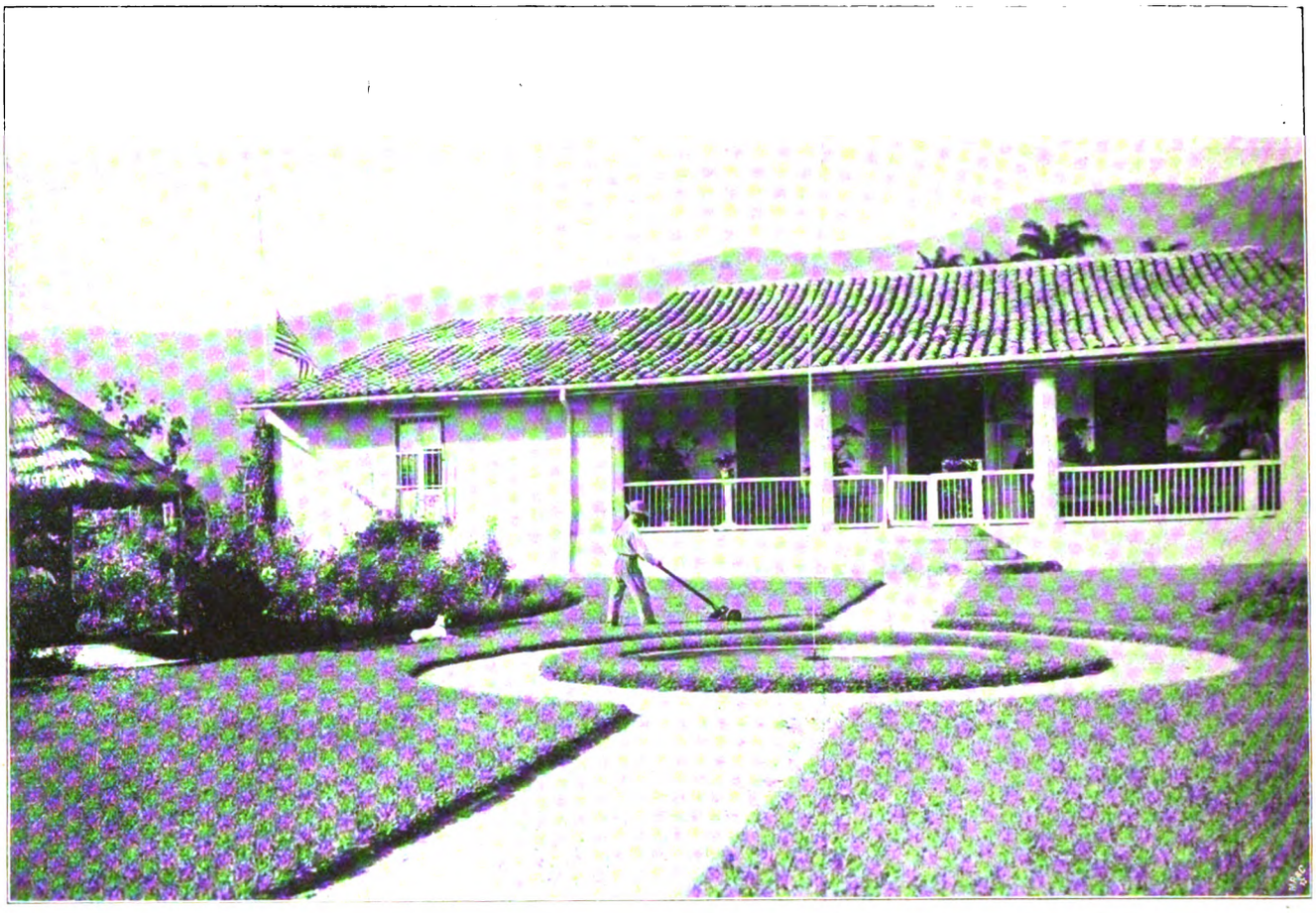
Eine Sitzung des venezolanischen Ministeriums beim Präsidenten Castro.



Die Leibwache des Präsidenten Castro.

Zum Konflikt mit Venezuela.

Digitized by Google



Die amerikanische Botschaft, Zufluchtsstätte der Deutschen, in Caracas.



Das von den Deutschen und Engländern bombardierte Fort in Laguaira.

Zum Konflikt mit Venezuela.

Digitized by Google

Frauen-Daheim.

Mißtraun ist wie ein böser Alb. Der kroch
Noch immer durch das kleinste Schlüsselloch
Und wächst dann auf zu dem gespenstigen Gast,
Der Dich erdrückt mit seiner grausen Last.

Die Malerin Sophie Koner.

(Mit 2 Abbildungen.)

Die Bilder des Lebens wandeln sich schnell. Noch vor zwei Jahren stand Sophie Koner, die Gattin des berühmten Berliner Porträtmalers, auf der Höhe ihres Glückes. Damals ahnte sie noch nichts von dem baldigen Tode des über alles geliebten Lebensgefährten. Seine Triumphe als Leiter der großen Berliner Kunstausstellung, die Befriedigung über ihr gemeinsames künstlerisches Schaffen, die Freude an ihren Kindern, alles kam zusammen, um ihr kaum noch einen Wunsch übrig zu lassen. Nur die allzu reich bemessenen Arbeiten des Gatten ließen sie ein wenig bangen. Sie wußte, was sie an ihm besaß. „Wenn ich kurz zusammenfassen soll, was ich meinem Manne danke," schrieb sie damals, „so ist es nicht nur viel, es ist alles — in der Kunst die Selbständigkeit, im Leben das Glück." Inzwischen hat ihr der Tod ihr kostbarstes Gut jäh geraubt. Es schien nach diesem grausamen Schlage vorerst, als sei der tapferen Frau jede Spannkraft vollständig genommen. Nur ihre Mutterpflichten haben sie aufrecht erhalten. Mehr und mehr beginnt nun auch ihr Genius seine Rechte zu fordern. In der gartengeborgenen Stille des Ateliers, in dem einst Gustav Richter schuf, neben dem lebensgroßen Porträt des teuren Toten, versucht sie nun wieder der Kunst zu dienen. Sie muß das Los der meisten Künstler teilen, statt saftiger Lebensfrüchte dürre Lorbeeren hinnehmen. Noch fällt ihr das Schaffen unsäglich schwer, denn die Kunst ist eine Egoistin, die sich nur mit Hingabe einer ganzen Seele begnügt; aber hoffentlich wird auch ihr die Arbeit wieder zu innerem Gleichgewicht helfen. Gerade der Verlust ihres Könnens würde eine empfindliche Lücke in dem Schaffen unserer zeitgenössischen Malerinnen bedeuten. Sophie Koner hat sich durch eine Reihe technisch sehr sorgfältiger und künstlerisch besonders geschmackvoller Bildnisschöpfungen einen Platz unter den Besten ihres Faches gesichert. Die Kollegen ihres Gatten wußten viel von dem Einfluß ihres Urteils auf die Werke des Mannes zu erzählen. Sie verstand, seinen realistischen Scharfsinn durch ihren weiblichen Takt zu veredeln. Den ihr angeborenen Sinn für Harmonie hat sie im Studium der alten Meister geschult. Ihr Werk vereint die Grazie französischer Formgebung mit dem Reiz einer vornehmen englischen Zurückhaltung.



Damenbildnis. Von Sophie Koner.

Sophie Koner wurde von deutschen Eltern in London geboren. Sie hat eine glückliche Kindheit verlebt und sich jung mit einem Offizier verheiratet. Ein herbes Schicksal machte sie früh zur Witwe, und ihre Charaktertüchtigkeit bewies sich in dem Entschluß, zu ernsten Malstudien nach Paris zu gehen. Unter dem Einfluß einer feinsinnigen anregenden Umgebung belebte sich ihr Fühlen wieder, und der Unterricht von Meistern wie Henner, Düran und Barrias entschied ihren Künstlerberuf. Sie gedenkt mit besonderer Dankbarkeit ihres greisen Lehrers Barrias. Die Wiedergabe der Landschaft war ursprünglich das Kunstideal der poetisch veranlagten Frau. Der Erfolg hat auch sie mehr und mehr aus der eingeborenen Richtung gedrängt. Bei Sophie Koner, wie bei vielen anerkannten Talenten, entschied der Lauf der Dinge für eine Entwickelung gegen die Neigung des Künstlers. In Paris lernte sie Max Koner kennen und entschloß sich, ihm als Schülerin nach Berlin zu folgen. Aus diesem Verhältnis erblühte ihre ideale Künstlerehe. Zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, erhöhten die Seligkeit des Zusammenlebens und Schaffens. Wir kennen die verschiedenen Porträts der beiden Künstlerkinder, die Sophie Koner in immer neuer, immer reizvoller Auffassung schuf: wie die meisten Malerkinder haben sich auch ihre Kleinen früh zu tadellosen Modellen schulen lassen. Bald mußten sie im pomphaftem Kostüm des Historienbildes, bald als natürliche Kameraden Sitzungen durchmachen, bald wurde ihnen irgend welcher zufällige Moment verhängnisvoll. An dieser Wiedergabe hat sich das Talent der Mutter zum Kinderporträt bis zur Meisterschaft ausgebildet. Auf allen Berliner und Münchner Kunstausstellungen ernteten die reizenden Kinderbilder Sophie Koners entzückten Beifall. Der Beweis, daß Sophie Koner berufen wurde, die einzige Tochter unseres Kaiserpaares im Bilde zu verewigen, spricht für die Schätzung ihres Könnens. Nichts ist herzbezwingender, als ihre Art im Verkehr mit den Kleinen. Sie weiß es ihnen im Atelier so gemütlich zu machen, daß die Stunden bei ihr zum wahren Vergnügen werden. Wo Sophie Koner schaltet, ist stets die echte Weiblichkeit heimisch. Sie liebt Blumen und Vögel um sich, recht viel Lebendiges, um recht viel Liebe ausstrahlen zu können. Als Kinderporträtistin, wie auch als Malerin schöner oder charaktervoller Frauen ist heut Sophie Koners Ruhm fest begründet. Sie weiß so vornehm dekorativ und farbenschön darzustellen, daß ihre Porträts meist wie Kabinettstücke der Genremalerei wirken. Wie die reizende Persönlichkeit der lichtblonden Frau selbst von allen Grazien geschmückt erscheint, so müssen wir auch ihre Kunst als getreues Spiegelbild dieses Wesens lieben.

J. K.



Kinderbildnis. Von Sophie Koner.

Digitized by Google

Zur silbernen Hochzeit eines Forstmannes.

(Antwort auf Frage 18.)

Aufführung für einen Herrn und drei Damen, die als Waldgeist, Maiglöckchen, Königskerze, Erika auftreten. Das Kostüm des ersteren muß gnomenartig gewählt werden, das der drei Damen ist am leichtesten hergestellt, wenn zu weißen Kleidern die entsprechenden Kränze getragen werden; schöner und mühsamer ist natürlich ein die Blüten darstellender Anzug aus Seide oder Seidenpapier, oder mit Seidenpapierblüten garniert.

Der **Waldgeist** tritt als Führer der Blumen auf:

Durch den Wald ging heute ein Klingen
Wie von fröhlicher Festglocken Ton,
Raunt und flüstert mit Summen und Singen
Allerwegen durch Busch und Kron'.
Weckte die Bäume aus Wintersträumen,
Blumenkeime gebettet weich,
Rief und lockte: „Laßt uns nicht säumen,
Auf zum Fest im Waldesbereich!

Der uns hütet seit langen Jahren,
Den wir grüßten fast Tag für Tag,
Der uns liebte uns bunte Scharen,
Mitempfand auch der Äxte Schlag;
Heute wird er im Kreise der Seinen
Feiern ein Jubelfest für sein Haus,
Vor ihm als Sendboten zu erscheinen
Wählt' drei Blumen des Waldes aus!"

Maiglöckchen.

Ich bin die erste, vom Lose getroffen.
Seid mir gegrüßt! Ihr kennet mich.
Ich bringe Lenzglück und Liebeshoffen,
Heiß': „Im Verborgenen lieb' ich Dich"!

Zum Silberbräutigam:

Weißt Du noch, wie im Lebensmaien
Ich Deines Herzens Sehnsucht sprach aus?
Wißt Ihr noch, wie Ihr selig zu zweien
Mich und die Schwestern gepflückt zum Strauß?

Königskerze.

Dir, die nur redet von Frühlingswonne,
Folgt mein leuchtender Sommergruß bald;
Aufwärts strebend zur brennenden Sonne
Sproß ich auf schattenlos glühender Hald'.
Rede zu Euch von gar heißen Tagen,
Gelt, das Leben hat oft sie gebracht? —
Aber sie haben auch Frucht getragen,
Wie sie mir zeitigten goldene Pracht!

Erika.

Und nun nah' ich als dritte Euch beiden;
Erika, ich, des Herbstes Bild,
Die die stillen, sandigen Heiden
Wandelt zu endlos blüh'ndem Gefild.
Nichts zwar weiß ich vom Frühling, dem holden,
Nichts von des Sommerkinds stolzer Kraft,
Aber in meinen unzähligen Dolden
Berg' ich des Honigseims würzigen Saft!

Friedlich spannt sich in strahlender Bläue
Über mir aus das himmlische Zelt,
Und ich verkündige immer aufs neue:
„Klarer Herbst ist's, der mir gefällt."

Königskerze.

Schwester, ich möchte Dich fast beneiden,
Wahrlich, der Herbst ist des Jahres Ziel!

Maiglöckchen.

Hoffend muß jeder Frühling scheiden,
Wünsche nur weckt er unendlich viel.

Waldgeist.

Teures Paar, das des Waldes Rede
Liebend vernommen von jeher bis heut,
Hört auch jetzt was der Blumen jede
Euch „durch die Blumen" an Wünschen beut:

Maiglöckchen.

Wie Eurem Lebens-Jahreskreise
Gottes Segen ward reichlich zu teil,

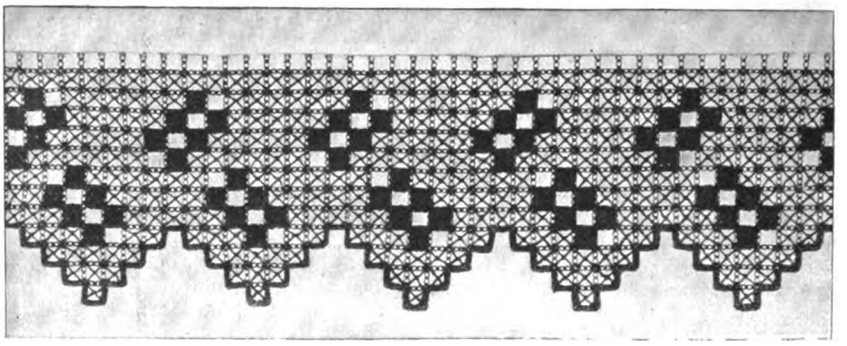
Königskerze.

Bring' Euren Kindern gleicherweise
Lenz, Sommer, Herbst, stets Glück und Heil!

Anna Ecke.

Italienisches Gebäck.

Der nach Italien gekommene Deutsche wird wohl in den meisten Fällen das gewöhnliche Weizenbrot recht unschmackhaft finden; schon während des Essens verspürt man eine gewisse Säure, die sich hinterher noch mehr bemerkbar macht. Das meiste Gebäck ist fast hefenlos; eigentliches Hefenbrot heißt pane francese. Das Brot wird in länglichen, viereckigen Formen oder als kreisrunde Scheibe hergestellt. Meist sind die (kleineren) Scheiben so miteinander zusammen gebacken, daß sie eine gefällige Gruppe bilden. Die gesuchtesten Stücke in Rom sind im übrigen: der cuscino, der wie ein richtiges Polsterkissen sich ausnimmt, die bastone, filori und sfilati, die kleinen Waffen nicht unähnlich sind, und jene spaßhaften Gebilde: paneti piemontesi. In ganz Italien findet man gebackene Kränze oder Ringe, tortoni genannt, von denen im albergo oder in der Pension immer jedem Gast ein bestimmter Teil zugeteilt wird.



Kante zur Verzierung von Schürzen, Decken. Leichte Stickerei auf karrierten Waschstoff.

Die beliebtesten Gebäcke in Neapel sind die großen Brote paleo und rose. Je größer, je besser! denn der Neapolitaner hat einen erstaunlichen Appetit. — Unter den pompejanischen Wandgemälden im Museo nazionale zu Neapel finden wir Darstellungen von torten- oder scheibenförmigem Gebäck, und in Pompeji selbst können wir diese Gebäcke heute noch wohlerhalten, wenn auch geschwärzt und ungenießbar, sehen. — Daß die Bäckereien und Konditoreien Italiens sonst noch Gebackenes jeglicher Art und Form aufweisen, ist selbstverständlich. **L.**

Kleidung.

Reformschürze. Reformkleider, Reformunterzeuge, Reformstiefel — über alles dieses wird heute viel geredet, geschrieben und — gespöttelt. Dennoch möchte ich heute auf einen Teil der Reformtracht zu sprechen kommen, dem bisher wenig Beachtung geschenkt ist, der aber nicht unwichtig ist für die Reformtracht im eigenen Heim: ich meine die Reformschürze. Es ist klar, daß es nicht ganz leicht ist, da eine praktische und dabei doch gefällige Form zu finden, denn von den bisher üblichen Schürzen, die in der Taille gebunden werden, auch von denen mit Achselträgern, wird wenig oder nichts für die Reformtracht zu gebrauchen sein. Da heißt es auf neue Formen zu sinnen, oder zur altbekannten Kittelschürze zurückzukehren, die sich gewiß zur Reform-Küchenschürze als geeignet erweisen würde. Aber wie steht es mit den sogenannten Tändelschürzen, die uns zur Zier und doch auch zum Schutz der guten Kleider dienen sollen? In einem der letzten Modeblätter sah ich ein Modell zu einer solchen Schürze, das aber meines Erachtens etwas schwerfällig wirkte und dabei etwas kompliziert herzustellen war. Ich möchte deshalb heute für alle Trägerinnen der so gesunden Reformtracht einige Angaben machen für eine einfach herzustellende und doch hübsch aussehende Reform-Zierschürze. Man nehme einen leichten, modernen, buntgemusterten oder einfarbigen Schürzenstoff, 75 cm im Quadrat (man kann die Außenlinien nach innen etwas einbogen), verziere die Kanten beliebig mit Spitze oder Stickerei und setze an zwei gegenüberliegende Ecken des Quadrats Bänder zum Binden. Nun nimmt man eine von den beiden andern Ecken mit der Spitze nach oben und befestigt sie vorn in Brusthöhe mit einer Nadel, binde die beiden andern Ecken unterhalb der Hüften, und lasse die vierte Ecke lose herunterhängen.

Man kann die Schürze natürlich nach Gefallen verzieren, z. B. eine moderne Kante rings um das Viereck setzen; da ist natürlich der Geschmack des Einzelnen maßgebend. Die geschickten Leserinnen des Frauendaheims werden schon verstehen, die Schürze hübsch, modern und doch praktisch herzustellen.

E. Th., Detmold.

Handarbeit.

Freundinnen praktischer, geschmackvoller, aber nicht augenverderbender Handarbeiten möchte ich auf die entzückende, originelle Stickweise aufmerksam machen, welche unsere Abbildung veranschaulicht. Es ist eine leichte, filetartig wirkende Kreuz- und Flachstichstickerei auf besonders dazu gewebtem, originell kariertem Waschstoff. Der in weiß mit blau oder rotem Carreaumuster, auch in hochrot und lichtblau, weiß gemustert, vorhanden ist. Besonders der letztgenannte Stoff ist auffallend schön in der Verarbeitung. Die Versandfirma Riis & Co. in Gnadenfrei führt diese Stoffe. Das Meter, waschecht, gediegen, 83 cm breit, kostet 85 Pfg. Stickmuster werden den Käufern gratis zugegeben. Auch kann man sich fertige, resp. angefangene Arbeiten nebst Material kommen lassen. Gestickt wird mit weißer und farbiger Baumwolle, die dunklen Karreaus in dichtem Flachstich, der Netzgrund in Kreuzstich mit kleinem Überfangstich, der Rand in Languettenstich. „Filet-Guipure-Imitation" nennt sich die neue Stickerei, die ihrer großen Vorzüge wegen gewiß zahlreiche Anhängerinnen finden wird. **Anna Ziegler, Gnadenfrei.**

Für die Küche.

Eingemachte Kalbsbrust, weiß. (Antwort auf Fr. 15 an **E. Y.** in **R.**) Die ausgebrochene und ausgewaschene Kalbsbrust wird, damit sie schön weiß wird, mit vielem Wasser heiß gemacht, dann mit einer Zwiebel, einem Lorbeerblatt, zwei Nelken, einem Kaffeelöffel ganzem Pfeffer, der dünnen Schale von einer halben Citrone, nötigem Salz, in ein Geschirr gelegt, mit fetter Fleischbrühe, oder statt der Fleischbrühe mit Wasser und 40 g Butter, bis zum Bedecken übergossen und 1¼ Stunde langsam weich gekocht. Nachdem die Brust in ihrem Sud etwas ausgekühlt ist, wird sie herausgenommen, zwischen zwei Brettchen ein wenig gepreßt und in schöne Stücke geschnitten. 60 g Butter werden erhitzt, mit zwei Löffel Mehl ¼ Stunde langsam geröstet und mit der abgeseiheten und durch ein Siebchen gegossenen Kalbsbrustbrühe zu einer weißen Sauce verkocht, welche dann abgeschäumt, mit einem Glase weißem Wein versetzt, mit 3 gelben Eiern, 2 Eßlöffel süßem Rahm und 20 g Butter kochend legiert, mit dem Safte einer Citrone gesäuert und durch ein Siebchen auf die Kalbsbruststückchen gegossen wird; solche werden nun in dieser Sauce einigemale aufgekocht und mit „Spätzle", geschmalzenen Nudeln, Maccaroni, kleinen Semmelklößen, Champignons, Morcheln, badischen Kartoffeln 2c. aufgetischt. „Eingemachte Kalbsbrust (braun)." Wird ganz der vorhergehenden gleich bereitet, nur daß das Mehl braun geröstet und mit der Brühe zu einer kräftigen braunen Sauce verkocht wird. — Ausführliche Angaben über die Zubereitung von „Spätzle" finden Sie im „Daheim" (Jahrgang XXXIV) in Nr. 35 und Nr. 40.

Johanne in H.

Auskunft.

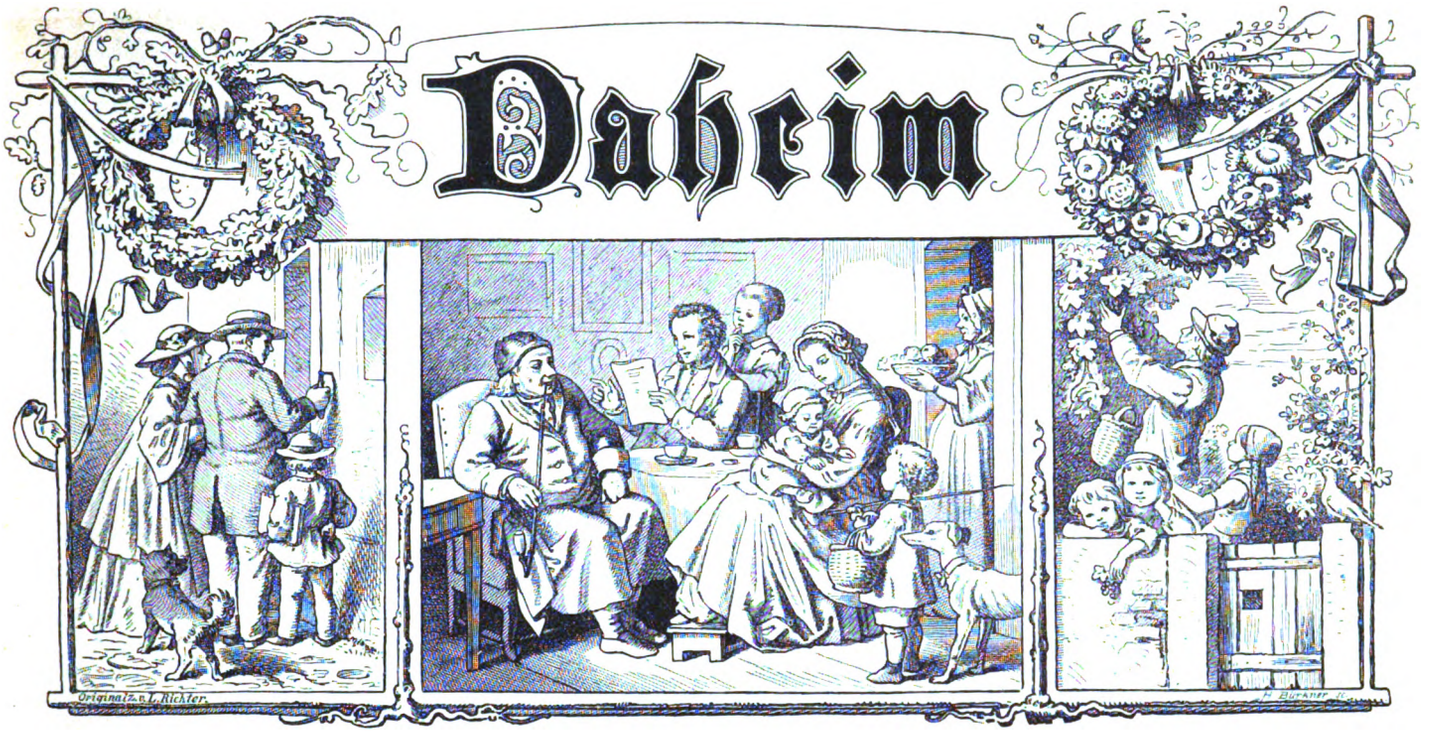
Fr. 19. (Langjährige Abonnentin in Hamburg). Leere Garnrollen lassen sich vorzüglich zur Herstellung einer Etagere oder eines zierlichen Bücherbortes verwenden, wenn man die Rollen, nach der Größe 6 bis 8, auf je vier grifffeldicke Eisenstangen übereinander schiebt. Alsdann wird ein längliches, einfaches Brettchen an allen vier Ecken von einem runden Loch durchbohrt und ebenfalls über die vier Eisenstäbchen geschoben; darauf kommt wieder eine Reihe Rollen, und schließlich wieder ein Brettchen. Die Eisenstäbe müssen so lang sein, daß über dem oberen Brett noch zwei Rollen Platz haben. Sie müssen an den Enden durch Umbiegen verdickt werden (vom Schlosser). Das Ganze wird bronziert, schöner noch: mit grüner Emailfarbe gestrichen. **M. in L.**

A. S. W. Kaffeeextrakt können Sie in jeder Karlsbader Porzellan-Kaffeemaschine durch sehr langsames Aufgießen auf größere Mengen Kaffee herstellen. Die Hauptsache ist die sorgsame Aufbewahrung in luftdicht verschlossenen Flaschen.

Redaktionspost.

Herrn **A. F.** in **H.** Damit ist wohl schwerlich etwas zu machen! Wir wissen leider keinen Rat.

Digitized by Google



Der Taugenichts.

Die Geschichte einer Jugend. Von Paul Oskar Höcker.

1. Kapitel.

Herr von Golin besaß wenig Beziehungen in Berlin. Wenn er zu größeren landwirtschaftlichen Einkäufen — oder auch nur, um das winterliche Einerlei auf seinem pommerschen Rittergut zu unterbrechen — einen Ausflug nach der Reichshauptstadt machte, so beschränkten sich die geistigen Anregungen, über die er hinterher seiner Frau zu berichten wußte, lediglich auf einen Variétéabend. Er erlebte in Berlin eigentlich nichts. Bekannte traf er dort nicht, an Fremde schloß er sich grundsätzlich nicht an. So war er mit seinen Reiseschilderungen immer ziemlich schnell fertig: bei Adlon hatte er das und das gegessen — im Wintergarten gaben sie jetzt eine ganz unmögliche Pantomime — und im Kaisercafé hatte er schließlich noch einen hervorragenden Schlummerpunsch genehmigt.

Seine Frau und seine beiden Mädels, die famosen Backfische, erwarteten schon gar nichts anderes mehr. Und doch: für sie war Berlin der Inbegriff der Intelligenz, des Glanzes, des Lebens im großen Stil. Man mußte es vielleicht nur mit anderen Augen sehn als der gute Papa.

Frau Mine trieb viel Lektüre, sie war eine tiefangelegte, menschenfreundliche und kunstempfängliche Natur, dabei, was ihren größten Charme ausmachte, sehr humorvoll. Auf dem einsamen Oliza, das so weitab von der großen Heerstraße lag, ziemlich versteckt eingeklemmt zwischen der Ostsee und den großen pommerschen Laubwäldern, mußte man schon ein bißchen Philosoph sein, wenn man sich nicht langweilen wollte. Für das Fehlen geselliger Freuden entschädigte Frau Mine neben steter geistiger Beschäftigung hauptsächlich der innige Verkehr mit ihren beiden Töchtern, der lustigen Liddi und der etwas schwärmerischen Hertha. Die wenigen gesellschaftlichen Beziehungen, die zwischen Oliza und den Nachbargütern früher bestanden, hatte Frau Mine nach dem sie tief erschütternden Tode ihres Erstgeborenen, des armen kleinen Kurt, fast gänzlich einschlafen lassen. So stand man jetzt, als die Töchter heranwuchsen, beinahe isoliert da, war sogar den nächsten Nachbarn entfremdet.

Wenn die Weizenpreise es diesen Herbst erlaubten, wollte Herr von Golin seine Damen nun endlich wieder in die Welt führen. „Und dann gleich tüchtig!“ hatte er behaglich schmunzelnd gesagt. Zunächst sollten die Mädels, um sich ein bißchen Gewandtheit anzueignen, eine Reihe der ortsüblichen ‚Lämmerhüpfen‘ mitmachen, und um Weihnacht herum gedachte er dann mit Kind und Kegel die langversprochene Reise nach dem Süden anzutreten.

All der hierzu notwendigen Einkäufe wegen begleitete ihn darum auf dem nächsten Berliner Ausflug das ‚ganze Weiberregiment von Oliza‘, wie er sich auszudrücken pflegte.

Aber Frau Mine nutzte die Zeit in der Reichshauptstadt ganz anders aus, als ihr Gatte es gewohnt war. Auf Wintergarten und Apollotheater verzichtete sie von vornherein. Sie hatte einen wahren Heißhunger nach Kunst und anderen geistigen Anregungen. Das ging so weit, daß Golin sich mehrmals geradezu entsetzte.

Daß man in Berlin außer den schrecklichen Museen — und im Sommer allenfalls der Moabiter Gemäldesammlung, wo es wenigstens noch Dreherbier und Militärmusik gab — sich pflichtschuldigst auch noch allerlei neumodische Kunstsalons und Separatausstellungen anzusehen habe, daß man in diesen für den Agrarier so trüben Zeiten die ernstesten sozialen Dramen im Deutschen Theater über sich ergehen lassen solle, und daß man an den theater- und konzertfreien Abenden, statt bei einer gediegenen zweiten Flasche sitzen zu bleiben, in tiefsinnige Vorträge gehen könne: solcherlei Schelmenstücke brachten doch auch wirklich nur *seine* Frauenzimmerchen fertig!

Apart war Frau Mine, das mußte ihr der Neid lassen.

Sagte sie nicht eines Abends zu ihrem Manne: „Hör' 'mal, lieber Bär, wie wär's, wenn Du einen Deiner früheren Bekannten aus der Universitätszeit hier aufsuchtest? Man möchte doch die Mädels allmählich an Welt und Menschen gewöhnen. Vielleicht macht sich da ein Verkehr, so lang wir hier sind. Und wenn Du dann das nächste Mal allein herkommst, weißt Du gleich jemand, an den Du Dich wenden kannst.“

Es standen ein paar junge Herren, Söhne der Nachbarn von Oliza, bei den Garderegimentern. Aber das war nicht das, was Frau von Golin suchte. Am liebsten wäre ihr's gewesen, wenn sie bei Männern wie Frommel oder Dryander hätten Besuch machen können. Dann interessierten sie auch noch ein paar weltliche Schriftsteller, von denen sie

Digitized by Google

in den letzten Jahren viel gelesen hatte. Sie verschlang die Bücher ja nicht mehr so hastig und unverständig wie eine höhere Tochter, der es nur darauf ankommt zu erfahren, ‚ob sie sich schließlich kriegen'; ein Buch, das ihr wirklich etwas zu sagen hatte, ward vielmehr geradezu ein Erlebnis für sie, und es beschäftigte ihre eigene Gedankenwelt noch lange. Da hätte sie sich wohl gern mit dem oder jenem Verfasser einmal ausgesprochen. Diese Vorstellung verursachte Herrn von Golin, der durchaus kein Schöngeist war, eine Art Albdrücken.

Übrigens war der einzige Mann der Feder, den er von früher her kannte, inzwischen ‚ein so hohes Tier' geworden, daß er fürchten mußte, der berühmte Herr werde sich seiner gar nicht mehr entsinnen. Nun, und einer solchen Verlegenheit konnte sich ein pommerscher Landjunker doch auch nicht so ohne weiteres aussetzen.

Es handelte sich um Doktor Ott, den politischen Redakteur des „Neuen Fremdenblattes", den in Agrarierkreisen neuerdings so vielgerühmten, in der gegnerischen Partei ebenso stark befehdeten Maximilian Ott.

Frau Mine hätte diesen Feuerkopf aber doch gar zu gern kennen gelernt. Auch seiner Gattin wegen, die selbst literarisch tätig war, deren Gedichtsammlung ‚Einsamkeiten' sie gerade in den letzten Wochen wiederholt gelesen hatte.

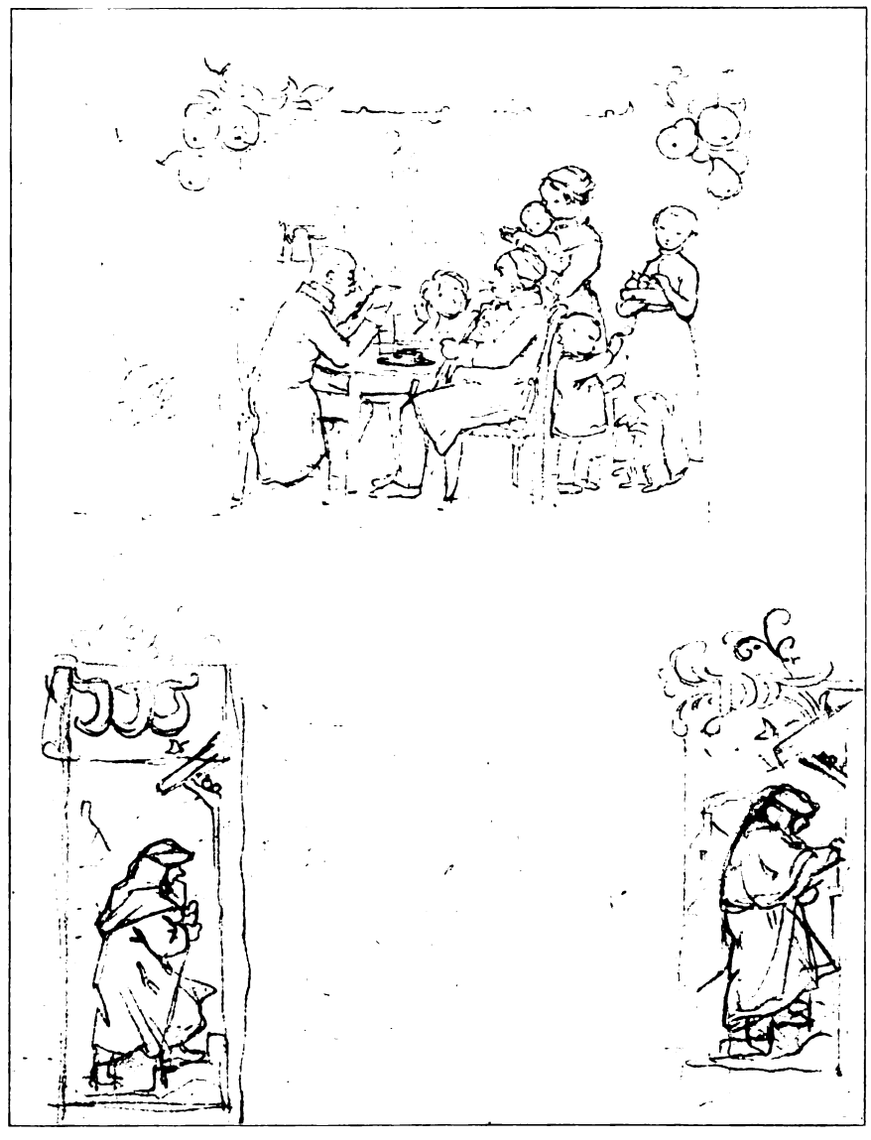
Während seine Damen in der Königl. Akademie der Künste die Menzel-Ausstellung studierten, machte sich Golin also mutig entschlossen auf den Weg zu Otts Redaktion, die in der Nähe des Anhalter Bahnhofs lag.

Von dem Geknatter und Gekrach, Geschubse und Geklingel in solch einem Zeitungsmenschenhause, hatte er sich bisher aber nicht entfernt eine Vorstellung gemacht.

Ein Redaktionslaufbursche nahm ihm die Karte ab und ersuchte ihn Platz zu nehmen. So wartete er denn.

Vom Fenster aus übersah man den Hof. Da wurden Riesenfässer von der Straße hereingerollt, die das Papier enthielten, auf dem die Zeitung gedruckt ward. Und drüben hinter den Hoffenstern saßen viele, viele Männer in blauen und grauen Kutten an Bänken, die wie Schulbänke aussahen, und hantierten eifrig mit winzigen Gegenständen, die in schmalen Kasten vor ihnen lagen. Das seien die Setzer, sagte man ihm. Ein putziger Anblick. Alle waren sie bleich — und die meisten trugen Brillen. Dem Agrarier kam es wundersam vor, höchst wundersam, daß es wirklich Leute gab, die sich freiwillig in eine solche Gefangenschaft einsperren ließen: stunden- und aberstundenlang hinterm geschlossenen Fenster zu sitzen, Buchstaben aneinanderzureihen und nicht nach dem Himmel aufzugucken!

Für ein Weilchen war das Schauspiel hier ja ganz amüsant. Aber lange hielt es Golin in geschlossenen Räumen überhaupt nicht aus. Als nach einer geschlagenen Viertelstunde der Bengel endlich wiederkam und ihm meldete, er müsse sich noch ein Weilchen gedulden, Herr Doktor Ott sei noch im Reichstag, könne aber jeden Augenblick hier eintreffen, da ärgerte er sich maßlos, daß er die Mission überhaupt übernommen hatte.



Ludwig Richters erste Skizze zum Daheimkopf.

Zufällig kam gerade, als er sich empfehlen wollte, der Redaktions-Sekretär durchs Wartezimmer.

Das war ein sehr eleganter, aalglatter und dabei welt- und menschenkundiger Herr, der in dem Fremden sofort einen einflußreichen Abonnenten witterte.

So kam es schließlich doch noch zu einer ganz anregenden Plauderei. Golin stellte sich vor, ließ sich über alles, was er wissen wollte, orientieren, und als er sich mit seinen Damen zu Tisch im Hotel de Rome traf, konnte er ihnen die sie sehr erfreuende Mitteilung machen: bei den Ottschen Herrschaften sei jeden Sonntagnachmittag von fünf bis sieben Uhr Empfang.

Die beiden Backfische fühlten ein gelindes Gruseln: es war der erste ästhetische Tee, zu dem man sie mitnehmen wollte, — und sie würden dort sicherlich eine Unmenge Berühmtheiten kennen lernen!

* * *

Was Doktor Ott so rasch zu wirklicher Popularität verholfen hatte, besonders draußen auf dem platten Lande, das waren seine geradezu glänzend geschriebenen Leitartikel über die Not des deutschen Bauernstandes, mit denen das Neue Fremdenblatt den offenen Feldzug gegen den zweiten Kanzler des jungen Deutschen Reiches eröffnet hatte.

Das Blatt war seit seiner Gründung sonst die einzige Tageszeitung, die eine regierungsfreundliche, nationale, großdeutsche Politik vertrat, ohne den Zwecken einer bestimmten Partei zu dienen oder den Ehrgeiz zu besitzen, offiziös be-

Digitized by Google



Kranzwerfende Viktoria. Von Chr. D. Rauch. In der Walhalla bei Regensburg.

Digitized by Google

Digitized by Google

dient zu werden. Unter Otts Führung stellte das „Neue Fremdenblatt“ nun gewissermaßen die streitbare Macht der Rechten dar, die anfing, ihre Politik ohne die Mitwirkung der Regierung zu treiben und tapfere Hiebe nach den verschiedensten Seiten auszuteilen. Doktor Ott wußte sich in seiner Opposition eins nicht nur mit allen feudalen Agrariern, sondern auch namentlich mit den kleineren Besitzern. Jeder Schlag, den er verabfolgte, traf den Nagel auf den Kopf, jedes Witzwort, mit dem er die im Trüben fischenden Dunkelmänner der plötzlich regierungsfreundlich gewordenen Linken geißelte, zündete. Dem Chefredakteur und besonders dem etwas ängstlichen Verleger ging Ott manchmal zu weit; aber der Erfolg ließ sich vorläufig nicht leugnen: die temperamentvolle und doch feingeschliffene Sprache des weltgewandten Politikers lockte von Tag zu Tag mehr Anhänger um die Fahne, die das „Neue Fremdenblatt“ einer scharf erkennbaren großen nationalen Idee vorantrug, einer Idee von offenbar noch Bismarckscher Prägung.

Maximilian Ott war bei der Gründung des Blattes nur mit Zagen an die verantwortungsreiche Stelle getreten. Er hatte Rechtswissenschaft studiert, mit auswärtiger Politik sich also nie eingehender beschäftigen müssen, mit der inneren auch nur vorübergehend, als er durch den Fürsten Hohemberg, dessen Sekretär er als Referendar geworden, ins Syndikat der Agrarischen Bank gekommen war. Um so überraschender waren den meisten seine schnellen Erfolge als Leitartikler. Übrigens mußten alle, die ihn persönlich kannten, den geradezu erstaunlichen Fleiß anerkennen, den er für die Erreichung seiner Ziele aufbot.

Müßig sah man den Doktor überhaupt nicht. Wenn er nicht auf der Redaktion selbst tätig war, wo er fast täglich einen Artikel schrieb, Material sichtete, Telegramme und Journale überflog, Audienzen erteilte und zwischendurch mit den Mitarbeitern verhandelte, so verweilte er sicher auf der Journalistentribüne des Reichstags oder des Abgeordnetenhauses, oder man sah ihn im Foyer im Gespräch mit Reichsboten, Fraktionsführern, Regierungsleuten und Diplomaten. Die politische Stimmung im Reich war sehr erregt, das Wort des Kanzlers ‚sonder Ar noch Halm‘ hatte viel böses Blut gemacht — und für die Führung einer Opposition, die nicht aus der nationalen Haltung herauswollte und doch ihr Recht verfocht, war der kluge, geistreiche und elegante Stilist Maximilian Ott just der rechte Mann. Trotz seiner in den letzten Monaten recht exponierten Stellung hatte er übrigens nur wenig persönliche Feinde. Seine Noblesse, sein angeborener Takt, der nie eine gewisse Schönheitslinie überschreiten wollte, wurde auch von den meisten seiner politischen Gegner lobend anerkannt. Es gab nur ein paar Blätter der äußersten Linken, die ihn — obwohl sich ihre Politik im strikten Gegensatz zu der seinen befand — spöttisch der Leisetreterei ziehen.

Im persönlichen Verkehr war Ott immer ungemein artig, ganz Gentleman. Wer ihn verließ, verließ ihn zumeist in gehobener Stimmung. Es lag etwas Aristokratisches in seinem Wesen, dabei war er ein geistreicher Causeur, der den Besucher zum Schluß auch einer fast peinlichen Auseinandersetzung, wie sie das Parteigetriebe ja häufig genug mit sich brachte, stets mit einem über der Sache stehenden Bonmot zu verabschieden wußte. Daß es seine offenbare Absicht war, sich einen ‚guten Abgang‘ zu machen, daß er dasselbe Bonmot, wenn es ihm paßte, beim nächsten Besuch wieder verwendete, verschlug nichts: die versöhnliche Wirkung war wenigstens da.

Größere Geselligkeit ward im Hause Ott nicht gepflogen. Doktors hatten nur ihren sonntäglichen Empfang, womit sie sich aller gesellschaftlichen Verpflichtungen entledigten. Einladungen nahm das Ehepaar nur in den seltensten Fällen an. Der Grund dafür war darin zu suchen, daß die aufreibende Berufstätigkeit dem politischen Redakteur einer Tageszeitung großen Stils schlechterdings nicht die Zeit und die behagliche Ruhe ließ, neben all den nervenerregenden Geschäften sich auch noch einem freundschaftlichen Verkehr zu widmen. Außerdem verbot sich bei Frau Harriet die Nachtschwärmerei der Berliner Gesellschaftssaison ganz von selbst durch ihre fast seit Beginn der Ehe leidende Gesundheit. Zwangen Repräsentationspflichten das Ehepaar einmal dazu, eine Ausnahme zu machen und an einem Zweckessen oder einer ähnlichen festlichen Veranstaltung teilzunehmen, die Frau Harriet auch nur um eine Stunde der gewohnten Nachtruhe brachte, so hatte sie diese Extravaganz mit achttägiger Migräne zu büßen.

Herr von Golin hatte erwartet, zum Teil gemischt mit einiger Neugierde, zum Teil auch (der Backfische halber) mit einer gewissen Besorgnis, man werde im Hause eines so vielumworbenen Redakteurs eine etwas ‚bunte‘ Gesellschaft kennen lernen. Was sie aber bei Otts antrafen, das war im großen und ganzen ein durchaus korrekter, fast feudaler Kreis, in dem die Bohème noch weniger vertreten war, als anderswo in viel reicheren und für viel exklusiver geltenden Salons. Vielleicht hielt Frau Harriet auch mit ganz bestimmter Absicht alles von ihrem Hause fern, was in bürgerlicher Hinsicht nicht völlig einwandfrei war. Mit den Kollegen verkehrte Ott kameradschaftlich am dritten Ort, wenn der Zufall sie zusammenbrachte, bei einem diplomatischen Bierabend oder einer Sitzung; familiär gar nicht. Da es bekannt war, daß er pekuniär fast glänzend dastand, so legten sie ihm seine Zurückgezogenheit als übertriebene Sparsamkeit aus. Auf den Ottschen Teeempfängen, wo die Uniform stets so auffallend stark vertreten war, fühlten sie sich nicht besonders wohl. Überhaupt: den Begriff Gemütlichkeit schien Frau Harriet nun einmal durchaus nicht zu kennen. Sie war immer liebenswürdig, immer verbindlich, aber doch von einer gewissen innerlichen Kühle, so daß selten ein Fremder einen lebendigen, persönlichen Eindruck von ihr bekam. Dabei galt sie andern wieder für eine sinnige, sogar tiefe Natur. Auch ein nicht gewöhnliches dichterisches Talent ward ihr nachgerühmt. Sie hatte Märchen und Gedichte unter dem halben Pseudonym Harriet Nowina veröffentlicht, machte aber nicht den Eindruck, als ob sie Gewicht darauf legte, persönlich als die Verfasserin gekannt zu sein. Sie war eine Tochter des frühverwitweten Majors Nowina von Goetz, der sich im siebziger Krieg ausgezeichnet hatte. Ihre älteste Schwester Ellen lebte seit dem Tode des Vaters im Ottschen Hause.

Zu Beginn der Gesellschaftssaison, wie jetzt im Oktober, war Frau Harriets Jour stärker besucht als späterhin, wo an die tanzfähige Jugend und die noch nicht magenkranken Lebeleute fast täglich Einladungen zu Bällen und Diners ergingen. Die Ottschen Salons dienten an diesen Sonntagen auch als ganz geeigneter Treffpunkt für Parteifreunde.

Heute gab es tatsächlich einen Moment, wo die Stühle und anderen Sitzgelegenheiten kaum ausgereicht haben würden, wenn nicht ein großer Teil der Gäste es vorgezogen hätte, im Stehen Konversation zu machen — die Teetasse in der einen, das Tellerchen mit dem Serviettchen in der anderen Hand. Maximilian Otts letzte Artikel im „Neuen Fremdenblatt“ hatten gleich Fanfaren auf der ganzen Rechten gewirkt; auszugsweise hatten alle Blätter im Reiche, die sich ernsthaft mit Politik beschäftigten, davon Notiz genommen. Es stellten sich heute daher auch Gäste ein, die, bloß aus Bequemlichkeit oder wegen tausend kleiner Abhaltungen, die in der Großstadt ja so oft die festesten Besuchsvorsätze zum Wanken bringen, schon seit Jahren den Anschluß ans Haus Ott verpaßt hatten.

Und fatalerweise — traf man den Hausherrn gerade heute nicht an!

Er war in aller Frühe abgereist; Frau Harriet erwartete ihn aber noch abends zurück.

Bei einem politischen Redakteur nach Ziel und Zweck solch einer plötzlichen Reise zu fragen, das verbot der Takt. Es war nicht ausgeschlossen, daß Doktor Ott in dieser Stunde vielleicht gar in Friedrichsruh weilte, um sich in der politisch so wirren Situation vom Altreichskanzler Rat zu holen. Der ‚Alte vom Sachsenwalde‘ galt den Nationalgesinnten, die kein Amt zu anderen Bekenntnissen zwang, nun einmal als das deutsche Gewissen.

Digitized by Google

Draußen war's noch heller Tag, aber in den drei Vorderzimmern, von deren breiten Fenstern aus man einen hübschen Blick über die gärtnerischen Anlagen des Rollendorffplatzes und eines Teils der anstoßenden Bülowpromenade hatte, brannten die Kronen. Auch das Speisezimmer, in dem die Herren rauchen durften und wo Bier mit Sandwichs serviert wurde, war hell erleuchtet. Besonders das Speisezimmer machte mit den mächtigen, geschnitzten Möbeln — viele Stücke hatte der selige Major, der darin geradezu Künstler gewesen, selbst geschnitzt — einen sehr behaglichen und gediegenen Eindruck. Auch die Ausstattung der übrigen Räume bewies einen gewissen Wohlstand und die tätige Hand einer guten Hausfrau. Übrigens gab es bei Otts zwei Hausfrauen, denn Fräulein Nowina von Goetz konnte sich noch immer nicht daran gewöhnen, daß ihre früher von ihr bemutterte, bedeutend jüngere Schwester erwachsen genug war, um die Unterstützung einer noch erfahreneren Beraterin entbehren zu können. An den Empfangstagen brauchte sich Frau Harriet nicht im geringsten um die Bewirtung ihrer Gäste zu kümmern; Tante Ellen nahm ihr die Sorge völlig ab, und sie konnte sich ganz der Unterhaltung widmen.

In weiser Erkenntnis seiner gastronomischen Veranlagung hatte Tante Ellen den pommerschen Rittergutsbesitzer vom Teetisch weg und zu Bier und Cigarre dirigiert. Der Agrarier kam sich unter den vielen Berlinern ziemlich verloren vor. Er gehörte zu den Leuten, die eine Konversation über abstrakte Dinge überhaupt nicht kennen. Er konnte nur über Oliza, allenfalls Weizen und Rüben im allgemeinen und gemeinschaftliche Bekannte sprechen. Da ihn mit den übrigen Gästen hier gar nichts verband, so gab er Fräulein Nowina, die sich seiner zuerst angenommen, so bald nicht wieder frei. Und in Ermangelung eines anderen Anknüpfungspunktes versicherte er der älteren Dame, die schon etwas nervös zu werden begann, mehrmals, wie ‚ungeheuer leid' es ihm tue, den ‚alten Jungen' heute nun doch nicht zu sehen zu bekommen. Es war sicherlich mehr die Verlegenheit als der tiefe Kummer, was ihn zu der weitschweifigen Begründung dieses Bekenntnisses verführte.

„Ja, sehen Sie 'mal, man kommt so selten nach Berlin, denn es setzt wahrhaftig immer einen ganzen Haufen Schwierigkeiten, wenn man seiner Klitsche 'mal für 'ne kleine Spanne abtrünnig werden will. Und drückt man's 'mal durch, dann heißt es natürlich, die Ferien hier ordentlich ausnutzen, Einkäufe erledigen und so. Ein ganzer Berg Tüll und Mull, oder wie das Zeugs heißt, ist diesmal anzuschaffen." Er sah schmunzelnd ins anstoßende Zimmer, wo seine Frau inmitten eines recht feierlichen Kreises saß und seine beiden Töchter sich ob der schöngeistigen Unterhaltung sichtlich geehrt fühlten, aber doch fraglos langweilten. „Ja — unsere Älteste, die Liddi, soll nämlich diesen Spätherbst ein bißchen ausgeführt werden. Sie wird jetzt siebzehn. Und im Winter will ich 'mal mit meinen Damen ein bißchen verreisen. 'mal 'ne Abwechslung. Denn so einen höllisch langen Winter an unserer einsamen Wasserkante da oben durchzuhalten, das ist mitunter 'ne Pferdearbeit."

Die Ausdrucksweise des Rittergutsbesitzers war um mehrere Schattierungen derber als die der anderen Gäste. Man merkte ihm auch sonst in Haltung und Aussehen den gesunden, vollblütigen Agrarier an. Das Wesen eines solchen Jours hatte er noch nicht erfaßt, sonst würde er das Gespräch mit der stellvertretenden Hausfrau nicht mit so großer Zähigkeit weitergesponnen haben. Ihre Anwesenheit war im Nebenzimmer momentan unbedingt nötiger — aber Herr von Golin merkte noch immer nichts von ihrer stummen Verzweiflung.

„Ja, denken Sie, gnädiges Fräulein," begann er dann von neuem, „das ist nun rund fünfundzwanzig Jahre her, daß wir uns kennen gelernt haben, Ihr Schwager und ich. Er studierte damals in Breslau — und ich war auch gerade für ein paar Semester dahingesteckt worden. Examen sollt' ich ja nicht machen. Es war bloß so, um ein bißchen ‚geistige Benehmigung' mit abzukriegen. Ja, und später, als er beim Fürsten Hohemberg war, da traf ich ihn 'mal auf einem Kongreß. — Hm, tja. — Ich muß sagen, ich hab's lange Jahre gar nicht glauben wollen, daß er der berühmte Zeitungsschreiber war, von dem sie alle so viel sprachen, die Nachbarn. Na, es hätte sie nun natürlich alle gefreut, wenn sie gehört hätten, daß ich hier war und ihm 'mal so vorplaudern konnte, wie sie alle über seine Zeitung denken. Seine letzten Artikel — schwerebrett, die gingen aufs Ganze. Schließlich — Fachmann ist er ja nicht. Aber wie er die Sache so immer anzupacken versteht, famos. — — Ja, ich würde also vielleicht morgen noch 'mal mit herankommen können, während meine Damens wieder im Museum sind, denn da bringen sie mich nicht noch einmal hin . . ."

„Außerordentlich schade," sagte Fräulein Nowina von Goetz, so verbindlich sie konnte, „gerade Montags liegt aber immer so viel Arbeit auf der Redaktion vor. Und im Augenblick auch sonst."

„Wo ist er denn nun eigentlich heute? Der junge Herr dort am Fenster — der mit dem hohen Hemdenkragen, der Assessor, — der meinte vorhin, er sei vielleicht wieder bei Bismarck? — Nee, ist es denn wahr, er ist schon öfters drüben gewesen?"

„Gewiß, Herr von Golin. Durchlaucht hat ihn schon zweimal ganz privatim — so gewissermaßen im Familienkreise empfangen."

„Ach, nicht möglich. Das ist ja furchtbar interessant. Nee, der Ott, der Ott, wer das damals gedacht hätte! Ich entsinne mich noch ganz deutlich — damals in Breslau — wo er sich mit Ihrer Schwester verlobt hatte. Ich wäre ja auch sicher der Einladung gefolgt — tja, ich sollte wenigstens zum Polterabend, Hochzeit war ja en petit comité — aber damals starb mein guter Alter gerade, und ich mußte Oliza übernehmen . . . Ja, sagen Sie 'mal, und was ist denn aus seinem Jungen geworden? Der muß doch jetzt bald durchs Kadettenkorps durch sein, nicht? Damals war er in Untertertia, wo ich Ihren Herrn Schwager zum letztenmal sprach. Lassen Sie ihn die Selekta durchmachen? Nun, er ist wohl längst in Lichterfelde und hat schon einen forschen Schnurrbart, wie?"

Er lachte laut und herzlich. Sein Organ war überhaupt so dröhnend, daß es fast sämtliche Einzelunterhaltungen im Zimmer unmöglich machte. Fräulein von Goetz merkte, daß man in der Umgebung aufhorchte.

Die neueren Bekannten des Hauses Ott hielten das Ehepaar für kinderlos. Herr von Golin entnahm erst dem peinlichen Schweigen, das in der nächsten Nähe entstanden war, daß man seine direkte Frage für eine Taktlosigkeit hielt, daß er eine sichtlich noch offene Wunde berührt hatte.

Fräulein von Goetz hatte versteckt aufgeseufzt. Ihr Antlitz nahm einen kummervollen Ausdruck an.

„Sie wissen nichts von dem Unglück, Herr von Golin, das meine arme Schwester und ihr Mann mit dem Jungen erlebt haben?" fragte sie, den Ton so weit als möglich dämpfend.

„Ein Unglück? Er ist doch nicht etwa — gestorben?"

Eine kleine Pause entstand. Tante Ellen senkte den Blick. „Vielleicht schlimmer als das," sagte sie bitter. „Verdorben."

„O —!" Herr von Golin wiegte bedächtig das Haupt, er wußte nicht recht, was er hierauf erwidern konnte. „Das tut mir ja aber furchtbar leid. Ei je, ja."

Irgend ein Eingeweihter, der sich in der Nähe des Paares befunden, hatte soeben in taktvoller Weise die Aufmerksamkeit der übrigen Anwesenden auf ein neues Thema zu lenken gewußt. So konnte Fräulein von Goetz den Rittergutsbesitzer in ein paar diskreten Worten über den dunkelsten Punkt im Leben ihrer Verwandten aufklären.

Otts einziger Junge war vor nun zweieinhalb Jahren aus dem Kadettenhause durchgegangen, angeblich nur, weil er den einen Lehrer nicht leiden mochte, — und war als Schiffsjunge zur See gegangen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Zwölften. Von Ed. Heyck.

In der Tat, man braucht nur die Überwindung des Winters zu nennen, um zu erweisen, daß wir doch besser daran sind, als die Altvorderen! Eine gemütliche kleine Vorstadtwohnung mit staubfreier Centralheizung, mit Gasherd, moderner Beleuchtung und gar noch einem überzähligen Kamin, vor dessen Flackerfeuer man abends mit ein paar Freunden zusammenrückt — lieber doch so, als bei den alten Germanen.

Für Häuserbauen hat Wulfila, der die Bibel ins Gotische übersetzte, das Wort timbrjan, zimmern, und damit allein schon ist der altgermanische Hausbau gekennzeichnet. Da mochte man Moos in die Fugen stopfen, so viel man wollte, der kalte Atem des Windes blies doch hinein. Und wenn man das „Windauge“ oben im Dach — die Engländer sagen ja noch heute window zu den Licht- und Luftöffnungen des Hauses — dicht mit Holzklappe, Wollappen und Werg verrammelte und die Scheite auf dem Herde, welcher damals die Centralheizung bildete, so verschwenderisch häufte, wie die Fülle an Wald es erlaubte, dann räucherte man eben nicht bloß die Schinken und Speckseiten, die droben im Windauge hingen, sondern sich selber bis zur Unerträglichkeit in der mühselig vom Kienspan durchqualmten Finsternis. Kein Wunder, daß am liebsten noch die ganze Gesellschaft in den „Tung“ flüchtete, den erdgehöhlten und erdwarmen, mit Brettern und Dung überdeckten Vorratskeller der Urzeit, der zum winterlichen Arbeitsraum, zur „Spinnstube“ und als Wohnraum für Frauen und Kinder benutzt wurde, wo es zwar auch halbdunkel und qualmig war, aber doch nicht „zog“, wovor der primitivere Mensch immer so große Angst hat, und wo man das Sausen und Heulen des Windes in der winterlichen Waldnacht nicht so vernahm . . .

Der Wind, immer der Wind, das himmlische Kind! Von allen Naturkräften, die die Phantasie des Germanen beschäftigten, hielt der Wind die Menschen am meisten in Spannung und machte ihnen am meisten zu denken und schaffen. Der Sonne flammender, allspendender Strahl war der Germanenmythologie zum schwertgebietenden Gotte des Rechts und der hellen Kriegerfreude geworden; des Gewitters Ungestüm mit Blitz und Donnergrollen, seine Schreckensgewalt, wie seine reinigende, erlösende Kraft hatten sie in die Erscheinung Donars, des leicht erreglichen, in jeglichem gewaltsamen, aber auch nach der Starken Art gutherzigen und gern wohltuenden Gottes verkörpert. Näher, täglicher, vielgestaltiger, dem Landmanne aufdringlicher und entscheidungsvoller blieb der Wind. Sei es, daß er wie Wolfsrudel über das sommerliche Korn lief, sei es, daß er die Körner aus den reifen Ähren schlug, sei es, daß er die nassen Wolken herantrieb oder sie davonfegte, sei es, daß er sausend die herbstlichen Blätter von den Bäumen streute oder mit rauhem Munde des Winters stille Kälte durch die grobe Fellkleidung der Menschen und das Balkengefüge ihrer Wohnungen jagte. Und eben daher ward Wotan, der Windgott (den die Nordgermanen sich als Odin von den Deutschen entlehnten, wie denn die Skandinavier von der Urzeit bis an die Neuzeit die Empfänger vom germanischen Festlande her gewesen sind), zum wandelbarsten und gestaltenreichsten der Götter, weshalb ihn die Römer, die ihn am Niederrhein durch die dortigen Deutschen kennen lernten, mit ihrem geschwinden Hermes-Merkur gleichsetzten. Freilich dem Germanen ist sein dahersausender, unheimlich allauftauchender Gott nicht der lichte, gliederschlanke Olympier mit den beflügelten Sohlen; sein Wotan ist der Reiter im Sturme, mantelumflattert, gespenstisch düster auf grauenhaftem, achtbeinigem Schimmel ohne Kopf: der wilde Jäger in den langen Nächten, der über den kahlen Feldern in Lüften dahinreitet oder durch die knarrenden, krachenden Äste braust und über den First der Menschenwohnungen auf gerodeter Waldlichtung geistert.

Entweder allein geht und reitet Wotan um, ein unheimlich schweifender Wanderer, der auch nächtliche Freveltat und Verrückung der Grenzsteine ahndet, oder er stürmt an der Spitze des gespenstischen Heeres der Toten. Und letzteres ganz zumal geschieht um und nach des Winters Sonnwendzeit, wenn die Tage am kürzesten, die Dämmerungen am trübsten und frostigsten sind, in den zwölf dunkelsten, längsten Nächten des Jahres. Auch Wotan ist, gleich seinem indogermanischen Vetter, (Psychopompos ist gleich Hermes oder Merkur Führer der Seelen) der Heerschar der Toten.

Germanische Vorstellung ist, daß die Seele ein Atem, ein Windwesen sei, das den sterbenden Körper verläßt, indem er sie „aushaucht“. In die Wälder und Bäume, die Quellen und Bäche, in die Berge und in die Erde geht die körperentwichene, zur ewigen Natur zurückgekehrte Seele ein. Das Flüstern und Rascheln der Blätter, das Rieseln im Wasser, der Wind, „der aus den Bergen geht“, sind das Leben und Weben der seelischen Wesen. Sie flackern über dem Moor, sie tanzen in nächtlicher Versammlung auf den hohen Bergen; zuweilen entweicht die Seele vorübergehend schon dem Gesunden, um mit zum Tanze der Gespenster und Kobolde zu eilen, und wenn sie zurückkehrend von ihrer Schwärmerei den Körper nicht wieder findet, so sagen die Leute, der Betreffende sei tot „geblieben“. Nicht anders, wie die bloß flüchtig dem Lebenden, der dann zu träumen oder hellzusehen vermeint, entronnene Seele, so sehen und wissen erst recht die völlig abgeschiedenen Seelen das Schicksal. Zuweilen hat jemand, der die Gabe besitzt, sie reden hören, wenn sie, wandelbar gleich Wotan selber, als Alb oder Nachtmart kamen, wenn sie als Vögel im Baum saßen und mit Menschensprache sangen, oder



Unnahbar. Nach dem Gemälde von H. Sperling.

Digitized by Google

wenn sie in die Tiere im Stall gefahren waren. Die alljährliche Hauptzeit aber, daß die Seelen voll Unruhe sich zusammenscharen, das ist, wenn die Blätter abgefallen am Boden liegen und modern; der harte, starke Wind der kalten Jahreszeit ist der Seelen Geisterheer. Und darum auch steckt in des Winters finsterster Zeit, in den Zwölften, alles voller Spuk und Weissagung, Vorbedeutung und Schicksalsschluß. Träume gehen in Erfüllung, Zukunftsdeutung enthüllt sich aus volkstümlichen Bräuchen, geträufeltes Fett oder Blei erweist das dem Einzelnen beschiedene Geschick: die Magd, die den Mut hat, rückwärts aus der Hoftüre gehend über die Schulter zu blicken oder in nächtlicher Kammer sich zu waschen, erspäht den künftigen Mann, nur darf sie nicht mit ihm reden, ihn nicht wecken, da es die körperentwichene, schweifende Seele ist, die ihr erscheint und die Gestalt des Zukünftigen nur ein schemenhafter Doppelgänger. Leicht genug sind die Seelen verwirrt, beunruhigt, verstimmt, und sinnen dann bösen Schabernack oder üblen Schaden. Wer Haus und Stall gegen sie verwahren will, der hat sorglich acht, daß kein Fürwitz geschieht, und schreibt ein ✡ oder ähnliche Zeichen an die Tür. Namentlich aber erwarten die Seelen, daß man ihnen abgibt von dem, was man Gutes hat, also ihnen opfert. Es ist ja nicht zu verlangen, daß sie vergeistigtere „Ideale" haben, als das Naturvolk selber, dessen Phantasie sie trägt. Alles Opferns Sinn aber ist ein spendendes Abgeben und Verzichten, wie ja auch das lateinische Wort offerre deutlich besagt, das wir mitbenutzen, nachdem das altgermanische blotan verschollen ist.

Nun aber war die Zwölftenzeit eben diejenige, wo man des Guten reichlich hatte. Tung und Scheuer waren voller Vorräte an Brotkorn und Früchten, man hatte Gerste zum Brauen, die Schweine waren frisch geschlachtet, man hatte Braten und Kesselfleisch genug, das andere hing im Rauch, irdene und hölzerne Schüsseln standen voll mit Schmalz. Geopfert aber wird bei afrikanischen Negern und homerischen Griechen nicht anders als bei Germanen, indem man selber ißt und trinkt und dabei Spende an die Unsichtbaren ausgießt und hinstellt. Man hatte den Toten freilich schon bei der Beerdigung Speise und Trank mitgegeben und was sie sonst zum standesgemäßen Auftreten in der verschlossenen Welt der Toten brauchten, aber sie wollten auch, daß man ihrer aufs neue gedenke und die Gaben wiederhole. So trank man denn zur Totenzeit der Abgeschiedenen Minne, d. i. Gedenken, und tat Gaben für sie in die Vertiefung der Steine am Grabhügel, die noch heute vielenorts als kleine Wassersammler am Fußende der Gräber stehen. Das Backen von allerlei Festkuchen und Gebildbrot, die ausgiebigen Gastereien, Schlachtfeste und Schmausereien nebst entsprechendem Trunk, womit altgermanische Geselligkeit sich über die Öde des tiefen Winters und die Unheimlichkeit der Zwölften hinweghilft, sie geben sich den Inhalt und Anlaß, für die Seelen zu geschehen. Denn diese erheben vernehmlich genug ihren Anspruch als das winterliche Tönen in der Luft, sie machen die Menschen durch Gespensterei absichtlich furchtsam und weich, und vor ihrem Heere reitet Wotan als wilder Jäger, oder Hel-Jäger, der mit den zu Hel Eingegangenen aus der Erde oder den Bergen daherfährt. Nicht bloß der Seelen Schar, auch er selber, der ursprüngliche Windgott, ihr Führer, wohnt dementsprechend in den Bergen. Drum trägt von diesen noch heute eine ganze Anzahl Namen wie Godesberg und Gutenberg (Gode, Gude, Gute sind nur einige der vielen jüngeren mundartlichen Formen für Wotan); früher war es bei noch mehreren der Fall und z. B. auch der Kyffhäuser kommt als Wuddenesberg in mittelalterlichen Urkunden vor.

So genaue Kalender, wie wir, hatten nun die alten Germanen nicht. Der ihrige, ungeschrieben, richtete sich mehr im allgemeinen nach der Jahreszeit, behielt ein gewisses Ungefähr und regelte die Einzelheiten nach Übereinkommen in Dorf und Gemeinde. Die genaue Festlegung der Zwölften, vom 25. Dezember als dem christlichen Geburtstage des Heilandes bis Dreikönig (6. Januar), hat erst die Kirche herbeigeführt. Sie hat sich, wie immer, auch durch diese ihre große Festzeit mit den alten Volkssitten abgefunden und ihnen bloß ihren Inhalt läuternd untergeschoben. Aber überall sind noch heute die wenig verwischten Spuren des alten Jul- und Schmausefestes der Zwölften, das den Seelen galt, zu erkennen. Manchenorts kommt zu Heiligabend der friedlich gewordene Schimmel des einstigen wilden Jägers als Maskerade in die Häuser; St. Martin, der reitende Heilige mit dem Mantel, der mit dem Gänseschmaus gewissermaßen auf Vorposten vor der Adventzeit steht, und Knecht Ruprecht, d. h. Rau-Percht, der Gemahl der Perchta-Frija, sind niemand anders als Wotan. Die Schmauserei der Julzeit findet in reichlichen Gesindemahlzeiten volkstümliche Fortsetzung. Keine Landschaft Deutschlands, die nicht zu Weihnachten bestimmte Festkuchen und Süßigkeiten bäckt. In Niederdeutschland nennt man den heiligen Abend „Bullbuks-Abend", was zwar inhaltsvoll aber weniger ehrwürdig klingt, als es, historisch betrachtet, ist. Auch die konservativsten der Germanen, Engländer und Skandinavier, schmausen gewaltig und derbe zur Weihnachtszeit. Noch immer erinnert es an die grundlegende Wichtigkeit des Borstenviehs bei den alten Zwölftengastereien, wenn landschaftlich in Deutschland nach stehender Sitte Schweinskopf, Lungenwurst, ferner das „schlesische Himmelreich" — „Schwarzfleesch und Wäskliesla mit Flaumatunka" — gegessen werden. Teile oder Überreste solcher Mahlzeiten werden noch immer in die Erde gegraben: der alte Opferritus, jetzt dahin ausgelegt, daß dann die Obstbäume besser tragen. Auch die Obstbäume wieder gehören, obwohl erst die christliche Zeit richtige Gartenkultur brachte, mit dem heimlich nachlebenden Wotan zusammen, denn: „Viel Wind, viel Obst." Die Mägde aber sind nach altem Brauch, was vielleicht am deutlichsten der Charakter des alten ausgiebigen Julfestes zeigt, während der „zwölf Tage" vom Spinnen, auch wohl noch von anderer Arbeit ledig. Und zum Zwölftenende wird, wie einst das ✡, so seit der Christenzeit das C + M + B, als Abkürzung der Namen der heiligen drei Könige Kaspar, Melchior, Balthasar, an die Türen geschrieben.

Es wäre noch viel von diesen Dingen zu sagen, namentlich auch davon, wie man mit dem großen Toten- oder Julfest erst etwas jünger die Sonnenwende, die Wiederzunahme des Lichts in Zusammenhang gebracht hat. Und ferner davon, wie das Ende der Zwölften, der Dreikönigstag, zu den Maskeraden der Faschingszeit hinüberleitet. Mit anderen Worten, daß eigentlich Julfest und Fastnachtspossen nur die jüngere Auseinanderteilung und „Differenzierung" der einen altursprünglichen germanischen großen Winterfestlichkeiten mit ihren Mummereien und primitiven Festaufführungen sind. Heute kam es uns darauf an, zu erklären, warum eigentlich von allen Festzeiten des Jahres sich am meisten Unheimlichkeit und Prophezeiung, Aberglaube und alte Sitte gerade mit der Zeit der Zwölften verbinden.

Delhi.

Von Dr. Georg Wegener. Mit sieben Abbildungen.

Am Ufer der breithinströmenden Dschamna, der Zwillingsschwester des heiligen Ganges, liegt Delhi, die ewige Stadt. Schon einer der frühesten Heldengesänge der Menschheit nennt ihre Stätte als eines glänzenden Königs Prunksitz; Könige und Kaiser haben hier durch die Jahrtausende hindurch ihre Throne gehabt, und gegenwärtig, im Beginn des Jahres 1903, soll sie wiederum der Schauplatz einer Krönungsfeier sein, von einer Pracht- und Machtentfaltung, wie die Erde sie selten gesehen hat. Denn im Januar wird hier der Herr des englischen Weltreiches, der König von Großbritannien, mit höchstem Ceremoniell und im Beisein all seiner indischen Vasallenfürsten zum Kaiser von Indien proklamiert werden.

Die Stätte von Delhi ist einer jener wunderbaren Orte auf der Erdoberfläche, wo immer wieder von neuem, trotz aller Völkerstürme, die zerstörend darüber hinbrausen, ein Brennpunkt der Kultur sich bildet. Der Grund dafür ist hier leicht erkennbar; er liegt in der geographischen Beschaffenheit der Gegend.

Das nördliche Indien zerfällt in zwei große Teile fruchtbaren, zu dichtester Besiedelung ungewöhnlich geeigneten Landes: die Gebiete des Indus und des Ganges, die scharf voneinander getrennt sind durch eine Wüstenfläche unwegsamster Art, die schreckliche Wüste Tharr, und die nördlichen Ausläufer des Dekkan-Plateaus, deren Bergzüge ebenfalls den Verkehr von Westen nach Osten erschweren. Diese Trennungslandschaften erstrecken sich nordwärts bis nahe an den Fuß der ungeheuren Gebirgsmauer, die ganz Indien im Norden abschließt.

Nur ein schmales Band flachen, durch die Ströme des Himalaya wohlbewässerten Landes bildet die Verbindungsbrücke zwischen den blühenden Ebenen des Indus und des Ganges, den ältesten und heute noch bedeutendsten Sitzen der indischen Civilisation. Hier hindurch führen daher alle Verkehrswege von der Indusmündung, vom Fünfstromland, von den Pässen des Hindukusch und von Kaschmir nach dem Osten, in die menschenwimmelnden Gefilde des Gangestals; hier wälzten sich die gewaltigen Völkerwellen vorüber, die im Lauf der Jahrtausende eine nach der anderen, verheerend oder befruchtend, von Westen hereinbrachen; hier liegt der Schlüssel zur Beherrschung beider Gebiete zugleich. Delhi wurde an der Stelle gegründet, wo die nördlichste Spitze des Dekkandreiecks mit hohem Uferrande die westlichste Biegung der Dschamna berührt, und wo also die Eintrittspforte zu

Digitized by Google

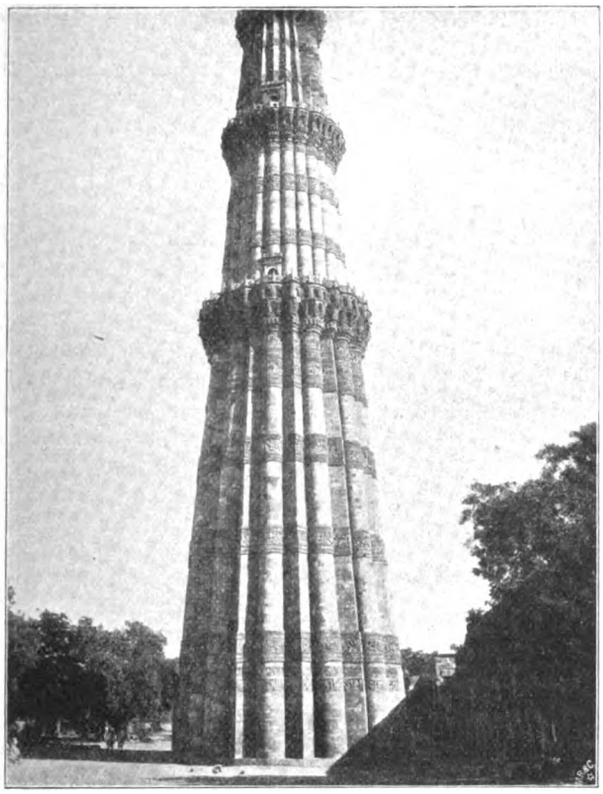


Abb. 1. Kutub Minar bei Delhi.

den Gangesebenen liegt. Ein Blick spricht sich in dieser Wahl aus, so genial wie bei der Gründung von Byzanz oder Alexandria, aber immer wieder ist die überaus günstige Verkehrslage zur Geltung gekommen, und auch heute wieder prägt sie sich darin aus, daß das neue britische Eisenbahnnetz hier einen hervorragenden Knotenpunkt geschaffen hat; in Delhi treffen sich die Linien von Bombay, Peschaur und Kalkutta.

Uraltheiliger Boden für die mythische Vorgeschichte des Landes ist Delhis Umgebung. Hier spielen die ältesten Teile der indischen Iliade, des Mahabharata, die den großen Kampf der Pandava mit den Kuru behandeln, hier an der Stelle des späteren Delhi gründet nach ihnen Yudischthira, der Held und König der Pandusöhne, seine glänzende Hauptstadt Indraprastha. Seine Brüder ziehen von hier nach allen Himmelsrichtungen und machen Fürsten und Völker untertänig, und dann begeht Yudischthira in seiner Hauptstadt, wo ihm inzwischen der Zaubermeister Asura Maya einen herrlichen Palast erbaut hat, das feierliche Opferfest seiner Königsweihe, unter Beisein von tributpflichtigen Königen und Fürsten, Priestern und zahllosen Leuten jeden Standes. Mit Geschenken und Ehrengaben kommen sie in die mit Blumenkränzen und Wimpeln gezierte und im Festschmuck prangende Stadt, wo Yudischthira die Gäste mit großen Ehren und köstlicher Bewirtung empfängt, und in ihrer Mitte dann mit unerhörter Feierlichkeit und Pracht seine Weihe als Großkönig vollziehen läßt.

Gibt es einen anderen Ort, an dem sich so eindrucksvoll zugleich der Wechsel und die Wiederkehr der menschlichen Geschicke offenbart?

Historische Tatsachen liegen den alten Epen gewiß zu Grunde, aber chronologisch sie festzulegen, ist nicht möglich. Nach den eingehenden Darlegungen Lassens kann man den Kampf der Kuru und Pandava vielleicht zwischen 1200 und 1000 v. Chr. ansetzen, d. h. also in dieselbe Zeit, in welche die landläufige Chronologie auch die Kämpfe der Ilias verlegt hat. Ob aber Indraprastha nicht auf einer Stätte gegründet wurde, auf der auch damals bereits, wie im alten Troja, die Ruinen mehrerer, noch älterer Städte übereinander lagen, läßt sich nicht sagen. Die Örtlichkeit der Pandava-Stadt sucht man in den Ruinen des späteren Indrapat, $2^1/_2$ Kilometer südlich der heutigen Stadtumwallung.

Zahlreiche Generationen von Fürsten folgten sich an dieser Stätte, von denen wir wenig wissen. Der Name Indraprastha verschwindet, die heutige Bezeichnung Delhi taucht auf um 57 v. Chr. als Benennung der befestigten Stadt, die der Radschah Dilu an einer noch weiter südlich des heutigen Delhi gelegenen Stelle erbaute, derselben, die heut gekennzeichnet ist durch den seltsamen, noch näher zu beschreibenden eisernen Pfeiler. Mancherlei Kampf und Zerstörung ging über die Landschaft dahin, bis im Jahre 1191 die Muhammedaner von Westasien hereinbrachen und jene Kultur und Kunst mit sich brachten, die heut einem großen Teil Indiens den eigentlichen Charakter gibt und die insbesondere für Delhi den höchsten Glanz heraufführen sollte.

Mit welcher Pracht und Größe diese Eroberer hier sogleich ihre Herrschaft entfalteten, geht noch heute aus den grandiosen Baureſten hervor, die wir auf den Trümmern ihrer ältesten Stadtgründung emporragen sehen, der Moschee Kutub-ul-Islam und dem Kutub-Minar (Abb. 1). Aber noch manch wilder Sturm war Delhi beschieden. Wir stehen staunend vor der Menge der Ruinen in der Siebenhügelstadt Rom, was wollen sie aber besagen gegen die Ruinenstätte von Delhi, wo über einen Raum von der doppelten Größe des heutigen Berlin die großartigen Trümmer von sieben nacheinander versunkenen Städten zu unterscheiden sind! Nur zwei davon gehören der Hinduzeit an — die älteste von ihnen wurde 1052 n. Chr. gegründet; weiter zurück können wir keine der heutigen Ruinen datieren —, die übrigen der muhammedanischen Periode. Es tritt hier die eigentümliche Sitte orientalischer Herrscher besonders hervor, eine neue Residenz nicht genau auf der Stätte einer früheren, sondern daneben aufzuschlagen und die ganze Bevölkerung zu zwingen, mit ihm umzusiedeln.

Die höchste Glanzepoche knüpft sich an die letzte dieser Gründungen. Sie begann, als der Mongolenkhan Babur den Hindukusch überschritt und 1526 das Reich von Delhi eroberte. Er begründete die Dynastie der „Großmogul". Noch heut verbinden wir mit diesem Titel den Inbegriff anspruchsvollster Machtfülle und feenhafter Pracht. Dem unerhörten Prunk, den seine Nachfolger in Nordindien entfalteten, ist es in der Hauptsache zu verdanken, wenn märchenhafter Reichtum bis heute einen Hauptbestandteil in den

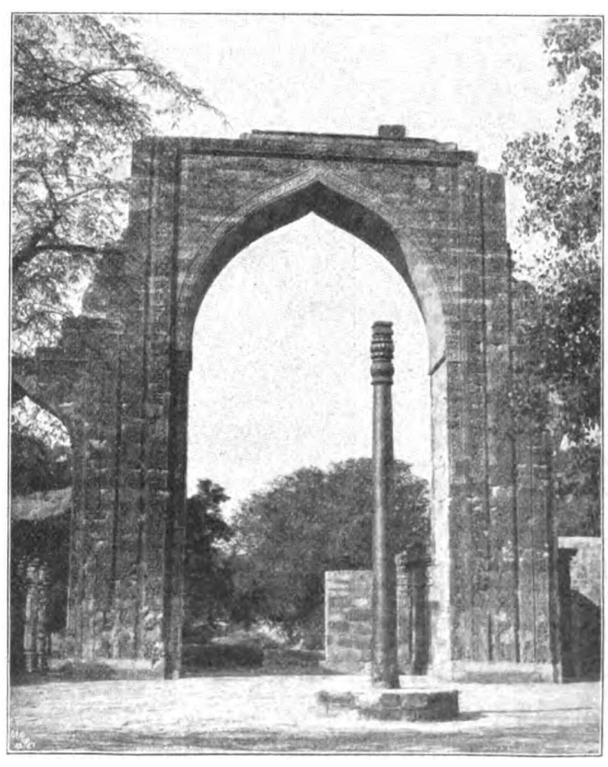


Abb. 2. Portal und Moschee Kutub-el-Islam und der eiserne Pfeiler.

Digitized by Google

Vorstellungen bildet, die sich die europäische Phantasie von Indien macht.

Der größte der Mogulkaiser, Baburs zweiter Nachfolger, Akbar, der mächtige Erweiterer und Organisator des über den größten Teil von Indien ausgedehnten Reiches, residierte freilich nicht in Delhi, sondern in dem von ihm mit Bauten wunderbaren Formenadels geschmückten Agra. Ebenso sein kriegerischer Nachfolger Dschehangir. Der Enkel aber, der prachtliebende Schah Dschehan, den man den großen Bauherrn unter den Mogulkaisern nennt, verlegte die Residenz nach Delhi zurück und errichtete dort die Stadt, die noch heute besteht und offiziell seinen Namen, Schahdschehanabad, trägt. Unter ihm hat die Kunst des Islam in Nordindien ihre höchste und feinste Stufe erreicht; jene entzückende Reife und Verfeinerung, die schon an der Grenze des Verfalls steht. Wunderbar graziös und zart — weiblich im Charakter gegenüber den männlich-ernsten Formen der Kunst Akbars — ist alles, was dieser Mann geschaffen, der es bekanntlich fertig brachte, das schönste und kostbarste Gebäude der Erde, den Tadsch Mahal, mit einem Aufwand von etwa 60 Millionen Mark lediglich zum Andenken an eine geliebte Frau zu errichten.

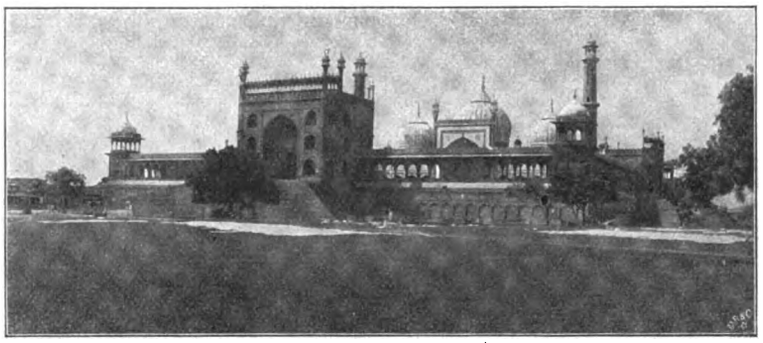


Abb. 3. Die große Moschee in Delhi.

Der Tadsch steht noch bei Agra; aber gleichzeitig schuf Schah Dschehan in Delhi den größten Kaiserpalast Indiens und die größte und großartigste Moschee, die der Islam überhaupt besitzt.

Zwei Jahrhunderte hindurch hat die Blüte des Mogulreiches gedauert, dann sank es rasch von Stufe zu Stufe, bis im Jahre 1803 Stadt und Reich Delhi in den Besitz der Engländer überging. Noch aber lebten die Nachkommen Akbars weiter, ein Schein königlicher Würde wurde ihnen belassen, und noch immer sah das Volksbewußtsein Nordindiens in ihnen seine nationale Großherrn-Dynastie. Das zeigte sich, als am 10. Mai des Jahres 1857 jener fürchterliche Militäraufstand ausbrach, der die Herrschaft der Engländer in ihren Grundfesten erschüttert hat. Das erste, was die Empörer taten, war, daß sie sich Delhis bemächtigten und den letzten dort noch lebenden Mogulsproß in seine Würden wieder einsetzten, und der Kernpunkt des ganzen erbitterten Ringens der Engländer gegen die Revolte wurde wiederum die Belagerung und endliche Wiedergewinnung Delhis in dem heldenhaften Sturm vom 14. September.

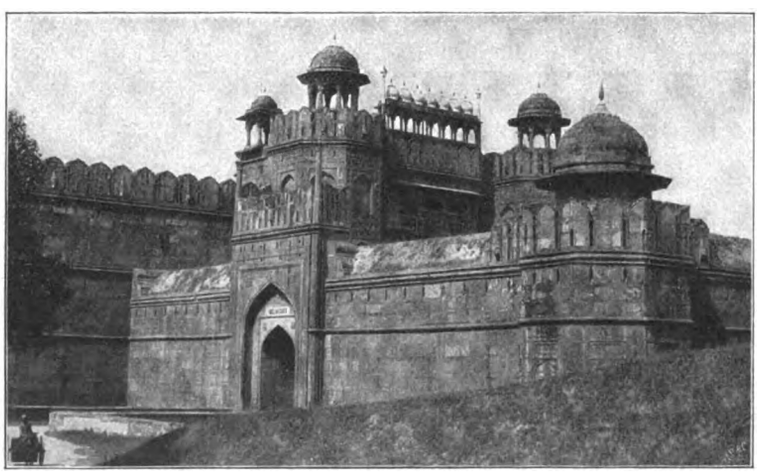


Abb. 4. Das Delhi-Tor im Palast Schah Dschehans.

So erklärt es sich auch, daß, als im Jahre 1877 Indien zu einem Kaiserreich erklärt und die Queen Victoria als seine Kaiserin mit höchster Feierlichkeit proklamiert werden sollte, nicht Kalkutta dazu ausersehen wurde, sondern das historische Delhi. So erklärt es sich ebenso, daß man im Januar wiederum in Delhi die gleiche Feier für Eduard VII. begehen wird.

Schahdschehanabad, das letzte der vielen Delhis, die sich im Lauf der Geschichte gefolgt sind, ist die nördlichste von ihnen. Südlich davon dehnt sich das gewaltige Ruinenfeld der Vorgängerinnen aus. Auf 116 Quadratkilometer wird der Umfang desselben geschätzt, und unmöglich ist es, im Raum dieses Aufsatzes auch nur annähernd ein Bild von der Fülle der Trümmerwerke zu geben, die der Reisende bei einer Wanderung über diese Stätten findet: von den gewaltigen Schuttmassen, die nur noch von dem Auge des geübten Archäologen zu enträtseln sind, bis zu den in erhabener Schönheit erhaltenen Bauresten von Moscheen, Gräbern, Säulenhallen, Denkmälern aller Art, die noch heut unser Entzücken hervorrufen.

Nur eine Stätte darunter wollen wir aufsuchen. Wenn man von den Türmen der Riesenmoschee Schah Dschehans im heutigen Delhi nach Süden über die unermeßliche graue Ebene hinblickt, so gewahrt man am Horizont ein merkwürdiges Gebilde, das wie ein kleiner dunkler, senkrechter Strich über die Fläche emporragt. In Europa würde man an einen riesigen Fabrikschornstein denken. Das ist der 15 Kilometer von Delhi entfernte Kutub-Minar; ein Siegesdenkmal aus der ersten Zeit der Muhammedaner-Eroberung (Abb. 1). Im Jahre 1206 von Kutub-ud-din, also zu einer Zeit errichtet, wo unsere Hohenstaufen herrschten, ragt dies Wunderwerk noch heute fast unversehrt in die Lüfte, eine gewaltige Säule, die in fünf Stockwerken bis zu 72 Metern Höhe emporschießt. Unvergleichlich ist der Eindruck mächtiger Kraft, mit dem der Unterbau dieses Turms, in dessen Innern man hinaufsteigen kann, wie der Fuß eines Elefanten auf dem Boden ruht. Die scharfgegliederten Rippen des Bauwerks wirken wie die festgestrafften Sehnen eines organischen Gliedes von nerviger Stärke, und von hoher Schönheit sind die Schmuckbänder von eingeschnittener arabischer Schrift und Ornamentik, die den Schaft umkreisen.

Erhabene Größe und edelste Linienschönheit zeigt auch der Portalbogen der alten Moschee Kutub-ul-Islam in der Nähe des Kutub-Minar, der aus der gleichen Zeit stammt. Ibn Batuta sah dies Gebäude im XIII. Jahrhundert in seinem Glanz, und er erzählt, daß es an Pracht und Ausdehnung nicht seinesgleichen auf der Erde habe.

Sehr viel älter, der einzig nachweisbare Überrest aus dem vormuhammedanischen Delhi, das an dieser Stelle lag, ist der vor diesem Tor emporragende Pfeiler. Ein geheimnisvolles Monument, denn er besteht — aus massivem Eisen! Keine ähnliche imposante Arbeit aus diesem Metall, das erst in der Gegenwart so weltbeherrschend geworden ist, kennt das Altertum, und das 23 Fuß hohe Gebild muß ehedem von unschätzbarer Kostbarkeit gewesen sein. Eine Sanskrit-Inschrift an seiner Westseite läßt seine Entstehung ungefähr um das Jahr 300 n. Chr. vermuten (Abb. 2).

Das heutige Delhi bildet einen von Wall und Graben umzogenen Halbkreis, dessen Sehne das Ufer der Dschamna

Digitized by Google

ist. Im Norden finden sich die geräumigen Bungalows der Europäer, von dem Wohnplatz der Eingeborenen durch breite Esplanaden getrennt. Die Eingeborenenstadt, deren winklige Gassen heut eine Bevölkerung von rund 200 000 Menschen bergen, ist auch gegenwärtig ein Mittelpunkt lebhaften Handels. Besonders konzentriert sich dieser in der schnurgeraden Hauptstraße Tschandni-Tschauk, der „Silberstraße", die einen der glänzendsten Bazare des Orients darstellt.

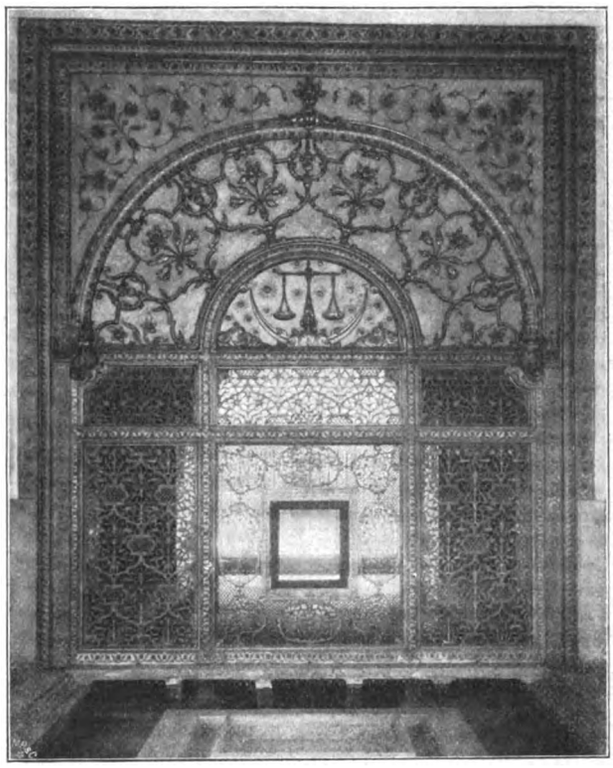


Abb. 5. Marmorschnitzerei im Palast zu Delhi.

Inmitten dieser Gassen liegt auf einem großen freien Platze die riesenhafte Moschee Schah Dschehans, deren gewaltige Ausdehnung sich mit einer großartigen Erhabenheit des künstlerischen Wurfes vereint. Nicht wie bei den Moscheen des Abendlandes ist hier eine überdachte Halle der Hauptteil des Gebäudes, sondern der unter dem freien, leuchtenden Himmel Indiens gelegene Hof, auf dem sich die Gläubigen im Angesicht des Mihrab, der großen Gebetsnische, versammeln und auf dessen glänzenden Steinplatten sie um den heiligen Marmorbrunnen herum ihre Waschungen vollziehen. Eine riesige, 9 Meter hoch aufgemauerte quadratische Plattform bildet diesen Hof. Zierliche Säulenhallen umgeben ihn auf drei Seiten, drei majestätische Freitreppen, von denen zwei auf unserem Bilde (Abb. 3) sichtbar sind, führen zu prunkvollen Toren empor, durch die man das Innere betritt. Auf der vierten Seite des Hofes erheben sich, strahlend in weißem Marmor, die Kuppeln des inneren Heiligtums, flankiert von zwei hohen Minarets.

Den Glanzpunkt der Bauten Delhis bildet aber der Kaiserpalast Schah Dschehans, der, stolz von der übrigen Stadt durch breite Anlagen getrennt, ein Rechteck von einem Kilometer Länge und einem halben Breite ausmacht. Ein Palast, nicht nach Art unserer Königsschlösser, die einheitliche Monumentalgebäude unter einem Dach zu sein pflegen, sondern ein Bauwerk nach echt orientalischer Sultansweise. Nach außen ist es eine Festung mit trotzig dräuender Zinnenmauer, die dem profanum vulgus den Zutritt wehrt und die Person des Großherrn mit düsterer Kraft und Größe umkleiden hilft; innen dagegen ist oder war die Festung erfüllt mit den wunderbarsten Gartenanlagen, die sich orientalisch wollüstige Phantasie ausdenken kann, mit allen Düften und Farben des brennenden Indiens ausgestattet, überall durchrauscht von den marmorgefaßten Wassern, die der Morgenländer als Vorbedingung paradiesischen Wohlbefindens erkennt. In diesen Gärten, verstreut wie schimmernde Edelsteine, waren die kleinen und großen Einzelpavillons, Audienzhallen, Tempel, Haremsräume ꝛc. eingebettet, in denen der Kaiser seine üppige Hofhaltung führte.

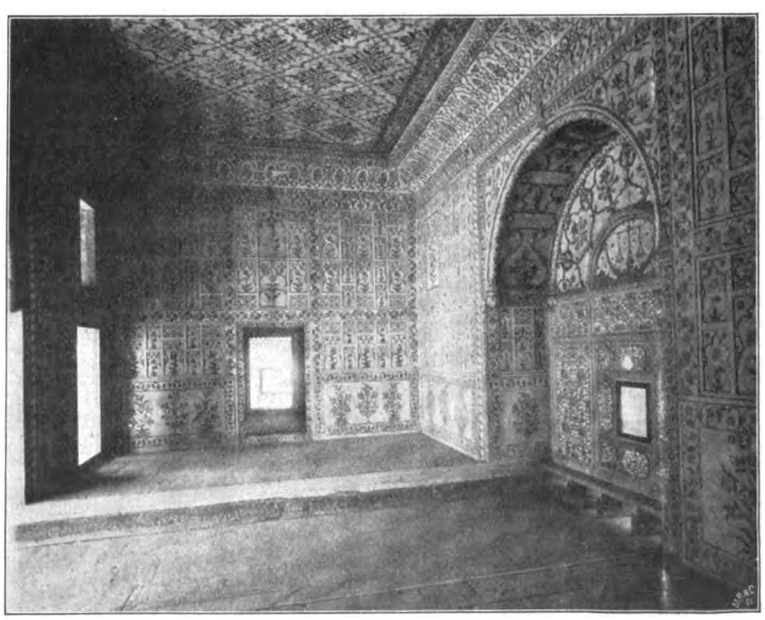


Abb. 6. Frauengemächer im Palast zu Delhi.

Die Abbildung 4 zeigt eine der Eingangspforten in den Palast, das sogenannte Delhi-Tor. Gewaltig ist die Kraft der Palastmauern, aber auch an ihnen entfaltet sich trotzdem sichtlich die zierlich graziöse Kunst der Epoche Schah Dschehans. Im Innern hat heute englischer Ungeschmack den größten Teil des Eindrucks dadurch zerstört, daß er die ehemaligen Gärten mit nüchternsten Kasernenbauten erfüllt hat. Noch aber steht zwischen ihnen eine Anzahl der alten Prachtbauten, die uns eine Vorstellung von den ehemaligen Wundern des Palastes von Dschehanabad vermitteln. Es sind wahre Orgien in weißem Marmor, die wir an den muhammedanischen Prunkbauten Nordindiens sich entfalten sehen. Nirgends auf der Erde ist die sinnliche Freude des Künstlers an dem edlen Material höher entfaltet gewesen als hier, wo zugleich Formen von reinster Schönheit es geistig adeln. Diese Marmorpracht ist auch der Grundakkord der hiesigen Bauten, der blendende Glanz auf dem Hintergrunde dunkler Büsche ihre beabsichtigte Wirkung als Ganzes.

Dem Haupteingangstor gegenüber liegt nahe dem Centrum des Palastes der Diwan-i-Am, die große Audienzhalle, von edelgeformten maurischen Bogen getragen. Sie ist noch aus rotem Sandstein, aber in ihrem Hintergrunde steht bereits der hohe marmorne Thron, dessen Wände mit köstlichen eingelegten Arabesken, Blumen und Vögeln ausgelegt sind, ein Wunderwerk jener eigentümlichen Technik, die um diese Zeit aus Italien nach Indien gekommen sein soll und die an den Kunstbauten Schah Dschehans ihre höchste, unvergleichliche Entfaltung gefunden hat.

Die vollste Pracht des Marmors entfaltet sich aber in den Teilen, die sich längs dem hohen, durch Mauern abgeböschten Uferrande der Dschamna hinziehen. Hier verkörpert sich in der kleinen Privatmoschee des Großmoguls, der „Perl-Moschee", das schönste Gedicht, das je ein Architekt in fleckenlosem weißen Stein geschaffen hat. Als ich sie sah, hatte ich nur den einen Wunsch, mich einmal in dem kleinen Hofe einschließen lassen und in Einsamkeit einen

Digitized by Google

ganzen Tag verträumen zu dürfen, nichts über mir als den Strahlenhimmel Indiens, nichts um mich, als die in unvergleichlicher Lichtfülle und Reinheit schimmernden weißen Mauern und Säulenhallen.

Hier wirkt der reine Marmor. In den Frauengemächern des kaiserlichen Harems vereinigt er sich mit jener Arbeit der bunten eingelegten Steine. Hunderte von Marmortafeln bekleiden die Wände, deren jede eine entzückend gezeichnete Blume aus Jaspis, Carneol, Lapislazuli und anderen Halbedelsteinen trägt. Dazu denke man sich in der feinen Dämmerung, die hier herrscht, den Boden mit prachtvollen Stoffen und kostbaren Geräten bedeckt, denke sich in dem breiten marmornen Bachbett, das in den Fußboden dieser Zimmer eingelassen ist, rauschendes, kühlendes Wasser dahinfließen, und endlich die Räume bevölkert mit den schönsten Huris aus dem Reiche des Großsultans; dann erst wird man recht verstehen, was dieser Palast zu Zeiten seines Glanzes gewesen sein muß.

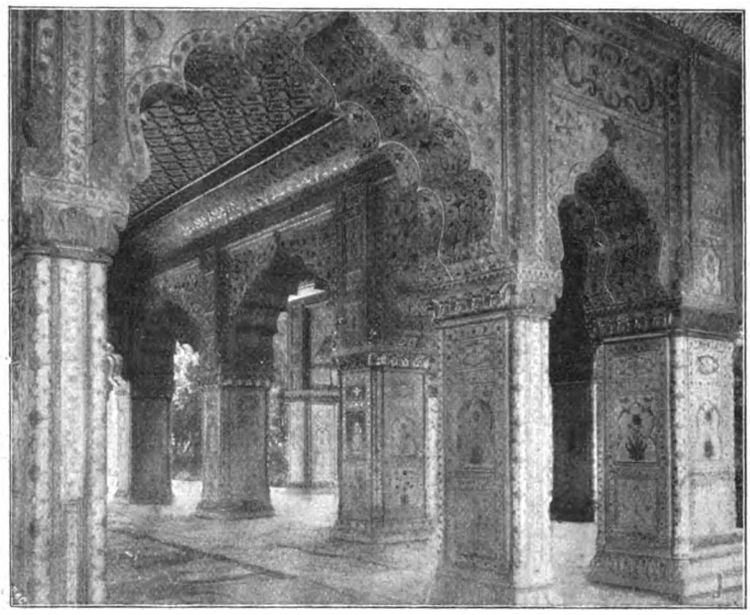


Abb. 7. Das Innere des Diwan-i-Khas.

Die Abbildung 5 zeigt eine Fensterwand eines dieser Gemächer noch näher. Wir sehen unten das breite, steingefaßte Rinnsal, in welchem früher das Wasser entlang floß; oben die Relief- und Einlagearbeit im Marmor und in der Mitte ein spitzenartiges Gewebe von außerordentlicher Schönheit des Musters. Es handelt sich jedoch dabei nicht etwa um Spitzen aus Fäden, auch nicht um ein metallenes Gitterwerk, sondern um nichts anderes als eine Anzahl mächtiger, zolldicker Platten aus weißem Marmor, von mehr als einem Quadratmeter Größe, deren jede als Ganzes zu einem filigranartig feinem Muster mit dem Meißel ausgearbeitet ist! Es gibt auf Erden nichts Ähnliches.

Den Gipfelpunkt erreicht die Schönheit der Architektur endlich in dem sogenannten Diwan-i-Khas, der privaten Audienzhalle des Schahs, dem innersten Heiligtum des Palastes, wo nur die höchsten Würdenträger Zutritt hatten (Abb. 7). Die schönen, starken Marmorpfeiler, die allenthalben den Durchblick gestatten, sind mit sanftschimmernden Edelsteinblumen belegt, feine Goldornamente gliedern sie, die in den unteren Teilen diskret gehalten sind, nach oben aber sich reicher und reicher im edlen Linienspiel entfalten und endlich, wie eine jubelnde Hymne, eine wunderbar leuchtende Decke von Gold über unseren Häuptern schweben lassen. In dieser Halle stand, hart am Ufer des Dschamnastroms, der berühmte Pfauenthron, so genannt, weil er die Gestalt zweier mit Edelsteinen: Rubinen, Saphiren, Smaragden und Perlen, übersäter Pfauen hatte, und dessen Wert auf 120 Millionen Mark geschätzt wird. Saß der Herrscher auf diesem märchenhaften Stuhl im Angesicht seiner demütigen Vasallen und erhob den Blick zu der Decke, so las er dort jene stolze Inschrift, die er selbst für diesen Platz ersonnen hatte und die noch heute in schöngeschwungenen Goldlettern herniederglänzt: „Wenn es ein Paradies auf Erden gibt, so ist es hier, so ist es hier."

Krach.

Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortsetzung.)

Es dauerte unten eine Weile, bis das ‚Herein' erklang.

Als dann Maria mit ihrem Tablettchen eintrat, sah sie Willy, die Stirn in beiden Händen, am Schreibtisch sitzen. Er blickte auch gar nicht auf — fast als habe er sein ‚Herein' schon vergessen.

Sie ordnete die paar Sachen auf dem Mitteltisch, und ihre Hände zitterten so, daß plötzlich ein Glas klirrte. Da schrak sie zusammen und blieb regungslos stehen.

„Was soll's denn?" Er wandte sich halb um. Aber er beachtete gar nicht, daß sie es war. „Nimm den Kram nur wieder fort —"

Wieder stand sie ein paar Sekunden ganz still. Sie mußte sich erst Mut fassen, ihn anzusprechen.

Dann trat sie doch einen Schritt näher, bat mit ihrem süßen Stimmchen: „Ach, Willy . . . einen recht schönen Gruß von Lora, und Du möchtest doch etwas nehmen . . bitte . . . bitte . . ."

Als Loras Name fiel, warf er plötzlich den Kopf hoch.

„Sie schickt Dich?"

„Ja . . und . . . das heißt, Willy . . . ich möchte Dich auch recht, recht sehr bitten . . . nur ein kleines Brötchen . . . sieh' 'mal . . ."

Gott, war das ein Kind! Ein albernes Kind! Wozu sie die wohl herunterschickten . . . zu ihm! Heute!

Aber er blickte doch auf, und wie er ihr ins Gesicht sah, überkam ihn etwas wie Rührung. Sie hatte die kleinen Hände vor der Brust zusammengelegt, hielt den Kopf ein wenig geneigt und schaute ihn mit den großen Augen so seltsam an — ganz merkwürdig: zutraulich und ängstlich und doch mit solch eigener tiefen Empfindung — —

Er stand auf.

„Dank' schön, Maria," sagte er freundlich. „Ich kann aber wirklich nichts essen."

‚Nun wird sie gehen,' dachte er. Doch sie blieb stehen und bat wieder: „Nur ein wenig, Willy . . und ein Glas Wein . . ."

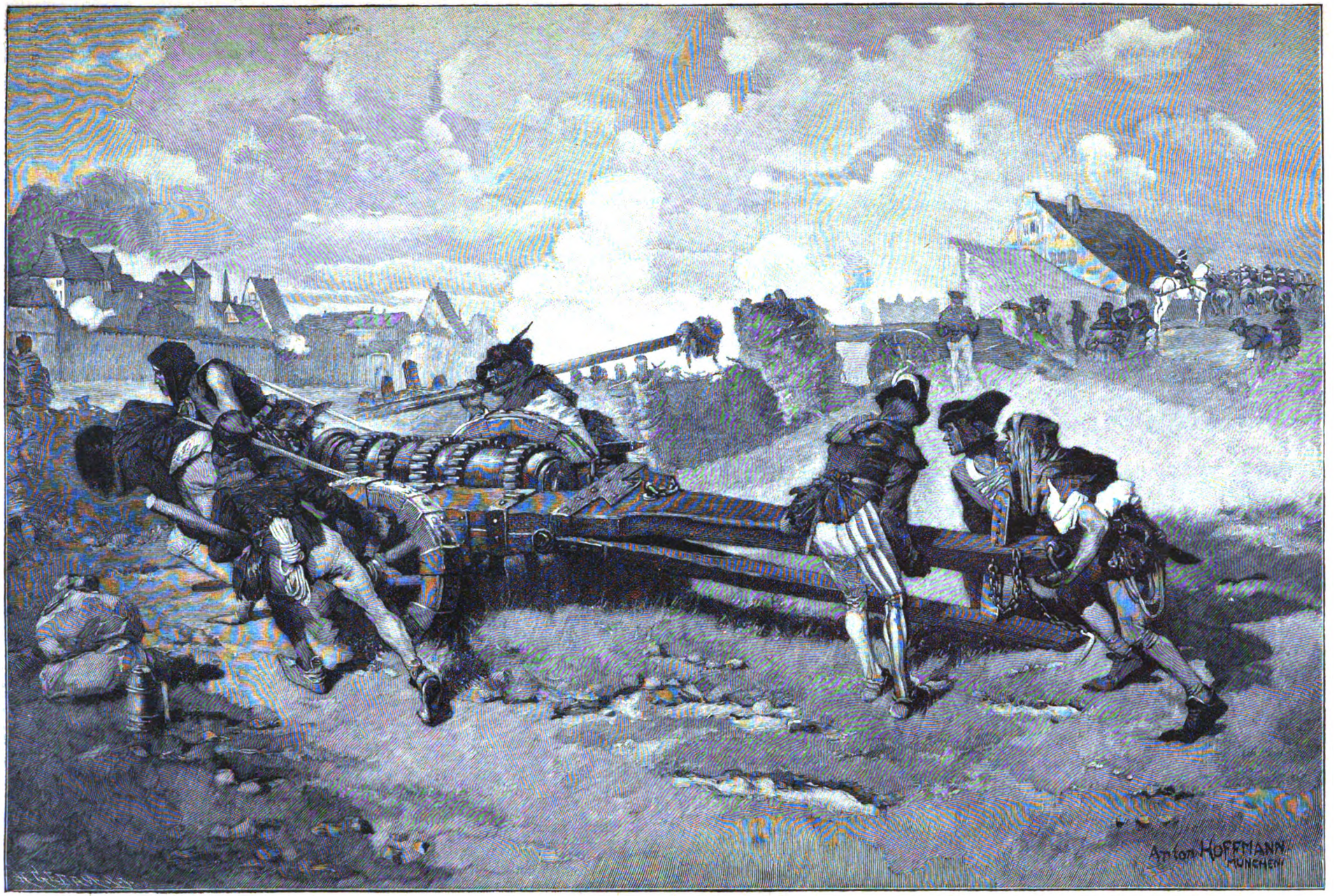
Er schritt ein paarmal durchs Zimmer. Dabei blickte er zufällig in den großen Spiegel des Garderobenschrankes. Die alte Korrektheit erwachte in ihm; er schob die Kravatte zurecht. „Ich seh' wohl ganz unordentlich aus, Maria . . .?"

„Nur elend . . abgespannt, Willy. Aber, bitte, nimm doch ein Brötchen . ."

Sie hatte plötzlich den Teller vom Tisch genommen und hielt ihn ihm hin. Und halb um sie los zu werden, halb um ihr einen Gefallen zu tun, nahm er eine halbe Semmel. Schnell hatte sie auch ein Glas Portwein eingeschenkt und ihm gereicht.

„Gutes Kind! Dank schön!" Er aß wirklich und trank ein Glas und noch eins; wunderte sich, daß er die Bissen herunterwürgen konnte, und griff dann doch zu dem zweiten halben Brot. Da lächelte sie ein wenig. Es war nur wie ein kleines Aufleuchten, aber er bemerkte es doch: sie freute sich.

Digitized by Google



Belagerung einer Stadt im XV. Jahrhundert. Nach dem Gemälde von Anton Hoffmann.

Digitized by Google

Nun war er fertig. Sie räumte die Sachen geräuschlos zusammen. Er stand dicht neben ihr —

„Das war recht von Dir, daß Du selbst herunterkamst, Heimchen."

So hatte er sie noch nie genannt. Das Blut schoß ihr ins Gesicht. Aber sie nahm sich tapfer zusammen: „Kann ich Dir nicht noch irgend etwas besorgen, Willy . . ."

„Nein, nein! Nur einen schönen Dank an Lora." Dabei nahm er ihre Hand, hielt sie einen Augenblick und fügte schon wieder unter anderem Eindruck hinzu: „Das sind schwere Tage, Heimchen . . ."

Sie nickte ein paarmal schnell hintereinander. Es war so ihre Art, wenn sie innerlich sehr erregt war und nicht gleich ein richtiges Wort finden konnte.

Dann sagte sie: „Ja . . . schwere Tage. Aber als ich so sehr unglücklich war, am allerunglücklichsten, da sandte der gute Gott mir Onkel Eberhard. Siehst Du, Willy . . . und ich denke, für Dich werden auch wieder gute, frohe Tage kommen . . . recht bald . . . und darum will ich den lieben Gott bitten . . ."

Ohne ihn anzusehen, sprach sie es. Ganz leise, fast als sei es ein Wagnis. Und gleich huschte sie schnell heraus.

Einen Augenblick stand er noch sinnend. In seiner Seele zitterte etwas nach, dessen er sich nicht recht bewußt werden konnte. Eine stille Rührung — das Empfinden: ob wohl die Fürbitte solch unschuldigen Kindes sieghafte Kraft hat? — Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch. Aber er starrte nicht mehr wie ein Verzweifelter auf dessen grüne Fläche. Er griff zum Telephon und bat den Prokuristen zu sich. Und als der eintrat, sagte er: „Lieber Herr Krüger, wenn Sie Zeit haben — ich möchte gern auch mit Ihnen einmal die Verhältnisse bei der Prometheus-Gesellschaft durchsprechen . . ."

15. Kapitel.

Am Freitag Abend war Konrad Salester nicht gekommen. Nur eine Karte sandte er durch seinen Burschen mit der, augenscheinlich in höchster Aufregung geschriebenen Zeile: „Warte nicht auf mich. Ich muß zu meiner unglücklichen Mutter."

Bernhardine war zuerst fassungslos, wie betäubt gewesen, unzugänglich jedem Zuspruch.

Nun, am Morgen, als sie ins Frühstückszimmer trat, erschien sie Lora völlig verwandelt. Sie sah blaß, übernächtig aus, die Augen waren schwer gerötet, aber sie ging aufrechten Hauptes, sprach ruhig. Und in ihrem Ton war eine weiche, anschmiegende Herzlichkeit, die Lora wohltuend an frühere ferne Tage erinnerte.

Nur wenige Minuten saßen sie zusammen. Dann stand Hardi auf, legte ihren Arm um Loras Nacken und sagte: „Ich will jetzt zu meiner Schwiegermutter."

„Das ist recht! Das freut mich, Hardi! Ich begleite Dich —"

Es kam Lora aus dem Herzen. Sie glaubte damit nicht nur eine Pflicht gegen Bernhardine zu erfüllen, sie hatte für Frau Salester immer Sympathie empfunden und wollte ihr das gerade jetzt gern zeigen.

Sie fuhren mit der elektrischen Bahn hinaus nach dem Kurfürstendamm. An der Uhlandstraße stiegen sie aus. Als sie so nebeneinander die letzte Strecke gingen, fühlten sie sich wieder, ohne es auszusprechen, ganz als die Freundinnen von ehedem.

Das Gartentor der Baldinschen Villa stand offen. Lora blickte hinein und dachte unwillkürlich daran: hier hast Du Willy nach Jahren zum erstenmal wieder gesehen . . . hätte er dies Haus doch nie betreten . . .

Einen Augenblick blieb sie stehen. Und da sah sie die kleine Hertha. Das Kind kauerte auf der Rasenfläche hinter den Fliederbüschen, hatte ein paar Puppen neben sich, einen Karren —, aber es spielte nicht, sondern starrte mit gesenktem Köpfchen vor sich hin. Das goldblonde Haar hing wirr um das Gesicht.

„Hertha!"

Die Kleine schlug, wie erschreckt, die Augen auf.

„Hertha — liebe Hertha!"

Lora hatte ein paar Schritte in den Garten getan. Und nun sprang das Kind auf, lief auf sie zu, umklammerte mit beiden Armen ihre Kniee, drückte den Kopf gegen ihr Kleid — alles ohne einen Laut. Aber die zierliche Gestalt bebte wie ein Espenblatt.

Sanft strich Lora über die Locken. In ihrem Herzen war ein leiser Vorwurf: trotz allem, was auf Dir lag in diesen Tagen, Du hättest an dies arme Kind denken müssen.

Sie beugte sich über die Kleine: „Sieh mich an, Hertha."

Das Kind hob das Köpfchen. Aber nur auf einen Moment, dann barg es das Gesicht gleich wieder zwischen den Kleiderfalten, und die dünnen Ärmchen klammerten sich noch fester.

„Ein paar Minuten nur, Hardi. Ich habe auch hier eine Pflicht zu erfüllen."

Lora löste sich sanft, ging mit der Kleinen ein paar Schritte seitwärts zur nächsten Bank. „Komm, Hertha — setz' Dich. Und nun sei lieb und verständig, wie Du immer gewesen bist. Ich bin ja bei Dir . . ."

Hertha nickte. Und dann griff sie wieder mit beiden Händen nach Loras Arm.

„Wo ist denn Mademoiselle?"

„Fort — fort —"

„Und die Dienstboten? Wer hat denn für Dich gesorgt?"

Unter Tränen rang sich die Antwort los: „Alle sind fort — gestern. Fremde Männer, Tante Lora, haben alles durchsucht und verschlossen. Nur die alte Köchin ist noch da. Weil sie ihren Lohn noch nicht hat, sagt sie. Und . . . und . . . Mama taugte nichts . . . und der Papa sei ein Betrüger . . . sagt sie . . . und ich . . . mich würden die Schutzmänner holen und in ein Loch stecken . . . sagt sie . . ."

Schluchzen erstickte alles andere. Bis die Kleine dann wieder die Arme fest um Lora schlang: „Tante Lora . . . nimm mich doch mit . . . ich fürchte mich . . ."

Es war ein so großes, inniges Mitleid in der jungen Frau. Anders noch als früher — sie fühlte das selbst an der Wärme des Empfindens — etwas von mütterlicher Sorge mochte darin liegen. Ein unwiderstehlicher Drang: ‚Du darfst dies liebe Geschöpfchen nicht verlassen . . . sie ist Dir wie von Gott überantwortet . . .'

Und während sie zärtlich auf das Kind einsprach, sann sie, was zu tun sei. In aller Ergriffenheit mit all ihrer ruhigen Überlegung —

Und dann sagte sie: „Wirst Du hier wohl ein Viertelstündchen sitzen bleiben, Hertha? Ich habe nur einen Gang in der Nachbarschaft, ich komme gleich wieder zu Dir; hier hast Du meine Hand darauf! Nun glaubst Du's doch, nicht wahr?"

„Du kommst auch ganz, ganz gewiß wieder, Tante Lora?"

Wie herzbewegend ängstlich das klang! Und diese bittenden, tränenschweren Augen!

„Ganz gewiß —"

Einen Kuß noch — und ein Zurückwinken —

„Verzeihe, Hardi! Aber ich konnte das Kind nicht verlassen."

Bernhardine nickte. Und während sie weitergingen, faßte sie nach Loras Hand, in der stummen Bitte: ‚Du bist zu allen Menschen gut — nun bleib es auch mir in meiner Not!'

Die Villa Salester lag tiefer im Garten als die Baldinsche. Ein kleineres, einfacheres Gebäude, im Grün halb versteckt. Heut sah sie fast aus, als seien die Besitzer verreist. Die Vorhänge fest verschlossen, im Erdgeschoß die Rolljalousien heruntergelassen.

„. . . er ist nicht hier . . ." Hardi hauchte es wie einen einzigen Wehlaut.

Aber da öffnete sich die Haustür. Konrad Salester trat über die Schwelle. In bürgerlicher Kleidung — in der Hand einen Brief.

Digitized by Google

Er zuckte zusammen, als er die beiden dicht vor sich sah. Über sein Gesicht strömte das Blut. Er zog den Hut — aber gleich darauf legte er die Hand vor die Augen . . .

„Ich wollte zu Dir . . .," sagte er tonlos.

Da hing sie auch schon an seinem Halse, barg das Antlitz an seiner Brust.

Einen Augenblick hielten sie sich fest umschlungen. Dann löste er sich, sanft, aber mit bewußter Bestimmtheit. Nur ihre beiden Hände nahm er in die seinen. „Ich wollte zu Dir, Hardi . . ." wiederholte er. „Nun danke ich Dir, daß Du gekommen bist. Ich muß ja die Augen der Menschen scheuen . . . ich und meine Mutter . . . wir sind geächtet . . ."

„Konrad!" rief Hardi verzweifelt. „Konrad!"

„. . . wir sind geächtet . . ."

Sie schüttelte den Kopf, als verstünde sie ihn nicht.

Hardi hatte Frau Salester umarmt, zog ihr die Hände vom verhärmten Antlitz, streichelte ihr kindlich die schmalen Wangen — blickte zärtlich in die Augen, die keine Tränen mehr zu haben schienen. Eine Greisin war die Frau geworden in vierundzwanzig Stunden —

Und dann war sie es, die zuerst sprach. Und ihre ersten Worte galten ihrem Manne —

„Er war nicht schlecht," sagte sie mit leiser, bebender Stimme. „Er war auch nicht geldgierig, wie . . . wie der andere. Er war nur so maßlos ehrgeizig . . ." Und sie sah dabei von dem einen zum anderen, als flehe sie um ein Wort, um eine Miene nur der Zustimmung. Aber Hardi und Lora standen mit tief gesenkten Köpfen, und als sie in Konrads Antlitz blickte, das wie versteint war, bedeckte sie wieder das Gesicht mit den Händen.



Fröhliche Fahrt. Nach dem Gemälde von W. v. Kowalski.

Und wie um seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, bat sie: „Laß uns zu Deiner lieben Mutter . . ."

Fast schien es, als bemerke er jetzt erst Lora. Es wetterleuchtete wieder über sein offenes Gesicht . . . in Schmerz und Scham . . . Sie trat schnell heran und drückte ihm schweigend die Hand.

Dann wandte er sich und schritt den halbdunklen Flur entlang, schnell, hochaufgerichtet — aber Lora sah, wie die kräftige Gestalt schütterte in mühsam bekämpftem Schluchzen.

Er stieß die Tür zu einem Hinterzimmer auf: „Mutter . ."

Frau Salester kniete über ein Köfferchen gebeugt am Boden. Ein paar Habseligkeiten, das einfachste, was sie gefunden hatte, lagen daneben.

Langsam richtete sie sich auf. Und wie sie Hardi sah, schlug sie die Hände vor das Gesicht. Es war tiefe, tiefe Stille im Zimmer. Nur das schwere Atmen der vier Menschen.

Lora trat an ihre Seite, umfing sie, führte sie zum Sofa, drückte sie sanft nieder, setzte sich neben sie und sprach mit ihrer tiefen wohlklingenden Stimme, sich gewaltsam zur Selbstbeherrschung zwingend: „Wir sollen und wollen nicht richten. Wir sind hier, um Ihnen zu zeigen, wie lieb Sie uns sind, wie wert Sie uns immer bleiben werden . . . was da auch kommen möge. Wir verstehen all Ihr Leid. Wir möchten Ihnen gern mittragen helfen . . . — Ihnen und Konrad! Niemand, das glauben Sie mir, wird Ihnen beiden anrechnen, was geschehen ist. Fassen Sie Mut — Gottvertrauen, liebe gnädige Frau —"

Konrad hatte bisher regungslos an der Wand gelehnt, dicht neben der Tür; den Blick starr gradaus gerichtet, als wolle er aller Augen ausweichen, die Lippen fest zusammengepreßt. In der Hand hielt er immer noch den Brief — einen weißen Umschlag im Dienstformat.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Seekriegsrecht und Piraterie.

„Krieg, Handel und Piraterie, dreieinig sind sie nicht zu trennen," dies Wort Goethes hat auch in unseren Tagen, trotz Pariser Seerechtsdeklaration und Haager Friedenskonferenz, immer noch Geltung. Kürzlich erst mußte das deutsche Kanonenboot „Panther" an dem Rebellenschiff „Crête à Pierrot" in den haitanischen Gewässern schnelle Justiz üben, weil dieses sich die Rechte einer kriegführenden Partei, neutrale Handelsschiffe anzuhalten und auf Kriegskontrebande zu untersuchen, angemaßt hatte, und fast zu derselben Zeit sahen sich italienische Kriegsschiffe veranlaßt, im Roten Meer gegen Piraten einzuschreiten.

Schon einmal war die „Crête à Pierrot" nur mit genauer Not dem Schicksal entgangen, dem sie jetzt verfallen ist. Im Jahre 1897 war nämlich der Hamburger Kaufmann Lüders in Port au Prince, der Hauptstadt der Negerrepublik Haiti, wegen eines Privatzwistes mit seinem Kutscher gefangen gesetzt und schmählich behandelt worden, und die haitanische Regierung weigerte sich, die deutsche Genugtuungsforderung von 80 000 Mark zu bezahlen. Die Erregung bei den Eingeborenen war so groß geworden, daß der damalige deutsche Geschäftsträger Graf Schwerin mit seiner Gemahlin flüchten mußte. Sofort erhielten die in den westindischen Gewässern befindlichen Schiffsjungen- und Kadetten-Schulschiffe „Charlotte" und „Stein" Befehl, nicht nur die Entschädigungssumme beizutreiben, sondern auch Genugtuung für die dem deutschen Geschäftsträger widerfahrene Unbill zu fordern. Als die deutschen Schulschiffe am Morgen des 6. Dezember den Hafen erreichten, lagen dort die „Crête à Pierrot" und ein anderes kleines haitanisches Kriegsschiff. Die Hoffnung der „schwimmenden Gymnasien", daß ihre Kanonen ein kräftig Wörtlein würden reden dürfen, ging aber nicht in Erfüllung. Fünf Minuten vor Ablauf der gelassenen vierstündigen Frist stieg beim Feinde die weiße Parlamentärflagge — es war in Ermangelung einer wirklichen ein großes weißes Bettlaken — in die Höhe, nach weiteren vier Stunden waren die 80 000 Mark in lauter goldenen Zwanzigdollarstücken an Bord der „Charlotte".

Nicht so gut sollte die „Crête à Pierrot" in diesem Jahre davonkommen. Auf Haiti war wieder einmal ein „Revolutiönchen" ausgebrochen. Diesmal war auch die „Crête à Pierrot" in den Händen der Aufständischen, und sie fühlten sich stolz damit als „kriegführende Macht zur See", indem sie Handelsschiffe anhielten und auf „Kriegskontrebande" untersuchten. Dies taten sie auch bei dem Dampfer „Markomannia" der Hamburg-Amerikalinie, als er auf der Fahrt von Port au Prince nach Kap Haiti war, um nach diesem noch im Besitz der haitanischen Regierung befindlichen Hafen Waffen im Auftrage eben dieser Regierung zu bringen. Die „Markomannia" wurde untersucht, und die „Crête à Pierrot" nahm ihr die mitgeführten Waffen ab. Sie hatte aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Die deutsche Regierung war nicht gesonnen, irgend einen schwarzen Rebellenführer als „kriegführende Macht" anzuerkennen und ihm die nach Seekriegsrecht übliche Untersuchung neutraler Schiffe zuzugestehen. Vielmehr betrachtete sie ihn als Piraten, und das gerade in jenen Gewässern befindliche Kanonenboot „Panther" erhielt sofort Befehl, das Piratenschiff mit oder ohne Kampf zu nehmen und bis auf weiteres besetzt zu halten.

Die „Crête à Pierrot" war ein durchaus modernes, in England gebautes Schiff von der Größe des „Panther" und diesem an Geschützen und Besatzung bedeutend überlegen. Ihr langjähriger Befehlshaber, „Admiral" Killick, galt als ein verwegener Mann, so daß auf einen Kampf zu rechnen war. Am Mittag des 6. September, des heißesten Tages in jenen schon heißen Klimaten, überraschte der „Panther" die „Crête à Pierrot" in der Bucht von Gonaives. Das sofort gegebene Signal „Flagge streichen, Schiff übergeben" wurde drüben nicht verstanden, erst als ein scharfer Warnungsschuß vor dem Bug des Gegners ins Wasser ging, kam ein Boot zum „Panther". Es wurde sofortiges Streichen der Flagge und Verlassen des Schiffes durch die Mannschaft in einer Viertelstunde verlangt, um unnötiges Blutvergießen zu vermeiden. Man sah vom „Panther", daß Boote vom Schiff zu Lande fuhren, und sandte nach einer Viertelstunde ein Boot ab, um das feindliche Schiff in Besitz zu nehmen. Als dies auf etwa 200 Meter nahe gekommen war, erfolgte drüben eine Explosion, die das Hinterschiff in Brand setzte. Das Boot mußte umkehren, und bald folgten weitere Explosionen, wahrscheinlich in den Munitionsräumen. Ein Boot, daß sich der „Crête à Pierrot" vom Lande aus nähern wollte, mußte mit einigen Schüssen zurückgetrieben werden. Da das Vorschiff noch ziemlich unversehrt und die dort stehenden Geschütze noch gebrauchsfähig waren, so entschloß man sich auf dem „Panther", das Piratenschiff vor Einbruch der Dunkelheit zu zerstören. Zwei Treffer in die vorderen Munitionskammern genügten, eine gewaltige Explosion zu erzeugen, wobei auch wahrscheinlich die geheizten Kessel zersprangen, und mit lautem Krachen und Zischen sank das Schiff auf den Grund.

Es ist ein Vorgang modernen Seekriegsrechts, der sich hier abgespielt hat und zugleich die Frage nahe legt, welche Grundsätze heute bei ähnlichen Fällen geltend sind. Wie bekannt, liegen ja auch die Verhältnisse in Venezuela derart, daß dort neben englischen deutsche Kriegsschiffe zum Schutze des beiderseitigen Handels auftreten. Bei der Vernichtung des „Crête à Pierrot" spielt auch das Seekriegsrecht hinein, da die Führer dieses Schiffes sich die Rechte kriegführender Parteien angemaßt hatten. Da nun im allgemeinen jeder unabhängige Staat das Recht hat, seine inneren Angelegenheiten selbständig zu ordnen, so sind Einmischungen eines anderen Staates in diese grundsätzlich unzulässig. Man nennt dies wohl das „Prinzip der Nichtintervention". Aber dies erleidet eine Ausnahme, sobald für einen Staat die Notwendigkeit eintritt, zur Erhaltung seiner Integrität und Würde oder zum Schutze seiner Untertanen mit Forderungen aufzutreten. Eine Grenze, wo dies Recht anfängt oder aufhört, gibt es ja natürlich nicht, hier tritt denn auch, wie so oft, „das Recht des Stärkeren" in die Erscheinung.

Das Mittel, seinen Forderungen Nachdruck zu geben, sind dann die Seestreitkräfte, und die „gepanzerte Faust" muß dreinschlagen, wenn diplomatische Verhandlungen nicht zum Ziele führen. So war es 1872 und 1897 vor Port au Prince, so ist es auch jetzt wieder in Venezuela gekommen. Es ist also ein „Krieg im Frieden", der sich dann abspielt. Völkerrechtliche Abmachungen, wann Kriegsschiffe einzugreifen haben, und wie weit sie darin gehen dürfen, gibt es nicht. In früheren Zeiten war auch die Wegnahme von Handelsschiffen derjenigen Macht, an die man irgend eine Forderung hatte, eine durchaus gebräuchliche Art. Noch 1861 nahmen englische Kriegsschiffe brasilianische Handelsschiffe auf offener See weg, weil sich die brasilianische Regierung geweigert hatte, für ein bei der Strandung von brasilianischen Küstenbewohnern geplündertes englisches Kauffahrteischiff Entschädigung zu gewähren. Sogar der Krimkrieg wurde von der englischen Regierung durch einen derartigen Vorgang, nämlich durch die Ermächtigung an die gesamte Kriegsflotte, russische Schiffe und Güter wegzunehmen, die sogenannten „Generalrepressalien" eingeleitet. Seltener ist schon die Beschlagnahme von Kriegsschiffen desjenigen Staates, gegen den man Forderungen hat, da sich hieraus, wenigstens unter europäischen Mächten, sicher ein Krieg entwickeln würde.

Für den Befehlshaber eines Schiffes sind alle derartige Aufgaben mit großer Verantwortung verbunden, da er weder zu viel, noch zu wenig tun darf. Er ist, wie seine Instruktion besagt, „ein Repräsentant des Kaisers" und „sein Schiff repräsentiert im Auslande die bewaffnete Macht des Vaterlandes". Er handelt, wenn er keine besonderen Instruktionen hat, nur auf Antrag des kaiserlichen Vertreters, trägt aber selbst lediglich die militärische Verantwortlichkeit für die Ausführung. „Wird irgendwie ein augenblickliches Einschreiten durchaus erforderlich, so hat der Kommandant die Vorschriften des maritimen Völkerrechts in Betracht zu ziehen und bei seinen Maßnahmen nicht außer acht zu lassen, daß ihm die ganze Verantwortlichkeit für die Folgen verbleibt." Da das „maritime Völkerrecht" aber nur für wenig Fälle international vereinbart ist, so bleibt ihm eben eine sehr hohe Verantwortlichkeit. Als Regel ist ihm nur gegeben, „daß die Ehre der Flagge unter allen Umständen aufrecht erhalten werden muß und daß ein angefangenes Unternehmen mit Daransetzung aller Kräfte zu Ende geführt werden muß." Bezeichnend ist auch der Satz der Instruktion: „Bei unkultivierten und halbkultivierten Völkern ist nichts schlimmer, als wenn man unverrichteter Sache wieder abziehen muß". Dem modernen Bewußtsein aber trägt der Schluß Rechnung, „daß der unterlegene Feind großmütig behandelt wird, ohne daß man Schwäche zeigt".

An und für sich fällt nun auch das Vorgehen gegen Piraten unter das Seerecht im Frieden; denn obwohl die Piraterie ein bewaffnetes Unternehmen darstellt, so wird es doch ohne jede staatliche Autorisation ausgeübt, um durch Raub und Erpressung, oft unter Vernichtung des beraubten Fahrzeuges und Tötung der Besatzung, sich Ladung oder Menschen als Sklaven zu gewinnen. So haben ja besonders die Barbareskenstaaten Nordafrikas jahrhundertelang Menschenraub geübt, und die vor kurzem durch italienische Kriegsschiffe im Roten Meere gezüchtigten Piraten waren auch zugleich noch Sklavenhändler, während es sich bei Beschlagnahme der „Markomannia" durch die „Crête à Pierrot" nur um Wegnahme eines Teiles der Ladung handelte. Ob die „Crête à Pierrot" auch von der haitanischen Regierung einfach als Pirat erklärt ist, wissen wir nicht, aber es ist noch gar nicht so lange her, daß ein europäischer Staat Kriegsschiffe der aufrührerischen Gegenpartei als Piraten bezeichnete. Im Jahre 1873 erließ nämlich die damalige Centralregierung von Madrid ein Dekret, in dem es eine Anzahl nationaler Kriegsschiffe, die zu den Aufrührern im Departement Cartagena übergegangen waren, als Piraten nicht nur für spanische, sondern auch für fremde Seestreitkräfte bezeichnete. Das Verfahren gegen Piraten war in früheren Zeiten meist summarisch, sie wurden aufgehängt oder ertränkt. Auch heute noch würde nach deutschem Recht, wenn ein Mord begangen ist, Todesstrafe, andernfalls Zuchthausstrafe von fünf bis zu zehn Jahren verhängt werden.

Mit der Piraterei berührt sich häufig sehr eng die Kaperei, insofern, als auch diese ein privates Unternehmen, wenn auch unter Autorisation einer kriegführenden Macht, ist. Es ist daher auch vor-

Digitized by Google

gekommen, daß Kaper als Piraten erklärt sind, wenn diejenigen, die die Autorisation erteilten, nicht als kriegführende Macht angesehen wurden. So erklärte der Präsident der Nordstaaten von Amerika, Lincoln, 1861 alle Kaper der Südstaaten für Piraten, ohne daß dies aber von anderen Seemächten anerkannt wurde. Jahrhundertelang hat die Kaperei als ein Hauptmittel der Seekriegführung gegolten, um durch Schädigung des feindlichen Handels den Gegner zum Nachgeben zu zwingen, bis im Jahre 1856 in der sogenannten Pariser Deklaration die Mächte des Friedenskongresses den Satz aufstellten: „Die Kaperei ist und bleibt abgeschafft.“ Alle Seemächte, mit Ausnahme der Vereinigten Staaten, Spaniens und Mexikos, traten dem bei. Die Vereinigten Staaten erklärten, den Grundsatz erst annehmen zu wollen, wenn überhaupt das Privateigentum zur See, mit Ausnahme der Kriegskontrebande, unantastbar erklärt werde, wie dies im Landkriege längst völkerrechtlich anerkannter Grundsatz ist. In der Tat haben aber weder die Vereinigten Staaten noch Spanien in ihrem letzten Kriege von Erteilung von Kaperbriefen an Privatpersonen Gebrauch gemacht. Dagegen ist in England bezeichnenderweise wiederholt, noch zuletzt 1877, sogar eine starke Bestrebung auf Beseitigung der Pariser Deklaration tätig gewesen.

Darf somit die Kaperei, dieser Überrest mittelalterlicher Repressaliengebräuche, in Zukunft als beseitigt angesehen werden, so besteht das Seebeuterecht noch völlig zu Recht. Es darf jeder kriegführende Staat durch seine Kriegsschiffe Handelsschiffe seines Gegners wegnehmen, ja sogar deren Schiffsmannschaften als feindliche Untertanen gefangen wegführen lassen. Hin und wieder ist in neuerer Zeit allerdings von kriegführenden Staaten auf dieses Recht verzichtet worden, so von Preußen und Österreich beim Ausbruch des Krieges 1866, während noch 1864 das kleine Dänemark zahlreiche preußische Handelsschiffe wegnahm, wie es dies 1848 und 1849 mit deutschen getan hatte. Im Jahre 1870 erklärte auch das Präsidium des Norddeutschen Bundes, auf die Wegnahme französischer Handelsschiffe zu verzichten, soweit sie nicht Kriegskontrebande führten. Da aber die französische Regierung sich dem nicht anschloß und sogar deutsche Schiffe, die von französischen Kriegsschiffen genommen waren, nicht in einen Hafen brachte, um den Spruch eines Prisengerichts herbeizuführen — denn so erforderte es von alters her der völkerrechtliche Brauch —, sondern sie auf hoher See verbrannte, so wurde im Januar 1871 auch deutscherseits diese Verordnung wieder aufgehoben.

Die eben erwähnten Prisengerichte sind eingeführt, um zu entscheiden, ob auf dem feindlichen Schiff neutrale Ware ist, denn die Pariser Seerechtsdeklaration hat den Grundsatz aufgestellt: „Die neutrale Ware, mit Ausnahme von Kriegskontrebande, ist nicht beschlagnahmbar unter feindlicher Flagge“, aber auch feindliche Ware, soweit sie keine Kriegskontrebande ist, wird, nach der Pariser Deklaration, durch die neutrale Flagge gedeckt. Die Aufregung, welche die Durchsuchung und Beschlagnahme eines deutschen Dampfers während des Burenkrieges durch ein englisches Kriegsschiff hervorrief, ist noch in frischem Andenken. Man wollte Kriegskontrebande, d. h. Gegenstände, die dem Feinde bei seiner Kriegführung von Nutzen sein könnten, darin gefunden haben, mußte aber später, da sich das als irrig erwies, bedeutende Entschädigungen zahlen.

Auch unsere deutschen Kriegsschiffe haben während des Krieges 1871 noch Jagd auf Handelsschiffe gemacht. Die Korvette „Augusta“ brachte in den ersten Januartagen 1871 zwei französische Handelsdampfer an der Garonnemündung bei Bordeaux auf und zerstörte einen französischen Regierungsdampfer, da nicht genug Leute zu seiner Bemannung vorhanden waren, um ihn nach einem Heimatshafen zu bringen. Seltsame Schicksale erlebten dann die beiden von der „Augusta“ genommenen Schiffe auf ihrer Fahrt nach Deutschland. Das erste ging unter schweren Stürmen nördlich um Irland und England herum und gelangte am 12. Februar mit knapper Not in den kleinen norwegischen Hafen Hindoen. Der Führer, Seekadett Reimann, begab sich nach einem kleinen Wirtshause, um sich von den sechswöchentlichen Seestrapazen zu erholen. Am nächsten Morgen öffnete sich die Tür, und herein trat — Seekadett Düring, den Reimann Hunderte von Seemeilen entfernt auf der „Augusta“ glaubte. Er hatte zwei Tage nach Wegnahme des ersten Schiffes die Führung des zweiten genommenen Schiffes erhalten, um es nach Deutschland überzuführen, und dies Schiff war nach schwerer Fahrt durch den Kanal durch Stürme in der Nordsee an die Küste von Norwegen verschlagen und dort in der Nacht vom 12. zum 13. Februar auf Klippen auch gerade in der Nähe von Hindoen gescheitert, wobei die Bemannung durch norwegische Fischerboote gerettet wurde. So waren beide Schiffe auf ganz verschiedenen Wegen fast zur selben Stunde unter den verschiedensten Umständen an diesen weltentlegenen Ort gelangt, und die preußischen Besatzungen feierten ein Wiedersehen, wie es abenteuerlicher in keinem Seeroman geschildert werden könnte.

W. von Bremen.

Winter.



Der Rauch schlägt nieder,
wenn der Wind ihn faßt,
Auf weißen Feldern legt sich
Last zu Last.

Verschneites Land, das Grün
und Garben trug,
Hast Du gleich mir von Luft
und Licht genug?

Ich kannt' ein Herz, das tausend Träume barg,
Ich schloß die Kühnsten selber in den Sarg.

Nun laßt mich still von meinem Werke gehn,
Daß Wind und Schnee die letzte Spur verwehn.

C. Busse.

Nach einer Aufnahme von W. Uhlhorn in Ricklingen.

Digitized by Google

Familientisch. — Sammler-Daheim.

Zu unseren Bildern.

Unsere Leser werden gewiß mit großem Interesse die Skizze betrachten, die wir ihnen als kleines Neujahrsangebinde bringen. Sie stellt den ersten Entwurf des Daheimkopfes dar, den Ludwig Richter vor nunmehr vierzig Jahren zeichnete. In der Ausführung ist freilich das kleine Triptychon anders geworden. Der alte, noch jetzt in jeder Daheimnummer sein Pfeiflein behaglich schmauchende Großpapa lauscht auch hier schon dem aus dem trauten Hausfreund vorlesenden Familienvater, auch die junge Frau mit dem Kinde, die älteren Geschwister und auch der Hund sind im engen Stübchen; nur das junge Mädchen, gewiß die älteste Haustochter, hat der derben ältlichen Küchenmagd mit der dampfenden Klößeschüssel weichen müssen. Alle diese Figuren hat der Meister später anders aufgefaßt und gruppiert. Solch ein Einblick in die Entstehung eines Kunstwerks hat etwas rührend Intimes, zumal hier und bei unserem geliebten Altmeister Ludwig Richter.

Sperlings vortrefflich charakterisierte Hundetypen machen sich in dem Holzschnitt auf Seite 13 ganz prächtig. Der zottige Schnauzerl möchte gar zu gern mit dem vornehmen King Charles-Hündchen zu einer lustigen Rauferei anbinden, wird aber mit verachtungsvoller Miene abgelehnt.

Eine kriegerische Szene von großem malerischen Reiz schildert Ant. Hoffmann auf seinem interessanten Bilde: „Die Belagerung einer Stadt im XV. Jahrhundert". Bunt gekleidete Knechte von der Arkeley richten zwischen Wällen und Schanzkörben eine ‚Faule Grete' auf die Palisaden und das Gemäuer der berannten Stadt, indem sie das unbehilfliche Geschütz näher heranschieben.

Nach dem kriegerischen Donnerklang der Kartaunen noch eine heitere Winteridylle von W. von Kowalski: ein Pärchen im Schlitten, in der polnischen Schneelandschaft, und zum Schluß — auf der Kunstbeilage — D. Chr. Rauchs herrliche kranzwerfende Viktoria in der Walhalla bei Regensburg, deren edle, liebreizende Gestalt vorbildlich geworden ist.

Eine Gustav Adolf-Decke.

Eine schöne Erinnerung an den Tod Gustav Adolfs in der Schlacht bei Lützen bringt ein leider undatiertes Tuch mit Bildwebereien, das wir heute abbilden. Das Mittelfeld zeigt einen Leichenstein mit der Jahreszahl 1632, über den ein Engel die Siegespalme hält, während die Personifikation des Krieges trauernd neben ihm hingesunken ist und Christus mit Kreuz und Bibel in den Händen sich tröstend naht. In dem umgebenden Kranze sind zehn Medaillons eingelassen, darunter das Porträt des Schwedenkönigs und Hinweise auf die Sache, für die er in den Tod gegangen ist. In den rings um die Decke herumlaufenden Blumenkanten sind in den Eckfeldern Wappen- und Trophäendekorationen angebracht, während dazwischen die Namen Leipzig (Breitenfeld), Lech, Lützen auf die Orte hinweisen, die Höhepunkte seines Aufenthaltes in Deutschland darstellen; GARS ist die Abkürzung seines Namens Gustavus Adolphus Rex Suecorum. Bei Breitenfeld, am 17. September 1631, und am Lech, am 15. April 1632, schlug Gustav Adolf den General Tilly, den Heerführer der kaiserlichen Truppen; bei Lützen, am 16. November 1632, fiel er im Kampfe gegen Wallenstein. — Auf ein höheres Alter dieser Decke scheint der Umstand hinzudeuten, daß die Schlacht von Breitenfeld als von Leipzig angegeben ist. — Das Tuch hat die Größe von 125 : 131 cm.



Erinnerungsdecke auf den Tod Gustav Adolfs.

Das Nydamer Moor

bei Satrup in Sundewitt, nahe dem Platze, von dem aus sich in der Nacht vom 28. zum 29. Juni 1864 der Übergang nach Alsen vollzog, ist eine reiche und berühmte Fundstätte vor- und frühgeschichtlicher Altertümer. Im Jahre 1863 fand Engelhardt, der Leiter des „Schleswigschen Altertumsmuseums" in Flensburg in diesem Moore jenes prächtige, bestenerhaltene Wikingerboot, das heute auf dem Bodenraume des „Museums vaterländischer Altertümer" zu Kiel ein einsames, beschauliches Dasein führt. Das Boot ist 23 m lang, in der Mitte $3^1/_2$ m breit und hat Raum für 30 Ruderer. Zur Hauptsache ist es aus elf starken Eichenbohlen zusammengefügt, aus einer im Boden und aus je fünf an den Seiten. Die Bohlen waren mit eisernen Nägeln vernietet, die aus behauenen krummen Ästen bestehenden Spanten mit Bast an die Bohlen befestigt, die 28 Riemen waren ebenfalls an die Dollen gebunden, so daß man sie nicht drehen und das Boot rückwärts rudern konnte. Die Fugen waren mit Wolle und einer pechartigen Masse gedichtet. Zwischen dem Vorder- und dem Achtersteven bestand kein Unterschied in der Form. Das Achterende erkannte man jedoch an dem Ruder, einem Seitenruder, das etwa 3 m vom Achtersteven angebracht war. Die Konstruktion des Bootes, dessen Alter man auf mindestens 1600 Jahre schätzt, war so vorzüglich, daß sie die Bewunderung aller Fachleute erregte. Im Jahre 1864, bei Ausbruch des Krieges, wurden die Bestände des Flensburger Museums mit dem Wikingerboot heimlich nach Seeland geschafft und dort versteckt gehalten, mußten aber nach dem Frieden größtenteils an Preußen ausgeliefert werden und bildeten einen Grundstock des Museums in Kiel. — Von dem Wikingerschiff hat vor kurzer Zeit der Schiffsbauer Weedemann in Flensburg zwei Modelle in $^1/_0$-Größe des Originals fertiggestellt, von denen das eine für das Flensburger Museum, das andere für das Harvard-Museum in Boston bestimmt ist.

Ein weiterer bedeutender Fund wurde im Nydamer Moor im Jahre 1888 von einem Knechte gemacht, der mit Torfstechen beschäftigt war. Er fand etwa einen Meter unter der Oberfläche gegen 100 Gegenstände — Schwertscheidenbeschläge, Schmuckgegenstände, Gerät —, fast ohne Ausnahme aus Silber bestehend und ausgezeichnet durch künstlerische Bearbeitung. Der größte Teil des Fundes — von etwa 100 Stücken 77 — gelangte ins Städtische Museum zu Flensburg.

Besonders bemerkenswert ist bei den Schwertscheiden-Beschlägen die Anwendung von Keilschnittmotiven, also einer Technik, die für Holz berechnet ist und ursprünglich nur auf Holz angewendet wurde. Der Edelschmied hatte auch wahrscheinlich Vorbilder in Holz, nach denen er mit Hammer, Stichel und Säge die Motive in Silberplatten hineinarbeitete. Bei allen Gegenständen findet Vergoldung und Niellierung reichliche Anwendung.

Zeitlich ist dieser Fund jünger wie der Wikingerbootsfund, vielleicht stammt er aus dem VII. bis VIII. Jahrhundert; über das Ursprungsland konnte man sich nicht einigen. Wahrscheinlich bildete er einen Teil von Kriegsbeute, den die Sieger, den Göttern opfernd, ins Meer versenkten.

Man geht jetzt mit dem Plane um, das Nydamer Moor gründlich zu durchforschen.

M. Kirmis.

Notizen.

Alte Porzellane wurden am 4. Dezember vor. J. von Rudolf Bangel in Frankfurt a. M. versteigert. Es handelte sich um eine Sammlung von meist aus dem XVIII. Jahrhundert stammenden, vielfach erlesenen Stücken aus den berühmten Fabriken von Meißen, Ludwigsburg, Damm, Frankenthal, Fürstenberg, Höchst, Kloster Veilsdorf, Limbach, die teilweise in der kunsthistorischen Ausstellung in Düsseldorf ausgestellt und gebührend bewundert worden waren. Den höchsten Preis erzielte die Gruppe „Liebespaar mit Savoyardenknabe" aus der Höchster Fabrik; das Stück, das blaue Marke mit Krone trägt und bei 28,5 cm Höhe 25 cm breit ist, brachte 1560 Mark. Die „Musikanten nach Teniers", ebenfalls eine große Gruppe aus derselben Fabrik, gingen auf 810 Mk. Unter den Frankenthaler Arbeiten erzielte der sogenannte „Schwanenteich" (drei Schwäne und vier Figuren von jungen Leuten im Schiff) 900 Mk. Von den Meißener Stücken brachte eine „Tanzende Dame" (14 cm hoch) 93 Mk., eine Tirolerin (13,5 cm hoch) 84 Mk., zwei Papageien (je 11 cm hoch) zusammen 180 Mk., ein Bäcker (18 cm hoch) 295 Mk., eine Gruppe „Venus und Amor" (18 cm hoch) 290 Mk., der „heilige Franziskus" (17,5 cm hoch) 130 Mk., „Mars" (31,5 cm hoch) 320 Mk. und zwei „Gnomen", ein Männlein und ein Weiblein (12,5 cm bezw. 14,5 cm hoch) zusammen 355 Mk. Ludwigsburg wurde sehr gut bezahlt.

Digitized by Google

Hausmusik.

Das böhmische Streichquartett.

Als der bereits damals in Deutschlands Musikkreisen bekannte und hochgeschätzte Violoncellist Hans Wihan zum Lehrer am Prager Konservatorium für Musik ernannt wurde, kam er, das junge Herz voll Begeisterung und den Kopf erfüllt von organisatorischen Plänen. Schüler der altehrwürdigen Prager Musikschule, plante er manche Reform und versuchte gleich in den ersten Jahren seiner Tätigkeit namentlich den Ensemblestunden, deren Leitung ihm als bewährtem Solo- und Kammermusikspieler anvertraut wurde, Leistungen zu erzielen, die eine weit über den Durchschnitt des Konservatoriums gelegte künstlerische Höhe erreichen sollten. Damals ging der treffliche Musiker auch daran, aus den Zöglingen der Anstalt ein Streichquartett zu bilden, und seine Wahl fiel zunächst auf den Primarius der Violinschule des Direktors Bennewitz: Carl Hoffmann, einen Geiger von feurigem Temperament und glänzender Technik; sodann auf zwei besonders begabte Schüler aus der Kompositionsschule Anton Dvoraks: Jos. Suck und Oskar Nedbal, denen er seinen eigenen Lieblingsschüler W. Berger zugesellte. Ich erinnere mich noch jener seltenen Begeisterung, die in Prager Musikerkreisen der erste halböffentliche Versuch, den das junge Quartett an einem Unterhaltungs-Abende des Konservatoriums wagte, damals erweckt hatte. Man unterhielt sich nur von diesem Ereignis, und so kam es, daß der zweite öffentliche Vortrag der jungen Quartettisten vor überfülltem Saale stattfand. Und Wihan freute sich über seine „Kinder", die im keckem Uebermut der Jugend, gleich nachdem sie einige Werke der klassischen Literatur vorgeführt, an das Studium des damals gänzlich unbekannten Streichquartetts von Friedrich Smetana gingen. Dieses Quartett, vom Komponisten „Aus meinem Leben" betitelt und in rührenden Tönen den Lebensgang eines der unglücklichsten Künstler erzählend, wurde dem Meister seiner Zeit vom Prager „Kammermusikverein" als „unausführbar und im Stil verfehlt" zurückgeschickt. Das war also eine Aufgabe für die jungen, begeisterten Smetanaschwärmer! Und was einige Jahre vorher im Kammermusikspiel gealterten Musikern unausführbar erschienen war, zeigte sich als geniales Meisterwerk in der wunderbaren Reproduktion dieser den Kinderschuhen kaum entwachsenen Jünglinge und entfesselte einen unbeschreiblichen Enthusiasmus. Dieser Erfolg entschied. Die vier Zöglinge des Konservatoriums beschlossen, beisammen zu bleiben und wagten sich nach fleißigster Vorbereitung in die Öffentlichkeit. Ihr Erfolg in Prag war glänzend, nun sollte das eminent musikalische Wien den Ruhm der jungen Künstler steigern. Als „Böhmisches Streichquartett" traten die vier Künstler in Wien auf und errangen auch hier einen glanzvollen Sieg, den später alle größeren Städte Österreichs, Deutschlands, Rußlands, Frankreichs, Hollands, Belgiens, Italiens und Englands bestätigten und die böhmischen Musiker mit Ehren und Auszeichnungen überhäuften.

Nach anderthalb Jahren drohte dem „Böhmischen Streichquartett" ernste Gefahr. Der Tod, der so häufig die schönsten Pläne Sterblicher vernichtet, hatte den vortrefflichen Violoncellisten Berger dem Kreise seiner Genossen entrissen. Damals reichte den jugendlichen Spielern Professor Wihan zum zweitenmale die väterliche Hand, und er fand soviel Gefallen an diesem herrlichen Musizieren, daß er sich entschloß, dem Lehramte zu entsagen und sich ganz dem Quartette zu widmen.

Das „Böhmische Streichquartett", das in diesem Konzertwinter die Feier seines zehnjährigen Bestehens begeht, erfreut sich heute eines europäischen Rufes, und die Verdienste dieses Künstlerbundes um die Pflege der Kammermusik sind nicht hoch genug einzuschätzen. Die Böhmen bereiteten die ersten großen Erfolge Friedrich Smetanas, sie führten eine große Reihe von klassischen und modernen Werken zum Siege, von den ersten Quartetten Haydns bis zu den letzten Beethovens, die Werke der romantischen Periode und jene der Neuzeit; einen immensen Reichtum umfaßt ihr Repertoir. Zu den gefeiertsten Leistungen des „Böhmischen Streichquartetts" gehört aus der neuen Literatur die Vorführung der Kompositionen von Smetana, Dvorak, Grieg, Sgambati, Taneiev und Tschaikowsky.



Oskar Nedbal. Carl Hoffmann. Josef Suck. Prof. Hans Wihan.

Das Böhmische Streichquartett.

Nach einer Aufnahme vom Hofphotographen J. C. Schaarwächter in Berlin.

Wer an den Produktionen hohler Virtuosen seine Musikfreudigkeit eingebüßt hat, wer am Jahrmarkt des Lebens den Glauben an die Kunst verlor, wer vor dem vorwurfsvollen Mißklang des Menschlichunvollkommenen erschrak, wer die reproduktive Kunst unterschätzt: der höre die „Böhmen". Sie werden ihm beweisen, daß es eine hohe, vornehme Kunst gibt, die mit dem Virtuosentum nichts gemein hat, eine Reproduktion, die das Ideale erreicht. Und noch mehr: diese eminenten Musiker werden ihn begeistern und mit heiliger Sehnsucht erfüllen, denn es lebt in ihrer Kunst etwas von dem rätselhaften Zauber des Frühlings, seine sanfte Wehmut, die Poesie der Blüte und sein freudiges Hoffen.

J. W. F.

Kleiner Anzeiger.

Alfred Tofft: „Kätchens Erlebnisse", Kleine Klavierstücke, Op. 35. Leipzig, Breitkopf & Härtel. Preis 2 Mk.

Die weltbekannte Verlagsfirma Breitkopf & Härtel in Leipzig gibt eine „musikalische Jugendbibliothek" heraus: leichte Klavierstücke, für jugendliche Klavierspieler bestimmt, melodisch unterhaltend und zum Vorspielen vortrefflich geeignet, aber doch auch technisch so angelegt, daß sie den Schüler weiterbilden und ihm als ebenso angenehmes wie nützliches Übungsmaterial dienen. Zu dieser verdienstlichen und reichhaltigen Jugendbibliothek steuert nun auch Alfred Tofft ein Heft netter Klavierstücke bei. „Kätchens Erlebnisse": die kleine Welt des Kinderdaseins spiegelt sich in diesen Kompositionen: die Schule, das schwere Lernen, kleine Geheimnisse, Possen, Schelte, Tanzstundenfreuden 2c. geben hier den Ton an. Der Ausstattung hat die Verlagsfirma besondere Sorgfalt angedeihen lassen; sie ist im besten Sinne des Wortes modern und zeugt von feinstem Geschmack. In dem gleichen Verlag und derselben Ausstattung erschien ferner ein Heft:

Catharina van Rennes: Frühlingsblumen. Preis 2 Mk. Einstimmige Kinderlieder, in denen die liebenswürdige holländische Künstlerin, der wir so manches reizende Liedchen zu danken haben, schelmischen Humor mit der schlichten Einfalt des Kinderherzens vereint. Die Lieder sind warm zu empfehlen.

Leo Norden: Hänsel und Gretel. Ein Kinderliederalbum. Verlag von Bosworth & Co., Leipzig.

Eine Sammlung der bekanntesten Kinderlieder in durchaus einfachem, leicht spielbarem Klaviersatz, dem die Liedertexte beigedruckt sind. Empfehlenswert.

Karl Zuschneid: Daheim. Ein Weihnachtslied gedichtet von P. Bähr, für eine Singstimme mit Klavierbegleitung. Op. 64. Quedlinburg, Verlag von Chr. Fr. Vieweg. Preis 1,20 Mk.

Ein klangvolles, warm empfundenes Lied von pastoralem Charakter und edler volkstümlicher Melodik, der feinsinnig eingeführte Anklänge an das berühmte „Heilige Nacht" einen besondern, intimen Reiz geben.

Unser Liederbuch. Die beliebtesten Kinderlieder ausgewählt von Friederike Merck, mit Bildern von L. von Zumbusch, für Kinderstimmen gesetzt von Fritz Volbach. Mainz, Schotts Söhne. Preis 3 Mk.

Ein kleines Prachtwerk, wertvoll in seinem Inhalt, gediegen und von hohem künstlerischen Reiz in seinem Schmuck. Liedertexte, Bild und Musik sind hier auf das einheitlichste und vollkommenste zusammengestimmt und man weiß nicht, wem von den Künstlern, die hier gemeinsam wirken, der Preis gereicht sein mag. Man wird ihn wahrscheinlich dem Maler zuerkennen: denn während Friederike Merck und der Musiker Volbach aus Vorhandenem auswählten und zum Strauß zusammen banden, ging Zumbusch schöpferisch zu Werke und zwar mit reichster Phantasie und mit jener naiven Anschauung, die der Zweck dieses Werkchens bedingte: den Kindern Freude zu machen. Es gehört zu dem Besten, was auf diesem Gebiete existiert.

Eine Notenmappe von elegantem Äußeren und praktischer Einrichtung bringt der Verlag E. Olivas Buchhandlung in Zittau zum Preis von 2,50 Mk. auf den Markt.

Digitized by Google

Durch eine leicht zu handhabende mechanische Vorrichtung lassen sich in diese Mappe ohne Zuhilfenahme von Nadel, Zwirn und Klebemitteln Notenblätter in großer Zahl einheften und leicht wieder auswechseln. Sie schützt also Musikalien vor dem Beschmutzen und Zerreißen, erhält sie in guter Ordnung und verhindert überdies das oft peinliche Herunterfallen von dem Notenpult.

Noch einmal: Der Kuckucksruf.

Ich habe mit Interesse den Aufsatz: „Das Musikalische im Kuckucksruf" in Nr. 5 und 8 des Daheim gelesen und möchte mir dazu einige Bemerkungen erlauben. Ich habe in der Provinz Pommern und zwar im Regbz. Köslin 85½ Jahre lang eine amtliche Stellung inne gehabt und habe in dieser Zeit sehr oft genauer den Kuckucksruf beobachtet und folgendes gefunden:

1. Auch in Pommern bildeten die beiden Töne des Rufes in der Regel das Intervall einer großen oder kleinen Terz; ausnahmsweise kam auch eine große (reine) Quart und eine große Sekunde vor. Die pommerschen Kuckucke scheinen eine mehr heitere Lebensanschauung zu haben, denn die große Terz war öfter vertreten als die kleine.

Nach des Herrn Verfassers Meinung soll der Komponisten-Kuckuck immer eine große Terz singen. Das ist allerdings in Beethovens Pastoral-Symphonie der Fall; aber in Haydns Kinder-Symphonie singt er eine kleine Terz. Von anderen Stücken hier abgesehen.

2. Die große Terz wird in der Regel gebildet von den beiden Tönen e^2 c^2, und die kleine von den Tönen e^2 cis^2; doch habe ich auch die große Terz f^2 des^2, sogar fis^2 d^2 gehört. (Nach einer richtigen Stimmgabel abgemessen.)

3. Der Herr Verfasser irrt, wenn er meint, daß die Töne des Kuckucks der eingestrichenen Oktave angehören. Er singt das zweigestrichene e^3 c^3 ꝛc.

4. Auch den Rhythmus habe ich beobachtet, in welchem der Kuckuck seine Melodie singt. Wenn er seinen Ruf öfter erklingen läßt, so pausiert er zwischen je zwei Tönen gerade so lange, wie diese beiden Töne zusammen dauern. Man würde also seinen Gesang in folgender Weise notieren können:

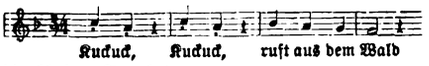


Käring, Kgl. Musikdirektor, Hermsdorf (Mark).

* * *

Den interessanten Beobachtungen über den Kuckucksruf möchte ich ein paar eigene hinzufügen.

Am Anfang dieser Mitteilungen heißt es: „Der Komponistenkuckuck singt eine große Terz, das tut im Walde kaum der vierte Teil dieser merkwürdigen Vögel" ꝛc. — Gerade den wirklichen Kuckuck hörte ich hier eine große Terz rufen, während der Anfang des hier vielgesungenen Kinderliedes:



Kuckuck, Kuckuck, ruft aus dem Wald

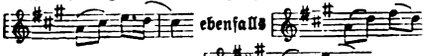
die kleine Terz hat.

Im übrigen wage ich nicht zu beurteilen, ob beim holsteinischen Kuckuck die große oder kleine Terz vorherrscht, weil mir die Gelegenheit zu Vergleichen bisher fehlte.

Am Schluß der vorerwähnten Mitteilungen heißt es: „Der Kuckuck ist bei uns der einzige Vogel, der in wirklichen Tönen und musikalisch bestimmbaren Tonintervallen ruft."

Meinen Beobachtungen nach ist der Kuckuck nicht nur nicht der einzige Vogel, der musikalisch singt, sondern er wird darin noch von der Amsel übertroffen.

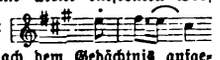
In einem Dorfe der hiesigen Gegend (Reinfeld in Holstein) hörte ich vor einigen Jahren die Schwarzdrossel oft folgende Melodie ganz rein pfeifen:



worauf dann oft folgte:

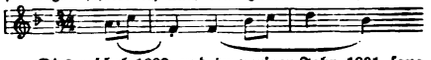


In einem andern, eine Meile entfernten Dorf sang eine Amsel diese Töne:
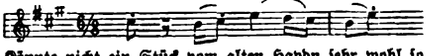


Diese Beispiele sind nach dem Gedächtnis aufgeschrieben, die Tonfolge war genau so, aber die Tonart vermag ich nach so langer Zeit nicht mehr zu bestimmen, ich wählte eine beliebige.

In meinem jetzigen Wohnort, nur ein paar Meilen von den genannten Dörfern entfernt, hörte ich im benachbarten Garten monatelang eine Schwarzdrossel herrlich flöten. Von ihren mannigfaltigen Tonzusammenstellungen schrieb ich nach dem Hören eine auf:



Dies geschah 1899, und im vorigen Jahr, 1901, sang in demselben Garten — ob dieselbe oder eine andere Amsel, ist nicht festzustellen — folgendes reizende musikalische Motiv:



Könnte nicht ein Stück vom alten Haydn sehr wohl so beginnen?

Ob in anderen Gegenden Deutschlands auch so melodischer Amselsang ertönt? Das möchte wohl wissen

eine **Musik- und Vogelfreundin.**

Aus dem Tonleben.

Joseph Lanner. Der Ruhm, den Walzer in seiner im wesentlichen heute noch gültigen Form ausgestaltet zu haben, gehört dem älteren Joseph Lanner, der vermutlich in der Geschichte der Tanzmusik eine noch bedeutsamere Rolle gespielt haben würde, wenn ihm (er ist nur 42 Jahre alt geworden) vergönnt gewesen wäre, sich auszuleben und seine Aufgabe voll zu erfüllen. Dazu kommt noch, daß Lanner, im Gegensatz zu dem energischen und ehrgeizigen Strauß, der mit seiner Kapelle durch ganz Europa gezogen ist, zeitlebens ein richtiges Wiener Kind geblieben ist, das sich nur im Bannkreise des Stephansdoms wohl fühlte und, kleine Kunstreisen nach Budapest und österreichischen Provinzstädten abgerechnet, sein geliebtes Wien kaum je auf längere Zeit verlassen hat. Prägt sich schon, so erinnert die V. Ztg., in dergleichen Aeußerlichkeiten die stille, bescheidene, anspruchslose, echt österreichische Eigenart Lanners aus, so tritt diese in seinen Kompositionen ganz unzweideutig zu Tage. Selbst seine drei beliebtesten Walzer, als welche wir „Die Pesther", „Die Werber" und „Die Schönbrunner" bezeichnen möchten, klingen heutzutage, mag man sie nun am Klavier oder einmal in einem Sommerkonzert hören (im Ballsaal haben sie wohl kaum noch eine Heimat!), dünn, ja nahezu dürftig. „Der Zopf, der hängt ihnen hinten." Natürlich tut man ihnen bitter unrecht, wenn man sie an den Ansprüchen der Gegenwart mißt; sie wollen und dürfen lediglich aus ihrer Zeit heraus betrachtet werden. Und da ist vor allem festzuhalten, daß sie teilweise gar nicht für Orchester gesetzt worden sind (am wenigsten natürlich für ein modernes!), sondern für Streichquintett, dem allenfalls ein paar bescheidene Holzbläser beigesellt waren. Sind doch die Anfänge der Lannerschen Tanzkapelle auf ein Quartett zurückzuführen, in dem Lanner die erste Geige und Johann Strauß die Bratsche spielte. Als dann später die Lannersche Kapelle so beliebt war, daß sie täglich an verschiedenen Stellen konzertieren mußte, wobei der Dirigent im Fiaker von einem Konzertsaal zum anderen fuhr, um überall wenigstens ein paar Stücke zu dirigieren, wird das jeweilige Orchester kaum mehr als 15 Mann gezählt haben. Es liegt auf der Hand, daß große Klangwirkungen damit nicht erzielt werden konnten. Es ist aber wohl anzunehmen, daß diese Hetzjagden aus einem Vergnügungsetablissement und Tanzsaal in das andere, die Temperaturunterschiede ꝛc. mit dazu beigetragen haben, das bedauerliche frühe Ende des Komponisten — er wurde infolge einer Erkältung von einem Nervenfieber befallen, dessen Folgen er am 24. April 1843 erlag, — herbeizuführen. Wenn man heute Strauß und Lanner als Dioskuren bezeichnet, so wird sich in diesem Falle Lanner mit der bescheideneren Rolle begnügen müssen. Wir glauben, daß M. G. Saphir, der um so mehr über Musik geschrieben hat, je weniger er davon verstand, die beiden doch ganz richtig charakterisiert hat, wenn er schreibt: „Lanner ist ein tieferer, innigerer Violinspieler als Strauß; er hängt an seiner Violine mit deutscher und ehrlicher Treue und mit tiefem Gefühl. Strauß befiehlt zum Tanz, Lanner schmeichelt und verführt dazu." In seinem Sohne August hätte sich Lanner vielleicht nicht nur einen Erben seines Namens, sondern auch seines Ruhmes herangezogen, wenn der reich begabte Jüngling nicht bereits mit 21 Jahren gestorben wäre; dagegen hat seine Tochter Kathi erst als Tänzerin, späterhin als Tanzlehrerin und Direktrice des berühmten Lannerschen Kinderballets den Ruhm ihres Namens durch ganz Europa getragen.

In unserer Spielecke.

1. Diagonalrätsel.

N	e	u	j	a	h	R
a	a				a	e
t		v		s		b
a			a			e
l		e		r		k
i	l				r	k
E	u	d	o	x	i	a

Nach dem Muster unserer Figur ist mit Hilfe der folgenden Angaben eine Wörtergruppe zu bilden. Die beiden wagerechten Reihen sollen einen deutschen Dichter des 18. Jahrhunderts und eine Stadt in Holland nennen, die beiden senkrechten eine Stadt in Frankreich und eine Stadt in dem preußischen Regierungsbezirk Schleswig, die beiden diagonalen eine Stadt in Österreich und eine Stadt in Süddeutschland. Zu verwenden sind die folgenden Buchstaben:

1 a, 2 b, 1 d, 5 e, 2 g, 5 i, 2 l, 1 m, 3 n, 1 o, 6 r, 2 s, 1 t, 1 u.

2. Anagramm-Aufgabe.

Durch Umstellung der Buchstaben ist aus zwei gegebenen Wörtern ein neues Wort zu bilden. So entsteht z. B. „Ehrenpreis" aus Persien und Reh. In derselben Weise bilde man aus (i = j):

1. Rubin, Degen eine Stadt in Ostpreußen;
2. Wels, Seide eine Alpenpflanze;
3. Wunden, Alter einen Schweizer Kanton;
4. Leier, Maus eine Stadt im Orient;
5. Recha, Damon einen Frauennamen, bekannt aus der Geschichte des trojanischen Krieges;
6. Porto, Heil eine Blume;
7. Bern, Sorge eine Stadt in Westpreußen.

Sind die richtigen sieben Wörter gefunden, so nennen ihre Anfangsbuchstaben einen Festtag.

3. Problem: Morgen und Abend.



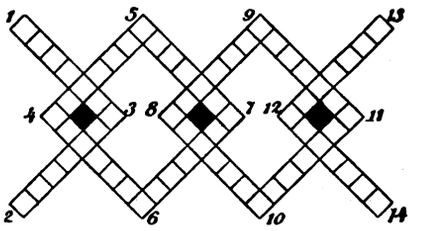
4. Arithmetische Aufgabe.

Eine gewisse positive Zahl ist kleiner, ihr Quadrat aber ist größer als unsere Jahreszahl 1903.

Von diesen beiden Unterschieden ist der erstere um 100 kleiner als der letztere.

Welche Zahl ist gemeint?

5. Füllrätsel.



13 a, 2 b, 2 d, 11 e, 7 i, 1 k, 4 l, 2 m, 8 n, 1 o, 1 p, 7 r, 5 s, 2 t, 2 v.

Die leeren Felder der Figur sind mit den obigen Buchstaben so auszufüllen, daß folgende Wörter entstehen:

1— 3. Ein Königreich;
2— 3. eine Stadt in Deutschland;
4— 5. eine Stadt im Königreich Sachsen;
4— 6. eine Stadt auf der Insel Sizilien;
5— 7. ein Frauenname;
6— 7. eine Frauengestalt der griechischen Sage;
8— 9. ein Frauenname;
8—10. eine portugiesische Insel im Atlantischen Ocean.
9—11. eine Tochter des Königs Agamemnon;
10—11. eine Stadt an der Westküste von Afrika;
12—13. eine große Stadt auf einer ostasiatischen Insel;
12—14. ein Alpenpaß.

Die Buchstaben an den Ecken (1. 2. 13. 14) nennen einen Nebenfluß der Mosel.

Digitized by Google

Kinder-Daheim.

1. Bilderrätsel.



2. Einsiedlerspiel.

Musterpartie.

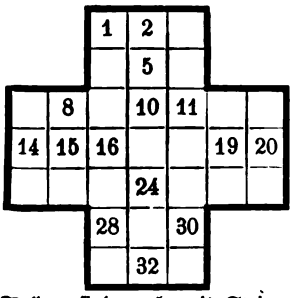
Einer Partie ist der Plan vorgeschrieben, daß der Stein 15 den ersten und den letzten Zug (und zwar von 19 nach 17) tun soll.

Ausführung in 21 Zügen:

I.	15	über	16	nach	17.					
II.	4	„	9	„	16.					
III.	7	„	8	„	9.					
IV.	16	„	9	„	4.					
V.	1	„	4	„	9.					
VI.	10	„	9	„	8.					
VII.	21	„	14	„	7,	über	8	nach	9.	
VIII.	28	„	23	„	16,	„	9	„	4.	
IX.	3	„	2	„	1,	„	4	„	9.	
X.	25	„	24	„	23.					
XI.	22	„	23	„	24.					
XII.	33	„	30	„	25.					
XIII.	18	„	25	„	30.					
XIV.	20	„	19	„	18.					
XV.	17	„	18	„	19.					
XVI.	6	„	11	„	18.					
XVII.	13	„	12	„	11.					
XVIII.	27	„	26	„	25,	über	24	nach	23.	
XIX.	31	„	32	„	33,	„	30	„	25.	
XX.	18	„	25	„	30,	„	29	„	28,	
		„	23	„	16,	„	9	„	4,	
		„	5	„	6,	„	11	„	18.	
XXI.	19	„	18	„	17!					

Das mit dem 18. Zuge beginnende Endspiel enthält einen Sechsersprung, der zugleich einen Rundgang darstellt.

3. Einsiedler-Aufgabe.



15 Felder sind noch mit Steinen besetzt, wie es unsere Figur zeigt. Die Partie ist in sechs Zügen zu beenden und zwar so, daß im sechsten, d. h. im letzten Zuge der Stein 5 über 10 nach 17 schlägt und Einsiedler wird.

4. Der Frost als Künstler und Baumeister.

„Ach wie schön!" riefen die Kinder wie aus einem Munde, als sie ans Fenster traten und in den frischen Morgen hinausblickten. Es war aber auch wirklich wunderbar anzusehen, was der Frost über Nacht fertig gebracht hatte. Alle Bäume und Sträucher waren wie mit feinstem Zucker bestreut und sahen aus, als wären sie eben vom Zuckerbäcker gekommen, über und über mit süßem Staube bepudert. Nun schauten die ersten Sonnenstrahlen über den Horizont, so daß die feinen Eisnadeln schöner glitzerten als die Diamanten in der Krone einer Königin.

„Siehst Du, Fritz! Es hat geschneit!" rief Albert vergnügt.

„Geschneit?" fragte Fritz gedehnt. „Dann müßte doch auch die Straße mit Schnee bedeckt sein."

„Hm. — Wirst wohl recht haben," entgegnete Albert kleinlaut. „Aber wie kommt denn der Schnee oder das, was wie Schnee aussieht, auf die Bäume?"

„Das ist kein Schnee," belehrte die eben herzugetretene Mutter. „Das ist Reif."

„Wie entsteht denn der Reif?" fragte Albert.

„Das will ich Euch gerne sagen," antwortete die Mutter. „Ihr wißt, daß wir längere Zeit recht starken Frost hatten. Dabei haben sich die Aeste und Zweige der Bäume, sowie alle anderen Dinge im Freien sehr abgekühlt. Nun ist's heute gelinder geworden. Seht, das Thermometer zeigt nur 1 Grad unter Null. Die Luft enthält heute ungemein viel Feuchtigkeit. An den kalten Zweigen werden die Wasserbläschen derart abgekühlt, daß sie zu Eisnadeln gefrieren und sich festsetzen. Unzählige dieser Nadeln geben den Bäumen heute das prächtige Aussehen. Der Frost ist ein großer Künstler. Kein Mensch könnte es ihm nachmachen."

„Als es kürzlich schneite," bemerkte Fritz, „habe ich die Schneesternchen genau angesehen, die auf meinen dunkeln Rockärmel fielen. Sie sind sechseckig."

„Die Eisblumen am Fenster werden ebenfalls vom Frost gemacht. Die sind zuweilen auch wunderbar schön," bemerkte Fritz weiter.

„Vielleicht habt Ihr einmal Gelegenheit, den Rauhreif zu beobachten," sagte die Mutter.

„Wie entsteht der?" fragte Fritz.

„Wenn das Thermometer nach starker, anhaltender Kälte plötzlich über Null steigt," sprach die Mutter, „dann überziehen sich alle Gegenstände im Freien mit einer glitzernden Eisschicht. In Gebirgsgegenden kommt es vor, daß dünne Zweige so dick mit Eis bedeckt werden, daß sie unter der Last des Eises brechen. Telegraphenstangen überziehen sich auf diese Weise mit einer Eisschicht von 30 bis 40 cm Dicke."

„Das muß aber schön aussehen, wenn am Wege die großen Eissäulen stehen!" rief Fritz.

„Du hast recht. Das sieht großartig aus," bestätigte die Mutter. „Aber der Rauhreif stiftet viel Schaden. Denkt Euch, wieviel schöne Bäume werden durch die Eismassen vernichtet!"

„Aber," fuhr die Mutter fort, „der Frost ist auch ein großer Baumeister. Er baut Brücken und glitzernde Paläste!"

„Du meinst, er macht, daß die Flüsse und Seen zufrieren, Mütterchen?"

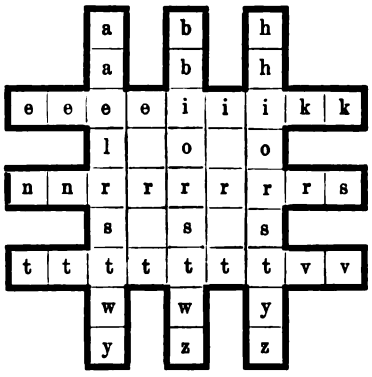
„Die Brücken meine ich. Habt Ihr schon einmal beobachtet, wie sie glitzern, wenn die Sonne darauf scheint? Bald seht Ihr die glänzende Sonnenscheibe auf dem riesigen Spiegel, bald scheint er wie in rotem Feuer zu glühen, so daß man die Augen schließen muß vor der Fülle des Lichtes. Aber wenn der Frost auch noch so fest baut, er hat einen gewaltigen Gegner." (Schluß folgt.)

5. Umstellungsaufgabe.

l	i	e	m	e	r	n	e	r
t	e	r	i	c	h	d	a	m
w	e	r	s	c	h	p	e	n
s	e	b	s	y	l	u	r	g
n	e	u	e	l	f	m	o	n
l	e	s	m	a	g	i	e	n
t	e	r	v	e	s	i	t	a
e	i	n	e	n	b	r	o	t
u	r	g	d	e	b	a	n	t

Neun Täfelchen mit je neun Buchstaben sind aneinander gelegt, wie es unsere Figur zeigt. Die Täfelchen sind anders zu ordnen und zwar so, daß die neun wagerechten Reihen bekannte Wörter ergeben und daß die erste senkrechte Reihe eine berühmte Königin des Altertums nennt.

6. Magisches Kreuz.



Die Buchstaben in den Feldern der Figur sind so zu ordnen, daß die drei wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten und bezeichnen:

1. **Den letzten von einer großen Brüderschar.**
2. **Einen Berg in den Alpen.**
3. **Eine Stadt in dem preußischen Regierungsbezirk Oppeln.** **F. M.**

7. Turmzug.

ö		n	D	m	ch		t
	t	s			a	n	
ch		s			b		s
b	e	r	e	u	a	h	i
a	u	e	n	u	m	w	e
r		d			i		s
	m	i			e	r	
e		m	r	a	d		t

Beim Schachspiel zieht der Turm nie in schräger, sondern stets in gerader Richtung vorwärts oder rückwärts oder seitwärts, entweder nach einem Nachbarfelde oder nach einem anderen Felde der Reihe, so weit die betreffende Reihe frei ist.

Nach den Regeln des Turmzugs sind die Buchstaben in den Feldern der obigen Figur zu Wörtern aneinander zu reihen.

8. Doppelsinn-Rätsel.

Als Dichter werd' ich oft genannt,
Und auch als Fluß in fernem Land.

F. M.

Digitized by Google

Hausgarten.

Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis,
Wenn man ihn wohl zu pflegen weiß!

Goethe.

Frühjahrsbeetblüher.

1) In der Kultur der Anemonen hat die Gärtnerei jüngst eine hervorragende Sorte, die Riesen-Anemone „St. Brigid", in den Handel gebracht, deren Abbildung (Abb. 1) dem neuesten Kataloge von F. C. Heinemann, Erfurt, entnommen ist. Die Anemone empfiehlt sich durch tadellose Blütenform — teils einfach, teils halbgefüllt und gefüllt — und durch ein lebhaftes Farbenspiel in weiß, rosa, lila bis dunkelrot. Diese riesenblumigen St. Brigid-Anemonen eignen sich gleich gut für Freiland- wie für Topfkultur und liefern ein sehr wertvolles Material für Vasensträuße, welche sich im zeitigen Frühjahr so schwer beschaffen lassen. Im Topf kultivierend, kann man schon im Januar Blüten erzielen. Man pflanzt die Knollen in tief gegrabenen, gut gedüngten Boden und bedeckt die Knollen mit nicht mehr als 5 cm Erde.

2) Bulbocodium vernum. Blumenfreunden werden stets die im Herbste auf den Wiesen wachsenden leuchtenden Herbstzeitlosen gefallen haben. Die Farben dieser Giftblume heben sich in wohltuender Weise von dem lichten Grün des Wiesengrases ab. Diese Wahrnehmung hat unseren Kunst- und Parkgärtnern Veranlassung gegeben, ähnliche Pflanzen in die Rasenplätze der Gärten und in die Wiesen der Parke einzusetzen. So sah der Verfasser in diesem Frühjahr in den Rasenflächen der städtischen Anlagen zu Halle a. S. in ganz reizender und geschmackvoller Weise überall verstreut zwischen den jungen Grashalmen Hunderte von Crocus aufschießen und in den mannigfaltigsten Farben blühen. Alle Passanten weilten lange vor dem anmutigen Naturbilde, das sich mit geringer Mühe in jeden Garten versetzen läßt. Will man aber einen noch früheren Frühlingsblüher, der sich außerdem durch längeren Blütenflor auszeichnet, in die Grasflächen pflanzen, so sei Bulbocodium vernum (Frühlingslicht oder Lichtblume) empfohlen. Schon im Februar und März entfaltet die Blume ihre rosenroten Blüten. Auch in Gruppen gewährt die Pflanze einen schönen Anblick.



Abb. 1. Riesen-Anemonen St. Brigid.

Man pflanzt die Zwiebel von Ende August bis Anfang Oktober etwa 10—12 cm in den Boden ein. Rdt.

Gartenbücherei.

Ph. Held, Die Veredlungen von Obstbäumen und Fruchtgehölzen. Verlag von K. G. Lutz, Stuttgart 1902. Preis 3,75 Mk. Erstaunlich billig ist der Preis für diese schöne Mappe mit ihren 8 farbigen Tafeln und den 287 Abbildungen darauf! Dazu das Textbuch (64 Seiten, gebunden) — merkwürdig, wie viel Schönes und Gutes man um diesen Preis heute bieten kann! Daß, was unser verehrter Herr Mitarbeiter schreibt, Hand und Fuß hat, praktisch und von jedermann zu verstehen ist, wissen unsere Leser längst. Hier tritt noch als Hauptsache das farbige Bild und die klare Zeichnung hinzu. Prächtiges Werk!

Wintersträuße II.



Abb. 2.
Schwarzerle, Purpurweide, Haselnuß und Salweide.

Reicher noch als die Bäume sind im Winter die Sträucher und Halbbäume an Farbe und Form. Aus einem Schwarzerlenbusch läßt sich allein ein Sträußchen zusammenstellen; da sind die männlichen und weiblichen Blütenkätzchen mit ihrem dunkelpurpurnen Ton, die saftigen Holztriebe und vom Vorjahr her noch die schwarzen, wie gotisches Blattwerk durchbrochenen Fruchtzapfen. Neben der Erle steht wohl ein Busch der Purpurweide oder Salweide, jene mit silbergrauen, rosa getönten Blütenkätzchen, diese mit den glänzend kastanienbraunen Schuppen, aus welchen die Kätzchen silbern glänzend hervorbrechen. In den gelbbraunen Kätzchen der Haselnuß finden die Farbentöne der vorgenannten eine passende Ergänzung. Die Dornengesträuche stehen nicht hoch in der allgemeinen Achtung, sie werden wohl für die Krüppel unter den Gehölzen angesehen, und doch, wie elegant ist ihr Bau! Der Stachelbeerzweig mit seinem Dreizack von Stacheln unter jeder Knospe zeigt eben blattlos seine Eleganz; und der Schwarzdorn, in einem jungen, saftigen Trieb, ist das Muster einer Spindelpyramide, das ein Gärtner an den vornehmeren Gehölzen seiner Pflege nur mit viel Kunst und Mühe nachzubilden vermag. Kommen im Februar dann wärmere Tage, so quellen an den dornigen Zweigen die Blütenknöspchen zu reizenden Perlenreihen.

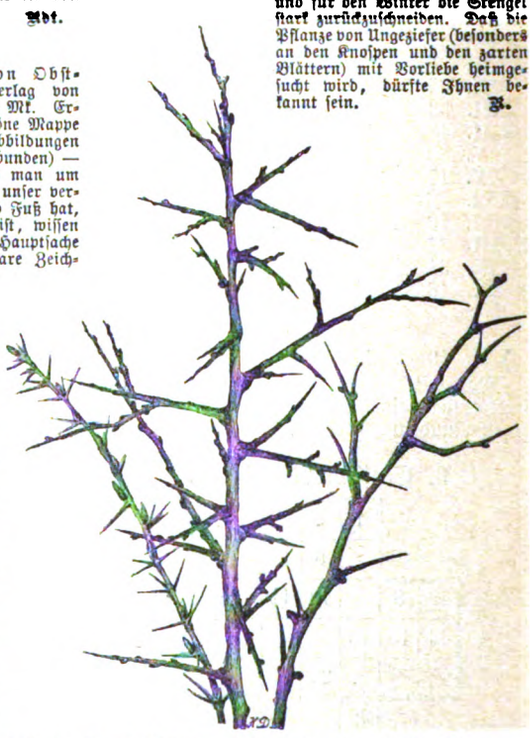


Abb. 3. Stachelbeere, Schwarzdorn und Weißdorn.

Gartenspuk.

Wenn ein Absenker gut gedeihen soll, darf man sich beim Geber nicht bedanken. Besser noch gedeiht er, wenn man ihn — stiehlt!! (Schöne Moral des Aberglaubens! Red.)

Cl. Böllner.

Gartenpost.

Frage. Ich habe in meinem Garten hinter dem Hause eine Passionsblume in einem irdenen Topf eingepflanzt. Der Standort der Pflanze ist Südosten. Die Blume treibt stets sehr viele Knospen, doch entwickeln sich nur verschwindend wenig Blüten. Der größte Teil der Knospen wird gelb und fällt dann ab. Sind Sie in der Lage, mir den Grund dafür oder ein Mittel, um dies zu verhüten, anzugeben?

Wilhelma Tönius, Hamm in Westfalen.

Antwort. Die Passionsblume verlangt sehr nahrhafte Erde. Wir raten Ihnen deshalb, die Pflanze umzutopfen. Als Gefäß wird in manchen Gartenbüchern eine möglichst große Kiste empfohlen. Als Erde würde gute Mistbeeterde zu verwenden sein. Zu raten ist, einige Gaben des Universal-Blumendüngers beizumischen. Im Sommer verlangt die Passionsblume viel Wasser und Licht; auch das Bespritzen der Blätter und Knospen ist sehr angebracht. Empfehlen möchten wir Ihnen noch, beim Umtopfen nachzusehen, ob die Wurzeln nicht krank sind, und für den Winter die Stengel stark zurückzuschneiden. Daß die Pflanze von Ungeziefer (besonders an den Knospen und den zarten Blättern) mit Vorliebe heimgesucht wird, dürfte Ihnen bekannt sein. B.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rücksendung unverlangt eingesandtet Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen deutschen Freimarken beigelegt sind. — Herausgeber: Ph. A. Fantenius und Hanns von Zobeltitz. — Für die Redaktion verantwortlich: Th. H. Fantenius in Berlin. Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W. 35, Steglitzerstr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Anzeigen nur: An die Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig, Hospitalstraße 27. — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig.
Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt.

39. Jahrgang * vom Oktober 1902 bis dahin 1903. * * * Ausgegeben am 10. Januar 1903. * Nr. 15.

Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.

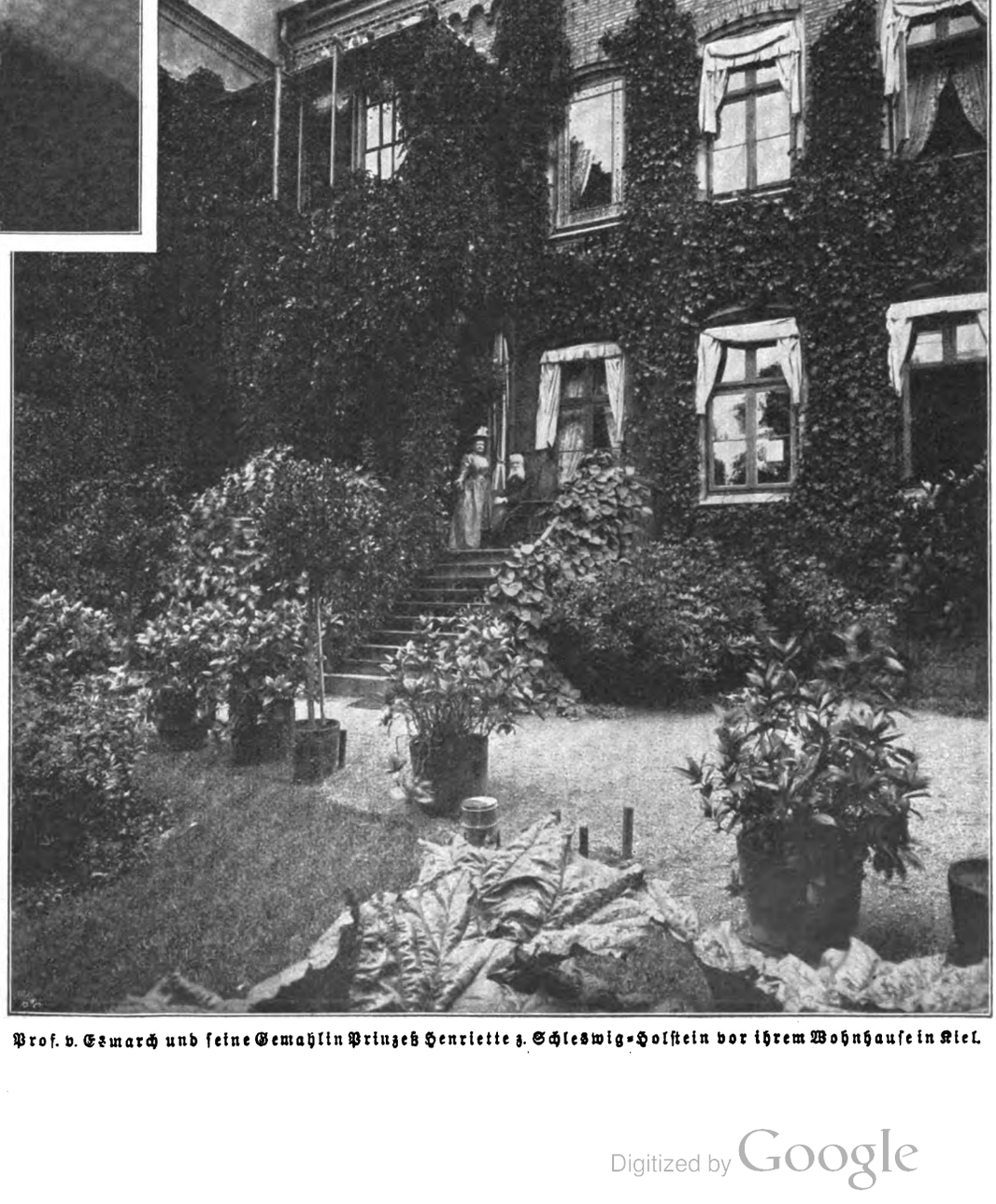


Professor v. Esmarch zum 80. Geburtstag.

Wirkl. Geh. Rat v. Esmarch zum 80. Geburtstag. Der Altmeister der deutschen Chirurgen und der populärste unserer lebenden medizinischen Gelehrten, der Wirkl. Geh. Rat Prof. Dr. v. Esmarch beging am 9. Januar das Fest seines 80. Geburtstages. Zu der Fülle von inneren Glücksgütern — einer selten harmonischen, ideal gestalteten Ehe mit einer hohen, fürstlichen Frau, innerster Befriedigung im Berufe, wissenschaftlichem Ruhm und großer Volksbeliebtheit — hat ein gütiges Geschick dem gefeierten Gelehrten noch ein Besonderes verliehen, nämlich eine schier beispiellose jugendliche Frische und Rüstigkeit, die es dem Mann an der Grenze der Achtzig noch erlaubte, allsommerlich im fürstlichen Hochgebirgsrevier von Kreuth dem sonst für Genossen seines Alters nicht gerade mehr sehr verführerischen Vergnügen der Hirsch- und Gemsjagd nachzugehen. Die wissenschaftlichen Verdienste Prof. v. Esmarchs, insbesondere die Bedeutung seiner Erfindung des Verfahrens zur Erzeugung künstlicher Blutleere bei Operationen und die Organisation des Samariterwesens in Deutschland, sind ja so allgemein bekannt und auch im Daheim schon so manchmal nach Gebühr gewürdigt worden, so daß wir uns diesmal darauf beschränken, das Bild des berühmten Chirurgen zu bringen und sein idyllisch im Grün der akademischen Heilanstalten zu Kiel gelegenes Wohnhaus zu zeigen, auf dessen Veranda er selber an der Seite seiner Gemahlin sichtbar ist.

* * *

Vom Stapellauf der „Braunschweig". Am 20. Dezember ist in Kiel das größte bis jetzt gebaute deutsche Kriegs-



Prof. v. Esmarch und seine Gemahlin Prinzeß Henriette z. Schleswig-Holstein vor ihrem Wohnhause in Kiel.

Digitized by Google

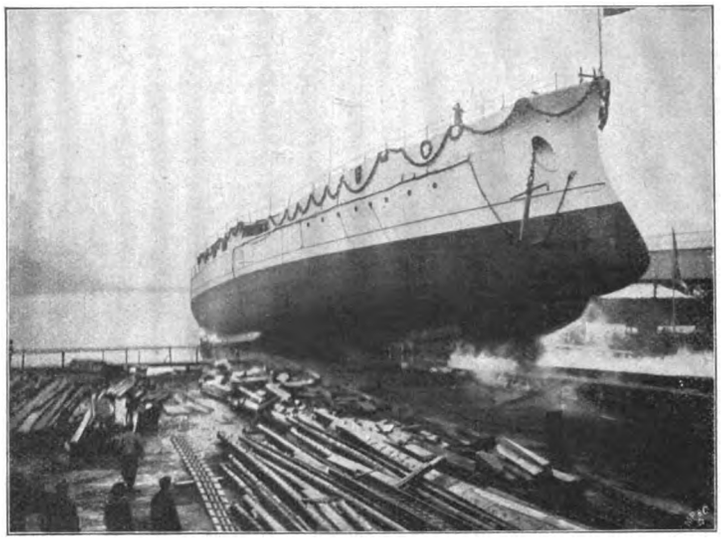
schiff auf der Kruppschen Germania-Werft vom Stapel gelaufen, das bei dieser Gelegenheit auf den Namen „Braunschweig" getauft worden ist. Dem imposanten feierlichen Akte wohnten u. a. der Prinzregent von Braunschweig, Prinz Albrecht von Preußen, ferner Prinz und Prinzessin Heinrich, sowie Prinz Adalbert von Preußen und der Staatssekretär des Reichsmarineamts Vice-Admiral v. Tirpitz bei.

* * *

Der Wechsel im österreichischen Kriegsministerium. Im österreichisch-ungarischen Reichskriegsministerium hat sich in den letzten Tagen ein Personenwechsel vollzogen. Der bisherige österreich-ungarische Reichskriegsminister G. D. C. Eduard Freiherr von Krieghammer ist in den Ruhestand getreten und der bisherige Stellvertreter des Generalstabschefs F. M. L. Heinrich Ritter von Pitreiet ist zum österr.-ung. Reichskriegsminister ernannt worden. Freiherr von Krieghammer hat auch neun Jahre an der Spitze des Kriegsministeriums gestanden und tritt nun zurück, da er bei der Einbringung der neuen Wehrvorlage in Oesterreich-Ungarn keine glückliche Hand bewährt hat. Sein Nachfolger F. M. L. von Pitreiet ist am 10. Juli 1841 geboren worden. Er trat im Jahre 1859 in die Armee ein, diente bei den technischen Truppen, dem sog. Genie-Corps, und war, nachdem er im Jahre 1895 Feldmarschall-Leutnant geworden war, im Jahre 1896 zum Stellvertreter des Generalstabschefs ernannt worden. Er gilt als ein ausgezeichneter Offizier von umfassender und vielseitiger militärischer Bildung.

* * *

Prinzeß Carl zu Salm-Horstmar. Frau Prinzeß Carl zu Salm-Horstmar, geborene Prinzessin zu Hohenlohe-Schillingsfürst, eine Schwester des verstorbenen Reichskanzlers, ist die Begründerin des nunmehr ins Leben gerufenen „Vereins Deutscher Fürstinnen zur Hebung der Sittlichkeit". Dieser selbst, dem 71 deutsche Fürstinnen angehören, 2 Königinnen, 35 aus regierenden und 34 aus vormals reichsunmittelbaren Häusern, verfolgt den Zweck, seine Mitglieder, gleich den Frauen anderer Stände, zu dem Liebeswerke, dem die bereits bestehenden Sittlichkeitsvereine dienen, heranzuziehen. Er beabsichtigt darum erstens Unterstützung der schon bestehenden Anstalten zur Rettung gefallener Frauen, welche die Kirche gegründet hat, und zweitens seinen Einfluß auf diejenigen Männer geltend zu machen, welche eine öffentliche Stellung haben, damit sie die Sittlichkeitsbestrebungen zu fördern suchen, namentlich der Lazheit in diesem Punkte auf staatlichem Gebiete entgegentreten und so der rettenden Frauenthätigkeit helfen, sich freie Bahn zu schaffen.



Die „Braunschweig" während des Stapellaufs.

* * *

Geh. Rat Prof. Dr. v. Kupffer †. In München ist der namhafte Anatom v. Kupffer gestorben, nachdem schon ein Schlaganfall das Leben des erst im vergangenen Jahr in den Ruhestand getretenen greisen Gelehrten ernstlich bedroht hatte. Geh. Rat v. Kupffer war am 14. November 1829 in Lesten im Kurland geboren und war ein Neffe des bekannten Physikers, des Kaiserlich russischen wirklichen Staatsrats Professor Adolf Theodor v. Kupffer, der auf Alexander v. Humboldts Anregung das physikalische Centralobservatorium in Petersburg begründete. Prof. v. Kupffer hat sich seinerseits auf medicinischem, speziell anatomischem Gebiete, und da wiederum besonders auf dem Felde der Histologie, große Verdienste erworben, die vor einiger Zeit auch



Prinz Adalbert. Prinz Heinrich. Prinzregent Albrecht v. Braunschweig. Staatssekretär v. Tirpitz.

Vom Stapellauf des Panzers „Braunschweig", des größten deutschen Kriegsschiffs. Nach Aufnahmen von A. Renard und C. Speck, Kiel.

Digitized by Google



Der bisherige österr. Kriegsminister Frhr. v. Krieghammer. Nach einer Aufnahme von A. Huber, Hofphotogr. in Wien.

durch seine Ernennung zum Ehrenmitglied der Münchener Akademie der Wissenschaften anerkannt wurden.

* * *

Prof. v. Krafft-Ebbing †. Der berühmte Psychiater Wiens, Prof. v. Krafft-Ebbing, ist am 22. Dezember einem schweren Nierenleiden erlegen, das die Kraft des erst 62jährigen vor der Zeit gebrochen hat. Richard v. Krafft-Ebbing war am 14. August 1840 in Mannheim geboren, studierte in Heidelberg, Zürich, Wien und Prag und ließ sich 1868 als Spezialarzt für Nervenkrankheiten in Baden-Baden nieder. Nachdem er den deutsch-französischen Krieg als Feldarzt mitgemacht hatte, bereitete er sich in Berlin für die akademische Laufbahn vor und erhielt 1872 einen Ruf als außerordentlicher Professor an die Universität Straßburg, wo er die psychiatrische Klinik begründete. Bereits 1873 ging er als außerordentlicher Professor der Psychiatrie nach Graz und folgte 1889 einem Rufe an die Wiener Universität. Neben seiner verdienstlichen, auf die Reform der Irrenpflege in Oesterreich gerichteten Thätigkeit widmete er seine wissenschaftliche Arbeit vorzugsweise dem Studium krankhafter Seelen-Erscheinungen des modernen Kulturlebens und der Erforschung der psychologischen Seite in der Kriminalistik. Seine Werke hierüber haben, weit über die Fachkreise hinaus, großes Aufsehen erregt und namentlich auch ihren Einfluß auf die Rechtsprechung ausgeübt.

* * *



v. Pietreich, der neue österr. Kriegsminister. Nach einer Aufnahme von A. Huber, Hofphotogr. in Wien.

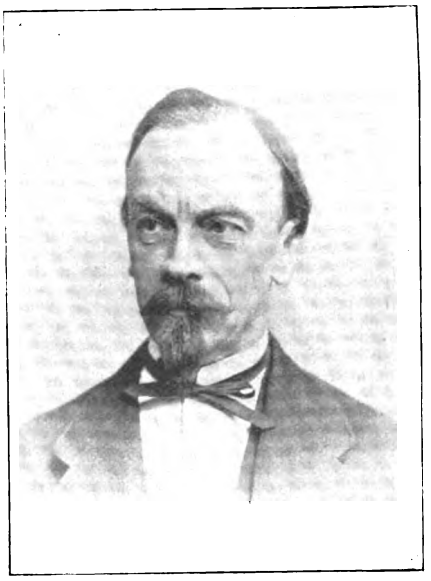


Prinzeß Karl zu Salm-Horstmar, Vorsitzende des Vereins deutscher Fürstinnen zur Hebung der Sittlichkeit.

Das Motivhaus in Charlottenburg. Die bekannte altangesehene Vereinigung der Baufach-Studierenden an der technischen Hochschule in Charlottenburg „Motiv", hat sich nun dort ein sehr stattliches, eigenes Haus gebaut, das wir unsern Lesern im Bilde vorführen. Schon lange hatten sich die jungen wie die alten „Motiver" nach einem eigenen Heim gesehnt, aber es blieb zunächst bei dem Wunsch. Seine Verwirklichung ist ein Verdienst des inzwischen verstorbenen verdienten Architekten, des bekannten Baurats Wilh. Böckmann; selber ein alter Motiver verstand er es, die „alten Herren", die in der Fremde, wie die in der Heimat wirkenden, dafür zu erwärmen. Sein Aufruf fand lebhaften Widerhall. Es wurde von ihnen eine Aktiengesellschaft gegründet, mit dem zusammengebrachten Kapital, das sich durch Vermietung eines Teils der Räume und Verpachtung des ganzen Verpflegungswesens höher zu verzinsen verhieß, das Grundstück an der Ecke der Hardenberg- und Knesebeckstraße erworben und auf diesem durch die Herren Reimer und Kette das nun eingeweihte Haus errichtet, in welchem der Verein fortan sein eignes Heim besitzt.

* * *

Zur drahtlosen Ozeantelegraphie. Marconi, der Herr der drahtlosen Elektrizitäts-Wellen, feiert neuerdings Triumphe in der Ueberwindung von Raum und Zeit: Die transatlantische Telegraphie mit seinen Apparaten ist zur Thatsache geworden und als erste praktische Versuchsinstanz ist diejenige zwischen Port Breton in Canada und den englischen Häfen in Aussicht genommen. Unser Bild zeigt den jugendlichen Erfinder an seinem Apparat in der Deckkajütte eines Schiffs, von dem aus er seine Versuche mit der Ozeantelegraphie anstellt.



Geh. Rat Prof. Dr. v. Kupffer in München †.

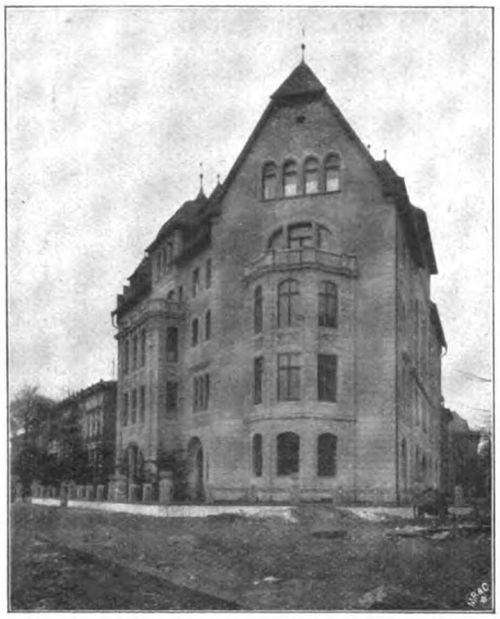
* * *

Aus der evangelischen Bewegung Oesterreichs. Unter dem Titel „Los-von-Rom! in Oesterreich" haben wir im „Daheim" schon im Jahre 1899 durch die Feder Prof. Ed. Heyck's aufmerksam gemacht auf die im höchsten Grade erfreulichen religiösen Regungen unter den Deutschen Oesterreichs, sich dem evangelischen Bekenntnis ihrer Vorfahren wieder anzuschließen. In den folgenden 3 Jahren hat diese Bewegung einen derartigen Ausgang genommen, daß es Pflicht ist, des Weiteren darüber zu berichten. Das Frühlingswehen des religiösen und nationalen Lebens unserer deutschen Brüder drüben wurde damals noch von weiten evangelischen Kreisen mit Achselzucken angezweifelt. Es darf als der bedeutsamste Fortschritt der dazwischenliegenden Jahre bezeichnet werden, daß das kühne Vorgehen des evang. Bundes, seine Evangelisierung durch evangelische Sendboten und Pfarrvikare, jetzt allgemein gebilligt wird und, wenn auch noch nicht genügend, doch in erfreulichem Maße thatkräftige Unterstützung findet. In einer Zeit, da man sich sehnt nach einem engeren Zusammenschluß der Evangelischen aller Landeskirchen, hat sich ein Zusammenwirken derselben hier, auf einem so schwierigen und wichtigen Arbeitsfelde, bereits bewährt. In Eintracht, wie sie der rechten Liebe zum Evangelium



Prof. v. Krafft-Ebbing in Wien †.

Digitized by Google



besonders der Gustav-Adolf-Stiftung, aber auch einzelner Persönlichkeiten in der Nähe und Ferne, führen die Herzen näher zusammen, erwecken und stärken das evang. Bewußtsein auch bei

Dr. Eisenkolb im Rathaussaal der erste evang. Gottesdienst unserer Bewegung abgehalten. Bereits am 14. Juli 1901 konnte die schmucke und doch einfache Erlöserkirche geweiht werden (Siehe Bild 1) — ein Werk des Dresdener Architekten Kandler.

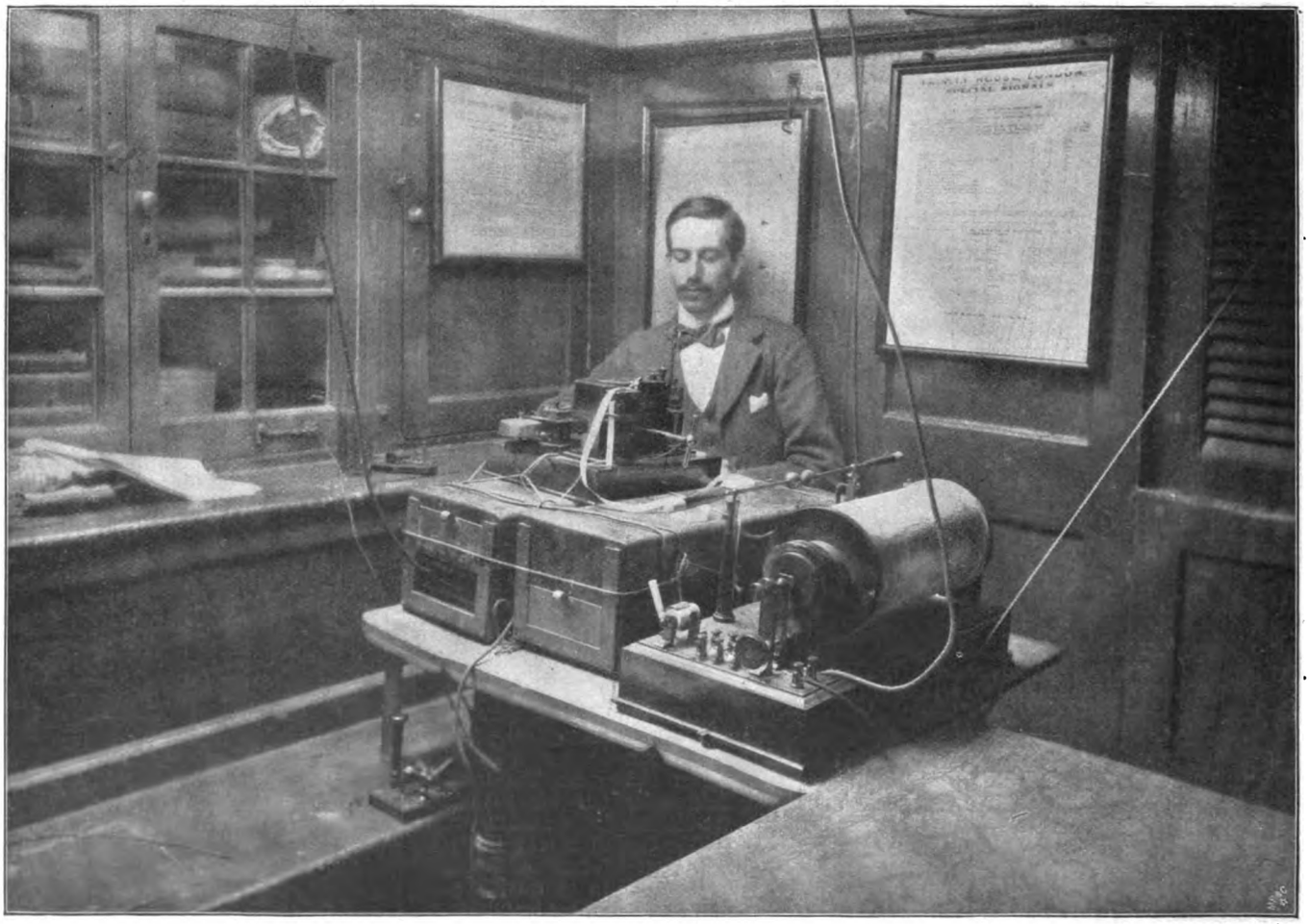


Vom Motiv-Haus in Berlin: Außenansicht und Festsaal.

immer eignen mußte, arbeiten hier zusammen der evangelische Bund und der Gustav-Adolf-Verein, welche allen evangelischen Richtungen Heimatsrecht gönnen, und der lutherische Gotteskasten. Auf Wanderungen durch die jungen Gemeinden kann man Spuren norwegischer, schottischer und schweizer Liebesthätigkeit begegnen. Obwohl in so mannigfaltiger Weise auf die Bewegung eingewirkt wird, zeigt sie doch bisher glücklicherweise einheitliche Entwicklung und im Wesentlichen einheitliches Gepräge. Die gemeinsame Sorge und Arbeit beim Bau einer Kirche und die oft ergreifenden Beweise der Bruderliebe

solchen Altevangelischen, die in der ganz katholischen Umgebung wohl schon gelernt hatten, des Evangeliums sich zu schämen. Weihnachten 1898 wurde so in Karbitz bei Aussig auf Anregen des Rechtsanwalts

Freilich hat der Bau, einschließlich des teuren Bauplatzes, 120000 Mk. gekostet und noch 30000 Mk. Schulden lasten auf der kleinen Gemeinde von 620 Seelen. Doch auf weiteren Zuwachs ist zu rechnen; wurden ja 1902 wieder



Marconi, der Erfinder der drahtlosen Telegraphie an seinem Apparat in einer Schiffs-Kajüte.

Digitized by Google



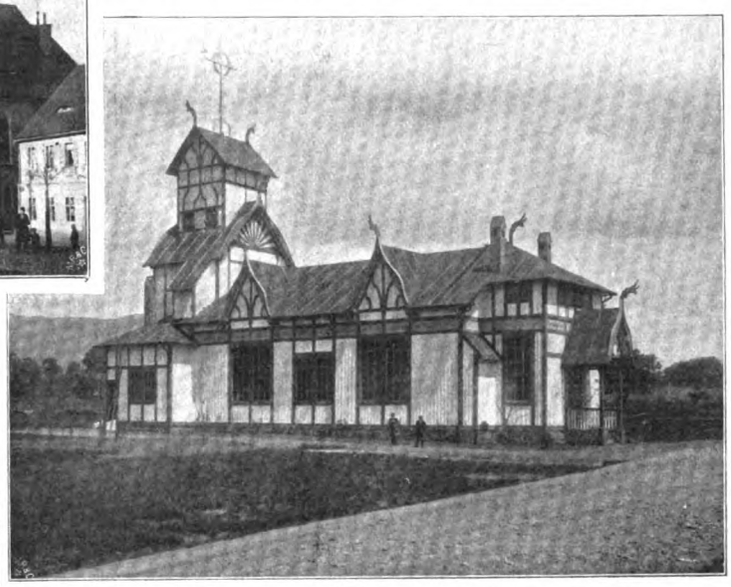
Evangelische Kirche in Karbitz in Böhmen.

über 50 Übertritte gezählt. Noch erfreulicher ist das innere Wachstum der Gemeinde Nach dem Zeugnis des jungen Pfarrers verläuft der Gottesdienst fest und sicher und ist nichts davon zu spüren, daß alles den meisten ganz neu ist. Während ein Kirchenchor

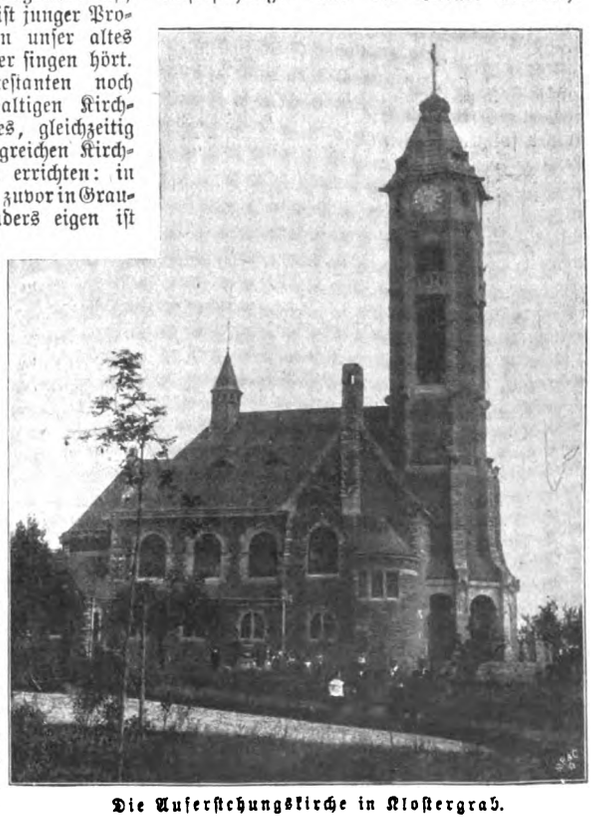


Bergkirche in Graupen bei Turn.

die Gottesdienste schmückt, ist ein Frauenverein bei allerlei Liebeswerk in der Gemeinde tätig. Das ist die Gemeinde, in welcher Dr. Eisenkolb wohnt und wirkt, der Mann, dem unvergessen bleibe das klare evangelische Zeugnis auf dem alldeutschen Tage zu Bodenbach (23. I. 1901). Damals warnte er davor, die Zugehörigkeit zur alldeutschen Gruppe von der Stellung zur Los-von-Rom-Bewegung abhängig zu machen: „Die Politik ist vergänglich, das Evangelium ist ewig". Wenige Stationen weiter bringt uns die Eisenbahn nach Turn bei Teplitz. Hier hat die Bewegung besonders lebhaft alle Volksschichten ergriffen; zählt doch die evangelische Gemeinde bereits 1864 Seelen mit 1451 Übergetretenen. Man wollte nicht warten, bis die mit kühnem Wagemute geplante Christuskirche — wohl erst 1903 — beendet sein würde, und weihte schon am 17. Dezember 1899 eine schlichte hölzerne Notkirche, welche in anmutendem norwegischen Stile für 20000 Mark in anderthalb Monaten erbaut war (Bild 2). Erhebend ist es, wenn man, wie der Schreiber dieser Zeilen in einem Abendgottesdienst, von der großen Schar zumeist junger Protestanten oder Nochkatholiken unser altes Lutherlied so kräftig und sicher singen hört. Obwohl die Turner Protestanten noch viel Sorge um ihren gewaltigen Kirchbau haben, vermochten sie es, gleichzeitig in zwei Orten ihres umfangreichen Kirchspiels kleinere Kirchlein zu errichten: in Weschen und zuvor in Graupen. Besonders eigen ist das Bergkirchlein in Graupen am Fuße der Wilhelmshöhe (Bild 3). Von einem bereits stehenden Hause baute man das obere Stockwerk zum Betsaal aus, ein kleiner Glockenturm wurde angesetzt und unter dem Saale die Küsterwohnung eingerichtet; alles in allem kostete nur 28000 Kronen. Wandern wir einige Stunden am Erzgebirge entlang nach Westen, so kommen wir nach Klostergrab. Hier hatte am 12. Dezember 1617 der Abt Johelius von Osseg mit seinen Klosterleuten auf Geheiß des Prager Erzbischofs die erste evangelische Kirche zerstört und der folgende 30jährige Krieg die evangelische Gemeinde zerstreut. Diese hat in der Bewegung eine herrliche Auferstehung erlebt: etwa 630 Seelen bekennen sich wieder zum Glauben der Väter. An einem 12. Dezember 1900 wurde der Grundstein zur evangelischen Kirche gelegt und schon am 3. Ostertage 1902 konnte diese als „Auferstehungskirche" geweiht werden (Bild 4). Die evangelischen Klostergraber bilden auch bei dieser Bewegung wieder so recht eine Gemeinde unter dem Kreuze und bedürfen besonderer Stärkung. Am 22. September 1901 wurden sie von dem Zinnwalder Überfall schwer betroffen. Zwar hat das Gericht die Unschuld der Evangelischen erwiesen und die katholischen Rädelsführer streng bestraft; aber der tüchtige, opferfreudige und mit der Gemeinde innigst verbundene Pfarrvikar mußte das hoffnungsvolle Arbeitsfeld verlassen. Ehre und Dank gebührt der sächsischen Landeskirche, daß sie dem Ausgewiesenen, einem Altmärker, sogleich eine Pfarrstelle an der böhmischen Grenze verlieh. Noch eine vierte Kirche aus dem Teplitzer Kohlenbecken sei erwähnt: die Lutherkirche in Dux (Bild 5). Diese ist ebenso wie die Klostergraber Auferstehungs- und die Turner Notkirche



Hölzerne Notkirche in Turn bei Teplitz.



Die Auferstehungskirche in Klostergrab.

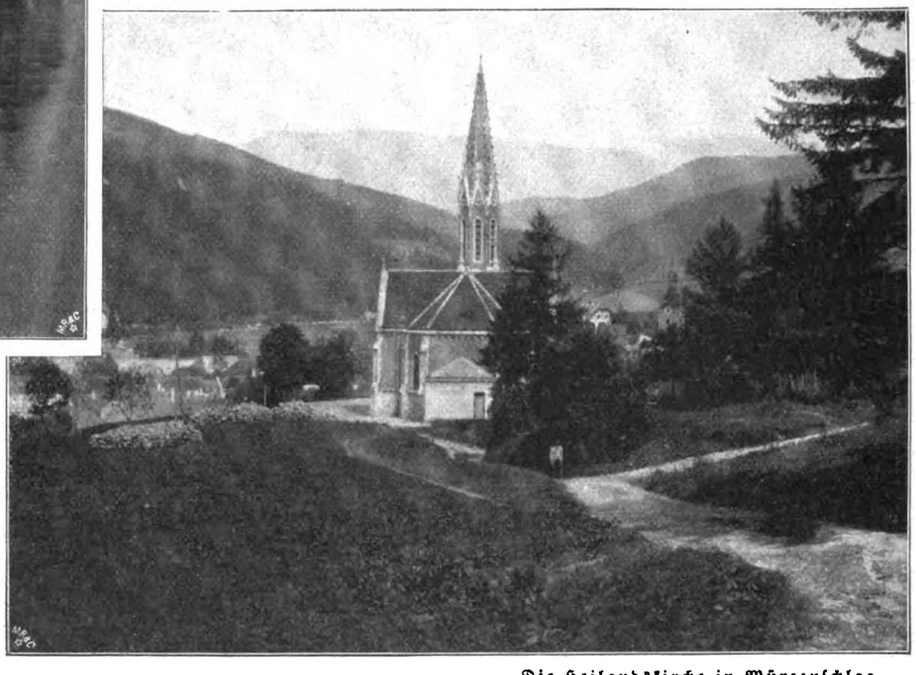
Digitized by Google



Die Lutherkirche in Dux.

beschreiben: da gibts Frauenverein, Kindergottesdienst, Volksbibliothek und andere Einrichtungen zur Erweckung und Belebung der Herzen und Geister für evangelische Weltanschauung. Gern schilderten wir noch mehrere böhmische Gemeinden. Doch die Knappheit des Raumes mahnt zur Kürze. Es muß der Hinweis genügen, daß allein 1902 in Böhmen zwölf evangelische Los-von-Rom-Kirchen geweiht worden sind. So wichtig die Bewegung in Mähren ist (am 30. November v. J. wurde in Hohenstadt die erste evangelische Los-von-Rom-Kirche geweiht), so bedeutsam auch anderswo die Ansätze neu erwachten evangelischen Lebens sind, z. B. der im Geiste der vertriebenen Väter neuerstandene Salzbund für das Salzburger Land mit seinen 349 Mitgliedern, — wir können nur noch hineilen zu einem besonders hoffnungsvollen Saatfeld, zur grünen Steiermark. Dieses im wesentlichen kerndeutsche Land zählte 1898: 12000 Evangelische in 6 Parochien mit 8 Geistlichen und 17 Predigtstationen; im August 1902: 15100 Evangelische in 9 Parochien und 8 Vikariaten mit 21 Geistlichen und 60 Predigtstationen. Welch' ein Wachstum in 4 Jahren! Ein Zeuge des jugendfrischen steirischen Gemeindelebens ist uns die Heilandskirche in Mürzzuschlag (Bild 6). Gar freundlich einladend schaut das gotische Kirchlein am Ölberge in das arbeitsame obere und untere Mürztal und nach dem Semmering hinüber und sammelt die zerstreut wohnenden Alt- und Neuprotestanten, auch viele katholische Gottsucher, — unter ihnen einen Peter Rosegger — zu schlichter Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit. Nachdem nur 5 Monate seit der Grundsteinlegung verstrichen, konnte diese deutsch-evangelische Warte 1900 geweiht werden. Dieser großartige Erfolg war nächst Gott zu danken dem gottbegnadeten Dichter und Wegbereiter des Evangeliums, Peter Rosegger, einem Katholiken, der gerne „ein evangelischer Christ innerhalb der katholischen Kirche" sein möchte. Auf seinen Aufruf hin kamen 60000 Kronen in einem Jahre für den Kirchbau zusammen. Eine innige Freude der Mürztaler Gemeinde ist es, daß jetzt bis auf eines sämtliche Kinder des Dichters der „Waldheimat" evangelisch geworden und am 19. Oktober verg. Jahres

von den Baumeistern der Dresdner Kreuzkirche, Schilling und Gräbner, erbaut. Wie herrlich wächst sie aus der Landschaft am See heraus! Wie wohltuend sind mit dem überlieferten Grundriß neuzeitliche Stilformen verbunden — ein Streben, das mehrfach bei den Kirchbauten der Bewegung zu anziehenden neuen Erscheinungen geführt hat. Die Duxer Gemeinde zählt 642 Seelen, darunter nahezu 200 Übergetretene. Es wäre verlockend, das Leben einer solchen jungen Gemeinde genauer zu



Die Heilandskirche in Mürzzuschlag.



Der Eiskeller-Betsaal in Fürstenfeld (Steiermark).

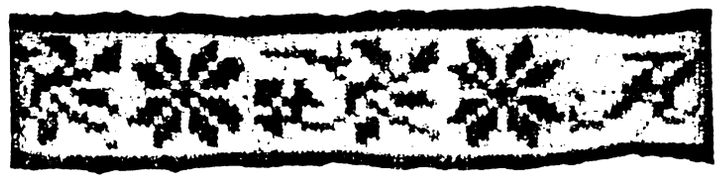
dieser selbst seinen ersten Enkelsohn in der Heilandskirche über die evangelische Taufe gehoben. Wahrlich mit Recht ist Mürzzuschlag das Sonntagskind der Bewegung genannt worden! An anderen Orten muß man sich vorläufig mit Gasthaussälen und anderen dürftigen Räumlichkeiten begnügen, wie in Fürstenfeld in Steiermark (Bild 7). Dort ist ein feuchter Raum über einem Eiskeller zum Betsaal hergerichtet. Doch auch in ärmlicher Hülle bleibt der Edelstein des Evangeliums was er ist; und selbst aus dem benachbarten Ungarlande wandern evangelische Brüder viele Stunden weit, um im Eiskeller-Betsaal Erbauung zu finden. Wahrlich Großes ist in wenigen Jahren in Österreich geschehen. Noch Größeres könnten wir erleben, wenn alle treuen evangelischen Christen die Zeichen der Zeit verständen. Bisher hat es an verständnisvoller und opferfreudiger Bruderliebe nicht gefehlt, welche vor allem dem evangelischen Bund und der Gustav-Adolf-Stiftung die Arbeitswilligkeit stärkte. Möchte diese Bruderliebe wachsen und auch durch diese Schilderung neue Anregung empfangen!

Digitized by Google

Frauen-Daheim.

Versöhnen soll sein ein Wegthaun des Zornes,
Das den Liebesboden erquickend durchdringt

Und neue herrliche Ernten bringt
Reifen, kräftigen Lebenskornes.

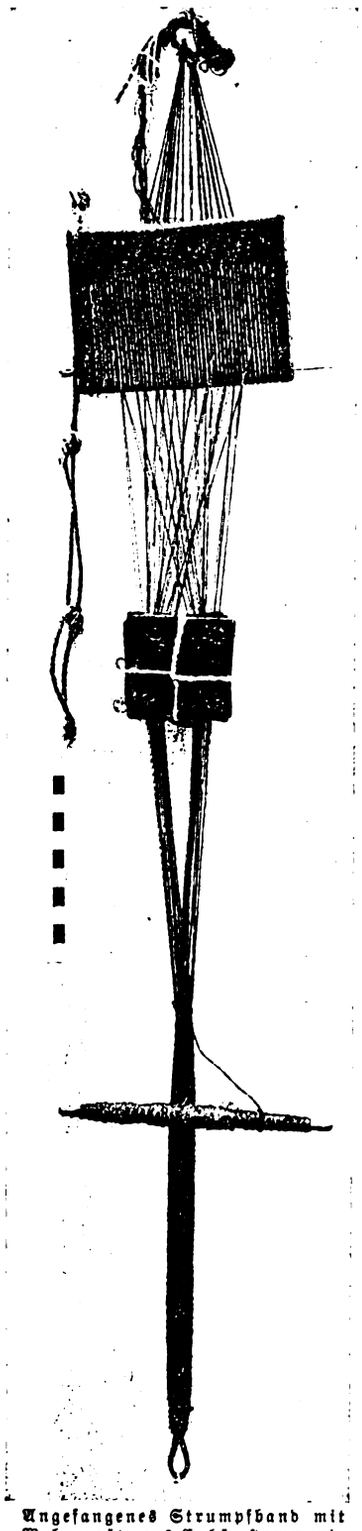


Isländisches Band, von Dr. Valtyr Gudmundsson erhalten.

Brettchenweberei.

(Mit 6 Abbild.)

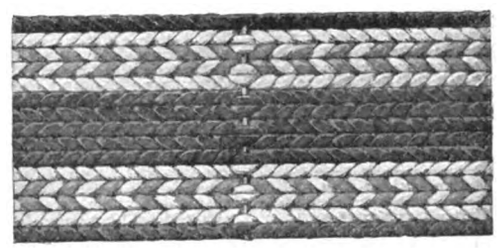
Das Suchen nach alten Techniken ist seit langem ein Spezialgebiet der Volkskunde und Altertumsforschung, die gegenwärtig in so hoher Blüte stehen, geworden. Namentlich wendet man seine Aufmerksamkeit gern der Webetechnik zu, deren Spuren man immer wieder in andeutender Weise auf den antiken Skulpturen trifft. Trotz aller Bestrebungen zahlreicher Forscher jedoch hatte sich merkwürdigerweise bis vor kurzem eine höchst originelle und uralte Webetechnik, die „Brettchenweberei", das heißt die Kunst, mit einer Anzahl kleiner viereckiger Täfelchen Bänder zu weben, den suchenden Blicken zu entziehen gewußt, und erst ein ganz geringfügiger Umstand förderte sie zu Tage. Frl. Marg. Lehmann-Filhès, die Tochter des Astronomen Rudolf Lehmann-Filhès, die als Kunstforscherin bekannt ist, war im Jahre 1896 mit der Abfassung eines Werkes über Island beschäftigt. Bei ihrem Quellenstudium fand sie, daß bei der Beschreibung der isländischen Frauentracht häufig die Rede war von Bändern, die „mit Brettchen gewebt" seien. Sie erkundigte sich nun bei Isländern, ob diese Technik noch jetzt bekannt sei, doch wußte man ihr wenig darüber zu sagen. Dahingegen machte sie ein isländischer Gelehrter, Dr. Valtyr Gudmundsson, darauf aufmerksam, daß es schon in der älteren Edda, und zwar im zweiten Gudrunliede, heiße: „Hunische Maide, die mit Brettchen weben." Fräulein Lehmann-Filhès machte sich nun daran, diese halbverschollene Kunst wieder ans Licht zu ziehen. Sie forschte auf Reisen in allen ihr erreichbaren Museen, und in der Tat wurde ihr unermüdlicher Eifer belohnt. Im dänischen Volksmuseum entdeckte sie in einem Glaskasten zwölf quadratische Holztäfelchen, die in jeder der vier Ecken mit einem Loch versehen waren. Durch die Löcher waren Wollfäden gezogen, und mit diesen Fäden als Kette, unter Zuhilfenahme eines Schußfadens, der auf ein längliches Brett gewickelt war, hatte man ein wie gestrickt aussehendes zweifarbiges Band zu weben angefangen. Fräulein Lehmann erkannte sofort, daß sie hier die so lange und so emsig gesuchte Technik vor Augen habe, ging nun der Sache weiter nach und versuchte, das Gesehene nachzuahmen, was ihr erst nach zahllosen vergeblichen Versuchen und nach wochenlangem Grübeln gelang. Die Schwierigkeit bestand nämlich darin, daß kein Anhalt dafür da war, wie die Brettchen gedreht werden mußten, um das Gewebe hervorzubringen. Als das gefunden war, durfte das Rätsel als gelöst angesehen werden.



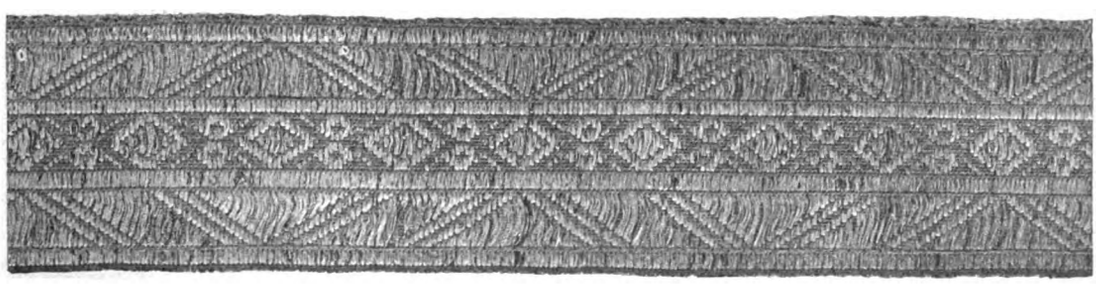
Angefangenes Strumpfband mit Webegerät, aus Cubba stammend.

Mit dem Wiederauffinden der Technik war aber natürlich auch der Wunsch entstanden, zu wissen, ob sie noch irgendwo in Gebrauch sei und wo sie ihren Ursprung genommen habe. Die verschiedensten Forscher stellten sich in den Dienst der Sache, die allgemeines Interesse erregte. Der Ethnologe Geheimrat Bartels entdeckte auf einer russischen Reise die Technik im Kaukasus und fand auch Spuren derselben im Rumjanzow-Museum zu Moskau. Am 15. Januar 1898 hielt er einen Vortrag über seine Beobachtungen in der Berliner anthropologischen Gesellschaft.

Ganz besonders verdient aber um die weiteren Entdeckungen auf diesem Gebiete hat sich der Assyriologe und Historiker an der Berliner Universität, Professor Carl Lehmann, gemacht bei Gelegenheit einer Forschungsreise in den Orient. Die Neubelebe-rin der Technik bat ihn, seine Aufmerksamkeit auch der Brettchenweberei zuzuwenden. Der Gelehrte erklärte sich dazu gern bereit, nur wußte er nicht, woran er die mit Brettchen gewebten Bänder erkennen könne. Da führte ihn Fräulein Lehmann in die Technik ein und machte ihn auf ein untrügliches Merkmal derselben aufmerksam. Beim Weben werden nämlich die Brettchen stets in einer „Viertelwendung" vorwärts gedreht, aber immer in derselben Richtung, um den Schußfaden durchzuziehen. So werden aus den einzelnen Fäden allmählich Schnüre, die nicht nur sehr schön aussehen, sondern die Weberei auch äußerst haltbar machen. Hat man diese Wendungen aber eine Zeitlang vorgenommen, so verschnüren sich die Fäden so fest, daß die Brettchen unbeweglich werden. Dann muß man, um weiter arbeiten zu können, die Wendungen nach der entgegengesetzten Seite ausführen, und dadurch wird das nun entstehende Muster zum Spiegelbild des früheren, und es entsteht eine leichte Unregelmäßigkeit. Jedes Bändchen, das diese Merkmale aufweist, ist ohne jeden Zweifel „mit Brettchen gewebt". Mit dieser Kenntnis ausgerüstet, gelang es Professor Lehmann denn auch, höchst wertvolle Entdeckungen zu machen. Zuerst in Tiflis und später im Mosul in Babylonien beobachtete er nicht nur eine Fülle herrlicher Beweisstücke in fertigen Bändern, sondern es gelang ihm, ganze Webevorrichtungen aufzufinden und zu erwerben. Auch besuchte er wiederholt webende

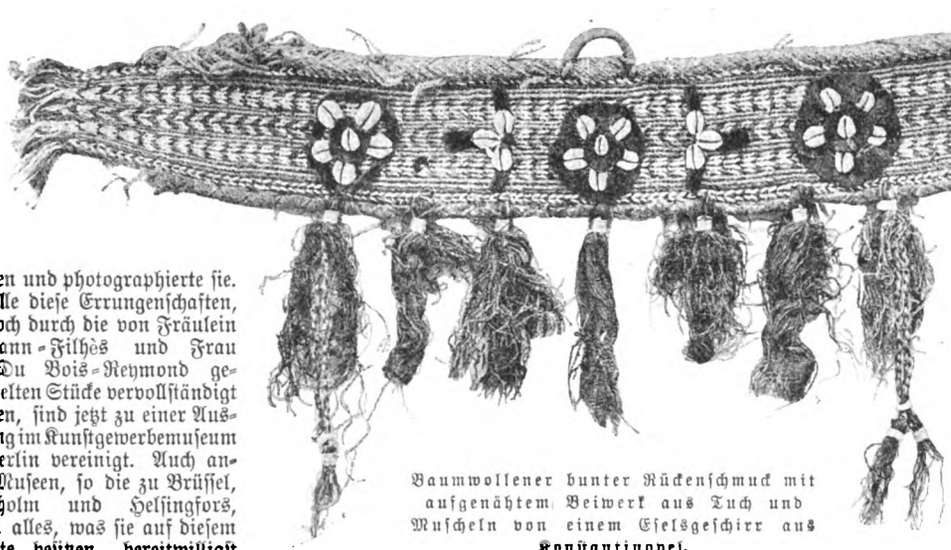


Schnurband aus Grabfunden in Akhien.



Silbergürtel aus Bagdad.

Digitized by Google



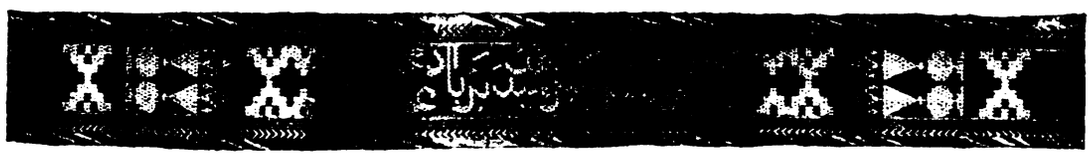
Baumwollener bunter Rückenschmuck mit aufgenähtem Beiwerk aus Tuch und Muscheln von einem Eselsgeschirr aus Konstantinopel.

Frauen und photographierte sie. — Alle diese Errungenschaften, die noch durch die von Fräulein Lehmann-Filhès und Frau Dr. Du Bois-Reymond gesammelten Stücke vervollständigt wurden, sind jetzt zu einer Ausstellung im Kunstgewerbemuseum zu Berlin vereinigt. Auch andere Museen, so die zu Brüssel, Stockholm und Helsingfors, haben alles, was sie auf diesem Gebiete besitzen, bereitwilligst zur Verfügung gestellt. Bei der Eröffnung schildert Professor Lehmann in höchst interessanter Weise den Wert dieser alten Technik, deren Ursprung er nach Babylonien verlegt und deren Lauf durch die verschiedenen Länder. Sie existiert noch heute in Euböa, China, Japan, Siam, in Island, sowie in Norwegen, Schweden und Dänemark.

Ganz besonders verdient um die Forschungen hat sich der leider verstorbene Professor Jacobsthal gemacht, der stets die Ansicht vertrat, es müsse noch eine unbekannte, aber im Altertum zur Anwendung gekommene Webetechnik geben. Er schloß das aus einem, seit der Mitte des ersten Jahrtausends vor Christus bis heute in der Architektur angewandten Bandornament, das der Weberei sein Motiv entlehnt zu haben scheine. Daß die Brettchenweberei in der Tat schon in ältester Zeit existierte, erhellt daraus, daß eine in der Nähe von Antinon gefundene Frauenmumie aus der Kaiserzeit, die unter dem Namen „Euphemia" bekannt ist, schon die Brettchen in einem, ihr ins Grab mitgegebenen Handarbeitskasten bei sich hatte.

Die Technik ist eine äußerst einfache, aber hochgeniale, die nicht nur gestattet, eine Menge nützlicher Gegenstände herzustellen — goldene und silberne Gürtel, Bänder, Schnüre, Besätze für Kleider und was es dergleichen mehr gibt —, sondern die auch äußerst anregend auf die Phantasie wirkt, da sowohl das Muster, wie die Farbengebung von der Arbeitenden je nach dem Material erfunden werden müssen. In Persien und Armenien sind häufig ganze Sprüche eingewebt.

Außer den Brettchen selbst, die aus dünnem Holz oder nicht zu steifer Pappe gefertigt sein können, ist keine weitere Vorrichtung zum Weben nötig. Jedes Brettchen mißt 5 bis 7 cm im Geviert und ist in jeder Ecke mit einem etwa ein Centimeter vom Rande entfernten, kreisrunden Loch versehen. Die Anzahl der Brettchen hängt von der Breite des zu webenden Bandes ab. Die Aufzugfäden werden durch die Löcher der Brettchen gezogen, an beiden Enden zusammengeknotet und festgelegt. Das eine Ende kann an einem Haken in der Wand oder in der Tür befestigt und das andere um die Taille geschlungen werden. Bedingung ist, daß die Fäden stets ganz straff gezogen werden, denn dadurch entsteht zwischen den oberen und unteren Fäden ein dreieckiges Loch, das sogenannte Fach, durch welches der Schußfaden geführt, der dann mit dem Finger oder einem Instrument festgeschlagen wird. Dann gibt man mit einem Handgriff sämtlichen Brettchen eine Viertelwendung in ihrer Ebene, wodurch eine Drehung der Fäden bewirkt wird. Diese so überaus einfache Technik ist trotzdem der mannigfachsten Abwandlung fähig. Sie wird bis auf weiteres jeden Dienstag und Freitag, Nachmittag von 2 bis 3 Uhr, im Kunstgewerbemuseum in Berlin von Fräulein Groth eingehend gezeigt und demonstriert. Außerdem hat Fräulein Lehmann-Filhès die Ausführung dieser, auch für Blinde sehr geeigneten Technik, in sehr anziehender Weise in einem, im Verlage von Dietrich Reimer in Berlin erschienenen kleinen Werke beschrieben.



Persischer Seidengürtel mit Schrift. 1900 in Kairo gekauft.

Praktisches fürs Haus.

Leere Garnrollen. (Fr. 19; Antwort an „Langjährige Abonnentin in Hamburg.) Leere Garnrollen lassen sich zu vielen Gebrauchsgegenständen für das Wohnzimmer verwenden, z. B. zu Büchereetageren, Notenständern, Fußbänken, Bauerntischchen, und werden dann an Stelle der gedrehten Holzsäulen oder -Füße, oder der Bambusrohrstangen angebracht, welche gewöhnlich die Holz- oder Majolikaplatten halten. Sie werden auf starken Eisendraht gezogen und an den betreffenden Teilen, denen sie als Stütze dienen sollen, befestigt. Die weißen Rollen müssen braun oder schwarz gebeizt und dann mit ein wenig Möbelpolitur überstrichen werden, damit sie Glanz bekommen. Verschiedene Größen sind dabei sehr angenehm und werden entweder so arrangiert, daß in der Mitte eine große Garnrolle kommt und je nach beiden Seiten kleinere, am Ende die allerkleinsten sich anfügen oder umgekehrt, an beiden Enden große, nach der Mitte zu immer kleinere. Oft verziert man auch die Garnrollen noch mit Ziernägeln. In rohem Zustande kann man sie mit dem Brennstift verzieren und Etageren oder Rahmen zum Aufhängen der Blechsachen für die Küche oder Speisekammer daraus fertigen. Hat man sehr viel Vorrat, kann man sich ein Paravent-Gestell daraus herstellen oder, und das ist etwas sehr Apartes, eine Galerie um den Näh- oder Schreibtisch, zu der allerdings ein Fenstertritt vorhanden sein möchte, da sie etwas erhöht erst schön aussieht. Diese Nischen-Galerien sind durch die gedrehten Säulen sehr teuer, gibt man dem Tischler eine entsprechende Menge, am besten gleich selbst in hübscher Anordnung auf gleichgroße Drahtstäbe gereihte Garnrollen dazu, so erhält man eine für sehr billigen Preis.

M. Ku.

Für die Küche.

Pfaffenhütchen. Man knetet 150 Gramm Zucker, 150 Gramm Butter, 60 Gramm zerriebene Mandeln, 350 Gramm Mehl und 2 Eiern einen guten Teig, den man gleichmäßig ausrollt, und sticht dann mit großem Weinglas Kuchen aus. In die Mitte jedes Kuchens legt man ein Löffelchen Fruchtgelee, bestreicht die Ränder mit Ei, faßt sie so zusammen, daß ein Dreieck entsteht, kneift den Rand fest zusammen, bestreicht jedes Küchlein leicht mit Butter und bäckt die Pfaffenhütchen bei mäßiger Hitze goldgelb. — Buttergebackenes. 1½ Pfd. Mehl, 1 Pfd. Butter, ½ Pfd. Zucker, 16 Eigelb, geriebene Citrone; die Butter weich geknetet, auf dem Brett alles leicht zusammengewickelt, zuletzt eine kleine Messerspitze Pottasche durchgeknetet. Dann ausgerollt, ausgestochen, mit Eigelb bestrichen, in etwas groben Zucker getaucht, auf ein unbestrichenes Blech gesetzt und in ziemlich heißem Ofen gebacken.

M. M.

Auskunft.

Fr. 8. (Deutsche Lehrerin.) Ihre Frage nach Ferienkursen in England erlaube ich mir dahin zu beantworten, daß Mrs. Burch, die Frau eines Universitätsprofessors zu Oxford, im Sommer letzten Jahres ausgezeichnete Ferienkurse eingerichtet hat. Kürzlich hat sie auch ein Heim gegründet für Damen, die länger in England studieren möchten und denen sie mit Rat und Tat gern zur Seite steht. Laut des hier beifolgenden Studienprogramms für 1902/3 (dasselbe befindet sich in unseren Händen und steht der Fragestellerin zur Verfügung. D. R.) glaube ich versichern zu dürfen, daß Mrs. Burch eine besonders geeignete Persönlichkeit ist, Ausländerinnen einen angenehmen und erfolgreichen Aufenthalt in der alten, interessanten Universitätsstadt Oxford zu verschaffen. Eine frühere deutsche Lehrerin in England.

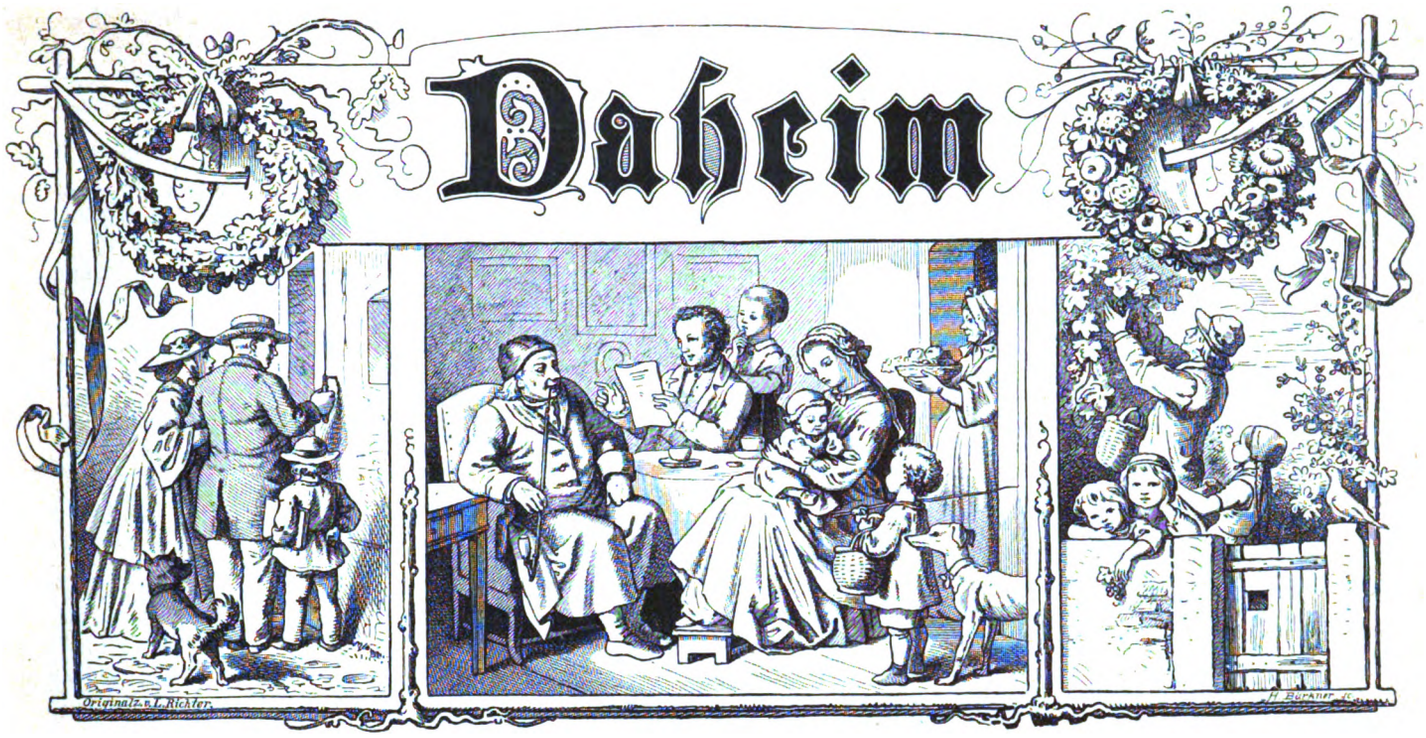
Fr. 16. (M. in Stuttgart.) Als Ersatz für Butter werden in unserem kinderreichen Hause von jeher die gesunden Fruchtmuse, -Säfte und -Gelees genossen. Apfelgelee aus billigem Abfall, auch als Saft mit weniger Zucker in Flaschen aufbewahrt, Quittenmarmelade aus den zu Gelee verbrauchten Früchten, Pflaumenmus, Mus aus gemischtem Fallobst, Rübensaft und Rübenmus. Die meisten dieser Vorräte werden sich allerdings in einem Landhaushalt leichter beschaffen lassen, als in der Stadt; doch empfehlen sich überall die käuflichen Kübel mit Apfelkraut oder Rübensaft (aus Zuckerfabriken) oder Beerenmarmeladen. Das Billigste hiervon ist Rübensaft, der, mit verschiedenem Beerengeschmack verbessert, sehr wohlschmeckend und haltbar ist, auch mit Apfelsaft oder Backobstsaft verdünnt werden kann. Gefälschter Honig ist sehr billig, Bienenhonig, Kindern sehr zuträglich, nicht unter 60 bis 80 Pfg. pro Pfund zu haben.

Sparsame Hausfrau.

Fr. 16. Als Ersatz für Butter kann meines Erachtens nur Fett dienen. Ich würde es für unrichtig halten, das den Kindern so notwendige Fett durch Obstpräparate ersetzen zu wollen. Weniger aus Sparsamkeit als des Wohlgeschmacks wegen wird bei uns seit langen Jahren sogenanntes Bratenfett zum Brot genommen. Um dasselbe zu gewinnen, setze ich den Schweinebraten mit sehr viel frischem Schweinefett auf; es kann auch Schmalz sein. Erst kurz vor dem Anrichten wird von dem durch die besonders reiche Fettzutat sehr saftigen Braten das mit Zwiebeln und nach Belieben mit etwas Nelke, sowie selbstverständlich mit Pfeffer und Salz gewürzte Fett abgefüllt. Die leise Beimischung von Fleischsaft bedingt den Wohlgeschmack dieses Fettes.

Abonnentin seit 20 Jahren.

Digitized by Google



Der Taugenichts.

Die Geschichte einer Jugend. Von Paul Oskar Höcker. (Fortsetzung.)

„Als Schiffsjunge?“ fiel Herr von Golin ein. „Du meine Güte!“

„Ja, Sie können sich denken, es kostete meine arme Schwester eine furchtbare Überwindung,“ meinte Fräulein von Goetz.

„Na, und für den Jungen selbst! Die Bengels denken sich das gewöhnlich so ganz anders, das Leben auf See. Das kommt von dem ewigen Geschichtenlesen; von dem halte ich nämlich nichts.“

„Er kam da an Bord eines Kohlenschiffs. ‚Westindien‘ hieß es.“ Sie seufzte wieder schwer auf. „Ja, Max sagte auch: das sei für die Jungen manchmal nicht viel anders als wie Galeere.“

„Sicher, sicher,“ bekräftigte der Junker. „Von unserm Schmied der Zweite, der ist seinem Alten auch ausgerissen. Aber der kam windelweich wieder, sag' ich Ihnen. Die harte Zucht und die schmale Kost und die Einsamkeit und die Arbeit und die Hitze und der Frost und das miserable Heimweh! Ei je ja. Der vom Schmied, der sagte damals zu mir: ‚Ach, gnädiger Herr, das ist nicht anders, entweder man geht ins Wasser oder man wird ein brauchbarer Mensch‘.“

Tante Ellen war in ein fast düsteres Sinnen versunken. Ein harter Zug trat in ihr etwas spitzes Antlitz. „Mit unserm ist dann das Schicksal noch immer zu glimpflich verfahren. Er will sich auch jetzt noch nicht beugen, — er kann nicht gehorchen. Nein, es sind keine guten Instinkte in ihm. Weder Güte noch Strenge haben bei ihm genutzt. Er ist und bleibt ein Taugenichts.“

„Aber den eigenen Sohn so ganz verloren zu geben —!“ Golin fuhr sich flüchtig über die Stirn. „Uns ist nämlich unser einziger Junge gestorben. Das war ja auch eine ganz wilde Range, unbändig und kaum zu regieren. Ich denke oft noch, was aus dem Bengel wohl geworden wäre, wenn ihn nicht die schreckliche Diphtheritis, der Würgeengel, uns damals geholt hätte.“ Er atmete tief auf. „Ja, und Sie meinen nicht, daß Sie den Ihrigen noch hätten retten können?“

„Sie hatten alles mit ihm versucht. Ja — vielleicht wenn mein Schwager nicht selbst so ein jähzorniger Mensch wäre. Aber er ist Temperament durch und durch, dabei von einem solchen Trotz. Und das war nun wie Stahl, diese beiden Schädel, der junge ebenso wie der alte. Otts Prinzip lautete aber: biegen oder brechen.“

„Ja, freilich, das ist meine Meinung nun auch. Darin bin ich z. B. ganz anders als meine Frau.“

„Muß man sich nicht sagen: ein Mensch, der keine Autorität anerkennt, der sich gegen die Eltern auflehnt, gegen den Staat, gegen alles, — der wird durch Schwäche seiner Umgebung doch nur zum Verbrecher großgezogen?“

Fräulein von Goetz blickte etwas ängstlich nach den übrigen Gästen; die befanden sich aber noch immer in lebhaftester Unterhaltung.

„Und nun wissen Sie weiter gar nichts von ihm?“ fuhr Golin fort. „Einen letzten Versuch wollen Sie auch gar nicht wagen?“

„Doch, darum handelt sich's eben: Maximilian ist heute früh nach Stettin gefahren, um ihn zunächst 'mal herzuholen.“

„O! Der Junge hat sich also doch an ihn gewandt?“

„Nein, er selbst nicht. Ja, wenn das noch wäre. Hansheinrich ist an Bord der ‚Westindien‘ von einer Stenge auf Deck gestürzt, hat den Fuß gebrochen, — nun liegt er dort im Seemannshospiz. Der Arzt hat an meinen Schwager geschrieben — vermutlich hat er von Maximilian schon gelesen und interessiert sich — ja, und er meint, die paar Wochen Schonzeit, für die die Krankenkasse aufkommt, genügten nicht, der Junge könnte am Ende ein Krüppel bleiben. — Na, und da hat nun doch das gute Herz meiner armen Harriet über alles andere gesiegt. Wir erwarten sie beide noch heute abend.“

„So so, so so. Und zweieinhalb Jahr lang war er weg. Nein, wenn ich mir vorstellen sollte . . .“ Sein Blick schweifte besorgt suchend zu seinen Damen, die sich in derselben Sekunde drinnen erhoben. „Tja, hören Sie, gnädiges Fräulein, da ist es aber allerdings Zeit, daß man sich auf die Strümpfe macht. O — Sie hätten uns an einem solchen Tage gar nicht annehmen sollen. Ihre arme Frau Schwester. So mit all den fremden Leuten sprechen zu müssen, vor einer solchen Stunde. Ei je ja. Ich mache mir nun die tollsten Vorwürfe.“

Frau von Golin, eine hübsche, voll entwickelte, dabei doch schlanke Blondine, die neben ihren jungen Töchtern höchstens wie die ältere Schwester wirkte, verabschiedete sich soeben von der Hausfrau. Die beiden jungen Mädchen hatten rote Backen bekommen bei der Vorstellung, daß nun die Blicke

Digitized by Google

von all den Berliner Herren sich an sie heften würden, während sie den großen Salon durchmaßen.

„Es soll mir eine herzliche Freude sein, recht bald wieder Liebes von Ihnen zu hören, gnädige Frau," sagte Frau Harriet zu Frau von Golin in ihrem hellen, dünnen, mädchenhaften Ton, „und ich bin Ihnen besonders dankbar dafür, daß Sie mir Ihre frische Jugend ins Haus gebracht haben. Man wird selbst wieder mit jung, wenn man so strahlenden Lenz um sich hat."

„Unserer Hertha wird das Stündchen bei der Dichterin Nowina jedenfalls ganz unvergeßlich sein," sagte Frau von Golin lächelnd, „denn an dem Mädel haben Sie eine schwärmerische Verehrerin."

Hertha, der etwa fünfzehnjährige Backfisch, ward womöglich noch röter. Es drängte sie, irgend etwas zu sagen — schon weil Liddi, die ältere Schwester, sie so überlegen-listig musterte. Aber schon während sie sprach, fühlte sie, daß das nicht das Rechte war.

„Ach, gnädige Frau, das Bändchen ‚Einsamkeiten', das — das hab' ich so gräßlich gern. Es ist furchtbar hübsch. Ich hab's schon mindestens zehnmal gelesen."

Frau Harriet hatte nachsichtig lächelnd die Hände der Kleinen in die ihren genommen. „Man sieht es auch Ihren Augen an, liebes Fräulein, daß Sie gern Gedichte lesen," sagte sie in der trotz des hellen Klangs immer etwas schweren Art, die auch manch konventionellem Wort, das sie sprach, tiefere Bedeutung zu geben schien. „Ihre Augen sind zwei ungeschriebene Novellen."

Der Backfisch hatte wie schuldbewußt den Blick gesenkt. Als Frau Harriet die Kleine nun auf die Stirn küßte, puffte Liddi ihren Papa, der, selbst etwas verlegen, seinen Cylinder glättete, heimlich in den Arm.

* * *

Draußen sagte Liddi, nur schwer ihren Übermut vor dem Mädchen im Hamburger Häubchen noch bändigend, das die Umhänge oder Boas brachte: „So, Hertha, nun hat Dich die Frau Muse höchstselbst auf die Stirn geküßt."

„Ach, Liddi, Du bist garstig!" gab die Kleine zurück.

„Aber Mädels!" warnte Frau von Golin.

Nichtsdestoweniger fuhr Liddi auch noch auf der Treppe fort, ihre selbst etwas dichterisch veranlagte Schwester mit ihrem ‚Schwarm' für Frau Nowina-Ott aufzuziehen. ‚Einsamkeiten' fand Liddi im Gegensatz zu ihrer Schwester schrecklich überspannt.

„Das sind ja lauter erdichtete Gefühle," mokierte sie sich. „Oder hast Du etwa da droben was von Unglück und Verzweiflung gemerkt? Ein paar feierliche Salons voll eleganter Leute mit pomadisierten Scheiteln, Leutnants und Assessoren. Und langweilige Philister sind sie alle obendrein — puh, was war das schauderös!"

„Liddi, — i, Du vorlaute Landpomeranze Du!" Golin hielt seiner Ältesten erschrocken die Hand vor den Mund.

Hertha verteidigte der respektlosen Liddi gegenüber ihre Seelenschwärmerei indessen selbständig und auf höchst originelle Art: sie kniff die Schwester in den Arm. Liddi quietschte auf, mußte über Herthas ulkige Miene aber doch lachen — und übermütig jagten sich die beiden Mädchen dann sofort auf den drei Treppen, bis sie, beide atemlos, unten im Hausflur Frieden schlossen.

Golin hängte bei seiner Frau ein und folgte langsam, sichtlich zögernd. In Gedanken war er noch bei dem Thema, das er mit der Schwester der Hausfrau zuletzt verhandelt hatte. Geheimnisse bei sich zu behalten, das war ihm fast unmöglich. Bevor er indessen seiner Frau sagte, was er über Otts Jungen erfahren hatte, wollte er doch so im allgemeinen ihr Urteil über den Besuch da droben hören. In geistigen Dingen hatte sie das Übergewicht, das erkannte er, wenn sie unter sich waren, ganz ruhig an. Sie hatte auch, so flott und humorvoll sie zumeist war, in gesellschaftlicher Hinsicht einen erstaunlich feinen Takt und dabei jedenfalls mehr Menschenkenntnis als er.

„Na, Mine?" fragte er. „Was sagst Du nu zu Herthings Schwarm?"

Frau von Golin zuckte leicht die Achsel. „Heute hab' ich wirklich keine Meinung, Schatz. Überhaupt — wenn man einen Menschen zum allererstenmal sieht."

„Na — aber Du kannst doch sagen, ob sie Dir auf den ersten Blick gefallen hat? Man hat doch so einen ersten Eindruck, nicht wahr?"

„Ach, ich glaube, wir sind sehr starke Gegensätze, sie und ich. Offen gestanden, sie kam mir doch recht glatt und kühl vor."

„Nee, wirklich?"

„Ja — wie soll ich Dir das erklären? Weißt Du, ich möchte sagen: man merkt, daß sie keine Kinder hat."

Verdutzt blieb Golin stehen. „Hör' 'mal, Mine, aber darin täuschst Du Dich: Otts haben einen Jungen!"

„Nein?!"

„Das wußtest Du nicht? — Hm, mir ist aber ganz so, als hätten wir früher schon 'mal drüber gesprochen. Nicht? Er war Kadett. Eben sagte mir Frau von Goetz — es hat da eine schreckliche Geschichte gespielt."

Nun berichtete er ihr kurz, was er gehört hatte.

Frau von Golin hatte den Arm ihres Mannes losgelassen. Sie war geradezu entsetzt.

„Ja, denk' 'mal, Mine. Das ist Leben, das ist Schicksal, was? Damals, als ich Ott zuletzt sah, war sein Einziger ein strammer Marsjünger, Hoffnung des Vaters, Stolz der Mutter, ein fähiger Kopf, der Enkel eines verdienten preußischen Offiziers, — und heute kehrt er ihnen als verlorener Sohn heim: Schiffsjunge, elend, und mit zertöpperten Gliedmaßen. Schiffsjunge! — Jetzt hätte er sein Abiturium. Am 18. Oktober — da, grad heute über 14 Tage — wird der eine oder andere von seinen Altersgenossen Leutnant! — Nee, nee, nee, Mine, die Leute haben schon auch ihr Päckchen durchzuschleppen durchs Leben."

Frau von Golin war aufs tiefste berührt. Langsam und nachdenklich nahm sie ein paar Stufen. Darauf blieb sie wieder stehen und runzelte die Stirn. „Aber daß sie dann heute im stande war — so — Fremde bei sich zu sehen, über tausend gleichgültige Dinge zu sprechen . . ."

„Na ja, Repräsentationspflicht. Hätte sie abgesagt, wär's vielleicht zu sehr aufgefallen. Und man kann sich ja denken, daß sie so was lieber in aller Stille abmachen wollen."

„Mein Gott — sich so beherrschen zu können! Nein, das verstehe ich doch nicht! Zweieinhalb Jahr lang hat sie den Jungen nicht gesehen! Was muß das doch für eine Erschütterung sein!" Sie konnte sich darüber gar nicht beruhigen. Und der erste Eindruck fiel ihr wieder ein, den sie von der freundlich-kühlen Frau empfangen hatte: daß sie Frau Ott für kinderlos, für ein Weib gehalten hatte, das das höchste und heiligste Mysterium seines Geschlechts nicht kannte.

Schweigend nahmen sie den Rest der Treppe. Frau Mine war so ernst geworden, sah so verstört aus, daß es ihren beiden Mädels sofort auffiel.

Sie wollten auf sie zuspringen, sie von links und rechts im Sturm nehmen, wie daheim auf Oliza immer, wo ihre ‚Mutti' eigentlich ihr bester, liebster, ehrlichster Kamerad war. Aber ein gedämpftes „Bscht, ihr Rangen!" ihres Vaters warnte sie noch rechtzeitig und veranlaßte sie, sich nun wieder höchst sittsam als wohlerzogene junge Damen zu benehmen: es traten soeben ein paar fremde Herren ins Haus, elegante Großstädter in glänzenden Cylindern und hellen Herbstpaletots.

Eine innere Befriedigung hatte dieser Besuch im Hause Ott keinem von ihnen gewährt.

Es war im ganzen eine trübe, fast peinliche Episode in ihrem ersten Versuch, wieder mit Welt und Menschen anzuknüpfen.

Andern Tags fuhren sie nach Oliza zurück — fast bemüht, den Namen Ott wieder zu vergessen.

Keins von ihnen ahnte in dieser Stunde, welch geheim-

Digitized by Google



Eine Schachpartie. Nach dem Gemälde von Benj. Bautier.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Digitized by Google

nisvolle Beziehungen das Schicksal weben würde, um in ihr weltentlegenes, stilles Heim am Meer über kurz oder lang doch wieder Kunde zu tragen aus dem Ottschen Hause, dem langverwaisten Vaterhause im nervösen Getriebe der Großstadt, in das heut abend der verlorene Sohn nach langer Irrfahrt heimkehren sollte.

2. Kapitel.

Von den übrigen Gästen des Hauses Ott hatte keiner erfahren, was heute ‚hinter den Kulissen' spielte.

Die Hausfrau hielt sich tadellos bis zum letzten Augenblick — so tadellos, daß Fräulein von Goetz hernach äußerte, Harriet habe da wieder einmal ein Martyrium, von dem die große Welt nichts ahne, tapfer und standhaft, ja bewundernswert durchgemacht.

Aber freilich kostete so etwas Nerven.

Nachdem der letzte Besucher gegangen war, legte sich Frau Ott in ihrem Salon auf die Chaiselongue. Auf den Fußspitzen kam ihre Schwester an ihr Lager und deckte sie mit dem weißen Fell zu.

Fast unbeweglich blieb die nervöse Frau ein paar Stunden lang dort liegen.

Frau Harriet mochte jetzt etwa 38 Jahre zählen, ihre Züge besaßen aber noch immer einen gewissen jugendlichen Reiz, der um so mehr einnahm, als ihr ursprünglich schwarzes Haar bereits ganz silbergrau war. Im Verein mit den dunkeln Wimpern und Brauen, den großen, klugen dunkeln Augen und dem blütenweißen Teint wirkte ihr Kopf sehr pikant.

Graue Fäden hatten sich in ihrem Haar schon gezeigt, als sie, eine Zwanzigjährige, das Wochenbett verließ. Der Arzt hatte das als eine nicht zu behebende Schwäche der Haarwurzeln bezeichnet und der darüber unglücklichen jungen Frau ein unschädliches Färbemittel gegeben. Als sie vor nun bald drei Jahren den großen Kummer mit ihrem einzigen Sohn erlebte und sich zur Erholung ihrer angegriffenen Kopfnerven einer Kur bei Lahmann unterzog, hatte der Dresdener Arzt freilich dem ‚unschädlichen' Haar-Färbemittel seines Kollegen die Hauptschuld an ihrer Migräne zugeschrieben. Frau Harriet hörte also zu färben auf und kehrte vom ‚Weißen Hirsch' acht Wochen nach Hansheinrichs Flucht mit völlig silbergrauem Haar nach Berlin zurück. Es hatte damals allgemeines Aufsehen erregt. Natürlich brachte man das frühzeitige und so plötzliche Erbleichen ihres Haares mit den Sorgen ihres Mutterherzens in einen ursächlichen Zusammenhang. Es bildete sich darum eine ganze Legende. Vielleicht wußten Otts nichts davon: jedenfalls trugen sie nichts dazu bei, die Legende zu zerstören.

Es mochte schon neun Uhr sein, als Frau Harriet aus ihrem erschöpften Schlaf erwachte.

Sofort stellte sich Ellen bei ihr ein, um ihr Gesellschaft zu leisten, sich mit ihr vor allem über das bevorstehende Ereignis auszusprechen. In dem Wirrwarr heute war man noch gar nicht so recht dazu gekommen.

An den vielfachen Mißverständnissen und Erziehungsfehlern, die zu Hansheinrichs moralischem Schiffbruch geführt hatten, war Fräulein Nowina von Goetz nicht unbeteiligt. Sie hatte für Kinder, besonders für Knaben, von Hause aus nicht viel übrig — und schon frühzeitig legte der Kleine allerlei Neigungen und Charakterzüge an den Tag, die sie abstießen, die jedenfalls die rechte Zärtlichkeit nicht in ihr aufkommen ließen. Vor allem war es der unkindliche Trotz, der sie so oft entsetzt hatte. „Wenn ich oder Harriet das gesagt oder getan hätte — unser guter Vater hätte uns zum Krüppel geschlagen! Aber freilich — unser Vater war ein Soldat, vom Wirbel bis zur Zehe Pflicht und Gewissen." Mit diesen Worten hatte sie manchmal ihren jähzornigen Schwager bis zur Wut gereizt. Maximilian Otts Versuch, die Erziehung seines Einzigen nach so harten Prinzipien zu regeln, schlug nicht zum Segen aus. Der Junge hatte schließlich nur Furcht vor seinem Vater — und die Tante haßte er geradezu. Daß im Guten bei ihm mehr durchzusetzen war als im Bösen, das zeigte sich, sobald seine Mama sich ihn allein vornahm. Seiner schönen, sanften, kränklichen, nie scheltenden Mutter tat er jeden Willen. Nur das eine einzige durfte sie nicht von ihm verlangen: der Tante abzubitten. Gerade darum aber handelte sich's bei fast allen kleinen und großen Sünden und Unarten, deren er sich schuldig gemacht hatte.

Ott hatte sich's als jüngerer Mensch selbst ganz einzig schön gedacht, einen Sohn zu besitzen, aus dem er einen tüchtigen, freimütigen Mann entwickeln, den er zu seinem Freunde machen könnte. Die Vaterfreude war die größte seelische Erschütterung in seinem Dasein gewesen; er hatte der schwer leidenden Frau gegenüber in seiner Dankbarkeit, seiner Bewunderung von Stund' an eine Zartheit bewiesen, deren ihn, den ziemlich cholerischen Menschen, seine Umgebung bisher gar nicht für fähig gehalten hatte. Sein Beruf, der den Tag dezimierte, der ein geregeltes Familienleben eigentlich gar nicht ermöglichte, weil er ihn so häufig auch des Abends aus dem Hause trieb, entfremdete ihn dem Kleinen, oder vielmehr: er schnitt ihm jede Gelegenheit ab, sich mit ihm zu beschäftigen. Ott vertröstete sich darauf, daß er ja in wenigen Jahren seine schwierige Stellung derart befestigt haben werde, daß er nicht mehr so angespannt, so fieberhaft tätig zu sein brauchte. Dann war Hansheinrich auch schon ein kleines Bürschchen, mit dem man sich eher verständigen konnte. Einstweilen blieb der Junge also meist auf die Gesellschaft und die Erziehung der Tante angewiesen. Denn auch Frau Harriet konnte sich ihm nicht dauernd widmen. Sie litt viel an Migräne; das Trampeln der nie ruhenden kleinen Kinderfüße quälte sie dann über die Maßen. Und war sie leidlich wohl, so nahm ihre dichterische Tätigkeit sie in Anspruch. In den Arbeitspausen hätte sie den Jungen, um ihn für die Einsamkeit zu entschädigen, am liebsten immer ein bißchen verzogen; aber stets hatte dann Tante Ellen über ihn Klage zu führen, und sie nahm es ernstlich übel, wenn Hansheinrich nicht seine verdiente Strafe bekam. Respekt, unbedingten Gehorsam von dem kleinen Widerspenstigen zu erzwingen, das erschien ihr als ihre höchste Pflicht. Vielleicht sprach da die gewisse instinktive Abneigung der alten Jungfer gegen den werdenden Mann ebensoviel mit als die Erinnerungen an die eigene, in hartem soldatischem Geist verlebte Jugend.

So ward mit der Zeit der Papa in Hansheinrichs Augen nur der Inbegriff der rächenden Vergeltung, und zu dem von Ott ersehnten Freundschaftsverhältnis kam es nicht.

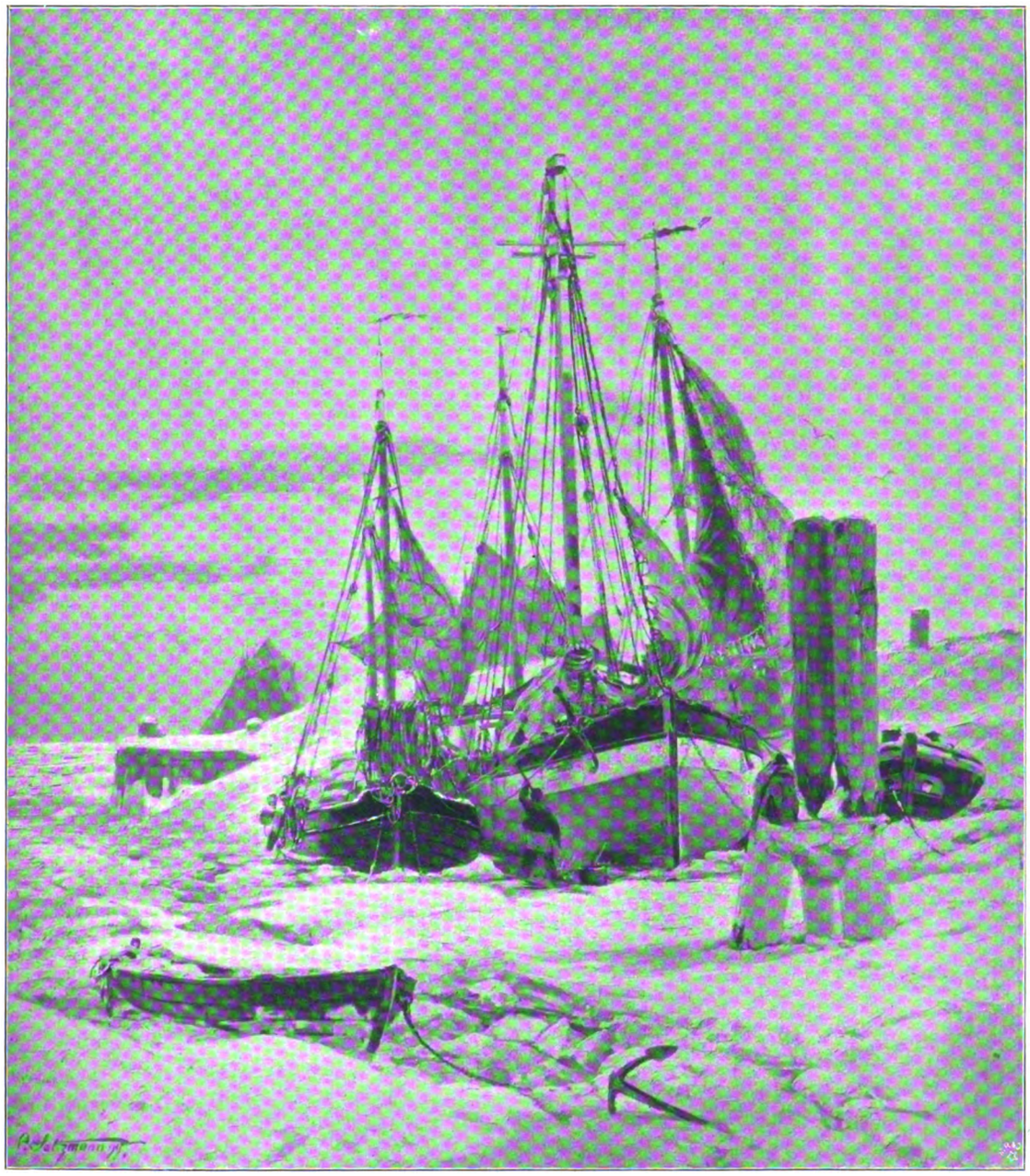
Der vielgeplagte, nervöse, im Beruf hin- und hergehetzte und auch noch immerzu um die Gesundheit seiner Frau bangende Mann sah endlich ein, daß bei dieser Art von Erziehung nichts Gutes herauskommen konnte. Hansheinrich ward also ins Kadettenkorps gesteckt. In der damit einsetzenden Entfremdung verschärften sich die Gegensätze zwischen dem Jungen und seinen Blutsverwandten aber eher noch mehr. Denn Hansheinrichs ohnehin überempfindliches Ehrgefühl erhielt durch die soldatische Erziehung jetzt beim Erwachen seiner Mannbarkeit etwas geradezu Leidenschaftliches.

Viele häusliche Konflikte in den Ferien entsprangen dem Umstand, daß man für Dreistigkeit oder Herausforderung hielt, wo nur der Wahrheitsfanatiker aus ihm sprach.

Die Tante hatte einmal bei einer Beschwerde über ihn stark übertrieben, vielleicht nur im ersten Affekt, war aber im Gefühl der Unantastbarkeit ihrer Autorität hernach nicht zu bewegen, die Übertreibung zuzugeben; sie wollte indessen auch auf einer Strafe nicht bestehen, er sollte ihr nur artig, wie sich's gehörte, die Hand geben, ihr ein gutes Wort sagen. Das war ihm jedoch ganz und gar unmöglich — denn sie hatte ja gelogen! Im Grunde hatte er recht, aber die unbedingte Gehorsamsforderung des schwergekränkten alten Fräuleins, das in einem halbwüchsigen Menschen noch keine Ehrbegriffe respektierte, führte ihn vor die Wahl: abbitten oder ungerechte Strafe erdulden. Er zog das letztere vor.

Vielleicht hätte Ott den guten Kern in seinem Jungen

Digitized by Google



Im Winterhafen. Nach dem Gemälde von Carl Saltzmann.

Digitized by Google

Digitized by Google

erkannt, wenn er überhaupt Zeit für ihn gehabt hätte und wenn er nicht allmählich durch die ewigen Klagen zu gereizt gegen ihn geworden wäre, als daß er noch ruhig hätte prüfen können. Von der Tatsache ließ sich ja auch nichts abstreiten: es war eine offene Gehorsamsverweigerung und fortgesetzte Achtungsverletzung, die Hansheinrich sich der Tante gegenüber zu Schulden kommen ließ und die immer von neuem wieder zu harten, schließlich fast grausamen, sein Gemüt verbitternden Strafen führte. Und hätte man ihn totgeschlagen, er beharrte dabei: er könne nach dem, was geschehen, der Tante nie im Leben mehr die Hand reichen!

In dem Abschiedsbrief, den er nach seiner Flucht von Bord der ‚Westindien' aus an seine Eltern geschrieben, kam die trotzige Stelle vor: „Ich bin nur deswegen durchgegangen, weil ich gewußt habe, daheim ist ja doch niemand, der mir hilft. Der Papa hätte aber sicher auch nicht anders gehandelt, wenn er als Junge an meiner Stelle im Korps gewesen wäre. Die Mama tut nie etwas anderes, als was die Tante will. Die kann mich aber nicht leiden. Nun, ich kann sie auch nicht leiden. Und das sage ich Euch: ich komme erst wieder zu Euch zurück, wenn ich ein Mann geworden bin, vor dem Ihr alle Respekt haben müßt!"

Ihre trotzigen Gelübde hatten weder Vater noch Sohn gehalten. Denn Maximilian Ott, der sich in seinem leidenschaftlichen Antwortschreiben von dem aufsässigen Burschen ein für allemal losgesagt hatte, war nun selbst nach Stettin gereist, um ihn von der verfrühten Rückkehr an Bord abzuhalten und zur völligen Ausheilung ins Elternhaus zurückzuholen. Und Hansheinrich kehrte heim, noch bevor er die respekteinflößende Stellung im Leben erreicht hatte.

Wie immer die Zukunft sich gestalten mochte, man stand jetzt dicht vor dem ergreifendsten Moment in diesem Drama vom ‚verlorenen Sohn'.

Und doch war Frau Harriet in Gedanken an die Rolle, die sie dabei spielte, von einer gewissen Pose nicht freizusprechen.

So groß damals ihr Schmerz gewesen war, den Jungen zu verlieren: der Grabesfriede, der nach der Trennung des unruhvollen Sohnes vom Elternhause hier eingezogen war, hatte ihren Nerven gut getan, sie hatte sich, nachdem nur die allererste Bestürzung überwunden war, merkwürdig schnell in diese Einsamkeit gefunden. Der ewige Zankapfel existierte jetzt nicht mehr: sie konnte in aller Behaglichkeit ihrer Gesundheit und ihrer Arbeit leben. Dann und wann, besonders an stürmischen Abenden, wo sich's auch in Berlin recht unwirtlich anließ, überfiel sie wohl noch eine melancholische Bangigkeit oder Sehnsucht. Aber wenn sie diese Stimmungen dann in einem warm empfundenen Gedicht ausgelebt hatte, so fügte sie sich mit dem neuen Alltag wieder ziemlich kampflos in die alte Stille und Beschaulichkeit. Nur ein matter Nachglanz in ihren schönen, rehbraunen Augen, eine wehmütige Zerstreutheit in ihren Antworten gaben ihrer Umwelt Zeugnis von der kurzen Krise, die sie durchgefochten hatte. „Sie trägt ihr Los wie eine Märtyrerin," sagte in solchen Momenten ihre Schwester zum Hausherrn. Maximilian Ott hätschelte seine Frau, die er noch immer abgöttisch liebte, darauf noch mehr als zuvor. Und der stets wunde, stets linde Ton von Frau Harriet bewies, daß sie sich an ihre Rolle als Märtyrerin gewöhnt hatte.

* * *

Nun hielt die Droschke unten vor dem Haus. Fräulein Ellen hatte sie vom Fenster aus entdeckt. Die beiden Mädchen wurden hinuntergeschickt, um tragen zu helfen, falls etwas zu tragen war.

Frau Harriet fühlte eine Schwäche in den Knieen; sie hatte sich an ihrem Schreibtisch niedergelassen und den Kopf aufgestützt. Ihre Schwester wanderte durchs Zimmer, hielt dann bei ihr inne und zog sie beschwichtigend an sich.

„Nur standhaft bleiben, Harriet. Über der Sache stehen."

„Ach — Ellen!" stöhnte Hansheinrichs Mutter.

„Ich weiß, daß es schwer ist, Liebling. Ja, das ist etwas Ergreifendes. Aber in den großen Kämpfen werden die großen Menschen."

Alle Türen waren hinter den Dienstmädchen offen geblieben. Man hörte unten den Kutschenschlag zufallen.

Die beiden Damen sahen nach der Entreetür. Durch diese würde er nun also in der nächsten Minute eintreten.

Sein Vater hatte das Antwortschreiben nach Pernambuco damals mit den Worten geschlossen: „Wenn das Leben Dich mürbe gemacht haben wird, mein Junge, wenn Du Deine Tat bitter genug bereut hast, so wirst Du noch einmal auf den Knieen zu denen zurückkriechen wollen, die Du heute so tief verletzt hast, — dann wird es aber zu spät sein."

Ob er's jetzt wohl über sich bringen würde, der Trotzkopf, einen Fußfall zu machen? — so fragte sich Tante Ellen.

Auf der Treppe hörte man Schritte, langsame, polternde Schritte, und zwei fast gleich klingende Männerstimmen.

Nein, das konnte doch nicht etwa Hansheinrichs Stimme sein, diese zweite da? Sie klang so forsch, so lustig, so männlich dabei ... Jetzt lachte er sogar ....

Frau Harriet hatte am Schreibtisch sitzen bleiben wollen. Unwillkürlich sprang sie nun auf.

Noch wenige Sekunden, und sie sah sein Gesicht wieder — seine seltsamen, lichtblauen Augen. Sie mußte plötzlich dran denken, wie er als Achtjähriger mit ihr zusammen die Masern bekommen hatte. Das war eigentlich das letzte Mal gewesen, daß sie ihn so wirklich allein und für längere Zeit um sich gehabt hatte, damals, als sein Bettchen neben das ihre geschoben worden war. Sie stellte sich das hübsche, blasse Knabengesicht des Blondkopfs vor mit dem heißen, roten Mund, mit den dunklen Brauen und den langen Wimpern.

Da traten sie in den Korridor: Maximilian ging voraus. Sie sah seine hohe Gestalt, seine breiten Schultern.

Aber nein — das war er ja gar nicht, das war ja ...

Ein großer, breitschulteriger, fremder Mann stand jetzt in der Tür. Ein ganz fremder Mann. Bloß seine Stimme ähnelte frappant der des Hausherrn — nur daß die Sprechweise derber war und etwas Anklang ans Platt hatte: „J laß man, Vatting, so ein paar Schritt weit geht's schon ganz gut ohne Stock. — Na guten Tag also, guten Tag. Da bin ich man wieder. Na — das ist mir aber 'ne Freude ..."

Etwas hinkend war er auf sie zugekommen. Er war um mehr als einen Kopf größer als sie. Beide Hände hatte er ihr entgegengestreckt. Er schien verlegen, fast linkisch, vielleicht auch gerührt, suchte die in ihm aufsteigende Weichheit aber mannhaft zu unterdrücken, indem er recht laut sprach und etwas burschenhaft Forsches in seinen Ton legte. Aber als er die zarten, schlanken Hände seiner Mama zwischen seinen derben, schwieligen, großen Fingern fühlte, versagte ihm plötzlich die Stimme. Er umschlang die schmächtige Gestalt — preßte sie fest an sich, wobei er sie so hoch hob, daß sie nur noch mit den Fußspitzen den Boden berührte, und küßte sie stürmisch wieder und wieder ins Gesicht — auf den Mund, die Augen, die Nase, die Wangen. Und dabei lachte er laut und herzlich in einem ganz seltsam erschütternden Ton. Dann blieb er eine Weile still. Die Lider hatte er gesenkt, die Lippen fest zusammengepreßt. Als er seine Mama endlich freigab und die Augen wieder öffnete, traf sein Blick ihr Haar. Man sah ihm den großen Schreck an. „O — Mutterle," sagte er stockend, ganz in dem zärtlich bittenden Kinderton, den er früher manchmal, aber nur bis zum Eintritt ins Kadettenkorps und bloß ihr gegenüber, gehabt hatte, „armes Mutterle, Du hast ja ganz weißes Haar gekriegt?"

Frau Harriet konnte nicht sprechen. Sie war noch zu verwirrt von seiner stürmischen Art, seiner männlichen Erscheinung. Fast ängstlich musterte sie ihn, um Beziehungen zwischen diesem großen, breitschulterigen Fremden und dem blondlockigen achtjährigen Masernkranken herauszufinden. Ja — seine Augen waren dieselben geblieben: dieses lichte Blau hatten sie noch immer, das sie in dem ersten Cyklus ihrer Lieder besungen hatte. Aber in allem Übrigen war er ein anderer, ein ganz anderer.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Preußische Krönungs- und Ordensfest.

Eine Plauderei von einem, der dabei war.

„Nun, wie war's denn beim Ordensfest? Wieviel Orden gibt's denn eigentlich jedesmal? Spricht der Kaiser mit den einzelnen Rittern? Ist die Kaiserin auch dabei?" Das waren so die gewöhnlichen Fragen, auf die ich Rede und Antwort stehen mußte, als auch mir das Glück zu teil geworden war, gerade an diesem Tage einen Orden zu erhalten, denn nur diese Ritter werden dazu eingeladen. Sollten alle, die auch im Laufe des Jahres damit ausgezeichnet sind, erscheinen dürfen, so würden auch vielleicht die großen Königlichen Gemächer nicht ausreichen, ihre Zahl aufzunehmen. Immerhin sind es wohl an tausend neuernannte Ritter, die an diesem Tage allein vor den Majestäten erscheinen.

Es ist ein althistorisches, preußisches Fest, zu dem der König verdiente Untertanen einlädt, zur Erinnerung an die Königskrönung im Jahre 1701. Alljährlich werden am 18. Januar die neuernannten Ritter des höchsten preußischen Ordens vom Schwarzen Adler in das Kapitel aufgenommen, und am darauf folgenden Sonntag findet das „Krönungs- und Ordensfest" statt. Wenige Tage vorher erscheint vielleicht unerwartet, vielleicht heimlich erwartet, ein Diener der General-Ordenskommission. Erwartungsvoll wird der Umschlag des überreichten Briefes geöffnet. „Auf Allerhöchsten Befehl Seiner Majestät des Kaisers und Königs. Einladung zum Krönungs- und Ordensfeste auf dem Königlichen Schlosse am . . . für . . . . . u. s. w. Königliche General-Ordens-Kommission." So liest der erfreute Empfänger auf der großen roten Karte, die ihm zugleich verkündet, daß ihm sein König einen Orden zu verleihen beabsichtigt.

Wer zum Tragen einer Uniform berechtigt ist, erscheint in dieser, alle anderen im schwarzen Frack mit weißer Binde und weißen Handschuhen. Schon von 9 Uhr an — meist beginnt es in diesen trüben Tagen gerade erst hell zu werden — rollen Wagen aller Art in das Portal an der Hofapotheke im altersgrauen Königsschlosse. Am meisten ist die bescheidene „Droschke erster" darunter vertreten, denn mit irdischen Glücksgütern ist auch der hohe preußische Beamte oder Offizier — und sie kommen hier ja zumeist in Frage — nicht allzuhäufig gesegnet, und die eigenen Wagen, mit dem „reich guillotinierten Diener", um mit Wilhelmine Buchholz zu reden, auf dem Bock, gehören zu den Ausnahmen.

In den sogenannten Braunschweigischen Kammern an der Wasserseite des Schlosses versammeln sich allmählich die Eingeladenen. Da sind Uniformen aller Art, Offiziere in Paradeuniform, hohe Beamte in reichen, silber- oder goldgestickten Fracks, Ständeuniformen aller Art, der grüne Hofjagdanzug, der rote Johanniterrock und daneben der bescheidene schwarze Zivilfrack, alles vereinigt sich zu einem bunten festlichen Bilde. Man hat Bekannte begrüßt, es wird enger und enger, da erscheint um 10 Uhr ein Beamter der Ordenskommission, der Geheime Ober-Regierungsrat Harder, in der Oberstleutnantsuniform der Gardelandwehr, die Türen nach einem anstoßenden Raume öffnen sich, und nun ruft der eben Genannte einzeln die neuen Ritter auf. Ein jeder begibt sich ins Nebenzimmer, wo auf langen Tischen die Orden in Umschlägen mit Aufschriften bereit liegen. Der Präses der Kommission, General Prinz zu Salm-Horstmar, übergibt dem Betreffenden den für ihn bestimmten Orden. Mit mehr oder weniger Schwierigkeit wird er angelegt, je nachdem er „aus dem Halse" heraus getragen werden darf oder nur, von der dritten Klasse abwärts, „das Knopfloch" ziert.

Wohl eine Stunde nimmt diese Verteilung in Anspruch, so daß man vollauf Zeit hat, durch eine Reihe von Gemächern zum Rittersaal schreitend, wo die Vorstellung vor den Majestäten stattfinden soll, die herrliche Ausstattung zu bewundern. Da sehen wir vor allem die großen Gemälde Meister Camphausens: den Großen Kurfürsten auf mächtigem Schecken bei Fehrbellin, Friedrich den Großen mit dem historischen Krückstock auf weitausgreifendem Schimmel übers Blachfeld dahinsprengend, mit Seydlitz und Zieten im Gefolge, und den ersten Kaiser des neuen Deutschen Reiches auf einem Rappen mit seinen Paladinen Bismarck und Moltke. Sie alle sind's, die Preußen und Deutschland groß gemacht haben, und wohl sind ihre Bilder geeignet, all denen, die an solchem Tage vor ihnen dahin wandeln, zu sagen, wie nur die Arbeit, die selbstverleugnende Arbeit dies geschaffen hat. Aber schon ertönt aufs neue in unsere Betrachtung die Stimme des Leiters zur Aufstellung im Rittersaal.

Nach Ordensklassen und in diesen wieder nach dem Alphabet ordnen sich die Ritter in dichten Reihen hintereinander vor dem Thronhimmel, unter dem das Kaiserpaar seine Aufstellung nehmen will. Nur an der Fensterwand bleiben wenige Schritte frei für den Zug der Majestäten. Durch die Fenster dringt das fahle Licht des trüben Januartages und bricht sich an der gegenüberliegenden Längswand in dem großen silberglänzenden Chor, der Nachbildung eines herrlichen Werkes der Barockkunst aus massivem Silber. Als die schweren Jahre des zweiten schlesischen Krieges über Preußen dahinzogen, da opferte Friedrich der Große dieses Prachtwerk seines Großvaters, und in dunkler Nacht ward es zu Schiff in die königliche Münze gebracht, um, als vollwichtige Taler daraus hervorgehend, den preußischen Soldaten ihren Sold zu gewähren. —

Wuchtige Tritte durchschallen den Saal. Hintereinander ziehen die Riesengestalten der Schloßgarde mit den hohen Grenadiermützen, der Leibgarde der Kaiserin in weißem Koller und schwarzem Dreispitz und der Garde du Korps in roten Suprawesten durch den Saal, um ihre Plätze an den Türen einzunehmen. Allmählich füllt sich auch der Raum zur Seite des Thronhimmels mit den Rittern des Schwarzen Adlerordens und den Ministern in ihren goldstrotzenden Uniformen, Da sind in jugendlicher Frische der Reichskanzler und der Finanzminister v. Rheinbaben, der neue Handelsminister, der alle überragende „lange Möller", der scharfe Charakterkopf des Grafen Waldersee mit dem vollen weißen Haupthaar, der Fürst Herbert Bismarck in der Uniform der 1. Garde-Dragoner und zahlreiche andere Männer des Krieges und des Friedens. Jetzt, ein dreimaliges Klopfen mit dem Stabe, die Unterhaltung schweigt! Unter Vorantritt der obersten Hofchargen erscheinen die Majestäten, der Kaiser in großer Generalsuniform mit dem Schwarzen Adlerorden, die Kaiserin im schweren Goldbrokatgewande mit purpurnem Mieder, über dem noch das Orangeband des Schwarzen Adlerordens liegt, und langer, purpurner, von Pagen getragener Schleppe. Dahinter die Herren und Damen vom Dienst, Oberhofmeisterin Gräfin Brockdorff und Oberhofmeister v. Mirbach, der Generaladjutant v. Plessen und die Flügeladjutanten vom Dienst. Ihnen folgen die anwesenden Prinzen und Prinzessinnen und Damen vom Hofe. Der Kaiser und die Kaiserin stellen sich unter dem Thronhimmel auf, rechts davon die Prinzessinnen, links die Prinzen. Der Geheimrat Harder beginnt: „Euer Kaiserliche und Königliche Majestät haben die Gnade gehabt, folgende Ordensauszeichnungen zu verleihen" und nennt nun den betreffenden Orden und Namen. Der Ritter tritt aus der Reihe vor, macht eine Verbeugung vor dem Kaiser, die er, einige Schritte seitwärts tretend, vor der Kaiserin wiederholt; beide verneigen sich jedesmal huldvoll, wahrlich keine leichte Aufgabe bei der großen Zahl der Ritter. Aber auch das Vorschreiten, Seitwärtstreten und Verbeugen dieser erfordert bei dem glatten Hofparkett große Aufmerksamkeit, um nicht auszugleiten, und man sagt, daß mancher seine Sohlen dazu vorher mit Kreide bearbeitet, um sicher zu gehen.

Aus dem Rittersaal geht's jetzt durch eine Zahl von Gemächern und die Bildergalerie in die Schloßkapelle, wo nach dem nüchternen Tageslicht der helle Kerzenschimmer in dem mächtigen Kuppelraum wunderbar wirkt. Unter Posaunenklängen ziehen zuletzt die Majestäten ein und nehmen gegenüber dem Altare Platz, während Prinzen und Prinzessinnen, Ritter des Schwarzen Adlerordens und die Botschafter im Halbkreise in der Nähe ihre Sitze einnehmen. Letztere haben an der eigentlichen Ordensverleihung und Cour keinen Teil und sind erst eben erschienen. Herrlich erschallen die Gesänge des Domchors durch den geweihten Raum, abwechselnd mit den Worten des Domgeistlichen, der die Liturgie hält. Den Text der Predigt bestimmt der Kaiser selbst. Im vorigen Jahre war es das Wort aus dem Jesaias: „Suchet den Herrn, weil er zu finden ist, rufet ihn an, weil er nahe ist." Sinnvoll wandte der Prediger das Wort auch darauf an, daß es immer Hohenzollernart gewesen ist, in allen großen und entscheidenden Wendepunkten ihres Lebens ihre Hilfe bei dem Herrn zu suchen, und wie gerade dieser Tag den König von Preußen immer mit seinen getreuen Dienern zu bedeutsamer Feier geeint habe und wie die Herrscher sich auch in dieser Gesinnung immer mit ihrem Volke eins gewußt hätten. Das gemeinsam gesungene Dankgebet: „Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten" schloß die kirchliche Feier.

Jetzt nehmen der Weiße Saal und die anstoßenden Räume die Gäste auf, und herrlich erstrahlt das elektrische Licht über die langen, mit dem kostbaren silbernen Prunkgeschirr geschmückten Tafeln, an denen oben die Majestäten Platz nehmen, an die sich die Prinzen, Prinzessinnen und die übrigen Teilnehmer nach ihrem Range anschließen. Die goldgeränderte Speisekarte trägt oben die vereinigten Wappen von Preußen und Schleswig-Holstein und führt unter dem Datum und der Überschrift: „Königliche Mittagstafel" die Speisen in deutscher Bezeichnung auf: Frühlingssuppe, Zander in Rheinwein, Schmorfleisch mit Gemüsen, Geflügel, Auflauf mit Edelpilzen, Hummernschnitten, Junge Enten, Früchte, Salat, Diplomaten-Sahnenspeise, Nachtisch. Wie man sieht, ein gewähltes, aber nicht überladenes Essen, dazu einige gute Weine. Nur auf ein Wohl wird diesmal getrunken, „auf das Wohl der neuernannten Ritter", das der Kaiser selbst ausbringt.

Die Tafel mag eine kleine Stunde währen, dann begeben sich die Majestäten durch die Bildergalerie in den Rittersaal und halten dort, nachdem der Kaffee stehend genommen ist, noch eine Weile Zirkel. Der Kaiser läßt sich ganz besonders gern untere Beamte, die an diesem Tage ausgezeichnet sind, vorstellen, die Kaiserin zieht die Botschafter und andere vornehme Personen ins Gespräch. Die Gäste unterhalten sich in den verschiedenen Räumen. Die Gruppen mischen sich: hier sehen wir die hohe Gestalt des Prinzen Albrecht, daneben den Fürsten Herbert Bismarck, an anderer Stelle den Grafen Waldersee mit dem Generaloberſten v. Loen und dem Grafen Wartensleben, dem einstigen Generalstabschef der Manteuffelschen Südarmee, im Gespräch. Noch eine halbe Stunde — es mag vier Uhr sein —, die Majestäten verabschieden sich, und allmählich entfernen sich auch die Gäste, ihr Heim aufzusuchen und dort, wie ich hier heute, von den Eindrücken des Tages den Ihrigen zu berichten, das Gefühl, einen Ehrentag und ein altpreußisches Fest im Hause und durch die Huld ihres Königs verlebt zu haben, dankbar bewahrend.

Digitized by Google

Der Lotschmaus in Stralsund.

Ein Gegenstück zur Schaffermahlzeit in Bremen. (Daheim 38. Jahrg. Nr. 30). Von Postdirektor Schmidt. Mit sieben Abbildungen.

Die alte Wallensteinstadt Stralsund, der schon im Jahre 1234 das Stadtrecht verliehen wurde, hatte in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens das Glück, durch das Zusammentreffen verschiedener Umstände außerordentlich begünstigt zu werden.

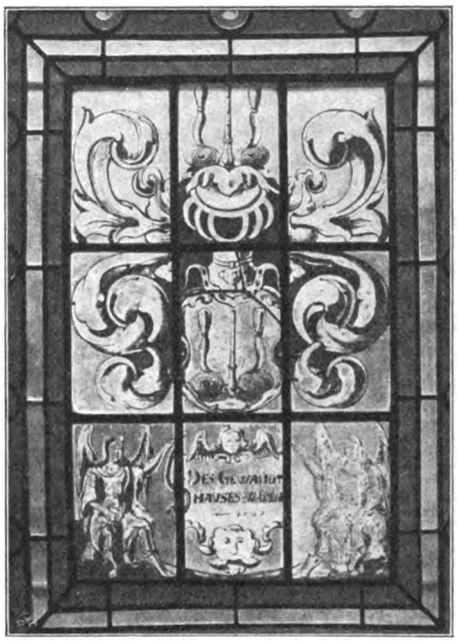


Das Gewandhaus.

Jaromar I., Fürst von Rügen, Stralsunds hochherziger und umsichtiger Gründer, sowie dessen Nachfolger statteten ihre hoffnungsreiche Niederlassung mit wichtigen Vorrechten aus. Der Rat der jungen Stadt leitete das Gemeinwesen klug, mit kräftiger Hand und umsichtiger Benutzung der obwaltenden Verhältnisse. Die jugendlich frische Bürgerschaft strebte in rastloser Tätigkeit dahin, die überaus günstige Lage an der Ostsee und den dadurch gegebenen Verkehr zwischen den noch uncivilisierten Ländern nördlich und östlich des baltischen Meeres und den kultivierten Gebieten des westlichen und südlichen Deutschlands samt den angrenzenden Ländern mit Eifer und Geschick auszunutzen. Die Gesamtheit dieser Verhältnisse erklärt die überaus rasche und glänzende Entwickelung der jungen Stadt.

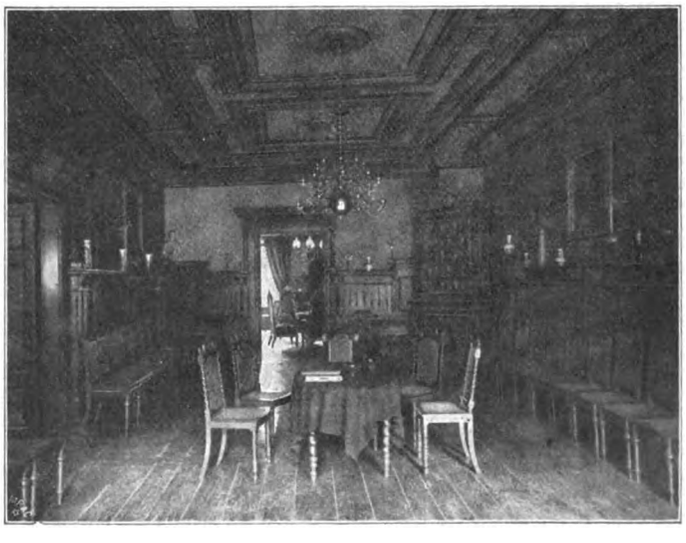
Keinen Artikel, neben dem aus Schweden kommenden Hering, zogen in dieser Zeit die Kaufleute des strebsamen Stralsund mehr in ihre geschäftliche Tätigkeit, als den „Wandsnit“, den Handel mit Tuchen, weil er großen Absatz fand und bedeutenden Gewinn brachte. Schwedens und Rußlands Bewohner waren außer den Käufern in der Stadt und Umgegend die stets willigen Abnehmer. Die Kulturverhältnisse dieser Länder standen in jener Zeit noch in dem Stadium, daß das Material und namentlich die Geschicklichkeit zur Herstellung dieses Bekleidungsstoffes dort gänzlich fehlte.

Dieser Umstand macht es erklärlich, daß der Tuchhandel in Stralsund einen für damalige Verhältnisse sehr bedeutenden Umfang erreichte.



Das Wappen der Gewandschneider.

Das nördliche Deutschland fertigte die Tuche nicht selbst, sondern bezog die fertige Ware aus Flandern und Oberitalien, wo die Fabrikation dieses Artikels in voller Blüte stand. Bald entwickelte sich aus den umsichtigen Handelsherren in Stralsund, die den Zwischenhandel zwischen den produzierenden und konsumierenden Distrikten betrieben, eine Genossenschaft, die in der gleichen Betriebstätigkeit wurzelte. Es bildete sich die noch heute, wenn auch nur als segensreich wirkende Stiftung bestehende Gewandschneider-Kompanie, die „Societas pannicidarum in Sundis“, deren Mitglieder die Bezeichnung „Kompanieverwandte“ führen, während den Vorstand fünf „Altermänner“ bilden. Die Sammlung der Bücher und Urkunden, die in dem der Kompanie seit 1425 gehörigen, in der Ossenreyerstraße 5 belegenen Hause, dem „Gewandhause“, aufbewahrt wird, enthält bis heute noch einen Band von Pergamentblättern als ältestes Verzeichnis derjenigen, die zu den Bänken und der Gesellschaft der „Wandsnider in Stralsund“ die Gebühren entrichtet haben. Das Verzeichnis beginnt mit dem Jahre 1281, und der Name des zuerst eingetragenen Gewandhaus-Altermanns ist Conradus Rederi.



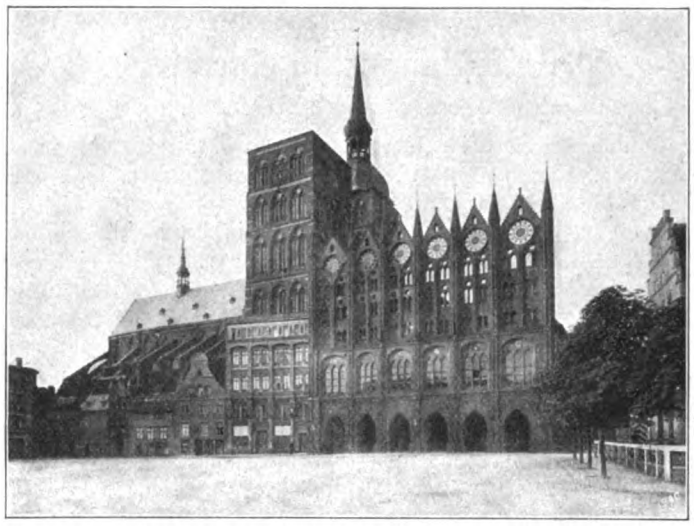
Der Festsaal im Gewandhause.

Über der Tür des Gewandhauses befindet sich das Wappen der Gewandschneider. In der Mitte des Schil-

Digitized by Google

des ist das Maß zum Messen der Tuche, neben und unter diesem sieht man je einen Tuchballen, auf zweien steht das Messer zum Zerschneiden desselben.

Aehnlich wie die Schiffergesellschaft in Bremen die Schaffermahlzeit, hat auch die Gewandschneider-Kompanie alljährlich ein Festessen, und als Gast hieran teilnehmen zu dürfen, ist nur wenigen vergönnt, weshalb es als eine besondere Ehre angesehen wird.



Verkaufsstellen der Gewandschneider auf dem Alten Markte.

Am 6. Januar jedes Jahres, dem Tage der heiligen drei Könige, laden nach altem Herkommen die Altermänner die Mitglieder der Kompanie zu einem solennen Schmause — „Lotschmause“ — auf das Gewandhaus ein. Dieser Brauch und Name findet seinen Ursprung darin, daß an diesem Tage die Altermänner in alter Zeit die Kompanieverwandten zu einer Versammlung beriefen, um die Gesetze der Kompanie zu verlesen, Abänderungen derselben zu beraten und die Verkaufsstellen der Gewandschneider, die unter dem Rathause und auf dem Alten Markte belegen waren, zu verlosen — „loten“. Dabei gab es viele Streitigkeiten, wenn der ausgeloste Platz nicht erwünscht war. Der an die Versammlung sich anschließende Schmaus sollte die aufgeregten Gemüter wieder beruhigen.

In früheren Zeiten, bis zum Jahre 1806, gab es jährlich zweimal einen Lotschmaus, und zwar an jedem der beiden für den äußeren Verkehr bestimmten Jahrmärkte, zu denen jedesmal ein Losen der Verkaufsstellen stattfand.

Nach Besetzung des Landes durch die Franzosen hörte jeder Lotschmaus, sowie jedes Festessen bei der Aufnahme eines neuen Altermanns oder eines neuen Kompaniemitgliedes auf. Man sparte die sonst dazu verwandten Mittel auf, und erst als im Jahre 1818 das Vermögen des Gewandhauses sich wieder angesammelt hatte, beschlossen die Altermänner, die Mitglieder der Kompanie, sowie den gesamten Rat der Stadt, den Bürgerworthalter und die fünf Quästoren als Vorsteher der fünf Klassen des bürgerschaftlichen Kollegiums wieder zu einem Lotschmause im Januar 1819 einzuladen und alljährlich damit fortzufahren.



Verkaufsstellen der Gewandschneider im Rathause.

Seit jedoch im Jahre 1870 die Altermänner durch den Stadtrezeß ihre politische Stellung in der Stadt verloren, ist von dem Brauche, den Rat und die Vorsteher des bürgerschaftlichen Kollegiums zum Lotschmause einzuladen, Abstand genommen. Es werden jetzt nur die Kompanieverwandten und von jedem Altermann zwei Gäste, sowie die beiden Bürgermeister der Stadt zu der Feier eingeladen.

In früheren Zeiten fand der Lotschmaus im Hause des worthabenden Altermanns, der jährlich wechselt und den Namen „Prinzipal“ führt, statt, wobei ihm erlaubt war, seine im Hause anwesenden Söhne, Verwandten oder Fremden am Lotschmause teilnehmen zu lassen. Jetzt wird dieser im Gewandhause abgehalten.

Die Altermänner verständigen sich rechtzeitig darüber, welchem Wirte die Ausrüstung des Mahles und zu welchem Preise übertragen werden soll, welche Weine und von wem dieselben zu liefern sind, wobei den Mitgliedern der Kompanie der Vorzug eingeräumt wird. Kommen mehrere in Betracht, so pflegt ein billiger Wechsel dabei einzutreten. Ebenso wird über die Wahl der Speisen und die zu stellende Bedienung Beschluß gefaßt.

Die Ausführung der Beschlüsse liegt dem Prinzipal ob, der auch die Einladungen an die Kompanieverwandten zu bewirken und jedem Altermann zwei Einladungskarten für die von ihm einzuladenden Gäste zuzustellen hat.

Bei der Tafel führt der Prinzipal den Vorsitz, an seiner rechten Seite nimmt der am längsten im Amte befindliche



Wohnhaus des Gewandhaus-Altermanns Roloff Möller in der Semlowerstraße.

Digitized by Google

Altermann — Senior — Platz, während die übrigen Altermänner sich auf die Tafel verteilen.

An herkömmlichen Toasten werden von den Altermännern folgende ausgebracht: auf Seine Majestät den Kaiser in dankbarer Erinnerung an die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches; auf die Kompanieverwandten; zum Gedächtnis des 1507 verstorbenen Gewandhaus-Altermanns Roloff Möller; auf die Gäste; auf Handel und Schiffahrt.

Sobald dies geschehen ist, tritt Redefreiheit ein, von der in ausgiebigster Weise Gebrauch gemacht wird.

In alten Zeiten bestand der Lotschmaus nur aus Grünkohl und geräuchertem Schweinskopf, wozu Barthsches Bier, welches damals in hohen Ehren stand, getrunken wurde. Den Grünkohl gibt es daher auch jetzt noch auf jedem Lotschmause, das Bier ist dabei aber in Fortfall gekommen, und die Beilagen werden mitunter etwas verändert.

Ferner wird alter Ordnung gemäß nach voraufgegangener Rede des Prinzipals ein mit gutem Rheinwein gefüllter silberner Pokal zu Ehren und Andenken des Gewandhaus-Altermanns Roloff Möller oder Molre, geleert. Möller lebte um die Wende des XV. und XVI. Jahrhunderts und hat sich durch reiche Spenden zu wohltätigen Zwecken um das Gewandhaus sehr verdient gemacht. Er stiftete auch einen silbernen Becher, den sogenannten „Prinzipalstopp", der bei allen festlichen Gelegenheiten gebraucht werden sollte. Die Stiftung geschah „den Oldermannen der Wandsnieder und ehren ewigen Nakommlingen oldermannen vor ehre Unlust". Leider ist dieser Becher in den Drangsalen der Franzosenzeit zu Anfang des vorigen Jahrhunderts abhanden gekommen, im Jahre 1824 aber von den damaligen Altermännern durch einen ähnlichen ersetzt worden. Den ersten Trunk aus dem Becher tut der Prinzipal, welcher ihn dann mit den Worten: „Roloff Möller" an seinen rechten Nebenmann weitergibt. In dieser Weise macht der Becher die Tafelrunde bei allen Teilnehmern des Festessens bis er zum Prinzipal zurückkommt. Auf jedem Platze der Tafel liegt eine hübsch ausgestattete Cigarrentasche, mit vier feinen Havanacigarren, die auf der oberen Seite in Golddruck die Aufschrift trägt: „Zur Erinnerung an den Lotschmaus in Stralsund."



Nachgebildeter Roloff Möllerscher Becher.

Die vorjährige Speisekarte zeigte auf der Vorderseite das in Farbendruck ausgeführte Wappen der Gewandschneider-Kompanie, darunter die Worte: „Lotschmaus im Gewandhause. Stralsund. 6. Januar 1902."

Aus ihr läßt sich ersehen, daß folgende Speisen verabreicht sind: Austern, Chester Käse, Fleischbrühe mit Markklößchen, Rehrücken garniert, Gebackene Seezunge, Französische Poularden mit Trüffelfüllung, Grünkohl und Erbsenpuree mit Hamburger Rauchfleisch und Lungwurst, Holländer Hummer, Plumpudding, Fasan, Eis, Baumkuchen, Butter und Käse. Dazu wurden von Weinen getrunken: St. Peray mousseaux, Chateau Blancfort, 97er Törnicher Mosel, 93er Hattenheimer Mannberg, 91er Chateau Dauzac, 93er La Lagune Ludon, Bisinger, Crême de Bousy.

Nach Aufhebung der Tafel, die der Prinzipal verkündet, begibt man sich in die sehr wohnlich eingerichteten, an den Festsaal anstoßenden Nebenräume, wo der Kaffee eingenommen wird. Bei gemütlicher Unterhaltung, die mit gesanglichen Einzelvorträgen oder gemeinschaftlich gesungenen Liedern abwechselt, ist man noch mehrere Stunden zusammen. Einzelne sollen sich dann aber noch, wie man sagt, nach dem nahe belegenen Rathaus-Bierkeller begeben, um mit einem Glase Grätzer Bier den Tag würdig zu beschließen.

Schritte.

Schritte klingen durch die Abendruh,
Sinnend hör' ich ihrem Rhythmus zu,
Wie sie nahen, wie sie weiter schallen,
Wie sie sich entfernen und verhallen. —

Manchem leichten Schritt, der Freude brachte,
Dessen Weitergehn Dich traurig machte,
Manchem lieben Schritt, der Dich beglückte,
Dessen Echo tief das Herz entzückte,

Manchem Schritt schon lauschte so das Ohr.
Der im Leben kam und sich verlor.
Manchem schweren, welcher schleppend kam
Und Dein Glück beim Fortgehn mit sich nahm.

Aber all die Tritte, sie verklangen,
All die Schritte sind vorbeigegangen.

Adelheid Stier.

Krach.

Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortsetzung.)

Nun trat Konrad Salester plötzlich vor und bis an den Mitteltisch. Es war, als triebe ihn ein überstarker Entschluß. Er sah auch jetzt niemand an, und in seinem Gesicht wechselten jäh die Farben. Aber er sprach mit scheinbarer Ruhe. Es klang hart, was er sagte ... eisern ...

„Gnädige Frau, ich danke Ihnen herzlich, innig für Ihre Trostesworte. Auch im Namen von Mutter. Und Ihnen und Bernhardine für Ihr Kommen. Es ist edel und ist großherzig. Aber wir, Mutter und ich, dürfen uns keinen Selbsttäuschungen hingeben, wenn wir den Kampf um ein neues Dasein aufnehmen wollen. Wir bleiben mit ewigem Makel behaftet ... und wenn man dem Schimpf auch Mitleid beimischt ... er wird nicht leichter ... vielleicht könnte ich gerade das Mitleid am wenigsten ertragen —"

Er schöpfte tief Atem, und er preßte die Rechte auf die Brust, als schmerze ihn da etwas.

„Wir müssen alle Fäden zerschneiden, die rückwärts führen — müssen! Hier ist mein Abschiedsgesuch — Seine

Digitized by Google

Majestät kann keinen Offizier gebrauchen, dessen Ehre befleckt ist. Ich wollte den Brief soeben zur Post bringen ... und dann zu Dir kommen, Hardi! Das ist das .. schwerste ... Ich wollte Dir noch einmal danken, Hardi .. und dann ... dann wollte ich Dir ... und ich tu's jetzt hier ... Dein Wort zurückgeben ... und Abschied nehmen ... für immer ..."

Erst bei den letzten Worten schwankte seine Stimme. Schwer stützte er sich, mit beiden Händen, auf den Tisch ...

Er hatte noch immer nicht aufgesehen. Nicht gesehen, daß Hardi langsam näher gekommen war, mit hocherhobenem Kopf, so stolz und sicher aufgerichtet, als sei sie plötzlich gewachsen. In ihren Augen standen Tränen, aber sie lächelte.

Und nun legte sie ihre Hände auf seine Schultern und sagte leidenschaftlich: „Konrad ... sieh mich an ... Du kannst kein Mitleid vertragen! Aber meine Liebe, Konrad, die wirst Du doch nicht zurückstoßen! Und wenn Du's tust, ich lasse Dich nicht! Gehst Du mit Mutter weit weg, übers Meer — ich gehe mit Dir! Überallhin, Konrad!"

Er war zusammengezuckt, als er den Druck ihrer Hände fühlte. Das Abschiedsgesuch glitt auf die Tischplatte. Er wandte sich, sah ihr in die Augen. Ein Aufleuchten flog über sein Gesicht, ein Sonnenstrahl. Doch gleich wurden seine Züge wieder hart.

„Ich danke Dir, Hardi! Vieltausendmal danke ich Dir. Aber Du kennst die Welt nicht. Das, was an uns haftet, geht mit uns. Das werden wir nicht los ... und drum müssen wir's allein tragen, Mutter und ich. Das ist nichts für Dich, Hardi ... solch ein Los! Gott bewahr' Dich davor! Schande und Not, kommt's hoch, harte Arbeit! Gottlob ... vielleicht auch Arbeit!"

Er wollte sanft ihre Hände lösen. Doch die hielten fest.

Ihre Augen leuchteten —

„Ihr habt mich als Kind eingeschätzt, und Ihr hattet wohl recht. Aber nun nicht mehr. Jetzt bin ich stark. Reißt mich in Stücke, ich weiche nicht! Du willst mich aus Mitleid freigeben — nun, das Mitleid kann auch ich nicht ertragen. Das Mitleid ist schlimmer als Schimpf! Ich halte zu Dir — ich gehöre zu Dir! Wenn Du mich fortstößt, ich krieche Dir nach! Ich folge Dir — bis ans Ende der Welt! Es sei denn, Konrad, geliebter Conny, daß Du mir in die Augen sehen kannst und sagen: Ich lieb' Dich nicht —"

Und plötzlich reckte sie sich, mit einem Jubellaut, und umklammerte ihn, zog seinen Kopf zu sich herab, küßte ihn — wieder und wieder —

„Conny ... Conny! Du großer Tor! Siehst Du ... das kannst Du nicht sagen ... Du hast mich ja viel zu lieb dazu! Und alles andere ... alles ... alles ... das ist ja Asche und Staub! Das bleibt tief unter uns! Mutterchen ... komm! Hab teil an unserer Liebe! Denn wir siegen — Konrad! Ich weiß es! Wir siegen —"

16. Kapitel.

Der Schnitter Krach mähte weiter —

Gerechte und Ungerechte traf der scharfe Stahl seiner Sense, Schuldige und Unschuldige, Verführer und Verführte, Betrüger und Betrogene. Reiche machte er arm, Fleißige arbeitslos, Arme brotlos.

Durch alle Kulturländer Europas zog er seine Straßen. Überallhin, wo die Produktion dem Bedarf zu weit vorausgeeilt war, wo die Spekulation künstliche Werte geschaffen hatte, traf sein weitausholender Arm. Was nicht ganz gesichert und ganz gefestet stand, das stürzte. Aber im Sturz riß manch Schwindelbau auch die kleineren Häuser neben sich nieder, die in ehrlicher Arbeit aufgerichtet waren. Denn der panische Schrecken, der vor dem unerbittlichen Schnitter einherflog, lähmte auch die gesunde Unternehmungslust, ließ jedwede Tätigkeit stocken, unterband das Vertrauen, vernichtete den Kredit.

Nur sehr wenige hatten das Herannahen des Umschwungs der wirtschaftlichen Konjunktur rechtzeitig bemerkt, die Überfüllung des Weltmarktes, die politischen Schwierigkeiten in Südafrika und Ostasien richtig eingeschätzt. Nur ganz vereinzelte Stimmen hatten rechtzeitig gewarnt. So jäh kam der Rückschlag, daß er die Mehrzahl unvorbereitet traf. Unvorbereitet die Großen in neu geplanten, immer weiter ausgespannten Unternehmungen; unvorbereitet den wohlhabenden Mittelstand in den Anlagen seines Kapitals, das der Staat und die Kommunen durch die Herabsetzung des Zinsfußes ihrer Anlehen den scheinbar ertragsreicheren Industriepapieren zugetrieben hatten; unvorbereitet die Arbeiter, die da glaubten, der Aufschwung alles Gewerbes müsse ewige Dauer haben und ihnen immer höhere Löhne sichern.

Nur wenige hatten rechtzeitig den unvermeidlichen Niedergang vorausgesehen. Aber noch wenigere sahen, als er nun hereingebrochen war, mit ruhigem weitem Blick in die Zukunft. Sehr wenige erkannten klar, daß, uralter Erfahrung gemäß, das wirtschaftliche Leben der Völker in ewigen Wellenbewegungen dahinströmt, daß einer Periode des Aufschwungs unweigerlich eine solche der Ebbe folgt und daß sie wieder von einer dritten steigenden Flut abgelöst wird. Ganz vereinzelt waren in der ungeheuren Masse der Mutlosen diejenigen, die da fühlten, daß heute, in unserer Zeit gesteigerter Verkehrstätigkeit, schnelleren Pulsschlages, auch Flut und Ebbe in kürzeren Zwischenräumen aufeinander folgen müssen, die Gegensätze sich schneller ausgleichen, die Übergänge sich leichter vollziehen — zum Bösen, aber auch zum Guten — — —

Zu diesen wenigen gehörte Eberhard Möller-Sieghard.

Er hatte das Ringen mit beschwertem Herzen aufgenommen. Aber mitten im Kampf um die Existenz und um die Ehre seiner alten Firma wuchsen ihm Vertrauen und Kraft.

Er wußte freilich: die Schwingen waren nicht ganz sein eigen.

Denn es kamen auch ihm düstere Augenblicke, in denen er verzagen wollte. Aber wenn dann sein junges Weib neben ihn trat, ihm die Hand drückte, ihm in die Augen sah, dann schwanden Sorgen und Zagen. An der Freude und an dem Stolz, mit dem sie auf seine rettende Tätigkeit blickte, richtete auch er sich immer wieder auf. Tag für Tag in der schwersten ersten Zeit, in der sein Haus noch in allen Grundfugen zitterte.

In allen Grundfugen. Denn es war durch Willy mitten hineingerissen in den unheimlichen Strudel, in dem die wagehalsigen Gründungen von Salester und Baldin untertauchten, in den öffentlichen, in Deutschland fast beispiellosen Skandal beider Konkurse. Beispiellos selbst in diesen Tagen allgemeinen Schreckens: man zählte jetzt schon auf, daß an den Baldinschen Unternehmungen über 100 Millionen, an der Salester-Bank an 80 Millionen verloren gehen würden — — —

Der Geheimrat kam von einer Sitzung des Gläubigerausschusses. Im Treppenhaus traf er auf Exzellenz Graban, der langsam die Treppe hinunterstieg. „Ich war bei Dir — wollte Dich sprechen, lieber Möller."

Sie drückten sich die Hände, sahen sich in die Augen, und beide fanden wohl, daß sie nicht jünger geworden waren in diesen Tagen. Auch der alte Kriegsmann hatte ja, wie er sich ausdrückte: ‚das verfl— Mausen nicht lassen können.'

„Wenn Du Zeit hast, Graban, komm mit hinauf. Schenk' mir eine halbe Stunde." Und dann — mit einer ungewohnten Hast: „Warst Du im Militärkabinett?"

„Ja — natürlich! Aber, lieber Möller — aber!" Das Sprechen während des Treppensteigens wurde ihm schwer. Aber der andere faßte ihn fest am Arm und bat, wie angstvoll: „Schlechte Nachrichten, Graban?"

„N...ein! Es ist noch nichts entschieden. Komm nur."

Lora wollte das Zimmer verlassen, als beide eintraten. Doch ihr Mann hielt sie zurück: „Bleib', bitte! Wir haben keine Geheimnisse vor Dir."

„Ja also, gnädige Frau ... ich hab' getan, was ich konnte. Man hat ja noch immer so seine kleinen Verbindungen, wenn man auch längst zum alten Eisen geworfen ist. Der eine Abteilungschef — 'n Namen nenn' ich lieber

Digitized by Google



Akkord. Nach dem Gemälde von Georg von Hößlin.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

nicht — war 'mal Adjutant bei mir und ist mir ein klein bissel verpflichtet. Da hab' ich also hingehorcht. Aber, mir scheint's, als ob die Absichten im Kabinett selbst schwanken. Na, das tun sie ja neuerdings häufiger. So der gerade, feste Kurs, wie wir ihn liebten, der ... aber ich will mir den Mund nicht verbrennen. Und dann ... es ist ja auch 'ne ganz vermaledeite Geschichte — das. Der arme Kerl! Denken Sie sich ihn 'mal, Gnädigste, so im Offizierkorps! Da spricht denn 'mal einer frisch von der Leber weg, meint gar nichts Böses ... mein Gott, irgend ein Wort über einen Schwindler — und der Bedauernswerte muß das anhören ...."

„Excellenz, ich denke zu hoch vom Takte preußischer Offiziere, als daß ich das für möglich halten könnte —"

„Ja doch .. tausendmal ja, gnädige Frau. Aber die Möglichkeit bleibt. Und überhaupt ... ich glaube, selbst unser milder alter Allergnädigster Herr hätte kaum das Abschiedsgesuch nicht bewilligt."

Der Geheimrat stöhnte: „Das sind doch schlechte Nachrichten, Graban."

„N..ein, lieber Möller. Das nicht gerade. Dein armer Schwiegersohn hat außerdem eine ganz vorzügliche Qualifikation ... man verliert solchen Offizier ungern. Man hat ja auch allgemein Mitleid mit ihm, herzliches Mitleid ..."

„Excellenz — über dem Mitleid muß die Gerechtigkeit stehen. Was kann Konrad dafür, daß sein Vater ein Betrüger war?"

„N..ja, schönste Frau! Blitzen Sie mich nur mit Ihren großen Augen an. Ich nehm's gern auf mich. Die Gerechtigkeit! Sehen Sie, Frau Lora, der Große König war gewiß ein gerechter Herrscher ... und in der berühmten Sache des Müllers Arnold hat er doch ungerecht entschieden. Mit der Gerechtigkeit ist das solch eigene Sache. Sie muß sich leider bisweilen unter dem Interesse der Gesamtheit beugen. Ganz ehrlich gestanden: ich kann mir den armen Konrad auch nicht recht als Mitglied eines Offizierkorps denken ... er hat selbst das richtige Gefühl dafür gehabt. Aber ... vielleicht, fast hoffe ich es, vielleicht spreche ich zu sehr aus den Anschauungen meiner Zeit heraus. Vielleicht ist man heut weitherziger ... gerechter in Ihrem Sinne ... Übrigens: die Gesuchslisten liegen Majestät bereits vor .."

Digitized by Google

Lora lehnte am Fensterkreuz. Mit geschlossenen Augen. Und es zog an ihr vorüber wie eine Vision. Sie stand wieder Unter den Linden und sah den Kaiser vorüberreiten, auf seinem weißen Rosse, den strahlenden Adlerhelm auf dem Haupte; sah, wie er den Blick über die bunte Masse schweifen ließ — scharf, durchdringend und doch so gütig —

Plötzlich schlug sie die Lider auf: „Ja, Excellenz ... man wird heut weitherziger sein, gerecht nicht in meinem Sinne, sondern in dem der allgemeinen Menschheit! Ich hoffe es .. nein .. ich weiß es!"

Der alte Herr sah bewundernd in das schöne Gesicht, von dem es wie ein Leuchten ausging in diesem Augenblick der Erregung.

Er wollte zweifelnd den Kopf schütteln, aber er tat gerade das Gegenteil: er nickte Lora zu und trat zu ihr, um ihr die Hand zu küssen.

„Eberhard! Lieber Freund, sitz' nicht so trübsinnig da. Wir wollen uns alle ein Beispiel nehmen an dieser tapferen klugen Frau. Beim ewigen Gott, das wollen wir —!"

Auch der Geheimrat war aufgestanden. „Ja, wenn ich sie nicht hätte, Graban — wo wäre ich," sagte er warm. Aber Lora lachte. Sie lachte, weil sie wußte, ihr Lachen hatte für ihn eine befreiende Kraft. „Ich — ich schwaches Frauenzimmerchen — was kann ich tun? Höchstens Euch Herren zum Frühstück einladen. Angenommen, Excellenz? Schön! Und nun, lieber Eberhard, was bringst Du Neues, Neuestes mit?"

Er zuckte die Achseln: „Wenig Neues und noch weniger Gutes. Von Baldin nur ganz vage Nachrichten. Einer der Kriminalbeamten, die ihn verfolgen, hat erkundet, daß er in Montecarlo bei seiner Frau gewesen ist — auf eine Stunde nur. Sie soll ihm die Tür gewiesen haben. Dann ist er in Genua gespürt worden, und man vermutet, daß er sich nach Chile eingeschifft hat. Im übrigen können wir alle uns noch nicht in dem unentwirrbaren Knäuel dieser Gründungen, Tochtergesellschaften, Aktienverpfändungen, Wechselschiebungen zurechtfinden. Wochen, Monate werden wohl noch vergehen, ehe die Bücherrevisoren volle Klarheit geschaffen haben. Nur das scheint klar, daß Salester, der immer so selbstsicher war, im Grunde doch der Geschobene gewesen ist, von Baldin ins Verderben gezogen wurde. Fast dem gleichen Manöver, das sie dann mit Willy versuchten, ist auch er erlegen. Mit kleinen Engagements fing er an, und als er einmal Blut geleckt hatte, trieb er's dann, seiner ganzen Naturanlage entsprechend, ins Ungemessene."

„Er muß doch über alles orientiert sein."

„Salester setzt dem Untersuchungsrichter einen scheinbar unbeugsamen Trotz entgegen. Wenn er nur noch ein halbes Jahr Zeit gewonnen hätte, wiederholt er immer wieder, wenn man ihm nicht im unglücklichsten Moment die Kredite gekündigt hätte, würde niemand einen Heller verloren haben. Die alte Phrase aller derartiger Helden. Ein charakteristischer Zug wurde heut von ihm erzählt: Sein Wärter draußen in Moabit hat ihm tränenden Auges gesagt: ‚Herr Direktor .. ich habe bei Ihrer Bank auch all mein bißchen Erspartes verloren!' Da hat er den Mann von oben bis unten angesehen und hochfahrend erwidert: ‚Ihnen ist nur recht geschehen. Leute wie Sie sollen nicht Spekulationspapiere kaufen!'"

Graban lachte — es klang freilich sehr gezwungen. Doch der Geheimrat selbst stöhnte schmerzlich auf: „Das ist nicht das Wenigste, was mich drückt. Du, lieber Graban, Du kannst Deinen Verlust schließlich noch verschmerzen. Aber die Tausende kleiner Existenzen, die bis ins Mark getroffen sind! Und daß dabei auch unser altes Haus mitgetan hat —"

„Ist denn nichts zu retten?"

„Nichts! Oder doch ein ganz winziger Prozentsatz. Ich wenigstens halte eine Rekonstruktion der unseligen Prometheus-Gesellschaft für unmöglich. Denn — und das ist das Merkwürdigste — dieser ganze riesige Schwindelbau ist augenscheinlich nicht auf einer einzigen gesunden Basis aufgebaut worden. Selbst das vielleicht einzig Gute, die Prallschen Patente, sind heute durch die neue Erfindung Deines Freundes, Lora, weit überholt. Man sprach heute natürlich viel von dieser neuen Prall-Lampe. Der Mann ist klug geworden — und er verlangt jetzt eine runde glatte Million für sein Patent, unterhandelt mit einem englischen Konsortium .... er wird sie erhalten ..."

Lora hatte schweigend zugehört. Sie stand neben Eberhard, den Arm um seinen Nacken gelegt. Und die alte Excellenz vergaß, indem er die beiden ansah, seine eigenen Sorgen. Wie hatte er doch anfangs, gleich den anderen Hausfreunden, den Kopf geschüttelt „über die Tollheit des guten Eberhard". Nun empfand er es: was in hundert und aberhundert Fällen beiden Teilen zum Unglück ausgeschlagen wäre, hier, diesen beiden, war es zum Glück geworden. Sie gehörten zusammen, sie ergänzten sich gegenseitig, der Unterschied der Jahre war wie fortgelöscht — — —

Der greise Skeptiker strich sich mit der umgekehrten Handfläche über den etwas struppigen, grauen Schnurrbart, der noch ganz nach der Mode von 1866 eine Neigung nach unten hatte. Er dachte an ein altes Wort und suchte darin des Rätsels Lösung: ‚Das Weib trachtet unendlich mehr danach, glücklich zu machen, als glücklich zu sein'. Das mochte dann auch solch eine Art eigenen Glücks geben —

Aber da begegnete wieder sein Blick dem stillen, ruhigen Leuchten in Loras Augen. Das sprach eine beredte Sprache und strafte ihn Lügen. Er sah es wohl. Es überkam ihn etwas wie Rührung. Und um die nicht laut werden zu lassen, sagte er knurrend: „Aber, Gnädigste, wie war das eigentlich mit dem Frühstück?" — — —

Es war nicht gerade ein heiteres Zusammensein um den Tisch im Eßzimmer, der so oft so fröhliche Menschen versammelt hatte. Fräulein von Schotten reserviert, Hardi mit stark gerötenten Lidern, wie jetzt immer; Maria Apelhode mit der kleinen Hertha beschäftigt, Willy wie in starrer Verbissenheit vor sich hinblickend. Auch die junge Hausfrau so eigen sinnend —

Es half nichts, daß Excellenz Graban das Glas gegen Vater und Sohn hob, seinen geliebten Großen König variierend: „Wir haben eine Bataille verloren, Herrschaften. Das nächste Mal schlagen wir den Feind aufs Haupt."

Und dann kam noch ein, wie beiläufiges Wort des Geheimrats, das tief in alle Herzen griff. Er sprach es ganz leicht und doch fühlten sie, wie schwer es ihm wurde: „Ich war heut bei Lepke. Sie wollen die Versteigerung der Galerie doch lieber erst auf Ende September ansetzen —"

Wiederholt hatte er Lora schon von dem Verkauf seiner Bilder gesprochen. Nun er jetzt, hier, vor allen seine Absicht als Tatsache hinstellte, empfand sie es doch wie einen schweren Schlag. Denn sie wußte, wie sein Herz an der Sammlung hing.

Willy war kreidebleich. Er biß die Zähne zusammen. Das Weinglas bebte in seiner Hand.

Wieder suchte Graban einzugreifen und traf wieder nicht das Rechte. „Ganz recht, mein lieber Möller! Fridericus Rex hat die Silberschüsseln des Krontresors auch einschmelzen lassen und den großen Silberbalkon aus dem Schlosse. Kommen bessere Tage, dann kauft's man eben wieder. Na .. und dann kommt auch das gräßliche Bild aus dem Hause ... das von dem Franzosen, dem Rochegrosse oder wie der Kerl heißt ... das nackte Weib mit den Ketten an den Füßen ... ‚Goldgier' taufte es ja wohl unsere gnädigste Herrin. Hol' mich der Geier: mir ist's immer so unheimlich, wie eine Art von Schicksalsbild vorgekommen ..."

Nach Tisch, als sie beide allein waren, faßte Lora die Rechte ihres Mannes und sagte ernst: „Ist es wirklich eine Notwendigkeit, daß Du Dich von Deiner Sammlung trennst, Eberhard? Versteh' mich recht, Du Lieber — ich seh' kein Unglück darin. Gar nicht. Wenn es Dir nur ein Tausendstel Deiner Sorgen abnimmt, tu' es ja. Und, ich bitte Dich, nimm meinen Schmuck dazu. Mich schmerzt es nur, weil es Dir weh tun wird ..."

Digitized by Google

Er schüttelte den Kopf. „Eine unbedingte Notwendigkeit, Lora, wär's wohl nicht. Wir kämen auch ohnedem ans rettende Ufer .... obwohl Willy, von allem anderen abgesehen, Wechselverpflichtungen eingegangen ist, die mich schwer drücken. Aber schwerer drückt mich noch die Lage vieler kleiner Klienten unserer Firma, die im Vertrauen auf unsere unbedingte Solidität in den großen Wirrwarr mit hineingerissen wurden. Und um hier zu retten, zu helfen, wo es möglich ist, möchte ich kein Mittel scheuen. Was ist denn schließlich der flüchtige Genuß, den ich — den wir einmal in der Galerie haben, gegen das Bewußtsein, auch nur eine wirtschaftliche Existenz gerettet zu haben!"

Einen Augenblick zögerte sie. „Du hast recht, wie immer," sagte sie dann. „Aber, verzeih', ich bin mißtrauisch geworden in dieser Zeit: kann der Verkauf Deinen Kredit nicht schädigen?"

Da lachte er, und diesmal war etwas von dem fröhlichen siegessicheren Ton früherer Tage in diesem Lachen: „Gottlob — nein! Soweit sind wir heut schon, daß unser Ansehen wieder fest begründet ist. Das hat schwere Opfer gekostet, Lora — aber der Lohn ist nicht ausgeblieben. Der höchste Lohn des Kaufmanns: im Kreise seines Gleichen als ein untadelhafter Ehrenmann zu gelten! — — Ich wollte nur, wir wären mit Willy und mit Konrad auch erst über den Berg," fügte er nach einer kleinen Pause hinzu.

„Auch das wird kommen, Eberhard! Geduld!" — —

Am Nachmittag fuhr Lora mit Hertha nach der Pfalzburgerstraße hinaus. Während des ganzen weiten Weges war sie so in Gedanken versunken, daß es selbst dem Kinde auffiel. Einmal fragte die Kleine sogar: „Was hast Du heut nur, Tante Lora?" Und sie sah dem Blondkopf ins Gesicht, als habe sie die Frage nicht recht gehört. Dann lächelte sie: „Kind, wir gehen, einen Knoten zu lösen, der unentwirrbar erscheint. Aber das kannst Du ja doch nicht verstehen. Gib mir lieber Deine Hand! So! Und nun drücke sie einmal recht herzlich! Siehst Du — das tut mir gut — Deine tapfere kleine Faust!"

Es war ein schwüler Sommertag. Brütende Hitze, kein Luftzug. Doch als sie endlich am Ziel vor dem Hause standen, mit dem Lora noch immer durch hundert feine Fäden sich verbunden fühlte, sah sie weit hinten über dem Saum des Grunewalds eine dunkle Wetterwolke. Es braute sich am Ende doch heut noch etwas zusammen. Ein Gewitter — und danach wohlige Erfrischung —

(Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch auf der Insel Sawaii.

Von Dr. Georg Werner.

In der poetischen Schöpfungssage der Samoaner findet sich eine sinnvolle Schilderung, wie die Welt — d. h. für sie natürlich ihre Inselgruppe — entstanden ist. Am Anfang, heißt es, war das Nichts. Dann bildete sich zuerst der Duft, also das Allerzarteste, was schon stofflich, aber doch noch nicht mit Augen zu sehen oder mit Händen zu greifen ist. Dieser verdichtete sich allmählich zum Dunst, der Dunst zur Wolke, die Wolke endlich zum Festen, der Erde. Hiermit war jedoch die Entwickelung noch nicht abgeschlossen. Nach mancherlei schöpferischer Arbeit, die die jetzt auftretende Gottheit Tangaloa auf der Erde vornimmt, versank diese in einer sintflutartigen Katastrophe im Meer, ein Vorgang, bei dem zugleich das Feuer entstand. Das Feuer nun vermählte sich mit dem Meere, und aus ihrer Vereinigung, dem Zusammenwirken von Glut und Flut, entsproß aus dem Schoße des Ozeans die neue Erde: Samoa.

In überraschender Weise befindet sich diese mythologische Vorstellung über die Entstehung der Inseln im Einklang mit den Anschauungen der zeitgenössischen europäischen Wissenschaft. Nach dem Vorgang Darwins nimmt ja die Mehrzahl der Forscher heut an, daß wir uns in der Südsee im Bereich eines mächtigen ehemaligen Kontinents befinden, der durch die erdumbildenden Vorgänge im Lauf vergangener Jahrhunderttausende allmählich zerbrochen und in den Tiefen des Ozeans versunken ist, ja noch immer weiter sinkt. In dem großen Inselbogen, der von Neuguinea über die Salomonen und Neuen Hebriden bis nach Neuseeland führt, erkennen wir noch die ursprünglichen Trümmer der ehemaligen Gebirgsketten. Weiter nach Norden und Osten jedoch, im Gebiete der weitverstreuten Inselschwärme Mikronesiens und Polynesiens, sind die einstigen Gebirge nicht mehr sichtbar; nur die Sonde des Tiefseeforschers läßt sie als langhinziehende, unterseeische Rücken erkennen, selbst ihre höchsten Gipfel überspülen heute die Meereswogen. Wenn wir trotzdem in diesem weiten Bereich so zahllose Inseln aus den Wellen emportauchen sehen, so verdanken wir das der Arbeit zweier ganz verschiedener Kräfte: Auf den Gipfeln der versinkenden Berge nämlich haben sich die wunderbaren Architekten der tropischen Meere, die Korallentierchen, angesiedelt und ihre fortwachsenden Bauten geschaffen, die immer genau bis an die Oberfläche des Meeres reichen und hier Eilande bilden, so flach auf dem Ozean schwimmend, wie die Blätter der Nymphäen auf der Oberfläche eines Teiches. Die andere Kraft, die Inseln schuf, gehört dem Erdinnern an. Wie aus Wunden das heiße Blut des Körpers, so haben sich beim Zerbrechen und Versinken der alten Landmassen aus Bruchspalten die feurigen Laven der Tiefe ergossen. Unter Vorgängen von schwer auszudenkender Furchtbarkeit häuften sie sich übereinander und erstarrten, bis sie endlich die Oberfläche des Meeres erreichten. Hier sendeten sie als Vulkanberge ihren Rauch und ihre Flammen frei in den Äther hinaus und schütteten durch immer neue Lavaergüsse die Inseln höher und höher auf. Wo diese Tätigkeit ihr Ende erreichte, da bemächtigte sich sofort die rasch fortschreitende Verwitterung der feuchten Tropenzone ihres Gesteins, schuf eine fruchtbare Humusdecke, Strömungen und Winde trugen lebendigen Pflanzensamen heran, und so entstanden jene Tropenparadiese im weitrauschenden Weltmeer, deren Zauber der Reisende heut mit immer neuem Entzücken preist.

Der letzteren Art der Inselbildung gehören die Samoa-Inseln an. Wie die Sage ihrer Bewohner kündet, ist ihr Felsbau wirklich auf den Fundamenten eines versunkenen Landes durch die Kraft des Feuers aus den Tiefen des Wassers emporgetürmt worden.

Undenkbar ist es freilich, daß etwa die Vorfahren der heutigen Samoaner selber Zeuge jener ersten Entstehung gewesen sein sollten. Das liegt weit vor deren Einwanderung, vielleicht vor der Entstehung des Menschengeschlechts überhaupt zurück. Daß aber die vulkanische Fortbildung der Inseln bis nahe an die Schwelle der Gegenwart gedauert hat, darüber war kein Kenner im Zweifel gewesen. Zwar so lange die Europäer Samoa kennen, schienen die alten Vulkane gänzlich erloschen zu sein. Keinerlei heiße Quellen, keinerlei Dampfsäulen, Schwefel- oder Kohlensäure-Ausströmungen verrieten mehr irgendwo, daß sie sich nur in Schlummerzustand befänden; bis auf die höchsten Gipfel hinauf

Digitized by Google

und bis in das Innere der alten Kraterkessel hinab überzog der üppig grünende Tropenurwald die Gelände und schlug alle Schroffen mit seinem weichen grünen Sammet aus. Ja es gibt Krater hoch oben auf den Bergen, in deren Rund sich — ein Anblick von höchster landschaftlicher Lieblichkeit — gegenwärtig schweigende grüne, waldumschlossene Seen betten. Auf der Insel Sawaii jedoch sah der vorüberfahrende Reisende an verschiedenen Stellen große lichtere Flächen in das dunkle Grün des Urwalds eingesprengt. An Ort und Stelle erkannte er in ihnen den Bereich von großen Lavaströmen noch so jugendlicher Art, daß noch nicht der Wald, sondern erst eine spärliche niedrige Vorpostenvegetation sich dieses Bodens zu bemächtigen begonnen hat. Bei den Eingeborenen führten diese Stellen den Namen o le mu, d. h. „das Glühende"; vielleicht deswegen, weil diese Flächen im Sonnenbrand so heiß werden, daß der nackte Fuß des Samoaners sie ungern betritt, vielleicht barg sich aber in diesem Namen auch eine Erinnerung der Vorväter der lebenden Geschlechter, die einen Vulkanausbruch noch mit angesehen haben.

Diese Insel Sawaii ist denn auch der Ort gewesen, wo, wie die neuesten Nachrichten über Auckland melden, die vulkanische Tätigkeit sich soeben von neuem geregt hat. Noch läßt sich zur Stunde, wo diese Zeilen niedergeschrieben werden, nicht ermessen, wie bedeutend der Ausbruch gewesen ist. Immerhin weiß aber heut auch der Laie, daß es kein gutes Vorzeichen bedeutet, wenn ein Vulkan nach einer besonders tiefen Ruhe eine neue Aktionsperiode beginnt. Die furchtbarsten Ausbrüche erfolgen meist aus Vulkanen, die wie einst im Altertum der Vesuv gänzlich, oder wie in der Gegenwart der Mont Pélée von Martinique fast ganz für erloschen galten. Mit Spannung müssen wir daher näherer Kunde über die Vorgänge entgegensehen.

Inzwischen mag aber der Gedanke trösten, daß Sawaii zwar die größte unserer Samoa-Inseln, aber doch nicht die wertvollste von ihnen ist. In dieser Hinsicht läuft ihr das nur halb so große Upolu den Rang ab. Es hängt mit der größeren Jugendlichkeit der vulkanischen Entstehung Sawaiis zusammen, daß dort der Boden noch nicht so fruchtbar, die Bewässerung nicht so günstig gestaltet ist, wie auf Upolu. Auf letzterer Insel lebt daher die Hauptmasse der braunen Bevölkerung und liegt von je der politische wie der wirtschaftliche Schwerpunkt des Landes. Doppelt heute, seit die Europäer sich in der Stadt Apia festgesetzt haben.

Aber schön ist Sawaii auch, und seine Bevölkerung hat gerade wegen ihrer geringeren Berührung mit den weißen Männern sich eine reizvollere Ursprünglichkeit ihrer Sitten und Gebräuche erhalten, als auf Upolu.

Ich hatte, als ich im Jahre 1900 kurz nach der Besitzergreifung durch Deutschland im Archipel verweilte, glückliche Gelegenheit, beides kennen zu lernen. Bei der geringen Entwickelung des Verkehrs ist es gar nicht so leicht für einen privaten Reisenden, die verschiedenen Inseln der Gruppe zu besuchen. Ich traf nun gerade zu dem Zeitpunkt in Apia ein, wo der neue Gouverneur, Dr. Solf, die zufällige gleichzeitige Anwesenheit zweier deutscher Kriegsschiffe, des „Kormoran" und des „Seeadler", benutzend, seine erste Reise durch die Inselwelt ausführen und auf Sawaii die bisher noch nicht erfolgte Hissung der deutschen Flagge vornehmen wollte. Mir wurde die freundliche Erlaubnis, daran teilnehmen zu dürfen.

Matt nur, in weiter Ferne, sieht man von der Reede von Apia aus die Insel Sawaii am Horizont liegen. Bedeutend aber ist ihr Anblick vom Westende Upolus aus, wo eine nur zwei deutsche Meilen breite Meeresstraße die Inseln trennt.

Unvergeßlich wird mir das wundervolle Bild bleiben, das ich hier, von der Station Sameaberg der großen deutschen Kokosplantage Mulifanua aus genoß. In köstlich mattgrünem Opalglanz liegt zunächst dem Ufer die Korallenlagune unter uns, durch deren flaches Wasser der lichte Boden des Korallenriffs hindurchschimmert. Jenseits des Riffs leuchtet dunkles Blau, das tiefe Meer. Die kleine Felseninsel Apolima taucht mitten aus der Meeresstraße auf. Dahinter erhebt sich dann, mächtig, majestätisch in seiner geschlossenen Größe, der große Vulkandom von Sawaii. Während Upolu das Bild einer langhinziehenden sanften Bergkette bietet, ist Sawaii ein einziger gewaltiger Kegel, der mit flachen Gehängen von allen Seiten fast gleichmäßig aus den Fluten des Meeres zu einer centralen Höhe ansteigt. Der Gipfel überragt um einige Dutzend Meter unsere Schneekoppe, den höchsten deutschen Berg außerhalb der Alpen. Dunkle graue Wolkenmassen umbrauen fast immer das Haupt des Gewaltigen, und von Nässe triefen daher die Urwälder, die seine Flanken von der Küste bis zu den höchsten Teilen hinauf überziehen.

Auf der genannten Reise mit dem Gouverneur umsegelten wir zunächst die gesamte Insel. Düster und großartig ist vielfach der Anblick der Ufer aus der Nähe. Die ewig donnernde Brandung hat die schwarzen Lavafelsen unterwaschen, so daß sie stellenweise in Steilhängen bis zu hundert Metern senkrecht in die dunkle See abstürzen. Oft hat sie sich dabei überdies tiefe Höhlen in den Fels gebohrt, in deren Hintergrunde die unter dem Wogenschwall eingepreßte Luft und das Wasser sich einen kaminartigen Durchbruch nach oben geschaffen, und aus dem nun einige Sekunden nach jedem Vorstoß der Brandungswelle eine hohe Fontäne von Gischt und Wasserstaub hervorschießt. Ein überaus seltsames Bild, diese ruckweis spielenden Springquellen an dem einsamen Felsufer; von weitem erinnern sie an das Schnauben der Walfische, oder noch besser an die intermittierenden Geiser des nahen Neuseeland.

Auf der Uferhöhe, an Lichtungen im Walde, sieht man die Hütten der Eingeborenen liegen. Das Innere der Insel dagegen ist ganz unbewohnt. Furchtbare Schluchten durchziehen es, ein wildes Blockgetrümmer überdeckt, von Urwald übersponnen, die Gelände; der Gürtel von Korallenlagunen, dessen perlmutterfarbenes Band, von der Silberborte der Außenbrandung eingefaßt, die Insel Upolu umschlingt, fehlt bei Sawaii. Nur wenige Ansätze von Korallenbildung sind erst vorhanden, am meisten auf der Upolu zugewendeten Ostseite. Daher mangelt es Sawaii an guten Häfen.

Als wir die schmal auslaufende Nordwestspitze der Insel, den westlichsten Vorsprung des ganzen Archipels, umfuhren, sahen wir einen alten Lavastrom, der als eine Reihe schwarzer Klippen sich ins Meer hinaus erstreckt. Hier ist die Stelle, wo nach altsamoanischer Mythologie sich die Seelen der Verstorbenen versammeln, um abends, wenn die Sonne in das im Feuer erglühende Meer hinabsteigt, von dieser westlichsten Landspitze abspringend ihr nachzufolgen in das geheimnisvolle Totenreich im fernen Westen.

Nach anderen Vorstellungen befindet sich dies Totenreich auch unter der Erde, und den Eingang dazu bilden zwei unweit dieses Punktes hier gelegene Höhlen, offenbar alte, ausgelaufene Lavagänge. Der eine von ihnen führt in die Wohnstätte des gemeinen Volkes, der andere in die paradiesischen Gefilde, auf denen die Vornehmen nach ihrem Tode weiter, wie auf der Oberwelt, jagen und fischen und bei festlichen Siwatänzen Kawa trinken.

Die günstigsten Strecken Sawaiis liegen an der Nord- und der Ostseite. Hier bietet sich an der nördlichen Küste bei dem Orte Matautu eine zur Zeit des Passats wohlgeschützte Reede, und deshalb hat sich an ihr ein bedeutenderer Ort entwickelt. Ihn hatte der Gouverneur auserlesen, um auf dem Boden Sawaiis die feierliche Hissung der deutschen Flagge vorzunehmen. Da der ehemalige „König" von Samoa, der auch nach der Besitzergreifung Deutschlands immer noch als der vornehmste Adlige des Landes geltende Mataafa, mit uns war, den man gerade in Sawaii besonders verehrte, so war noch ein Grund mehr für die Vermutung gegeben, daß die Samoaner bei dieser Gelegenheit all ihre alten Sitten und Gebräuche in höchster Pracht entfalten würden.

Und so geschah es auch.

Unsere Schiffe waren schon am Abend vor dem be-

Digitized by Google

stimmten Tage auf der Reede von Matautu vor Anker gegangen. In wunderbarer Strahlenschönheit ging der Morgen über dem Meere auf, die Insel Sawaii lag klar und wolkenfrei, wie selten, da. Um acht Uhr stiegen die bunten Wimpel unserer Schiffe zur Flaggenparade in die Höhe und flatterten festlich in der reinen Luft. Dann setzten wir in Booten an den Strand, der hier von entzückender Schönheit ist, in prächtiger Kurve geschwungen und von rauschenden Palmen überragt.

In der ganzen Lieblichkeit, die samoanischen Ansiedelungen eigen ist, lagen die Häuser der Dorfschaft Matautu unter dem Schatten dieser Palmen verteilt; jede Wohnstatt von einem sauberen Vorplatz umgeben. Der größte dieser Plätze breitete sich vor dem „Faletele", dem schöngebauten und heute reich mit Blumen geschmückten Gemeindehause aus. Hier wurde der Flaggenmast errichtet.

Es traf sich gut, daß sich infolge eigentümlichen Zufalls gerade zur Zeit unserer Ankunft in der Gegend von Matautu die hohen Häuptlinge aus allen Teilen Sawaiis zusammengefunden hatten, um in den nächsten Tagen nach Apia zu rudern und dem neuen deutschen Gouverneur ihre Huldigung darzubringen. So konnte in der kurzen Frist der einen Nacht vor unserer Landung bis zum Festtage eine so stattliche Anzahl hervorragender Würdenträger und interessanter Charakterköpfe Sawaiis zusammengebracht werden, wie wir sie bei den Feierlichkeiten um uns sahen.

Das Fest, zu dem fast die gesamte Mannschaft unserer Schiffe in frischweißen Paradeanzügen zur Stelle war, begann mit einem feierlichen alten Kriegstanz der Eingeborenen, bei dem die junge „Taupo", die Ehrenjungfrau des Dorfes, die prachtvollen braunen, mit Kokosöl glänzend gesalbten Glieder nur mit dem altnationalen Blätterschurz und mit Kränzen und Ketten bunter, starkduftender Blumen und Früchte umwunden, die Vortänzerin machte. In großen, wilden und doch nie unschönen Sprüngen kam sie daher, in den Händen das lange, von den alten Walfischfängern übernommene Messer, mit dem Widerhaken am Ende, schwingend und auf dem Haupte den feierlichen, von Geschlecht zu Geschlecht forterbenden, dreigabeligen Kopfschmuck aus Menschenhaaren, Muscheln, Federn und Spiegelstückchen.

Unter dem Spiel der deutschen Nationalhymne und den von den Schiffen herüberdonnernden Salutschüssen stieg das schwarz-weiß-rote Banner an dem Mast in den leuchtenden Tropenhimmel empor. Der Gouverneur hielt eine Ansprache in deutscher Zunge. Andere Reden folgten. Mataafa sprach, ruhig und voll natürlicher Würde; er pries den Tag als ein Fest der Freude, dem glückliche Zeiten für Samoa folgen würden. Unter den Häuptlingen Sawaiis ragte besonders Lauati von Faasalelanga hervor, ein Mann, dem die Klugheit und die Rednergabe eines Odysseus nachgerühmt wurden. Das Aussehen seines schmalen, schlauen Gesichts, die antike Würde, die er bei aller Lebendigkeit bewahrte, und die Leichtigkeit, mit der die Worte seiner Rede, wirbelnden Schneeflocken gleich, seinem Munde entströmten, entsprachen diesem Rufe wohl.

Auch die Zöglinge der Londoner Mission, die Oberkörper, die sonst von samoanischen Männern frei getragen werden, in weiße Jacken gehüllt, traten in corpore auf und sangen zu unserer Überraschung ganz richtig, mit deutschen Worten, ein paar Verse von „Heil Dir im Siegerkranz", die ihnen geschickterweise für einen voraussehbaren Fall dieser Art von ihren Lehrern einstudiert waren.

Nun folgte das große „Talolo", die feierliche Überreichung der Gastgeschenke, ohne die ein festlicher Empfang nicht denkbar ist. In wohlgeordneten Zügen, von ihren Chefs geführt, zogen die Abgeordneten einer Dorfschaft Sawaiis nach der anderen über den Platz, in dessen Hintergrunde der Gouverneur und die übrigen Würdenträger unter dem offenen Dache sich niedergelassen hatten. In geflochtenen Palmblattkörben brachten sie allerlei Früchte: Yams, Bananen, Taro oder lebende Hühner. Andere trugen gebratene Spanferkel herbei, noch andere große lebendige Schweine mit zusammengebundenen Füßen. Zappelnd und quiekend lagen die schwarzen Tiere bald in Mengen auf dem Boden. Jede Gabe rief nach alter Sitte ein Herold laut aus, und zwar übertrieb er dabei, ebenfalls nach altem Herkommen, ungeheuerlich die Zahlen der Geschenke. Immerhin waren von den letzteren schließlich über hundert zur Stelle. Freilich, als wir später Abschied nahmen, waren es nur noch einige zwanzig.

Die Gegengeschenke des Gouverneurs bestanden in Geldsummen, die er den Häuptlingen für ihre Dörfer zur Verfügung stellte.

In Matautu befindet sich eine Station der deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft, der großen deutschen Hauptfirma in Samoa, deren Leiter, Herr Riedel, ebenfalls die Gelegenheit zur Rundfahrt durch die Inseln — seit sechs Jahren die erste, die sich ihm bot — an Bord des Kormoran mit benutzte. Hier nahmen wir Europäer ein gastliches Mahl ein und betrachteten dann von der Veranda des Stationshauses aus die große Festvorstellung, welche die Samoaner draußen unter den Palmen für uns veranstalteten.

Sie bestand in der Hauptsache in einem besonders großartigen und feierlichen „Siwa", dem Nationaltanz der Samoaner.

Oft ist er geschildert worden, allein Worte können schwer den Zauber wiedergeben, den diese reizende Ballettaufführung der schönsten jungen Mädchen des Landes hier in ihrer natürlichen Umgebung, in der ganzen Stimmung, ausübt, die uns auf diesem weltfernen Südsee-Eilande so paradiesisch, so traumhaft seltsam umspinnt. Die seinerzeit mehrfach in Europa gezeigten Samoanertruppen, die ihn auch aufzuführen pflegten, konnten nur einen schwachen, für den Kenner des Landes sogar widerwärtigen Abglanz davon geben.

Hier saßen die Mädchen und jungen Männer im offenen Kreisbogen vor unserer Veranda unter den Palmenwipfeln und zu den üblichen zierlichen, mit höchstem Drill aufgeführten Gesamttouren des Tanzes, die in entzückend graziösen Bewegungen der Hände, Arme und Körper bestehen, traten kunstvolle kleine pantomimische Szenen aller Art, naiv in ihrem Inhalt, aber von dem Reiz natürlichster Anmut und drolligen Humors. Die Taupo machte die Vortänzerin und riß uns zur höchsten Bewunderung hin. Später kam sie auf die Veranda, setzte sich unter uns und nahm nun ihre Lobsprüche mit einer fast spöttischen Sicherheit und Selbstverständlichkeit entgegen, wie sie die verwöhnteste Prima Ballerina bei uns nicht ausgeprägter hätte zeigen können.

Den Rest des schönen Tages wanderten wir zwanglos von Hütte zu Hütte, hier von den Insassen zu einem Trunk der Kawa eingeladen, dort mit den haufenweis uns umschwärmenden Kindern scherzend oder den hübschen braunen Mädchen Artigkeiten sagend. Am Abend gab Mataafa bei phantastischem Lichterschein im „Faletele", noch einmal einen Siwa-Tanz, wieder anderer Art, bei dem eine neue Vortänzerin, noch jugendlich reizender und anmutiger, als die erste, ihre Künste sehen ließ. Dann ging der Mond über den Palmen auf und unter seinen klaren, die Samoaner wie alle Naturvölker lebhaft erregenden Strahlen dauerten die Festlichkeiten, das Lachen, Singen und Tanzen in den einzelnen Hütten bis spät nach Mitternacht. Es war nicht mehr so fern vom Wiedererscheinen der Sonne, als wir endlich in unseren Booten über das silberne Wasser zu unseren Schiffen heimkehrten.

Mit diesen Erinnerungen im Herzen verfolge ich, das wird man begreifen, die Entwickelung der neuen Ausbruchsperiode in Sawaii mit höchster Anteilnahme. Sind auch wirtschaftliche Werte für die Weißen dort nicht nennenswert gefährdet, so würde doch eine ernstliche Schädigung des liebenswürdigen, gastfreundlichen und in dem Reichtum seiner ursprünglichen Sitten so merkwürdigen Völkchens von Sawaii durch die finsteren Gewalten der Tiefe schmerzlich genug sein.

Digitized by Google

Familientisch. — Sammler-Daheim.

Zu unseren Bildern.

Den bildlichen Schmuck unserer Nummer eröffnet die Wiedergabe eines Meisterwerkes des uns allen liebgewordenen Benjamin Vautier, des unermüdlichen Darstellers deutschen Volkstums und gemütvollen Schilderers ländlicher Szenen und Sitten. In seiner „Schachpartie" sehen wir in das behagliche Heim eines katholischen Pfarrherrn, der mit seinem Vikar nach dem gewiß nicht kärglichen Mittagsmahl bei einer Tasse Kaffee ein Stündchen dem königlichen Spiele widmet. Für den jungen Herrn scheinen die Dinge etwas kritisch zu stehen, er überlegt es sich gewiß, wie er seinen König vor dem warnenden Schachruf des Gegners hinter Turm und Springer sichern soll. Die beiden Spieler sind fein durchgeführte, echte Vautiersche Gestalten.

Wir bringen ferner in trefflichem Holzschnitt eine Allegorie von G. von Hößlin: „Akkord", die den musikalischen Dreiklang sinnig symbolisiert, und als Kunstbeilage eine Marine von C. Saltzmann: im Winterhafen eingefrorene Küstenschiffe, über denen ein grauer Januartag liegt.

Würfelspiel.

Tacitus erzählt in der „Germania" (24), daß die Germanen sogar im nüchternen Zustande das Spiel mit Würfeln mit äußerster Leidenschaft betreiben. „Haben sie alles verspielt, so setzen sie auf den letzten Wurf Leib und Freiheit." — Wollte man hieraus schließen, daß das „Würfeln" ein spezifisch deutsches Spiel und eine Art Nationallaster gewesen sei, so würde man sich jedoch sehr irren, schon die Homerischen Helden knobelten bei ihren Symposien, die Völker Vorderasiens und die Ägypter waren eifrige Würfler, und die Römer hazardierten beim Würfeln so eifrig, daß wiederholt strenge Gesetze gegen öffentliches Würfelspiel um Geld erlassen wurden. Sicher ist das Würfeln eines der frühesten Unterhaltungsspiele. Man benutzte zum Werfen anfangs nicht regelmäßig gearbeitete Kuben, sondern die Fesselknochen (Astragalos — talus) gewisser Tiere, die Würfeln ähneln, aber nicht sechs, sondern nur vier Ebenen und zwei gekrümmte Flächen besitzen; daher auch die deutsche Bezeichnung: Knöchelspiel. Man imitierte später die Knöchel in Metall und versah die vier flachen Seiten mit 1, 6, 3 und 4 Punkten, endlich flachte man die beiden Krümmungen ab und erhielt den Würfel. Das Spiel mit Astragalen blieb aber neben dem eigentlichen Würfelspiel (κύβοι, tesserae) in Gebrauch. Dieses wurde mit zwei oder drei Würfeln gespielt, welche, wie heute noch, auf den parallelen Flächen die Augen 1 und 6, 2 und 5, 3 und 4 zeigten. Der schlechteste Wurf, die „Eins", hieß „canis", der beste, die „Sechs", hieß „Venus"; warf man mit drei Würfeln, so waren gleiche Zahlen die geringeren, ungleiche die besseren Würfe. Jeder Wurf hatte seinen Namen, von denen vierundsechzig erhalten sind — (vergl. Plinius, H. N. XXXVII, 6. — Cic. Div. II, 41; etc.); man sieht, unsere eifrigen Bierknobler hätten von den Römern lernen können. — Es ist klar, daß die Spielwut immer raffiniertere Bestimmungen hervorbringen mußte und daß man versucht haben wird, die Würfel durch Polygone von größerer Seitenzahl zu ersetzen. So befindet sich im Museum zu Berlin ein Wurfstein in Gestalt eines achtseitigen Prismas, dessen Flächen die Zahl der Augen in der Reihenfolge: 1, 7, 2, 6, 3, 5, 4, 8 zeigen, und in den Bonner Jahrbüchern (LVII, 193), wird ein römischer Spielwürfel von zwölf Flächen (Pentagondodekaeder) beschrieben. —

Nun erhielt ich von einem Daheimfreunde einen im Rheinlande gefundenen Würfelstein, angeblich römischer Herkunft, mit der Bitte um Deutung übersandt. Der Körper ist sehr sauber aus Serpentin gearbeitet und stellt eine mehrfache Kombination des Würfels und des Oktaeders dar. — Er ist begrenzt von achtzehn Quadraten und sechs gleichseitigen Dreiecken; nur die Quadrate dienen dem Spiel. Sechs derselben tragen die Bezeichnungen: NG — LS — SZ — ND — TA — NH, die übrigen zwölf sind mit 1 bis 12 bezeichnet:

1 — 9 — 3 — 12
6 — 7 — 8 — 5
2 — 11 — 4 — 10.

Derselbe Würfel ist im Corpus Inscr. Rhenan. 2006 beschrieben, dort aber gelang die Lösung der Zeichen ebensowenig wie mir selbst. Nun finde ich in den „Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde", Bd. 15, 1879 eine Notiz von Cohausen, wonach diese „Würfel" nicht römischen, sondern neueren deutschen Ursprungs sind und speziell im sächsischen Erzgebirge gebraucht worden seien sollen. Die Buchstaben sollen bedeuten: LS Laß sitzen, SZ Setz zu, NH Nimm halb, NG Nimm ganz, ND Nimm Deins, TA Tritt aus.

Vielleicht hat ein Leser unserer weitverbreiteten Zeitschrift noch mit solchen Würfelsteinen gespielt und deutet uns den Gebrauch.

Prof. Kirmis, Neumünster.



Würfelstein aus dem Rheinlande.

Unzerbrechliches Glas und geschmolzener Bergkrystall.

Unser gewöhnliches Fenster- und Flaschenglas ist eine amorphe Doppelverbindung von Calciumsilikat und Natriumsilikat. Es ist durchsichtig, fast farblos, schmilzt leicht, ist in der Hitze biegsam und kalt spröde. Durch Änderungen in der chemischen Zusammensetzung und durch Modifikationen des Herstellungsverfahrens lassen sich die Eigenschaften des Glases erheblich abändern. Nimmt man z. B. Pottasche an Stelle der Soda, dann erhält man schwer schmelzbares Kaliglas, Bleizusatz erhöht das Lichtbrechungsvermögen, wird die Glasmasse langsam in erhitztem Oel abgekühlt, so bleibt sie einigermaßen widerstandsfähig gegen Schlag und rasche Temperaturveränderungen, ein schöner Traum aber blieb bisher die Herstellung eines unzerbrechlichen Glases. — Die Römer waren einst große Glaskünstler. Staunend stehen wir vor den Wunderwerken von feiner Arbeit und Lichteffekten, welche ab und zu ans Tageslicht kommen — sie sollen auch die Kunst besessen haben, biegsames und unzerbrechliches Glas zu erzeugen. Wenigstens erzählen Plinius und Cassius Geschichten, welche die Tatsache beweisen sollen. So kam zum Tiberius ein Freigelassener und überreichte ihm eine kostbare Glasschale. Er nahm sie wieder aus den Händen des Kaisers und ließ sie absichtlich zu Boden fallen. Die Schale blieb heil, sie erschien nur etwas verbogen, der Schaden wurde sofort repariert. Der Kaiser war erstaunt und — ließ den Künstler enthaupten, damit nicht die Natur der Dinge gänzlich verkehrt würde. Sicherlich geht aus der Erzählung hervor, daß man sich schon im Altertum bemühte, widerstandsfähiges Glas zu erzeugen; jetzt kommt aus Amerika die Nachricht, daß das Problem gelöst sei. Ein Mann namens Kauffeld, im Staate Indiana ansässig, habe ein Glas erzeugt, welches vollständig unempfindlich gegen Stoß, Schlag und plötzlichen Temperaturwechsel sei. Ein Cylinder aus diesem Glase, in Eiswasser gekühlt und auf die Flamme gebracht, springt nicht, dünne Tafeln, mit Hämmern bearbeitet, bleiben unzerbrochen, — bewahrheitet sich nur ein Teil davon, dann wird das neue Glas eine völlige Revolution in der Herstellung häuslicher, industrieller und wissenschaftlicher Geräte und Apparate hervorrufen. Unmöglich ist die Sache nicht, die Technik unserer Zeit verfügt über ganz andere Hilfsmittel als das Handwerk der Vergangenheit. So sah ich in der großen Platinschmelze von Heräus in Hanau gelungene Versuche, Gefäße für wissenschaftliche Zwecke aus geschmolzenem Bergkrystall herzustellen.

Der Bergkrystall galt als das Symbol kalter keuscher Reinheit und Unveränderlichkeit, er war unschmelzbar, bis man die Hydrooxygenflamme entdeckte. Im Knallgasgebläse zeigt er Spuren von Verflüssigung. Man hat jetzt elektrische Glühofen konstruiert, welche die Temperatur des Knallgasgebläses übertreffen. Die Gebrüder Heräus besitzen einen Iridiumcylinder — in seiner Größe einzig auf der Erde —, in welchem sie bei ca. 1800 Grad reinen Bergkrystall verflüssigen und aus der flüssigen Masse kleine Kolben, Retorten, Röhren 2c. blasen. Diese Gefäße, bis zur Temperatur des schmelzenden Eisens erhitzt und dann in kaltes Wasser getaucht, bleiben unverändert. M. Kirmis.

Notizen.

Antike Kunstschätze von unermeßlichem Werte vermutete man seit langer Zeit im Schlamme des Tiberflußbettes in Rom, und einzelne reiche Funde aus neuerer Zeit scheinen das zu bestätigen. Das Museum der Bäder des Diokletian ist fast ganz mit den beim Bau der Uferböschung gefundenen Kunstschätzen gefüllt, beim Bau der Garibaldi-Brücke entdeckte man Bronzebildsäulen von Bacchus und Venus, und beim Bau der Palatin-Brücke kamen Kostbarkeiten und Bildwerke aller Art ans Licht. Die so gehobenen Kunstwerke hatten einen so hohen Wert, daß durch ihren Verkauf die sehr erheblichen Kosten dieser Brückenbauten gedeckt wurden. Professor Nispilanti, Inspektor der Nationaldenkmäler in Rom, will jetzt die Durchforschung des Tiberschlammes planmäßig betreiben. Der Tiber soll nach seinem Plane in neun oder zehn Stücke geteilt werden. Durch das Graben von Rinnen und den Gebrauch von pneumatischen Behältern und Dampfpumpen hofft er keinen Gegenstand zu übersehen. Die größte Schwierigkeit wird darin liegen, daß man zehn Meter und darüber in den Schlamm eindringen muß, der sich seit 3000 Jahren abgesetzt hat. Als Rom christlich wurde, warf man die alten Götterbilder und viele einst von den Römern aus Griechenland geraubte Kunstschätze in den Strom. Der goldene Leuchter aus dem Tempel in Jerusalem, der auf dem Titusbogen abgebildet ist, wurde nach jüdischer Überlieferung vom Bug des Schiffes des Aeskulap in der Nähe der Tiberinsel versenkt. In den Tiber wurde auch das aus gediegenem Golde verfertigte Standbild des Claudius, das früher auf dem Kapitol stand, geworfen, um es vor den Goten zu retten. Dies sind nur einzelne große Kunstwerke, die man bestimmt wiederzufinden hofft. Infolge der vielen Kämpfe, die sich im Laufe von Jahrtausenden an den Ufern des Tiber in Rom abgespielt haben, rechnet man aber auch darauf, zahlreiche Waffen zu finden, und da dem „Vater Tiber" Gaben aller Art entgegengebracht wurden, so sind auch reiche Funde von Kleinbronzen und Schmuck zu erwarten. Garibaldi und viele unternehmende Männer vor ihm und nach ihm haben schon Pläne geschmiedet, dem Tiber seine so lange gehüteten Schätze zu entreißen; diese Pläne sind jedoch stets gescheitert. Es wird sich zeigen müssen, ob die neuen Pläne des Professor Nispilanti ein besseres Schicksal haben werden.

Die Sphinx, jenes uralte ägyptische Monument, beginnt zu zerbröckeln. Das gewaltige Bauwerk von 53 Meter Länge und 17 Meter Höhe liegt bekanntlich in der Nähe der größten Pyramide bei Gizeh. Es ist aus einem Gebirgsvorsprung, einem Porphyrriff, ausgehauen, der Körper ist der eines Löwen, der Kopf der einer Frau mit dem alten ägyptischen Kopfputz. Jahrtausende stand das Steinbild, dank dem regenlosen Klima, völlig unverändert, jetzt beginnen Spuren des Verfalles zu erscheinen. Im unteren Ägypten finden seit Jahren ausgedehnte Baumanpflanzungen statt und Bewässerungswerke, unabhängig von den periodischen Überschwemmungen des Nil, haben ein feuchtes und fruchtbares Land erzeugt, wo früher kahle Wüste war. Das bepflanzte Land zieht den Regen an, und ausgiebige Niederschläge gehören nicht mehr zu den seltenen Ausnahmen. Der Regen durchsetzt und erweicht die Oberfläche des Steines und heftige Sandstürme entfernen die gelockerte Schicht, so daß kommende Generationen immer rohere Umrisse des alten Kolosses sehen werden.

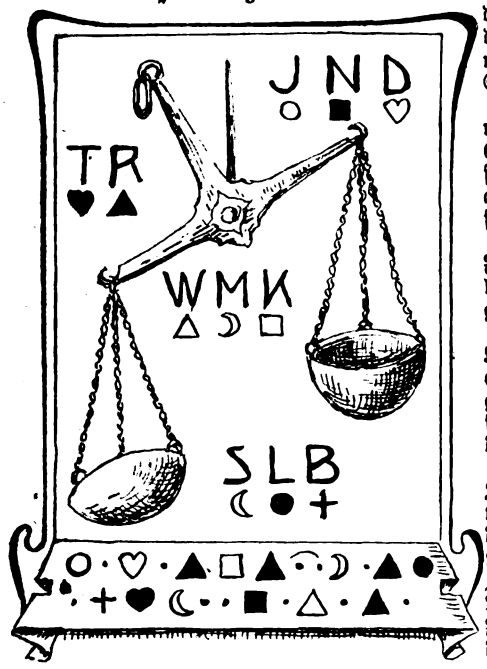
Das Buchwesen bei den Römern war viel ausgebreiteter, als man heute gemeinhin anzunehmen pflegt. Die Buchdruckereien wurden durch große Abschreibestuben vertreten, die von unternehmenden Buchhändlern eingerichtet waren. Freigelassene und Sklaven kopierten die Klassiker, es gab Luxusausgaben und billige Abschriften; kleine Hausbibliotheken waren aber selbst bei Minderbemittelten etwas Selbstverständliches. Was von der Literatur der Griechen und Römer auf uns überkommen ist, kann nur als dürftiger Rest angesehen werden. Das meiste ging in den Stürmen der Zeit verloren. Die Bibliothek des Ptolemäos, welche bei der Einnahme Alexandriens durch Cäsar in Flammen aufging, enthielt 700 000 Buchrollen. Antonius schenkte der Kleopatra 200 000 Buchrollen, welche nur je in einem einzigen Exemplar vorhanden waren und den kostbarsten Schatz der Pergamonbibliothek bildeten. Die seltene Sammlung ging durch den Fanatismus des Bischofs Theophilus verloren. Als unter Kaiser Theodosius der Serapistempel vernichtet wurde, wurde auch die Bücherssammlung zerstört. Wir kennen die Titel von 350 griechischen Tragödien — erhalten sind verhältnismäßig wenige. Athenäos hat 800 Schauspiele herausgegeben; alle gingen verloren. Von den Schriften der vorzüglichsten griechischen Lyriker, darunter die der Korinna, sind nur unbedeutende Bruchstücke übrig geblieben. Die Werke des Gallius und des Varius, welche zur Zeit des Augustus in hohem Ansehen standen, sind gänzlich verschwunden. Kaiser Tacitus bildete sich ein, er stamme von dem berühmten Schriftsteller Tacitus ab, weshalb er die öffentlichen Bibliotheken mit des letzteren Werken füllen ließ; trotzdem ist nur eine einzige lückenhafte Abschrift des für die Geschichte Germaniens so wichtigen Historikers auf uns gekommen, die im XV. Jahrhundert in einem westfälischen Kloster gefunden wurde. MK

Digitized by Google

Kinder-Daheim.

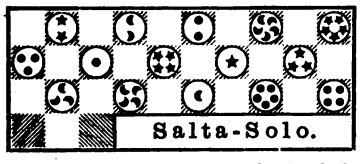
1. Bilderrätsel.

„Die Wage."



Die Punkte sind durch Vokale, resp. Umlaute zu ersetzen.

2. Salta-Solo-Aufgabe.



In der obigen Salta-Aufgabe sind die 15 Steine in möglichst wenig Zügen so zu verschieben, daß sie die Endstellung einer Salta-Partie einnehmen. (Siehe „Salta" im Kinder-Daheim, 38. Jahrgang Nr. 15.)

Die beste der aus unserm Leserkreise eingesandten Lösungen werden wir veröffentlichen. Als die beste Lösung soll diejenige gelten, welche in den wenigsten Zügen richtig ausgeführt ist.

3. Kindermund.

Eine Lehrerin erklärte dem kleinen Lieschen das Sprichwort: „Geteilte Freude ist doppelte Freude." „Sieh," sagte die Lehrerin, „wenn Du heute z. B. eine Tafel Schokolade bekommst, und Dein Schwesterchen bekommt keine, was wirst Du dann tun? Du wirst an unser Sprichwort denken, wirst die Tafel in zwei Hälften teilen und dann?" „Dann esse ich die eine Hälfte heute und die andere morgen," war Lieschens Antwort.

4. Tauschrätsel.

Rand Herz Quarz Erie
Macht Bier Lenz Herr .

Jedes der obigen acht Wörter läßt sich durch Änderung eines Buchstabens in ein anderes Wort verwandeln.

Sind die richtigen acht Wörter gefunden, so ergeben die fortgelassenen acht Buchstaben den Namen eines von zwölf Brüdern, während die neu aufgenommenen (aber in umgekehrter Reihenfolge) einen von sieben Brüdern nennen.

5. Doppelsinnrätsel.

1. Pferde sind's und auch ein Land,
2. Ein Spiel und Maskenballgewand;
3. Ein Seemann und ein Schmetterling,
4. Ein Berg und auch ein winzig Ding;
5. Geschosse sind's und auch Edelstein,
Nun rat', was kann dies alles sein?

Th. Sch.

6. „Punta".

Unsere jungen Freunde machen wir auf das Gesellschaftsspiel „Punta" aufmerksam, das von E. Lauterburg in Bern erfunden und von Gustav Menze, Leipzig, Lange Straße 16, zu beziehen ist.

Spielmittel sind: 1. 30 Kartenblätter und zwar 6 rote, 6 gelbe, 6 blaue, 6 grüne, 6 weiße. Von den 6 Karten ein und derselben Farbe zeigt die eine die Zahl 1, eine andere 2, eine dritte 3, eine vierte 4, eine fünfte 5 und die letzte die Zahl 6.

2. Zwei gewöhnliche Würfel und zwei Farbenwürfel. Jeder der beiden letzteren hat eine rote, eine gelbe, eine blaue, eine grüne, eine weiße und eine schwarze Fläche.

Durch mannigfache Verbindungen von Karten, Zahlenwürfeln und Farbenwürfeln entstehen verschiedene Arten des Spiels; ganz leichte und schwierigere. Von einer solchen Spielart geben wir in dem Folgenden eine kurze Erläuterung:

Fünf Mitspieler erhalten je sechs Karten. Jeder legt seine Kartenblätter, ohne sie vorher anzusehen, nebeneinander verdeckt vor sich auf den Tisch. Gewürfelt wird der Reihe nach. Man legt einen Zahlen- und einen Farbenwürfel in den Becher und macht einen Wurf. Zeigt der Farbenwürfel die schwarze Fläche, so ist der Wurf ungültig und der Nachbar kommt an die Reihe. Zeigt der Farbenwürfel z. B. rot, der Zahlenwürfel 3, so heißt der Wurf „rot — 3". Der Betreffende deckt nun irgend eine seiner sechs Karten auf. Ist diese zufällig auch „rot — 3", so darf er noch eine Karte aufdecken und nochmals würfeln. Ist die aufgedeckte Karte nicht „rot — 3", sondern eine andere, so muß der Betreffende sie wieder verdeckt an dieselbe Stelle legen, aber für die späteren Runden die Stelle, die Farbe und die Zahl der Karte merken. Der Nachbar macht dann den nächsten Wurf. Wer zuerst alle seine Karten hat aufdecken können, hat gewonnen.

Das Spiel bietet Kindern wie auch Erwachsenen eine anregende Unterhaltung. Preis der Taschenausgabe 1 Mk., elegante Ausgabe mit zweimal 30 Karten 2 Mk.

7. Der Frost als Künstler und Baumeister. (Schluß.)

„Der Gegner, den der Frost hat, — das ist der Frühling mit seinem Sonnenschein," riefen beide Knaben.

„Ja, das ist die Sonne, die sich im Winter in den Bauwerken des Frostes spiegelt. Sie ist der Baumeister des Lebendigen, daher kann sie die kalten, toten Bauwerke des Frostes nicht leiden."

„Aber im Winter ist der Frost stärker als die Sonne," versetzte Albert.

„Das ist richtig, mein Kind! Und Ihr wißt, daß es Gegenden gibt, wo die Sonne den Frost und seine Werke gar nicht oder doch nur für ganz kurze Zeit besiegen kann."

„O, ich weiß; das ist am Nordpol. Nicht wahr, Mütterchen?" rief Fritz.

„Am Nord- und Südpol ist's, in den beiden kalten Zonen und auch in den Hochgebirgen wie in den Alpen," erwiderte die Mutter. „Hier baut der Frost Werke von solcher Größe und Pracht, daß wir gar keine rechte Vorstellung davon haben. Gewaltige Eisfelder, die man Gletscher nennt, überziehen die weiten Hochflächen, und aus ihnen ragen die weißen Häupter der Bergspitzen in den Himmel hinein. Mehrere Stunden kann man oft wandern, ohne das Ende des Gletschers zu erreichen. In vielen kleinen Spalten sickert das weiße Gletscherwasser hinunter. Über 100 m dick ist oft die mächtige Eismasse und unter ihr strömt das Schmelzwasser in vielen Bächlein dahin. Nach ihrer Vereinigung brechen sie oft aus einem herrlich schimmernden Eistor hervor und rieseln ins Tal hinab. Auch die Wiege des Rheinstroms liegt in einem Gletscher der Alpen."

„Die Sonne kann wohl die Gletscher nie wegschmelzen?" fragte Albert.

„Nein, das kann sie nicht. Dazu sind sie zu gewaltig, und die wärmende Kraft der Sonne ist in der Höhe nur gering. Aber obwohl die Eismassen so groß sind, liegen sie doch nicht still. Die Gletscher bewegen sich langsam ins Tal hinab; sie wandern, und manche Alpenwiese, die heute noch ihr duftiges Gras den Rindern und Schafen als willkommene Nahrung bietet, ist nach einigen Jahren von dem vorwärtsgleitenden Gletscher bedeckt."

Die Knaben hörten gerne zu, wenn ihnen die Mutter von den Wundern der Natur erzählte.

„In der Nähe des Nordpols sind die Gletscher wohl noch größer?" fragte Fritz.

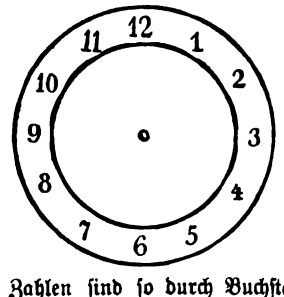
„Das ist selbstverständlich, mein Sohn. Die Gletscher der Polarländer übertreffen diejenigen der Alpen ganz bedeutend. Die große Insel Grönland ist fast ganz mit Gletschereis bedeckt. Hier bewegt es sich nach den Küsten hin, immer weiter und weiter, bis endlich ein ungeheures Eisstück nach dem anderen ins Meer gelangt. Dann wird es von den Wellen und Meeresströmungen fortgeführt, und wenn unsere großen Dampfer auf ihrem Wege nach Nordamerika den Atlantischen Ozean kreuzen, treffen sie oft auf Eisberge, die in den Polarländern ihre Heimat haben. Manche sehen aus wie Gebäude mit herrlichen, schimmernden Säulen und Türmen, und wenn die Sonnenstrahlen die Eismassen beleuchten, so glitzert und blitzt es in allen nur möglichen Farben. Zuweilen stürzt ein solcher Eispalast mit Krachen zusammen, und seine Trümmer lösen sich in dem Meere auf. Sie werden zu Wasser, das aus dem Meere in die Höhe steigt, und wenn der Westwind die Nebelmassen als Wolken zu uns bringt, die ihre Feuchtigkeit als Regentropfen zur Erde senden, so ahnt wohl mancher nicht, daß die Tropfen oft genug Teile der großen Eismassen sind, die im hohen Norden ihren Ursprung haben."

„Kann denn das Wasser unserer Flüsse und Seen auch nach dem Nordpol gelangen, wenn es verdunstet?" fragte Albert.

„Gewiß," entgegnete Fritz. „Wenn der Südwind die Wolken gen Norden treibt, verwandeln sich die Wasserbläschen in Eisnadeln und Schneesternchen und fallen endlich zur Erde."

„Das ist richtig," versetzte die Mutter. „In der ganzen Natur ist ein ewiger Kreislauf. Wunderbare Gebilde entstehen, andere vergehen, und aus ihnen werden an anderen Orten wieder neue Wunder. Wer weiß, wo das Wasser, das wir heute trinken, überall gewesen ist. Vielleicht lag es auf den Gipfeln der Hochgebirge Südamerikas als Schnee, vielleicht umspülte es die sonnigen Eilande im Großen Ozean, oder es gehörte zu den Eiswüsten am Nordpol." G. G.

8. Zifferblatträtsel.



Die Zahlen sind so durch Buchstaben zu ersetzen, daß die folgenden Wörter entstehen:

1 2 3 4 ein Vogel,
3 4 5 6 7 ein Künstler,
5 6 7 8 9 eine Straße,
8 9 10 ein alttestamentlicher männlicher Name,
9 10 11 12 ein Vorname,
12 1 ein Maß.

Digitized by Google

9. Ein neues Reimspiel.

Anna, Bruno, Dora, Emil, Fritz, Grete, Helene, Julie, Karla waren Lottes Geburtstagsgäste und wollten das neue Reimspiel versuchen.

Lotte verläßt auf einige Minuten das Zimmer, damit die anderen ein Wort verabreden, das von ihr geraten werden soll. Das betreffende Wort muß immer ein einsilbiges Hauptwort sein und mehrere Reimwörter haben. Die Silbenzahl der letzteren ist beliebig. Es sind also auch zweisilbige, dreisilbige Reimwörter zulässig.

Geeignete Wörter sind z. B. die folgenden:

1. „Fluß" (Reimwörter: Guß, Gruß, Huß, Nuß, Ruß, Genuß).
2. „Mohn" (Reimwörter: Lohn, Sohn, Hohn, Thron, Roon).
3. „Heer" (Reimwörter: Bär, Meer, Speer, Gewehr).
4. „Licht" (Reimwörter: Wicht, Gicht, Gesicht, Gedicht, Gericht, Gewicht).
5. „Pfand" (Reimwörter: Band, Rand, Sand, Stand, Wand, Land) u. s. w.

Nachdem man sich bezüglich eines Wortes geeinigt hat, wird Lotte herein gerufen und wendet sich an irgend jemand aus der Gesellschaft, z. B. an Grete mit der Frage: „Was sagst Du mir von dem Rätselwort?"

„Es ist der Name eines Dichters," antwortet Grete.

„Und Du, Fritz," fragt Lotte weiter, „sagst Du mir noch etwas von dem Rätselwort?"

„Es besteht aus vier Buchstaben," erwidert Fritz.

„Kann ich von Dir, Anna, noch etwas über das Rätselwort erfahren?"

„Nicht über das Rätselwort," sagt Anna. „Aber von einem Reimwort kann ich Dir mitteilen, daß es der Name eines deutschen Flusses ist."

Lotte richtet die nächste Frage an Julie: „Hast Du noch ein anderes Reimwort, und willst Du mir von Deinem Reimwort etwas sagen?"

„Ich mache in meinem Reimwort gern eine Spazierfahrt," ist Juliens Antwort.

„Wie ist es mit Dir, Emil, und mit Deinem Reimwort?" fragt Lotte weiter.

„Mein Reimwort," erwidert Emil, „nennt einen Frühauf, der eine laute krähende Stimme hat."

„Halt!" ruft Lotte. „Jetzt habe ich's geraten. Dein Frühauf mit der krähenden Stimme ist natürlich der Hahn. Das eigentliche Rätselwort heißt: „Dahn", das erste Reimwort „Lahn", das zweite „Kahn". Da ich bei Dir, Emil, das Wort geraten habe, so mußt Du mich nun ablösen und versuchen, das nächste Wort zu raten."

Emil verläßt das Zimmer und wird nach zwei Minuten hereingerufen.

E. zu K.: „Was sagst Du mir von dem Rätselwort?"

K.: „Es ist der Vorname eines berühmten Musikers."

E. zu B.: „Und Du?" „Mein Reimwort ist ein anderer Vorname."

E. zu F.: „Und Du?" „Mein Reimwort nennt einen Vogel."

E. zu D.: „Und Du?" „Mein Reimwort nennt einen Schmuck."

E. zu J.: „Und Du?" „Mein Reimwort ist ein herrliches Vergnügen."

E. zu H.: „Und Du?" „Mein Reimwort ist der Name einer beliebten Dichterin."

„Halt! Ich hab's. Die Dichterin ist Frida Schanz. Das eigentliche Rätselwort ist „Franz" (Schubert); die Reimwörter sind: „Hans", „Gans", „Kranz", „Tanz".

„Jetzt also, Helene, bist Du an der Reihe" u. s. w.

10. Die Glückspilze.

„Nun Lotte, Liese aufgewacht,
's ist heller Sonnenschein!
Die Betten ordentlich gemacht
Und alles blank und rein,
Eh' Pilzesuchen in den Wald
Ihr geht, und dann kommt wieder bald!

Es ist nur wenig Brot im Hauf',
Kein Tröpfchen Milch mehr hier;
Die Kleinen schauen hungrig aus,
Drum helfet sorgen mir.
Ihr steht ja als die ält'sten Zwei
Seit Vaters Tod mir tapfer bei."

Und hurtig auf der Mutter Ruf
Steht auf das Schwesternpaar.
Schnell in dem Haus es Ordnung schuf.
Als alles fertig war,
Ein Stückchen Brot und dazu schnell
Ein Schlückchen aus dem nahen Quell.

So geht's im lichten Sonnenschein,
Bei Kuckucksruf und Amselschlag
Bald in den grünen Wald hinein.
„Ach, heute wird ein heißer Tag,
Es ist so schwül am Morgen schon!"
Sagt Lotte bald in müdem Ton.

Auf glatten Nadeln, grünem Moos
Ging es im Walde hin und her.
Viel muntre Häschen, scheue Reh'
Und Hirsche liefen kreuz und quer;
Ein Eichhorn in den Wipfeln springt,
Auf grünem Zweig manch Vöglein singt;

Doch nur am Boden schweift ihr Blick,
Still eingedenk nur ihrer Pflicht.
Bald geht es seitwärts, bald zurück,
Doch finden Pilze sie noch nicht.
Ein rauschend Bächlein sperrt den Weg,
Darüber führt ein schmaler Steg.

Vielleicht jenseits an Baches Rand
Die Vielgesuchten endlich sind.
Doch sieh! Welch dunkle Wolkenwand,
Wie schaurig brauset jetzt der Wind!
Schon rauschet Regen dicht herab,
Bricht dürres Laub und Zweige ab.

Auf grellen Blitz der Donner kracht.
Wie angstvoll schlägt der Kinder Herz,
— Bald wird es finster wie zur Nacht —
Sie weinen laut in ihrem Schmerz
Und finden unterm Eichenbaum
Vor Sturm und Regen Schutz und Raum.

Doch schneller fast, als wie es kam,
Das böse Wetter wieder wich.
Viel dürr' Geäst im Wasser schwamm,
Das rauschend überstürzte sich.
Doch weh! Nun ist von ihrem Weg
Hinweggespült des Baches Steg.

Das Bächlein ist jetzt übervoll,
Indem sie bangend um sich spähn,
Wie man hinüber kommen soll,
Sehn sie ein Hüttchen einsam stehn,
Das schiefe Dach mit Moos bedeckt,
Die Fensterchen von Staub befleckt.

Nur zagend treten sie hinein.
Drei kleine Bettchen — eingedrückt —
Ein Tischchen und drei Stühlchen klein,
Bunt durcheinander nur gerückt;
Viel Spinneweben an der Wand,
Fußboden nur von Lehm und Sand.

Vom kleinen Tisch ein Mäusepaar
Ergreift in wilder Angst die Flucht,
Wo unter einer Fliegenschar
Verlor'ne Brocken es gesucht.
„Ach Lotte, wie sieht das hier aus,
So wüst ist's nie bei uns zu Haus.

Ob wir nicht Ordnung schaffen hier,
Daß alles freundlich schauet aus?
Denn hier verbleiben müssen wir,
Bis jemand kommt ins kleine Haus,
Der über diesen vollen Bach
Uns zeigt den sichern Weg hernach."

Sie rasten nun eine kleine Weil',
Schürzen die Röcklein dann auf in Eil'.
Das verglimmende Feuer schüren sie an,
Setzen Wasser auf in der kleinen Pfann';
Die Spinneweben mit flinker Hand
Kehren sie eifrig von der Wand;
Durch die geputzten Fensterlein
Fällt bald der leuchtende Sonnenschein.
Sie kehren und wischen den Fußboden auf
Und streuen hellglitzernden Sand noch darauf.
Als dann hurtig gekehret sie vor dem Hauf',
Auf das Tischchen gestellt einen Blumenstrauß,
Da hören „trab", „trab", sie ein rasches Gehn,
Drei Männlein sehen sie vor sich stehn.

„Potztausend," ruft das eine laut,
„Was ging denn hier nur vor?
Ob man wohl seinen Augen traut?"
So rufen sie im Chor.
Sie schaun mit Augen freundlich, klar
Auf das erschreckte Schwesternpaar.

Als drauf von Liese sie gehört,
Was da passieret war,
Daß nun ihr Rückweg ist gestört,
All Mühn vergeblich war,
Da rufen die drei kleinen Herrn:
„Solch braven Kindern hilft man gern!"

Über den Bach mit kleinem Kahn
Fahren sie alle im Nu;
Füllen jenseits im Walde dann
Mit Pilzen den Korb dazu,
Drücken den Kindern herzlich die Hand
Beim Abschiednehmen am Waldesrand.

Die kehren zur Mutter nun fröhlich zurück,
Die ängstlich gewartet mit sorgendem Blick.
— Wie herrlich ist's bei der Mutter zu Haus. —
Und erzählend schütten das Körbchen sie aus,
„Da — Mutter, so sieh doch!" es klirrt und rollt.
„Die Pilze, die Pilze, die sind ja von Gold!"

J. M.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben des Kinder-Daheim in Nr. 10.

2. Rechenaufgabe. Die Zahl 317.

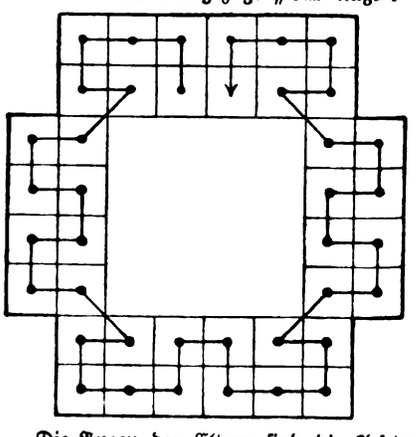
6. Rechenaufgabe.

Multipliziert man 7 mit 11, 365 mit 5, so beträgt die Summe der beiden Resultate 1902.

7. Rätsel. Baktrien — Bakterien.

9. Bilderrätsel.

Linienbild des Königszugs „Das Auge".



„Die Augen der Eltern sind die Gesetze der Kinder."

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen deutschen Freimarken beigelegt sind. — Herausgeber: Th. H. Pantenius und Hanns von Zobeltitz. — Für die Redaktion verantwortlich: Th. H. Pantenius in Berlin. Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W. 35, Steglitzerstr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — Anzeigen nur: An die Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig, Hospitalstraße 27. — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

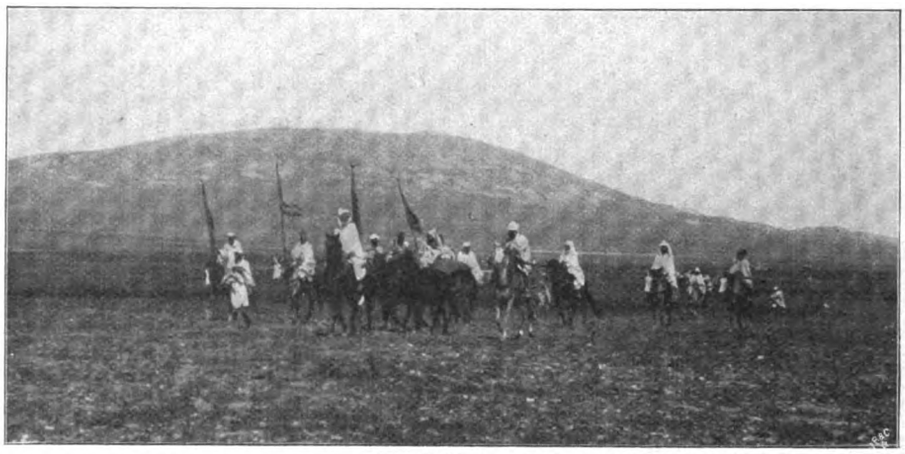
Daheim

Ein deutsches Familienblatt.

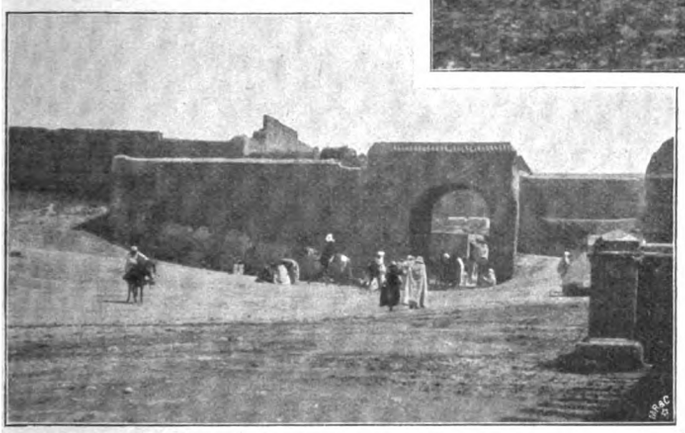
39. Jahrgang * vom Oktober 1902 bis dahin 1903. * * * Ausgegeben am 17. Januar 1903. * Nr. 16.

Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.

Zu dem Aufstand in Marokko. In dem Maurenreich an der Nordküste Afrikas ist ein blutiger Aufstand losgebrochen, der die Aufmerksamkeit nicht nur der direkt beteiligten, mit ihrem Kolonialbesitz benachbarten Staaten wie Spanien, England und Frankreich, sondern der gesamten europäischen Staaten wachgerufen hat, denn das marokkanische Reich bildet einen jener Wetterwinkel für die europäische Politik, aus dem jederzeit die verheerende Feuersbrunst eines Weltkrieges emporlodern kann. Den Anlaß für den Aufruhr der Kabylenstämme, an deren Spitze der Prätendent Boukamarah, ein mit religiösem Nimbus

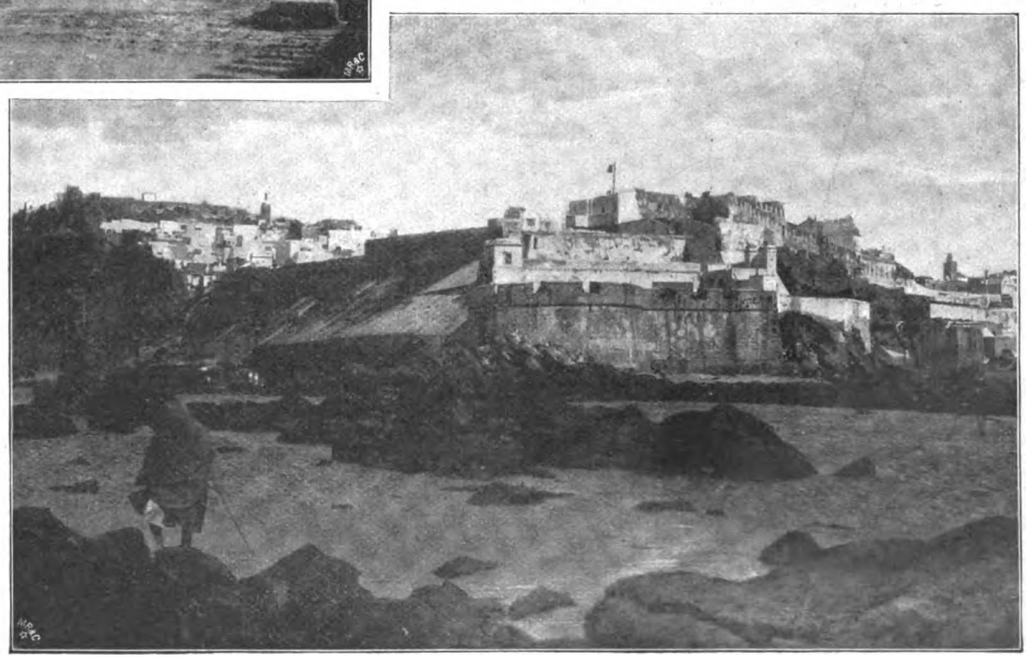


Der Sultan mit seiner berittenen Leibwache.



Das Südthor in Fez.

politische Tendenzen klug verhüllender Fanatiker steht, bildete die schon lange gährende Unzufriedenheit des marokkanischen Volks mit dem Regierungssystem des gegenwärtigen Herrschers von Marokko, des Sultans Abdul-Asis, der europäischem Wesen nicht abgeneigt, sich vielfach abendländischer Ratgeber bediente und eine Reihe von modernen europäischen Reformen z. B. im Zoll- und Steuerwesen und der Verwaltung des Landes einführte. Obwohl diese neuen Einrichtungen nur auf das Beste des Landes abzielten und besonders das arme Volk von dem traditionellen Erpressungssystem der Beamten befreien sollten, erregte gerade in den breiten, wenig intelligenten Massen das Vorgehen des Herrschers starke Unzufriedenheit, sodaß dessen Gegner Boukamarah bald zahlreichen Anhang fand. Man muß eben nie vergessen, daß in Marokko — wiewohl es in Gesichtsweite der spanischen Küste liegt — eine Hochburg fanatischen Maurentums vorhanden ist, in dem sich mit vollkommen mittelalterlichen Einrichtungen und Anschauungen noch zahlreiche Ueberbleibsel der grauen Patriarchenzeit mengen. Alle Versuche, dieses Europa so nahe Land der europäischen Kultur anzugliedern, sind seit den Tagen der Römer bis heute fruchtlos geblieben.



Die Stadt Tanger.

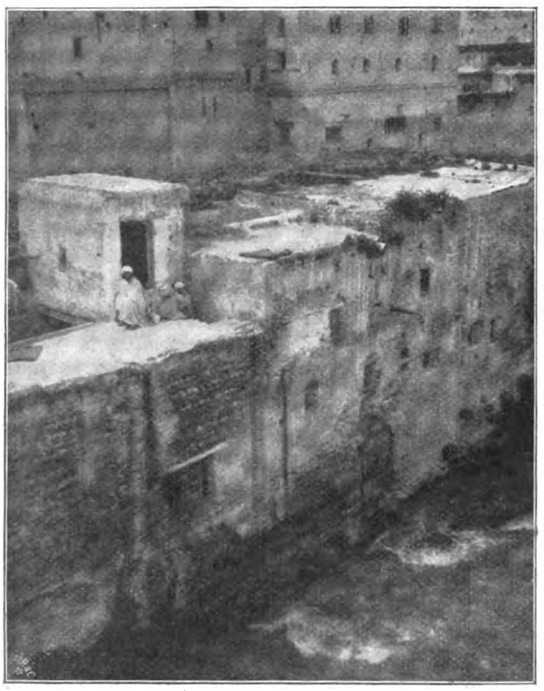
Zu den Wirren in Marokko.

Digitized by Google

Der neue General-Intendant der Berliner Hoftheater. Der an Stelle des auf seinen Wunsch in den Ruhestand getretenen Grafen v. Hochberg an die Spitze der Berliner Königlichen Bühnen berufene Intendant des Kgl. Theaters in Wiesbaden Georg v. Hülsen ist am 15. Juli 1858 zu Berlin als Sohn des bekannten langjährigen General-Intendanten Botho von Hülsen und seiner Gemahlin Helene, geb. Gräfin Haeseler, geboren worden. Den alten Traditionen seines Hauses folgend, schlug er nach Beendigung seiner Gymnasialzeit die Offizierskarrière ein. Während dieser Dienstzeit, namentlich in den Jahren, die er in München bei der preußischen Gesandtschaft zubrachte, trieb er jedoch umfassende ästhetische Studien und versah sich so mit dem Rüstzeug eines tüchtigen Bühnenleiters. 1893 wurde er zum Intendanten des Wiesbadener Hoftheaters ernannt. Wie den Meiningern, so ist auch ihm jedes Kunstwerk ein Ganzes, wo auch das Kleinste sich harmonisch dem Gesamteindrucke einfügen muß. Nur, daß er noch energischer als diese Reformatoren des Schauspiels die Bedeutung der künstlerischen Stimmung erkannt hat, die der Darstellung den eigentlichen poetischen Duft verleiht. Ganz neue Probleme wurden in dieser Beziehung von ihm aufgestellt und gelöst, wie die Wiesbadener Festspiele glänzend bewiesen haben.



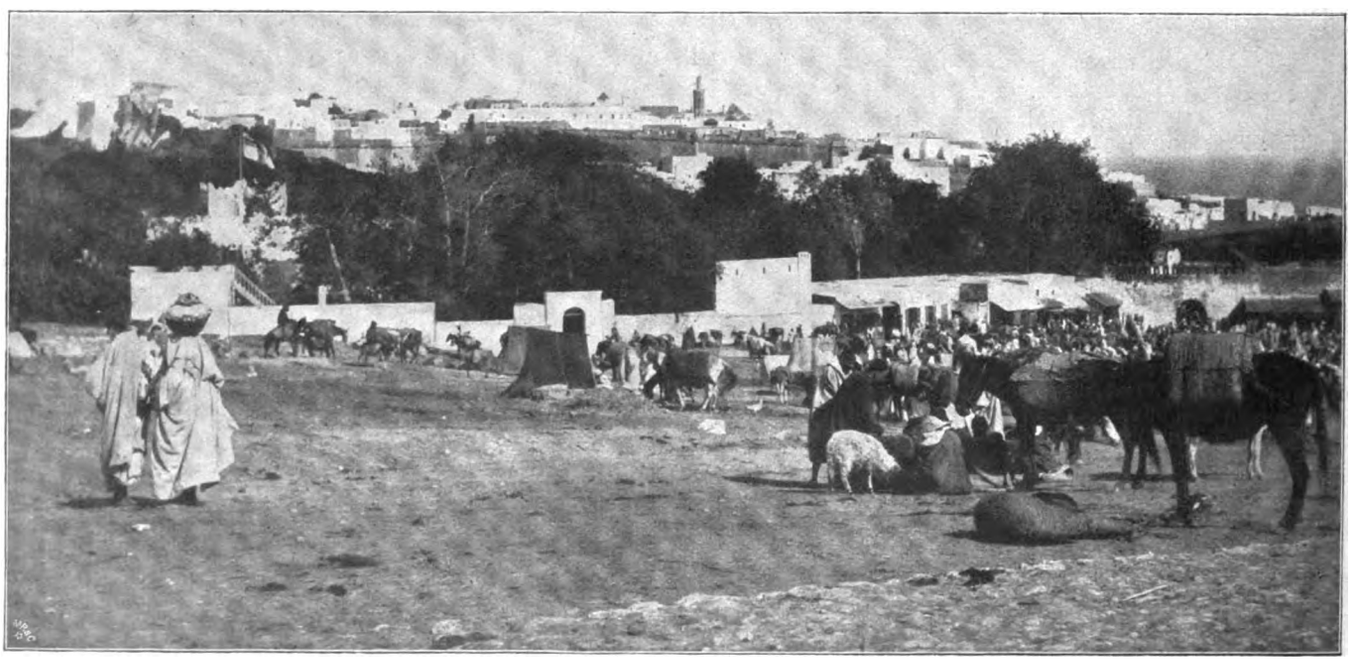
Von den Aufständischen erbeutete Kaiserliche Batterie mit Parrot-Kanonen.



Der Fez-Fluß in der Altstadt von Fez.

* * *

Baurat Roßbach in Leipzig †. In Leipzig starb am 31. Dezember Arwed Roßbach, dessen Name in der deutschen Architektenwelt einen guten Klang hat und der sich namentlich um die künstlerische Gestaltung Leipzigs ein hervorragendes Verdienst erworben hat. Arwed Roßbach, der seit mehr als 30 Jahren in Leipzig ansässig war, wurde am 24. November 1844 in Plauen i. V. geboren, wo sein Vater als Direktor und Professor an der Bauschule wirkte. Von seinen zahlreichen Bauten, die das Leipziger Stadtbild so wesentlich verschönerten, ist in erster Linie der Neubau der Universitätsbibliothek und der ebenso schwierige wie trefflich gelungene Um- und Neubau der Universität anzuführen. Sein letztes größeres Werk ist der kürzlich vollendete prunkvolle Neubau der früheren Leipziger Bank, der sich nun im Besitz der Deutschen Bank befindet. Außer einer Menge von Villen-



Der Marktplatz in Tanger.

Zu den Wirren in Marokko.

Digitized by Google

bauten für Privatpersonen in Leipzig schuf er die Amtsgerichte in Dresden und Olbernhau, das Theater in Plauen, die Volkslesehalle in Jena und den Umbau des Rathauses in Crimmitschau. Gelegentlich der Einweihung des neuen Universitätsgebäudes erhielt er den Doktortitel honoris causa. Mit Roßbach ist ein feinsinniger, temperamentvoller Künstler, der bei aller Klassizität dennoch die eigene schöpferische Originalität nicht vermissen ließ und nie in starre Stilkopie verfiel, geschieden. Seine Thätigkeit wird nicht so bald der Vergessenheit anheim fallen.

* * *

Gynäkolog Prof. Schultze in Jena zum 75. Geburtstage. Der Senior der thüringischen Landesuniversität, Professor Bernhard Sigmund Schultze, feierte am 29. Dezember in Jena, der Stätte seiner



Der neue General-Intendant der Berliner Hofbühnen v. Hülsen.

langjährigen Wirksamkeit, in hoher geistiger Frische seinen 75jährigen Geburtstag. Geboren im Jahre 1827 zu Freiburg i. Br., wurde er von seinem als hervorragenden Anatom bekannten Vater aufs sorgfältigste erzogen und frühzeitig gleichfalls zum medizinischen Studium angeregt. 1853 habilitierte er sich in Greifswald für Anatomie und Physiologie, siedelte jedoch bereits 1856 nach Berlin über, um eine Assistentenstelle an der dortigen geburtshilflichen Klinik zu übernehmen und nebenbei als Privatdozent Vorlesungen über Geburtshilfe zu halten. Mitte 1858 wurde er als Nachfolger von Eduard Martin nach Jena für den Lehrstuhl der Gynäkologie sowie als Direktor des Entbindungsinstituts und der Hebammenschule



Baurat Roßbach in Leipzig †.
Nach einer Aufnahme von G. Brokesch, Leipzig.

berufen. Die hervorragenden Verdienste Schultze's bestehen hauptsächlich in seinen Forschungen über die Ursachen und Behandlung des Scheintodes Neugeborener, ein Thema, das er in zahlreichen Journalartikeln und verschiedenen größern wissenschaftlichen Werken behandelt hat, in der Vervollkommnung der gynäkologischen Untersuchungsmethoden und der mechanischen Behandlung von Frauenkrankheiten. Große Förderung hat auch das Hebammenwesen durch ihn erfahren.

* * *

Der frühere spanische Minist.-Präs. Sagasta †. Am 5. Januar ist nach längerem Leiden im 76. Lebensjahr der ehemalige spanische Ministerpräsident Sagasta gestorben. Ursprünglich Ingenieur, widmete er sich seit 1854, in welchem Jahre er in die constituierenden Cortes gewählt wurde,



Prof. Dr. Schultze in Jena z. 75. Geburtstag.
Nach einer Aufn. v. E. Sellin, Hofphotogr. i. Berlin.

dem politischen Leben. 1868 wurde er zum ersten Male Minister. Von dieser Zeit an trat er bis kurz vor seinem Tode zu widerholten Malen an die Spitze des spanischen Cabinets, und es giebt in der neueren Zeit wohl kaum einen Mann, der so oft, wie er, Ministerpräsident gewesen ist und so oft wieder gestürzt wurde. Seine großen

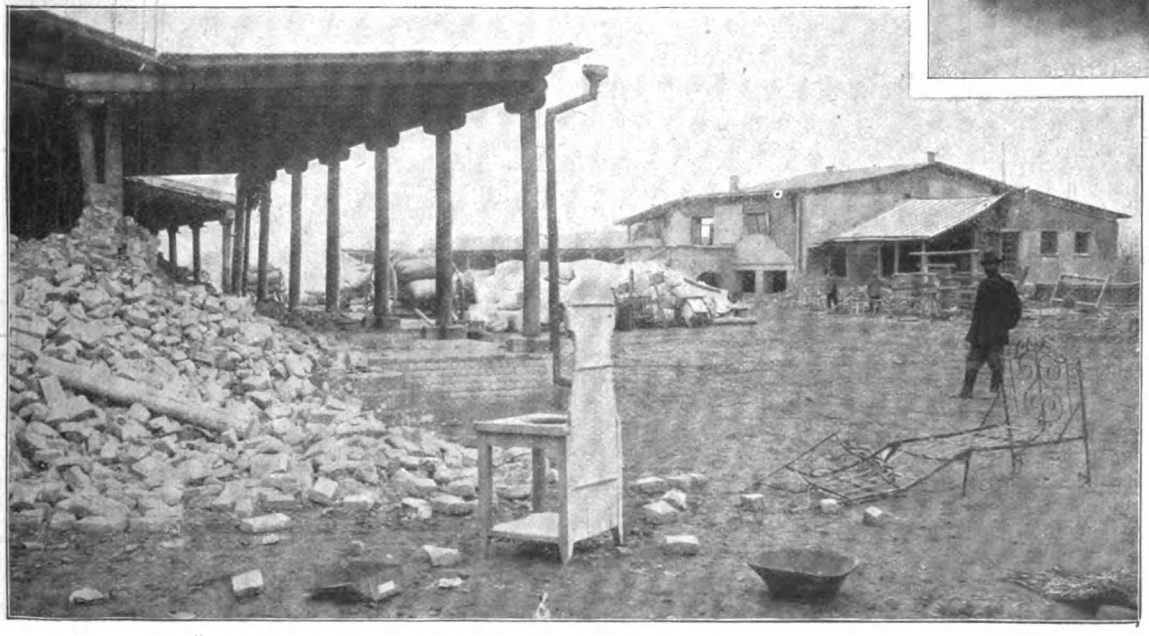


Der frühere spanische Ministerpräsident Sagasta †.

politischen Fähigkeiten sind jedoch unbestritten, und man wird ihm die Anerkennung nicht versagen dürfen, daß er stets das Wohl seines Vaterlandes im Auge hatte und daß ihm auch thatsächlich manche gesunde und segenbringende Reform zu verdanken ist.

* * *

Vom Erdbeben in Andischan. Das furchtbare Erdbeben, das die



Vom Erdbeben in Andischan: Trümmer einer Baumwollenreinigungs-Fabrik.

Digitized by Google

im russischen Gouvernement Turkestan belegene Stadt Andischan und ihre weitere Umgebung in den Tagen vor dem Weihnachtsfest befallen hat, ist in seinen verheerenden Wirkungen leider viel schrecklicher gewesen, als es nach den ersten Meldungen schien. Bereits am 23. Dezember waren 5000 Tote festgestellt, doch dürfte die Zahl der Opfer in Wirklichkeit eine ungleich größere sein; von einigen Kennern des Landes wird sie auf weit mehr als das Doppelte, ja auf das Drei- und Vierfache geschätzt. Durch die Katastrophe ist nicht nur die im frischen Aufblühen begriffen gewesene Stadt mit 16000 Häusern völlig zerstört worden, sondern es sind auch rund 70 Ortschaften und Ansiedlungen von



Die russische Reichsbaukstelle, in deren Keller 4½ Millionen Rubel verschüttet liegen.



Das Fort mit den eingestürzten Bastionen.

Menschen ringsum zu Trümmerhaufen gemacht worden. Für die unglücklichen Bewohner des Landstriches gesellte sich zu den Schrecken des Erdbebens dann noch Hunger und Kälte, deren Beseitigung eine Hauptaufgabe der Gebietsverwaltung bildet. Um Andischan ist ein großes Jurtenlager (Zelte aus Filzdecken) aufgeschlagen, in dem die Ueberlebenden untergebracht sind; aber die bisher aufgeschlagenen Zelte waren nicht ausreichend, so daß noch 500 Güterwagen der Eisenbahn den obdachlosen Bewohnern vorläufig zum Aufenthalt zur Verfügung gestellt worden sind. Andischan war der Hauptstapelplatz für zentralasiatische Baumwolle und unterhielt als solcher sehr lebhafte Handelsbeziehungen mit Moskau.

* * *

Die Schillerstube in Lauchstädt. Die kleine Wohnung, die Schiller bei seinem Aufenthalte in Lauchstädt, dem zu Weimars klassischer Zeit durch den Besuch des Hofes und des Hoftheaters aus Weimar so berühmt gewordenen kleinen thüringischen Badeort, bewohnte, ist gegenwärtig Gegenstand allgemeineren Interesses geworden. Findige Amerikaner versuchten, die schlichte einfenstrige Stube, deren Holzwände sich leicht auseinandernehmen lassen, für die Welt-Ausstellung zu St. Louis zu erwerben und boten dem nicht besonders mit Glücksgütern gesegneten Besitzer des Schillerhauses einen Kaufpreis von 4500 Mark. Den eifrigen Bemühungen des Provinzial-Denkmals-Konservators Dr. Döring-Magdeburg und vor allem des Hofrates Rudolf Bunge-Coethen ist es aber zu danken, daß die Schillerstube bis auf weiteres unverändert bleibt. Da das geräumige Haus von vielen Mietern bewohnt ist, soll der alte Treppen-Aufgang und die Schillerstube abgeschlossen und für die Hausbewohner ein neuer Aufgang geschaffen werden. Ueber Schillers Aufenthalt in Lauchstädt schreibt ein Schauspieler aus Weimars Glanzzeit, Anton Genast, in seinen Tagebüchern: „Schillers Ankunft erweckte ein großes Interesse bei den versammelten Bade-



Die zertrümmerten Gebäude der Post.

Vom Erdbeben in Andischan.

Digitized by Google



Von der Centenarfeier des Kaiserlich russischen Pagencorps in St. Petersburg.

Digitized by Google



Das Schillerhaus in Bad Lauchstädt bei Merseburg.

gästen, denn alt und jung schwärmte noch weit mehr für ihn als für Goethe. Aber wie anders bewegte sich Schiller in der Gesellschaft Goethe gegenüber! Die bunte Menge beängstigte ihn förmlich, und Ehrenbezeugungen, die Goethe als etwas selbstverständliches aufnahm, wurden ihm unheimlich und machten ihn schüchtern. Darum suchte er zunächst die einsamen Wege auf, um den ewigen Begrüßungen zu entgehen; aber wenn es hieß: „Schiller ist dahin ausgegangen", wählte man gewiß den Weg, wo man ihm begegnen mußte. Er ging gewöhnlich gebeugten Hauptes durch die Massen, jedem, der ihn grüßte, freundlich dankend. Wie ganz anders war Goethe unter diesem Publikum, das alljährlich fast dasselbe war, einhergeschritten, stolz, wie ein König, mit hocherhobenem Haupte, dasselbe bei einem Gruße nur gnädig neigend. — Schillers Stücke zogen stets ein großes Publikum herbei und füllten immer die Kasse. Gewöhnlich kam er während der Vorstellung auf die Bühne, und ich sah die innere Befriedigung auf seinem Gesicht, wenn er zu mir sagte: „Das ischt ja heute wieder eine recht gute Einnahme! Ich hab' an Goethe geschrieben, daß wir recht gute Geschäfte machen." — Fast nach jedem Stück wurde ihm ein Vivat gebracht, aber um solchen Akklamationen zu entgehen, verließ er immer vor dem Ende der Vorstellung das Haus. Da er sich öfters unwohl fühlte, schlug er alle Einladungen zu großen Mittag- und Abendessen aus, nur einen Tag vor seiner Abreise nahm er ein Diner beim Obergerichtsrat Blümner an, welcher durch mich wußte, daß Schiller sich nur in kleinen Cirkeln behaglich fühlte; darum bestand die ganze Gesellschaft nur aus zehn Personen, Gelehrten und Schauspielern. — Er war sehr munter und teilte uns mit, daß er mit dem Entwurf seines Tell vollkommen fertig sei und jetzt zurückeile, um die Arbeit zu vollenden."

* * *

Die Sturmverheerungen in Marienburg. Der 2. Weihnachtstag des verflossenen Jahres wird als kritischer Tag erster Ordnung in der Geschichte der Stadt Marienburg verzeichnet werden. Noch liegen die Trümmer des letzten Brandes vor aller Augen, noch haften die Schrecken jener Brandnacht in aller Gedächtnis, und schon brachte diese Nacht ein neues elementares Ereignis mit ernstesten Gefahren und schwerstem Schaden. Ein orkanartiger Sturm, wie er in jenen Gegenden nur selten vorkommt und wie ihn noch kein Bewohner der Stadt erlebt, raste seit Mitternacht vom Südwesten her über Marienburg. Seinen Höhepunkt erreichte er 4 Uhr morgens und richtete fürchterliche Verheerungen an. Die hohen an der Nogat stehenden Speicher, die vor 2 Jahren nach dem großen Brande aufgebaut worden waren, wurden mit einigen Ausnahmen in Trümmerhaufen verwandelt. Das Dach der Jaruslavskischen Fabrik mit Sparren und Balken wurde empor gehoben, ein Teil desselben wurde gegen die Hinterwand des Nebengrundstücks geschleudert, ein Teil blieb hoch oben hängen während ein großer Teil über die hohen Laubenhäuser hinweg flog und mit ungeheurer Wucht über den Markt vor dem Pfohlschen Hause niedersauste, auf diesem mehrere hundert Meter langem Fluge die Giebelteile eines anderen Hauses mit sich nehmend. Die Dächer zweier anderer Speicher wurden in gleicher Weise herabgerissen und die Wände sind nach der Nogat niedergestürzt. Die Sparren und Balken wurden wie Streichhölzer geknickt, die Pappdächer in Fetzen zerrissen. Die Bewohner der Laubenhäuser durchlebten grausige Stunden. Bei Tagesanbruch bildeten die Speichergasse und die Querstraßen ein unpassierbares Chaos, so daß dieselben polizeilich gesperrt werden mußten. Das Gesellschaftshaus sowie das Bürgermeister Sandfuchssche Haus haben einen großen Teil des Daches verloren. Die Bewohner des Letzteren mußten den Schutz im Keller nachsuchen. Die Häuser in der Ziegelgasse wurden ohne Ausnahme schwer mitgenommen. Die Gemeindeschule, Gymnasium, Seminar, Amtsgericht und das Schloß haben bedeutende Dachschäden durch Einsturz von Schornsteinen erlitten. Die Zahl der zertrümmerten Fenster beträgt viele Tausende. Das Töpfertor hat große Risse erhalten, das Marientor und der Turm der katholischen Kirche



Zerstörte Windmühle bei Marienburg.

schwankten hin und her. Gegen 1/2 7 Uhr ertönte Feuerlärm; glücklicherweise konnte aber der ausgebrochene Schornsteinbrand leicht gelöscht werden. Ein ernsthafter Feuerausbruch hätte unter diesen Umständen vielleicht die ganze Stadt eingeäschert. In das Warenlager der Eisenhandlung des Herrn Krause fielen durch Umsturz der Seitenwände eines anderen Speichers etwa 10 000 Ziegel, die durch Militär weggeräumt wurden. Auf den Kirchhöfen und in den öffentlichen Anlagen sind viele große Bäume und Grabdenkmäler zerstört worden, und in der Umgegend haben viele Mühlen ihre Dächer und Flügel verloren. Während des Orkans brannte es ferner noch in nächster Nähe Marienburgs, und es sind dabei verschiedene Scheunen, Ställe und Wirtschaftsgebäude niedergebrannt.

* * *



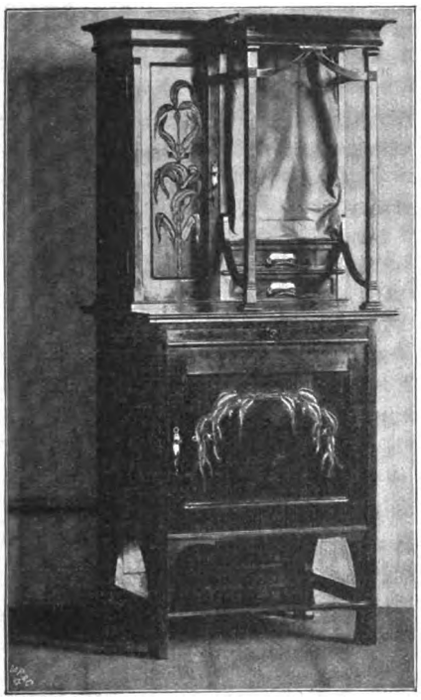
Von den Sturmverheerungen in Marienburg i. W.-Pr.: Trümmer eines abgerissenen Daches.

Digitized by Google

Frauen-Daheim.

Die immer Gekränkten,
Das sind die Beschränkten.

Die rasch verzeihen,
Sind die Frohen, die Freien.



Photographieschrank.
Nach einem Entwurf von Marie v. Zitzewitz.

Sich helfen lassen.

I.

Als dem Hausherrn vor Jahren die Frau starb, da übernahm eine ältere Verwandte die Führung des Haushaltes und die Erziehung der noch kleinen Kinder. Und da sie ihre ganze frische Kraft dieser neuen Aufgabe widmete, sich ihr gewachsen zeigte und in treuer Pflichterfüllung ihr Glück suchte, so haben die Kinder niemals die fehlende Mutter, noch auch der Hausherr die Gemütlichkeit entbehren müssen.

Das sind nun schon Jahre her, und das älteste Töchterchen des Hauses ist erwachsen aus der Pension zurückgekehrt. Ein junges, frisches Ding ist's, mit offenen Augen und gesunden Sinnen und dem innigsten Bestreben, sich in dem Wirkungskreise, in den es gestellt ist, nützlich zu machen und der alternden Tante in der Wirtschaft zu helfen. Da sollte man nun denken, es wäre ein ideales Leben; Jugend und Alter, die frische und die abnehmende Kraft, Unwissenheit und Erfahrung, Lebensernst und frohe Leichtherzigkeit sich liebevoll ergänzend; vier Hände arbeiten schneller als zwei. Wieviel Zeit müßte durch die Heimkehr und Hilfe des jungen Mädchens erübrigt sein für die Ausschmückung des Heims und trauliche Gemütlichkeit. Aber dem ist nicht so. Im Gegenteil, die alte Dame ist nur selten mit ihrer jungen Hilfe zufrieden, und es gelingt dem jungen Mädchen nicht, ihr etwas recht zu machen.

Die Kleine ist nicht vollkommen, — wer wäre es mit sechzehn Jahren? Einmal fühlt sich die Tante durch ihre Fragen belästigt, und in ihrer Ungeduld gibt sie der Nichte nur kurze unzulängliche Antworten. Ein anderes Mal fragt diese, durch Tadel scheu geworden, nun gar nicht und macht die Arbeit falsch; erneuter Grund zum Ärger. Und wenn sie es denn doch einmal so macht wie es sein soll, so fühlt sich die Tante unglücklich in dem Gedanken, unnütz geworden zu sein.

Die Kleine wird durch den Tadel scheu, findet sich beengt in ihrem fröhlichen Helfenwollen und zieht sich schüchtern in sich selbst zurück. Es ist ein ungemütlicher Zustand.

Und doch — es könnte so viel, viel schöner sein. Wenn die alte Dame etwas mehr Geduld und Nachsicht mit ihrer jugendlichen Hilfe haben wollte, wenn sie es als eine neue Pflicht empfände, dieses junge Menschenkind mit den Pflichten der Hausfrau vertraut zu machen und dadurch Freude an dem jugendfrischen Streben ihrer Schülerin gewönne, wenn sie das Kind für sich arbeiten ließe und es als ihr gutes Recht ansähe, aus einer allzeit hilfsbereiten Stütze eine beliebte Lehrerin geworden zu sein. Wahrlich ihr Wirkungskreis wäre deshalb nicht enger und ihre Wichtigkeit nicht geringer geworden; danken wir es nicht lebenslang allen denen, die unsere ersten, zaghaften Schritte auf noch unbekannten Pfaden mit Liebe und Freundlichkeit geleitet haben?

Helfen ist das sonnige Vorrecht der Jugend, und ein vornehmes Zurücktreten des Alters zeigt sich auch im sich Helfenlassen.

II.

Doch nicht nur das Alter soll sich helfen lassen. — Da ist ein betagtes Großmütterlein durch die Verhältnisse heimatlos geworden und zieht nun zu einem verheirateten, aber schon längst verwitweten Sohne um, wie sie sagt, dort etwas zu helfen. Doch die beiden Töchter führen dem Vater schon lange die Wirtschaft; sie sind frisch und tatkräftig, aber ein wenig eingenommen von ihrer Wichtigkeit und sehr selbständig.

Viel kann Großmütterlein nicht mehr helfen; aber sie hat doch ihrer kleinen Wirtschaft noch vorgestanden und nach dem Rechten gesehn, wenn es manchmal auch nur langsam ging und sie sich oft unnötige Mühe machte.

Die Verhältnisse, in die sie nun gekommen, sind größere, und das bedrückt sie; wenn sie nun schüchtern den Kopf durch die Küchentüre steckt, wo die beiden kräftigen Mädchen ihr Wesen treiben und bescheiden ihre Dienste anbietet, dann lachen die beiden:

„Nein, Großmutting, laß nur, das machen wir schon allein, das kannst Du doch wohl nicht, laß nur, das ist Dir zu schwer, geh' in die Stube, Du erkältest Dich hier bloß! Lies drin ein bißchen, Du sollst Dich nicht anstrengen, wenn wir Zeit haben, kommen wir auch hinein."

So und ähnlich werden alle ihre schüchternen Versuche, helfen zu wollen, zurückgewiesen; und doch könnte sie noch manche Handreichung tun, die liebe Alte, und manche heiße Träne, manch bitterer Gedanke, daß sie so ganz unnütz geworden, der sie überkommt, wenn ihre Großtöchter erhitzt von der Arbeit ins Zimmer kommen, wo sie so allein und tatenlos sitzt, hätte ihr erspart werden können, wenn die jungen Mädchen ihr mit richtigem Taktgefühl entgegengetreten wären, wenn sie ihr etwas zu tun gegeben hätten. Wie würden die Augen der alten Frau gestrahlt haben über ein lobendes Wort, das die Enkelinnen für ihre Arbeit gehabt hätten! Und wäre solch Aufleuchten in den alten Augen nicht Lohn genug für die beiden jungen Mädchen gewesen, wenn sie großherzig manche Langsamkeit und Kleinlichkeit der alten Frau mit in den Kauf genommen, mit einem Wort, wenn sie sich hätten helfen lassen? Denn dieses Helfenlassen wäre eine Hilfe gewesen, die das Großmütterlein glücklicher gemacht hätte, als alle Arbeit, die sie für sie taten.

E. M.

Kunstgewerbliches.

Von der letzten Weihnachtsmesse des Vereins Berliner Künstlerinnen möchten wir nachträglich wenigstens ein sehr schönes Stück herausheben, einen Schrank von Marie v. Zitzewitz, zu dem der Entwurf auf der kunstgewerblichen Frühjahrskonkurrenz in demselben Verein einen Preis erhielt und der nun genau nach den Angaben der Dame angefertigt wurde. Der Schrank besteht aus rotem Mahagoni, während er innen aus Eichenholz hergestellt ist. Wie die Abbildungen zeigen, ist es ein zierliches Möbelstück, enthält aber trotzdem eine Menge Platz, um seiner Bestimmung gemäß, Sammlungen von Photographien in sich aufzunehmen, völlig zu genügen. Der mittlere Teil besteht, nach Oeffnen der Tür, aus 5 Schubläden, die den größten Photographien Platz bieten, während die obere Hälfte geteilt ist, links eine Menge kleiner „englischer Züge" enthält, um das Ordnen der Photographien zu ermöglichen; die andere Hälfte besteht aus lauter kleinen Fächern, zur Aufbewahrung von Platten und leeren Kartons; sie werden verdeckt und vor Staub geschützt durch eine seidne, an Ringen laufende Gardine, die bis an zwei kleinere Schubladen heranreicht. Der unterste Teil des Schrankes ist frei und kann mit Mappen und illustrierten Reisebüchern belegt werden. Ein Schieber in der Mitte des Schrankes soll das Hineinlegen und Herausnehmen der Photographien erleichtern. Man sieht, daß der Platz dieses kleinen Schrankes völlig ausgenutzt ist. In die Türen sind naturalistisch gezeichnete Zweige des Eucalyptus geschnitzt, und die Beschläge und Griffe aus dunkler Bronze sind ebenfalls genau dem Eucalyptusblatt nachgebildet; sie wirken vornehm auf dem dunklen Holz des Mahagoni.

Kunst im Hause.

Plastin. Mit Freuden wird es von allen, die sich mit Kunsthandarbeit beschäftigen, begrüßt, wenn eine neue künstlerische Arbeit „erfunden" ist, die zu frohem Schaffen anregt. Nun hat der Maler Schütz in Hamburg uns in diesem Jahr mit der Plastinmalerei beschenkt. Plastin ist eine dickflüssige, fast feste Farbenmasse, von der wir beim Gebrauch etwas auf eine Glasplatte tun und mit Wasser fein verrühren, — jedesmal nur soviel als wir gerade gebrauchen, da die Farbe schnell trocknet. Gelegenheit zur Anwendung findet sich überall, denn wir können auf bunte Karten, auf Metall, Majolika, auf Glas und Pappe die Farbe haften lassen, ohne daß die Dinge erst extra präpariert werden;



Photographieschrank, geöffnet.

Digitized by Google

nur Holz bedarf eines Firnisanstriches, damit die Farbe nicht in dasselbe zieht. Zunächst hat der Erfinder die Herstellung von Plaketten und Bilderumrahmungen im Auge gehabt und zu diesem Zweck Glasplatten sowie solche aus Pappe mit Plastinmasse bezogen. Auf diese pauft man in bekannter Art das Muster, am besten Blumen oder Arabesken, doch auch Figürliches nimmt sich besonders auf den Pappplatten vorzüglich aus. Ist die Zeichnung gepauft, so kratzt man mit einem Radiermesser alle die Stellen auf der Glasplatte fort, die durchsichtig erscheinen sollen, z. B. die Mitte, unter welche das Bild kommt, doch ebenso die äußeren Konturen und solche Teile, welche zwischen den Figuren liegen. Nun füllt man einen feinen Menadopinsel mit der Plastinmasse und malt mit derselben wie mit gewöhnlicher Farbe, doch liegt die Masse erhaben auf dem Untergrund. Hält man diesen in Hellgrün, so kann man weiße Malmasse nehmen, weil dies sich schön abhebt. Ist der erste Überzug getrocknet, so setzt man eine zweite Farbe auf, und zwar arbeitet man umgekehrt wie gewöhnlich; man setzt dort mehr auf, wo mehr Licht ist, so daß die Blumen oder Ornamente vollkommen plastisch hervortreten. Staubfäden und Blumenkelche arbeitet man, indem man nur einen dicken Tropfen der Farbe herauslaufen läßt. Man modelliert eben mit dem Pinsel. Hat man die Formen schön plastisch herausgebracht, so läßt man die Arbeit trocknen und kann mit dem Messer durch Fortnehmen einzelner Stellen die künstlerische Wirkung erhöhen. Auf Pappplatten radiert man den Grund, nachdem man die Platte befeuchtet hat, nur bis zur Hälfte der Auflage ab und arbeitet dann gewöhnlich in derselben Farbe der Auflage, sonst in gleicher Weise wie auf Glas. Will man den Effekt durch Färbung erhöhen, so kann man mit Aquarellfarben sofort nach dem Trocknen darüber arbeiten, während Oelfarben einen Firnisanstrich verlangen. Pappplaketten bronziert man auch häufig, oder arbeitet auch Dunkelblau oder Grün in Weiß, wodurch eine dem Wedgewood ähnliche Wirkung erzielt wird. Nach dem Trocknen der Farben überstreicht man die Arbeit wieder mit Firnis. Die aufgetragenen Ornamente erstarren zu einer steinharten, völlig widerstandsfähigen Masse. Sehr hübsche Tisch-, Menu- und Gratulationskarten kann man herstellen, wenn man mit hellgrüner Plastinmasse auf rosa oder blauen Karton malt und hin und wieder etwas Farbe aufsetzt. Wer sich einmal mit der Arbeit beschäftigt, den wird sie zu immer neuen Versuchen anregen. Die Kasten mit fünf verschiedenen Farbmassen, diverse präparierte Platten, Vorlagen, Messer, Pinsel, zweierlei Firnis kosten 16 Mk. und sind durch das Kunstgewerbliche Atelier von Frau Clara Roth, Berlin W., Lützowstraße 84a, zu beziehen. Daselbst wird auch Unterricht in der neuen Technik gegeben, und fertige Modelle liegen zur Ansicht aus. Die beiden Abbildungen, welche wir bringen, zeigen zunächst eine fertig gearbeitete Glasplatte in Plastin, die Blumen in grün und weißer Masse auf die präparierte Platte aufgesetzt und naturfarben gelassen. Die beiden Landschaften sind plastisch hineingearbeitet und dann mit Ölfarben ausgemalt. Die zweite Abbildung gibt eine moderne Plakette, auf Pappe gearbeitet. Die obere Schicht der Masse wurde abgenommen, die Figur aufgesetzt, einzelne Pärtien mit dem Messer dann herausgekratzt und die fertige Arbeit mit Bronze bezogen.



Plakette mit Plastinmalerei.

Praktisches fürs Haus.

Bei der allgemein üblichen Weise, Äpfel vorzubereiten zum Kochen oder Backen, geht entweder manches gute Apfelfleisch verloren oder das Kernhaus wird nicht völlig entfernt. Beides wird bei folgender Weise vermieden. Anstatt wie bisher den Apfel der Länge nach in Viertel zu schneiden, schneidet man ihn quer durch, dann liegt das Kerngehäuse mit seinen fünf Kammern offen da. Darauf schneidet man jede Hälfte in fünf Teile, genau in jede kleine Kammer hinein. Dann ist es ein Leichtes, an den Ecken die zähe Haut zu entfernen, ohne Fleisch mit wegzuschneiden. In obstarmen Jahren eine sehr zu empfehlende Methode! Probier's!

H. Benck, Husum.

Um Gummischuhe zu behandeln, daß sie stets wie neu aussehen, müssen sie nach jedem Gebrauch mit feuchtem Schwämmchen leicht abgewischt und, nachdem sie völlig trocken, mit einem mit Petroleum angetupftem Lappen tüchtig gerieben werden. Auch empfiehlt es sich, innen auf dem Absatz ein genau passendes Tuchstückchen mittelst flüssigen Leims zu befestigen, wodurch dem Stiefelabsatz und den kleinen Nägeln etwas von ihrer zerstörenden Gewalt genommen und die Hacken der Gummischuhe sehr geschont werden.

Tischlied zur Hochzeit.

(Mel.: Der Mai ist gekommen.)

Nun lasset erklingen ein Lied wunderhell
Mit fröhlichem Singen, Jungfrau und Gesell,
Trompeten und Geigen, laßt schmettern es laut:
Es gilt den Hochzeitsreigen der lieblichen Braut!

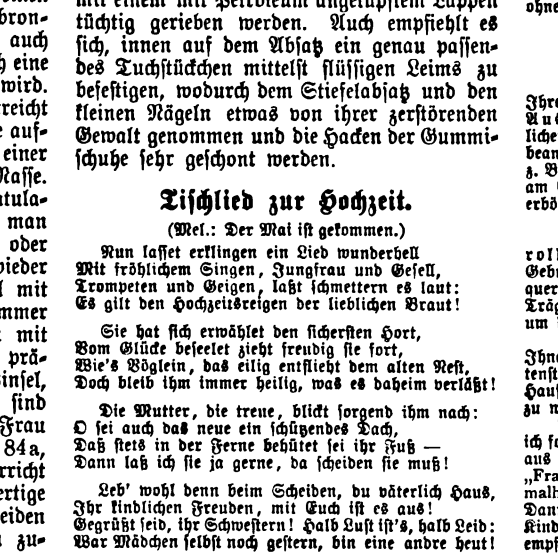
Sie hat sich erwählet den sichersten Hort,
Vom Glücke beseelet zieht freudig sie fort,
Wie's Vöglein, das eilig entflieht dem alten Nest,
Doch bleib ihm immer heilig, was es daheim verläßt!

Die Mutter, die treue, blickt sorgend ihm nach:
O sei auch das neue ein schützendes Dach,
Daß stets in der Ferne behütet sei ihr Fuß —
Dann laß ich sie ja gerne, da scheiden sie muß!

Leb' wohl denn beim Scheiden, du väterlich Haus,
Ihr kindlichen Freuden, mit Euch ist es aus!
Gegrüßt seid, ihr Schwestern! Halb Lust ist's, halb Leid:
War Mädchen selbst noch gestern, bin eine andre heut!

Die Heimat, die alte, winkt grüßend zurück:
Daß Gott Dir erhalte Dein sonnenhelles Glück!
Läßt in den Herzen drinnen ein treu Gedenken stehn —
So zieh' mit Gott von hinnen — leb' wohl, auf Wiedersehn!

Irene Wild.



Bilderrahmen mit Plastinmalerei.

Für die Küche.

Übereinandergesetzte oder Alliancetorte. 1 Pfd. ausgewaschene, wohlschmeckende Butter wird zu Schaum gerührt, daß sie ganz weiß wie Sahne ist; dann werden nach und nach 5 ganze Eier und 4 Dotter dazu gerührt, aber immer so, daß ein Ei vollkommen mit der Masse vermischt ist und man stets nach einer Seite zu rührt. Dann wird 1 Pfd. fein gesiebter Zucker darunter geschlagen und endlich 1/2 Pfd. Kartoffelmehl und 3/4 Pfd. feinstes Weizenmehl nach und nach, indem man stets nach einer Seite rührt. Wenn alles eine glatte, gut vermischte Masse ist, fügt man die staubfein gewiegte Schale einer Citrone und zuletzt 1/4 Liter gute Sahne hinzu. Man schneidet nun fünf runde Papiere von der Größe, wie man die Torte haben will, einen Umschlag zugerechnet, biegt einen daumenbreiten Rand um, den man in kleine Fältchen bricht, so daß er aufwärts sieht, bestreicht diese Papierkapseln mit zerlassener Butter in allen Rändern gut aus, füllt den Teig hinein und bäckt diese Kuchen in einer wohldurchheizten, doch nicht zu heißen Röhre hochgelb ab. Wenn die Kuchen kalt sind, werden sie von dem Papier abgemacht und mit Eingemachtem oder Marmelade bestrichen, übereinander gelegt und ein beliebiger Guß darauf getan. Man kann auch zwischen alle diese drei Torten statt der Marmelade einen Creme streichen, z. B. einen Mandel- oder Nußcreme. Zu demselben nimmt man entweder 1/2 Pfd. Mandeln, Hasel- oder Walnüsse, zieht sie, gebrüht, ab und stößt sie, dann und wann ein wenig Eiweiß zusetzend, mehlfein, fügt 185 Gramm Zucker, 125 Gramm leicht zerlassene Butter, 4—5 Eidotter, 63 Gramm geriebene bittere Makronen, 3 Eßlöffel süße Sahne und eine Prise Salz dazu, schlägt alles tüchtig zusammen und brennt es langsam auf dem Herde zu einem dicken Creme ab, läßt ihn erkalten und streicht ihn kurz vor dem Servieren dick zwischen die Tortenblätter. Man kann vorher auf das oberste Blatt einen Guß machen und ihn, ehe er ganz trocken wird, mit kandierten Nüssen oder gebrannten Mandeln verzieren. Der Guß mit Citrone, bei der amerikanischen Torte in Nr. 13 angegeben, würde sich gut dazu eignen; oder ein Punschguß, ebenso bereitet, nur daß man statt des Saftes der zweiten Citrone einen kleinen Eßlöffel voll Rum hinzufügt und das obere Blatt überstreicht, wenn es aus dem Ofen kommt. F. M. in H.

Frage.

22) Würde mir eine freundliche Leserin ein Rezept zu Kokosmakronen mitteilen? Doch sollen dieselben ohne Zusatz von Zwiebackskrume gebacken werden.

Frau Forstmeister S. in L.

Auskunft.

Fr. 14. (**Pfarrfrau aus einer kleinen Stadt.**) Ihre Frage, ob es eine Anleitung über die richtige Aussprache französischer, im Deutschen gebräuchlicher Wörter, vielleicht scherzhaft in Versen, gibt, beantworte ich dahin: Ich besitze verschiedene Verse, z. B. folgenden: „Bei Compot, Bouquet, Buffet scharf am Ende das t, doch niemals bei Portrait." Ich bin erbötig, der Fragestellerin weitere Verse zu übersenden.

Cl. in Frankfurt a. M.

Fr. 19. (**Abonnentin in Hamburg.**) Leere Garnrollen kann man gut als Lichthalter bei kleinen Geburtstagfeiern verwenden. Die Garnrollen werden quer in der Mitte durchgesägt, vergoldet und als kleine Träger für das Lebenslicht und die anderen Lichtchen um den Geburtstagskuchen gestellt. M. B. in Berlin.

Fr. 20. (**Alte Abonnentin in S.**) Ich stelle Ihnen anheim, sich an Herrn Direktor Mehnert (Hartenstein in Sachsen) oder an die Vorsteherin des Ermel-Hauses, Frl. Hornstein, in Ober-Lößnitz bei Dresden zu wenden. Dr.

Fr. 21. (**L. B. in W.**) Auf Ihre Frage möchte ich folgende französischen Bücher vorschlagen, die durchaus dem Alter von 12 bis 14 Jahren angemessen sind: „François le Bossu", par Madame de Ségur. „Les malheurs de Sophie" von derselben Schriftstellerin. Dann: „Au coin du feu" von Emile Souvestre. Als Kinderzeitung ist „Le rayon de soleil" sehr zu empfehlen. Redaktion: Madame R. Saillens, Paris, Boulevard Exelmans 62. 2 Fr. par an.

Frau Pastor M. in H.

Fr. 21. Als gute französische Kinderbücher sind geeignet: „Thérèse ou la petite sœur de charité" par A. E. de Saintes oder „Le petit chose" (histoire d'un enfant) par Alphonse Daudet. Ersteres kostet 0,60 Mk., letzteres 1 Mark; beide sind erschienen bei Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig und in allen Buchhandlungen erhältlich.

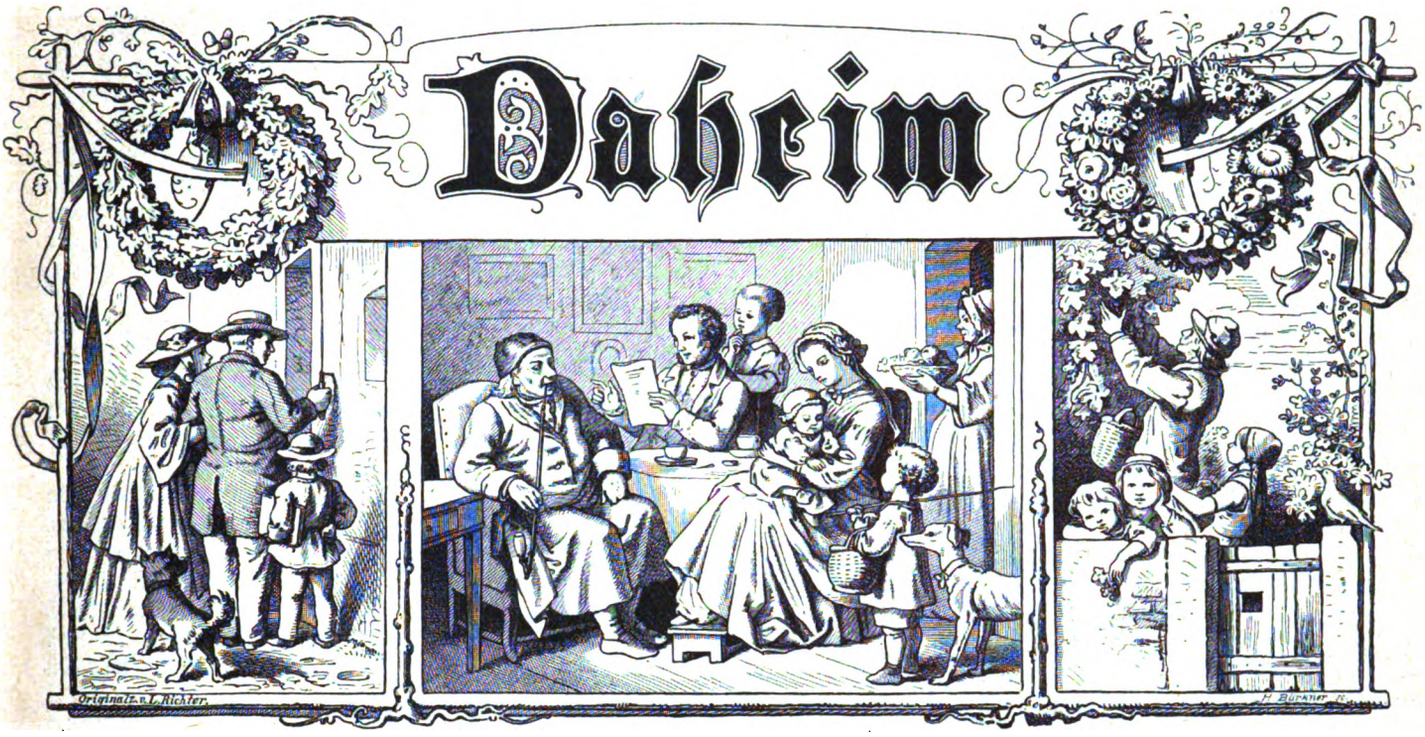
Leserin in Jever.

Fr. 21. Auf diese Frage kann ich Auskunft geben: Eine französische Mädchenzeitung ist „Poupée modèle", zum „Journal des demoiselles" ein Supplement (7 Frs. pr. Jahr, mit Puppenkleidermodellen und Geschichten). Ferner ist sehr zu empfehlen das Buch für Kinder von 12 bis 15 Jahren: „La fille de Carites", courronnée de l'Académie. Es bedarf keines näheres Titels, der Autor ist anonym und das Buch in Frankreich sehr bekannt. Fr. S.

Redaktionspost.

Abonnentin in Fürsteneck. Die in Nr. 13 besprochenen Holländer Teppiche webt und liefert die Herforder Teppichfabrik, Herford in Westfalen.

Digitized by Google



Der Taugenichts.

Die Geschichte einer Jugend. Von Paul Oskar Höcker. (Fortsetzung.)

Frau Harriet fühlte ihres Sohnes grobe Hände ihre Wangen streicheln. Es lag in der Liebkosung fast etwas Väterliches oder doch Kameradschaftliches. Die strengen Reden ihres Gatten fielen ihr wieder ein: sie empfand es als ihre Pflicht, den Ernst dieses Augenblicks wahrzunehmen.

„Hansheinrich," sagte sie halblaut, indem sie seine Hände festhielt und einen kleinen Schritt zurücktrat, „hast Du nun endlich eingesehen, wie schwer Du Dich versündigt hast?"

Er ließ die Arme sinken und sah wehmütig lächelnd an ihr vorbei. „Ach, Mutterle, laß doch, das sind ja olle Kamellen."

Maximilian Ott legte inzwischen draußen ab. Das Wiedersehen mit seinem Sohne hatte sich so ganz anders gestaltet, als er sich's vorgestellt. Zu einer richtigen Aussprache war's weder im Lazarett noch im Eisenbahncoupé vor den fremden Leuten gekommen. Nun war er etwas geniert, vielleicht auch unzufrieden mit sich. Er zögerte absichtlich im Korridor, beobachtete aber die Szene, die sich drinnen abspielte, ganz genau.

„Du hast wohl übersehen, daß Tante Ellen sich hier befindet, Hansheinrich," sagte er, indem er eintrat und seine Frau und seine Schwägerin mit einem Händedruck begrüßte.

Der junge Seemann hatte seinen rechten Arm in den der Mutter geschoben. Er winkte dem steif und abwartend beim Schreibtisch sitzenden alten Fräulein flüchtig mit der Linken zu. „Ah — richtig — da ist ja auch die Tante. Na, guten Tag auch, Tante Ellen."

Frau Harriet fühlte ihren Arm so fest gefaßt, daß sie ihn nicht freibekommen konnte. „Geh doch hin und gib ihr die Hand," raunte sie ihm ängstlich zu.

Es blitzte seltsam in seinen Augen. Und in dieser Sekunde tauchte in ihnen allen die Erinnerung an eine weit zurückliegende Szene auf. Es war, als wollte in ihm bei dieser Erinnerung der alte Haß wieder zum Durchbruch kommen. Aber er schüttelte dann doch nur den Kopf und sagte abwehrend: „Nee, Mutting, das mußt nicht von mir verlangen."

Eine peinliche Pause entstand. Ott hatte die Tür zum anstoßenden Speisezimmer geschlossen, in dem das Mädchen den Eßtisch deckte. Ernst sah er nun seinen Sohn an. „Ich will hoffen, Hansheinrich, daß Du die einfachsten Bedingungen der Höflichkeit erfüllst, die das gemeinsame Leben unter einem Dache fordert."

„Geh hin und gib ihr die Hand!" sagte Frau Harriet abermals, noch dringlicher als zuvor.

Der junge Seemann hatte die Hände in die Taschen gesteckt, zog sie nun wieder heraus, barg sie aber, als seine Mutter danach faßte, wie in instinktivem Widerwillen auf dem Rücken. „Nee, nee," sagte er noch einmal, „das mußt nicht von mir verlangen."

„Ich — — verzichte auch gern," sagte das alte Fräulein äußerlich eisig, innerlich kochend. Damit schritt sie auf die Tür zu.

„Einen Augenblick, Ellen!" rief der Hausherr. Er ging erregt übers Zimmer. Am Fenster wandte er sich um und sagte, sich zu einem kühl überlegenen Ton zwingend: „Es tut mir Deiner armen Mutter halber leid, daß ich gleich in der ersten Sekunde wieder an Dir zu tadeln habe, Hansheinrich. Aber das eröffne ich Dir hiermit, mein Junge, Du wirst Tante Ellen um Vergebung bitten — ganz ebenso wie Du uns, Deinen Eltern, Deine Reue äußern wirst. Ich habe bis jetzt vergeblich darauf gewartet."

Aus Hansheinrichs Antlitz war alles Sonnige gewichen — seine blauen Augen blickten starr und trotzig den Vater an. Aber seine Stimme hatte noch immer den forschen, fast fröhlichen Klang.

„Um Verzeihung kann ich nicht bitten. Nee, Vatting. Sieh 'mal: ich bereu' doch auch nichts. Wenn's heut noch eins so wär' wie damals — ich ging wieder durch! Ja, trotzdem daß ich heut weiß, was man da draußen all auszustehen hat."

In Maximilian Ott erwachte der Choleriker. Frau Harriet sah die Ader auf seiner Stirn anschwellen. Wie trennend trat sie zwischen die beiden.

„Hansheinrich," sagte sie fast flehend, „tut Dir's denn gar nicht leid, daß man so viel Kummer mit Dir gehabt hat?"

Er preßte die Hände ineinander, er rang mit sich. Stockend kam's von seinen Lippen: „Je, Mutterle, daß Du — und daß Vatting — daß Ihr beide Kummer gehabt habt, das tut mir ja gewiß leid. Aber was ich getan hab', das — das war doch das Rechte."

Digitized by Google

„Junge —!“

„Ja, seht 'mal, ich hab' mir das oft überlegt. Zeit genug dazu war ja in den langen Wachen an Bord in der Nacht. Auch im ersten Jahr, wo's noch Prügel gesetzt hat und wo man alle Tage sein bißchen elendes Leben verflucht hat. Aber so viel ich auch hab' ausstehen müssen: feig hat mich nichts machen können. Lieber ganz um die Ecke gehen als heucheln. Ja, das war mein Grundsatz. Und den kann mir auch jetzt niemand mehr nehmen.“

„Hansheinrich, mein Junge,“ sagte Ott fest und eindringlich, aber doch fast verzweifelt, indem er seine beiden Hände auf die Schultern seines Sohnes legte, „wer verlangt denn von Dir, daß Du heuchelst? Aber mahnt Dich denn gar nichts in Deiner jungen Brust da drinnen, die Verzeihung für all das Leid anzurufen, das Du über uns gebracht hast?“

Lange, lange herrschte tiefe Stille.

Der junge Seemann preßte die Hände ineinander und biß die Lippen fest zusammen. Man merkte, wie's in seiner Brust arbeitete.

„Ich hab' — viel mehr ausgestanden — als Ihr,“ sagte er endlich halblaut und zögernd.

„Aber doch durch Deine eigene Schuld, Junge!“

Hansheinrich seufzte tief und schwer. „Ach, Vatting — es nutzt ja nichts — rühr' das doch nicht mehr auf. Ihr habt mich halt nie verstanden.“

„Das sagst Du uns — in dieser Stunde?“

„Ich kann doch nicht anders, Vatting.“

„Dann ist Dein unkindlicher Trotz also noch immer nicht gebrochen?“

„Max, ich bitte Dich, laß es jetzt!“ mischte sich Frau Harriet ein. „Laß ihn erst zur Ruhe kommen, zur Sammlung.“

Stöhnend wandte sich der Hausherr ab. „Ja, ja, ja. Gut. Nicht heute.“

Wiederum trat Schweigen ein. Die Tante hatte inzwischen lautlos das Zimmer verlassen.

Hansheinrich fühlte eine Schwäche in seinem Bein, er setzte sich und strich sich mit beiden Händen langsam über den Schenkel. Dabei sank sein Kopf etwas hinab und ein vergrämter, alter, fast stumpfer Ausdruck trat in seine Züge. Er hatte nun geradezu etwas Plebejisches, das seinen Vater reizte, trotzdem er sich auch wieder von einer gewissen mitleidigen Rührung nicht freimachen konnte.

„Du hast noch Schmerzen?“ fragte Frau Harriet dann, um abzulenken.

„O, das geht, Mutting. Es ist nur so komisch, bis man sich wieder an das dumme Bein gewöhnt hat. Erst dacht' ich gar, es wird steif bleiben, wo's aus dem Gipsverband herauskam. Die im Grützkasten, im Lazarett, sagten aber alle, das würde sich schon wieder machen, das mit der Schwäche.“

Ott war nach kurzem Kampf mit sich seiner Schwägerin gefolgt, denn er fürchtete, sie werde nun unter Umständen nicht zu bewegen sein, an der ersten Mahlzeit teilzunehmen. Die Aussicht, daß damit wieder eine wochenlange Übelnehmerei mit häuslichem Unfrieden einsetzen werde, peinigte ihn über alle Begriffe.

Als Frau Harriet mit ihrem Sohn allein war, lauschte sie ängstlich nach nebenan; dabei sprach sie, zur Hälfte abwesend, über sein Unterkommen hier, seine Schlafgelegenheit — nur damit das peinliche, dumpfe Schweigen nicht länger anhielt.

Hansheinrich rieb noch immer schwerfällig an seinem Bein. Es war, als ob er gar nicht hinhörte.

„Weißt Du,“ sagte er plötzlich leise, gewissermaßen vertraulich, „das hatt' ich mir nämlich immer vorgenommen: wenn ich Dich 'mal im Leben wiedersch', dann wollt' ich auch ‚Mutterle‘ zu Dir sagen — so wie der Friedel immer gesagt hat.“

„Der Friedel?“

Er lächelte. „Ja so, Du weißt nicht. Das war nämlich ein kleiner Schwab bei uns an Bord. Ja, der hat nie anders als von seinem ‚Mutterle‘ gesprochen. Wir haben ihn oft ausgelacht deswegen.“

„Ausgelacht?“ Sie fragte nur mechanisch, weil sie sich innerlich noch immer nicht freigemacht hatte.

„Nun ja, er war so putzig. In allem. Aber jetzt im Sommer, da hat er mir doch arg leid getan. Weißt Du, da kriegte er das Fieber. Na, der hat gepfiffen — das hast Du fünf Kojen weit gehört. Und da hat er auch im Traum immer mit seinem ‚Mutterle‘ gesprochen. Das war in der Südsee. Dort haben wir ihn dann versenkt.“

„Er ist gestorben?“

„Ja freilich. Weißt Du, wer das Fieber kriegt, der ist fertig. Er hat's auch gewußt, daß er sterben muß. Ja, denk' nur, und wie komisch das war: seine Mutter, die war doch in Ulm, — ja, und denk' nur, die ist zur gleichen Zeit mit ihm gestorben. Da sage noch einer, daß es keine Ahnungen gibt.“

Frau Harriet war langsam näher gekommen. Sein Ton war jetzt ganz anders als zuvor, viel kindlicher, viel naiver. „Das glaub' ich wohl, Hansheinrich, daß das Eindruck auf Dich gemacht hat. Zwischen Mutter und Kind ist ein geheimes Band, weißt Du das? Die Mutter leidet alles mit, was das Kind zu erdulden hat, auch in weiter Ferne. Siehst Du — und so hab' auch ich das alles mit erduldet, was Du zu leiden gehabt hast.“

„Ach, Mutting, das hättst Du ja gar nicht ausgehalten.“

„Im Geist, Hansheinrich, nicht körperlich.“

„Na ja — so.“

Sie stand dicht vor ihm. Sie glaubte, durch irgend ein bedeutendes Wort jetzt seine völlige Wandlung erreichen zu können. Es lag im Grunde doch so viel Weichheit in ihm. Aber nun hörte sie schon wieder die Stimme ihres Gatten, der ins Nebenzimmer zurückkehrte. Da ward sie wieder unsicher. Sie hielt ihm rasch die Hand hin. „Von dem Sohne der Ulmerin mußt Du mir noch mehr erzählen, Hansheinrich.“

„Ja, der arme kleine Friedel. Also weißt Du, der war von daheim durchgewitscht, weil er einen Stiefvater gekriegt hat, ja, denk' nur, und so eine Gemeinheit, der neue, der hat sein Mutterle geschlagen, und da konnt' er's nicht mit ansehen. — O, so gab's noch viel an Bord. Ja, und eigentlich die meisten, so rüdig sie waren, von ihrem Mutterle — da haben sie doch immer noch 'was gehalten. Das war damals wie eine Krankheit.“

„Wie eine Krankheit — was?“

„Ach, wie's da den Friedel gepackt hatte, weißt Du, das Geheule immer nachts in den Hängematten. Und keiner sagte mehr ‚Mutting‘ oder so. Alle sagten ‚Mutterle‘. Aber nur, wenn wir unter uns waren. Und ich hab' ihnen auch viel von Dir erzählen müssen. Weißt Du, den andern ihre Mütter, die waren nicht so wie Du, die waren Waschfrauen und so.“ Er lachte plötzlich herzlich auf. „Ach, und einer, der meinte, zu einer feinen Dame könnte man doch nicht ‚Mutterle‘ sagen. Aber gelt, ich hab's doch zu Dir gesagt? Ja — bloß das eine Mal. Da m u ß t' ich's sagen. Das hab' ich mir fest vorgenommen gehabt. Ich erklär' Dir's nur, damit Du weißt, warum, Mutting.“

„Hans — liebster Junge ...“

„Bscht, Vatting kommt!“ warnte ihr Sohn.

Frau Harriet fuhr sich ganz bewegt über die Augen. Die letzten paar Sätze, die hatten sie doch sehr ergriffen.

Die Tür zum hellerleuchteten Speisezimmer öffnete sich wieder.

„Also laßt uns zu Tische gehen,“ sagte der Hausherr möglichst gefaßt.

Frau Harriet bemerkte sofort, daß ihre Schwester sich zurückgezogen hatte.

„Du wirst wohl Hunger haben, mein Junge?“ fragte sie verwirrt.

Hansheinrich lachte, seine gesunden weißen Zähne zeigend. „Aber bannig, Mutting.“

Digitized by Google

3. Kapitel.

Maximilian Otts Urteil über seinen Sohn stand nach den ersten paar gemeinsamen Mahlzeiten fest: der Junge war für einen urbanen Kreis schlechterdings unmöglich geworden, er war ganz und gar deklassiert.

Mit leiser Verachtung hatte sich Tante Ellen schließlich an den unsympathischen Hausgenossen gewöhnt, auch ohne daß dieser der äußeren Form mit einem artigen Wort genügt hätte. Ihre Kritik deckte sich nun natürlich mit der ihres Schwagers.

Hansheinrich hatte von dem rohen Schiffsvolk da draußen in Ausdruck und Benehmen, in Ansichten und Manieren so viel angenommen, daß es kaum mehr auszurotten war. Namentlich, wenn der feste Wille fehlte, sich zu bessern. Und hier war es manchmal gerade, als ob Hansheinrich mit seiner Teerjackenderbheit noch renommieren wollte.



Araras. Nach dem Gemälde von P. Meyerheim.

In der langen und erregten Aussprache vor dem Schlafengehen am Abend seiner Ankunft war das Ehepaar darin übereingekommen, daß man Hansheinrich zunächst doch lieber in möglichster Geduld und Sanftmut die Gelegenheit geben müsse, sich in das ihm fremd gewordene Milieu allmählich wieder einzugewöhnen. Einen guten Erfolg versprach sich Ott aber bald nicht mehr.

Die erste und größte Hoffnung, die er im stillen gehegt, war fehlgegangen: das harte Schicksal hatte Hansheinrichs Trotz noch immer nicht erschüttert. Genau so verstockt, wie er damals davongelaufen, so war er von Bord zurückgekehrt. Nicht Prügel, noch Einsamkeit, nicht Arbeit, noch Hunger und Frost hatten daran etwas geändert. Eines Nachts, als Maximilian Ott vor Erregung nicht schlafen konnte, sagte er, nachdem er durch sein Hinundherwerfen seine Frau aufgeweckt hatte: „Wir sind doch beide ehrlich genug, um ohne jede Voreingenommenheit über ihn zu urteilen. Woran liegt es also, daß wir einander nicht verstehen? Besitzt er nicht so viel Intelligenz, um einzusehen, daß wir sein Bestes wollen? Er ist in dem einen Punkt wie verbohrt, wie vor den Kopf geschlagen. Manchmal sag' ich mir geradezu: es ist ein schlechter Instinkt in ihm, er *will* uns wehe tun!"

Das mochte Frau Harriet nicht wahrhaben. Sie hob weichere Züge von ihm hervor, die nur sie kannte.

Er glaubte nicht recht daran. Die Sentimentalität hatte er sich längst abgewöhnt. Als sie ihm vorhielt, dem Mutterauge entgehe das wirklich Gute nicht, es möge sich noch so sehr verstecken, erwiderte er: „Aber die schlechten Anlagen übersieht das liebende Auge der Mutter um so williger." Trübe schloß er die nächtliche Unterredung: „Vielleicht haben wir selbst die größte Schuld an seiner verpfuschten Existenz. Wir sind beide voller Fehler. Ja, ich habe den Mut, das einzugestehen. Wir haben unsere wichtigste Aufgabe — die zu erziehen — nicht mit dem rechten Ernst erfaßt. Erziehen ist schwerer als Artikel schreiben oder Gedichte machen. Entweder haben wir's an verstehender Milde oder an rücksichtsloser Strenge fehlen lassen. Der Himmel weiß allein, wo unsere Schuld anfängt, wo sie aufhört. Aber das traurige Facit — das haben wir vor Augen."

Die nächste Folge dieser pessimistischen Auslassungen Maximilians war ein schwerer Anfall von Neuralgie, der Frau Harriet mehrere Tage lang ans Leidenslager fesselte.

Während dieser Zeit sah Hansheinrich auf Schritt und Tritt nur vorwurfsvolle Mienen. Denn die Neuralgie der Hausfrau tyrannisierte stets deren ganze Umgebung.

Wenn sein Vater, was häufig genug vorkam, einer Mahlzeit fernblieb, weil er in der Redaktion oder bei einer wichtigen Sitzung festgehalten wurde, so hockte Hansheinrich in diesen Tagen lieber mutterseelenallein auf seinem Stübchen, als daß er sich der Tante gegenübergesetzt hätte. Er haßte sie noch ebenso leidenschaftlich wie als Knabe. Sie tat, als merkte sie's nicht. Ja, womit sie ihn am meisten peinigte, und ohne daß er sich dagegen wehren konnte, das war gerade ihre ruhige, kühle, glatte Freundlichkeit, die sie jetzt stets und ständig zur Schau trug, die vornehme Überlegenheit, mit der sie über seine Existenz so völlig hinwegzusehen wußte.

So gut es ihm jetzt äußerlich im ganzen genommen ging — er fühlte sich doch sehr unglücklich, jedenfalls viel, viel einsamer und verlassener als an Bord.

Der Arzt, den der Vater am zweiten Tag hatte kommen lassen, war mit der Behandlung seines Fußes im Hospital ganz und gar nicht einverstanden gewesen. Er stellte dem Patienten noch einen langwierigen Hausarrest in Aussicht. Das wochenlange Immobilisieren eines gebrochenen Gliedes hielt er für altmodisch, überwunden und unpraktisch. Es war seiner Ansicht nach die höchste Zeit, daß der Fuß, ja das ganze Bein in Massagebehandlung kam, damit nicht eine

Digitized by Google

dauernde Schwäche zurückblieb. Übrigens stand Hansheinrich, wenn er auch schon hoch genug aufgeschossen war, doch immer noch im Wachstum, drum mußte eine ungleiche Entwickelung vermieden werden, bei der das leidende Bein etwa kürzer blieb als das gesunde.

Eine langweilige und ziemlich schmerzhafte Behandlung begann. Zweimal täglich kam ein Schwede, der den Patienten massierte. Dreimal am Tage mußte dieser Gymnastik treiben. Dazwischen durfte er die Chaiselongue nur selten verlassen. So ging es vierzehn Tage lang. Dann erst wurden die Anstrengungen, die der Patient seinem Fuß zumuten durfte, schrittweise gesteigert.

Hansheinrich hatte sich in seinem Stübchen so häuslich als möglich eingerichtet. Das Zimmer hatte die letzten Jahre über als eine Art Rumpelkammer gedient, besonders ganze Ballen von Zeitungen, Kisten und Pakete mit Büchern hatten hier ein Unterkommen gefunden. Aber auf den Regalen, in ein paar Schränken und alten Truhen stöberte er doch auch mancherlei auf, was noch aus seiner Knabenzeit stammte: zerbrochenes Spielzeug, zerlesene Bücher, halbfertige Basteleien, Wäsche, Schuhe — auch ein paar Uniformstücke.

Die paar sichtbaren Zeichen seiner früheren Existenz rührten in ihm viel wehmütige Erinnerungen auf. In den aufgezwungenen Ferien ordnete er nun all den Kram; er versuchte eine angefangene Schnitzarbeit zu vollenden, was ihm aber nicht mehr glücken wollte, weil seine Hände zu plump, seine Finger zu ungeschickt geworden waren, er las mit einer leisen Beschämung die abenteuerreichen Knabengeschichten, für die er sich früher so sehr begeistert hatte, — einmal spielte er sogar, weil es so quälend still im Hause war, mit seinen alten verbogenen und verblaßten Bleisoldaten.

Da kam aber Anna, das Stubenmädchen, dazu, das ihm das Abendbrot brachte — der Vater war auf einem parlamentarischen Bierabend beim Minister, die Damen besuchten einen Vortrag der Ethischen Gesellschaft — und Hansheinrich packte rasch den kindischen Kram wieder weg.

Anna tat der einsame Kranke längst leid. Instinktiv hatte sie auch herausgefühlt, daß er mehr zu ihnen halten würde, als zu dem hochmütigen alten Fräulein. So kamen sie denn ins Schwatzen. Und an diesem Abend schloß Hansheinrich Freundschaft mit den beiden Dienstmädchen. Er humpelte sogar nach der Küche, um sein Abendbrot dort zu verzehren. Luise, die Köchin, war eine Oldenburgerin. Ihre Verwandten hatten alle bei der Marine gedient. Sie fragte den jungen Herrn nach dem und jenem aus ihrer Heimat. Hansheinrich wußte aber über die Kaiserliche nicht Bescheid, sein Fall war ja nur die Handelsmarine gewesen.

Die interessierte die Mädchen indessen ebenso. Und nun mußte er erzählen — von der Seekrankheit, von den Schwarzen, vom Sturm. Am liebsten hätten sie auch etwas über einen Schiffbruch gehört. Damit konnte er freilich nicht aufwarten. Immerhin blieb noch genug, dem sie voll Bewunderung lauschten. Hansheinrich kam dabei unversehens ins Plattsprechen, wie er's an Bord gelernt hatte, und Luise beteiligte sich. Es war für alle Parteien ein ergiebiger Abend.

Durch irgend einen Zufall kam's aber anderen Tags heraus, daß der junge Herr in der Küche gegessen hatte. Fräulein Nowina von Goetz entging ja nichts. Und richtig brachte sie's bei der nächsten Gelegenheit zur Sprache.

Ott mischte sich in häusliche Dinge sonst grundsätzlich nicht ein. Es kam auch jetzt nicht etwa zu einer ‚Szene', wie Tante Ellen erwartet und Frau Harriet gefürchtet hatte. Die Sache ward vom Hausherrn vielmehr mit ein paar ironischen Worten abgetan — bei denen dem Jungen freilich das Blut heiß in die Wangen stieg. Aber recht trübselig waren die Folgerungen, die er seiner Frau gegenüber aus diesem unschuldigen kleinen Vorgang gleich wieder zog.

„Das ist es ja, was ich vorausgesehen habe," sagte er, „er ist für die gute Gesellschaft ein für allemal verloren. Der Umgang mit derlei Leuten entspricht eben mehr als der mit uns seinem Bildungsgrad, seiner gesellschaftlichen Erziehung, der sozialen Sphäre, der er sich in seinen Hauptentwickelungsjahren anbequemt hat."

Und dann kamen die bitteren Klagen und Anklagen wieder: ihm mußte das passieren, gerade ihm, der sich mit eisernem Fleiß, mit Anspannung all seiner geistigen Kräfte und mit Aufbietung eines ehrlichen moralischen Willens zu einer allgemein geachteten Position aufgeschwungen hatte, die weder durch Vorrechte der Geburt noch des Geldes, die lediglich durch die persönlichen Fähigkeiten erobert werden konnte.

Frau Harriet wollte den Sohn doch nicht so ohne weiteres für eine bessere Sphäre aufgeben. Wenn er auch drei volle Jahre verloren habe, so lasse sich doch dies und jenes nachholen, meinte sie. Sie hatte schon mit Ellen darüber gesprochen. Wenigstens das Einjährigenzeugnis müsse er sich auf irgend einer Presse holen. Dann könne er vielleicht die Zahlmeisterlaufbahn einschlagen oder so etwas. Höhere Karrièren seien ihm ja leider nicht mehr zugängig. Aber das sei denn doch zu schwarzseherisch, ihn gleich ein für allemal zum Proletarier stempeln zu wollen.

„Und doch ist er's," sagte Ott voll Bitterkeit. „Das beweist mir nicht das nebensächliche Faktum, daß er mit dem Messer ißt, und was seine hundert Unmöglichkeiten sonst noch alle sind. Einem geschickt angewandten Einfluß würde es vielleicht möglich sein, ihm die Arbeitermanieren, mit denen er in der guten Gesellschaft alle Augenblicke anstoßen muß, abzugewöhnen. Nein, das Schlimmere ist das: er fühlt sich selbst als ein Mensch zweiter Klasse."

Berufssorgen, eine heftige Preßfehde, daneben Uneinigkeit in der Redaktion lenkten Otts Gedanken immer wieder von dem jungen Einsamen ab, der sich daheim die Zeit in knabenhafter Weise vertrieb, ohne sich, wie's schien, irgend welche Sorgen um die Zukunft zu machen.

Aber dachte er an ihn, vielleicht inmitten der geschäftigen Hetze, die einen politischen Redakteur in bewegten Zeiten kaum zu Atem kommen läßt, so geschah's in nagendem Groll. Er kam darüber nicht hinweg, daß so gar kein Ehrgeiz, so gar kein Streben in seinem Sohn steckte. Und wenn seine Frau ihn in Schutz nahm, nur seinem jugendlichen Alter diese Unbekümmertheit um die spätere Existenz zuschreiben wollte, so erinnerte er sie an seine eigene Jugend.

Er war der Sohn eines Handwerkers gewesen. Dreimal während seiner Gymnasialzeit hatte sein Vater ihn in die Bürgerschule stecken wollen, weil ihm die Erziehungsgelder unerschwinglich wurden: er hatte sich mit Händen und Füßen dagegen gewehrt, hatte sich durch Botengänge und Schreibarbeiten und späterhin durch Stundengeben fast aus eigener Kraft durch Schule und Universität hindurch gebracht. Dann hatte er freilich einen Gönner gefunden, den Fürsten Hohemberg, der ihm die Karrière ebnete, ihm's unter anderm ermöglichte, Offizier des Beurlaubtenstandes zu werden und sich mit Ehren in der guten Gesellschaft zu behaupten. Aber gerade im Alter von Hansheinrich hatte er den Kampf mit dem Dasein in der härtesten Form zu führen gehabt.

„Daß sich der große Junge nicht vor seinem Vater schämt!" sagte auch Tante Ellen.

Frau Harriet schwankte noch in ihrem Urteil über Hansheinrich. Sie gehörte überhaupt zu den Naturen, die vor lauter Takt, Verstehenwollen des nächsten und Rücksicht nach links und nach rechts nie zu einer eigenen festen Überzeugung kommen, sich immer von der abhängig fühlen, die in ihrer Umgebung herrscht. Etwas Pose trat noch hinzu: sie ließ sich nicht ungern als Dulderin bewundern — oder auch nur bemitleiden.

Üble Eigenschaften, die das Auskommen mit ihm erschwerten, hatte Hansheinrich nun wirklich. Bei aller Liebe und Nachsicht für den Jungen mußte sie das ihrer Schwester zugeben. Allein ihrem Gatten sagte sie nichts von ihren Wahrnehmungen, um ihn nicht noch mehr gegen den Sohn zu reizen. Aber schon, wenn sie sich mit Ellen einmal darüber aussprach, so klagte sie sich hinterher vor sich selbst deswegen an. Denn kleinlich wollte sie durchaus nicht erscheinen.

Digitized by Google

Und doch waren es hauptsächlich Kleinigkeiten, wenn nicht Kleinlichkeiten, die ihren empfindsamen Nerven am meisten zu schaffen machten.

So war es ihr zum Beispiel fast unmöglich, Hansheinrich zuzusehen, wenn er früh seinen Kaffee trank. Als kleiner Junge hatte er sich immer so manierlich bei Tisch betragen — und nun schlürfte er, er zerschnitt sich das Frühstücksbrot pedantisch in kleine Teile, die er dann in den Kaffee eintauchte. Das war ihr gräßlich. Und bei den Hauptmahlzeiten war es womöglich noch schlimmer. (Fortsetzung folgt.)

Winterkuren in deutschen Lungenheilanstalten.

Von Dr. E. Sobotta, Chefarzt der Johanniterheilanstalt Sorge.



Lungenheilanstalt des Johanniterordens: Sorge im Harz.

Alljährlich, wenn die Herbststürme die Bäume entblättern, wenn Regenschauer und Nebel den Aufenthalt im Freien verleiden, ergießt sich ein Strom von Reisenden aus den nordischen Ländern nach dem warmen, sonnigen Italien, um sich jenseits der Alpen des wärmenden Sonnenscheins zu erfreuen, den ihnen die Heimat nicht gewähren kann, um die Schönheiten der Natur und die Kunstschätze dieses Landes unter der milden Wirkung der herbstlichen Sonne zu genießen. Nicht jedem ist es vergönnt, eine solche Reise zu unternehmen, und manch neidischer Blick streift den Glücklichen, dem die Mittel zu solcher Reise zu Gebote stehen. Eine Reise nach Italien, wen vermöchte diese Aussicht nicht in eine freudige Erregung zu versetzen? Gesunde, und erst recht Kranke, versprechen sich davon etwas, was ihnen sonst nirgendwo geboten werden kann, und der Kranke zumal wird von neuer Hoffnung auf Genesung belebt.

Und so machen sie sich auf den Weg, Gesunde wie Kranke, um dem nordischen Winter zu entgehen, um dem warmen Sonnenschein des Südens zuzueilen. Ja, wo liegt er aber, der Süden, der wirklich warme Süden? In Italien ist der November oft schon so kalt, daß Eingeborene wie Fremde bei den mangelhaften Heizvorrichtungen frieren. Gar mancher denkt fröstelnd im unbehaglichen, vom Kamin nicht einmal notdürftig erwärmten Hotelzimmer, während der Regen an die Fensterscheiben klatscht, an die wohnliche Wärme des heimatlichen Kachelofens, an Schlittenfahrten, die trotz Eis und Schnee zu ertragen waren, wenn Pelz und Fußsack den nötigen Schutz boten. Und bei diesen Vorstellungen, in die aus weiter, weiter Ferne dem Träumenden der Kerzenglanz des Weihnachtsbaumes verheißungsvoll entgegenwinkt, schnürt manch einer sein Bündel vorzeitig, um zurück über die schneebedeckten Alpen der Heimat wieder zuzueilen. Der Kranke aber, den Rheumatismus, Lungenleiden oder was es sonst sein mag, nach dem warmen Süden getrieben haben, in dem er die gehoffte Wärme nicht findet, dafür aber, sobald der Regen nachläßt, lästigen und, wie er weiß, ihm schädlichen Staub, der Kranke zieht weiter, immer weiter nach Süden, soweit seine Mittel es ihm gestatten. Süden bedeutet Wärme, und Wärme ist das, was dem Siechen not tut, der sein Leiden — ein zu fest eingewurzeltes Vorurteil! — durch „Erkältung" sich zugezogen hat. Und ist er durch „Erkältung" krank geworden, so kann ihn nur die warme Sonne des Südens heilen. So zieht er denn weiter, nach den Kanarischen Inseln, den Gefilden der Seligen, oder nach Madeira, oder nach den herrlichen Ländern an der Nordküste Afrikas, in denen sich die Winterkälte erst später, nach Weihnachten zeigt. Aber sie kommt, sie bleibt nicht aus und treibt den Wärmesuchenden weiter aus den Kurorten Algeriens, aus Kairo und den anderen von den Kranken bevorzugten Orten Ägyptens immer weiter nach Süden, in die Kurorte Oberägyptens, bis an die Grenze der Civilisation.

Aber was erreicht der Kranke mit einer solchen Flucht vor der Kälte? Wohl strömen zahllose mächtige Eindrücke von allen Seiten auf das empfängliche Gemüt ein, wohl ruft der Reiz der Naturschönheiten und die Gewalt historischer Erinnerungen eine Reaktion hervor, wohl gestatten die wärmere Luft und die intensivere Sonnenwirkung einen ausgiebigen Aufenthalt im Freien, und scheinbar nehmen auch die Krankheitserscheinungen ab. Aber die durch „Erkältung" erworbene Krankheit kommt unter der südlichen Sonne nicht zur Heilung. Nur Linderung, nur Besserung wird dem Kranken zu teil, die nicht länger vorhält, als der Aufenthalt im südlichen Klima. Verweichlicht kehrt der Kranke in die Heimat zurück, deren rauhe Luft er nun nicht mehr zu ertragen vermag, und bald steht es schlimmer mit ihm als je zuvor. Ja, wenn er sich dauernd im südlichen Klima aufhalten könnte, wenn er sich von der Heimat loslösen und für immer im Süden ansiedeln könnte, dann vermöchte der Kranke die Frucht zu ernten, die ihm der Süden versprach, die Genesung.



Volksheilstätte Albertsberg bei Reiboldsgrün: Liegekur im Winter.

Aber wie groß ist die Zahl der Lungenleidenden im Verhältnis zu denen, die eine Reise nach dem Süden ermöglichen können, wie winzig klein die Zahl derer, die sich dort dauernd anzusiedeln vermögen! Und wie traurig wäre es, wenn von dieser Möglichkeit die Heilung der Tuberkulose abhinge.

Und ist nun überhaupt eine Heilung der Tuberkulose

Digitized by Google

möglich? Gewiß, sie ist sehr wohl möglich und kommt tatsächlich sehr häufig vor, oft genug sogar bei Leuten, die von ihrer Krankheit keine Ahnung hatten. Man hat häufig die zufällige Beobachtung gemacht, am Sektionstisch, daß tuberkulöse Herde in der Lunge ausgeheilt waren, während ein anderes Leiden, z. B. Nieren- oder Leberleiden den Tod herbeiführten. Auf Grund dieser Beobachtungen versuchte man die Bedingungen zu erforschen, unter denen eine solche Ausheilung möglich ist. Man bemühte sich, die so gewonnenen Erfahrungen zu benutzen, und kam schließlich zu der Erkenntnis, daß eine Summe einzelner Heilfaktoren notwendig ist, die am zweckmäßigsten und wirksamsten in einer geschlossenen Anstalt zur Anwendung kommen, weil nur in der geschlossenen Anstalt die wirksame Vereinigung dieser Faktoren und die dauernde Beaufsichtigung der Kranken möglich ist.



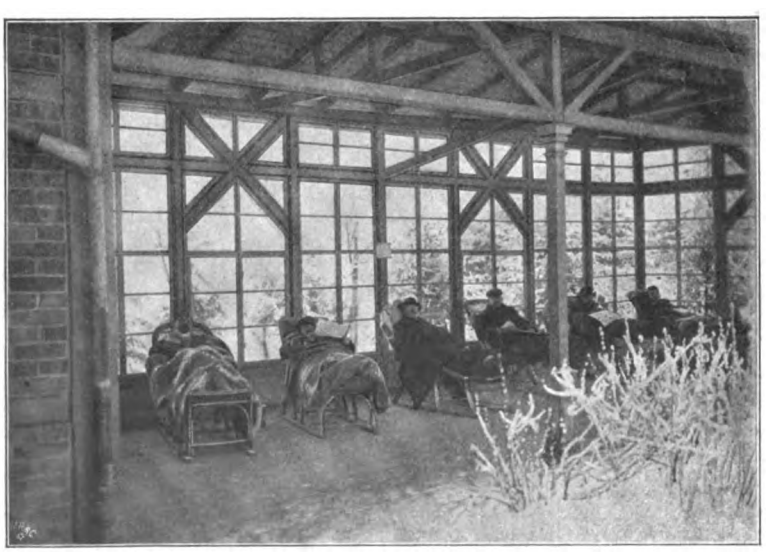
Reiboldsgrün: Liegekur im Walde.

In dieser Erwägung sind die Lungenheilanstalten gegründet worden. Anfangs nur für die begüterten Klassen als Privatunternehmen errichtet, fanden sie allmählich innerhalb und außerhalb Deutschlands weite Verbreitung. Und sobald die Bestimmungen der Arbeiterversicherung die Möglichkeit boten, wurden zahlreiche Volksheilstätten ins Leben gerufen. In Deutschland, von dem die Bewegung ausging, und das in der Tuberkulosebekämpfung die führende Stelle einnimmt, gibt es jetzt nahezu hundert Lungenheilstätten.

Der Laie macht sich gewöhnlich ein falsches Bild von dem Wesen einer Lungenheilanstalt. Schon das Wort „Anstalt", das eine Erinnerung an Irrenanstalten (Zwangsjacke, kalte Douche 2c.) wachruft, klingt ihm unheimlich, und der Gedanke, mit lauter „Schwindsüchtigen" zusammen zu sein, ruft einen leichten Schauder hervor. Der Anstaltszwang besteht allerdings in einem gewissen Grade, und eine Unterordnung unter die Anstaltsdisziplin ist unbedingt erforderlich — aber doch steht es, im Gegensatze zur Irrenanstalt, dem Kranken jederzeit frei, die Anstalt zu verlassen. Und was das Zusammensein mit „Schwindsüchtigen" betrifft, so ist schon mancher, ob gesund oder krank, angenehm enttäuscht worden, wenn er in einer Lungenheilanstalt die Kranken beim Spazierengehen, Spielen, Essen 2c. beobachten konnte. Es ist nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß in Lungenanstalten kein Husten gehört wird, eine Tatsache, die namentlich von Ausländern beim Besuche der deutschen Lungenheilanstalten beobachtet und mit Erstaunen berichtet wurde. Tatsächlich hört man in den großen Anstalten, in denen bis zu hundert Kranke gemeinschaftlich bei Tisch sitzen, kaum jemals einen Husten. Man wird dies leicht verstehen, wenn man sich klar macht, daß die Kranken einer Lungenheilstätte eben noch nicht schwindsüchtig sind, sondern sich im Anfangsstadium der Tuberkulose befinden. Dies ist geradezu die Grundbedingung für die erfolgreiche Kur, und wirklich Schwindsüchtige werden kaum in eine Anstalt aufgenommen. Dazu kommt, daß der Hustenreiz unter dem Einfluß der reinen Luft und der hygieinisch geregelten Lebensweise schnell abnimmt.

Auch mit anderen Vorurteilen wird durch die Lungenheilanstalten aufgeräumt. Die Furcht vor Erkältung verschwindet, wenn man die Lungenkranken, im Sommer wie im Winter, bei jedem Wetter täglich viele Stunden lang im Freien liegen sieht, natürlich hinreichend in Decken eingehüllt und im Winter mit Wärmflaschen versehen. Die Zwecklosigkeit der Reisen nach dem Süden kann durch nichts deutlicher gezeigt werden, als durch die Winterkuren in den deutschen Lungenheilanstalten. Unsere heimischen Heilstätten, gleichgültig ob sie im Gebirge oder in der Ebene gelegen sind, haben weit bessere Kurerfolge, gerade im Winter aufzuweisen, als die offenen südlichen Kurorte. Und die in dem heimischen Klima zur Heilung Gelangten haben weniger einen Rückfall zu fürchten, als die durch das milde Klima des Südens Verweichlichten. Und schließlich noch etwas sehr Wichtiges, der Kostenpunkt. Eine mehrmonatliche Reise nach Italien oder gar nach Ägypten kann sich eben nur ein reicher Mann leisten, während die Kur in einer Lungenheilanstalt auch für den weniger Bemittelten möglich ist. Zwar mag und kann nicht ein jeder in eine Volksheilstätte gehen, in der er keine, seinem Stand angemessene Gesellschaft findet. Und andererseits kann auch nicht ein jeder die Kosten zahlen, die in den luxuriös eingerichteten Privatanstalten entsprechend den Einrichtungen und der Verpflegung der Anstalten gefordert werden müssen. Auch in den billigeren Anstalten und in den wenigen Privatanstalten, in denen eine zweite Klasse eingerichtet ist, sind die Kosten für viele Tuberkulöse noch zu hoch. Seit langer Zeit ist von maßgebenden Stellen darauf hingewiesen worden, daß zwar für die Arbeiterbevölkerung durch die Arbeiter-Versicherung und die Einrichtung von Volksheilstätten gut gesorgt sei, während für die Angehörigen des Mittelstandes keine entsprechenden Einrichtungen beständen: Lehrer, Geistliche, Subalternbeamte, Kaufleute, Gewerbtreibende 2c. finden für sich oder ihre Angehörigen im Falle einer Erkrankung nicht leicht eine Anstalt, die nach den geforderten Preisen und nach Einrichtungen und Gesellschaft den gestellten Ansprüchen genügte. Erst in neuester Zeit sind einige Lungenheilanstalten errichtet worden, die diesem Zwecke entsprechen und demgemäß den Charakter von Wohltätigkeitsanstalten haben, da sie bei niedrig angesetzten Verpflegungskosten einen andauernden Zuschuß nötig haben, um das Gleiche leisten zu können, wie die Privatanstalten.

So entstand, um diesem Bedürfnis gerecht zu werden, zunächst die deutsche Heilanstalt für Minderbemittelte in Davos, aus Mitteln privater Wohltätigkeit erbaut, sowie die Heilstätte des Nassauischen Heilstättenvereins Naurod (bei Wiesbaden). Als dritte folgte ihnen die Lungenheilanstalt des Johanniterordens Sorge im Harz, die im August 1902 eröffnet wurde. Während jene beiden Anstalten für Kranke beiderlei Geschlechts bestimmt sind, nimmt die Johanniteranstalt nur weibliche Kranke auf. Nach den vom Johanniterorden gegebenen Anweisungen sollen „gebildete, aber minderbemittelte" Frauen und Mädchen die Wohltaten dieser Anstalt genießen. Die Anstaltsleitung, die über die Aufnahme zu entscheiden hat, ist indessen nicht befugt, die privaten Verhältnisse der Patienten zu prüfen, und nimmt alle sich meldenden Kranken, ohne Unterschied der Konfession auf, sofern ein ärztlicher Bericht vorgelegt wird, aus dem sich die Möglichkeit einer Heilung oder Besserung ergibt.



Reiboldsgrün: Liegestätten im Winter.

Vielfach stößt der Arzt, der einen Kranken in eine Lungenheilanstalt schicken will, auf lebhaften Widerstand des Kranken oder seiner Umgebung. Der Optimismus, welcher für die meisten Tuberkulösen charakteristisch ist, macht sich alsbald geltend, wenn es sich um eine langdauernde, unbequeme und kostspielige Kur handelt. Andere scheuen vor dem Ausdrucke Anstalt zurück. Und schließlich gibt es noch immer viele, die sich vor Ansteckung fürchten! Gewöhnlich sind es die Schwerkranken, die diese Furcht am stärksten äußern. Es ist kaum zu begreifen, wie ein Kranker sich vor der Ansteckung mit einer Krankheit fürchten kann, an der er doch schon leidet. Es ist ferner unverständlich, wie

Digitized by Google

man die Infektionsgefahr in einer Lungenheilanstalt fürchten kann, während man doch im Staube der Straßen, der Eisenbahnwagen auf weit mehr Bazillen gefaßt sein muß, als in einer Lungenheilanstalt. Denn in einer vernünftig geleiteten und sauber gehaltenen Anstalt, in der die Insassen streng angehalten werden, mit ihrem Auswurf vorsichtig umzugehen, ist die Ansteckungsgefahr sicherlich ganz bedeutend geringer, als auf einem staubigen Tanzboden, unter dessen Besuchern sich wohl stets einige Tuberkulöse befinden, oder im staubigen Verkaufslokale oder Fabrikgebäude, das stets viele Tuberkulöse beherbergt, oder im verräucherten, schlecht gelüfteten Bierlokale, im Zuschauerraume des Theaters, im Straßenbahnwagen, in Droschken, in der Eisenbahn 2c. Alle diese Verkehrs- und Vergnügungsmittel werden tagtäglich von zahllosen Personen benutzt, von denen zweifellos eine große Anzahl tuberkulös ist, ohne es zu ahnen, während andere, die die Natur ihrer Krankheit zwar kennen, doch achtlos mit dem Auswurfe umgehen. Namentlich in den Eisenbahnwagen, die im Verkehr zu den besuchteren Lungenkurorten gebraucht werden, muß man sich diese Ansteckungsgefahr als äußerst hoch vorstellen, wenn man bedenkt, wie viele Kranke in stundenlanger Fahrt auf den Boden spucken, wie der Auswurf dort eintrocknet, zu Staub zerfällt und sich als Staub dem Staube des Wagens beimischt und nun durch das fortwährende Rütteln des Wagens emporgewirbelt wird.



Volksheilstätte Vogelsang: Kranke beim Schneeschippen.

Und schließlich noch ein Wort über die Winterkuren. Während die Kranken vielfach noch von dem Vorurteil befangen sind, daß eine erfolgreiche Kur nur in der sogenannten schönen Jahreszeit möglich ist, beobachten die Heilstättenärzte immer wieder, daß gerade die Winterkuren in den Lungenheilstätten besonders vorteilhaft für die Kranken sind. Der Grund hierfür ist leicht zu finden: im Winter werden alle Lungenkranken, die doch durch „Erkältung“ krank geworden sind, daheim sorgfältig vor der Kälte geschützt, im warmen Zimmer hinter dem Ofen gehalten, so daß sie tage- oder wochenlang keine frische Luft schöpfen können. Das beschleunigt natürlich nur das Ende. — In den Heilstätten dagegen bringt man die Kranken durch eine vernünftige Abhärtung dazu, trotz Schnee und Kälte die frische Luft zu ertragen. Der Unterschied im Luftgenuß zwischen den Anstaltskranken und den Hauskranken ist daher gerade im Winter besonders deutlich ausgesprochen, und demgemäß sind gerade die Winterkuren besonders empfehlenswert für Lungenkranke.

Neue Bücher.

Angezeigt von Th. H. Pantenius.

Ernst von der Brüggen: Das heutige Rußland. — Georg Witkowski: Cornelia, die Schwester Goethes. — Franz Servaes: Kleist.

Einer der gründlichsten Kenner Rußlands in Deutschland ist ohne Zweifel der Freiherr Ernst von der Brüggen. Er ist mit der politischen und der wirtschaftlichen Geschichte dieses Landes genau vertraut, hat als Gutsbesitzer eine Reihe von Jahren in ihm gelebt und hat die Entwickelung des Riesenreichs während der letzten drei Jahrzehnte mit großer Aufmerksamkeit verfolgt. Eine gründliche allgemeingeschichtliche und volkswirtschaftliche Vorbildung und die Gabe sachlicher Beobachtung haben ihn bei allen diesen Studien unterstützt und ihn befähigt, zu einem objektiven, wohlbegründeten Urteil zu gelangen. Ich habe daher sein: „Das heutige Rußland“, Kulturstudien von Ernst von der Brüggen (Leipzig, Veit & Co.) mit lebhaftem Interesse gelesen und mein günstiges Vorurteil durchaus bestätigt gefunden. Ich kann Herrn von der Brüggens Ausführungen nur durchaus billigen, und ich erlaube mir, es allen lebhaft zu empfehlen, die sich für das heutige Rußland interessieren.

Unter wie anderen Verhältnissen lebt das russische Volk als das unsrige! Während wir seit dem Ausgang des XVIII. Jahrhunderts mit Ausnahme des dichtbevölkerten Elsaß gar keinen Gebietszuwachs erfahren haben, erwarb Rußland vom Jahre 1500 bis zum Jahre 1900 im Durchschnitt täglich 130 Quadratmeilen! Unzählige dieser Quadratmeilen waren zu ewiger Unfruchtbarkeit verurteilte Wüsteneien, Tundren im Norden, Sandwüsten im Südosten, gewiß, aber unzählige andere waren fruchtbares, menschenleeres Land. Die Landstriche im Norden des Schwarzen Meeres, in denen schier endlose Weizenfelder eben solche Rübenäcker ablösen, waren noch zur Zeit Katharinas II. Grassteppen, in denen kleine Tartarenhorden ihre Schafe weideten. Ebenso lagen die Dinge an der unteren Wolga und im südlichen Sibirien. Zu diesen Landstrichen kamen dann das Stromgebiet des Amur, die centralasiatischen Chanate mit ihrer Baumwollenkultur. Und heute eröffnen sich schon wieder Aussichten auf unermeßliche Landerwerbungen in der Mandschurei. Das südliche und südöstliche Rußland, ungleich größer als Deutschland, wurden wirklich besiedelt, in den anderen neuerworbenen Landschaften entstanden wenigstens russische Kolonien in größerer oder geringerer Zahl; alle diese ungeheueren Gebiete mußten doch verwaltet werden, verlangten viele Tausende von Beamten jeder Art. Rußland hat eine extensive Kulturarbeit geleistet ohnegleichen, aber es versteht sich von selbst, daß darüber die intensive zu kurz kommen mußte. Und das um so mehr, da man es gleichzeitig für erforderlich hielt, die westlichen Grenzmarken, die von nichtrussischen Völkern bewohnt werden, zu russifizieren. Ein Streben, das doch wieder nur mit Aufwendung der besten Kräfte einigermaßen aussichtsvoll erscheinen konnte.

In einem Lande, in dem der Staat ein solches Heer von Beamten braucht, können für die private Tätigkeit nur sehr wenige tüchtige Kräfte zur Verfügung bleiben, und die Aufmerksamkeit der Centralbehörden, die sich immer wieder vor die Aufgabe gestellt sehen, Neuerwerbungen in Besitz zu nehmen und ihre Verwaltung einigermaßen zu regeln, muß naturgemäß von dem Mutterlande mehr oder weniger abgelenkt werden. Infolge dieser Umstände hat denn auch die innere Entwickelung des Landes noch nicht annähernd mit der äußeren Ausdehnung gleichen Schritt gehalten. Auch rein wirtschaftlich nicht, denn den Ertrag der Arbeit verschlangen immer wieder die Kosten der Neuerwerbungen. Mußten diese doch durch Eisenbahnen mit dem Mutterlande verbunden werden, die noch auf lange hinaus keine Rente abwerfen können.

So ist Rußland trotz seiner ungeheuren Ausdehnung und trotz aller Naturschätze, die sein Boden birgt, ein sehr, sehr armes Land geblieben und wird noch lange ein solches bleiben. Wie es nun zugeht, daß es trotzdem zur Zeit den Eindruck wirtschaftlichen Gedeihens macht, mag man in dem Buche des Herrn von der Brüggen nachlesen. —

In den Jugenderinnerungen Goethes spielt seine ein-

Digitized by Google

zige, nur um ein Jahr jüngere Schwester Cornelia eine große Rolle. Sie teilte nicht nur als seine unzertrennliche Genossin die Kinderspiele, sondern war ihm auch während der Universitätsjahre und in der Zeit, in der er in Frankfurt lebte, die treueste und verständnisvollste Freundin. Und doch war und blieb Goethe das innerste Wesen der Schwester nicht ganz verständlich. Er hat sich vielfach mit ihrem Charakterbilde beschäftigt, ohne doch die Rätsel, die es für ihn barg, lösen zu können. Und Cornelias Charakter war in der Tat ein überaus komplizierter.

Professor Georg Witkowski hat unter dem Titel: „Cornelia, die Schwester Goethes" (Frankfurt a. M. Literar. Anstalt) vor kurzem ein Lebensbild der merkwürdigen Frau entworfen, das ich mit lebhaftem Interesse gelesen habe.

Cornelia wurde am 7. Dezember 1750, fünfzehn Monate nach ihrem Bruder, geboren, und verlebte, wie schon gesagt, die Kinderjahre mit ihm unter der pedantischen Erziehung des Vaters. Sie litt aber unter ihren Härten ungleich mehr als der Bruder, denn ihr fehlte jene Leichtlebigkeit, die ihm über so viel Schweres hinweghalf, und sie war als Mädchen ungleich mehr an das Haus gebunden als er. Sie blieb auch sehr viel länger als Wolfgang das Erziehungsobjekt des Vaters. Während der Jahre, die der Bruder in Leipzig verbrachte, wurden die Briefe der Schwester an ihn von dem Herrn Rat gelesen und als Übungen im Briefstil betrachtet.

Cornelia glich ihrem Bruder, aber wie eben unschöne Menschen schönen gleichen. Sie war groß und schlank, aber von der sieghaften Anmut, die dem Wesen des Bruders eigen war, war ihr nichts zu teil geworden. Sie hätte nur bei näherer Bekanntschaft durch ihre geistigen Gaben gefallen können, und das war schlimm in einer Zeit, in der die Männer gefälliges Wesen in erster Reihe schätzten. Und das war doppelt schlimm, da Cornelia infolge der sorgfältigen Erziehung, die sie genossen hatte, den Altersgenossinnen geistig überlegen war und sich ihnen überlegen fühlte. So geriet sie von vornherein innerlich in einen Gegensatz zu ihrer Gesellschaft. Ihr durchdringender Verstand, der keine Illusionen duldete, sagte ihr, daß sie in keine Konkurrenz mit den anmutigen und schönen Mädchen treten konnte, die sie umgaben, und sie empfand das doch als ungerecht. In unseren Tagen würde Cornelia sich einem Beruf gewidmet und ihn trotzig verfolgt haben. Damals war daran aber nicht zu denken, und sie mußte mitmachen, obgleich sie schwer unter ihrer Unvollkommenheit litt. Sie fügte sich dem Zwang, den der Vater ausübte, trug aber immer offen zur Schau, daß sie es ungern tat. Als sie dann erwachsen war, gebärdete sie sich unter den lebenslustigen Altersgenossinnen, als wenn sie wäre wie sie, aber sah dabei doch auf sie herab und zeigte ihnen das wohl auch gelegentlich. Dabei war sie trotz ihrer nüchternen, verstandesscharfen Art und ihrer Frühreife doch jung und leidenschaftlich, und Jugend wie leidenschaftliches Temperament bäumten sich in ihr dagegen auf, daß sie das geborene Mauerblümchen sein sollte. Sie wollte auch durch ihre körperlichen Reize gefallen, obgleich sie klar erkannte, daß ihr das nie gelingen konnte. Und so wurde sie eine problematische Natur, der keine Lage genügte und die keiner gewachsen war.

In unserem Buch ist ein Tagebuch veröffentlicht, das Cornelia vom Oktober 1768 bis zum August 1769 geführt hat und in dem das Auf und Nieder in dieser jungen Menschenseele einen für den aufmerksamen Leser ergreifenden Niederschlag gefunden hat.

Die glücklichsten Jahre Cornelias waren die nach der Rückkehr des Bruders aus Straßburg. Er schloß sich eng an sie, und sie durfte alle seine Interessen teilen.

In dieser Zeit näherte sich ihr ein älterer Freund ihres Bruders, der Advokat Johann Georg Schlosser. Er stammte aus denselben Kreisen Frankfurts wie die Geschwister Goethe, und war ein geistvoller, feingebildeter Mann voll literarischer Interessen. Obgleich elf Jahre älter als Wolfgang, wurde er diesem doch schnell befreundet, unterstützte ihn in seinem Beruf und gab mit seiner Hilfe die „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" heraus, in denen Goethe Kritik übte und die neue Richtung vertrat. Schlosser und Cornelia traten sich bald näher, und als Schlosser in Karlsruhe eine befriedigende und auskömmliche Stellung im Staatsdienst gefunden hatte, heirateten sie nach einjährigem Brautstande am 1. November 1773.

Man sollte meinen, daß alle Bedingungen vorhanden waren, um diese Ehe glücklich werden zu lassen. Daß Schlosser so viel älter war als seine Frau, konnte bei ihrem Charakter nur als ein günstiger Umstand erscheinen. Seine Interessen waren vielfach dieselben wie die des Kreises, in dem Cornelia sich bisher bewegt hatte, ebenso seine persönlichen, weit verzweigten Beziehungen. Konnte Schlosser auch seiner jungen Frau nicht den gleichen Wohlstand zur Verfügung stellen, wie sie ihn im Elternhause genossen hatte, so lebte er doch in wohlhabenden Verhältnissen. Gastfreundlich stand das Haus allen Freunden beiderlei Geschlechts des Goetheschen Kreises offen.

Trotzdem wurde die Ehe eine sehr unglückliche, und Cornelia versank in eine sich stets steigernde Schwermut, die ihr schließlich den frühen Tod als eine Erlösung erscheinen ließ. Ich möchte glauben, daß ihre „problematische Natur" das keineswegs erklärt und daß rein physische, krankhafte Vorgänge hierbei eine viel größere Rolle spielten, als ihr Biograph annimmt.

Cornelia starb im Mai 1777 bei der Geburt einer Tochter in Emmendingen in Baden, wo ihr Mann damals Oberamtmann war.

In demselben Jahr, in dem Cornelia Goethe aus einem Leben schied, das für sie nur noch Leiden hatte, wurde ein deutscher Dichter geboren, dessen Charakter noch ungleich komplizierter war als der ihrige: Heinrich von Kleist. Ihm ward ein wahrhaft tragisches Schicksal zu teil, denn herrliche Gaben der Natur schlugen ihm, weil es ihm nicht gelang, seine starken Triebe zu bändigen und ein hartes Geschick mannhaft zu tragen, zum äußersten Unheil aus.

Als Sohn eines Offiziers wurde auch er schon früh für die Offizierslaufbahn bestimmt, eine Laufbahn, in die sein eigenwilliger Sinn sich wohl unter allen Umständen nur schwer gefügt haben würde. Immerhin lehrt die Geschichte der preußischen Armee auf jeder Seite, daß in ihr für Charaktere jeder Art Raum ist, und wenn Kleists Vater nicht so früh gestorben wäre, so hätte er dem Sohn vielleicht den Wert freiwilliger Unterordnung gerade für junge Leute seiner Art verständlich gemacht. Er starb aber, als der Sohn noch ein Knabe war, und seine Frau überlebte ihn nicht lange. Unter diesen Umständen empfand der junge Kleist die militärische Disziplin bald als eine unerträgliche Last, und ein kleines Vermögen machte es ihm leider möglich, seinen Abschied zu nehmen, ohne ins Bodenlose zu fallen. Er war damals 22 Jahre alt und von jenem trotzigen Hochmut erfüllt, der in diesem Alter oft der Begleiter großer geistiger Gaben ist. Er ging zunächst nach Frankfurt a. O., wo seine Schwestern unter der Leitung einer Tante lebten, und studierte dort Mathematik und Philosophie, ohne ein bestimmtes Lebensziel fest ins Auge zu fassen. Das hinderte ihn nicht, sich mit einer jungen Freundin seiner Schwester, einem Fräulein Wilhelmine von Zenge, zu verloben. Die Braut und seine Stiefschwester Ulrike von Kleist, eine stark exzentrische junge Dame, die mit Vorliebe Männerkleidung trug, waren nun seine Vertrauten.

Wilhelmine war ein gescheites und gutherziges Mädchen, aber sie besaß keine Eigenschaften, die einen Kleist besonders fesseln konnten. Er liebte sie auch gewiß nicht als Einzelwesen, sondern nur als junges Weib, wie er denn überhaupt, so viel ich sehen kann, nie eine starke Leidenschaft für eine bestimmte Frau empfunden hat, so viele Frauen ihn immer als solche, d. h. als Vertreterinnen ihres Geschlechts, angezogen haben.

Für einen eigenwilligen und herrischen jungen Menschen wie Kleist war der ausschließliche Umgang mit diesen ihm

Digitized by Google



Rubens und seine erste Frau Isabella Brant. Von P. P. Rubens. In der Alten Pinakothek zu München.
Nach einer Original-Photographie von Franz Hanfstaengl in München.

Digitized by Google

Digitized by Google

in heißer Liebe ergebenen jungen Mädchen überaus gefährlich. Er maß sich unwillkürlich mit ihren Augen, und es setzte sich in ihm die Vorstellung fest, daß nur schrankenlose Hingabe den Namen Liebe verdiene und nur sie beglücken könne.

Diese Gefahren sind an manchen jungen Mann herangetreten und, wenn er dann in den Kampf des Lebens hinaustrat, überwunden worden, aber Kleist wurde es nicht so gut, weil der Zwang zu befreiender Arbeit zunächst nicht vorlag. Nachdem er anderthalb Jahre studiert hatte, gab er sein Studium auf und jagte einer Aussicht nach, die wir nicht kennen, die ihn aber nach Würzburg führte. Als er dort sein Ziel nicht erreichte, ging er nach Berlin und arbeitete dort als Diätar an einem Gericht, aber ohne innere Teilnahme. Er vertiefte sich daneben in ein autodidaktisches Studium der Kantschen Philosophie. Diese Philosophie hätte unter anderen Umständen Kleist ebenso eine starke Stütze im Leben werden können, wie sie es so vielen seiner Zeitgenossen geworden ist, aber seine Vorbildung befähigte ihn wohl gar nicht dazu, sie wirklich zu verstehen. Infolgedessen fühlte er sich enttäuscht und unbefriedigt und entschloß sich plötzlich nach Paris zu reisen. Seine Schwester Ulrike, die das Abenteuerliche an der Sache reizte, schloß sich ihm in Männerkleidern an. Sie schossen, was sie besaßen, zusammen, kauften sich Pferde und reisten über Dresden und Leipzig an den Rhein und von da nach Paris. Eine unter ihren Verhältnissen ganz unsinnige Handlung.

In Paris war wieder von geordneten Studien gar keine Rede, die Reise konnte daher auch nach keiner Richtung hin befriedigen oder fördern. Günstiger lagen die Dinge in der Schweiz, wohin Kleist sich im folgenden Jahr (1801) begab und wo er in Bern wenigstens einen Kreis junger Leute fand, die selbst Dichter waren und ihn zum Dichten anregten. Kleist trug sich damals mit der Absicht, sich einen Bauernhof zu kaufen und ein „richtiger Bauer" zu werden. Als die Braut sich weigerte, auf diese abenteuerliche Idee einzugehen, brach er kurzer Hand mit ihr. Er mußte dann aus Mangel an Mitteln doch auf die Ausführung seines Planes verzichten und sich darauf beschränken, sich auf einer Insel am Ausfluß der Aare aus dem Thuner See ein Häuschen zu mieten. Hier hat er dann eine Weile gehaust und sein erstes Drama: „Die Familie Schroffenstein" verfaßt. Dann erkrankte er plötzlich schwer, und die herbeieilende Schwester mußte ihn pflegen und in die Heimat zurückführen.

Man sieht, Kleist hatte die Zeit von seiner Verabschiedung (Ostern 1799) bis zu dieser Zeit in denkbar ungeregelter Weise verlebt. Auf planlose Studien waren zwecklose Reisen gefolgt, und an sie scheint sich ein maßloses, zeitweiliges Arbeiten gereiht zu haben. Ob diese Jahre den Grund zu einer geistigen Erkrankung legten oder ob der Keim zu ihr schon mit ihm geboren worden war, wissen wir nicht, jedenfalls verrät sie sich von jetzt ab leise, und wir erkennen mit Schrecken, daß es ihm nicht mehr gelingen wird, sie durch Selbstzucht erst niederzuhalten und dann zu bannen. Mit Schrecken, denn nun begann auch sein großes Talent sich zu entfalten. Er verfügte in der Tat über ein großes Können, und er wäre ein großer Dichter geworden, wenn er ein großer Mensch hätte werden können. Aber sich zu einem solchen zu erheben, sollte ihm leider nicht gelingen. Eine innere Unruhe trieb ihn von nun an von Ort zu Ort; unstet durchwanderte er Deutschland und machte dann eine seiner geheimnisvollen Reisen nach Italien, hinter denen man alles Mögliche gesucht hat und hinter denen doch gewiß nichts stand als die Unruhe des geistig Erkrankenden. Dabei schaffte er an einem Trauerspiel — „Robert Guiscard" —, an das er sein volles Können setzte. Schließlich ging er wieder nach Paris, und hier trat bereits ein krankhafter Zug hervor, der ihn bis zu seinem schrecklichen Ende verfolgen sollte: er suchte nach einem Gefährten, mit dem er sich zusammen das Leben nehmen wollte. Noch war es ihm einerlei, ob dieser Todesgenosse ein Mann oder ein Weib war, später aber erging diese Zumutung ausschließlich an Frauen. Da sein Werben vergeblich war, wanderte er, der ehemalige preußische Offizier, nachdem er vorher sein Stück, auf das er so große Hoffnungen setzte, verbrannt hatte — es ist uns nur ein Fragment erhalten —, nach Boulogne, um französische Kriegsdienste zu nehmen. Er selbst hat diesen Schritt später als Ausgeburt geistiger Erkrankung bezeichnet.

Man nahm Kleist nicht in das französische Heer auf, und auf dem Wege in die Heimat verfiel er in Mainz wieder in eine schwere Erkrankung. Als er genesen war, gelang es Ulrike, ihn zu der Bemühung um eine Anstellung im Staatsdienst zu bewegen, die ihm denn auch in Königsberg zu teil wurde (1805).

Kleist verbrachte hier ein paar verhältnismäßig ruhige Jahre, aber auch von hier aus quälte er einen Freund mit dem Antrag, gemeinsam zu sterben. In der geistigen Erkrankung war ein relativer Stillstand eingetreten, aber sie sollte nur zu bald wieder fortschreiten. Sie hinderte ihr Opfer aber nicht daran, seinem Genius zu folgen. Es entstanden „Amphitryon", die besten Novellen („Michael Kohlhaas" wenigstens im ersten Teil), „Der zerbrochene Krug", „Penthesilea" (im Entwurf).

Nach dem Zusammenbruch des preußischen Staates wollte Kleist sich nach Dresden begeben, wurde aber in Berlin als Spion verhaftet und als Kriegsgefangener nach Frankreich geführt. Erst nach dem Tilsiter Frieden durfte er nach Dresden, und hier konnte sich nun sein Talent frei entfalten. Er fand einflußreiche, ihm wohlwollende literarische Freunde und reiche Anregung. Aber eins fand er leider nicht: Anerkennung in weiteren Kreisen der Nation. Einen Goethe mußte ja das Krankhafte in Kleists Person und seinen Werken durchaus abstoßen. Was sollte der Dichter der „Iphigenie" mit der „Penthesilea" anfangen? So viel Schönes das letztere Stück auch enthält, so wirkt es doch auch heute noch auf jeden Gesunden, literarisch nicht Verbildeten durchaus abstoßend. Aber auch „Der zerbrochene Krug" und die Novellen mißfielen nicht nur in Weimar, sondern auch dem großen Publikum. Auch heute ist ja, wie ich überzeugt bin, der Beifall, der dem „Zerbrochenen Krug" gespendet wird, mehr ein literarisch vermittelter, als ein unmittelbarer — obgleich er ein vorzügliches Lustspiel ist —, und das Gleiche gilt von den Novellen. Selbst von dem prachtvollen „Michael Kohlhaas", obgleich er heute in jeder Volksbibliothek zu finden ist. Am unmittelbarsten wirkt das Beste, was Kleist geschaffen hat, das „Käthchen von Heilbronn", diese holde Märchendichtung, trotz allerlei Resten, die doch auch hier nicht ganz aufgehen. Die Zeitgenossen aber verstanden auch das „Käthchen" nicht. Kleist hat weder dieses Stück je aufführen sehen, noch ein anderes seiner Stücke, noch „Die Hermannsschlacht", noch den „Prinzen von Homburg". Und das war allerdings eine Prüfung, an der auch ein in Selbstzucht lebender Mann zu Grunde gehen konnte, geschweige denn der kranke Kleist. Er fühlte mit Recht, daß seine Dichtungen mit allen ihnen anhaftenden Mängeln turmhoch über den Arbeiten der meisten seiner damals berühmten Zeitgenossen standen, und doch vernahm er außerhalb des Kreises seiner literarischen Freunde keinerlei Echo. Man schwieg ihn hartnäckig tot, so daß selbst seine nächsten Angehörigen nicht ahnten, was er konnte, wer er als Dichter war.

Wieder folgten unstete Wanderungen, dann wurde Kleist in Berlin Journalist. Mit finsterer Stirn ging er durch das Leben, bis er schließlich wirklich eine unselige Frau fand, die bereit war, mit ihm zusammen zu sterben. Sie hieß Henriette Vogel und war die Frau eines Berliner Beamten. Sie wollte sterben, weil sie ein unheilbares Krebsleiden hatte, und es war ihr ganz willkommen, ihre Absicht auf eine so romantische Weise ausführen zu können. Kleist war sofort bereit, mit ihr in den Tod zu gehen, denn sein kranker Geist hatte ja seit lange nach einer Todesgefährtin gesucht. Und während der Vorbereitungen zu diesem grauenvollen Ende trat der Wahnsinn in ihm hell zu Tage, obgleich er, wie ja Geisteskranke so oft, scheinbar durchaus verständig, ja be-

Digitized by Google

sonnen handelte. Am 20. November 1811 erschoß er am Wannsee kaltblütig erst die ihm im Grunde ganz fremde Frau und dann sich selbst.

In Kleists Werken steckt ein großes dichterisches Können. Das hat man allmählich erkannt, und der Kreis derer, die sich an ihnen erfreuten, wuchs mit jedem Jahrzehnt. Seit dann Julian Schmidt mit aller Energie auf ihre Schönheiten hinwies, wandte sich auch die Aufmerksamkeit der gelehrten Literaturforscher Kleist zu, und sie entdeckten mit Entzücken, daß er ein sehr geeignetes Objekt für gelehrte Forschungen abgibt. Es gibt in seinem Leben nicht nur viele dunkle Punkte, sondern ganze dunkle Zeiträume, Vorwürfe also zu Doktorarbeiten ohne Ende. Und solche haben denn auch fleißig einander abgelöst, und es vergeht kein Jahr, in dem nicht mehrere Arbeiten über Heinrich von Kleist erscheinen.

Eine solche von Dr. Franz Servaes „Kleist" (E. A. Seemann, Leipzig) gab mir den Anlaß zu obigen Ausführungen. Der Herr Doktor hat nämlich eine Biographie von Kleist geschrieben, wie man sie, meines Erachtens, nicht schreiben soll.

Sieht man in Kleist das, was er war, einen Geisteskranken, so erscheinen sein Wesen und sein Treiben entschuldbar, und wir können ihm unsere herzliche Teilnahme schenken, ohne darauf zu verzichten, die für alle Menschen geltenden Sittengesetze auch auf ihn anzuwenden. Erklärt man ihn aber für geistig normal und zurechnungsfähig, so gelangt man, wie Herr Dr. Servaes und mehrere andere Biographen, zu sittlich höchst bedenklichen Schlüssen und Entschuldigungen.

So schreibt z. B. Kleist neun Tage vor seinem grauenhaften Ende unter anderem an eine Freundin: „Ich kann Gott mein Leben, das allerqualvollste, das je ein Mensch geführt hat, jetzo danken, weil er es durch den wollüstigsten aller Tode vergütigt."

Dazu bemerkt Herr Dr. Servaes: „Gewiß spricht hier ein krankhaft überreiztes Gemüt, aber mit nichten ein zerrütteter Geist!" Und er findet es sogar „seltsam", daß man in einem von absoluter Tollheit diktierten Brief Kleists an Henriette, in dem er sie unter anderem „Taufe meiner Kinder" (!) nennt, Äußerungen des Wahnsinns sieht. Dem entsprechend erklärt er denn auch zum Schluß: „Kurz heraus: Kleist ist einer der wichtigsten Vorläufer des modernen Menschen ... Stolz (!) dürfen wir sagen: wir sind Blut von seinem Blut, und Geist von seinem Geist und Nerv von seinem Nerv."

Ich weiß nicht, wen Herr Dr. Servaes und seine Gesinnungsgenossen unter „modernen Menschen" verstehen. Ich hege aber die feste Zuversicht, daß viele Tausende deutscher Männer der Gegenwart ebenso wie ich mit Entrüstung gegen die Behauptung protestieren werden, daß ein armer Wahnsinniger, der in einem solchen schauerlichen Ende „den wollüstigsten aller Tode" fand, in irgend welchem Sinne „Blut von unserm Blut" ꝛc. sein soll.

Das gegenüber dem wohlgemeinten Unfug, der mit dem Andenken des unglücklichen Kleist mehr und mehr getrieben wird, einmal auszusprechen, scheint es mir hoch an der Zeit zu sein.

Zwei preußische Fahnen im Kriege 1870.

Die letzte feierliche Weihe der neuen preußischen Fahnen in der Ruhmeshalle zu Berlin hat auch die Erinnerung an die eigenartigen Geschicke zweier preußischer Fahnen wachgerufen, die diese in den blutigen Kämpfen des Jahres 1870 erlitten. Eine, die Fahne des 2. Bataillons pommerschen Infanterieregiments Nr. 61 blieb, nachdem alle ihre Träger tot oder schwer verwundet niedergesunken waren, unter einem Haufen von Leichen liegen und fiel in Feindes Hand, von der anderen, der Fahne des 2. Bataillons westfälischen Infanterieregiments Nr. 16 geriet nur ein Teil im blutigen Kampfe Mann gegen Mann in französische Hände. Der andere wurde von den Deutschen auf dem Schlachtfelde wieder aufgefunden.

Die Fahne als höchstes Sinnbild der militärischen Ehre eines Truppenteiles ist von jeher ein heiß erstrebter Kampfpreis gewesen, von dem Tage von Hohenfriedberg an wo die Bayreuth-Dragoner 66 feindliche Fahnen und Standarten von ihrem Siegesritt heimbrachten bis in unsere Zeit. Kein Wunder, daß die Franzosen, die 1870 so viele Feldzeichen verloren, mit besonderem Stolze diese beiden preußischen Fahnen zeigen. Hoch oben im Dome der Invaliden, in dem die Gebeine des großen Schlachtenkaisers ruhen, hängen sie neben anderen Trophäen früherer Kriege. Wo und wie sie aber verloren sind, darüber hat erst die neueste Zeit völlig Aufklärung gebracht.

Es war im letzten Drittel des Januars 1871. Der Riesenkampf ging seinem Ende entgegen. Im Südosten Frankreichs hatte Bourbakis Armee ihren letzten verzweifelten und fehlgeschlagenen Versuch gemacht, Belfort zu entsetzen, und suchte sich nun der Umklammerung zu entziehen, die ihr die von Paris herbeigeeilte Armee Manteuffels zu bereiten suchte. Auf tief verschneiten Wegen war diese über die Cote d'or zwischen der Festung Langres und den bei Dijon befindlichen Scharen Garibaldis völlig unbelästigt hindurchgezogen und hatte zu ihrer Sicherung dort eine Brigade, zu der auch das Regiment Nr. 61 gehörte, zurückgelassen. Am 20. Januar hatte diese den Befehl zur Wegnahme von Dijon, des Hauptstützpunktes der Garibaldianer, erhalten, und hieraus entwickelte sich eine Reihe von Kämpfen, die am 23. zu dem Gefecht von Pouilly, eine Viertelmeile nördlich Dijon, führten. 500 Franctireurs unter Garibaldis Sohn Ricciotti selbst hatten eine 500 Schritt südlich Pouilly gelegene, aus massiven Gebäuden bestehende Fabrik Bargy besetzt. Sowohl die Gebäude wie die hohe umgebende Mauer waren stark zur Verteidigung eingerichtet.



Die Fahne des zweiten Bataillons 8. Pommerschen Infanterie-Regiments Nr. 61 am 23. Januar 1871.

Aus der im Verlag von E. S. Mittler & Sohn in Berlin erschienene Geschichte des Regiments.

Gegen diese starke Stellung ging das 2. Bataillon der 61 er vor und gelangte bis auf einige hundert Schritte, trotz des starken Feuers der Verteidiger, heran. Die 5. Kompanie, mit der Fahne des Bataillons, fand in einer etwa 150 Schritt von der Fabrik befindlichen Lehmgrube leidlichen Schutz. Schon neigte sich der kurze Wintertag seinem Ende zu. Wollte man noch einen Erfolg erreichen, so war Eile geboten. Die Kompanie erhielt den Befehl, die Fabrik zu nehmen. Der Führer, Premierleutnant Weite, springt mit dem Leutnant Schulze zugleich mit dem Rufe: „5. Kompanie! Marsch, Marsch, Hurra!" auf und eilt seinen Leuten voran. Dicht hinter ihm folgt der Fahnenträger, Sergeant Pionke, mit der Fahnensektion, dahinter in dichten Haufen die Kompanie. „Wenn die Kompanie vorgeht, muß auch die Fahne mit," ruft Pionke beim Aufspringen.

Bis auf 100 Schritt läßt der Verteidiger die Anstürmenden

Digitized by Google



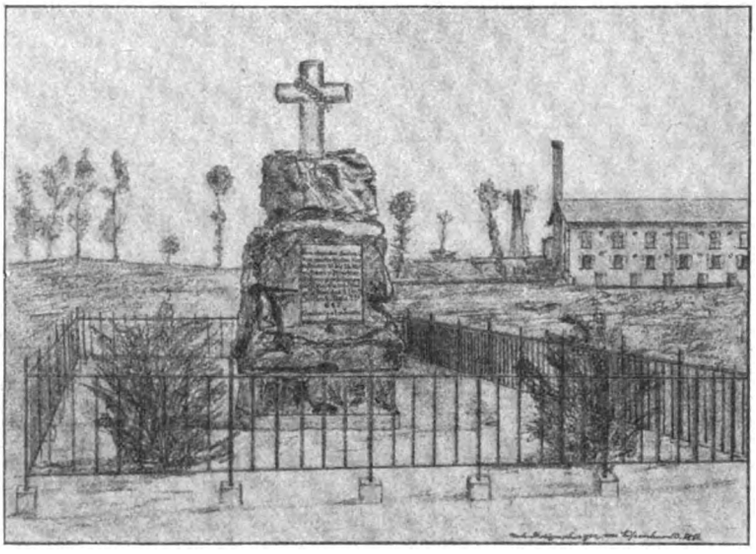
Die Fahne von Dijon. Originalzeichnung von Georg Koch.

Digitized by Google

herankommen, dann erdröhnt eine furchtbare Salve, der knatterndes Schnellfeuer aus den Magazingewehren folgt. „Die Wirkung ist furchtbar, wie der Sensenhieb eines kräftigen Schnitters“ — sagt ein französischer Augenzeuge — „drei Reihen Menschen stürzen auf- und übereinander, die Fahne ist von einem Haufen Leichen verschlungen.“ Der Kompanieführer war schon gleich nach dem Verlassen der Lehmgrube schwer verwundet niedergesunken. Ebenso wurde Sergeant Pionke alsbald tödlich getroffen. Ein Musketier ergriff die Fahne, auch er sinkt nieder. Leutnant Schulze, der sie aus seiner Hand nimmt, stürzt, erst durch die Schulter, dann durch den Kopf geschossen, hin. Noch durch mehrere Hände geht die Fahne. „Zwanzigmal ist sie gesunken, zwanzigmal wieder aufgehoben,“ sagt ein Franzose. Auch der Bataillonsadjutant, Leutnant von Puttkamer, der die Fahne sinken sieht, springt vom Pferde und ergreift sie, der Ruf „Vorwärts!“ ist sein letzter Laut, dann streckt auch ihn das tödliche Blei nieder. Deutlich haben die französischen Schützen den Offizier mit der Adjutantenschärpe erkannt. Endlich verschwindet die Fahne. Drei Offiziere und 54 Unteroffiziere und Musketiere liegen tot oder verwundet um sie herum.

Der Angriff ist gescheitert, und der Rest der Kompanie erreicht, von feindlichen Geschossen verfolgt, die Lehmgrube, wo der Feldwebel Hochleitner das Häuflein sammelt. Die Dunkelheit ist hereingebrochen. Jetzt erst wird das Fehlen der Fahne bemerkt. Patrouillen schleichen vor, nur ein Musketier kehrt unverwundet, aber auch unverrichteter Sache zurück. Auch die übrigen Teile des Bataillons müssen, von starken Franctireurschwärmen bedroht, zurückgehen. Etwa 6000 Franctireurs und Mobilgarden waren gegen die schwachen, etwa 3000 Mann starken preußischen Bataillone im Gefecht gewesen.

Was war aus der Fahne geworden? Als der schwache Rest der 5. Kompanie sich nach der Lehmgrube zurückgezogen hatte und, während er von dort noch ein schwaches Feuergefecht gegen die Fabrik unterhielt, schlich sich ein junger Franctireur heraus, dorthin, wo er die Fahne hatte sinken sehen. Ein schwer verwundeter Preuße hielt noch mit seiner Hand das Panier, es auch im Tode nicht lassend. Ihm entriß er es und eilte nach der Fabrik zurück. Inzwischen hatte auch ein französischer Kapitän mit einem anderen Franctireur zu gleichem Zweck die Gebäude verlassen, sie waren aber vor preußischem Gewehrfeuer umgekehrt und trafen den glücklichen Erbeuter, als er mit dem Siegeszeichen eben sich in den Hof schlich, entrissen es ihm und gaben es an Ricciotti Garibaldi, der es bald darauf seinem eben eintreffenden Vater mit den Worten überreichte: „Lieber Vater, die 4. Brigade überreicht dir diese Fahne, die sie dem Feinde abgenommen hat.“ „Ich danke“ — erwiderte Garibaldi — „die 4. Brigade hat sich um das Vaterland verdient gemacht. Ich habe niemals eine Stellung mit so viel Erbitterung angegriffen und verteidigt gesehen.“



Denkmal bei Dijon für die im Feldzuge gegen Frankreich 1870/71 gefallenen Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften des 8. Pomm. Inf.-Reg. Nr. 61.
Aus der im Verlag von E. S. Mittler & Sohn in Berlin erschienenen Geschichte des Regiments.

Garibaldi nahm noch am Abend des Tages die Fahne mit nach Dijon, wo sie am 24., von einem garibaldischen Offizier und einem Zuge Husaren begleitet, unter ungeheuerem Jubel der Bevölkerung durch die Straßen geführt und dann photographiert wurde. Die Stange war durch ein Geschoß zerbrochen. Als Dijon Anfang Februar von deutschen Truppen genommen war, glückte es, noch eine Quaste der Banderole wiederzuerhalten, die ein Knabe am Tage nach dem Gefecht an der Stelle, wo die Fahne gesunken war, gefunden hatte. Ferner erhielt man noch ein Stückchen Fahnenband und fünf Stückchen schwarzen Seidenzeuges vom Fahnentuch, ein Zeichen, daß die Fahne mehrfach getroffen war.

Zu größerer Sicherheit brachten die Franzosen die Fahne von Dijon nach Bordeaux, von wo sie im Februar nach Paris kam, um dort vom Ministerium des Innern erst ins Kriegsministerium, dann ins Artilleriemuseum zu gelangen, bis sie 1888 schließlich ihren Platz im Invalidendom fand.

Am 18. September 1871 erhielt das noch in Belfort befindliche Bataillon eine neue Fahne, an deren einem Bande die wieder aufgefundene Quaste befestigt wurde. Mit schönen Worten trug die Allerhöchste Ordre darüber den Taten der braven Truppe Rechnung: „Die Fahne ist weder durch einen siegreichen Feind erobert, noch durch eine entmutigte Truppe aufgegeben worden; ihre Stätte unter den Leichen ihrer tapferen Verteidiger ist auf dem Schlachtfelde noch ein ehrendes Zeugnis gewesen für die Truppe, welcher sie vorangeweht hatte, bis die einbrechende Nacht sie den hütenden Blicken entzog.“

Das Regiment hat seinen braven Kämpfern auf der Stätte des Kampfes ein Denkmal errichtet, wozu es den Grund und Boden von der Stadt Dijon erwarb. Wir sehen es hier im Bilde, das uns auch im Hintergrunde die verhängnisvolle Fabrik zeigt. Außerdem hat das Offizierkorps in seinem Kasino zum Andenken daran die vom Bildhauer Löher in München modellierte Gruppe in Bronzeguß aufgestellt. Julius Wolff aber hat der Heldenschar ein tiefempfundenes Gedicht gewidmet, in dem es heißt:

Der Tambour schlägt, es geht wie zur Parade,
Die Fahne fliegt uns hoch und stolz voran,
Doch klopft das Herz manch treuem Mann
Beim raschen Schritt auf diesem Pfade.
Wie Salven rollt und pfeift es in die Glieder,
Es rafft der Schnitter Tod und fällt und mäht,
Und wie er seine Reihen sät —
Da sinkt die Fahne und ihr Träger nieder. —
Wenn wir nun ohne Fahne wiederkommen,
Ihr Brüder allesamt, gebt uns Pardon!
Verloren haben wir sie schon,
Doch keinem Lebenden ward sie genommen.

Nicht weit von der Fahne der 61er hängt im Invalidendom auch das zweite Beutestück, ein Teil der Fahne des 2. Bataillons 16. Regiments, ebenso wie jene andere völlig neu hergestellt. Wie kam diese in französische Hände?

Es war am 16. August 1870. Das dritte preußische Korps, unter dem heldenhaften Konstantin von Alvensleben, war bei Vionville-Mars la Tour auf die ganze französische Rheinarmee unter Bazaine gestoßen, hatte sie, ohne zu zögern, angegriffen und stand in stundenlangem, erbitterten Kampfe, als endlich am späten Nachmittag Teile des auf den Kanonendonner herbeieilenden 10. Armeekorps auf dem linken Flügel tapfer eingriffen. Es war die 38. Brigade — die Regimenter 16 und 57 —, die, seit fünf Uhr morgens auf dem Marsche, nun sich zum Angriffe entwickelte. Drüben stand das ganze französische Korps Ladmirault bereit zum Empfange. Ohne zu stutzen, gehen die beiden Regimenter vor, reihenweise werden die Braven niedergestreckt, aber nichts vermag sie aufzuhalten. Eine tiefe Schlucht tut sich vor ihnen auf, sie gleiten den Abhang hinunter, um bald am jenseitigen Rande aufzutauchen. Da trifft sie drüben der Gegenstoß einer ganzen französischen Division, de Cissey, und auf nächste Nähe entbrennt ein furchtbares Feuergefecht. „Der Pulverdampf war so dicht, daß man nichts mehr unterscheiden konnte“ — sagt ein französischer Bericht —, „man feuert geradeaus, mitten in die undurchdringlichen Wolken des Pulverdampfes hinein. Dem General Cissey wird das Pferd unter dem Leibe erschossen. Die Offiziere seines Stabes eilen, den Säbel in der Faust, ins Getümmel. Niemand weiß, wie dieser plötzliche Zusammenstoß enden wird.“ Aber ungebrochen ist noch die Kraft der beiden Regimenter, bis die Übermacht der Franzosen sie auf beiden Flanken umfaßt und in die Schlucht zurückdrängt. „Um 5 Uhr 45 Minuten,“ sagt der Franzose, „war der so tapfer durchgeführte Angriff gebrochen.“

Das 16. Regiment hatte ungeheuere Verluste erlitten, zwei Drittel seines Bestandes deckten tot oder verwundet das Schlachtfeld. Es waren die stärksten Verluste, die ein deutscher Truppenteil überhaupt im ganzen Kriege 1870 erlitten hat. Beim Sammeln fehlte die Fahne des 2. Bataillons. Das 2. Bataillon brachte die durch eine Kugel beschädigte Fahne des 1. aus dem Kampfe zurück. Beim Aufbruch aus dem Biwack waren beide Fahnen verwechselt, und so hatte die 4. Kompanie die Fahne des 2. Bataillons ins Gefecht mitgenommen.

Der Führer der Kompanie, Hauptmann von Arnim, und der Leutnant Schwartz waren gefallen, der dritte Offizier, Leutnant Schmieding — jetzt Oberbürgermeister von Minden — verwundet, außerdem 109 Unteroffiziere und Mannschaften tot oder verwundet. Der Fahnenträger, Sergeant Andres, war bald nach dem Beginn des Angriffes gefallen, nach ihm hatte Leutnant Schwartz die Fahne bis zu seinem Tode, ein Unteroffizier der Fahnensektion, Rahe, sie bis zu seiner Verwundung getragen. Außer ihm war noch ein Unter-

Digitized by Google

offizier der Fahnensektion verwundet, die übrigen tot. Wo die Fahne geblieben war, wußte niemand.

Am nächsten Morgen fand sich auf dem Schlachtfelde, das die Franzosen geräumt hatten, der untere Teil der Fahnenstange mit dem Ringe und einzelnen Überresten des Fahnentuches. Wo der andere Teil geblieben war, erfuhr man lange nicht. Schon immer hatten die Franzosen behauptet, am 16. August eine Fahne erbeutet zu haben, ohne daß nähere Berichte darüber erschienen waren. Natürlich hat ihnen aber ihre Heldentat keine Ruhe gelassen, bis sie auch im Bilde verewigt ist. Der Maler, der sich diese Aufgabe stellte, hielt in Zeitungen eine Umfrage nach etwaigen noch lebenden Augenzeugen jener Tat, und diese führte dazu, daß als Eroberer der Fahne ein ehemaliger Leutnant im 57. Regiment, Chabal, sich meldete, der jetzt als pensionierter Gendarmerieoffizier in Chambery lebt. Seine Darstellung, die eine französische Militärzeitschrift veröffentlicht, bestätigt nur noch, wie brav bis zum Schluß auch um diese Fahne gekämpft worden.

„Ich hatte mich mit einem Gewehr bewaffnet" — heißt es in dem Bericht —, „das ich einem gefallenen Soldaten abgenommen hatte, auch meine Taschen mit Patronen vollgesteckt. Außerdem trug ich 10 000 Francs in Gold bei mir, da ich damals rechnungsführender Offizier war und so eigentlich nicht in die kämpfende Truppe gehörte. Vor uns, gegen Mars la Tour hin, gingen die Preußen in Eile zurück; weiterhin am Rande eines Waldes sah man feindliche Kolonnen. Hierhin und dorthin sprengten einzelne Reiter, Befehle überbringend. Jeden Augenblick änderte sich das Bild. Ein deutscher Soldat, von uns verfolgt, suchte eine Fahne zu retten. Ein Geschoß traf ihn, er stürzte zu Boden. Ich hielt ihn für tot. Sofort übersah ich die Lage: ich war nicht verwundet, nur durch die Last, die ich trug, beschwert. Ich warf mich auf den Preußen. Er gab die Fahne nicht her. Ich versuchte, sie mit Gewalt unter seinem Körper hervorzuziehen. In diesem Ringen drehte sich mein Gegner auf dem Boden um, so daß er mit dem Gesicht nach dem Himmel zu liegen kam. Ich ergriff nun die Fahne mit einer Hand, während der Preuße sie mit beiden Händen festhielt und so fest wie möglich an sich preßte. Endlich erlahmte sein Widerstand. Ich hatte ihm die Fahne entrissen."

So sehen wir auch hier den braven Sechzehner bis zum letzten Hauche seine Fahne schützen, wie sie dort vor Dijon auch erst mit dem letzten Träger niedersinkt. Ob nun die Fahne schon vorher zerbrochen, ob bei diesem Ringen, das erfahren wir nicht. Wahrscheinlich ist es, daß sie schon vorher zerbrochen war und der brave Sechzehner den einen Teil zu retten versuchte, während der andere, am nächsten Tage gefundene, schon vorher liegen geblieben war.

Am 24. September 1872 erhielt auch das Bataillon der Sechzehner eine Fahne, bei der der aufgefundene Teil der Fahnenstange wieder verwendet war, während aus den Resten des Fahnentuches eine Rosette hergestellt war, die durch einen silbernen Knopf unter dem eisernen Kreuz befestigt wurde.

So ist es den Franzosen in Wirklichkeit doch nur gelungen, einen Teil einer preußischen Fahne im Kampfe Mann gegen Mann zu erobern und auch diesen nur einem todwunden Manne zu entringen. Das darf sich jeder deutsche Soldat mit Stolz sagen, der nun in Zukunft die Verewigung dieser Heldentat in der Schlachtengalerie zu Versailles erblickt oder im Invalidendom seine Blicke hoch oben zu diesen Wahrzeichen deutscher Soldatentreue lenkt.

Oberstleutnant W. von Bremen.

Krach.

Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortsetzung.)

Lora blickte sinnend auf die Wetterzeichen am Horizont.

Vielleicht zog die Wolke vorüber, die Schwüle blieb. Oder die Wolke kam herauf und entlud sich mit vernichtenden Schlägen.

Das Herz wurde Lora wieder schwer. Sie war so mutig gewesen, so zuversichtlich. Nun sank plötzlich ihr Vertrauen. Zum ersten Male in ihrem Leben wollte sie ja Opfer heischen — und hatte nichts dagegen zu setzen! Nichts —

Die Kleine zupfte sie am Rock: „Du bist schon wieder so anders, Tante Lora!"

Sie zuckte zusammen. Aber dann sah sie Hertha ins Gesicht und sagte hastig: „Komm nur —"

Hand in Hand gingen sie durch den dumpfigen Hausflur und im Schatten der Mauer entlang. Die Fenster des Prallschen Laboratoriums standen weit geöffnet.

Wie sie das alles an Tage gemahnte, die noch gar nicht so weit hinter ihr lagen, und von denen sie doch wie durch eine Welt getrennt war.

Nun hörte sie Stimmen. Prall und Onkel Wellried. Sie schienen im Laboratorium zusammenzusitzen und stritten wieder. „Mit Verlaub, Dottore, Sie sind ein kompletter Narr. Meine Lora — —"

Da stand sie auch schon am Fenster, lugte hinein und ergänzte: „Deine Lora ist hier. Guten Tag miteinander. Darf man eintreten?" Ohne eine Antwort abzuwarten, ging sie schnell weiter bis zur Tür. Sie hatte ganz unbefangen zu sprechen versucht, aber das Herz pochte ihr zum Zerspringen, und sie war froh, als der Onkel ihr anstatt des Doktors öffnete. In einer unwillkürlichen Bewegung des Anlehnungsbedürfnisses umarmte sie den kleinen Greis so leidenschaftlich, daß er sie ganz erschrocken ansah. Und dann sagte sie hastig: „Bleib, bitte, mit Hertha ein paar Minuten hier, Onkel Bruno. Ich muß mit Prall sprechen — allein —"

Alles aus der Empfindung heraus: ‚was ich ihm zu sagen habe, muß ich gleich sagen. Gleich — vom Herzen herunter muß es! Sonst bringe ich es nie heraus!'

Die Verbindungstür zum Laboratorium stand offen. Sie trat über die Schwelle und zog die Tür hinter sich zu.

Prall lehnte im Hintergrunde an der Wand. Er senkte nur wortlos den Kopf zum Gruß. Einen Atemzug lang blieb sie stehen. Dann ging sie schnell auf ihn zu und nahm seine beiden Hände: „Sie sind mein Freund, Doktor Prall?"

„Ich glaube es zu sein, und Sie, gnädige Frau, nannten mich einst so —" gab er schwer zurück, ohne sie anzusehen.

„Ich will mir den Glauben nicht nehmen lassen, Sie seien noch mein Freund. Schenken Sie mir zehn Minuten. Ich habe notwendig mit Ihnen zu sprechen — ungestört." Sie trat an das Fenster, schloß die Flügel. Dann nahm sie das Hütchen ab, legte es mitten zwischen Gläser und Retorten auf den nächsten Tisch; es war, als ob das leichte, winzige Ding sie gedrückt habe. Wie erleichtert atmete sie auf.

Nun hatte er doch das schwere Lid gehoben und war mit dem Blick der hohen, schlanken Gestalt gefolgt, hatte in dem ebenmäßigen Gesicht zu lesen versucht. Es sah so erregt aus, wie er es noch nie gewesen. Erregt und bedrückt. Kam sie zu ihm, weil sie unglücklich war? Ein merkwürdiges Gefühl: er konnte selbst nicht darüber klar werden, so gemischt war es aus häßlichster Schadenfreude, aus innigstem Mitleid, aus einem Triumphempfinden, aus Zweifeln und Zagen.

Sie kam zu ihm! Zu ihm, um an seine Freundschaft zu appellieren. Tut das eine glückliche Frau?

Er wollte beherrscht bleiben, sich nicht fortreißen lassen.

So löste er sich von der Wand, schob einen Stuhl heran. „Wollen Sie nicht Platz nehmen, gnädige Frau —"

Sie setzte sich und schloß auf einen Moment die Augen. ‚Wie damals — damals, als sie zum letzten Male vor ihrer Verlobung bei Dir war —' dachte er. ‚Damals auch so hilfsbedürftig —'

Nun schlug sie die Augen wieder auf, sah ihn voll an. Jetzt merkwürdig gefaßt. In der alten Selbstbeherrschung.

„Bitte, Doktor, nehmen Sie sich auch einen Stuhl. Wir können dann besser reden. Und setzen Sie sich hierher — zu mir —

„Sie haben ja schon längst bemerkt, ich komme als Bittende zu Ihnen. Mit einer großen Bitte — so groß, daß mir's die Kehle zuschnüren will. Ich bin's so schlecht gewohnt, zu bitten. Aber es muß sein. Es kommt mir wie eine heilige Pflicht vor . . ."

Sie hatte sehr schnell gesprochen. Nun stockte sie, konnte nicht weiter. Jedes Wort, das sie ihm sagen wollte, hatte sie sich vorher hundertfach überlegt, jetzt versagte es sich ihr dennoch. Es war zu schwer —

Und sie faßte wieder nach den Händen des Freundes und bat, rührend, wie sie wohl vor Jahren dann und wann gebeten hatte: „Doktor . . . so helfen Sie mir doch . . ."

Digitized by Google

Er würgte an seinem Mitleid, an seiner innigen Herzensteilnahme. Er wollte sie nicht zeigen. Ganz rauh klang es: „Wie kann ich Ihnen helfen, gnädige Frau?“ Aber dann gleich: „Könnt' ich's doch!“ Er preßte ihre Hände in den seinen, die vor Erregung zitterten. „Sie ... Sie sind nicht glücklich ... Lora ...“

Da fand sie plötzlich in entschiedener Abwehr die Brücke. „Nein, mein Freund, Sie irren. Ich bin sehr glücklich. Jeden Abend denke ich voll inniger Dankbarkeit an die Stunde hier unten bei Ihnen, in der Sie mir sagten: ‚Der Entschluß befreit.‘ Denn dies gute Wort wurde zum Ausgangspunkt all meines großen Glücks, das mir Gott erhalten möge.“

Sie schöpfte tief Atem und fuhr fort: „Gerade weil ich so glücklich bin durch die Liebe meines Mannes, gerade deshalb bin ich hier. Als Egoistin, wenn Sie wollen! Ja, als Egoistin — und ich schäme mich der Selbstsucht nicht. Denn ich will ja nichts, nichts, als den, der mich so beglückt, glücklich sehen. Doktor ... Sie wissen das alles, was über ihn hereingebrochen ist. Aber was Sie nicht wissen können, ist, wie er es getragen, wie er gekämpft hat. Das elende Geld, Doktor ... das war das wenigste! Aber der Sohn ganz zerbrochen, die Tochter in der Pein der ungewissen Zukunft ... und nun ... nun das schwere Verantwortungsgefühl allen denen gegenüber, die durch den unseligen Zusammenbruch geschädigt sind. Sehen Sie, Doktor ... mein lieber Freund, darum bin ich hier. Mein Mann ahnt nichts davon, er würde diesen Schritt wahrscheinlich nicht einmal billigen ... auch das drückt mich. Aber ich weiß, welch edler, guter, hilfsbereiter Mensch Sie sind und daß Sie mir — uns — den Hunderten und Tausenden, die Baldin ins Unglück gestürzt hat, helfen werden ...“

Doktor Prall hatte ihre Hände, während sie immer schneller, immer leidenschaftlicher sprach, langsam freigegeben. Langsam auch, wie mit schweren Gliedern, erhob er sich. Ein paarmal strich er sich mit der Rechten über die Stirn, schob die graue Locke weit zurück, zerrte mit nervösen Fingern an der Schnur der schwarzen Augenbinde.

Dann lachte er plötzlich bitter auf, so daß sie sich unterbrach und erschrocken zu ihm emporsah.

Er mied ihren Blick, als wisse er, daß er dem schwer widerstehen könne.

„Gnädige Frau —,“ sagte er mit heiserer Stimme, „ich bin ... ich bin im Ausdruck ein sehr ungelenker Mann. Sie wissen es noch von früher her. Ich möchte Ihnen nicht gern wehe tun. Darum will ich mich möglichst kurz und geschäftlich fassen. Wenn ich Sie recht verstanden habe, wünschen Sie wahrscheinlich, daß ich durch meine neue Erfindung den verkrachten Baldinschen Schwindelgründungen zur Möglichkeit einer Rekonstruktion verhelfe. Das muß ich entschieden ablehnen. Ich bin durch Schaden an Leib und Seele klug geworden. Ich bin dafür nicht zu haben —“

Lora hatte ihre Augen noch immer auf ihn gerichtet. Sein Lid blieb gesenkt, aber sie sah doch, wie starr sein Gesicht war. Wie eine Maske. War es nur eine Maske?

„Doktor“ — bat sie schmerzlich — „wollen Sie mich so gehen lassen?“

Er warf den Kopf zurück, zog die Achseln hoch, lief von dem Fenster zur Tür und wieder zurück, nahm eine lange Retorte und drehte an ihr, bis der Hals klirrend absprang.

„Foltern Sie mich doch nicht!“ schrie er auf und schleuderte die Scherben auf den Boden.

„Ich sollte wohl stolz sein und jetzt gehen,“ sprach sie. „Aber mein alter Stolz ist dahin, seit ich soviel Leid sah und zwischen all denen, die litten, mit einem Lächeln dahergehen mußte, damit ihnen das Tragen leichter erscheine. Ich erinnere mich, Doktor, daß ... ich war solch Ding von dreizehn oder vierzehn Jahren ... daß Sie im Scherz 'mal die Finger hier in den Schraubstock Ihrer Hände nahmen und mir sagten: ‚mach' bitte — bitte! Oder ...‘ Da hab' ich Sie ausgelacht. Heut hab' ich das Bitten gelernt — sonst wär' ich nicht hier.“

„Bitten! Bitten! Unsinn —!“ Er drehte und rückte an seinen Gläsern, ihr den Rücken zukehrend. „Bitten Sie für sich ... und meinen letzten Blutstropfen ...“

Der Rest verlor sich im Geräusch eines starken Windstoßes, der beide aufschauen ließ, plötzlich wie er kam.

Über den schmalen Hof raste er. Die Fensterflügel, die Lora wohl nicht gut geschlossen, schlugen auf —

Ein kurzes Schweigen in der Natur und zwischen den beiden Menschen im engen Raum. Ein dumpfes Grollen dann, fernher, ein Auftakt —

„Bitte ich denn nicht für mich, wenn ich für andere bitte, Doktor! Und was erbitt' ich dann? Nichts ja, als daß Sie sich mit meinem Manne in Verbindung setzen ... oder wenn Ihnen das lieber ist ... daß er sich mit Ihnen in Verbindung setzen darf, um eine Vereinigung der Interessen anzustreben. Warum wollen Sie Ihre geniale Erfindung irgend einem fremden Konsortium, englischen oder amerikanischen Geldleuten, verkaufen, anstatt durch sie mit Eberhard gemeinsam all den vielen, die durch Baldin ...“

Er stieß an den Tisch, vor dem er stand, daß die Gläser jäh zusammenklirrten: „Nennen Sie den verfluchten Namen nicht, Lora. Das ist's ja eben! Das! All mein Haß loht auf, wenn ich an dies Weib denke! Nennen Sie mir den Namen nicht! Ich kann's nicht ertragen —“

„... und Sie liebten sie doch —“

Wieder lachte er bitter — sah auf, ihr endlich ins Gesicht: „Nun ja! Der Mensch ist ein Tor! Rasend geliebt habe ich das Weib — und doch war das nicht die Liebe, die echte, wahre, tiefe, die dann — dann —“

Lora wich langsam zurück, und ihre Augen mochten einen so hoheitsvollen Ausdruck annehmen, daß er kurz abbrach, mitten im Satz.

Er ging zum Fenster, sah hinaus, wandte sich und sagte, in ganz verändertem Ton: „Es kommt ein Gewitter herauf — eine Wohltat nach dieser Glut —“

Sie hatte den Hut vom Tisch genommen, nestelte mit der Nadel in dem feinen Stroh. „Doktor — ich kam nicht nur als Bittende,“ begann sie wieder, während der Donner stärker rollte. „Ich wollte Ihnen auch etwas bringen. Etwas sehr Liebes — in Ihre Einsamkeit — etwas fürs ganze Leben. Ich weiß nicht, ob ich's noch darf. Ein armes Wesen ist's, ein verlassenes Kind. Es wird in Ihnen viele schmerzliche Erinnerungen wecken, aber es wird Sie auch lehren, zu vergessen — und zu verzeihen. Mehr noch, ich dachte — es sollte Ihrem Leben wieder einen Inhalt geben und Aufgaben. Ich meinte nicht, daß Sie's ganz allein haben sollten. Dazu bin ich wieder einmal zu selbstsüchtig. Aber ich hoffte, ich würde mein Teil behalten können, meinen bescheidenen Anteil ... und ich hoffte dabei wohl sogar, dies liebe Kind würde auch in alle Zukunft zwischen uns beiden die alte treue Freundschaft sichern ... Ich weiß nicht mehr recht, kann ich's wagen?“

Er lehnte mit dem Rücken am Fensterflügel, ohne sich zu rühren. Ganz dumpf sprach er mitten in den hallenden Donner hinein: „... Hertha!“

„Ja ... Hertha! Ich fand sie elend, verlassen. Ich las sie auf in der letzten Stunde — ehe die Polizei sich ihrer annahm, annehmen mußte —“

Und wie mit einem plötzlichen Entschluß ging sie zur Tür und stieß sie auf. Die Kleine jubelte ihr entgegen. „Tante Lora ... wie schön es donnert ...“

Sie nahm das Kind an der Hand und führte es zu Prall.

Im Zimmer war es fast dunkel geworden. Die Silhouette des Mannes hob sich scharf vom Fenster ab. Er stand noch immer reglos. Aber in seinem Gesicht zuckte es.

Und mit einem Male beugte er sich und hob die Kleine hoch und an seine Brust.

Hertha lachte ihm entgegen, wie damals, oben, in des Grafen Zimmer. Ohne Furcht und Scheu. „Der Hahn legt doch die Eier nicht, Onkel — das hast Du nur so er-

Digitized by Google

zählt —“ Und sie lachte wieder, ihr glückliches Kinderlachen. „Und goldene Eier gibt es überhaupt nicht. Aber schön kannst Du doch erzählen —“

Er sah ihr tief in die blauen Augen. Sie verstummte.

„Willst Du wohl bei mir bleiben und Dir viele Geschichten erzählen lassen?“ fragte er.

Wie weich seine Stimme jetzt klang.

„Deine Geschichten sind schön. Aber dann muß Tante Lora auch hier bleiben.“

„Tante Lora besucht uns — Du, Hertha, kennst Du die wunderschöne Geschichte von der Regentrude, die in der Tonne sitzt? Sieh 'mal, wenn draußen so wie jetzt die Tropfen fallen und wenn der kühle Wind nach solch einem heißen Tage über uns hin weht — —“

Frau Lora war bis an die Seite des Onkels zurückgewichen. In der Tür standen sie beide nebeneinander. Der Greis flüsterte leise: „Welch schönes Bild —“; Lora sprach kein Wort. Und sie horchten, wie Eugen Prall mit sanfter Stimme sein Märchen erzählte bis zu Ende. Dann ließ er das Kind niedergleiten, aber er hielt es mit beiden Händen fest. Und der Blick seines einen Auges ging zu der jungen Frau hinüber — und er lächelte seltsam.

Ihr war's, als müsse sie an seine Seite treten.

„Meine liebe Freundin —“ sagte er. „— ich darf Sie nun wieder so nennen. Denn ich kann Ihnen wohl nicht anders danken, als mit dem Namen. Danken aber muß ich Ihnen.“ Seine Rechte ließ die Schulter Herthas frei und glitt zärtlich über die blonden Locken. „Hertha mag jetzt mit Ihnen gehen. Morgen aber möchte ich sie mir holen — ich hab' ihr notwendig eine Geschichte zu erzählen ... viele Geschichten, Frau Lora. Von bösen Hexen und von guten Feen — und von der Sonne, die drüben eben wieder über unserer Dächerflucht aufsteigt. Sonnenschein nach dem Gewitter. Gottlob — man atmet freier ... Ich muß ja morgen so wie so bei Ihnen vorsprechen, denn ich habe Ihrem Herrn Gemahl allerlei geschäftliche Vorschläge zu unterbreiten.“

16. Kapitel.

„Unsere Hardi ist doch ein tapferes Mädel!“

Der Geheimrat sagte es mit leisem Stolz. Er freute sich seines Kindes und der Festigkeit, mit der Bernhardine zu Conrad hielt.

„Das ist sie, Eberhard,“ gab Lora zurück. Ihr freilich erschien diese Festigkeit an sich als etwas so selbstverständliches, wie die Treue. Aber auch sie freute sich, wie Hardi gerade im Unglück gewachsen war.

Das verwöhnte Kind hatte es nicht leicht mit ihrem Conrad. Denn in dem steckte doch, ins Grade und Ehrenfeste übertragen, mehr von der harten Art des Vaters, als sie ehedem geahnt hatte.

Draußen in Friedenau hatte er für sich und die Mutter eine winzig kleine Wohnung genommen. Dort wollte er, bis auf weiteres beurlaubt, die Entscheidung auf sein Gesuch abwarten. Er lebte der festen Überzeugung, daß ihm der Abschied bewilligt werden müsse — und er wünschte nichts anderes. Was dann werden sollte, darüber sprach er sich nicht aus, aber er saß Tag und Nacht über Büchern und Landkarten. In die Stadt kam er nicht. So fuhr Bernhardine hinaus. Und wenn sie in der Abenddämmerung heimkehrte, war sie matt wie ein Vögelchen. Matt, aber nicht mutlos. Sie kam dann meist noch im Hut und Mantel zu Lora ins Wohnzimmer, schmiegte sich an die Freundin, erzählte das Wenige, Eintönige, was zu erzählen war von der armen gebrochenen Frau dort draußen und dem stummen inneren Ringen des Mannes, den sie liebte, und war glücklich, wenn Lora sie an ihr Herz nahm.

Bei Hardi fand jedes Wort schlichten Zuspruchs eine gute Stätte. Ihre Augen leuchteten immer schon hoffnungsfreudig auf, wenn Lora ihr sagte: „Hab' Vertrauen und hab' Geduld. Prüfungen müssen überwunden werden. Und, glaub' es mir, Du wirst diese schweren Tage noch einmal preisen. Denn erst in ihnen habt Ihr, Conny und Du, Euch recht kennen gelernt. Was fröhliches Glück zusammenfügt, muß sich erst im Unglück bewähren, wenn's ein langes Leben mit Sonnenglanz füllen soll.“

Um Hardi brauchte man keine Sorge zu haben —

Aber um Willy sorgte sich Lora.

Sie hatte — ‚gottlob!‘ sagte sie sich immer wieder — wenig müßige Stunden. Fräulein von Schotten war ja eigentlich nur noch als Gast im Hause, das umfangreiche Getriebe des großen Hauswesens lag auf Lora, und sie fühlte sich gerade jetzt doppelt verpflichtet, es sorgsam zu leiten. Wenn Eberhard wohl auch dann und wann lachte: ‚Du scheinst mir mit Pfennigen oben zusammensparen zu wollen, was wir unten mit Tausendmarkscheinen in Rauch aufgehen ließen! —‘ sie wußte doch, daß er vorläufig auch diese kleinen Ersparnisse als Erleichterung empfand.

Trotz allem kamen auch ihr Stunden, Minuten, in denen sie mit ihren Gedanken allein war, und die kehrten sich dann immer wieder zu Willy hin.

Sie war ihrer selbst so sicher, daß sie sie ruhig wandern ließ. Sie konnte still vor sich hinlächeln, wenn sie daran dachte, daß sie einst zwischen Vater und Sohn gestanden hatte, so fest fühlte sie sich mit tausend heiligen Banden an ihren Mann gefesselt. Aber was einst — es lag hinter ihr, als sei's vor vielen Jahren gewesen — in ihr für Willy gelebt hatte, das hatte sich nun in warmherzige schwesterliche Zuneigung verwandelt. Und so bangte sie sich um ihn. Denn sie sagte sich immer wieder: Hardi trägt nur am fremden Unglück mit, Willy am eigenen Verschulden. Ihm ist am schwersten zu helfen — wenn ihm überhaupt zu helfen ist —

Es war heute seit langem zum ersten Male ein froherer Tag gewesen. Eberhard war zu ungewohnter Stunde heraufgekommen, hatte, das liebe schalkhafte Lächeln im Gesicht, ihr mit dem Finger gedroht: „Du — Du! Mulier taceat in ecclesia! Das sind mir ja schöne Geschichten, die Du hinter meinen Rücken eingefädelt hast. Du denkst wohl, ich merke nicht, wo Hase läuft?!“ — hatte sie dann umfaßt: „Ich danke Dir, Lora! Dein einäugiger Freund ist übrigens ein Prachtmensch. Eine Vollnatur! Wir waren in zehn Minuten einig. Ich hab' noch nie ein Geschäft von der Bedeutung in so kurzer Zeit abgemacht.“

Es quoll so heiß in ihr empor, daß sie unwillkürlich die Hände ineinanderschloß.

„Er war vorher bei mir, Eberhard. Ich muß Dir auch das sagen: er nimmt Hertha zu sich. Und wenn er Dir vielleicht drückendere Bedingungen stellte, als er ursprünglich vorhatte, so ist das nicht seinetwegen, es ist, um die Zukunft des Kindes zu sichern. Er denkt nie an sich — der gute, edle Mensch. Einst träumte er, das ‚Licht der Armen‘ zu erfinden. Nun wird, im anderen Sinne, seine Erfindung hoffentlich wirklich nicht nur seinem kleinen Schützling, sondern vielen Hunderten zum Glück werden. In Deinen Händen, Eberhard!“

Das war am Spätnachmittag gewesen, und die frohe Stunde klang noch in ihr nach, als sie jetzt an ihrem Schreibtisch saß. Das Wirtschaftsbuch lag vor ihr. Aber sie hatte des Kinn in die Hand gestützt und sah unter halbgeschlossenen Lidern hinweg und träumte. Oben auf dem Bord des Tisches stand das kleine Elfenbeinmedaillon mit den Bildern der beiden Basen Eberhards, der schönen Berliner Patriziertöchter aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, von denen die eine, die schönere, als junges Ding einen alten Mann geheiratet hatte — und glücklich geworden war.

Die Leutchen hatten darüber die Köpfe geschüttelt. Lora mußte lächeln. Ihr war dies Schütteln der wohlweisen Köpfe ganz gewiß auch redlich geworden. Nun ja! Mochten sie nur schütteln. War denn Eberhard überhaupt schon ein alter Herr — auch nur ein älterer Herr? Ob sich ihm wohl schon ein Silberfaden ins Haar gestohlen hatte? Nun — und wenn der liebe Kopf schlohweiß wäre, das Herz war jung. So jung, so gut —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Familientisch. — Sammler-Daheim.

Zu unseren Bildern.

Unsere Kunstbeilage gibt ein köstliches Bild des großen niederländischen Malers Peter Paul Rubens wieder, das das junge Eheglück des Meisters verherrlicht. Es stellt den schon ruhmgekrönten und erfolgreichen Künstler im etwa dreiunddreißigsten Lebensjahre mit seiner Gattin Isabella Brant, im Schmucke reicher Gewänder, in einer Gaisblattlaube sitzend, dar. Die Züge der jungen Frau schauen uns seit der Vermählung, die im Jahre 1609 stattfand, auf vielen Bildern des Meisters entgegen, aus den Köpfen zahlreicher Madonnen und anderer Heiligen, bis nach dem Tode Isabellas (1626) ein anderes Schönheitsideal in Rubens' Kunst trat. Im Jahre 1630 vermählte er sich mit der schönen, 16jährigen Helene Fourment, die ihm auch häufig als Modell diente. In seinen Göttern und Halbgöttern erkennt man überhaupt seine vollsaftigen vlämischen Landsleute wieder. Alle seine blühenden, breitschultrigen Gestalten sind Menschen mit stark sinnlichem Temperament, wie es ihm selbst eigen war. Aber die oft gar zu kompakte Fleischlichkeit wird immer durch die Poesie der Farbe und des Lichts verklärt.

Den weiteren bildlichen Schmuck unserer Nummer bilden eine mit gewohnter Meisterschaft gemalte Vogelgesellschaft von Paul Meyerheim: Araras und Tauben, und ein Schlachtenbild von Georg Koch: „Die Fahne von Dijon" zu dem Aufsatz: Zwei preußische Fahnen im Kriege von 1870.

Künstlerische Andenken an den Kaiserbesuch in Posen.

Daß ein Ereignis, wie der Besuch des Kaisers in der alten Hauptstadt Großpolens nicht ohne Medaillen und Adressen vorübergehen konnte, ist selbstverständlich, und der Anlaß war wichtig genug, um nicht nur Würdiges, sondern auch künstlerisch Bedeutendes zu zeitigen. — Auf den Gedenkzeichen mußte das Wappen der Stadt eine Rolle spielen, und kaum kann es ein schöneres, dekorativer wirkendes Wappen geben, als das Posens. Das älteste Zeichen der Stadt waren zwei gekreuzte Schlüssel. Sie finden sich mit dem polnischen Adlerschilde auf dem ältesten Sekrete aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts, und sie kommen ausschließlich auf den Stadtmünzen vor, kupfernen Denaren und geringhaltigen Ternaren, die mit langen Intervallen von den Zeiten Wladislaw II. bis zum Jahre 1627 geschlagen wurden. Sie sollten die königlichen Abzeichen tragen und das Wappen der Stadt, also den Adler und die Schlüssel. Das älteste Prunksiegel (Sigillum) Posens aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts ist noch im Originalstempel vorhanden, es zeigt die Schlüssel im Tore einer dreitürmigen Burg, dessen Seitentürme die Apostel Paulus und Petrus tragen. Das Bild dieses Sigillums, mit allen Nebensächlichkeiten in einen Schild gesetzt, nahm die Stadt als Wappen an. Die Charakteristik desselben ist: In Blau eine silberne Burg mit drei Zinnentürmen und offenem Tore; über den Zinnen des höheren Mittelturmes schwebt der Schild von Polen: in Rot ein gekrönter silberner Adler; auf den Zinnen der Seitentürme stehen in weißer Kleidung und mit goldenen Nimben um den Häuptern rechts der hl. Paulus mit dem Schwerte, links der hl. Petrus mit dem Schlüssel; im Torbogen befinden sich unter einem goldenen Kreuzchen zwei schräggekreuzte, silberne Schlüssel mit abgewendeten Bärten; rechts und links neben beiden Heiligen schwebt je ein von einem goldenen Stern überhöhter steigender Halbmond.

Zunächst nun ließ die numismatische Sektion der „Deutschen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft in Posen" eine Erinnerungsmedaille an den Kaiserbesuch bei L. Chr. Lauer in Nürnberg herstellen. Die Vorderseite derselben bringt die Brustbilder des Kaiserpaares nach einem älteren Modell und die Umschrift: Wilhelm II. — Auguste Victoria; die Rückseite trägt das Wappen der Stadt Posen und die Worte: Kaisertage. — Posen im September 1902. — Die 50 mm große Medaille ist korrekt und sauber ausgeführt, wie es von der renommierten Münzanstalt nicht anders zu erwarten ist, aber sie läßt kalt, es ist bestellte Arbeit, sie wirkt weder künstlerisch bedeutend, noch vermag sie patriotische Gefühle anzuregen, — hätte man nicht für die Modelle eine intime Konkurrenz veranstalten können?

Man vergleiche nur die Huldigungs-Medaillen von 1793 und 1796 mit „Vobis quoque pater", sie zeigen doch anderen Schwung.



Vorderdeckel des „Goldenen Buches" der Stadt Posen.

„Goldene Bücher" sind Mode geworden; auch die Stadt Posen hat ein solches begonnen, es wurde kurz vor Sr. Majestät Ankunft durch Georg Hulbe in Hamburg hergestellt.

Das Buch ist in Leder gebunden und reich mit kunstvoller Handmodellierung verziert. Die Mitte des Vorderdeckels nimmt das Wappen der Stadt Posen ein; darunter befinden sich die Schilde von Preußen und Polen. Die Ecken sind in Silber getrieben und vergoldet, ebenso die fünf Knöpfe auf dem Rückdeckel. Der Einband ist in altem Kirchenstil gedacht, der auch, namentlich auf der Rückseite, sehr gelungen durchgeführt ist. Das Leder ist vergoldet, an den Erhabenheiten ist das Gold abgerieben, damit das durchscheinende Rot des Leders den Eindruck hohen Alters hervorbringt. — Hulbe ist Meister in der Imitation antiker Ledertechnik, und das „Goldene Buch der Stadt Posen" stellt eine Musterleistung kunstvoller Lederarbeit dar; aber, — muß man fragen, — wenn „Goldene Bücher" in der Gegenwart gestiftet und begonnen werden, warum sollen sie mit aller Gewalt den Eindruck ehrwürdigen Alters machen? Müssen nicht kommende Geschlechter einen recht dürftigen Eindruck von dem künstlerischen Können unserer Tage erhalten, wenn sie sehen, daß das Kunstgewerbe sich nur auf mehr oder weniger glückliche Nachahmung vergangener Stilformen beschränkte?

Die Jetztzeit ist auch gar nicht so arm an eigenartigen und edlen Zierformen und Motiven, es scheint nur, als sei die neue Kunst noch nicht hoffähig, als scheue man sich noch, sie für so würdevolle und ernste Dinge, wie ein „Goldenes Buch" ist, anzuwenden. — Es lohnt den Versuch, vielleicht glückt der Wurf.

Ein gelungenes Werk ist die Adreßmappe, welche die „Posener Zeitung" dem Kaiser bei seiner Anwesenheit überreichte. In Leder getrieben, zeigt die Mappe eine alte Druckerofffizin, umrahmt von Blattgewinden, am Kopf der preußische, unten der deutsche Adler. Die Mappe ist gleichfalls in der Werkstatt von Georg Hulbe hergestellt worden.

M. Kirmis.

Notizen.

Sterbemünzen auf den Tod des Königs Albert von Sachsen hat noch am Schluß des Jahres 1902 die sächsische Staatsmünze ausgegeben. Es sind Fünf- und Zweimarkstücke, beide genau von gewohnter Prägung, nur steht bei dem Fünfmarkstück unter dem Kopfe des Königs: „* 23. IV. 1828. † 19. VI. 1902", bei dem Zweimarkstücke „1828 — 1902". — In denkbar anspruchsloser Form wird also das Ereignis kundgegeben; vielleicht wollte man die Kritik vermeiden, welche die zuständige Reichsbehörde unfehlbar an einem abweichenden Münzbilde geübt hätte. Von der Verwaltung der Königl. Sächsischen Münzstätte Muldenhütte wird uns mitgeteilt, daß 100 000 Fünfmark- und 167 625 Zweimarkstücke hergestellt worden sind. Die Sterbemünzen der Fürsten der Albertinischen Linie bilden eine ganze stattliche Sammlung. Von Kurfürst Moritz ist kein Stück bekannt, von August I. († 1586) kennt man einen Begräbnistaler, Teilstücke und Vielfache desselben. Auf den Tod Christians I. († 1591) zählt der Katalog Merseburg sechzehn verschiedene Gepräge auf, während man auf den Tod Christians II. († 1611) nur ganze, halbe und viertel Begräbnistaler geprägt zu haben scheint. — Gold- und Silbermünzen schlug man auf den Tod Joh. Georgs I. († 1656), ein prächtiges Stück erschien beim Tode Joh. Georgs II. († 1680), des Türkenbesiegers, zahlreiche Stücke wurden beim Ableben der Fürsten Johann Georg III. († 1691) und Joh. Georg IV. († 1694) ausgegeben; auf den Tod Augusts des Starken († 1733) ließ dessen Sohn einen doppelten Kurantaler prägen, während von dem Ableben Friedrich Augusts II. († 1763) keine Münze kunde gibt. Der Sterbetaler König Friedrich Augusts I. trägt zwischen zwei Cypressenzweigen die Worte: Vollendet den 5. Mai 1827, der des Königs Anton († 1836) zeigt zwischen zwei Cypressenzweigen den gekrönten auf zwei umgestürzten Fackeln liegenden Wappenschild, die Sterbemünzen Friedrich Augusts II. führen den Spruch Hos. X, 12: „Er saeete Gerechtigkeit und erntete Liebe", auf den Tod des Königs Johann († 1873) gibt es keine besonderen Münzen.

MK

Tientsin-Provisorien kommen, wie „Senfs Illustriertes Briefmarken-Journal" mitteilt, vielfach gefälscht vor. Die Provisorien sind Aushilfsmarken des Postamtes in Tientsin, Germaniatype mit schrägem schwarzen Aufdruck „China" mittelst Handstempels. Diese Marken werden augenblicklich hoch bezahlt, sie haben aber selbstverständlich nur Wert, wenn der Aufdruck zur richtigen Zeit in Tientsin bewerkstelligt wurde und wenn die richtigen Entwertungsstempel vorhanden sind. In Tientsin wurde nachweislich nur ein Stempel benutzt, man konnte aber bereits neun Druckvarianten nachweisen, welche also bis eventuell auf eine, nachträglich hergestellt worden seien müssen. — Augenblicklich kommen besonders häufig alle Werte der Tientsin-Ausgabe — Marken und Weltpostkarten — vor, abgestempelt: „Tientsin 1. 1. 01". Der Aufdruck „China" ist echt, aber die Marken sind nicht an diesem Tage gestempelt, sondern unter Rückdatierung des Stempels erst drei bis vier Monate später. Die fingierten Adressen wurden erst in Europa hinzugefügt und die gleichfalls echten Eingangsstempel: „Oldenburg 13. 2. 01 9—10 V", müssen der Gefälligkeit eines Postbeamten ihre Entstehung verdanken. — Läßt jemand für seine eigene Sammlung derartige Seltenheiten herstellen, dann könnte man das eigenartige Verfahren allenfalls begreifen, werden aber die Seltenheiten erzeugt, um teuer an Kuriositätensammler verkauft zu werden, dann verdient das Verfahren einen anderen Namen. — Dank gebührt der Firma, welche viele Mühe und Kosten nicht gescheut hat, um der Sammlerwelt durch diese Aufklärung einen Dienst zu erweisen.

Digitized by Google

Hausgarten.

Mit Diamanten reich und schwer
Ist jeder Ast behängt,
Und wo ein Sonnenstrahl sich fängt,
Da glüht ein Farbenmeer.

Marie Krause-Kinkel.

Eine schöne Frühjahrsprimel.

Unter den Freilandprimeln sei heute „Primula rosea grandiflora" als sehr dankbar, schön und frühblühend empfohlen. Die leuchtend lattrosa, weithin sichtbare Farbe der Blumen ermöglicht es, sie besonders in dem Auge entfernten Gruppen anzupflanzen. Herrlich sehen ganze Beete davon aus. Die niedrig bleibenden, zahlreich erscheinenden Blütenstiele lassen die ebenfalls sehr schöne dunkelgrüne Belaubung kaum durchblicken. Da diese Primel ihren Flor im zeitigen Frühjahre entfaltet, pflanzt man sie am besten schon im frühen Herbst auf ihren Bestimmungsort, schützt sie aber gegen Klarfrost durch Überdecken hohlliegender Tannenreisige. Auch das Verpflanzen kurz vor, selbst während der Blüte verträgt sie gut. Der Blütenflor bleibt ein länger andauernder, wenn man ihr einen halbschattigen Platz gibt. Sollen die Beete nach der Blüte anderweitig besetzt werden, so pflanzt man die abgeblühten Primeln auf halbschattig gelegene Reservebeete aus und teilt bei dieser Gelegenheit ältere Pflanzen, wenn ein größerer Vorrat gewünscht wird. Doch blühen sie reicher, wenn sie nicht durch Teilung gestört werden. Da diese Primel sehr reich Samen ansetzt und dieser, in flache Schalen oder Töpfe gleich nach der Reife ausgesät, sehr gut aufgeht, so kann man leicht in den Besitz einer größeren Anzahl Pflanzen gelangen. Länger aufbewahrter Samen geht nur vereinzelt auf.

Oerlinghausen. Alfred Bier.

Die neuesten Erdbeeren.

Unsere Kunstgärtner sind unermüdlich in der Zucht neuer brauchbarer Erdbeersorten. Die allerneuesten Arten „Waterloo", „Carlos" und „Mont Blanc" bringen wir unsern Lesern in der Abbild. 1 (F. C. Heinemann-Erfurt). Die fast schwarzfrüchtige „Waterloo" ist eine Schaufrucht ersten Ranges, die große Fruchtbarkeit mit später Reife vereinigt. Festes Fleisch von feinem, würzigem Geschmack und daß die Früchte der Sonnenhitze am besten widerstehen, macht sie besonders wertvoll. „Mont Blanc" ist remontierend und hervorgegangen aus der berühmten Sorte „Louis Gauthier". Die große weiße Frucht ist sehr zuckerreich. „Mont Blanc" gehört zu den erstklassigen Erdbeersorten. Kdt.

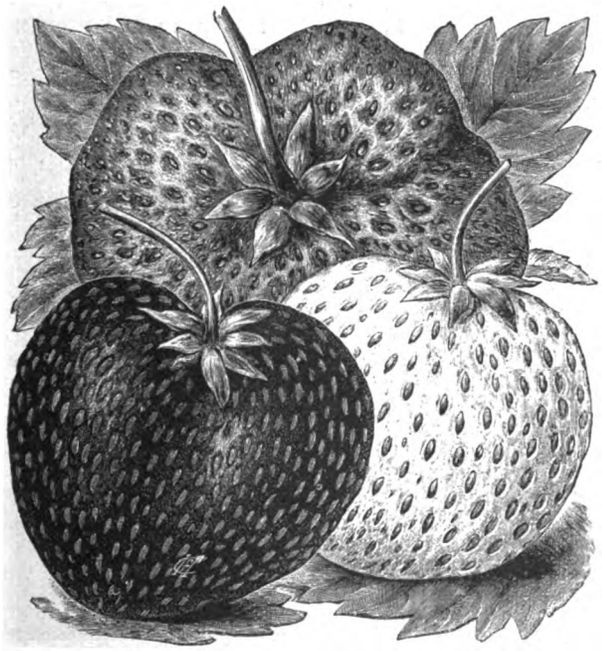


Abb. 1. Die neuesten Erdbeersorten.

Leicht kultivierbare Zimmerblattpflanzen.

Zimmerblattpflanzen erfreuen sich einer andauernden Beliebtheit und auch die älteren Sorten haben durch die modernen Sparmannien (Zimmerlinden) und Araukarien (Zimmertannen) nicht verdrängt werden können. Während letztere eine immerhin rege Aufmerksamkeit verlangen, ist die Pflege der ersteren die denkbar einfachste, und Temperaturschwankungen im Zimmer nehmen sie nicht allzu übel. Dabei gewähren sie immer im Blumentisch, auf Konsolen oder Ständern durch ihre graziöse Gestalt einen anmutigen Anblick. Unter diese älteren, leicht kultivierbaren Zimmerblattpflanzen sind zu rechnen die Dracänen, Cordylinen, Aspidistra und Pandanus. Die unverwüstlichste Blattpflanze ist zweifellos die altbewährte Aspidistra elatior (Abb. 3), auch Plektogyne genannt.*) Sie macht keinen Anspruch auf eine besondere Pflege und verträgt oft auch Kälte und Hitze. Hält man sie feucht und gibt den Blättern öfters eine Bebrausung, so entwickelt sie ihre dunkelgrünen Blätter in großer Anzahl. Zu empfehlen ist eine Wurzelstockteilung alle zwei bis drei Jahre.

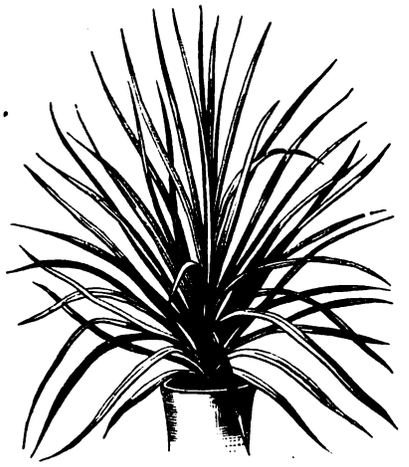


Fig. 2. Cordyline indivisa.

Unverwüstlich sind auch die modernen Rhodeen, deren Blätter denen der Aspidistra ähnlich sind. — Rhodea japonica mit weiß und gelb gefärbten Blättern ist sehr empfehlenswert. Cordylinen und Dracänen sind Schwesterpflanzen und werden häufig miteinander verwechselt. Doch haben die Cordylinen weiße Wurzeln, die Dracänen gelbe. Die aus Neuseeland stammende Cordyline indivisa (Abb. 2) ist für die Zimmerkultur besonders geeignet und beansprucht nur eine geringe Pflege, während die rotblätterigen Arten empfindlicher sind. Von Dracänen wähle man Dracaena fragans, sie verlangt indessen mehr Feuchtigkeit als die Cordylinen. Von der Aspidistra unterscheiden sich die Dracänen und Cordylinen dadurch, daß letztere nicht dunkel stehen dürfen, während erstere mit jedem Standort vorlieb nimmt. Einen wertvollen Schmuck unserer Blumentische bilden auch die Pandanus-Arten. Der Pandanus, Schraubenbaum, stammt aus Madagaskar. Sein Wuchs gleicht dem der Dracänen, doch tragen die Blätter am Rande Stacheln. Sehr brauchbar für einfache Zimmerkultur ist die Art Pandanus utilis. Sie gehört zu den prächtigsten, dekorativsten Pflanzen. Werden die Töpfe mit lauwarmem Wasser richtig gegossen und hält man die Blätter von Staub und Ungeziefer frei, so kann man den Pandanus jahrelang im Zimmer als Dekorationspflanze ziehen. K.

*) Asp. von griech. aspidion = Rundschildchen und astron = Stern, die Griffelnarbe schildartig, Blüte am Wurzelhals sternförmig; el. lat. = hoch; Plect. griech. = Korbstempel.

Samenzucht.

Der kleinere Gartenbesitzer wird sich jetzt wohl selten seinen Gemüsesamenbedarf selbst ziehen, sondern ihn von einer guten Samenhandlung kaufen; früher jedoch, als die Samenzucht in Italien, Südfrankreich und Algier noch eine geringere war, bildete die Samenzucht ein gewichtiges Stück im Gartenbau, speziell im Gemüsebau. Auch jetzt noch sollte der Same, der bei uns gut ausreift, selbst gezogen werden, wogegen man den Samen solcher Sorten, bei denen nach Klima, Lage und Boden ein günstiger Erfolg nicht sicher ist, besser kauft. Bei eigener Zucht ist man der Echtheit und Keimfähigkeit sicher. Mit Ausnahme der meisten ausdauernden (perennierenden) Gemüsepflanzen, die größtenteils durch Wurzelteilung vermehrt werden, pflanzen wir alle Gemüse durch Samenzucht fort. Wir brauchen dazu kräftigen, aber nicht übermäßig gedüngten Boden und sonnige Lage. Als Samenträger sind stets nur solche Pflanzen zu wählen, die die Eigentümlichkeiten der Sorten am besten zeigen, z. B. von Kopfsalat und Kohlköpfen nur diejenigen, die die festesten und schönsten Köpfe besitzen, außerdem, bei farbigen Köpfen, die, deren Köpfe am kräftigsten gefärbt bezw. gezeichnet sind. Von Kohl- und Mohrrüben werden nur die glattesten Wurzeln verwendet. Vom Krauskohl wählt man nur solche Exemplare, welche die am feinsten geteilten Blättchen aufweisen; von Zwiebeln die größten und dicksten. Die Gemüsepflanzen sind entweder einjährige, die im ersten Jahre blühen und reifen Samen liefern, oder zweijährige, die im ersten Jahre fertiges Gemüse, aber erst im zweiten Jahre reifen Samen liefern, oder mehrjährige, die vom 2. oder 3. Jahre an Samen bringen. Zuweilen kommt es vor, daß Pflanzen, welche zweijährigen Arten angehören, schon im ersten Jahr blühen; von diesen darf niemals Samen gesammelt werden, denn aus solchem Samen erzogene Pflanzen würden wieder einjährig blühen und sich nicht vollkommen ausbilden. Zur gleichen Klasse gehörige, also verwandte Pflanzenarten dürfen nicht auf dem nämlichen Grundstück zur Samenzucht gepflanzt werden; sonst würden durch Wind, durch Bienen oder andere Insekten die einzelnen Arten befruchtet werden und der Samen würde ausarten (bastardieren). Würde z. B. Rot- und Weißkohl nebeneinander gepflanzt, so würde aus dem Samen eine Sorte entstehen, die weder völlig rot noch völlig weiß wäre. In der Nähe von Bohnen dürfen gleichfalls keine Erbsen zur Samenzucht gepflanzt werden, denn durch das Vermischen des Samenstaubs verschiedener Arten werden neue Abarten erzielt. Auch bei allen verwandten Gemüsearten, die im ersten Jahr schon Samen bringen, muß das Zusammenpflanzen vermieden werden. Von den einjährigen Gemüsepflanzen werden mit Ausnahme der Kopfsalat- und Radieschensorten, die man zur Samenzucht verpflanzt, die Samen sofort auf den Standort gesät. Dort sucht man als Samenträger die besten Pflanzen der Sorte aus und bezeichnet sie durch Beisteckeu eines Namenholzes oder sonst in irgend einer Weise als Zuchtpflanze, indem man die Blütenstengel an Stäbe heftet. Den Samen zieht man nur aus Frühsaaten. Von den zweijährigen



Fig. 3. Aspidistra elatior.

Digitized by Google

Gemüsearten bleiben mehrere, wie Lauch und Peterstlie, gewöhnlich über Winter an ihrem Platz stehen. Man wird schon im Sommer die Samenträger aussuchen und sie besser pflegen z. B. sie freier stellen, mehr begießen ꝛc., wogegen die Kohl- und Rübenarten im Herbst sorgfältig ausgehoben und frostfrei überwintert werden. Zur Samenzucht bestimmte Pflanzen werden öfters in Gruben eingeschlagen und bei eintretendem Frost durch Überdecken von Laub geschützt; doch da in solcher Grube die Gemüse leicht faulen, wird man die Samenträger besser im Keller in Sand einschlagen. Allzuwarm darf der Keller auch nicht sein, da sonst die Pflanzen vorzeitig austreiben und verderben würden. Nach der Überwinterung werden die zur Samenzucht bestimmten Pflanzen, sobald es die Witterung im Frühjahr zuläßt, an einem trüben Tag ins Freie in kräftiges, nicht frisch gedüngtes, sonnig gelegenes Land gepflanzt. Auch hierbei dürfen verwandte Arten nicht zusammengepflanzt werden. Damit die Erde aufgelockert werden kann und die Pflanzen ihre Blütenstengel gut entwickeln, setzt man sie mit genügendem Abstand im Verband. Die ausgesetzten Pflanzen werden angegossen und später, wenn nötig, bewässert, was aber bei Beginn der Samenreife nicht mehr vorkommen sollte. Um spätere Namensverwechslung zu verhüten, bezeichnet man jede Sorte mit ihrem Namen. Damit die Samenstengel nicht abbrechen, binde man sie an Pfähle an, oder fasse ganze Beete mit Stangen ein, an welchen die Samenstengel einen Rückhalt finden. Auch belasse man der Pflanze nur soviel kräftige Blütenstengel, als sie zu ernähren vermag; die übrigen schneide weg und lasse nur die Hauptdolden stehen. Die Ernte der Samen findet erst dann statt, wenn sie fast reif sind. Man erkennt dies an dem Aufspringen einzelner Schoten und Hülsen, an dem federartigen Aussehen einzelner Samenarten, sowie an der Färbung, Härte und Festigkeit der Körner. Wollte man, da viele Samen, z. B. bei den Kohlarten, nicht gleichzeitig reifen, bis zur vollständigen Reife warten, so würden viele vor und bei der Ernte ausfallen, also verloren gehen; aus diesem Grunde ist die Aberntung mehremale vorzunehmen. Die mit möglichster Vorsicht abgeschnittenen oder abgestreiften oder abgepflückten Samen werden zur Nachreife an luftigem Ort auf Tücher gelegt, oder, wenn keine Ausfallgefahr vorhanden ist, bis zur Reinigung im Schuppen auf Stangen oder Schnüre gehängt. Sie werden teilweise durch Dreschen, Ausklopfen, Reiben und Auswaschen gewonnen, getrocknet, oder, wenn trocken, durch Siebe, Mulden und Putzmühlen gereinigt. Der reine Samen wird dann noch zum Abtrocknen an einem luftigen, gegen Mäuse geschützten Ort ausgebreitet und später in Tüten bis zum Gebrauch aufbewahrt. Wer nur für eigenen Gebrauch Samen auf spätere Jahre aufbewahren will, bewahre ihn in den Hülsen auf und reinige ihn erst vor der Verwendung.

Hohenheim. **Fb. Held.**

Larix europaea pendula, ein wirkungsvoller Gräberschmuck.

Nicht überall wird man in der Lage sein, Larix europaea pendula für die Bepflanzung von Gräbern verwenden zu können, da diese Lärche doch mit der Zeit zu groß wird und nur dort Anwendung finden kann, wo die Raumverhältnisse ähnlich denen des Hamburger Zentralfriedhofes ausreichend groß bemessen sind, oder wo betreffs der zur Bepflanzung der Grabstätten zu verwendenden Gehölze keine besonderen Verordnungen bestehen. In manchen Gegenden z. B. dürfte man Larix europaea, weil zu den Waldbäumen gehörend, auf keinen Friedhof pflanzen. Es bestehen ganz genaue Verordnungen, die bestimmen, welche Höhe und Breite eine Pflanze auf den Friedhöfen nicht überschreiten darf. Hat sie diese jedoch überschritten und ist sie durch einen leichten Schnitt in den zugelassenen Ausdehnungen nicht zu erhalten, so muß sie entfernt werden. Da die Ausführung dieser Bestimmungen sehr oft zu Unzuträglichkeiten mit den Angehörigen der auf dem Friedhof Ruhenden führte, so hat man dem dadurch vorzubeugen versucht, daß Gehölze, die bekannter Weise eine größere Ausdehnung annehmen, überhaupt nicht mehr gepflanzt werden dürfen. L. e. p. jedoch ist, besonders wenn der Baum niedrig veredelt wurde, sehr wirkungsvoll für Gräberschmuck und ruft durch ihre zierliche frischgrüne Belaubung, sowie auch durch den mäßigen Wuchs in Verbindung mit dunkelgrünen Koniferen eine angenehme Wirkung hervor. Der Vorzug, daß dieser Trauerbaum selbst noch in den rauhesten, ungeschütztesten Lagen, die ja sehr oft für die Friedhöfe gewählt werden, wo sogar Trauerweiden und Caragana pendula im Winter nicht selten leiden, vollständig widerstandsfähig ist, dürfte noch besonders zu beachten sein. **F. J.**

Gartenpost.

Frage: Ich ziehe mir seit einem Jahre eine Anzahl von sogenannten Muskatbäumchen in Töpfen, des schönen Duftes der Blätter halber, habe 3 Sorten, 1 breitblättrige, 1 feinblättrige, 1 rundblättrige. Alle drei machen beständig gelbe Blätter, ich habe versucht nur von unten zu gießen, öfters zu sprengen, alles umsonst. Ungeziefer nicht zu finden. Ist es möglich, daß dies Gelbwerden eine Krankheit ist?

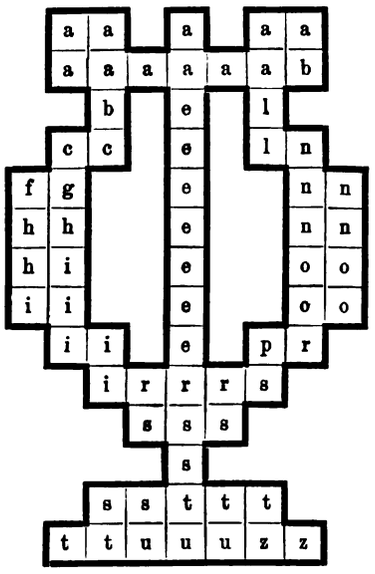
Absonentin in Insterburg.

Antwort: Die Bezeichnung „Muskatbäumchen" ist uns ebenso unbekannt wie den vielen Gartenbüchern, in welchen wir nachgeschlagen haben. Zweifellos ist sie volkstümlich-provinziell. Wir stellen Ihnen daher anheim, uns behufs genauer Auskunft einen Zweig mit Blättern einsenden zu wollen. Gleichzeitig bitten wir um gefl. Angabe, ob die Anzucht des Bäumchens aus Samen oder aus Stecklingen erfolgt ist. Als sicher ist anzunehmen, daß das Gelbwerden der Blätter auf örtliche Verhältnisse zurückzuführen ist, sei es auf ungeeignete Erde, unrichtiges Gießen oder nicht zusagenden Standort. Hauptsache ist aber, wie gesagt, genaue Bestimmung der Pflanze. **Rdt.**

Gutsbesitzer M. in T. Wilde Kaninchen, die sich in einem etwas bergigen Garten eingewöhnt haben, sind nur schwer wieder zu vertreiben; abschießen, Gift legen ꝛc. hilft wenig. Radikal dürfte eine Vernichtung der Kaninchen nur durch abgerichtete Frettchen zu erreichen sein. Vor sämtlichen Öffnungen der Kaninchenbaue bringt man röhrenförmig verlaufende Netze an. Das Frettchen, eine Iltisart, jagt die Kaninchen aus ihren Bauen heraus; diese laufen in die Netze hinein, verwickeln sich in dieselben und können dort leicht getötet werden. Die beste Zeit, diese Vernichtung auszuführen, ist Februar und März, weil dann einmal frisch gefallener Schnee die Verfolgung erleichtert und zweitens um diese Zeit keine Jungen im Baue sind. — Sind die Kaninchen nicht im Garten selbst, sondern kommen sie von außen herein, so hält man am besten im Garten einen auf Kaninchen scharf gemachten kleinen Teckel (Kaninchenteckel) oder legt in den von den Kaninchen beim Eindringen in den Garten benutzten Zaunstellen Drahtschlingen. Auch ein schneidiger Fox-Terrier wird sehr gute Dienste tun.

In unserer Spielecke.

1. Lyrarätsel.



Die Buchstaben in den Feldern der Figur lassen sich so ordnen, daß die wagerechten Reihen ergeben:

1. Einen Herrschertitel; 2. einen Namen in dem Titel eines Dramas von Schiller; 3. einen Schweizer Kanton; 4. ein Bilderrätsel; 5. einen Vogel; 6. einen Burengeneral; 7. eine Stadt in Frankreich; 8. eine Stadt in Italien; 9. eine Blume; 10. eine gefeierte Künstlerin; 11. eine Singstimme; 12. einen Namen in dem Titel eines Dramas von Goethe; 13. eine Kaiserin.

Die senkrechte Mittelreihe soll eine Blume nennen.

2. Dreisilbige Scharade.

Wohl selten der Vorrang sich in der Welt
So ohne Kampf wie dem Ersten gesellt.
Und desto mehr ist umstritten die Ehre,
Wer endlich der Erste beim Zweiten wäre,
Wofür, hält's auch allen Bewerbern stand,
Bis jetzt ward umsonst der Eifer verwandt.
Das Dritte versteht ohne Fessel zu binden
Und läßt Dich das Ganze in Thüringen finden.

M. Sch., Cassel.

3. Rätsel.

Ich bin in Ewigkeit gewesen,
Und ewig bleibe ich bestehn.
Kein Zauberwort kann mich erlösen,
Und niemals kann ich untergehn.

Legst Du mir meinen Kopf zu Füßen
Und setzt mir auf ein neues Haupt,
Muß ich's mit stetem Wandern büßen —
Unsterblichkeit ward mir geraubt.

In unerreichbar fernen Zonen,
Im Unermeß'nen kreis' ich nun,
Doch darf ich einst in Jahrmillionen
Von meiner Weltenwandrung ruhn.

M. H.

4. Anagramm.

Natur und Kunst die Hand sich reichen,
Daß einem Garten zu vergleichen
Des Rätsels Land, wo emsig Regen
Erwirbt der Arbeit reichen Segen,
Und von des Zepters Regiment
Sich Weisheit nicht und Milde trennt.

Wenn ohne Fuß in neuen Stellen
Die Zeichen wieder sich gesellen,
Ersteht ein Liebling der Kamöne,
Der seiner Leier goldne Töne
In ihres Klanges Lauterkeit
Dem Edlen, Schönen nur geweiht.

M. Sch., Cassel.

Auflösungen der Rätsel u. Aufgaben in Nr. 14.

1. Diagonalrätsel.

L	e	s	s	i	n	G
o	e				r	a
r		m		e		r
i			b			d
e		i		e		i
n	r				r	n
T	i	l	b	u	r	g

2. Anagramm-Aufgabe. „Neujahr". Reidenburg, Edelweiß, Unterwalden, Jerusalem, Andromache, Heliotrop, Rosenberg.

3. Problem: Morgen und Abend.

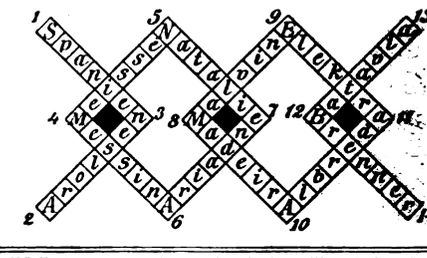
Die Buchstaben der Viererzeilen werden von links beginnend in der ersten Reihe senkrecht herunter gelesen, also: DIEHOFF u. s. w. In der zweiten Reihe liest man senkrecht hinauf, also DASMORG u. s. w. Die dritte Zeile ist wie die erste, die vierte wie die zweite zu lesen. Zuletzt liest man noch die übrigbleibenden Buchstaben: ROT.

Es ergibt sich bei richtiger Lösung:

„Die Hoffnung ist das Morgenrot der Freude,
die Erinnerung ihr Abendrot!

4. Arithmetische Aufgabe. Die Zahl 62.

5. Füllrätsel.



Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rücksendung **unverlangt** eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutschen** Freimarken beigelegt sind. — Herausgeber: **Th. H. Pantenius** und **Hanns von Zobeltitz.** — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W. 35, Steglitzerstr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Anzeigen nur:** An die **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig,** Hospitalstraße 27. — Verlag der **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig.**
Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig.**

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt.

39. Jahrgang * vom Oktober 1902 bis dahin 1903. * * * Ausgegeben am 24. Januar 1903. * Nr. 17.

Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.



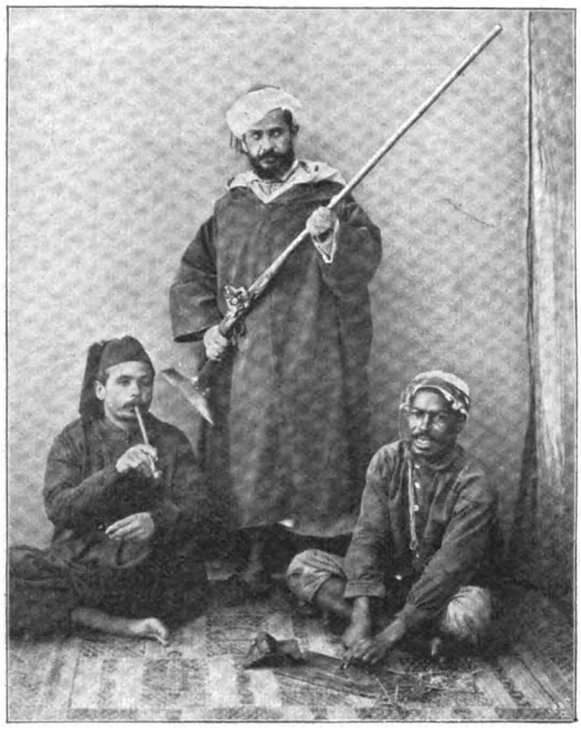
Zu den Wirren in Marokko. Die Lage in Marokko scheint, anstatt sich zu bessern, im Gegenteil einen ernsteren Anstrich bekommen zu haben, soweit wenigstens die allerdings nur ungewissen Nachrichten von dort die Situation erkennen lassen. Es heißt, der Sultan habe seinen Bruder, Muley Mohamed, den er wegen seiner Volksbeliebtheit für verdächtig hält, von neuem gefangen gesetzt, und dies hätte die Flamme des Aufruhrs wieder hoch auflodern lassen. Es sollen demgemäß höchst bedenkliche Zustände im marokkanischen Reich herrschen. Die meisten Christen haben Fez und die übrigen Plätze im Innern verlassen und flüchteten sich nach der Küste, zum Teil mit Lebensgefahr. In Fez fanden angeblich bereits blutige Ausschreitungen gegen die Juden statt. Der Sultan zog mit seinem Heere aus Fez und erwartete die Rebellen am Zelufluß. Gerüchten zufolge soll er sogar bei Niederschrift dieser Zeilen schon besiegt sein. Unsere Bilder zeigen verschiedene Militärtypen aus der kaiserlichen Armee und den Sultan selber, dessen Bild uns von geschätzter Seite zur Verfügung gestellt wurde. Abdul-Asis, der jetzt so schwer auf seinem Thron bedrohte junge Herrscher, ist erst am 24. Februar 1878 geboren, regiert aber bereits seit dem Jahre 1894. Zunächst stand er allerdings ganz unter der Leitung seines alten, sehr energischen Großveziers, des Beraters seines Vaters; nach dessen vor mehreren Jahren erfolgtem Tode führt er aber die Zügel der Regierung selber, und, wie es sich nun zeigt, nicht zu seinem Vorteil.

* * *



Abdul-Asis, Sultan von Marokko — Zu den Wirren in Marokko. — Kavallerie des Sultans.

Digitized by Google

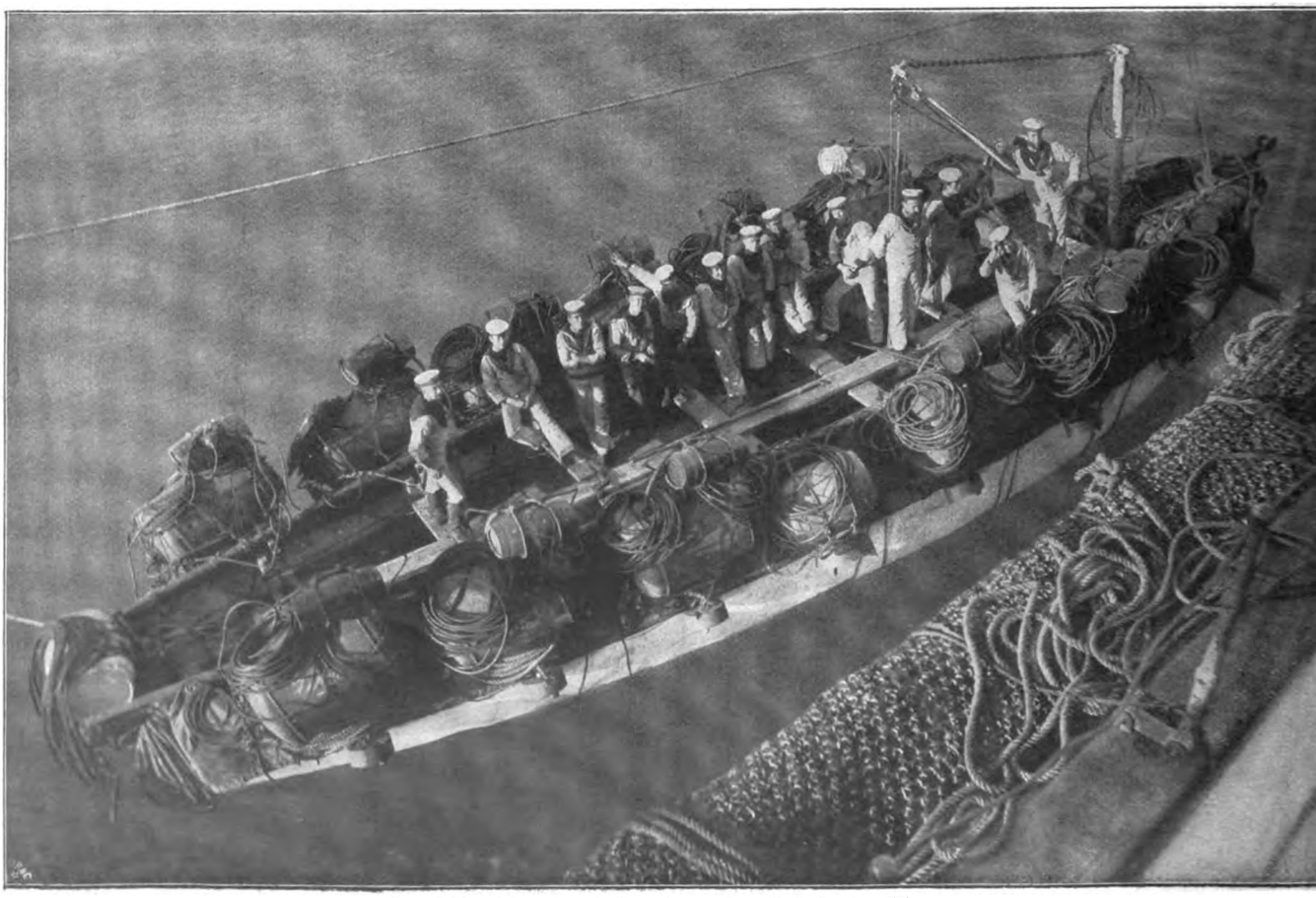


Typen aus Marokko.

J. P. Schäfer †. Der Senior der deutschen Blindenlehrer, der pensionierte Direktor der großherzoglichen Blindenanstalt zu Friedberg in Hessen, J. P. Schäfer, ist im 90. Lebensjahre nach einem arbeitsreichen und mit viel Erfolg gesegneten Leben durch den Tod abgerufen worden. Schäfer, 1813 in Altenstadt bei Friedberg geboren, verdankt dem Seminar-Inspektor Chr. H. Zeller in Beuggen bei Basel die tiefstgreifenden religiösen und pädagogischen Anregungen. Als Taubstummenlehrer fand er seine Ausbildung unter dem trefflichen Arnold in Riehen und war dann seit 1842 an der Friedberger Taubstummen-Anstalt thätig. Ihm verdankte das Rettungshaus für verwahrloste Kinder in Kloster Arnsburg seine Entstehung. 1850 gründete er in Friedberg eine Blinden-Anstalt, welche später verstaatlicht und von Schäfer bis zu seinem 81. Lebensjahr geleitet wurde. In vielen kirchlichen, wohlthätigen und gemeinnützigen Bestrebungen arbeitete er mit. Auf den Kongressen der Blindenlehrer war er mit seinem frischen und freundlichen Wort und Wesen eine allbeliebte Persönlichkeit. Sein Wirken, auf ernstchristlicher Grundlage beruhend, zeichnete sich ebenso durch wagemutige Initiative wie zähe Treue in der Durchführung aus. In allem, was er unternahm, hatte er einen glücklichen Griff. Besonders hervorragend war seine Erzählergabe. Nach seiner Pensionierung arbeitete er eine Liederkonkordanz für das hessische Gesangbuch aus, welche wenige Wochen vor seinem Ende fertig gedruckt vorlag. Von kernfester Gesundheit bis ins hohe Alter ging er, nach mehrmonatiger Leidenszeit am 26. Dezember 1902 heim.

* * *

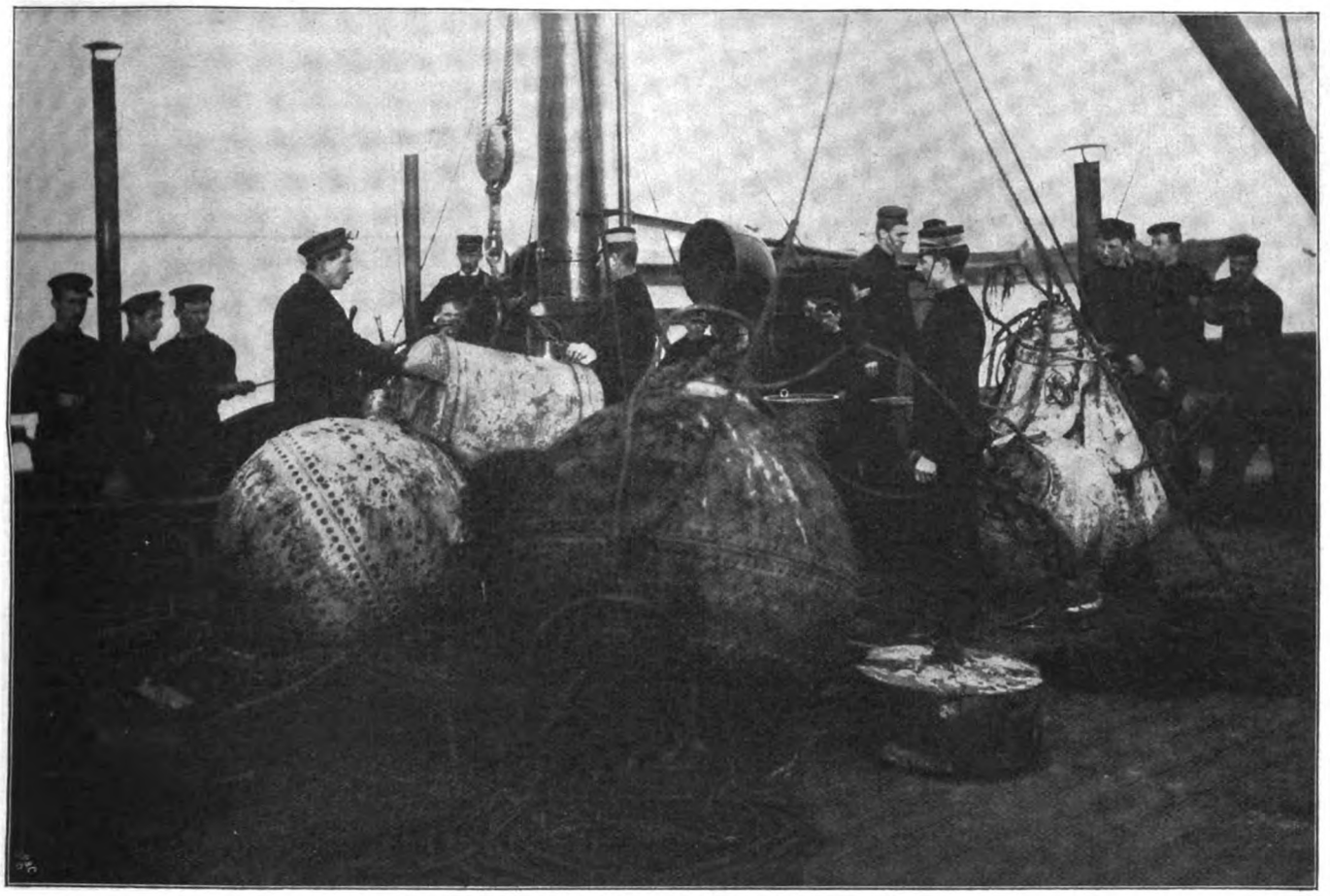
Der Küstenschutz durch Seeminen. Die Frage des Küstenschutzes durch Seeminen ist in so fern jetzt für uns in Deutschland aktuell geworden, als von Venezuela, speziell im Hafen von Macaraibo, Seeminen zur Abwehr der deutschen Kriegsschiffe zur Anwendung gebracht sind. Es dürfte daher auch unsere Leser wohl interessieren, etwas Näheres über diese Küstenverteidigung zu erfahren, die auch von unserer eigenen Marine zum Schutz unserer vaterländischen Gestade angewendet wird. Unsere Abbildungen zeigen das Beiboot eines Kriegsschiffes, wie es gerade im Begriff steht, die sorgfältig aneinander gereihten Minen „fertig zum Versenken" an die Blockadestelle zu bringen, und ferner ein Kriegsfahrzeug beim Einholen von Seeminen. Die verhältnismäßig leichten eisernen Gefäße haben entweder die Form einer Kugel oder eines Cylinders. Am oberen Teil befindet sich auch die Sprengkapsel, die beim Anstoßen des Schiffes, die aus Schießbaumwolle bestehende Ladung zur Explosion



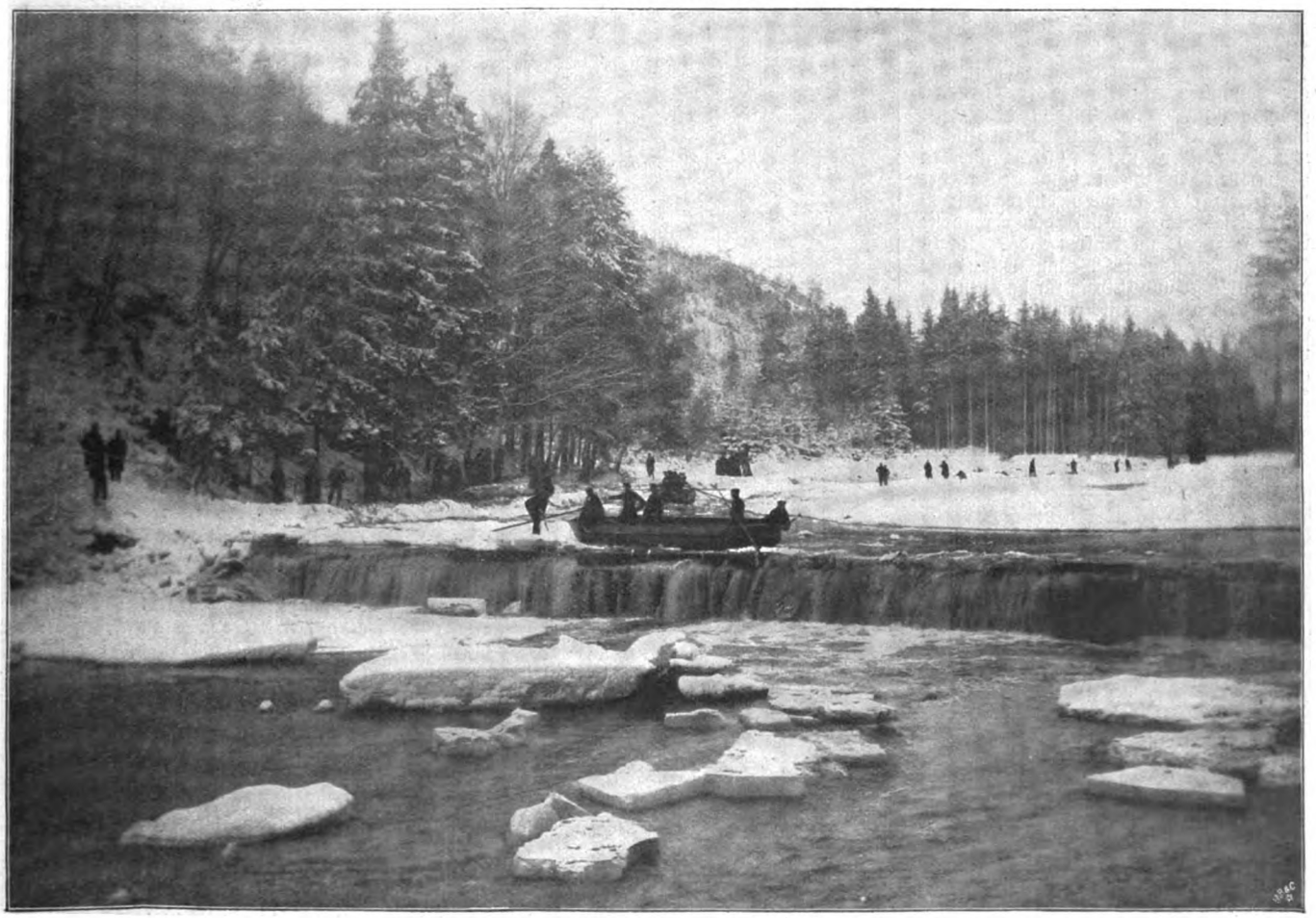
Der Senior der deutschen Blindenlehrer, Direktor J. P. Schäfer †.

Der Küstenschutz durch Seeminen: Das Versenken der Minen.

Digitized by Google



Der Küstenschutz durch Seeminen: Das Einholen der Minen.
Nach einer Aufnahme von Gregory & Co., London.



Sprengung des Eises auf der Freiberger Mulde durch sächsische Pioniere.
Nach einer Aufnahme von A. Heinicke, Chemnitz.

Digitized by Google

bringt. Neuerdings findet die Entzündung anstatt durch Säuresubstanzen durch eine kleine, in der Mine enthaltene elektrische Batterie statt. Je nach der in Betracht kommenden Tiefe, in der die Mine schwimmen soll, wird ihre Schwere durch Einlassen von mehr oder weniger Wasser bemessen; meist ist ihre Schwimmlage 3 m unter Wasser. Zur Hafensperre oder Blockade von Flußmündungen wird eine größere Anzahl schachbrettartig verlegt und verankert, sodaß mit größter Wahrscheinlichkeit das angreifende Schiff auf eine Mine stoßen wird.



Das neue Postgebäude in Oldenburg.

An Stelle der selbsttätigen Minen versieht man viele mit Fernzündung, indem man vom Lande aus die Mine am Kabel hält und zur geeigneten Zeit auffliegen läßt.

* * *

Die neue Post in Oldenburg und ihre Wandgemälde. Unsere Bilder zeigen das monumentale Postgebäude in Oldenburg und die große Schalterhalle im Innern, die mit den Wandgemälden der bekannten Malerin Grete Waldau geschmückt ist. Wir haben über die Person und das Schaffen dieser vortrefflichen Künstlerin, der unter vielen anderen ehrenvollen Aufträgen von Seiten der Behörden oder hervorragender Privatkunstliebhaber bekanntlich die ehrenvolle Aufgabe zufiel, im Auftrage des Staats 1900 auf der Pariser Weltausstellung die Städte Mainz und Leipzig für das deutsche Haus zu malen, bereits damals in Nr. 42 (Jahrg. 36) des Daheims ausführlich berichtet. So beschränken wir uns denn heute auf die photographische Wiedergabe der Post-Schalterhalle in Oldenburg mit den Wandgemälden der Künstlerin, von denen wir eines, das eine Straße in Alt-Oldenburg darstellt, besonders reproduzieren. Auch diese neuesten Schöpfungen Fräulein Grete Waldau's, die vom Großherzog von Oldenburg mit der Verleihung der Großen goldenen Medaille für Wissenschaft und Kunst ehrenvoll anerkannt worden sind, zeigen das reiche Können der Künstlerin.

* * *

Zur 100. Ozeanfahrt. Kapitän Heinrich Schmidt, im Dienste der Hamburg-Amerika-Linie und gegenwärtig Führer des großen Fracht- und Passagier-Dampfers „Phönicia", vollendete kürzlich seine hundertste Seereise als Kapitän der obigen Firma. Der verdiente Schiffsführer, der so oft die ihm anvertrauten Passagiere und Güter ohne Schaden über die Meere durch



Kapt. H. Schmidt zu seiner 100. Ozeanfahrt. Nach einer Aufnahme von J. Hamann, Hamburg.

Sturm und Klippen geführt hat, wurde am 22. September 1848 zu Glückstadt in Schleswig-Holstein geboren. Seine hundertste Reise



Schalterhalle des Oldenburger Postgebäudes mit den Wandgemälden von Grete Waldau.



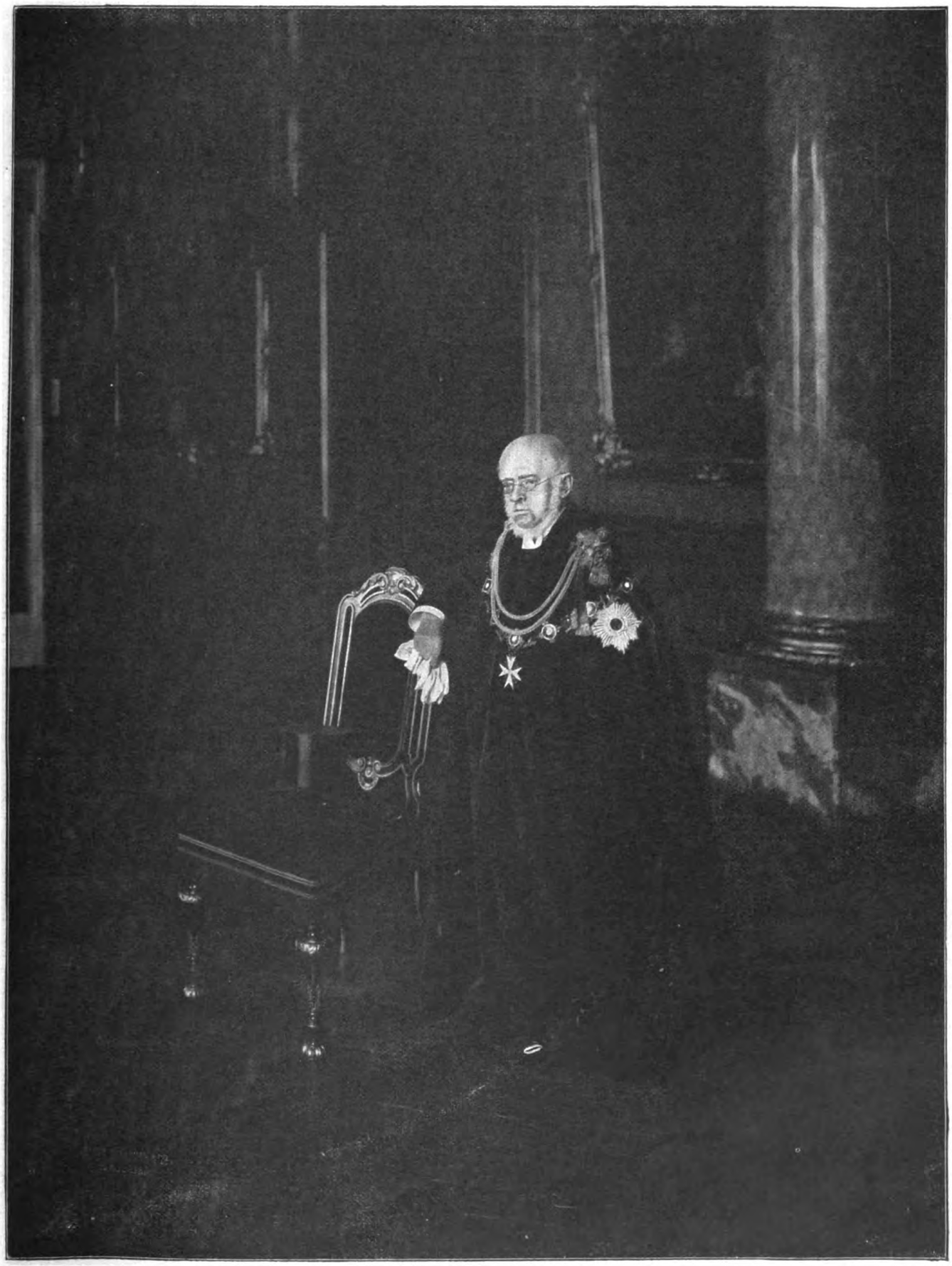
Wandgemälde „Straße in Alt-Oldenburg" von Grete Waldau.

machte er jetzt mit der „Phönicia" zwischen Genua und New-York. Alle diese Fahrten hat Kapitän Schmidt ohne irgend welche Havarie an Schiff oder Ladung wohlbehalten erledigt, eine Leistung, die sicher hohe Anerkennung verdient.

* * *

Zur Renovierung des königl. Schlosses in Berlin. Nachdem die Neugestaltung der Repräsentationsräume des alten Königsschlosses in Berlin jetzt abgeschlossen ist, hat der Kaiser unlängst eine größere Anzahl von Künstlern, Bildhauern und Architekten zu sich ins Schloß geladen und ihnen in persönlicher Führung an der Seite seiner hohen Gemahlin die neu hergestellten Räume gezeigt. Die prächtigen Interieurs erregten allgemeine Bewunderung. Den Höhepunkt des Interesses bedeutete natürlich die Besichtigung des Weißen Saales. Der imposante Festraum zeigt jetzt in der Bekleidung der Wände mit edelstem farbigem Marmor und mit der

Digitized by Google



Adolf v. Menzel, im Ritterornat des Schwarzen Adler-Ordens, in der Bildergalerie des Königlichen Schlosses zu Berlin.

Nach einer Aufnahme von H. Boll für die Photo-Illustration in Berlin.

Digitized by Google



Statue König Friedrichs I.



Statue Kaiser Wilhelms I.

indessen im geringsten überladen zu wirken. Die harmonische Zusammenwirkung des Goldes mit den herrlich spielenden Lichtern des Marmors und seinen tiefen, satten Grundtönen entzückt vielmehr das Auge. Die Beleuchtung wird nicht wie früher durch herabhängende Kronleuchter bewirkt, die den architektonischen Gesamteindruck des Saals, insbesondere die feinen Linien der Perspektive stark beeinträchtigt hatten, sondern es ist hier eine neue Einrichtung getroffen worden, die den Schein des elektrischen Lichtes frei von oben herabfluten läßt. Außerdem sind noch an den Wänden einzelne Beleuchtungsarme angebracht. In der Mitte der einen Längsseite steht der Thron, überdeckt von einem Sammetbaldachin, dessen Spitze ein Busch von Straußenfedern in den deutschen Farben bildet. Unten zieht sich rings an den Wänden ein Sockel von dunkelgrünem Marmor entlang, während die Nischen aus gelbem Sienamarmor hergestellt sind. In diesen Nischen haben die brandenburgisch-preußischen Herrscher vom Großen Kurfürsten an in überlebensgroßen Statuen Aufstellung gefunden, die zum Teil Nachbildungen der bekannten Denkmalsfiguren in der Sieges-Allee sind.

durchgehenden, reichen Vergoldung der Decke eine wirklich unvergleichliche Pracht, ohne

Wir zeigen davon die Statuen des ersten preußischen Königs Friedrich I. und die

ehrwürdige Gestalt des alten Kaisers mit den wohlgetroffenen milden, freundlichen Zügen.



Der Weiße Saal im Königlichen Schlosse zu Berlin nach seiner nunmehr vollendeten Renovierung.

Nach Aufnahmen von H. Boll für die Photo-Illustration in Berlin.

Digitized by Google

Frauen-Daheim.

Wie vermag ein Freundesbegegnen
Rosen über den Weg zu regnen,

Goldglanz über den Tag zu breiten
Wie über Kindheitsferienzeiten!



Die italienische Universitätslehrerin Rina Monti.

Privatdozentin Dr. Monti.

(Mit Bildnis.)

Rina Monti, gegenwärtig Privatdozentin an der Universität Pavia, ist durch ihre ausgedehnte literarische Tätigkeit und in letzter Zeit infolge ihrer Bewerbung um den Lehrstuhl für Zoologie an der Universität Messina keine unbekannte Persönlichkeit in deutschen Gelehrtenkreisen. Die durch sie aufgerollte Frage, ob Frauen in Italien eine Professur bekleiden dürfen oder nicht, hat zur Einsetzung einer besonderen Kommission geführt, die sich im allgemeinen zustimmend darüber äußerte. Man darf auf die weitere Entwickelung der Angelegenheit gespannt sein.

Im Alter von dreißig Jahren stehend, hat Rina Monti bereits ein Jahrzehnt ernster wissenschaftlicher Tätigkeit hinter sich. Ihre Jugend verlebte sie mit ihrer früh zur Witwe gewordenen Mutter in Monza, empfing frühzeitig Unterricht in der höheren Töchterschule zu Mailand, die sie im Alter von sechzehn Jahren verließ, um zur Vervollständigung ihrer Ausbildung verschiedene Vorlesungen an der Universität Pavia zu hören. Damals, im Jahre 1888, waren die Frauen eine Ausnahme in den Hörsälen der italienischen Universitäten. In Pavia hatte bis dahin nur eine Dame, Frau Marie Sacchi, Vorlesungen gehört. Gleichwohl wurde ihr Gesuch günstig aufgenommen, und, nachdem das Professorenkollegium sich einstimmig für ihre Zulassung ausgesprochen hatte, wurde sie immatrikuliert. Begabung und Neigung bestimmten sie zum Studium der Naturwissenschaften. Nach dem ersten Studienjahr wählte sie dann als Spezialgebiet das Studium der vergleichenden Anatomie und Mineralogie. Mit der Dissertation „Über das Nervensystem der Insekten" erwarb sie 1892 den Doktortitel. In der Folge wurde ihr die Stellung eines Assistenten am Mineralogischen Laboratorium übertragen, welchen Posten sie zwei Jahre versah, und ging dann in gleicher Eigenschaft zu dem Museum der vergleichenden Anatomie unter Professor Maggis Leitung über. Damit hatte sie das richtige Betätigungsfeld für ihr reiches Wissen gefunden. Die Resultate ihrer emsigen Forscherarbeit hat sie in einer Reihe von Schriften niedergelegt, die ihr den Beifall auch derer eingetragen haben, die sonst studierende Frauen nicht gerade mit günstigen Augen zu betrachten pflegen. — Unter den Frauen, die bisher durch den Dornenpfad des Universitätsstudiums gegangen sind, ist Rina Monti jedenfalls eine der sympathischsten Gestalten. Verdankt sie auch viel den außerordentlich günstigen Umständen, so wäre doch ihr Erfolg nicht denkbar ohne beharrlichen Fleiß und entschlossene Tatkraft.

—e.

Der Strom des Gedenkens.

In einem der schönsten und lichtesten Gesänge der Göttlichen Komödie, dem achtundzwanzigsten des Purgatorio, läßt Dante eine wundersame Frau, Mathilde, die von früheren Deutern als die bekannte Markgräfin von Canossa, von späteren bald als die fromme und liebliche Gemahlin Heinrich des Finklers, bald als bloßes Symbol glückseliger Unschuld gedeutet wird, auf grüner paradiesischer Wiese schweifen, singen, Blumen pflücken und Kränze binden. Das Gefilde der Glückseligkeit, in dem sie wandelt, besamt und besät sich selbst in ewigem Wechsel; zwei unvergleichlich klare und reine Bäche durchströmen es, die kein Niederschlag von oben speist, sondern ein unergründlicher, ewiger, gemeinsamer Quell. Das Wesen dieser Bäche der Seligkeit deutet Mathilde dem Dichter. Der eine Arm heißt Lethe — Vergessenheit. Der andere Eunoé — frohes Gedenken. Vergessenheit des Schmerzes und der Schuld wirkt die Kraft des einen, das Wasser des anderen aber weckt die Erinnerung an alles Gute, Frohe, Schöne, das der Mensch getan und erlebt hat, wieder auf. In ihrem weiteren Lauf erhalten diese Flüsse die Namen Euphrat und Tigris. Zwischen diesen beiden soll ja das Paradies gelegen haben.

Ist das nicht wunderbar schön? Und wert, daß wir es recht merken und bedenken? Das Paradies, in dem die personifizierte Fröhlichkeit, Schönheit und Unschuld wandelt, zwischen den Strömen des Vergessens und des glücklichen Gedenkens, — zwischem dem Lethe und dem Eunoé! — Und nicht nur das Paradies von einst, — das verlorene! — Liegt nicht heut, morgen, immer noch, alles, was wir in unseren Menschenbegriffen Paradies nennen, zwischen diesen — wenn wir wollen — heute noch flutenden Strömen? Wenn der Quell nur irgendwo rauscht, in irgend einem Herzen aufbricht, aufschwillt und die zwei klaren Ströme entsendet, — Vergessen des Schlimmen, Gedenken des Guten, — wenn wir tief, tief daraus trinken, dann ist es gut und hell und still, dann lacht die Sonne, dann grünen die Fluren, dann blühen die Blumen des Lebens und bieten sich uns überall zu Strauß und Kranz.

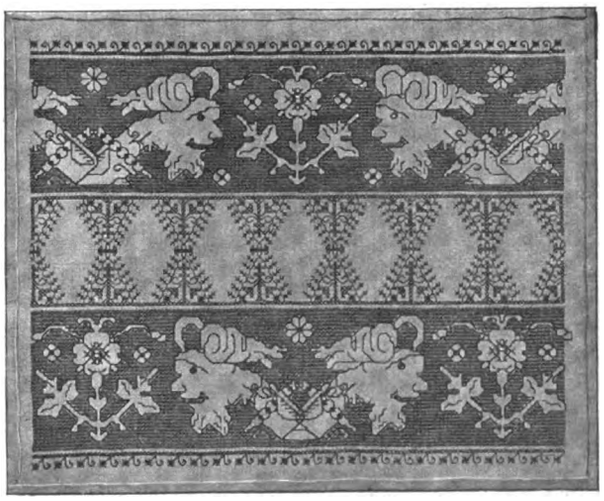
Vergessen, — uns schaudert, wenn wir an manches Vergessen denken, — unser größtes Trauern, unsere heiligsten Schmerzen, die wollen wir ja nicht hergeben. Nein, die sollen es auch nicht sein! Nur die heimlichen, häßlichen Kränkungen, das weltliche klagende Leid, Neid, Haß, alles Bittre, Wirre, Unklare, Wilde, Eigensüchtige, das in uns lebt. Vergessen seien die Demütigungen, die wir erlitten, die Sorgen, durch die wir uns hindurchgequält! Vergessen, was uns umdüstert, gedrückt hat, uns verzweifeln ließ. Und dafür täglich, stündlich ein tiefer Trank aus dem Eunoé! O, wie blank und neu und gegenwärtig ist da auf einmal das vergangene genossene Gute! Schätze um Schätze steigen auf, wenn wir nur trinken, wenn wir nur wollen, wenn wir uns nur bewußt werden wollen des goldenen Besitzes. Zart oder grob, sichtbar oder unsichtbar, — jeder hat sein Glück ja gehabt. Und statt nun begierig auf neues zu warten, was so müde macht, so verstimmt, was so unwürdig ist unsrer Seelen, spielen wir fröhlich und zufrieden mit den alten teuren Gaben. Liebe Worte bekommen ihren alten Klang, verflossene Guttaten ihren alten Wert, lichte Stunden ihren alten Zauber, Führungen und Fügungen unseres Lebens ein bedeutsames höheres Licht.

Ja, sogar die Schmerzen, die echten, die wir nicht vergessen wollen und können, die uns der Lethestrom nicht wegspülen darf, — was ist, was geschieht mit ihnen? Ist's nicht, als leuchteten sie plötzlich wie Sterne, schimmerten und funkelten im verklärten Schein? — Wenn Eigenwille und Selbstsucht vergessen sind, dann werden die Schmerzen merkwürdig sanft. — Aus den scharfen Dornen brechen Rosen. „Es war gut!" so können wir wohl meist unter Tränen lächelnd sagen. Und das ist ja der Eingang zum Paradies. Laßt uns trinken, fleißig trinken aus dem Strome Eunoé!

Frida Schanz.

Praktische Sammelbücher.

Im Interesse der lieben Daheimleserinnen möchte ich denselben einen, wie ich glaube, recht praktischen Rat geben, der mancher geplagten Hausfrau viel unnützes Schreiben und der Daheim-Redaktion die Mühe erspart, immer wieder dieselben Fragen beantworten zu müssen. Meine Idee, die ich selbst schon lange ausgeführt habe, ist folgende. Ich lege mir aus den Blättern des Frauendaheim und dem Briefkasten der Daheim-Redaktion fünf verschiedene Sammelbücher an, indem ich alles, was in diesen Blättern gebracht wird und eventuell gebraucht werden könnte, sorgfältig ausschneide und in hierfür bestimmte, mindestens so starke Hefte einklebe, daß der Inhalt eines Jahrganges darin aufgenommen werden kann. Heft 1 enthält praktische Winke, die sich auf alles im Haushalte Vorkommende beziehen; selbstverständlich läßt man in jedem Hefte so viel Zwischenräume, daß Erörterungen, die denselben Punkt behandeln, zusammen stehen können. Z. B. Entfernung von allen Arten von Flecken; Reparatur zerbrochener Gegenstände; Aufbewahren von Kleidern, Pelzsachen ꝛc. Heft 2 enthält Kochrezepte. Hier ergibt sich die Einteilung



Rückenkissen mit altdeutschen Motiven in Kreuz- und Strichstickerei entworfen von Fräulein M. Mallon.

Digitized by Google

ganz von selbst. Heft 3 enthält alle Arten von Gelegenheitsdichtungen, nach denen ja immer im Daheim so lebhafte Nachfrage ist. Auch hier ist die Einteilung ganz einfach: Gedichte für Taufen, Geburtstage, Einsegnung, Polterabend, Hochzeit, Wandsprüche 2c. Heft 4 enthält Abbildungen von Handarbeiten nebst Erklärungen, und es bleibt der Leserin unbenommen, auch hier nach bestimmten Gesichtspunkten zu verfahren. Endlich Heft 5 enthält: Adressen von Pensionaten, Lehrinstituten, Fabriken und Geschäftshäusern, die im Daheim ausführlich und lobend besprochen werden; z. B. Lettehaus, kunstgewerbliches Institut in Weimar, 2c. Auf diese Weise habe ich mir ganz prachtvolle Nachschlagebücher geschaffen, die mir in den tausend Angelegenheiten des täglichen Lebens schnell und fast immer den gewünschten Bescheid geben. Dadurch wird die kleine Mühe, die man erst mit dem Ausschneiden und Einkleben hat, und die geringe Unannehmlichkeit, daß eine Seite des Daheims vollständig zerschnitten wird, wohl zur Genüge aufgewogen, und last not least, die Daheim-Redaktion braucht nicht stets und ständig dieselben Fragen zu beantworten.

Abonnentin in Holz.

Im deutschen Erzieherinnenheim in Paris.

Fern vom unruhigen Gewühle der Pariser Boulevards, im stillen freundlichen Stadtteile Batignolles, dicht bei dem Ringbahnhof gleichen Namens und somit doch nicht abgelegen, nahe dem großen Square mit seinen herrlichen grünen Bäumen und Anlagen, steht in der Rue Brochant Nr. 21 ein stattliches Haus von vier Stockwerken. Es sieht aus, als gehöre es einem wohlhabenden Rentner. So war es einst, aber schon über 15 Jahre ist es zum deutschen Erzieherinnenheim geworden. Da muß sich's traulich wohnen! Und hier gleich rechts, im Bureau, waltet die vorstehende Schwester ihres verantwortungsreichen Amtes. Es geht bei ihr ein und aus, wie im Bienenhaus. Bald ist's ein neuer Ankömmling, der den ersten schüchternen Flug gewagt hat in die weite Welt, bald ist's eine alte Bekannte, die im Sorgen und Hasten des Berufes wieder einmal ein Stündlein der Gemütlichkeit sucht unter dem gastlichen Dach. Aber am Nachmittag klingt's hier wieder von fremden Lauten, denn nun stellen sich die Damen ein und fragen, ob sie nicht hier im „home allemand" mit dem wohlbekannten guten Namen, dessen frühere hohe Protektorin, Kaiserin Friedrich, auch den Republikanerinnen Eindruck machte, „une institutrice" haben könnten für ihre hoffnungsvollen Kinder. Da gibt es allerdings manchmal einen harten Stand. Der Dame muß klar gemacht werden, daß die deutsche Erzieherin nicht zu den Dienstboten in die Küche gehört, sondern, als gebildetes Wesen, zur Familie, da gilt es aber auch manchmal die geträumten herrlichen Luftschlösser der neu Angekommenen vom Pariser Leben mit schonender Hand niederzulegen, um schlimmere Enttäuschungen zu verhüten. Und ist es dann endlich stille geworden, so sitzt des Hauses treue Leiterin mit ihrer Gehilfin noch über den Rechnungsbüchern und Briefen, damit alles seinen geordneten Gang weitergehe. Endlich tönt die Glocke durchs Haus und ruft die Bewohnerinnen zu Tisch im geräumigen Speisesaal mit den gediegenen, von einer Gönnerin gestifteten Eichenmöbeln. Mancher will's heute nicht munden; wieder einmal hat sie sich in einer Familie vergeblich vorgestellt, sie war in der Musik nicht ganz fest, die andere im Englischen noch nicht genug bewandert. Aber jener dort ist endlich ihr Wunsch in Erfüllung gegangen, und deren Freude facht auch bei den Enttäuschten neue Hoffnung an. Nach beendigter Mahlzeit teilt sich die Gesellschaft; die einen wollen noch Briefe schreiben oder in der Stille Sprachstudien treiben, die anderen musizieren oder suchen Erholung im „Salon". Aber ein Pariser Arbeitstag — und zum Arbeiten und Ringen, keineswegs zum süßen Nichtstun ist man im dortigen deutschen Heim — macht müde. Ehe noch die Uhr die gesetzliche Ruhestunde der gestrengen Hausordnung weist, ist's schon stiller geworden, und um 11 Uhr sind alle Lichter gelöscht. Morgen gilt es wieder, zeitig auf dem Platze zu sein.

Es wechseln die Jahreszeiten draußen im Square, es wechseln die Menschen drinnen im Hause, und doch ist's immer das gleiche Sorgen und Hoffen, Wünschen und Enttäuschtwerden, das gleiche Ringen und Kämpfen, aber, Gott gebe es, auch immer die gleiche Liebe, der gleiche Ernst, die gleiche fröhlichchristliche und innig deutsche Art im Erzieherinnenheim zu Paris.

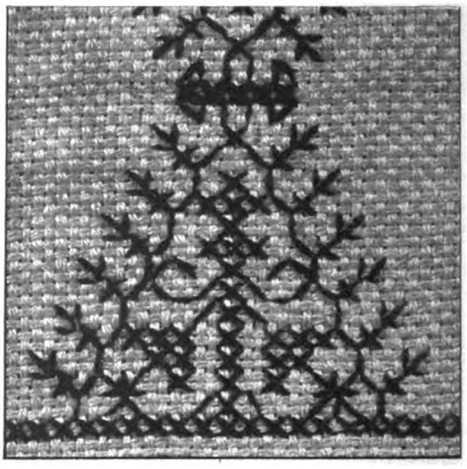
Die Dresdener Heimat.

Es ist eine schöne Errungenschaft unserer Zeit, daß es in den gefahrvollen Großstädten, die durch ihre Sehenswürdigkeiten und Vorteile so viele anlocken, keine heimatlosen Mädchen mehr gibt oder zu geben braucht. Für Mädchen gebildeter und ungebildeter Stände gibt es jetzt überall Heimaten, gegründet von dem Verein der „Freundinnen junger Mädchen". Wie sehr sie einem Bedürfnis entsprechen, beweist am besten die „Heimat" in Dresden, Lüttichaustraße 10. Sie wurde Ostern 1902 mit neun Zimmern eröffnet, zählt jetzt schon achtzehn Zimmer, und auch diese reichen kaum aus, alle, die sich melden, aufzunehmen. Solche „Heimaten" bestehen in den meisten großen Städten Deutschlands, in: Berlin, Breslau, Braunschweig, Dresden, Düsseldorf, Elberfeld, Flensburg, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Kiel, Köln, Magdeburg, Rostock, Stettin, Wiesbaden. Die Einrichtung derselben ist die einer Familie, der Preis für den Aufenthalt ein sehr mäßiger. Den meisten ist ein Hospiz für Damen, eine Stellenvermittelung, ein billiger Mittagstisch und dergleichen angeschlossen. Plakate an den Bahnhöfen mit Preisangabe weisen auf die „Heimat" hin.

Natalie Schohl.



Borte in Kreuz- und Strichstich zum Rückenkissen.



Detail zum Rückenkissen.

Handarbeit.

Rückenkissen in Holbein- und Kreuzstichstickerei auf Leinenkanevas. Unser Rückenkissen mit dem alten lustigen steifen Teufelsmotiv zwischen den steifen und doch wohlproportionierten Blumenformen, in der schweren gediegenen Aussparmanier, die das duftige Holbeinkäntchen wieder reizend hebt und ergänzt, ist bei aller Einfachheit ein feines Meisterwerk voll guten Geschmacks. Man wähle schöne kupferrote und dazustimmende tiefgrüne Seide als Material; in zwei Tönen altblau, oder mattblau und schwarz würde das Muster aber auch gut aussehn. Mit der gespaltenen dunklen Seide, in unserem Falle mit grün, werden alle Konturen und die Figuren des Holbeinmusters der Mitte genäht. Dann füllt man den Grund der oberen und unteren Kante mit schönen dichten und gleichmäßigen Kreuzstichen in ungespaltener Seide. Ungebleichter weicher Leinenkanevas gehört dazu. Frl. Mallon, Berlin W., Charlottenstr., liefert alles Material aufs Beste.

Für die Küche.

Einfache Pastete von Gänselebern. Zu zwei Lebern nehme man ½ Pfund Schweinebauch und die Herzen der Gänse, koche dies mit etwas Zwiebel, Majoran und einigen Morcheln, die vorher gut in warmem Wasser gewaschen waren. Die Brühe muß kurz sein, man löst darin 1—1½ Tafelbrötchen auf. Die noch rohen Lebern läßt man nun mit dem gekochten Fleisch vier bis fünfmal durch die Fleischmaschine gehen. Unter diese Masse mischt man eine große feingewiegte, in Fett gedämpfte Zwiebel, einen Eßlöffel voll Thymian, einen Eßlöffel durchgesiebten Majoran, Salz und Pfeffer nach Geschmack und zehn Eßlöffel zerlassenes Gänsefett. Wohlschmeckender ist es, wenn bei sehr großen Lebern ein Teil in Stücken geschnitten und mit Trüffeln gespickt wird. Die ganze Masse wird zehn Minuten auf dem Feuer stark gekocht, dann in eine große Form getan und nach dem Erkalten mit Fett zugedeckt. Für kleine Familien ist es ratsam, die Masse in Tassen zu füllen, da sich dieselbe dann länger frisch hält.

Auskunft.

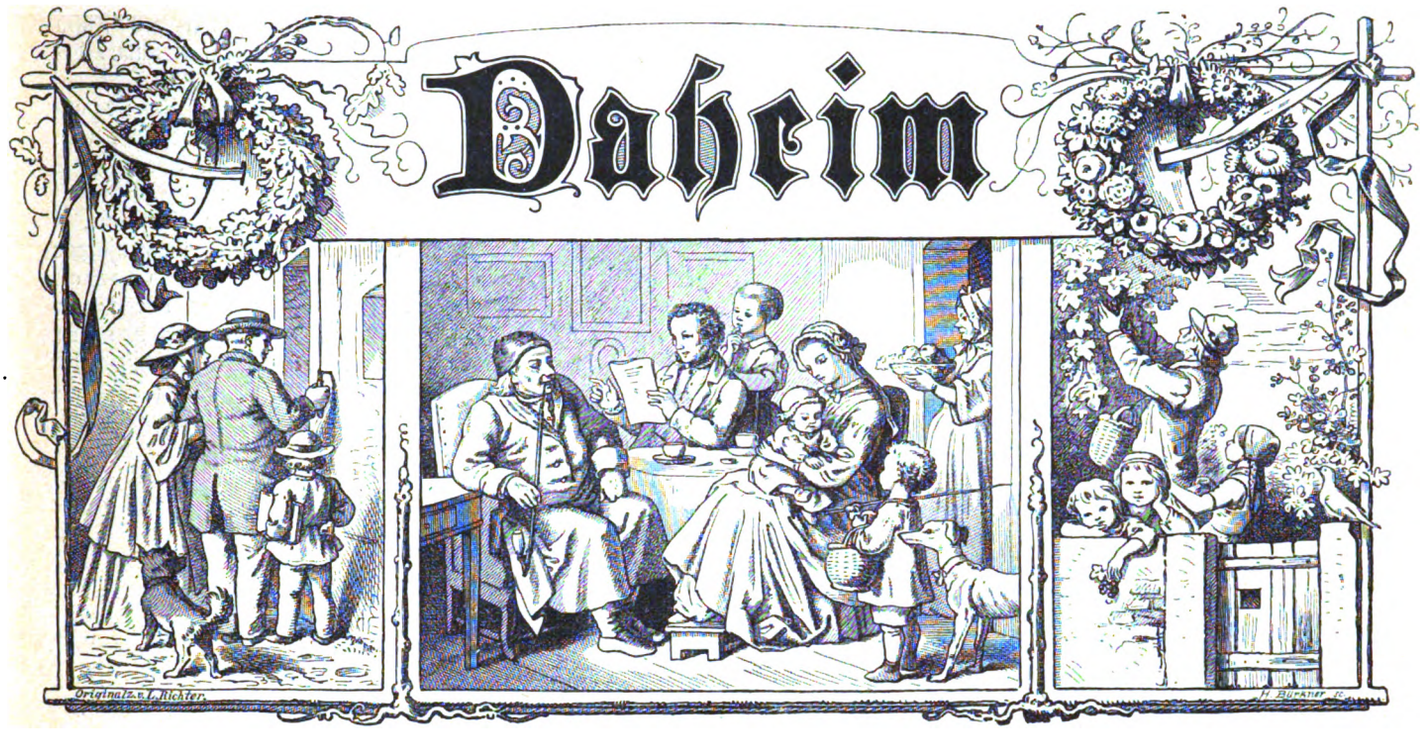
A. L. in P. Der Verein „Jugendschutz" in Berlin bietet jungen soliden Mädchen billige Pension in den Heimen des Vereins, Beuthstraße Nr. 2 und Nr. 14, III. Der Verein steht den jungen Mädchen mit Rat und Tat zur Seite. Nicht nur Mädchen, die in Geschäften angestellt sind, sondern auch solche, die Stellungen verschiedener Art suchen oder durch Teilnahme an verschiedenen Kursen sich noch zu einem Beruf vorbereiten wollen, finden freundliche Aufnahme bei der Hausmutter. Nach jungen Mädchen, die in den Haushaltungskursen des „Jugendschutz" ausgebildet worden sind, herrscht stets besondere Nachfrage. Die Schülerinnen erhalten außer der praktischen gründlichen Anleitung in Haushaltung und Küche, Waschen, Plätten, Flicken auch Fortbildungsunterricht in Haushaltungskunde, Erziehungs-, Pflichtenlehre, Deutsch, Handarbeit und auf Wunsch auch Schneiderei und Putzmachen. Unbemittelte erhalten Ermäßigung resp. halbe Freistellen. Meldungen bitte zu richten an die Vorsitzende, Frau Dr. Bieber-Böhm, Berlin C. 2., Kaiser Wilhelmstr. 89. II.

Redaktionspost.

Frl. A. H. in Gnadenfrei. Die Firma Riis & Co., welche die hübschen karrierten Leinenstoffe zu Filetstickereien für Haus- und Kinderkleider, Schürzen, Decken, liefert, befindet sich in Niesky in Schlesien, nicht an Ihrem Wohnort, dies war ein Irrtum!

L. F. in B. bei C. Alle zwei im Frauenheim besprochenen Landwirtschaftlichen Frauenschulen in Reifenstein im Eichsfelde und in Niederofleiden in Hessen bilden Damen zu Koch- und Haushaltungslehrerinnen aus.

Digitized by Google



Der Taugenichts.

Die Geschichte einer Jugend. Von Paul Oskar Höcker. (Fortsetzung.)

Frau Harriet hatte Hansheinrich in aller Zartheit auf dies und das aufmerksam gemacht. Aber Hansheinrich hatte bloß gutmütig gelacht und erwidert: „Ach, Mutting, für die paar Wochen — da ist das doch ganz egal. Und sieh 'mal, in feine Gesellschaft will ich ja gar nicht. Nein, das könnte mir keinen Spaß machen, so ewig unter geschniegelten Leuten zu hocken. Ich bin einfacher Arbeiter — und mehr will ich nicht vorstellen als ich bin."

Sie hatte nun immer öfter die Empfindung, als sei ihr kleiner Hansheinrich, der hübsche blonde Lockenkopf, damals wirklich gestorben, und als sei der große, starke, fast ungeschlachte Mensch ein Fremder, der sich in ihr Haus widerrechtlich eingeschlichen habe.

Es ging manchmal so weit, daß sie in seiner Nähe von einem körperlichen Unbehagen erfaßt ward.

Vor allem konnte sie seine zerstoßenen Fingernägel nicht sehen, überhaupt nicht seine großen, ungeschickten, roten Hände ertragen.

Unausstehlich war ihr auch die Art seiner Kleidung. An kasernenmäßige Ordnung und Sparsamkeit gewöhnt, vielleicht auch aus Dickköpfigkeit, wollte er sich durchaus nicht dazu verstehen, das bessere Zeug zu tragen, das sie ihm von ihrer Schwester hatte in der Stadt kaufen lassen. Am wohlsten fühlte er sich in dem Arbeitsanzug, den er mitgebracht hatte, den er, als gerade Wäsche im Haus war, zum Gaudium der Dienstboten aller Etagen einmal sogar selbst in der Waschküche im Souterrain nach den an Bord geltenden Prinzipien, wo mit dem Süßwasser sparsam hauszuhalten ist, bearbeitete.

Endlich durfte er ausgehen — inzwischen war's Spätherbst geworden — und nun erhoffte Frau Harriet einen erziehlichen Einfluß von dem großstädtischen Verkehr, den er nach so langer Pause zum erstenmal wieder sehen würde.

Seiner Mama zuliebe — weil sie erklärt hatte, sie würde sich sonst nicht mit ihm zusammen auf der Straße zeigen — hatte er sich endlich in eine elegantere Ausstattung an Wäsche, Kleidung und Stiefeln gefügt. Er machte nun auch gleich eine so schmucke Figur aus, daß Luise und Anna fast mit Respekt zu ihm aufblickten; aber behaglich fühlte er sich in dem Anzuge nicht, und sobald man wieder daheim war, schlüpfte er in seine alte ‚Kluft'.

An diesem Tag sagte seine Mutter ihm endlich, die Jacke habe einen ihr unerträglichen Geruch nach Maschinenöl und billiger Seife, den auch die energischste Wäsche nicht mehr wegbrächte, und all das Zeug, das er mithabe, erinnere sie nun einmal fortgesetzt an die hinter ihm liegende Epoche, an die sie doch mit keiner Silbe mehr erinnert werden wolle ...

Gerad' heute, wo sie zusammen im Sonnenschein durch den Tiergarten gefahren waren, hatte er sich zum erstenmal wieder heimisch gefühlt. Er war auch so stolz auf seine Mama gewesen. So viel Eitelkeit steckte doch in ihm, daß er sich auf der Fahrt gewünscht hatte, die Jungens von Bord der ‚Westindien' könnten ihn sehen, wie er im Wagen der vornehmen Dame gegenüber saß, die er einmal, mitten im Gespräch und während er ihr über ihre behandschuhte kleine Hand streifte, ‚Mutterle' nannte. Leute, die auf den Seitenwegen promenierten, hatten dem Wagen nachgeblickt: dem großen blonden, jungen Menschen mit den leuchtenden blauen Augen und der eleganten Frau mit dem schneeweißen Haar und dem jungen, feinen, intelligenten Gesicht. Und Hansheinrich hatte ihr auf der Fahrt aus seinem überquellenden Herzen so viel vorgeplaudert. Erlebnisse, die an sich nichts Großes sagten, die aber für ihn, für seine innere Entwickelung alles bedeuteten, hatte er ihr anvertraut, ganz berauscht von der Luft, von der Sonne, von den vielen Menschen und von dem Zusammensein mit seiner seiderauschenden, schönen, interessanten Mama. Er wäre nun Wachs in ihren Händen gewesen, wenn sie ihn richtig angefaßt hätte. Sein Gemüt war so voll Rührung, so voll Glückseligkeit gewesen. Das Bewußtsein, daß sein ‚Mutting' ihn verstand, trotzdem ihr das Leben an Bord etwas ganz Fremdes war, das hatte ihm Sicherheit, hatte ihm das innere Gleichgewicht gegeben.

Und nun plötzlich dieses wegwerfende Wort, das wie ein kalter Wasserstrahl auf all die heimlich schlummernde Wärme traf.

Ja, hatte sie denn gar nicht zugehört?

Ihm war's gewesen, als habe er's in ihren schönen, großen, rehbraunen Augen feucht schimmern sehen.

Er war diesen und den nächsten Tag geradezu verstört.

Und von jetzt ab sprach er mit niemand mehr über seine Schiffsjungenzeit. Nicht einmal mehr mit Luise und Anna. Sein Marinezeug packte er, sobald es aus der Wäsche

Digitized by Google

kam, zusammen: heimlich machte er seinen hölzernen Schiffskoffer reisefertig.

* * *

Wenige Tage darauf paßte er morgens einmal seinen Vater ab, als der eilig über den Korridor kam, um zur Redaktion zu fahren. In dem ewigen Halbdämmer des Flurs konnte Ott die trotzig-entschlossene Miene seines Sohnes nicht erkennen; Hansheinrichs Stimme aber klang seltsam dünn und unsicher.

„Hättest Du wohl einen Augenblick Zeit, Papa?"

„Ja, mein Junge. Aber rasch, Du weißt ja."

„Ich bin jetzt gesund, Papa. Und da" — er atmete tief auf — „da möcht' ich Dir schön danken dafür, daß ich mich so gut hab' auskurieren dürfen bei Euch . . ."

Ott klopfte ihm gutmütig auf die Schulter. „Na, siehste, Hansheinrich, ein Berserker ist Dein alter Herr doch nie gewesen, was?"

„Ja — und jetzt — jetzt möcht' ich aber wieder weg."

„Weg? Wieso?"

„Ja, ich bin doch noch nicht abgeheuert. Die acht Wochen im Lazarett zählen ja als Dienstzeit, aber die hier bei Euch nicht. Da muß ich also im ganzen noch vier Monate abreißen. Denn auf drei Jahre hab' ich mich damals verpflichtet."

„Hm. Na ja. Nun will ich Dir also sagen, mein Junge: mit dem Heuerbaas ist alles in Ordnung gebracht."

Hansheinrich hob fast erschrocken den Kopf. „In Ordnung? So. Alles? — Ich bin ihm nämlich auch noch schuldig — den Rest für die Einkleidung damals."

„Der ist berappt. Er hat den Entlassungsschein schon geschickt. Mama hat ihn bei Deinen anderen Papieren."

„Ja, — aber — aber ich sollte doch im Februar — da sollt' ich nämlich als Matrose an Bord von einem Amerikaner . . ."

„Darüber reden wir noch, Hansheinrich. Jetzt muß ich schleunigst fort. Nur so viel: zur See kannst Du nun doch nicht mehr zurück. Du wirst schon was anderes ergreifen müssen."

„Warum — was anderes?" Es klang eher kleinmütig, wie er das ausstieß, als revolutionär.

„Ja, sieh 'mal, Du bist jetzt doch militärpflichtig. Auf ein amerikanisches Schiff darfst Du vorläufig überhaupt nicht, denn das gälte als unerlaubte Auswanderung."

„O, Du — hast Dich informiert?"

„Genau." Er klopfte ihm wieder auf die Schulter. „Na, und jetzt, wo's wieder zum Winter geht, hätte mir's auch wirklich leid um Dich getan, alter Junge. Ist nu doch 'mal 'ne hanebüchene Sache so an Bord, was?"

Hansheinrich fand keine Worte. Daß sein Vater mit dem Heuerbaas einig geworden war, überraschte ihn zu sehr. Er schämte sich einzugestehen, daß es ihm ganz im geheimen doch recht gegraut hatte vor der Rückkehr in das harte Leben da draußen. Sein Vater merkte ihm wohl an, welch große Erleichterung ihm seine Eröffnung verschafft hatte. Große Dankesworte liebte er selbst nicht.

„Und bezüglich des anderen wird nun ja gleichfalls Rat werden," schloß Ott die kurze Unterredung.

Er begab sich in leidlich guter Stimmung auf die Redaktion. Er grollte seinem Sohn nicht mehr so stark: eigentlich war er doch noch ein rechtes Kind, der große Junge!

So erleichtert Hansheinrich sich fühlte — im Bewußtsein, der elenden Drangsaliererei an Bord nun zunächst enthoben zu sein — seines Lebens ward er doch nicht recht froh.

Ein seltsame Leere stand mit einemmal vor ihm.

Wohin sollte er denn sonst — wenn nicht zur See zurück?

Er suchte fortan öfters einen Augenblick wahrzunehmen, wo er den Vater wieder einmal allein sprechen könnte. Aber gerade in diesen Tagen kam Ott immer erst dann zu Tisch, wenn schon alle versammelt waren — und ging er, so begleitete ihn die Mama. Sie sah ihn selbst jetzt nur wenig; er hatte wieder sehr viel zu tun. Und bei einer der Mahlzeiten hätte Hansheinrich schon deswegen nicht von seinen Angelegenheiten angefangen, weil da die Tante immer dabei war.

Da kam einmal Anna, während sie sein Zimmer aufräumte, mit der vertraulichen Mitteilung heraus: ‚sie habe gehört, was die Gnädige mit der Alten den Abend zuvor über ihn und seine Zukunft gesprochen habe.'

Die Gnädige war seine Mama, die Alte die Tante.

Anfangs hatte er sich besser in diesen Dienstbotenjargon gefunden als jetzt. Es kam dem Mädchen sogar so vor, als wolle er, seitdem er Civil trug, wieder mehr den jungen Herrn herausbeißen. Aber eine solche Absicht lag ihm fern. Es war wohl nur die ruhigere Luft, die er hier atmete, der feinere Ton, auf den in seiner neuen Umgebung alles abgestimmt war, was ihn ganz allmählich beeinflußt hatte, ohne daß er selbst es merkte.

Aber die Mitteilungen des Mädchens brachten nun wieder den ganzen langverhaltenen Groll seiner Jungensjahre in ihm zum Durchbruch.

Was ging Tante Ellen seine Zukunft an? Was hatte die für ihn Pläne zu schmieden?

Es war sofort sein fester Entschluß, rundweg es abzulehnen, wenn seine Eltern ihm antragen würden, was die Tante ihnen vorgeschlagen hatte: nämlich ihn eine Presse besuchen zu lassen.

Schon anderen Tags bei Tisch kam's dazu — und es gab zum erstenmal wieder eine starke Verstimmung zwischen ihm und seinen Eltern.

Maximilian Ott, der es selten bis zum Schluß einer Mahlzeit aushielt, weil er sehr wenig aß und es ihn immer drängte, die Post zu erledigen, die im Laufe der Vormittags während seiner Abwesenheit eingetroffen war, warf in seiner aufgeregten Art die Serviette hin.

„So, so. Also das paßt Dir wieder nicht? Warum paßt es Dir nicht? Ein leidlich intelligenter Mensch gibt doch einen Grund an. Also bitte."

Hansheinrich pflückte an seinem Brot herum; er hatte beide Arme rund um seinen Teller gelegt und verwandte den Blick nicht vom Tischtuch. Es tat ihm leid, daß seine Eltern sich nun wieder seinetwegen grämten; dennoch hatte er den geheimen Triumph, daß die Tante mit ihrem Vorschlag abgeblitzt war. Sie saß wieder hoheitsvoll am anderen Ende der Tafel mit ihrer müden, gleichmäßigen, glatten Freundlichkeit. Aber er wußte, daß sie sich im stillen doch mächtig ärgerte.

Eine lange, schwüle Pause.

„Warum sprichst Du denn nicht, Hansheinz? Wir meinen's doch alle gut mit Dir!" warf Frau Harriet ein. Ihr bittender Ton klang so vorwurfsvoll, dabei so unendlich traurig.

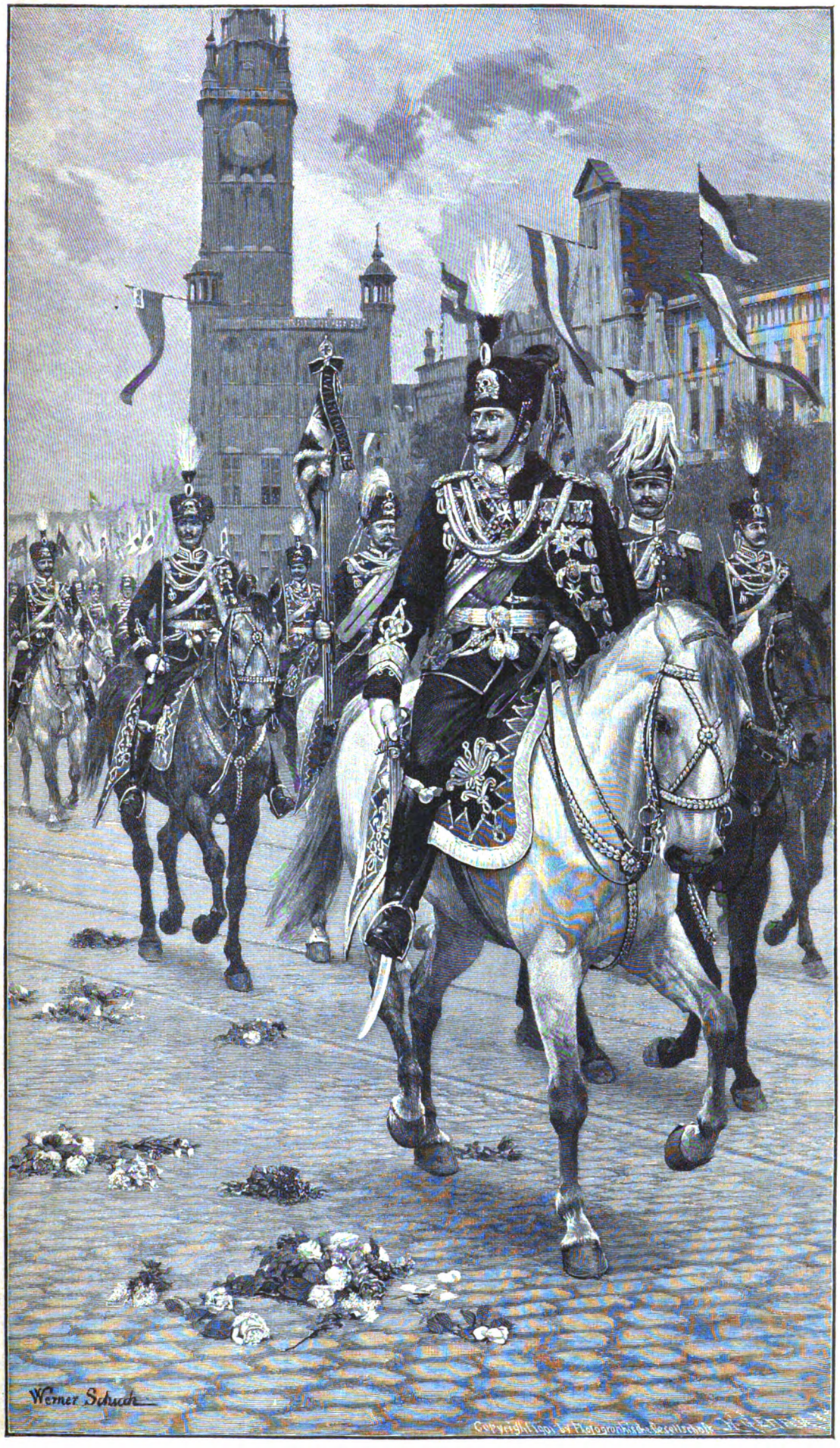
Er mußte fest die Lippen aufeinander pressen. Am liebsten wäre er aufgesprungen, hätte seine Mutter bei der Hand genommen, im Sturm mit sich hinausgezogen, wäre ihr draußen um den Hals gefallen und hätte ihr da alles gestanden: es war ja nur der kindische Trotz gegen diese stumm und steif mit dem überlegenen, ihm so verhaßten Lächeln dasitzende schreckliche alte Jungfer, nichts anderes, — wahrhaftig, ihr selbst *wollte* er ja gar nicht wehe tun, auch dem Vater nicht!

In wachsender Erregung durchmaß Maximilian Ott das Zimmer.

„Es ist das letzte Mal, Hansheinrich, daß wir Dir die rettende Hand hinhalten. Du könntest jetzt noch immerhin etwas im Leben erreichen, gingst nicht ganz im Proletariat unter. Das muß Dir doch einleuchten, wie? Eine ganze Menge Stellungen stünde Dir offen. Auch das Bankfach oder irgend ein technischer Beruf — was Du willst. Aber freilich: das bißchen Ehrgeiz müßtest Du jetzt schon haben. Sonst — müssen wir Dich eben Deinem Schicksal überlassen."

Frau Harriet hatte sich ängstlich erhoben. Sie merkte heraus, welche Überwindung es ihren jähzornigen Gatten kostete, so lange zu werben.

Digitized by Google



Kaiser Wilhelm in Danzig. Nach dem Gemälde von W. Schuch.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Digitized by Google

„Laß doch, Max. Er wird ja schon zur Vernunft kommen. Gib ihm nur Zeit."

„Ich bin nicht sein Hansnarr!" donnerte nun Ott. „Was bildet sich der Bursche ein? Statt daß er sich vorhält, wohin er's mit seiner Dickfelligkeit gebracht hat, statt daß er Gott dafür dankt, daß wir alle drei bemüht sind, ihm seine verpatzte Existenz nach Möglichkeit einzurenken — ja, sogar Tante Ellen, gegen die er sich benommen hat wie — wie — na, wie eben der erste beste Hafenarbeiter, der der Hefe des Volkes entstammt, der in seiner Kaschemme eben keine bessere Sitte kennen gelernt hat . . ."

Nun hatte Hansheinrich trotzig den Kopf erhoben. Seine Augen, deren starrer Blick dem Vater folgte, erschienen ganz dunkel — so weit hatten sich die Pupillen geöffnet.

„Hans, Hanning, lieber Junge," flehte Frau Harriet, „geh, gib Vatern rasch ein gutes Wort. So geh doch — Du!"

Seinem Sohn gegenüber, dicht hinter dem Stuhl seiner Schwägerin, blieb Ott stehen. „Ich werde diesmal kein großes Federlesens mehr machen, mein Junge. Glaube ja nicht, daß ich ein Schwächling bin, weil ich Dir da nach Stettin nachgelaufen bin. Es war die letzte Dummheit, die ich mir in puncto Vaterherz hab' zu schulden kommen lassen. Entweder Du fügst Dich dem, was ich von Dir verlange, oder . ."

„Nein, Max, Du sollst ihm erst noch eine Frist geben," warf Frau Harriet ein. „Wenn er nun vielleicht doch einen anderen Plan hat —! Du hast ja selbst immer gesagt: zwingen dürfe man niemand zu einem Beruf!"

Ott preßte seine Hände gegen die Schläfen. Wieder suchte er sich zu meistern. Der Gedanke, daß er nun vielleicht eine Entscheidung treffen würde, die ihn dauernd von dem Jungen trennte, war ihm selbst ganz entsetzlich. Und doch riß ihn die Wut derart mit fort: er hätte den Burschen, so groß und ernst und mannhaft er dasaß, an den Schultern packen, ihn rütteln, ihn züchtigen mögen . . .

„Ja, was verlange ich denn so Gewaltiges? Er soll nur den Mund auftun und sagen: So und so, das und das, Euer Vorschlag gefällt mir nicht, aus dem und dem Grunde nicht, bitte, laßt mich dies oder jenes werden! Dann bespricht man sich's — man ist doch kein Unmensch!"

„Hansheinz — hörst Du, was Vater sagt? Nun geh doch hin, Junge. Hast Du auf der ganzen weiten Welt einen Freund, der's ehrlicher mit Dir meint als wir alle?"

In Hansheinrichs Brust arbeitete es. Die Tränen saßen ihm ganz locker. Er hatte ein wundes Gefühl in der Kehle. Jetzt setzte er an, um zu sprechen . . .

Aber da traf sein Blick die glatte, kühl-überlegene Miene der Tante, in der ein verächtliches Lächeln stand, als fände sie's übertrieben, daß man sich einer solchen Bagatelle wegen so aufregte.

„Ich frage Dich zum letztenmal, Hansheinrich, hast Du einen halbwegs vernünftigen Grund, der Dich berechtigt, unseren Vorschlag abzuweisen?"

Der Blick des jungen Menschen bohrte sich trotzig in den des alten Fräuleins. „Ich will nicht, weil — weil ich nicht will! Weil ich mein eigener Herr sein und bleiben will!"

Es tat ihm leid, schon während er diese Worte aussprach. Er wußte auch, daß er späterhin noch oft an die seltsam gemischte Empfindung zurückdenken würde, die ihn in dieser Sekunde beherrschte: die Genugtuung, sich so brüsk als möglich der Bevormundung durch die Tante zu entziehen, und gleichzeitig seine tiefe Trauer darüber, daß er nun das letzte lose Band, das ihn an seine Eltern fesselte, vermutlich für immer zerschnitt.

Ott hatte ihn zuerst anschreien, ihn nach Gebühr abkanzeln wollen, denn es kochte in ihm, aber mit einem Ruck schüttelte er dann alles von sich ab.

„Du bist das Nachdenken gar nicht wert, Hansheinrich, dem wir unsere Zeit geopfert haben. Gut, sei meinetwegen Dein eigener Herr. Verzichte auf uns. Tu, was Du willst. Du hast es uns ja bewiesen, wohin Du's bisher ohne unsere Hilfe gebracht hast."

„Mir genügt das!" erwiderte Hansheinrich, in dem es von Sekunde zu Sekunde kälter und starrer ward.

„Deine Anspruchslosigkeit ehrt Dich, mein Junge."

Mit diesen Worten, ein spöttisch-zorniges Lächeln auf den Lippen, verließ Ott das Speisezimmer. Man hörte ihn gleich darauf die Entreetür hinter sich ins Schloß werfen.

Hansheinrich wußte, daß es nun zu Ende war. Ohne eine schwere, tiefe Demütigung konnte er den Vater nicht mehr umstimmen. Daß er sich aber nicht beugen würde, das stand bei ihm ebenso fest.

Und dabei war's ihm so unendlich traurig zu Mute. Er mußte einsamer Stunden an Bord gedenken, wo ihm die Kehle wie zugeschnürt gewesen war vom verhaltenen Weinen, vom Heimweh. Er hatte sich die Eltern dann immer so deutlich vorgestellt — hatte genau den Klang ihrer Stimmen im Ohr gehabt. Und er hätte die Hände bittend und sehnsüchtig nach ihnen ausstrecken mögen.

Was zwang ihn nun zu diesem fast feindseligen Trotz?

Er hatte seinen Platz am Tisch verlassen und war zum Fenster getreten. Da starrte er lange regungslos durch die Scheiben auf den Hof hinaus. Aus dem Nebenzimmer drang das Gespräch der beiden Damen. Frau Harriet hatte sich in einem schmerzhaften Anfall stechender Neuralgie drinnen auf die Chaiselongue geworfen; ihre Schwester war ihr gefolgt, um ihr zuzusprechen. Er hörte nur den Ton der beiden Stimmen, der leisen, schluchzenden und der schärferen; was sie sagten, konnte er nicht unterscheiden.

Diese Öde und Leere in ihm — dieses bange Verlassenheitsgefühl!

Er stürmte plötzlich in sein Zimmer, holte seinen Hut und rannte die Treppe hinab auf die Straße.

Stundenlang irrte er durch Berlin. Wo das Gewühl am dichtesten war, da fühlte er sich noch am wohlsten, da brauchte er wenigstens nicht nachzudenken, da riß ihn der Strom mit sich fort; der Lärm übertönte die peinigenden Vorwürfe in ihm.

An die Heimkehr dachte er erst, als ihn sein an größere Strapazen noch nicht gewöhnter Fuß endlich gar zu sehr zu schmerzen begann.

Aber das stand nun bei ihm fest: wenn er auch nicht zur See zurückging — hier im Hause des Vaters hielt es ihn keine Woche länger. Nein, keinen Tag. Er wollte sich am liebsten noch heut abend eine Stellung suchen. Denn der Gedanke an eine Mahlzeit, bei der er nach allem, was jetzt geschehen war, seine Füße unter Vaters Tisch setzen mußte, war ihm zu demütigend.

Heimlich schlich er in sein Zimmer. Da studierte er lange Zeit die Anzeigen, die im Fremdenblatt standen.

Er war unschlüssig, wofür er sich entscheiden sollte.

In Berlin mochte er ja nicht gern bleiben. Wenn er sich auch einzureden suchte, daß er stolz darauf war, ein Arbeiter zu sein, nichts als ein Arbeiter, so regte sich doch ganz verborgen in ihm die Scham bei der Vorstellung einer zufälligen Begegnung mit seinen Eltern. Vielleicht konnte er außerhalb, in irgend einem Landstädtchen, bei einem Kaufmann als Lehrling eintreten. Hier suchte auch ein Geometer einen Gehilfen. Seine Schulkenntnisse würden eben noch den Anforderungen, die da gestellt wurden, genügen. Es gab dort in der Hauptsache ja wohl Zeichen- und Schreibarbeit; aber immerhin war man nicht für sein ganzes Dasein in ein enges Büreau gebannt, denn die Geometer hatten ja auch Dienst im Freien. Oder ob er sich als Freiwilliger beim Militär stellte? Bloß der Gedanke besaß etwas zu Peinliches, daß er dann als Gemeiner vielleicht einmal einen seiner Altersgenossen träfe, die mit ihm im Kadettenkorps auf einer Bank gesessen hatten und die soeben Offiziere geworden waren. Am meisten hätte ihm noch das Leben auf dem Lande in der freien Natur zugesagt. Körperliche Strapazen schreckten ihn nicht, er liebte sie sogar; und was ihn beim Landleben am meisten anzog, das war die Sicherheit, allem Formenkram enthoben zu sein. Schon ein paarmal hatte sein Vater ihm es deutlich genug ins Gesicht gesagt, er sei ein Bauer. Nun,

Digitized by Google

er hatte es durchaus nicht als Schimpf empfunden. Ein Mensch, der immerzu mit der Natur in innigster Berührung lebt, ein Seemann oder ein Bauer, der hat freilich kein Geschick darin, übertünchte Artigkeiten zu sagen; aber er kann sich in seiner Ungebundenheit doch tausendmal freier bewegen und wohler fühlen als all die Stadtleute, die ihren Tag in der dumpfen, stickigen Luft ängstlicher Höflichkeitslügen hinbringen.

Gut — also Landwirt wollte er werden!

Als sein Vater abends aus der Redaktion heimkehrte, sagte er es ihm.

Ott fühlte zunächst nur das eine heraus: es war so ziemlich das Gegenteil von dem, was sie ihm vorgeschlagen hatten. „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich," sagte er möglichst lässig und gleichgültig. „Meinen Segen hast Du."

Als Hansheinrich wieder an der Tür war, wandte sich Ott noch einmal nach ihm um.

„Du — kennst die Aussichten, die dieser Stand in den schweren Zeiten jetzt bietet?"

„Man wird wohl sein ehrliches Brot finden, denk' ich."

„Sicher, mein Junge, so leidlich. Wenn Du's 'mal bis zum Inspektor gebracht hast, kriegst Du Deine blanken hundertundfünfzig Taler Jahresgehalt."

Hansheinrich zuckte die Achsel. „Ich will eben nur eine Stelle, wo ich's aus eigener Kraft vorwärts bringen kann, wo ich — wo ich eben selbständig bin, wenigstens — keinen Zuschuß brauche."

„Aus eigener Kraft. Hm." Ott sah seinen Sohn lange prüfend an. So verbohrt und so unvernünftig der Junge sich benahm: in diesem Augenblick hatte er doch ein gewisses Verständnis für ihn. „Ja, sieh 'mal, Hansheinrich, wenn Du so sprichst, dann liegt wenigstens Konsequenz in Deiner Gesinnung."

Otts Ton war noch immer spöttisch, aber Hansheinrich empfand doch heraus, daß sich jetzt innerlich etwas zwischen ihnen geändert hatte. Er rang nun mit sich, wollte irgend ein Wort finden, das seine brüske Art von heut mittag wieder wett machte.

„Meine Unterstützung dränge ich Dir nicht auf — habe nur ja keine Sorge!" fuhr Ott rasch und flüchtig fort. „Du sollst Deine Selbständigkeit ganz ungetrübt genießen. Aber es gibt unter den Kultureuropäern närrische Käuze, die sich einbilden, sie verstünden mit ein paar Dutzend Lebensjahren die Welt besser als junge Dachse von achtzehn Lenzen. Weil sie nämlich einen Teil der Dummheiten, die jeder Sterbliche auf diesem Globus durchzumachen pflegt, schon hinter sich haben. Wenn Dich der Gedanke an Zuschüsse so in Rage bringt — dann darf ich Dir wohl auch mit meinem sachverständigen Rat nicht lästig fallen?"



Des Hauses Sonnenschein. Nach dem Gemälde von O. Kirberg.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

„Du weißt doch, Papa, daß ich in dem Fach noch absolut unerfahren bin," sagte Hansheinrich. Zögernd fuhr er fort: „Ich denke, daß man da irgendwo als Eleve anfängt, nicht?"

„Gewiß. Irgendwo. Es ist ziemlich gleichgültig. Nur mit dem Unterschied: auf dem einen Gut lernt man 'was, auf dem andern nischt."

„Natürlich käme mir's vor allem darauf an, recht viel zu lernen."

„Na also. Na also." Ott ging übers Zimmer. Er kam ganz allmählich aus seiner faustdicken Ironie in einen etwas gutmütigeren Ton. „Ich kenne ja 'ne ganze Menge Agrarier. Es gibt welche darunter, die ich für Ochsen mit Eichenlaub halte, und welche, die ihre Sache verstehen und 'was vorwärts bringen. Wenn Dich's interessiert, kann ich Dir ja ein paar Adressen aufschreiben."

„Ich wäre Dir — sehr dankbar dafür, Vatting," sagte Hansheinrich, fast gerührt davon, daß sein Papa sich nach allem doch noch zu der versöhnlichen Stimmung zwang.

„Hm. Da ist zum Beispiel der Graf Druhn auf Orlau. Oder Massenhagen auf Dernburg." Er kehrte zum Schreibtisch zurück und nahm einen Zettel. „Oder wie wär's mit Oliza? Da hauft der Herr von Golin."

„Es wäre mir alles recht. Wo liegt das, Oliza?"

„Oliza liegt an der Wasserkante. Freilich nur Ostsee. Worauf Du befahrene Teerjacke als auf eine elende Waschwanne natürlich mit großer Verachtung niederschauft." Er hatte sich gesetzt und nahm einen Briefbogen. „An den könnt' ich Dir ein paar Worte mitgeben. Na — paßt Dir's?"

„Bitte. Ja. Du wirst das schon am besten wissen."

„Sehr verbunden." So kam es zwischen Vater und Sohn also doch noch zu einer gewissen Verständigung. Hansheinrich las hernach das Schreiben und war damit völlig einverstanden, so wenig schmeichelhaft für seine Person es lautete.

„Sehr verehrter Herr von Golin!" schrieb Ott. „Mein Sohn will Landwirt werden und sucht ein Unterkommen als Eleve. Können Sie ihm dabei behilflich sein? Er hat bis Obertertia das Kadettenkorps besucht, ist aber wegen eines Zanks mit dem Civil-Erzieher durchgebrannt und als Schiffsjunge zweiundeinhalb Jahre bei der Handelsmarine gewesen. Er hat den redlichen Willen, etwas Tüchtiges zu lernen. Sein Drang nach Selbständigkeit ist so groß, daß er für die Zukunft jede Unterstützung seiner Verwandten ausgeschlagen hat. Das schließt nicht aus, daß mir's eine Beruhigung wäre, ihn unter Menschen zu wissen, die seine Vorzüge zu schätzen und mit seinen verschiedentlichen Schwächen oder Eigentümlichkeiten — wozu vor allem sein phänomenaler Trotzkopf gehört — zu rechnen verstehen."

Digitized by Google

Hansheinrich verschloß den Brief, nachdem er ihn gelesen, in den adressierten Umschlag, den sein Vater ihm zureichte.

„Na — dann gedenkst Du also demnächst Dein Bündel wieder zu schnüren?“

„Jawohl, Papa, morgen mit dem ersten Zuge reise ich ab.“

Ott hielt ihn mit keiner Silbe. Er half ihm sogar im Kursbuch suchen. Die Fahrt ging über Stettin nach Treptow a. R. Oliza lag dann noch acht Kilometer von der Bahn entfernt.

„Nimm den Schnellzug,“ riet Ott, „dann kannst Du nachmittags vier Uhr an Ort und Stelle sein.“

Hansheinrich schüttelte den Kopf. „Soviel Geld hab' ich nicht mehr. Ich bleibe lieber beim ersten um halb sechs Uhr früh.“

„Bitte!“ brummte Ott.

Noch weiter zu gehen, dem Jungen etwa aus freien Stücken eine Reiseunterstützung anzubieten, das brachte er nicht über sich. Und Hansheinrich fuhr lieber, seine letzten Ersparnisse opfernd, vierter Klasse, als daß er seinen Vater auch nur mit einem Wort um Geld anging.

Frau Harriet hatte sich bereits in ihr Schlafzimmer verfügt. Ellen machte ihr Kompressen auf Stirn und Schläfen. Trotzdem ihr der Kopf, wie sie ihrem Gatten versicherte, zum Zerspringen war, ließ sie Hansheinrich doch noch zu sich rufen, als sie von seinen Abreisegedanken hörte. Aber er durfte nur kurze Zeit bei ihr bleiben, weil es sie zu sehr aufregte.

Vielleicht hätte in diesen letzten paar Minuten eine offene Aussprache die beiden Herzen einander genähert; aber die Gegenwart der Tante hinderte Hansheinrich daran, das zu sagen, was ihn bewegte. Und schließlich — kam's doch nur wieder zu dem alten strittigen Thema: ob er Tante Ellen denn nicht wenigstens zum Abschied die Hand geben wolle?

Nun trat ein kalter, fast hochmütiger Zug in seine Miene. Nein, er konnte sich dazu nicht überwinden, nie, nie, niemals!

Das letzte ‚Adieu‘, die letzten Wünsche auf beiden Seiten klangen matt und fremd.

(Fortsetzung folgt.)

Schwachbefähigte Schulkinder.

Von Dr. M. Walden.

Sicherlich dürfen wir Deutsche mit einem gewissen Stolz auf unser Volksschulwesen blicken, in welchem jenes große Prinzip, das eine der Grundstützen des modernen Kulturstaates bildet, das Prinzip der allgemeinen Schulpflicht, das jedem Kinde des Landes die Gelegenheit zum Erwerb eines bestimmten Maßes von Kenntnissen sichert, im großen Ganzen in wirkungsvoller Weise zur Durchführung gebracht ist. Dessenungeachtet braucht man sich nicht der Einsicht zu verschließen, daß auch auf dem Gebiete unseres Schulwesens noch mancherlei unzulänglich ist und gar manches noch des Ausbaues und der Vervollkommnung bedarf. Ist doch beispielsweise gerade in jüngster Zeit wiederholt die Tatsache festgestellt und hervorgehoben worden, die immerhin zu denken gibt, daß doch stets nur ein gewisser Bruchteil unserer Volksschuljugend das Lehrziel, das die Schule sich gesetzt, hat, auch wirklich erreicht; vielfach sind es nur drei Viertel, nicht selten sogar nur die Hälfte oder noch weniger der zur Entlassung kommenden Kinder, die die Schule aus der obersten Klasse verlassen. Woran liegt das? Ist vielleicht die Organisation der Schule eine unvollkommene, ihre Unterrichtsmethode öfters eine ungeeignete, oder sind ihre Ziele für den Durchschnitt zu weit gesteckt? Nun, für die Mehrzahl der Fälle trifft das gewiß nicht zu; für die Mehrzahl lassen sich vielmehr anderweitige und zwar außerhalb der Schule liegende Umstände als Ursache für jenes Ergebnis ausfindig machen. Oft sind es körperliche Zustände der Kinder, die ihrem Fortkommen in der Schule hinderlich sind, wie häufige oder langdauernde und erschöpfende Krankheiten, oder chronische Kränklichkeit vor allem in Form der Blutarmut und Skrophulose, oder Schwäche der Sinnesorgane wie Schwachsichtigkeit oder Schwerhörigkeit. In anderen Fällen tragen die häuslichen sozialen Verhältnisse die Schuld, so häufiger Orts- und Schulwechsel, mangelhafte Beaufsichtigung oder übermäßige gewerbliche Beschäftigung der Kinder in der schulfreien Zeit. Indessen gibt es eine bestimmte Kategorie von Schülern, die in der Tat in der allgemeinen Volksschule deshalb nicht vorwärts kommen, weil diese für sie unzulänglich ist, ihrer Individualität nicht gerecht zu werden vermag, die vielmehr wirklich anderer Einrichtungen zur Erziehung und zum Unterricht bedürfen. Es ist das die Gruppe der sogenannten schwachbefähigten, schwachbegabten oder, wie sie auch gegenüber den mehr oder weniger idiotischen bezeichnet zu werden pflegen, der mit den leichteren Graden des Schwachsinns behafteten Kinder.

Die Gruppe der Kinder, die wir hier im Auge haben, ist im allgemeinen eine wohl charakterisierte, was freilich nicht ausschließt, daß im einzelnen Falle die Abgrenzung mitunter auch Schwierigkeiten darbieten kann. Die geistigen Anlagen zeigen ja bekanntlich auch bei den normalen Kindern eine sehr beträchtliche Schwankungsbreite; Fällen glänzender Begabung stehen solche mit äußerst geringer Befähigung gegenüber, und so manches im übrigen normale Kind vermag, wie die tägliche Erfahrung lehrt, nur unter Beihilfe und unter Aufwand besonderen Fleißes und besonderer Anstrengungen den Anforderungen der Schule zu genügen, denen andere, von der Natur Bevorzugtere mühelos und spielend gerecht werden. Wenn aber, wie das bei den Schwachbefähigten die Regel ist, ein Schulkind selbst nach zweijährigem Besuch der untersten Elementarklasse wegen mangelhafter Leistungen noch nicht aufrückt und andere Gründe wie die oben angeführten hierfür nicht ausfindig zu machen sind, so wird man wohl schwerlich mit der Annahme fehlgehen, daß hier eine ganz besondere Dürftigkeit der geistigen Fähigkeiten vorliegen muß. Die genauere Untersuchung pflegt denn auch wohl immer dies vollauf zu bestätigen und nicht selten auch sonst noch mancherlei aufzudecken, was diese Kinder als eigenartige und besonderer Behandlung Bedürftige kennzeichnet.

Handelt es sich auch bei den Kindern in erster Reihe um eine Entwickelungshemmung oder Verkümmerung des Geistes, so pflegen sie doch sehr oft zugleich körperlich minderwertig zu sein. Eine Musterung der Schwachbegabten in Halle ergab zum Beispiel, daß sie in Bezug auf Körperlänge und Körpergewicht im Durchschnitt um ein bis anderthalb Jahre, im einzelnen nicht selten um noch mehr hinter den normalen Altersgenossen zurückstanden. Meist haben sie infolge englischer Krankheit spät laufen gelernt und besitzen eine nur geringe Herrschaft über ihre Muskulatur, was sich in einer großen Ungeschicklichkeit bei Bewegungen und Hantierungen sowie auch in einer großen Muskelunruhe bekundet. Auch nervöse Symptome aller Art, so vor allem Kopfschmerzen, sind häufig bei ihnen anzutreffen; manche weisen auch sogenannte Degenerationszeichen in Form körperlicher Verbildungen oder Mißbildungen auf. Ein nicht geringer Teil pflegt an behinderter Nasenatmung zu leiden und deshalb mit offenem Munde zu atmen; sehr verbreitet unter ihnen sind sprachliche Gebrechen wie Stottern, Stammeln, Lispeln. Die geistige Eigenart äußert sich zunächst in einer großen Schwäche der Empfindungen. Die Sinneswahrnehmungen sind nicht so scharf und werden nicht so deutlich unterschieden wie bei normalen Kindern. Die Vorstellungen selbst haften außerordentlich schlecht; das Gedächtnis pflegt daher sehr schwach zu sein. Solche Kinder vergessen bei Besorgungen regelmäßig das eine oder das andere, auf der Straße finden sie sich schlecht zurecht und dergleichen mehr. Ihre Aufmerksamkeit ist matt und immer nur auf ganz kurze Zeit zu fesseln, weil ihr Gehirn schon nach geringer Inanspruchnahme ermüdet. So ist denn auch ihr Vorstellungskreis klein und eng begrenzt; sie stehen im schulpflichtigen Alter auf der Stufe 3—4jähriger Kinder. Auch gelingt es ihnen nur mühsam, die gewonnenen Vorstellungen zu verknüpfen, Begriffe zu bilden und Schlüsse zu ziehen, und das bei dem gesunden Kinde stets sehr lebhafte Kausalitätsbedürfnis fehlt ihnen meist vollkommen. Schließlich zeigen sie auch mitunter Anomalien seitens des Gefühlslebens, so zuweilen eine gewisse Stumpfheit und Blödigkeit, oder auch ein jähzorniges Wesen; mit der Muskelunruhe hängt es wohl zusammen, daß einzelne einen gewissen unwiderstehlichen Hang zum Umherstreifen, zum Vagabondieren erkennen lassen. Die geistige Minderwertigkeit dieser Kinder ist in vielen Fällen bereits angeboren und dann in der Regel auf eine erbliche Belastung zurückzuführen, sei es, daß in der Familie sonstige Fälle von Nervenleiden, geistiger Schwäche oder Geisteskrankheit bereits vorkamen, oder daß Trunksucht, sittliche Verkommenheit seitens der Eltern vorliegen. Andere Male handelt es sich um einen erst später erworbenen Zustand, der sich entweder als Folgeerscheinung nach hitzigen Kinderkrankheiten, zumal nach Gehirnentzündungen einstellt oder in Begleitung von Blutarmut und Skrophulose auftritt. Ungünstige soziale Verhältnisse leisten seiner Ausbildung besonders leicht Vorschub.

Handelt es sich um ein Kind aus wohlhabenden Kreisen, so gelingt es hier nicht selten, durch einen individualisierenden Privatunterricht die dürftigen Bildungskeime zu einer gewissen, wenn auch bescheidenen Entfaltung zu bringen. Hingegen pflegt das Schicksal solcher Kinder aus den ärmeren Bevölkerungskreisen, falls sie in der Volksschule belassen werden, ein ebenso typisches wie mißliches und bedauernswertes zu sein: der Lehrer, der sich vielleicht anfangs mit ihnen auf alle erdenkliche Weise abgemüht hat, steht schließlich wegen völliger Erfolglosigkeit und mit Rücksicht auf die normal begabten Schüler davon ab, und so rücken sie, mehr oder weniger sich selbst überlassen, während der ganzen Schulzeit aus den untersten Klassen nicht herauf. Ihre geistige Beschränktheit und körperliche Unanstelligkeit läßt sie leicht zur Zielscheibe des Spottes, zum Gegenstand von

Digitized by Google

Neckereien für ihre Schulkameraden werden, auch im Hause genießen sie oft seitens der ungebildeten Eltern wegen ihrer Untauglichkeit eine unverständige und lieblose, ja selbst brutale Behandlung, und so fallen sie in erziehlicher Hinsicht vielfach gänzlicher Vernachlässigung und Verwahrlosung anheim.

Einsichtige Pädagogen und Ärzte haben daher schon lange das Bedürfnis, für derartige Kinder aparte Schuleinrichtungen zu treffen, als ein notwendiges und dringendes anerkannt. Im Anfange versuchte man es mit einem Nachhilfeunterricht, man gründete Nachhilfeklassen, Nebenklassen, zunächst in der Absicht, die Kinder durch Sonderunterricht soweit zu fördern, daß sie wieder an dem allgemeinen Unterrichte mit Erfolg teilnehmen könnten. Mehr und mehr aber hat es sich als das Ersprießlichste herausgestellt, für diese Kategorie von Kindern eigene, selbständige Schulen mit aufsteigenden Klassen ins Leben zu rufen, in denen man sie mittels einer ihrer Eigenart vollkommen angepaßten Erziehungs- und Unterrichtsweise wirksam zu fördern bestrebt ist. Die ersten Schulen dieser Art für schwachbefähigte, geistig zurückgebliebene Kinder erstanden in Deutschland vor mehr als dreißig Jahren; während sie anfangs nur langsam Anklang und Nachahmung fanden, haben sie neuerdings außerordentlich rasch an Zahl zugenommen. So zählte man im Jahre 1894 in Deutschland 32 Hilfsschulen mit 110 Klassen, 115 Lehrkräften und 2290 Schülern; 1898 gab es deren schon 56, und 1900 waren bereits 98 solcher Schulen mit 326 Klassen, 300 Lehrern und 7013 Zöglingen festzustellen, wobei die besondere Einrichtung der Reichshauptstadt mit 58 Nebenklassen und 758 Kindern noch gar nicht mit inbegriffen ist. Sie finden sich in allen Teilen des Reiches verbreitet vor, freilich nicht ganz gleichmäßig, denn z. B. in Süddeutschland sind sie noch sehr schwach vertreten. Hauptsächlich sind sie in den Groß- und Mittelstädten, in denen naturgemäß das Bedürfnis hierfür sich stärker fühlbar macht, anzutreffen; indessen ist auch manch kleinerer Ort bereits mit einer solchen Schuleinrichtung versehen. Seit mehreren Jahren besteht auch ein Verband der Hilfsschulen Deutschlands, der sich in regelmäßigen Konferenzen mit dem weiteren Ausbau dieser Schulen und den besondern pädagogischen Aufgaben, die es hier zu lösen gilt, beschäftigt. Obwohl wir zur Zeit bereits mehr als 100 Hilfsschulen besitzen, so ist damit freilich dem herrschenden Bedürfnisse bei weitem noch nicht Genüge getan; denn nach den bisherigen Erfahrungen muß man annehmen, daß $^1/_2$—1 Prozent sämtlicher Schulkinder, an manchen Orten noch mehr, zu den Schwachbefähigten im obigen Sinne gehören, und daß auf je 10000 Einwohner etwa 13—14 solcher Kinder entfallen.

Was nun die besonderen Einrichtungen der Hilfsschulen anlangt, so findet zunächst schon die Aufnahme nur mit ganz besonderer Auswahl statt. Sie erfolgt in der Regel auf Vorschlag des seitherigen Klassenlehrers, nachdem eine sorgfältige körperliche Untersuchung seitens eines Schularztes und eine Prüfung der geistigen Fähigkeiten durch den Hilfsschulleiter resp. den Schulinspektor vorangegangen ist. Ausgeschlossen von der Aufnahme bleiben einerseits völlig geistesschwache, blödsinnige, ferner blinde, taube, epileptische oder sittlich verwahrloste Kinder und andererseits auch solche, die lediglich infolge häufiger Erkrankung, Umschulung oder häuslicher Vernachlässigung zurückgeblieben sind. Der Unterricht, dessen Erteilung hier naturgemäß ganz aparte Schwierigkeiten bietet und daher auch besonders geeignete und erprobte Lehrkräfte erforderlich macht, findet in mehreren, 3—6 aufsteigenden Klassen statt, wobei Knaben und Mädchen nicht getrennt zu werden pflegen. Die Zahl der Schüler einer Klasse beträgt meist nur 15—20, selten mehr, wodurch eine streng individualisierende Behandlung der einzelnen Kinder in weitem Maße gewährleistet ist. Die Dauer des Unterrichts wird, entsprechend der geringeren geistigen Aufnahmefähigkeit der Zöglinge kürzer, als sonst bemessen. Das Unterrichtsziel entspricht etwa dem der Mittelstufe der Volksschule; es wird im wesentlichen unter Zurücksetzung der geistig anstrengenden Gegenstände nur das für das praktische Leben Allernotwendigste gelehrt, wobei die sinnliche Anschauung das wichtigste Mittel der Ausbildung bildet. Einen breiten Raum nimmt der Handfertigkeits- und Handarbeitsunterricht ein; mit Sprachfehlern behaftete Kinder empfangen einen besonderen Artikulationsunterricht. Mit Rücksicht darauf, daß bei diesen Kindern sehr oft mit der geistigen Verkümmerung auch eine körperliche Hand in Hand geht, wird der Körperpflege sowie der Ausbildung der Leibeskräfte große Aufmerksamkeit geschenkt. Den Bedürftigen unter ihnen wird an vielen Orten in der Schule regelmäßig warme Milch nebst Gebäck verabfolgt, meist findet eine regelmäßige ärztliche Überwachung der Zöglinge statt; bei der Auswahl für die Ferienkolonien werden sie besonders berücksichtigt. Über jedes Kind pflegt ein spezieller Personalbogen geführt zu werden, der fortlaufend von seiner gesamten geistigen und körperlichen Entwickelung Rechenschaft gibt. Mit Recht ist schließlich neuerdings auch in Anregung gebracht worden, daß die Dauer der Schulpflicht für diese Kinder verlängert und ihnen auch nach vollendeter Schulzeit durch Überweisung an geeignete Vereine oder Personen für längere Zeit noch eine spezielle Fürsorge zu teil werden möge; so bei der Wahl des Berufs, bei der Unterbringung in geeignete Lehrstellen, bei der Beschaffung eines passenden Fortbildungsunterrichts ꝛc. Denn die meisten dieser Schwachbegabten bleiben auch im späteren Leben wegen eines gewissen Mangels an Urteilskraft und Willensvermögen stets etwas rückständig und minderwertig und bedürfen daher immer einer gewissen Leitung und Anlehnung, sollen sie nicht allerhand Versuchungen und Gefahren zum Opfer fallen. Aus dem gleichen Grunde wird es als wünschenswert angesehen, daß wenigstens die beschränktesten der aus der Hilfsschule entlassenen Zöglinge den Heimats- und Militärbehörden namhaft gemacht werden, damit bei eventuellen gerichtlichen Strafsachen, sowie bei der Aushebung zum Militärdienst dieser Umstand Berücksichtigung findet.

Die Hilfsschulen für schwach beanlagte Kinder bedeuten, darüber kann nach den bisherigen Erfahrungen bereits kein Zweifel mehr sein, einen höchst wichtigen und bemerkenswerten Fortschritt in unserem öffentlichen Erziehungswesen. Auf der einen Seite entlasten sie die allgemeine Volksschule von einem Schülermaterial, das für sie nur einen Hemmschuh in der Erreichung ihrer Ziele darstellt, und auf der anderen Seite bieten sie den Schwachbegabten eine Stätte, an der sie nicht eingeschüchtert und niedergedrückt durch das Bewußtsein ihrer Minderwertigkeit an Selbstvertrauen gewinnen und mittels einer ihre beschränkten Fähigkeiten liebevoll berücksichtigenden Unterrichts- und Erziehungsweise tatsächlich gefördert, vorwärts gebracht und wenn auch nicht zu auf völlig normaler Höhe befindlichen so doch immerhin zu einigermaßen brauchbaren Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft herangebildet werden. Welchen Wert das hat, wird besonders klar, wenn man sich gegenwärtig hält, daß gerade solche Wesen andernfalls nach einer verwahrlosten Jugend fast immer früher oder später der Gesellschaft zur Last zu fallen, ja nicht ganz selten ihr sogar als antisoziale Elemente direkt schädlich und gefährlich zu werden pflegen. Freilich sind auch von pädagogischer Seite noch bis in die jüngste Zeit gewisse Bedenken gegen diese Schulen für „Schwachköpfe" laut geworden, und auch bei den Eltern begegnete man öfters gewissen Vorurteilen, indem sie in der Überweisung ihrer Kinder in eine solche Anstalt eine Degradierung derselben erblicken zu müssen glaubten; allein Bedenken und Vorurteile schwinden immer mehr, je mehr die erfolgreiche Wirksamkeit der Hilfsschulen, die tatsächlichen Erfolge, die sie erzielen, zur allgemeinen Kenntnis gelangen. Ihre weitere Ausbreitung ist im eigensten Interesse der Kinder wie der Eltern wie auch im Interesse der Gesamtheit aufs dringendste zu wünschen.

Messina-Apfelsinen.

Von W. Hörstel.

Wie schlug einst das Kindesherz bei diesem Namen, als die goldenen Hesperidenfrüchte in Deutschland noch eine Seltenheit waren und nur bei besonderen Gelegenheiten aus dem Reiche der Träume und Wünsche greifbar in die kleinen Hände übergingen! Heute sind sie für wenige Pfennige überall zu haben, sie werden in immer größeren Mengen nach allen Teilen Deutschlands gebracht und erfreuen Augen, Nasen und Gaumen von Millionen. Sie treiben die sehnenden Gedanken in das Sonnenland, wo an den oberitalienischen Seen, an der Riviera, in Kalabrien, in Milis auf Sardinien — hier stehen 500000 Orangenbäume beisammen, darunter der größte Europas, der so groß ist wie eine Eiche — und besonders an den Küsten Siziliens „im dunklen Laub die Goldorangen glühn"; aber keine oder doch nur eine Märchenphantasie kann sich die Schönheit der Orangenhaine ausmalen, sei es im Spätherbst und Winter mit der goldenen Pracht ihrer reifenden Früchte, oder sei es im Frühling, wo Millionen Blüten ihren süßen Duft in die linde, weiche Luft aushauchen und Hunderte von Nachtigallen schlagen, klagen und schluchzen. Mit ihnen ringt dann wohl der junge, von Amors Pfeil getroffene Sizilianer um den Sängerpreis, indem er singt:

„Sara, Sarella, wach' auf, weil es taget,
Höre der Nachtigall süßen Gesang:
Unter dem Fenster im Garten sie klaget,
Da breiten sich gülden Orangen entlang.
Kommet ein Vogel, der zimmert sein Nestchen
Und baut's mit drei Federn von Gold.
Kommet das Mädchen und nimmt sich ein Junges
Und setzt's in einen Käfig von Gold.
Du bist der Käfig mit goldenen Spangen,
Ich bin das Vöglein, hier bleib' ich gefangen."

Als Goethe am 8. Mai 1787 Kniep nicht wieder hinaufbegleitet hatte nach Taormina, sondern unten am Meere geblieben war, „die Enge suchend, wie ein Vogel, der sein Nest bauen möchte", da ließ er sich auf Orangenästen häuslich

Digitized by Google

nieder. Erklärend fügt er hinzu: „Orangenäste, worauf der Reisende sitzt, klingt etwas wunderbar, wird aber ganz natürlich, wenn man weiß, daß der Orangenbaum, seiner Natur überlassen, sich bald über der Wurzel in Zweige trennt, die mit der Zeit zu entschiedenen Ästen werden." So stellt sich noch heute mancher die Orangenbäume in Form von Kugelakazien vor, während sie in Wahrheit auf ihrem festen, hellen, $1^1/_2$—$2^1/_2$ Meter hohen Stamme mächtige Äste mit dichtestem, saftig grünem, dunklem Laub tragen, in dem oft 1000, vereinzelt gar bis 2000 goldgelbe Früchte glühen, leuchten, lachen und locken. Goethe konnte sich „nichts Lustigeres" denken, als einen solchen Anblick und sagte: „Mignon hatte wohl recht, sich dahin zu sehnen."

Wie die Citronen, Bergamotten und Mandarinen, gehören auch die Orangenbäume zu den Aurantiaceen. Agrumi nennt der Italiener all diese schönen, immergrünen Bäume, denen nach des Dichters Wort kein vergänglich Leben ward.

„Dort bringen neben Früchten wieder Blüten,
Und Frücht' auf Blüten wechseln durch das Jahr."

Sie gehören nicht zu der ursprünglichen italienischen Vegetation, und es ist ein Anachronismus, wenn man sich die homerischen Landschaften mit ihnen angefüllt denkt. Sie sind Asiaten; Indien und China sind ihre Heimat. Der chinesische Mandarinenbaum, der seiner feinen, aromatischen Früchte wegen so hoch geschätzt wird, ist der späteste Ankömmling und erst seit 75 Jahren in Italien zu finden. Auf China weist auch das häßliche Wort „Apfelsine" hin, das man durch das weit schönere „Orange" ersetzen sollte. In der Dichtung ist das längst geschehen. Auf Gymnasium und Universität sangen wir:

„Ist ein Land, das heißt Italia,
Da blühn Orangen und Citronen",

und das herrliche Mignonlied wäre entstellt, ja entweiht, wenn im dunklen Laub die — Apfelsinen glühten. — Aranci lautet ihr italienischer Name oder portogalli, denn durch Vermittelung der Portugiesen kamen sie nach Italien. Hier haben sie eine zweite Heimat gefunden, auf Sizilien zumal, das etwa zwei Drittel der 20 Millionen Agrumenbäume des Königreichs enthält und an dem auf $3^1/_2$ Milliarden Früchte — namentlich Citronen und Orangen — geschätzten Ertrage derselben jedenfalls mit einem noch höheren Prozentsatze beteiligt ist. An zwei Seiten des von der Insel gebildeten Dreiecks, vom Leuchtturm Messinas an der ganzen Nordküste entlang bis zum Golfo di Castellammare und an der Ostküste unter dem majestätisch über Sizilien thronenden Ätna hindurch bis zum Capo Passero fährt man, mit Ausnahme der dem Getreidebau dienenden Ebene Catanias, durch einen fortlaufenden Citronen- und Orangenhain, der sich zwischen den Bergen und dem blauen Meere ausdehnt. Wo nur Boden und Klima nicht widerstrebten und ein Strahl Wasser, wenn auch nur von der Dicke einer Federspule, in den heißen Monaten zu erreichen war, da hat man Agrumen angepflanzt; und voll Staunen sieht der Fremdling die Blutorangen am Ätna bis zu einer Höhe von 300 Metern emporsteigen, wo man die widerstrebenden Lavablöcke ferro ignique, wie die alten Römer sagen würden, mit Eisen und Sprengpulver gezwungen hat, die geschätzten Bäume, den Familienstolz der Orangen, die Überorange, zu tragen. Am reichsten aber und aus schier unerschöpflichem Füllhorn ist Palermos unvergleichliche Conca d'Oro gesegnet, die goldene Muschel, um die herum, wie Gregorovius begeistert sagt, „die flimmernden Berge stehen, braun und ernst, köstlich gefaltet, wie von dorischem Meißel ausgeschlagen; zu ihren bronzenen Füßen grüne Orangenhaine und Lusthäuser in Gärten; die hochgetürmte und gekuppelte Stadt am Meere hin; das Meer in die Ferne hinein silberbläulich und lichtausatmend, und dort mächtig hingelagert der zackige, dunkelhäuptige Monte Pellegrino; jenseits aber das funkelnde Kap Zaffarana mit seinen Türmen und schön ausgeschnittenen Vorsprüngen, und silberweiße Bergspitzen darüber hinaus durch die Lichtnebel blinkend, ein feiner ätherischer Duftschleier über der ganzen stillen Natur wonnig verbreitet." Diese „dunstige Klarheit", die um die Küsten schwebte, als er in Palermo einfuhr, vermochte Goethe „mit keinen Worten auszudrücken". „Die Reinheit der Konturen, die Weichheit des Ganzen, das Auseinanderweichen der Töne, die Harmonie von Himmel, Meer und Erde — wer es gesehen, der hat es auf sein ganzes Leben." In diesem Rahmen und in diesem Licht liegt der große Orangen- und Citronengarten der Conca d'Oro vor dem entzückten Beschauer, und er preist wohl die Besitzer dieses Paradieses glücklich. Doch fallen ihnen die goldenen Früchte nicht von selbst in den Schoß, sondern ein großartiges Bewässerungssystem, das auf die Mauren zurückzuführen ist, ermöglicht diese reiche Fruchtbarkeit. Zu der Ausnutzung der Quellen, die jedenfalls schon die früheren Herren Palermos, besonders die Römer, betrieben, fügten die Sarazenen die des Grundwassers, und zu ihren Schöpfwerken, den norie, wie sie hier noch heute — gerade wie in Nordafrika, an der Riviera di Ponente und in Spanien — im Gebrauch sind, brachte die Neuzeit etwa 100 Dampfmaschinen zur Förderung des Wassers der Tiefe. So weit ist man meines Wissens im übrigen Sizilien nicht fortgeschritten, aber die allgemein verbreitete Kunst der Bewässerung, der die Agrumenhaine ihr blühendes Leben verdanken, ist geradezu bewunderungswürdig.

Die am Ätna entspringenden Flüßchen, die unter dem breiten Kiesbett der Gießbäche, der Regenströme — fiumare — zurückgebliebene Feuchtigkeit, das Quell- wie das ‚Himmelswasser', welch letzteres man in großen Zisternen auffängt — jeder Tropfen, dessen man nur irgend habhaft werden kann, wird den Baumpflanzungen zugeführt. Aus dem Brunnen, den ein Esel oder ein Paar Ochsen umkreisen, ergießt sich die geschätzte Gottesgabe in flache Kanäle und umfließt die Bäume. Oft ist das Grundstück in kleine Vierecke geteilt, die gegeneinander abgedämmt sind und nacheinander bewässert werden. Goethe überträgt dieses Bild auf das Land der Phäaken:

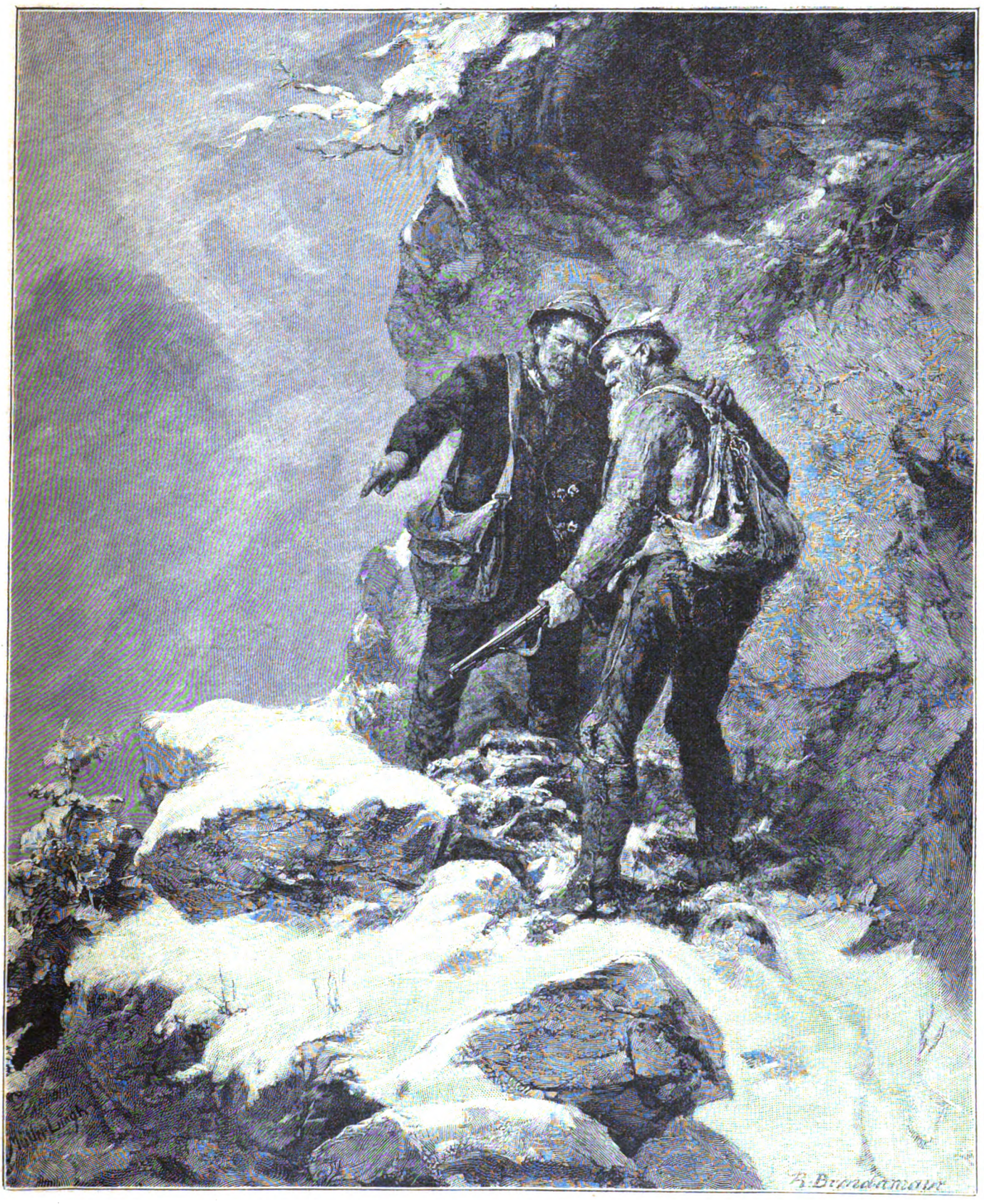
„Es rieselt neben Dir der Bach, geleitet
Von Stamm zu Stamm. Der Gärtner tränket sie
Nach seinem Willen."

Wo aber das köstliche Naß gar zu spärlich ist, da führt man es direkt den Wurzeln zu, ohne daß ein Tropfen verloren geht. Der Agrumenbauer wird sicher in den nicht allseitig anerkannten alten Satz einstimmen, daß das Wasser das Allerbeste sei.

Es hat Großes auf Sizilien vollbracht, es wirkt an dessen Gestaden den Hypnotisierungskünsten der von Mai bis Oktober ununterbrochen herrschenden Sonne entgegen, die das Innere der Insel in ein fahles gleichförmiges Gewand und in einen langen Dornröschenschlaf hüllt. Es hat die früher einsamen Küsten mit Zaubergärten und mit — Menschen bevölkert, die sie zu pflegen haben und dadurch genötigt waren, aus den hochgelegenen Städten, in die vor Jahrhunderten die Furcht vor Überfällen durch Barbaren und Piraten die Vorfahren getrieben, herniederzusteigen und sich bei den Pflanzungen anzusiedeln, während im Innern Siziliens die armen Bauern noch heute in den 10 bis 20 km voneinander entfernten Städtchen wohnen und von dort aus die gepachteten Felder in vorsintflutlicher Weise bestellen.

In der Pflege der Agrumen und der Behandlung ihrer Früchte haben die Sizilianer einen Weltruf erlangt. Zur Fortpflanzung benützt man gewöhnlich den widerstandsfähigsten Vertreter der ganzen Familie, den Pomeranzenbaum — Citrus bigaradia, — dessen Früchte goldgelb, aber bitter sind, dessen Blüten vielfach — namentlich in Grasse bei Cannes — zu Parfum, und dessen Blätter zu Arzeneien Verwendung finden. Aus dem Kindergarten, in dem die jungen Pomeranzen während des Sommers wöchentlich einmal getränkt werden, versetzt man sie nach einem Jahre in die Schule, wo sie einen Abstand von 30—35 cm voneinander nehmen müssen, um sich nicht gegenseitig zu stören. Mit vollendetem vierten Jahre erfolgt dann ihre Veredelung, ohne die wir keine „Messina-Apfelsinen" haben würden, auf sehr mechanischem Wege, indem man ihnen die Tugenden der edelsten Familien-

Digitized by Google



Wilderer. Nach dem Gemälde von A. Müller-Lingke.

Digitized by Google

glieder einfach einimpft, und wenn das nicht gleich mit Erfolg geschieht, sie einer Wiederimpfung unterwirft.

Ist die Veredelung gelungen, so wird der hoffnungsvolle Orangen-Jüngling bald aus der Schule entlassen; vor seinem Eintritt ins Leben aber, wo ein sonniger Platz seiner harrt, hat er eine schwere Prüfung durchzumachen. Denn er muß sich nun erst vierzehn Tage lang in Dunkelheit und dann zum Übergang fünf Tage in Halbdunkel halten lassen, damit er die Vorzüge seiner veränderten Stellung im Leben besser schätzen lerne. Und in der Tat freut er sich nach dieser ihm gar nicht angenehmen Klausur der lieben Sonne und schlägt schnell feste Wurzeln an seinem neuen Platze. Rings um ihn her stehen wiederum in gleichmäßigen aber größeren Entfernungen als bisher seine Schulkameraden und genießen mit ihm nach den Leiden der Prüfung die sonnige Freiheit. Vereinzelt entdecken wir auch unter den jungen Semestern einen bemoosten Burschen, der noch einmal von vorn das Leben beginnen will, und dem wir wünschen wollen, daß er nicht zum zweiten Male Schiffbruch leidet. Da der Zudrang zu den zu vergebenden Stellen sehr stark war, wurden einige neue geschaffen; immerhin aber hat unser Freund noch die Möglichkeit zu freier Entfaltung seiner Kräfte. Darin wird er gewöhnlich nur dann gehindert oder sollte es wenigstens nur dann werden, wenn er an einer Stelle steht, wo die Stürme des Lebens den innerlich noch nicht Gefestigten und äußerlich zu schnell und zu lang Aufgeschossenen gar zu rauh umtoben. Dann hält man ihn kurz — a basso fusto — und trägt Sorge, daß er sich mehr in die Breite als in die Höhe entwickle und somit mehr Widerstandskraft erlange. Seine Pflege geht nun ihren festgeregelten Gang. Alle drei Jahre erhält er Nahrung, sein Durst aber wird vom 4. bis 7. Jahre alle 14 Tage, später alle drei Wochen gestillt. Und wenn der Dichter klagt: „Früchte bringet das Leben dem Mann, doch hängen sie selten lieblich und duftend am Zweig, wie uns ein Apfel begrüßt," so bestätigt unser Freund durch seine Ausnahme diese Regel. „Lieblich und duftend," golden und leuchtend, süß und lockend hängen ihm bereits in seinem achten Jahre die Früchte am Zweig, ihm zur Zierde, seinem Pfleger zum Dank, fern wohnenden Menschen zur Labung.

Die Ernte dauert von Ende Oktober bis Ende März, vereinzelt auch bis in den April hinein; keineswegs jedoch geben die Orangenbäume mehrere Ernten im Jahre, wie ihre Vettern, die Citronen- oder Limonenbäume, die gleichzeitig Blüten, grüne und gelbe Früchte in allen Stadien der Entwickelung tragen und von Oktober bis März die Wintercitronen, im April und Mai die bianchetti, im September die Bastardcitronen und neuerdings bei der Behandlung a secco*) auch von Juni bis August die Sommercitronen — verdelli — liefern. Die Orangenbäume blühen und tragen nur einmal im Jahr, ersteres im Frühling, letzteres im Herbst oder Winter; der Zeitpunkt der Ernte ist abhängig von der niederen oder höheren, sonnigeren oder schattigeren Lage der Pflanzungen und der größeren oder geringeren Trockenheit des Bodens, aber an demselben Standort ist er für alle Bäume der gleiche. So reifen die Orangen in dem Flachland an den Küsten Ende November, in höheren Lagen im Dezember und Januar, am Ätna im Februar und März, und in besonders hoch- und freigelegenen Pflanzungen im April. Der Nachfrage wegen beginnt man mit der ersten Ernte schon Ende Oktober. Da dann Zeit Geld ist, werden die halbreifen Früchte Hals über Kopf versandt, und es bleibt ihnen überlassen, während der Seereise oder an ihrem Bestimmungsort noch einigermaßen nachzureifen. Besser sind natürlich die in der zweiten Novemberhälfte und im Dezember abgenommenen reifen Früchte. Die wenigen Orangen des April können bei angemessener Behandlung bis in den Juli hinein aufbewahrt werden. Weniger haltbar sind die köstlichen, dünnschaligen Blutorangen, doch ertragen sie zum Glück, wie den Lesern aus eigener angenehmer Erfahrung bekannt, die weitesten Reisen.

Die Ausfuhr geschieht von Palermo, Catania und ganz besonders von Messina, obwohl dort sowohl in den Tälern wie an der Meerenge fast ausschließlich die weit höhere Ansprüche an das Klima stellende Citrone gezogen wird, und die dortigen Orangenbäume wohl kaum ausreichen dürften, den Bedarf der Bräute von Messina an Orangenblüten zu decken, welche die Italienerinnen bekanntlich bei des Lebens schönster Feier statt der Myrte tragen. Aber die Messinesen haben eine so lange und so gute Tradition in diesem Geschäftszweige und eine so einzigartige Gewandtheit im Sortieren und namentlich im Verpacken der Früchte, daß sie noch heute die erste Stelle im Vertrieb derselben behaupten; und so heißen denn nicht nur die sizilianischen, — die runden wie die becherförmigen ovalen (bicchieri) vom Ätna und südlich von Catania her, — sondern auch die frühen kalabresischen Orangen schlechtweg „Messina-Apfelsinen". Die Versandgeschäfte, über deren Betrieb mir Herr Trögler in Messina gütigst Auskunft erteilte, kaufen die Früchte auf den Bäumen. Durch geübte Pflücker abgenommen, werden dieselben sogleich sortiert; denn die „Messina-Apfelsinen" stellen die Auslese des gesamten Orangenvolkes dar. Das Auge des Sortierers hat für das ganze Orangengeschäft dieselbe Bedeutung, wie die Zunge des Wein- und Ölschmeckers für den Handel mit diesen beiden geschätzten Flüssigkeiten. Er findet mit unfehlbarer Sicherheit aus dem größten Orangenhaufen sogleich die weniger guten Früchte heraus, entdeckt die geringsten Schäden der Schale, ja dringt durch diese hindurch bis zu der Frucht. Die schadhaften Schalen sind entweder senza rosette, ohne die Ansätze, in denen der Stiel sitzt, oder colpite di grandine, vom Hagel getroffen, oder stampate o chiazzate, nicht schön gefärbt, oder sie leiden am male di terra, der Erdkrankheit; die kranken Früchte aber sind entweder enfiate, angeschwollen, so daß die geschwächte Schale leicht platzt, oder spugnose, schwammig, wenn das Fruchtfleisch zusammengeschrumpft ist und in der weiten Schale sitzt wie ein neapolitanischer Straßenjunge im Rocke seines erwachsenen Bruders, oder petecchiate — voll kleiner Vertiefungen in der Schale —, oder doppelfrüchtig.

Ein großer Teil dieser durch den Sortierer vom Versand ausgeschlossenen Orangen, oder vielmehr ihrer Schalen, dient gleich zahllosen Citronen- und Bergamottschalen zur Fabrikation der „Messineser Essenzen". Dieselben werden durch Hand- oder Maschinenpressung gewonnen. Die erstere überwiegt bei weitem und wird teils als Hausindustrie, teils in großen Fabriksälen betrieben, und zwar besonders bei Nacht. Mit zwei Schwämmen, die er zwischen den Fingern der linken Hand hält, fängt der Arbeiter das mit der Rechten aus den Schalenhälften gepreßte Öl auf. Ist ein Schwamm vollgesogen, so drückt er ihn über einem irdenen oder einem glasierten Porzellannapfe aus. Da an der Schale beim Herausschneiden der Frucht immer etwas Saft oder Fleisch hängen bleibt, muß er diese Bestandteile von den ätherischen Ölen der Schale scheiden. Das besorgen dieselben übrigens von selbst, da sie schwerer sind und sinken, und so ist es keine schwierige Aufgabe, die leichteren Öle in ein zweites Gefäß zu befördern.

*) „Dare la secca" nennt der Sizilianer die Entziehungskur, durch die er die Sommercitronen — limoni verdelli — gewinnt. Er unterläßt im Sommer die Bewässerung der Bäume einige Wochen hindurch, ja er verstärkt den Einfluß der Trockenheit wohl gar durch Freilegung eines Teiles der Wurzeln, so daß ein solcher Baum zuletzt halb erstorben erscheint. Dann aber entschädigt er ihn vom 1. bis 5. August reichlich durch Speise und Trank, wodurch die Triebkraft in einer solchen Weise angeregt wird, daß der Baum noch in demselben Monat über und über blüht und im kommenden Sommer von Juni bis Ende August etwa 1000 verdelli liefert. Diese erzielen einen ganz anderen Preis als die Wintercitronen, die gar zu sehr unter der Produktion Kaliforniens und Floridas leiden müssen und daher nur wenig einbringen, während man Sommercitronen wohl nur auf Sizilien hat und daher immerhin noch 20—22 Lire für das Tausend erhält. Auffällig ist, daß während und trotz jener langen Hungerkur die Wintercitronen sich ruhig weiter entwickeln; ein Beweis der schier unverwüstlichen Lebenskraft dieses herrlichen Baumes.

Digitized by Google

Ein ebenso einfaches Filterverfahren mit Filtrierpapier bildet den Abschluß der Behandlung. Die recht geringe Bezahlung der Arbeiter richtet sich nach der Quantität der aus je 35 Kilogramm Schalen gewonnenen Essenz. So spornt sie der eigene Vorteil zu gründlicher Arbeit, die Aufseher aber kontrollieren dieselbe, indem sie die ausgepreßten Schalen, die feccie, über einem Lichte ausdrücken. Da aber auch beim besten Willen noch Ölreste zurückbleiben, werden die feccie zum Teil noch einer mechanischen Nachpressung unterworfen, die natürlich ein Öl zweiter Güte ergibt. Nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Konsul Jacob in Messina gewinnt man von 1000 Stück Citronen oder Orangen, wenn sie noch nicht ganz reif sind, in guten Jahren etwa 600 Gramm Öl. Je reifer die Frucht, desto geringer die Ölausbeute, die im Mai oder Juni auf 200 Gramm sinkt und durchschnittlich etwa 320 Gramm für 1000 Früchte beträgt, wonach man den Verbrauch von Agrumen für den Jahresexport von 800 000 Kilogramm Essenzen berechnen kann.

Die guterhaltenen Schalenhälften werden, wie Heinrich von Wuntsch in der „Züricher Drogistischen Rundschau" mitteilt, nach der Handpressung an Unternehmer verkauft, die sie einige Tage in Seewasser legen lassen, bevor sie, fest aufeinandergeschichtet, in die Versandfässer kommen. „In bestimmten Zwischenräumen bringt man auf die verschiedenen Lagen eine Schicht Kochsalz und gießt zuletzt, nachdem das Faß bis oben angefüllt ist, noch eine Quantität Meerwasser darauf. Letzteres durchsickert dann langsam die Schalenreihen, löst die Salzschichten nach und nach auf und bringt somit die resultierende Lake mit allen Schalen in gleichmäßige Berührung. Die so konservierten Schalen werden meistens nach England und nach Nordamerika verschifft, wo sich die dort umfangreich entwickelte Industrie der „Confectionery" mit ihnen beschäftigt. Entweder werden sie zu Konfekt verarbeitet oder, was häufiger geschieht, mit Zucker zu Marmelade eingekocht. Neuerdings handelt man diese Schalen — scorzetta in salmoia — mit oder ohne Essenzgehalt, d. h. im ersteren Falle macht der ausländische Käufer zur Bedingung, daß die Schalen nicht erst zur Essenzenfaarikation gedient haben."

Diese Schalen haben die früher viel versandten eingesalzenen Früchte — frutti in salmoia — nahezu verdrängt. Das Fruchtfleisch, das aus den zur Ölgewinnung benutzten Schalen herausgeschnitten ist, dient meistens zur Herstellung von Citronen- und Orangensaft.

Nur die äußerlich schönen und innerlich ganz gesunden Früchte werden vom Sortierer für „Messina-Apfelsinen", für versandfalonfähig erklärt, in die Säle der Versandhäuser aber erst dann zugelassen, wenn sie das vorgeschriebene Seidenkleid angelegt haben. Jede einzelne dieser Orangen wird nämlich gleich nach der Ernte in Seidenpapier gewickelt, bevor sie die Reise nach Messina antritt; und wenn die empfindlichen saftigen Früchte in guter Verfassung in fernen Ländern und Weltteilen ankommen, so ist das wesentlich den scharfen Augen des Sortierers und den geschickten Händen der dunkeläugigen Packerinnen zu verdanken, welche in langen Sälen unter scharfer Aufsicht die wieder ausgewickelten und nach Form und Wert geordneten Früchte mit Seidenpapier oder auch wohl mit Staniol umwickeln und zu je 160 bis 300 Stück in längliche Kisten packen. Sie fügen zum Guten den Glanz und den Schimmer: Chromos und glitzernde Gold- und Silberfäden.

Ein erstes Orangen-Versandhaus Messinas beschäftigt während der Saison in den Gärten bei der Ernte und in Messina bei der Verpackung etwa 1000 Personen und verbraucht jährlich für Kisten, deren dünnes Holz aus Kroatien und Amerika eingeführt wird, da man auf Sizilien leichtfertigerweise die Wälder vernichtet hat, gegen 200 000, für Seidenpapier und Ausschmückung der Sendungen ungefähr 60 000 Lire. Die Ausfuhr Messinas an Orangen und Citronen in Kisten oder Fässern, frisch und in Salzlake betrug

im Jahre 1900: kg 100 471 480 = 11 397 403 Lire,
im Jahre 1901: kg 103 133 050 = 10 595 477 Lire.

Da kann man sich denken, wie viele fleißige Hände für diesen Zweck in Tätigkeit gesetzt werden müssen und welches Gewimmel von Ochsenkarren sich in den Wintermonaten nach der Hafensichel Messinas bewegt, wo die Kisten verladen werden, um aus der blauen Meerenge in ferne Länder zu wandern, zu einem nicht geringen Teile nach Deutschland. Nicht lange brauchen die goldenen Früchte Siziliens hier auf Liebhaber zu warten, und unnötig ist es, diesen guten Appetit zu wünschen.

Erinnerung.

Von Anna Ritter.

Drei Kinder trug ich voll Lust im Schoss,
Drei Kinder zog ich in Sorgen gross,
Ich schaue mich um — mein Haus ist leer,
Ihr lachend Leben erfüllt's nicht mehr.

Sie lernten fliegen, sie flogen fort,
Der eine hierhin, der andre dort,
So wie ein Vogel das alte Nest,
Kaum, dass er flügge geworden, verlässt.

Wollt' einer mir in die Fenster spähn,
Er sähe mich oft bei der Lade stehn,
Daraus entnehm' ich mit scheuer Hand
Ein Kinderschuhchen, ein Seidenband,

Zerbrochenes Spielzeug, für keinen wert,
Nur mir geheiligt, nur mir verklärt,
Darüber ich weine, so still und heiss,
Wie nur eine Mutter zu weinen weiss!

Digitized by Google

Krach.

Roman von Hanns von Zobeltitz. (Fortsetzung.)

Frau Lora saß und sann mit dem warmen Glücksempfinden in der Seele, das sie nie losließ, wenn sie an Eberhard dachte. Auch daran dachte sie, wie rein subjektiv dies Glücksgefühl sei ... daß vielleicht wenig andere Frauen ihres Alters empfinden würden wie sie. Und gerade darum dünkte es sie so recht ihr eigenstes Eigen —

Anders war's doch gekommen, als sie selbst es sich einst ausgemalt. Hatte sie nicht gemeint, die Geberin zu werden? Nun kam es ihr vor, als sei sie wieder und immer wieder nur die, die Liebe und Glück und Güte empfange. Anders war's gekommen und besser —

Mit einem Male schrak sie zusammen. Sie fühlte etwas neben sich niedergleiten und dann gleich zwei Arme, die ihre Knie umklammerten, und ein bebendes Mädchenhaupt in ihrem Schoß.

„Aber ... Maria ... Maria ..."

„Nicht böse sein, Lora ... bitte ..." Es klang wie unterdrücktes Schluchzen.

„Heimchen, Du hast mich diesmal aber wirklich erschreckt."

Nun kam gar keine Antwort. Aber der zarte Körper zitterte, und die Händchen schlossen sich noch fester um die Knie.

„Was hast Du denn nur, Maria? Sieh mich 'mal an —"

Auf eine Sekunde hob sich das Köpfchen. Die scheuen Augen waren tränenüberströmt. Dann sank die braune schwere Flechtenkrone gleich wieder nieder.

Loras gesunder Natur widerstrebten eigentlich diese Gefühlsausbrüche. Sie hatte sich schon oft vorgenommen, mit der Kleinen ein wenig ins Gericht zu gehen. Aber wenn sie in die Rehaugen sah, stockte sie immer wieder.

Heimchen war eben Heimchen.

Und das Mädchen war sonst lieb und verständig; immer tätig und strebsam. Bis dann die Augenblicke kamen, in denen sie sich anklammern mußte, sich auszuweinen.

Aber es ging so doch nicht weiter —

„Maria —," sagte Lora ernst, „Du mußt Dich zusammennehmen. Sieh 'mal, wir haben Dich doch alle so lieb. Du bist aber auch kein Kind mehr, Du mußt Selbstbeherrschung üben lernen. Auch Vertrauen haben — wirkliches Vertrauen. Dazu gehört, daß Du Dich aussprichst. Kannst Du das nicht? Nicht einmal zu mir, Maria?"

Wieder hob sie das Köpfchen — auf einen Augenblick nur — und wieder barg sie es in Loras Schoß.

Aber nun nahm Lora es zwischen beide Hände, richtete es auf und sah dem Mädchen prüfend in die Augen. Und da stieg Heimchen langsam das Blut in die Wangen. So eigen verräterisch. Die langbewimperten Lider sanken herab, als könnten die Augen den forschenden Blick nicht ertragen, die schöngeschwungenen Lippen waren fest geschlossen, die vollen Brauen wie im Leid über der Stirn zusammengezogen.

Wie süß das Mädchen aussah — eine kleine Psyche.

Lora konnte nicht weiter fragen. Wozu auch! Sie ahnte längst, was in Maria vorging. Und zudem: aus diesem Gesicht sprach das Herz, dies junge, unschuldige, heiße, angstbebende Herz —

Sie beugte sich und küßte den braunen Scheitel. Es war etwas wie mütterliche Liebe in ihr. Und zugleich ein leises, ganz neidloses Wundern: Wie verschieden die Menschennatur doch ist! Und wie verschieden die Liebe! Hardi ... ich ... Heimchen hier! Und doch sehnen wir uns im Grunde alle nach demselben: Glücklich sein! Glücklich machen!

Sie beugte sich noch einmal und küßte die Stirn mit der kleinen schmalen Falte. Dann sagte sie: „Komm, Maria! Wir wollen uns 'was zu tun machen, 'mal dem alten Krause ein bißchen helfen. Man muß die Hände doppelt regen, wenn der Kopf voll schwerer Gedanken ist. Still — kein Wort! Komm nur —"

Ihr selbst tat es gut, ‚die Hände zu regen'. Das alte Heilmittel. Aber während sie die Silberkästen nachsah mit den schön geformten Bestecks, die noch vom Großvater ihres Mannes stammten, und während sie mit der Mamsell über die Einmache-Campagne sprach, Maria immer zur Seite, verließen sie ihre Gedanken nicht. Heimchen und Willy. In der Seele dieses Kindes war die Liebe bis jetzt nur eine unbewußte Sehnsucht, geheimnisvolle, schmerzensreiche, glückselige Sehnsucht. Das ließ sich noch auslöschen, ehe es tiefere Wurzeln schlug. War's nicht so am besten für sie. Denn Willy nahm diese hingebende Liebe vielleicht wie ein Geschenk, das er nicht einmal seinem vollen köstlichen Wert nach zu würdigen wußte. Und sich zu erhalten — — der Flattergeist —

Oder war es möglich, daß ihm im Unglück die Erkenntnis wurde, was solch ein Schatz von Liebe wert war? So daß er durch ihn wieder gesunden könne, sich selbst wieder finden! Wenn es so wäre —

Aus der bloßen Hoffnung wuchs ihr mit einem Male solch tiefinnerliche Freude, daß sie plötzlich Marias Köpfchen nahm, ihre Lippen auf den roten Mund preßte. Und dann, wie vor sich selbst erschrocken, sich schnell wieder abwandte: „Mamsell, vergessen Sie nicht die Dreifrucht. Das ist so recht etwas hier für dies Kinderschnäbelchen —"

Sie saßen noch bei Tisch, als draußen die Türen gingen und Konrad Salester hereinstürmte.

Hardi schrie auf: er war in voller Uniform — im Dienstanzug —

Im nächsten Augenblick lag sie an seiner Brust, weinend, jauchzend.

Sie waren alle emporgeschnellt, umringten ihn. Rede sollte er stehen. Aber Hardi ließ ihn gar nicht dazu kommen. Es war, als wolle sie ihn in diesen Glücksminuten ganz allein für sich haben.

Und nur Lora sah, wie in Konrads Zügen Sorge und Seligkeit so seltsam nebeneinander geschrieben standen.

Endlich machte er sich frei. Und er sagte: „Seine Majestät haben mein Abschiedsgesuch nicht genehmigt. Aber ich bin laut Kabinettsordre vom heutigen Tage, unter Enthebung von meinem Kommando zur Kriegsakademie, der Schutztruppe von Deutsch-Südwestafrika zugeteilt."

Er sprach es sehr ruhig, fast wie eine Meldung.

Einen Augenblick standen sie sprachlos.

Dann war es Eberhard, der zuerst das rechte Wort fand: „Eine echte Hohenzollern-Lösung! Gerecht und weise! Großherzig und edel! Kinder — unser Kaiser — unser guter Kaiser ...!"

„... am 15. August soll ich mich in Hamburg einschiffen!"

„Ich mit Dir! Nicht ohne mich!" rief Hardi leidenschaftlich.

Er antwortete nicht gleich. Ihr stiegen schon wieder die Tränen in die Augen.

„Man hat auch an das gedacht" sagte er endlich. „Das Kommando der Schutztruppen hat mir anheimgestellt, meine Frau mitzunehmen. Gerade deshalb wählte man Südwestafrika für mich aus, mit seinem gesunden Klima — ich wäre auch nicht der erste Offizier, der seine junge Frau dort hinüberführte. Es ist so viel Güte. Auch von Dir, Hardi — ich bin sehr glücklich über Deinen Entschluß. Und — vielleicht — könnte ich dort vergessen. Aber ... meine Mutter! Meine arme Mutter!"

Nun wußte Lora, warum diese treuen Augen so trübe geblickt hatten. Sie sah im Geiste die schwächliche Frau mit dem zarten Madonnengesicht vor sich, der alles genommen war auf dieser Erde bis auf den Sohn. Und nun sollte

Digitized by Google

sie auch ihn hingeben, hinausziehen lassen ins Ungewisse, ihn vielleicht nie wiedersehen. Sollte allein zurückbleiben mit dem fressenden Leid, der unverschuldeten Schmach. Ganz gewiß: diese Mutter würde ihre Tränen zurückdämmen, um ihm das Herz nicht noch schwerer zu machen, würde ihn gehen lassen mit seinem jungen glücklichen Weibe, ohne zu klagen. Aber ihr Schmerzensbild würde mit Konrad gehen, und die Angst um sie würde ihn jede Stunde verfolgen —

Es war kein Zögern und Schwanken in Lora: Konrad durfte der starken Regung seines Herzens nicht nachgeben. Der oberste Kriegsherr hatte befohlen — Konrad mußte gehorchen. Auch um seiner selbst willen mußte er dem Befehl folgen, der wirklich die einzige Lösung gab. So einfach und so weise! Zwei Jahre draußen — und wenn er dann heimkehrte, hatte sich alles geklärt, war hier vergeben, dort vergessen worden. Er durfte wieder mit freier Stirn einhergehen — so und nur so konnte er seinem Beruf erhalten bleiben und noch einmal ein glücklicher Mensch werden. Es war Pflicht, daß er ging. Aber auch Pflicht der Selbsterhaltung und auch Pflicht gegen Hardi.

Helfen mußte man ihm. Ihm den schweren Entschluß leichter zu machen suchen.

So faßte sie den Arm ihres Mannes und, seiner Zustimmung sicher, sagte sie: „Konrad, Ihre Mutter gehört zu uns. Wenn Sie hinausgehen, wird sie uns eine teure Hausgenossin sein. Und Sie dürfen es mir glauben: was in unseren Kräften steht, ihr alles Schwere zu erleichtern, durch herzliche Liebe, Konrad, das soll geschehen. Nicht wahr, Eberhard?“

„Aus der Seele hast Du mir gesprochen! Ein paar kurze Jahre, Konrad — wie schnell gehen sie hin —“

Über Salesters Gesicht zuckte es. Noch konnten ja seine Sorgen nicht gestillt sein, noch sah er kein Land. Aber leise schlich sich ein Gefühl der Erleichterung in sein Herz. Und während Hardi schon wieder aufjubelte: „So ist's recht! Der Kaiser und Lora! Unsere Helfer, Conny! Wo kann's uns fehlen!“, beugte er sich in inniger Dankbarkeit über Loras Hand und sagte schlicht: „Sie sind so gut —“

In Eberhards Arbeitszimmer standen sie, eine Stunde später, um den großen Mitteltisch. Man hatte den Atlas herangeholt und ein paar Werke aus der Bücherei, und sie studierten eifrig die Reiserouten. Hardis bewegliches Gemüt sonnte sich bereits in allerlei Zukunftsbildern. Konrad sprach mit dem Schwiegervater über seine Ausrüstung.

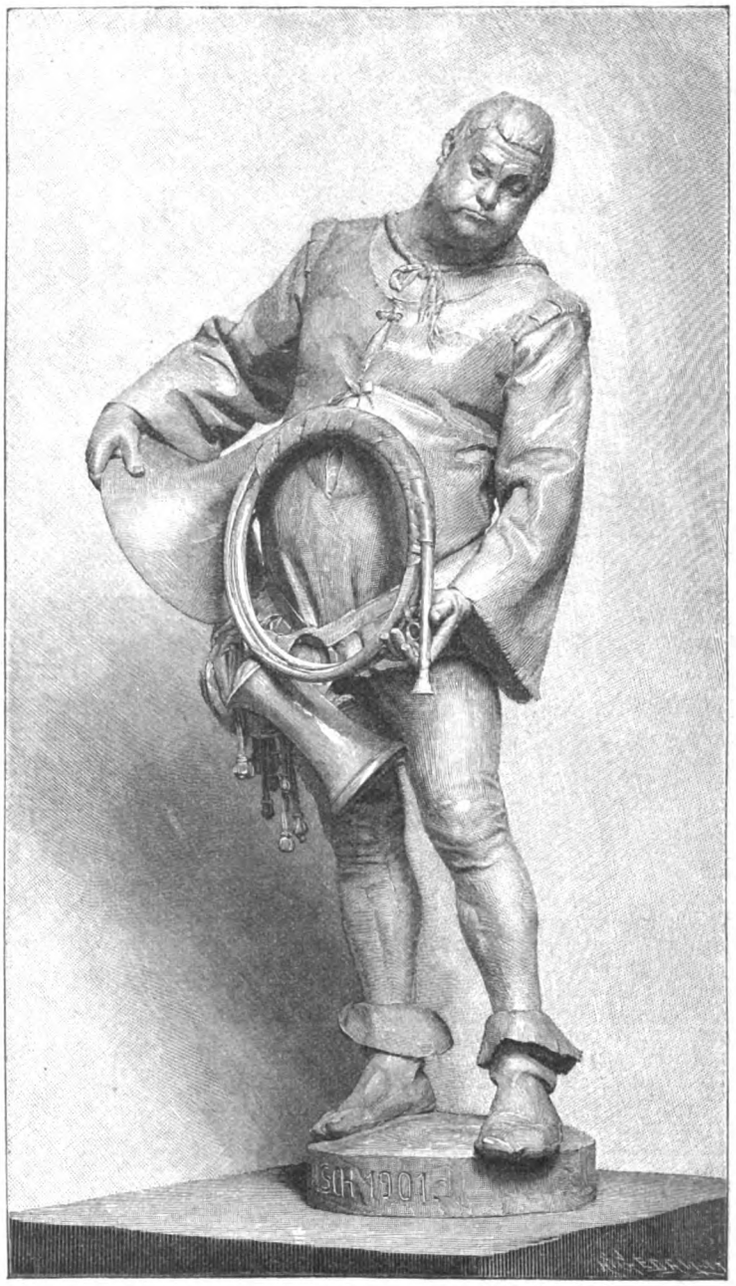
Eine Weile hatte Willy zugehört; dann hatte er das Zimmer verlassen, wie er es jetzt häufig tat, ohne ein Abschiedswort.

Lora glaubte nicht anders, als er sei noch einmal ins Geschäft gegangen — es war kurz vor Ultimo, und in dem Kontor wurde an diesen Tagen gewöhnlich sehr lange gearbeitet.

Als sie in einer wirtschaftlichen Angelegenheit einige Minuten darauf durch die hinteren Wohnräume ging, bemerkte sie einen hellen Lichtschimmer aus der nur angelehnten Tür der Galerie. Sie glaubte im ersten Moment an irgend eine Nachlässigkeit der Dienerschaft und öffnete die Flügel vollends.

Aber der Saal war dunkel, das Licht kam aus dem zweiten Raum. Dort mußten die elektrischen Schalter aufgedreht sein. Sie schritt rasch durch das langgestreckte schmale Gemach —

Und da sah sie Willy —



Trompeter. Nach der Statuette von Gerhard Janensch.

Er hatte sich einen der gotischen Sessel mitten in den Saal gerückt und saß, ganz vornübergebeugt, das Kinn auf beide Fäuste gestützt, dem Gemälde von Rochegrosse gerade gegenüber. So in Gedanken, daß er ihren leichten Schritt gar nicht bemerkte. Sein Gesicht konnte sie nicht sehen. Aber der große Reflektor warf ein mächtiges Strahlenbündel an ihm vorbei auf die Gestalt des unheimlichen Weibes mit den gierigen Augen und den weitvorgestreckten leeren Händen. Fast wie körperlich hob sich die dahinschwebende Figur ab von dem Hintergrunde mit seinen lodernden Flammen.

Einen Augenblick schwankte Lora. Sollte sie, leise wie sie gekommen, zurückgehen? Es war doch etwas wie Scheu in ihr. Und dann kam es ihr wieder als eine Feigheit vor und wie ein Mitleidsversagen zugleich, zu gehen; und als eine Pflicht, wenigstens den Versuch zu machen, Willy aufzurütteln, von dem Bann und Druck zu lösen, der auf ihm lag.

Wie schwer mußte er leiden, daß er hier — gerade hier — vor diesem Bilde mit sich rang. Denn er rang mit sich, das sah sie.

So trat sie noch einige Schritte näher und sagte leise: „Willy.“

Digitized by Google

Er fuhr hoch, wandte ihr das Gesicht zu. Und — war's nun, daß er über ihr plötzliches Erscheinen erschrak, war's die Beleuchtung — mehr noch als in der ganzen letzten Zeit erschienen ihr diese einst so frischen, fröhlichen Züge verändert, verfallen, fast verzerrt. Grau die Gesichtsfarbe, die Augenwinkel voll kleiner Fältchen, um den Mund ein schmerzlicher und doch auch trotziger Ausdruck.

„Ich sah Licht hier . . . zufällig . . ."

„Es tut mir leid, wenn Du Dich beunruhigt hast, Lora. Ich . . . ich wollte mir nur einmal wieder den herrlichen Rochegrosse ansehen. Entschuldige —"

Heftig schob er den Sessel zurück. Es schien, als wolle er gehen. Er tat ein paar Schritte auf den Reflektor zu. Dann blieb er wieder stehen, warf den Kopf zurück, strich sich mit der rechten Hand die Haare aus der Stirn. „Ein Meisterwerk! Nicht wahr?" Er lachte. „Das Lehrreiche in der Kunst ist ja nicht mehr modern. Aber es hat doch seine Meriten. Nur auch mit vielem anderen Lehrreichen den einen Nachteil: es kommt immer zu spät."

„Das liegt doch wohl allein an uns, Willy. Verzeih die Alltagsweisheit —"

Er streifte sie mit einem finsteren Blick. „Warum — verzeihen? Ich wollte, ich hätte immer mehr Alltagsweisheit gehabt. Dann wär' ich nicht heut abend — — hierher geflüchtet."

Wieder sah er nach dem Gemälde hin: „Erinnerst Du Dich noch der Stunde, wo Du . . . das da taufteſt? Es war eigentlich sehr merkwürdig. Ich vergesse es nie. Damals begegneten sich unsere Augen, und wir wußten beide, was wir dachten: wen dieser Herr Rochegrosse mit einer seltsamen Künstlerprophetie dort gemalt hat —"

Lora hob ein wenig die Hände. „Was quälst Du Dich, Willy. Lerne endlich vergessen —"

Es schien fast, als habe er ihre Worte gar nicht gehört. „Du hast sie ja auch gut gekannt . . . diese Dame. Vielleicht besser gekannt als ich, jedenfalls besser erkannt. Aber das weißt Du wohl doch kaum, daß sie uns alle ins Unglück gestürzt hat. Wir verdienten's freilich nicht besser."

„Laß sie, Willy. Ihre Strafe trifft sie. Wozu von ihr reden?"

„Ich will aber von ihr sprechen. Gerade zu Dir. Jawohl — mach' nur nicht so stolze Augen — gerade zu Dir. Ich wollt's schon lange. Nun ist's gut, daß sich's so fügt. Das ist der rechte Ort dazu. Du sollst nicht denken, daß ich dies Geschöpf dort je geliebt habe —"

„Willy, was geht das mich an!"

(Schluß folgt.)

Alte Kunstuhren.

Plauderei von Gustav Uhl.

Schon in den frühesten Zeiten muß sich das Bedürfnis eingestellt haben, einen zuverlässigen Maßstab für die Einteilung der Zeit zu besitzen, besonders da das Mittel, dies Bedürfnis zu befriedigen, sich gleichsam aufdrängte. Dies Mittel ist die Sonne, die nach den Beobachtungen jedes Menschen, der nicht blind ist, in ewig gleicher und regelmäßiger Weise ihre Bahnen zieht. Sie wirft Schatten, und diese Schatten sind zu den verschiedenen Tagesstunden von ungleicher Länge. Wenn sich die Sonne im Osten erhebt, ist ihr Schatten sehr lang. Mit dem Steigen des Sonnenballes verkürzt er sich mehr und mehr bis zu einem bestimmten Punkte, und von da ab wird der Schatten wieder länger und länger, bis die Sonne im Westen sinkt. Dies Beobachten der Länge des Schattens stellt die im höchsten Grade unvollkommene Ur-Uhr dar. Später lernte man dann, genau gehende Sonnenuhren an senkrecht stehenden Wänden anzubringen. Wenn sie richtig funktionieren sollen, muß der schattenwerfende Stab parallel zur Weltachse stehen. Diese Art Sonnenuhren haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten, ja an manchen monumentalen neuen Gebäuden werden sie jetzt noch neu angebracht, da sie dekorativ wirken.

Gute Sonnenuhren geben die Ortszeit ganz genau an, weil die Sonne selbst in ihrer scheinbaren Bewegung ja so pünktlich und genau ist. Aber sie haben einen großen Nachteil: sie können nur dann ihren Dienst tun, wenn die Sonne scheint. Sobald Wolken am Himmel stehen oder in der Nacht streiken sie. Dies veranlaßte spekulative Köpfe auf Ersatz zu sinnen. Man beobachtete, daß reines Wasser aus einem Gefäß mit enger Öffnung ganz gleichmäßig abläuft. Brachte man nun in einem gradwandigen Gefäße, in das solch ein ganz gleichmäßig rinnender feiner Wasserstrahl hineinfällt, einen Maßstab an, so konnte man von diesem ebenfalls mit einiger Genauigkeit die Zeit ablesen, ganz gleich, ob es Tag war oder Nacht. Schon um das Jahr 600 vor Christi Geburt wurden diese Wasseruhren von den Assyrern benutzt, und um 250 vor Christi werden sie in Griechenland erwähnt.

Auch die Wasseruhren blieben natürlich nicht bei der primitivsten Form, die wir erwähnten, stehen, sondern die Mechaniker und Gelehrten jener so hoch kultivierten Zeit verbesserten sie nach und nach, bis sie bewundernswerte Kunstwerke schufen, deren Beschreibung wir heute mit Staunen lesen. Einige derartige Werke aus etwas späterer Zeit kennen wir aus dem Buche des römischen Architekten Vitruvius, des großen Baulehrers der goldenen augusteischen Zeit. Das bedeutendste derselben war eine Wasseruhr des Ktesibius aus Alexandrien, die sich im Tempel der Arsinoe, der Schwester des Ptolemäus Philadelphus, befand und so sorgfältig berechnet und konstruiert war, daß sie das ganze Jahr über den Aufgang und den Untergang der Sonne richtig anzeigte. In einem Bassin waren zwei in Kupfer getriebene Amoretten neben einer Säule angebracht, der eine feststehend, der andere auf einem Schwimmer von Kork. Aus den Augen des feststehenden Knaben tröpfelte Wasser in das Bassin; dadurch wurde der Kork mit dem zweiten Knaben nach und nach in die Höhe gehoben, und dieser konnte so mit einer Rute, die er in der Hand hielt, an der Säule die Stunden anzeigen. Diese Säule drehte sich, durch einen Rädermechanismus getrieben, jedes Jahr einmal um ihre Achse, wodurch es möglich wurde, den Aufgang und Untergang der Sonne das ganze Jahr über anzugeben.

Ein wahres Wunderwerk der Mechanik stellte neunhundert Jahre später die Wasseruhr dar, die der Kalif Harun al Raschid im Jahre 807 dem Kaiser Karl dem Großen durch eine besondere Gesandtschaft in Aachen überreichen ließ. Bei dieser Uhr waren zur Bezeichnung der Stunden zwölf kleine Öffnungen angebracht, die durch Türchen verschließbar waren. Um ein Uhr tat sich das erste Türchen auf, und eine metallene Kugel rollte heraus, die auf einen darunterstehenden kupfernen Teller fiel und einen lauten hellen Klang gab. Eine Stunde später fielen aus der sich selbsttätig öffnenden nächsten Tür langsam zwei Kugeln, dann drei und so fort. Die Türen blieben offen, bis es zwölf geschlagen hatte. Dann setzten sich plötzlich zwei Reiterfiguren in Bewegung, die dicht an dem Zifferblatte vorbeizogen und die Türen wieder schlossen.

Anstatt des Wassers benutzte man im Abendlande zur Zeit, als diese Wunderuhr aus Arabien so viel Aufsehen machte, gewaschenen ganz feinen Seesand, da er fast ebenso gleichmäßig ablief und nicht die Apparate durch Rost verdarb. Die sehr handlich eingerichtete Sanduhr fand sich nicht nur in Klöstern und öffentlichen Gebäuden, sondern in jedem Hause, das nur einigen Wohlstand aufwies. Sie war so volkstümlich, daß die Künstler jener Zeiten den Tod oder Vater Chronos stets außer mit der Sense mit dem Stundenglas abbildeten, und das Symbol der Zeit ist die Sanduhr bis heutigen Tages geblieben. Am längsten benutzt wurden die Sanduhren auf den Kanzeln, wo sie dem Geistlichen anzeigten, wann er aufhören müsse mit seiner Predigt; in Gebrauch sind sie wohl nur noch in wenigen Kirchen. Aber an zwei anderen Stellen werden sie noch heute benutzt, nämlich in der Küche beim Eierkochen und in den Fernsprechämtern; auf dem Hauptfernsprechamt in Berlin sind etwa neunzig Sanduhren in Betrieb, die kontrollieren, daß kein Gespräch länger dauert als drei Minuten.

Etwa im X. Jahrhundert kommen dann die Räderuhren auf mit einem Gewicht als Triebkraft. Wer sie erfunden hat, ist nicht bekannt. Es soll ein Mönch gewesen sein, und das ist nicht so ganz unwahrscheinlich, da diese neuartigen Uhren überraschend schnell und vorzugsweise in den Klöstern eingeführt wurden. Ein Gewicht, das an einer Schnur hängt, setzte das Räderwerk in Gang, das durch eine horizontal schwingende sogenannte Wage geregelt wurde. Der Mechanismus ist einfach genug, wurde er doch vielfach aus Holz geschnitzt, aber immerhin kann man ihn nicht mit wenigen Worten erklären. Die anders wirkende Hemmung, das Pendel, wurde erst im Jahre 1641 versucht und hat dann in kurzer Zeit die Wage auf der ganzen Linie verdrängt. Wer es gewesen ist, der diese große Verbesserung erfunden hat, steht immer noch nicht fest, die einen sagen Galilei, die anderen behaupten Kepler. Der Uebergang von der Wage zum Pendel war ein Ereignis, denn die neueren Uhren gingen viel genauer. Professor Sturmius in Altorf sprach

Digitized by Google

um 1660 dem großen Physiker Huyghens seine Bewunderung der Pendeluhren aus, weil sie täglich nur fünf Minuten voneinander abwichen. Uns erscheint eine solche tägliche Abweichung ganz ungeheuer groß, und damals war sie ein Fortschritt! Die Wageuhren müssen sich also sehr große Fehler haben zu Schulden kommen lassen. Trotzdem aber haben sie ihrer Zeit genug getan. Die letzte Wageuhr, die meines Wissens nach in Tätigkeit war, ist erst im Jahre 1872 in den wohlverdienten Ruhestand versetzt worden. Es war ein sehr gewissenhaft gearbeitetes Werk, das im Jahre 1348 in der Schweiz hergestellt worden war und also 524 Jahre lang in Dovercastle die Zeit geregelt hatte. Übrigens sei daran erinnert, daß die Uhren, mit deren Regulierung sich Kaiser Karl V. in seiner freiwilligen Muße im Kloster von San Just abmühte, Wageuhren gewesen sind, und daß auch im Schwarzwald, als sich dort im XVI. Jahrhundert die Uhrmacherei als Hausindustrie einbürgerte, zunächst nur Wageuhren gebaut wurden.

In den Städten des Mittelalters herrschte in Deutschland vielfach großer Wohlstand, den man in prunkvollen Kirchen und anderen öffentlichen Gebäuden auch zur Schau tragen wollte. Eine Stadt suchte die andere immer noch zu überbieten. Als deshalb im Jahre 1352 Straßburg als erste eine große Turmuhr aufgestellt hatte, die nicht nur Hunderten von Beschauern gleichzeitig die Stunden anzeigte, sondern auch durch ein Schlagwerk weithin hörbar verkündete, gab es eine Art Wettlaufen unter den reichen Städten, welche das schönste Schaustück dieser Art in ihren Mauern aufstellen werde. Die Nürnberger, die wegen ihrer Geschicklichkeit in der ganzen Welt berühmt waren, wurmte der Vorsprung Straßburgs besonders. Als nun im Jahre 1356 auf dem in ihren Mauern abgehaltenen Reichstag die Goldene Bulle beraten worden war, die für die Wohlfahrt des Reiches von so großer Wichtigkeit zu werden versprach, nahm ein Schlossermeister, dessen Name leider nicht aufgezeichnet worden ist, sie als Motiv für den Schmuck eines Uhrwerkes, das im Jahre 1361 in der Frauenkirche aufgestellt wurde. Er stellte in ziemlich großen beweglichen Figuren dar, wie Kaiser Karl IV. auf dem Throne saß, während die sieben Kurfürsten, sobald es zwölfe schlug, an ihm vorbeischritten und sich unter Posaunenschall vor ihm verneigten. Dies Kunstwerk machte ein ganz ungeheueres Aufsehen, und das Nürnberger „Männleinlaufen" wurde in kurzer Zeit weltberühmt. Die anderen Städte wollten natürlich nun auch ihre Sehenswürdigkeit haben, und so werden große öffentliche Uhren genannt in Breslau im Jahre 1368, Metz 1391, Speier 1395, Augsburg 1398, Lübeck 1405, Magdeburg 1425, Danzig 1470, Prag 1490, Venedig 1495.

So kunstvoll wie die Nürnberger Uhr waren natürlich nicht alle; aber mit einem einfachen Uhrwerk, das die Stunden zeigte, begnügte sich niemand mehr. Zum Teil hatten sie noch „Stundenschläger", zum Teil Glockenspiele — alsdann hießen sie im Volksmunde „Singuhren" —, bald bewegten sie einzelne charakteristische Figuren, bald waren sie auch mit einem großen astronomischen und kalendarischen Werke versehen, zeigten Wochentag, Datum, Monat, Jahr, die Mondphasen, den Lauf der Planeten und die Zeichen des Tierkreises. An der um das Jahr 1405 gebauten Stadtuhr von Compiègne schlugen — und schlagen noch heute — drei „Piquentins" genannte Kriegergestalten die Stunden auf drei unter ihren Füßen stehenden Glocken. An der großen Uhr von Dijon sind die Stundenschläger ein Mann und eine Frau, die auf einem eisernen Gestelle sitzen, das die Glocke trägt, auf der sie die Stunden schlagen. Im Jahre 1714 fügte man zu Mann und Frau noch ein Kind hinzu, das die Viertelstunden zu schlagen hat.

Unter den mechanischen Figuren war am beliebtesten der Hahn, der mit den Flügeln schlägt und vielfach auch kräht. Am Rathaus in Aschersleben zeigt die Uhr außer den Mondphasen ein paar kampflustige Ziegenböcke, die bei jedem Stundenschlage aufeinander stoßen, und den unglücklichen Tantalus. Bei jedem Stundenschlage öffnet er seinen Mund, denn ein goldener Apfel schwebt hernieder; er schnappt nach der Frucht, aber in demselben Augenblick wird der Apfel wieder emporgerissen. Bei der Rathausuhr in Jena sperrt Tantalus ebenfalls bei dem Schlage den Mund auf, aber ein Apfel ist nicht vorhanden; infolgedessen wirken die krampfhaften Bemühungen, die Kinnladen recht weit zu öffnen, komisch.

Eine der ersten Uhren, mit denen ein größeres astronomisches Werk verbunden war, ist das jetzt wieder restaurierte Werk in der Marienkirche zu Lübeck. Unten, in Manneshöhe, befindet sich die Scheibe, die alle Kalenderangaben zeigt, Datum, Wochentag, Monat ꝛc.; man kann sich auf die Angaben verlassen, da sogar der Schalttag in jedem vierten Jahre automatisch eingeschoben wird. Diese Kalenderscheibe mißt im Durchmesser mehr als drei Meter. Über ihr ist das Zifferblatt für die Stunden angebracht, das fast ebenso groß ist. Es enthält zweimal die Zahlen von eins bis zwölf; der Stundenzeiger läuft also in vierundzwanzig Stunden nur einmal um das Zifferblatt herum. In dem großen Raume zwischen der Achse, die die Zeiger trägt, und dem Reif mit den Stundenzahlen sind die Fixsterne und der Lauf der Planeten dargestellt. Wir sehen hier den Sternenhimmel so, wie er sich dem Beobachter in Lübeck darbietet. Bei dem alten Werke war die Bewegung der Planeten falsch angegeben, denn sie alle vollendeten bei ihm in dreihundertundsechzig Tagen den Umlauf, während dieser tatsächlich bei den einzelnen Planeten sehr verschieden ist: der Merkur gebraucht z. B. nur achtundachtzig Tage, um sich einmal um die Sonne zu drehen, während der Saturn neunundzwanzig Jahre hundertundsechsundsechzig Tage hierzu nötig hat. Als vor einigen Jahren diese astronomische Uhr repariert wurde, mußte ein sehr verwickeltes System von Rädern ersonnen werden, um die große Verschiedenheit der Bewegung der einzelnen Sterne genau wiedergeben zu können. Die Reparatur hat deshalb auch zwei volle Jahre in Anspruch genommen. Auch bewegliche Figuren sind an der Lübecker Uhr in großer Zahl vorhanden; aber sie sind nicht besonders hervorragend. Trotzdem werden sie von den Touristen, die sich beim Schlagen der Mittagsstunde immer in hellen Haufen einfinden, mehr bestaunt als das wirklich bewunderungswürdige astronomische und kalendarische Werk.

Wirklich weltberühmt ist von all den alten Kunstuhren eigentlich nur die im Straßburger Münster, und kein Reisender, der sich in der „wunderschönen Stadt" aufhält, versäumt es, mittags um zwölf Uhr das eigenartig stimmungsvolle Schauspiel, das sie bietet, zu genießen. Ich bin selbst noch nicht in Straßburg gewesen und möchte deshalb einem Augenzeugen, dem Hofuhrmacher Gasser, das Wort geben. Dieser schreibt: „Lange bevor die zwölfte Stunde schlägt, drängt und schiebt sich alles hinein in die hochgewölbte Halle des ehrwürdigen Domes, um den rechten Augenblick nicht zu versäumen. Männer und Frauen, hoch und niedrig, Fremde und Einheimische harren voller Spannung des Eintritts der zwölften Stunde. Endlich ist der wichtige Augenblick da, lautlose Stille tritt ein. Ein Genius erhebt das Szepter und vollzieht vier Schläge auf einer Glocke, ein zweiter Genius stürzt eine Sanduhr um, welche er in der Hand hält. Ein Stockwerk höher tritt aus einem gotisch verzierten Raume ein Greis hervor, schlägt mit seiner Krücke viermal auf eine Glocke und verschwindet auf der anderen Seite, während der Tod den in seiner Hand befindlichen Knochen langsam und feierlich zwölfmal auf die Stundenglocke fallen läßt. Noch ein Stockwerk höher thront der Heiland, in der Linken das Siegesbanner tragend, die Rechte zum Segen erhoben. Sobald der letzte Glockenschlag der zwölften Stunde verhallt ist, treten aus einer Öffnung zur Rechten des Herrn die Apostel. Einer nach dem anderen kommen sie hervor, wenden sich nach dem Herrn Christus, verneigen sich und entfernen sich nach der anderen Seite. Bei jedem Apostel erhebt der Herr segnend die Rechte, und wenn der letzte Apostel verschwunden ist, segnet er das unten versammelte Volk. Dann kräht der auf einem Nebentürmchen stehende Hahn dreimal und schlägt mit den Flügeln. Beifälliges Gemurmel geht durch die Menge, und alles strömt hinaus, erfüllt von der Großartigkeit des eben Erschauten und voller Bewunderung für dieses herrliche Kunstwerk."

Die Straßburger Uhr, ein Werk des Dasypodius, war im XVIII. Jahrhundert in Unordnung geraten und stand still. Da entschloß sich der am 18. Dezember 1776 geborene berühmte Uhrmacher Johann Baptist Schwilgut, das Werk zu reparieren. Nach endlosen Verhandlungen mit den geistlichen Behörden erhielt er den gewünschten Auftrag, und am 2. Oktober 1842 konnte die erneuerte Kunstuhr feierlich eingeweiht werden.

In der allerneuesten Zeit versucht es die jetzt ebenfalls erneuerte Uhr an der Olmützer Stadtkirche der Straßburger den Rang abzulaufen. Sie wird im Jahre 1560 von einem Reisenden als ein Wunderwerk genannt zusammen mit der ehemals hochberühmten Uhr der Marienkirche zu Danzig und der des Straßburger Münsters. Im Laufe der Jahre war sie aber ganz unglaublich vernachlässigt worden, und was nicht niet- und nagelfest war, hatte man nach und nach gestohlen. Jetzt, nach der Reparatur, die einer Neuschöpfung fast gleichkommt, funktioniert sie aber wieder tadellos. Unten erblickt man das Kalendarium, das Datum, Wochentag, Monat und die Mondphasen zeigt, und die astronomische Scheibe; ein Stockwerk höher befindet sich um eine Engelsgruppe herum eine ganze Reihe von beweglichen Figuren und ein gutes Porträt der Kaiserin Maria Theresia; noch höher ist eine mit bildlichen Darstellungen geschmückte Bekrönung, die das Ganze würdig abschließt.

Ein Jüngling und ein Mann im linken Oberfelde gaben die Viertelstunden und die Stunden durch Hammerschläge an. Die anderen beweglichen Figuren zeigen ihre Kunst nur mittags um zwölf. Kaum sind die Hammerschläge des Mannes verhallt, so spielt ein auf dem anderen Flügel der Uhr stehender Hirtenknabe ein Lied; man kann abwechseln zwischen sechs verschiedenen Stücken. Kaum hat er sein Lied beendet, so hebt das aus sechzehn Glocken bestehende Glockenspiel an, und bei seinen Klängen treten die Figuren im linken Mittelfelde hervor: der heilige Georg, Rudolf von Habsburg mit dem Priester, Adam und Eva. Wenn sie verschwunden sind, beginnt das Glockenspiel das zweite Stück, und die Figuren des rechten Mittelfeldes kommen hervor: die heiligen drei Könige vor der thronenden Madonna und die heilige Familie auf der Flucht nach Ägypten. Beim Ende des Glockenspiels treten sie ebenfalls wieder ab. Sobald aber die Glocken zum drittenmal ihre Melodie bimmeln, zeigen sich sämtliche Figuren noch einmal. Sind sie alle wieder verschwunden, so schlägt der Hahn mit den Flügeln und kräht.

Das Olmützer Werk macht deshalb vielleicht um so größeren Eindruck, weil die Malereien von der Hand eines modernen Künstlers und die Figuren aus der Werkstatt eines der bedeutendsten Holzbildhauers unserer Tage stammen und deshalb unserem Empfinden mehr entsprechen. Jedenfalls ist diese Olmützer Kunstuhr, die übrigens außerhalb der Kirche steht, die größte Sehenswürdigkeit der Stadt.

Digitized by Google

Familientisch. — Sammler-Daheim.

Zu unseren Bildern.

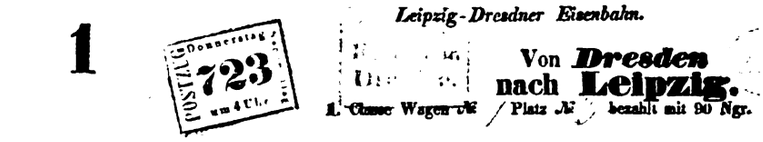
Kaiser Wilhelm II. an der Spitze der schwarzen Totenkopfhusaren auf edlem Trakehner-Schimmel über den Danziger Marktplatz mit seiner malerischen Architektur reitend, — das ist ein Bild, das jeder Daheimfreund gern sieht am Geburtstag unseres kaiserlichen Herrn. Werner Schuch, der bekannte Schlachten- und Soldatendarsteller, hat es mit der gewohnten, sicheren Meisterschaft würdig und geschmackvoll gemalt.

Des weiteren enthält unsere Nummer eine niedliche Genreszene: „Des Hauses Sonnenschein" von O. Kirberg, der mit Vorliebe holländisches Schiffer- und Familienleben malt, ferner ein paar gut aufgefaßte Wilderergestalten, die A. Müller-Lingke in eine vom Wintersturm durchwehte Felsenschlucht gestellt hat. Von besonderem Reiz ist die humorvolle Skulptur von G. Janensch: ein Waldhornbläser aus der Zeit der fahrenden Gesellen. Der allerdings wenig romantische Bursche ist vortrefflich charakterisiert und mit hübschen Einzelheiten ausgestattet. Der Deckelhumpen, den er nächst dem Horn als sein liebstes Kleinod hütet, ist ein Zeichen, daß auch diese Musikantenkehle unergründlich ist wie ein Loch.

Sammlungen von Fahrkarten.

„Die fahrende Post von Berlin nach Breßlau gehet ab Montags und Freytags, Vorm. u. 11 U., kommt an Dienstag und Sonnabend Abends. 40 Meilen, kostet 10 Thlr." So steht im Postkalender vom Jahre 1790. — Damals waren Reisen von Berlin nach Breslau oder von Berlin nach Hamburg noch Ereignisse, zu denen man lange Vorbereitungen traf, die nicht immer ohne Gefahr waren, die aber häufig einen angenehm romantischen Beigeschmack hatten, besonders bei schönem Wetter, wenn der „Schwager" lustige Weisen erschallen ließ, und die Gesellschaft, die sich in dem großen gelben Ungetüm zusammengefunden hatte, keinen Griesgram und Störenfried barg. — Hundert Jahre früher, um 1700, fuhr die Personenpost von Berlin nach Dresden nur alle vierzehn Tage einmal, in der Zeit aber, wo das Haus Thurn und Taxis das Postmonopol erlangte, gab es überhaupt keine regelmäßigen öffentlichen Beförderungsmittel in Deutschland. — Denkbar vorzügliche Personenposten hatten die Römer etwa seit Trajans Zeiten, wundervolle Straßen und einen tadellos arbeitenden Vorspanndienst. Wahrscheinlich werden sie auch eine Art von Fahrkarten gehabt haben, und vielleicht bringt der Zufall ein Diptychon zu Tage, auf welchem der Oberbeamte von Rom geschrieben und besiegelt hat, daß der Ritter Gajus Camillus Furius 100 Denare gezahlt ha, wofürt er aufs schnellste von Rom über Lyon ins Land der Treverer zu befördern sei. — Wenn solch ein würdiger römischer Postmeister den Fahrkartenbehälter einer modernen Bahnstation sehen könnte, ich glaube, die Barbaren mit ihren Stahlrossen und Eisenstraßen würden ihm doch imponieren. — Welch ungeheuren Aufschwung hat der Verkehr genommen, seit im Jahre 1825 der erste mit Personen besetzte Wagenzug die Strecke von Stockton nach Darlington durchlief — wie haben es Genie und Ausdauer verstanden, alle Hindernisse der Natur zu überwinden und die Geschwindigkeit zu steigern, ohne die Sicherheit der Reisenden zu gefährden. — Die Verkehrskarte der Erde von heute illustriert einen Triumph des menschlichen Geistes, jedes Gedenkzeichen an diese oder jene Fahrt in entfernte Länder oder durch unwirtliche Gegenden, durch mächtige Tunnels und über kühne Brücken, gibt Anlaß zum Nachdenken und Kombinieren. Die kleinen Fahrscheine sind der Kontakt, an dem Erinnerung und Phantasie warm werden, der Anstoß, welcher dazu treibt, den Atlas, das Geographie- und das Geschichtsbuch in die Hand zu nehmen. Daher wundert es mich, daß man, besonders bei der Jugend, so selten Anläufe zu Sammlungen von Fahrkarten trifft, und ich weiß nicht, ob in den Verkehrsmuseen derartige systematische Sammlungen vorhanden sind, möchte es aber fast bezweifeln. — Sie müßten zurückgreifen auf die alten Postfahrscheine, dann würden die, diesen nachgebildeten Zettelbillets der ersten Eisenbahnen kommen und dann die Kärtchen des heute noch gebräuchlichen Edmonsonschen Systems mit allen seinen Ausläufern und Erleichterungen. —

Der Jugend bietet solche Billetsammlung mannigfaltigste Anregung und — die Sammlung würde nichts kosten. M. Kirmis.



Eisenbahnbillet aus dem Jahre 1842.



Eisenbahnbillet aus dem Jahre 1842.

Preise von Juwelen und Kunstgegenständen vor 125 Jahren.

Authentische Berichte früherer Zeiten über die Marktpreise von Brillanten und anderen kostbaren Steinen, sowie über die Resultate, welche öffentliche Versteigerungen bedeutender Kunstgegenstände und Antiken ergaben, sind geradezu lehrreich wie selten. Deshalb wird bei allen ernsten Sammlern ein Bericht aus dem Jahre 1775 Interesse erregen über den Verkauf der Kostbarkeiten der Franziska Auguste Sibylle, der Witwe des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden-Baden († 1707). — Sibylle war die Erbtochter des Herzogs Julius Franz von Sachsen-Lauenburg mit seiner Gemahlin Marie Hedwig, Pfalzgräfin von Sulzbach; sie hinterließ bei ihrem Tode eine Menge Kostbarkeiten, welche nach dem Aussterben der Linie erbteilungshalber im Jahre 1775 öffentlich in Offenburg versteigert wurden. Die von den angesehensten Juwelieren Deutschlands abgegebenen Portazen und die Ergebnisse der Versteigerung sind noch vorhanden. — Einige der wichtigsten Daten teile ich hier mit:

Ein fehlerloser Brillant von reinstem Wasser im Gewicht von 30 1/8 Karat, war auf 91 666 Gulden geschätzt, blieb aber unverkauft. Ein etwas länglicher Brillant, fehlerlos, von reinem Wasser, 11 1/16 Karat schwer, taxiert auf 9900 Gulden, verkauft mit 11 000 Gulden. Es folgten: Brillant 5 3/16 Karat, geschätzt 2750 Gulden, verkauft für 2300 Gulden. Zwei Brillanten allererster Qualität, der eine 13 13/32, der andere 13 11/32 Karat schwer, geschätzt 21 500 Gulden, wurden für 22 850 Gulden verkauft. Noch sechsundzwanzig weitere große Brillanten und Rosen, teils lose, teils zu Ohrgehängen gefaßt, gelangten zum Verkauf.

Ein Balasrubin von schönster Farbe und fehlerlos, 7 7/8 Karat schwer, erzielte 201 Gulden.

Ein Kollier von dreiunddreißig Stück großen, schönen, orientalischen Perlen, im Gesamtgewicht von 1 1/8 Unzen (die größte hatte 13, die kleinste 7 mm Durchmesser) wurde für 1200 Gulden verkauft.

Ein außerordentlich reiner, tiefdunkler, selten großer Saphir (das Gewicht ist nicht angegeben, aber die obere Fläche hatte 28 mm Durchm.) brachte 310 Guld.

Eine große silberne Pendule, ein Meisterwerk der Uhrmacherkunst, von prächtigem Aufbau, mit vielen in Silber gearbeiteten symbolischen Figuren geschmückt, und ein kunstvoller Untersatz mit vielen Schubladen, in denen sich u. a. eine kleine Apotheke mit silbernen Standgefäßen befand, brachten es auf 1110 Gulden.

Eine Kassette aus vergoldetem Silber, gekrönt von einer Pallas, deren Schild aus einem orientalischen Onyx geschnitten war und deren Lanze einen großen Diamanten zeigte. — Die Kassette war mit vielen antiken Gemmen und Kameen besetzt. — Sie wurde auf 600 Gulden geschätzt und für 750 Gulden verkauft.

Ein Becken mit Kanne, aus dem XV. Jahrhundert stammend, aus Silber getrieben und vergoldet, reich mit Figuren in Niello verziert, im Gewicht von 33 Mark 5 1/2 Unzen (1 Gewichtsmark gleich 233 Gramm), brachte 652 Gulden.

Eine vollständige Toilettengarnitur aus geschnittenem Bergkrystall erzielte 1507 Gulden.

Ein goldenes Ei war von besonders kunstvoller Arbeit. Öffnete man es an der Spitze, so stellte es ein Riechflakon dar. Öffnete man die Gegenseite, so sah man zunächst das Eigelb, ein Druck und ein Hühnchen wurde sichtbar; der Kopf desselben ließ sich abnehmen und man fand eine mit Diamanten verzierte Krone, deren Basis auf der einen Seite ein Porträt in Emaille, auf der anderen ein Petschaft mit Devise zeigte. Das Petschaft endlich war hohl und enthielt einen Diamantring. Das Kunstwerk kaufte der Herzog von Orleans für 350 Gulden.

Eine goldene Schale, verziert mit fünfunddreißig Goldmünzen römischer Kaiser, im Gewicht von 106 Dukaten, wurde fast für den Goldwert, nämlich für 595 Gulden verkauft.

Eine Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde von Albrecht Dürer (véritable ouvrage d'Albrecht Dürer avec son nom et la date 1523) wurde auf 550 Gulden geschätzt, blieb aber unverkauft. —

Ein süddeutscher Gulden jener Zeit galt 1,75 Mark. — Das Vorstehende ist nur eine Auswahl. Gefäße aus Onyx, aus Bergkrystall, alte italienische Fayencen (gemalt teils von Raffael, teils von einem späteren Künstler), in Silber montiert ꝛc., Sachen, deren jede heute ein großes Vermögen repräsentieren würde, fanden trotz der niedrigen Taxen keine Käufer.

M. Kirmis.

Notizen.

Steinzerstörende Pflanzen. Es ist bekannt, daß manche Pflanzen ihre Wurzeln so energisch in Stein, sogar in Granit hineinführen, daß damit der erste Anlaß zu Zerfall gegeben ist; man weiß, daß durch Flechten die Verwitterung eingeleitet wird, und jeder, der ein Seebad besuchte, wird Partien von Blasentang gesunden haben, welche direkt durch Steine hindurchgewachsen waren. — Neuerdings weist Dr. Duerden im Bulletin des Amerikanischen Museums auf die weitgehenden Zerstörungen hin, welche die Korallenbauten durch eine mikroskopische Alge erleiden. Er fand auf totem Korallenkalk von Westindien grüne Flecke, die sich als von Algen herrührende Bohrlöcher darstellten, und gelangte durch zahlreiche Untersuchungen zu der Annahme, daß diese Bohralgen früher zum größten Teile die Bildung von Lagunen auf den Koralleninseln verursachten. Bisher suchte man diese Erosionen durch die Wirkung kohlensäurehaltigen Wassers zu erklären. MK

Digitized by Google

Hausmusik.

Karl Panzner.

Wer war der erste böhmische Musikant? Wer war der erste, der die böhmische Musik aus den Grenzen ihres Vaterlandes hinausführte und ihre traulich anheimelnde Melodik zum Gemeingut der Welt machte? Ihr, dieser vagabundierenden Kunst, die auf den Landstraßen und in den Dorfherbergen heimisch war und durch aller Herren Länder zog wie ein fröhlicher Wanderer, den Adelsbrief ausstellte? Louis Ehlers hat einmal das überraschende Wort ausgesprochen: Der erste böhmische Musiker war — Franz Schubert. Eine Antwort, die verblüffend klingt. Aber doch nur im ersten Augenblick. Wenn wir gewohnt sind, in der Musik Schuberts das tief Gemütvolle, den strömenden Gesang und vor allem den specifisch wienerischen Lokalton als hervorstechendes Merkmal zu begreifen, so bedarf dieses Urteil insoweit einer Ergänzung, als das „Wienerische" selbst in Frage kommt. Das, was wir an seiner Musik als „wienerisch" empfinden, ist slavisch und stammt zumeist aus Böhmen, kam über die Landwege und Dörfer mit den böhmischen Fiedlern nach Wien, wo es sich mit den zahlreichen slovakischen Elementen der wienerischen Volksmusik verschmolzen hat. Schubert schöpfte aus dem Born dieser ihrer Abstammung nach slavischen Volksweisen; er idealisierte sie, er gab ihnen die Tiefe und die Reinheit seines eigenen Gemüts. Er war also, indem er diese böhmischen Melodien in die hohe Sphäre seiner Kunst emporhob und sie im Glanz seines Genies der Welt zeigte, in der Tat der erste böhmische Musiker. Er hat seitdem viele Nachfolger gefunden, die noch böhmischer waren als er, der deutsche Schulmeisterssohn. Den Namen des böhmischen Musikanten haben nach ihm zahlreiche hervorragende Talente, die in böhmischer Erde gewachsen waren, zu hohen Ehren gebracht. Als einer der jüngsten in der ruhmreichen Schar und als einer der begabtesten darf Karl Panzner unsere Aufmerksamkeit und Teilnahme für sich in Anspruch nehmen. Panzner wurde am 2. März des Kriegsjahres 1866 in Teplitz geboren. Das überzeugend sich äußernde musikalische Talent des Kindes gab den Eltern den Mut, den Knaben von vornherein zum Musiker zu bestimmen.



Professor Karl Panzner.

Bereits mit 10 Jahren war Karl Panzner unter großem Erfolg als Pianist aufgetreten und zwar in Dresden, derselben Stadt, in der er seine Lehrjahre verbrachte. Meister wie Felix Dräseke, Franz Wüllner und J. L. Nicodé wurden seine Lehrer, und auf dem Königl. Gymnasium erwarb er sich jene Bildung, ohne die auch der begabteste Künstler heute die Höhe des Lebens nicht zu erreichen vermag. Schon in seinen Jünglingsjahren ein glänzender Pianist, der z. B. das Interesse Rubinsteins in solchem Maße erregte, daß ihn dieser Große selbst der pianistischen Laufbahn zuzuführen versuchte, wandte sich Panzner, von einer unwiderstehlichen Neigung gezogen, der Dirigierkunst zu. Nach den ersten Versuchen in Sondershausen gab der junge Künstler die glänzendsten Proben seines Dirigiertalentes als Opernkapellmeister in Elberfeld, und schon 1893 finden wir ihn als ersten Kapellmeister an der Leipziger Oper, an derselben weithin sichtbaren Stelle, an der vor ihm Emil Paur und Arthur Nikisch gestanden. Es war ein Vorwärtsmarschieren in Siebenmeilenstiefeln. Eine Reihe hervorragender, ja außerordentlicher Kunstleistungen, zahlreiche mustergültige Aufführungen neuer und älterer Werke, unter ihnen die imposanten Wagnerabende, die u. a. den Nibelungenring in der Originalgestalt ohne „Strichnin" und Verstümmelungen brachten, kennzeichnen das Wirken und Schaffen Panzners in dieser Leipziger Zeit als echte und fruchtbare Kulturarbeit. Leipzig durfte sich indessen des Besitzes dieses Künstlers, eines der vorzüglichsten Wagnerdirigenten unserer Zeit, nur wenige Jahre hindurch erfreuen. Denn im Herbst 1899 war Panzner einem Ruf nach Bremen gefolgt: dort übernahm er — nach Felix Weingartner — die Direktion der Philharmonischen Konzerte. Für ihn, mit seinem Können und seinem Wissen, mit seinem in der strengen Schule des Operndienstes erprobten und ausgereiften Talent, vollzog sich der Übergang in den neuen Wirkungskreis eines Konzertdirigenten mit größter Leichtigkeit. — Die Musikfreunde Bremens haben dem Künstler eine Aufnahme bereitet, freudig und glänzend, wie sie seiner Bedeutung entsprach. Einen vollen Triumph feierte Karl Panzner als Interpret moderner Meister auf dem großen Tonkünstlerfest, das in Bremen im Mai des Jahres 1900 ein Parterre von Musikern und Musikfreunden aus ganz Deutschland versammelt hatte. Größe der Auffassung, feuriges Temperament, aber künstlerisch gezügelt, ein ungemein sicherer Blick für Steigerungen und Höhenpunkte und feinstes Gefühl für alles Zarte, Poetisch-Intime, dazu ein fortreißender Schwung: so prägte sich bedeutungsvoll seine Kunst und zwang den Hörer unwiderstehlich in ihren Bann. Dem jungen Meister hat der Senat von Bremen kürzlich den Professortitel verliehen: eine Auszeichnung nicht nur für den Künstler, sondern auch für die Bremer: sie haben damit gezeigt, wie sie die Kunst zu ehren wissen.

Ferdinand Pfohl.

Ein Schüler Haydns.

Unter den Tonsetzern der Haydnschen Schule nimmt ein Mann einen ersten Rang ein, der zwar heute vergessen ist, der aber einst zu den Lieblingen seiner Zeitgenossen gehörte, die seine Kompositionen schätzten wie die eines Haydn und Boccherini und der die Anerkennung der Besten seiner Zeit genoß: J. Pleyel. Haydn liebte ihn wie einen Sohn und er, der nie größer war, als wenn er anderer Verdienst rühmen konnte, schätzte seine Begabung ungemein. Der stets streng urteilende Mozart schrieb, nachdem Pleyels, Haydn gewidmete Quartettsammlung erschienen war, an seinen Vater: „Da sind dermalen Quartetten herausgekommen von einem gewissen Pleyel. Dieser ist ein Scholar von J. Haydn. Wenn Sie selbige noch nicht kennen, dann suchen Sie sie zu bekommen, es ist der Mühe wert; sie sind sehr gut geschrieben und sehr angenehm. Gut und glücklich für die Musik, wenn Pleyel seiner Zeit im Stande ist, uns Haydn zu remplacieren." So äußerte sich die Wertschätzung dieses Mannes; es ist um so bedauerlicher, daß Pleyel, der mit das Beste schuf, was die Kammermusik besitzt, mehr und mehr verflachte, als der reißende Absatz seiner Kompositionen ihn dazu verleitete, nur des Geldes wegen zu schreiben. Seine Kompositionen, die einfach und anmutig, klangreich und klar gegliedert waren, verloren die Anziehungskraft, die sie seit 20 Jahren besessen hatten, und da ihr Urheber mehr und mehr von seiner hohen Stellung herunterstieg, mußte er es erfahren, daß man ihn am Abend seines Lebens kaum noch dem Namen nach kannte. Die Kunst ist eben auch ein Heiligtum, in dem kein Raum ist für die Tische der Wechsler. Die Worte, die einst Gluck zu ihm sprach: „Mein junger Freund, Sie haben viele Noten auf Papier gesetzt, es erübrigt Ihnen nun nichts, als sie wieder auszuwischen," hat er später leider nie beherzigt, sondern durch Überproduktion seinen klangvollen Namen geschädigt. Das Leben Pleyels ist besonders merkwürdig. Als der 24. Sohn eines armen Dorfschullehrers, der später von seiner zweiten Gattin noch 14 Sprößlinge erhielt, in Ruppersthal bei Wien 1757 geboren, war es ein großes Glück für Ignaz Pleyel, daß die Verwandten seiner Mutter, die aus einem vornehmen Adelsgeschlecht stammte, ihn dem wimmelnden Ameisenhaufen des elterlichen Hauses entführte", um seine Erziehung und die musikalische Ausbildung des Reichbegabten in ihre Hände zu nehmen. Er kam nach Wien und der begabte 15jährige Knabe erregte die Aufmerksamkeit des Grafen Erdödy, der ihn als Schüler zu Haydn brachte, bei dem er 5 Jahre ganz als Pensionär verblieb. Mit 20 Jahren kam er zum Grafen Erdödy als Kapellmeister, doch trieb die Unruhe, die Sehnsucht nach Neuem, nach dem gelobten Lande der Musik ihn nach Italien, von dem freigebigen Grafen, der ihn ungern scheiden sah, reichlich mit Geldmitteln versehen. In Italien genoß er den Umgang der bedeutendsten Sänger und Komponisten wie Cimarosa, Paesiello u. a. Einmal kehrte er zwar noch nach Wien zurück, aber 1788 ging er wieder nach Rom, wo seine zahlreichen Instrumentalkompositionen sehr beliebt waren. Im selben Jahre aber nahm er noch einen Ruf als Kapellmeister am Straßburger Münster an. Hier versuchte er sich auch in Kirchenkompositionen, doch viele seiner Manuskripte fielen einer Feuersbrunst zum Opfer. In den 10 Jahren seiner Straßburger Tätigkeit entwickelte er eine fruchtbare kompositorische Tätigkeit. Seine Quartette und Klaviersonaten hatten einen fast beispiellosen Erfolg, überall spielte man Pleyel und verlangte nach seinen Stücken, er stand auf der Höhe seines Ruhmes. 1791 ließ ihn die Gesellschaft der „Professional Concerts" nach London kommen, um ihn als Rivalen gegen Haydn in den Salomon-Konzerten auszuspielen. Die Anwesenheit des in London so sehr beliebten und gefeierten Haydn hatte allen Fachmusikern und Konzertunternehmern viel Konkurrenz gebracht, und die Leitung der erstgenannten Konzertgesellschaft mußte Sorge tragen, einen Tonsetzer ersten Ranges mit gleichberühmtem Namen als Zugkraft bieten zu können. In sehr wenig passender Weise stellte man so den Schüler, den 34jährigen, auf der Höhe seiner Kraft und seiner Leistungen stehenden Mann, dem Lehrer, dem bewährten 59jährigen Meister, gegenüber und suchte beide zu verfeinden. Doch die Kabalen hatten keinen Erfolg. Pleyel liebte und verehrte den Freund und Lehrer seiner Jugend viel zu sehr, und auch Haydn schrieb nach Wien: „Wir sind oft zusammen und das macht ihm Ehre, und er weiß seinen Lehrer zu schätzen. Wir werden unsern Ruhm teilen und jeder vergnügt nach Hause gehn." — Nach Straßburg zurückgekehrt, brachen für Pleyel schlimme Zeiten an. Seine Stellung am Münster verlor er durch die Abschaffung der Religion und der

Digitized by Google

Gottesdienste, doch mit Hilfe seiner Ersparnisse kaufte er sich ein kleines Landgut in Dorlisheim bei Straßburg. Die wilden Revolutionsunruhen ließen ihn nicht die gesuchte friedliche Heimstatt finden. Als Aristokrat verdächtigt, mußte er mehrfach fliehen, wurde gefangen und konnte sich nur durch die machtvolle Komposition einer großen Kantate: La Révolution du 10 Août ou le Toscin allégorique retten. Aus den 900 im Untereisaß geraubten Kirchenglocken, durfte er sich 7 aussuchen, die er mit bei der Aufführung der Kantate verwandte. Die Wirkung dieser machtvollen Glockenstimmen und die Gewalt der dröhnenden Akkorde war so mächtig, daß Pleyel, als er sein Werk dirigierte, ohnmächtig zusammenbrach. Die Kantate übte eine ungeheure Wirkung aus und Pleyel wurde von der polizeilichen Aufsicht (er hatte bewacht von 2 Gensdarmen in 7 Tagen und 7 Nächten die Arbeit geschrieben) befreit. Dorlisheim war ihm aber verleidet, und so ging er 1795 nach Paris, wo er eine Musikalienhandlung und Notendruckerei gründete, seine Werke selbst edierte und die Kunst kaufmännisch betrieb. 1807 gründete er die nachmals so berühmte Klavierfabrik Pleyel, die einen großen Ruf erlangte. Ein sehr verdienstliches Unternehmen war die in seinem Verlage seit 1801 erscheinende Bibliothèque musicale, in der er in einer Prachtausgabe die berühmtesten Werke deutscher, italienischer und französischer Komponisten veröffentlichte, darunter Haydns Quartette mit dem Porträt des Meisters. Seine rastlose geschäftliche Tätigkeit (das Komponieren hatte er seit Jahren aufgegeben) machte es ihm abermals möglich, jetzt bei Paris eine Besitzung zu erwerben, wo er mit 74 Jahren, am 14. November 1831, starb. In seinen letzten Lebensjahren mußte er neben der Sorge sein Vermögen durch die Julirevolution zu verlieren, auch noch den Schmerz erleben, daß er, der einst den Geschmack beherrschte durch Kompositionen, die in der Zartheit der Empfindung und des Ausdrucks beinahe Haydn erreichten, daß er, dessen Violinduette Meisterstücke reizendster Melodik sind, von der Musikwelt vergessen war. Neben seinen 29 Symphonien für Orchester, 45 Streichquartetten, seiner in Italien geschriebenen Oper: Ifigenie, ferner 12 deutschen Liedern, gab er noch Duos, Trios, Cello-, Klavier- und Violinkonzerte heraus. **H. A. Schramm.**

Bücherschau.

Musikgeschichte des XIX. Jahrhunderts von Dr. **Karl Grunsky.** Die beiden billig erhältlichen Bändchen dieser soeben erschienenen „Musikgeschichte" schließen sich den Zielen der „Sammlung Göschen", der sie als wertvolle Glieder angehören, auf das glücklichste an. Diese gehen dahin, dem Laien auf Grund eines von streng wissenschaftlicher Forschung getragenen und alle großen Erscheinungen auch des modernen Lebens berücksichtigenden Standpunktes eine Einführung in die jeweiligen Gebiete der Kunst und Wissenschaft zu geben. Damit ist das Lobenswerte, das der Arbeit Dr. Grunskys hauptsächlich im Sinne eines Volksbuches zu eigen ist, schon anerkannt. Es bedarf lebhafter Anerkennung, daß der Verfasser es trotz des knappen Raumes, der ihm zur Verfügung gestanden, ermöglicht hat, die großen Persönlichkeiten des letztvergangenen Jahrhunderts, Beethoven, Berlioz, Liszt, Wagner, Bruckner, so in den Vordergrund seiner Arbeit zu stellen, daß wir in dem von ihnen gegebenen Bilde die entwickelungsgeschichtliche Idee der Musik des XIX. Jahrhunderts klar zu erkennen vermögen, und in ihr jeder bedeutenden Erscheinung, wie z. B. dem Meister Brahms, ihren Ehrenplatz anzuweisen, im stande sind. Die bei aller Knappheit, Sachlichkeit und Schlichtheit fesselnde Darstellung, in der sich der Verfasser als ein denkender Forscher zu erkennen gibt, wird außerdem jeden gebildeten Leser, Musiker wie Laien, in vielfacher Weise anregen. Wir wünschen der verdienstvollen Arbeit weiteste Verbreitung. **W. St.**

Aus dem Tonleben.

Stradivari und seine Geigen. In den letzten Jahren hat die außerordentliche Wertschätzung, deren sich die altberühmten Instrumente des Cremonenser Geigenbauers Antonio Stradivari bei allen Kennern erfreuen, wiederholt in den ansehnlichen Preisen, die dafür gezahlt wurden, ihren Ausdruck gefunden. Alles Wissenswerte über diesen Meister faßt eine soeben in London erschienene Monographie „Antonio Stradivari: His Life and Work" von Heney, Arthur und Alfred Hill zusammen. Darin wird auch auf die Preise hingewiesen, die von Zeit zu Zeit für Stradivari-Geigen bezahlt werden. Es zeigt sich, daß der Wert der „Strads" besonders während der letzten dreißig Jahre gestiegen ist. Eine Stradivari kann unter gewissen Umständen eine sehr spekulative Vermögensanlage werden. So wurde die berühmte Betts-Stradivari, von 1704 datiert, im Jahre 1825 von Arthur Betts für 90 Mk. gekauft und 27 Jahre später für 10000 Mk. verkauft. 7 Jahre darauf sank der Preis auf 4000 Mk.; aber im Jahre 1886 kaufte sie wieder der Herzog von Camposelice für 24000 Mk. Eine schöne Stradivari ist noch immer so viel wert, und es gibt Beispiele, daß noch höhere Summen dafür bezahlt wurden. Bei öffentlichen Versteigerungen hat aber weder eine Stradivari noch eine andere Violine in England 20000 Mk. erzielt. Es ist Hill durch umfassende Nachforschungen gelungen, festzustellen, daß es annähernd 540 Violinen, 12 Violas und 50 Violoncelli von Stradivari gibt. Eine vollständige Liste seiner existierenden Violinen konnte allerdings nicht angefertigt werden, da viele angebliche Besitzer die an sie gestellten Anfragen nicht beantworteten. Sehr viele Violinen sind natürlich verschwunden. So wurde z. B. die prächtige Sammlung Königs Karls IV. von Spanien von den Franzosen während des Krieges zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erbeutet; aber als der Wert der Stradivari bekannter wurde, verfuhr man sorgsamer: seit 1815 wurde nur eine Stradivari in England zerstört, nämlich die dem Kapellmeister des alten Covent Garden, Ware, gehörige Geige. Die von Jakob II. von England bestellten Instrumente sind jedoch ganz verschwunden. Obgleich andererseits die Sammlungen von Charles Reade, Gillot, Andrew Fountaine u. a. zerstreut sind, so ist doch der Aufenthalt jedes Instruments dieser Sammlungen ziemlich genau bekannt. Die meisten bedeutenden Geigenspieler besitzen Strads. Sarasate hat eine von 1724 datierte; er spielt seit dreißig Jahren darauf und besitzt außerdem noch andere Strads, Joachim hat drei, und Kubelik erhielt kürzlich eine geschenkt. Eine schöne Stradivari aus dem Jahre 1725 wurde von Wilhelmj an einen Amerikaner verkauft; aber er kaufte vor kurzem eine eingelegte Stradivari. Der frühere Herzog von Koburg besaß zwei Strads, darunter ein wertvolles Instrument aus dem Jahre 1735, ein Geschenk des früheren Herzogs von Cambridge, der selbst ein tüchtiger Geigenspieler war. Diese Geige gehört jetzt Lewèque. Lady Hallé ist im Besitz der „Ernst"-Strad; Piaye, White, Heermann und zahlreiche andere haben gleichfalls Stradivari-Geigen. Dann befindet sich eine Anzahl in den Händen privater Sammler oder Händler. Stradivari selbst scheint sehr verschiedene Preise erhalten zu haben. Einmal erhielt er etwa 90 Mk., ein anderes Mal 140 Mk., während Fétis erklärt, daß der von Stradivari selbst festgesetzte Preis 4 Louisdor, das sind etwa 70 Mk., für jedes Instrument war.

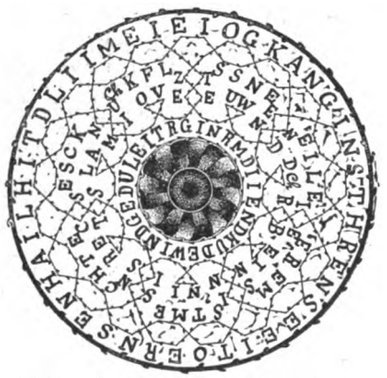
Redaktionspost.

Herrn **A. L-r** in **Helsra** und Frau **Pfarrer A. W-e** („Reichardt" betreffend): mit verbindlichstem Dank abgelehnt, da wir mit Stoff überhäuft sind.

Herrn **Robert L-t** in **Leipzig** Mit einer theoretischen Abhandlung, mit der technischen Analyse eines Tonstückes, wie Sie sie wünschen, fürchten wir unsere Leser zu ermüden. Dergleichen Aufsätze gehören in musikalische Fachblätter.

In unserer Spielecke.

1. Kombinationsaufgabe.



Welchen Text ergeben, richtig verbunden, die Buchstaben der obigen Figur? **A. W.**

2. Arithmetische Aufgabe.

Eine gewisse positive Zahl ist kleiner als 1859, ihr Quadrat aber größer als 1859.

Der erstere Unterschied ist 23 4/9 mal so groß als der letztere.

Welche Zahl ist gemeint?

3. Merkrätsel.

Andernach Gibraltar November Tanne
Dennewitz Werktag Pension Schachspiel
Melbourne Festzeit Herkules Schutztruppe

Aus jedem der obigen zwölf Wörter sind drei aufeinanderfolgende Buchstaben zu merken. Wer die richtigen Buchstaben gefunden hat, kann diese so aneinander reihen, daß sie ein geflügeltes Wort aus einem Drama von Schiller ergeben.

4. Anagrammaufgabe.

Aus zwei gegebenen Wörtern ist durch Umstellung der Buchstaben ein drittes Wort zu bilden. So entsteht z. B. „Reichskanzler" aus Kranz und Schleier.

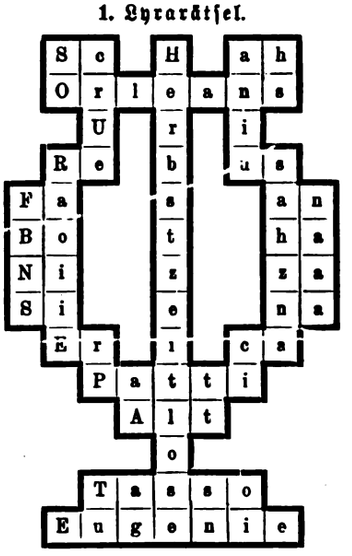
In derselben Weise bilde man aus:

1. Zunge, Rad eine Stadt an der Weichsel.
2. Rubin, Gerona eine Stadt in der Mark,
3. Ast, Obi einen biblischen Namen,
4. Bach, Lot einen Kurort,
5. Tand, Aster ein Feldzeichen,
6. Enz, Riese ein Mineral,
7. Mai, Galle einen biblischen Namen,
8. Wonne, Ger ein Königreich,
9. Hans, Biene ein Verkehrsmittel,
10. Eugen, Berlin eine Stadt in Süddeutschland,
11. Widder, Lena einen Teil des Taunus,
12. Mil, Gosen eine Stadt in der Rheinprovinz,
13. Serbe, Ewald eine Stadt in der Mark,
14. Nahe, Wort eine Stadt in der Mark,
15. Aal, Niet einen Vornamen,
16. Flug, Karten eine Stadt in Österreich-Ungarn,
17. Bart, Lunge ein deutsches Herzogtum,
18. Main, Leu eine Stadt in Thüringen,
19. Base, Distel eine Pflanze,
20. Barde, Reh einen Vornamen,
21. Husar, Triest einen Dichter.

Die Anfangsbuchstaben der gesuchten 21 Wörter sollen einen patriotischen Glück- und Segenswunsch ergeben.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 16.

1. Lyrarätsel.



2. Dreisilbige Scharade.

Apolda.

3. Rätsel. Natur, Saturn.

4. Anagramm. Belgien, Geibel.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rücksendung **unverlangt** eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutschen** Freimarken beigelegt sind. — Herausgeber: **Th. H. Pantenius** und **Hanns von Zobeltitz.** — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W. 35, Steglitzerstr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Anzeigen nur:** An die **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig**, Hospitalstraße 27. — Verlag der **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig.** Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig.**

Digitized by Google

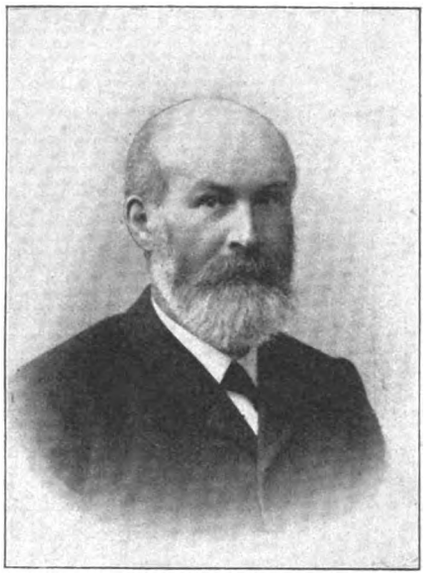
Daheim

Ein deutsches Familienblatt.

39. Jahrgang * vom Oktober 1902 bis dahin 1903. * * * Ausgegeben am 31. Januar 1903. * Nr. 18.

Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.

Prof. Dr. Dziatzko †. Der am 13. Januar auf einem Jagdausflug gestorbene Direktor der Göttinger Universitätsbibliothek Dr. Karl Dziatzko hat sich um die Bibliothekswissenschaft und die Hebung des Bibliothekarstandes große Verdienste erworben. Seit 1886 wirkte er in Göttingen als Leiter der dortigen Universitätsbibliothek und zugleich als ordentlicher Professor mit einem Lehrauftrag über Buchwesen. Daran, daß in Preußen seit der Mitte der achtziger Jahre ein eigener Bibliothekarstand mit einem vorgeschriebenen Bildungsgange und mit Fachprüfungen geschaffen wurde, hat Dziatzko



Prof. Dr. Dziatzko,
Direktor der Universitäts-Bibliothek in Göttingen †.



Der Vorsteher des Hamburger Seeamts Wasserschout A. F. Tetens †. Nach einer Aufnahme von J. Thiele, Hofphot. in Hamburg.

einen hervorragenden Anteil. Zugleich war er bemüht, neue Bausteine zu einer wissenschaftlichen Behandlung des Bibliothekwesens zusammenzutragen. Von Dziatzkos Beiträgen zur Bibliothekswissenschaft sind Untersuchungen zur Gutenbergfrage, über Stand und Entwicklung des Bibliothekswesens in Deutschland und Arbeiten zur Theorie und Praxis des Buch- und Bibliothekswesens hervorzuheben. Der verdiente Mann hat nur ein Alter von 61 Jahren erreicht.

* * *

Wasserschout A. F. Tetens †. Der am 13. Januar im 68. Lebensjahr heimgegangene Vorsitzende des Hamburger Seeamts A. F. Tetens war eine weit über die Grenzen seines Wirkungskreises und seiner Vaterstadt hinaus bekannte Persönlichkeit, ein echter Seemann von altem Schrot und Korn. Als Sohn eines Justizrats im Städtchen Wilster geboren, widmete er sich schon früh dem Seemannsberufe. Nach mehreren großen Seereisen kam Tetens anfangs der sechsziger Jahre in die Südsee, wo er sich dann niederließ, um von Insel zu Insel fahrend, Handelsgeschäfte zu betreiben. Nach Hamburg zurückgekehrt, trat er später, nachdem er sein Kapitäns-Examen gemacht hatte, mit dem Handelshause J. C. Godeffroy & Sohn in Verbindung und ging 1865 mit der für die Anknüpfung neuer Handelsgeschäfte eigens ausgerüsteten Godeffroyschen Brigg „Vesta" nach den Carolinen- und Palau-Inseln hinaus. Sein Aufenthalt auf diesen Eilanden ist für die Handelsbeziehungen Hamburgs von großer Bedeutung geworden. 5 Jahre blieb Tetens, dem durch einen Flintenschuß das linke Bein zerschmettert wurde, welche Verletzung einen dauernden Schaden zur Folge hatte, draußen. Nach erfolgter Heilung der Wunde war Tetens dann im Jahre 1870 zum Wasserschout von Hamburg ernannt worden, welchem Posten er bis zu seinem Tode in treuester Pflichterfüllung vorgestanden hat. Tetens wechselvolles gefahren- und erfolgreiches Leben ist bereits zu seinen Lebzeiten Gegenstand einer eingehenden Schilderung geworden. Es erschien nämlich 1889 in Hamburg das nach Tetens eigenhändigen Aufzeichnungen verfaßte Buch „Vom Schiffsjungen zum Wasserschout", ein auch heute noch, namentlich von der Jugend, sehr gern gelesenes Werk mit dem Porträt Tetens und zahlreichen Bildern.

* * *

Der neue Gouverneur von Deutsch-Neu-Guinea. Unser Bild zeigt Dr. Hahl, der jetzt zum Gouverneur unseres Schutzgebiets von Neu-Guinea in der Südsee ernannt worden ist, nachdem er dieses Amt bereits seit dem Herbst des Jahres 1901, seit dem Rücktritt des früheren Gouverneurs v. Bennigsen, vertretungsweise geführt hat. Vorher war Dr. Hahl Verwalter der Ost-Karolinen gewesen. Er ist ein genauer Kenner der Verhältnisse im Südsee-Archipel,



Dr. Hahl, der neue Gouverneur von Deutsch-Guinea.

und namentlich kommt ihm eine vortreffliche vertrauenerweckende Art, sich mit den schwer zu nehmenden Eingeborenen zu verständigen, bei der Ausübung seines verantwortungsvollen Amtes sehr zu statten.

* * *

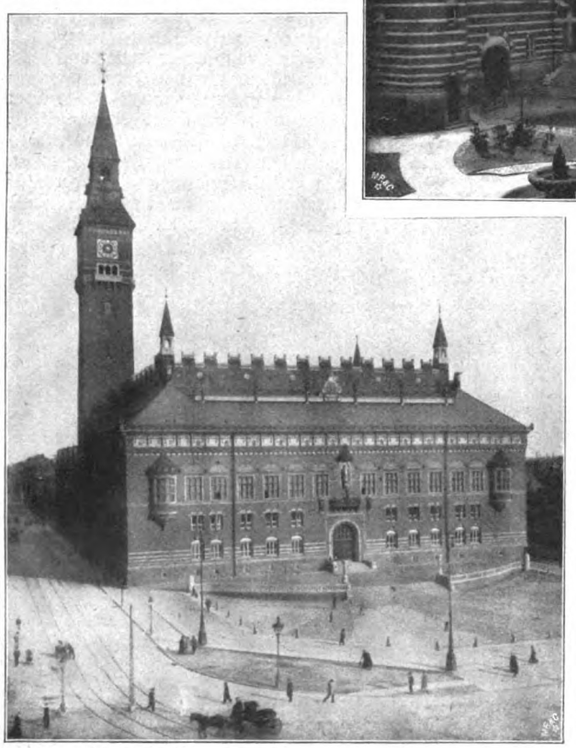
Der Erfinder der Oceantelephonie Prof. Pupin. Der Name des amerikanischen Professors der Elektrotechnik an der Universität Columbia Michael J. Pupin wird jetzt viel genannt als der des Erfinders eines neuen Verfahrens, auf sehr große Strecken, ja über den Ocean zu telephonieren. Da bisher alle Versuche dieser Art, so z. B. schon die Legung einer Telephonverbindung zwischen dem Continent und London, noch zu keinem befriedigenden Resultat geführt haben, so kann die Erfindung des Professors Pupin, falls sie sich praktisch wirklich bewähren sollte, in der

Digitized by Google

That einen gewaltigen Fortschritt in der Ausbreitung des internationalen Verkehrsnetzes bedeuten. Pupin ist ein geborener Ungar, lebt aber schon seit seinem 16. Lebensjahr in Amerika. Aus sehr einfachen Verhältnissen stammend, hat er sich mit eiserner Energie und dank seiner glänzenden Begabung zu dem Posten eines Professors und Direktors des großen elektrotechnischen Laboratoriums an der Universität in Columbia durchgerungen.

* * *

Zu unsern Kopenhagener Bildern. Das neue Kopenhagener Rathaus, dessen Einweihung am 12. Jan. stattfand, ist eine Schöpfung des hochbegabten dänischen Architekten Martin Nyrops. Seit 1892 wurde daran gebaut, und erst jetzt sind beinahe sämtliche Zweige der Kommunalverwaltung dort untergebracht worden. Ferner zeigen wir das neugeschaffene Reiterstandbild des Bischofs Absalon von Lund, des mächtigen



Das neue Rathaus in Kopenhagen.

dänischen Kirchenfürsten des 12. Jahrhunderts, der die Stadt Kopenhagen gegründet hat. Das schöne Monument, ein Werk vom Bildhauer Bissen, ist ein Geschenk an die Stadt Kopenhagen vom Baudirektor Heide. Bischof Absalon war aber nicht nur der Mann Gottes, sondern er war auch ein großer Kriegsmann, der die von ihm gegründete Stadt gegen die wendischen Seeräuber verteidigte. So hat der Künstler ihn dargestellt, wie er zum Schlosse zurückkehrt mit der Streitaxt in der rechten Hand. Die erzene Statue ist auf einem großen Platze „Höibroplatz", gegenüber der Schloßruine von Christiansborg, wo einst Absalons Burg stand, aufgestellt.

* * *



Hof des Kopenhagener Rathauses.

Der Vulkanausbruch von Hawaii. Wir haben letzthin den plötzlichen Beginn einer neuen vulkanischen Thätigkeit in Deutsch-Samoa besprochen. Inzwischen sind nun eingehendere Schilderungen über die Vorgänge eingetroffen, insbesondere Notizen des Herrn Dr. Tetens, der sich gegenwärtig zu astronomischen und erdmagnetischen Studien in Samoa aufhält und sogleich eine Expedition nach dem neugebildeten Krater im Innern Sawaiis unternahm. Nach all diesen Darstellungen bestätigt sich, daß der Ausbruch einstweilen sich glücklicherweise in bescheidenen Dimensionen gehalten hat. Die Eruption kündigte sich an durch eine Steigerung der, in ganz Samoa in leichter Form sehr häufigen Erdbeben. Am 31. Oktober wurde dann von der Nordküste Sawaiis aus im unbewohnten Innern der Insel die Entstehung einer vulkanischen Thätigkeit im Südwesten des Landungsplatzes Matautu an der Entwickelung von Rauch und Feuerschein bemerkt. Eine Panik entstand, das Inlanddorf Aopo und einige an der Nordküste gelegene Uferdörfer wurden von den Eingeborenen verlassen. Nur einige der losen Steinzäune der Samoaner waren durch das Erdbeben eingestürzt. Erst am 7. November trat ein heftigeres Erdbeben ein, welches einige der in einfacher Weise aus Stein erbauten Missionskirchen (s. Abb.) der nördlichen Stranddörfer beschä-



Professor Pupin in Columbia, der Erfinder der Ocean-Telephonie.



Das Denkmal des Bischofs Absalon, des Gründers der Stadt Kopenhagen.

Digitized by Google

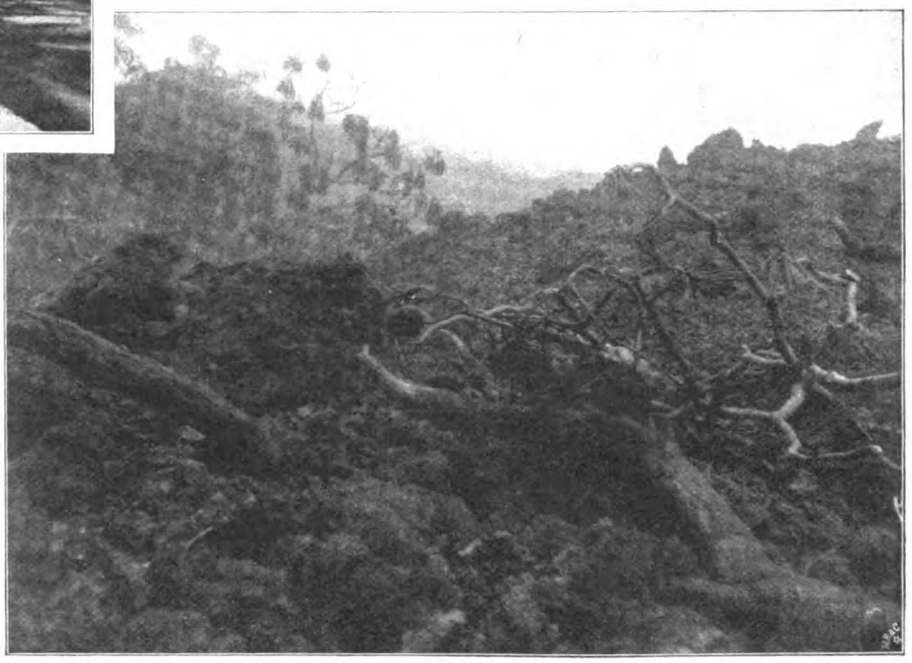


Die durch den Vulkanausbruch zerstörte Missionskirche in Matautu.

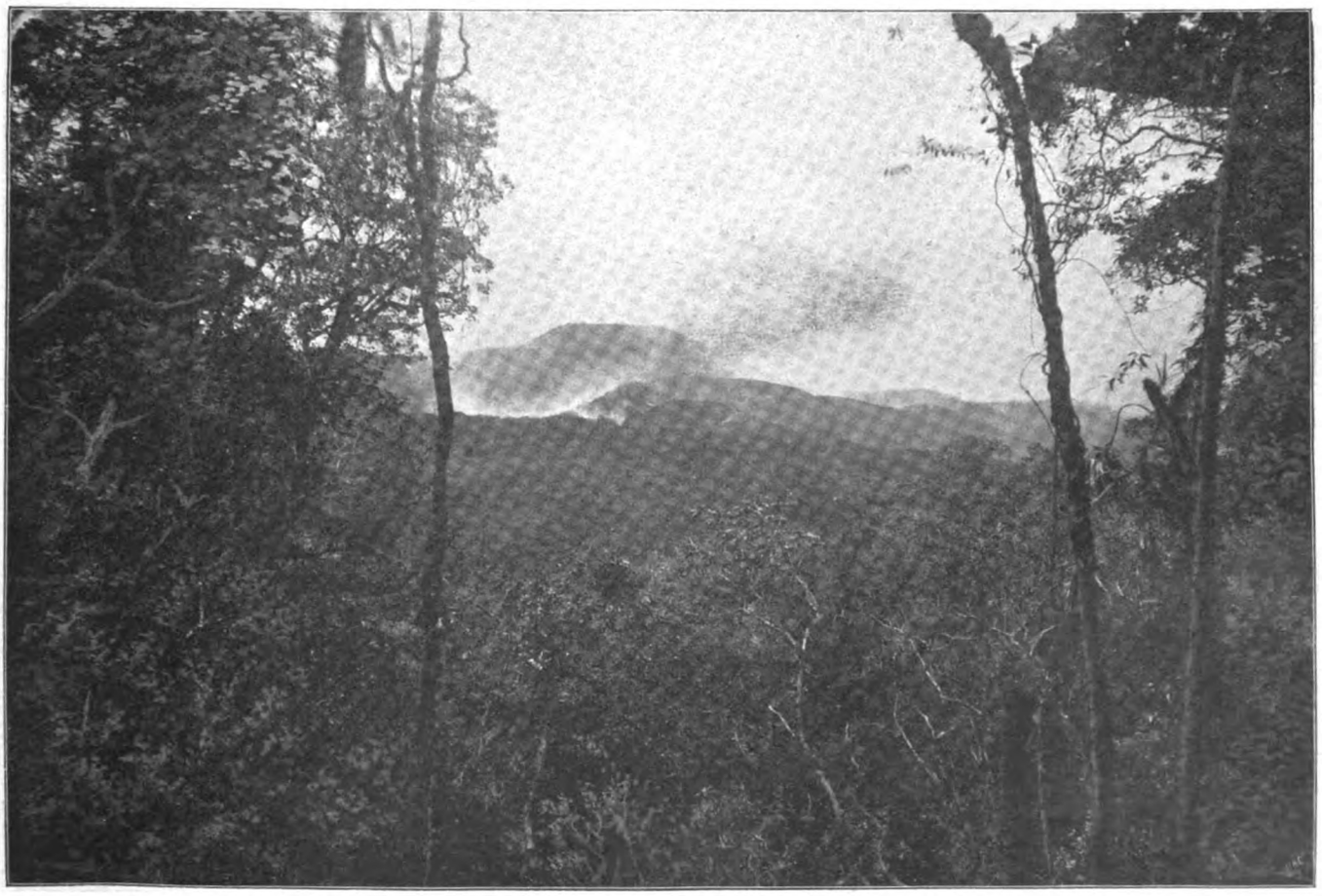
digt und z. T. zerstört hat, ohne indessen Schaden an Menschenleben anzurichten. Das ist der einzige Untergrund der übertriebenen Nachrichten, die in fremdländischen Blättern verbreitet worden sind. Herr Dr. Tetens führte währenddem mit einigen Samoanern eine Expedition in das Urwaldinnere aus (s. Abb.), bei welchem er am 5. November der Ausbruchsstelle bis auf 1 km nahe kam. Sie lag in ca. 1460 m Höhe auf einem von W nach O ziehenden Bergrücken ungefähr im Süden des Dorfes Aopo am Abhange eines älteren, Maunga afi genannten Vulkankegels. Aus einem etwa 100 m breiten Krater strömte andauernd Rauch von wechselnder Stärke und wurden in kurzen Pausen rotglühende Körper ausgeworfen, die aber meist wieder in den Krater zurückfielen (s. Abb.). 3 km nordwestlich unterhalb der Ausbruchsstelle fand Dr. Tetens einen 5—10 m hohen, 50 m breiten frisch aufgeworfenen Wall von noch warmem Geröll, der die Urwaldbäume teils versengt, teils geknickt und vor sich hergewälzt hatte. (s. Abb.) Der Krater ist später noch von einigen andren besucht worden; seine Thätigkeit hat bis zur letzten Nachricht (vom 6. Dezember) fortdauernd abgenommen. Von den beigegebenen Abbildungen stammen die Aufnahmen der Vulkan-Expedition von Herrn Dr. Tetens, das Bild der Missionskirche von der Reise des Herrn Dr. Georg Wegener.

* * *

Wintersport im Ampezzo. Ueber die herrlichen Wintervergnügungen im Hochgebirge der Ampezzaner Dolomiten erhalten wir von einem alljährlichen Wintergast in Cortina folgende Schilderung eines Bergausflugs: Kalt und wolkenlos brach der herrliche Wintertag an; es war so wunderbares Wetter, daß einige der kleinen Gesellschaft der Meinung waren, es wäre eigens



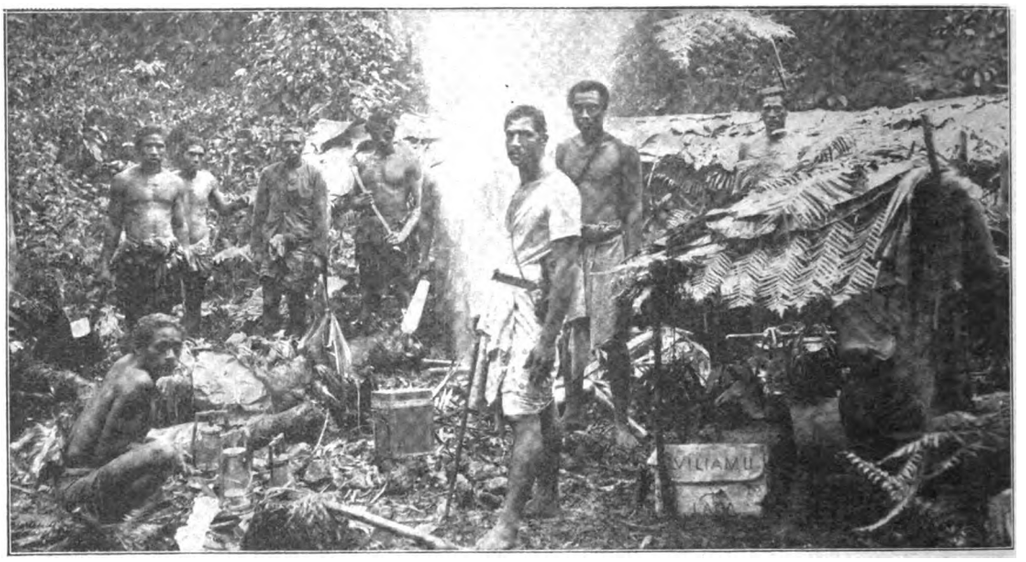
Der von einer Lawawelle zerstörte Teil des Urwaldes unterhalb des Kraters.



Der Krater während des Ausbruchs.

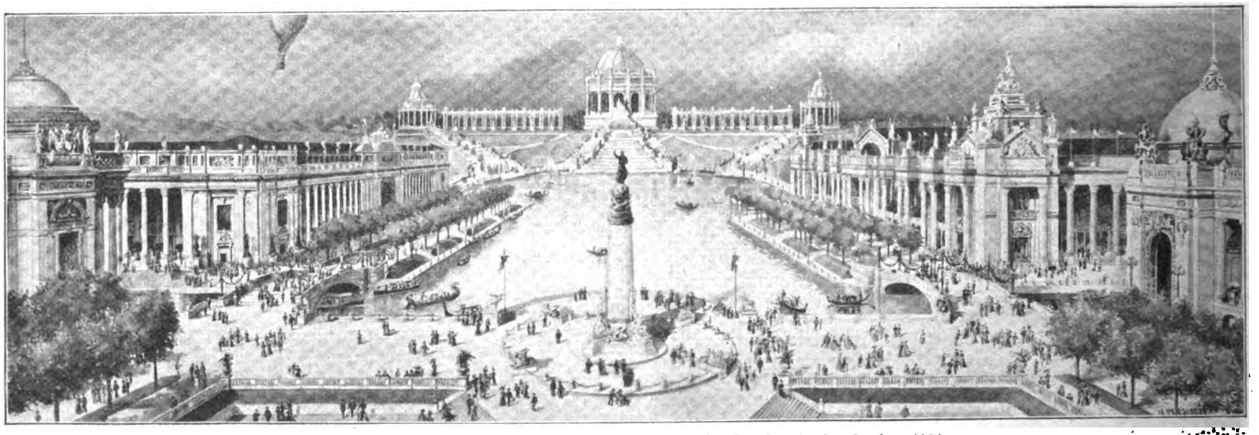
Von dem Vulkanausbruch auf Sawaii.

Digitized by Google



Die Expedition zum Vulkan von Sawaii im Urwald.

für uns vom lieben Herrgott gemacht worden. Lachend und scherzend verließen wir Cortina und sausten auf unsern treuen Rodln (kleinen Handschlitten) durch den Park hinab bis zur Brücke beim Pulverturm. Nun begann das „Unangenehme", nämlich das stundenlange Ziehen der Schlitten nach aufwärts, zur Federa-Alp, erschwert durch den glatten, steilen Weg und den nicht leichten Rucksack. Bald empfanden wir nichts mehr von Kälte. So stiegen wir langsam, mit jenem gleichmäßigen Bergsteigerschritt, welcher so manchen Anfänger zur Verzweiflung bringt, dem gold'nen Sonnenlichte entgegen, und mit jeder Wegbiegung sank das im Schnee gebettete Cortina tiefer hinab. Dann öffnete sich der dichte Wald und wir erblickten in der Tiefe Cortina, darüber ragte mächtig, im winterlichen Silberkleide, der Monte Cristallo und Pomagagnan, alles leuchtete und funkelte — und welche Ruhe und Einsamkeit ringsum! Kein Laut störte diese Ruhe, hehre Bergeinsamkeit lag über Berg und Thal. Aber plötzlich scholl ein eigenartiger Ton durch die stille Luft, immer mehr anschwellend, bis deutlich vernehmbar der tiefe, feierliche Klang der großen Glocke von Cortina zu uns heraufschwebte und dem wundersamen Dolomitenbilde die sonntägliche Weihe gab. Je höher wir dann hinauf kamen, um so unangenehmer ward allerdings der Weg; Steine der verschiedensten Größen lagen eingefroren und lose herum, stellenweise waren eisglatte Flecken vom Bremsen der Heu- und schweren Holzschlitten. Kurz gesagt, der Weg war schwierig und sportlich interessant. Dort, wo sich bei der Federa-Alpe der Wald etwas lichtet, wurde aber der Weg vorzüglich. Immer mächtiger entwickelte sich nun die grandiose, ernste Winterlandschaft. Oben die Sorapitz leuchtete silbern im Sonnenglanz. Endlich zwang uns das Aufhören jeden Weges ein Stück oberhalb der Federa-Alp zum Stillstand. Noch ein mal sandten wir einen be-

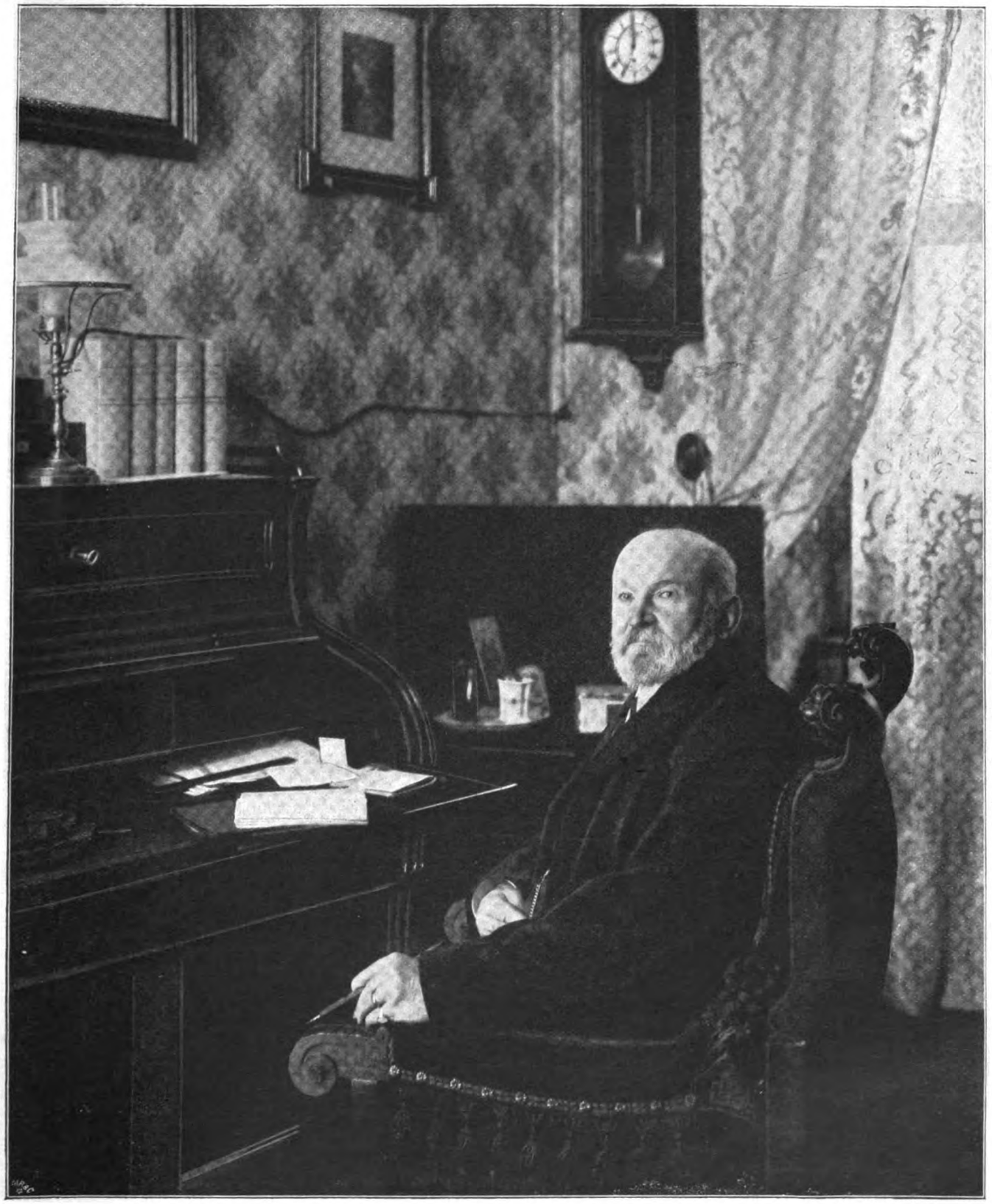


Projekt des Ehrenhofs der Weltausstellung in St. Louis im Jahre 1904.



Die vom Sturm gefällte 1000jährige Eiche im Klotzow-Wald bei Deutsch-Krone.

Digitized by Google



Dr. Robert Loewicke, der Redakteur unserer Spielecke und des Kinder-Daheims, in seinem Heim zu Berlin.

Nach einer Aufnahme von Zander & Labisch, Berlin.

Digitized by Google



Rodler von der Federa-Alpe kommend.

wundernden Blick ringsumher über diese Welt einer großen, erhabenen Schönheit. Die Sonne sank und ließ die stolzen Berggipfel rosig erglühen. Wir selbst befanden uns schon in tiefem Schatten; durch die leichte Dämmerung um uns wurden die Lichteffekte in der vom Goldlicht der Sonne übersluteten Landschaft geradezu märchenhaft. Doch zu lange durften wir nicht mehr schauen, die bevorstehende Fahrt durch den Wald und die sich rasch steigernde Kälte trieb uns talwärts. Die Strecke, zu welcher wir aufwärts drei Stunden gebraucht, brachten uns nun die Rodl in 20 Minuten hinab. In sausender Fahrt flogen wir dem Tale zu; die losen Steine, Schnee und Eisbrocken flogen uns um den Kopf — wie die wilde Jagd ging's hinab — und ein wahres Donnergepolter machten die Rodln auf dem harten, „ungnaten" Weg. Manchmal legte sich auch einer „schmachtend" auf die Seite des Weges, oder flog kopfüber, um „Steine zu suchen", aber ohne jeden Unfall brausten wir hinab. Kurz vor Dorf Campo öffnete sich der dunkle Wald und, von einer wunderbaren Lichtwelle überflutet, erblickten wir plötzlich Cortina, überragt vom Monte Cristallo, welchen die sinkende Wärmespenderin in leichtes Alpenglühen hüllte —: „Eviva bell' Ampezzo!"

* * *



Rastende Skiläufer, im Hintergrunde die Sorapiß- und Antelao-Spitze.



Rast einer Rodlerpartie auf der Federa-Alpe.

Vom Wintersport im Ampezzotal.
Nach Aufnahmen von E. Terschak, Cortina d'Ampezzo, Südtirol.

Digitized by Google

Frauen-Daheim.

Wie vermag ein Freundesbegegnen
Rosen über den Weg zu regnen,
Sonne über den Tag zu breiten,
Wie über Kindheitsferienzeiten!



Moderne Handarbeiten aus dem Atelier von Fräulein Johanna Just in Zittau in Sachsen.

Zu unsrem Handarbeitsbild.

Mit Vorliebe bringen wir von Zeit zu Zeit einmal Zusammenstellungen guter zur Nachahmung anregender Handarbeiten aus den Werkstätten fleißiger, selbständig denkender und durch Unterricht einen Schülerinnenkreis beeinflussender Kunstgewerblerinnen. Frl. Johanna Just, die Inhaberin einer kleinen Kunstgewerbeschule in Zittau, hat uns heute eine Gruppe ihrer Arbeiten zur Verfügung gestellt, sämtlich nach eigenen Entwürfen in Hand- oder Maschinenstickerei ausgeführt, gemalte Tassen, geschnitzte und gebrannte Holzsachen. Von den auf unserer Abbildung wiedergegebenen Sachen ist die große Decke an der Wand auf graues Tuch in zwei Farben gelb-rot gestickt, der Läufer ist auf weißen Leinen in goldgelber und blauer Seide, die Decke mit dem Sauerkleemotiv in zwei Farben Reseda-grün, die Misteldecke in zwei Farben moosgrüner Seide gearbeitet. Das Porzellan ist zu einem alten schönen Servicemuster passend gearbeitet. Drei Kissen sind auf grauen Leinen mit weißer Seide — waschbar —, eins auf grünen Wollstoff mit lila und roter Seide gestickt. Der Bilderrahmen ist braun gebeizt und altblau ausgelegt.

Über das Grüßen.

Grüße ich einen Menschen, so wünsche ich in diesem Augenblicke ihm etwas Gutes. Ein jeder freundliche Gruß hat etwas Wohltuendes und Angenehmes, daher sollte ein jeder Gruß freundlich sein. Ist der mir begegnende Mensch ein befreundeter, so ist es selbstverständlich, daß mein Gruß herzlich ist. Bin ich aber dem Gegrüßten fremder, so schadet es mir und dem Betreffenden nichts, wenn ich ihm einen guten Tag freundlich sage, denn ich habe keinen Grund, einem Fernerstehenden nicht auch etwas Gutes in angenehmer Form zu wünschen. Ist es ein an Stellung und Bildung über mir Stehender, so wird es ihn nicht herabwürdigen, wenn ich ohne unpassende Vertraulichkeit höflich, verbindlich grüße. Glaube ich aber mit einem unter mir Stehenden zu tun zu haben, so habe ich ebenfalls keinen Grund, dem Bewußten einen guten Tag ꝛc. ꝛc. in weniger wohlmeinender Gesinnung zu wünschen, als dem Vorhergehenden. Kein Mensch steht so hoch und keiner so tief, als daß nicht zu jeder Zeit ein freundlicher Gruß angebracht wäre. Je gebildeter ein Mensch ist, desto gleichmäßiger und artiger wird er seine Mitmenschen grüßen, denn er besitzt die Herzensbildung, die jeden schroffen Standesunterschied freundlich auszugleichen sucht.

Der leichtlebige Süddeutsche sagt frischweg: „Grüß Gott!“ „Wem dieser Gruß so recht vom Herzen geht, gilt bei dem lieben Gott soviel wie ein Gebet.“ Solch ein Gruß kommt aus der Volksseele und wird immer den Weg zum Herzen finden. Der Nordländer ist schwerfälliger; er grüßt sparsamer und weniger entgegenkommend, obwohl der Gruß ebenso gut gemeint sein kann. Er denkt auch bei dem Grüßen, ob und wie er den Betreffenden zu grüßen habe. Im großen Ganzen grüßt das Alter eher, gleichmäßiger als die Jugend. Das Alter gleicht aus. Der Mensch hat in vorgerückten Jahren die Eitelkeiten einsehen und überwinden gelernt, sein Denken ist humaner, wohlwollender. Die Jugend strebt, fühlt und dünkt sich, ist vorschnell, unfertig im Urteil. Die Jugend von heut hört nicht gern von Höflichkeit, Ehrerbietung und Herzensfreundlichkeit. Ein zu vertraulicher, sowie ein zu fremder, kühler Gruß kann kränken und beleidigen.

Wir sollen werden wie die Kinder, sagt der große Erzieher der Menschheit, nun, so grüßen wir auch wie die Kinder. Das gut gezogene Kind grüßt offenen Auges, vertrauensselig, jedermann, es weiß nichts von hoch und niedrig, von Freund und Feind.

Trifft man in einem fremden Lande einen Landsmann, so begrüßt man ihn so herzlich, so hocherfreut, als wäre er einer der besten Freunde, obgleich er in der Heimat einem vielleicht fremd und daher gleichgültig war. Daraus ersieht man, daß, sobald das Rein-Menschliche in den Vordergrund tritt, auch die hergebrachten Schranken fallen und der Gruß ein freundlicher wird. Man wird mir entgegnen, daß es bei unseren heutigen gesellschaftlichen Anforderungen unmöglich sei, gewisse Schranken zu überspringen. Dem widerspreche ich. Ein wahrhaftes Wohlwollen gegen seinen Mitmenschen bricht sich durch alle Schranken Bahn und wird sich stets siegreich Menschenherzen erobern.

M. Schmidt.

Prolog zum Besten eines Krüppelheims.

Ich grüße Euch, die Ihr für kurze Stunden
Den Weg zu freundlichem Hören gefunden!
Die Ihr im lichthellen Saal heut erschienen,
Einer großen, heiligen Sache zu dienen. —

Ihr seid zahlreich gekommen, so hilfsbereit!
Das macht mir die Seele frei und weit; —
Ich weiß, daß Ihr gern vor den Toren steht,
Und ich öffne sie jauchzend —: „Geht ein und seht!“

Einmal nur alle Schranken durchbrechen!
Einmal von Seele zu Seele sprechen!
Einmal sich ganz und gar verstehen,
Einmal die großen Wunder sehen!

Und ich blicke dankend über Euch hin, —
Weit über Euch fort — mir ist eigen zu Sinn,
Weihnachten — all das Wunderschöne,
Der Tannenduft und die Glockentöne
Sind nun vorüber — und doch, und doch
Fühlt man das leise Jubeln noch —
Es streift einen noch das Engelsschweben,
Das leise, tiefinnerste Schleierheben!
Es zittert noch leise in uns nach
Das „Fürchtet Euch nicht“, das der Engel sprach, —
Das „Friede auf Erden“ für alle Herzen!
Seht noch leuchten die Weihnachtskerzen
Herüber die durchhasteten Tage! —

Und wieder erwacht sie, die Zukunftsfrage,
An des Jahres Tor, — so gewaltig und groß!
Löst Euch vom eigenen Leben los!!
Bleibt einmal stehen, in vergeistigtem Schauen!
Deutsche Männer und deutsche Frauen —
Eine heiße, ernste, bezwingende Bitte
Führt mich heute in Eure Mitte!
Helft unserm Heiland das Elend vernichten!
Helft ihm, ein Haus und ein Heim errichten!
Zum Wachstum für alle Krüppelkinder!

Gott hat sie geschaffen als Überwinder,
Zum Erstarken und zum besonderen Segen!
Und wir dürfen sie hüten, wir dürfen sie pflegen,
Wir dürfen das heilige Gut verwalten —
Seine Lieblingskinder an Händen halten!
Die Kinder, die am gebrechlichen Kleide
Flügel haben aus schimmernder Seide —
Flügel von Engelsfingern gewoben!
Die besonders geliebt sind am Thron, da droben.
Kinder, die einst in die ewige Stadt
Jauchzend einziehn — nicht müde und matt,
Nicht wie ein Verlor'ner zur Heimat schreitet!
„Wir wissen: uns ist die Wohnung bereitet!
Wir erwachten ja schon auf der kleinen Erde
Zum innersten Freuen, zum jubelnden „Werde“
Auf dem großen Kornfeld als Ährenbinder!
Als Gottes gesegnete Krüppelkinder!“

Sagt — bleibt Ihr da nicht versonnen stehen?
Drängt's Euch da nicht, die Stätte zu sehen,
Wo solcher Glaube zum Leben erwacht — — —

Wie heimlicher Goldhauch in Waldesnacht,
Da der arme, verkrüppelte, kleine Baum
Wächst und emporstrebt zum Himmelsraum
Als ein gesegneter unter den Bäumen?
Ein Glaube, der im Wachen und Träumen
Das Leben schaut und das Leben erfaßt —
Nach des Schöpfers Bestimmung — nicht wie es ihm paßt,
Und als einer, der freudig die Lasten trägt,
Die ihm sein Herrgott auferlegt —
Weil er das linde Säuseln vernahm,
Das nach der brausenden Sturmnacht kam,
Weich und schonend wie Mutterhand —:
Das Geborgensein, drunten im Menschenland,
In dem Heim, von Menschenliebe erbaut!
Wo das Leben weich war — nicht hart und laut!
Wo die Krüppelkinder den Weg gefunden
Zum Sehendwerden — zum inneren Gesunden!
Und wo man's heimlich und wohlig vernommen:
„Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ —

Sagt, ist es nicht lohnend, dies Stehenbleiben
In unserer Tage durchhastetem Treiben —?
In den Zeiten, die keine Ruhe mehr kennen? —
Der Heiland wird jeden bei Namen nennen,
Der in des Zeitgeists rastlosem Flug
Ein Stück weiche Liebe ins Leben trug —
Er ruft es Euch zu und er schaut Euch an:
„Was Ihr jenen tut, habt Ihr mir getan!“ —

Wir alle tragen sie in uns, die Kraft,
Die an Gottes heiligen Werken schafft —
Auch ungesehn und in kleinsten Dingen!
Nur noch bewußter ins Leben bringen!!
Nur noch größer werden im Fühlen und Denken,
Auch größer im Wohltun und Liebesschenken!
Nur nicht immer so ängstlich das Kranke fliehen!
Nur sich einmal zum Überwinden erziehen!
Nur sich selbst nicht immer so ängstlich schonen!
Wolle nur einmal — der Sieg wird Dir's lohnen,
Das hohe Bewußtsein: Ich hab' aus der Nacht
Ein gebrechliches Kind in die Wärme gebracht!
Ein Kind ist durch mein Finden geborgen!
Ich fand es am Weg, und ich darf dafür sorgen,
Daß es nicht länger hungert und friert
Und in der Kälte das Ziel verliert —
Das hohe, heiligste, höchste Ziel! —

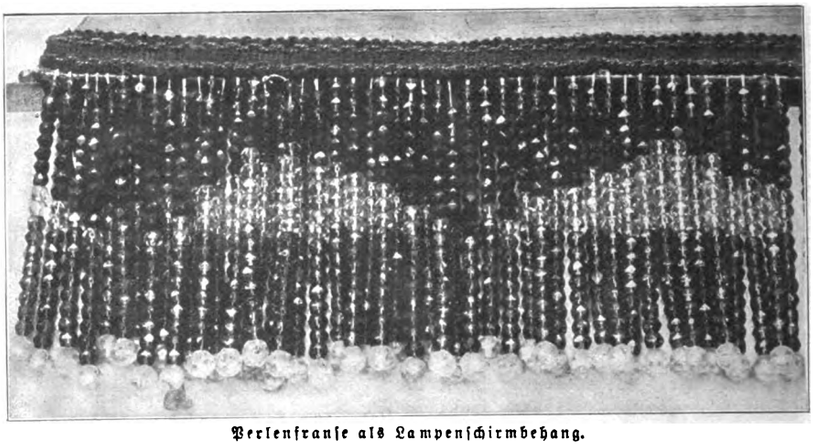
Digitized by Google

O, Ihr Menschenkinder — Euch sind soviel
Köstliche Schätze anvertraut!
Ihr habt nur noch nicht in sie hineingeschaut —
In den tiefsten Blütenkelch dieser Dinge,
Die ich Euch heut hier entgegenbringe, —
Hoffend, daß Euch das rechte Verstehen
Der Herrgott ins Herz legt — das Schauen und
Sehen! —
Geht hin in die Welt und verkündet es laut:
Ein Haus, ein Gotteshaus wird gebaut!
Seine Schützlinge sollen drin Einzug halten!
Und wir dürfen es bauen! Wir dürfen's verwalten!
Wir dürfen zu hohen Zielen streben!
Wir dürfen Fluten von Liebe geben!
Wir dürfen verschwenden, denn wir sind reich!!
Ob viel oder wenig — alles ist gleich!
Alles strömt in dem Feuer zusammen
Der leuchtenden, lodernden Liebesflammen —
Entzündet auch durch manch kleines Scheit!
Eine einzige flammende Herrlichkeit!
Ein einziges, nie verlöschendes Feuer, —
Das wir jauchzend bewachen, immer stärker, getreuer!
Wissend — einst wird es der Heiland durchschreiten!
Es wird leuchten in alle Ewigkeiten!
Und es wird in glutvollem Widerschein,
Jener Krüppel purpurner Mantel sein —
Ein Königsmantel herrlich zu schauen!
Deutsche Männer und deutsche Frauen —
Hört Ihr die bittenden Stimmen rufen?
Seht Ihr die goldumwundenen Stufen,
Die uns aufwärts zu solchen Zielen führen?
— — — — — — — — — — — — —
Droben, an Paradiesestüren
Lehnt ein Engel im weißen Gewand —:
„Öffnet Euch — Herzen im Menschenland!

Margarete von Persen.

Handarbeit.

Mit der obenstehenden Abbildung einer Perlenfranse als Lampenschirmbehang wollen wir unseren Leserinnen eine Anregung zur eigenhändigen Herstellung eines wirkungsvollen und praktischen Zimmerschmuckes geben. Die mannigfachen, bunten Lampenschleier, Schirme und Fransen aus Seide, Stoff, Chinapapier 2c., die alle dazu dienen sollen der nüchternen, farblosen Lampenbeleuchtung einen wärmeren, zur übrigen Zimmereinrichtung harmonisch stimmenden Farbenton zu geben, leiden alle daran, daß sie schwer staubfrei zu erhalten sind, und daß ihre, im Anfange so schön leuchtenden, zarten Farben durch die Einwirkung des Lichtes sehr bald verblassen. Unsere aus geschliffenen Perlen gearbeitete Franse ist durch ihr solides, leicht waschbares Material gegen beide Übel gefeit und übertrifft durch den Glanz der unvergänglichen Farben jede andere Ausführung. An unserer Vorlage sind hell- und dunkelgrüne Perlen verwendet, denen das einfache Muster in Amethystfarbe eingefügt ist, während den Schluß jeden Fadens eine etwas größere Opalperle bildet. Die Ausführung der Arbeit ist überaus einfach. An einem kräftigen Bande (Möbelguimpe) befestigt man den starken, glattgewachsten Leinenzwirn, reiht die Perlen, dem Muster entsprechend, auf, und nach der letzten, der Opalperle, führt man den Faden wieder durch dieselben Löcher zurück, und macht ihn mit einigen Stichen und einem Knoten wieder an der Guimpe fest, und geht dann ungefähr um die Perlendicke weiter zum nächsten Faden. Durch dies Vernähen der einzelnen Fransenfäden sichert man die Dauerhaftigkeit der Arbeit, so daß immer nur ein Faden zu Schaden kommen kann, der event. leicht zu ersetzen ist. Die zu der Arbeit erforderlichen, geschliffenen Perlen bezieht man, der reichen Auswahl in Größe und Farbe wegen, am besten aus einer Spezialperlenhandlung, z. B. Seiffert, Berlin C., Scharrenstraße 6, W. Claar, Berlin C., Spindlershof 2c.



Perlenfranse als Lampenschirmbehang.

Frauenbüchertisch.

Die Zeitschrift: „Die Küche" von M. Abbes von Bennigsen, Holzminden, bringt in monatlich erscheinenden Heften praktische Rezepte für Gesunde und Kranke. Die einzelnen Teile: Volkskost, bürgerliche Küche, — Feinere Küche, sind übersichtlich. Die Rezepte der „Resterküche" geben besonders jungen Hausfrauen manchen wertvollen Wink. Die Bereitung aller Speisen ist so eingehend geschildert, daß auch weniger geübte Frauen und Köchinnen gut danach arbeiten können.

A.

Die Elsässer unter unseren Lesern werden freudig ein neues Buch von Anna Lau begrüßen, das in der Sammlung: „Elsässische Volksschriften", Straßburg, Verlag J. H. Haitz, erschienen ist und „Im Frühlichte der Reformation" betitelt ist. Die Erzählung fußt überall auf geschichtlichen Quellen, und das kleine Buch kann wie die meisten Bände der Sammlung, für Volksbibliotheken empfohlen werden. **A.**

Kunst im Hause.

Patina-Stich-Brandmalerei nennt Georg Häntschel seine neueste, gesetzlich geschützte Erfindung, die gewiß von Dilettanten bald eifrig benutzt werden wird. Die mühevolle Arbeit des Tiefbrennens der Holzgegenstände fällt weg, da der Grund schon holzmaserähnlich tiefgelegt ist und nur mit einer beliebigen Patinafarbe überstrichen werden muß. Die fertigen Arbeiten sehen gut aus. Alle patinierten Gegenstände, auch die Farben, sind in den meisten einschlägigen Geschäften zu haben, und der Generalvertreter G. Häntschel, Dresden, Struvestraße 2, weist gern die verschiedenen Depots nach. **A.**

Praktisches fürs Haus.

Man hört, namentlich von jüngeren Hausfrauen, häufig über zu großen Seifenverbrauch bei der Wäsche klagen. Meist handelt es sich, falls die waschende Person nicht zu leichtsinnig damit umgeht, sie im Wasser liegen läßt u. dergl., darum, daß die Seife zu frisch ist. In vielen Haushaltungen wird die Seife erst am Tage vor der Wäsche beim Händler geholt. Dann hat man keine Garantie, daß die Seife von guter, ausgetrockneter Beschaffenheit ist. Frische Seife aber wäscht sich unglaublich schnell weg. Das sollte jede Hausfrau wohl bedenken. Es ist äußerst ratsam, die Kernseife für den Haushalt im ganzen zu beziehen und immer rechtzeitig, das heißt vor völligem Verbrauch des Vorrats, denselben zu ergänzen. **B. B.**

Wiederholt bin ich im Daheim Klagen darüber begegnet, daß das Spiritusplätteisen nicht genügend Hitze zum Plätten von Stärkwäsche entwickelt. Durch Zufall kam ich darauf, daß man das Eisen nur etwa fünf Minuten lang unbenutzt stehen lassen darf; dann entwickelt es einen Hitzegrad, der zum Plätten von Kragen und Manschetten vollkommen ausreicht und geraume Zeit vorhält. Läßt die Hitze nach, was aber nicht leicht vorkommt, so genügt ein abermaliges Stehenlassen. Auf guten, nicht abgestandenen Spiritus ist zu achten.

O. K.

Mit den kalten Tagen kam auch wieder die Zeit der Frostbeulen und der dagegen angepriesenen Mittel. Wir verwenden seit einer Reihe von Jahren gewöhnlichen Tischlerleim gegen Frostbeulen mit Erfolg. Er wird wie gewöhnlich gekocht und möglichst heiß auf die erfrorenen Stellen gestrichen, auf denen er trocknen muß. Am besten geschieht das abends vor dem Schlafengehen. Der etwa noch kleben gebliebene Leim wird morgens abgewaschen, und die Prozedur wird so lange wiederholt, bis die Frostbeulen verschwunden sind. Es bedarf übrigens keines großartigen Leimtiegels und Feuers; ich habe mir oft, wo ich beides nicht zur Verfügung hatte, ein Stückchen Leim mit etwas Wasser in irgend einem kleinen Blechgefäß, einem Fleischextraktbüchschen oder dergl. über der Lampe gekocht. Aber nicht die Finger verbrennen! Mitunter färbt sich die Haut an den behandelten Stellen bläulich und wird etwas welk; doch verschwindet das bald, und das Übel ist immer von zweien das kleinere. **O. K.**

Für die Küche.

Biskuitmehlspeise. 6 Eier, 6 Löffel Zucker und 6 Löffel Mehl. Zuerst werden die Dotter mit dem Zucker ½ Stunde gerührt, dann kommt das Mehl und zuletzt der Schnee hinzu. In eine tiefe Schüssel wird ¼ Liter kochender Wein getan, die Masse darauf gegossen und ¼ Stunde gebacken. **M. M.**

Sauce à la crême. Vorzüglich und leicht zu bereiten. Man nimmt ein Stück frische Butter von etwa 150 Gramm und 1 Löffel Mehl, rührt dieses durcheinander und füllt es mit Sahne auf. Man läßt es gut durchkochen, wobei man es vor dem Anbrennen zu hüten hat. Will man diese Sauce zu Pudding geben, so tut man ein Stück Zucker hinein. Alsdann legiert man diese Sauce mit 6 Eidottern. Soll dieselbe jedoch zu Fleischspeisen genommen werden, so kommt statt des Zuckers Zitronensaft daran, sowie reichlich feingehackte Petersilie. In beiden Fällen legt sich die Köchin Ehre damit ein. **L. v. B.**

Fragen.

23) Kann mir jemand vielleicht mitteilen, ob sich in Zürich ein Krankenhaus oder Lehrinstitut zur Ausbildung von Schwestern befindet. Ferner, ob es in der Schweiz Irrenhäuser zur Ausbildung von Schwestern in der Irrenpflege gibt. **K. K. in A.**

24) Welche Porzellanfabrik liefert Ergänzungen zu vorhandenen Servicen? **A. W. K.**

Auskunft.

Fr. 16. (**K. in Stuttgart.**) Ersatz für Butter betreffend. Versuchen Sie die Butter selbst zu bereiten! Seit Jahren tue ich das und habe so nicht nur Butter sondern auch Sieb- oder Weißerkäse, der aus der Buttermilch gemacht wird. Für meinen Haushalt von 8 Personen kaufe ich nur noch Butter zu Backzwecken. Den Ernährungsplan änderte ich aber auch. Anstatt Kakao gebe ich zum ersten Frühstück dicke Hafersuppe, dazu gekochtes Obst, als Gelee, Marmelade oder Mus. Brot wird da sehr wenig gegessen. Von Obst koche ich ein, was zu haben ist, auch Kürbismus und Gelee von Apfelschalen nicht zu vergessen. Zum zweiten Frühstück gibt's während des Winters Gänsefett oder Siebkäse zum Brot, im Sommer und im Herbst dann Obst dazu. Frau **E. zu J.**

Fr. 22. (Frau **Forstmeister S. in L.**) Zur Bereitung von Kokosmakronen wird der Kokosstern fein gemahlen (dreimal durch die Reibemaschine), mit so viel Eiweiß vermischt, daß die Masse breiig wird, und nach Belieben mit Zucker versüßt. Der Teig wird in kleine Plätzchen auf Oblate oder Papier gesetzt und in mäßiger Hitze gelbbraun gebacken. Fast ebenso gut wie das selbst bereitete Gebäck ist das von Hermann Zorn, Zeulenroda, eine große Schachtel voll für 3 Mark. **Eilenburg, Prov. Sachsen.**

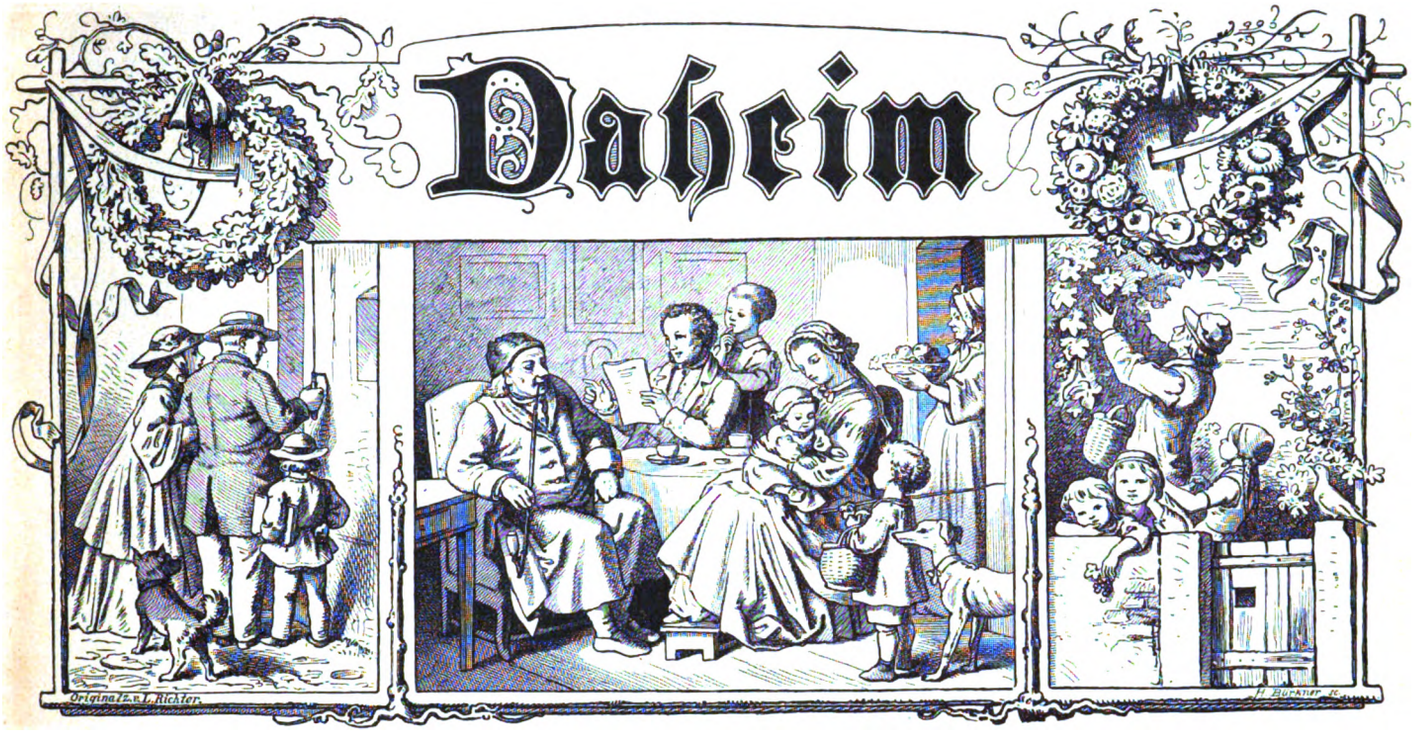
Redaktionspost.

Edith in Pöschen. Zinngießer Lange in Eisenach gießt Stanniol zu Tellern und Kannen um.

„Pension". Wir haben an dieser Stelle schon unzählige Male mitgeteilt, daß wir Fragen und Auskünfte betreffend Pensionate und Begründung derselben nicht bringen.

L. B. in H. Wenden Sie sich an O. Fromke in Berlin W., Lützowstraße 59.

Digitized by Google



Der Taugenichts.

Die Geschichte einer Jugend. Von Paul Oskar Höcker. (Fortsetzung.)

Maximilian Ott mußte diesen Abend noch einmal aus dem Hause, denn er war Ehrengast bei einem Kommers. Da Hansheinrich bereits um halb fünf Uhr früh aufbrechen mußte, so fand ihr Abschied gleichfalls schon in dieser Stunde statt.

Wirklich lebhaft äußerten nur die beiden Mädchen ihr Bedauern über den Wegzug des jungen Herrn. Aber daß er Landwirt werden wollte, das begriffen sie nicht; es enttäuschte sie geradezu. Sie halfen ihm seinen Schiffskoffer zum Spediteur bringen. Anna versprach auch, ihn punkt vier Uhr zu wecken.

Aber geweckt zu werden brauchte er nicht. Er schlief fast gar nicht. Ein paarmal überwältigte ihn zwar die Müdigkeit, aber da lag er mehr bewußtlos als schlafend da, und immer wieder schreckte er empor.

Im Halbschlaf peinigte ihn plötzlich ein wirrer Traum. Geängstigt richtete er sich auf. Dann erhob er sich hastig und schlich barfüßig über den Korridor ins Eßzimmer.

Hier blieb er stehen und lauschte nach nebenan.

Die Tür zum Schlafzimmer der Eltern stand auf. Er hörte die Mama ruhig und gleichmäßig atmen. Sein Vater war noch nicht heimgekehrt. Ein Uhrwerk schlug. Es war die zweite Stunde. In der Nachbarschaft ließ sich noch eine Kuckucksuhr vernehmen. Totenstille herrschte sonst im ganzen Haus.

Er hörte nur sein eigenes Herz pochen.

Ob er sich an ihr Bett wagte, dort niederkniete, ihre Hand küßte, sie noch einmal ‚Mutterle' nannte — und sich auf ihrem Kissen ausweinte?

Er fühlte es wohl, daß dies nun ein großer Abschnitt in seinem Leben war. Und eine unsagbare Sehnsucht regte sich in seiner Brust, etwas von seiner Kindheit, seiner Heimat festzuhalten. Ach, so bang, so bang war's ihm mit einemmal geworden. Lange stand er regungslos da, die gefalteten Hände an seine Lippen pressend. Die Augen hatte er geschlossen.

Da knarrte es irgendwo im Hause — ein gleichmäßiger Schritt klang vom Treppenhaus herauf.

Gewiß kam jetzt der Vater heim.

Er schämte sich plötzlich seiner sentimentalen Stimmung. Der Gedanke, daß der Vater ihn hier treffen, daß die nächtliche Szene dann morgen bei Tisch in Gegenwart der Tante erörtert werden würde, peinigte ihn.

Hastig kehrte er in sein Zimmer zurück.

Gleich darauf hörte er den Schlüssel an der Entreetür, hörte das Niederstellen eines Schirmes, das etwas atemlose Ächzen seines leicht asthmatischen Vaters und dessen langsam sich entfernende Schritte.

Nach kaum einer Minute kamen die Schritte aber zurück. Und ein Lichtschein drang durchs Schlüsselloch und die Türritzen in das kleine Hofstübchen.

„Hans?!" rief die Stimme seines Vaters gedämpft.

Er gab Antwort.

„Warst Du eben drüben im Speisezimmer?"

„Ja, Papa."

„Was ist denn? Mama war so erschrocken. Sie dachte, es habe sich jemand eingeschlichen." Er wartete ein paar Sekunden auf Antwort. „Wolltest Du was, Hansheinrich?"

„Nein, ich — ich weiß nicht — ich wußte gar nicht, wie spät es war."

„Hm. So. Ja, es ist nicht viel über zwei."

Sie standen hüben und drüben der Tür, die nicht geschlossen war, einander zugewandt, hielten den Atem an und warteten — warteten beide, sie wußten selbst nicht worauf.

„Leg' Dich nur ruhig noch hin, Hansheinrich," sagte der Alte endlich. „Hörst Du?"

„Ja, Papa."

„Na — also gute Nacht, Junge, und glückliche Reise."

„Danke, Papa."

Die Schritte entfernten sich zögernd.

„Vatting!" stieß er hastig, ganz angstvoll aus. Er war auf die Tür zugeschossen — blieb aber plötzlich wieder stehen. Draußen war's hell: er genierte sich, dem Vater ins Gesicht zu sehen, seinem immer ironischen Blick zu begegnen.

„Na — was denn, Hans?"

„Ja, das — das tut mir leid, daß ich Mama gestört habe. Grüß' sie doch noch 'mal, Vatting, und — und es täte mir sehr leid."

„Gut, mein Junge. Nun leg' Dich aber aufs Ohr."

Die Schritte entfernten sich wieder. Mit ihnen entschwand der Lichtschein.

Digitized by Google

Nun stand Hansheinrich völlig im Dunkeln. Es fror ihn bis ins Mark.

Hastig schlüpfte er in das Bett und zog die Decke über die Schulter.

Mit offenen Augen starrte er dann lange, lange in die Finsternis seines alten Knabenstübchens.

4. Kapitel.

Wäre Hansheinrich auch nur wenige Stunden später auf Oliza angelangt, so hätte er Herrn von Golin nicht mehr angetroffen — sein Schicksal hätte sich dann vielleicht ganz anders gestaltet.

Golins waren auf dem Sprung, nach dem Süden abzureisen, und der Rittergutsbesitzer erteilte gerade seinem Inspektor, dem langen Zabern, die letzte Audienz, als ihm Maximilian Otts Empfehlungsschreiben hereingeschickt wurde. Die Sache paßte ihm in diesem Augenblick ganz und gar nicht.

„Was meinen Sie, Zabern? Wird schon ein nettes Früchtchen sein, was? Der Deixel hole derlei Freundschaftsdienste. Damals mit dem jungen Herrn von Nolte sind wir auch so eklig 'ringeschliddert."

„Ja, Herr Rittmeister, das sagt' ich mir dazumalen gleich: Eleve, der mit der jungen Herrschaft Tennis spielen darf, aus dem wird nie 'was Rechtes für die Wirtschaft."

„Na — das wäre in dem Falle natürlich absolut ausgeschlossen," sagte Herr von Golin sofort. „Das erwartet sein Vater auch gar nicht." Er war — was selten vorkam — recht unschlüssig. „Ja, teuerster Zabern, Sie sind nun für ein paar Monate hier der Herr von's Ganze, da geht Sie das mehr an als mich. Können Sie ihn sachgemäß beschäftigen, dann gut. Sonst: zum Faulenzen und Klugschnacken wird mir ein zweites Mal keiner mehr engagiert."

„Nee, Herr Rittmeister, was die richtige Arbeit für so ein junges Männchen anbetrifft, das sollte mir die geringste Sorge sein."

Golin las den Brief noch einmal. Er entsann sich des ziemlich verfehlten Besuchs, den er mit seinen Damen im Oktober dem alten Studienfreund abgestattet hatte. Allzu dringlich machte Maximilian Ott sein Anliegen gerade nicht. Immerhin — das schimmerte ja durch — geschah ihm ein Gefallen, wenn man sich seines verlorenen Söhnchens annahm.

„Na, Zabern, wenn Sie für den jungen Mann also Zuchtrute und moralische Reinigungsanstalt markieren wollen, mir soll's recht sein. — Lassen Sie ihn 'mal anschwirren."

Hansheinrich schnitt bei dem ziemlich scharfen Verhör, das Golin mit ihm anstellte, ganz leidlich ab. Von der Landwirtschaft hatte er allerdings noch keine blasse Ahnung.

„Sie müßten sich die nächsten Monate hindurch zuvörderst auf jedwede Art praktisch zu betätigen suchen. Großen Arbeitsplan will ich Ihnen nicht aufstellen. Aber das sag' ich Ihnen gleich, bei mir heißt es: 'ran an den Speck. Jeder tut seine vermaledeite Pflicht und Schuldigkeit; wenn nicht, ab nach Kassel. Leuteschinder bin ich nicht, aber ich verlange Ehrgeiz, ganze Kerle, verstehen Sie wohl? Bummelanten sind mir ein Greuel. Wenn ich in der Wirtschaft bin, kenne ich für meine Person auch nichts anderes als Arbeit. Also sehen Sie zu, daß Sie dem Herrn Inspektor nach Möglichkeit an die Hand gehen. Von dessen Urteil über Ihre Leistungen wird es abhängen, ob ich nach meiner Rückkehr mit Ihnen in ein kontraktliches Verhältnis eintrete. Vorläufig kann ich mich nur auf eine Probezeit einlassen. Wollen Sie? — Na, denn bon."

So war die Angelegenheit binnen fünf Minuten ohne weitere Umstände und Formalitäten erledigt. Zabern nahm den neuen Wirtschaftseleven sofort nach der Inspektorwohnung mit hinüber und zeigte ihm da die Bodenkammer, die ihm eingeräumt werden sollte. Hansheinrich war mit allen Bedingungen einverstanden. Große Ansprüche zu stellen, war er ja nicht gewohnt.

Die Herrschaft bekam er vor ihrer Abreise nicht weiter zu sehen. Zabern instruierte ihn darüber, daß auf Oliza ein Anschluß an die Herrschaft den Beamten überhaupt nicht gewährt werde. Trotzdem er selbst, ein Sechziger, dabei Junggeselle, hier auf dem Gute schon unterm Vater vom gnädigen Herrn gearbeitet hatte, nahm auch er die Mahlzeiten nicht mit an der Tafel im Schlosse.

Golins führten ein herzliches, inniges Familienleben. Die jungen Damen sah man nur selten auf dem Hofe. Dafür aber galt Frau von Golin für eine sehr huldvolle Herrin, die am persönlichen Schicksal eines jeden einzelnen von den Leuten warmen Anteil nahm. Im Gegensatz zu ihr schilderte man ihren Gatten als einen Anhänger feudalen Junkertums. Herr von Golin war Rittmeister der Reserve; seine ganze Verwandtschaft gehörte dem aktiven Heere an. Er hatte gegen seine sämtlichen Untergebenen eine kurzangebundene, soldatische Art, die unbedingten Gehorsam forderte und niemals Widerspruch duldete. Es hieß, daß er bei seinen persönlichen Bekannten für einen sehr gemütlichen Gesellschafter gelte; auf Oliza merkte man nichts davon. Auch mit Zabern, der doch eine große Vertrauensstellung ausfüllte, verkehrte der Rittmeister fast nur dienstlich.

Hansheinrich war diese Charakteristik der Herrschaft ganz angenehm. Auch er lebte am liebsten ganz für sich. Er glaubte wohl, daß er sich rasch in diesem neuen Kreise zurechtfinden würde.

Als obersten Willen auf Oliza lernte er zunächst den des alten Inspektors kennen. Daß darüber noch der des gnädigen Herrn stand, das empfand man in diesem Winter nicht. Hansheinrich vergaß es in den nächsten Monaten überhaupt, daß hier noch eine Herrschaft existierte. Das schloßähnliche Herrschaftshaus war geschlossen, die Fenster waren mit grünen Rolläden abgesperrt, nur in der einen Souterrainküche herrschte Leben: da wurde nach wie vor für die Beamten gekocht. Unterm Gesinde sprach man mit großer Ehrfurcht über die weite Ausdehnung der Reise, die die jungen Golinschen Damen zum erstenmal in ihrem Leben ausführen durften. Bis zu Weihnachten weilten sie an den oberitalienischen Seen, dann zogen sie nach Bordighera. Anfang Februar wollten sie nach Nizza, um erst nach viermonatlicher Abwesenheit heimzukehren. Regine, die Jungfer, die die Damen begleiten durfte, schrieb voller Begeisterung von der Reise aus an das übrige Gesinde.

Hansheinrich hatte mit niemand auf Oliza Freundschaft geschlossen. Details über die Herrschaft kamen ihm daher nicht zu Ohren.

Der einzige, der Anschluß an den neuen Hofgenossen suchte, war der Schreibgehilfe des Oberamtmanns, Tomaschke, der bucklige Sohn eines Gendarmen aus Treptow, der ungefähr gleichalterig mit ihm war. Die Schiffsjungenvergangenheit des jungen Ott war unter den Beamten und dem Gesinde bald bekannt geworden; aber es brachte ihn niemand zum Plaudern über seine Erlebnisse. Auch Tomaschke nicht, so schlau der's anzustellen glaubte. Es verbreitete sich darauf die Ansicht über ihn, er sei ein ungeselliger, unfreundlicher Mensch, er habe wohl gar den ‚Tick', 'was Besonderes vorzustellen, weil sein Vater in Berlin etwas gelte. Aber hier werde kein Unterschied gemacht — das solle er sich nur ja von vornherein merken. Man kümmerte sich in der Folge nicht mehr um ihn. Hansheinrich verlangte es aber gar nicht anders. Seine Arbeit verrichtete er ernst und unverdrossen; seine Freizeit verbrachte er allein für sich.

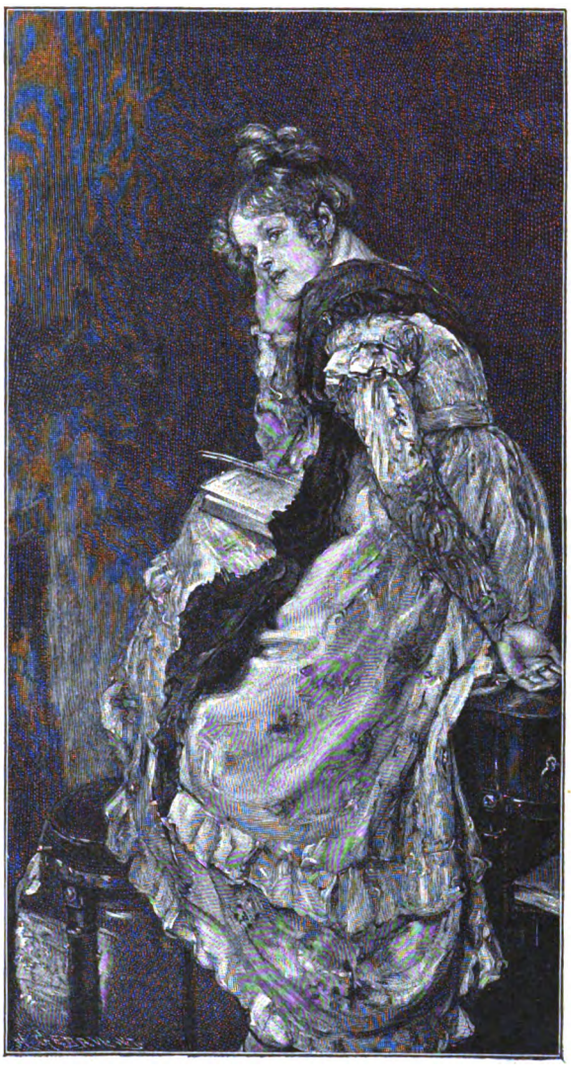
Den Inspektor focht die Unzufriedenheit der anderen mit dem jungen Ott in keiner Weise an. Er hatte sich bald sein eigenes Urteil über den jungen Menschen gebildet, und das lautete durchaus günstig. Nach guter Methode hatte er seinen Zögling sogleich praktisch in die verschiedenen Zweige der Innen- und Außenwirtschaft eingeführt. Hansheinrich hatte zunächst ein paar Wochen lang Stalldienst zu verrichten, dann kam er, als in der Brennerei Arbeitskräfte nötig wurden, zur Aushilfe dorthin, darauf mußte er gelegentlich einen Vogt bei der Feldarbeit vertreten, und als er zur Not mit Wagen und Pferd Bescheid wußte, schickte ihn der Inspektor morgens

Digitized by Google

mit der Milch zur Centrale und zu den Einkäufen auf den Markt.

Ein Wort des Lobes hatte noch keiner auf Oliza von den Lippen des alten Zabern vernommen. Der Inspektor, ein langaufgeschossener, sehniger, fast dürrer Mann, der sehr wortkarg war und nur der Pflicht lebte, ward von den Leuten vielleicht noch mehr respektiert als der Besitzer selbst. Im Gegensatz zum Rittmeister nannte man ihn den Wachtmeister, obwohl er gar nicht gedient hatte.

Hansheinrich kam mit ihm ganz gut aus. Freilich sprachen sie selten über andere als berufliche Dinge miteinander. Die Mahlzeiten nahmen sie zumeist schweigend nebeneinander am Beamtentisch im Erdgeschoß der Brennerei ein. Der Brennerei-Inspektor, der hier der Wortführer zu sein pflegte, hatte den Neuling anfangs aufzuziehen versucht; Zabern hatte sich aber ziemlich unwirsch ins Mittel gelegt. Seit der Zeit ließ man ihn ebenso ungeschoren wie den ‚Wachtmeister'. Er sei gerad' so ein Original wie der Alte, hieß es dann unter den Leuten.



Aus Großmutters Zeit. Nach dem Gemälde von W. Zehme.

Eine Vereinsamung fühlte Hansheinrich zunächst nicht, trotzdem er an keinerlei Geselligkeit teilnahm. In den ersten Wochen hatte ihn die neue Arbeit derart ermüdet, daß er nach Feierabend immer baldigst zu Bett ging. Die Nachtruhe war ohnehin kurz, denn um vier Uhr hieß es gewöhnlich schon wieder aufstehen. Auch sein Fuß hatte ihm anfangs noch zu schaffen gemacht. Er war abends froh, wenn er endlich die großen Wasserstiefel ausziehen konnte, die ihm Zabern aus seinem überraschend reichlichen Vorrat abgegeben hatte. Sein Schlaf war fest und gesund. Es kam überhaupt ein großes körperliches Wohlbehagen über ihn. Was ihn an Bord so elend und verzagt gemacht hatte, das kannte er jetzt nicht mehr: das Heimweh.

Zu Weihnachten war noch einmal ein Rückfall gekommen. Seine Mutter hatte an ihn geschrieben. Es waren ernste, sehr eindringliche Mahnungen gewesen. Sie schrieb ohne Vaters Wissen. Und es war das alte Lied: er solle doch endlich in sich gehen — jetzt, angesichts des brennenden Weihnachtsbaumes — solle um Verzeihung bitten. Die Elternliebe sei ja so unerschöpflich; sie werde sich ihm sicher wieder zuwenden, und man werde ihn nicht untergehen lassen, wenn er nur wirklich aufrichtige Reue und Zerknirschung an den Tag lege.

Sie dachte sich sein Los gewiß sehr traurig. Aber er war mit seinem Leben ganz zufrieden. In seiner Antwort suchte er es ihr in rosigsten Farben zu schildern. Er hatte Liebe und Lust zur Landwirtschaft, die Arbeit sagte ihm durchaus zu, er wünschte sich's gar nicht anders. Und was er neuerdings Unrechtes getan haben solle, wisse er nicht. Seine Eltern habe er doch wahrlich nicht kränken wollen. Sei es dennoch, ohne seine Absicht, geschehen, so tue es ihm sehr leid. Aber das dürften sie ihm doch nicht immer noch zum Vorwurf machen, daß er sich sein Leben nicht nach ihren Plänen habe einrichten wollen. Ob denn nicht jeder Mensch das Recht der Selbstbestimmung habe?

Als er all das niederschrieb, dachte er nicht an seine Mutter, sondern an Tante Ellen, die das Blatt ja sicher zuallernächst in die Hand bekommen würde. Und es flossen ihm trotzige Wendungen in die Feder, die er hernach, als der Brief abgeschickt war, bereute.

Er verbrachte die Festtage, in denen es auf Oliza hoch herging, da die Herrschaft reichlich Geldgeschenke und Naturalien angewiesen hatte, recht still und gedrückt.

Darauf hörte er nichts mehr von zu Hause.

Aber eine neue, eine rein geistige Verbindung mit seinem Vater bahnte sich bald nachher an.

Der Inspektor war auf das ‚Neue Fremdenblatt' abonniert, das auch auf dem Schlosse wie vielfach in der ganzen Nachbarschaft gehalten wurde. Zufällig bekam Hansheinrich einmal ein Exemplar zu lesen, das schon durch viele Hände gewandert war. Ein glänzender Artikel seines Vaters in einer agrarischen Angelegenheit von großer Tragweite stand darin. Sogar am Speisetisch der Beamten war davon die Rede gewesen.

Während seines kurzen Aufenthalts im Elternhause hatte er die Zeitung ja auch regelmäßig gelesen. Die Artikel seines Vaters, dessen Zeichen er kannte, hatten damals aber nicht so unmittelbar auf ihn gewirkt, wie jetzt, wo rund um ihn die Wogen des praktischen Lebens so hoch gingen, wo er wahrnahm, wie jedes Wort von ihm ein lebendiges Echo wachrief.

Von nun an beschäftigte er sich eingehender mit den Arbeiten seines Vaters. Und von Woche zu Woche wuchs seine Begeisterung. Auch der Stolz regte sich in ihm: daß der Mann, der so aufrecht mitten in den politischen Wirren aushielt, sein Vater war. Und seltsam — es überfiel ihn dabei gleichzeitig eine große Beschämung. Er kam sich selbst so klein und wertlos vor gegenüber dem berühmten Manne. Er begriff jetzt doch nicht, daß er's gewagt hatte, ihm so trotzig und herausfordernd gegenüberzutreten. Was war er, der armselige Schiffsjunge, gegen den mutigen Kämpen, der da heute dem Minister den Fehdehandschuh hinwarf, der morgen mit ein paar feingeschliffenen Sätzen voll köstlicher Satire das Krämergeschrei einer mächtigen Gruppe von goldgestopften Millionären beleuchtete, der Tag für Tag auf dem exponierten Posten war, immer mit einer glänzenden Dialektik, immer mit geistvollen Einfällen, und doch stets so klar und faßlich in seiner Darstellung, daß sogar die einfachen Leute hier auf dem platten Lande ihm voll Verständnis und Begeisterung folgen konnten!

Zabern war wohl einer der unbedingtesten Anhänger von Ott. Es war ja nicht seine Art, viele Worte zu machen. Aber Hansheinrich merkte es ihm jedesmal an, wenn ihn ein

Digitized by Google

Artikel im ‚Neuen Fremdenblatt' besonders ansprach. Es kam dann bei und nach der Lektüre eine Unruhe über den Alten, die man sonst gar nicht an ihm gewohnt war. Er ging mit dröhnenden Schritten auf und nieder, schnupfte öfter, räusperte sich und brummte auch wohl vor sich hin.

Einmal nahm er das Blatt, schob es Hansheinrich hin, der gerade die Lohnliste ins Reine schrieb, und klopfte ihm wohlwollend auf die Schulter. „Famos gemacht, Ihr Alter, Himmeldonnerwetter!" sagte er fast atemlos. Darauf verließ er die Stube.

Das war das einzige Mal, wo er davon Notiz nahm, daß sein Eleve der Sohn des berühmten Journalisten war. Aber es blieb Hansheinrich unvergeßlich.

Es kamen auch Zeiten, in denen die im ‚Neuen Fremdenblatt' verfochtene Politik die Gemüter nicht weiter erhitzte. Sobald aber wieder eine Serie von Artikeln die vitalen Interessen der Landwirtschaft in der bekannten und doch immer neuen, schwungvollen Art verfocht, war der Name Ott hier stets auf allen Lippen.

Hansheinrich ward's dann oft ganz eng ums Herz. Es nahm jetzt niemand mehr Notiz davon, daß das auch sein Name war. Er hatte es nicht anders gewollt — und doch grämte es ihn. Maximilian Ott war für die Landwirte ein Heerführer, ein schildgepanzerter, wohlbewehrter Recke, ein Mann, der im Umgang mit dem Altreichskanzler, durch die Vertiefung in dessen großartige, weitausschauende Politik erstarkt und gewachsen war, er war für sie selbst so ein Stück Bismarck der Feder geworden. Nie zuvor hatte sich Hansheinrich klar gemacht, daß er den gewaltigen Abstand von seinem berühmten Vater noch einmal so quälend und demütigend empfinden würde. In seinem ohnmächtigen Groll verzichtete er dann auf die Zeitungslektüre. Und wenn unter den Beamten das Politisieren losging, verließ er das Zimmer. Er wollte nicht immerzu an die Bedeutung, den Ruhm, den mächtigen Einfluß seines Vaters erinnert werden. Mit der Zeit entwickelte sich ein wahrer Haß auf alle Buchweisheit, die er Federfuchserei nannte, in ihm.

Inzwischen war auch die Herrschaft zurückgekehrt. Herr von Golin sprach ihn gleich in den ersten Tagen auf dem Hofe einmal wohlwollend an. Er solle vom 1. April an einen kleinen Gehalt bekommen; Voraussetzung sei aber, daß er dann dem Inspektor das Journal führe.

Um in die Rechnungsgeschäfte einzudringen, mußte er von nun an in den Abendstunden doch wieder die Nase ins Buch stecken. Er tat es verdrossen. Zabern hielt ihm deshalb einmal eine Standpauke.

„Wenn ich ein Schreiber hätte werden wollen, dann hätt' ich ja die Stelle vom Tomaschke annehmen können," erwiderte er. „Ich will ein Landwirt werden, kein Federfuchser."

Während er sich in allen anderen praktischen Dienstzweigen bisher als zuverlässig, fleißig, verständnisvoll und unermüdlich bewährt hatte, arbeitete er den schriftlichen Teil seiner Obliegenheiten mit solcher Unlust, daß es auch dem Herrn auffiel.

Hansheinrich bekam da seine erste strenge Verwarnung von Golin.

Nach Feierabend ging er in den nächsten Tagen überhaupt nicht mehr an die Arbeit, mochte draus werden, was wollte, sondern er verließ den Hof und wanderte durch den noch immer tief im Schnee begrabenen Wald nach dem Ufer.

Die See hatte den ganzen Winter hindurch eine starke Anziehungskraft für ihn besessen. Vom Waldrand aus, von dem das Ufer ziemlich steil abfiel, um unten noch einen breiten, sandigen Strand zu bilden, der seit Weihnacht unter fast meterhohem Schnee lag, hatte man einen freien Überblick übers Wasser. Täglich hatte Hansheinrich einmal, wenigstens für ein paar Minuten, sich von der Wirtschaft freigemacht, um sich von der See da draußen einen frischen Gruß zu holen. Er sah die anfangs dünne Eiskruste, die sich in Fluthöhe bildete, von Tag zu Tag wachsen, immer neue Eisschollen trieben von Schweden oder Finnland her an den Strand, wuchsen da fest, und mit der Zeit baute sich ein riesiger, abenteuerlich gezackter Wall längs der ganzen Küste auf, über den dann bei Sturm immer neue Eisschollen hinwegschossen. Und noch bewegter ward das Bild späterhin, beim Eisgang, wo es dort unten rauschte und prasselte, krachte und klirrte, als seien unsichtbare Riesenfäuste mit der Zerstörung der wilden und grotesken Eisgebilde beschäftigt.

Geradezu unheimlich nahm sich das in der Dämmerung aus. Aber Hansheinrich zog es mit magischer Gewalt immer wieder dahin, gerade wenn der Abend kam.

Nach einer öden, trübseligen Regenperiode hatte noch einmal, Anfang März, ein tüchtiger Schneefall eingesetzt, dem ein kurzer Frost mit klarem Himmel folgte. Man hatte Vollmond, wo das Schauspiel am Strand einen besonders geheimnisvollen Reiz auf Hansheinrich ausübte. Er ließ die Schreibarbeit also wiederum liegen — trotzdem er wußte, daß Zaberns Geduld nun bald erschöpft sein würde — und schlüpfte vom Hofe, den von ihm längst schon festgetretenen Pfad nach dem Ufer einschlagend.

Außerhalb des Gutshofes herrschte eine wunderbare Stille. Im silbernen Mondlicht wirkte der beschneite Wald wie verzaubert. Von fernher grüßten die Lichter der hellerleuchteten Schloßfenster durch die sternklare Nacht. Tiefer Friede lag über der starren Winterlandschaft.

Er fühlte die Kälte nicht, abgehärtet wie er war. Lange stand er und blickte auf das seltsame, hellblau und stählern schimmernde Wasser nieder, dessen überköpfende Wellen im Mondlicht ein Blitzen und Funkeln erregten, als ob es Meerleuchten sei.

Da hörte er Stimmen hinter sich. Er glaubte, es seien Leute aus dem Dorfe, und wollte sich von ihnen nicht stören lassen. Es war eine Ausnahme, wenn man hier an der Küste einem zweiten Spaziergänger begegnete. Das Volk hatte nur wenig Sinn für die ergreifenden Schönheiten der winterlichen Natur.

Als die Stimmen näher kamen, gewahrte er, zunächst nur an der Dialektlosigkeit, daß es niemand vom Gesinde sein konnte. Gleich darauf stand es bei ihm fest: es waren die jungen Golinschen Damen in Begleitung eines Fremden, und zwar, wie der rote Streifen über der hellgrauen Gestalt und das Aufblitzen einer Säbelscheide bewies, eines Offiziers.

Er hatte die jungen Damen erst selten gesehen: einmal bei der Abreise und der Heimkehr, wo alle Beamten mit dem ganzen Gesinde sich auf dem Parkweg versammelt hatten, und dann in den letzten Tagen wieder, als sie mit ihrem Vater ausritten. Fräulein Liddi gab zu Pferde eine pompöse Erscheinung ab; ihre jüngere Schwester war vorläufig noch ein ziemlich unentwickelter, unscheinbarer Backfisch.

Die beiden Fräuleins hatten sich bei dem jungen Offizier eingehängt. Fröhlich schwatzend kamen sie auf dem schmalen Pfade in munterem Tempo angetrabt — Hertha ein paarmal hell aufkreischend, wenn die Bahn so eng ward, daß sie bis ans Knie in den Schnee tappen mußte.

Er war noch unentschieden, ob er hier bleiben oder ob er umkehren sollte, als eine der jungen Damen ihn bemerkte und ihn von weitem in hellem, ans Befehlen gewohnten Ton zurief: „Ist ein Weg da vorn? Kommt man dort zum Strand hinunter?"

In den Gesprächen mit den anderen Leuten vom Gutshofe hatte er sich allmählich, teils unbewußt, teils mit Absicht, daran gewöhnt, das hier übliche Platt zu sprechen. Ganz unwillkürlich antwortete er auf diesen Anruf aber hochdeutsch.

‚Du, es ist gar keiner von unsern,' hörte Hansheinrich die andere darauf halblaut sagen.

Sie waren stehen geblieben und wollten ihre Arme losmachen; der junge Offizier gab sie aber nicht frei.

„Nee, Kinnings, umkehren ist nicht!" sagte er lachend.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google



Die Barschfischer. Nach dem Gemälde von E. Werenskiold.

Digitized by Google

Digitized by Google

El Dorado.

Von Albert Kersting.

Die Kämpfe zwischen den beiden südamerikanischen Republiken Venezuela und Kolumbien, dann die durch die unerhörte Dreistigkeit des Präsidenten von Venezuela, Castro, notwendig gewordene Blokade durch die europäischen Großmächte, haben die Blicke der ganzen Welt wieder einmal auf diese Gegenden im Nordwesten Südamerikas gelenkt. Sonst hört man nicht viel von diesen Staatswesen, denn die Forschung ist noch verhältnismäßig wenig in ihre Wildnisse vorgedrungen. Jetzt aber finden sich in allen größeren Zeitschriften Abhandlungen über sie; ihre geographischen, ethnographischen und wirtschaftlichen Verhältnisse werden eingehend beleuchtet. Viel Erfreuliches ist freilich davon, besonders was die wirtschaftliche Lage angeht, nicht zu berichten. Namentlich nicht von Kolumbien. Landwirtschaft und Industrie liegen sehr danieder, obwohl Kolumbien ein fruchtbares Land ist. Sein Boden birgt zahllose Mineralschätze, seine weiten Urwälder bestehen zum großen Teile aus wertvollen Nutzhölzern. Unter der dreihundertjährigen spanischen Herrschaft war es zu Zeiten das reichste Goldland der Erde, welches dem Reiche der Habsburger rund eine Million Kilogramm des kostbaren Metalls geliefert hat.

Als die Spanier zur Zeit der Entdeckung und Eroberung auch nach Kolumbien kamen, fanden sie zwischen anderen tieferstehenden Stämmen ein verhältnismäßig hochentwickeltes Volk am Ufer des Magdalenenstromes vor, das Volk der Tschibtscha. Und eine Sage, welche die goldgierigen Europäer ins Land gelockt hatte, wußte von unermeßlichen Goldschätzen zu berichten, die in den Hochgebirgen nördlich von Peru zu finden sein sollten. Das war die Sage von el Dorado, dem vergoldeten Manne.

Die Gerüchte, die die Spanier bei ihrer Ankunft in Mittel-Amerika hörten, wiesen sie nach Süden. Dort sollte es große und mächtige Reiche geben, und, was die Konquistadoren besonders reizen mußte, ungezählte Mengen von Gold. So fuhren kühne Abenteurer an den Küsten des Stillen Ozeans südwärts, entdeckten und eroberten das große Reich der Inka. Aber auch nach dessen Unterwerfung hielt sich das Gerücht lebendig, daß es noch ein anderes goldreiches Land gäbe, welches noch keines Europäers Fuß betreten habe. Dieses Reich sollte nördlich von Peru gelegen sein. Dadurch entstand jene Sage. Dort sollte ein König herrschen, dessen Reichtum an Gold und Edelsteinen so unermeßlich wäre, daß sein ganzer Körper buchstäblich mit Goldstaub bedeckt sei. Ihn nannten die Spanier el Dorado, d. h. den goldenen oder vergoldeten Mann. Später übertrug sich der Name auf das Reich selbst, nach welchem in den folgenden Jahrzehnten, ja bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts hinein, Glücksritter und Abenteurer aller Nationen suchten. Wo dies ersehnte Land el Dorado aber zu finden sei, das wurde, je länger man danach suchte, desto zweifelhafter. Man verlegte den Sitz des sagenhaften Königs bald in das Gebiet von Nueva Granada, bald nach spanisch Guayana, in die Llanos (Steppen) des Caquetá und Putumayo oder an den See Parima in der Nähe der Quellen des Oyapoc. Die Hauptstadt des Reiches, Manoa del Dorado, sollte am See Manoa, den man zwischen dem Orinoko und Marañon suchte, gelegen sein, und die Dächer ihrer Häuser sollten aus dem reinsten Golde bestehen. Die Sage nahm sogar die Form an, der König el Dorado sei in eine bei seiner Hauptstadt befindliche Lagune mit allen seinen Goldschätzen gestürzt worden. Weshalb, blieb zweifelhaft. Nach anderen Berichten wieder hatten sich die letzten Ueberlebenden der Inkafamilie nach Manoa del Dorado zurückgezogen. Man kann sich denken, daß ein tolles Fieber alle aus der Alten Welt herübergekommenen Abenteurer erfaßte, dieses Reich mit seinen ungeheuren Schätzen zu entdecken. Und selbst wenn die Goldmassen des Königs auf dem Grunde des Sees ruhten, konnten sie ja leicht gehoben werden. Also nur suchen, suchen!

Um der Sache die Krone aufzusetzen, ließ gegen Ende des 16. Jahrhunderts ein Engländer ein Buch erscheinen, welches eine genaue Beschreibung von el Dorado und sogar eine Karte des Landes (!) enthielt. Trotzdem so jedermann den Weg, den er einzuschlagen hatte, genau aus der Karte ersehen konnte, war es keinem Abenteurer vergönnt, das Goldland zu finden. Aus Venezuela, welches damals im Besitze der Ehinger und später der Welser war, drangen Ambrosius Ehinger, Georg Hohermuth, Philipp von Hutten, nach Südwesten vor. Sie mußten unverrichteter Sache umkehren. Andererseits versuchte Walter Raleigh Ende des 16. Jahrhunderts sein Glück von der Orinoko-Mündung aus, ebenfalls ohne das Goldland zu finden.

Einige Jahrzehnte früher als Raleigh (1538) waren drei Männer von verschiedenen Seiten zu gleicher Zeit in das Hochland am Magdalenenstrom und Rio Cauca vorgedrungen und hatten hier das Reich der schon genannten Tschibtscha-Indianer entdeckt. Der Adelantado Gonzalo Jimenez de Quesada war dem Laufe des Rio Magdalena von der Kolonie Santa Marta aus gefolgt, bis zum Hochplateau von Bogotá gelangt und hatte die Tschibtscha, ohne großen Widerstand zu finden, unterworfen. Als er das Land dann organisiert hatte und im Begriffe war, es zu verlassen, kamen kurz hinter einander zwei weitere Expeditionen auf dem Hochlande an: die eine, geführt von einem Deutschen, Nikolaus Federmann, von Venezuela her, die andere unter Sebastian de Benalcazar, welcher von Quitu über Popayan vorgerückt war, beide getrieben von dem Verlangen, el Dorado und sein Reich zu finden. Sie sahen sich aber, wie sie glaubten, auch hier wieder getäuscht. Niemand konnte ihnen Auskunft über den sagenhaften König geben. Sie erbeuteten freilich teilweise große Schätze, aber die Paläste, die die Sage so herrlich dargestellt hatte, waren aus Holz und bedeckt mit Stroh, behangen mit kleinen Goldplättchen. Auf Quesadas Rat gingen alle drei zusammen an den Hof von Spanien, um wenigstens den Lohn für ihre Mühen zu erhalten. Aber nur Quesada sah Amerika wieder; auch er erst spät. Sobald er aber zurückgekommen war, rastete er nicht, bis er eine neue Expedition zusammengebracht hatte, mit welcher er unermüdlich nach dem Dorado forschte. Er fand ihn nicht. Ebensowenig sein Bruder Hernan Perez de Quesada und sein Schwiegersohn.

Und allmählich, im Laufe der Zeit, ging die Hoffnung immer mehr verloren, das sagenhafte Reich zu finden. Man kannte alle Gebiete des großen spanischen Kolonialreiches, nirgends aber war man darin auf eine Spur des Dorado gestoßen. Er und sein Land mußten der Phantasie der Indianer oder einzelner Konquistadoren entstammt sein. So verwies man ihn schließlich in das Reich der Fabel.

Die Ironie des Schicksals aber hatte es gewollt, daß gerade der Mann, der sein ganzes Leben der Suche nach dem Dorado gewidmet hatte, daß Quesada auf einem seiner ersten Züge und überhaupt als erster Europäer das Reich, freilich ohne es zu wissen, betreten hatte, dessen Einrichtungen den Anlaß zur Entstehung der später vielfach ausgeschmückten Sage von El Dorado gegeben haben. Denn durch neuere Forschungen (diese neueren Forschungen hierüber sind zuletzt allgemein verständlich und übersichtlich dargestellt in Helmolt: Weltgeschichte, Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien, 1. Bd. 1899) ist es sichergestellt, daß wir in dem Reiche der Tschibtscha das Land des sagenhaften Dorado zu suchen haben. Die Tschibtscha oder, wie sie von den Spaniern auch genannt werden, die Muysca (d. h. „Menschen“ in ihrer Sprache) bildeten die nördlichste Kulturprovinz Südamerikas. Losgerissen von jedem Zusammenhange mit den umwohnenden wilden Völkerstämmen, wie auch den Kulturnationen Perus und Mexikos, bewohnten sie zur Zeit des Einfalles der Spanier einen schmalen Landstreifen östlich vom Rio Magdalena,

Digitized by Google

welcher, von diesem selbst durch Gebirgszüge geschieden, hauptsächlich die Hochebene von Tunja und Bogotá umfaßte, sowie die sich südlich und nördlich daran anschließenden Täler und die östliche Abdachung der Kordilleren. Hier müssen sie ursprünglich in zahlreiche kleine Stämme zerfallen sein, darauf läßt ihre Überlieferung schließen. Später, einige Jahrhunderte vor Ankunft der Spanier, trat eine Centralisation ein insofern, als sich die einzelnen kleinen Stämme zu fünf Staaten zusammenschlossen. Die beiden stärksten von ihnen, die des Zipá und des Zaqué, waren bestrebt, ihre Macht auch über die drei kleineren Reiche auszudehnen, was ihnen auch zum Teil gelang. Kurz vor der Ankunft der Spanier trat dann der Entscheidungskampf zwischen ihnen ein, der aber durch Quesadas Erscheinen einen plötzlichen Abschluß fand.

Diese fünf Staaten waren: Tundama im äußersten Nordosten; ferner Sogamoso (Sugamuxi) mit dem Iracá an der Spitze; Tunja oder Hunsa, beherrscht vom Zaqué; Guatavita, an der gleichnamigen heiligen Lagune gelegen; und endlich der Staat des Zipá oder Bogotá (Bacatá), dessen Hauptstadt Muequetá, das heutige Funza, war. Das Verhältnis der einzelnen Staaten zu einander ist noch nicht ganz geklärt. Besonders ist zweifelhaft, ob wir es hier mit sich gegenüberstehenden geistlichen und weltlichen Fürsten zu tun haben, oder ob man zwischen älteren und jüngeren Staatengruppen zu unterscheiden hat. Wahrscheinlich wird die Verbindung beider Ansichten das Richtige ergeben. Sogamoso und Guatavita werden die ältesten Reiche gewesen sein, aus deren Verband sich der Zaqué und der Zipá allmählich loslösten, um schließlich auch ihre früheren Herren zu unterwerfen. Andererseits aber haben wir wohl in Guatavita und seiner Lagune das älteste und bedeutendste Heiligtum der Tschibtscha vor uns, neben welchem nur noch der Sonnentempel von Sogamoso großes Ansehen genoß, der gleich in der ersten Nacht nach der Eroberung durch Unvorsichtigkeit spanischer Soldaten ein Raub der Flammen wurde. An Guatavita knüpfen alle Sagen und Mythen an, welche die Vorzeit des Volkes betreffen. Am See von Guatavita mußte der Heros der Tschibtscha, Botschica oder Nemterequetebá, eine Verkörperung der Sonne, die das Volk besonders verehrte, gegen sein ränkesüchtiges Weib Tschia kämpfen, welches den Mond darstellt. Botschica war aus den Llanos des Ostens zu den damals noch in völliger Wildheit im Tal des Funzaflusses lebenden Tschibtscha gekommen und hatte ihnen die Segnungen der Kultur gebracht: er lehrte sie Ackerbau, Gewerbe und Wissenschaft und richtete einen völlig geregelten Staat ein. Tschia aber grollte ihm deshalb und staute den Funza, so daß er das ganze Becken von Bogotá anfüllte. Da spaltete Botschica, nachdem er Tschia im Zorn als Mond an den Himmel versetzt hatte, mit dem Blitz den Felsen, der den Ablauf des Flusses hinderte, so daß dieser in dem berühmten Fall von Tequendama in die Tiefe stürzen konnte.

Von der großen Sintflut war nur der See von Guatavita übrig geblieben. Seit alter Zeit galt er daher auch als Sitz von Göttern, denen man opfern und Gaben darbringen mußte, welche besonders in kunstreichen Goldarbeiten bestanden. Die Tschibtscha verstanden es nämlich ausgezeichnet, das Gold in künstlerischer Weise zu bearbeiten. Besonders waren die Goldarbeiter von Guatavita berühmt. Man hatte zwei verschiedene Arten der Technik. Entweder stellte man sie aus einfachem Goldblech her, auf welchem vermittelst Golddrahtes die Umrisse, wie Augen, Nase ꝛc., und die Gliedmaßen der Gestalt befestigt wurden. Oder das Goldblech wurde über steinernen Formen, den sog. „Kalendersteinen", zu erhabenen Figuren geschlagen; diese Kunstwerke hießen tunjos. Die neuere Forschung hat zahlreiche solcher Gebilde zu Tage gefördert, freilich erst wenig im Verhältnis zu dem, was noch vorhanden sein muß, und zu dem, was schon geraubt ist. Teils sind Tiere, teils Menschen dargestellt, Augen und Mund, sowie Arme und Beine, wie schon erwähnt, durch Draht angedeutet oder durch Vertiefung oder Erhöhung gebildet. Teilweise sind auch beide Arten der Technik verschmolzen, so daß der Draht auch bei erhaben gearbeiteten Figuren Verwendung gefunden hat. Charakteristisch ist manchen dieser menschlichen Gestalten der in der Nase eingeklemmte, aus Goldblech hergestellte Halbmond, den die Bewohner Kolumbiens über den Mund herabhängend trugen, weswegen sie von den Bewohnern der südlicheren Gebirge „Mondnasen" (quillasenca) genannt wurden. Von Tieren zeigen die Künstler eine Vorliebe für Frösche, Schlangen und Eidechsen, die ziemlich naturgetreu nachgebildet sind. Das Geschick der Goldarbeiter ist wirklich bewundernswert, wenn man bedenkt, mit welchen primitiven Werkzeugen diese kleinen Figuren verfertigt worden sind. Sie müssen in ungezählten Mengen hergestellt worden sein, denn aus den Berichten der spanischen Eroberer können wir entnehmen, daß die Paläste der Herrscher (usaques) und die Häuser der vornehmen Krieger (guetschas) in ihrem Innern völlig von solchen Kunstwerken bedeckt, außerdem noch mit farbigen Baumwollstoffen und Edelsteinen geschmückt waren. Diese Goldsachen wurden auch vor allem als Opfer für die Götter benutzt. Daher erklärt sich die Menge derselben, die man an Plätzen der Götterverehrung gefunden hat. Neben Höhlen, Klüften und Bäumen, sowie den Gräbern beim Totenkult, spielten hier aber die zahlreichen Lagunen der Hochebene, besonders diejenigen von Guatavita und Siecha, eine große Rolle. Auf ihrem Grunde müssen unermeßliche Goldschätze ruhen, die bis jetzt noch keines Menschen Auge gesehen hat. Sie wurden den Göttern des Sees bei allen möglichen Anlässen gespendet, bei denen der König es für nötig hielt, eine Wallfahrt nach einer der Lagunen zu veranstalten. Diese waren übrigens zur Bequemlichkeit der Pilger durch Straßen verbunden. Solche Gelegenheiten waren Kriege, verheerende Seuchen, Hungersnöte, vor allem aber die Thronbesteigung eines neuen Fürsten von Guatavita.

Die fünf Fürsten der Tschibtscha, oder vielleicht auch nur die Unterfürsten, führten den Titel usaque, während der jeweilige Ober-Kazike eine der schon genannten Bezeichnungen (Zaqué, Zipá ꝛc.) trug. Sie residierten in Palästen aus Holz, welche mit Stroh bedeckt und von großartigen Mauern aus Brettern und hohen Masten umgeben waren. Außen flimmerten an ihnen zahllose kleine Goldplättchen in der Sonne, so daß von fern her wohl der Eindruck eines aus reinem Golde hergestellten Baues entstehen konnte. Auch die Tempel waren so hergestellt. Die Untertanen durften dem Herrscher nur mit zu Boden gesenktem Blicke nahen. Wenn er ausgehen wollte, wurde er in einer köstlich ausgeschmückten Sänfte getragen. Starb ein König, so wurden ihm einige seiner Frauen und Diener ins Jenseits mitgegeben. Die Leiche wurde, wie bei den Inkaperuanern, in hockender Stellung eingeschnürt und einbalsamiert, was den Priestern (jeques) zu tun oblag. Dann wurde sie heimlich des Nachts, damit das Volk annehmen sollte, der Fürst sei zur Sonne zurückgekehrt, in einem tiefen Grabe, einer huaca, beigesetzt. Kostbarkeiten wurden in Menge neben der Mumie aufgehäuft, eine dünne Schicht Erde über alles gebreitet, und auf dieser begrub man die bewußtlos gemachten Frauen und Sklaven.

Vor seinem Tode bestimmte der Usaque meist einen seiner Verwandten oder seinen tüchtigsten Heerführer zu seinem Nachfolger, damit dieser sogleich nach seines Vorgängers Hinscheiden die Zügel der Regierung in die Hand nehmen konnte. Bevor dies aber geschah, hatte der Betreffende — so verlangte es die Sitte — unter Überwachung der Priester sich Prüfungen zu unterziehen, die längere Zeit hindurch dauerten. Waren sie beendet — teilweise gehörte auch ein langes Fasten zu ihnen — so legten die Priester dem Herrscher die Abzeichen seiner Würde an, welche in goldenen Ohrgehängen und dem schon erwähnten halbmondförmigen Schmuck für die Nase bestanden. Dann wurde die Thronbesteigung unter großen Festlichkeiten begangen.

In Guatavita aber fand bei dieser Gelegenheit und auch sonst bei feierlichen Opfern noch eine besondere Ceremonie statt. Am Tage der Feier kam der Fürst unter Begleitung seiner Vornehmen und der Priester zum Rande der heiligen,

Digitized by Google

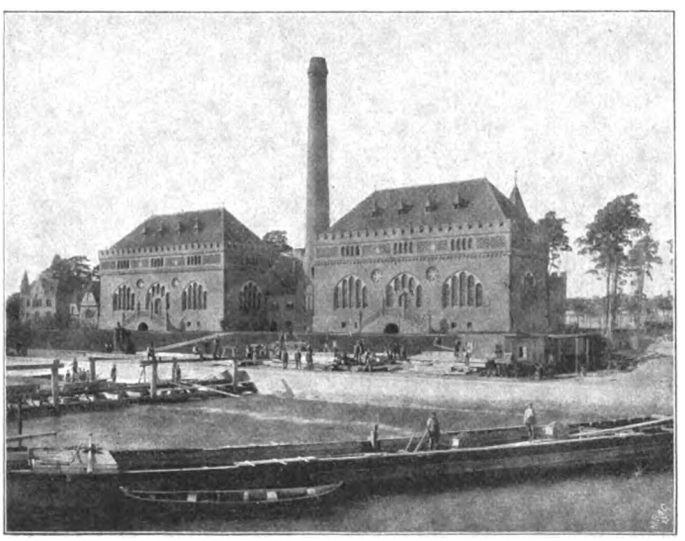
inmitten von Wald und Fels gelegenen Lagune. Hier harrte seiner ein mit den kostbarsten Goldarbeiten und Edelsteinen reich beladenes Floß. Während das gewöhnliche Volk ringsum lagerte, entkleideten die Priester unter feierlichem Schweigen und Spendung reichlicher Opfer den Fürsten, beschmierten ihn von Kopf bis zu Fuß mit einer klebrigen Erde und puderten ihn mit Goldstaub. So stellte er das glänzende Abbild der Sonne, der ewig unvergänglichen Gottheit dar, er, der zugleich als ihr Abkömmling galt und nach seinem Tode zu ihr zurückkehrte. Mit mehreren seiner Unterfürsten, welche auf das reichste gekleidet waren, bestieg der Fürst das Floß, das unter dem Jubel der am Rande versammelten Menge in die Mitte des Sees hinausfuhr. Hatte es diese erreicht, so hielt es an. Nun erhob sich el Dorado in seiner strahlenden Pracht, betete zu den Göttern des heiligen Sees und opferte ihnen die Gaben, welche das Floß trug. Unter seinen Gebeten sanken sie in die Tiefe: die Götter der Flut zogen sie zu sich auf den Grund. Dann nahm der Herrscher selbst in den heiligen Wasserfluten ein Bad und kehrte, nachdem er sich so den Goldstaub abgewaschen hatte, an das Land zurück.

So ist die Sage von el Dorado, dem vergoldeten Herrscher, entstanden. Sie enthielt also einen wahren Kern, der nur durch phantastisches Beiwerk verdeckt war. Erst neuerdings hat man wieder im See von Guatavita ein aus spiralförmig aufgerollten Goldstreifen hergestelltes Floß gefunden, in dessen Mitte der Kazike mit seinen Begleitern steht. Die alte Sage hatte also den Spaniern nicht zu viel verkündet. Es hat tatsächlich ein Reich gegeben, dessen Goldschätze so enorm waren, daß sich sein König mit Goldstaub pudern konnte. Auch das war im Grunde richtig, was von Mund zu Mund ging, daß die Reichtümer El Dorados auf dem Grunde eines Sees versenkt wären. Nur sind bis jetzt alle Versuche, die Fluten abzulassen, erfolglos geblieben. Nur an den Rändern der Lagunen hat man reiche Funde gemacht. Die Götter des Sees halten eben ihre Opfer fest, die ihnen einst vor langer Zeit ein gläubiges Volk geschenkt hat. Aber wir brauchen deshalb die Hoffnung nicht aufzugeben, daß in friedlicheren Zeiten, als die jetzigen sind, die Wissenschaft auch diese Schätze heben und damit immer mehr Klarheit in die alte Sage von el Dorado bringen wird.

Die Wasserversorgung der Großstadt.

Von Dr. Paul Grabein. Mit acht Abbildungen.

Die Versorgung großer Städte mit gutem, reinem Wasser ist eine Frage, die so alt wie die großen Stadtanlagen selbst ist, die also bis in das erste und zweite Jahrtausend vor Christus hinaufreicht. In der Tat beweisen uns historische Überlieferungen, Urkunden und bauliche Überreste, daß bereits in den grauen Zeiten des Ramses, der Semiramis und des Königs Salomo gewaltige Wasserleitungen (Aquädukte) in den Residenzen dieser Herrscher angelegt wurden; ja, bei dem ältesten aller Kulturvölker, bei den Chinesen, reicht die Entstehung solcher Anlagen in eine noch frühere Zeit hinauf. Daß die Griechen für ihre Hauptstädte, wie Athen, Theben, Megara ꝛc. in unterirdischen Kanälen das Schmelz- und Regenwasser aus den benachbarten Gebirgen herzu leiteten, ist ebenso bekannt wie die Tatsache, daß die Römer mit einer hochentwickelten Technik in imposanten, mächtigen Hochleitungen von massigem Quaderbau Wasserleitungen an legten, und zwar nicht nur in der ewigen Stadt selbst und in der Provinz Italica, sondern sogar weit draußen in den unterworfenen Ländern der Barbaren, in den Gebieten der Germanen (so z. B. bei Mainz, Metz, Trier) wie in Spanien, im nördlichen Afrika wie im fernen Orient, wo noch heute inmitten des traurigen Verfalls der Türkenherrschaft die staunenswerten Überreste kunstvoller Aquädukte von einer längst entschwundenen hohen Kulturblüte zeugen.



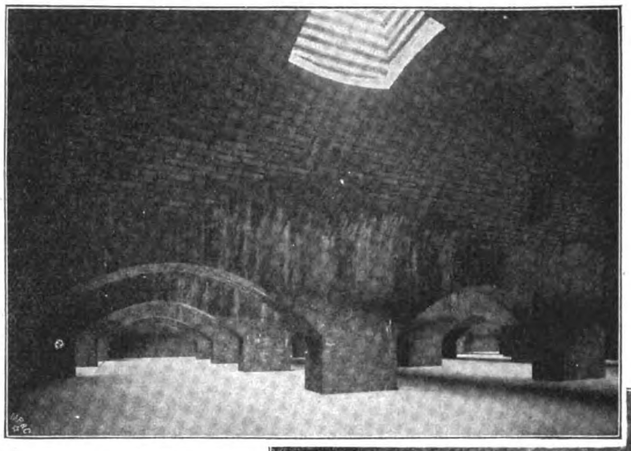
Schöpfwerke der Berliner Städt. Wasserleitung am Müggelsee.

Das alte Rom zur Kaiserzeit hatte, wie danach nicht überraschen kann, ein bereits derart vervollkommnetes System der Wasserversorgung, wie es im Grunde genommen selbst unsere heutige vorgeschrittene Technik nicht besser herstellen könnte. Dreißig gewaltige Aquädukte, die 15—30 Stunden weit herkamen, führten das Quellwasser der Gebirge nach der Riesenstadt. Der Aquädukt enthielt, in mehreren Stockwerken, Kanäle von viereckigem Querschnitt, die oben mit Ziegelsteinen oder Balken gedeckt waren und an den Innenflächen mit Kalk oder zerkleinerten Ziegelstückchen ausgefüttert waren, welch letztere ähnlich wie ein moderner Filter wirkten und das Wasser von mitgeführten verunreinigenden Bestandteilen reinigten. Diese Hauptleitungen mündeten, wie bei den heutigen Anlagen, in gewaltige Reservoire (castella), von wo aus das Wasser in kleineren Zuflüssen in die Gärten, Bäder, öffentlichen Brunnen und in die einzelnen Häuser der Stadt geleitet wurde. Diese Nebenleitungen bestanden zumeist aus Blei; gelegentlich wurden auch Holz und Leder hierzu verwendet. Diese wohlgeordneten städtischen Wasserwerke, mit deren Betrieb und Verwaltung eine besondere Beamtenschaft betraut war, versorgten die Tiberstadt mit einer so enormen Wassermenge, wie man es sich kaum denken kann. Eine ungefähre Vorstellung kann man sich davon machen, wenn man weiß, daß drei noch heute bestehende jener dreißig alten Wasserleitungen, nämlich die Fontana di Trevi (Virgo aqua), die Aqua felice (Claudia aqua) und die Algentina aus den Wasserfällen der Villa Aldobrandini, hinreichen, jedes Haus und die öffentlichen Brunnen des heutigen Rom mit Wasser zu versehen.

Fast volle zwei Jahrtausende hat es gedauert, bis die europäischen Kulturvölker wieder angefangen haben, derartige Anlagen von neuem zu schaffen. Das ganze Mittelalter und selbst die neue Zeit mit all ihren großen wissenschaftlichen und kulturellen Fortschritten ließ jene alten Leitungen unbenützt verfallen, und man beschränkte sich auf die Brunnen in den Städten selbst. Erst die zweite Hälfte des XIX. Jahrhunderts, als das Zeitalter der Technik so recht eigentlich begann und zugleich die junge Wissenschaft der Hygiene auf schlechtes Trinkwasser als die Ursache verheerender Epidemien hinwies, ließ wieder die Anlagen neuer umfangreicher Wasserleitungen entstehen. Der technische Fortschritt brachte zugleich auch einen wesentlichen Unterschied der modernen Schöpfungen dieser Art gegen die des Altertums mit sich, nämlich das System

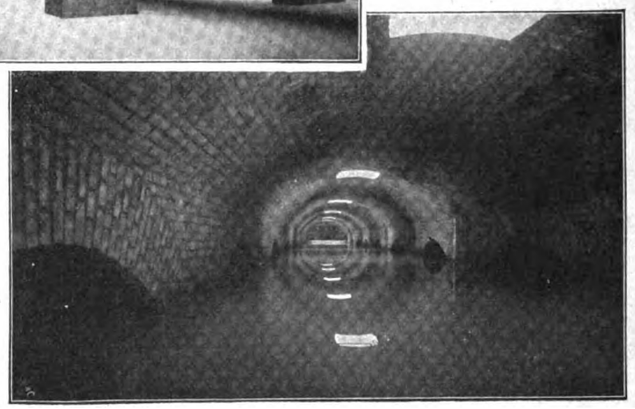
Digitized by Google

der Röhrenleitung, die es mit Hilfe der hebenden Dampfkraft ermöglicht, das Wasser bis in die obersten Stockwerke der Häuser hinaufzuführen. Ein weiterer Vorzug der modernen Wasserversorgung ist die Filtration des Wassers, d. h. dessen Reinigung von allen schädlichen Substanzen.



Inneres eines entleerten Filters.

Bei den heutigen Anlagen wird das Wasser für die Leitung auf dreifachem Wege gewonnen, indem man entweder Quellwasser, Grundwasser oder Oberflächenwasser (d. h. solches aus Seen oder Flüssen) verwendet. Im ersten Falle, der natürlich nur für Städte in der Nähe größerer Gebirgszüge in Frage kommt, wird die Quelle in einer zugänglichen Brunnenstube (Quellschacht, Wasserschloß) in einer Tiefe von etwa zwei Metern, so daß die Frostwirkung ausgeschlossen ist, gefaßt. In der Brunnenstube werden durch eine entsprechende Siebvorrichtung der vom Wasser mitgeführte Sand und andere Bestandteile zurückgehalten, während eine Abdeckung mit Ton das Eindringen des Sickerwassers verhindert. Wo kein Quellwasser in der Nähe und in ausreichenden Mengen vorhanden ist, da ist man auf die Verwendung des Grundwassers angewiesen. Früher herrschte hiergegen aus vermeintlichen hygienischen Gründen ein Vorurteil; neuerdings ist man aber auf Grund direkter Untersuchungen zu der Erkenntnis gekommen, daß das Grundwasser völlig bakterienfrei ist. Die durch Spalten, Risse, Brunnen oder durch Sickerung des Oberflächenwassers etwa in das Grundwasser gelangenden Mikroorganismen können sich hier nicht verbreiten, weil sie durch die große Filtrationskraft des Bodens zurückgehalten werden. Die dritte Art der Wasserversorgung bedient sich, wie schon erwähnt, des Wassers auf der Oberfläche der Erde, aus Seen oder Flüssen; hierbei hat man aber die beständige Gefahr der Verunreinigung dieser Gewässer zu berücksichtigen und durch entsprechende Vorkehrungen zu beseitigen.



Gefüllter Filter.

Die Stadt Berlin, die mit ihrer Wasserversorgung eine für die ganze Welt mustergültige und denn auch vom Ausland allseitig anerkannte Anlage größten Stils geschaffen hat, bedient sich gegenwärtig der beiden zuletzt genannten Systeme. Als die städtische Wasserleitung in den siebziger Jahren mit den Werken in Tegel und Charlottenburg ins Leben gerufen wurde, benutzte man zuerst das Grundwasser; dann aber kam, seit den achtziger Jahren, ausschließlich das Oberflächenwasser zur Verwendung. Neuerdings greift man nun wieder auf das aufgegebene Brunnensystem mit Grundwasserverwendung zurück, wozu die bevorstehende Verunreinigung des Tegeler Sees durch die Abwässer der benachbarten Ortschaften Tegel und Reinickendorf, welchen die Regierung die Entwässerung in den See gestattet hat, die Veranlassung gegeben hat. — Die Stadt Berlin wird von zwei Stellen aus, vom Norden aus dem Tegeler See, vom Osten aus dem Müggelsee, mit Wasser versorgt. Zwei gewaltige Werke, die wir heute unseren Lesern etwas näher in Wort und Bild schildern wollen, erheben sich an diesen Stellen; aber außer diesen befinden sich noch in der Stadt selbst vier Wasserhebewerke, nämlich die in Charlottenburg, in der Belforterstraße, in Lichtenberg und am Tempelhofer Berg, welche die Verteilung der riesigen, von diesen Werken geförderten Wassermengen in das westliche, nördliche, östliche und südliche Stadtviertel besorgen.

In den Hauptzügen ihrer allgemeinen Anordnung und technischen Einrichtung ähneln sich vollkommen das ältere Werk in Tegel, das 1877 begründet und 1885 bis 1887 ausgebaut worden ist, und die jüngere, aber noch bedeutendere Anlage in Friedrichshagen am Müggelsee, die Ende 1893 dem Betrieb übergeben worden ist. Wir wollen uns daher an das letztere halten, um uns die, wie gesagt, seit fast 20 Jahren in Berlin ausschließlich angewandte Methode der Entnahme des Oberflächenwassers etwas genauer anzusehen. Der Müggelsee liegt bekanntlich, ebenso wie der Tegeler See genügend weit stromaufwärts von der Reichshauptstadt, so daß weder die Klärwässer Berlins noch die Abwässer der vielen Fabriken im Umkreis eine Verunreinigung dieser Schöpfstellen herbeiführen können, die überdies beide durch die beträchtliche Bewegung der hindurchströmenden Flüsse, hier der Spree, dort der Havel, am Stagnieren verhindert werden. Das Wasser wird nun aus dem Müggelsee durch sogenannte Saugkästen entnommen, hölzerne Leitungen von viereckigem, 1,50 qm großem Querschnitt, welche 125 m weit hinaus auf der Sohle des Sees entlang laufen und durch die das Wasser in die Saugekammern hineintritt. Bei dem Tegeler Werk, soweit dieses Schöpfwasser aus dem See verwendet, geschieht der Eintritt des Wassers übrigens direkt durch Einsteigeschachte in die dicht am Seeufer befindlichen Saugekammern. Vor diesen, in der gemauerten Uferwand, ist in beiden Anlagen ein Gitter angebracht, das Fische, Muscheln und größere Schwimmkörper draußen zurückhält. In den Kammern selbst findet dann noch einmal durch ein kupfernes Sieb eine weitere Säuberung des Wassers von den gröberen Schmutzteilen statt. Aus den Saugekammern gelangt das Wasser zu den Schöpfmaschinen, zwölf

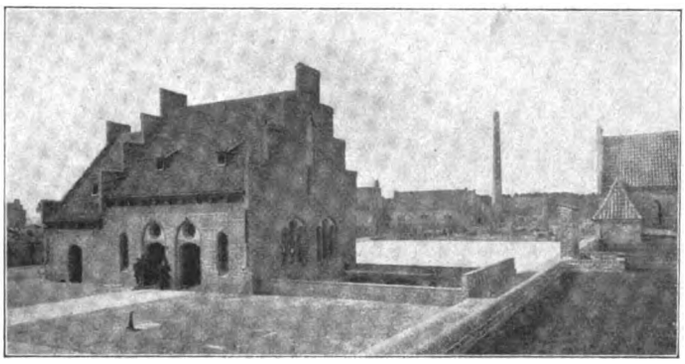


Aus den Wasserwerken Berlins: Obenansicht eines Filters.

Digitized by Google

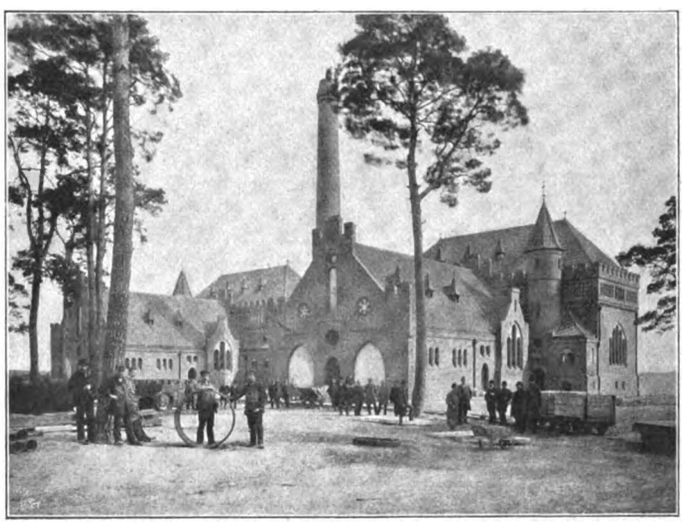
gewaltigen Dampfpumpen (von denen acht stets in Tätigkeit sind und drei in Reserve stehen), welche in der Stunde über 10 000 cbm Wasser aus dem See entnehmen und auf die Filter heben, wo nun die völlige Reinigung des ersteren stattfindet.

Die Filter, von denen das Friedrichshagener Werk 42 besitzt, sind gewaltige, mit ihrer Sohle etwa 2 m unter dem Bodenniveau liegende Bassins von quadratischem Grundriß. Ihr Boden ist mit dem Filtermaterial bedeckt, das vor Frost geschützt werden muß; infolgedessen sind die Bassins mit Kreuzgewölben überdeckt und diese sind wieder mit einer Erdschicht und Rasen belegt. So gewährt ein solches Filterfeld von oben einen ganz merkwürdigen Anblick. Man steigt auf mehreren Stufen etwa $^5/_4$ m hoch auf das auf den Seitenmauern ruhende weite grüne Grasfeld, das übersät ist mit langen Reihen viereckiger kleiner Hügel, den Halsöffnungen der Lichtschachte des Filtergewölbes; man könnte denken, auf einem Zwergenfriedhof zu sein. Ebenso eigenartig ist der Anblick des Innenraumes eines Filters. Man kommt in ein weitgestrecktes, dämmriges Gewölbe hinein — was natürlich nur bei einem gerade entleerten Filter möglich ist; zahllose Pfeiler mit gedrungenen niederen Tonnengewölben zerteilen den Raum in kleine quadratische Bezirke. Der ganze Boden ist, so weit man sehen kann, mit feinem weißen Sand belegt, der glatt wie mit der Walze geebnet daliegt. Bis etwa $1^1/_2$ m Höhe vom Boden aus gerechnet sind die Wände und Pfeiler mit einer sich oben scharf abgrenzenden dunklen Feuchtigkeitsschicht bedeckt, die anzeigt, wie hoch das Wasser hier zu stehen pflegt, wenn der Filter in Betrieb ist. Ein gewaltiges Rohr mit schwarz gähnendem Munde, in dessen tiefem, weitem Schlund ein Mensch bequem versinken könnte, auf dem Boden in einer Ecke des Bassins zeigt die Stelle an, wo das Wasser in den Filter einströmt, und in der entgegengesetzten Ecke erhebt sich etwa bis Brusthöhe ein aufrecht stehendes ebenso großes Eisenrohr, das zum Abfluß des Wassers bei Überfüllung des Bassins dient. Wie mag es hier drinnen wohl aussehen, in diesem weiten, unterirdischen Gewölbe, wenn sich gurgelnd und brausend die Wasserflut hineinwälzt und immer höher und höher steigt? Man stellt sich unwillkürlich so etwas Unheimliches, Schauerliches vor, wie bei den sagenhaften unterirdischen Bächen und Seen in den finsteren Höhlen des wild zerklüfteten Karsts. Doch halt! Da stehen wir ja plötzlich vor einer schulterhohen Grenzmauer, die das Filterbassin von dem benachbarten scheidet, und dieses ist gefüllt. Fast in gleicher Höhe mit dem Mauerrand streckt sich der schwarze düstere Spiegel dieses unterirdischen Sees, in dem nur die schwachen Reflexe des von oben, aus den glasgedeckten Lichtschächten einfallenden Dämmerscheins wahrzunehmen sind. Bewegungslos, ganz still schmiegt sich die gewaltige Wassermenge, die einen Flächenraum von 2300 Quadratmetern bedeckt, um die Pfeiler des Gewölbes und lehnt sich mit ihrem Riesengewicht von Tausenden von Centnern schwer gegen die nur fußstarke Mauer, die uns von ihr scheidet. Weh uns, wenn der schützende Damm bersten und dieser jetzt so unheimlich still in seinem dunklen Zwinger lauernde See sich brausend und brandend durch die Bresche auf uns stürzen sollte!



Sandwäsche des Wasserwerks am Müggelsee.

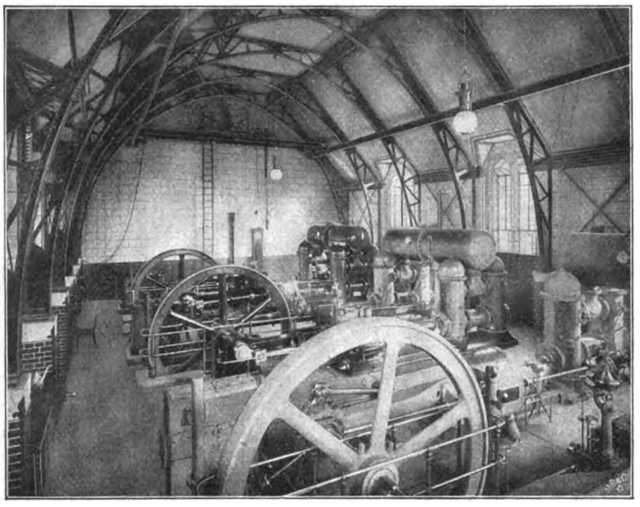
Indessen der lächelnde Blick unseres sachkundigen Führers belehrt uns, daß solche Katastrophen hier nicht zu befürchten sind, und so vertrauen wir uns denn beruhigt weiter seiner Führung an. Wir erfahren, daß das Filtermaterial, auf dem wir wandeln, aus drei verschiedenen Schichten besteht. Der feine weiße Sand an der Oberfläche hat eine Mächtigkeit von 60 Centimetern. Durch ihn muß sich also das von oben her eindringende Wasser zuerst hindurchzwängen, und, indem die einzelnen Wassertröpfchen sich zwischen den Sandkörnchen durchwinden, streifen ihnen diese alle die verunreinigenden, vegetabilischen Bestandteile ab, die ihnen bis dahin noch anhafteten. Namentlich zur Sommerszeit, wenn das Wasser „blüht", strömt es oft grasgrün in die Filterbassins ein, und die Absonderung der Mikroorganismen ist daher ganz kolossal. Hat das Wasser nun in der Sandschicht seine erste Läuterung erfahren — der ganze Filterprozeß erscheint so wie eine Art ins Wässerige übersetzte Fegefeuerprozedur —, so gelangt es in die gröbere Mühle einer 30 Centimeter mächtigen Kiesschicht, der die Aufgabe zufällt, das Wasser wieder von den mitgeführten Sandkörnchen der oberen Etage zu reinigen, und zu guter Letzt geschieht ein Gleiches mit dem Kies von einer noch tieferen, wieder 30 Centimeter starken Feldsteinschicht. Hat das Wassertröpflein alle diese Stationen seines Läuterungsprozesses glücklich zurückgelegt, so rieselt es, froh der überstandenen Pein und in dem erhebenden Gefühl absoluter, bakterienfreier Reinheit, auf der abschüssigen, steinbelegten Sohle des Filterbassins nach einem Kanal hin, der es fein säuberlich zu einem Reinwasserbassin befördert, wo es sich mit all seinen Leidensgefährten glücklich wieder vereint. Aber auch hier kommt das arg geplagte Wasser noch nicht zur Ruhe, sondern wird durch vorspringende Leitmauern zu einer beständigen Schlangenbewegung gezwungen, um Stillstehen und Stagnieren in den Ecken zu vermeiden. Von dieser Stätte aus marschiert es dann in geschlossenen Massen in die großen Fördermaschinen. Hier packen die wuchtigen Kolbenhube gigantischer Dampfmaschinen das Wasser und pressen es durch riesige Eisenrohre nach dem großen Reservoir in Lichtenberg (für Tegel in Charlottenburg). Die Friedrichshagener Fördermaschinen schicken allein tagtäglich über 170 000 Kubikmeter Wasser nach Berlin (das Tegeler Werk liefert etwa 86 000 Kubikmeter). Der Tagesverbrauch ist aber keineswegs immer so groß und schwankt überhaupt sehr. In heißen Som-



Fördermaschinenhaus des Wasserwerks am Müggelsee.

Digitized by Google

mertagen wird häufig fast das Doppelte wie im Winter gebraucht, und je nachdem richtet sich natürlich die Arbeitsleistung der Werke. Von den großen Reservoirs aus wird



Inneres eines Fördermaschinenhauses.

das Wasser durch die oben schon erwähnten vier Hebewerke dann in die einzelnen Stadtviertel-, Straßen- und Hausleitungen gedrückt.

Aber wir müssen noch einmal zu den Filtern zurückkehren. Wenn der Filter nicht mehr aufnahmefähig ist, also die genügende Leistungsfähigkeit nicht mehr besitzt, so muß er gereinigt werden; d. h. es wird die oberste grüne schlammige Schicht mit den abgesetzten Mikroorganismen bis zu einer Stärke von 1 cm abgetragen. Dies Verfahren wird so oft wiederholt, bis die Sandschicht auf 40 Centimeter herabgesunken ist, dann findet eine Neuauffüllung bis zur ursprünglichen Stärke von 60 Centimetern statt.

Der aus den Filtern entfernte Schmutzsand wird wieder von neuem verwandt, nachdem er gereinigt worden ist. Dies geschieht in einer Sandwäsche, wo der Sand in einer Waschtrommel mit schraubenförmigen Gängen umhergewirbelt und dabei von entgegenströmendem frischen Wasser gereinigt wird. Nach dieser etwas aufregenden und nicht ganz sanften Behandlung darf sich der Sand aber dafür auch breit und behaglich auf einem mit sauberen Granitquadern gepflasterten, vertieften Trockenplatz hinlagern und sich ein paar Tage lang die liebe Sonne auf den Leib strahlen lassen — bis er wieder in die Filtergruft gebracht wird.

Sauber — blitzsauber ist es überhaupt allenthalben draußen auf den städtischen Wasserwerken, in Tegel wie in Friedrichshagen. Die Wege und Plätze zwischen den weiten Baulichkeiten sind aufgeräumt wie die Wohnstube einer guten Hausfrau, die Riesenmaschinen blitzen und blinken an ihren Stahlteilen, kein Stäubchen sitzt auf ihrem schön grün oder rotbraun lackierten Rumpf, und die blendend weißen Kacheln an den Wänden wetteifern an Reinheit mit den hellen Fliesen des Fußbodens. Ebenso akkurat wie die äußere Aufmachung ist aber auch der Betrieb der sämtlichen Werke, die in der Tat ihren Ruf als Musteranstalten vollauf verdienen.

Nunmehr erübrigt es uns noch, die Einrichtungen zu betrachten, die in Tegel nötig geworden sind, seitdem man dort neben dem gleichzeitig noch angewandten Seewasser-Schöpfverfahren (seit Ende 1901) wieder darauf zurückgekommen ist, das Grundwasser zu Leitungszwecken zu benutzen. Der Weg, den hier in der einen, darauf eingerichteten Hälfte des Werks das Wasser zu nehmen hat, ist ein anderer, als eben beschrieben. Aus den 23 eisernen Röhrenbrunnen, die längs des Tegeler Sees bedeutend unter dessen Sohle in eine Tiefe von 50—60 Metern hinabreichen, wird das Wasser mit Saugpumpen emporgehoben und auf den Rieseler gebracht. Dieser ist eine den Filter ersetzende Einrichtung, welche den Zweck hat, das Wasser zu reinigen, hier aber nicht von Mikroorganismen (die das Grundwasser ja nicht enthält), sondern vielmehr von den Beimengungen von Eisen. Dies Metall ist in der Form des Oxyduls, das dem Wasser die bekannte braune Farbe und den metallischen, weichlichen Beigeschmack verleiht, im Wasser gelöst vorhanden. Sobald aber das Oxydul mit der Luft in Berührung kommt, zieht es aus dieser den Sauerstoff an sich und geht damit in die Form des Eisenoxyds über, das sich als fester Körper aus dem Wasser ausscheidet.

Auf dieser Eigenschaft des Oxyduls beruhen die sämtlichen Enteisenungsverfahren beim Wasser. Man läßt dieses nämlich durch feste Körperschichten mit großen Oberflächen an der Luft langsam hindurchstreichen, um so den Oxydationsprozeß herbeizuführen. Abweichend von den bisher üblichen Verfahren mit Cokes- oder Ziegelsteinstücken hat der Direktor der Berliner städtischen Wasserwerke, Herr Baurat Beer, ein System von Holzhorden in Anwendung gebracht, die kreuzweis etwa 3 Meter hoch in einem besonders dazu erbauten Raum (eben dem Rieseler) übereinander gelegt sind, und über welche aus langen schmalen Holzrinnen mit ausgezackten Rändern langsam das Wasser herniedertropft. Das Verfahren bewährt sich ausgezeichnet. Das Eisenoxyd setzt sich in fingerdicken Schichten, ja in faustgroßen Klumpen in den Rinnen



Inneres des Rieselers im Tegeler Wasserwerk.

und an den Horden ab, die von Zeit zu Zeit durch kräftiges Durchspülen und Abbürsten gereinigt werden, ein Vorzug, den eben dies System vor den beiden anderen voraus hat.

Der Vollständigkeit wegen sei schließlich hier auch noch das neueste von der Firma Siemens & Halske in die Praxis eingeführte Verfahren der Wasserreinigung durch Ozon erwähnt, das auf der bakterientötenden Eigenschaft des Ozons beruht und nach jahrelangen erfolgreichen Versuchen jetzt bei den Wasserwerken in Schierstein bei Wiesbaden und in Paderborn zur Anwendung gelangt.

Digitized by Google

Wie die Monarchen umziehen.

Von A. Oskar Klaußmann.

Niemand zieht so oft in seinem Leben um wie die Monarcher und die Mitglieder ihrer Familien. Es mag diese Behauptung im ersten Augenblick sehr sonderbar klingen, man wird sie aber sofort als richtig erkennen, wenn man daran denkt, wie oft die Mitglieder der europäischen Regentenfamilien im Laufe eines Jahres ihren Aufenthalt wechseln. Fast überall gibt es besondere Sommer- und Winterresidenzen, dann Aufenthalt in Jagdschlössern, auf Schiffen und in Badeorten, Reisen zum Zwecke der Repräsentation oder zur Erfüllung von Regierungspflichten. Bei allen diesen Domizilveränderungen muß eine Menge von Gebrauchsgegenständen und notwendigen Dingen des Haushaltes mitgenommen werden, und die Beamten des Hofmarschallamtes mitsamt der Dienerschaft bilden sich allmählich zu wahren Virtuosen im sicheren und fabelhaft beschleunigten Ein- und Auspacken aus. Es handelt sich gewöhnlich darum, eine größere Anzahl von Gegenständen, zum Beispiel alles das, was auf dem Schreibtisch eines Monarchen oder eines Prinzen sich befindet, erst in dem Augenblick einzupacken, in dem der Besitzer das Zimmer verläßt. Sobald zum Beispiel der deutsche Kaiser den Wagen bestiegen hat, um nach dem Bahnhofe zu fahren, betreten die Diener sein Schreibzimmer und räumen hier in höchster Eile auf. Eine Menge von Schreibutensilien und besonderen Einrichtungen, von Bildern, selbst von Nippsachen, die der Kaiser gewöhnt ist, auf seinem Schreibtisch zu finden, werden in vorbereitete und besonders gearbeitete Behälter gesteckt. Diese kommen in Lederbeutel oder Kisten, und wenige Minuten, nachdem der Kaiser das Schloß verlassen hat, folgt ihm der Wagen mit den Dienern und dem letzten Gepäck nach dem Bahnhofe. Hier kommt dieses gewöhnlich im allerletzten Augenblick an, unmittelbar bevor sich der Zug in Bewegung setzt. Die Lederbeutel und Kisten werden in die Wagenabteilung geschoben, in der die Dienerschaft sitzt, dann jagt der Zug aus dem Bahnhof hinaus. Bei der Ankunft am Bestimmungsorte ist der erste Wagen, der noch vor dem Wagen des Kaisers abfährt, derjenige, der die Diener mit den Gebrauchsgegenständen in schärfster Gangart nach dem Schlosse oder der Privatwohnung bringt, die der Kaiser bezieht. In Kiel handelt es sich um die Fahrt vom Bahnhofe zur Hohenzollern. Betritt der Kaiser kurze Zeit danach das Arbeitszimmer in dem neuen Domizil, so findet er auf und nahe dem Schreibtisch alle die Dinge, die er um sich zu haben gewöhnt ist, und ohne eine Minute Aufenthalt und Verzug kann die Arbeit wieder beginnen. Auch Bücher oder Zeitschriften, in denen der Kaiser gerade gelesen hat, werden mitgenommen, damit der Kaiser die Lektüre im neuen Aufenthaltsort sofort wieder aufnehmen kann.

Es handelt sich aber nicht nur um diese Kleinigkeiten, die mitgenommen werden, sondern auch um ganze Wagenladungen von Wäsche und Garderobe. Sogenannte Weißzeugkammern hat die deutsche Kaiserfamilie nur in Berlin und in Potsdam. Hier ist Leib- und Haushaltungswäsche in schönster Ordnung aufgestapelt. In anderen Schlössern, wie in Wiesbaden, Kassel, ist nur die Haushaltungswäsche vorrätig, und es muß die Leibwäsche mitgenommen werden. In Rominten, Cadinen wiederum befinden sich gar keine Wäschevorräte; in großen Kisten werden die notwendigen Gedecke, Bettbezüge, Handtücher und die Leibwäsche mitgenommen.

Ganze Wagenladungen bildet bei größeren Reisen die Garderobe. Die Uniformen der Infanterie, Kavallerie, Artillerie, Marine, inländische und ausländische Uniformen, Zivil- und Sportanzüge werden mitgenommen, und selbst die Spazierstöcke dürfen nicht vergessen werden. Der König von England verfügt zum Beispiel über eine Sammlung von mehr als tausend Spazierstöcken, und er liebt es nicht, denselben Stock an zwei aufeinanderfolgenden Tagen zu tragen Bei einer Reise ins Ausland werden daher Dutzende von Spazierstöcken mitgenommen, und der König bezeichnet gewöhnlich jedes einzelne Stück selbst. Der König von England interessiert sich außerdem für das Einpacken so außerordentlich, daß er bei dem Verpacken gewisser ihm wertvoller Gegenstände selbst hilfreiche Hand anlegt.

Daß beim Domizilwechsel das Hofmarschallamt auch Vorräte von Weinen, Eß- und Trinkgeschirr, von Cigarren und Cigaretten befördern läßt, ist allgemein bekannt, ebenso daß ein Teil des Marstalles, bestehend aus Wagen- und Reitpferden, aus Wagen verschiedenster Art, aus Vorräten von Zaumzeug und Geschirren nach dem neuen Domizil geschafft werden muß. Bei einer Reise oder bei einem Aufenthaltswechsel wünschen die Fürstlichkeiten aber auch die Einrichtungen, an die sie in ihren Schlafzimmern gewöhnt sind, stets an derselben Stelle wiederzufinden. Alle die hundert verschiedenen Gegenstände, die den Toilettentisch einer fürstlichen Dame zieren, werden auf jeder Reise mitgenommen. Selbst Möbelstücke schafft man in zerlegtem Zustande fort; bekanntlich nahm ja Kaiser Wilhelm I. auf jeder Reise sein eisernes Feldbett mit, weil er gewohnt war, in diesem auf einer einfachen Matratze und einem Kopfpolster zu schlafen und sich mit einer einfachen Decke während der Ruhe zuzudecken.

Der Kaiser von Österreich nimmt sogar stets den Tisch mit sich, an dem er ißt; es ist dies ein Tisch mit einer ganz besonderen Platte. Kaiser Franz Joseph hat nämlich, wenn er allein speist, eine Abneigung gegen das Tischtuch, und der besondere für ihn hergestellte Tisch ist so eingerichtet, daß das Tischtuch überflüssig wird. Diesen Tisch nimmt man, nachdem man die Beine aus der Platte herausgeschraubt hat, im Reisegepäck mit.

Die meisten Möbel führt beim Reisen und beim Aufenthaltswechsel die russische Kaiserfamilie mit sich, ein Umzug vom Winterpalais in Petersburg nach Livadia ist keine Kleinigkeit. Die Einrichtungen der Wohn-, Schlaf- und Arbeitszimmer werden mit dem gesamten Mobiliar verpackt und im Extrazuge nach Livadia geschafft. Selbst die Teppiche, Portieren und Übergardinen werden mitgenommen, weil das Auge des Zars und der Zarin an diese Gebrauchsgegenstände gewöhnt ist. Der Zar hat eine Bibliothek von mehr als achtzigtausend Bänden. Von diesen wird bei jeder Reise nach Livadia ein großer Teil eingepackt, damit der Zar jederzeit das gewünschte Buch zur Hand habe. Allein der Umzug der Bibliothek bedeutet eine Arbeit, von welcher sich nur derjenige einen Begriff machen kann, dem einmal die schwere Pflicht obgelegen hat, Tausende von Büchern ein- und auszupacken und wieder an die richtige Stelle in den Regalen aufzustellen. Für die Kinder der Zarenfamilie werden ebenfalls sämtliche Möbel, aber auch alle Gebrauchsgegenstände mitgenommen. Ganze Kisten sind mit Puppen und Spielzeug gefüllt, und es ist ja bekannt, daß auf den Reisen der Zarenfamilie, wenn die Kinder an der Reise teilnehmen, auch eine lebende Kuh mitgenommen wird, welche die Milch für die Kinder in stets gleichmäßiger Qualität zu liefern hat.

Selbst wenn unsere Kaiserin in die Sommerfrische geht und für einige Zeit Aufenthalt auf ihrer Jacht „Iduna“ nimmt, die sonst mit allen Einrichtungen für einen längeren Aufenthalt versehen ist, muß doch noch eine Menge von Kleinigkeiten mitgenommen werden, um auch auf dem Schiffe Verwendung zu finden. Mehrere Dutzend Photographien mit aufstellbarem Rahmen, die Verwandte und Freunde der Kaiserin darstellen, bringt die Kaiserin stets auf die „Iduna“ mit, packt sie selbst aus und verteilt sie auf den verschiedenen Möbelstücken und Paneelbrettern. Ist der Aufenthalt auf der „Iduna“ vorüber, so nimmt die Kaiserin diese Photographien wieder herunter und übergibt sie der Dienerschaft zum Verpacken. Briefpapier, Telegrammformulare, Schreibmaterialien, photographische Apparate und Utensilien, Musikalien, Musikinstrumente, Mappen, Truhen, Kisten, Nippsachen werden auch für den kurzen Aufenthalt auf der „Iduna“ mitgeführt. Wie bereits erwähnt, haben die Offizianten eine ganz besondere Übung im Ein- und Auspacken, und es passiert selten, daß unterwegs etwas zerbricht; unangenehm ist ein solcher Vorfall natürlich immer, besonders wenn es sich um einen Erinnerungsgegenstand mit Pietätswert handelt. Sehr erleichtert wird das Verpacken dadurch, daß besondere Kisten mit verschließbaren Deckeln vorhanden sind, und daß beim Verpacken Leute verwendet werden, die etwas von Tischlerei verstehen.

Man muß einmal einen Umzug der deutschen Kaiserfamilie vom Neuen Palais bei Potsdam nach Berlin mit angesehen haben, um zu begreifen, daß es sich hier wirklich um einen Umzug handelt, wie ihn jede Privatfamilie glücklicherweise nur selten zu bewerkstelligen hat. Schon tagelang vorher sind große Magazinwagen des Marstalls unterwegs; dann kommen ganze Reihen von Möbelwagen, die sich von Potsdam nach Berlin in Bewegung setzen. Am eigentlichen Umzugstage tritt früh der Marstall in ganzen Kolonnen den Marsch an, wobei unterwegs, gewöhnlich in Wannsee, Station gemacht wird, um Tiere und Leute etwas ruhen zu lassen. Am eigentlichen Umzugstage erkennt man den großen Raum zwischen dem Neuen Palais und den Communs gar nicht wieder. Unglaubliches Möbelfuhrwerk aus Potsdam mit noch unglaublicherer Bespannung bildet eine ganze Wagenburg, denn auch das Gepäck der Hofdamen und Kavaliere, der Beamten, der Dienerschaft wird verladen und geht entweder nach der Wildparkstation, um hier in einen Extrazug gebracht zu werden, oder per Achse in einer Tagesfahrt nach Berlin.

Geht der Kaiser zu längerem Aufenthalt nach der „Hohenzollern“, so befinden sich unter dem Gepäck ganz besonders interessante Gegenstände, die sonst nicht mitgenommen werden. Es sind dies Sportpreise, die der Kaiser bei verschiedenen Regatten und maritimen Sportkämpfen sich errungen hat. Es handelt sich zum Teil um sehr große Dekorationsstücke, wie Vasen, Tafelaufsätze, sogenannte Cups, Figuren in Bronze, Silber, Gold, in Elfenbein und Ebenholz. Diese Sportpreise, die eine prächtige und passende Dekoration der kaiserlichen Jacht bilden, werden sofort nach der Ankunft an Bord an die bestimmte Stelle gesetzt und verbleiben da während der Anwesenheit des Kaisers. Wird die „Hohenzollern“ außer Dienst gestellt, so werden diese Kostbarkeiten meist wieder eingepackt und nach Berlin geschafft.

Bei den Reisen der englischen Königsfamilie ergibt sich für das Personal dadurch eine Erschwerung, daß die Hunderte von Gepäckstücken, die Kisten, Leder- und Leinwandsäcke, die Kasten und Körbe nur mit einer einfachen Nummer bezeichnet sind. Man vermeidet, eine Aufschrift anzubringen, aus welcher zu ersehen wäre, was der Inhalt des betreffenden Behälters ist. Man tut dies aus Gründen der Sicherheit; man will nicht Diebe veranlassen, sich an Gepäckstücke heranzumachen, die vielleicht Dinge von außerordentlichem Wert ent-

Digitized by Google

halten. Solche Dinge von großem Wert, die jeder Regent mit sich führt, sind zum Beispiel die Ordenssammlungen, welche, da die Orden meist mit Brillanten verliehen sind, einen Wert von mehreren Millionen haben. Bei den Reisen des deutschen Kaisers bleibt die schwere, eiserne Reisekassette, welche die wichtigsten Orden enthält, unter der besonderen Obhut von Beamten, die sie mit sich in das Coupé nehmen. Wenn aber zum Beispiel der König von England einen Teil des Goldgeschirrs mitnimmt, das sonst in Windsor aufbewahrt wird und einen Wert von mehr als sechzehn Millionen darstellt, so füllt auch nur ein Teil dieses Geschirrs eine ganze Anzahl großer Kisten, und man fürchtet sich, diese mit der Bezeichnung „Goldgeschirr" zu versehen.

Die Drei.

Sie gingen im goldenen Abendschein
Mitsammen über das Feld zu drei'n,
Gar herbstlich und frisch umstreicht sie die Luft,
Aus feuchtem Acker steigt herber Duft.
Ein Landsee still spiegelt die rote Glut
Des Abendhimmels in klarer Flut.
Der Weg ist rötlich von rankendem Kraut,
Hoch oben ein matter Himmel blaut.
Die Birken am Wegesrand schimmern weiß
Und leise weht es im kahlen Reis.
Dort grüngelb und still liegt das Stoppelfeld,
Und Tannenwaldung begrenzt die Welt.
Die Drei, die wandern gemächlich fort
Und spinnen Gedanken ohne Wort.
Das schlanke Mädchen, das junge Ding
Umspielen zwei lust'ge Hunde flink,
Sie hetzt sie und freut sich der tollen Jagd,
Ihr Auge glänzt, und ihr Antlitz lacht.
Die Wange gerötet, mit hellem Klang
Ein Liedchen trällernd, das grade im Schwang,
Denkt sie nicht an gestern, an morgen nicht,
Sie schaut entzückt nur ins gold'ne Licht.
Die Zweite sieht lächelnd und sinnend drein,
Ihr Blondhaar leuchtet im Abendschein,
Sie denkt an ihr Glück, ans kommende Jahr,
An ihre liebliche Kinderschar.
An wachsende Freuden, Sorgen und Pflicht
Und hoffend schaut sie ins gold'ne Licht.
Schon Winterreif liegt auf der Dritten Haupt,
Ihr Pilgerschuh ist vom Weg bestaubt,
Vom Lebensbaum fiel ihr manch liebes Blatt,
Und Hitze und Kälte machten matt.
Wehmütig geht ihr ein Lied durch den Sinn
Von Lenz und Sommer, die beide hin,
Doch lächelt auch sie: „O Abendzeit
Willkommen, das Ziel ist nicht mehr weit.
Verklung'ne Lieder, ich klage Euch nicht —"
Und gläubig blickt sie ins gold'ne Licht.

H. von Krause.

Krach.

Roman von Hanns von Zobeltitz. (Schluß.)

„Laß mich sprechen," rief Willy. „Es muß einmal vom Herzen herunter. Ich habe sie so wenig geliebt, wie sie mich. Aber sie verstand die satanische Kunst, mich trotzdem am Gängelband zu führen, meinen törichten Ehrgeiz aufzustacheln, mich mit schönen Worten zu umschmeicheln — mich Narren. Bis zuletzt. Denn auch das sollst Du wissen, damit ich ganz klein vor Dir werde, Lora: daß sie ihren ganzen Besitz an Aktien plötzlich, in der schlimmsten Stunde, die es geben konnte, auf den Markt warf — daran war ich allein schuld. Damals in Rom wußte sie aus mir herauszulocken, in welcher Lage wir uns befanden — und so brach die Katastrophe über uns herein."

„Auch ohne dem wäre der Zusammenbruch nicht ausgeblieben, Willy."

„Vielleicht. Aber wahrscheinlich würde eine ruhigere Abwickelung möglich geworden sein. Nein — nein — ich bin an allem schuld. Ich — und die dort mit ihrer unersättlichen Gier, dem eiskalten Herzen und der lodernden Leidenschaft nach Gold und Brillanten, nach Luxus und Tand. Die ihr Kind verließ, die ihren Mann, der zum Betrüger und Bettler geworden war durch sie, von sich stoßen konnte — und am selben Abend in Seide und Spitzen am grünen Tisch saß und dreimal das Maximum gewann. Ich Tor! Ich erbärmlicher Tor! —"

„Willy, was nützt es, wenn Du Dich heut noch in Selbstvorwürfen verzehrst. Geschehenes läßt sich nicht ungeschehn machen. Aber Geschehenes läßt sich gut machen. Daran mußt Du denken."

„Nein — Geschehenes läßt sich nicht ungeschehn machen. Ganz recht. Aber gerade darum kann ich den Gedanken nicht los werden, der mich jagt und foltert: warum mußte es denn geschehn?"

Er stand einen Augenblick mit tief gesenktem Kopf, mit sich kämpfend. Und dann trat er plötzlich auf Lora zu und raunte, ohne sie anzusehen, mit heißer, bebender Stimme: „Auch das muß heute gesagt werden, Lora. Auch Du — die Kluge, Reine — auch Du bist nicht frei von Schuld! Jawohl — Du — Du! Ich lechzte damals nach einem guten Wort von Dir, nach einem freundlichen Blick, nach einem Zeichen, daß ich Dir nicht gleichgültig sei —"

„Willy —!" schrie sie auf.

Aber er faßte ihre Hand und hielt sie fest. Und er bat: „Laß mich weiter sprechen. Nur dies eine Mal. Ich war ja auch da ein Narr. Ohne Entschlußkraft, ohne festen Willen — Rohr im Winde. Heut liegt das alles weit hinter mir — ich weiß — ich weiß. Aber wie anders wäre alles gekommen, Lora, wenn — wenn —"

„Schweig!" Mit einer heftigen Bewegung riß sie sich los und wich bis zur Wand zurück. „Du vergißt, mit wem Du sprichst! Kein Wort weiter — ich verbiete es Dir!"

Ihr ganzer Körper bebte. Aber sie stand hocherhobenen Kopfes, mit blitzenden Augen, die Arme wie zur Abwehr ausgestreckt, die Hände im Zorn geballt —

„Nie vergeben würd' ich mir, wenn ich Dir je . . . auch nur unwissentlich . . . Veranlassung zu dieser Stunde gegeben hätte. Deinem guten, edlen Vater könnte ich nie wieder unter die Augen treten. Mitleid hab' ich mit Dir gehabt, schwesterliches Mitleid — willst Du auch das töten!"

„Lora, ich schwöre Dir . . . Du hast mich mißverstanden . . ."

„Nein! Ich habe Dich nicht mißverstanden. Das traue ich Dir nicht zu, daß Du die Frau Deines Vaters beleidigen wolltest mit bewußtem Willen. Aber Deine Haltlosigkeit kennt keine Grenzen."

„Lora, ich höre nichts anderes, als immer wieder: ‚Du bist so gut.' Warum hab' ich keinen Anteil an Deiner Güte — ich allein —"

Sie schlug die Arme über der Brust zusammen und atmete tief auf.

Digitized by Google



Im Oberbruch. Nach dem Gemälde von Franz Bombach.

Digitized by Google

„Ich sollte jetzt wohl gehen und Dich allein lassen — daß die Erkenntnis Dir von selbst käme. Aber ich fürchte, damit versäumte ich eine Pflicht. Denn ich muß Dir das sagen: Güte will verdient werden. Als Geschenk ist sie wertlos. Mitleid habe ich mit Dir gehabt und habe ich auch jetzt noch. Aber meine volle Achtung wirst Du Dir erst wieder erwerben müssen — wenn Du kannst. Ich kenne Dich, Willy! Du bist geradezu der Typ dieser jungen Männer, die so stolz durch die Welt gehen, immer meinend: ihre Straße sei die gerade, die rechte — und die doch nur durch die Welt taumeln. Ihr arbeitet — o ja! — aber selbst die Arbeit ist Euch mehr ein vornehmer Sport. Ich will nicht sagen: Ihr seid schlecht im Kern. Nein! Aber was gut in Euch ist, das erstickt Ihr mit Eurer eitlen, korrekten Wohlgefälligkeit. Klug seid Ihr, Ziele habt Ihr, aber kein Ziel. Ihr glaubt nur die Hände ausstrecken zu brauchen, um Glück zu ernten. Und wenn das Unglück kommt, dann brecht Ihr willenlos zusammen. Wo wärst Du, Willy, wenn nicht Dein Vater Dir in der schwersten Stunde rettend zur Seite getreten wäre! Er, über dessen Lippen kaum ein Wort des Vorwurfs gegen Dich gekommen ist! Er hat im Unglück nicht die Spannkraft der Seele verloren — aber Du hast Dich beugen lassen, als könntest Du Dich nie wieder aufrichten. Und Du könntest es. Die Fähigkeit dazu liegt in Dir, nur der feste Wille, der auch Kraft ist, fehlt. Ich hab' Dir vorhin schon gesagt: vergiß! Richtiger noch: raffe Dich auf! Überwinde! Wolle! Mit Selbstvorwürfen und träumendem Hinbrüten ist nichts getan. Aber der Welt wieder fest als Mann entgegentreten, kampfbereit, wenn es sein muß — das ist's, worauf es ankommt —"

Lora hatte zuletzt in lebhaften Accenten gesprochen, mit erhobener Stimme. Wie eine Mahnerin stand sie vor Willy. Was sie sagte, kam ihr aus tiefster Seele; sie wog die Worte nicht mehr, in einem starken Strome fluteten sie über ihn hin.

Nun sah sie Willy an mit ihren großen, klaren, fragenden Augen — und wartete.

Auf seinem Gesicht war zuerst ein Zug des Trotzes aufgestiegen, ein Zucken um den Mund, ein Hochziehen der Brauen. Aber je weiter sie sprach, desto stärker packte sie ihn. So hatte noch niemand zu ihm gesprochen, so frank, so frei, so rückhaltslos. Er fühlte aus aller Schärfe, und gerade in ihr, das große Wohlwollen, die Güte, die er begehrte, heraus. Doch nicht nur Mitleid, wie sie sagte, sondern herzlichste Anteilnahme. Alles mit schärfstem Verständnis gepaart. Das tat wohl weh — aber es tat auch gut.

Langsam richtete er sich auf.

Er wollte ihr danken —

Aber anstatt eines Dankeswortes kam eine Klage: „Lora ... wenn Du recht hast — und Du hast recht ... dann muß ich ja, im anderen Sinne, wiederholen, was Dich vorhin so verletzte, weshalb ich Deine Vergebung nicht genug erflehen kann. Das: was bin ich ohne Halt und Stütze — ich Rohr im Winde."

Über Loras schönes stolzes Gesicht flog ein Lächeln.

„Halt und Stütze, Willy? Ich könnte Dir wohl sagen: die suche in Dir selbst. Aber ich glaube Dich anders und besser zu verstehen. Du suchst ein treues Herz, das mit Dir lacht, wenn Du fröhlich bist, das mit Dir trägt, wenn das Leben Dich schüttelt. Sieh mich nicht so verwundert an — es wird schon so sein. Nun, Willy, gehe nicht mehr mit geschlossenen Augen durch die Welt ... und durch dies Haus. Öffne Deine Augen und öffne Dein Herz — dann wird Dir werden, was Du suchst —"

Sie schwieg. Eine mädchenhafte Röte stieg in ihre Wangen, um gleich wieder zu ebben.

Er sah noch immer, mit unsicherem Blick, zu ihr auf.

„... Frag nicht! Heut nicht!" schloß sie schnell. „Überhaupt nicht — solch Glück darf man nur selber finden, sonst verliert's an Wert. Und jetzt — jetzt geh! Und laß uns alles begraben, was in dieser Stunde zwischen uns gesprochen wurde. Bis auf das eine, letzte und beste, was ich Dir so recht aus vollem Herzen wünsche —

„Gib mir Deine Hand — und nun gute Nacht, Willy —"

— — — — — — — — — — — — — —

Schnitter Krach hatte die Sense niedergelegt. Sein Werk war getan — für dieses Mal.

Aus tausend Wunden aber blutete noch immer das Erwerbsleben. Ganz langsam nur, ganz allmählich konnten sie sich schließen und verharrschen. Und auch das nur, wenn der Sinn für Mäßigung und weise Beschränkung Einzug hielt allenthalben —

Immer wieder betonte das Möller-Sieghard.

Er übersah die gegenwärtige Lage ganz klar und auch die geschäftliche Zukunft ... soweit überhaupt für den Kaufmann ein Blick hinter die Schleier des Kommenden möglich ist.

Im jähen Sturz, mit verheerender Gewalt war die Welle niedergebraust. Nun hob sie sich wieder in sachtem, vorsichtigem Anschwellen. Die Lager der Händler hatten sich geleert in den langen Monaten, der Bedarf an Ware wuchs und führte der Industrie neue Beschäftigung zu; die Einnahmenachweisungen der Eisenbahnen wiesen steigende Zahlen auf; Gruben, Hütten, Fabriken bekamen zu tun und konnten und mußten wieder die Mithilfe der Banken in Anspruch nehmen, der großen Kreditgeber. Die Hunderttausende von Arbeitern, deren fleißige Hände brach gelegen hatten oder die doch die Verkürzung der Betriebszeit schwer empfunden hatten, verdienten und konnten wieder verbrauchen. Der Verbrauch der Massen aber bedeutet Umsatz der Werte.

Auch die große Weltpolitik war in ruhigere Bahnen eingelenkt. Der Janustempel war geschlossen. Ein starkes Friedensbedürfnis erfüllte Herrscher und Völker. Schon wurden die größten Goldlieferanten der Erde, die Minen von Johannesburg, wieder in Betrieb gesetzt. In Ostasien boten sich dem Unternehmungsgeist unter neu gesicherten Verhältnissen breite Bahnen. Und die Riesenrepublik der Neuen Welt erlebte einen Aufschwung, der zur Zeit auch die Geldmärkte des alten Kontinents befruchten half, wennschon man für die spätere Zukunft mit schwerer Besorgnis den Wetteifer des gigantischen Konkurrenten abwog. Der Handel von Erdteil zu Erdteil, der schwer erschüttert gewesen war, wuchs. Die Schiffahrt blühte auf. Auf den Helligen der Werfte reihte sich Neubau an Neubau.

Das allgemeine Vertrauen erstarkte. Große und kleine Sparer, die in der Periode des Niederganges mit ihren Anlagen gezögert hatten, brachten ihre Kapitalien auf den Markt. Die Kurse begannen langsam von dem Punkt ihres größten Tiefstandes wieder aufzusteigen. Die allgemeine Geldflüssigkeit kam Handel und Industrie zu Hilfe —

Man atmete auf, vom langen Druck befreit.

— — — — — — — — — — — — — —

Auch im Hause Möller-Sieghards war das Schwerste überwunden. Nicht ohne Rückschläge freilich. Nicht ohne Stunden, in denen selbst Eberhards Zuversicht zu brechen drohte und er schwer bekümmerten Herzens die breite Treppe hinaufstieg, um sich bei seiner jungen Frau neuen Mut und neue Kampfeslust zu holen.

Die Salestersche Bank war unrettbar verloren, jeder Versuch einer Hilfsaktion vergeblich; für die Aktionäre kamen voraussichtlich nur wenige Prozent zur Verteilung. Aber die Prometheus-Gesellschaft ließ sich durch Zusammenlegen der Aktien, durch teilweisen Verzicht der Obligationsinhaber, durch Heranziehung der haftpflichtigen Aufsichtsratsmitglieder rekonstruieren — auch Willy hatte seine Haftpflicht mit schweren Opfern einlösen müssen. Seit das neue, aufsehenerregende Prallsche Patent für die Gesellschaft gesichert war, hatte sie ja nach der technischen Seite hin ein festes, gesundes Fundament — eine sichere Zukunft.

Erschwert wurde die Sanierung nur durch den Wirrwarr, die zahllosen Verschleierungen in den Büchern. Baldin

Digitized by Google

blieb verschollen. Und der einzige Mann, der außer ihm einen wirklichen Einblick in die verwickelten Verhältnisse besitzen mochte, Salester, starb ganz plötzlich in der Untersuchungshaft, noch ehe er vor seine irdischen Richter getreten war. Bei dem riesenstarken, scheinbar vor Gesundheit strotzenden Manne hatten sich in der Enge seiner Zelle nervöse Störungen, mit völliger Schlaflosigkeit gepaart, eingestellt. Der Gefängnisarzt gab ihm Betäubungsmittel. Die Dosis mochte ihm aber nicht genügend erscheinen, und er mußte sich durch Bestechungen oder Versprechungen — es kam nicht heraus, durch wessen Hilfe — selbst eine Quantität Morphium verschafft haben. Man fand ihn eines Morgens tot in seiner Zelle, das fast geleerte Medizinfläschchen auf dem Tische neben sich, nachdem er noch am Abend vorher stundenlang an seiner Verteidigungsschrift gearbeitet hatte.

Das war wenige Tage bevor, ehe Konrad mit Hardi sich nach Südwestafrika einschiffte. So schritt er noch hinter dem Sarge seines Vaters her. Nur der Anstaltsgeistliche und der Sohn.

„Mir war es," sagte er nachher zu seinem Schwiegervater, „als habe ich meine ganze Jugend mit eingesargt —"

— — — — — — — — — — — — — —

Der Herbst war gekommen.

Ein milder Herbst. Im Garten hinter dem einstöckigen grauen Hause färbten sich die Buchenwipfel schon goldigbraun. Aber durch die weitgeöffneten Fenster der Galeriesäle flutete der Sonnenschein.

Graf Wellried trippelte, das Notizbuch in der Hand, unruhig von einem Raum in den anderen. Seine Aufgabe war eigentlich erledigt. Er hatte für die einzelnen Gemälde die Mindestforderungen festgestellt, zu denen sie in nächster Woche zur Auktion gebracht werden sollten. Er hätte längst zu den anderen nach vorn gehen können, aber er mochte sich nicht trennen von den, ihm so lieb gewordenen Sälen, von diesen Bildern, bei deren Ankauf er so vielfach mitgewirkt, deren jedes für ihn eine kleine Geschichte hatte.

Das sollte nun in alle Winde verstreut werden, in die Hände von Toren kommen und Protzen! Und da vorn lachten sie! Wahrhaftig, sie lachten! Wenn der alte Graban dabei war, herrschte ja immer Heiterkeit. Sogar die kleine feine Frau Salester, mit den traurigen Augen, hatte ein wenig gelächelt. Vorhin — wie war das doch gewesen? — als die Depesche die glückliche Ankunft von Konrad und Hardi in Windhoek meldete, hatte die alte Excellenz so schön über die Kolonien gebrummelt. ‚Diese Kolonien! Und die Flotte! Unfug! Der große König wußte, was es hieß, die Kräfte zu konsolidieren, alles auf das Landheer zu verwenden, auf die Säule des Staates.' Ein ganz unmoderner Mensch, diese grause Kriegsgurgel. Ein Kunstbarbar! ‚Recht ist es, daß Du die alten Schinken losschlägst, Geheimrätchen. Nur um den Menzel tut's mir leid. Vor dem Excellenz-Kollegen hab' ich Respekt. Aber warum du dies gräßliche Ding, den Rochegrosse, partout behalten willst — nimm's mir nicht übel, das versteh' ich nicht. Solch Unglücksbild.'

Der Graf blickte in seine Notizen. Fast eine halbe Million mochte wohl herauskommen, wenn die Sache einigermaßen gut verlief. Und das würde sie wohl. Solch eine Sammlung war ja seit Jahrzehnten nicht auf den Markt gekommen. Alle Vertreter der großen Staatsgalerien hatten sich ja schon zur Auktion angemeldet. Nun ja — sie wußten: gerade hier konnten sie ihre klaffenden Lücken ausfüllen. Möller war doch ein feiner Kenner gewesen ... und sein eigener Rat auch nicht übel ... wie damals, als sie in Paris die beiden Corots kauften und den Pracht-Daubigny, von dem noch niemand recht etwas halten wollte. Und da die drei Lenbachs ... und der köstliche Leibl ...

Plötzlich standen Lora und Eberhard vor dem kleinen alten Herrn.

Sie lachten beide nicht. Ernst sahen sie aus. Fast feierlich ernst.

... Ob man's nicht doch noch einmal versuchte ...? In letzter Stunde ...

„Lieber Geheimrat! Haben Sie doch Einsicht! Es ist ja eine Barbarei, das so zerflattern zu lassen. Das Herz kehrt sich mir im Leibe um ... Du bist doch in meiner Schule, sozusagen, groß geworden, Lora! Sprich Du ein Wort für diese Schätze. Mein Himmel, ich verstehe ja alles. Aber bester Herr Geheimrat, so verkaufen Sie doch diesen alten Kasten hier — und behalten Sie die Sammlung ..."

Möller schüttelte den Kopf. „Nein, lieber Graf," sagte er bestimmt. „Diese Sammlung habe ich erworben — über die kann ich verfügen. Dies alte Haus aber — das gehört gar nicht mir. Das ist von meinen Vätern ererbt, und ich muß es kommenden Generationen überliefern. Die Sammlung — sie war mir gewiß ans Herz gewachsen — ist ein schöner Luxus. Ich kann ihn entbehren. Auf diesem Hause aber ruht die Tradition und ruht damit ein stiller Segen. Das hab' ich so recht empfunden in dem letzten schweren — und doch so glücklichen Jahr."

Graf Wellried ging. Er fühlte, auch diese beiden wollten Abschied nehmen — allein —

Dicht nebeneinander schritten sie von Gemälde zu Gemälde. Sie sprachen wenig miteinander. Nur hier und dort erzählte Eberhard, mit knappen Worten, was ihn einst zum Ankauf bestimmt hatte.

Zuletzt traten sie vor den Rochegrosse.

„Du verstehst, Lora, warum ich mich von diesem Bilde nicht trennen mag — wie Du ja alles verstehst. Es soll mir und den Meinen stets wie eine Warnung vor Augen stehen, eine ernste Warnung vor den Gefahren gerade unseres Berufs. Aber das ist es doch nicht allein; ich will dies Bild behalten als Erinnerung an den Abend, an dem ich Dich zuerst recht kennen lernte —"

Sie hatte seine Hand genommen und ihren Kopf an seine Schulter gelegt. Zärtlich sah sie zu ihm empor, in seine ruhigen, klugen Augen.

„Der Sturm ist über uns hingerauscht —" sprach er sinnend weiter. „Er hat uns gebeugt, aber nicht gebrochen. Wir können uns wieder aufrichten. Wir werden es. Hardi wissen wir im sicheren Hafen. Nur Willy ... Willy ..."

Lora lächelte still: „Sorge Dich nicht, Eberhard. Deine Herzensgüte hat auch das Glück ins Haus gebracht, an dem er genesen wird —"

„Maria —"

„Ja ... Heimchen!"

„Es wäre wie eine Fügung —"

„Alles ist Fügung, Eberhard —"

Sie wandten sich und schritten langsam, Arm in Arm, längs der Fensterreihe zurück.

Doch plötzlich blieb Lora stehen. Sie lachte so fröhlich, daß er sie verwundert ansah.

„Aber Eberhard! Eberhard! Was seh' ich denn da! Da an Deinen Schläfen. Ganz weiß — —"

„Ja, Lora — es hilft nichts. Soll ich färben?" scherzte er.

„Das fehlte gerade noch! Du wirst mir doch nicht eitel werden?"

„Nur auf Dich, Lora. Aber zu ändern ist's nicht — Du hast Dir eben einen alten Mann geheiratet."

Da lachte sie wieder. Wie nur sie lachen konnte: ein stilles, kaum hörbares Lachen, aus dem es herausklang wie Glockenton.

Und sie legte ihre Arme um seine Schultern und küßte ihn und lachte wieder: „Du Narr — Du lieber, lieber Narr! Du — und alt! Ja ... wie ein edler Wein — wie Firnewein bist Du! Und die weißen Haare dort! Die will ich gerade lieb haben! Das sind Ehrenzeichen, Eberhard. Der Sturm ist über uns hingebraust, sagtest Du. Uns hat er erst recht zueinander geführt. Die jungen Schößlinge mochte er knicken. Du bist aufrecht geblieben — mein Stolz und mein Glück!"

Digitized by Google

Familientisch. — Sammler-Daheim.

Zu unseren Bildern.

Das niedliche Fräulein „aus Großmutters Zeit" von W. Zehme (Seite 11) könnte fast ebenso gut aus unserer Zeit, sogar aus den allerjüngsten Tagen sein, denn die Mode hat die Tracht dieser langwallenden, geblümten, mit Volants verzierten Kleider mit dem kurzen Leibchen, wie sie in der guten, alten Zeit getragen wurden, wieder hervorgeholt, und selbst die geschnörkelte Haartracht mit dem kokett nach oben gedrehten Zöpfchen sieht man heute wieder auf manchem zierlichen Frauenkopf.

Franz Bombach bietet uns in seinem trefflichen Bilde eine Winterlandschaft aus dem flachen Oderbruch. Eine lange, durch verschneite Wiesen führende, mit Kopfweiden besetzte Landstraße, zu beiden Seiten Heumieten, darüber der eintönige graue Schneehimmel, — das alles vereinigt sich zu einem stimmungsvollen Winterbilde aus der norddeutschen Tiefebene.

Manche unserer Süßwasserfische, wie Hecht und Barsch, bevorzugen im Sommer jede Stelle, die ihnen Schatten spendet. In Flüssen stehen sie mit Vorliebe unter dem überhängenden Gebüsch des Ufers, in Seen sind namentlich die Barsche stets an alten, von Algen bewachsenen Pfählen, unter den Wasserstegen, ja selbst unter den Kähnen, die am Ufer stehen, zu finden. Diese Tatsache ist natürlich der Dorfjugend auch bekannt. Sie stellt daher dem schmackhaften Fisch, der wegen seiner Gier, mit der er jeden Köder annimmt, leicht zu fangen ist, mit Vorliebe nach.

Auf unserer Kunstbeilage (nach einem Bilde des norwegischen Malers E. Werenskiold) sehen wir drei halbwüchsige Jungen auf dem Doppelbalken kauern, der zum Abfangen des Treibholzes oder zu ähnlichen Zwecken schräg über ein sanftfließendes Gewässer gespannt ist. Die Sonne steht hoch am Himmel und scheint grell auf die stille Wasserfläche herab. Mit Hut und Körper blenden die Burschen das Licht ab, damit sie die unten am Grund stehenden Barsche erkennen können. In der rechten Hand halten sie das primitive Fanggerät, eine Angel, die nur aus einem ganz kurzen Stöckchen, einer Schnur und dem Haken besteht. Jetzt gilt es, dem Fisch den Köder gerade vor die Nase zu halten und durch Auf- und Abziehen seine Begehrlichkeit zu reizen. Dann schnappt er zu und wird durch Aufhaspeln der Schnur blitzschnell nach oben gezogen. Aber groß ist der Fang nicht, wie die winzigen Fischlein erweisen, die auf dem Balken liegen. Das Bild hat im vorigen Jahre in München wegen seiner hervorragenden malerischen Eigenschaften großes Aufsehen erregt.

Römische Schulen.

Der Schulunterricht im Römischen Reiche war zwar keine staatliche Einrichtung wie bei uns, doch aber wurde eifrig gelehrt und gelernt, und die Zahl der Bürger, die nicht lesen und schreiben konnten, dürfte zur Zeit des Kaiserreichs recht gering gewesen sein. Die Lehrer in den Familien waren Sklaven oder Freigelassene, diejenigen, welche öffentliche Schulen hielten — in Buden auf dem Markte oder auch auf offener Straße —, waren Freigelassene oder Bürger. Das Einkommen renommierter Lehrer war, wie berichtet wird, ein gegen unsere Verhältnisse außerordentlich hohes. Das erste Beispiel einer Schule findet sich um 499 v. Chr. erwähnt in der Geschichte der Virginia, die als erwachsenes Mädchen die Schule besuchte; in späterer Zeit begann der Unterricht wie bei uns im siebenten Jahre. — Die Elementarfächer waren Lesen, Schreiben und Rechnen; Vorgeschrittenere wurden in allen möglichen Wissenszweigen unterrichtet, Kompendien, Chrestomathien und grammatikalische Lehrbücher waren in den Händen der Schüler, — sitzend mußten sie lesen, stehend das Gelesene hersagen. Zum Schreiben dienten Holz- oder Beintäfelchen, die mit Wachs überzogen waren. Mit spitzem Griffel wurden die Zeichen eingeritzt und das Wachs nachher wieder geglättet. Man verband auch mehrere solcher, innen ausgehöhlter Tafeln zu einer Art Notiz- oder Schreibebuch, Codex (von caudex, Baumklotz), das durch eine Schnur verschlossen und durch ein Siegel vor unberufenen Augen geschützt werden konnte. Später bestanden die Codices aus buchartig verbundenen Pergament- oder Papyrusblättern. — Bleibende Schriftstücke und die Werke der Schriftsteller waren auf Pergament geschrieben, Pergamentrollen vertraten die Stelle unserer Bücher. Man schrieb mit gespitztem und gehärtetem Rohr und benutze eine Tinte, die aus Ruß und Gummi bereitet war. — Unsere Abbildung gibt die Darstellung einer Schule nach einem aus dem zweiten Jahrhundert stammenden Grabrelief, das bei Neumagen a. d. Mosel gefunden wurde. Zwei Schüler lesen dem Lehrer aus Pergamentrollen einen Schriftsteller vor, ein dritter Knabe betritt grüßend das Gemach, in der Hand trägt er das Kästchen mit den Codices und dem Schreibgerät. — Das Denkmal ist wahrscheinlich einem geliebten Lehrer von früheren Schülern errichtet worden. M. Kirmis.



Römische Schule um 200 n. Chr. nach einem Grabrelief. Provinzial-Museum zu Trier.

Für Edelsteinsammler.

Diamanten. I.

Wenn man im Musée du Louvre vom Haupteingang aus die Treppe links hinaufsteigt, gelangt man in die Apollo-Rotunde und von dieser in die Galerie d'Apollon, die keinen weiteren Ausgang hat. Den von Le Brun geschmückten Wänden entspricht der kostbare Inhalt. Die Auslegekästen enthalten Hauptstücke alter Goldschmiedekunst, Emaillen, geschnittene Krystalle, historische Reliquien, — aber der Blick wird zu einer Vitrine hingezogen, die in der Mitte des Raumes steht. Funkeln und Gleißen geht von ihr aus, sie umschließt die Reste der französischen Kronbiamanten.

Da ist der rosenrote „Petit Mazarin", da sind andere merkwürdige Steine, sie werden überstrahlt von dem schönsten Brillanten der Welt, dem wasserklaren, in blauem Feuer schimmernden „Regent". Er wurde 1701 in den indischen Parteiminen von einem Sklaven gefunden, wurde gestohlen und gelangte in die Hände eines Händlers namens Famchand, der ihn für 2000 Pfd. Sterl. an Pitt, den damaligen Gouverneur von Madras, einen Vorfahren der berühmten Pitt, verkaufte. Pitt ließ den Stein schleifen, der Schliff dauerte zwei Jahre und kostete 5000 Pfd. Sterl. Der rohe Stein hatte 410 Karat gewogen, der geschliffene wiegt 136$^{29}/_{32}$ Karat. Von Pitt erwarb den Stein durch Laws Vermittelung der Herzog von Orleans, damals Regent von Frankreich, für die Gesamtsumme von 3125000 Frs. Im Jahre 1791 verlangte das „souveräne Volk" die Ausstellung der Kronbiamanten, jedermann sollte das Wunder des Schatzes, den „Regenten", berühren können. Des Volkes Wille war Gesetz; die Juwelen wurden unter sorgfältigster Bewachung ausgestellt, — aber in der Nacht vom 16. zum 17. September 1792 wurde der größte Teil der Schätze gestohlen, darunter der „Regent". Man fand ihn wenige Tage später mit einem Teil des gestohlenen Gutes in einem Garten der Champs Elysées; weitere Reste wurden durch die Bemühungen Napoleons I. aus ganz Europa zurückgekauft. Einiges blieb verschwunden, so der berühmte blaue Diamant, ein Wunderstück von 67 Karat. Als die jüngste französische Republik den größten Teil der Kronjuwelen versteigern ließ, wurde der „Regent" zurückgehalten, als naturwissenschaftliches Objekt von größter Seltenheit und „weil der Verkaufspreis voraussichtlich nicht dem Schätzungswerte entsprochen haben würde." (Vgl. L'Énault, „Les Diamants de la Couronne." Paris 1884.) — Ist es nicht Wahnsinn, werden viele fragen, solch ungeheure Werte in einen einzigen Stein zu stecken, könnten die Summen nicht besser verwendet werden? — Das letztere sicher, aber so lange die Welt steht, waren Macht und Reichtum bestrebt, Dinge in ihren Besitz zu bringen, die einzig oder durch Wert und Seltenheit anderen unerreichbar sind. Dazu gehören vor allem die großen Diamanten, daher auch erzählt die Geschichte all jener berühmten Steine, des „Kohinoor", des „Orlow", des „Sancy", des „Florentiners" 2c. von blutiger Gewaltat, von rücksichtsloser Habgier und von der Vergänglichkeit menschlicher Größe.

Der Diamant ist das köstlichste Produkt der unorganischen Natur. Er ist härter wie alle anderen Mineralien, er ist unschmelzbar und wird von keinem Lösungsmittel angegriffen, daher auch nannten ihn die Alten „Adamas", den Unbezwinglichen. Er besitzt starken Glanz und großes Lichtbrechungsvermögen, manche Varianten vermögen das Sonnenlicht aufzusaugen und phosphorescieren dann. Rein ist er farblos, doch kommt er in der Natur häufig etwas gefärbt vor. Die Kapdiamanten sind weißgelblich, schwarze Steine kommen mitunter aus Brasilien, sehr selten sind die blauen (die Sammlung Hope enthält den größten blauen Diamanten) und die rosenroten, auch Grün kommt in allen Schattierungen vor. Seiner Substanz nach ist der Diamant reiner krystallisierter Kohlenstoff, chemisch derselbe Stoff, wie der Graphit und die schwarze Kohle. Daher auch ist er verbrennbar, aber selbst bei der Verbrennung bewahrt er seine vornehme Natur. Er erscheint bei der stärksten Hitze lichtumflossen, dann leuchtet er plötzlich auf und — ist nicht mehr. — Die Medici waren stets gute Kaufleute, so kam auch Cosimo III. auf den klugen Gedanken, aus kleinen Diamanten große zusammenschmelzen zu wollen. Er brachte die Steine in den Fokus eines Tschirnhausenschen Brennspiegels und — entdeckte die Tatsache der Verbrennlichkeit des Diamanten; daß dieser zu Kohlensäure verbrennt, bewies später Lavoisier.

Der Diamant findet sich meist in aufgeschwemmtem Lande, oft zusammen mit Platin und Gold; daher auch glaubten die Alten, daß er aus dem Golde entstehe und nannten ihn χρυσοῦ ὄζος. Die rohen Diamanten sehen unscheinbar aus, die Schönheit ihrer Substanz kommt erst nach einem umständlichen und schwierigen Spalt- und Polierverfahren zur Geltung. Der Diamant spaltet nach Oktaederflächen; das Spalten, d. h. das Herausschälen der reinen Form aus dem rohen Stein erfordert ein geübtes Auge und große Erfahrung, ein ungeschickter „Klober" kann enormen Schaden anrichten, wie es das Beispiel des „Kohinoor" beweist. Der gespaltene Stein wird mit Diamantstaub poliert und facettiert. Der „Spitzstein", das Oktaeder, ist die ursprüngliche Form, aus der durch Abflachung des Oberteils (Pavillon) und des Unterteils (Culasse) der Dickstein entstand, aus dem sich wieder durch Facettierung des Pavillons nud der Culasse der Brillant entwickelte. Die ersten Brillanten ließ der Kardinal Mazarin schleifen. Der vollkommene Brillant hat 64 Facetten, gewöhnlich besitzt er aber nur 58. Die Facettierung hängt überhaupt von der Gestalt und dem Körper des Steines ab. In allerneuester Zeit hat man in Amsterdam versucht, die obere und die untere Fläche, also die „Tafel" und die „Kalette", durch je eine kleine Krone von acht Facetten zu ersetzen, wodurch die Zahl der Flächen auf 80 gebracht und die Brillanz bedeutend erhöht wird. Der Brillant wird „à jour" gefaßt und wirkt nur durch sich selbst. Steine von geringem Körper werden zu „Rosen" verschliffen, d. h. sie erhalten eine breite Basis, über die sich eine mehr oder weniger facettierte Krone erhebt. Die Rosen bekommen Kastenfassung und eine bunte Folie als Unterlage. MK

Notizen.

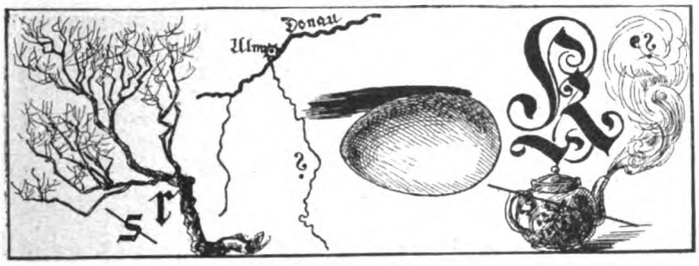
Eine äthiopische Bibliothek läßt der Negus von Abessinien, Menelik II., in seiner Residenz Addis Abeba zusammenbringen; von besonders wertvollen Handschriften, die nicht verkäuflich sind, werden Abschriften angefertigt. Zu letzteren gehören geschichtlich voraussichtlich überaus kostbare Manuskripte auf der Insel Debra Sinan im Sual-See. Bekannt war eine alte Überlieferung, während der Besetzung Abessiniens im XVI. Jahrhundert durch die Somali seien auf dieser Insel alle Bücher der äthiopischen Herrscher verborgen worden, und diese Bücher würden dort noch heute verwahrt. Um festzustellen, was an diesen Gerüchten Wahres sei, machte der Negus mit großem Gefolge von Soldaten der Insel einen Besuch, und die Bücherschätze fanden sich wirklich vor. Die Bewohner von Debra Sinan, obwohl weder des Lesens noch des Schreibens kundig, hatten sie mit abergläubischer Scheu Jahrhunderte hindurch gehütet. Der Negus ließ die Handschriften, abessinischer Sitte gemäß, sorgfältig in Seide einhüllen und gab sie dem alten Aufseher wieder zurück.

Ein kleiner Talerfund wurde auf der Feldmark Asendorf, Kreis Winsen a. L., gemacht. Der Fund wurde durch Herrn Lehrer Belte dem „Daheim" zur Kenntnisnahme bezw. zum Bestimmen übergeben. — Es sind kaiserliche und Nürnberger Gepräge, sehr gut erhalten, aber ohne besonderes numismatisches Interesse. Die Nürnberger Taler sind in den Jahren 1624 und 1625 geprägt, sie zeigen auf der Vorderseite drei Wappenschilde und die Umschrift: Monetа argentea Reipublicae Nurenbergensis, auf der Rückseite den doppelköpfigen kaiserlichen Adler und Ferdinandus II. Dei Gratia Romanorum Imperator Semper Augustus. — Der Fund dürfte im dreißigjährigen Kriege, um 1630, vergraben worden sein. MK

Digitized by Google

Kinder-Daheim.

1. Bilderrätsel.



2. Umstellungsrätsel.

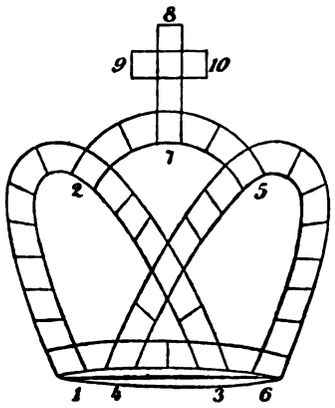
Ich ward im alten Griechenland
Als Störenfried einst oft genannt.
Ein jeder fürchtete mich sehr,
Wenn ich, die Göttin, kam daher.

Stell' um die Zeichen und Du weißt,
Ich wachse in den Tropen meist.
Von jeher ward, wie allbekannt,
Als Nahrungsmittel ich verwandt.

Wenn dann des Rätselwortes Zeichen
Nochmals von ihren Plätzen weichen,
Und nehmen andre Stellen ein,
Werd' ich ein Fluß in Böhmen sein.

F. M.

3. Kronenrätsel.



2 a, 3 b, 1 c, 1 d, 7 e, 1 g, 1 h, 3 i, 4 l, 1 m, 3 n, 2 o, 6 r, 2 s, 3 t, 3 u, 1 w, 1 z.

Die obigen Buchstaben sind in die leeren Felder der Figur so einzutragen, daß Wörter von folgender Bedeutung entstehen:

1— 2. Eine Küstenlandschaft in Schleswig-Holstein.
3— 2. Einer der Ritter von König Artus' Tafelrunde.
4— 5. Ein Kurort in Deutschland.
6— 5. Eine Stadt in Westpreußen.
1— 6. Ein deutscher Dichter.
2— 5. Eine Stadt in Süddeutschland.
7— 8. Eine Wasserstraße.
9—10. Eine Stadt an der Donau.

4. Der Tiger.

Miezchen, unser drolliges Hauskätzchen, das behaglich schnurrend sich auf den Schoß setzt, sich leckt und putzt, und uns durch seine possierlichen Spiele und Sprünge ergötzt, ist ein rechter Liebling der Kinderwelt. Wer es aber quält und neckt, dem zeigt es, heftig mit dem Schwanze schlagend, seine scharfen Krallen, kratzt und beißt. Es gibt auch bösartige Katzen, die selbst bei guter Behandlung bissig werden. Noch bösartiger ist aber die wilde Katze, die zuweilen in unseren Fluren und Wäldern haust, und mancher Katzenjäger weiß von deren Mut, Kraft und Bissigkeit zu erzählen. Alle Katzen sind Raubtiere und nähren sich am liebsten von Fleisch, auch unsere gutmütigste Hauskatze. Mäuse, Vögel und kleines Getier sind der Katzen Hauptnahrung. Eine gute Hauskatze wird sich indes, wenn sie wohl gezogen ist, nicht an der Vogelwelt vergreifen.

Es ist wohl meinen kleinen Lesern bekannt, daß in den heißeren Ländern unserer Erde die gefährlichsten Raubtiere wohnen. So gibt es auch unter den Katzen in heißen Ländern ganz unheimliche Räuber und Mörder. Einer der schlimmsten dieser Art ist der Tiger, dessen Heimat Indien ist. Es ist ein Raubtier von beträchtlicher Größe. Er wird bis zu $3^1/_3$ m lang. Riesenstärke, List und Gewandtheit ist ihm eigen. Seine Raubwerkzeuge sind denen unserer Hauskatze gleich, nur viel kräftiger und gewaltiger. Betrachtet einmal die Krallen unseres Kätzchens näher! Sie sind krumm und sehr scharf. Und wie der Säbel in eine Scheide gesteckt wird, so verbirgt die Katze ihre spitzen Krallen, wenn sie dieselben nicht braucht, in eine Hautfalte ihrer Zehen. Will sie kratzen oder eine Maus erhaschen, so streckt sie die Krallen mit Hilfe einer Sehne heraus und hakt sie in ihr Opfer ein. Genau so verfährt der räuberische Tiger, der mit weitem Sprunge auf seine Beute losstürzt. Und nun untersucht einmal das Maul eures Kätzchens! Vorn in den Kiefern sitzen ganz kleine Zähnchen. Damit nagt die Katze das Fleisch von den Knochen ab. Neben diesen Vorderzähnen ragen die langen Eckzähne hervor, oben zwei und unten zwei. Mit diesen Zähnen hält sie die gefangene Maus fest, und damit trägt sie auch ihr Opfer fort; auch ihre Jungen erfaßt sie mit diesen Zähnen, um sie fort zu schleppen. Mit den höckerigen charfen Backzähnen endlich zerschneidet die Katze, wie mit einer Schere, das harte Fleisch und die Knochen. Ihr habt Euch auch gewiß von einer Katze schon lecken lassen und dabei bemerkt, wie rauh die Katzenzunge ist. Das macht, weil die Zunge mit vielen kleinen Spitzchen besetzt ist, die nach hinten gerichtet sind. Die Zunge hat viele kleine Vertiefungen, mit denen die Katze die Milch aufnimmt, um sie leckend einzuschlürfen. Die stachlichte Zunge dient ihr auch dazu, die gefangene Maus festzuhalten. Alle diese Merkmale im Gebiß und der Zunge finden sich bei dem Tiger wieder, natürlich viel ausgeprägter. Sie sind die ersten Kennzeichen einer Katzennatur. (Schluß folgt.)

5. Ein kleines Klavier.

Laubsägearbeit.

Mit Hilfe der nachstehenden Erläuterung läßt sich ein Klavier, von dem Fig. 1 die

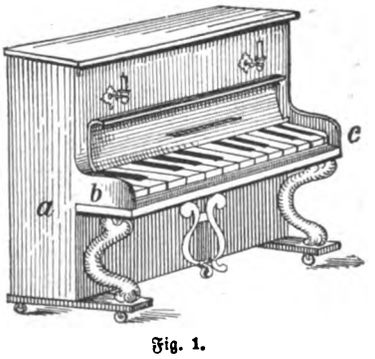


Fig. 1.

äußere Ansicht gibt, leicht anfertigen. Den Hauptteil der inneren Einrichtung bildet ein Metallophon oder auch ein Xylophon (Holzharmonika), wie es in Spielwarenläden für wenig Geld zu kaufen ist. Fig. 2 zeigt die Ansicht eines solchen Metallophon, Fig. 3 die Seitenanordnung.

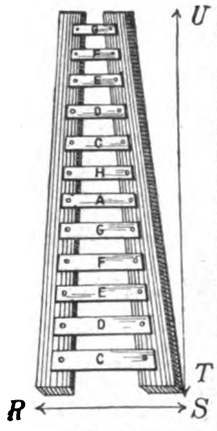


Fig. 2.

Nach der Größe des Metallophon müssen wir unser Klavier bauen. Die Breite R S, die Länge T U sind also maßgebend für die innere obere Weite des Klaviers. Nachdem zwei Seitenbrettchen a Fig. 1 hergerichtet sind, verteilen wir die zwölf Tasten auf den Raum von b nach c so, daß jede Taste genügenden Spielraum für die Auf- und Abwärtsbewegung hat. Eine Leiste o schneiden wir oben ein und leimen in diesen Einschnitt einen schmalen Lederstreifen. Dann kerben wir jede Taste an ihrer unteren Seite im Punkt q ein und befestigen vermittelst dieses Einschnitts die einzelnen Tasten an den Lederstreifen, den wir an die Leiste o eingeleimt haben. Fig. 3 und 4. Darauf schneiden wir vorsichtig an jeder Taste den Lederstreifen bis auf die Leiste o durch und ist dieselbe dann leicht beweglich. Auf das hintere Ende der Taste wird ein Holzstäbchen R (Fig. 3) geleimt, das beim Anschlagen der Taste den Hammer v Fig. 3 hochwirft und zwar in Stellung Fig. 4 v.

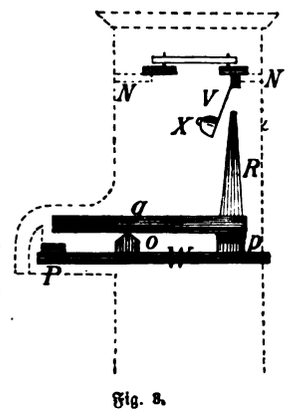


Fig. 3.

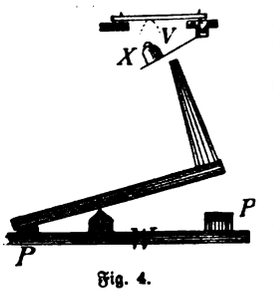


Fig. 4.

Der Hammer schlägt bis an die Metallstäbchen und erzeugt durch diese den Ton. Die Hämmer werden in gleicher Weise wie die Tasten, also vermittelst Lederstreifen befestigt und an ihrer Rückseite mit einem dünnen Streifen Tuch beklebt, ebenso werden auf dem Brett W Fig. 3 und 4 vorn und hinten Filzstreifen P aufgeklebt, wo die Tasten aufschlagen und niederfallen, damit kein Nebengeräusch entsteht. Jeder Hammer ist an seinem oberen Ende mit einem kleinen Nagel x zu versehen, um einen kräftigen Ton zu erzeugen.

A. F.

6. Silbenrätsel.

ban be ber da del der fel fen fer gel ger
me mer mil ner ro se te va

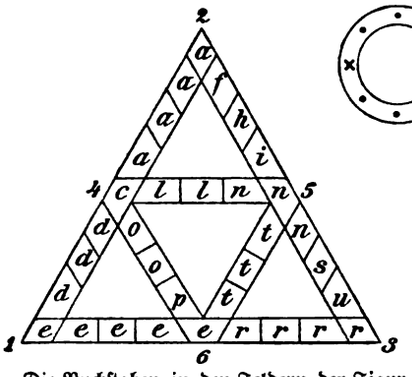
Zu suchen sind 19 zweisilbige Wörter, deren End silben oben gegeben sind.

Wer die richtigen 19 Wörter gefunden hat, kann sie so ordnen, daß ihre Anfangsbuchstaben eine Jahreszahl nennen.

O. St.

Digitized by Google

7. Umstellungsaufgabe.



Die Buchstaben in den Feldern der Figur sind so zu ordnen, daß Wörter von folgender Bedeutung entstehen (i = j);

1—2. Ein männlicher Vorname; 1—3. eine Stadt in dem preußischen Regierungsbezirk Posen; 2—3. eine Stadt in Holland; 4—5. ein Nebenfluß der Donau; 4—6. ein alttestamentlicher Name; 6—5. eine Waffe.

8. Zahlenrätsel.

1 2 3 4 5 6 7

Zeichen seht Ihr hier geschrieben.
Wenn ihr fragt von Oesterreich
Die Karte, gibt sie Auskunft euch.
Vogel ist 1 2 7 3,
Eine Stadt 6 5 7 2.
1 5 6 1 5 Ihr kennt
Alle als ein Instrument.
An dem Baum ist 2 3 4,
1 5 6 3 3 ein Tier.
5 3 3 5 7 zu sehn,
Müßt Ihr hin nach Rheinland gehn.
3 5 6 7 5 als Fluß
Ist des ganzen Rätsels Schluß. (i=j).

9. Rechenaufgabe.

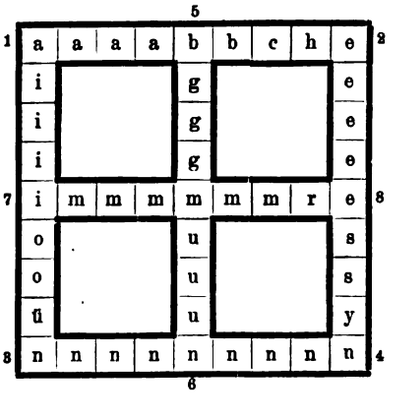
Ich habe 15 Täfelchen mit der Zahl 12, 15 andere mit der Zahl 52, 15 andere mit der Zahl 365.

Wie viel Täfelchen von jeder dieser drei Sorten muß ich zusammen legen, damit die Summe der auf ihnen stehenden Zahlen 1903 beträgt?

10. Rätsel.

Hat eine Münze noch ein t am End',
Als Bucht der Nordsee jedermann sie kennt.

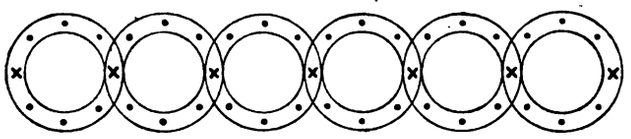
11. Quadraträtsel.



Die Buchstaben in den Feldern der Figur sind so umzustellen, daß sechs Wörter von folgender Bedeutung entstehen:

1—2. Eine Unterrichtsanstalt;
1—3. ein preußischer Regierungsbezirk;
2—4. ein Pfingstschmuck;
3—4. ein Gesichtsknochen;
5—6. ein König des Altertums;
7—8. ein kleines Raubtier. **F. M.**

12. Kettenrätsel.



4 a, 3 b, 3 c, 5 e, 4 h, 4 i, 1 k, 1 l, 4 m, 1 n, 1 o, 5 r, 2 s, 2 t, 2 u, 1 y.

Die obigen Buchstaben sind an Stelle der Punkte und Kreuzchen so zu setzen, daß jeder Kreis ein achtlautiges Wort ergibt.

Die einzelnen Kreise sollen bezeichnen:
1. Eine Stadt in Bayern;
2. eine Stadt in der preußischen Rheinprovinz;
3. eine geometrische Figur;
4. einen römischen Kaiser;
5. eine Pflanze;
6. ein berühmtes Schloß in Spanien.

Sind die richtigen Wörter gefunden, so ergeben die sieben Buchstaben, die statt der Kreuzchen gesetzt sind, einen bekannten Männernamen. **F. M.**

13. Wechselrätsel.

Eines der Länder bin ich. Mein Name besteht aus sechs Zeichen.
Ändert zwei Zeichen Ihr um, lieg' ich im Elsaß als Stadt.

14. Zweisilbige Scharade.

Eins, rückwärts, nennt den Namen Dir
Von einem viel verfolgten Tier.
Lies rückwärts Zwei, und jeder kennt
Sie aus dem Alten Testament.
Eins — Zwei in hohen Ehren stand
Einstmals im alten Griechenland.

Auflösungen

der Rätsel und Aufgaben des Kinder-Daheim in Nr. 14.

1. Bilderrätsel.

Man lese von unten links nach oben um das Bildchen herum, die Buchstaben an den Ästen und dann in derselben Weise die dazwischen stehenden Buchstaben.

Es ergeben dann die Buchstaben:
„Prosit Neujahr."

3. Einsiedler-Aufgabe.

I. 20 über 19 nach 18, über 11 nach 6.
II. 1 „ 2 „ 3, „ 6 „ 11,
„ 10 „ 9, „ 16 „ 23,
„ 24 „ 25, „ 30 „ 33,
„ 32 „ 31, „ 28 „ 23.
III. 14 „ 15 „ 16.
IV. 23 „ 16 „ 9.
V. 8 „ 9 „ 10.
VI. 5 „ 10 „ 17!

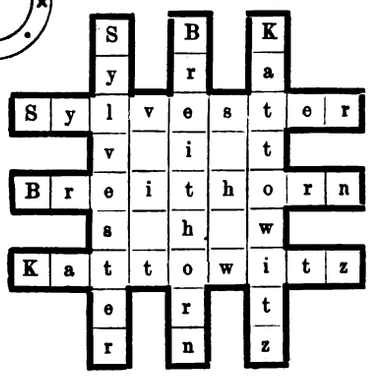
5. Umstellungsaufgabe.

S	y	l	v	e	s	t	e	r
E	l	f	e	n	b	e	i	n
M	a	g	d	e	b	u	r	g
I	t	a	l	i	e	n	e	r
R	o	t	t	e	r	d	a	m
A	n	t	w	e	r	p	e	n
M	e	r	s	e	b	u	r	g
I	c	h	n	e	u	m	o	n
S	c	h	l	e	s	i	e	n

8. Doppelsinn-Rätsel.

Jordan.

6. Magisches Kreuz.



7. Turmzug.

6		7	1	44	38		39
	9	8			37	36	
5		4			41		40
11	10	3	2	43	42	35	34
12	13	20	21	24	25	32	33
18		19			26		27
	14	15			30	31	
17		16	22	23	29		28

Der schönste Baum
Im Erdenraum
Ist der Weihnachtsbaum.

Auflösungen

der Rätsel und Aufgaben des Kinder-Daheim in Nr. 15.

1. Bilderrätsel.

„Die Wage."

Werden die Zeichen im Spruchbande durch die mit den gleichen Zeichen markierten Buchstaben im Bilde ersetzt, statt der Punkte die richtigen Vokale eingestellt, so ergibt sich der Spruch:

„Jeder Krämer lobt seine Ware."

4. Tauschrätsel.

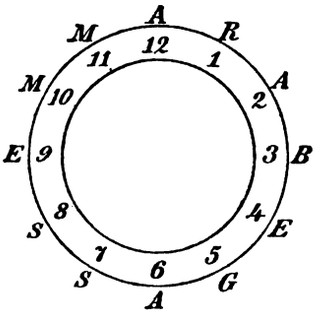
Dezember — Dienstag.

Rang Harz Quart Eris
Nacht Eier Linz Herd.

5. Doppelsinnrätsel.

1. Mähren. 2. Domino. 3. Admiral. 4. Brocken. 5. Granaten.

8. Zifferblatträtsel.



Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rücksendung **unverlangt** eingesandtet Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutschen** Freimarken beigelegt sind. — Herausgeber: **Th. H. Pantenius** und **Hanns von Zobeltitz**. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin**. Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W. 35, Steglitzerstr. 58, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Anzeigen** nur: An die **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig**, Hospitalstraße 27. — Verlag der **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig**. Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig**.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt.

39. Jahrgang * vom Oktober 1902 bis dahin 1903. * * * Ausgegeben am 7. Februar 1903. * Nr. 19.

Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.



Wolffgang Fürst zu Stolberg-Stolberg †.

Wolffgang Fürst zu Stolberg-Stolberg †. Ein trauriges Verhängnis waltete über dem Hause Stolberg-Stolberg. Nachdem erst am 23. Januar der Chef des Hauses, der hochbetagte Fürst Alfred, dessen Portrait und Residenz wir in Nr. 13 des 38. Jahrg. gebracht haben, im 83. Lebensjahr gestorben war, ist vier Tage später sein Sohn und Erbe Fürst Wolffgang infolge eines Unfalls auf der Jagd plötzlich aus dem Leben gerissen worden. Ueber die nähern Umstände dieses tragischen Vorfalls wird Folgendes berichtet: Der Fürst, der sich auf Schloß Rottleberode aufhielt, wollte an dem Tage des Unglücks früh morgens nach Stolberg fahren, um dort die letzten Bestimmungen zu der Leichenfeier für den verstorbenen fürstlichen Vater zu treffen. Kurz vor der Abfahrt bemerkte Fürst Wolffgang in unmittelbarer Nähe des Schlosses einen Raubvogel, den er, seiner Passion als Jäger folgend, noch abschießen wollte; im Jagdeifer mochte der Fürst nicht genügend auf den Weg geachtet haben, er strauchelte über einen Baumstumpf, das Gewehr verfing und entlud sich, und ehe der in kurzer Entfernung folgende Diener helfen konnte, war das Furchtbare schon geschehen. Der unglückliche Fürst stand im fast vollendeten 54. Lebensjahre und war seit 1897 mit Gräfin Irmgard zu Ysenburg und Büdingen vermählt. Dieser Ehe ist bis jetzt nur eine, kaum zweijährige Tochter entsprossen; da indessen die Fürstin-Witwe im Mai abermals einer Niederkunft entgegensieht, so ist es nicht ausgeschlossen, daß dem verschiedenen Fürsten noch ein Erbe seines fürstlichen Besitzes und Titels ersteht.

* * *

Gen. d. Inf. v. Lignitz. In Genehmigung seines Abschiedsgesuchs ist der bisherige Kommandeur des 3. Armeekorps (Berlin) Gen. d. Inf. v. Lignitz zur Disposition gestellt und gleichzeitig zum Chef des Füsilier-Regiments von Steinmetz (Westpreußisches) Nr. 37 ernannt worden. Der verdiente General hat eine außerordentlich ehrenvolle militärische Laufbahn gehabt. Der jetzt im 62. Lebensjahr Stehende machte als Kompagnieführer im 37. Inf.-Regt. den Feldzug gegen Oesterreich mit, nahm an den Gefechten von Nachod und Skalitz teil und erwarb sich den Roten Adler-Orden vierter Klasse mit Schwertern. Nach dem Kriege in das Infanterie-Regiment Nr. 82 versetzt, wurde er 1867 zur Landestriangulation kommandiert und am 16. März 1869 als Hauptmann in den Großen Generalstab versetzt. Als Generalstabsoffizier des IX. Armeekorps nahm er im deutsch-französischen Kriege an einer großen Zahl von Schlachten teil und zeichnete sich ganz besonders an dem erfolgreichen Ausgange der Schlacht bei Vionville aus, wofür er das Eiserne Kreuz II. und I. Klasse erhielt. Am 20. September 1874 wurde ihm der erbliche Adel verliehen. Erst 33 Jahre alt, wurde er am 26. November 1874 zum Major befördert und am 11. Januar 1876 zur deutschen Botschaft in Petersburg kommandiert. Als der russisch-türkische Krieg ausbrach, erhielt er vom Zaren Alexander II. die Erlaubnis, an den Kriegsoperationen teilzunehmen. Er war im Hauptquartier des Oberbefehlshabers Großfürsten Nikolaus und ging mit der Avantgarde des Generals Dragomirow als einer der ersten über die Donau. Bald darauf machte er den berühmten Kosakenzug des Generals Gurko über den Balkan mit und nahm bei dieser Gelegenheit an zahlreichen Kämpfen teil, darunter auf dem Schipka. Nach dem Rückzuge Gurkos machte Major v. Lignitz die ganze Belagerung von Plewna mit ihren blutigen Schlachten mit und blieb nach dem Falle von Plewna im Hauptquartier Gurkos, hielt sich aber namentlich bei dem Kommandeur des Gardekorps Grafen Schuwalow, früheren Botschafter in Berlin, auf. Bei dieser Gelegenheit nahm er wieder an einer Zahl von Gefechten und an der zweitägigen Schlacht von Philippopel teil. Für seine hervorragende Tüchtigkeit verlieh ihm Kaiser Wilhelm auf direkten Vorschlag Kaiser Alexanders II. den Orden pour le mérite und der Zar den Georgsorden 4. Klasse, den Wladimir- und den Annen-Orden, beide mit Schwertern, der König von Rumänien das Tapferkeitskreuz. Am 16. September 1881 erfolgte seine Beförderung zum Oberstleutnant. Am 6. Juni 1885 wurde er unter Enthebung von seinem Kommando in Petersburg zur Dienstleistung bei dem Kaiser Alexander-Regiment kommandiert und im Juli 1885 mit Führung des Inf.-Regiments beauftragt. Im weiteren Verlauf seiner glänzenden Carriere wurde General von Lignitz 1896 als 56jähriger als Nachfolger des Prinzen Friedrich von Hohenzollern Kommandeur des 3. Armeekorps und General der Infanterie. Seine



Der in den Ruhestand getretene Kommandeur des 3. Armeekorps Gen. d. Inf. v. Lignitz.

Digitized by Google



Der Dichter Gustav Falke, dem die Stadt Hamburg ein Ehrengehalt auf Lebenszeit ausgesetzt hat. Nach einer Aufn. von C. Bieber, Hofphotogr. in Hamburg.

Verdienste um die Armee lohnte der Kaiser nach den Manövern im Herbst 1902 durch Verleihung des Schwarzen Adlerordens.

* * *

Die Ehrung eines deutschen Dichters. Gustav Falke, der feinsinnige Lyriker, der zu den ersten unsrer lebenden Dichter gehört und auch den Lesern des Daheim durch manche wertvolle poetische Gabe bekannt geworden ist, ist jetzt von seiner Vaterstadt Hamburg in ebenso ehrenvoller wie schätzbarer Weise ausgezeichnet worden. Anläßlich seines 50. Geburtstages, den der Dichter am 11. Januar begangen hat, hat Senat und Bürgerschaft Hamburgs nun beschlossen, ihm auf Lebenszeit ein Staatsgehalt von 3000 Mark jährlich auszusetzen, ein Akt wahrhaft kunstliebender und -fördernder Gesinnung, die der Hansastadt wie dem Poeten in gleicher Weise zur Ehre gereicht. Unzweifelhaft ist dem schaffenden Künstler und seiner Familie wie auf der andern Seite dem ganzen Volk, das sich an den Gaben seiner Kunst erfreut, mehr damit gedient, wenn dem Lebenden eine Beisteuer zugewendet wird, die ihm ein sorgloses, fruchtbares Schaffen ermöglicht, als daß dem vielleicht in Gram und Entbehrungen gestorbenen Poeten hinterher ein prunkvolles Monument errichtet wird. Gustav Falke ist ein geborener Lübecker, der indessen schon lange in Hamburg ansässig ist und dort als Musiklehrer seinen bürgerlichen Beruf ausübt. In die Literatur ist er vor einem dutzend Jahren eingetreten und zwar mit einer Gedichtsammlung „Mynheer, der Tod". Diesem ersten Band ist eine ganze Reihe andrer Gedichtsammlungen des ebenso feinsinnigen, tiefinnerlichen wie gabenreichen Poeten gefolgt, der daneben aber auch drei Romane „Aus dem Durchschnitt", „Land und Strand", „Der Mann im Nebel" geschrieben und auch kleinere humoristische Arbeiten verfaßt hat. Gustav Falke ist ein Neffe des bekannten, im Jahre 1897 verstorbenen Kunst- und Kulturhistorikers Jakob, Ritter v. Falke, sowie des Geschichtsforschers Joh. Friedr. Gottlieb Falke, der namentlich über die Geschichte des deutschen Handels und Zollwesens wertvolle Arbeiten geliefert hat.

* * *

Der französische Parlamentarier Jaurès. Als ein Ereignis von politischer Bedeutung muß immerhin die Rede des französischen Deputirten Jaurès betrachtet werden, der in der französischen Kammer offen für



Der für die deutsch-französische Annäherung eintretende französische Parlamentarier Jaurès.

die Aufgabe des Revanchegedankens und eine ehrliche Versöhnung mit Deutschland eintrat. Wenn man freilich auch den Wert eines solchen Symptoms der politischen Lage durchaus nicht überschätzen soll, so darf man andrerseits doch auch mit gutem Recht die Tatsache voll bewerten, daß das französische Parlament in seiner Mehrheit dem Redner bei seinen Ausführungen lebhaften Beifall zollte — eine Tatsache, die noch vor zehn Jahren einfach unmöglich gewesen wäre. Nach all dem verdient die Person des einsichtsvollen französischen Politikers, obwohl man seiner Person als einem Führer der französischen Sozialdemokratie sonst gegnerisch



Schriftsteller Gen.-Lt z. D. v. Dincklage-Campe. Fabrikbesitzer Naruhn. Baurat Jaffé.
Der frühere Direktor der National-Galerie Geh. Rat Dr. Jordan. Der Direktor des Hohenzollern-Museums Prof. Dr. Seidel. Histor.-Mal. William Pape.
Vorsteh. d. Kgl. Samml. alter Musikinstrumente Prof. Dr. O. Fleischer. Komm.-Rat Leichner. Graf Hochberg, der frühere Gen.-Intendant der Kgl. Bühnen. Geh. Rat Prof. Ende, Präs. d. Akademie d. Künste.

Das Komitee zur Errichtung des Wagnerdenkmals in Berlin. Nach einer Aufnahme der Photo-Illustration, Berlin.

Digitized by Google



E. Reinicke. A. Lanshofer. Beker-Gundahl. H. Stockmann. A. Mandlik. Th. Grätz. Prof. Haarburger. G. Buchner. A. Otrey. G. Mühlberg. Prof. Simm. L. Bechstein. Prof. Oberländer. N. Grieß. J. Kriewer. K. Zepf. B. Rauchenegger. H. Albrecht. E. Kirchner. M. Flashar. René Reinecke. A. Roeseler. O. Merte. A. v. Meisel. O. Bromberger. Prof. Hengeler.

Von der Jubiläumsfeier der „Fliegenden Blätter“: Gratulationsbesuch der mitarbeitenden Künstler auf der Redaktion in München. Nach einer Aufnahme von Jäger & Görgen, München.

Digitized by Google



Nizza.

gegenüber stehen mag, auch wohl bei uns Interesse. Jean Jaurès wurde 1859 in Castres geboren; er studierte in Paris Philosophie, war zwei Jahre lang Lehrer am Lyceum in Albi und wurde 1883 Professor der Philosophie in Toulouse. 1885 wurde er in die Kammer gewählt, unterlag aber 1889 und wurde Gemeinderat. Seit 1893 gehörte er wieder der Kammer an, wo er einer der Führer der sozialistischen Partei wurde. 1898 abermals unterlegen, wurde er 1902 bei einer Nachwahl wieder Abgeordneter. Jaurès hat auch über deutsche Geistesheroen wie Luther, Kant, Fichte und Hegel Schriften veröffentlicht.

* * *

Von der Jubelfeier der „Fliegenden Blätter". Das allbekannte Münchener Witzblatt konnte dieser Tage ein seltenes Fest feiern. Die 3000. Nummer des allwöchentlich erscheinenden Blattes lag vor, und aus diesem Anlaß hatten sich seine ständigen künstlerischen Mitarbeiter vereint, um in launiger, origineller Weise dem Verlag und der Redaktion ihre Glückwünsche darzubringen. Unser Bild zeigt die malerische Gruppe der phantastisch herausstaffierten Jägersleute, unter denen sich zum größten Teil all jene wohlbekannten Zeichner befinden, an deren humorvollen künstlerischen Leistungen sich jedermann schon so oft erfreut hat. Ein solches Kunterbunt von Jägern ward wohl noch nirgends gesehen, und sogar ein Waldgeist hatte sich angeschlossen. Angeführt von einem Gendarm in einer Uniform von „Anno Dazumal" und in Begleitung einer echten Bauernmusik hielt die bunte Gesellschaft im Gänsemarsch ihren Einzug in die Redaktion. In höchst humorvoller Weise verlas nun der Gendarm das Protokoll, brachte ein dreifaches Hoch auf die „Fliegenden Blätter" aus und überreichte als Jubiläumsgeschenk den dreitausendsten Haasen. Nach herzlichen Dankesworten der Verleger und einer nochmaligen Parade der Jäger, labte man sich an einem guten Tropfen, und verließ dann im lustigen Gänsemarsch, wie man gekommen, wieder die „Jagdgründe der Fliegenden."

* * *

Zu unsern Bildern von der Riviera. Alljährlich und besonders in den Monaten Januar bis März ergießt sich ein gewaltiger Fremdenstrom aus aller Herren Länder über die Alpen hinüber zu den sonnigen, heiteren Gestaden Frankreichs und Italiens hin, wo eine lange Reihe von landschaftlich entzückend und klimatisch sehr günstig gelegenen Orten den Gästen aus nördlichern Breiten einen herrlichen Erholungs- und Vergnügungsaufenthalt gewährt. Von Jahr zu Jahr mehr nehmen unter diesem Gewimmel von Fremden aller Nationalitäten die Deutschen einen immer größeren Platz ein; und zwar sind es schon längst nicht mehr nur die Angehörigen unserer begüterten Aristokratie, der vornehmen bürgerlichen Klassen oder der Finananzkreise, die hier die Physiognomie des Reisepublikums bestimmen, vielmehr überwiegt hier die breite Masse des wohlsituierten mittleren Bürgertums. Es gehört eben für jeden, der es sich leisten kann und auf ein



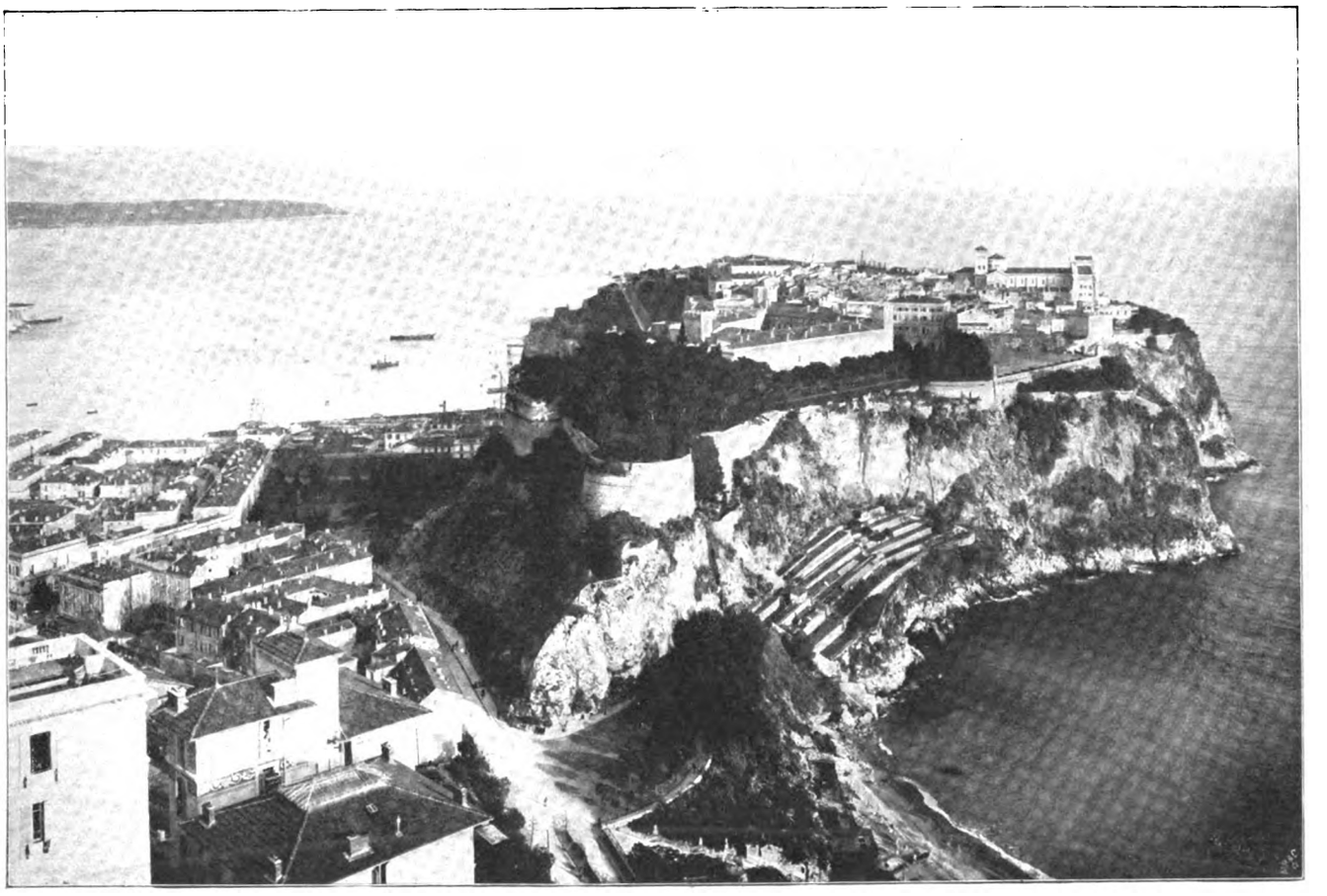
Das fürstliche Schloß in Monaco.



Das Casino in Monaco.

Bilder von der Riviera. Nach Aufnahmen von A. Krenn, Zürich.

Digitized by Google



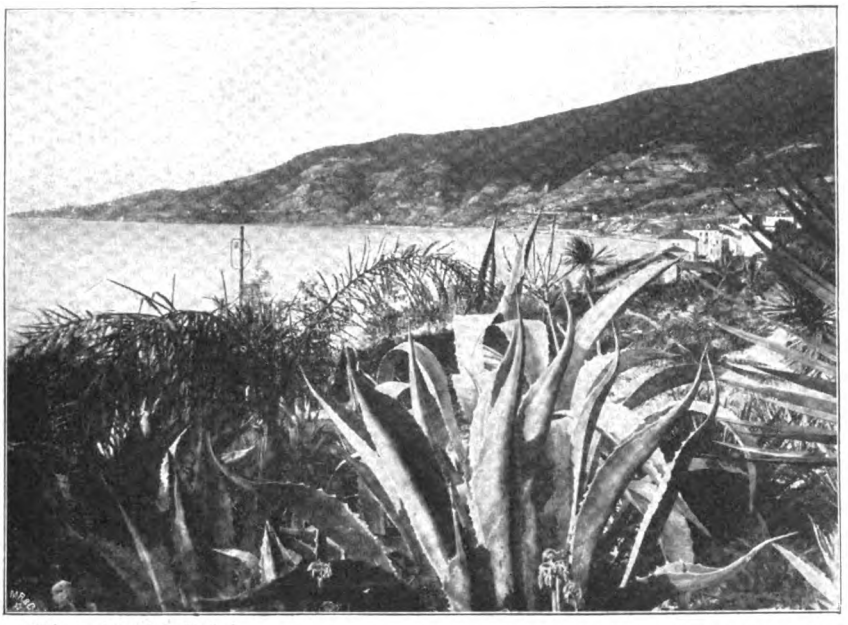
Schloß und Altstadt von Monaco, von Westen gesehen.



Roquebrune, französischer Nachbarort von Monaco.

Bilder von der Riviera. Nach Aufnahmen von Anton Krenn, Zürich.

Digitized by Google



Winterlandschaft bei Bordighera.

bis Ende März, manche sogar das ganze Jahr hindurch (wie der Rosmarin und der Rosenbaldrian) und die Heckenrosen z. B. blühen gerade meist im Winter und Frühling. So schwelgt das Auge dort zu einer Zeit, wo in unsrer Heimat trüber, grauer Nebel über den öden Feldern braut oder dichter Schnee und Eis jedes Pflanzenleben erstarren läßt, in frohen Farben und in strahlendem Sonnenglanz, der über den hellschimmernden Felshängen und dem tiefblauen Meer liegt. Dazu kommt dann noch der architektonisch interessante Hintergrund, den die Kurorte der Riviera mit ihren charakteristischen südlichen Bauten und den luxuriösen Fremdenpalästen daneben geben, und das rege bunte Leben, das allenthalben dem Auge sichtbar sich entfaltet. Wir zeigen in unseren Bildern einige der bekanntesten Orte, die „Perle" der französischen Riviera, das herr-



Promenade von Ospitaletti.

gewisses savoir vivre hält, dazu, wenigstens einmal, wenn nicht gar häufig oder regelmäßig die „Wintersaison" an der Riviera mitgemacht zu haben. Viele lockt aber auch natürlich das, was ursprünglich den Reiseverkehr nach jenen Stätten gelenkt hat, die wunderbare Schönheit der Landschaft und die Milde des Klimas, die dort eine Vegetation entstehen ließ, wie sie ihresgleichen in Europa an Reiz und Fruchtbarkeit sucht. Ganz besonders ist es die Palme, das Symbol der Dichtersehnsucht nach dem sonnigen Süden, die dort das Auge entzückt. Mehr als 160 Pflanzenarten blühen in dem Zeitraum von Anfang November



Auf der Promenade von San Remo.

liche Nizza, dann den berühmtesten und glänzendsten aller europäischen Fremden-Orte, Monaco, ferner das benachbarte wieder auf französischem Gebiet malerisch im Felsgewirr gelegene einstige Räubernest Roquebrune, dann das durch seine Palmenwildnis berühmte Bordighera, das schon zu Italien gehört, weiterhin Ospitaletti, einst ein Aussätzigenspital der Rhodeser Johanniterritter, und schließlich das waldumkränzte San Remo, das uns Deutschen seit den traurigen, bangen Tagen, wo dort in der Villa Zirio der edle fürstliche Dulder, Kaiser Friedrich, gelitten und vergeblich der Genesung entgegengeharrt hat, besonders bekannt und geweiht geworden ist.

* * *

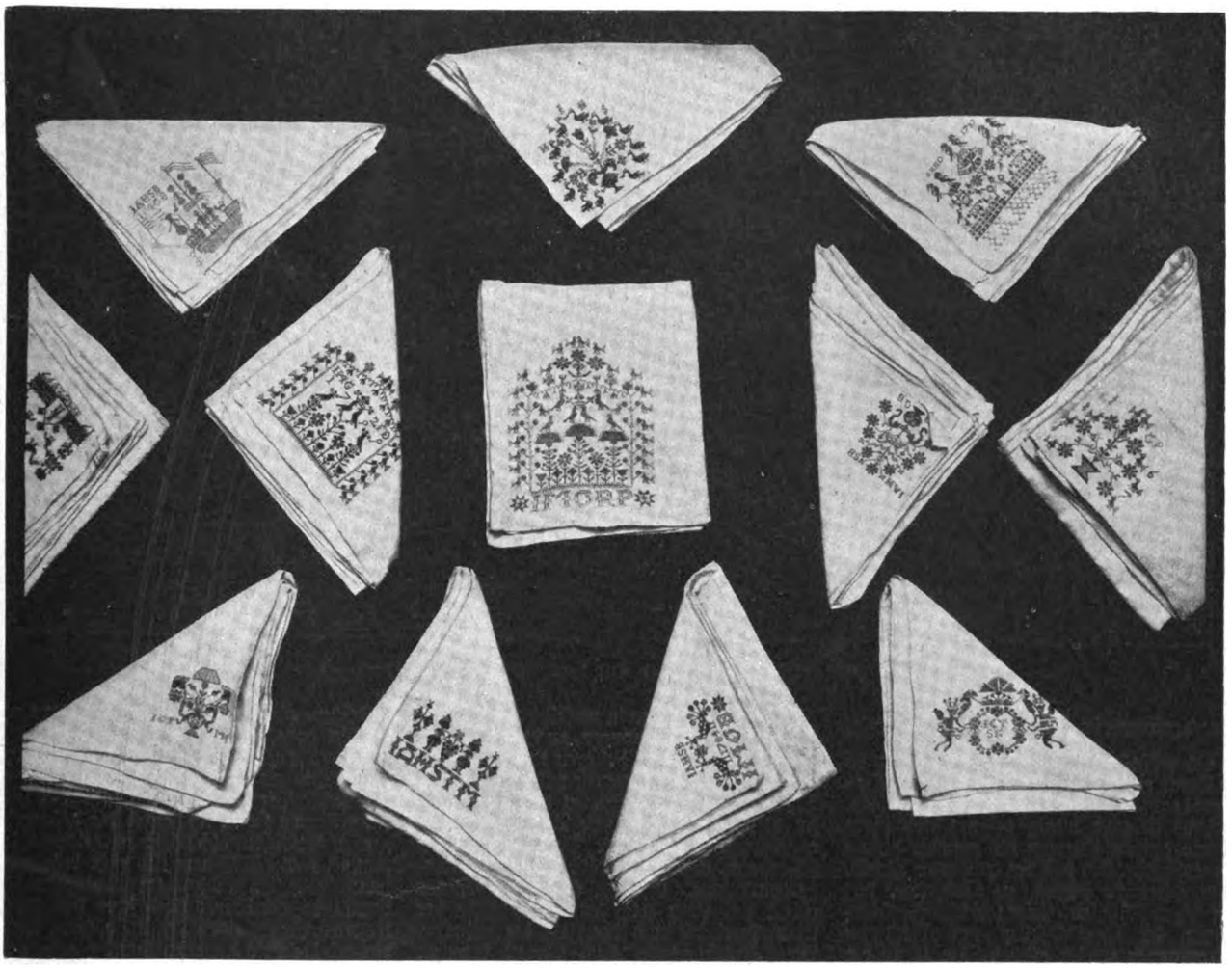
Bilder von der Riviera. Nach Aufnahmen von Anton Krenn, Zürich.

Digitized by Google

Frauen-Daheim.

Ewiger Jugend Licht
Strahlt allmorgentlich aus dem Osten

Jedem, den seine Pflicht
Hinruft auf ernsten Posten.



Alte Bauerntaschentücher aus dem Berliner Trachtenmuseum.

Handarbeitsmotive aus dem Berliner Volkstrachtenmuseum.

Mit Abbildungen.

I.

Bei einem Gang durch ein gutes Volkstrachtenmuseum, z. B. das Berliner, drängen sich den Blicken neben den primitiven Erzeugnissen derberer und kräftigerer Hausindustrien die Werke feinen, geduldreichen Frauenfleißes, wunderbar zierliche Nadelarbeiten in unübersehbarer Fülle entgegen. Schönheitsliebe, Freude an Schmuck und Buntheit überall, und in ihrem Dienste oft ein durch keine Kunsttüftelei zu überbietender, durch Überlieferung stetig fortgeerbter und vervollkommneter guter Geschmack. Daneben welche Gediegenheit in diesen schönen Borten und Kanten bäuerlicher Hausarbeit! Genau wie sie an bäuerlichen Gewändern anzutreffen sind, werden viele davon für den Stil unserer heutigen Frauenkleidung — die ein phantasievoller Zug nach dem Malerischen, Schmückenden beherrscht — zu verwenden sein; andere Muster, die wir in der Weise und an den Gebrauchsgegenständen, wie sie uns hier entgegenkommen, heute belächeln müssen, geben Anregungen zu anderen Zusammensetzungen und Verwendungen, reizen die Schaffens- und Erfindungslust. So suchen wir uns gleich einmal die mit roter, brauner und schwarzer Seide gestickten Taschentücher aus dem alten Lande Hannover in dem äußerst interessanten alten Schranke auf. Es sind nach unseren Begriffen geradezu gewaltige Taschentücher, deren Größe und Derbheit recht im Gegensatze zu der außerordentlich feinen, in Kreuzstich über wenig Fäden ausgeführten Stickerei steht. Sie stammen aus der Zeit von 1784—1799, und die Muster lehnen sich z. T. an die berühmten Sibmacherschen an, die unter dem Namen „Modelbuch" von 1597—1604 in Nürnberg erschienen sind und in der vortrefflichen Wiedergabe von Lessing-Lipperheide sicherlich vielen Leserinnen zur Hand sein dürften. Hier haben wir aber noch Motive, die jener Sammlung fehlen: wir sehen auf den Taschentüchern die Vögel und andere Figuren in reizend leichter Zeichnung, und viel Schalkhaftes kommt dazu, z. B. die kleinen Teufelchen, die einen Blumenkranz halten, die Männchen mit riesiger Kopfbedeckung, auf Blumen thronende Vögel, ein mit Menschen und kleinen Tieren besetztes, lustig dahinfahrendes Schiff. Namen und Jahreszahl, manchmal in größerem Kreuzstich gestickt, vervollständigen das Ganze, das in einiger Entfernung wie feine Malerei wirkt. — Zu gefälligen Borten für helle Blusen, Kinderkleidchen, weißen Schürzen u. a. m. möchten sich die Manschettenstickereien aus Litauen eignen. Die Litauerin liebt die lebhaften Farben und kargt auch im übrigen nicht mit auffallenden Einzelheiten, die in der Zusammenstellung dann ein charakteristisches Bild ergeben. Wir können hier nicht näher darauf eingehen, wie z. B. eine Braut sechs bunte Röcke übereinander anzieht, wie reich Leinenwäsche und Wollsachen mit farbiger Stickerei versehen sind, wie bei einer selbstgewebten leinenen Schürze bunte Streifen mit Silber- und Goldfäden abwechseln 2c.; wir wollen uns auf einige Borten beschränken, bei denen eine keineswegs feine Leinwand und bunte Seidenstickerei zur Verwendung kamen. Nr. 1 (Abb. auf S. 8, oben) ist in Grün, Blau, Rosa, Hellgelb und Schwarz gehalten, so daß die hellen Farben vorherrschend sind; Nr. 2 (S. 8, unten) hat zwar dieselben Farben, ist aber kräftiger im Ausdruck; Nr. 3 (S. 8, links) wurde nur mit schwarzer Seide gestickt. Wir sehen Durchbrucharbeit, Languetten, Knötchen, Platt-, Stengel-, Stepp-, Hinter- und Grätenstich, sowie sogen. Spinnen. Man wird in dem einen und anderen Falle vielleicht die Auswahl der Stickereiweise selbst praktischer und leichter treffen können, da in den Originalen einiges ungelenk und schwerfällig erscheint; die Muster hingegen dürften ihres absonderlichen Reizes wegen überall Freude und Interesse erregen und zur Nachahmung anregen. Eine damit verzierte weiße Bluse müßte in der Tat angenehm auffallen.

Für Unkundige sei gesagt, daß man unter Durchbrucharbeit alles das versteht, was mit dem Ausziehen von Fäden verbunden ist. Das Entfernen von nur einer Fadenlage heißt der einfache Durchbruch oder punto tirato; das Ausziehen von Schuß- und Kettenfäden wird Doppeldurchbruch oder punto tagliato genannt. Der einfache Hohlsaum ist in seiner Entwickelung zum Hinterstich- und Doppelhohlsaum, antiken Hohlsaum, mehrreihigem Durchbruch, türkischem Büscheldurchbruch, Durchbruch mit Stopfstich 2c. geworden. Wir können da nur auf die vortrefflichen Schriften von Th. de Dillmont verweisen. E. Zemke.

Digitized by Google



Litauische Manschettenstickereien aus dem Berliner Trachtenmuseum.

Wanderlehrerin für Samariter-Kurse.

Erwerbsuchenden Frauen und Mädchen sei der Beruf einer Wanderlehrerin für Samariter-Kurse aufs wärmste empfohlen. Derselbe ist noch wenig bekannt und bietet deshalb größere Chancen als mancher andere Frauenberuf. Er verfolgt zweierlei Zwecke. Beim ersten ist speziell die Kinderstube das Feld seiner Tätigkeit. Hier soll die erste Hilfeleistung bei Unglücksfällen und plötzlichen Erkrankungen gelehrt werden, die ja in der Kinderstube so häufig vorkommen und in der Bestürzung oft so falsch wie möglich behandelt werden, wodurch den Kindern mitunter dauernder Schaden zugefügt wird. Man denke nur an die vielen, oft recht ernsten Unfälle, die durch das Verschlucken von Gegenständen, das Eindringen von Fremdkörpern in Augen, Nase und Gehörgang, entstehen und an die hundert kleineren Plagen, die durch Stoß, Fall, Quetschung oder gar Verbrennung verursacht werden. Wie angenehm und beruhigend ist es für jede Mutter, wenn sie da die nötigen Hilfsgriffe und Gegenmittel genau kennt, oder weiß, daß die Bonne, der sie ihre Lieblinge anvertraut, damit bewandert ist. Gern wird sie deshalb einem Lehrkursus beiwohnen und auch die Beschützerin ihrer Kinder daran teilnehmen lassen, zumal, wenn demselben auch gelehrt wird, wie man sich bei plötzlichen Erkrankungen, Ohnmachten, Krampfanfällen 2c. zu benehmen hat, um dem Arzte richtig vorzuarbeiten. Der zweite Zweck eines Samariter-Kursus ist der: bei Verwundungen und Unfällen Erwachsener hilfreiche Hand und einen richtigen Notverband anlegen zu können, wobei besonders auch die Wiederbelebungsversuche Ertrunkener oder Erstickter Berücksichtigung finden. Eine Wanderlehrerin dieser Samariter-Kurse wird in kleinen Städten und auf dem Lande ein großes Arbeitsfeld und lohnenden Erwerb finden, denn dort ist der Arzt oft schwer zu erlangen und jeder Gutsbesitzer und Leiter irgend eines, mit Gefahren verbundenen industriellen Unternehmens wird sich für diese Kurse interessieren und seine Aufseher oder oberen Beamten daran teilnehmen lassen, damit sie bei etwaigen Unglücksfällen die erste Hilfeleistung sofort sachkundig ausführen können.

Eine Wanderlehrerin muß sich an die Leiter derartiger Unternehmungen, an den Amtmann des Dorfes, an die Pastoren und Lehrer 2c. wenden und um ihr Interesse und Unterstützung bitten. In kleineren Städten tun es Inserate im heimischen Blatte und Besuche bei tonangebenden Damen der Gesellschaft, Vorsteherinnen von Wohltätigkeits- und Kindergartenvereinen. Das zu fordernde Honorar richtet sich ganz nach dem Wohlstande der Einwohnerschaft und der Zahl der Besucher. Die Wanderlehrerin muß überall betonen, daß sie bei starker Beteiligung an ihren Lehrkursen das Honorar für den Einzelnen ermäßigt, das zieht oft sehr und veranlaßt manchen, für sie zu werben.

Die Kenntnisse zu diesem Berufe und die Befugnis, ihn lehrend auszuüben, erwirbt man sich am besten bei einem tüchtigen, praktischen Arzte oder dem Vorsteher eines Krankenhauses, einer Poliklinik. In Großstädten haben die dirigierenden Ärzte der Unfallstationen derartige Kurse bereits eingerichtet, auch in Diakonissenhäusern wird dieser Unterricht erteilt und erwerbsuchende, unbemittelte Damen erhalten ihn gewöhnlich gegen geringes Entgelt. Man versäume aber nicht, sich von der betreffenden Lehrstelle ein Zeugnis ausstellen zu lassen, daß man in diesem Fache ausgebildet ist und lasse dasselbe womöglich noch von der Ortspolizei bescheinigen, damit man während der Ausübung der eigenen Lehrtätigkeit keinen Zweifeln begegnet, die leicht Unannehmlichkeiten und Weitläufigkeiten im Gefolge haben könnten. **M. Fu.**

Praktisches fürs Haus.

Eis im Krankenzimmer. Sehr häufig wird jetzt von den Ärzten das Schlucken kleiner Eisstückchen verordnet, bei Halsentzündung, Diphtheritis, Ausschneiden der Mandeln 2c. Sogar auf dem Lande ist man jetzt meistens in der Lage, Eis bekommen zu können; wenn man einen Eisschrank hat, so bewahrt man den jedesmaligen kleinen Vorrat am besten in einem Säckchen im Eisloch auf. Schwierig ist aber das sparsame Zerkleinern des Eises, denn wenn man das Eis in ein Tuch legt und mit einem Hammer darauf schlägt, so bekommt man ja viele kleine Stückchen, aber noch mehr wird zermalmt und schmilzt ganz nutzlos. Auch das Geräusch ist besonders nachts störend. Am besten und sparsamsten zerkleinert man Eis, wenn man eine starke Stopfnadel nimmt, und mit Hilfe eines kleinen Hammers gleich die gebrauchsgroßen Stückchen abschlägt; es geschieht fast lautlos, und nichts vom Eis geht dabei verloren. Die Eisstückchen tut man zum Gebrauch in ein kleines Sieb oder den durchlöcherten Einsatz eines Seifennäpfchens, damit das Wasser stets ablaufen kann. **H. v. N.**

Um Nippsachen aus Biskuit u. s. w., deren zarte Farben kein Seifenwasser vertragen, von dem Staub zu reinigen, genügt es, dieselben in Salzwasser mit Bürste oder Pinsel zu reinigen, in Regenwasser zu spülen und sie an der Luft trocknen zu lassen. Sie werden wie neu. **H. B.**

Für die Küche.

Bratwurst mit Äpfeln. Mittelgroße Äpfel schneidet man durch, ohne sie abzuschälen, stellt sie mit etwa 50 g Butter auf 3 Paar Bratwürste in eine nicht zu heiße Ofenröhre und läßt sie nur langsam dämpfen. Sollte die Bratwurst eher als die Äpfel gar werden, so stellt man sie einstweilen zurück und schmort die Äpfel in der Sauce vollends durch. Vor dem Anrichten rührt man die Sauce mit $^1/_8$ Glas kochendem Wasser von der Pfanne los und streicht sie entweder mit den Äpfeln durch ein Sieb, wonach sie nochmals aufkochen muß, oder schüttet sie beim Anrichten über Bratwurst und Äpfel. Die Äpfel mildern das Fettige, was Bratwurst sonst leicht an sich hat und geben einen vorzüglichen, pikanten Geschmack. Ich nehme auch oft noch mehr Äpfel. Es müssen möglichst säuerliche Sorten sein. **L. v. B.-F.-H.**

Kokosmakronen. (Fr. 22. Frau Forstmeister S. in L.). 1 Pfd. Kokosmehl, $^3/_4$ Pfd. Zucker, 8 ganze Eier, 8 Eigelb. Die 6 Eigelb werden tüchtig gerührt und allmählich das zu Schaum geschlagene Eiweiß hinzugetan, dann noch ungefähr 10 Minuten gerührt. Nach und nach kommt dann das Kokosmehl hinzu; darauf wird die Masse in kleinen Häufchen (ca. 100 Stück) auf eine gefettete Platte gesetzt; die Makronen werden dunkelgelb gebacken, worauf sie aber sofort von der Platte abgenommen werden müssen, da sie sonst leicht brechen.
Frau **K.** in **F.**

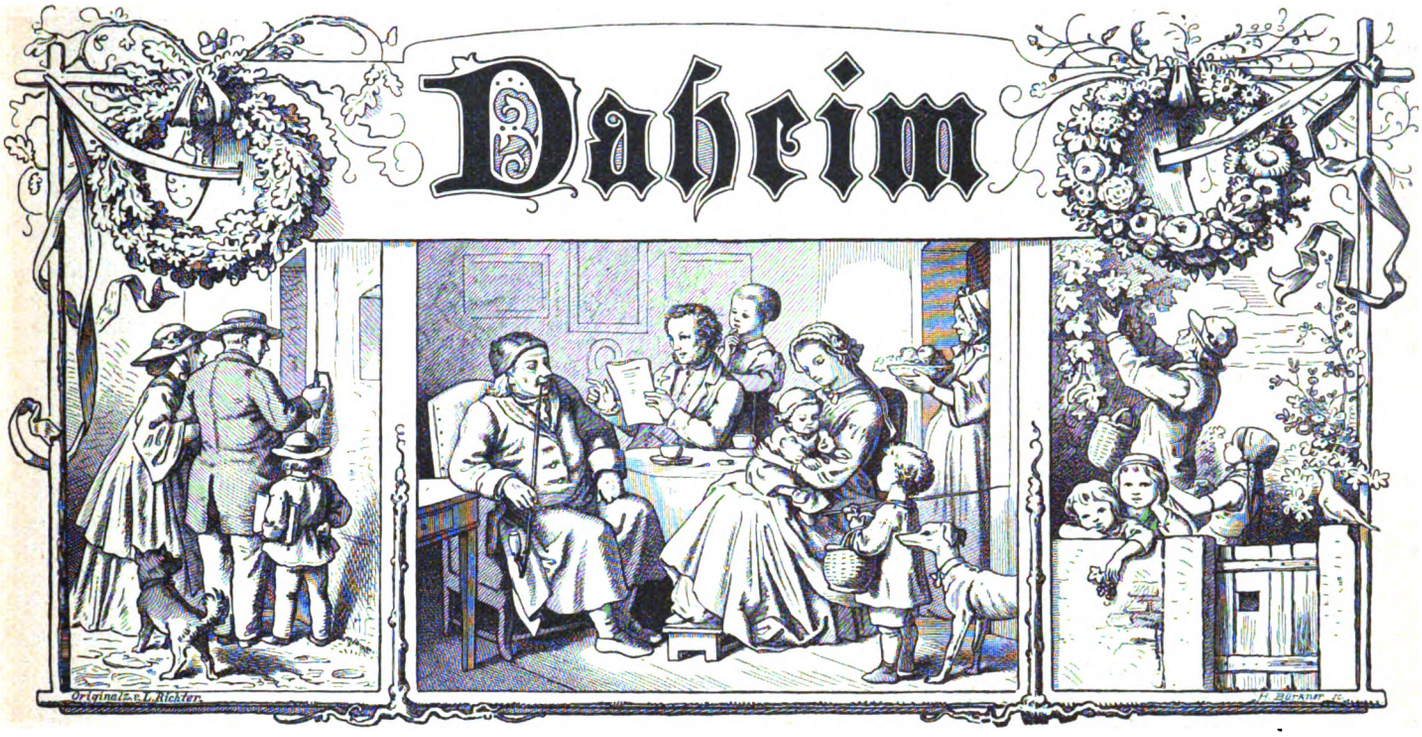
Frage.

24) Könnte mir eine Leserin des Daheim genaue Adressen von christlichen Lehrerinnenseminaren, am liebsten Herrnhuter, angeben? Im voraus herzlichen Dank! **Abonnentin in Kurland.**

Auskunft.

Eifrige Leserin in Mecklenburg. Die Herforder Teppiche beziehen Sie entweder von M. Horstmann in Herford i/W. oder von H. Jordan in Berlin SW., Markgrafenstr. 104/7. Die Fabrik selbst gibt sie nicht ab.

Digitized by Google



Der Taugenichts.

Die Geschichte einer Jugend. Von Paul Oskar Höcker. (Fortsetzung.)

Nun hielt der Offizier mit den beiden Fräulein Rat, wo sie am besten zum Strand kommen würden. Den paar Bruchteilen ihres Gesprächs, die Hansheinrich auffing, entnahm er, daß es sich um eine Wette handelte: der Leutnant hatte es den jungen Damen nicht geglaubt, daß ‚das Meer zufriere'. Vermutlich war er ein Binnenländer, der zum erstenmal im Winter an die Küste kam. Er schien ein Verwandter der Herrschaft zu sein, denn er sprach von Onkel und Tante, womit er Herrn und Frau von Golin bezeichnete, und duzte die jungen Gnädigen. In munterem Geplauder setzten sie nach einem übermütigen Streit den Weg jetzt fort. Hansheinrich konnte im Mondlicht ganz deutlich ihre lachenden, von der Kälte gerötеten Gesichter erkennen.

Wieder fragte man ihn etwas — diesmal war's der junge Offizier, der sich an ihn wandte — und er wollte gerade höflich Bescheid geben: da zuckte er plötzlich erschrocken zusammen und starrte den Fragenden verwirrt und sprachlos an. Er kannte ihn. Stimme und Gesicht ließen keinen Irrtum zu, wenn die Gestalt auch größer und männlicher geworden sein mochte: es war Fritz von Uslarn, mit dem er von Sexta bis Obertertia im Kadettenkorps zusammengesessen hatte. Dicht vor ihm, grell vom Mondlicht beleuchtet, war der kleine Trupp wieder stehen geblieben. Der junge Offizier schien wie gebannt von dem durchdringenden Blick der ihn groß anstarrenden, hellen Augen, dieser seltsamen, lichtblauen Augen, von denen die Kadetten, die von der Wasserkante stammten, aufgebracht hatten, sie hätten so viel vom Ausdruck der Lotsen auf See.

„Ott!" stieß er nach einer kurzen Pause aus. „Du bist's — tatsächlich? Hansheinrich Ott?!"

Die beiden jungen Damen hatten sich von ihrem Begleiter freigemacht. Befremdet musterten sie den jungen Mann, der unwillkürlich den Hut gezogen hatte und wie abwehrend einen Schritt zurückwich.

„Ja, Herr von Uslarn, ich bin's allerdings, aber —"

„Warum sagst Du ‚Herr' zu mir? Wir sind doch..." Uslarn brach verwirrt ab und wandte sich hastig den Damen zu, als wollte er erklären oder als erhoffte er von diesen eine schnelle Lösung.

Hertha schien die Begegnung peinlich, wenn nicht quälend, aber Liddi hatte ein mokantes Lächeln aufgesetzt, während sie, Uslarn einen raschen Blick zuwerfend, fast unmerklich den Kopf schüttelte. „Der junge Mann steht hier auf dem Hofe wohl in Diensten bei Papa," sagte sie leichthin und überlegen.

Noch eine Sekunde lang zögerte der Leutnant. Er hatte die weißbehandschuhte Rechte nach Hansheinrich ausgestreckt. Nun ließ er sie sinken. „Ott —" kam es in einem leisen Aufatmen aus seinem Munde, „Sie stehen hier — in Diensten?"

Hansheinrich hatte im Nu seine ganze Fassung wiedergefunden. Er merkte: die einzige Bemerkung der jungen Gnädigen hatte genügt, um auch den alten Kameraden über seine jetzige Position aufzuklären.

„Jawohl, Herr von Uslarn, ich bin Eleve — beim Inspektor Zabern — ich erlerne hier praktisch die Landwirtschaft."

„Ah so — ja, richtig — hm." Der Leutnant wußte nun selbst nicht recht, wie er seine übereilte Herzlichkeit wieder wettmachen sollte.

Es gab eine kleine Pause. Die beiden jungen Männer sahen einander noch immer ins Auge.

„Hier ist ja ein ganz famoser Weg!" rief Liddi plötzlich, die ihre Schwester leicht am Ärmel ihres Pelzjacketts gezupft hatte, damit sie ihr folgte.

„Es geht Ihnen — sonst gut?" fragte Uslarn in einer ungewissen Mischung von Herzlichkeit und Überlegenheit. „Ich erinnere mich jetzt, Sie waren damals zur See gegangen, nicht wahr? — Ja. Hm. — Nun, ich sehe Sie wohl noch, Sie müssen mir gelegentlich erzählen, Ott ..."

„Fritz!" rief Liddi, die im Schnee mitten auf dem Abhang auf ihn wartete.

„Ich komme, ich komme! — Pardon, also ein andermal!"

Der Leutnant grüßte leicht und folgte hastig den jungen Damen.

Hansheinrich hatte die Fäuste in die Seitentaschen seiner blauen Düffeljacke gesteckt. Er rührte sich nicht. Aber in ihm zitterte alles. Er starrte dem ehemaligen Kameraden so lange nach, bis dessen Mütze jenseits des von schimmerndem Schnee bedeckten Uferrandes untergetaucht war.

Dann hörte er die drei verstohlen aber etwas erregt miteinander flüstern.

Das war das erste Mal, daß er einen Bekannten aus

Digitized by Google

jener früheren Epoche getroffen hatte. Oftmals an Bord, draußen auf hoher See, hatte er sich's ausgemalt, wie eine solche Begegnung etwa ablaufen könnte. Es war ihm nie in den Sinn gekommen, daß er sich dabei so tief, so schmerzlich gedemütigt fühlen würde. Er haderte mit sich selbst, daß er die Sache so tragisch nahm. Es war ja sein eigener Wille gewesen, andere Bahnen einzuschlagen, als ihm der Wunsch, die Stellung und die Mittel seiner Eltern hätten ebnen können.

Er biß die Zähne fest zusammen und wandte dem Ufer den Rücken. Langsam und in sich gekehrt nahm er den Heimweg auf.

* * *

An diesem Abend ward der ‚Fall Ott' im Herrschaftshause gründlich erörtert.

Vetter Uslarn, der neugebackene Leutnant, hatte den jungen Damen schon unterwegs erzählt, was er über den ehemaligen Kameraden aus der Kadettenzeit wußte. Er erfuhr dabei von der Visite, die seine Verwandten, lediglich aus literarischem Interesse, im letzten Herbst bei ihrer Anwesenheit in Berlin dem Hause Ott abgestattet hatten.

„Ich fand's gleich fatal, daß Papa den hoffnungsvollen Sprößling der großen Dichterin hergenommen hat!" gestand Liddi dem Vetter. „Und am meisten ärgert's mich, daß wir damals überhaupt den Jour mitgemacht haben. Wie steht man nun mit dem jungen Menschen? Das ist weder Fisch noch Fleisch. Rechnet er völlig unter die Leute? Oder was sonst? Denn zur Gesellschaft zählt er doch auch nicht mehr, nicht wahr, als verflossener Schiffsjunge . . ."

Auch dem Leutnant war die Erinnerung an die Begegnung peinlich. „Man kann doch nie vorsichtig genug sein," meinte er mißmutig, „wenn man frühere Bekannte trifft."

Beim Abendbrot ward die Erörterung fortgesetzt.

Frau von Golin hatte die Einstellung des jungen Ott, über die ihr Gatte ihr nur flüchtig berichtet hatte, im Abreisetrubel und über den vielen neuen Eindrücken, die ihr die Reise bot, eine Zeitlang fast vergessen gehabt. Um so lebhafter interessierte sie's nun, den jungen Menschen endlich kennen zu lernen. Sie erkundigte sich nach seiner Führung in der Wirtschaft. Golin berichtete, er habe bisher nur wenig Anlaß zur Klage gegeben.

„Was war eigentlich der Grund, daß er damals auf und davon und zur See ging?" fragte sie den Neffen.

„Ach, sieh 'mal, Tantchen, Ott war immer so ein komischer Junge. Als Kamerad hatten wir ihn ja alle gern. Aber das war uns schon lang vorher klar, daß es 'mal ein böses Ende mit ihm nehmen würde. Er war ein solcher Dickschädel — nein, Du machst Dir keinen Begriff."

„Er lernte nicht gut?" warf der Rittergutsbesitzer ein im Gedanken an die Schwierigkeiten, auf die der Inspektor bei allen schriftlichen Arbeiten bei seinem Eleven stieß.

„Im Gegenteil, er war meistens Primus. Nein, bloß so in anderen Dingen. Wenn ihm eben 'was der Quere ging, dann hätte er sich eher frikassieren lassen, als daß er klein beigab. Das hat ihm ja auch schließlich das Genick gebrochen. Es war 'ne Sache mit einem Civilerzieher. Doktor Pasewalk hieß er. Wir andern konnten ihn gleichfalls nicht verknusen. Er war so hinterlistig, so feig . . ."

„Na, Fritze, feig, — bißchen starker Tabak!" monierte Herr von Golin.

„Ihr könnt mir's glauben. Jetzt ist man doch älter geworden, nicht wahr, selbst schon Offizier, längst kein Pennäler mehr, und hat doch ein Urteil!"

„Ja — Patent vom 18. Oktober — hoch Sr. Majestät jüngster Sekonde!" rief Liddi übermütig lachend.

„Unterbrich ihn nicht immerzu, Mädel! — Weiter im Text, Fritze, was gab's da mit vorbesagtem Herrn Pasewalk?"

„Pasewalk hatte also die liebliche Eigenschaft, uns wegen jeder Bagatelle extra zu sich zu bestellen, um Strafarbeiten vorzuzeigen, mitten in der Freistunde, damit einem nur ja der ganze Tag verdorben war. Da ließ er einen denn warten, bis man schwarz wurde. In seiner Arbeitsstube den einen, im Salon von seiner Frau den andern, einen dritten im Speisezimmer — gab's noch einen vierten Sünder, so hatte der das Vergnügen, im Korridor zu stehen, denn setzen durfte man sich nicht, sonst wehe. Pasewalk besaß nämlich eine rasche Hand — und die Sextaner und Quintaner, die besahen beim tapfern Doktor allemal totsicher ihre Keile."

„Er schlug die Junker? Aber das durfte er doch nicht?"

„Offiziell war's verboten, ja. Es war aber allgemein bekannt, daß er's tat. Und die andern Lehrer wußten's sicher auch. Sogar der Studiendirektor. Aber von den Kleinen hatte keiner den Mut, sich zu beschweren. Überhaupt war er beim Kommandeur sehr gut angeschrieben. Wir nannten ihn unter uns den ‚Radfahrer'. Ihr wißt warum. Nicht? Ach, ein dummer Witz; wir meinten damit: nach unten tritt er, nach oben macht er einen krummen Buckel." Sie lachten mehr oder minder amüsiert, dann fuhr der Leutnant fort: „Da war nu 'mal ein armes, schmächtiges Bürschchen aus Thorn. Sein Vater lebte nicht mehr, hatte höchst dürftig beim Bekleidungsamt geendigt. Ich seh' ihn noch immer vor mir, den Kleinen. Soldat wär' er ja nie geworden, dazu fehlte ihm so ziemich alles; aber der Freistelle wegen sollte er durchs Korps durchgeschleppt werden. Pasewalk quälte den armen Bengel bis aufs Blut — vielleicht bloß, weil er da keinen Widerstand fand."

„Ach geh' — ein wissenschaftlich gebildeter Mann!"

„Ich sage nichts anderes, als was ich empfinde, Onkel. Da — ich kriege jetzt noch feuchte Hände vor Groll und Aufregung, wenn ich an ihn zurückdenke."

„Erzähle! Was war also zwischen Ott und ihm?"

„Ott ist einmal mit Logarithmen bestellt — da hört er den Thorner nebenan jämmerlich weinen. Sofort weiß er: Pasewalk verprügelt ihn wieder 'mal, den kleinen Quartaner. Mein Hansheinrich Ott stürzt also hinein, verbietet es ihm und erklärt, er werde die Sache melden. — Er muß dem Doktor schon eine große Portion Respekt eingeflößt haben, daß der sich nicht in seiner Wut an ihm selbst vergriff."

„Dann kam's also zu einer Untersuchung?"

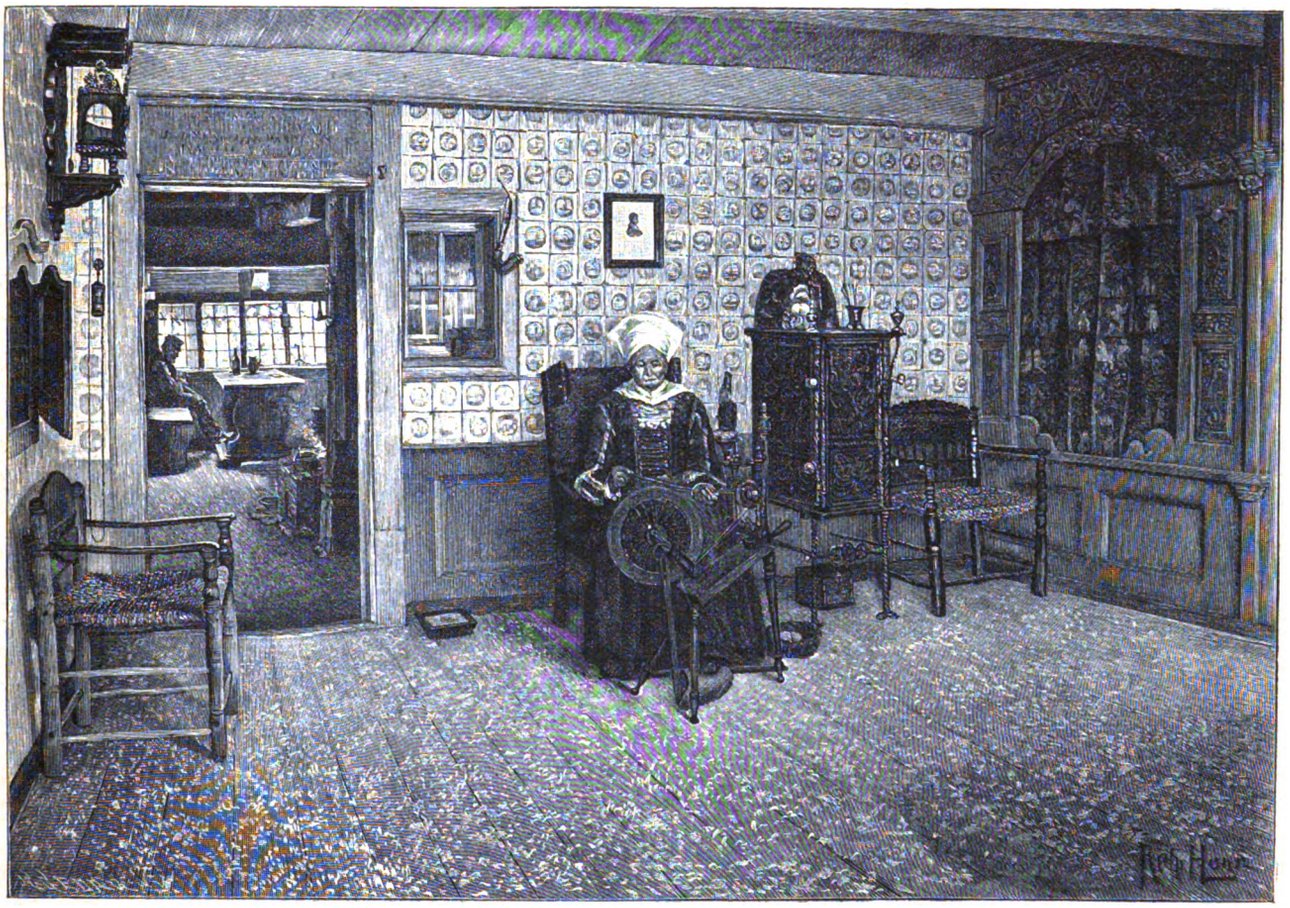
„Nein. Der kleine Thorner trat gleich darauf heimlich und unter Tränen auf unsrer Stube an und bat und flehte, Ott möchte doch ja nichts melden, denn sonst brächte Pasewalk ihn sicher um seine Freistelle — und das würde seine Mutter nicht überleben, krank und hilflos wie sie sei und doch nur auf das bißchen Hauptmannswitwengeld angewiesen. Ott hat lange mit sich gekämpft. Schließlich gab er dem armseligen Kleinen nach. Aber sich selbst konnte und konnte er das nicht vergeben. Denn Pasewalk tat nun, als habe er schließlich doch nicht den Mut gehabt, seine Drohung auszuführen. Es gab da so ironische Wendungen — bei allerlei Fragen, die mit der Sache an sich nichts zu tun hatten. Ott merkte die Anspielungen wohl heraus. Wir merkten sie ja auch. Und einige waren dumm genug, zu lachen. Daraufhin trieb's Pasewalk immer ärger, fühlte sich von Stunde zu Stunde sicherer in seinem Triumphgefühl. Aber an Ott fraß es ganz furchtbar, daß er nun doch der Unterlegene war."

„Jemine," lachte Golin, „das habt Ihr Jungens so tragisch genommen?"

„Ach, es ist etwas ganz Seltsames so ums Leben im Korps. Es gibt Dummejungenstreiche, die alle mitmachen, als müsse es so sein, und daneben wieder ein ganz übertrieben fein ausgebildetes Ehrgefühl, — ich kann Euch das nicht so recht auseinandersetzen. Aber die beiden Monate bis zu seiner Flucht muß Ott so still für sich schrecklich ausgestanden haben. Ich sah, wie's ihn packte, so oft Pasewalk das Wort an ihn richtete. Denn immer hatte der eine versteckte Spitze dabei. Einmal trieb er's besonders schlimm. Da hatten wir eine Repetition in Geschichte. Er fragte der Reihe nach die Bänke durch. Aber sobald so 'was kam, wie ‚der Ritter ohne Furcht und Tadel', da übersprang er ein paar Reihen und wandte sich an Ott. Sie lachten schon alle — und das machte Pasewalk immer ausgelassener. Schließlich gab Ott, der dunkelrot geworden war, überhaupt keine

Digitized by Google

Antwort mehr. Pasewalk baute sich da dicht vor ihm auf und musterte ihn spöttisch. ‚So, Sie großer Held, Sie sind also plötzlich stumm geworden? Sie verweigern die Antwort, wie?‘ Uns anderen pochte allen das Herz. Wir sahen ganz ängstlich hin; nur da und dort kicherte einer. ‚Sie haben mir nichts zu sagen, Junker Ott, wie?‘ fuhr Pasewalk fort. Offenbar war's ihm eine Genugtuung, den ihm verhaßten Kadetten endlich so weit zu haben, daß er ihn zur Bestrafung melden konnte. Die Schadenfreude sah ihm unser Hansheinz wohl auch an, denn er tat einen tiefen Atemzug und dann stieß er aus: ‚Doch, Herr Doktor Pasewalk, ich habe Ihnen etwas zu sagen — hier vor allen Kameraden! — Daß Sie ein erbärmlicher Feigling sind!‘ — Es war uns, als ob nun 'was ganz Entsetzliches geschehen müsse. Aber Pasewalk zeigte, daß er wirklich die Bezeichnung verdiente, die ihm Ott gegeben: er nickte nur flüchtig und kehrte ganz zufrieden nach lang ertrug er's. Aber dann sollten wir die erste Stunde wieder bei Pasewalk haben. Das wußten wir, daß der sich die Gelegenheit nicht nehmen lassen würde, irgendwie sein Mütchen noch zu kühlen. Als die Stunde beginnt, ist Ott aber nicht da. Es wird nachgeforscht — ein paar denken schon, er hätte sich ein Leids angetan — und endlich kommt's heraus: er war ohne Urlaub nach Berlin zu seinem Vater gefahren, er wollte die Strafe, die sie ihm aufgebrummt hatten, nicht auf sich nehmen — lieber wollte er überhaupt nicht Offizier werden. Na, so kam's und geschah's. Die Seinigen verstanden ihn nicht, wollten ihn vielleicht auch nicht verstehen — es hieß da, zu Hause bei ihm sei eine Tante gewesen, 'ne alte Jungfer, die ihn nie so recht habe leiden können — kurz, sie wollten ihn gleich alle nach der Anstalt zurückbringen — aber Hansheinz leerte seine Sparkasse und ging durch.“



Inneres eines Osterfelder Bauernhauses. Nach dem Gemälde von Rich. Hagn.

dem Katheder zurück. Ein paar Minuten später war die Stunde zu Ende. In der Pause ward Ott vor den Kommandeur geführt — von dort wanderte er sogleich in Arrest.“

„Er hat also alles gestanden?“

„Ja. Aber die Hauptsache, die zu seiner Verteidigung hätte dienen können, hat er doch nicht angegeben — die mit dem Thorner.“

„Warum nicht?“

„Weil er dem Kleinen damals sein Wort verpfändet hatte. — Das war doch riesig anständig, nicht? — Ja, und drum traf es ihn so besonders furchtbar, daß er nach dem Arrest noch die Ehrenstrafe bekam: niemand durfte mit ihm gehen oder auch nur ein Wort mit ihm sprechen, im Unterricht und bei den Mahlzeiten saß er an einem besonderen Tisch.“

„Hm, das mag allerdings in dem Falle etwas ungerecht gewesen sein.“

„Nicht wahr? Ganz barbarisch erschien es uns damals. Ott zitterte. Er war im Gesicht wie eine Leiche. Zwei Tage

„Doll! Einfach doll!“ rief Herr von Golin, leicht auf den Tisch schlagend. „Na, aber Ihr Jungens auf der Schule, Ihr fandet's natürlich riesig schneidig, was?“

Der Leutnant zuckte die Achsel. „Wir wußten selbst nicht recht. Geholfen war ja keinem. Der kleine Thorner ist bald darauf, dank Pasewalk, trotz allem zu Muttern heimgeschickt worden — und der Doktor vermöbelte die Neulinge nach wie vor, noch bis zum letzten Herbst, wo er einen Blutsturz bekam und pensioniert wurde. Aber es gab doch welche, die meinten: so schrecklich diese letzte Sache für Otts Angehörige auch war, er sei doch immer ein ganzer Kerl gewesen. Darum — unwillkürlich — als ich ihn heut abend so unvermutet wiedersah, da war mir's, als müßt' ich ihm die Hand geben . . .“

Es blieb darauf längere Zeit still. Frau von Golin stand aber endlich ganz erregt auf und sagte: „Mein Himmel, wie's nur in seiner Brust ausgesehen haben mag, bevor er zu dem verzweifelten Entschluß kam!“

Digitized by Google

„I wie soll's ausgesehen haben?“ polterte der Rittmeister. „Er war eben ein renitenter Geselle. Schon immer gewesen.“

„Aber in dem besonderen Falle doch nicht aus Hang zum Bösen, nicht wahr? Und bedenke — er war ja damals noch ein solches Kind. Da — wie unsere Hertha etwa.“ Sie stand jetzt hinter ihren Töchtern, umfaßte sie impulsiv und preßte sie links und rechts an sich. „Ach, geht mir mit Eurer soldatischen Erziehung!“

Die Herren lachten. „Na, Liddi könnte zuweilen ganz gut ein bißchen militärischen Drill vertragen,“ meinte Uslarn neckend.

„Du —!“ warnte die Cousine.

„Bscht, Kinnings,“ beschwichtigte Golin, „nie mehr als sechse auf einmal reden.“ Gemütlich wandte er sich an seine Frau: „Na, Mine, nu leg' also 'mal los. Kadettenschule magst Du also nicht? Das erste, was ich höre. Bloß weil sie den jungen Herrn Ott dort an die Kandare genommen haben?“

„Ach, Hermann, das m u ß man dem armen Bengel doch nachfühlen. Versetz' Dich nur selbst in die Lage von so einem jungen Burschen. Es war doch im Grunde eine durchaus edle Regung, es war wirkliche Ritterlichkeit, was ihn aufsässig gemacht hat. Und gerade dadurch, durch das beste in ihm, seinen Stolz, ist er auf die schiefe Ebene gekommen. Nein, ich verstehe manchmal die Lehrer nicht. Und die Eltern auch nicht. Das ist ein ganz grausamer Konflikt. Nein, nein, darüber kann ich nicht lachen.“

„Na Fritze, Du hast mir mit Deiner rührenden Erzählung gerade noch gefehlt. Wie Tante ist — die holte den jungen Herrn Ott am liebsten nu gleich heute abend noch ins Haus herüber und wickelte ihn in Watte wie Marzipan . . . Ach du meine Güte!“

Die jungen Leute amüsierten sich über diese Vorstellung ebensosehr wie über den komischen Zorn des gern ein bißchen polternden Hausherrn. Hertha sprang aber gleich empor und schmiegte sich zärtlich an ihre Mama an.

„O Mutti,“ sagte sie, ihr die Wangen streichelnd, „nun wirst Du wieder geärgert, weil Du so ein gutes Herz hast. Aber Du bist doch die liebste und beste auf der ganzen Welt — ach Mutti, Vater weiß ja gar nicht, was Du für'n Juwel bist!“

Golin patschte sich aufs Knie. „Nu seht 'mal, so wird hier der Respekt untergraben. Nee, Mine, wie Du Deine Mädels erziehst! Macht 'mal, daß Ihr rauskommt, Ihr Göhren! I das fehlte noch, offene Empörung und so!“

Beide Mädchen fielen ausgelassen über ihre Mama her und erdrückten sie fast mit ihren Liebkosungen. Ihre Mutter war ihr Abgott — das kam in Ernst und Scherz tagtäglich zum Ausdruck.

Da Golin bei den Damen nicht durchdrang, wandte er sich an seinen Neffen um Beistand, noch immer zu leichtem Spott aufgelegt. „Nu sage 'mal ehrlich, Fritze, wo Du inzwischen doch selbst Mann geworden bist, Säule p. p., — wohin sollen wir schließlich kommen, wenn nicht 'mal mehr die Jugend Autoritäten respektieren mag?“

„Aber, Hermann,“ warf Frau von Golin ein, noch bevor der junge Offizier geantwortet hatte, „wer denkt denn daran, Umsturz zu predigen?“

„Du! Jawohl, Du! — Na, eigentlich ist das gar kein Thema so vor den Krabben. Die Jugend hat eben blindlings das vierte Gebot zu befolgen und damit holla. Herr Ott junior hat es aber nicht blindlings befolgt. Das steht mir bombenfest. Ergo — konnt' es ihm auch nicht gut gehen im Lande. Nee, Mine, darin bin ich nu 'mal alttestamentarisch.“

Frau von Golin war, ihre Mädels an beiden Seiten, durchs Zimmer gewandert. Sie besprach mit ihren Töchtern jedes Thema; es herrschte zwischen ihnen volle Offenheit und voller Freimut. Mit einem sinnenden Lächeln drückte sie die blonden Köpfe der beiden an sich. „Ja, seht 'mal, ihr Mädels, und ich — ich verlange durchaus nicht ‚blindlings‘ Gehorsam von Euch, Ihr sollt im Gegenteil Eure klaren Guckaugen weit aufmachen, Euch tüchtig umsehn und Euch Schritt für Schritt davon überzeugen, daß ich Euch den rechten Weg führe!“

Einen Moment lang wollte Golin böse werden. Seine Frau vertrat ihm in mancher Hinsicht denn doch ‚zu moderne‘ Anschauungen. Aber er hielt es der Kinder wegen für besser, gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

„Na ja, Ihr Rangen,“ sagte er, „Eure Mutter lebt und webt ja auch für nichts anderes als für Euch.“

Sie wurde von ihren stürmischen Töchtern statt aller Antwort schon wieder abgeküßt.

Hertha ließ noch ein Weilchen länger als die ältere Schwester ihren Kopf an der Schulter der Mama. Sie war so sensibel, daß sie gleich herausgemerkt hatte: das Schicksal des jungen Ott beschäftigte die Mutter viel tiefer, als die anderen annahmen.

Bald danach ward die Tafel endgültig aufgehoben, und Liddi zog den Vetter in den Salon, um ihm dort allerlei Landschaftsbilder und Andenken zu zeigen, die sie von ihrer Reise aus dem Süden mitgebracht hatten.

Als Hertha den beiden gefolgt war, nahm das Ehepaar das strittige Thema wieder auf. Golin ließ keinen Zweifel daran, daß ihm die Erörterung so heikler Konflikte vor den Kindern ganz und gar nicht zusagte.

„Sie werden dadurch herausgefordert, schließlich ganz ungeniert an den eigenen Eltern Kritik zu üben,“ meinte er.

„Und Du fürchtest, die vertragen wir nicht?“ fragte sie lächelnd.

„Das will ich nicht sagen, bitte sehr, sei so gut!“

„Ich meine, das Vertrauen der Kinder in ihre Eltern muß grenzenlos sein, felsenfest, dann kann so 'was Schreckliches nicht vorkommen wie bei den unglücklichen Otts.“

„Hm, Du sagtest schon damals: Frau Harriet hat Dir nicht sonderlich behagt?“

„Ich hatte damals noch kein abschließendes Urteil, Hermann. Das würde ich mir nach so kurzer Begegnung nicht herausgenommen haben. Aber jetzt, bei ruhiger Überlegung, will mir da allerdings so Verschiedenes nicht stimmen.“

„Na, was zum Beispiel nicht, Du kleiner Philosoph?“

„Ich hab' mir doch nach unserm Besuch ihre früheren Gedichte kommen lassen, hab' auch ihre ‚Einsamkeiten‘ noch einmal gelesen. Und da muß ich Dir bekennen: schließlich erschrak ich darüber, was für eine Eitelkeit, was für ein Egoismus sich in den goldgeränderten Blättern verrät. Oder vielmehr — zwischen den Zeilen.“

Er lächelte. „Du weißt, Mine, Gedichte lesen, das ist nun meine allerschwächste Seite.“

Sie beachtete den Einwand nicht, war zu ernst gestimmt dazu. „Siehst Du, in ihren Liedern ist immer und ewig nur von ihren persönlichen Empfindungen, ihren eigenen großen Seelenleiden die Rede. Sie berauscht sich gewissermaßen an ihren Schmerzen der Einsamkeit, des Nichtverstandenseins. Was aber zum Beispiel in der Seele von so einem einsamen, nichtverstandenen Kind vorgeht, darüber scheint sie niemals nachgedacht zu haben. Und wem läge das denn näher als der Mutter?“ Sie holte tief Atem. „Ich glaube, mir bräche das Herz, wenn ich eins meiner Kinder so einsam, so nichtverstanden draußen in der Welt wissen sollte. Nein, da brächt' ich lieber alles, alles zum Opfer. Denn das größte Erziehungswerk, das heiligste der Mutterschaft, das beginnt doch gerade dann, wenn man schließlich ganz selbstlos, ganz ohne Dünkel und Rechthaberei, als schlichter, ehrlicher, reifer Mensch seinem heranwachsenden Kind gegenübertritt, ihm Freund wird, wirklich Freund.“

Es lag ein jugendlicher, strahlender Ausdruck in ihrem schönen Gesicht, als sie das sagte.

Golin verweilte nicht gern bei derlei abstrakten Gesprächen. Aber es rührte ihn etwas in ihrem ergriffenen Ton. Er pätschelte ihre Hand. „I, weißt Du, Mine, wo die rechte Liebe ist, da versteht eben eins das andre. Und Kinder —

Digitized by Google

na, die müssen ihre Eltern eben lieben. Sonst ist es freilich schlimm."

„Sie — müssen sie lieben?" fragte sie kopfschüttelnd zurück. „Ach nein, Hermann, das wäre zu bequem für uns. Die Eltern müssen um die Liebe ihrer Kinder werben." Da er ihr ins Wort fallen wollte, wehrte sie ihm lächelnd: „Nicht durch Bonbons, meine ich, Hermann, wie's oft geschieht. Sie müssen sie erringen — verdienen."

„Na ja — gewiß," sagte er etwas gedehnt. Er hatte sich im Schaukelstuhl zurückgelehnt und blickte durch die offene Tür zu den jungen Leuten hinüber. „Und Du vermutest also, daß es darin bei den Otts gefehlt hat?"

„Ja — das glaube ich." Sie mußte dem herzigen Lachen ihrer Jüngsten lauschen, dem übermütigen Geplänkel von Liddi und dem Vetter. Und dabei stellte sie sich das traurige Bild vor: wie sie den jungen Ott heut abend so einsam da draußen hatten im Schnee stehen lassen — wie der forsche Uslarn die zum Händedruck ausgestreckte Rechte wieder hatte sinken lassen. „Du mußt mir erlauben, Schatz," setzte sie impulsiv hinzu, „daß ich mir den Jungen 'mal vornehme, mit ihm spreche."

Er steckte sich die längst vermißte Cigarre an. „Also, Du willst an Otts verlorenem Sohn ein gutes Werk tun. — Na, weißte, denn bring' ihm zunächst 'mal bei, daß er dem alten Zabern nicht immer absichtlich das ganze Arbeitsjournal verrunjeniert. Denn so ein Racker ist er nämlich. Er will nicht — und da will er eben nicht, der Taugenichts. Aber Scherz beiseite: wenn er sich in den nächsten Wochen darin nicht bessert, dann fliegt er mit Grazie ante portas. Da mache ich äußerst kurzen Prozeß."

Er war aus anderem Holze geschnitzt als seine für eine Agrarierfrau fast zu zart konstituierte Gattin. Der Praktikus, der Materialist überwog bei ihm alles andere.

Da nebenan jetzt das Bier serviert wurde, brach er das Thema ab und begab sich mit einem jovialen Schmunzeln zu den jungen Leuten.

Frau Mine sah ihrem Mann unter einem leichten Seufzer nach.

In ihren besten Regungen verstand er sie doch nicht.



Karneval. Nach dem Gemälde von E. Louyot.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

5. Kapitel.

Anderen Tags ward Hansheinrich Frau von Golin und ihren Töchtern vorgestellt. Es machte sich ganz zufällig: er kam gerade über den Hof, als der Landauer mit den Herrschaften, die ihren Besuch soeben zur Bahn begleitet hatten, vom Parkweg her einbog. Der Rittmeister rief dem Eleven, als er seiner ansichtig ward, in seiner forschen Art zu: „Na, Ott, treten Sie 'mal näher. Meine Damen wollen Sie kennen lernen. Haben schon allerhand Mordsgeschichten über Sie gehört."

Bei dieser ersten Begrüßung wechselte Frau von Golin nur ein paar flüchtige, aber freundliche Worte mit ihm, hieß ihn als den neuen Adjutanten des Inspektors willkommen und fragte ihn, ob er mit seinen Unterkunftsverhältnissen zufrieden sei. Die beiden Töchter des Hauses hatten seine kurze Verbeugung auch bloß mit einem gnädigen Kopfnicken quittiert, ihn dabei aber voller Interesse gemustert.

Wenn Frau von Golin ihm in den folgenden Tagen in der Wirtschaft begegnete, so berührte sie absichtlich nur solche Angelegenheiten, die Oliza betrafen. Aber sie tat es in besonderer Art, ganz anders als ihr Gatte: ihr Ton hatte nichts von dem befehlshaberischen des Rittmeisters.

Über seine persönlichen Angelegenheiten begann sie erst mit ihm zu sprechen, als sie ihn durch ihre stets sich gleichbleibende Liebenswürdigkeit so weit erobert zu haben glaubte, daß er ihr nicht mehr ausweichen konnte, ohne direkt unhöflich zu sein.

So eigensinnig er's vor sich selbst immer ausdrücklich zu betonen suchte, daß er gesellschaftlich einer anderen Kaste angehörte, daß er eine Stellung bekleidete, die keinerlei persönliche Berührung mit der höheren Sphäre, in der seine Dienstherrschaft lebte, zuließ oder suchte: die herzliche Wärme der gnädigen Frau tat ihm doch wohl, sie hob gleichzeitig sein Selbstgefühl. Einmal, als er von ihrem Gatten kam, dem er Quittungen aus der Stadt zu bringen gehabt hatte, richtete sie's so ein, daß sie ihm wie zufällig im Vestibül, einer Art Diele, begegnete.

Zuerst fragte sie ihn nach dem Zustand der Wege draußen, denn es war plötzlich Tauwetter eingetreten, das ein Ausgehen sehr erschwerte, dann meinte sie: ob es für ihn nicht angenehmer und für die Wirtschaft praktischer wäre, wenn er derlei Besorgungen zu Pferd erledigte, als wenn er immer den schwerfälligen Marktwagen nahm.

„Ich kann nicht reiten, gnädige Frau," erwiderte er.

„Dann wäre es aber dringend geboten, daß Sie's schleunigst lernten."

„Es liegt auch sonst noch so viel Wichtiges vor, gnädige Frau," sagte er ausweichend. Der Gedanke, reiten zu lernen, hatte für ihn viel Verlockendes. Dem alten Zabern war es bisher aber noch gar nicht eingefallen, so etwas ins Bereich der Möglichkeit zu ziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Insel der Unseligen.

Von Dr. Georg Wegener.

Gerhart Hauptmanns ergreifende Bühnendichtung „Der arme Heinrich“ hat das Interesse an einem der erschütterndsten Leiden der Menschheit wieder wachgerufen, das bei uns zum Glück fast nur noch eine historische Rolle spielt, im Mittelalter aber auch in unserem Volke furchtbare Verheerungen angerichtet hat, an den Aussatz oder die Lepra. Mit einer im tiefsten Innern packenden Kunst hat der Dichter das lähmende Entsetzen desjenigen geschildert, der an sich selbst die ersten leisen Zeichen des beginnenden Übels entdeckt, und ebenso das tiefe Grauen des ganzen Zeitalters, das im Zwang des Selbsterhaltungstriebes angesichts der Gefahr der Ansteckung die Befallenen — die „Gottesleute“, wie man sie mit einer Mischung von Mitleid und von Schauder vor der Unerforschlichkeit göttlicher Beschlüsse nannte — aus der menschlichen Gemeinschaft ausstieß und sie zwang, zu den körperlichen Schrecken des Leidens selbst auch noch das Elend eines pestähnlich gemiedenen Bettlers auf sich zu nehmen. Die Gottesleute irren besitzlos von Ort zu Ort; eine besondere Kleidung macht sie kenntlich, durch eine Klapper müssen sie die Menschen vor ihrer Annäherung warnen und dürfen ihnen dargereichte Gaben nur mit einer langen Stange entgegennehmen. Leprahäuser entstehen vor den Toren der Städte, in welchen die Kranken einige Pflege finden; allein sie werden in diesen nicht dauernd festgehalten, im Gegenteil, die Aufnahme in ein solches Hospital — das im nördlichen Deutschland meist St. Georg als Schutzpatron unterstellt war, auch die Berliner Georgenkirche z. B. ist aus einem solchen hervorgegangen — galt als eine Vergünstigung, die durch Unbotmäßigkeit, wie durch Verstoß gegen die Forderung eines sittlich reinen Lebenswandels, verscherzt werden konnte. Zweifellos wurde hierdurch eine rationelle Bekämpfung der Seuche erschwert.

Trotzdem ist sie seit dem Ende des XVI. Jahrhunderts bei uns so gut wie erloschen. Es hat den Anschein, daß sie ebenso wie sie durch die im Kreuzzugszeitalter eingetretene intimere Berührung Europas mit Vorderasien, einem Herd der Lepra, verbreitet wurde, so auch mit dem allmählichen Aufhören dieser Berührung wieder verschwand. Jedenfalls ist der Aussatz in unserem Volke so weit vergessen worden, daß seine Kenntnis eigentlich nur noch durch den Religionsunterricht bei Gelegenheit der Besprechung der Heilungswunder Christi aufrecht erhalten wurde, und dann erschien diese Krankheit so wie etwas, das uns im Grunde nichts angeht und sich „hinten weit in der Türkei“ begibt. Erst in allerletzter Zeit, wo die Presse auch die Vorgänge in den entferntesten Winkeln des Vaterlandes zum Gemeingut macht, ist bekannter geworden, daß das Übel auch bei uns gegenwärtig wieder vorkommt. Seit einem Menschenalter etwa kennt man in der östlichen Grenzmark Deutschlands, in der Gegend von Memel, eine Anzahl von Leprösen, die wohl durch Berührungen von jenseit der russischen Grenze infiziert worden sind. Gott sei Dank sind es nur wenige. Im Jahre 1897, als der Lepra-Kongreß nach Berlin berufen wurde, waren es 20—30. Die Isolierung der Kranken geschieht in einem Memeler Lepraheim, dessen humane Einrichtungen ihre Gefängnis-Existenz möglichst erträglich machen sollen.

Immerhin also, wenn die Lepra auch bei uns heut noch vorhanden ist, so bewegt sie sich doch in den allerkleinsten Verhältnissen.

Nicht überall aber ist es so auf dem Erdball. Es gibt Gegenden, in denen das furchtbare Übel noch heut mit ähnlicher Schreckensgewalt seine Geißel schwingt, wie bei uns im Mittelalter. Und da wir gegenwärtig in einer Epoche leben, die ähnlich und noch intensiver als das Kreuzzugsalter Europa mit der Außenwelt, und diesmal mit der ganzen Erde, verknüpft, so haben wir auch aus praktischen Gründen alle Ursache, uns um die Herde der Krankheit zu kümmern.

Nirgends aber dürfte das Unheil ergreifender, man möchte sagen, in tragischerer Gestalt auftreten, als in einer Gegend, die ich vor kurzem besuchen konnte, auf den hawaiischen Inseln. Noch vor hundert Jahren kannte das schöne, lebenslustige Völkchen der Hawaiier oder Sandwichs-Insulaner den Aussatz überhaupt nicht; es scheint, daß er erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit den Massen der chinesischen Kulis, welche die Europäer für ihre Zuckerplantagen importierten, aus China eingeschleppt worden ist; ein schlimmes Geschenk mehr aus der Pandora-Büchse des Unsegens, welche die Berührung mit der europäischen Kultur über den paradiesischen Archipel ausgeschüttet hat. Mit unheimlicher Schnelligkeit griff es unter der entsetzten Bevölkerung um sich, die zunächst völlig ratlos dem Schrecken gegenüber stand.

Im Jahre 1900 gab es etwa 1600 anerkannte Leprakranke, so daß bei einer Bevölkerung von rund 160 000 Einwohnern also jeder hundertste Mensch leprakrank war. In gleichem Verhältnis würde das in Deutschland über eine halbe Million Lepröse ergeben. Da aber überdies von den zu 160 000 gerechneten Einwohnern der Inseln nur noch etwa 30 000 reine Hawaiier sind, diesen aber der Hauptanteil an den Erkrankungen zufällt, so ist das Resultat für sie noch viel schrecklicher.

Mit höchst anerkennenswerter Energie hat aber die einheimische Regierung, schon zur Zeit, wo Hawaii noch von selbständigen Königen regiert wurde, das einzige uns bis heut bekannte Abwehrmittel, die strengste Absonderung der Kranken, ergriffen. Trotz des heftigen Widerstandes der Bevölkerung, die mit jeder Art List die Bemühungen der Sanitätspolizei zu vereiteln suchte und ihre kranken Angehörigen an allerlei unzugänglichen Orten versteckte, wurden und werden die als Leprösen erwiesenen Personen inhaftiert und auf immer aus der menschlichen Gesellschaft entfernt.

Als Verbannungsort wurde eines der Eilande der Sandwichsgruppe, die Insel Molokai, ausersehen, die eine eigentümliche Naturbeschaffenheit in wunderbarster Weise zu diesem Gebrauche geeignet macht.

Molokai ist von Westen nach Osten gerechnet die dritte in der Reihe der größeren Inseln des Archipels. Ich hatte vor zwei Jahren Gelegenheit, auf einer Reise von Oahu nach Hawaii an ihr vorüberzufahren. Malerisch zog sich der hohe dunkle, prachtvoll gezeichnete vulkanische Bergrücken der Insel in einiger Entfernung über dem hellgrünen Wasser dahin, und mit einer Art von schauderndem Interesse blickte alles vom Bordrand hinüber zu der unheimlichen Stätte, deren Betreten nur mit einer schwer zu erreichenden Erlaubnis der Regierung gestattet ist.

Nur mit dem schmerzlichsten Bedauern hatte ich aus Zeitmangel dem Versuch entsagt, diese Erlaubnis zu bekommen. Vor kurzem hat aber der vielgereiste Direktor des Bremer Museums für Natur- und Völkerkunde, Professor Schauinsland, einen Besuch auf Molokai ausgeführt und ihn ungemein interessant und lebendig in einer reichillustrierten Sonderschrift (Ein Besuch auf Molokai, der Insel der Aussätzigen. Bremen, 1900) geschildert. Aus dieser und den Notizen, die ich während meines Aufenthalts auf den Sandwichsinseln selbst von kundigen Personen sammeln konnte, ist die nachfolgende Darstellung der Leprastation geschöpft.

Die Insel Molokai, die 65 Kilometer lang ist und damit etwa 10 Kilometer hinter der Entfernung von Berlin nach Frankfurt a. O. zurückbleibt, ist zum größten Teil von steilen, bis zur Höhe der Schneekoppe ansteigenden Vulkangebirgen erfüllt. Auch auf der Südseite erheben sich diese Gebirge ziemlich steil aus dem Meere, sind aber doch noch wohl zugänglich. Auf der Nordseite dagegen fällt das Gebirge mit einer Wand von wildester Großartigkeit 600 bis 800, ja streckenweis an 1000 Meter hoch plötzlich und fast

Digitized by Google

senkrecht zum Meere ab. Grandios, fast erschütternd gewaltig ist der Anblick, wenn man von Süden her den Rücken der Insel erstiegen hat und nun plötzlich an den Rand des ungeheuren Abgrunds tritt. Schrankenlos fliegt der Blick über den schimmernden Ozean, dessen Blau sich in der Ferne fast untrennbar dem Himmel vereinigt. Zu Füßen des Beschauers stürzt der Fels so jäh hernieder, daß es den Eindruck macht, als habe hier ein schauerlicher Riß die einst viel größere Insel mitten durch gespalten und den einen Teil in den Tiefen des Weltmeers verschwinden lassen. Vielleicht ist der stehengebliebene Teil der Rest eines riesigen zerbrochenen Vulkankraters.

Tief unten an den Fuß dieser Felsenwand, die nur Schwindelfreie auf schlüpfrigen Zickzackpfaden abwärts steigen können, schmiegt sich eine kleine Halbinsel ganz flachen Landes, ein Fleckchen Erde, so seltsam isoliert, wie es kaum wieder vorkommt. Auf der einen Seite das brandende Meer, auf der anderen die jähe, nur an wenigen, leicht zu bewachenden Stellen ersteigliche Felswand. Das ist die Stätte, wohin die Regierung von Hawaii ihre Leprakranken sendet, damit sie dort den Rest ihrer Tage verleben.

Wer des Aussatzes verdächtig erfunden ist, wird zunächst in eine Beobachtungsstation bei Honolulu gebracht, und ist seine Krankheit unzweifelhaft festgestellt, so wird er mit dem Regierungsschiff, das allein die Verbindung mit Molokai unterhält, nach dorthin abgeführt, und niemals, aber auch niemals wieder betritt sein Fuß eine andere Stätte des Erdballs, als jene kleine Halbinsel. Auf immer nimmt er Abschied von allen Beziehungen seines bürgerlichen Lebens, auf immer von seinen Angehörigen, die er nie wieder erblicken darf. Wohl ist es diesen gestattet, ihm gelegentlich Beweise der Liebe zuzusenden, niemals aber kommen Gaben von seiner Hand von dort zurück; ja, so wurde mir in Honolulu gesagt, sogar Briefe heimwärts zu schreiben, ist den Kranken untersagt, da sie ja Träger des Ansteckungsstoffes sein könnten. Er geht an jenen Ort ohne jede Hoffnung, lediglich um dort gefahrlos für die übrige Menschheit seinem unheilbaren Leiden langsam zu erliegen.

So grausam dies klingt, und so düster tragisch es ja in Wirklichkeit auch ist, unter den nun einmal gegebenen Umständen der traurigen Notwendigkeit ist aber diese Verbannung, wenn man ihre Form näher kennt, die denkbar mildeste und humanste Art, wie die beklagenswerten Kranken nur irgend behandelt werden können.

Die Halbinsel ist ein fruchtbares Land, über das die ganze Lieblichkeit des hawaiischen Klimas ausgegossen ist. Hier werden die Kranken teils in gemeinsamen Sanatorien, teils in Einzelhäuschen angesiedelt. Zwei Hauptortschaften liegen auf der Halbinsel, die eine Kalaupapa, die andere Kalawao genannt. In der einen sind hauptsächlich Frauen, in der anderen Männer untergebracht. Doch findet keine absolute Scheidung der Geschlechter statt, ja, es ist den Kranken sogar erlaubt, sich zu verehelichen; eine zunächst befremdlich erscheinende Maßregel, die aber ihre guten sanitären und moralischen Gründe hat und die auch möglich ist, weil einmal Ehen von Leprösen überhaupt meist kinderlos bleiben, wenn aber doch Kinder geboren werden, diese höchst wunderbarerweise an sich stets leprafrei sind. In einem geeigneten Alter werden solche Kinder nach Honolulu zur Beobachtung überführt, und wenn sie sich als noch gesund erweisen, so werden sie dem Leben freigegeben, andernfalls nach Molokai zurückgebracht.

Auf der Insel werden die Kranken völlig von der Regierung erhalten; in regelmäßigen Fristen bringt das Schiff alles zu ihrem behaglichen Lebensunterhalt Erforderliche. Schauinsland erzählt, wie erstaunt er war, als er, nach halsbrecherischer Kletterpartie am Fuß des gewaltigen Felsensturzes angekommen, die Stätte, die ihm wie das schaurige Reich der Unterwelt, wie der Aufenthalt der Schatten vorschwebte, so ganz anders fand, als er sich gedacht hatte. Freundliche Holzhäuser lagen zwischen kleinen Gärten, vor den Türen lagerten die Bewohner in behaglicher Ruhe, die schwarzen Schweinchen der Eingeborenen und kläffende Hunde liefen fröhlich umher oder balgten sich gemeinsam mit den kleinen Kanakenkindern herum.

In der Mitte Kalaupapas steht ein Kirchlein. Ein Teil der weiblichen Kranken ist hier in einem großen Asyl untergebracht, das durch eine Stiftung des Millionärs Bishop aus Honolulu erbaut worden ist. Hier leben die Kranken zu je zehn bis zwölf in einzelnen Baracken, die alle gleichmäßig eingerichtet sind. Etwa einen Meter ist ihr Fußboden über der Erde gelegen. Der Innenraum enthält an den Wänden die Betten, reichlich weit voneinander entfernt und durch einen breiten Mittelgang getrennt. Alles ist peinlich sauber gehalten, die Dielen sind weiß gescheuert, die Bettbezüge schneeweiß, die Bettstellen von Eisen; allerlei Bilder, Muschelarbeiten u. dgl., von der Hand der Kranken gefertigt, schmücken den Raum. Eine Badeanstalt ist vorhanden, ein großes Schulhaus desgleichen, mit einem guten Harmonium ausgestattet. Ein Platz mit allerlei Spiel- und Turngeräten ist geschaffen, auf dem man den ganzen Tag über die kleinen Mädchen spielen, singen und nach der Art der Eingeborenen fast immer lachen sehen kann. Nach Landessitte meist mit grellbunten Blumen geschmückt, schwingen sie sich auf der Schaukel, sie spielen Verstecken und Haschen oder hüpfen über das Sprungseil. Die Erwachsenen üben Musikchöre ein, spielen allerlei Instrumente oder verrichten allerlei Handarbeiten. Von weitem scheint es dem Besucher gar nicht möglich, daß diese fröhlichen Menschen aus Todgeweihten bestehen könnten. Erst beim Näherkommen erkennt er an ihren Gesichtern, ihren Händen die unzweifelhaften Spuren ihres entsetzlichen Leidens.

Die Aufsicht und Pflege in der Kolonie, der Unterricht in Handarbeiten, Musik, Wissenschaften aller Art ist einigen Geistlichen und geistlichen Schwestern übertragen. Einige der damit Beauftragten sind nur zeitweilig dort, andere bringen ihr ganzes Leben daselbst zu, und die letzteren können gewiß sein, daß sie über kurz oder lang selbst von der furchtbaren Seuche ergriffen werden.

Das erste Beispiel dieser heldenmütigen Aufopferung hat der belgische Pater Damien gegeben, ein Geistlicher des Ordens vom heiligen Herzen Jesu, der sich im Jahre 1873 freiwillig als erster Europäer nach Molokai begab, wo er dann 16 Jahre hindurch in hingebendster Weise für die Kranken sorgte. Seine Tat machte ein ungeheures Aufsehen, und den dadurch gewonnenen Einfluß setzte er ein, um die Regierung zur Einführung all jener menschenfreundlichen Maßregeln zu veranlassen, die wir heute in Molokai bewundern. Nach acht Jahren wurde er wirklich selbst von dem Leiden befallen und erlag ihm acht Jahre später nach schweren Leiden, ohne doch je in seiner segensreichen Tätigkeit müde zu werden.

Die zweite Ansiedelung, Kalawao, ist noch freundlicher gelegen, als Kalaupapa. Hart an den Bergfuß geschmiegt, erhält sie von dem hier zum Aufsteigen gezwungenen Passatwinde ausgiebigen Regen, und eine noch reichere Vegetation schmückt den Ort.

Wie das Bishophome in Kalaupapa für alleinstehende Frauen und Mädchen bestimmt ist, so dient hier das Baldwinhome zur Unterkunft lediger Männer und Knaben. Der Vorsteher dieses Hauses ist kein Geistlicher, sondern ein idealistisch veranlagter ehemaliger amerikanischer Militär, der den Entschluß gefaßt hat, sein Leben den Leprakranken zu widmen. Er ist einstweilen noch von der Seuche verschont geblieben. Die Einrichtung des Asyls ist die gleiche, wie bei dem Frauenheim, die Sauberkeit vielleicht nicht völlig so groß, die Ausstaffierung mit buntem Schmuck aber noch reicher. Die männlichen Kranken werden hier zu leichten Tischler- und Zimmerarbeiten angehalten, sie schneidern die Kleidungsstücke für die übrigen ꝛc. Außer diesen Gesamtunterkunfts-Anstalten gibt es noch zahlreiche kleine Einzelhäuschen zwischen blühenden Gärtchen, in denen Familien wohnen. Wohlhabenderen Kranken wird gestattet, sich solche Häuser zu erbauen.

Digitized by Google

So ist also das Los der Verbannten, wenn man von ihren körperlichen Leiden absieht, zweifellos ein unvergleichlich viel milderes, als es im Mittelalter von uns den „Gottesleuten“ bereitet wurde. Da überdies alle Hawaiier ihrer Natur nach wie die Kinder sind, kurz von Gedanken, dem Tage lebend und von unerschöpflichem Frohsinn, so empfinden sie ihre Lage noch weniger schlimm. Zum Glück verläuft die Lepra meist ohne wesentliche Schmerzen, und da die Kranken der Sorge um ihr tägliches Brot überhoben sind, Wohnung und freundliche Pflege haben, so leben sie ganz behaglich in den Tag hinein, ohne viel an das Ende zu denken.

Es waren im Jahre 1900, wie bemerkt, rund 1600 Lepröse auf Molokai interniert. Die überwiegende Mehrzahl darunter sind Kanaken, demnächst Chinesen und Japaner und nur sehr wenige Weiße. Letzterer Umstand braucht aber noch nicht die relative Ungefährlichkeit der Krankheit für unsere Rasse zu beweisen; es wird vielmehr vermutet, daß die Mehrzahl der Weißen, welche die ersten Anzeichen der Krankheit an sich bemerken, sich durch rechtzeitiges Verlassen der Inseln der Internierung auf Molokai entziehen. Zweifellos liegt darin, wenn dem so ist, eine besondere Gefahr für die Weiterverbreitung der Seuche.

Man hat bemerkt, daß von den Kranken ungefähr zwei Drittel männlichen und nur ein Drittel weiblichen Geschlechts sind. Auch sollen die schwereren Fälle häufiger bei den Männern als bei den Frauen vorkommen. Die gewöhnliche Dauer der Krankheit von ihrem Ausbruch bis zum Tode ist acht bis zehn Jahre, doch kommen Fälle sehr viel längerer Frist vor. So fand Schauinsland einen Leprösen auf Molokai, der schon etwa zwanzig Jahre dort lebte. Er war ein Mann von ungewöhnlicher Energie, der Sohn eines sehr reichen Vaters, den die Regierung zum weltlichen Oberaufseher der Niederlassung gemacht hat.

Der geistliche Nachfolger des Pater Damien wurde ein Deutscher, ein Zögling des Jesuitenordens, Pater Wendelin, der zuerst acht Jahre auf den Marquesas-Inseln wirkte, dann aber vom Orden auf diese Schreckensstelle versetzt wurde. Ohne Murren fügte er sich dem Auftrag und wirkt seitdem dort, am Ende der neunziger Jahre noch unberührt vom Aussatze; doch wird dies, falls er nicht vorher — sicut cadaver — an einen anderen Ort versetzt wird, wohl schließlich auch eintreten.

Wahrlich, es kann keinen größeren Beweis von der alles überwindenden Macht christlicher Nächstenliebe geben, als die Bereitwilligkeit zu einem solchen Exil. Das Heldentum des Kriegers ist daneben nichts, und es erfüllt mit Stolz über das Gute in der Menschennatur, daß so etwas möglich ist.

Hoffen wir nur, daß so viele Opfer und so entschlossenes Handeln wenigstens den Zweck erreichen, die schöne Inselwelt im Schoße des großen Weltmeers wieder von der furchtbaren Plage zu befreien. Und schöpfen wir auch unserseits aus den dortigen Zuständen die Mahnung, rechtzeitig auf der Wacht zu sein, damit bei uns das schon einmal überwundene Übel nicht durch Vernachlässigung von neuem furchtbar emporflammt.

Lebensweg.

Von Börries Freiherr von Münchhausen.

Ich bin durchs Leben auf Dich zugegangen,
So fest und klar, wie übers grüne Land
Die Taube flog, die lange eingefangen
Und doch den Weg zur süssen Heimat fand.

Und denke ich an Sturm und Streit und Streben,
An meiner Jugend Wandern dort und hier,
So ist mir oft: Es war mein ganzes Leben
Ein stiller, unbeirrter Weg zu Dir.

Anna Abdecker.

Von Charlotte Niese.

Als wir noch ganz klein waren, hatten wir Angst vor dem Abdecker. Wir nannten ihn auch den Schinder, und wenn er vornübergebeugt, mit krummen Knieen an unserm Hause vorüberging, dann sahen wir ihm lange nach, und versicherten uns gegenseitig, daß wir nicht bange vor Wellmann wären. Natürlich nicht. Ebensowenig wie vorm Schornsteinfeger, der immer so unerwartet vor einem auftauchte, oder vorm Nachtwächter, den man nie mit Augen sah, den man aber wohl einmal aus der Ferne schrecklich geheimnisvoll tuten hörte.

Nein, vorm Abdecker oder Schinder fürchteten wir uns nicht, aber wir gingen ihm aus dem Wege.

„Das tut auch man bloß um Gotteswillen!“ sagte unser alter Freund Mahlmann, dem wir unsere Abneigung mitteilten. „Das tut auch man bloß. Was so'n Schinder is, der kann hexen, und ich hab' ein' Abdecker gekannt, der hatt' sein' leibhaftige Frau in 'ne Ziege mit glühenden Hörnerns verwandelt. Ja, ganzen gewiß, Jürgen, brauchst nicht zu lachen!“

Und der Alte, der jetzt meistens zu Bett lag, richtete sich auf und sah starr auf meinen Bruder.

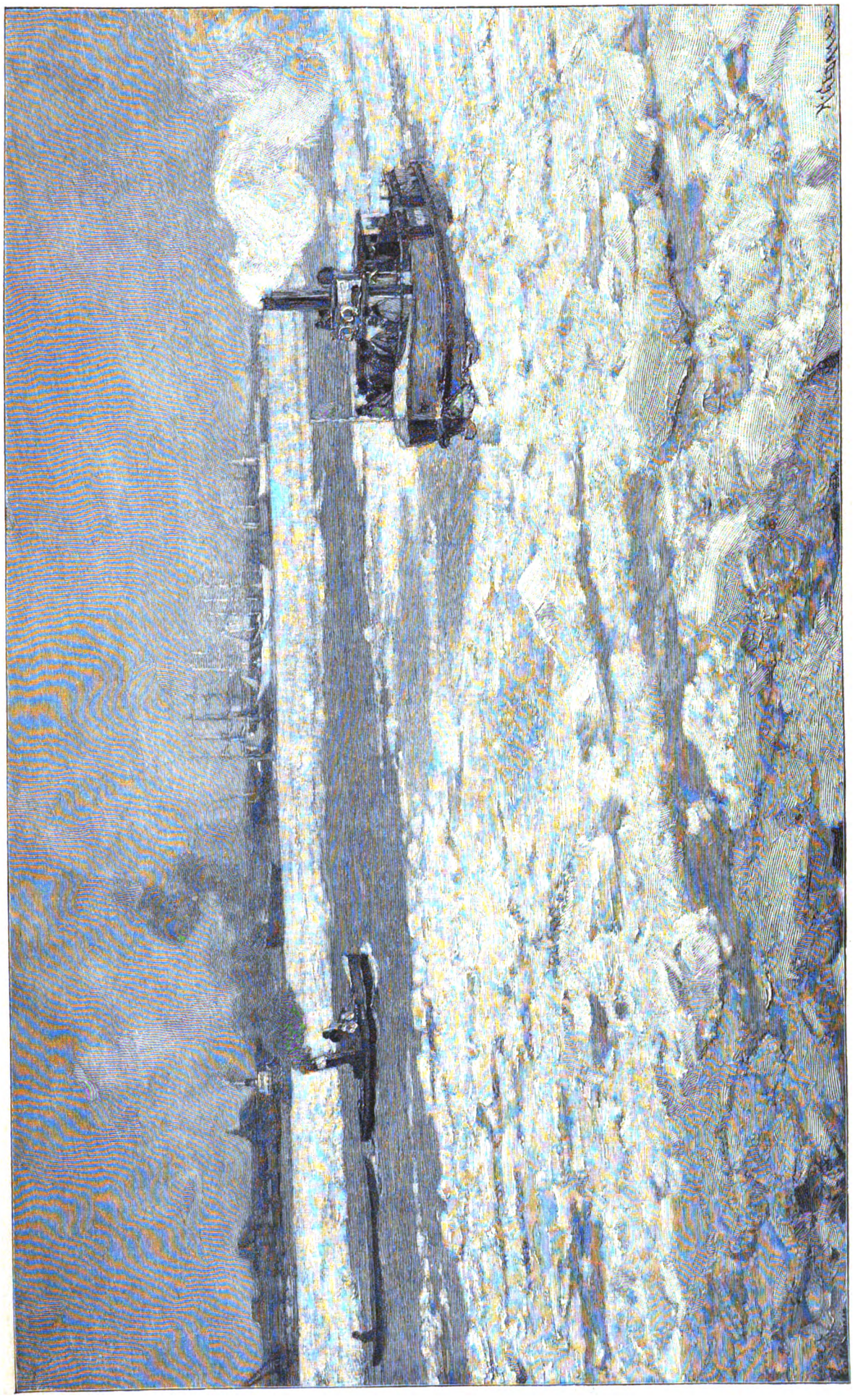
„Ich lache nicht,“ versicherte Jürgen. „Ich dachte nur, daß Frau Klippert gar keine Ähnlichkeit mit einer Ziege hat.“

„Klippert kann so 'was ja auch nicht!“ entgegnete Mahlmann verdrießlich. „Wo sollte er so 'was können, wo er nich 'mal ins Zuchthaus gewesen is. Hat bloß einmal gesessen von wegen Landstreicherei, und denn war es noch ein Versehen, und ein ander Kerl sollt' sitzen. Nee, so einer kann nich hexen, da gehört mehr zu, abers in ganzen taugen die Abdecker alle nix, und besser is, nix mit sie zu tun zu haben.“

Mahlmanns Urteil war uns immer wertvoll, und wir würden dem Abdecker stets weiter aus dem Wege gegangen sein, wenn ich nicht ins Wasser gefallen wäre und er mich nicht herausgeholt hätte.

Es kam alles ganz von selbst, und ich hatte natürlich keine Schuld. Ich versicherte es, als ich klitschnaß und zähneklappernd neben Klippert herlief, der mich nach Haus brachte.

Digitized by Google



Winterſonne. Nach dem Gemälde von F. Kallmorgen.

Digitized by Google

Das Wasser vom Teich war ganz warm, und die kleinen schwarzen Kaulquappen waren so lustig gewesen, daß man sie hatte fangen müssen. Schuhe und Strümpfe muß man ausziehen, wenn man im Teich waten will, und daß es dann mit einemmal so glitschig und tief wurde, und daß Papa auch grade in der Nähe spazieren gehen mußte, konnte ich doch nicht wissen. „Sei man still, klein Deern," sagte der Abdecker gemütlich. „Was die Strümpfens und Stiefelns sind, so bring' ich sie Dich morgen, und was Vater is, so is er ein büschen kurzsichtig. Sei man still, klein Deern, ich sag' nix nach!"

Unwillkürlich sah ich in sein verwittertes, gutmütiges Gesicht. In meiner Aufregung hatte ich vergessen, daß es der Abdecker war, der mich begleitete; nun fiel es mir wieder ein.

„Kannst Du hexen?" fragte ich argwöhnisch. Er blieb stehen und riß die Augen weit auf.

„Hexen?" Zuerst lachte er kurz auf, dann wurde er ernst. „Ich wollt', was ich es könnte, Kind! Aberstens ich kann es nicht!"

In diesem Augenblick hätte ich gegen seine Zauberkünste nichts einzuwenden gehabt, besonders, wenn er eine Begegnung zwischen meiner Mutter und mir verhindert hätte, die jetzt grade aus unserm Hause trat, das konnte er aber nicht, und schließlich ist die Gefahr, die man vor Augen sieht, nie so schlimm, als man vorher denkt. Zwei Tage später kam ich mir schon ganz wichtig vor. Ich war beinahe ertrunken und war durch ein Wunder gerettet.

So wollte ich die Geschichte dargestellt haben, aber die Brüder sorgten dafür, daß ich mich nicht überhob, und berichteten, wie der Schinder mich aus dem Teich geholt hatte. Aber eine Art Teilnahme für Klippert war doch bei ihnen erwacht, und als ich hingeschickt wurde, um dem Abdecker zwei Speziestaler zu überbringen, wollten sie alle mit.

Ich war glücklich, daß man mein Leben so hoch einschätzte; aber ich wollte nicht mit den Brüdern gehen. Dann nahmen sie mir das Geld weg und taten, als gäben sie es, oder sie wechselten es vorher in Kupfergeld ein und machten ein schrecklich großes Paket davon, wie sie es neulich bei einer ähnlichen Gelegenheit gemacht hatten. Das schien mir doch eine unfeierliche Art, um zwei Speziestaler aus Dankbarkeit zu überreichen. Deshalb lief ich auf Umwegen ins Abdeckerhaus und betrat die niedere Diele so eilig, daß es mir gar nicht einfiel, an Zauberei zu denken.

Davon war denn auch nichts zu sehen. Ein dunkler Hausflur, mit einem Herd in der Ecke, vor dem der Abdecker Kartoffeln schälte; ein großes Bett in der anderen Ecke und dazwischen einige dürftige Geräte, das war der Inhalt der Hütte.

Klippert lachte übers ganze Gesicht, als ich ihm die zwei großen Geldstücke gab.

„Du mein Gott, was'n gräsiges Geld!" sagte er. „Und allens for 'ne kleine Mühe. Stine, guck mal!"

Er ging an das Bett mit den bunt gewürfelten Bezügen und hielt einer Frau die Taler vor die Augen. „Mutter, guck mal, was sagst nu?" Langsam richtete sich Mutter Klippert in die Höhe. Sie hatte ein blasses Gesicht und trübe Augen.

„Zwei Talers sind nich genug!" sagte sie kläglich.

„Nu, nu," er klapste auf die Bettdecke. „Du kriegst ein' wollnen Unterrock und ich ein Paar Stümpfe, allens for den Winter. Und denn wirst wieder gesund!"

Frau Klippert schüttelte den Kopf und brach in Tränen aus, grade in dem Augenblicke, als Jürgen und Milo in die Tür kamen und sich dann auf mich stürzen wollten. Weil ich mich nach ihrer Ansicht „schäbig" benommen und hinter ihrem Rücken weggeschlichen hatte.

Aber die weinende Frau im Bett machte sie still.

„Was hast Du?" fragte Milo.

Sie strich sich die wirren grauen Haare aus dem Gesicht.

„Mein Herz tut mich weh."

„Dein Herz?"

Wir waren alle drei überrascht, und der alte Abdecker räusperte sich entschuldigend. „Gott ja, Kinners, sie hat es ein büschen mit'n Klagen und mit'n Kummer. Nu ja, nu ja, allens geht nich, wie es gehen soll, aberstens vielen Dank for das viele Geld. Dafor hol' ich Euch allens noch mal aus'n Dreck!"

Wir gingen nachdenklich heim. Herzweh kannten wir natürlich. Das kam, wenn die Dienstmädchen einen Bräutigam hatten, der mit einer anderen zum Tanz ging; aber alte Frauen hatten doch kein Herzweh. Die hatten höchstens Gliederreißen und Kopfschmerzen.

Mahlmann aber belehrte uns eines Bessern. Wir besuchten ihn an einem der folgenden Tage und berichteten ihm von der traurigen Frau Klippert. Da nickte er mit seinem kahlen Kopf und trommelte mit den Fingern auf der Bettdecke.

„Klippertsch hat natürlicheweise Herzweh. Von wegen ihren Jungen, der immerlos Schuldens macht und kein Geld hat zum Bezahlen. Einmal hat der Abdecker schon ein' Hippertek auf sein Haus aufgenommen, nu gehört es ihn eigentlich nich mehr: allens von wegen den Jungen." Auf unsre Frage setzte er uns dann noch auseinander, was eine ‚Hippertek' war. Wir verstanden ihn nicht ganz; jedenfalls merkten wir, daß Frau Klippert Grund hatte, traurig zu sein.

„Was ihr' Tochter is, die hat das Swinden, und ihr Jung' trinkt und macht Schuldens. Ja, so 'was muß nich sein, abers da kann kein ein was bei tun. Und ein Schinner is ein Schinner. Nich mal ins Loch hat der alt Kerl gesessen, bloß einmal aus Versehen, was ja nix bedeutet. Und nu sagt man an Eure Kötsch, daß sie mich ein andermal die Klößens ein büschen härter macht. Die ordentlichen Klößens, wo man ein Loch mit in den Kopf smeißen konnte, die gibt es nich mehr. Es ist allens slechter geworden."

Und der Alte erzählte uns einen lange Geschichte von zwei Feinden, die sich mit echten holsteinischen Klößen so lange geworfen hatten, bis der eine ganz tot war und der andere so schwer verletzt, daß er nur noch seiner Frau befehlen konnte, das Rezept zu seinen Klößen keinem Menschen zu verraten. Dann war er gestorben, und seine Frau hatte ihn so betrauert, daß sie keinen Kloß mehr anrührte.

Das war eine von Mahlmanns vielen Geschichten, die er so langsam und mit so viel Nachdruck erzählte, daß wir ihm atemlos zuhörten. Darüber vergaßen wir Frau Klipperts Herzweh, und wenn ich mich auch bemühte, mit schuldiger Dankbarkeit an den alten Abdecker zu denken, der mich aus dem Wasser gezogen hatte, so wäre es mir doch angenehmer gewesen, wenn eine etwas vornehmere Persönlichkeit, z. B. der Postbote oder der Polizeidiener, dieses Liebeswerk an mir geübt hätte.

Dann vergaßen wir alle die ganze Geschichte, weil immer so viel in unsrer kleinen Stadt passierte, daß man wirklich nicht an alles denken konnte. Um diese Zeit zog der Zollkontrolleur Berger in die Stadt. Er war natürlich ein Däne und als solcher mit Mißtrauen zu betrachten; aber er hatte eine Frau, die dreihundert Pfund wiegen sollte, und diese Tatsache ließ uns nicht einmal an unsre politischen Abneigungen denken. Jürgen sagte, daß Frauen überhaupt niemals dreihundert Pfund wiegen dürften, und daß er die Geschichte nicht glaubte; Milo aber lief gleich nach Bergers neuer Wohnung, und da dort noch eingezogen wurde, konnte er unbehindert durch alle Räume gehen. Er kam aufgeregt zurück und behauptete, Frau Berger müßte nach seiner Schätzung tausend Pfund wiegen. Diese Nachricht brachte ihm Hohn von allen Seiten ein; aber selbst Bruder Heinrich hielt es jetzt nicht unter seiner Würde, von dem Möbelwagen, der noch immer vorm Bergerschen Hause stand, einen Handtuchhalter zu nehmen und ihn feierlich durch alle Zimmer zu tragen. Jürgen schleppte mit einem Stuhl hinterdrein, und ich folgte ihm und fragte jeden, der mir begegnete, ob ich meine Tante wohl sprechen könnte. Wir fragten nämlich immer nach einer Tante, wenn wir uns auf unsicherm Boden befanden: jedermann hat doch mindestens eine Tante und kann sie einmal verloren haben.

Hier bei Bergers war auch solcher Umzugstumult, daß wir den ganzen Tag hätten bleiben können. Herr und Frau

Digitized by Google

Berger konnten kein Wort Deutsch, und die Umzugsleute verstanden kein Dänisch; dazwischen lief ein Junge mit wichtiger Miene herum, der beide Sprachen durcheinander mengte und dadurch erreichte, daß der beste Spiegel im goldenen Rahmen in der Küche aufgehängt wurde und daß der Schreibtisch in die Speisekammer kam. Es war wirklich ein Glück, daß die dicke Frau Berger einige Neugierige angezogen hatte, die jetzt zu helfen begannen und in das Haus einige Ordnung brachten. Heinrich half wirklich gut und vermittelte durch seine dänischen Schulkenntnisse den Verkehr der Familie Berger mit den Plattdeutschen.

Auf diese Art lernten wir also Frau Berger kennen, die wirklich sehr, sehr dick war, aber wir hatten sie uns nach Milos Beschreibung noch dicker vorgestellt und waren doch enttäuscht. Sie hatte noch das, was man Taille nennt, und das erschien uns, bei ihrem sonstigen Umfang, recht unbegreiflich. Heinrich aber, der in dieser Zeit eine Vertrauensstellung im Bergerschen Hause einnahm, klärte uns darüber auf.

„Sie muß jemand haben, der sie ordentlich einschnürt," sagte er geheimnisvoll. „Sonst sitzen ihr die Kleider nicht, und ihr Mann hat keine Kraft dazu."

Herr Berger war allerdings ein kleiner „flediger" Mann, dem man nicht viel Leibeskraft zutrauen konnte. Er sah aus wie ein Zwirnsfaden neben seiner Frau, die immer mitten auf dem Sofa sitzen mußte, um Platz zu haben, und die beständig so sprach, als wäre sie stark gelaufen und hätte keine Puste mehr. Also es galt, eine Schnürfrau für Frau Berger zu finden. Ihr Sohn bat auch darum. Er hieß Waldemar und war gegen uns Kleine „stolz", wie wir es nannten, das heißt, er sah uns nur an, wenn er etwas von uns wollte, und an Heinrich allein richtete er in seinem gebrochenen Deutsch das Wort, aber die Tatsache blieb bestehen: Frau Berger mußte jemanden haben, die ihr beim Anziehen half. Bei die To-i-lette, wie unsre Köchin sagte, der wir diese Angelegenheit unterbreiteten, und die spöttisch hinzusetzte: „Da kann ich nix helfen; denn was ehrliche Christenmenschens sind, die stecken sich von ganzen allein in die Kledasche und brauchen kein ein, der ihnen die Rippens zusammensnürt."

Mahlmann aber dachte milder über den Fall. Er hatte uns sagen lassen, ob wir tot wären, weil wir so lange ausblieben, und als ich am Abend des Einzugtages mit einigen Speiseresten bei ihm erschien und ihm von Bergers berichtete, wurde er ganz aufgeräumt.

„So, die will sich snüren laten? Nu ja, so 'was kommt bei die Feinens vor, das is ja woll ein adlige Person? Was die Adligens sind, die lassen sich all so eng um die Rippens machen, weil sie das doch beim König so tun. Was Euer Kökſch is, die kann nich mal Klößens machen, was weiß die von den Adel? Da weiß ich was von. Denn ich hab' ein Baron zum Herrn gehabt und is keiner von den Slechtesten gewesen. Da hab' ich Damens gesehen, die kamen mich vor, wie'n Blumenstengel, so slank und smeidig, abers natürlicheweise, bloß von den Adel. Und wenn ich mich recht bedenk, denn kann Klippertsch am Ende die Snürung machen. Weil daß sie doch früher ümmer Holz hacken mußt und furchtbar viel Kräftens in die Armens hatt'. Ihr Mann will mir heut noch besuchen, weil er mich ein Katzenfell besorgt; da kann ich allens in Ordnung machen."

Wir bekümmerten uns nicht weiter um den Fall; aber Frau Klippert, die wieder aus dem Bett war, bekam wirklich die Anstellung, der Gemahlin des Zollkontrolleurs täglich in die Kleider zu helfen. Nun sahen wir sie manchmal, wie sie mit ihrem langsamen, müden Schritt über die Straße ging und immer ein ernsthaftes Gesicht machte. Aber Frau Berger war mit ihr zufrieden, wie Waldemar uns berichtete. Der dänische Junge hatte sich eine Art Freundschaft für uns angewöhnt, die hauptsächlich darin bestand, daß er in unsre Pflaumenbäume stieg und ebensoviel davon aß, wie wir. Aber wir hatten viele Pflaumen, und da er uns gelegentlich einer längern Unterhaltung würdigte und uns Dinge erzählte, von denen wir nichts wußten, so wurde er von allen geduldet. Er war schrecklich weise, wußte alles besser und hielt sich für sehr vornehm. Das kam daher, weil sein Großvater dänischer Oberst gewesen war und sich „von" hatte nennen dürfen. „Mamas Vater war auch Konferenzrat, was grade soviel ist, wie adlig zu sein!" schloß er seine Auseinandersetzungen, um dann wieder in einen unsrer Pflaumenbäume zu steigen. Mahlmann hatte also recht, mit dem Schnüren und dem Adel; als wir es ihm mitteilten, war er sehr zufrieden. „Hab' ich es nich gleich gesagt? Ich weiß doch, was sich gehört und wie es in die Welt hergeht. Bringt mich den Jungen man mal mit, ich mag gern 'was Feines sehen. Das hab' ich noch so in mich, als mein Herr ein wirklichen Baron war!"

So also kam Walli Berger einmal mit zu Mahlmann. Aber da der lange, sommersprossige Junge den Alten nur neugierig betrachtete, fast gar nicht mit ihm sprach und ihm nur sehr zögernd die Hand reichte, so war die Bekanntschaft wohl gegenseitig keine erquickliche zu nennen. Walli hielt uns nachher eine kleine Rede, daß es sich nicht schickte, mit einem Mann zu verkehren, der im Zuchthaus gewesen wäre.

„So einer muß allein gelassen werden!" sagte er in seinem spitzen Dänisch-Deutsch. „Papa sagt auch, um den muß man sich nicht bekümmern."

„Aber wenn sich niemand um Mahlmann bekümmert, dann stirbt er vor Hunger!" entgegneten wir.

Walli zuckte die Achseln und machte ein altkluges Gesicht. „Papa sagt, wer im Zuchthaus war, der gehört nicht in die menschliche Gesellschaft."

Diesen Satz verstanden weder Milo noch ich; aber wir wußten, daß Mahlmanns Gesellschaft uns bedeutend lieber war, als die von Walli Berger. Wir besuchten ihn daher schon am folgenden Tage wieder, und Milo brachte ihm Pfeffernüsse, die er sich selbst vom Munde abgespart hatte.

Der Alte war grade in übelster Stimmung, und das kam daher, weil er die kühle Verachtung Wallis bemerkt hatte.

„So ein will ich nich wieder hier sehen," sagte er grimmig. „So'n verfluchten Dänen. Guckt mir an, als wär' ich was Slechteres als er! Was denkt so'n Bengel?"

„Mahlmann, Du wolltest ihn ja selbst sehen, weil Du so gern Adlige leiden magst!"

„Der is sein Lebtag kein Adliger gewesen," rief Mahlmann. „Zum wenigsten nich von die Sorte, wie ich ihr kenne. Was mein Baron war, der hätt' kein Gesicht gesnitten, wenn er mir in meinen Bett und in meinen Alter hätt' liegen sehen. ‚Mahlmann, alter Halunke, wie geht es Dir?' So, das hätt' er gesagt und hätt mich ein büschen geklopft und mich ein' Taler geschenkt. So wär' der gewesen. Abersten dieser is kein richtigen Baron; der will bloß einer sein, und das is ein' slimme Sorte."

(Fortsetzung folgt.)

An der Todesstätte Muhammed des Eroberers im bithynischen Chersones.

Die große Heerstraße von Chalcedon nach Nikomedien überschreitet nördlich der Station Diskelessi den Hunkiartschaïri, den Kaiserbach; hier ist Muhammed II., der Eroberer von Konstantinopel, im Jahre 1481 aus dem Leben geschieden. Kein Monument bezeichnet diese Stätte und doch liegt auch hier, wie bei Ankyron, für den Orient die Grenzmarke zweier Weltalter. Der Tod Konstantins eröffnet das Mittelalter, bei dem Tode Muhammeds II. versinkt es in das Meer der Vergangenheit. Mit dem Falle von Konstantinopel verschwindet die Schöpfung des großen Konstantin, und eine neue Großmacht, die Erbin des Rhomäerreichs, erscheint auf der Weltbühne. Zwei Jahrhunderte Türkennot, das ist das Vermächtnis, welches das stürzende Bollwerk des Ostens dem erschreckten Abendlande hinterläßt, schon fünfzig

Digitized by Google

Jahre später belagert Soliman Wien. In der Mitte des XVI. Jahrhunderts umfaßt das osmanische Reich den gesamten Südosten unseres Erdteils, Vorderasien und das nördliche Afrika. Zehn gewaltige Kriegsfürsten haben im Verlaufe von 250 Jahren aus den unscheinbarsten Anfängen dieses ungeheuere Werk geschaffen; eine kleine Nomadenhorde ist zu einer Weltmacht geworden! Ein erstaunliches Phänomen, das nunmehr einen Bestand von sechs Jahrhunderten aufweist und dessen Erlöschen voraussichtlich noch weit ab von der Gegenwart liegt.

Welches sind nun die Ursachen, denen das Osmanenreich sein staunenswertes Wachstum, seine Lebensfähigkeit und die Gewährleistung seines Bestandes in der Gegenwart verdankt, während die Weltreiche eines Seldjuk, eines Dschingiskhan, eines Timur ihre Gründer nur um wenige Generationen überdauert haben? Alle diese Eroberer kamen von Osten her, aus dem Herzen Asiens, in zahllosen Reiterhorden, die Kultur unter den Hufen ihrer Rosse zerstampfend und auf den Ruinen volkreicher Städte Schädelpyramiden auftürmend, aber sie schwanden dahin, weil ihnen drei Grundbedingungen versagt blieben, die allein die Dauer gewährleisten: eine Reihenfolge bedeutender Herrscher, die Stetigkeit der Thronfolge und das Prinzip der Unteilbarkeit des Reiches. Jene kleine Nomadenhorde aber, die in der Mitte des XIII. Jahrhunderts in dem Gebiet von Iconium erschien, ihre Kriegsdienste gegen Gewährung von Weideplätzen anzubieten, ist zu einer Weltmacht geworden, weil im Verlaufe von 300 Jahren elf gewaltige Herrscher, nicht bloß Kriegsfürsten, sondern zugleich organisatorische Genies, an ihrer Spitze standen, weil in fünfzehn Generationen von Ertagent bis zu Achmed I. die Stetigkeit der Thronfolgeordnung von Vater zu Sohn nicht ein einziges Mal unterbrochen worden ist, endlich weil das Prinzip der Unteilbarkeit des Reiches bis auf den heutigen Tag mit unverbrüchlicher Strenge aufrecht erhalten wird.



Muhammed II.
Nach dem Gemälde von Gentile Bellini. Galerie Layard, Venedig.

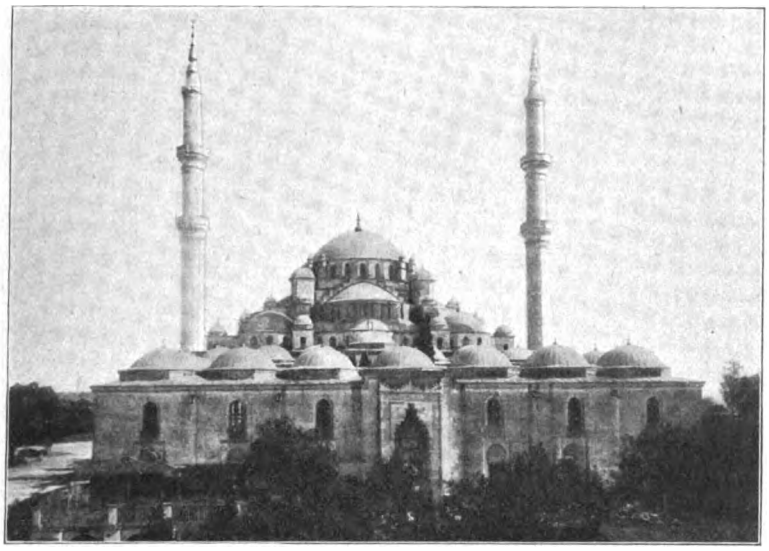
Auf dem höchsten Hügel der jetzigen Türkenstadt Stambul, dort wo sich im christlichen Konstantinopel die ehrwürdige Apostelkirche erhob, in deren Krypta die Sarkophage der ersten Kaiser des Ostreichs aufgestellt waren, thront jetzt, weithin sichtbar, die Moschee des Eroberers, die erste Sultan-Moschee auf europäischem Boden. In der Turbe, dicht dabei, steht ein Sarkophag oder richtiger ein Kenotaph, hinter einem inkrustierten Gitter, mit dem Turban geschmückt; darunter ruht der Mann, der dreißig Jahre lang der Schrecken der Christenheit gewesen ist. Dem sinnenden Betrachter enthüllt sich an dieser Stelle eine merkwürdige Analogie. So wie die Schöpfung Konstantins, das byzantinische Reich, der Schöpfung Muhammeds, dem Osmanenreich weichen mußte, ebenso hat der Katafalk des letzteren den Sarkophag des ersteren von seinem Platze verdrängt. Und wenn wir nun unsern Blick von der Grabstätte der beiden großen Männer hinüber schweifen lassen nach ihren Todesstätten im bithynischen Chersones, so finden wir auch diese räumlich benachbart. Mitten innen zwischen dem Grabe Hannibals und den Ruinen von Ankyron, der Todesstätte Konstantins, liegt die Todesstätte des Eroberers von Konstantinopel. Drei Wahrzeichen einer weltgeschichtlichen Entwickelung von sechzehn Jahrhunderten auf einem Raum von 20 Kilometern! Eine wunderbare Anordnung, die zu einer vergleichenden Betrachtung auffordert. Hannibal war Semit, Konstantin Arier, Muhammed Turanier, das heißt Mitglied einer Völkerrasse, deren Wesenheit keinerlei Gemeinschaft mit den beiden anderen Völkerfamilien aufweist. Und unter allen Vertretern des türkischen Volkstums finden wir keinen, der die Charakterzüge desselben dergestalt in sich vereinigt, wie Muhammed der Eroberer. Diese Tatsache muß sich gegenwärtig halten, wer eine klare Vorstellung von dem Wesen dieses merkwürdigen Mannes gewinnen will, und ebensowenig darf er vergessen, wie die europäische Welt in der Mitte des XV. Jahrhunderts geartet war, als Muhammed auf der Bühne erschien und der Christenheit als ihr furchtbarster Feind gegenübertrat. Es sei der Versuch gewagt, nach Vorausschickung solcher Erwägungen, sein Lebensbild in flüchtigen Umrissen zu entwerfen.

Muhammed war zwanzig Jahre alt, als er den Thron bestieg. Zweimal hatte sein Vater, der treffliche Murad II., zu Gunsten seines kaum im Jünglingsalter stehenden Sohnes die Regierung niedergelegt und zweimal die Zügel des Regiments wieder ergriffen, um die Gefahren abzuwehren, die dem Reiche von äußeren Feinden drohten; jedesmal war Muhammed ohne Zaudern vom Throne herabgestiegen und gehorsam in seine Statthalterschaft zurückgekehrt. Solche Unterwürfigkeit hatte die abendländische Welt als Schwäche gedeutet und der Hoffnung Raum gegeben, mit dem jungen osmanischen Herrscher, als er nun seinem verstorbenen Vater gefolgt war, friedliche Beziehungen pflegen zu können. Diese Erwartung sollte grausam getäuscht werden; Muhammed hatte vom ersten Augenblicke seines Regiments die Eroberung Konstantinopels und die Besitznahme der letzten noch dem Rhomäerreich verbliebenen Gebiete in seiner Seele beschlossen.

Große Ereignisse, bestimmt, in den Gang der Weltgeschichte entscheidend einzugreifen, pflegen ihren Schatten vorauszuwerfen und in den Herzen der Zeitgenossen bange Ahnungen kommenden Unheils zu wecken, die sich nach Maßgabe des geistigen Gehalts der Epoche in verschiedener Weise niederschlagen. In der Mitte des XV. Jahrhunderts erschreckten düstere Prophezeiungen die Christenheit, die Türken dagegen hofften mit Zuversicht auf die endliche Erfüllung der Verheißung ihres Propheten, der vor nun 800 Jahren den Gläubigen den Besitz der Kaiserstadt zugesichert hatte. Elfmal waren in dieser langen Zeit die unbezwinglichen Bollwerke von den Streitern des Islam vergeblich bestürmt, Heer und Flotten geopfert worden, es war alles umsonst gewesen.

Digitized by Google

Nun aber hatte Muhammed die Welt zu einem großartigen Schauspiel geladen und die Vorbereitungen in einem bisher unerhörten Maßstabe getroffen. Noch in dem Jahre seiner Thronbesteigung ward in den Häfen des Schwarzen Meeres mit fieberhafter Eile eine Flotte gerüstet, die an



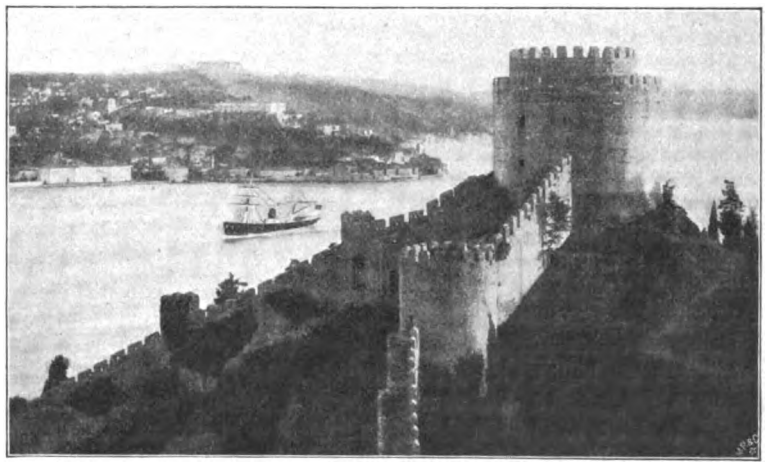
Moschee des Eroberers zu Konstantinopel.

Schiffszahl alles bisherige übertraf, denn der Sultan hatte wohl erkannt, daß die früheren Belagerungen an dem Umstande gescheitert waren, daß die Christen die Überlegenheit zur See behauptet hatten. Der Verlauf der Ereignisse hat gelehrt, das auch diesmal alle Anstrengungen der Türken, mit ihrer weit überlegenen Flotte in das Goldene Horn einzudringen, gescheitert sind. Angesichts der belagerten Stadt erlitt die türkische Flotte eine entscheidende Niederlage. Von den hohen Verdecken der wenigen aber größeren und besser bemannten christlichen Schiffe ergoß sich das verderbliche griechische Feuer auf die niedrigen türkischen Fahrzeuge, und bald bedeckte ein einziges Flammenmeer die Wasserfläche des Bosporus, sodaß der Rest der türkischen Schiffe sein Heil in der Flucht nach den Befestigungen suchen mußte, die der Sultan, in klarer Erkenntnis der strategischen Lage, an der schmalsten Stelle des Bosporus auf dem europäischen Ufer hatte anlegen lassen. Unsere Abbildungen von Rumili Hissar zeigen diese gewaltigen Bollwerke, die heute als malerische Ruinen erscheinen, damals aber von sehr wesentlicher Bedeutung waren. Eine ungeheuere Zahl von Arbeitern, aus Asien und Europa zusammengetrieben, hatte diese großartigen Befestigungen in unglaublich kurzer Zeit vollendet. In ihrem Schutz sammelten sich die Überreste der geschlagenen Flotte, und nun begann die Ausführung eines Werkes, das von der unbeugsamen Energie des Sultans Zeugnis ablegt. Wutschäumend hatte er die Flucht seiner Schiffe mit angesehen, sein Roß in die Fluten gespornt und vergeblich versucht, der Flucht ein Ziel zu setzen. Was auf dem Wasser mißlungen war, wurde jetzt auf dem Lande bewerkstelligt. Eine Holzbahn ward über den Landrücken von Galata angelegt, und in einer einzigen Nacht wurden siebzig kleine türkische Fahrzeuge auf derselben in das Goldene Horn eingeführt. Die aufgehende Sonne eröffnete den erschreckten Belagerten einen Anblick, der ihnen ein Wunder dünkte: eine feindliche Flottille, die gleichsam vom Himmel herabgefallen war. Aber die Entscheidung lag nicht hier, sondern drüben auf der Landseite am Tore des heiligen Romanos. Versuchen wir in diesem Augenblick, eine Vorstellung von der Erscheinung des gewaltigen Menschen zu gewinnen, auf den damals die Blicke der gesamten Welt gerichtet waren, und versetzen wir uns im Geiste in den Frühmorgen des 29. Mai 1453.

Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne enthüllten den Belagerten ein furchtbar großartiges Schauspiel: Im weiten Bogen, vom Marmarameer bis zum nördlichen Ende des Goldenen Horns, die dichten Massen des türkischen Heers, zum letzten Sturm geordnet, auf dem Hügel gegenüber dem Romanotore, vor der Front der Janitscharen, das Purpurzelt des Sultans, der eben jetzt sichtbar wird. Auf seinem marmorbleichen Antlitz, vom dunklen Bart umrahmt, zeigt sich jener schwermütige Zug, der schon seine früheste Jugend beschattet hat, verstärkt durch die Sorge um das Gelingen des großen Unternehmens, an dem so viele gescheitert waren. Seine tiefschwarzen Augen ruhen auf der gewaltigen Stadt. Da liegt sie vor ihm, einer Insel gleich, an allen Seiten von den Fluten umbrandet, sie allein unbezwungen, vielleicht unbezwingbar, strahlend im Morgenlicht von der Pracht ihrer Kuppeln und Paläste, die Wunderstadt der damaligen Welt.

Die Stunde der Entscheidung hat geschlagen. Auf den Wink des Sultans eröffnen sämtliche türkische Batterien ihr Feuer auf die zerfetzten Wälle am Romanotor, zugleich setzen sich die ersten Angriffskolonnen in Bewegung; es sind minderwertige Truppen, bestimmt, den Vormarsch des eigentlichen Sturmtreffens zu verschleiern. Dieses gelangt über die Leiber jener hinweg, die den Graben füllen, an die inneren Wälle. Hier aber scheitern alle Anstrengungen der Stürmenden. Ein Hagel von Kugeln, Pfeilen, Steinen, eine Flut des verderblichen griechischen Feuers ergießt sich auf die Angreifer. Ungeheuer sind die Verluste, ein erster, ein zweiter, ein dritter Sturm wird abgeschlagen, das Blachfeld bedeckt sich mit Gefallenen und Sterbenden, die andern beginnen zu weichen.

Unbeweglich vor der dunklen Masse der Janitscharen hält der Sultan; er entsendet seine besten Offiziere, die Fliehenden aufzuhalten, er läßt seine Reiterscharen vorreiten, um den Strom der Zurückflutenden zum Stillstand zu bringen. Umsonst! In diesem bangen Augenblick, als eine Weltentscheidung von dem Entschluß eines Mannes abhing, erhebt der alte Großvezier Chalil Pascha, der treue Diener seines Vaters, seine warnende Stimme. Er war von griechischem Golde gewonnen, und bald nach der Einnahme der Stadt fiel sein Kopf. Muhammed würdigte ihn keiner Antwort, er wendet sich im Sattel und läßt seine flammenden Blicke über die trotzigen Mienen seiner Janitscharen hingleiten. Die Prüfung wird bestanden! Dann seinem feurigen Roß den

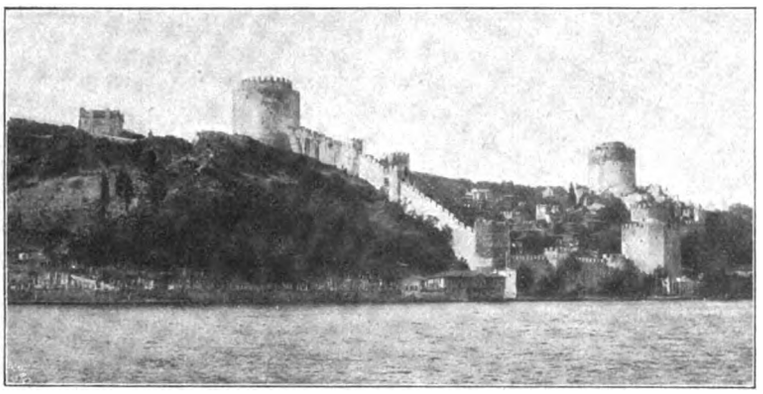


Rumili Hissar (Nahansicht).

Zügel gebend und mit seinem Streitkolben auf die Bresche am Romanotor hinweisend, gibt er den Befehl zum Angriff. Ein donnernder Ruf: „Allah! Allah!“ aus 15 000 Kehlen antworten ihm. Die Kriegsmusik ertönt, unbekümmert um die Tausende von Verwundeten, die vor den Wällen liegen, setzt die türkische Artillerie ihr Feuer auf die erschütterten

Digitized by Google

Bollwerke fort, die Reiterei treibt die Flüchtenden mit wuchtigen Hieben wieder vorwärts. Die Krisis ist überwunden, die Flucht kommt zum Stillstand, und alles schließt sich dem unaufhaltsamen Vorstürmen der Janitscharen an, die inzwischen die Bresche erreicht haben. Auf den Wällen ver-



Rumili Hissar vom asiatischen Ufer aus gesehen.

stummen die Siegeshymnen der erschöpften Verteidiger, an Stelle der frohen Zuversicht tritt Entmutigung. Die Katastrophe ist gekommen. Hier möge der Vorhang fallen.

An Nachmittage dieses schicksalsschweren Tages ist Sultan Muhammed zu Pferde in die Hagia Sophia eingeritten und hat von dieser vornehmsten Kirche der Christenheit für den Islam feierlich Besitz ergriffen. Des zur Erinnerung erscheint noch heut der Chatib (Prediger) auf der Kanzel der Sophienmoschee mit einem entblößten Schwert in der Hand.

Für die Griechen bedeutete die Eroberung Konstantinopels den Weltuntergang, das Ende der Dinge. Auch das erschütterte Abendland erwartete nichts Geringeres, als die Vertilgung der christlichen Bevölkerung in den unterworfenen Gebieten, zum mindesten aber ihre gewaltsame Bekehrung zum Islam. Nichts von alledem geschah. Die dreißigjährige Regierung Muhammeds hat den Beweis erbracht, daß dieser Mann mehr gewesen ist als ein Eroberer, ein Wüterich und ein blutdürstiger Despot.

Mit dem dritten Tage nach der Eroberung beginnt seine organisatorische Thätigkeit. Dem Morden und Plündern wird Einhalt getan, der griechische Patriarch vor den Sultan entboten und seine Stellung bestätigt, allen Christen, die sich der neuen Ordnung der Dinge unterwerfen, Sicherheit des Lebens und Eigentums verbürgt. Allerdings wird ein Teil der christlichen Kirchen in Moscheen verwandelt, aber die meisten bleiben in dem Besitz der Christen, denen eine ungestörte Ubung ihres Gottesdienstes mit gewissen Beschränkungen zugestanden wird, gewaltsame Bekehrungen zum Islam finden nicht statt, freiwillige Übertritte begegnen schlecht verhehltem Übelwollen. Die Handelsprivilegien der italienischen Seerepubliken, insonderheit der Venetianer werden bestätigt, obgleich dem Sultan bekannt war, daß gerade venetianische Schiffe die türkische Flotte im Bosporus vernichtet hatten. Nur die Genuesen in Galata, die beiden Parteien gedient und beide verraten hatten, büßten ihr zweideutiges Verhalten durch vorübergehende Schließung ihrer Faktoreien.

Alle diese Maßregeln des Sultans aber gingen nicht etwa aus Regungen der Menschenfreundlichkeit hervor — solche Regungen sind asiatischen Eroberern fremd — sondern sie beruhten auf der klaren Erkenntnis des Siegers, daß die Erhaltung der unterworfenen Bevölkerungen eine Lebensbedingung für den Bestand des osmanischen Reiches sei. Die Schonung der Christen ist ein widerwilliges Eingeständnis der fremden Eroberer, daß sie sich bewußt sind, den Boden Europas nur kraft des Schwertes und nur so lange zu besitzen, als ihr Anspruch, die herrschende Kaste zu sein, anerkannt wird.

Niemand hat diesen Anspruch, der ganzen Christenheit gegenüber, stärker betont als Muhammed II. Er ist auch darin ein vollendeter Typus seines Volkes gewesen, daß er dieses Volk, die Osmanen, als die von Gott verordneten Herren des Erdkreises ansah, das aber seinem Padischah gegenüber zu sklavischem Gehorsam verpflichtet ist. In diesem Betracht gab es keinen Unterschied zwischen Osmanen und Rajahs. Die Kaiser und Könige des Abendlandes behandelte er mit verächtlicher Geringschätzung, der staatsmännischen Tüchtigkeit eines Lorenzo Magnifico erweist er Rücksichten die Freundschaftsbezeugungen gleichkommen. Er vertilgt mitleidslos die Fürstengeschlechter der Komnenen in Trapezunt, der Paläologen im Peloponnes und der Nerios in Athen, welche sämtlich ihr Schicksal redlich verdient hatten, aber die Heldentaten eines Kastriota und Hunyadi und der tapferen Verteidiger von Rhodos erregten seine Bewunderung. Er ist der Urheber jenes barbarischen Hausgesetzes, welches bei jedem Thronwechsel dem neuen Herrscher die Erdrosselung seiner sämtlichen Brüder zur Pflicht macht, aber er selber verletzt das Gesetz, indem er seinen zweiten Sohn Dschem sterbend der Gnade seines Bruders empfiehlt und dadurch den Grund zu Bürgerkrieg und steter Bedrohung seines Nachfolgers Bajazeth II. legt.

Im großen und ganzen eine Herrschernatur, eine welthistorische Gestalt von gigantischen Formen, zugleich asiatischer Despot und weitblickender Staatsmann, eine hochdramatische Figur, würdig des Griffels eines Shakespeare.

Der Versuch, das Lebensbild eines Mannes wie Muhammed des Eroberers in den flüchtigen Umrissen einer Skizze zu entwerfen, darf also auf nachsichtige Beurteilung rechnen.

Drei welthistorische Todesstätten sind in diesen Blättern betrachtet worden (Vergl. „Am Grabe Hannibals“ in Nr. 8 und „An der Todesstätte Constantins des Großen“ in Nr. 10 des Daheim). Widerstrebend legt der Verfasser die Feder aus der Hand; er ist sich bewußt, daß die Ausführung sehr weit hinter dem Vorhaben zurückgeblieben ist. Wer es unternimmt, große historische Gemälde in der Form von Blättern einer Studienmappe zur Anschauung bringen zu wollen, muß sich auf einen Mißerfolg gefaßt machen und zufrieden sein, wenn es ihm gelungen sein sollte, das Interesse, auf welches die vorgeführten weltgeschichtlichen Persönlichkeiten schon an und für sich Anspruch erheben dürfen, bei denen, die dem Verfasser auf der Wanderung durch den bithynischen Chersones gefolgt sind, wenigstens nicht vermindert zu haben.



Landmauern von Konstantinopel.

H. Graf zu Dohna (Delphicus).

Digitized by Google

Ein „neues" Lutherbild.

Von Pfarrer Dr. Große in Wittenberg.

In den letzten Wochen wurde durch einige Provinzialblätter die Nachricht verbreitet, in Wittenberg sei ein bisher unbekanntes Lutherbild von Lukas Cranach, dem Vater, aufgefunden worden, und es wurde behauptet, dies sei das beste Lutherbild, welches existiere. Die Folge war eine nicht geringe Aufregung in den Kreisen der Cranachforscher und Lutherfreunde. Die verschiedensten Anfragen von Künstlern und Gelehrten, von Behörden und Sammlern wurden nach Wittenberg gerichtet. Viele davon hielten es mit Recht kaum für möglich, daß bei dem allseitigen Interesse unserer Zeit an pietätvoller Konservierung alter Kunstwerke und bei der wieder lebendiger gewordenen Aufmerksamkeit auf die Arbeiten des „Churfürstl. Sächß. Hoff-Mahlers" ein echtes Cranachbild des großen Reformators bisher hätte unbekannt bleiben können.

Die Aufregung ist zum Teil unnötig gewesen. Das im südlichen Turmknopf der Stadt- und Pfarrkirche zu Wittenberg aufgefundene Bild war lediglich ein außerordentlich gut erhaltener Kupferstich in Quart, nach der Unterschrift die Nachbildung eines 1523 von Lukas Cranach, dem Vater, in Öl gemalten Lutherporträts. In der Bibliothek des Wittenberger Predigerseminars hat sich noch ein zweites und drittes, in der Sammlung der Wittenberger Lutherhalle noch ein viertes Exemplar dieses Stiches gefunden; einige andere dürften auch außerhalb Wittenbergs vorhanden sein. Verwunderlich ist nur, daß unsere modernen Lutherdarstellungen von dem hier dargebotenen Luthertypus so wenig Gebrauch gemacht haben; denn das in den erwähnten Zeitungsnachrichten ausgesprochene Geschmacksurteil macht dem ersten Verbreiter derselben alle Ehre. Der Künstler hat namentlich dem Auge des Dargestellten ein ganz einzigartiges Feuer zu geben verstanden und es dabei doch vermieden, dasselbe zu dem eines Zeloten zu machen; es ist von einer „fascinierenden, geistvollen und gewinnenden Schönheit"; in dem Gesicht kommt das Kraftvolle und Innige, das Gewissenhafte und Zartsinnige von Martin Luthers Charakter zum getreuen Ausdruck. Das volle Haupthaar ist kunstvoll geordnet, der Kinn- und Backenbart in deutlichen Spuren sichtbar; auffällig ist eine Warze auf der rechten Wange. Links von dem Beschauer, in der Höhe der Augen, ist das Künstlerzeichen Cranachs, die geflügelte Schlange, und darunter die Jahreszahl 1523 angebracht.



Stich von J. M. Bernigeroth nach einem Gemälde von Lukas Cranach.
Photographieverlag von Max Senf in Wittenberg.

Was hat der Stich für eine Geschichte? In den Besitz des am 7. August 1759 verstorbenen Wittenberger consiliarius regius et professor publicus Georg Wilhelm Kirchmaier war als kostbares Erbstück der dortigen Patrizierfamilien Arnurius, Fluth, Mielich und Notnagel eine Tafel mit dem Doppelbild Luthers und Melanchthons gekommen. Die Familientradition bezeichnete dasselbe als eine Originalarbeit des älteren Cranach. Kirchmaier suchte einen sicheren Aufbewahrungsort für dies hochgeschätzte Erbstück. Er hielt die Schloßkirche dafür und schenkte es derselben. Im Jahre 1740 erhielt es dort seinen Platz am ersten Pfeiler westlich von der damals noch vorhandenen alten Thesentür. Leider dauerte die Freude der Wittenberger an dem Geschenk nicht lange. Als 1760 die Preußen die kursächsische Stadt besetzt hatten, wurde diese von einem Teil der mit Österreich verbündeten Reichsarmee belagert und beschossen. Dabei ging auch die Schloßkirche in Flammen auf, und das Kirchmaiersche Bild verbrannte. Der gelehrte Herr hatte aber für eine von ihm verfaßte disquisitio historica de D. Martini Lutheri oris et vultus habitu heroico (gedruckt Wittenberg 1750, bei Ahlfeld) nach dem alten Ölbild bereits 1747 durch den Leipziger Kupferstecher Johann Martin Bernigeroth eine Nachbildung herstellen lassen. Eine solche ist samt Kirchmaiers Porträt auch dem heute noch vorhandenen, der damaligen Universitätsbibliothek dedizierten Exemplar der genannten disquisitio vorgebunden. Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts aber war kein Einzelstück des Stiches mehr käuflich. Eine in der Lutherhalle aufbewahrte Nachbildung des Leipzigers C. Schule vom Jahre 1789 zeugt von geringem Geschick; auch der aus jener Zeit stammende Nachbildungsversuch eines Wittenberger Steindruckers, der an derselben Stelle eingesehen werden kann, ist derb und roh. So konnte man wohl ums Jahr 1795 auf den Gedanken kommen, in den damals erneuerten, erst 1902 wieder geöffneten südlichen Turmknopf der Stadtkirche ein der Behörde zur Verfügung stehendes Einzelstück der trefflichen Bernigerothschen Arbeit als geschätztes Unikum „niederzulegen". Dort hat es vor hundert Jahren die Schrecken der Franzosenzeit überstanden und jetzt im städtischen Archiv einen weniger unzugänglichen Platz gefunden; die drei anderen Exemplare aber gehören zu dem wertvollen Bestand der Seminar-Bibliothek und Lutherhalle.

Doch nun die Hauptfrage: War das im Jahre 1760 verbrannte Vorbild Bernigeroths eine eigenhändige Arbeit Lukas Cranachs? — Wer mit unserem Lutherporträt das bekannte Selbstbildnis Cranachs aus den Uffizien in Florenz vergleicht, wird nicht abgeneigt sein, der Kunstfertigkeit dieses Malers auch die Ausführung des Kirchmaierschen Erbstückes zuzutrauen. Dazu kommt die Aussage der Familientradition, für deren Wahrheit einerseits der genannte Gelehrte in seiner Abhandlung, andererseits nach Kirchmaiers Bericht (S. 29) der Leipziger Maler Haußmann, der Bernigeroths Arbeit überwachte, einsteht. Endlich spricht dafür das Cranachzeichen, dessen Nachbildung die Sorgfalt des Kupferstechers nicht vergessen konnte. Bedenken erregt nur die Jahreszahl 1523, die sich genau nach dem Original auch auf dem Stich befindet. Vergleichungen mit anderen Lutherbildern aus jener und der folgenden Zeit zeigen deutlich, daß der Maler nicht nur den Luther vom Jahre 1523 vor Augen gehabt, sondern schon den „durch Kampf und Erfolg in sich gefestigten Sieger" der späteren Jahre gekannt hat. Warum trotzdem die Zurückdatierung auf das Jahr 1523 erfolgt ist, das bedarf noch der Erörterung.

Zum Schluß noch dasjenige, was Bernigeroth selber im November 1747 über seine Arbeit an Professor Kirchmaier berichtet: „Über dem Kopff habe fast völlige 3 Wochen consumiret, weil mir alle mögliche Mühe von der Welt gegeben, auch die zärtesten minutissima, in denen Lineamenten, zu observiren, so nur immer möglich gewesen. Ew. .... werden selbst, bey genauer Examinirung des Kupffers am deutlichsten sehen, wie viel Arbeit es mich gekostet, wenn sie besonders auch die Haare, welche, wie in dem Gemählte, einzeln übereinander springen, und deßwegen auf die mühseeligste Art ausgespannt werden müssen, wie auch die Haare in dem Bart, welche auf eben diese Art ausgespannt sind, genauer untersuchen werden."

Digitized by Google

Familientisch. — Sammler-Daheim.

Zu unseren Bildern.

Nur matt und bleich, verschleiert durch Dunst und Nebel, scheint Kallmorgens „Wintersonne“ auf die vereiste Flußlandschaft, die wir heute unseren Lesern in vorzüglicher Holzschnittwiedergabe bieten. Der breite Fluß, dessen Wasser die Davits und Quaimauern der großen schiffreichen Hafenstadt bespülen, ist nach langer harter Frostzeit mit Eis bedeckt, aber die Eisbrecher haben eine blanke Furche in die starre Rinde gebrochen, und kleine Schleppdampfer eilen nun geschäftig durch das schmale Fahrwasser. Die weite Eisfläche, im dunstig-rauchigen Hintergrunde die Stadt mit den ragenden Häusern und Masten, der Winterhimmel darüber — der Meister der modernen Landschaftsmalerei, selbst ein Sohn der Waterkant (er ist in Altona an der Elbe geboren) hat das alles schlicht und wahr zu malerischem Ausdruck gebracht.

Fein und in seiner Art ebenso trefflich ist das von Rich. Hagn gemalte Innere eines Bauernhauses im westfälischen Osterfeld, einem Dorf im Münsterschen. Alte Art und Sitte schauen uns aus dem Dielenraum mit der Kachelwand, den prächtig geschnitzten Schränken, dem hochbeinigen Ofen, den steifen Stühlen, wie man sie im westlichen Niedersachsen heute noch überall auf dem Lande sieht, vertraulich und behaglich an. Besonders fein wirkt der Durchblick an der Frau vor dem Spinnrade vorbei in das Zimmer mit den kleinen Fensterscheiben, durch die das helle Grün hereinleuchtet.

Ein lustiges Pärchen sind E. Louyots karnevalistisch gekleidete kleine Gesellen, die mit geheimnisvollen Mienen irgend einen verschmitzten Streich verabreden.

Johann Balhorn.

„Verbessert von Johann Ballhorn“ heißt es von allen Änderungen, die etwas schlechter gemacht haben, als es bis dahin gewesen ist, und das kommt ja nicht gar so selten vor.

Wer war denn aber dieser oft citierte Johann Ballhorn? — Die meisten unserer Leser dürften auf diese Frage etwa so antworten, wie der Königlich preußische Kammerdirektor Friedr. Wilh. Eichholz in Halberstadt, der vor hundert Jahren (im Jahrgang 1800 des „Allgemeinen Literarischen Anzeigers“) folgendes schreibt: „Nach alten einstimmigen Sagen hat dieser berühmte Mann eine gewöhnliche Kinder-Fibel neu aufgelegt, auf deren letzten Seiten ein großer Kükrüky-Hahn zu stehen pflegt, mit der Unterschrift:

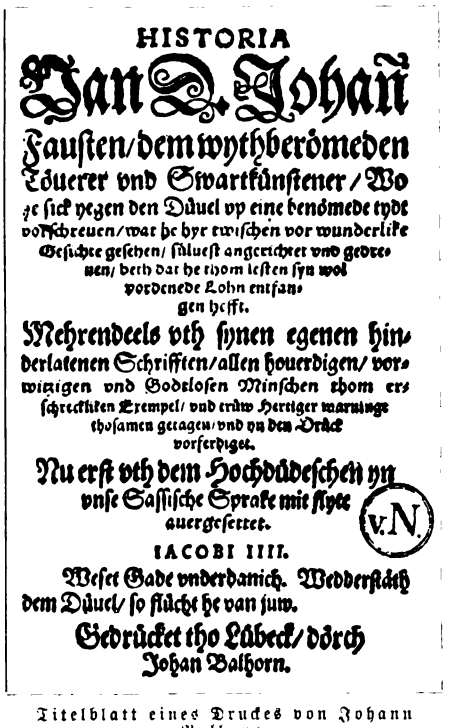
‚Steht auf, ihr Kinder, zieht euch an!
Die Klok schlägt sechs, euch weckt der Hahn!‘

Eben diesen großen rot gedruckten Hahn, der vorher mit Sporen erschien, hat er nicht nur ohne Sporen abgebildet, sondern ihm dagegen ein Paar Eier (andere sagen: einen Korb mit Eiern) zur Seite gesetzt, um welcher merkwürdigen Verbesserung willen er also dieser seiner neuen Ausgabe (wie es denn auch noch jetzt wohl auf einigen Titel-Blättern zu geschehen pflegt) den empfehlenden Beisatz anhängte: Verbessert durch Johann Ballhorn.“

Diese Geschichte von dem Fibel-Hahn, der dem Johann Balhorn seinen Weltruhm verschafft haben soll, hat Dr. Arthur Kopp in der „Zeitschrift für Bücherfreunde“ eingehend untersucht und kommt dabei zu dem überaus interessanten Ergebnis, daß im Laufe der Jahrhunderte die Ursache, aus der die Berühmtheit Balhorns stammt, völlig in Vergessenheit gekommen ist, denn eine Fibel hat er vielleicht oder sogar wahrscheinlich gar nicht gedruckt.

Johann Balhorn — er schreibt seinen Namen stets nur mit einem l, und es heißt also diesen verballhornisieren, wenn man ll setzt — druckte in der freien Reichsstadt Lübeck in den Jahren 1530—1603 eine Reihe z. T. sehr umfangreiche Werke; er muß also eine nicht unbedeutende Offizin besessen haben. Von seinen Lebensumständen ist nichts weiter bekannt, als daß er auf Veranlassung des Königs von England wegen eines von ihm gedruckten Schriftchens durch den Senat seiner Vaterstadt ausgewiesen wurde. Er muß jedoch bald wieder begnadigt worden sein, denn seine Druckertätigkeit ist nicht unterbrochen worden.

Zum ersten Male findet sich nach Kopps Feststellung Johann Balhorn in dem 1656 erschienenen Buche: „Lustige Gesellschaft“ von Joannes Petrus de Memel erwähnt; es wird ihm hier eine sehr freie aber nicht ungeschickte Übersetzung eines Trinkliedes aus bösem Mönchslatein ins Deutsche zugeschoben. Sicherlich war, wie aus dem Zusammenhange hervorgeht, diese Übersetzung geeignet, die Heiterkeit der Leser jener Zeit zu erwecken; heute wissen wir nicht mehr, worin der Witz bestand. Etwas deutlicher wird der gelehrte J. B. Schuppius in seinem 1659 gedruckten „Calender“, in dem Balhorn zweimal erwähnt wird. Schuppius schreibt: „Wie sollte ich dazu kommen, daß ich meines seligen, um die Christenheit wohlverdienten Vaters scripta augieren, revidieren und also das Magnifikat verbessern sollte, wie Johann Balhorn, welcher das ABC-Buch vermehrt und verbessert herausgehen ließ.“ Und an anderer Stelle heißt es in demselben Buche: „Ich habe mit Schmertzen jüngst erfahren müssen, daß mir ein Packet Schreiben von der Kaiserlichen Reichspost ist zugeschickt worden; als ich dasselbe erbrochen, lag darin dies Pasauill, actior (lies auctior) und correctior, wie Johann Balhorn zu schreiben pflegte.“ Wenige Jahre später, 1668, schrieb dann Neumark in seinem „Neu-sprossenden Teutschen Palmbaum“: „Das Wort Dignus ist nicht mehr würdig, daß es geschrieben werde ‚werth‘: sondern es ist durch Johann Balhorn verbessert und heißt ‚wärt‘.“


HISTORIA
Van D. Johañ
Fausten/dem wythberömeden
Töuerer vnd Swartkünstener/Wo
ze sick pegen den Düuel vp eine benömede tydt
vorschreuen/wat he dyr twischen vor wunderlike
Gesichte gesehen/ sülvest angerichtet vnd gedre-
uen/ derth dat he thom lesten syn wol
vordenede Lohn entfan-
gen hefft.
Mehrendeels vth synen egenen hin-
derlatenen Schrifften/allen houerdigen/ vor-
witzigen vnd Godtlosen Minschen thom ers
schrecklikten Exempel/ vnd crüw Hertiger warninge
thosamen getagen/vnd yn den Drück
vorfertiget.
Nu erst vth dem Hochdüdeschen yn
vnse Sassische Sprake mit flyte
auergesettet.
IACOBI IIII.
Weset Gade vnderdamich. Wedderstáth
dem Düuel/ so flücht he van jum.
Gedrücket tho Lübeck/ dörch
Johan Balhorn.

Titelblatt eines Druckes von Johann Balhorn.

Hier wird also dem Lübecker Buchdrucker nachgesagt, daß er 1. versucht habe, das Magnifikat zu verbessern, 2. daß er das ABC-Buch (also die Fibel) vermehrt und verbessert herausgegeben habe, 3. daß er sehr ärgerliche Druckfehler stehen ließ und 4. daß er eine neue und nur ihm eigene Rechtschreibung anwendete. Aus der sehr großen Anzahl der von Balhorn erhaltenen Drucke kann nur der letzte dieser Vorwürfe aufrecht erhalten werden. Ein Magnifikat hat er als besonderes Werk nicht gedruckt. In einem seiner ersten Drucke, der Soester Kirchenordnung vom Jahre 1532, findet es sich aber in Bugenhagens Uebersetzung: „De lauesanck der Junckfrow Marien | der moder Gades | dorch D. Jo. Bugenha. Pomer. vordüdeschet“ — aber an dieser Uebersetzung ist Falsches oder gar Groteskes nicht zu finden. Weiter. Ein ABC-Buch aus Balhorns Druckerei ist, wie bereits erwähnt, nicht erhalten. Trotzdem wäre es natürlich denkbar, daß er eins gedruckt hätte, da die für den täglichen Gebrauch der Kinder bestimmten Schulbücher nicht selten so völlig aufgebraucht sein mögen, daß sich nicht eins mehr nachweisen läßt. Dies Verlorengehen der Fibel ist aber im höchsten Grade unwahrscheinlich, denn in dem knapp fünfzig Jahre nach Schuppius' Bemerkung (1703) erschienenen umfangreichen Werke „Das ABC cum notis variorum“, in dem nach Kopps Bericht alle möglichen auf das ABC bezüglichen Schnurren sich beisammen finden, ist die Balhornsche Fibel nicht erwähnt.

Von der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts an datieren dann die Versuche, die Redensart „verbessert von Johann Balhorn“ kritisch zu erklären, und es ist höchst bemerkenswert, daß zwar allerlei vorgebracht wird, was geeignet ist den Buchdrucker Balhorn als gelegentlich eigenmächtig ändernden, selbstbewußt auftretenden Mann erscheinen zu lassen, nichts aber, was die so viel verbreitete Redensart restlos erklären könnte. Einer dieser Schriftsteller erinnert sich, er habe in seiner Kindheit davon sprechen hören, Balhorn hätte in einer Fibel die Doppelbuchstaben ff, tt, ſſ als „Verbesserungen“ angeführt. Ein anderer meint jedoch, dies sei nicht wahrscheinlich; denn jene Doppelbuchstaben seien schon vor Balhorn gang und gäbe gewesen; vielmehr käme jene Redensart daher, daß Balhorn in einer von ihm gedruckten Ausgabe der Epitome des Rivius, da einige Seiten frei gewesen seien, diese eigenmächtig mit von ihm selbst recht ungeschickt ausgewähltem Texte gefüllt habe, worüber sich alle Gelehrten lustig gemacht hätten. Mehrere Schriftsteller glauben endlich, jene Redensart stehe in Verbindung mit dem Druck des Lübischen Stadtrechts „Der Kayserlichen Freyen vnd des Heiligen Reichs-Stadt Lübeck Statuta vnd Stadt Recht. Auffs Newe vbersehen | Corrigiret | vnd aus alter Sechsischer Sprach in Hochteudisch gebracht. Gedruckt zu Lübeck | durch Johan Balhorn | in Jar nach Christi Geburt 1586.“ Diese Ausgabe fand aus heute nicht mehr festzustellenden Gründen viele Feinde, und da nicht die Herausgeber sondern nur der Drucker genannt sind, so sei aller Spott, der dem Werk galt, auf Johann Balhorn sitzen geblieben.

Alle diese kritischen Erklärungsversuche erscheinen verfehlt. Im höchsten Grade wahrscheinlich ist mir jedoch das, was Kopp in dem genannten Aufsatz ausführt. Balhorn druckte besonders viel Bücher in plattdeutscher Sprache. „Da nicht alle, die bei Balhorn etwas in der niederdeutschen Mundart drucken lassen wollten, derselben zur Genüge mächtig waren, so läßt sich annehmen, daß gerade die niederdeutschen Drucke dem darin besonders erfahrenen Balhorn Gelegenheit boten, sein Besserwissen anzuwenden. Die stärksten Mißgriffe pflegen in ähnlichen Fällen durch rechtzeitige Vorstellungen entfernt zu werden, ohne daß man sie später noch im Druck verewigt fände, und so mögen über Balhorn schon unter den zeitgenössischen Gelehrten mancherlei nun längst verschollene Schnurren im Schwange gewesen und von Mund zu Mund gegangen sein.“ Dies „von Mund zu Mund“ trifft, glaube ich, den Nagel auf den Kopf; es erklärt auch, weshalb in den Schriften von Balhorns Zeitgenossen kein Hinweis auf jene Redensart zu finden ist, obgleich diese wohl schon allgemein bekannt war. Wie grotesk die Balhornsche Orthographie in seinen niederdeutschen Drucken ist, würde sich zeigen, wenn sich jemand die Mühe nähme, sie systematisch mit der in gleichzeitigen Werken gebräuchlichen zu vergleichen.

Wenn man aber wissen will, warum die Anekdote von dem Fibel-Hahn eine so große Verbreitung gefunden hat, so braucht man nur das 28. Kapitel der Jobsiade nachzulesen, die in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts sehr verbreitet war. Da wird erzählt, daß der Kandidat der Theologie Hieronymus Jobs als Dorfschullehrer ein neues ABC-Buch herausgab, da ihm die alten Balhornschen Ausgaben nicht genügten. Seine Verbesserungen bestehen darin, daß er zu den bekannten Buchstaben hinzufügte ff, ſch und ſp, daß er die Sporen des Hahns fortließ und dagegen ein Nestlein mit einem großen Ei dem ungespornten Hahne beifügte. Von Hörensagen wußten die Leser dieses komischen Heldenliedes seit langer Zeit, daß dem Johann Balhorn die „Verbesserung“ des ABC-Buches nachgesagt wurde; was lag da näher, als daß der sporenlose Hahn und die Eier bei Hieronymus Jobs auch ihm noch aufgebürdet wurden?

Johann Balhorn ist als besserwissender Dümmling gebrandmarkt, und dies Schandmal wird auf ihm sitzen bleiben, obgleich niemand mehr die Berechtigung des Vorwurfes nachweisen kann.

Gustav Uhl.

Notizen.

Moderne Bilder, ganz besonders die der Maler von Barbizon, erzielen auf dem Kunstmarkt immer noch höher steigende Preise. Beim Verkauf der Warrensammlung in New York brachte Millets „Schäferin“ die Summe von 94 000 Mk., während für seine „Bauernfrau und Kind“ 44 400 Mk. gezahlt wurde. Auch vier Bilder von Corot gingen sehr hoch. „Orpheus und Eurydike“ gab 86 000 Mk., „Landschaft mit Bäumen“ 60 000 Mk., „Paris von St. Cloud aus gesehen“ 58 800 Mk., „Pappeln in der Lombardei“ 20 400 Mk. Verhältnismäßig billig waren dagegen alte Bilder zu haben.

Digitized by Google

Hausgarten.

Kommt dann zum Pfropfen die Zeit, so vermähle den Zweig mit dem Zweige,
Und es bedecket der Baum sich mit geliehenem Laub. Ovid.

Pflanzen mit sichtbaren Bewegungserscheinungen.

I.

Daß es auch in der Pflanzenwelt Individuen gibt, die durch sichtbare Bewegungen Zeugnis ihres Lebens geben, dürfte allgemein bekannt sein, doch wird es gewiß interessieren, über einzelne dieser Pflanzenarten Näheres zu hören. In gewissen Fällen werden diese Bewegungserscheinungen der Pflanzen durch äußere Reize (Stoß, Berührung 2c., auch chemische Einwirkungen) hervorgerufen. Eine der interessantesten dieser empfindsamen Pflanzen ist die Mimosa pudica (schamhafte Sinnpflanze),*) zur Familie der Leguminosen gehörend (Abb. 2), eine in Kultur 30—60 cm hoch werdende, akazienähnliche Pflanze Brasiliens und Westindiens, mit zierlichen, doppelt gefiederten Blättchen und rosafarbenen Blütenköpfchen. Schon bei ganz leichter Berührung oder irgend welcher Erschütterung, starkem Luftzug 2c., legen sich die sich paarweise gegenüberstehenden Fiederblättchen sofort eng zusammen, worauf oft eine Senkung des ganzen Blattstiels folgt. Auch auf chemische Reizung erfolgt die Erscheinung. Wenn man mit einer brennenden Cigarre eines der Fiederblättchen berührt, so legt sich das Blatt sofort zusammen, kurz darauf das nächststehende u. s. f., bis alle Blättchen eines Stiels beisammen liegen, worauf sich der Stiel selber niedersenkt. Nach kurzer Pause tritt derselbe Vorgang bei dem nächsten Blatte ein u. s. f., immer in kleinen Pausen, bis das ganze Blattwerk schlaff herunterhängt. Nach einigen Minuten breiten sich langsam die Blätter gleichzeitig wieder aus, und die Pflanze nimmt ihr früheres Aussehen wieder an. Diese Bewegung zeigt die Mimosa nur innerhalb bestimmter Temperaturgrenzen, von 15 bis 35° C.; auch tritt die Pflanze bei kurz aufeinander folgenden Reizungen in einen starren Zustand, aus dem sie erst nach Stunden wieder zu neuer Tätigkeit erwacht. Verschiedene andere Mimosen und sonstige verwandte Pflanzen zeigen ebenfalls Reizbarkeit, wenn auch erst unter stärkerer Einwirkung. Nebenbei bemerkt, läßt sich die M. p. im Warmhaus oder im Zimmer sehr leicht als einjährige Pflanze durch Aussaat kultivieren. Die Samen keimen gut und schnell (in 14 Tagen). Die jungen Pflänzchen werden bald nach dem Keimen einzeln oder zu mehreren in nicht zu große Töpfe in leichte Erde gesetzt und mäßig feucht gehalten. — Ein anderes, durch seine Reizbarkeit interessantes Gewächs ist die in den Sümpfen Floridas und Kaliforniens heimische, zur Gattung der Droseaceen gehörende Fliegenfalle (Dionaea muscipula),*) eine kleine ausdauernde, etwa 10 cm Durchmesser erreichende Pflanze mit wurzelständigen, rosettenförmig angeordneten Blättchen, die von blattartig verbreiterten, keilförmig nach unten spitz zulaufenden Blattstielen getragen werden (Abb. 1). Der Rand dieser rundlichen Blättchen ist mit dichtstehenden steifen Wimpern besetzt. Auf der Mitte der oberen Blattseite stehen zu jeder Seite des Stiels je drei, kaum sichtbare kurze Härchen. Sobald diese Härchen von einem sich auf das Blatt setzenden Insekt berührt werden, legen sich die beiden Blatthälften langsam zusammen und die überstehenden Wimpern greifen dabei ineinander, wie die Finger gefalteter Hände, und das Insekt ist zu Gefangenschaft und Tod verurteilt; die Pflanze gibt es erst wieder frei, wenn jede Bewegung aufgehört hat.



Abb. 2. Mimosa pudica (Schamhafte Sinnpflanze).

Abb. 1. Dionaea muscipula (Fliegenfalle).

*) Mim. vom griech. Mimos = Nachahmer, „Mime", weil, wenn ein Fiederblättchen sich infolge von Berührung bewegt, die andern es nachahmen; pud. lat. = schamhaft.

*) D., Tochter der Dione, Gemahlin des Zeus — die Pflanze hält, wie diese Götter fest, was sich ihr nähert; musc. lat. = fliegenfangend (musca, capere).

Magnolienblüten im Winter.

Daß man abgeschnittene Zweige von Kirschen, Mandelstrauch, Forsythien im Winter durch Warmstellen leicht in Blüte bringen kann, ist bekannt, nicht aber, daß sich auch aus den abgeschnittenen Zweigen der Magnolien die Blumen mit Leichtigkeit zu dieser Zeit hervorzaubern lassen. Hierzu holt man sich aus dem Garten einige Zweige mit dicken Knospen herein. Um den Baum im Garten nicht zu verunschönen, schneidet man die Zweige da fort, wo sie uns überflüssig erscheinen. Weil die Blumen sich um so vollkommener entfalten, je länger und größer die Zweige sind, so werden wir letztere auch nicht unter 40—50 cm lang schneiden. Zum Einstellen wähle man nicht zu kleine Gefäße und nehme dazu überschlagenes Wasser, das alle 5 Tage zu erneuern ist. Feuchtet man die Zweige täglich mit einem Tauspender an, so wird man sich in kurzer Zeit an einem prächtigen Magnolienflor im warmen Zimmer erfreuen. Ganz nach Belieben schneidet man die erblühten Blumen und verwendet sie für einzelne Vasen, durchstellt mit einigen grünen Zweigen.

Oerlinghausen. Alfred Bier.



Abb. 3. Seidelbast mit Schneeglöckchen.

Erstlinge der Flora.

Es sind keine Proletarier, die als die ersten im Wald und im Garten erscheinen. Die Frühlingsflora ist im Verhältnis zur Sommerflora überhaupt von viel größerer Mannigfaltigkeit der Formen; sie ist eine glänzende Ouvertüre zur Pflanzenpracht des Sommers. Da steht im Waldesgrund, bescheiden zwar, aber sich verratend durch den starken Wohlgeruch, der Seidelbast oder Kellerhals, Daphne Meyereum, mit seiner seidenschimmernden, rosafarbenen Blütentraube; und dort am Felsengehäng, ein reizender Kontrast, das schneeige Märzglöckchen (Leucojum vernum) mit den gelbgrünen Tupfen auf den Blütenblättern, oder dessen bekannterer Vetter, das Schneetröpfchen, das mit seinen drei kürzeren und drei längeren Blütenblättern noch ein zierliches Glöckchen bildet (Galanthus nivalis). Sie haben alle ein Recht auf ein Plätzchen im Garten, um so mehr, als sie mit dem bescheidensten fürlieb nehmen. Auch der Seidelbast gedeiht gut im Garten; man darf nur seine giftige Eigenschaft nicht vergessen. Wer beide Blumen noch früher haben will, kann sie auch treiben; doch meinen wir, sie erfreuen am meisten, wenn man im Freien ihre Zeit abwartet. — Unter den Gartengesträuchen blüht sehr früh auch der



Abb. 4. Taxus mit Blüte.

Taxus oder Eibenbaum. Im Winter noch entwickeln sich auf der Unterseite der saftig grünen Zweige die rötlichgelben Blütenkätzchen und brechen auf, sobald Frühlingslüfte wehen.

Incarvillea Delavayi.

Eine in neuerer Zeit aus China eingeführte Staude, die der weitesten Verbreitung wert ist. Die Pflanze hat einen knollenartigen Wurzelstock, aus dem die großen gefiederten, dunkelgrünen Blätter zeitig im Frühjahr erscheinen. Der bis über $^1/_2$ m hoch werdende Blütenschaft trägt in lockerer Traube große, trompetenartig geformte Blumen im Juni. Farbe der Blumen ein schönes Karmin, im Schlunde mit dunklem Gelb überzogen. Diese schöne Staude dürfte sich auch als Schnittblume eignen, da die Blumen sich ziemlich lange frisch erhalten. In Töpfen gezogen, können die Pflanzen zur Zeit der Blüte als Dekorationspflanze mit Vorteil verwendet werden. Zu recht freudigem Gedeihen verlangt sie nahrhafte, etwas mit Lehm vermischte Erde und regelmäßige Feuchtigkeit. Betreffs der Winterhärte läßt sich noch nichts Bestimmtes sagen, jedenfalls ist es gut, den Pflanzen über den Winter eine leichte Decke von Tannenreisig oder Laub zu geben, bei letzterem muß aber bei anhaltendem nassen Wetter öfters nachgesehen werden, damit die Knollen-

Digitized by Google

artigen Wurzeln nicht faulen. Inc. Del. ist auch zur Bepflanzung von Blumenbeeten wertvoll; besonders in größerer Anzahl zusammen angepflanzt, macht sie zur Zeit der Blüte einen recht eigenartig schönen Eindruck. Zur Ausschmückung und Bepflanzung von Grotten- und Felsanlagen dürfte sich diese Staude auch verwenden lassen, da die Wurzeln keinen großen Raum beanspruchen, doch müssen die Pflanzen in recht nahrhafte Erde gepflanzt werden. Anzucht durch Samen, der am besten im Frühjahr in kleine Kästen ausgesät wird. Im zweiten und dritten Jahre fangen die jungen Pflanzen schon zu blühen an. Inc. Del. ist jedenfalls eine der wertvollsten Neueinführungen der letzten Jahre und ist daher jedem Gartenbesitzer als etwas wirklich Schönes zu empfehlen; in Pflege und Kultur macht diese Pflanze nicht besondere Ansprüche.

Paul Zuraß.

Gartenbücherei.

R. Reichhardt, Der Pflanzenschmuck des Altars. 3. Auflage. Verlag von F. C. Heinemann, Erfurt. Preis 80 Pf. Kurze Anleitungen über sinnige, der Örtlichkeit, der Jahreszeit, den kirchlichen Handlungen und dem kirchlichen Festkreis entsprechende Dekorationen mit Angabe geeigneter Pflanzen. Kirchenverwaltungen wie Gärtnern bestens empfohlen.

Ph. Held, Die Veredlungen von Obstbäumen und Fruchtgehölzen. Stuttgart, K. G. Lutz, 1902. 3,75 Mk. Erstaunlich billiger Preis für diese schöne Mappe mit ihren 8 farbigen Tafeln und den 287 Abbildungen darauf! Dazu das Textbuch (64 Seiten, gebunden) — merkwürdig, wie viel Schönes und Gutes man für diesen Preis heute bieten kann. Daß das, was unser verehrter Herr Mitarbeiter schreibt, Hand und Fuß hat, praktisch und von jedermann zu verstehen ist, wissen unsere Leser längst. Hier tritt noch als Hauptsache das farbige Bild und die klare Zeichnung hinzu. Prächtiges Werk!

Gartenpost.

Frage. Wie pflanzt man Lorbeerbäumchen fort, durch Absenker oder Ableger? Ich besitze ein etwa 1/2 m hohes Lorbeerbäumchen seit einem Jahre, welches von unten an viel Seitenästchen hat; ich möchte es zu einem Kronenbäumchen stutzen und entwickeln lassen und nun gerne wissen, ob ich die noch grünen Seitentriebe etwa wie bei Rosenstöcken abschneiden und als Ableger einpflanzen könnte. In meinen verschiedenen Blumenzucht-Büchern finde ich hierüber nichts.

Krotoschin. Dr. Schlegel, Schulrat.

Antwort. Die Anzucht geschieht weniger in Deutschland, sondern mehr in Italien und Belgien. Die Vermehrung der Lorbeerpflanzen kann auf zweierlei Art und Weise vorgenommen werden. Am leichtesten und am wenigsten anspruchsvoll ist die Vermehrung durch Ableger, Absenker mittelst Anhäufelns von Erde. Man nimmt hierzu gesunde, von unten an verzweigte oder mit Ausläufern versehene Topfpflanzen, gräbt dieselben im Frühjahr so tief in den Boden ein oder häufelt sie noch etwas mit Erde an, daß die jungen, einjährigen Triebe noch in die Erde zu stehen kommen. Vorteilhaft ist es, um dieselben etwas leichte, sandige Erde zu bringen, den Stock also anzuhäufeln. Bis zum Herbst werden sich dann die jungen Triebe soweit bewurzelt haben, daß sie von der Mutterpflanze getrennt und in der Pflanze entsprechende, nicht allzugroße Töpfe gepflanzt werden können. (Vergl. Abb. 5.) Eine andere Art, die namentlich in den Gärtnereien angewendet wird, ist die Vermehrung durch Stecklinge im August oder September. Hierzu verwendet man die einjährigen, ausgereiften, aber nicht verholzten Triebe gesunder Pflanzen, die man auf 10 bis 12 cm Länge unter einem Auge beziehungsweise Blatt scharf abschneidet. Blätter dürfen am Steckling keine entfernt werden, selbst das am unteren Knoten befindliche nicht. Die so zugeschnittenen Stecklinge werden hierauf in 20 cm hohe Kistchen, welche 5 cm hoch mit Erde, Torfmull und Sand angefüllt sind, 1 cm tief und nicht zu eng in die Erdmischung gesteckt. Die Kistchen werden sodann mit Glasscheiben bedeckt, mäßig feucht gehalten und in einem hellen Raum bei 10—12° R. Wärme überwintert. Zeigen sich in dieser Zeit faulende Blätter, so sind sie sorgfältig zu entfernen. Im Februar oder März werden sich dann die Stecklinge so weit bewurzelt haben, daß sie in 6—8 cm weite Töpfe gepflanzt werden können. Diese Vermehrungsweise kann auch bei einzelnen Stecklingen in einem kleinen Topf, mit einer Glasglocke bedeckt, vorgenommen werden. (Abb. 6.) Da die Lorbeere in Kleinasien ihre Heimat haben und bei uns sehr langsam wachsen, werden dieselben größtenteils vom Ausland importiert und wir finden deshalb die Vermehrung derselben in unseren Büchern nicht beschrieben.

Ph. Held.



Abb. 5. Lorbeer-Absenker.



Abb. 6. Lorbeer-Steckling.

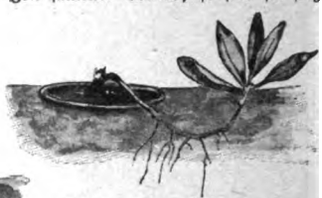


Abb. 7. Lorbeer-Absenker.

Noch eine Vermehrungsart, die mit der in Abb. 5 veranschaulichten verwandt ist, zeigt Abb. 7: Man senkt einen passenden Zweig in die Erde außerhalb des in den Boden eingegrabenen Topfes ab, schneidet ihn nach erfolgter Bewurzelung von der Mutterpflanze ab und pflanzt ihn als selbständige Pflanze in einen Topf. Auf diese Weise braucht nicht ein Teil des Hauptstammes den ganzen Sommer in Erde vergraben zu sein, wie beim Anhäufeln.

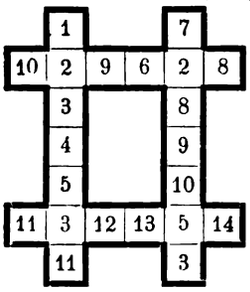
J. Thalmann, Frauenfeld. Ihre Anfrage nach Bezug von Spierlingsbäumen (s. Hausg. Nr. 1) haben wir an den Verfasser jenes Aufsatzes weitergegeben.

In unserer Spielecke.

1. Bilderrätsel.



2. Arithmogriph.



Die Zahlen sind so durch Buchstaben zu ersetzen, daß die eine senkrechte Reihe den Vornamen eines dramatischen Dichters, die andere den Namen eines berühmten Feldherrn des Mittelalters ergibt.

Die beiden wagerechten Reihen sollen je einen beliebten Dichter resp. Schriftsteller unserer Zeit nennen.

3. Wechselrätsel.

Wer ist der Mann von seltner Geisteskraft,
Prophet und auch ein Held der Wissenschaft?
Hat man verwandelt seinen Kopf und Fuß,
Gibt man ihm andern Anfang, andern Schluß,
So schuf er manches Große, manches Schöne.
Er zeigt sich uns als Meister nun der Töne.
Ist wieder Anfang ihm und Schluß genommen,
Und hat er andern Kopf und Fuß bekommen,
So wird das Wort ein Tempel oft genannt,
Ein Dom, doch nicht gebaut von Menschenhand.
In seinen hohen Säulen reichen Kronen
Alljährlich viele tausend Sänger wohnen.

4. Problem: Der Grabstein.



Werden die Worte dieser Grabschrift richtig untereinander gesetzt, so ergibt eine Buchstabenreihe von oben nach unten, welches Amt der Verstorbene in der Stadt bekleidete.

(Die Auflösungen erfolgen in Nr. 20.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 17.

1. Kombinationsaufgabe.

Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
Dein Wissen teilest du mit vorgezog'nen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.

(Schiller, Die Künstler, Gedichte.)

2. Arithmetische Aufgabe.

44; Kaiser Wilhelm II., geb. 1859, jetzt also 44 Jahre alt.

3. Merkrätsel.

„Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt."

Andernach Gibraltar November Tanne Dennewitz Werktag Pension Schachspiel Melbourne Festzeit Herkules Schutztruppe.

4. Anagrammaufgabe.

„Gott segne unsern Kaiser."

Graudenz	Oranienburg	Tobias
Toblach	Standarte	Eisenerz
Gamaliel	Norwegen	Eisenbahn
Ueberlingen	Niederwald	Solingen
Eberswalde	Rathenow	Natalie
Klagenfurt	Altenburg	Plauen
Seidelbast	Eberhard	Ritterhude

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte [illegible] die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen deutschen Freimarken beigelegt sind. — Herausgeber: Th. H. Pantenius und Hanns von Zobeltitz. — Für die [illegible] verantwortlich: Th. H. Pantenius in Berlin. Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W. 35, Steglitzerstr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — [illegible] nur: An die Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig, Hospitalstraße 27. — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in [illegible]
Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

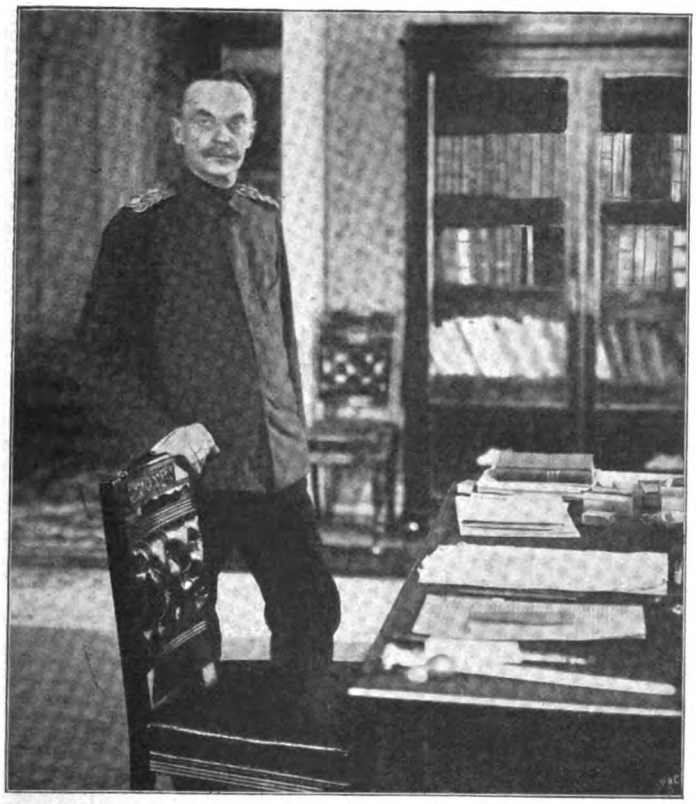
Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt.

39. Jahrgang * vom Oktober 1902 bis dahin 1903. * * * Ausgegeben am 14. Februar 1903. * Nr. 20.

Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.



Bernhard Erbprinz von Sachsen-Meiningen.

Zur Silberhochzeit des Erbprinzlich Meiningischen Paares. Am 18. Februar begeht der Thronerbe von Sachsen-Meiningen Erbprinz Bernhard und seine Gemahlin Erbprinzeß Charlotte, die älteste Schwester unseres Kaisers, das Fest ihrer Silberhochzeit. Vor 25 Jahren, am 18. Februar des Jahres 1878, fand im königlichen Schlosse zu Berlin mit Entfaltung aller fürstlichen Pracht die Feier der Eheschließung der ältesten Tochter des damals kronprinzlichen Paares mit dem sächsisch-meiningischen Thronfolger statt. Der jugendlich anmutigen Braut, die noch nicht 18 Jahr alt war, vermählte sich der gleichfalls noch in blühendstem Alter stehende jugendliche Gatte, der damals 27 Jahr alt war. An dem Glück des neu vermählten Paares erfreuten sich noch alle Mitglieder des kaiserlichen Hauses, in deren Reihen der unerbittliche Tod damals noch keine seiner klaffenden Lücken gerissen hatte. Der ehrwürdige greise Großvater der Braut, Kaiser Wilhelm und seine Gemahlin Kaiserin Augusta, und das selbst noch in stattlicher Kraft und gereifter Schönheit blühende Elternpaar, Kronprinz Friedrich und Kronprinzessin Viktoria. Sie alle hat nun inzwischen das Geschick aus dem Leben abgerufen, und schweres Leid hat so das 25 Jahre lang in Treue verbündete Paar zusammen getragen. Aber dafür hat auch auf der andern Seite reiches Glück und Segen sich diesem Ehebündnis zugesellt. Dem greisen Vater des Erbprinzen ist es noch vergönnt, den Freudentag seines Sohnes und seiner Schwiegertochter mitzuerleben, und auch eine jugendliche, bereits vermählte Tochter Prinzeß Feodora, seit 1898 die Gemahlin des Prinzen Heinrich XXX. von Reuß j. L., nimmt an der Jubelfeier der Eltern innigen Anteil.

* * *

Das Denkmal Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg. Ein sinniges Denkmal ist es, das die verwitwete Herzogin Alexandrine von Sachsen-Coburg-Gotha dem Andenken ihres vor zehn Jahren dahingeschiedenen Gatten, des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha, jetzt errichtet hat. Im Parke des Schlosses zu Reinhards-



Charlotte Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen.
Nach Aufnahmen der Photo-Illustration Berlin.

Digitized by Google

brunn, wo der Entschlafene oft und zwar als Weidmann Einkehr gehalten, wird er als solcher verewigt erscheinen. In Jagdgewandung, den schützenden Shawl leicht übergeworfen, den Hut in der Linken haltend, während die Rechte das Jagdgewehr umspannt, so steht die hohe Mannesgestalt mit dem imponierenden, von Willenskraft und geistiger Stärke zeugendem Haupt vor uns. Ein Bild treuer Ergebenheit stellt der neben dem fürstlichen Jäger sitzende Jagdhund dar. Der Unterbau des in Erz gegossenen Standbildes wird ein aus Porphyr



Denkmal Herzogs Ernst II. von Sachsen-Coburg.

geformter Felsblock sein. Zwei Becken fangen das diesem entquellende Wasser auf. Das Denkmal ist ein Werk des Bildhauers Professor August Sommer in Coburg. Er hat die fesselnden Züge, die ganze Gestalt seines verewigten Landesfürsten aufs vorzüglichste wiederzugeben verstanden. Zu seinen besten Werken darf der hervorragende Künstler diese Statue zählen. Zahlreiche größere und kleinere andere Sulpturen, die August Sommer in Wien und Budapest, dann während seines 25 jährigen Aufenthaltes in Rom ins Leben gerufen, bekunden die Meisterschaft dieses Künstlers, der, aus kleinen Verhältnissen hervorgegangen, alles nur eigener eisener Arbeit und Willenskraft dankt. Viele Auszeichnungen und Medaillen wurden dem außerordentlich bescheidenen Künstler auf in- und ausländischen Ausstellungen für seine hervorragenden Leistungen zuteil.

* * *

Staatsminister Dr. v. Delbrück †. Der inaktive Staatsminister v. Delbrück ist im hohen Alter von fast 86 Jahren am 1. Februar verstorben. Mit ihm ist ein hochverdienter Staatsmann, der letzte der großen Mitarbeiter Bismarcks am deutschen Einigungswerk, aus dem Leben geschieden. Der Heimgegangene hat, seit er am Ende der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sehr jung eine hervorragende Stellung erhielt, den Zollverein erweitert und gefestigt, die Aera der Handelsverträge mit Glück eingeleitet, die Bündnisverträge mit den süddeutschen Staaten zum Abschluß gebracht und die neue Reichsverfassung vor dem Parlament mit Nachdruck und Geschick vertreten. Zu seinen großen politischen Thaten zählt weiter auch noch die durchgreifende Reform des deutschen Geldwesens und die Einführung der Goldwährung. Diese seine Wirksamkeit an der Seite Bismarcks von 1865—1871 und darüber hinaus hat Delbrücks Namen in der Geschichte Preußens und der Begründung des Deutschen Reiches unvergänglich gemacht Rudolf v. Delbrück wurde am 16. April 1817 als Sohn des Geh Rats und Superintendenten Delbrück, des einstigen Erziehers des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV. und Kaisers Wilhelm I., geboren. — Er studierte die Rechte und trat 1837 bei dem Land- und Stadtgericht Halle als Auskultator ein. Im Jahre 1842 wurde er als Hülfsarbeiter in das Finanz-Ministerium berufen, 1848 in das Handelsministerium. Die bedeutsame



Staatsminister Dr. v. Delbrück †.

öffentliche Thätigkeit Delbrücks begann mit dem Jahre 1859, wo er zum Direktor der Abteilung für Handel und Gewerbe im Finanzministerium ernannt wurde. Hier entfaltete Delbrück eine solche Arbeitskraft, daß ihn Bismarck 1865 als seinen Mitarbeiter berief und ihn im Jahre 1867 als Präsident an die Spitze des Bundeskanzleramtes stellte. Auch später als Präsident des Kanzler-Amtes des neuen Deutschen Reiches war Delbrück Bismarcks „rechte Hand", sein Vertrauensmann in wirtschaftlichen Dingen, und auch nachdem sich die Wege des Fürsten und Delbrücks geschieden hatten, hörte der Kanzler nicht auf, den Patriotismus, die Geschäftskenntnis und das weite Wissen des ihm



Schloß Reinhardsbrunn, Aufstellungsort für das Denkmal Herzogs Ernst II.

Digitized by Google



Kommerzienrat Mey in Leipzig †.

so lange und so eng zur Seite gewesenen Staatsmanns jederzeit rühmend anzuerkennen. Delbrück ging im Jahre 1876, als die ersten Anzeichen von einer Wandlung in den handelspolitischen Anschauungen des Reichskanzlers sich merklich machten, um dann als Mitglied des Reichstages, seiner Ueberzeugung getreu, die schutzzöllnerische Politik Bismarcks zu bekämpfen und sich nach deren Siege gänzlich aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen. Er widmete dann seine Kraft ganz der Förderung des Gemeinwohls auf gewerblichem Gebiete. Delbrücks unvergeßliche Verdienste an der Seite des großen Kanzlers sind auch von der Krone dankbar anerkannt und gewürdigt worden. Zu den intimsten Freunden des Verstorbenen hat bis an sein Lebensende Kaiser Friedrich gehört und diese Freundschaft wurde auch von der Kaiserin-Witwe weitergepflegt. Insbesondere ward ihm aber durch Kaiser Wilhelm II. bei der 25jährigen Gedenkfeier der Errichtung des Deutschen Reiches, am 18. Jan. 1896, die höchste Auszeichnung durch Verleihung des Schwarzen Adler-Ordens zuteil.

* * *

Kommerzienrat Mey in Leipzig †. Am 30. Januar ist der Inhaber des weithin bekannten Kaufhauses Mey und Edlich, der Kommerzienrat Ernst Mey, einem hartnäckigen Leiden erlegen. Der Heimgegangene, dem nur ein Alter von 59 Jahre zu erreichen beschieden war, hat dieses Leben in unermüdlichem Fleiß und zielbewußtem Streben voll ausgefüllt und großes in seinem Wirkungskreise erreicht. Aus bescheidenen Verhältnissen emporgewachsen — er war der Sohn eines Lehrers im Erzgebirge — errang er sich im Laufe seiner kaufmännischen Wirksamkeit mit zäher Arbeitskraft als ein echter self-made man die Stellung eines Großindustriellen ersten Ranges. Namentlich ist sein Unternehmen bahnbrechend auf dem Gebiete des Versandgeschäftes gewesen.

* * *

Ein verdienter Angehöriger unsrer Armee. Der Kgl. Musikdirektor Lenschow vom 90. Füsilier-Regiment in Rostock, ist am 1. Februar d. J. in den Ruhestand getreten. Mit ihm schied eine in weiten Kreisen bekannte, überaus populäre Persönlichkeit aus dem Heere, eine prächtige Soldatenfigur. Bei Loigny war 1870 sein Haupt-Ehrentag. Im dichtesten Kugelregen, mit dem Säbel den Takt schlagend, führte er die Regimentsmusik mit klingendem Spiele im Sturme auf die feindliche Stellung vor. Eine noch erhaltene Tuba weist 9 Schußlöcher auf. Der Loigny-Marsch ist der Parade-Marsch des 90. Regiments geworden. Auch 1866 hat der alte Lenschow mit Bravour mitgefochten.

* * *

Vom Einsturz der Nürnberger Befestigungsmauer. Ein Wahrzeichen Nürnbergs, die altberühmte, mit Türmen und Basteien gezierte Befestigungsmauer, welche die ganze Stadt umgiebt, scheint dem Verfall entgegen zu gehen. Wenigstens ist von der Mauer am Stadtgraben jetzt ein etwa 10 m langes Stück eingestürzt und in den Graben hinabgefallen, der die Mauer in einer Breite von 30 m umgiebt. Der Magistrat von Nürnberg hat sofort eine Untersuchung des Vorfalls angeordnet und eine Kommission mit der Revision des gesamten noch stehenden Mauerringes beauftragt.

* * *

Das Denkmal des Hptms. Bartsch v. Sigsfeld. Am 1. Februar, an dem Tage, wo vor Jahresfrist der Hauptmann im Luftschifferbataillon Bartsch v. Sigsfeld seinen Tod bei einer Ballonfahrt in Holland fand (vgl. Nr. 20 des 38. Jahrg.), ist ein würdiges Monument für den in Ausübung seines Berufs gestorbenen, hochbegabten Offizier auf dem Kasernenterrain des Luftschifferbataillons in der Junfernheide bei Berlin enthüllt worden, und zwar an der Stelle, von wo aus damals die Todesfahrt angetreten wurde. Eine große Zahl hervorragender Persönlichkeiten hatte durch ihr Erscheinen bei der Feier dem Toten die letzte Ehre erwiesen, darunter neben den Brüdern des Verschiedenen der Minister v. Hammerstein, Generaloberst v. Hahnke, der Kommandeur des Gardekorps v. Kessel, der Kommandant von Berlin General v. Höpfner, der Fahrtgenosse Hauptmanns v. Sigsfeld, Dr. Linke, Graf Zeppelin u. a. m., sowie das gesamte Offizierkorps der Verkehrstruppen. Das Denkmal ist ein Werk des Bildhauers Hans Weddo von Glümer und zeigt einen aus dem Boden heraus-



Kgl. Musikdirektor Lenschow in Rostock.

gewachsenen Granitfelsen, in dessen oberen Teil eine Bronzetafel mit dem ausdrucksvollen Profilbilde des Verewigten eingelassen ist. Das Antlitz wendet sich der Ballonhalle zu, aus der der Ballon zu der verhängnisvollen Fahrt hervorgeholt worden war. In das Epitaphium ist unter dem Relief die Inschrifttafel hineinkomponiert,



Einsturz des Mauerwerks am alten Stadtgraben von Nürnberg.

Digitized by Google

auf der zu lesen ist: „Hans Bartsch von Sigsfeld, Hauptmann im Luftschifferbataillon, fand nahe Antwerpen am 1. Februar 1902 bei der Landung seinen Tod."

* * *

Von den Krönungsfeierlichkeiten in Indien. Unter Entfaltung eines wahrhaft märchenhaften Pomps, der die Schilderungen fürstlicher Aufzüge aus „Tausend und eine Nacht" lebhaft in Erinnerung ruft, haben sich in Delhi die glänzenden Festlichkeiten der Krönungsfeier abgespielt, auf die wir schon in einem Aufsatz des Daheim (Nr. 14 d. J.) hingewiesen haben. Unsere Bilder zeigen Lord Curzon, den Vizekönig von Indien, in seinem Staatsornat, das er während der zahlreichen Ceremonien trug, und seine Gemahlin Lady Curzon, eine durch wahrhaft königliche Schönheit und gewinnende Haltung ausgezeichnete Frau. Unser drittes Bild, das den Zug der indischen Vasallenfürsten darstellt, die dem Herzog von Connaught als dem Vertreter Kaiser Eduard's von Indien ihre

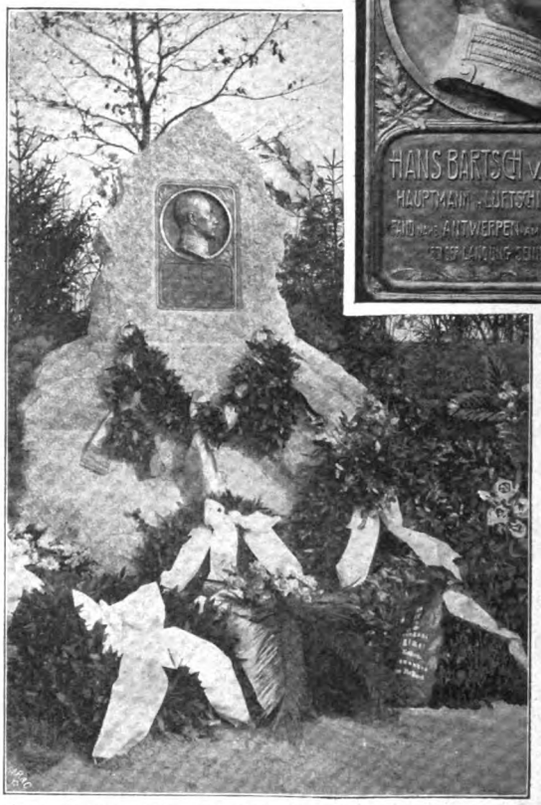


Lord Curzon, der Vicekönig von Indien.

Huldigung darbrachten, giebt bei aller Anschaulichkeit doch nur eine schwache Vorstellung von der sinnverwirrenden Pracht jenes Aufzuges: Gold und Edelstein in üppiger Verschwendung verstreut auf Waffen, kostbare Seidengewänder, Turbane, Zaumzeug, ja selbst auf die gewaltigen, im Staub schleifenden purpurnen Riesendecken der Elefanten — eine bunte Farbenpracht in den Kleidungen all der tausende von Trabanten, Krieger in prachtvollen Goldkettenpanzern mit goldenem Helm oder im Turban mit kostbarem Reiherstutz, die an einen mauriſchen Ritterzug des Mittelalters erinnerten, Gongschläger auf 3 Meter hohen Stelzen, Elephanten, zu je zwei vor riesige Prunkwagen gespannt, Dromedarreiter mit Kesselpauken, auf manchem Reitelephanten vorn beim Kornak (Führer) ein paar zahme Leoparden an goldener Kette — kurzum ein Gewirr, eine endlose Reihe von bunten, glanzstrahlenden Bildern unter dem blauen Himmel, der leuchtenden Sonne der Tropen!

* * *

Das Museum Dithmarsischer Altertümer in Meldorf. Der großartige Erfolg des Dithmarsischen Bauernromans „Jörn Uhl" von G. Frenssen, welcher in der Umgegend von Meldorf spielt, hat wieder Interesse geweckt für die einstige Bauernrepublik Dithmarschen. Viele reisen nach Meldorf, der Kreisstadt Süderdithmarschens, um hier Land und Leute kennen zu lernen. Da sollte niemand die günstige Gelegenheit versäumen, dem dortigen Museum einen Besuch abzustatten, dessen Schätze einen dankenswerten Beitrag zum Verständnis der Vergangenheit und Gegenwart Dithmarschens liefern. Einige Stunden im Meldorfer Museum zu weilen, ist der Mühe wert. Dem Zweck, dieses in weiteren Kreisen bekannt zu machen, sollen die folgenden Zeilen dienen. Wir können aus der reichhaltigen Sammlung, welche sich von kleinen Anfängen zu einem sehenswerten Museum entwickelt hat, hier nur zwei Stücke besonders hervorheben. Das erste ist der sog. Bunsoher Pesel, dessen Bild wir bringen. Das Wort Pesel bezeichnet einen heizbaren Raum, dann überhaupt die große Staatsstube. Wir sehen also in dem ersten aus dem Dorf Bunsoh stammenden Pesel eine altdithmarsische Bauernstube aus dem 18. Jahrhundert mit Wandbetten, Wandschrank, altem Beilegerofen von 1572 und allem andern Zubehör. Am interessantesten ist jedoch der berühmte Schwin'sche Pesel, durch dessen Erwerbung 1884/85 die bis dahin verhältnismäßig unbedeutende Sammlung mit einem Mal in die Reihe sehenswerter Museen eintrat. Diesem bedeutsamen Denkmal altheimischen Kunstfleißes müssen wir einige Worte widmen, da es der kostbarste Besitz des Museums ist. Nach der Unterwerfung Dithmarschens 1559 machte der Bruder König Christians III. von Dänemark Herzog Adolf für den Norderteil Marcus Schwin zum ersten Landvogt. Er stammte aus einem der ersten Dithmarsischen Geschlechter und war der Reformation zugetan. Sein Haus in Lehe wies als Staatszimmer eben diesen Pesel auf. Dies Prunkstück des Museums ist durch den bekannten Direktor der Kunstschnitzschule in Flensburg Sauermann restauriert worden. Die prächtige Tür des Pesels mit ihrer

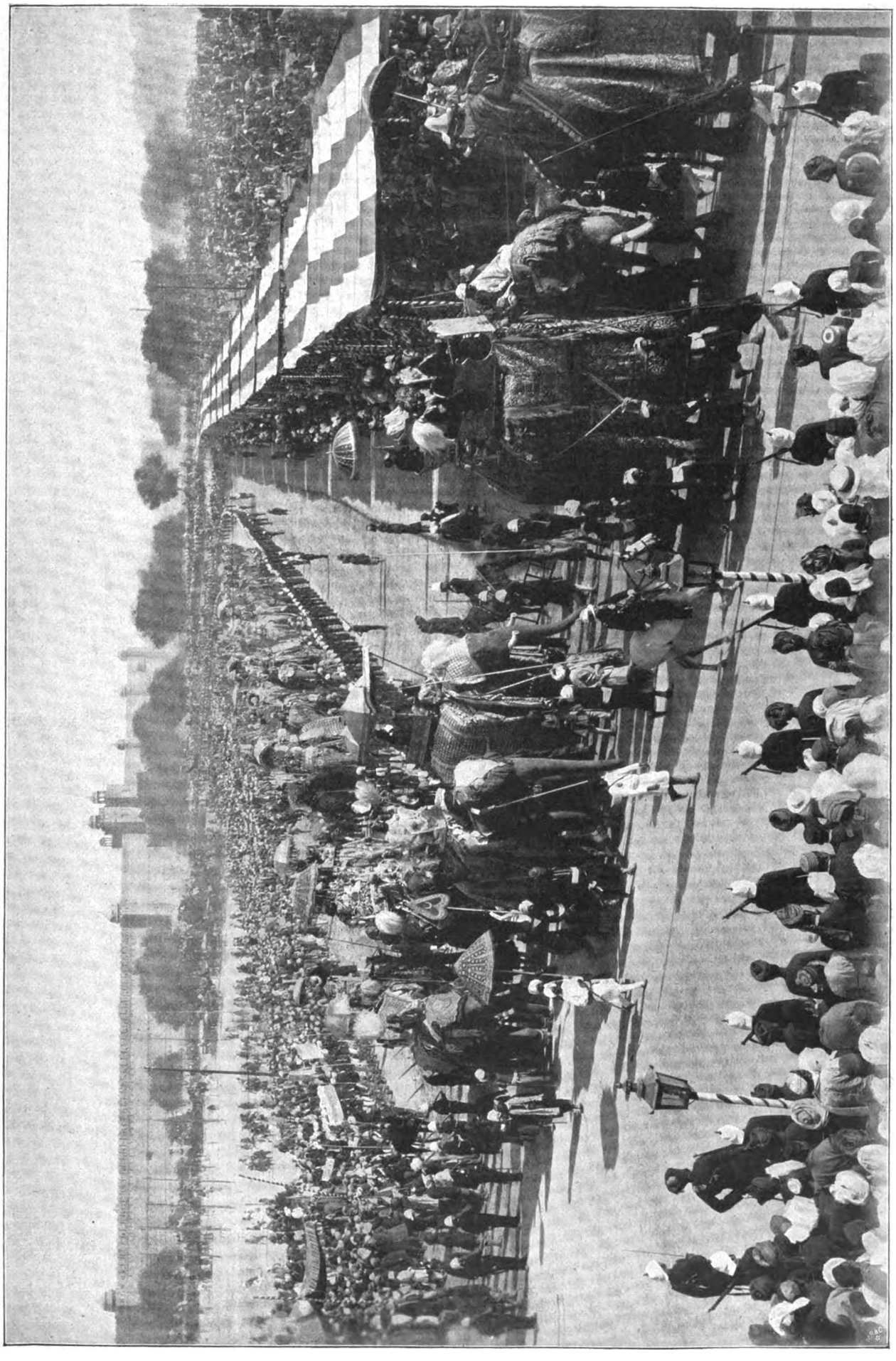


Das Denkmal für den bei einer Ballonfahrt verunglückten Hauptmann Bartsch v. Siegsfeld. Aufnahme des Reliefs vom Bildhauer H. W. von Glümer.



Lady Curzon, Vicekönigin von Indien.

Digitized by Google



Von den Krönungsfeierlichkeiten in Delhi: Der Zug der indischen Fürsten.

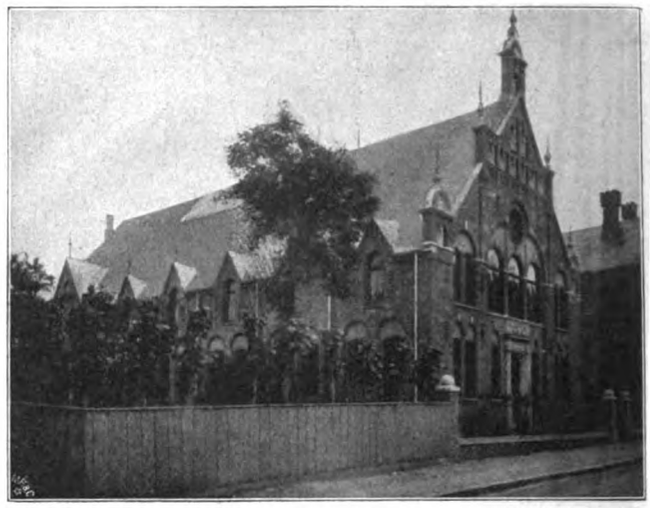
Nach einer uns durch Léon Bouët in Paris übermittelten Aufnahme.

Digitized by Google

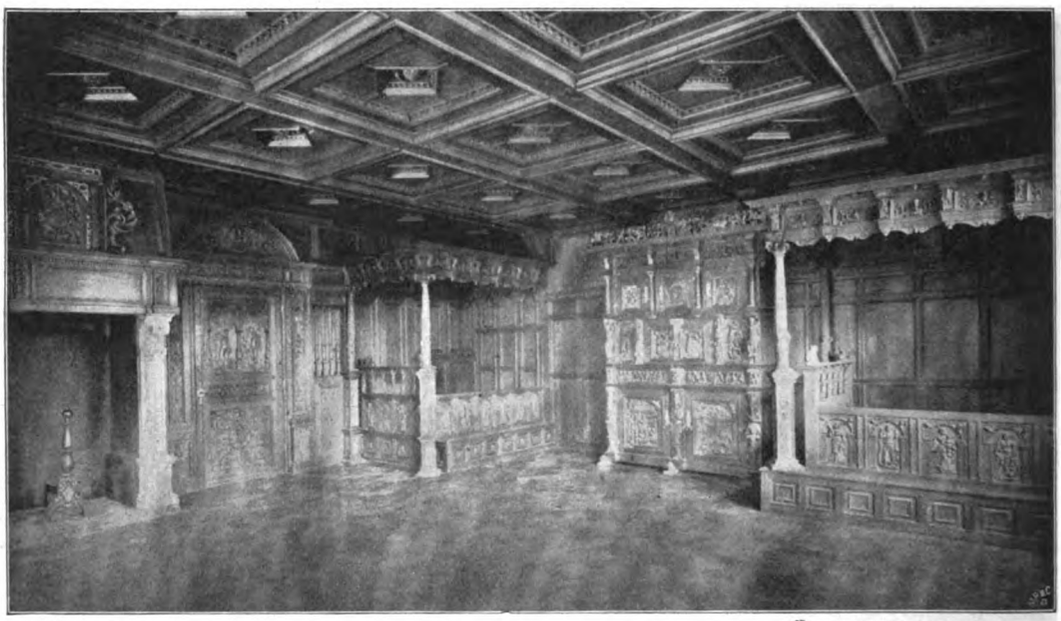


Das alte Museum, einst Wohnung des Reformators Heinrich v. Zütphen.

Inschrift „renoviert 1885“ erinnert daran, daß das Original nicht mehr ist. Aber Photographien derselben vor dem Brande, welchem sie zum Opfer fiel, boten genügenden Anhalt für treue Wiederherstellung. Sie zeigt die Darstellung des Sündenfalls, darüber das Bild des himmlischen Vaters, darunter den Kopf eines unbekannten Mannes. Besonders schön sind die seitlichen Pfeiler. Rechts von der Tür diente eine mit einem Säulengitter geschlossene fensterartige Öffnung dem Zweck, sich leicht mit dem Gesinde in Verbindung zu setzen, welches auf der Diele arbeitete. Links befindet sich der große Kamin. Von dem einstigen Mobiliar sind die wichtigsten Stücke vorhanden: die 2 Himmelbetten und der Schrank. Jedes Bett ist in eine Zimmerecke so hineingebaut, daß eine Schmal- und eine Langseite gespart ist. Das des Mannes enthält Bilder aus Simsons Geschichte, das der Frau Christi Kreuzigung und Auferstehung, sowie die eherne Schlange. Zwischen den Bettstellen an der nördlichen Wand steht der große Schrank. Seine Füllungen bedeckt ein buntes Gemisch von Heidnischem und Christlichem, Alt- und Neutestamentlichem, Genreszenen, Wappen und Ornamenten. — Das hier nebenstehend im Bild gezeigte alte Museumsgebäude hat aber auch noch eine historische Bedeutung. Es war einstmals die Wohnung Heinrichs von Zütphens, des „Bremischen Evangelisten“, wie Luther ihn nennt, der am 11. Dezember 1524 von den Katholischen getötet und verbrannt worden ist. Dieses Haus war dazumal das Hauptpfarrhaus, wo der H. von Zütphen eng befreundete Magister Nicolaus Boje wohnte. Das ehrwürdige, alte Gebäude, ein einsamer Zeuge aus vergangenen katholischen Tagen, paßt mit seinen dicken Mauern und seiner eigentümlichen Bauart in unsre moderne Zeit nicht mehr recht hinein.



Das neue Museum dithmarsischer Altertümer in Meldorf.





Der Bunsoher Pesel.

Marcus Schwin's Pesel.

Es soll mit der Kirche und dem Dominikanerkloster, dessen Prior Anstifter der schändlichen Tat war, durch einen unterirdischen Gang verbunden gewesen sein. Ausgemacht ist jedenfalls, daß aus diesem Haus H. v. Zütphen von der Seite seines Freundes Boje gerissen und in den Märtyrertod getrieben ist. Durch die größere, jetzt vergitterte der beiden Öffnungen unterhalb der Fenster des Hauses soll der kühne Prediger in jener dunklen Dezembernacht hindurch gezerrt und, fast unbekleidet, mit gebundnen Händen durch Wasser und Eis nach Heide geschleppt worden sein, um dort als Blutzeuge der Ausbreitung des Evangeliums zu sterben.

* * *

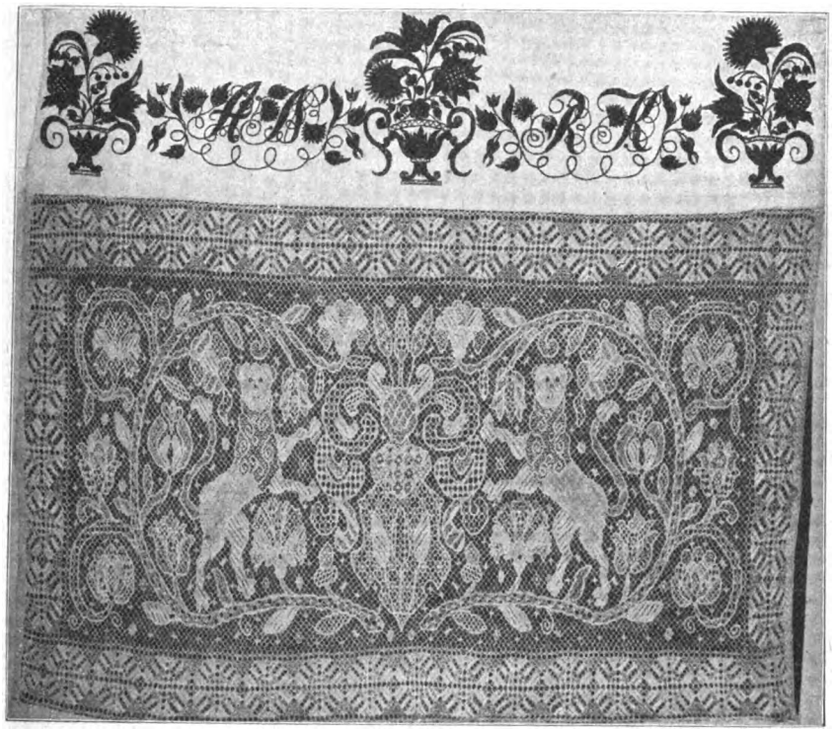
Dithmarsische Altertümer in Meldorf.

Digitized by Google

Frauen-Daheim.

Erst recht
Säen, war meine Ernte schlecht!

Feststehn, wenn ihr den Stab mir brecht, —
Erst recht!



Altes Vierländer Handtuch; aus dem Berliner Volkstrachtenmuseum.

Handarbeitsmotive aus dem Berliner Volkstrachtenmuseum.

Mit Abbildungen.

II.

Es ist nicht jedermanns Geschmack, ein sogen. Prunk- oder Paradehandtuch zu haben, hinter welchem die wirklich gebrauchten Tücher verborgen sind; ein solches hätte ja im Grunde nur die Aufgabe, eine zu lange Benutzung der anderen zu verdecken. Wer nun aber gern auch bei solchen Dingen reichliche und zugleich ansprechende Verzierung liebt, könnte die überlangen Handtücher nachahmen, die in verschiedenen Gegenden beim Volke so beliebt sind: ein derartiges, an den Schmalseiten zusammengenähtes Tuch hängt über einer gefällig geschnitzten Rolle und kann mit seiner der Wand zugekehrten Hälfte dem Gebrauch, mit der anderen, sich allen Blicken darbietenden als Schmuckstück dienen. Unsere Abbildung zeigt ein solches Handtuch aus den Vierlanden, bei welchem auf feinen Filet- oder Netzgrund mit verschiedenen Stickarten eine wappenartige Darstellung gelangte. Wem das Büchlein „Encyklopädie der weiblichen Handarbeiten" von Th. de Dillmont zur Hand ist, möge dort nachlesen, wie die Technik des einfachsten Fischernetzes sich zur Vorstellung feinsten, in einiger Entfernung dem Tüll gleichkommenden Netzgrundes für Stickereien vervollkommnet. Bewundernswert, weil von erstaunlicher Geduld zeugend, ist bei unserer Handtuchstickerei die Leinenstichausführung der Tierleiber. Durch Zusammenziehen von Fäden sind im übrigen Raum je nachdem durchbruchartige Hohlräume und verdichtete Stellen entstanden, wodurch sich in der Tat — wie beabsichtigt — Licht und Schatten ergeben. Die Arbeit ist so sauber und klar ausgeführt, daß man (selbst bei verkleinerter Wiedergabe) mühelos nachnähen kann. Es ist alles in Weiß gehalten, weshalb man eine farbige Unterlage anheften muß, um die Stickerei zur vollen Geltung zu bringen. Das Handtuch selber besteht aus kräftigem Damastgewebe, ist über 4 m lang und von gewöhnlicher Breite. Oberhalb der Weißstickerei ist noch eine in schwarzer und roter Seide ausgeführte Stickerei mit Platt- und Stengelstich. — In gleicher Weise wie die erstgenannte ist die Verzierung des obersten Kopfkissenbezugs (S. 8) von Jamund in Pommern ausgeführt. Auch hier sehen wir, wie der gleichmäßig geführte Leinwandstich Schatten ergibt und dadurch den gesamten Eindruck steigert. Die beiden weiteren Kopfkissenbezüge stammen gleichfalls aus Jamund, zeigen aber einfachere Technik, nämlich bloßes Durchziehen mit starkem Faden. Es ist damit nicht gesagt, daß diese Muster weniger wirkungsvoll wären. Im Gegenteil! Sie heben sich von dem untergehefteten roten Zeuge vortrefflich ab und lehnen sich in ihrem Charakter ganz an ehrwürdig alte Vorlagen. Von Autoritäten des Kunstgewerbes ist darauf aufmerksam gemacht worden, daß wir „in diesen Ornamenten die Mittelglieder finden, welche den Übergang von der geometrischen Figur zum Bilde des Menschen, des Vogels 2c. bewirkt haben" (Zeitschr. d. Vereins für Volkskunde I, 336). Außer zu Kopfkissenbezügen, „Buren" genannt, und zu Handtüchern sind solche Streifen zu den sogen. „Plünnern", d. h. dem Kopfschmuck der Konfirmandinnen, beliebt. Dieser Kopfschmuck besteht aus drei etwa 40 cm langen und 10 cm breiten weißen Binden, dem „Plünnerdauk" und den beiden „Plünnerbinden", von denen die erste aus einem Stück genähter Leinwand besteht, während die beiden letzten aus selbstgeklöppelten Spitzen 2c. gefertigt sind. Die drei Stücke werden durch Nadeln so auf dem Haare befestigt, daß das Ganze einer Spitzenhaube nicht unähnlich sieht. Sowohl in den Dillmontschen, wie in den Sibmacherschen Vorlagen finden wir eng Verwandtes mit diesen veralteten, im heutigen Volksbrauch aber immer noch jung erhaltenen Mustern. Und wie die Bäuerin mit liebevollem Blick auf die wohlgeratenen „Buren" und „Plünner" schaut und nicht ohne Stolz die fein geglätteten und säuberlich gefalteten in die Truhe legt oder zum Gebrauch herausnimmt, so dürften unsere Leserinnen eine gleiche Freude empfinden, wenn sie Bettwäsche oder Bekleidungsgegenstände in derselben oder in ähnlicher Weise geschmückt vor sich sehen.

E. Lemke.

Prolog zu einem Werbeabend des Vaterländischen Frauenvereins.

Es dröhnt die Reihen der Herzen entlang:
Auf die Fenster! Und sei es in Scherben!
Es schallt unsre Trommel mit kräftigem Klang.
Wir wollen heut werben, werben!
Flatternder, rotweißer Fahnen Flug!
Wir kommen, ein dichter, ein langer Zug!
Kein Soldatengestampf! Leichter Frauenschritt!
Ihr Mädchen, ihr Frauen, kommt mit, kommt mit!
Stellt Euch ein! Stellt Euch ein! In unsere Reihn!

Der Vaterländische Frauenverein!??
Was will der? — Wir leben ja tief in Ruh! —
Zur Kriegsbereitschaft? — Wozu? Wozu?
Es schallt ja kein Schlachtendonnern und -tosen! —
Was will der? — Es blühn ja des Friedens Rosen
Über dreißig glückliche Jahre lang?! — — —

Eben deshalb! wirbt unsrer Trommel Klang.
Wir sind glücksverwöhnt, sind zu glücksgewohnt!
Dreißig Jahre lang blieben wir kriegsverschont.
Jahre von ruhegesegneten Tagen!
Die werbende Trommel möcht' es Euch sagen,
Daß es Euch mächtig mit sich reißt —:
Soviel Jahre des Friedens, was das heißt:
Soviel Jahre des Blühens nach dem Sieg,
Befestigtes Glück, nicht zerstampft vom Krieg,
Der herrisch fordert das Kräftige, Schöne,
Vom Herzen der Mütter die blühenden Söhne,
Den geliebten Mann von der Seite der Frau,
Vom Herzen des Liebchens den Liebsten rauh.
Zuckendes, blutendes Leid ohne Ende,
Gefaltete, ringende Frauenhände,
Überall! Überall!

Frieden! klingt unsrer Glocken Schall.
Kaum ein Zucken noch in den Herzen der Alten.
Wir dürfen uns haben, wir dürfen uns halten.
In treuem Tun, in geschlossenen Reihn
Dürfen wir Fraun uns den Werken des Friedens weihn.
Hilfsbereit auch für Krieg und Sterben
Dürfen wir für die Werke des Friedens werben.

Und das tun wir heute mit heißer Bitte,
Trommelnd, nach uralter Werbesitte —:
Die Stärkung des Roten Kreuzverbandes,
Ihr Mädchen und Frauen des Vaterlandes,
Das seit lang-langen Jahren kein Krieg verletzt,
Als Friedensdankopfer betrachtet es jetzt!

Hört, Ihr Frauen, die wirbelnden Töne!
Betrachtet Eure Gatten und Söhne,
Seht Euren Liebsten ins Angesicht,
Schaut der Friedenssonne ins goldne Licht,
Danket dem Himmel mit aller Kraft!
Durch Tat und Opfer, echt frauenhaft!
Auch der Frieden hat so viel tausend Wunden,
Die helfet heilen, die macht gesunden!
Wir wollen schaffen, wir deutschen Fraun,
Krankenhäuser wollen wir baun,
Arme Mädchen aufziehn, brav, tüchtig, recht,
Ein gesundes, arbeitsfrohes Geschlecht,
Wollen stillen der Not und der Schmerzen Schrei,
Daß der Frieden ein wahrer Frieden sei,
Ein Gottesfrieden im deutschen Land!

Tretet ein, Ihr Frauen, in unsren Verband,
Tretet ein in der Frauen Friedensheer,
Gegen Not und Armut zu tapfrer Wehr!
Tretet ein in werktätigen, frohen Scharen,
Lasset die Trägheit des Herzens fahren,
Laßt an den Kästen die Schlösser springen,
Daß die goldenen Schätze klingen,
Laßt springen vom Herzen die eisernen Reifen,
Lernt herzugeben, lernt zuzugreifen!

Unsre Trommel ruft! Nicht zu Krieg und Sterben.
Wir werben! Wir werben!
Für den Vaterländischen Frauenverein!
Stellt Euch ein! Stellt Euch ein! In unsere Reihn!

Vom deutschen Vaterländischen Frauenverein.

Mit obigem Prolog hat der Zweigverein des Vaterländischen Frauenvereins in einer großen Festversammlung am 2. Febr. 1903 im Sitzungssaal des Reichstagsgebäudes um Beitritt der deutschen Mädchen und Frauen in seine Reihen geworben. Wir fügen noch hinzu, daß Beitrittserklärungen zu diesem tatkräftigsten aller deutschen Frauenvereine, namentlich auch aus den Reihen des Mittelstandes, des Bürgerstandes erwünscht sind, der Frauen, die so oft irrtümlich denken, Vereinswohltätigkeit sei Luxussache, Sache der ganz Vornehmen, sehr Reichen. Beitrittsmeldungen sind an Frau Geheimrätin Uhles, Berlin W, Tiergartenstraße 31, zu richten, die auch alle informierenden Drucksachen verschickt.

Digitized by Google



Alte Kopfkisseneinsätze von Famund in Pommern. (Zu dem Artikel auf Seite 7.)

Mein erstes Reformkleid.

Schon sehr lange hat es vorgespukt, fast so lange wie die Reformbewegung überhaupt, nun ist's endlich Wirklichkeit geworden, eine Wirklichkeit, zu der jeder im Haus und Freundeskreis Stellung nehmen muß und zum Teil schon genommen hat. Man kann bei solchen Gelegenheiten deutlich sehen, welche Zumutung mit jeder Änderung vom Althergebrachten an unsere liebe Umgebung gestellt wird. Der „konservative" Frauengeschmack, der sich Krinoline, Tournüre, Schinkenärmel und eingeschnürte Kniee gefallen ließ, sträubt sich natürlich gegen die „natürliche" Linie. „Eine unförmliche Tracht", war das erste Urteil, gefällt von einer Dame, deren Formvollendung so über jeden Zweifel erhaben ist, daß ihr jeder ohne Zögern die „Unform" zugesteht. „Das kann mir nit gefallen," meint das Mädel „für alles", deren Urteil auch gehört wird, denn wir befinden uns in einem Pfarrhause. Was „Er" sagt, klingt weniger abweisend und läßt einige Aussicht auf Beibehaltung dieser graziösen Form zu, wenn auch nicht für alle Kleider. Kathrinchen, die Weisheit von 3 Jahren, urteilt: „Mama, Du hast ein neues feines Kleid an, das ist in der Länge ein bißchen weit!"

Warum aber diese Form nicht für alle Kleider praktisch ist, will ich doch auch bemerken. Wir sind in den letzten 10 Jahren sehr verwöhnt mit leichten, futterlosen Kleidern, und die Industrie ist uns und unsern Wünschen in dieser Beziehung sehr entgegengekommen. Da gibt es keine schweren Futterröcke mehr, die doch noch schleiften, wenn man den oberen Rock auch glücklich gerafft hatte, da war eine herrliche Auswahl leichter, warmer Blusen und ebensolcher Jäckchen. Und diese Herrlichkeiten sollen dahin sein? Für ein Reformkleid, von den Schultern getragen, ist jeder der doppelseitigen Stoffe und Loden, die das Futter überflüssig machten, zu schwer. Auch eine leicht anschließende Futtertaille hebt diesen Übelstand nicht. Meine Begeisterung für die Reformtracht als Straßen- und Wetterkleid senkte sich nach einem Gang von einer Stunde flügellahm herab wie meine müden Schultern, und ich beschloß, diese Neuerung nur auf Sommer-, Haus- und Gesellschaftskleider anzuwenden. Da ist sie aber auch geradezu entzückend, und ich würde in Form und Ausstattung schwelgen, wenn diesen Gelüsten nicht die heilsame Grenze gesteckt wäre, die wohl die meisten Pfarrfrauen kennen.

Der erste Sturm ist aber überwunden, und bald wird eine erfindungsreiche, praktische Mitschwester mit einem neuen Modell für Straßenkleider dem erwähnten Übelstande abhelfen. Das glaube ich sicher, denn wenn der Erfindungsgeist der Frau einmal geweckt ist, läßt er sich nicht so leicht zum Schweigen bringen. J.

Küchenliteratur.

462 erprobte Rezepte. Die Verwendung von Speiseresten von Clara Roth. Mit einem Vorwort von Lina Morgenstern. Leipzig, Verlag von Eugen Twietmeyer. — Wie man Speisereste, Braten, Fisch, Suppenfleisch, Gemüse u. a., welche einfach aufgewärmt, von niemand gern gegessen werden, ohne große Mühe und Zutaten zu neuen und schmackhaften, mannigfaltigen Gerichten für die einfache und feine Küche vorteilhaft verwenden kann, lehrt das vorliegende Buch. Die menschliche Zunge bedarf der Abwechslung in der Ernährung, und manche aus wenigen Personen bestehende Familie müßte auf größere Braten, Geflügel 2c. verzichten, verstände die Hausfrau nicht, dieselben in neue Form und Mischung umzugestalten und so den Appetit von neuem zu erregen. Nicht nur die junge, unerfahrene, sondern auch die recht erfahrene Hausfrau wird unter den hier gebotenen Rezepten Neues und Beachtungswertes finden, auf manche Ersparnis hingewiesen werden. Die Hausfrau auf dem Lande wird das kleine Hilfsbüchlein gern zu Rate ziehen, um ihren Vorrat an Wild und Geflügel in verschiedener Art und Form ihren Gästen bieten zu können. Bei den jetzigen hohen Fleischpreisen dürften die zahlreichen aus Fischresten hergestellten Speisen besonders angebracht sein.

Frauenbüchertisch.

„Beten und moderner Mensch sein, wie sich beides zusammenreimt." Von Günther Wohlfahrt, Verlag von Paul Waetzel, Freiburg i. B. und Leipzig, 2 Mark; schön gebunden. In vier Abschnitten gibt der Verfasser das klare Bild eines freien, nicht ohne Kampf errungenen Gebetslebens, wie es als tröstender, stärkender Seelenbesitz den Bildungsgang eines modernen Menschen begleitet und beeinflußt, ohne von ihm beirrt oder beengt zu werden. — Durch Erkenntnis und Erfahrung führt uns das Buch, nachdem es uns über Wort und Geist des Gebets belehrt hat, zur Stimmung und Folge, also Vorbereitung und Wirkung dieser Seelenaktion und schließt mit dem Vergleich der Grundgedanken, die den Verfasser bewegt hatten, und der Gebetsauffassung Luthers. Die tieforiginelle, köstliche Auslegung und Besprechung des Vaterunsers würde allein genügen, das äußerst schön ausgestattete Werkchen zu einer vortrefflichen Lektüre zu machen. M. Z.

In Paul Waetzels Verlag in Freiburg und Leipzig erschienen auch zwei Märchenbücher: „Frau Märe" und „Glückskindle" von Rudolf Vogel, in Prachtband, reich illustriert, à Mk. 4,50. Das sind Märchensträuße von wunderbar schöner, urdeutscher Frische und Kraft. Beiden Büchern eigen ist der volkstümliche einfach kernige tiefpoetische Erzählungston. Sagen und Schwänke, die eigenartige Dämonologie unserer nationalen Märchendichtung, der alte Wodansglaube und manches urdeutsche Volksbesitztum finden in sinnigem Ernst und taufrischem, reinem Humor prächtige Verwendung in diesen beiden Musterbüchern deutscher Märchensammlungen. — Die Sprache ist ausgezeichnet und der Geist dieser für Erwachsene ebenso wie für Kinder reizvollen Bücher bei aller sprühender Kraft fein und zart, sinnig und sittig. Christlicher Geist schlägt ungesucht stark und innig auf mancher Seite uns entgegen. Beide künstlerisch illustrierten Werke sind Stücke edelster Familienbibliothek. M. Z.

Für die Küche.

Reisbirnen mit Sauce. Man wiege von recht gutem Reis 1/4 Pfund ab, gieße kaltes Wasser darauf, welches einigemal abgegossen und durch anderes Wasser ersetzt wird, und lasse ihn nun einige Stunden so stehen; dann wird er abgegossen, mit kaltem Wasser bis zum Schäumen gekocht und dann mit kaltem Wasser auf einem Durchschlage übergossen, abtropfen lassen. Nun wird er in 1/8 l kochende Sahne oder Milch geschüttet und bei gelinder Hitze und einigem vorsichtigen Aufstoßen langsam eingedämpft. Dann füge man 45 g ungesalzene Butter, 60 g Zucker, auf Citrone abgerieben, und eine Prise Salz dazu und lasse den Reis noch 25—30 Minuten ganz langsam zugedeckt fortdünsten. Hierauf schlage man 8 Eidotter recht untereinander und dann hinein; der Reis wird vorsichtig aufgestoßen, auf mehrere große flache Porzellanschüsseln geschüttet, ungefähr einen guten Finger dick, ausgebreitet, und so läßt man ihn kalt und steif werden. Dann teilt man den Reis in Teile von dem Umfange eines gehäuften Suppenlöffels, drückt in die Mitte ein wenig Eingemachtes, formt den Reis darum in Gestalt einer Birne, legt sie auf geriebene Semmel, bestreut sie ringsherum damit, paniert sie mit zerschlagenem Ei und wieder Semmel, bäckt sie in heißem Schmalze aus und serviert sie warm mit Frucht-, Citronen- oder Weinsauce.

Johanne in H.

Frage.

25) Könnte mir eine Frauendaheim-Leserin einen Rat betreffs Verkauf oder auch die praktische Anwendung alter Zinn- und Britanniametallsachen geben? Vor allen Dingen von den letzteren möchte ich gern wissen, was damit zu beginnen ist?

Sparsame Hausfrau.

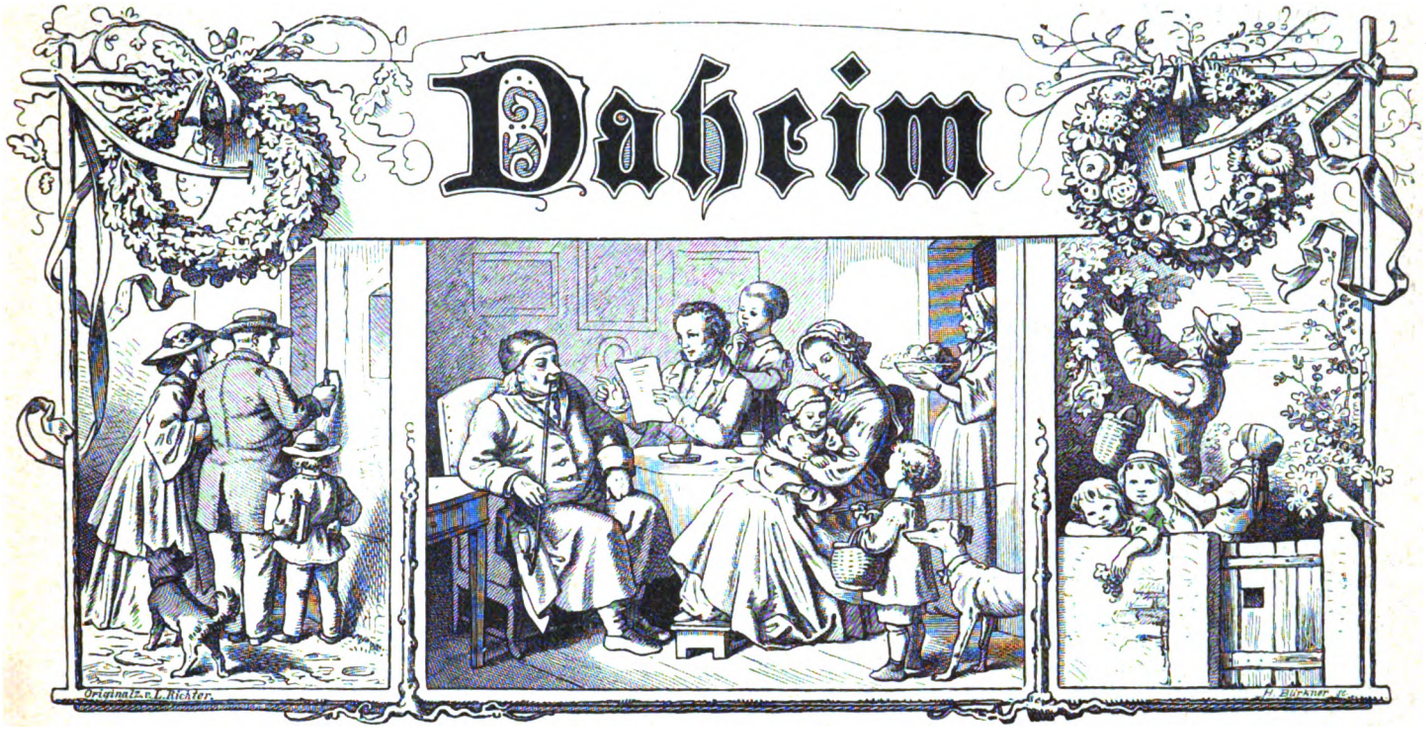
Redaktionspost.

Frau H. Sch. in B. Das Rezept für Rhabarberwein, das vor einigen Jahren im Daheim gestanden haben soll, können wir unmöglich herausfinden. Wir werden gelegentlich ein neues bringen.

A. Lau in H. Wir raten Ihnen: Die Fröbelsche Kindergärtnerinnen-Bildungsanstalt der Hamburger Vorstadt Berlins besteht 36 Jahre. Am 1. April beginnt ein neuer halbjähriger Kursus. Zu Kindergärtnerinnen erster Ordnung werden Mädchen ausgebildet, die eine mittlere oder höhere Mädchenschule besucht haben. Mädchen von geringerer Bildung können Kindergärtnerinnen zweiter Ordnung werden. Nach vollendetem Kursus werden den abgehenden Schülerinnen kostenlos Stellen vermittelt. Auswärtige Schülerinnen erhalten auch preiswerte Pensionen. Die Satzungen der Anstalt versendet kostenlos, und jede nähere Auskunft erteilt die Vorsteherin Anna Boltze, Berlin N., Elsasserstraße 19 II; (von 4—5 Uhr nachmittags, außer Mittwoch und Sonnabend, persönlich zu sprechen.) Sie weist auch ohne Kosten den Familien Kindergärtnerinnen nach.

Anna H. in L. In nächster Nummer unmöglich!

Digitized by Google



Der Taugenichts.

Die Geschichte einer Jugend. Von Paul Oskar Höcker. (Fortsetzung.)

Frau von Golin nahm in der Ecke am Fenster Platz, wo hinter einer kleinen Galerie ihr Schreibtisch auf einem Podium stand. „Also für später. Sie werden schon sehen: der Landwirt lernt eigentlich niemals aus. Die Laien machen sich davon gar keinen Begriff. Und es ist durchaus nicht immer ein angenehmes Pensum. Zum Beispiel all die schriftlichen Arbeiten. Nun sehen Sie bloß einmal her, was so eine geplagte Agrariersfrau tagtäglich für Schreibereien erledigen muß. Meine Mädels räsonnieren schon immer; dafür müßte man eigentlich Buchhaltung gelernt haben."

Hansheinrich hatte sich soeben wieder einmal vom Herrn des Hauses vorwerfen lassen müssen, daß ‚aus seinem Geschreibsel kein Teufel klug werden könne'. Ruhig hatte er die Grobheiten eingesteckt, denn er wollte sich die Führung des Journals unter allen Umständen vom Halse schaffen. „Und — es hat eben nicht jeder Befähigung für solche Schreiberdienste!" sagte er, in der Erinnerung daran leicht gereizt.

„Damit können sich meine Mädels aber nicht einmal entschuldigen; sie sind einfach zu bequem dazu, besonders meine Älteste." Nach einer kurzen Pause nahm sie lebhaft wieder auf: „Hören Sie, Herr Ott, Sie könnten mir einen großen Gefallen tun. Nächste Woche kommt ein Wanderlehrer her — da ist die Anzeige — ein Herr Wolff von einer Berliner Handelsschule, der in unserm Städtchen Unterricht in der Buchführung erteilen will. Den möcht' ich gern unter irgend einem Vorwand für meine Mädels aufs Gut haben. Schreiben Sie doch 'mal an ihn, er soll uns mitteilen, wie teuer sich solch ein Abendkursus hier auf Oliza stellen würde. Warten Sie 'mal, wieviel Schüler wären im ganzen anzugeben? Fräulein Sperber, meiner Stütze, könnte es nämlich auch nichts schaden — dann vielleicht noch Pfarrers Liesing. Ich selbst würde natürlich gleichfalls daran teilnehmen. Aber das sollen meine Mädels vorläufig noch nicht wissen . . ."

Er sah sie etwas verwirrt an; er wußte noch nicht recht, wohin das zielte.

„Ja, sehen Sie," fuhr sie lächelnd fort, „wenn meine Töchter nämlich gleich erführen, daß ich alte Frau mich noch mit ihnen auf die Schulbank setzen will, bloß um ihnen ein gutes Beispiel zu geben, dann würden sie am Ende streiken. Meine Liddi nennt so 'was ‚knüppeldicke Moral'. Und die kann sie um den Tod nicht ausstehen. Übrigens ehrlich gesagt: ich auch nicht."

Sie hatte heute etwas so Lustiges, Freies, er fühlte sich ordentlich davon angesteckt, vielleicht gerade deshalb, weil kurz zuvor der Rittmeister ihm wieder eine endlose Standpauke gehalten hatte. Dessen ‚knüppeldicke Moral' war ihm gleichfalls längst ehrlich zuwider.

„Wie wär's, Herr Ott, wenn ich Sie ins Treffen schickte?" fragte sie, ihm rasch das Gesicht zuwendend. „Wenn Sie sich an dem Kursus beteiligten, dann gäbe das am Ende einen ganz amüsanten Wettkampf. Denn meine Mädels würden doch um keinen Preis dulden wollen, daß Sie ihnen überkommen."

Es beschlich ihn nun doch ein unbehagliches Gefühl, er wußte selbst nicht weshalb. „Ich habe gar kein Geschick für solche Sachen, gnädige Frau. Die leidige Federfuchserei — die könnte mir noch alle Freude an meinem neuen Beruf nehmen."

Sie überhörte das letzte. „Geschick, Talent — ich bitte Sie, darauf kommt's bei so einer trockenen Geschichte ja gar nicht an. Und die Hauptsache ist mir: Sie haben schon viel Schweres durchgemacht in Ihrem Leben, besitzen darum mehr Ernst und Streben, mehr Ehrgeiz, als so ein paar kaum flügge Dinger. Und Ihr Fleiß wird die Mädels beschämen. Ja, das scheint mir ganz sicher. Hertha ist ja eine ernstere Natur. Die wird am ersten begriffen haben, daß sie schließlich nur zu ihrem eigenen Besten lernt. Sie ist unbedingt die gediegenere von den beiden, trotzdem sie bei weitem nicht so befähigt ist, wie meine Älteste. Für meine Liddi nämlich ist das Leben vorläufig noch ein einziger Ball. — O, es kann von einem sehr wohltätigen Einfluß auf ihre ganze Entwickelung sein, wenn sie durch Ihr Beispiel angeregt wird, 'mal ein bißchen über den Ernst des Lebens nachzudenken."

Hinterher hatte er vorübergehend einen leisen Verdacht. Aber rasch genug wies er ihn von sich. Denn welches Interesse konnte die gnädige Frau etwa daran haben, ihn mit so kostspieligen Mitteln zu ‚bekehren'?

Es wurmte ihn allerdings ein wenig, daß er in dieser ihm schon längst lästigen Buchführungsgeschichte seinen Willen

Digitized by Google

nun doch nicht durchsetzen sollte, sondern daß er Frau von Golin zuliebe ganz gehorsam das tat, was sowohl Zabern als auch der Rittmeister so energisch von ihm gefordert hatten. Aber eine gewisse Rechtfertigung hatte er wenigstens vor sich selbst, von der die beiden nichts wußten. Und das verschaffte ihm schon Genüge.

Er vermittelte also das Herkommen des Handelsschullehrers — und der Unterricht fand von der darauffolgenden Woche ab allabendlich im ehemaligen Schulstübchen der Töchter des Hauses statt. Außer ihm, Fräulein Liddi, Fräulein Hertha und der gnädigen Frau selbst nahmen noch die Stütze und die Tochter des Pastors vom nächsten Pfarrdorf, die demnächst eine Stellung in der Stadt annehmen sollte, an den Lehrstunden teil.

Etwas genant war die Sache doch für ihn. Denn es ergaben sich bei allerlei Nebenfragen, die im Unterricht gelegentlich fielen, eine Unmenge Lücken in seinem Wissen, während die vier Fräuleins ihre noch junge Schulweisheit nach Kräften glänzen ließen.

Im ganzen war der Unterricht aber recht interessant. Auch der Ton unter den Schülern gestaltete sich sehr nett. Frau von Golin hatte eine charmante Art, bei dieser Gelegenheit über alle Rangunterschiede hinwegzutäuschen.

Die älteste Tochter des Hauses war unstreitig in allen Antworten die schlagfertigste. Bei der Gouvernante, die bis zur Reise nach dem Süden auf Oliza wirkte, hatte sie vorzüglich gelernt, offenen Kopf besaß sie jedenfalls, und sie wußte mit großer Gewandtheit ihre Kenntnisse stets ins beste Licht zu setzen. Aber auch von Hochmut war sie nicht frei. Wenn die Stütze oder der Eleve einmal eine falsche Antwort gaben, so hatte sie ein besonderes Lachen, das beiden, namentlich aber dem jungen Ott, das Blut in die Wangen trieb.

Hansheinrich ward dadurch allmählich derart eingeschüchtert, daß er in den Fällen, wo er seiner Sache nicht ganz sicher war, lieber schwieg. Gab dann Fräulein Liddi die Antwort, und er hatte sie richtig gewußt, so ärgerte er sich hinterher um so mehr, gerade des gnädigen Fräuleins halber.

Als ihn eines Abends Frau von Golin nach dem Unterricht noch ein Weilchen zurückhielt, um sich von ihm eine maritime Sache erklären zu lassen, die bei der Erwähnung eines englischen Fachausdrucks zufällig gestreift worden war, und worin er allein von ihnen Bescheid wußte, sagte sie lächelnd: „Sie wissen Ihre Kenntnisse bloß nicht geschickt genug an den Mann zu bringen. Wenn meine Tochter Liddi Ihre Erfahrungen hätte, dann müßte sich auf jeder Gesellschaft ein Wall von atemlos lauschenden Menschen um sie bilden."

Er merkte, daß sie ihn trösten wollte. Das machte ihn aber erst recht unlustig.

„Ich weiß wohl, daß ich mit den jungen Damen nicht konkurrieren kann. Ich hab' im praktischen Leben draußen auf See eben keine Zeit und keine Gelegenheit gehabt, in die Bücher zu gucken. Aber das ist ja auch gar nicht mein Ehrgeiz. Das gnädige Fräulein verkennt die Sachlage durchaus."

Gerade sein Unmut bewies Frau von Golin, daß mehr Ehrgeiz in ihm steckte, als er wahrhaben wollte. Sie war mit ihrem Erfolg durchaus zufrieden. Denn noch von viel größerem Einfluß als das Beispiel von Otts nicht zu verkennendem Fleiß auf ihre Töchter, zeigte sich das Vorbild Liddis auf den Eleven.

An diesem Tage hatte ein aus der Geschichte des Mittelalters herangezogenes Beispiel die Ursache seines Fiaskos abgegeben. Er hatte wieder einmal bloß geschwiegen, um sich von der jungen Gnädigen nicht auslachen zu lassen, sich nachträglich aber davon überzeugt, daß seine Sorge ganz überflüssig gewesen war.

Das gestand er ihr jetzt.

„Gut, lieber Herr Ott, nun mache ich Ihnen einen neuen Vorschlag: ich suche Ihnen ein paar alte Lehrbücher aus dem Vorrat meiner Töchter heraus, und Sie blättern sie in freien Stunden durch. Natürlich werden Sie merken, daß Sie vieles vergessen haben. Aber an noch mehr werden Sie sich bei der flüchtigen Repetition wieder erinnern, so daß es danach Ihr dauernder geistiger Besitz wird."

Anfangs sträubte er sich. Aber die Bücher ließ er sich doch mitgeben. Und als er sich erst hineingelesen hatte, ward er Feuer und Flamme — im Grunde bloß aus Opposition gegen das gnädige Fräulein.

Zabern hielt sich verschiedentlich darüber auf, daß der Eleve bis Mitternacht über den Büchern hockte, erstattete dem gnädigen Herrn auch endlich eine Meldung. Was der junge Ott früher zu wenig getan habe, tue er jetzt — wohl wiederum aus Trotz — zu viel. Es sei mit ihm kein Auskommen mehr.

Im Anschluß an diese Beschwerde nahm der Rittmeister die Gelegenheit wahr, mit seiner Frau ernstlich über den Fall Ott zu sprechen. Schon in den allgemeinen Unterricht beim Handelsschullehrer hatte er nur widerstrebend eingewilligt. Das ging ihm nun aber ganz und gar gegen den Strich, daß der Eleve da noch spät abends immerzu Geschichte und Geographie trieb — sogar über einer englischen Grammatik, die aus dem Golinschen Besitz stammte, hatte der Inspektor ihn gestern um Mitternacht noch ‚büffelnd' angetroffen.

„Ja, liebes Kind, und Du unterstützest den Unfug? Wo soll das denn noch hin? Um vier Uhr früh muß der junge Mensch aus den Federn. Er ist jetzt aber kaum zu erwecken. Und dann soll er den ganzen Tag über in der Wirtschaft tätig sein, abends den Unterricht mitmachen — und zuguterletzt sich immer von neuem wieder den Kopf mit allerhand Unsinn vollstopfen? Nee, Herze, so geht das nicht weiter. Gewiß, Du meinst es gut mit ihm, aber für einen Landwirt weiß er nu genug. Basta. Punktum."

Sie ließ sich trotzdem nicht aus ihrer heiteren Ruhe bringen. „Ich glaubte schon, Bär, Du wolltest mir zu meinem Erziehungsresultat gratulieren — und nun bekomme ich Schelte."

„Überlege Dir doch: Tomaschke, der Tintenkleckser, finge eines Tages an, Griechisch zu treiben, und der Brennereiinspektor gäbe seine Biographie in mehreren Bänden heraus. Wo bliebe dann meine Wirtschaft?"

„Die Leute stehen in Amt und Würden — aber Ott ist noch Eleve, der soll vorläufig doch nur lernen."

„Ja, aber Kuhfütterung, Drainage, Fruchtfolge und Marktpreise soll er lernen. Ich war ja schon ganz zufrieden damit, daß Ihr ihm endlich seine furchtbare Klaue gebändigt habt. Aber was zu viel ist, ist zu viel."

Sie lächelte. „Na, Hermann, kann ein Landwirt zu viel lernen? Du machst Dich ja selbst oft über die Nachbarn, die Schwesickes und Duleins, lustig. Dein Beruf erfordert doch Intelligenz, ebenso wie jeder andere."

„Aber nicht zu knapp! Natürlich, natürlich! Bloß — Gelehrter braucht ein Landwirt doch nicht gleich zu sein!"

„O, damit hat's beim jungen Ott keine Gefahr, Schatz, die Versicherung gebe ich Dir. Aber sieh 'mal, er ist doch noch so jung. Täte man nicht ein gutes Werk an ihm, wenn man ihm die Möglichkeit gäbe, zunächst seine allergröbsten Lücken im Wissen auszufüllen, bevor man ihn ins praktische Leben hinaus schickt?"

„Das haben seine Eltern doch alles mit ihm aufs beste vorgehabt! Der alte Ott schrieb mir ja ausführlich darüber: da war's aber wieder der Dickschädel von dem Jungen, der infernalische Dickschädel, der sich dagegen aufgelehnt hat!"

Frau von Golin blickte sinnend durchs Fenster nach der See hinüber, die als schmaler, dunkelblauer Streifen den Horizont über dem Wäldchen abschloß. „Wenn man ihn richtig zu nehmen weiß, erreicht man alles bei ihm," sagte sie.

„Ja, ja, ja, Kunststück: wenn man ihm seinen Willen läßt, so ist er so gnädig und muckt nicht auf. Nee, Mine, da wollen wir uns 'mal nicht auf 'nem Holzweg verbiestern. Zugegeben, der Bengel hat auch seine paar guten Eigenschaften; aber ein Taugenichts ist er doch, ich lasse mir das nicht ab-

Digitized by Google



Begräbnis in Podolien. Nach dem Gemälde von Fritz van der Venne.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München)

Digitized by Google

streiten. Gerade sein plötzlicher Eifer mit der Lernerei hat mir das dargetan. Weil er nicht soll, deswegen will er. Zum Ausderhautfahren ist das. Er hat in seinem Leben eben zu wenig Keile gekriegt."

„Und ich meine," sagte sie langsam, „er hat in seinem Leben zu wenig Liebe erfahren."

„So. So. — Und die Liebe, die soll ihm nu unsereins mit Kniefall auf dem Präsentierteller anbieten?"

Sie nahm beschwichtigend seine Hände in die ihren. „Nein, nein, Bär, Dich möcht' ich gar nicht anders als so wetternd und polternd. Im Grunde bist Du ja doch der beste Mensch. Und einer muß da sein, der eine harte Faust zu machen weiß. Aber mir sollst Du erlauben, daß ich dem einsamen Burschen ein ganz klein wenig Mutterzärtlichkeit gebe — ihm wenigstens die Hand hinhalte, die ihn auf eine gute Bahn führen möchte."

Ihr inniger Ton rührte ihn jedesmal. „Mein Himmel," brummte er, schon etwas besänftigter, „Ihr Weibsvolk müßt nu 'mal stets und bei allem die verflixte Gemütsklappe in Bewegung setzen." Plötzlich brach er wieder los: „Und Du wirst sehen, schließlich hast Du doch nichts als Undank, wenn Du Dich seiner annimmst. Wie denkst Du Dir das überhaupt? Ich bin gewohnt, meine Leute tüchtig anzustellen bei der Arbeit. Bummelei führt nur zu dummen Gedanken. In der Hinsicht haben wir uns an Herrn von Nolte doch 'ne Lehre nehmen können. Große Schnauze vorneweg, patente Kravatten und nischt dahinter. Und die tägliche Losung: Guten Morgen — Feierabend! Wie das Beispiel bloß auf die anderen wirkte! — Nee, nee, nee, teuerste Mine, der junge Ott arbeitet bei mir auf Mord und kaput — oder er fliegt!"

Sie ließ nicht nach. „Ich will ja auch gar nicht, daß er bummelt. Pflicht über alles. Nur sollst Du nicht zanken, Bär, wenn er vorläufig noch einen Teil der Arbeitszeit so verwendet, wie ich's im Interesse seines Weiterkommens, seiner ganzen Zukunft für gut halte."

„Na, ich seh's schon kommen: Oliza als Luftkurort und Mädchenpensionat für verlorene Sprößlinge besserer Stände! Barmherzigste aller Minen! — Na, ich will Dir also dies eine Mal noch nachgeben. Einige Dich meinethalben mit Zabern und arrangiere die Sache nach Deinem Gutdünken. Aber ich tu's nur, damit Du endlich 'mal dauernd von Deinen philanthropischen Humanitätsduseleien kuriert wirst. Denn das kann ich Dir versichern: Taugenichts bleibt Taugenichts. Eines Tages wirst Du mir recht geben. Nu aber Sela, Schluß, basta, punktum, abgemacht!"

* * *

Hansheinrich sah wirklich recht schlecht aus. Er war abgemagert, dabei im letzten halben Jahr bei der veränderten Lebensweise noch gewachsen, die Kleider schlotterten ihm am Leibe. Und trotz der vielfachen Bewegung im Freien besaß er nur wenig Gesichtsfarbe. Es rächte sich, daß er in diesem letzten Entwickelungsjahr nicht genug Schlaf und Pflege hatte.

Nun sollte der Kursus bei Herrn Wolff schließen. Hansheinrich fühlte eine gewisse Erleichterung; wenigstens kam er dann wieder früher zu Bett, und er war die lästigen Vorstellungen des alten Zabern los, der ja nicht wußte, weshalb er immer so angestrengt gearbeitet hatte: doch hauptsächlich, um der hochmütigen Tochter des Hauses nicht als Stichblatt zu dienen. Er hatte in den letzten paar Stunden jedenfalls bewiesen, daß er durchaus nicht so ‚inferior' war, als es Fräulein Liddi anfangs anzudeuten beliebt hatte. Viel Halbvergessenes hatte er sich wieder zu eigen gemacht — aber allerdings auch große Strecken überblickt, wo es noch auszubauen gegolten hätte, wenn es sein Ehrgeiz gewesen wäre, dem gnädigen Fräulein gleichzukommen. Das schloß sich ja freilich ganz von selbst aus. Trotz der Erleichterung empfand er nun doch eine leise Wehmut bei der Vorstellung, daß diese anregende, wenn auch anstrengende Episode ihr Ende erreicht haben sollte, daß er dem Hause Golin gegenüber fortan wieder in das frühere Dienstbotenverhältnis zurücksank.

Am Morgen nach der letzten Unterrichtsstunde ließ ihm da die gnädige Frau durch ihre Jungfer mitteilen, daß sie ihn um ein Uhr bei sich erwarte.

Zunächst glaubte er, Zabern habe sich wieder beschwert. Aber der wußte doch, daß der Kursus inzwischen beendigt war, daß sich mithin die Dienstangelegenheiten von nun an wieder in der alten Form abwickeln würden.

Er zog sich vor Tisch rasch um. Seinen ersten Monatsgehalt hatte er als erste Rate verwandt, um sich einen neuen Anzug und neue Stiefel auf Abzahlung zu verschaffen. Damit ausgerüstet, war er auch immer in den abendlichen Unterricht gewandert. Das hatte ihm Zabern selbst geraten. Freilich waren von den anderen Beamten auf dem Hof allerlei Redensarten darüber gefallen.

Als er drüben vorsprach, wurde er nicht in das ihm bereits bekannte, im Parterre gelegene Oberamtmanns-Büreau des Rittmeisters geführt, auch nicht in die Schulstube im Giebel, sondern in den kleinen Salon der gnädigen Frau.

Er blieb etwas linkisch an der Tür stehen, nachdem er sich verneigt hatte.

„Kommen Sie, lieber Herr Ott, setzen Sie sich zu mir ans Fenster, ich habe heute viel, sehr viel mit Ihnen zu plaudern."

Es war ein behaglicher Raum, der durch die hellen englischen Möbel, die lichten Farben von Tapete, Teppich, Decken und Vorhängen etwas geradezu Festliches erhielt. Es ward ihm ganz eigen zu Mute, sich hier als Gast benehmen zu sollen. Er fühlte sich zuerst so ungeschickt und ungeübt, daß er sich seiner selbst schämte.

Aber war's das Bewußtsein einer gewissen Zugehörigkeit, das auch der langjährige Umgang mit niederem Volk nicht gänzlich aus der Welt hatte schaffen können, war's ihr gewinnender, warmer Ton: er legte seine Scheu rasch ab.

Schon nach ihren ersten Sätzen fiel es ihm wie Schuppen von den Augen: diese Frau, die er bisher für so unnahbar gehalten, verstand ihn in seinen geheimsten Seelenregungen, ja sie hatte sich angelegentlich mit ihm und seinem Schicksal beschäftigt, noch lange bevor er eine Ahnung gehabt hatte, daß ihr seine Existenz überhaupt bekannt war.

„Und nun will ich Ihnen auch das Letzte und Gefährlichste beichten, lieber Herr Ott, weil ich mich der Hoffnung hingebe, daß die Freundschaft zwischen uns jetzt schon so fest ist, daß sie durch Offenheit nicht mehr wankend gemacht werden kann: ich habe Sie damals nicht meiner Mädels halber, sondern Ihrer selbst wegen aufgefordert, an dem Unterricht bei Herrn Wolff teilzunehmen. Ich habe mich also, wenn Sie's so bezeichnen wollen, einer kleinen Intrigue schuldig gemacht."

Er wußte darauf nicht recht etwas zu erwidern. Zögernd brachte er endlich hervor: „O — ich bin Ihnen trotzdem — sehr dankbar, gnädige Frau, daß Sie mir die Gelegenheit gegeben haben . . ."

Sie nickte ihm freundlich zu. „Und ich habe mit herzlicher Freude gemerkt, daß Ihr Wissensdurst damit noch nicht gelöscht war."

Er zuckte leicht die Achsel. „Das — hört jetzt ja auf."

„Das muß es nicht. Es hängt von Ihnen ab. Wenn Sie von nun an täglich eine Anzahl Stunden dem Lernen widmen wollen, dann steht es Ihnen frei. Mit Zabern regle ich das schon."

„Ja — aber — wie käme ich dazu — als Wirtschafts-Eleve?"

„Danach brauchten Sie nicht zu fragen. Nehmen Sie nur an: hier auf Oliza lebt eine Frau, der die Vorsehung den einzigen Sohn, einen lieben, wilden Jungen mit blondem Haar und blitzblauen Augen, in einer grausamen, finsteren Stunde geraubt hat, und die nun noch Platz genug in ihrem Mutterherzen übrig hat für einen Fremden, der einsam durch die Welt zieht."

Verwirrt blickte er zu ihr auf. Es gab eine lange Pause; er wagte nichts darauf zu sagen. Es war ihm ganz feierlich

Digitized by Google

zu Mute geworden. Ihr schlichter, warmer Ton hatte etwas so Herzliches, so Rührendes; er löste — ihn selbst überraschend — seit langer Zeit zum erstenmal wieder weiche Regungen in seiner Brust. Sie schien keine Antwort von ihm zu erwarten. Ruhig sprach sie weiter. Es war so ganz, ganz anders, als je ein Mensch zu ihm gesprochen hatte. Er mußte sie immerzu ansehen, ihr strahlendes, freundliches Gesicht, ihre goldbraunen Augen, ihr mütterliches Lächeln.

Der Himmel draußen über der See war bedeckt — aber es war ihm, als scheine die Sonne hell ins Zimmer.

„Sehen Sie, lieber Ott, auch in meiner Achtung stehen die höher, die aus eigener Kraft emporzukommen suchen, als die Streber, die ängstlich gebückten Menschen, die ewig nach der Meinung der anderen lauschen. Beim Abschied sagt' ich damals darum zu Uslarn: er hätte in meinen Augen viel größer dagestanden, wenn er bei jener unvermuteten Begegnung Ihre Hand ruhig ergriffen und herzlich geschüttelt hätte, trotzdem er der frischgebackene Herr Leutnant war und sein ehemaliger Kadettenkamerad nur ein Schiffsjunge. Ich liebe die freien Menschen, die rücksichtslosen, die aufrecht dastehen und für sich selbst bestimmen: so und so halte ich's, denn das ist meine Überzeugung, dies ist mein Weg, denn der ist der richtige, und die Wegweiser der breiten Menge brauch' ich nicht! — Aber freilich *eines* verlange ich von dem freien Manne: daß er den Weg, den er nimmt, wirklich aus seiner eigenen freien Überzeugung vom Guten und Rechten, nicht nur aus der Opposition gegen andere einschlägt."

Er wußte nun: sie hatte ihn ganz und gar durchschaut. Zuerst gab es ihm einen Stich ins Herz — er wollte sich gegen die Macht auflehnen, die sie über ihn auszuüben begann. Aber vor ihrem klaren Blick, der ihm bis auf den tiefsten Grund der Seele zu sehen schien, schämte er sich jeder Verstellung. So gab er ihr denn ohne Hehl und ohne Unfreiheit Aufschluß über vieles aus seinem Leben, worüber er bisher noch zu niemand gesprochen hatte.

Über seine Kadettenerlebnisse war sie orientiert; er mußte ihr dann aber ausführlich von seinem letzten Aufenthalt im Elternhause erzählen.

Unwillkürlich geriet er dabei wieder in einen grollenden Ton: er brauchte sich nur vorzustellen, daß er am Tisch seines Vaters saß, zwischen den bekümmert seufzenden Eltern, gegenüber der ewig nachsichtig und mitleidsvoll lächelnden, ewig überlegenen und kühlfreundlichen Tante Ellen.

„Nein, nein," stieß er in plötzlicher Angst aus, „ich hätte es dort doch nicht ausgehalten, ich wäre dort nur schlecht geworden! Ja — ganz schlecht! — Und wenn ich heute noch einmal vor der Wahl stünde, ich — könnte nicht anders handeln!"

Sie schwieg längere Zeit darauf. Er glaubte schon, er habe sie ebenso enttäuscht wie seine Mutter, die sich ja gleichfalls mehrmals Mühe gegeben hatte, ihn umzustimmen. In ungewisser Scheu starrte er vor sich nieder.

Aber es kam kein Vorwurf von ihren Lippen. Sie fragte ihn nur: ob es ihn nicht dennoch reize, seinen Eltern zu beweisen, daß der Weg, den er eingeschlagen habe, trotz allem der richtige sei.

Da ließ er mutlos die Schultern sinken. Er wisse es selbst nicht, gestand er ihr. Er hätte damals eben alles ergriffen, was sich ihm gerade bot, wenn es ihn nur dem Zwang überhob, seine Füße noch länger unter Vaters Tisch zu strecken.

„Also war es doch nur die Opposition?" fragte sie lächelnd.

Gequält blickte er um sich. „Was war ich den Eltern? Sie empfanden mich bloß als Last."

Ernst und groß sah sie ihm ins Auge. „Wenn sich's so verhielte, müßten gerade Sie Ihre Eltern darin verstehen. Denn Ihre empfindlichste Eigenschaft ist doch gleichfalls der Stolz. Und bedenken Sie, wie schwer Sie den Stolz Ihrer Eltern verletzt haben. Es sind beides von der Natur durch große Talente ausgezeichnete Menschen, nicht wahr, die aus eigener Kraft ihren Namen zu gutem Klang gebracht haben. Da wär's nun ihr Traum gewesen, einen Sohn großzuziehen, der diesen Namen mit Ehren in der Welt führt. Es kommt ja freilich nicht auf den Rang, den Titel, die Stellung des Mannes an; der innere Wert ist alles. Aber ist es Ihnen nicht selbst ganz erklärlich, daß sich Ihrer Eltern mehr und mehr eine schmerzliche Enttäuschung bemächtigt hat? Schon ihrer Bekannten, ihrer Freunde wegen? Das ist doch so menschlich. Die Welt urteilt nun einmal nach dem äußeren Schein. Und im Urteil der Welt galten Sie bisher nur ..."

„Sagen Sie's ruhig!" stieß er hervor, als sie zögerte. „Ein Taugenichts — der verlorene Sohn bin ich! Ja — wenn sie mir's nicht ins Gesicht gesagt hätten, die Eltern, ihre stummanklagenden Blicke hätten zu mir gesprochen! Das hat mich elend gemacht — das hat das Beste in mir zertreten!"

Sie hatte rasch seine kaltgewordene, zitternde Hand ergriffen. „Es läge nur an Ihnen, Hansheinrich Ott, Ihre Eltern und die ganze Welt zu einem anderen Urteil über Sie zu *zwingen*."

Er schüttelte traurig den Kopf. „Vater läßt sich nicht zwingen."

„Tatsachen müßten ihn zwingen. — Nutzen Sie die Frist aus, die ich Ihnen jetzt verschaffen werde, arbeiten Sie auf ein bestimmtes Ziel los, ein Ziel, das Ihre Verwandten für Sie schon längst aufgegeben haben, weil sie vielleicht nicht ahnen, was für ein tapferer, ehrlicher und stolzer Mensch Sie im Grunde sind."

„Auf welches Ziel?" fragte er verwirrt.

„Machen Sie Ihr Offiziersexamen."

„Ich? — Jetzt noch?"

Er hatte sich unsicher erhoben. Sie stand nun gleichfalls lebhaft auf.

„Überrascht Sie der Vorschlag? Haben Sie nie mehr daran gedacht?"

„Nie mehr."

„Auch damals nicht, als Uslarn die Hand wieder sinken ließ, die er Ihnen zuerst zum Gruß reichen wollte?"

„O nein — damals war ich nur traurig. Und ein Groll erfaßte mich dann gegen die ganze Welt. Ich glaube, ich verachtete Uslarn damals viel tiefer, als er mich verachten konnte."

„Er hat Sie nicht verachtet. Er hat nur aus einem mißverstandenen Standesvorurteil heraus gehandelt — jung und unerfahren wie er war. Wäre er in seinem Beruf schon gereifter gewesen, so hätte er sich die Ungeschicklichkeit gewiß nicht zu schulden kommen lassen. Aber Ihr Stolz müßte nun gerade dem guten, kleinen, eitlen Uslarn eine Lehre geben. Hätten Sie nicht Lust dazu?"

Und nun rechnete sie ihm vor, in welcher Weise er gleich vom nächsten Tage ab seine Zeit ausnutzen müßte.

Fast atemlos lauschte er. In seinen Schiffsjungenjahren, in dem halben Dienstbotenverhältnis hier auf Oliza während des letzten Winters hatte er's schließlich für ganz recht und billig gehalten, daß er zum letzten Stand zählte. Er hatte selbst nichts anderes mehr sein wollen als ein einfacher Arbeiter.

Wäre nicht die kurze Episode vorangegangen, in der ihm ein schüchterner Anschluß an eine ‚höhere Sphäre' gewährt worden war, so hätte er jetzt vielleicht gar nicht den Mut gehabt, die volle Rückkehr dahin zu wünschen.

„Ich weiß nicht, gnädige Frau," stammelte er endlich, „wie ich das verdiene — wie ich das je wettmachen könnte ..."

„Verdienen *sollen* Sie's ja erst, lieber Ott," sagte sie lächelnd, „— durch großen Fleiß, durch äußersten Ehrgeiz. Aber wettgemacht haben Sie das kleine Opfer, das ich Ihnen als Ihre mütterliche Freundin gern bringen möchte, an dem Tage, an dem Sie vor Ihre Eltern hintreten und ihnen sagen können: ‚Nun seht, Euer Hansheinrich ist *doch* kein Taugenichts!'"

Es blitzte in seinen blauen Augen auf. Die ehrliche, freie Rede der seltsamen Frau, die so stolz zu ihm sprach

Digitized by Google

und doch so mütterlich, so aufwühlend und doch so gütig, trieb ihm das Wasser in die Augen. Bei keiner Demütigung an Bord, bei keiner Mißhandlung selbst, hatte er je geweint. Er hatte sich trockenen Auges, wenn auch wunden Herzens von Vater und Mutter getrennt. Und nun lösten die schlichten, ernsten, linden Worte der Fremden so viel Weichheit in seiner Brust. Mannhaft suchte er die Tränen zurückzudrängen. Aber sprechen konnte er nicht. Er fühlte, ein wehes Schluchzen hätte alles erstickt, was er sagen wollte. Er beugte sich hastig nieder und küßte ihre Hand — lange, ganz erschüttert.

Sie richtete ihn endlich auf.

„Ich weiß, daß Sie mir keine Schande machen werden, Hansheinrich Ott," sagte sie leise, aber fest, ihm lange in seine hellen, schimmernden Augen blickend. — „Nun gehen Sie hinaus ins Freie, an die See, sammeln Sie sich. Gegen Abend laß ich Sie noch einmal rufen. Jetzt hab' ich mit meinem Mann zu sprechen."

Hansheinrich ging. Auf dem Flur blieb er stehen und hauchte das Taschentuch an, das er dann auf seine Augen preßte. Es sollte niemand auf der Welt geben außer dieser Frau, der wußte, daß er auch weinen konnte.

Frau von Golin schritt noch lange still vor sich hin sinnend im Zimmer auf und nieder.

... Wie dankbar der arme Bursche in seiner Einsamkeit doch für ein bißchen Liebe war!

An ihrem Schreibtisch blieb sie stehen. Da lag das Goldschnittbändchen seiner Mutter. Sie blätterte in den ‚Einsamkeiten' der Dichterin Nowina. Aber ein Unbehagen ergriff sie dabei. Sie hätte ja nicht einsam zu sein brauchen, die eitle Frau, die ihren Seelenschmerz da so schön gereimt auf Büttenpapier Hinz und Kunz preisgab: sie hätte nur mit zärtlicher Hand das heimatlose Herz ihres mißverstandenen Jungen festzuhalten brauchen!

Sie nahm das Goldschnittbändchen in rotem Kaliko von ihrem Schreibtisch und schloß es in eine Truhe. Sie wollte es nicht mehr vor Augen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Johann Wilhelm Ludwig Gleim.

Ein Gedenkblatt zu der hundertsten Wiederkehr seines Todestages (18. Februar). Von Dr. Günther Koch.

Zu den Dichtergesellschaften, die für den Entwickelungsgang der deutschen Literatur von Bedeutung gewesen sind, gehört auch der kleine Kreis der „Hallischen Anakreontiker". Seine Mitglieder, vier an Zahl, waren Studenten: die Juristen Gleim aus Ermsleben bei Aschersleben (geb. 1719) und Uz aus Ansbach, der Theologe Götz aus Worms und ein gewisser Rudnick aus Danzig, der sehr früh starb. Ohne zu einem so festen Bunde vereinigt zu sein wie etwa die späteren Hainbündler in Göttingen, trieb man doch gemeinschaftlich schöne Wissenschaften, teilte sich die eigenen poetischen Versuche mit und führte, in heilsamer Entfernung von Mangel und Überfluß, ein harmlos geselliges Dasein. Mit Vorliebe las man die anmutigen Lieder von Wein und Liebesluft, die unter dem Namen des alten jonischen Sängers Anakreon (um 530 v. Chr.) auf uns gekommen sind und deren jüngeren Ursprung die philologische Kritik erst im XIX. Jahrhundert nachgewiesen hat. Nach Gleims Abgang von der Universität (1741) veranstalteten Uz und Götz eine deutsche Übersetzung dieser Lieder, die sich durch Treue und Einsicht in die künstlerischen Eigentümlichkeiten des Originals namentlich vor den französischen Übertragungen eines Longepierre, de la Fosse und anderer auszeichnet, und da Gleim durch mehrere Bändchen reimloser „scherzhafter Lieder" und gereimter „Lieder" bald das anakreontische Getändel zur Modesache machte, so zollten auch die Freunde in ihren Gedichten dieser Geschmacksrichtung manchen Tribut und stellten sich so locker und leichtfertig, wie sie im Leben nicht im entferntesten waren. Während Uz aber bald in der Pflege des Ernsten und Religiösen seinen Dichterberuf erkannte und Götz, dem ein sorgen- und mühevolles Leben als Kirchen- und Schulbeamter Stoffe zu poetischer Behandlung nur spärlich bot, die Anakreontik — als hochgeschätzter Anonymus in vielen Zeitschriften und Liedersammlungen — wenigstens zu hoher Grazie und wunderbarem Formenreichtum fortentwickelte, setzte Gleim mit immer weniger Geist und Phantasie das alte Spiel vom Trinken und Kosen, von Mädchen und Liebesgöttern jahrzehntelang fort, ließ sogar hin und wieder die erträumte Unschuldswelt von Schäfern und Schäferinnen, die längst hätte abgetan sein sollen, zu dürftigem Leben erwachen und trug so im Verein mit den sich immer mehrenden nüchternen Bacchussängern zu jener Verwässerung des deutschen Parnaß bei, die uns Goethe im siebenten Buche von „Dichtung und Wahrheit" so lehrreich schildert.

Als dem Häuptling der Anakreontikerschar also ist die Nachwelt Gleim nicht zu besonderem Danke verpflichtet, so hoch die Dichtungen aus diesem Lager immer noch über den spießbürgerlichen und frostigen Reimereien der Gottschedianer stehen; wohl aber verdient er in mancher anderen Beziehung, daß bei der hundertsten Wiederkehr seines Todestages ihm als Zeichen treuen Gedenkens ein Kranz aufs Grab gelegt wird.

Bei Gleim trägt die Anakreontik wenigstens insofern eine Spur von Echtheit, als er eine frohsinnige, offene und ehrliche Natur war, die sich nicht zu den Tiefen des Lebens hingezogen fühlte, sondern lieber an der Oberfläche mit ihrem lustigen Wellengekräusel haftete. Den Knaben, der auf der Oberpfarrschule zu Wernigerode fleißig deutsche und lateinische Verse schmiedete und den Grund zu einer trefflichen Kenntnis des Französischen legte, trafen im Jahre 1735 zwei schwere Schicksalsschläge: erst starb sein Vater (seit 1707 Obereinnehmer des Kreises Ermsleben) am Gallenfieber, das er sich aus Verdruß über das Treiben preußischer Werber zugezogen haben soll, und kurz nachher raffte der Tod auch die Mutter hin. Die zahlreichen Kinder wären in die ärgste Not geraten, wenn nicht die verheiratete älteste Tochter nebst Freunden und Gönnern Unterkunft und Unterstützungen gewährt hätten. Aber all die schmerzlichen Eindrücke gingen vorüber, ohne in Gemüt und Lebensauffassung des künftigen Dichters erkennbare Spuren zu hinterlassen. Nach dem akademischen Triennium in Halle und kurzem Hauslehrertum in Potsdam trat der junge Mann als Sekretär in die Dienste des Prinzen Heinrich zu Brandenburg-Schwedt, folgte diesem in den zweiten schlesischen Krieg und mußte ihn vor Prag, als er im Gefolge des Königs den Feind beobachtete, fallen sehen. Gleims Schmerz war aufrichtig. Aber vergebens suchen wir in seinen Gedichten nach einem innigen Ausdruck dieses Schmerzes. Während selbst von Götz manche Wechselfälle des Lebens mit ansprechender Wärme der Empfindung behandelt werden, spiegelt sich bei Gleim der schmerzliche Vorfall nur so wieder:

Als ich noch der Kugel fluchte,
Die mir meinen Prinzen raubte,
Kam, mit schnellen Taubenflügeln,
Amor in mein Zelt geflogen ...
Liebster, sprach ich, liebster Amor,
Kommst Du jetzt von meinem Mädchen? ꝛc.

Natürlich wäre es unbillig, mit einem Naturell zu hadern, das so glücklich ist, selbst das Bitterste rasch zu überwinden und in der Erinnerung sogar mit allerlei zierlichem Beiwerk zu umgeben. Aber eine Dichtweise, die so wenig unmittelbarer Abdruck des Erlebten ist, kann nicht anders als flach und gehaltlos genannt werden.

Indessen auch für Gleim brach eine Zeit an, die seinen Poesien wirklichen Lebensgehalt gab. Wir denken hier nicht an seine kühnen Satiren, die von scharfer Beobachtung der bürgerlichen Gesellschaft zeugten, aber leider zum größten Teil verloren sind, noch an seine Romanzen, in denen er

Digitized by Google

Berliner und Leipziger Stadtgeschichten bänkelsängerisch-rührsam, hier und da auch schon mit echten volkstümlichen Wendungen vortrug; wir meinen auch seine hübschen, in flotten Versen munter einhertrabenden Fabeln nicht, die an Popularität bald mit den gesetzteren Gellerts und den scharfsinnigeren Lessings wetteiferten. Wir haben Gleims Hauptwerk im Sinne, mit dem er förderlich in den Gang der Literatur eingriff und sich selbst den gerechtesten Anspruch auf einen Ehrenplatz in der Geschichte derselben sicherte, dessen kräftige, die Zeitgenossen hinreißende Ursprünglichkeit aber der von Natur mehr zu sinnigem Nachempfinden und Nachbilden geschaffene Dichter dann nicht wieder erreicht hat: es sind die „Preußischen Kriegslieder von einem Grenadier".

Die Begeisterung für Friedrich den Großen erreichte in Deutschland ihren Höhepunkt in den ersten Jahren des Siebenjährigen Krieges, als Prag genommen ward, als die wuchtigen Schläge bei Roßbach und Leuthen fielen und als der heldenmütige König durch den blutigen Sieg bei Zorndorf sein Brandenburg gegen die eindringenden Russen schützte. Wenn das Genie und die Tatkraft Friedrichs sogar manchem Kursachsen, wie Lessing, Bewunderung abnötigte, wie hätte da der leicht entzündbare Gleim zurückbleiben können, der in Friedrich mit Recht *seinen* König verehrte, in Brandenburg-Preußen sein Vaterland schon von den Vorfahren her erblickte! Es ist ihm wahre Herzenssache, daß Friedrich siegt und alle Gefahren überwindet. Dazu kam, daß sein bester Freund, der preußische Major Ewald von Kleist, den er ehedem in Potsdam als einen im Duell schwer Verwundeten kennen gelernt, gepflegt und der Dichtkunst dauernd gewonnen hatte, mit ausgerückt war und ihn von Leipzig aus mit den neuesten Nachrichten vom Kriegsschauplatz versorgte. Gemüt und Phantasie also sogen jetzt aus den bedeutendsten Ereignissen des Zeitalters reiche Nahrung. Von Halberstadt aus, wo Gleim 1747 die Stelle eines Sekretärs am Domkapitel und bald darauf ein Kanonikat erhalten hatte, reiste er des öfteren nach Leipzig zu Kleist und Lessing, die hier in innigem Verkehr lebten, und sowohl die Nähe des Kriegsschauplatzes als auch die Aufmunterungen von seiten der Freunde hoben seine patriotische Stimmung so, daß er auf fliegenden Blättern die glorreichsten Taten des Königs besang und ihre Beschreibung einem mitkämpfenden Grenadier in den Mund legte. Dieser Grenadier ist von der Gerechtigkeit seiner Sache durchaus überzeugt:



Joh. Wilh. Ludwig Gleim. Nach dem Ölgemälde von H. Ramberg im Freundschaftstempel zu Halberstadt.

Was helfen Waffen und Geschütz
Im ungerechten Krieg?
Gott donnerte bei Lowositz,
Und unser war der Sieg.

Desto wütender rächt er Schwerins Heldentod bei Prag:

Aus sieben Schanzen jagten wir
Die Mützen von dem Bär.
Da, Friedrich, ging Dein Grenadier
Auf Leichen hoch einher,

und desto schärferen Hohn gießt er auf die bei Roßbach entsetzt fliehenden Franzosen und Reichstruppen aus, wo die anbrechende Nacht allen so willkommen war:

Dem Münstermann, der kriechend schlich
In dicker Finsternis,
Voll Furcht und Hunger, ritterlich
In Pumpernickel biß;
Dem Kölner, welcher rotes Blut
Verglich mit weißem Wein,
Und sprach: Wie gut wär' es, wie gut
Bei meiner Braut am Rhein! ꝛc.

Solche Töne waren, seitdem sich vom XVII. Jahrhundert an die deutsche Lyrik der volkstümlichen Elemente in Stoff und Form nach Kräften entschlug, nicht gehört worden. Der Friede mit den Türken zu Passarowitz war ein in das Leben der Gesamtheit doch zu wenig einschneidendes Ereignis gewesen, als daß selbst der geniale, früh im Elend verstorbene Schlesier Günther durch seinen frischen Lobgesang auf ihn eine allgemeine Wirkung hätte erzielen können. Die äußerst glücklich gewählte Form der Gleimschen Lieder — „als ob ein Mitstreitender sie in den höchsten Augenblicken hervorgebracht habe" nach Goethes Ausdruck — mußte um so wirksamer sein, als sie den Dichter, wenn er nur irgend in seiner Rolle bleiben wollte, nötigte, poetischen Pomp zu meiden und statt dessen kurz und körnig, derb und realistisch darzustellen. Wir bewundern Friedrich, der bei Nacht unter freiem Himmel auf einer Trommel sitzend seinen Plan ersinnt; wir sehen das Kochen des Morgenbrots mit an; wir hören laut hallende Kommandoworte und begeisterte Hurrarufe; wir stapfen mit durch Blut und Pulverdampf gegen Tolpatsch und Pandur. Die kurzen, nur männlich reimenden Verse der von Klopstock aus dem Englischen eingeführten Strophe eignen sich vorzüglich zur Darstellung von Kampflust und Tumult, und die Kenntnis kriegerischer Vorgänge, wie sie Gleim ehedem erlangt hatte, war der Naturtreue seiner Schilderungen sehr günstig. So kam es, daß die Grenadierlieder in den Herzen der Deutschen einen Widerhall fanden, wie sie die kunstvoll gedrechselten Oden Ramlers oder die weitschweifigen Loblieder Langes auf Friedrich den Großen nicht im entferntesten finden konnten, und daß sich in den nächsten zwanzig Jahren in den verschiedensten Gegenden, z. B. in der Schweiz, ein nicht immer erfreulicher poetischer Nachahmungstrieb regte. Zwar wissen wir längst, daß wirkliche Volkspoesie anders entsteht, als Gleims Grenadierlieder, an denen außer ihrem Verfasser Lessing, Ramler und Uz mühsam genug klügelten und feilten, und daß wirkliche Volkspoesie schwungvolle Anrufungen der Götter, Darstellung ihrer Helden auch als Philosophen, Vorsätze mit Horaz zu wetteifern und dergleichen nicht kennt. Und doch ist viel auch den gemeinen Mann Packendes in ihnen enthalten, wie Lessing in seinem Vorbericht der gesammelten Lieder anerkennt, wenn er für sie „Beurteiler, welchen die französische Poesie alles in allem ist", verbittet. Gleim hat entschieden das Verdienst, das Gefühl für den Wert der Volkspoesie in weiten Kreisen erweckt oder vertieft und den Boden zubereitet zu haben, auf dem der beste Deuter alles Volksmäßigen, Herder, den er 1778 zur Herausgabe der „Volkslieder" trieb, weiter bauen konnte.

Vielleicht hätte Gleims Muse noch einmal einen vollen Erfolg errungen, wenn das allgemeine nationale Empfinden an gewaltigen Waffentaten sich wieder hätte entzünden können. Da diese ausblieben, kehrte Gleim nicht nur öfter als gut war zu Anakreon zurück, sondern suchte sich auch in Petrarka und den Minnesingern Stilmuster, die zu erreichen seiner immer redseliger und süßlicher werdenden Manier am allerwenigsten vergönnt war. Er beging sogar den Fehler, in

Digitized by Google

nachträglichen Kriegs- und Marschliedern sich selber schlecht zu kopieren und „Lieder für das Volk“ zu dichten, die volkstümlich sein sollen, aber stellenweise eher wie erheiternde Travestie wirken. Daß Gleim in den Zeiten der Revolution fest auf Seite der Zucht und Ordnung stand und für Gott, König und Vaterland bis zu seinem letzten Atemzug glühte, ist gewiß ein herzerquickender Zug in dem Bilde des wackeren Mannes, nur haben seine Dichtungen wenig Gewinn daraus gezogen: die Fähigkeit eindrucksvoller poetischer Gestaltung war in ihm zuletzt völlig geschwunden, wenn er auch, sogar noch nach seiner Erblindung, Gedanken und Empfindungen in Versen niederlegte. Um anderseits mit den großen Kritikern Lessing, Hamann und Herder die deutsche Literatur theoretisch zu fördern oder auch nur an der Seite eines Nicolai oder Ramler sich nützlich zu machen, dazu fehlte es unserem Gleim an Wissen und Schärfe des Urteils nicht minder wie an der fröhlichen, angriffslustigen Kämpferstimmung: ihm war jede Fehde, mochte sie noch so ehrlich und gerecht sein, in Literatur und Privatleben ein Greuel und erregte in ihm höchstens den Wunsch, die Parteien zu versöhnen. Er lobte lieber, als daß er tadelte, und sein Lob den verschiedenartigsten Literaturerscheinungen gegenüber ist von einer bedenklichen Gleichförmigkeit und Allgemeinheit. Daher sind die selbstbiographischen Aufzeichnungen des Greises, in denen schon der Student Gleim in die Reihen der Gegner Gottscheds gerückt und seine Anwendung reimloser Verse als lediglich literarischem Parteiinteresse dienend hingestellt wird, mit Vorsicht aufzunehmen: es ist da wohl eine bei dem von so vielen Seiten Gefeierten begreifliche und verzeihliche Selbsttäuschung im Spiele. In Wahrheit hat Gleim noch 1756 einen Beitrag für Gottscheds „Neuestes aus der anmutigen Gelehrsamkeit“ eingesandt und demselben brieflich Schmeicheleien gesagt, weshalb Sulzer unserem Dichter den Vorwurf machte, für das Lob eines Gottschedianers zu empfänglich zu sein. Zwar hat Gleim einmal insgeheim eine heftige Streitschrift gegen Gottsched zum Druck befördern helfen, er selbst ist aber nie in die Schranken getreten. Starke literarische Ausfälle wagte er zeitlebens nur in Briefen, wie denjenigen gegen Goethe, „den Buben, der durch Hermann und Dorothea seinem Voß den Ruhm entreißen wolle“. Sein Prinzip war: „Ich will mein Leben ruhig beschließen, darum muß ich vermeiden, was meine Ruhe stören kann; ich schreibe nur zu meinem Vergnügen und für meine Freunde.“ Aus diesen Worten spricht kein heißblütiger Theoretiker, und so hieß er die reimlosen Verse sicher nur deshalb willkommen, weil sie für Scherz und Tändelei eine äußerst bequeme Einkleidung darboten.

Aber wenn je eine menschliche Schwäche den Stachel des Tadelnswerten verloren und den böswilligsten Gegner entwaffnet und zur Milde gestimmt hat, so ist es die Schwäche Gleims gewesen, die wir soeben angedeutet haben. Man braucht sie nur im Zusammenhange seiner ganzen von Güte und Liebe überfließenden Natur zu betrachten, um sofort versöhnt zu sein. Ihm war es Bedürfnis, Freundschaft zu üben und Wohltaten auszuteilen; Klopstock spricht mit Recht von seinem „brennenden Durst, Freunden ein Freund zu sein“. Wie viele jüngere Schriftsteller fanden bei dem Halberstädter Stiftssekretär die herzlichste Aufnahme und ein offenes Herz nicht nur, sondern auch eine offene Hand! Ihr Kreis war mitunter so groß und sangeslustig, daß Gleim sich mit dem Plan einer Humanitätsschule für Dichter in Halberstadt tragen konnte. Die reichlichen Einnahmen, die der Unvermählte bei verhältnismäßig wenig Zeit erfordernden Amtsgeschäften hatte, kamen auch vielen anderen Bedürftigen zu gute, die bei ihm anklopften. Er selbst lebte einfach und bescheiden, von seiner Nichte Sophie Dorothea Gleim mit hausmütterlicher Freundlichkeit und Sorgfalt verpflegt, und vergaß bei seinem umfangreichen brieflichen und mündlichen Verkehr mit den Freunden bald den Schmerz darüber, daß er kurz vor der schon festgesetzten Hochzeit seine Verlobung mit einer Ungetreuen hatte aufheben müssen. Die Berliner Freunde sahen ihn oft in ihrer Mitte. Auch in Weimar ist der alte Grenadier gewesen und hat uns eine allerliebste Schilderung der von Witz und Humor übersprudelnden Laune geschenkt, mit welcher der kurz vorher dort angekommene Goethe ihn wie alle Welt entzückte. Daß er von einer Anwesenheit seines Jugendfreundes Uz in Braunschweig nicht rechtzeitig Kunde erhalten hatte, um ein Zusammentreffen mit ihm zu ermöglichen, gehörte zu den schmerzlichsten Erlebnissen seines Alters, wie anderseits die Audienz, die der große Preußenkönig seinem Sänger gewährte, diesen wahrhaft beglückte. Besonders herzlich war Gleims Bündnis mit Klopstock, während in dem Briefwechsel mit Johann Georg Jacobi uns Moderne der geradezu verliebte und eifersüchtelnde Ton abstößt. Der junge Schiller erfuhr bei der Herausgabe der „Rheinischen Thalia“ Gleims hilfsbereite Freundlichkeit, und der Verfasser des „Quintus Fixlein“, Jean Paul, der damals noch in dürftigen Verhältnissen lebte, erhielt von ihm unter verstelltem Namen ein ansehnliches Geldgeschenk. Ja, noch der unglückliche Heinrich von Kleist wurde, als er 1801 auf seiner Reise nach Paris bei dem Freunde Ewalds von Kleist in Halberstadt einkehrte, aufs innigste willkommen geheißen, und so ging von dem guten alten „Vater Gleim“ viel mehr des Guten und Förderlichen aus, als sich jetzt noch im einzelnen nachweisen läßt.

Dem edlen und reichen Menschenleben machte ein sanfter Tod am 18. Februar 1803 ein Ende. Wie den Lebenden im schönsten Zimmer seiner Wohnung, dem „Tempel der Musen und der Freundschaft“, die Bilder seiner vielen Freunde umgeben hatten, so wurden seinem Willen gemäß um die Gruft des in seinem Garten Bestatteten Urnen mit den Namen und Sterbetagen der Freunde gestellt, die im Tode vorausgegangen waren. Wer so Freundschaft und Treue mit in die Ewigkeit genommen hat, dem die verdiente Anerkennung vorzuenthalten, wäre ein doppelt liebloser Frevel. Darum Ehre seinem Andenken immerdar!

Anna Abdecker.

Von Charlotte Niese. (Fortsetzung.)

Zu einem guten Verhältnis mit Mahlmann und Walli Berger kam es also nicht, aber Frau Klippert ging nach wie vor zu Frau Berger, um ihr beim Ankleiden zu helfen. Unser Interesse an der dicken Frau erlosch sehr bald; besonders da vom Lande her eine noch dickere Frau in die Stadt zog, die uns sogar gelegentlich Kuchen schenkte. Da fanden wir sie viel netter und dachten nur an Bergers, wenn Walli bei uns erschien und eine seiner weisen Reden hielt, die übrigens in immer besserm Deutsch abgefaßt waren, und so gnädig war, sich an einem unsrer Spiele zu beteiligen.

Eines Tages kam er sehr vorwurfsvoll zu uns. Frau Klippert hatte schicken lassen, daß sie krank wäre und seiner Mutter nicht helfen konnte. Nun war Frau Berger in Verlegenheit, denn ihr Mann machte eine Dienstreise und konnte ihr also keine Handreichung leisten.

Wir waren recht gleichgültig bei der Schilderung dieser Not und Milo dachte gleich darüber nach, ob Frau Klippert wohl Herzweh hätte.

„Geht mal hin, und fragt sie, ob sie nicht eine andre Frau weiß!“ sagte Walli.

„Da gehe doch selbst hin, oder frage Mahlmann. Mahlmann hat Frau Klippert besorgt.“

Walli wurde rot. An Mahlmann dachte er nicht gern. Denn er war nach seinem ersten Besuch noch einmal, und zwar mit seinem Vater zu dem Alten gegangen, ob aus Neugierde, oder um ihm eine schöne Rede zu halten, wußten

Digitized by Google

wir nicht. Jedenfalls schien sein Empfang nicht glänzend gewesen zu sein; Mahlmann schmunzelte vergnügt, wenn er daran dachte, und der Zollkontrolleur hatte seinem Sohn verboten, jemals wieder Mahlmanns Namen in den Mund zu nehmen. Mehr hatten wir noch nicht erfahren, unser alter Freund konnte sehr verschwiegen sein; aber es war lustig, Wallis hochmütiges Gesicht zu sehen. „Zu dem schrecklichen Mahlmann gehe ich nicht," erwiderte er jetzt. „Ihr seid hier zu Hause, und ich weiß keinen Bescheid. Ihr müßt mir helfen."

Da beschlossen wir denn zu Frau Klippert zu gehen und gleich einmal nachzusehen, was ihr fehlte. Wir waren lange nicht im Abdeckerhäuschen gewesen; aber als wir eintraten, schien alles unverändert. Der alte Klippert saß am Herd und schälte Kartoffeln, und hinten, im Bett, lag Frau Klippert zwischen buntgewürfelten Kissen.

Walli, der uns begleitet hatte, blieb naserümpfend in der offenen Haustür stehen.

„Komm man ein, klein Jung," sagte Klippert freundlich, während er aufstand und mit seinen krummen Beinen zu dem hochmütigen Fremdling ging. „Is ein büschen kalt hier, und was das Stroh is, so heizt das nich ordentlich."

Denn auf unsrer holzarmen aber an Korn reichen Insel heizten die Minderbegüterten mit Stroh, wenn sie grade nichts anders hatten, und es war ein Tag im Anfang des Dezembers.

Walli besann sich einen Augenblick, dann trat er näher und warf die Tür hinter sich ins Schloß.

„Wie heißt Du?" fragte er.

Das hatten auch wir grade fragen wollen. Nicht den alten Klippert, der sorgfältig ein Stück Pappelholz auf das brennende Strohfeuer legte, und auch nicht Frau Klippert, die wieder regungslos in den Kissen lag, sondern ein kleines Mädchen, das vor dem Bett saß und uns vergnügt anlachte. Sie mochte etwa sechs oder sieben Jahre alt sein, und hatte so blaue Augen und so strahlende Haare, daß wir sie verwundert betrachteten. Walli stellte sich am nächsten vor sie hin, und wiederholte seine Frage; und da kam der alte Abdecker und beantwortete sie in seiner bedächtigen Weise.

„Sie heißt Anna, klein Jung, und is unser Tochterkind. Von unser Emma, die Johann Klippert heiratete, was ein von unsre Familje war, wenn auch nich von die nächste Verwandtschaft. Aberſten Johann is auf See geblieben, und unser Emma is nu auch tot. Sie hatt' das Swinden, klein Jung. Und was der Pollerzei von Kiel is, die hat uns klein Anna geschickt, weil sie ja sonsten kein ein hat, der ihr satt machen kann. Und nu machen wir ihr satt; denn wir sind die nächsten dazu, nich klein Anna?"



Aufgebaumt. Nach dem Gemälde von H. Sperling.
(Photographieverlag der Photographischen Union in München.)

Mit seiner großen Hand streichelte er Annas goldenes Haar, und sie lachte ihn lustig an.

„Ja, Großvater, Du machst mir satt!"

Im Bett aber weinte Frau Klippert laut auf.

„Ich hab' kein' Emma mehr! Kein' Emma! Nu bin ich bald ganzen allein!"

„Wein' man nich, Mutter!" tröstete ihr Mann. „Ich bin ja noch da, und klein Anna is da. Wir wollen ganzen vergnügt sein, nich klein Anna?"

Anna streichelte die alte Frau. „Wein' man nich, Großmutter, ich bin hier, und ich geh' nich wieder weg!"

Auch wir versuchten Frau Klippert zu trösten. Ich versprach ihr ein Geschenk zum Weihnachtsfest, obgleich ich nichts zu verschenken hatte, und Jürgen sagte, er wollte wiederkommen und ihr eine Geschichte vorlesen. Von einem Seemann, der auch auf See geblieben sein sollte, dann aber nach vielen Jahren wiederkam und ein steinreicher Mann geworden war. So konnte ihr Johann auch wiederkehren. Aber Frau Klippert lag in ihren Kissen und schluchzte über ihr Herzweh, und wir mußten schon damals die Erfahrung machen, daß Geschenke und Geschichten nicht alle Schmerzen heilen.

Der Abdecker entschuldigte seine Frau.

„Kommt man bald mal wieder, Kinners, denn is es all besser. Was mein' Stine is, die kommt ümmer wieder hoch, ja ganzen gewiß, sie kommt wieder hoch. Und denn kann sie Madame Bergern auch wieder das Kleid zusnüren. Ich hab' all gesagt, ich wollt es tun; bloß daß Madame Bergern das ja woll nich paßt. Ich kann sonst mit so 'was umgehen!"

Fragend sah er zu Walli hinüber, der noch immer neben Anna stand, und wir erwarteten, daß der hochmütige Junge dem armen Klippert eine vernichtende Antwort geben würde. Aber er schüttelte nur den Kopf und erwiderte, das ginge nicht. Wie Frau Berger sich half, weiß ich nicht mehr. Nach einiger Zeit hatte Frau Klippert ihr Herzweh soweit überwunden, daß sie wieder ihre Pflichten erfüllen konnte. Sie war noch gebückter und noch langsamer geworden; neben ihr her ging meistens Anna Klippert, die dann vorm Bergerschen Haus auf sie wartete, um sie wieder heim zu geleiten.

Anna Klippert hieß in der ganzen Stadt Abdeckers Anna. Das kam von ihrem Großvater, der immer von ihr als mein klein Anna sprach, und dann hieß sie ja auch Klippert und konnte von denen, die die nähern Umstände nicht kannten, für die Tochter des Abdeckerpaares gehalten werden.

Jedermann hatte Anna Abdecker gern. Die großen und die kleinen Leute, die Jungen und die Mädchen. Sogar Mahlmann nahm ihren Besuch entgegen, ließ sie auf seinem

Digitized by Google

Bettrand sitzen und erzählte eine Geschichte. Eine von denen, in der nur gute Menschen vorkamen und die von uns zu den langweiligen gerechnet wurden; aber Anna hörte ihm geduldig zu und besuchte ihn wieder. Zum Weihnachten wollte ich ihr mein bestes Kleid schenken, und Milo arbeitete ihr verstohlen einen Ring aus Goldperlen. Im ganzen war Abdeckers Anna ja kein Verkehr für uns, aber da Walli Berger jetzt Tag für Tag bei dem alten Abdecker saß und schon davon sprach, Abdecker zu werden, so vergaben wir uns ja auch nichts, wenn wir sie leiden mochten.

Walli war ganz verändert. Er sprach nicht mehr so weise und behandelte uns Kleinen nicht mehr von oben herab.

„Denk' Dir, Mahlmann, neulich hat Walli Berger gesagt, er wolle Anna Abdecker später heiraten," erzählte Jürgen unserm alten Freunde.

Es war nach Weihnachten, die Sonne schien ganz lange, und die Lerchen sangen auf den Feldern.

„Is die Möglichkeit!" Mahlmann, der in seinem Lehnstuhl am Fenster saß, kniff die Augen zusammen.

„Glaubst Du, daß er es tut?" fragte mein Bruder weiter.

„Ne!" lautete die kurze Erwiderung.

„Warum nicht?"

Der alte Mann sah in die Sonne.

„Da gehört Kurasche zu," sagte er, „die hat er nich. Er denkt an seinen Großvater, der was Feines gewesen is, und will auch was feines freien. Die Sorte, die kenn' ich. Die haben keine Kurasche. Zu Abdeckers Anna gehört Kurasche. Sein Vater is auch man ein Held in die Bottermelk. Als ich ihn fragt', ob er verwandt wär mit mein' besten Freund, der auch Berger hieß, und mit den ich ins Zuchthaus war, is er totenblaß geworden."

„Hattest Du denn einen besten Freund, der im Zuchthaus war und Berger hieß?"

„Nee," erwiderte Mahlmann gemütlich. „Ich sagt' das man bloß, um ihn zu ärgern, weil daß sein Junge so hochnasig war; aberstens er war auch ein Dösbaddel und fragt nich und glaubt es gleichemang."

Der Alte lachte zufrieden.

„Und das will ein vornehmen Mann sein. Du liebe Zeit, die Vornehmens, die sind nich so bang. Ein richtigen Baron würd' Anna Abdecker vielleich' heiraten; Walli Berger is zu bang."

Wir dachten bald an andre Dinge; Anna Abdecker war reizend; zum Heiraten war noch eine lange Zeit. Wer Anna aber sah und mit ihr sprach, der mußte ihr gut sein. Sie und ich hatten auch eine Art Freundschaft geschlossen; manchmal kam sie zu uns in die Küche, und aß sich gründlich satt. Dann strahlten ihre blauen Augen noch veilchenfarbener, und unsre Dienstmädchen waren von ihr entzückt. Einen kleinen Fehler hatte sie allerdings; sie mochte nicht lernen. Die Schule und das Stillesitzen waren ihr ein Greuel, und als ich ihr mein erstes wohlerhaltenes Lesebuch schenkte, war es bald zerrissen und verweint.

„Großvater hat nix gelernt, und Großmutter auch nich; was soll ich es tun?" sagte sie, und eigentlich hatte sie recht. Alle Jungen waren auf ihrer Seite, und unsre Dienstmädchen auch. Lernen war nicht gesund für ein Mädchen, wenn sie nur kochen und reinmachen konnte, dann würde sie stets einen Dienst bekommen.

Nur Walli machte ein bedenkliches Gesicht, wenn er von Anna Abdeckers Abneigung gegen die Wissenschaften hörte.

„Wenn sie meine Frau werden will, dann muß sie lesen können, sonst nehme ich sie nicht!"

Diese Drohung machte keinen Eindruck, vor allem nicht auf Anna, die in der Volksschule immer die Letzte blieb, obgleich Walli eigens ins Abdeckerhäuschen ging, um mit ihr zu lernen. Er war gut mit ihr, sehr gut. Er entzog sich sein spärliches Taschengeld, um ihr Kuchen zu kaufen, und einmal schenkte er ihr Schwamm und Seife, weil er sie nicht so rein gewaschen fand, wie er es wünschte. Sie nahm alles lustig hin, auch die Reden, die jedes Geschenk begleiteten, denn ganz und gar konnte er seiner Natur nicht untreu werden. Wenn aber in Kindergesellschaften vom Heiraten und zugleich davon gesprochen wurde, was die Jungen werden wollten, dann sagte Walli immer, er wüßte nicht ganz genau, ob er Kaiser werden wollte oder nur König, das aber wüßte er ganz genau: wenn er groß wäre, käme er in einer goldenen Kutsche auf die Insel gefahren und holte sich seine Frau. Und wenn er auch nicht sagte, wen er holen wollte, denn ein wenig zurückhaltend blieb er immer, so wußten wir doch alle, wen er meinte.

Darüber wurde es Sommer, und dann wieder Herbst. Eine Zeitlang haben wir wohl nicht mit Walli Berger gespielt, seine Mutter war krank, und wir wurden sehr besorgt, ob sie wohl sterben würde. Denn obgleich wir ja niemals viel von ihr sahen, so war sie doch eine von unsern Merkwürdigkeiten, und es wäre langweilig gewesen, wenn wir unsern Besuchen aus der großen Stadt, die immer so viel Merkwürdiges anderswo erlebten, nicht mehr mit der dicken Frau Berger hätten imponieren können. Zum Glück wurde sie wieder besser, und Frau Klippert, die eine Zeitlang ihre Handreichungen eingestellt hatte, ging wieder zu ihr. Und dann kam eine Zeit, in der Frau Klippert zweimal täglich kommen mußte. Bergers hatten Besuch bekommen, einen wahrhaftigen Grafen mit seiner Gräfin. Walli schwor, daß der kleine, etwas hinkende Mann, der mit seinem Vater spazieren ging, wirklich ein Graf war, und Mahlmann, der eigens deswegen einmal aufstand, und sich trotz des schlechten Wetters vor die Tür stellte, um beide Herren vorübergehen zu sehen, sagte auch, es könnte wohl sein, daß die Grafen so aussähen. Und Mahlmann hatte ja so viele Erfahrungen mit vornehmen Leuten, daß man ihm schon glauben konnte. Es war also ein dänischer Graf mit seiner Frau, die etwas mit Bergers verwandt zu sein schienen und sie nun besuchten.

Walli kam vor Hochmut ganz aus dem Häuschen und sprach nur im Vorübergehen mit uns. Bei dieser Gelegenheit erzählte er übrigens alles, was er wußte. „Die Frau Gräfin soll zerstreut werden," berichtete er. „Sie hat ihre drei Kinder in einem Winter verloren und mag nun eigentlich nicht mehr leben. Überall schon sind der Graf und die Gräfin hingereist. In große und kleine Städte, und ich glaube sogar nach Paris. Aber sie ist immer nur trauriger geworden, und die Ärzte meinen, sie soll einmal hierher zu Papa und Mama!"

Wir konnten uns nicht denken, daß der langweilige Zollkontrolleur Berger und seine dicke Frau sehr heilsam wirkten; aber der schwarzgekleideten schlanken Dame, die manchmal durch unsere Straßen schritt, sahen wir dennoch oft nach. Sie hatte solch ein süßes, sanftes Gesicht, und wenn sie spielende Kinder sah, dann blieb sie stehen und schenkte ihnen etwas. Sprechen konnte sie nicht mit ihnen, denn sie sprach nur dänisch. Aber sie strich leise über ihre Köpfe und sah sie mit ihren sanften, traurigen Augen an.

Einmal begegnete ich ihr auch. Da lief ich über den Kirchhof, um Anna Abdecker zu suchen, die vorhin bei mir gewesen war und mich nicht getroffen hatte. Sie war immer in Not mit dem Lernen, ihre Schiefertafeln fielen beständig auf die Erde, ihre Griffel waren verloren, und wenn man ihr nicht half, dann mußte sie jeden Tag nachsitzen. Wahrscheinlich hatte sie mich um etwas Hilfe oder um einen Griffel bitten wollen, und ich ging ihr daher nach, wo ich dachte, sie am ersten zu treffen. Denn die Vorderseite des Kirchhofes war ein allgemeiner Spiel- und Tummelplatz, und wer gerade nichts zu tun hatte, der nahm sich ein weißes Steinchen, hüpfte auf einem Bein durch die beständig aufgezeichneten Linien des „Hinkepoot" und versuchte, das weiße Steinchen überall hin zu bringen.

Hier war Anna entschieden gewesen, denn ein weißes Steinchen lag noch mitten in dem aufgezeichneten Muster, aber sie selbst sah ich erst nach einer Weile. Da stand sie vor der dänischen Gräfin, lachte sie an mit ihren veilchen-

Digitized by Google

blauen Augen und schüttelte den Kopf zu den an sie gestellten, in gebrochenem Deutsch vorgebrachten Fragen.

„Das kann ich nich verstehen," sagte sie immer wieder. „Ganzen gewiß verstehen kann ich es nich."

Die Gräfin schien es aufzugeben, mit ihr zu sprechen. Aber sie drückte ihr ein blankes Geldstück in die Hand, und Anna knickste und lief schnell davon. Ihr dürftiges Kleidchen und ihre goldenen Haare flatterten hinter ihr her. Die Fremde stand wie angewurzelt und blickte ihr nach.

Der Gräfin mußte Anna Abdecker gut gefallen haben, denn eines Tages waren sie und ihr Mann abgereist und hatten Anna mitgenommen. Sie wollten sie adoptieren, wie die Leute sagten, und die alten Abdecker Großeltern hatten Geld dafür erhalten, daß sie ihre Enkelin hergaben. Diese Geschichte wollten wir zuerst nicht glauben. Konnten Großeltern ihr Kind verkaufen? Wir waren böse bei dem Gedanken, und dann fragten wir unsern guten Großvater, ob er uns wohl verkaufen würde? Er lachte und meinte, für uns würde er wohl nichts kriegen. Das war ein Trost, aber als ich dem alten Klippert begegnete, ging ich gradeswegs auf ihn zu.

„Ist es wahr, daß Du Anna verkauft hast, und daß sie abgereist ist?"

Er blieb stehen und wurde ganz krumm. „Gott, o Gott, klein' Derrn, guck mir man nich so an!" sagte er kläglich. „Wenn nu der Hippertek auf mein' Haus gekündigt is, und mein Jung auch noch ümmer Schuldens macht, und kein ein da is, der ihnen bezahlen kann. — Und wenn der Pollerzei mich schreibt, daß er ins Loch muß, wenn kein Geld kommt, und wenn Anna es fein, ganzen fein haben soll?"

Er fuhr mit der Hand über sein verrunzeltes Gesicht und stöhnte.

„Sie sind allens bei mich gewesen. Der Herr Graf und der Herr Amtmann und haben fein mit mich gesprochen. Anna soll reich werden, und ein' feine Dame mit'n seidnes Kleid, und ich und Mutter sind alte Leutens und kommen bald auf'n Kirchhof. Was denn, klein Deern? Denn kommt mein klein Anna ins Armenhaus, und was der Öberste da is, der haut, denn kriegt sie Prügel. Na, und wenn sie groß is, denn muß sie in Dienst und kriegt vielleicht auch Prügels. Und wenn sie dann einen Mann kriegt, der haut ihr vielleicht auch, denn was unsere Sorte von Mannsleuten is, die sind for die Prügels. Ich hab' Mutter niemalen geslagen, weil daß ich das nich mag, abers ich glaub', sie hat sich da mannigmal über gewundert, weil daß es einmal bei uns so Mode is!"

(Fortsetzung folgt.)



Guitarrespielerin. Nach dem Gemälde von H. Lindenschmit.

Die neuen Nilstauwerke in Aegypten.

Von Julius Roth.

Ägyptens Erzeuger ist der Nil und sein Erhalter.

Sein Erzeuger, denn was an der berühmten fruchtbaren dunklen Erde dort vorhanden ist, die dem Lande in alter Zeit den Namen „Chemi", d. i. die schwarze Erde, verliehen hat, das ist vom Nil in Gestalt von Schlamm herbeigeschleppt worden und erfüllt jetzt in 10 bis 12 Meter Mächtigkeit den Boden des langen, schmalen, steinernen Troges, in dem der Nil zwischen den Wüsten dahinzieht. Sein Erhalter, denn in den jährlichen Überschwemmungen erhöht und düngt er diesen fruchtbaren Boden durch Ablagerung neuen Schlammes und tränkt ihn mit der nötigen Feuchtigkeit, ohne die auch diese Erde zur Trockenzeit Wüste sein würde, hart wie spröder Stein.

Zeitlich mit wunderbarer Regelmäßigkeit vollzieht sich seit Jahrtausenden das Steigen und Fallen des Nils. In den ersten Tagen des Juni läßt sich in Ägypten das erste leise Schwellen des Wassers beobachten; zwischen dem 15. und 20. Juni tritt dann plötzlich ein gewaltsames Steigen ein, das bis in den September dauert. Dann bleiben die Wasser für einen Monat und mehr ungefähr auf gleicher Höhe; in der ersten Hälfte des Oktobers pflegt der absolute Gipfelpunkt der Jahreshöhe erreicht zu werden. Dann fällt es wieder allmählich, so langsam, daß erst im Mai wieder der niedrigste Stand erreicht wird. Auf der Insel Roda bei Kairo steht der alte Nilmesser, nach dem die Höhe des Flusses amtlich festgestellt wird. Vom Juli ab wird der Wasserstand, an dem Wohl und Wehe des ganzen Landes hängt, täglich in den Straßen Kairos ausgerufen. Bei Niedrigwasser bedeckt der Nil 7 arabische Ellen der aus dem VIII. Jahrhundert stammenden Pegelsäule; sind $15\,^2/_3$ Ellen untergetaucht, dann hat das Wasser die für die Überschwemmung der Felder ausreichende Höhe, und das große Fest des Durchstichs der Dämme an den Berieselungskanälen erfolgt.

Dem klassischen Altertum war dies Fluten und Ebben des aus rätselhafter Ferne heranziehenden Nils ein wunderbares Geheimnis, um dessen Ergründung sich viele erleuchtete Geister vergeblich bemühten. Der spätere arabische Anwohner erklärte es sich einfacher durch einen Tropfen, den Allah alljährlich vom Himmel in den Quell des Stromes niederfallen ließ. Erst an der Schwelle der Gegenwart ist es mit der Erforschung Innerafrikas gelungen, das Rätsel zu lösen. Wir wissen heut, daß der Hauptteil der Flut von den unermeß-

Digitized by Google

lichen Regenstürzen der Tropen stammt, die dem Stande der Sonne folgen. Zur Winterszeit fallen sie südlich vom Äquator hernieder, und höchstens die äußersten Quellfäden des Nils haben noch Teil daran. Im Sommer jedoch schreiten sie mit der Sonne gegen Norden fort, und in immer reicherem Maße tränken sie das vielverzweigte Stromnetz des östlichen Sudan, dessen Abfluß der sogenannte „weiße Nil" ist. Langsam, in breiten Betten, wälzen sich hier die mächtigen Wassermassen vorwärts, in zahllosen Flußadern und zwischen ungeheuren Grassümpfen sich ausbreitend. Die ersten Fluten dieses Sommerwassers erreichen Ägypten Anfang Juni und sie rufen den langsamen Beginn der Schwellung hervor; auch sind diese Wasser, infolge des ruhigen Laufs und der Filtration im Bereich der Grassümpfe, frei von Schlamm. Hiervon stammt der Name „weißer", d. h. richtig übersetzt „klarer" Nil. Gegen Mitte des Sommers erreicht aber die Zone der Tropenregen auch das Hochland von Abessinien, und hier stürzen ihre Güsse auf den Gebirgen mit besonderer Heftigkeit hernieder. Diese Wassermassen, die auf den kahlen, verwitterten Gehängen rasch zusammenschießen, führt der zweite Quellfluß des Stroms, der „blaue" Nil, mit reißender Schnelligkeit zu Tal, in seinen wildstromartig dahinbrausenden Wellen Mengen der braunen Erdmassen der abessinischen Berghänge mit sich führend. Deshalb heißt er im Gegensatz zu dem Schwesterfluß der „blaue", d. h. eigentlich der „trübe" Nil. Ihm verdankt die Nilschwelle ihr rapides Steigen und zugleich den fruchtbaren Nilschlamm. Sind die Fluten des Blauen Nils wieder versiegt — die Regen Abessyniens hören mit der Rückwanderung der Sonne ja früher wieder auf als weiter im Süden — dann unterhält zwar der Zustrom vom Weißen Nil noch weiterhin die Wasserfülle in Ägypten, aber die Fluten sind jetzt frei von Schlamm.

Das Hochwasser des Nils gestaltet heut nicht, wie in früheren Zeiten, einen einzigen See aus dem ganzen Lande, sondern es wird durch ein großartiges System von Kanälen nach dem Befinden der Wasserverwaltung auf die Äcker abgegeben. Das ganze Ackerland ist durch Dammanlagen zu diesem Zweck in einzelne Bezirke geteilt. Man setzt diese zur geeigneten Zeit unter Wasser, so lange, bis sich der Nilschlamm darauf abgelagert hat und die nötige Durchfeuchtung eingetreten ist. Während dieser Zeit bilden die auf Erhöhungen liegenden Fellachendörfer einzelne Inseln, die nur durch schmale Dämme, gelegentlich nur durch Kähne, in Verbindung miteinander stehen. Es ist die erste Pflicht einer geordneten Verwaltung, auf den guten Stand dieser Bewässerungsanlagen zu achten; ihre Vernachlässigung, wie sie in Zeiten politischer Verwahrlosung eintritt, straft sich sofort aufs schwerste am Ertrag des Landes.

Nun ist leider die absolute Wassermenge des Nils, die zur Flutzeit zur Berieselung verfügbar ist, durchaus nicht alle Jahre die gleiche, da insbesondere der Ertrag der Regenfälle in Abessynien sehr wechselnd ist. Mit größter Sorge wird alljährlich das Steigen des Nils beobachtet. Bleibt die Flut auch nur um einen halben Meter hinter der Normalhöhe zurück, so sind schwere Hungersnöte in großen Teilen des Reichs die Folge davon. Jeder Centimeter jedoch, den die Schwelle über diesen Normalstand hinaus gewinnt, bedeutet einen bedeutenden Zuwachs am Nationaleinkommen des Landes.

Das wichtigste Problem der Wasserverwaltung ist es also seit alters, den Wasserreichtum für die Berieselung zu steigern. Absolut ist das natürlich nicht möglich; mehr Wasser, als der Nil im Laufe des Jahres über die Kataraкte von Wadi-Halfa, die Südgrenze Ägyptens, heranführt, kann man nicht beschaffen. Unendlich viel aber kann noch durch eine vollkommenere Ausnutzung dieser Jahreswassermenge erreicht werden.

Zweifellos wälzt der Nil zur Zeit der Hochfluten sehr viel Wasser nutzlos zum Meere, das unter geeigneter Aufspeicherung für die Bewässerung der Äcker und ihre Düngung durch den Niederschlag des fruchtbaren Schlamms verwendet werden könnte. Von frühester Zeit an haben daher die Beherrscher des Niltals versucht, diese überschüssigen Wassermassen durch großartige Bassinanlagen aufzuspeichern, um sie nachher bei fallendem Strom, zur Zeit der frühsommerlichen Dürre, auf die Äcker abgeben zu können. Die aus uralter Pharaonenzeit stammende Verbindung des Moerissees in der Oase Fayum mit dem Nil durch eine gewaltige Kanalanlage und die damit hervorgerufene hohe Blüte dieses Gebiets ist eine dieser Anlagen. Man kann sagen, die Ursache und die innere Berechtigung jeder Herrschergewalt im Niltal beruht recht eigentlich auf der Intelligenz und Energie, mit der die Regierenden unter Zusammenfassung der Kräfte des Landes solche Riesenbauten durchzuführen wissen, die dem Einzelnen unmöglich sind.

Seit einer Reihe von Jahren haben die Engländer durch eine glänzende diplomatische Geschicklichkeit es verstanden, sich wenn auch nicht nominell und anerkannt, so doch tatsächlich in den Besitz Ägyptens zu setzen, und es ist für niemanden ein Geheimnis, daß sie gar nicht daran denken, diese Position wieder aufzugeben. Beruhen doch im Gegenteil ihre gewaltigen Zukunftspläne für Neugründung eines großen afrikanischen Kolonialreichs vor allem auf einer Beherrschung des gesamten Nilgebiets und seiner Verbindung mit dem Kaplande. Man muß aber bewundernd zugestehen, daß sie gleichzeitig mit dieser Beschlagnahmung auch im größten Stil die Erfüllung jener alten Herrscheraufgaben im Niltal auf sich genommen haben. Mit der ganzen Kühnheit ihres Planes, der zähen Willenskraft in der Ausführung, die ihnen eigen ist, und der Gewohnheit, gewaltige Geldmittel in Bewegung zu setzen, haben sie sich, in der Rolle als Berater der khedivialen Regierung, daran gemacht, die Regulierung der Nilschwelle in einem Maßstabe in Angriff zu nehmen, hinter dem selbst die Arbeiten der alten Pharaonen zurückbleiben.

Es ist ungemein interessant für die Geistesrichtung dieser uns so nahe verwandten Rasse, daß, nachdem erst eben das geographische Dunkel, das bisher über dem oberen Nilgebiet lag, durch schwierige Forschungsreisen gelichtet worden, ihre planende Phantasie sich sofort mit einer praktischen Regelung des Nilabflusses bis in die äußersten Quellgegenden hinein zu beschäftigen begann. Die kaum erst entdeckten großen Quellseen des Nils, der Tana-See in Abessinien für den Blauen, der Victoria- und der Albert-See für den Weißen Nil, wurden alsbald im Lichte geeigneter Staubecken betrachtet, die durch geeignete Wasserbauten an ihren Ausgängen als natürliche Reservoire zu zeitweiliger Aufspeicherung und Wiederablassung des überschüssigen Wassers zu benutzen seien, ähnlich wie im Altertum der Moerissee in der Nachbarschaft von Memphis. Sehr schön heißt es in einem die Frage künftiger Nilreservoirs behandelnden Bericht: Wenn diese Werke ausgeführt sein „werden" (man beachte: nicht „würden"), dann werden diese Seen für den Nil und Ägypten dasselbe sein, wie der Schnee der Alpen für den Po und die Lombardei."

Zu den Arbeiten, die ins Auge gefaßt sind, gehört ferner eine großartige Regulierung des Flußlaufs im Bereich der Flußspaltungen und Grassümpfe zwischen Gondokoro und Faschoda. Hier gilt es, die zahllosen Nebenarme zu verstopfen und das Bett einzufassen, damit das Wasser sich nicht in diese Weitflächen verliert, wo ein großer Teil nutzlos verdunstet, während der stagnierende Rest durch die Einflüsse der Sumpflandschaft vergiftet wird. Die Folge davon ist nämlich die, daß dies verdorbene Wasser im Winter, wenn die Flut verläuft, wieder in den Nil zurücktritt und als faulige, stinkende, gesundheitschädliche Masse nach Ägypten gelangt. In besonders ungünstigen Jahren kann das geradezu eine Landplage werden, und es wird ja in der Bibel auch als eine solche behandelt. Die erwähnten Anlagen — deren erste Idee übrigens von dem großen deutschen Reisenden Dr. Schweinfurth stammt — würden dies Übel ein- für allemal beseitigen; und das würde auch für den weiterhin zu besprechenden Damm von Assuan die größte Bedeutung haben. Hat man doch dort schon im Jahre 1900 zur Zeit eines besonders niedrigen Wasserstandes in dem durch die Vor-

Digitized by Google



Der Mann mit der Nelke. Von Jan van Eyck. Berlin, Königl. Gemälde-Gallerie.
(Nach einer Originalphotographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i. E., Paris und New-York.)

Digitized by Google

Digitized by Google

arbeiten zum Damm aufgestauten Wasser erlebt, daß durch solch grünes Sumpfschlammwasser die ganze Umgegend verpestet wurde und alle Fische starben.

Das wichtigste Erfordernis aber waren große Stauanlagen im Bereich von Ägypten selbst, die die überschüssige Winterhochflut aufspeichern, und von denen aus man bei eintretendem Wassermangel rasch die erforderlichen Quantitäten ablassen kann. Die absolute Wassermenge des Nils, bis zum letzten Tropfen richtig verteilt, würde genügen, nicht nur das jetzt in Kultur befindliche Gebiet so gut wie in den günstigsten Jahren zu bewässern, sondern dieses Kulturland um einen außerordentlichen Betrag selbst zu vergrößern, teils durch direkte Ausdehnung des Berieselungsbereichs, teils durch Fruchtbarhaltung während des ganzen Jahreslaufs.

Um eine das ganze Jahr hindurch währende Irrigation des gesamten Ägyptens aufrecht zu erhalten, würde zu der gewöhnlichen Sommer-Wasserführung des Nils ein Plus von 3 600 000 000 Kubikmetern Wasser erforderlich sein. Seit dem Jahre 1889 beschäftigt sich die — von Engländern geleitete — ägyptische Regierung mit dem Problem, dieses Wasser zur Verfügung zu stellen. Der Urheber all dieser Pläne war der Unterstaatssekretär in Ägypten, William Garstin, den Hauptteil an den vorbereitenden Arbeiten nahm der Generaldirektor der Nilreservoire, W. Willcox. Dieser kam zur Überzeugung, daß das Staubecken im Nilbett selbst liegen müsse, nicht zur Seite desselben, wie der Moerissee. Der aufstauende Damm durfte aber zur Zeit des höchsten Standes, wo die von Abessinien stammenden Schlammassen herabkommen, der Flut keinen stärkeren Widerstand entgegensetzen, als ein gewöhnlicher Katarakt, damit sich dieser Schlamm nicht vor dem Damm ablagert, sondern wie sonst weiter unterhalb auf die Felder gelangen kann. Erst nach dieser Hochflut müßte das klare Wasser des Winters, das ja immer noch überflüssig viel ist, für den Sommer aufgespeichert werden.

Als geeignetste Stelle für den großen Staudamm wurde 1894 der Anfang des letzten Nilkatarakts oberhalb von Assuan ausersehen, wo steile Felsenufer dicht am Strom seine Verwandlung in ein Riesenreservoir begünstigten. Nach dem ursprünglichen Plane von Willcox sollte dieser Damm so hoch werden, daß er das Wasser um 30 Meter über dem Normalstand von Assuan aufhöhen konnte. Das so geschaffene Bassin würde (nach der ‚Deutschen Bauzeitung') 3 700 000 000 Kubikmeter Wasser enthalten, d. h. also reichlich den für dauernde Irrigation ganz Ägyptens ausreichenden Betrag — eine ungeheure Leistung.

Kaum war aber dieser Plan bekannt geworden, als ein Sturm der Entrüstung durch die ganze gebildete Welt ging. Oberhalb der Katarakte liegt nämlich die Insel Philä mit ihren herrlichen Bauwerken aus dem Altertum. Diese Insel würde durch eine solche Aufstauung dauernd überflutet und die Bauten damit dem Untergange preisgegeben werden.

Der allgemeine Protest gegen eine derartige künstlerische Barbarei machte auf die Regierung einen solchen Eindruck, daß sie den Plan in dieser Ausdehnung fallen ließ und ein neues Projekt befahl, das nur eine Aufstauung um 22 Meter ins Auge faßte und damit ein Reservoir von ungefähr 1 000 000 000 Kubikmeter Inhalt schuf. Ergänzend tritt diesem Hauptdamm ein zweiter Staudamm zur Seite, der bei Siut, etwa halbwegs zwischen Assuan und Kairo, über den Nil geführt werden sollte. Im Jahre 1898 begann die Arbeit an beiden und wurde in fünf Jahren zu Ende geführt; zuerst der einfachere Damm bei Siut, der bereits im Frühjahr 1902 vollendet war, dann der Damm von Assuan, dessen Fertigstellung, wie erinnerlich, am 10. Dezember v. J. unter Beisein des Herzogs von Connaught, feierlich begangen wurde. Das Daheim brachte in Nr. 14 bereits Abbildungen des großen Werkes.

Wunderbar malerisch ist die Landschaft oberhalb des Städtchens Assuan, des alten Syene, unvergeßlich für jeden, der sie einmal sah. In breitem Bande quert hier ein vom Roten Meere herüberkommender Zug von Granitgefels das Bett des Nils, und das harte Gestein, das der Strom nur unvollkommen durchsägen konnte, schafft hier den untersten der sechs Nilkatarakte, die zwischen Chartum und Ägypten die Schiffahrt teils ganz unterbrechen, teils sie nur zur Hochwasserzeit gestatten, die Stromschnellen von Assuan. In wilden, schäumenden Wogen, in Bergen eingezwängten Wassers und tiefen, quirlenden Strudeln drängt sich der Nil zwischen Hunderten von niedrigen, zackigen Inseln und Klippen hindurch. Den großen Flußdampfern ist der Weg über diese Schnellen durchaus unmöglich; die kleineren Dahabiyen können zur Zeit hohen Wasserstandes durch Massen von Uferfellachen, die darauf eingeübt sind, in mühsamer und gefährlicher Treckarbeit hinübergeschafft werden. Oberhalb der Schnellen fließt der Nil in einigen tiefen Kanälen zwischen malerischen Felseninseln dahin, deren eine das berühmte Philä ist. Zwischen diesen Inseln und der Schnelle, gerade dort, wo der Strom sich in die zahlreichen Arme des Katarakts zu verzweigen beginnt, ist der Damm über die obersten der Schnellenklippen in gerader Linie von Steilufer zu Steilufer hinübergeführt, ein Riesenwerk, dessen imposanter Eindruck es würdig den alten Monumentalbauten des Pharaonenlandes anreiht. Zwei Kilometer beträgt die Länge des ganz aus Granit aufgeführten Dammes; seine Sohlenbreite ist (wie wir der ‚Deutschen Bauzeitung' entnehmen) 25 Meter, seine Kopfbreite 5, an den Ablaßschleusen 7 Meter; die Höhe des Bauwerks von den Fundamenten bis zur Oberkante 40 Meter. Hundertundachtzig Schleusentore durchbrechen den Wall, durch Stahlschützen verschließbar. Bei Hochflut sind sie sämtlich geöffnet, und in mächtigen nebeneinander gereihten Bogenstürzen brausen durch sie die dunkelfarbigen Wasser zu Tal, ein Anblick von großartiger Schönheit. Sie sind weit und zahlreich genug, um in Ägypten nach wie vor die normale Nilschwelle entstehen zu lassen. Wenn die Flut zu sinken beginnt, werden sie allmählich mehr und mehr geschlossen, und der Wasserstand des Beckens wird so stets auf dem Höchststand erhalten, bis mit Beginn der Dürre durch allmähliches Wiederaufziehen und Abgabe der aufgestauten Wasser die Leerung des Bassins erfolgt, bis die neue Flut eintritt.

Der Staudamm bei Siut hat die Länge von 833 Metern und 111 Schleusen. Da er das Wasser nur 2—3 Meter aufzuhöhen hat, so ist seine Anlage leichter und einfacher als bei Assuan. Allein auch an ihm sind zeitweilig bis 13 000 Arbeiter beschäftigt gewesen. Er wurde im Frühjahr 1902 vollendet.

Beide Staudämme sind zur Seite mit einem gemauerten Schiffahrtskanal mit großen Kammerschleusen versehen, so daß sie also die Schiffahrt nicht hemmen. Im Gegenteil, bei Assuan ist jetzt erst dadurch die dauernde Schiffahrt möglich geworden; die regelmäßigen Dampfer können jetzt von Kairo bis zum zweiten Katarakt nach Wadi-Halfa verkehren.

Die Arbeiten machten außerordentliche Schwierigkeiten. Um die Fundamente zu gründen, mußte der Boden des Flußbettes trocken gelegt werden. Dies konnte aber immer nur stückweise zur Niedrigwasserzeit durch zeitweilige Hilfsdämme erreicht werden, die bei Eintritt der Flut wieder entfernt werden mußten. Andere Erschwerungen boten die Quelligkeit des Bodens, die Bewegungen des Sandes oder bei Assuan die starke Verwitterung des Granits im Flußbett, Brüche der Hilfsdämme ꝛc. Aller dieser Hindernisse ist aber die moderne Ingenieurkunst in erstaunlich kurzer Zeit Herr geworden.

Und nun die Insel Philä? Eine der interessantesten Erscheinungen unserer Zeit ist zweifellos dieser Kampf zwischen den materiellen und den ästhetischen Interessen und der entschiedene Sieg der letzteren gerade in dem als so materiell verschrieenen englischen Volk. Wegen der Freude an einigen alten Tempeln aus längstentschwundener Vergangenheit und der Ehrfurcht vor dem erhabenen Geist, der aus ihnen zu uns redet, hat der Plan, ein Königreich zu bewässern und für Millionen von Menschen neue Unterhaltsmöglichkeiten zu schaffen, um mehr als zwei Drittel seines Maßes zurückgeschraubt werden müssen. Es ist das ein Triumph des

Digitized by Google

Idealismus, wie er größer kaum gedacht werden kann, und jeder, der einmal den unvergeßlichen Zauber der Bauwerke von Philä auf sich hat wirken lassen, dem der feierliche Ernst des Isistempels, die wunderbare hellenische Grazie des „Kiosks“ vor Augen steht, wird diesen Ausgang des Kampfes zwischen Kunst oder Archäologie und praktischer Volkswirtschaft mit hoher Freude begrüßen. Hat sich doch auf dem Boden von Philä eine höchst interessante Vermählung zwischen den Formen der alten Pharaonenkunst und denen der griechisch-römischen Kultur vollzogen, die auf der Höhe ihrer Intelligenz den alten Bauten des Nillandes bereits ganz so interessiert und ehrfürchtig gegenüberstand, wie heute wir. Denn ein Teil dieser Bauten stammt von den römischen Kaisern, die hier den alten Monumenten neue im Stil des Landes archaisierend hinzufügten.

Auch bei der heutigen Höhe des Dammes wird allerdings bei höchster Flut der Unterbau des Isis- und des Hatsortempels überspült, allein man hat durch kostspielige Renovations- und Verstärkungsarbeiten alles mögliche getan, sie vor Unterwaschung zu sichern. Es läßt sich also unter den gegenwärtigen Zuständen erhoffen, daß die alte Pracht von Philä noch lange Zeit erhalten bleiben wird.

Aber freilich! Ob der Sieg der idealen Richtung ein endgültiger und dauernder ist, wer will das mit Gewißheit hoffen? Grollend nur sind die Ingenieure vor der öffentlichen Meinung zurückgewichen, und nicht für immer. Eindrucksvoll weisen sie auf die ungeheuren Kosten, welche unter den jetzigen Umständen die Erhaltung der Tempel von Philä macht. Willcox hat ausgerechnet, daß durch die Reduktion seines ursprünglichen Plans ein Verlust von etwa 700 000 000 Mark herauskommt! Schwerlich wird die Partei der materiell Interessierten sich daher dauernd bei diesem Verzicht beruhigen. Wenn die durch das neue Mehr von Wasser ermöglichten Vergrößerungen der Kulturfläche in Ägypten vollzogen sein und Ströme von Gold erzeugt haben werden, dann wird der Ansturm von neuem beginnen, und es ist leider sehr die Frage, ob die Regierung — der schließlich auch einiges an diesen Goldströmen liegt — immer im stande sein wird, ihm Widerstand zu leisten. Hat doch in Voraussicht dieser Dinge Willcox bereits der gegenwärtigen Staumauer von Assuan eine Stärke gegeben, daß sich mit Leichtigkeit eine Erhöhung derselben ausführen läßt, groß genug, um das Niveau des Beckens noch um sechs Meter zu erhöhen. Hierdurch würde der Inhalt des Staubeckens auf mehr als 2 000 000 000 Kubikmeter gesteigert werden; aber freilich, die Tempel von Philä würden dem Verderben überliefert werden.

Es ist eine schwere Frage, auf welche Seite man sich von einem höheren Standpunkt aus stellen soll.

Man könnte sagen, von der Erhaltung der Tempel hat doch nur die kleine Minderzahl der geistig Höchststehenden, Reisende, Gelehrte, Kunstfreunde, einen wirklichen Vorteil, durch die an ihre Zerstörung wie an eine unerläßliche Bedingung geknüpfte Vermehrung des fruchtbaren Ackerlandes in Ägypten aber viele Millionen von kleinen Leuten, die Fellachen des Niltals. — Wenn es nur so wäre, wenn nur wirklich ein Glück für die letzteren damit verbunden sein würde! Gewiß wird die Volkszahl Ägyptens ganz bedeutend zunehmen, sehr viel mehr Menschen werden auf der „schwarzen Erde“ leben können; es fragt sich nur, ob dies Leben ein Glück ist, das man möglichst vielen neuen Seelen gönnen möchte. Der einzelne Fellache wird von dieser Erweiterung des Fruchtlandes schwerlich einen höheren persönlichen Segen haben, als ihn die Hunderte von Generationen seiner Vorfahren durch die Wasserbauten früherer Zeit gehabt haben. Sein Los wird nach wie vor die harte Arbeit auf der Scholle, das bescheidenste Vegetieren von der Hand in den Mund und der zähe Kampf mit dem Steuereintreiber sein, wie es das schon zur Zeit der Pyramiden-Erbauer war. Reicher werden nur die Regierung und die großen Besitzer und Unternehmer werden. Es fragt sich, ob das den Untergang der Tempel aufwiegt.

Ferid-Pascha, der neue türkische Großvezir.

Von Paul Lindenberg.

Der weite Vorhof des schmucklosen, gelbgetünchten Regierungsgebäudes in Konia wies vor kurzem eine buntfarbig gemusterte Versammlung auf, die sich eingefunden hatte, um die offizielle Mitteilung zu vernehmen von der Berufung Ferid-Paschas, des bisherigen Gouverneurs der Provinz, auf einen hohen und verantwortlichen Posten in Konstantinopel. Neben Offizieren in glänzenden Uniformen bemerkte man Civilbeamte im schlichten Gehrock und mit rotem Fez, neben muhammedanischen Geistlichen in langen dunkeln Gewändern und mit weitbuchtigen weißen wie grünen Turbanen die Mönche des tanzenden Derwischordens der Mewlewi in wallenden braunen Mänteln und mit röhrenartigen Filzmützen, und auch Gendarmen, Diener, untere Beamte, Kaufleute und Händler hatten sich eingefunden, um dem feierlichen Abschied beizuwohnen. Nicht ohne tiefe Bewegung mag Ferid-Pascha, den wir auf unserem Bilde vorn in gestickter Gala-Uniform mit breitem Ordensbande sehen, seine Abberufung vernommen haben, denn er fühlte sich eng verbunden mit jener reichbevölkerten, blühenden kleinasiatischen Provinz, die er fünf Jahre verwaltet hat, und nicht minder schwer mag der gesamten Bevölkerung sein Scheiden geworden sein.

Denn in erster Linie war es diesem mit großen Machtmitteln ausgerüsteten Generalgouverneur zu danken, daß sich der ihm anvertraute Landesteil einer stets wachsenden Wohlfahrt erfreute, daß binnen kurzer Frist sich die Einnahmen verdoppelten und verdreifachten, daß Gerechtigkeit herrschte und die Beamten wie Soldaten pünktlich bezahlt wurden, daß jede Bestechung und Unredlichkeit, sobald der Pascha davon hörte, strenge Ahndung erfuhr, daß sehr viel für die Unterrichtsanstalten, für Wegebau und Seßhaftmachung nomadisierender Stämme geschah und daß die Hauptstadt Konia in musterhafter Weise verwaltet wurde.

Auf allerhand Kreuz- und Querzügen durch Anatolien hatte der Schreiber dieses schon viel und nur Günstiges von diesem seltenen Generalgouverneur vernommen, und als ich ihm nun an einem schönen Frühlingstage des vergangenen Jahres gegenübersaß im Empfangssaale des obenerwähnten Regierungsgebäudes, da entsprach der persönliche Eindruck durchaus all dem Guten und Rühmenswerten, das man mir vordem berichtet hatte. Ausgang der vierziger Jahre stehend, von mittelgroßer, schlanker Figur, von liebenswürdig-elegantem Wesen, mit fein durchgeistigten Mienen, mit klug blitzenden Augen, den dunklen Bart kurz gestutzt, hatte Ferid-Pascha etwas ungemein Gewinnendes; nichts Steifes, Zurückhaltendes haftete ihm an, in vollendetem Französisch plauderte er ungezwungen über alles, was ihn interessierte — und es war dies ein weites Gebiet — und hielt mit manch freimütigen Äußerungen nicht zurück. Mit warmem Ton sprach er von Deutschlands Freundschaft zu der Türkei, pries als leuchtendes Beispiel den deutschen Kaiser, bezeugte lebhafte Sympathien für unseren Botschafter in Konstantinopel, Freiherrn von Marschall, und hob gern hervor die Wichtigkeit der bekanntlich unter deutscher Verwaltung und mit deutschem Kapital erbauten anatolischen Bahn für Stadt und Land, ihre baldige Fortsetzung von Konia aus nach Bagdad wünschend. Als liebenswürdiger Gastgeber erwies sich der Pascha am Abend in seinem traulichen Heim, wohin er mehrere seiner ersten Beamten zu festlichem Mahle gebeten hatte; angeregt und abwechselungsvoll war die französisch geführte Unterhaltung, von der Heimat und Fremde wurde erzählt, an manch wichtigem und interessantem Wort fehlte es nicht, und fröhlich berichtete mir der Pascha, wie sehr Deutschland und deutsches Wesen seinem Schwiegersohne gefiele, der damals als abkommandierter Offizier einem unserer Infanterieregimenter in Metz angehörte.

Daß man in den diplomatischen Kreisen Konstantinopels längst auf Ferid-Paschas Rechtlichkeit und Tüchtigkeit sowie sein Verständ-

Digitized by Google



Vorlesungsfeier des Bezirat-Firman von Sr. Ex. Ferid-Pascha, Generalgouverneur von Konia, vor dem Regierungspalast.

nis für die wichtigen Fragen einer neuen Zeit aufmerksam geworden ist, zeigte seine Berufung in den Yildis-Kiosk als Vorsitzender der macedonischen Reformkommission, eine Wahl, die gerad' die Vertreter der europäischen Mächte, mit denen doch sicherlich deshalb die Regierung des Sultans Verständigung genommen hatte, mit aufrichtiger Freude begrüßten. Wenige Wochen sind erst seitdem vergangen, und soeben nun ward Ferid auf den höchsten und verantwortlichsten Posten des osmanischen Reiches gestellt, nach dem Sultan, der als geschicktester Diplomat gilt, die ausschlaggebende Persönlichkeit für das Wohl und Wehe der Türkei.

Ferid dürfte der rechte Mann an der rechten Stelle sein. Im arbeitsfrohen Alter und von unermüdlichem Tatendrang, allgemeines Vertrauen genießend, weltgewandt und reich an Erfahrungen aller Art, gehört er nicht zu jenen an starren Überlieferungen hängenden Alttürken, die am liebsten jedwedes Ding Allahs Willen überlassen und sich wenig um den morgigen Tag kümmern, da der heutige sie genugsam beschäftigt. Nicht unwichtig ist, daß der neue Großvezir einer begüterten albanesischen Familie entstammt und daher einen direkten Einfluß ausüben kann auf die unruhigen albanesischen Elemente, die ja auch gern mit ihren Sonderbestrebungen hervortreten und der Hohen Pforte schon viele sorgenvolle Stunden bereitet haben. Ferner kommt Ferid zu gute, daß er sich auch draußen in anderen Ländern umgesehen und mancherlei wichtige Eindrücke gesammelt hat jenseits der türkischen Grenzpfähle; seine Studien legte er zum Teil in Frankreich zurück und führte mannigfache Reisen aus, die ihn eng vertraut machten mit europäischen Anschauungen und mit den politischen Strömungen der verschiedensten Völker.

Schwere Aufgaben harren des neuen Großvezirs, denn allerhand dunkle Wolken ballen sich zusammen am politischen Horizont der Türkei. In Macedonien gärt es fortgesetzt, und es wird kluger wie energischer Maßnahmen bedürfen, um dort die Ruhe wieder herzustellen und die erregten Gemüter der christlichen Bevölkerung zu besänftigen. Und mit gutgemeinten aber schlechtausgeführten Reformen ist da nichts geschehen, soll Macedonien dem türkischen Reiche erhalten bleiben und soll nicht der Aufruhr emporzüngeln, der leicht um sich greifen und schwere Folgen nach sich ziehen könnte. Aber auch in anderer Hinsicht muß zielbewußt und energisch vorgegangen werden, will die Türkei allen Anforderungen entsprechen, die wir an einen modernen Kulturstaat stellen. Viel ist ja während der über ein Vierteljahrhundert dauernden Regierung des Sultans Abdul-Hamid getan worden, viel jedoch blieb noch zu tun übrig. Das ausgedehnte Reich verfügt über genügende natürliche Hilfsmittel, die es finanziell gesunden lassen und in den Stand setzen können, das Erforderliche für Kultur und Gesittung durchzuführen, freilich muß sich mit ernstem Wollen auch ein entschlossenes Handeln verbinden. Durchaus falsch ist es, alle Schuld auf die Regierung zu werfen; zahllose und nur sehr langsam zu überwindende Schwierigkeiten ergeben sich durch die uralten orientalischen Überlieferungen und religiösen Anschauungen. Die Bevölkerung selbst steht den meisten Neuerungen abwartend, mißtrauisch, ja auch übelwollend gegenüber und will von den bestgemeinten Reformen nichts wissen. Zumal alles, was vom Auslande kommt, wird mit Argwohn, häufig mit Verachtung betrachtet, bei den Türken — besonders jenen der schlichten Volkskreise — stößt man oft auf das Gefühl der Uberlegenheit anderen Nationen gegenüber, da gelangt die Herrschernatur zum Vorschein, die ja einst die türkischen Heerscharen zu kühnen Taten angespornt und die Macht der osmanischen Sultane ausgedehnt haben in fremden Landen und über fremde Völker.

Den türkischen Staat aus seinem eigenen Innern heraus zu kräftigen und ihn widerstandsfähig zu machen gegen alle Stürme, das wird das vornehmste Ziel des Tuns uud Handelns des neuen Großvezirs sein, der die äußere Pnlitik getrost dem umsichtigen Geschick und der feinfühligen Gewandtheit Tewfik-Paschas, welcher lange Zeit als Botschafter in Berlin geweilt hat, überlassen kann. Die in Kleinasien verbrachten Jahre waren für Ferid die geeignetste Vorschule für seine jetzige Würde; voll Interesse für die Landwirtschaft, voll regen Sinnes für alle den Unterricht betreffenden Fragen, voll warmer Teilnahme für die Leiden und Freuden der mühsam schaffenden unteren Bevölkerung, gewann er enge Fühlung mit der Volksseele, — ihr Sehnen und Wünschen, ihr Wollen und Können ergründend — und das ist eine gute Gewähr für eine ersprießliche Saat seiner verantwortungsreichen Tätigkeit!

›››› Ich will! ‹‹‹‹

Ich bin ja glücklich! Ich schau' nicht zurück!
Ich will's! Meine Kinder, die brauchen Glück!
Laß deine Schatten, du dunkles Leid,
Heraus aus der sonnigen Kinderzeit! —

Wir tummeln uns lustig, wie Kinder sind,
Und springen und jauchzen durch Sonne und Wind.
Froh spiele ich mit, meine Seele ruht,
Bei meinen Kindern ist alles gut.

Doch fällt einmal von dem lachenden Glück
Ins eigene Herz mein Blick zurück,
Da trifft mich mein Lachen wie Wehlaut schrill —
Ich gehe hinaus und weine still . . .

Ute Muellenbach.

Digitized by Google

Familientisch. — Sammler-Daheim.

Zu unseren Bildern.

Fritz van der Venne gibt in seinem Bilde die lebhaft bewegte Schilderung eines „Begräbnisses in Podolien", das in harter Winterzeit von einem Rudel Wölfe überfallen wird; dieses dramatische Bild ist zugleich eine hübsche landschaftliche Darstellung des tief verschneiten Forstes, über dem der Mond aufgeht. Dort, in den weiten Ebenen Rußlands, in den Gebieten der Moldau und der Walachei, sind die Wölfe noch immer eine wahre Landplage, die sich besonders in diesem, in jenen Gegenden sehr kalten und schneereichen Winter recht fühlbar macht. Erst kürzlich berichteten die Zeitungen von einigen Überfällen der von Natur feigen und nur durch den Hunger tolldreisten Wölfe auf größere Menschengruppen. So gewahrten Mitte Januar Reisende in der Eisenbahn von Fokschani nach Rimnik-Sarat (Rumänien) in der Ferne, aber nur wenige Schritte vom Bahnkörper entfernt, eine in lebhafter Bewegung befindliche Gruppe von Menschen und hundeähnlichen Tieren. Zuerst glaubte man, daß eine Rauferei zwischen Bauern im Gange sei, bei der sich auch deren Hunde beteiligten. Als der Zug aber näher kam, sah man mit Entsetzen, daß es sich da um einen Verzweiflungskampf unbewaffneter Menschen gegen ein großes Rudel Wölfe handle. Ohne sich durch das Herannahen des Eisenbahnzuges einschüchtern zu lassen, hielten die vor Hunger rasenden Bestien auch dann noch Stand, als der Zug in unmittelbarer Nachbarschaft der blutbedeckten Kampfstätte anhielt, und sie suchten erst das Weite, als das Personal und zahlreiche Reisende des Zuges, mit Eisenstangen und Knütteln bewaffnet, laut schreiend den Angefallenen zu Hilfe eilten. Leider waren aber von diesen vier junge Leute von den Wölfen bereits umgebracht worden, und auch die überlebenden drei Opfer dieses furchtbaren Kampfes waren von den reißenden Bestien schlimm zugerichtet. — Diese hier gegebenen faktischen Geschehnisse werden das Bild unseren Lesern gewiß doppelt interessant machen.

Der liebenswürdige Tiermaler H. Sperling zeigt uns auf seinem hübschen Bildchen (auf S. 17) ein paar seiner besonderen Lieblinge, einen kurzhaarigen Vorstehhund und einen Dackel, die mit wildem Gekläff und Gebell eine Katze, die sich auf einen Baum gerettet hat, verfolgen. Die beiden Hunde sind in gewohnter Meisterschaft individualisiert. — Nett ist auch ein paar Seiten weiter die Guitarrenspielerin von H. Lindenschmit, das Glanzstück unserer Nummer aber bildet ein Meisterwerk der älteren Bildnismalerei: der „Mann mit der Nelke" von Jan van Eyck, das neben den sechs Tafeln des hochberühmten Genter Altarwerks der Brüder van Eyck ein Kleinod der Berliner Gemäldegalerie ist. In der Kunstgeschichte nennt man das Brüderpaar die „großen Bahnbrecher der realistischen Kunstanschauung im Norden", und sie gelten als die Vervollkommner der Ölmalerei.

Gemalte Bauerngläser.

Moden pflegen ihren Einzug aufs flache Land zu halten, nachdem sie in den großen Städten längst veraltet sind, das gilt aber nicht nur von Kleidermoden, sondern auch von der Kunst und dem Kunstgewerbe. Wenn eine Kunstepoche anfängt sich auszuleben, steigt sie ins Volk hinab, wo sie, ins Derbe umgemodelt, oft noch Jahrhunderte hindurch, eigenartige, dem Fühlen und Denken des Volkes angepaßte Blüten treibt. Die Glasmalerei, jene edle Tochter des Mittelalters, verfiel, als die Reformation den Bildschmuck in den Kirchen für überflüssig hielt und als man anfing hell einfallendes, volles Tageslicht dem magischen Dämmer buntbemalter, wie Teppiche wirkender Kirchenfenster vorzuziehen, ihr Platz war zunächst nicht mehr in den Domen und Münstern, sie ging in die Ratsstuben und Patrizierhäuser, wo sie eine lange, kleinen Verhältnissen gerecht werdende Nachblüte erlebte. — Es wurde Sitte, namentlich in der Schweiz, bei besonderen Anlässen bunt gemalte Fensterscheiben zu stiften, verziert mit dem Wappen der Geber oder der Empfänger, mit allegorischen oder biblischen Darstellungen. Der Brauch blühte im XVI. und XVII. Jahrhundert, es bildete sich eine Miniaturglasmalerei heraus, welche wahre Meisterwerke feiner Pinselführung erzeugte; die „Schweizer Scheiben" bilden heute auf dem Kunstmarkte eine begehrte und hoch bezahlte Ware.

Gegen Ende des XVI. Jahrhunderts fing man an, die Malerei mit opaken Emailfarben von der Glasscheibe auf das Glasgefäß zu übertragen, das Fichtelgebirge wurde der Hauptsitz jener spezifisch deutschen Art der Glaskunst, hier und in dem benachbarten Böhmen und Thüringen entstanden hauptsächlich die mächtigen „Reichsadler-" und „Kurfürstenhumpen", die bemalten Innungs- und Handwerksgläser, die mit Wappen und Sprüchen



Flasche mit opaken Emailfarben bemalt. Holstein. Höhe 17 cm.

verzierten „Stangen" und „Kelche" der Adligen und Patrizier. — Der Dreißigjährige Krieg brach die beste Kraft des alten deutschen Kunstgewerbes, und der vernichtete Wohlstand zwang zu einfacher Lebensführung. Auch die Emailmalerei verfiel, und als der Besitz wieder anfing zuzunehmen, wandte der Geschmack sich anderen Formen der Ziergläser zu, besonders dem böhmischen Krystall mit eingeschnittenen Verzierungen. Inzwischen aber hatte der Bauer die Bekanntschaft gemalter Fensterscheiben und bunter Gläser gemacht, patrizischer Brauch ging aufs Land und wurde bis ins XIX. Jahrhundert hinein treu bewahrt. Besonders in den Bauernländern der Niederelbe, in den Vierlanden, in der Elbmarsch, in den Landeln Hadeln und Wursten, in der Wilstermarsch, im Holstengau und in Dithmarschen war das gegenseitige Schenken von gemalten Fenstern, von Gläsern und Flaschen eine feste Sitte geworden. Baute der Dithmarscher ein neues Haus, so lud er Verwandte, Freunde und Nachbarn ein zur „Fensterköst" oder zum „Fensterbiere". Da gab es „en Mund vull Snack un'n Piep Toback, en kohlen Drunk un'n luft'gen Sprung". Jeder Gast schenkte dem Gastgeber für sein neues Haus eine bemalte Fensterscheibe. Ähnliche Sitte blühte in den Nachbargauen. Die Darstellungen auf den Scheiben waren Geschlechterwappen, Berufszeichen, Szenen aus dem täglichen Leben, Mann und Frau im Festkleide, — häufig sieht man einen Reiter eine Pistole abschießen, auch Allegorien, kernige Sprüche, Namen und Jahreszahlen kommen vor.

Mit Flaschen und Gläsern beschenkten sich besonders gern Braut und Bräutigam. Die Braut erhielt ein zierliches, mit Blumen, brennenden Herzen und schnäbelnden Tauben bemaltes Fläschchen oder Glas, der Bräutigam eine größere Flasche oder ein Trinkglas mit einem Reiter bemalt oder mit dem Bräutigam in der Zeittracht. — Die hier abgebildete Brautflasche aus dem Jahre 1794 ist vierkantig, die Seitenflächen sind mit Maililien bemalt, die Rückseite trägt folgenden Glücksausbruch:

„Ich bin lustig und kontant und habe mein Schetzgen bey der Hand. Vivat mein Schatz."

Die Verfertiger dieser Scheiben und Flaschen waren die Glaser und Maler — beide Handwerke wurden stets zusammen betrieben — der Landstädte. Sie bereiteten die Emailfarben selbst, brachten sie, mit Wasser verrieben, auf die schwach gummierte Glasfläche und besorgten den Brand in kleinen Muffelöfen. Rezeptbücher, Farbmühlen aus Sandstein und Öfen sind in mancher alten Glaserei noch vorhanden. — Vor zwanzig Jahren noch konnte man in vielen alten Bauernhäusern Holsteins solche bunte Scheiben in den Fenstern, welche vom Wohnraum auf die Tenne führten, sehen, jetzt sind die Scheiben verschwunden wie auch die gemalten Flaschen und Gläser, meist von gierigen Händlern weggeschleppt, ihrer eigentlichen Bestimmung entzogen „in einer Ortssammlung den folgenden Geschlechtern Kunde von der Väter Sitte und Art zu geben".

M. Kirmis.

Für Edelsteinsammler.

Diamanten. II. (Schluß aus Nr. 18.)

Den alten Kulturvölkern war der Diamant als kostbares Naturprodukt bekannt, sie verstanden ihn zu polieren und benutzten Diamantsplitter, um Gemmen in harten Stein zu schneiden. Er wird in der Septuaginta (Jerem. 8, 1) erwähnt; Plato erzählt im „Politikus", daß sich der Adamas beim Reinigen und Scheiden des Goldes findet; Dionysios Periegetes bespricht in seinem geographischen Lehrgedicht das Vorkommen des Diamanten; Theophrast, Seneca, Ptolomäos erwähnen seiner; Plinius beginnt die Einteilung der edlen Steine mit dem Diamanten. Als Schmuckstein begann er im Abendlande seit der Zeit der Kreuzzüge geschätzt zu werden; im Jahre 1373 bestand in Nürnberg bereits eine Zunft der Diamantpolierer, die Facettierung aber erfand erst 1456 Luis von Berquem aus Brügge. Figuren in Diamant zu schneiden, scheint zuerst dem Stempelschneider Jakob Trezzo aus Mailand gelungen zu sein; nach einer Notiz bei Mariette schnitt er für Philipp II. das spanische Wappen in einen großen Diamanten.

Die Diamanten werden nach dem Gewicht verkauft. Das uralte, noch heute übliche Edelsteingewicht ist das Karat (von Keration, dem Samen des Johannisbrotbaumes) von 0,205 g. — Große Steine (Solitär, Nonpareil) haben keinen festen Preis, bei kleineren bis etwa 8 Karat gilt die Quadratregel, daß der Preis von 1 Karat mit dem Quadrat des Gewichtes multipliziert wird (David Jefferies, „Aufrichtiger Jubelierer". Frankfurt a. M. 1772). In dem „Trattato dell' orificeria" des Benvenuto Cellini vom Jahre 1534 wird der Wert eines geschliffenen Karatsteines mit 300 Mark angegeben, seither schwankte der Preis zwischen 150 und 450 Mark. Er hängt in erster Linie von der Schönheit des Steines ab. Steine vom ersten Wasser kosten doppelt und dreimal so viel wie Steine mit Federn oder solche von gelblichem Schimmer. — Um den Stein zu prüfen, legt man ihn auf weißes Papier und haucht ihn an; rohe Steine sind schwer zu schätzen, man muß sie in Benzol legen, um die Oberflächenwirkung des Lichtes aufzuheben.

Durch die Entdeckung der großen Diamantgruben in Südafrika ist der Diamanthandel und der Diamantschliff in ganz andere Bahnen gelenkt worden. Man findet neben strohgelben und bräunlichen Steinen auch rein weiße, und man findet nicht nur viele, sondern auch sehr große Steine (so 1884 den Stein „Viktoria" von 457 Karat; 1893 den „Excelsior" von 971$^{3}/_{4}$ Karat und im April 1902 in der „Ottos Koppe Mine" einen Stein von 886$^{1}/_{8}$ Karat).

Vor fünf Jahren waren die Brillanten billig, ein guter Stein von einem Karatgewicht kostete 200 Mark, heute ist er nicht für das Doppelte zu haben, weil der Diamantring nur in sehr beschränkter Zahl Steine auf den Markt bringt.

M.

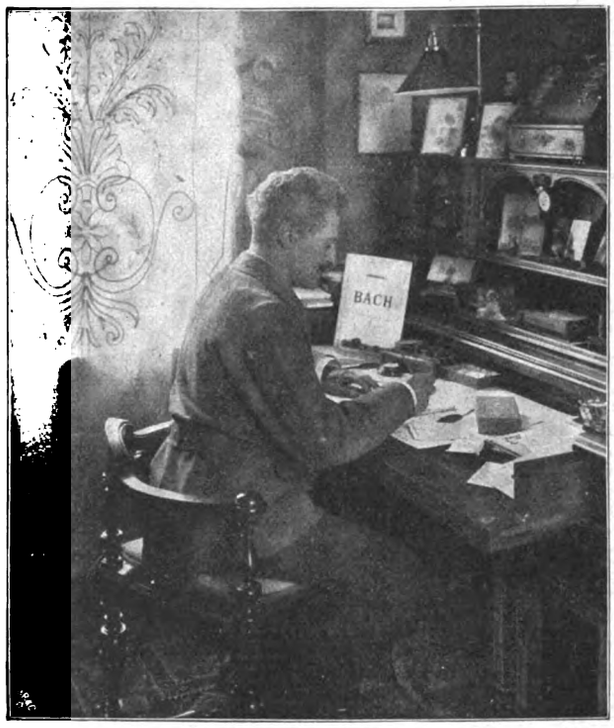
Digitized by Google

Hausmusik.

Siegfried Ochs.

Zum zwanzigjährigen Jubiläum des Philharmonischen Chores in Berlin.

Ein Jubilar im Strahlenglanze der Jugend! Frisch, schwungvoll, feurig, von gesunder Natürlichkeit und Genußfreudigkeit! So gar nicht von dem Schlage, wie man sich sonst einen Jubilar vorstellt. Also wahrscheinlich einer, auf den die Errungenschaften des Vorgängers überkommen — wird der Leser sagen — einer, der die Ernte einheimst über einer Saat, die ein anderer ausgestreut, der die Triumphe auf seinen Namen überträgt, die der vor ihm Wirkende unter Mühen und Kämpfen errungen. Weit gefehlt! Niemand hat Siegfried Ochs vorgearbeitet auf dem Felde, das er heute bestellt. Der Unternehmungsgeist, der ihn beseelte, zeigte ihm frühzeitig genug die Bahn der Erfolge, deren Höhepunkt er heute bereits erklommen. Am 19. April 1858 zu Frankfurt a/M. geboren, wandte sich Siegfried Ochs zuerst den Wissenschaften zu. Zu Darmstadt und Heidelberg trieb er chemische Studien, bis ihn bei der Uebersiedlung nach Berlin der Genius der Harmonien erleuchtete und ihn den Weg des Musikers wies. Auf der königl. Hochschule für Musik wurde er in die Geheimnisse Polyhymnias eingeweiht, die Professoren Schulze, Rudorff und Kiel waren seine Lehrmeister. Den Jüngling trieb es früh zu eigenen selbständigen Taten; mit 24 Jahren gründete er den „Ochsschen Gesangverein", der in stiller Beschaulichkeit mehrere Jahre von der Öffentlichkeit ziemlich wenig beachteten, aber durchaus gewissenhaften Übungen sich hingab. Mit Haydns „Schöpfung" betrat der kleine Chor zum erstenmal das Podium des Konzertsaals. Seine Konzerte fanden auch jetzt nur geringe Beachtung. Aber die redlichen, ernsten Bemühungen blieben in den maßgebenden musikalischen Kreisen nicht unbemerkt. Kein Geringerer als Hans von Bülow war es, der die Leistungsfähigkeit des Ochsschen Chores schnell erkannte; in freudiger Begeisterung betraute er den Leiter mit der ehrenvollen Aufgabe, die Philharmonischen Konzerte durch seine Mitwirkung zu bereichern. Mit einem Schlage war der Ochssche Verein in den Vordergrund des Interesses gerückt. Die Aufführungen der „Neunten Sinfonie", der „Ruinen von Athen", die Siegfried Ochs in unermüdlicher Tatkraft vorbereitete, die Hans von Bülow im Glanze seiner leuchtenden Autorität zu neuen Offenbarungen gestaltete, bedeuten unvergeßliche große Tage in der Geschichte des Vereins. Die Beziehungen zu dem Philharmonischen Orchester wurden immer enger, so daß sich der Ochssche Verein nunmehr als „Philharmonischer Chor" dem Schwesterinstitut gegenüber stellen konnte. Über Beethoven schritt der kühne Leiter und Streiter entschlossen aufwärts auf der Bahn der chorischen Machtaufgaben zu dem Altmeister Joh. Seb. Bach. Auf dem Bach-Fest, zum 150. Todestage des Leipziger Thomas-Kantors, schuf er in der Darstellung einer Reihe von Kantaten monumentale Eindrücke. Von den Kantaten zu den Passionen und Messen! So kennzeichnen gewissermaßen drei Werke die Hauptphasen des Philharmonischen Chores: Haydns „Schöpfung", die Zeit der Kindheit, Beethovens „Neunte", Sturm und Drang des Jünglings, Bachs „H moll-Messe", die selbstbewußte Reife des triumphsicheren Mannes. Der mittlerweile zum königlichen Professor ernannte Siegfried Ochs hat seinem Verein eine erste Stellung im reichbewegten Berliner Musikleben errungen. Die besten Sangeskräfte wetteifern um die Ehre, Mitglied des Chores zu sein, und es steht dem Leiter ein Material zur Verfügung, wie man es in ähnlichem Falle selten findet. Kein Wunder, daß sich Professor Ochs jetzt sonnt im Glanze seiner frühen Erfolge. Für ihn, den energievollen Künstler, bedeutet das Jubiläum jedoch kein Ausruhen, keinen Stillstand, sondern nur ein Wahrzeichen der Sammlung zu aufstrebenden neuen Kämpfen und Siegen. **W. A.**



Professor Siegfried Ochs.
Nach einer Aufnahme von O. Wacker & Maaß in Berlin W.

Das Klavier-Pedal.

Von Max Puttmann-Eberswalde.

Von allen technischen Hilfsmitteln, deren sich die musikalische Kunst bedient, hat das Pedal des Klaviers von jeher die oberflächlichste Behandlung erfahren. In den zahlreichen Klavierschulen finden wir entweder gar keine oder nur sehr unzulängliche Angaben über die Behandlung des Pedals. So heißt es z. B. in der so weit verbreiteten Dammschen Klavierschule auf Seite 217: „Bei Ped. ist das rechte Pedal nieder zu treten; das + ist das Zeichen für das Außerwirksamkeitsetzen des Pedals"; das ist alles, was der Autor über diesen wichtigen Gegenstand zu sagen weiß. Louis Köhler verlangt in seinem Praktischen Lehrgang des Klavierspiels nur, daß man das Pedal nach Vorschrift gebrauchen solle, während Hugo Riemann in seiner Klavierschule den Gegenstand etwas eingehender zu behandeln strebt. Auch in den das Klavierspiel ausführlich behandelnden Schriften eines Werkenthin, Kullak, Germer 2c. nimmt die Lehre von dem Pedalgebrauch doch immer nur einen sehr bescheidenen Raum ein. Es kann daher nicht wunder nehmen, daß in der Klavier spielenden Welt ein so großes Unverständnis in Bezug auf die richtige Anwendung des Pedals herrscht und ein geradezu strafbarer Unfug mit demselben getrieben wird; das verständnis- und rücksichtslose Pedaltreten ist es hauptsächlich, was das häusliche Musizieren für die Umgebung oft unerträglich macht und wodurch die „Klavier-Frage" zu einer brennenden geworden ist.

Was nun das Treten an sich betrifft, so lasse man den Fuß auf der Ferse ruhen und setze nur die Spitze auf den Tritt, das „Pedal". Die Stellung des Fußes sei dabei so, daß seine Spitze nach außen gerichtet ist. Es ist nicht erforderlich, daß man das Pedal ganz herunter tritt, wohl aber achte man darauf, daß, wenn das Pedal nicht getreten werden soll, der Fuß auch nicht den geringsten Druck auf den Tritt ausübt, da sonst die Saiten nicht völlig abgedämpft werden und ein Nachhallen des Gespielten stattfindet. Das Treten des Pedals muß völlig geräuschlos geschehen und das so lästige Aufschlagen der Dämpferleiste vermieden werden. Die wichtigste Regel für das Pedaltreten aber lautet: „Man trete das Pedal immer erst kurz nach dem erfolgten Anschlag der Tasten!" Tritt man das Pedal genau im Moment des Anschlags der Tasten, so entsteht entweder eine Lücke zwischen dem vorhergegangenen und nun folgenden Ton, oder jener klingt in diesen noch mit hinein. Diese Regel ist, so unentbehrlich sie für eine gute Anwendung des Pedals erscheint, doch den meisten Pianisten unbekannt, ein Beweis, wie wenig man sich im allgemeinen mit dem in Rede stehenden Gegenstand beschäftigt.

Doch nicht allein von den Pianisten, sondern auch von den Komponisten wird das Pedal meist als etwas ganz Nebensächliches behandelt. Entweder schreiben diese das Pedaltreten gar nicht vor, oder setzen die an sich sehr unpraktischen, weil zu viel Platz beanspruchenden, bekannten Zeichen: Ped. und + an die unrechte Stelle, wofür sich unzählige Beweise anführen ließen. Um nun die Dauer der Tritte bestimmt anzuzeigen, bedient sich Hans Schmitt in seinem, die Lehre, wie das Pedal gebraucht werden soll, ausführlich behandelnden Buche: „Das Pedal des Klaviers", einer besonderen Linie mit Noten und Pausen, welche Idee auch Louis Köhler in seinem Werke: „Der Klavierpedalzug, seine Natur und künstlerische Anwendung" verwertet hat. Durch die Schmittsche Pedallinie läßt sich die Dauer der Tritte auf das genaueste bezeichnen, und es ist bedauerlich, daß sie nach mehr als 25 Jahren immer noch der allgemeinen Anwendung harrt. Beiläufig sei erwähnt, daß Grieg in seinen in der Edition Peters erschienenen Werken versucht hat, auch mittelst der bekannten Zeichen Ped. und + das Nachtreten des Pedals anzugeben.

Was nun die Anwendung des Pedals betrifft, so herrscht in dieser Beziehung eine geradezu strafbare Unwissenheit in der Pianistenwelt. Wenn mir eine Schülerin, welche bereits sechs Jahre Unterricht genossen hatte, sagt, daß das Pedal auf jeden Taktstrich zu wechseln sei, so mag das immer noch hingehen; wenn aber eine „Klavierlehrerin" behauptet, man müsse das Pedal immer wechseln, sobald ein musikalischer Gedanke zu Ende sei, so sieht man, von welch unwürdiger Seite das musikalische Lehrfach oft ausgeübt wird.

Das Pedal wird zunächst angewendet: bei weit auseinanderliegenden Tönen, welche gebunden klingen sollen, Beispiel: Beethoven, Sonate Opus 14, Nr. 1, 2. Satz, Übergang in das Maggiore; bei Accorden, welche außer Spannweite der Hand liegen, wie solche man in allen modernen Klavierstücken vorfindet;

Digitized by Google

bei gebundenen Accorden, Beispiel: Beethoven, Sonate Opus 7, 2. Satz, Takt 22; und bei langen Noten oder Accorden, um der Hand ein wenig Ruhe zu gönnen oder den nächsten Anschlag sorgfältig vorzubereiten. So ist es z. B. keineswegs erforderlich, die ganzen Noten in dem ersten Satz der Pathétique-Sonate, kurz vor dem Tempo I., ihrem vollen Werte entsprechend auszuhalten, denn es ist für den Fortklang des Tones durchaus gleichgültig, ob ich während des Pedaltretens die angeschlagene Taste festhalte oder nicht.

Bezogen sich die soeben angegebenen Regeln nur auf die Anwendung des Pedals bei einzelnen Tönen oder Accorden, so ist es gleichwohl möglich, das Pedal auch bei stufenweisen Fortschreitungen, bei Scalen im Einklang, in der Octave, in Terzen und Decimen, ja selbst bei Accordfolgen zu treten, so beispielsweise in vielen Lisztschen und Schumannschen Werken. Da jedoch diese Art der Anwendung des Pedals nur bei dem höchsten Grade der Virtuosität statthaft ist, die vorliegenden Zeilen aber keineswegs dem fertigen Virtuosen als Richtschnur dienen sollen, so erübrigt sich ein näheres Eingehen auf alle hier möglichen Fälle, in denen das Pedal zur Anwendung kommen könnte, und es sei daher gleich auf diejenige Satzweise näher eingegangen, welche als die eigentliche Domäne des Pedals gelten kann: die Zerlegung der Harmonien in Arpeggien der verschiedensten Art, entweder als selbständige Passagen oder als Begleitung zu einer getragenen Melodie.

Man spiele einmal mit einiger Aufmerksamkeit den Anfang des 9. „Liedes ohne Worte" von Mendelssohn ohne Pedal und gleich darauf mit Pedal, um zu erkennen, wieviel Klangreiz derartige Arpeggien durch das Treten des Pedals erhalten; beruht doch auch die Wirkung aller unserer Salonmusik, als da sind: Transcriptionen bekannter Lieder, Charakterstücke der verschiedensten Art, Paraphrasen, Lieder ohne Worte ꝛc. ꝛc., zumeist auf einer geschickten Anwendung des Pedals. Ganz unentbehrlich aber ist das Pedal bei Cantilenen, die mit größeren Passagen umwebt werden, um dem Ohre dadurch die Möglichkeit zu geben, den ersteren folgen zu können. Hierher gehören auch die sogenannten Daumenmelodien, welche mit dem Daumen der rechten Hand oder abwechselnd mit beiden Daumen gespielt werden. Beispiele bietet die moderne Klavierlitteratur in Fülle.

Bei der Anwendung des Pedals in allen diesen Fällen achte man darauf, daß man es genau bei jedem Eintritt einer neuen Harmonie wechsele. Von besonders guter Wirkung ist die Anwendung des Pedals bei Arpeggien in der hohen und mittleren Lage des Klaviers, etwa bis zum kleinen f, während man bei Arpeggien in der Tiefe, namentlich bei solchen in enger Harmonie, das Pedal am besten gar nicht tritt oder es öfter wechselt, vielleicht bei jedem halben Takt.

Nur mit größter Vorsicht ist das Pedal bei Melodien anzuwenden, deren Töne einen längeren Notenwert haben und ein und demselben Accorde angehören. Wollte man hier der Regel, daß man das Pedal immer bei Eintritt einer neuen Harmonie wechseln müsse, folgen, so würde man die Melodie um ihre ganze Wirkung bringen. Jeder Instrumentalist, er mag ein Instrument spielen welches er wolle, soll bestrebt sein, eine Melodie so wiederzugeben, als wenn sie gesungen würde. Da aber beim Gesange nie zwei Töne einer Melodie zusammen erklingen, so darf man das Pedal auch nie über zwei Noten forthalten, wenn anders man den Eindruck des wirklichen Gesanges nicht zerstören will.

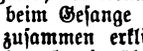
(Schluß folgt.)

Aus dem Tonleben.

Vorläufer der Zukunftsmusik. In seiner „Theorie der schönen Künste" (1761) schrieb der alte Aesthetiker Sulzer die bedeutungsvollen Worte: „Der festeste Grund, um die Oper als ein herrliches und prächtiges Gebäude zu errichten, wäre ihre genaue Verbindung mit dem Nationalinteresse eines ganzen Volkes.... Wichtig und ehrwürdig könnte die Oper sein, wenn sie auf den Hauptzweck aller schönen Künste geleitet und von wahren Virtuosen bearbeitet würde." Obzwar die Oper ihre „Verbindung mit dem Nationalinteresse eines ganzen Volkes" erst hundert Jahre später eingehen und zur nationalen Kunst erst in den gewaltigen Tondramen eines Richard Wagner werden sollte, so haben doch die großen Geister des achtzehnten Jahrhunderts das künftige Opernideal schon geahnt: Wieland, Lessing, Goethe, Schiller und Herder hatten auf der Höhe ihres Lebens ihre vielseitigen musikalischen Interessen einer Opernreform, einer neu zu schaffenden deutschen Oper zugewandt. Derselbe Drang nach Selbständigkeit, der in der Mitte des vorletzten Jahrhunderts dem nationalen Empfinden in Dichtung und Lied eine glorreiche Auferstehung bereitete und der vaterländischen Kunst endlich das Uebergewicht verlieh über die aus aller Herren Länder nach Deutschland eingeschleppten Erzeugnisse fremden Volksgeistes, derselbe Drang nach der Wiedergeburt des Musikdramas aus der Eigenart und dem innersten Wesen unseres deutschen Volkstums, hat auch das Opernideal, das sich unsere Klassiker konstruiert und auf dessen lebensvolle Verkörperung in dieser Welt sie zu hoffen wagten, in der modernen Gegenwart vollkommen verwirklicht: in jener innigen Vereinigung von Dichtkunst und Musik, von der ein Lessing die Umgestaltung der Oper erwartete. In dem „Kunstwerk der Zukunft" gelangte sie zur vollendeten Wesenheit. Es ist gut, sich gelegentlich dieser alten Propheten zu erinnern. Sie geben einen interessanten, wenn auch nur theoretischen Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der Oper und zeigen, wie die großen Reformideen Richard Wagners hundert Jahre vor ihm bereits die größten Geister beschäftigt haben. Wagner war ihre Vollender, nicht ihr Erfinder.

Redaktionspost.

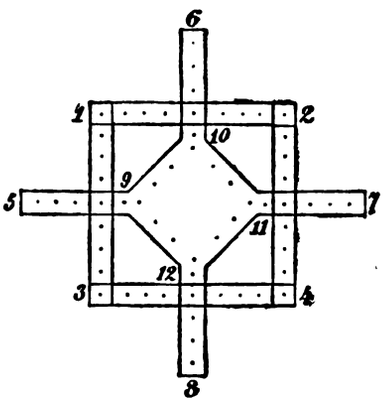
Herr Dir. Dr. Rieß in Roßwein schreibt uns: Zu dem Artikel des Herrn Dr. Edm. v. Freyhold in der Hausmusik Nr. 5 und 8 über „Das Musikalische im Kuckucksruf" gestatte ich mir zu bemerken, daß für die Intonation durchaus nicht als Regel e'cis' für den Kuckucksruf gilt, sondern nach Nauman und Voigt



, daß aber auch der Kuckuck nicht der einzige Vogel ist, der wirkliche Töne und musikalisch bestimmbare Intervalle ruft; man vergleiche die ausführlichen Darlegungen in: Dr. Alwin Voigt, „Exkursionsbuch zum Studium der Vogelstimmen", Berlin, Robert Oppenheim (Gustav Schmidt), 1894, wo auch auf die Schwierigkeit hingewiesen ist, Vogelstimmen überhaupt musikalisch zu bestimmen, weil Vögel noch Töne in ihrer Kehle haben, die bei unseren Klavieren zwischen den Tasten liegen. Übrigens erinnere ich mich, bereits in den achtziger Jahren gelesen zu haben, daß Regel beim Kuckuck die kleine Terz ist, aber häufig große Terz, Sekunde und Quarte vorkommt.

In unserer Spielecke.

1. Füllrätsel.



10 a, 2 c, 4 e, 4 h, 4 i, 2 k, 1 l, 6 n, 1 o, 3 p, 6 r, 6 s, 6 t, 3 u, 1 w, 1 z (i=j).

Die obigen Buchstaben sind in die 60 leeren Felder der Figur so einzutragen, daß folgende Wörter entstehen:

1— 2 Eine berühmte Königin des Altertums;
1— 3 eine Kaiserin;
2— 4 ein russisches Gouvernement;
3— 4 eine belgische Hafenstadt;
5— 9 eine Dichterin unserer Zeit;
6—10 ein Mineral;
7—11 ein schottisches (englisches) Herrschergeschlecht;
8—12 ein Schlachtort, bekannt aus der Geschichte Napoleons I.;
9—10 ein Gott der Griechen;
10— 9 eine Landenge;
10—11 ein Kartenspiel;
9—12 ein Metall;
11—12 eine Stadt in der Schweiz.

2. Wechselrätsel.

Wie nur zwei Strichlein vermögen solch' eine
Macht auszuüben!
Ohne sie jeder wohl wünscht, daß die Be-
zeichnung ihm gilt,
Mag sie sich auf den Charakter oder die
Stellung beziehen.
Aber mit ihnen gescheut wird sie, wie vorher
erstrebt,
Wenn auch ein freisprechend Urteil gäbe das
eig'ne Gewissen,
Bringt doch die Strafe der Schuld, Leiden
und Qualen das Wort.

M. Sch., Cassel.

3. Versteckrätsel.

a	a	a	e	c	a	e	i	i
a	i	e	b	h	o	i	b	d
e	g	h	n	r	u	g	h	h
h	n	k	r	s	h	l	n	n
n	w	l	s	z	h	m	s	s

Innerhalb jeder der neun senkrechten Reihen sind die Buchstaben anders zu ordnen, und zwar so, daß die wagerechten Reihen eine sehr bekannte Stelle aus einem Gedicht von Goethe ergeben.

4. Anagramm.

Den Fluß in Rußlands Grenzen nennt
Der, wenn der Kopf von ihm getrennt
Und umgesetzt die andern Glieder,
Ersteht am Haupt des Menschen wieder.
Verliert er aber seinen Fuß,
Die Spitze er behalten muß,
Damit er, umgestaltet neu,
Nun gar ein Held der Feder sei,
Der voll Humor und warm Gemüt
Die Leser mächtig zu sich zieht.

M. Sch., Cassel.

(Die Auflösungen erfolgen in Nr. 22.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 19.

1. Bilderrätsel.

„Besser wissen und das Bessere wissen,
ist zweierlei!"

3. Wechselrätsel. Falb, Lalo, Wald.

4. Problem: Die Grabschrift.

Der
hier
ruht
Traugott
Hart
überwachte
redlichen
Gemüthes
unsere
Reichsstadt.

2. Arithmogriph.

		G			B
S	e	i	d	e	l
		r			l
		h			i
		a			s
T	r	o	j	a	n
		t			r

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rücksendung **unverlangt** eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutschen** Freimarken beigelegt sind. — Herausgeber: **Th. H. Pantenius** und **Hanns von Zobeltitz**. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin**. Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W. 35, Steglitzerstr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Anzeigen nur:** An die **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig**, Hospitalstraße 27. — Verlag der **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig**.
Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig**.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt.

39. Jahrgang * vom Oktober 1902 bis dahin 1903. * * * Ausgegeben am 21. Februar 1903. * Nr. 21.

Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.



Kaiser Wilhelm.

Von der Landwirtschaftswoche in Berlin. Wie alljährlich üblich, sind auch diesmal wieder die Vertreter der deutschen Landwirtschaft in der ersten Hälfte des Februar in Berlin zusammengetroffen, um dort über die Förderung der landwirtschaftlichen Interessen zu beraten. Aus der Reihe von bedeutungsvollen Veranstaltungen, die sich in jener Zeit stets in der Reichshauptstadt zusammenzudrängen pflegen, bringen wir diesmal einige Aufnahmen, die während des Besuchs des Kaiserpaares in der Ausstellung für Kartoffelverwertung gemacht worden sind, welche anläßlich der „Landwirtschaftswoche" in Berlin am 7. Februar in der Halle des Instituts für Gärungsgewerbe eröffnet worden ist. Am Tage zuvor besichtigten die Majestäten die Ausstellung. Mit dem Kaiserpaar kamen Prinz Heinrich und später der Kronprinz, ferner der Kriegsminister von Goßler, der Minister für Landwirtschaft v. Podbielski, der Minister der öffentlichen Arbeiten Budde, der Staatssekretär des Reichs-Marine-Amts v. Tirpitz, Graf Kanitz u. a. m. Auch der Rektor und der Ausschuß der Studierenden der Landwirtschaftlichen Hochschule waren erschienen. Die Ausstellung bot ein interessantes Bild von der vielseitigen, volkswirtschaftlich höchst bedeutungsvollen Ausnutzung der Kartoffel. Da wurde sowohl die Verwertung der Frucht selbst in getrocknetem Zustande als auch ihrer einzelnen Bestandteile wie Stärke und Spiritus lehrreich vor Augen geführt. So wurde unter anderem der Kaiserin ein Bouquet überreicht, dessen Blumen aus Kartoffelmehl und Marzipan hergestellt waren. Besonderes Interesse bezeugte der Kaiser an den Ausstellungsgegenständen, wo Spiritus zu Beleuchtungszwecken sowie als treibende Kraft von landwirtschaftlichen Maschinen, Automobilen und Feldbahnen verwendet wurde. Hier zeigte sich der Monarch auch als praktischer Landwirt, denn er unterhielt sich eingehend mit dem anwesenden Direktor einer Motorenfabrik, die sämtliche auf seinem Gut Kadinen in Betrieb befindlichen Mo-



Landwirtschafts-Minister v. Podbielski. Prinz Heinrich.

Vom Besuch des Hofs in der Ausstellung für Kartoffelverwertung in Berlin. Nach Aufnahmen von H. Rudolphy, Berlin.

Digitized by Google



Prinz Heinrich und der Kronprinz in der Ausstellung für Kartoffelverwertung in Berlin.
Nach einer Aufnahme von H. Rudolphy, Berlin.

tore geliefert hat, zu denen sich auch ein 60pferdiger Spirituspflug gesellen wird, nach dessen Eintreffen der Kaiser sich u. a. erkundigte. Verschiedene der Automobile, worunter sich auch solche zu militärischen Zwecken befanden, ließ sich der Kaiser draußen in Bewegung vorführen. Unsere Bilder von diesem Besuch haben auch in sofern noch ein besonderes Interesse, als sie den Kaiser in der Uniform der Gardejäger und den Landwirtschaftsminister Herrn v. Podbielski in Husarenuniform zeigen.

* * *

Generalsuperintendent D. Hoppe. Konsistorialrat D. Hoppe in Hannover ist soeben zum Generalsuperintendenten des größten Bezirks der Provinz Hannover, des Bezirks Hildesheim, der 370 Pfarren umfaßt, ernannt worden. Er wurde am 7. November 1852 als Sohn eines Geistlichen in Burgdorf geboren, genoß die Schulbildung auf dem Gymnasium in Celle und studierte in Leipzig und Göttingen Theologie.



Hofrat Dr. Wittstock in Leipzig †.

Von 1874—78 war er als Erzieher im Hause des Landgrafen Friedrich von Hessen-Kassel thätig. Am 17. Jan. 1878 wurde er ordiniert und sodann Hülfsprediger an der Gartenkirche in Hannover, dann Pastor in Ostenholz im Lüneburgschen und Barkhausen im Osnabrückschen. Von 1888 ab war Herr Hoppe neun Jahre hindurch als Superintendent und Kreisschulinspektor in Markoldendorf thätig; 1897 wurde er erster Hofprediger an der königlichen Schloßkirche zu Hannover, zugleich Mitglied des Konsistoriums daselbst und Superintendent der Inspektion Hannover. Am 19. Januar 1903 ist er nun zum Generalsuperintendenten für Hildesheim ernannt worden.

* * *

Hofrat Dr. Wittstock †. Wir bringen heute das Porträt eines ausgezeichneten pädagogischen Schriftstellers, des am 16. Januar in Leipzig verstorbenen Schuldirektors a. D. Hofrat Dr. Albert Wittstock, dessen Name einem seit Jahrzehnten so oft in den bekanntesten Zeitungen und Bücher-Katalogen begegnete. Hofrat Dr. Wittstock wurde am 20. August 1837 zu Wusterhausen (Mark Brandenburg) geboren, besuchte das Gymnasium in Neu-Ruppin und studierte in Berlin Philologie, vergleichende Sprachen und Philosophie. Er bestand 1859 die Prüfung fürs höhere Lehramt, promovierte zum Doktor und wirkte dann als Lehrer an höheren Schulen zu Oedenburg in Ungarn und in Wien, später in Frankfurt a. M., Genf, London und Paris. 1870 folgte W. einem Ruf als Rektor in Pößneck in Thüringen und bald darauf als Schuldirektor des ganzen Schulwesens von Reudnitz bei Leipzig, wo er die Realschule gründete. Seit 1888 lebte er nur noch litterarischer Thätigkeit. Von seinen pädagogischen Werken seien neben englischen, französische Sprachlehren und Lesebüchern noch folgende genannt: „Marce Aurels Selbstbetrachtungen", „The ancient Classics", „L'antiquité littéraire" „Geschichte der deutschen Pädagogik", „Lessings Erziehung des Menschengeschlechts", „Die Erziehung im Sprichwort", „Die Biene" (ein Idyll aus der Mark), „Die Ueberfüllung der gelehrten Berufszweige", „Die großen ethischen Strömungen in unsern Tagen", „Das ästhetische Erziehungssystem", „Erziehungsaufgaben in unsrer Zeit", „Reimspruchbuch der deutschen Volksweisheit u. a. Seine Wirksamkeit war viel größer als in der breiten Oeffentlichkeit bekannt ist; sie verdient aber noch in ihrem ganzen Wert erkannt zu werden. Höchste Achtung gebührt aber nicht nur dem pädagogischen Fachmann, sondern auch dem vortrefflichen Menschen, dessen vornehmer lauterer Charakter sich in seinen Schriften spiegelt.

* * *

Vom Militär-Brieftaubenwesen. Die Erfahrungen des deutsch-französischen Krieges 1870 bis 71 haben Deutschland veranlaßt, die Dressur von Brieftauben von Staatswegen zu betreiben und an verschiedenen Orten, besonders in Festungen, Brieftaubenstationen anzulegen, so z. B. in Cöln, Metz, Straßburg, Mainz, Posen, Thorn und Würzburg. Unsere Abbildungen stammen von der Brieftauben-Station Metz. In besonders eingerichteten Brieftaubenschlägen werden die Tauben durch Wärter, die dem Personal der Fortifikation entnommen sind, gezüchtet und abgerichtet. Die Hauptmasse der Brieftauben für den Kriegsfall stellt aber nicht die Heeresverwaltung, sondern eine Anzahl von Brieftaubenzüchter-



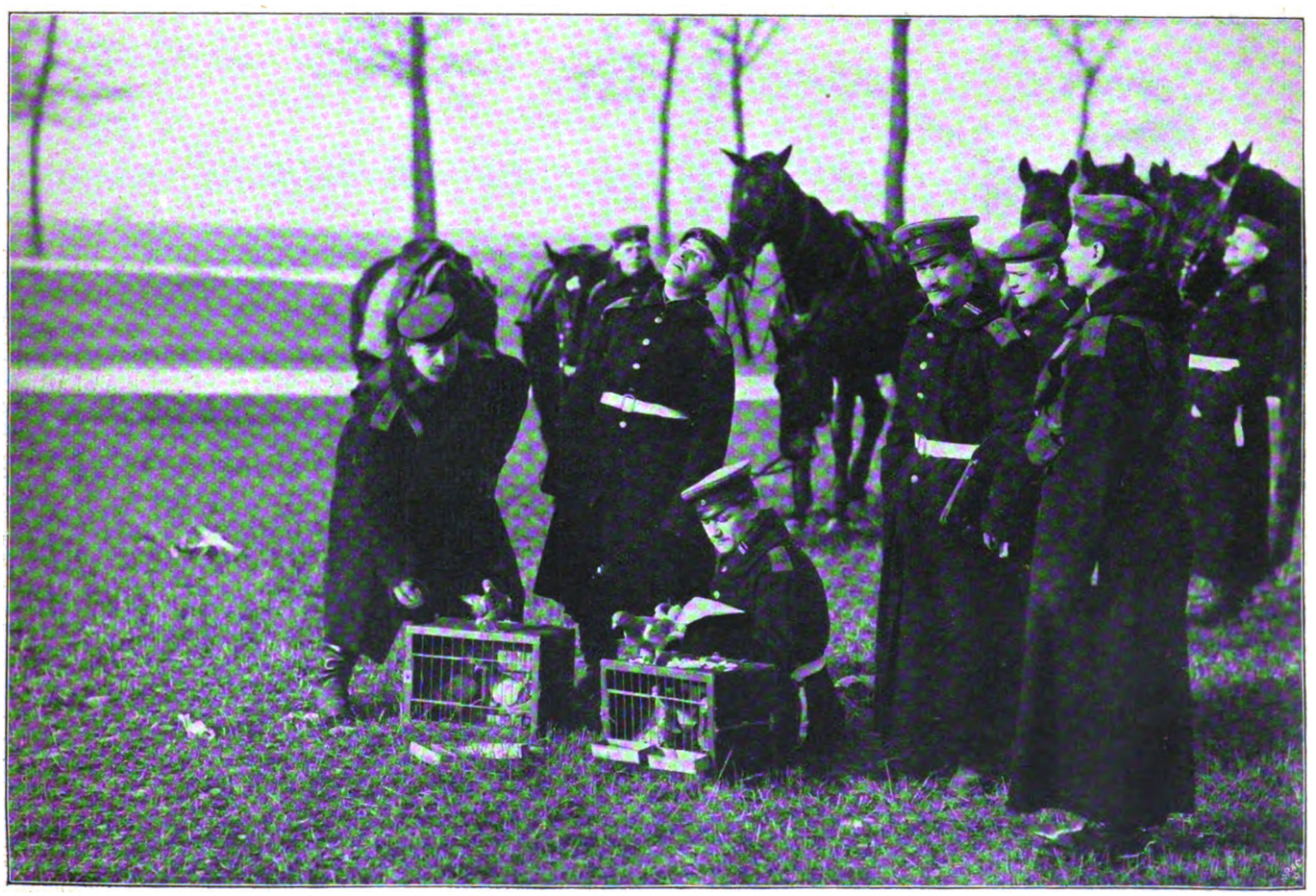
Der neuernannte Generalsuperintendent D. Hoppe in Hildesheim.

Vereinen wie z. B. die „Columbia" in Cöln und „Pfeil" in Berlin. Die Dressur der Brieftauben ist eine äußerst schwierige. Es ist der Taube nicht etwa angeboren, aus jeder beliebigen Richtung ohne Weiteres ihren Schlag wiederzufinden. Dazu muß dieselbe vielmehr sorgfältig abgerichtet werden. Wenn die Dressur Erfolg haben soll, muß eine Brieftaube außerdem von Natur Heimatsliebe, gutes Gedächtnis und ein scharfes Auge besitzen, in erster Linie natürlich große Ausdauer im Fliegen. Gewöhnlich legt die Brieftaube in 1 Minute 1 Kilometer zurück. Als brauchbare Tiere haben sich einige

Digitized by Google



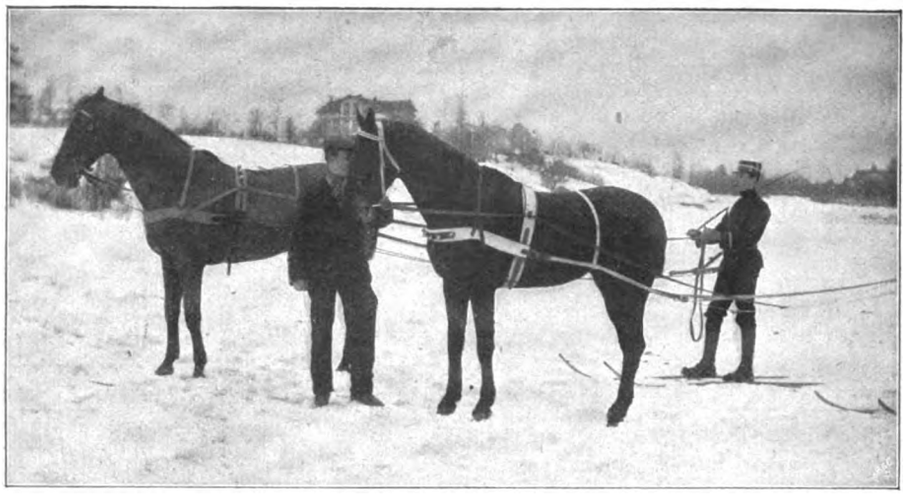
Eine komplette Brieftauben-Expedition, bereit zum Ausmarsch.



Das Auffliegen der Tauben, nachdem die Depesche in die Hülse hineingesteckt ist.

Vom militärischen Brieftaubenwesen. Nach Aufnahmen von Walther Jacobi, Metz.

Digitized by Google



Pferde-Wettfahren auf Skis: Am Start.

das bereits eine internationale Berühmtheit erlangt hat, und daher auch zahlreiche Fremde von weither anlockt. Die Wettspiele, die sich auf alle Zweige des Wintersports erstrecken, weisen unter anderem einige nordische Besonderheiten auf, die hier im Bilde veranschaulicht werden. Berühmt und in aller Welt bekannt ist der Riesensprung mit Schneeschuhen. Auf einem schräg abfallenden Hang schnellen sich mit sausendem Anlauf die konkurrierenden Schneeschuhläufer von einem Absprung aus mit einem tollkühnen Satz thalwärts, sodaß sie in einem über haushohen und entsprechend weiten schwindelerregenden Sprung durch die Luft, hoch über den Hang, hinfliegen. Unsere Aufnahme ist oben von dem Absprung gemacht worden und zeigt den kühnen Springer mitten in der Luft, sowie den tiefer gelegenen Teil des Abhanges, den tausende von Zuschauern in gespannter Erwartung dichtgedrängt umstehen. Ein sehr

Kreuzungen bewährt; durch Ausscheiden der schwächlichen Tauben aus den Schlägen wird die Leistungsfähigkeit gesteigert, durch allmählige Vergrößerung der zurückzulegenden Entfernungen werden die Tauben abgerichtet. Gute Tauben können bis zu 300 km mit Leichtigkeit zurücklegen, einzelne Tiere haben es sogar schon bis auf 600 km gebracht. Die zu befördernden Nachrichten werden chiffriert, auf Kollodiumhäutchen photographisch verkleinert, in eine Gummihülse gesteckt und an einer Schwanzfeder befestigt. Das Ablassen der Tauben — stets zwei bis vier mit derselben Depesche — geschieht so zeitig, daß sie ihr Ziel noch bei Tageslicht erreichen können; dort zeigt ein selbsttätiges Läutewerk dem Wärter ihre Ankunft an. Hauptsächlich werden die Brieftauben im Festungskriege verwendet. Wie die Bilder zeigen, können sie auch von einzelnen Reitern in Käfigen getragen und auf freiem Felde aufgelassen werden. Jedenfalls wird die Verwendung der Militär-Brieftauben im Kriege eine bedeutende Rolle spielen.



Der große Sprung mit Skis.



Dr. Frithjof Nansen (mit Frau und Sohn) als Schiedsrichter.

Von der Sportwoche in Christiania.

Von der Wintersport-Woche in Christiania. Alljährlich findet in der Woche vom 3. bis 10. Februar in der norwegischen Hauptstadt ein großes Sportfest, verbunden mit allerlei Wettkämpfen statt, das nicht nur aus den beiden uniierten Staaten des Nordens tausende von Besuchern vereint, sondern eigenartiger Sport ist neben dem Wettreiten auf der Schneebahn auch das Wettfahren auf Skies, wie es unser nächstes Bild zeigt. Endlich bringen wir noch einen interessanten Ausschnitt von der Preisrichter-Tribüne, wo Dr. Frithjof Nansen (neben seiner Gattin und seinem Sohn) des Schiedsrichteramtes wartet. Der berühmte Polarforscher scheint von seiner arktischen Expedition her noch so abgehärtet zu sein, daß ihm der skandinavische Winter dagegen wie eine angenehme Sommertemperatur vorkommt. Wenigstens steht er neben den andern im Mantel oder Pelz in seiner einfachen Sportjoppe ganz behaglich da, als ob ihn die Kälte nicht im Geringsten anficht.

* * *

Acht Brüder im Königs-Rock. Es gehört gewiß zu den großen Seltenheiten, daß acht Brüder aus einer Familie Soldat waren. Wie unser Bild zeigt, sind es die Gebrüder Hennig aus Hohenroda (Krs. Delitzsch), welche sämtlich unter deutschen Fahnen gedient haben. Dieselben ließen sich vor kurzem zusammen photographieren, zu welchem Zwecke sie sich die Uniformen, welche sie während der aktiven Dienstzeit trugen, von den betreffenden Regimentern liehen. Die Brüder sind, in der Reihenfolge von links nach rechts auf unserm Bilde betrachtet, 1) Gefreiter Max H., Ulan.-Reg. Nr. 18, 1889—1893; 2) Gefreiter [redacted]

Digitized by Google

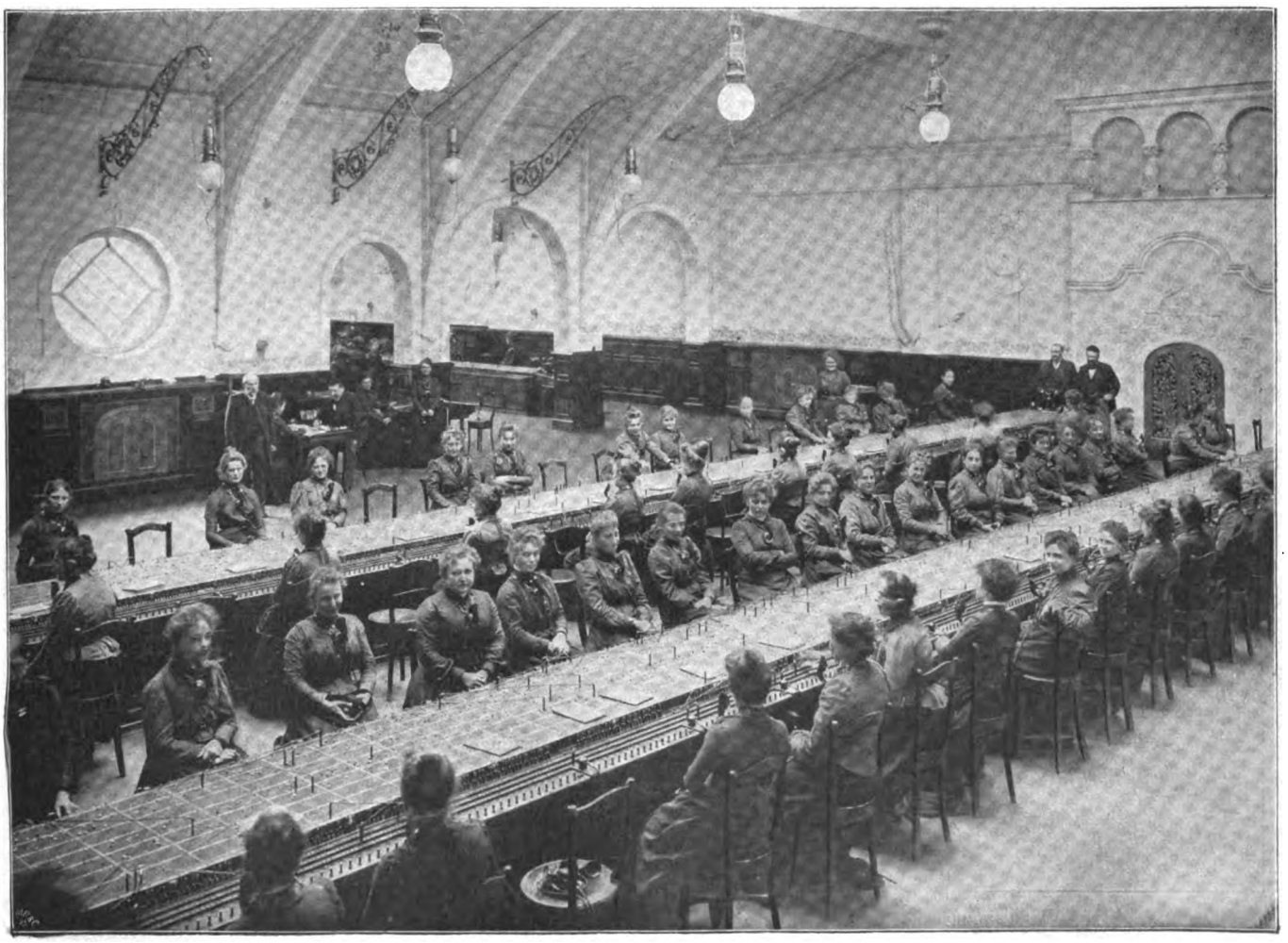
H., Feld-Art.-Rgt. Nr. 32, 1897 bis 1899. 3) Unteroffz. Robert H., Train-Bat. Nr. 4, 1878 bis 1880. 4) Wachtmstr. Oswald H., Ulan.-Rgt. Nr. 6, 1883 bis 1892. 5) Unteroffizier Otto H., Füsilier-Rgt. Nr. 36, 1880 bis 1882. 6) Grenadier Richard H., Kaiser Alexander-Garde-Gren.-Rgt. Nr. 1, 1891 bis 1894. 7) Husar Gustav H., Hus.-Rgt. Nr. 10, 1881 bis 1884. 8) Musketier Paul H., Königs-Inf.-Rgt. 106, 1886 bis 1888. Der Vater war Gutsbesitzer, verstarb aber schon im Jahre 1890. Er konnte somit leider nicht mehr alle seine Söhne in Uniform sehen. Desto größerer Freude wurde nun der Witwe Frau Hennig, welche noch hochbetagt in Hohenroda wohnt, zu teil. Ihre Söhne sandten nämlich ein solches Bild, wie wir es hier zeigen, an den Kaiser, und es ging darauf hin Frau Hennig aus dem Civilkabinett ein freundliches Dankschreiben im Allerhöchsten Auftrage sowie ein Gnadengeschenk von 300 Mark der „glücklichen Mutter so braver Söhne" zu.



Acht Brüder in Königs Rock.

* * *

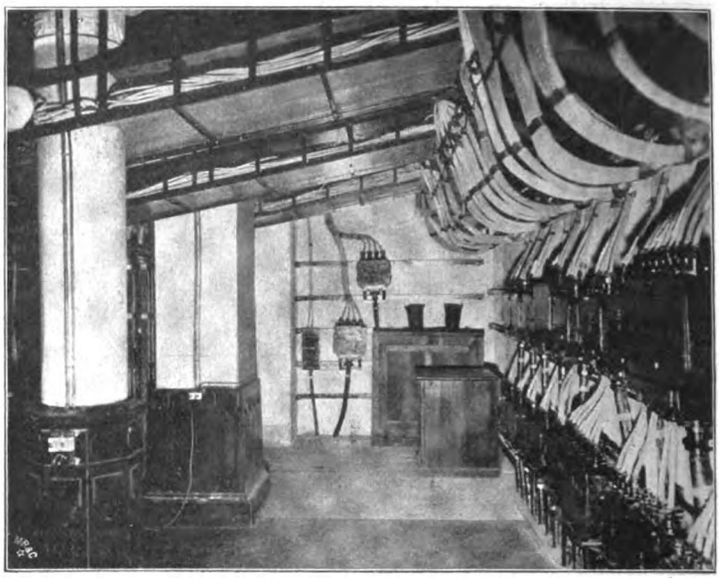
Ein modernes Fernsprechamt. Vor einiger Zeit ist in Berlin ein Fernsprechamt dem Betriebe übergeben worden, das Fernsprechamt IV, das zu den größten Vermittelungsämtern der Welt gehört, denn es ist für 14 000 Teilnehmer gebaut. Das Amt ist mit dem Vielfachumschalter von Siemens & Halske, der zuerst auf der Pariser Weltausstellung vom Jahre 1900 besondere Aufmerksamkeit erregte, eingerichtet, und es dürfte, ehe wir auf die Beschreibung des Amtes selbst eingehen, angezeigt sein, einiges über das bei dem Ausbau verwendete System zu sagen. Je mehr sich die Telephonie in Deutschland entwickelte, desto größer wurden naturgemäß auch die Vermittelungsämter. Somit entstand die Aufgabe, deren Kapazität, das heißt die Anzahl der Teilnehmer, welche an ein Amt angeschlossen werden können, sowohl, wie die Anzahl der Verbindungen, welche eine Beamtin herstellen kann, möglichst groß zu bemessen. Dazu mußte man die Klinken möglichst klein und die Arbeit der Beamtin möglichst gering machen. Dem entsprechend machte man die Klinken so einfach wie möglich und ordnete die Klinkenstreifen (s. Abb. 4) senkrecht zu der Längsachse der Tische an, so daß die Tische niedriger und bequemer wurden als bei der bisherigen horizontalen Anordnung und auch die Kabelführung sich vereinfachte. Dazu wurden ganz neue und eigenartige Anrufzeichen konstruiert, die ihrerseits den Betrieb erleichterten. Eine weitere wichtige Verbesserung war die Einführung eines automatischen Schlußzeichens; hierdurch wurde es möglich, den denkbar rationellsten Betrieb einzuführen, denn der Abonnent nimmt dabei dem Amte die Arbeit und die Verantwortung des An- und Heranrufens des gewünschten Abonnenten ab, der ja doch während dieser Zeit mit dem Fernhörer



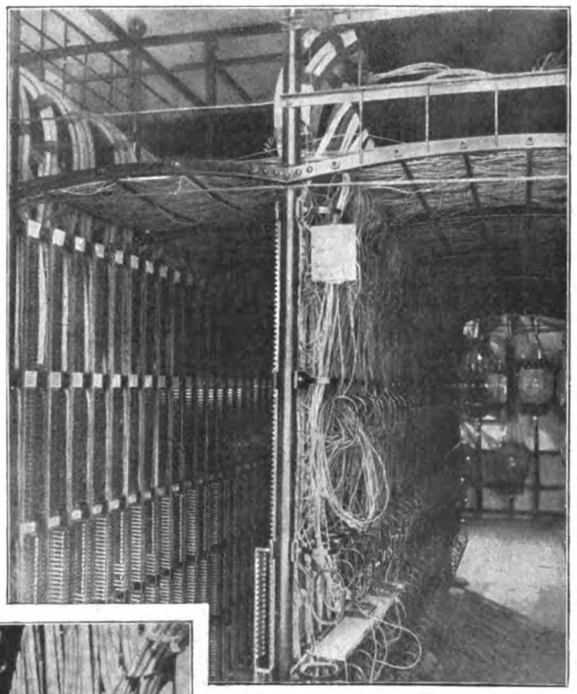
Ein modernes Fernsprechamt: Gesamtansicht des Betriebssaales.

Digitized by Google

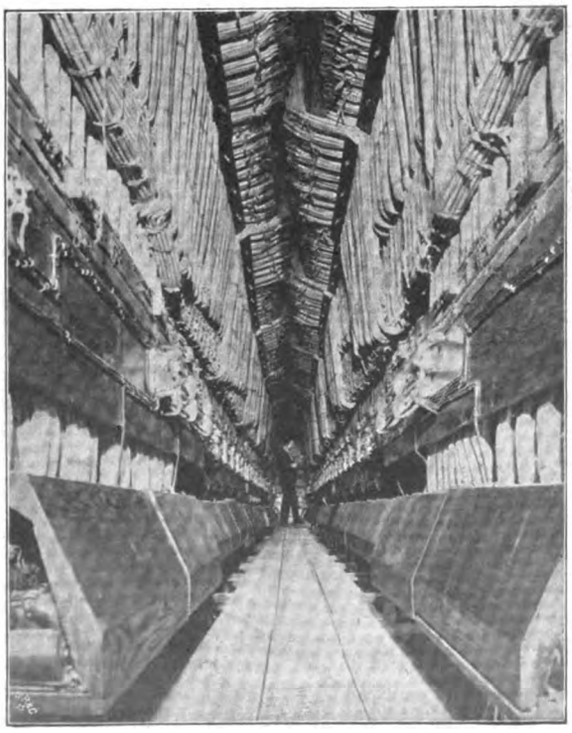
am Ohr warten muß. Dabei ist eine Überwachungsvorrichtung, die bei Ämtern, welche den Abonnenten selbst anrufen, vollkommen überflüssig. Durch eine besondere Verwendung der Zellen auf dem Amte ist gleichzeitig die Einrichtung getroffen, daß das Schlußzeichen nur erscheint, wenn der anrufende Abonnent sein Telephon anhängt, d. h., wenn das Gespräch wirklich beendet ist. Dazu tritt endlich ein automatischer Umschalter und durch das Zusammenarbeiten dieser Teile ist das neue System allen bisher bekannten, was Einfachheit und Schnelligkeit der Bedienung angeht, überlegen. Das versteht sich, wenn man hört, daß nur die folgenden Griffe zur Herstellung und zur Lösung einer Verbindung erforderlich sind. Nach Anruf: Stecken des Abfragestöpsels und Abfragen; Prüfen in gewöhnlicher Weise durch Berührung der Klinkenbüchsen und Stecken des zweiten Prüfungsstöpsels; Herabdrücken des Umschalters, und nach Erscheinen des Schlußzeichens: Herausziehen des Stöpsels. Das ist alles. Sehen wir uns nun das neue Berliner Fernsprechamt, dessen Betriebssaal unsere Abb. 1 gewissermaßen in ruhender Tätigkeit zeigt, etwas näher an. Schon dieser Betriebssaal ist ein recht erklecklicher Raum. Der auf dem Bilde dargestellte Hauptsaal ist 21 m lang und 18 m breit. Dazu ein kleiner Saal. In dem Hauptsaale sind drei parallele Tischreihen aufgestellt, welche sieben, acht und sieben Einzeltische mit den erforderlichen Ansatzfeldern an den Enden enthalten. In dem kleinen Saale steht eine Tischreihe von fünf Tischen, von denen drei Tische dem Vorort- und Amtsverkehr, zwei dem Verkehr mit dem Fernamt dienen. Insgesamt also stehen in den beiden Sälen 27 Tische, von denen jeder Teilnehmer- bezw. Amtsverbindungstisch mit einem Klinkenfelde für 14000 Teilnehmerklinken und 400 bezw. 800 Amtsverbindungsklinken versehen ist. Jeder Tisch hat sechs Arbeitsplätze, es arbeiten also in dem Amt gleichzeitig 162 Beamtinnen. Von diesen sind einer jeden 100 Teilnehmer zur Bedienung zugewiesen, d. h. jeder Arbeitsplatz hat 100 Anrufsklinken. Das war bei den älteren Systemen einfach unmöglich, einer Beamtin eine so große Zahl von Teilnehmern zuzuweisen. Nur der Einfachheit des neuen Systems ist dieser große Fortschritt, der natürlich auch in der Rentabilität der Ämter zum Ausdruck kommt, zu danken. Außer den 14000 Teilnehmeranschlüssen existieren noch 2220 sogenannte Amtsleitungen. Die technische Anordnung des ganzen ist ungemein interessant. Die von der Straße eingeleiteten Kabel gelangen im Souterrain (s. Abb. 2) an die Kabelendverschlüsse und zu dem dort aufgestellten Hauptverteiler (s. Abb. 3). Dieser Hauptverteiler stellt große Eisengestelle dar, an denen senkrecht und parallel Holzleisten befestigt sind. Die mit Leisten besetzten Seiten der Eisengestelle sind paarweise einander zugekehrt, so daß vier Gänge entstehen. Jeder Gang ist mit 72 Leisten besetzt, von denen jede dreimal 20 und zweimal 28 Klemmenpaare enthält. In dem Verteiler, der eine Grundfläche von etwa fünfmal 4 m bei 2,5 m Höhe hat, sind rund 39000 Einzelklemmen für die Klinken angebracht und in übersichtlicher Weise geordnet.



Kabelendverschlüsse im Hauptverteilerraum.



Der Hauptverteiler.



Kabelgang innerhalb einer Tischreihe.

Von dem Hauptverteiler steigen die Leitungen, die von den Klinkenklemmen auslaufend zu Kabeln vereinigt sind, nach dem Saale und sind dann unter den Schalttischen (s. Abb. 4), deren Zahl wir bereits angaben, in dem Kabelgange zum Klinkenfelde geführt. Die Klinken sind hintereinander geschaltet. Das heißt: die sämtliche Klinken einer Teilnehmernummer durchlaufende Leitung ist bei jeder einzelnen Klinke über einen Trennkontakt geführt, der beim Stecken des Stöpsels in eine Klinke alle hinter dieser liegenden Klinken und das Anrufzeichen abhebt. Hat die Leitung die ganze Reihe der Tischeinschalter durchlaufen, so gelangt sie zum Zwischenverteiler, der ähnlich wie der Hauptverteiler eingerichtet ist und den Zweck hat, die Teilnehmerleitung mit der Abfrageklinke zu verbinden und vor allem eine angemessene Verteilung der Abfrageklinken auf die einzelnen Arbeitsplätze der Beamtinnen herbeizuführen, so daß an keiner Stelle Überlastung bei dem ohnehin schweren Vermittelungsdienste entsteht. Sehr interessant ist auch die Einrichtung für die Nacht. Der Nachtdienst wird auf jedem der Berliner Ämter von zwei Beamtinnen versehen. Um denselben zu sichern, sind an den Enden jeder Tischreihe zwei größere Glühlampen unter einer Mattglaskuppe angebracht, von denen jede für eine halbe Tischseite bestimmt ist. Wird nun an einer Stelle angerufen, so leuchtet die Lampe auf und ein Wecker ertönt gleichzeitig. Dieser ruft die Beamten auf und die Signallampe zeigt sofort das Tischviertel an, wo der Anruf erfolgt ist. Sehr beachtenswert ist die Leistung, welche die Baufirma Siemens & Halske bei dem Ausbau des Amtes geboten hat. Dasselbe wurde in nur dreizehn Wochen vollendet. Was das bedeutet, kann man ermessen, wenn man hört, daß das Amt zur Zeit 428260 Teilnehmerklinken, 11020 Anrufklinken, 2400 Umschalter und 2400 Schlußzeichen enthält. Die verlegten Kabel haben eine Länge von 148 km. Erwähnen wollen wir noch, daß die Reichspostverwaltung alles angewendet hat, um die Räume würdig und zweckmäßig zu gestalten. Luft und Licht ist reichlich vorhanden, und so wird den jungen Mädchen, die dem schweren Beruf des Vermittelungsdienstes obliegen, ihr Amt wenigstens in etwas erleichtert.

* * *

Ein modernes Fernsprechamt.

Digitized by Google

Frauen-Daheim.

Die Sonne wird nicht abgenutzt
Durch himmlischholdes Dienen.

Die Sonne hat sich nie beschmutzt,
Wenn sie auch Schmutz beschienen.



Elise Averdieck.

Elise Averdieck.

(Mit Bildnis.)

Die älteste lebende deutsche Jugendschriftstellerin, Elise Averdieck, vollendet am 26. Februar d. J. in Hamburg ihr fünfundneunzigstes Lebensjahr. Sie ist keine sogenannte „Vielschreiberin" gewesen, die etwa jedes Jahr den Büchermarkt mit einem neuen Jugendbuch bedachte, sie gab aber Vorzügliches in ihren vielgelesenen Kinderbüchern „Karl und Marie", „Roland und Elisabeth", „Lottchen und ihre Kinder", „Tante auf Reisen", „Die Reise zu den Großeltern" und „Lottchens Enkel" und wurde mit diesen einfachen Erzählungen aus der Kinder kleinster, wohlbekannter Welt vorbildlich für eine ganze Reihe von namhaften Schriftstellerinnen auf dem Gebiete der Jugendlektüre.

In Hamburg ist Elise Averdieck als zweites von zwölf Kindern des Kaufmanns Averdieck geboren. Es ging bei den vielen Kindern und knappen Einnahmen höchst einfach in Elises Vaterhaus zu, nie aber hat der schlichte Zuschnitt der Heimat lähmend auf die Jugendlust und das heitere Gemüt der Kinderschar wirken können. Als treue Hilfe und Stütze mußte Elise jung schon der Mutter zur Seite stehen; als sie jedoch erwachsen war, machten die Verhältnisse es nötig, daß sie sich einen Erwerb außerhalb des Hauses suchte. Das Eintreten der Frauen in einen Beruf war damals etwas durchaus Ungewöhnliches, von Vorbildung dafür durchaus keine Rede, aber Elise Averdiecks Leben und Streben beweist, wie auch schon zu damaliger Zeit, in der man das Wort „Frauen-Emancipation" noch nicht kannte, energische und tatkräftige Mädchen und Frauen „außerhalb des Hauses" sich eine befriedigende Tätigkeit zu verschaffen wußten. Als Gehilfin stand sie fünf Jahre lang der Anstalt eines bewährten Orthopäden, des Herrn Dr. Günther, vor, bis er einen Ruf in das Ausland erhielt und die Hamburger Anstalt einging. Elise, die eine gute Schulbildung genossen hatte und fortwährend an ihrer Weiterbildung arbeitete, wollte nun eine kleine Töchterschule eröffnen, konnte aber vom Senat die Konzession nicht erlangen. Um ihren Unterhalt zu erwerben, unternahm sie es mit besten Erfolgen, kleine Söhne aus bekannten Familien in den Anfangsgründen zu unterrichten. 1837 traf dann die ersehnte Konzession zur Gründung einer Schule ein. In kurzer Zeit blühte diese bis zu fünfzig Schülern auf, Elise war ihre alleinige Lehrerin und besorgte nebenbei ihren ganzen Haushalt nebst Wäsche, Ausbessern 2c. Die kleinen Schüler nannten die Lehrerin auf deren Wunsch „Elise" und „Du". — Zur Schriftstellerei wurde Elise durch den Mangel eines guten, die Kinder interessierenden Lesebuchs angeregt. Die im Lesestoff höchst mangelhafte Fibel sagte ihr, nachdem die Knaben lesen konnten, nicht zu. So entschloß sie sich schnell und schrieb selbst ein Buch mit Scenen aus dem Leben der Kinder, wie sie Kinder eben lieben. Die Erzählungen spielten sich alle in ein und derselben Familie ab; so wurde das Buch zu einem einheitlichen Ganzen, und R. Kittler in Hamburg nahm es unter dem Titel „Karl und Marie" in Verlag. Der Erfolg des kleinen Buches mit seinen anschaulichen Schilderungen aus der Kinder kleinen Welt war ein ganz unerwarteter. Trotz des Hamburger Lokalkolorits, welches es aufwies, wurde es weit über die Grenzen Hamburgs hinaus in ganz Norddeutschland bekannt. Elise Averdieck hatte mit richtigem Blick das herausgefunden, woran die Kinder Freude haben — an einem Buch, welches das Kinderleben darstellt, wie es sich wirklich abspielt. Es folgten dann, auf allseitige Anregung, die Fortsetzungen „Roland und Elisabeth" und „Lottchen und ihre Kinder" 2c. Die Bücher haben außer ihrem erziehlichen auch einen kulturhistorischen Wert; in geradezu unübertroffener Art, ohne Grauen und Schauder zu erregen, wird z. B. von dem bekannten großen Hamburger Brande erzählt. Mit großer Liebe und Treue sind die kleinen alltäglichen Ereignisse der Kinder der Hamburger Familie Meiler dem Leben abgelauscht und so natürlich und liebenswürdig wiedergegeben. Daheim und in der Schule, in gesunden und kranken Tagen belauschen wir sie, und das Leben auf dem großen mecklenburgischen Gutshof kann wahrer und entzückender für die kleinen Leser gar nicht dargestellt werden. — Nach zwanzig Jahren erfuhr Elises Leben eine Wendung. Schon viel hatte sie sich, auch gemeinsam mit Amalie Sieveking und Karoline Bertheau mit den Armen, Kranken, Krüppeln und Siechen beschäftigt. Ihnen für geistige und körperliche Pflege ein Heim zu errichten, war ihres Lebens höchstes Ziel. Ohne viel schöne prunkende Worte von der „sozialen Pflicht" der Frauen gelang es ihr, ohne Mittel eine Krankenanstalt zu errichten, zunächst in einem kleinen Häuschen, welchem sie den Namen Bethesda gab und aus der sich die schöne Anstalt des heutigen Hamburger Bethesda entwickelt hat. Es würde zu weit gehen, die Anstalt, der sich ein Diakonissenhaus und ein Siechenhaus Salem anschloß, auf allen Etappen zu verfolgen. Elise war die Seele des Unternehmens. Als leuchtendes Beispiel ging sie in Treue und Pflichterfüllung allen voran. Die kleinste und geringste Arbeit war ihr nie zu klein und gering, ihre ganze Arbeitskraft und Freudigkeit daran zu setzen. Das jetzige neue Bethesda ist seit 1887 bezogen. Elise blieb zunächst noch die allseitig verehrte Bethesdamutter, erst, als ihre Kräfte nachließen, legte sie das verantwortungsvolle Amt in jüngere Hände. Der Hamburger Senat ehrte die große Hamburger Tochter, indem er eine Straße mit ihrem Namen, Elise Averdieck-Straße, benannte.

Nun lebt die greise Dame, gehegt und umsorgt von der Liebe aller, die sie kennen, bei Verwandten. Ihre einstigen „kleinen Schüler", jetzt vielfach in hohen Ämtern und Würden, meist selbst Groß- und Urgroßväter schon, kommen gern zu ihr, der verehrten geliebten „Elise", die als letzte Schriftstellerarbeit die Feier ihres 90. Geburtstags selbst beschrieben hat. — Und wieder sind fünf Jahre über dem ehrwürdigen Haupt der schlichten und doch so großen Frau dahingezogen. — Fast ein volles, an Ereignissen und Umwälzungen überreiches Jahrhundert hat sie vorüberziehen sehen. Sie selbst hat im stillen mit dem ihr vertrauten Pfunde gewuchert, Großes und Schönes, Unvergängliches geschaffen in „Bethesda", sie hat Segen verbreitet, wohin sie ging, sie ist berühmt und vielgenannt worden, doch blieb sie bescheiden und demütig, wie es die letzte Strophe des Gedichts sagt, welches ihr Pastor Höck zu ihrem 90. Geburtstage widmete und worin es heißt:

„So spricht Dein Mund mit hellem Jubelton:
Ich bin ja selbst nichts als ein Kind gewesen —
Ein Gotteskind durch Christum, Gottes Sohn,
So könnt Ihr meines Lebens Inschrift lesen."

Handarbeit.

Der gewebte Filetgrund des kleinen Deckenmodells, das wir auf S. 7 abbilden, ist in goldbraunem Ton, so daß sich der Durchzug (Glanzgarn) besonders gut abhebt. Diese leichte, einfache Arbeitstechnik, die zur Selbsterfindung von Mustern förmlich



Deckchen in Durchzugarbeit in gewebten Filetgrund.

Digitized by Google



Rohrstuhl mit Smyrnabezug.

einladet, kann zu Bettdecken, Tisch- und Kommodendecken, Schürzen, Fenstervorsetzern, kurz, allen möglichen hübschen Schmuckdingen verwendet werden. Der Filetstoff ist zum Preise von 2 Mk. 50 Pf. pro Meter (150 cm breit) von H. Langenbeck, Berlin W, Kleiststraße 26, zu beziehen.

Hausrat.

Rohrstuhlbezug. Ein netter und namentlich sehr dauerhafter Bezug für gebrauchte Rohrstühle ist mit der Daisy- oder Smyrna-Nadel herzustellen. Die Arbeit geht schnell von statten, sie gleicht der bekannten Smyrna-Knüpfarbeit, ist aber bedeutend leichter und schneller auszuführen. Das Muster wird auf nicht allzu grobe Packleinwand gezeichnet und mit nordischer oder Zephirwolle gestickt.

Das obenabgebildete Muster habe ich mir für meine Stühle entworfen. Es macht sich wunderhübsch, und manche bekannte Dame hat mich darum gebeten. Das bewog mich, diese billige und aparte Art und Weise, Stühle zu bekleiden, den lieben Mitleserinnen des Daheim mitzuteilen und ihnen eine kurze Beschreibung der Arbeit zu geben.

Die hier erforderliche Smyrna- oder Daisy-Nadel besteht aus einem durchlochten Holzgriff, aus dem eine ausgehöhlte, in einen länglichen Schlitz endende Nadel steigt, die an der Spitze mit einem Loch versehen ist. Diese Nadel ist verschiebbar, um die Länge der Schlingen zu regulieren und wird durch eine Schraube festgehalten, damit die Länge der Wollfäden während der ganzen Arbeit dieselbe bleibt. Die Wolle wird mittelst eines langen Drahtstiftes, der ähnlich einem Häkelhaken ist, eingefädelt. Mit der eingefädelten Nadel wird das auf der Packleinwand, die in einem Rahmen fest eingespannt werden muß, vorgezeichnete Muster steppstichartig ausgeführt. In jedes Loch zu gehen ist nicht nötig, da die Arbeit doch dicht genug wird. Die Schlingen bleiben auf der andern Seite stehen und müssen nach vollendeter Arbeit auf- und gerade geschnitten werden. In dieser Weise gearbeitete Teppiche werden von der Rückseite mit Leim bestrichen, um der Stickerei die nötige Steife und Appretur zu verleihen.

Da mir nordische Wolle für 12 Stühle zu teuer gekommen wäre, habe ich bessere Strumpfwolle in zwei Farbentönen taubenblau, hell und dunkel, gekauft. Ist die Arbeit fertig, läßt man dieselbe entweder von einem Tapezier aufnageln oder tut dies selbst, wie ich's vorzog. Auf den Sitz habe ich erst mit wenigen kleinen Nägeln ein Stück Zeug genagelt, dann Indiafaser daraufgelegt und zwar so, daß die Mitte etwas erhöht ist und dann mit gewöhnlichen großköpfigen Nägeln die Smyrna-Arbeit aufgenagelt, immer einen Nagel in das vorhandene Loch der Rohrstuhlflechtarbeit und immer wieder Indiafaser nachstopfend. Zu der Rückwand der Lehne habe ich hellblaues, zu der Wolle passendes Tuch gekauft, das Tuch mit einem Schraubenzieher vorsichtig auf der Rückseite zwischen Holz und Rohrgeflecht eingeschoben, daß es ohne Falte ganz stramm sitzt, und es dann auf der andern Seite mit ganz kleinen Nägeln festgenagelt. Dann habe ich auf das blauunterlegte Rohrgeflecht erst wieder Zeug, dann Indiafaser und dann die Smyrna-Arbeit aufgenagelt.

Um das ganze Eßzimmer nun einheitlich zu gestalten, habe ich dasselbe Tuch zu Tischdecke und Gardinen genommen, es mit modefarbener Borde und Bällchenbesatz garniert und mit goldgelbem Köper gefüttert.

Auch in die Gardinen kann man mit der Smyrna-Nadel ein Muster arbeiten; man muß dann auf die Rückseite Kanevas heften und darauf das Muster zeichnen. Das würde wohl noch schöner und aparter sein als gewöhnliche alltägliche Borde, doch sehr viel Arbeit verursachen.

Vom Kaffeekochen.

Eine neue praktische Methode des Kaffeekochens findet immer und überall Interesse. Beim Kochen guten Kaffees kommt es bekanntlich darauf an, das Kaffeemehl möglichst auszunützen, mit anderen Worten: den Kaffee kräftig herzustellen und ihm doch das feine Aroma zu erhalten. Dies besorgt eine von Max Thürmer, Dresden, Wittenbergstraße 9, neu in den Handel gebrachte patentierte Kaffeeaufgußkanne sehr einfacher Konstruktion in vollendeter Weise. Die neue Methode des Aufgusses ist höchst bequem und sehr gut ersonnen. Zwischen Kanne und Aufgußtrichter befindet sich eine Rinne, die mit einem kleinen Guß Wasser vor dem Aufgießen ausgefüllt wird, so daß Trichter und Kanne nun luftdicht aneinander schließen. Der Kannenmund wird hierauf noch fest verkorkt; in feinem heraushebbarem Sieb wird das Kaffeemehl in den Trichter getan und mit einem den ganzen Trichter füllenden Wasserguß aufgebrüht. Dieses Wasser bleibt auf dem Kaffee stehen; kein Tropfen kann durchfließen, bis man durch Herausnahme des Stöpsels aus dem Kannenmund — nach etwa 10 Minuten — Durchzug schafft. Mit einem mal rinnt dann die gesamte, fertige Kaffeeportion durch, sie bietet einen Trank von vorzüglichem Geschmack und, der Kaffeemenge entsprechend, höchstem Gehalt. Wer die neue Aufgußmethode erprobte, ist entzückt davon und ihres Lobes voll. Die Kannen sind in drei Größen in vernickeltem Weißblech und sehr hübsch aussehendem braunen Steingut von der obengenannten Firma zu beziehen; die mittleren Kannen, für 4 Tassen, in Steingut Mk. 3.25, in Weißblech Mk. 2.25, in vernickeltem Weißblech Mk. 5.—.

Praktisches fürs Haus.

Eine praktische, vielen Hausfrauen gewiß willkommene Erfindung ist eine von Ernst Krauel, Hamburg, Marientalstraße 4, erfundene und in den Handel gebrachte Silberlösung zum Selbstversilbern abgenutzter versilberter Geräte. Dieselbe Firma führt auch eine Goldlösung, die sich namentlich zum Selbstvergolden guter Bilderrahmen eignet. Ein Fläschchen Gold mit Pinsel kostet 1 Mk., Silber 50 Pf. Probeflaschen Silber franko gegen Einsendung von 70 Pf. in Briefmarken.

Für die Küche.

Napfkuchen. (An Frau A. in F.) Nach einem sächsischen Rezept von der Kaffeerösterei Max Thürmer, Dresden. 2 Pfd. Mehl, 1 Pfd. Butter, 12 Eigelb, 1 Pfd. Zucker, 1 Eßlöffel Rum, einige bittere Mandeln, Schale einer Zitrone, 60 g Hefe, 1/8 l Milch. Die Hefe läßt man in der warmen Milch mit etwas Mehl gehen. Die Butter wird zu Schaum gerührt, Mehl, Zucker, Eigelb und die Gewürze nach und nach dazu gegeben. Dann kommt das aufgegangene Hefenstück und zuletzt der Schnee von den 12 Eiern hinein. Der Teig wird in 2 gut ausgestrichene Formen gelegt, nochmals gehen gelassen und dann gebacken.

Mürber Kaffeekuchen. (An Frau A. in F.) 3/4 Pfd. Butter, 3 ganze Eier, 8 Dotter, 1/2 Pfd. Zucker, 3/4 Pfd. Mehl, die abgeriebene Schale einer Zitrone, für 10 Pfg. Hirschhornsalz. Die Butter zu Sahne gerührt, die übrigen Zutaten nach und nach hineingegeben und 1 Stunde gerührt. Zuletzt kommt das feingepulverte Hirschhornsalz dazu, das gut mit der Masse vermischt wird. Auf ein mit Butter bestrichenes Randblech wird der Teig fingerdick gestrichen und mit grobgehackten Mandeln und Zucker bestreut. Im heißen Ofen eine halbe Stunde backen.

Fragen.

26) a. Weiß jemand die Adresse einer auswahlreichen Lederhandlung, welche ganze Leder zu Brenn- und Malzwecken verkauft? — b. Gibt es ein Buch, etwa mit Abbildungen, wonach junge Mädchen auf dem Lande die neueren, speziell großen Tänze erlernen und die älteren wieder auffrischen können? Für Auskunft wäre dankbar **Junges Mädchen vom Lande.**

27) In welcher kleineren Stadt ist in neuerer Zeit ein Krankenhaus mit 6 bis 10 Betten errichtet worden? Um gütige Namhaftmachung bittet höflichst F. in A.

28) a. Kann mir nicht eine kochkundige Daheimleserin mitteilen, woher es kommt, daß bei manchen Cremes, von Eiern, Gelatine 2c. bereitet, beim Erstarren die Eiermasse sich stets auf den Boden setzt, die Gelatine als glasige Masse oben auf steht, der Creme somit in zwei Teile geteilt ist und den Geschmack verliert. b. Wie kann man die unzähligen Ansichtskarten verwerten, die man auch als Nichtsammler geschickt bekommt. In Bilderbücher kleben sie sich zu schlecht ein. Im voraus besten Dank! E. F. in P.

29) Kann mir jemand ein gut brauchbares Lehr- und Handbuch der Holzbildhauerei (nicht Kerb- oder Flachschnitt) für Anfänger und Fortgeschrittene nahmhaft machen, das außer den theoretischen Ausführungen eine größere Anzahl Abbildungen von Gegenständen, Möbeln 2c. enthält und ein möglichst weites Gebiet dieser Kunst umfaßt? Im voraus herzlichen Dank! E. T. in L.

30) a. Was sind für Bücher zu empfehlen als Orientierung nach allen Richtungen für einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Paris (keine Reisehandbücher!)? b. Kennt jemand vielleicht eine Bezugsquelle (womöglich in Berlin) für jene hübschen und praktischen Waschtische, die nur aus zwei weißen Marmorplatten bestehen, die durch vier starke vernickelte Stäbe verbunden sind? Für Auskunft sehr dankbar L. in W.

Auskunft.

Fr. 28. (H. A. in K.) In Zürich besteht seit 1901 die vom schweizerischen Gemeinnützigen Frauenverein gegründete Schweizerische Pflegerinnenschule mit Frauenspital. Leitende Ärztin ist Dr. med. Anna Heer; Abteilungsärztin Dr. med. Marie Heim. Der Verein gründete dieses wohltätige Institut für solche Frauen und Mädchen, die sich der Krankenpflege widmen wollen, ohne in einen Krankenpflegeorden einzutreten. Näheres erfahren Sie gewiß durch eine Anfrage an die Pflegerinnenschule. **Eva Katharina.**

Fr. 28. Das Diakonissenhaus Riehen bei Basel befaßt sich mit Irrenpflege und ist vielleicht bereit, eine Pflegerin auszubilden. **Dr. Bß.**

Fr. 24. (**Abonnentin in Kurland.**) Sie fragen nach einer Adresse eines Lehrerinnenseminars und zwar am liebsten eines Herrnhuter. Die Brüdergemeine besitzt ein solches Institut in Gnadau bei Magdeburg, welches 1875 eröffnet wurde. Direktor Träger; dreijähriger Kursus. Lehrplan dem der preußischen Lehrerinnenseminare entsprechend. Abgangsprüfung unter Vorsitz eines Regierungskommissars mit allgemein staatlicher Gültigkeit. Berechtigung für Volksschulen und höherer Mädchenschulen.

Langjährige Abonnentin in G.

Pastor A. in Sch. Im Anschluß an das seit 10 Jahren segensreich wirkende „Lenzheim" im Riesengebirge — Sommerpflegehaus und Kinderheilstätte für schwächliche und kränkliche Kinder der Großstädte und Industrieorte — werden in diesem Jahre, am 1. Juli, zwei neue Anstalten eröffnet werden: erstens ein Erholungsheim für Frauen und Mädchen der arbeitenden Klassen für Schlesien und die Lausitz (in Anlehnung an die Berufsgenossenschaft der schlesischen Textilindustrie), begründet vom Geh. Kommerzienrat E. Webskh — und zweitens ein Heim für Frauen und Mädchen gebildeten Standes — das Marienhaus. Bei denkbar billigsten Preisen wird das Heim Unbemittelten einen stärkenden Aufenthalt im Riesengebirge ermöglichen. Die beiden neuen Anstalten liegen in der Nähe des Bahnhofs Mittel-Schreiberhau. **Eva Katharina.**

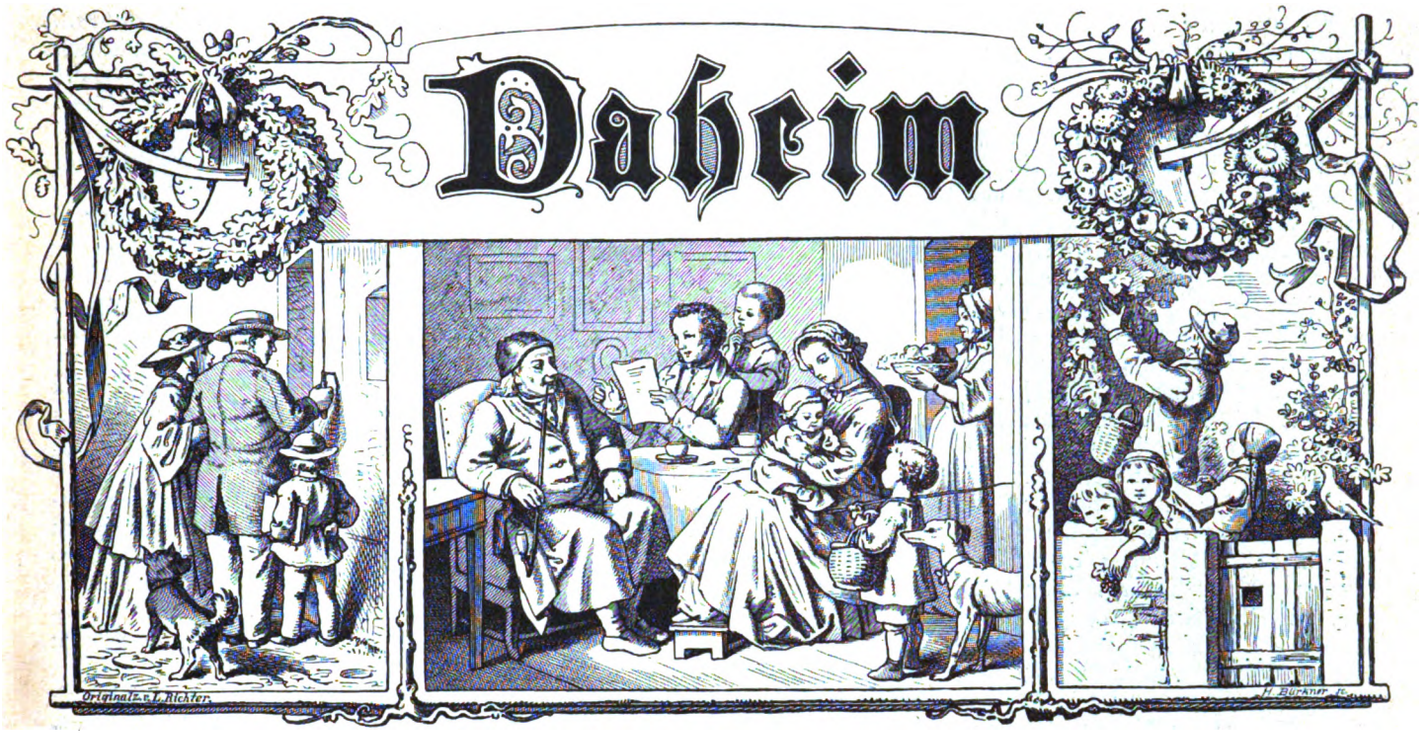
Redaktionspost.

A. M. in K. Die Frage nach den Herforder Teppichen ist in der Auskunft von Nr. 19 beantwortet. Ob Sie dieselben auch in Hamburg bekommen, wissen wir nicht.

Eifrige Daheimleserin seit 28 Jahren. Das betreffende Gedicht hat in Nr. 44 des 31. Jahrgangs des Daheim (1895), Frauendaheim Seite 4, gestanden. Lassen Sie sich die Nummer von der Daheim-Expedition in Leipzig, Hospitalstr. 27, kommen.

J. A. und viele andre. Ohne Verantwortung, aber mit bestem Vertrauen in die Sache empfehlen wir Ihnen zur Verwertung ihrer kunstgewerblichen und Handarbeiten die neugegründete „Verwertungs-Zentrale deutscher Frauenkunst". Dieses neue Institut wird von Adolf Hinrichsen geleitet, der über 5 Jahre als Vorstandsmitglied des ähnliche Tendenzen in kleinerem Maße verfolgenden, unter Protektorat der Prinzessin Friedrich Leopold von Preußen stehenden Frauenvereins „Bienenkorb" tätig war, so daß für die sachliche Handhabung die besten Garantien gewährleistet sind. Die Beitritts-Bedingungen werden kostenlos versandt von der Verwertungs-Zentrale deutscher Frauenkunst, Berlin W. 8, Leipzigerstraße 91.

Digitized by Google



Der Taugenichts.

Die Geschichte einer Jugend. Von Paul Oskar Höcker. (Fortsetzung.

6. Kapitel.

Auf dem Hof wollten die Leute es zuerst gar nicht glauben, als es hieß, in die Wohnung über der Brennerei, die früher die Gouvernante innegehabt habe, solle ein Hauslehrer kommen — und zwar werde der bisherige Wirtschaftseleve am Unterricht der jungen Gnädigen teilnehmen.

Acht Tage später traf der Lehrer denn auch wirklich ein; es war des Pastors jüngerer Bruder, der sich ursprünglich gleichfalls der Theologie gewidmet, wegen seiner schwachen Stimme jedoch umgesattelt hatte und sich soeben auf sein philologisches Examen vorbereitete.

Doktor Kruse schloß sofort Freundschaft mit Hansheinrich Ott, der die Inspektorswohnung verließ und in der nächsten Nachbarschaft des neuen Hausgenossen plaziert wurde.

Ihre Mahlzeiten nahmen Lehrer und Schüler wochentags allein, Sonntags speisten sie mit im Schlosse. Sonst kamen sie aber täglich ins Herrschaftshaus, denn der Unterricht fand im Schulzimmer der jungen Damen statt. Es verlautete freilich bald, daß die beiden Fräuleins nur bei bestimmten einzelnen Fächern hospitierten. Kruses Hauptschüler war also der junge Ott. Die Arbeitszeit auf dem Schlosse ward durch einen genauen Stundenplan geregelt. Hansheinrich war vormittags von acht bis zwölf Uhr, nachmittags wieder drei volle Stunden im Schulzimmer drüben.

Das feudale Herrenleben, um das man den früheren Eleven, den jungen Baron von Nolte, oft genug beneidet hatte, führte Hansheinrich Ott in seiner Freizeit indessen nicht, trotzdem es in gewisser Hinsicht wiederum den Anschein hatte, als sollte der junge Mann ganz wie ein Sohn vom Hause gehalten werden.

Als zum Beispiel Doktor Kruse zu Pfingsten Ferien machte und nach Hause zu seinem Bruder reiste, vertrat der junge Ott ähnlich wie in seiner Wirtschaftselevenzeit den oder jenen Beamten, der gerade Urlaub hatte.

Das schloß andererseits nicht aus, daß der Rittmeister ihn dann und wann einmal — freilich nur ausnahmsweise — auf die Jagd mitnahm. Ott hatte inzwischen reiten gelernt, und man mußte es ihm lassen, daß er zu Pferde eine recht schmucke Figur ausmachte.

Mit der Zeit gewöhnten sich die Beamten an diese auffallende Bevorzugung eines der Ihrigen. Sie trösteten sich schließlich damit, daß er ja von vornherein gar nicht der Ihrige gewesen sei. Übrigens sah man den jungen Ott, je weiter es in den Sommer hineinging, immer seltener in der Wirtschaft. Er ritt wohl hier und da noch einmal für den Inspektor, wenn gerade Not am Mann war, nach der Stadt, auch draußen auf dem Felde führte er ab und zu, so zum Beispiel bei der ersten Heuernte, die Aufsicht; aber da erschien er nun immer zu Pferde, spielte somit doch eine wesentlich andere Rolle als früher, wo er nur das Amt eines Vogtes zu vertreten gehabt hatte.

Golins waren ja reich und konnten sich schließlich jeden Luxus leisten. Aber was sie dazu bewogen hatte, einen Stockfremden so von heut auf morgen an Kindesstatt anzunehmen — noch dazu, wo es hieß, daß dessen Eltern am Leben und überdies ganz vermögende Leute seien — das begriff auf Oliza doch keiner. Bloß der oder jener meinte: es sei vielleicht, weil die gnädige Frau finde, daß Hansheinrich Ott ihrem verstorbenen Kurt ähnelte.

Im Mai erregte dann ein neues Ereignis die höchste Verwunderung aller Einwohner des Gutes: eines Tages kamen Schiffszimmerleute und Hafenarbeiter aus Stettin an, die sich über eine Woche lang unten am Strand zu tun machten. Was sie da buddelten und bauten, wußte zunächst keiner, denn vorläufig war nichts als ein fürchterlicher Matsch erkennbar, in dessen Mitte sich ein abenteuerliches Gewirr von Bohlen und Balken erhob. Hernach gewann es aber doch Form und Ansehen; im Schutz der Düne entstand ein langes Bootshaus, die Wasserleute rammten Pflöcke in der Nähe des Ufers ein und bezeichneten draußen durch rote Tonnen, die fest verankert wurden, eine Fahrstraße.

Herr von Golin hatte bisher nie geduldet, daß seine Töchter einen der Fischerkähne bestiegen, die weiter westlich beim Dorf lagen und auf denen die paar Sommergäste, die der Posthalter immer bei sich aufnahm, zuweilen mit in See stachen. Nun traf aber von Stettin her ein hübsches, weißgestrichenes Segelboot ein, das vor der Küste Anker warf und an Bord dessen die gesamte Herrschaft von Oliza an den nächsten sonnigen Tagen mehrmals herumkreuzte.

Der Führer der Jacht war Hansheinrich Ott.

Die gnädige Frau schloß sich nach den ersten Probe-

Digitized by Google

fahrten vom weiteren Mitkommen aus, denn das lange Verweilen auf dem Wasser bekam ihr nicht; sie litt an starker Neigung zur Seekrankheit. Aber Herr von Golin fand großen Spaß am Segelsport.

Er wartete manchmal ungeduldig schon lange vor Schluß der Unterrichtsstunde auf dem Hofe. Wenn Hansheinrich dann endlich mit seinem Bündel Bücher aus dem Hause trat, hielt Golin eine polternde, natürlich nicht ernstgemeinte Strafpredigt über die ihm unverständliche Stubenhockerei.

Hansheinrich lebte selbst wieder mit auf. Er verbrachte bald seine ganze Freizeit an Bord der ‚Möve', und seiner frischen Gesichtsfarbe, die die Stubenbleiche ablöste, seinem fröhlichen Wesen überhaupt, merkte man an, wie vortrefflich ihm die langentbehrte Arbeit auf See bekam.

Die ‚Möve' war eine scharfgebaute englische Jacht mit Kuttersegelung, ein sehr kostspieliges Fahrzeug, wie er's vordem nur auf einem Wettrennen bei New York einmal gesehen hatte. Die Behandlung der Jacht wollte emsig studiert sein. Hansheinrich mußte sich mit der selbständigen Steuerung und Segelbedienung des kleinen Fahrzeugs erst vollkommen vertraut machen, bevor Golin es riskieren wollte, auch bei stärkerem Seegang oder heftigerem Wind die jungen Damen mit an Bord zu nehmen. Aber der Rittmeister selbst war sein steter Begleiter in den nächsten paar Wochen. Und auf einer Probefahrt, die bei besonders bösem Nordwest stattfand, überzeugte er sich endlich davon, daß Hansheinrich die volle Herrschaft über den Kutter besaß; die Sicherheit des jungen Mannes nötigte ihm sogar großen Respekt ab.

Es gab für seine beiden Töchter fortan keine reinere Freude, als diese flotten Fahrten an Bord der ‚Möve'. Wenn ihr Vater in der Wirtschaft beschäftigt war und nicht mitkonnte, so schmeichelten sie ihm späterhin auch die Erlaubnis ab, allein mit Hansheinrich in See stechen zu dürfen.

Es hatte sich zwischen den jungen Leuten ziemlich rasch ein kameradschaftliches Verhältnis herausgebildet. Liddi hatte in der ersten Zeit in ihrem Wesen bisweilen ja noch erkennen lassen, daß sie den neuen Hausgenossen nicht ‚für voll' ansah; aber Hertha schloß sich vorurteilslos an ihn an wie an einen Bruder.

Diese gemeinsamen Ausfahrten, auf denen sie alle beide seine Geschicklichkeit, seinen Mut oft genug bestaunten, trugen nun wesentlich dazu bei, die Freundschaft zwischen ihnen zu befestigen, zu vertiefen.

Liddi begleitete die Eltern gewöhnlich, wenn sie auf ein Nachbargut oder zu Landrats gebeten waren, wo getanzt wurde; ihre jüngere Schwester sollte erst im Winter offiziell in die Gesellschaft eingeführt werden. Hansheinrich Ott hatte ein paarmal von dem Hause näherstehenden Familien Einladungen erhalten, aber sein Taktgefühl gebot ihm meist, sie auszuschlagen, obwohl der Rittmeister, der ihn neuerdings mehr und mehr zur Familie zog, ihm gutgelaunt zuredete.

Wenn es an solchen Spätnachmittagen oder Abenden dann so einsam um ihn her ward, wollte ihm das Studium aber doch nicht recht behagen. Er mußte da immer an die ‚Möve' denken, die draußen vor der Küste auf den blauen Wellen schaukelte.

Das Pensum, das vor ihm lag, war ihm zuerst als kaum zu bewältigen vorgekommen, denn er hatte nur knapp zwei Jahre Frist dafür: ein Alter von zwanzig Lenzen war die höchste Grenze für den Eintritt eines Avantageurs ins Heer. Nur bei gewissenhaftester Ausnutzung der noch vor ihm liegenden Arbeitszeit schien ihm das Ziel erreichbar. Doktor Kruse hatte ihm, nachdem er sich einen Überblick über sein Wissen verschafft hatte, den Studiengang ganz genau vorgezeichnet. Er war übrigens viel besseren Muts als sein Schüler. Wenn Hansheinrich in seinem Eifer nicht nachlasse, so wolle er ihn innerhalb der kurzen Frist bestimmt dahin bringen, daß er an einem Realgymnasium seine Reifeprüfung ablegen könne; das hatte er beiden Golins verschiedentlich versichert.

Besonders wenn schöner Segelwind draußen lockte, kostete es Hansheinrich starke Überwindung, bei seinen Büchern hocken zu bleiben. Stets siegte aber das Pflichtgefühl. Vielleicht war auch etwas Gêne dabei: denn die Töchter des Hauses waren ihm in mehreren Fächern noch immer bei weitem überlegen, und besonders mit Liddi focht er in aller Stille mehrmals ehrgeizige Sträuße aus. Es gab keine Versuchung für ihn, die ihn hätte locken können, wenn es galt, sich für Stunden zu präparieren, in denen ein Wettkampf mit Frau von Golins Ältester in Aussicht stand.

Nur einmal in diesen Sommermonaten brachte er's doch nicht übers Herz, bei seiner Logarithmentafel auszuharren; Hertha war es, die ihn dazu bestimmte, ein Stündchen mit ihr hinauszusegeln.

Golins befanden sich auf einer großen Gesellschaft in der Nachbarschaft, Doktor Kruse war auf dem Zweirad zu seinem Bruder nach der Stadt gefahren. Es war ein stiller, einsamer Spätnachmittag.

Hastig schrak Hansheinrich empor, als Hertha da so unversehens in seiner Tür erschien. Er hatte über seinem lauten Rechnen und Memorieren ihr Kommen nicht gehört. Überhaupt war er der Meinung gewesen, daß sie Liddi und die Eltern begleitet habe.

„Sie sind daheim geblieben, Fräulein Hertha? Warum denn?"

„Ich wollte nicht mit — ich konnte nicht!" stieß sie fast heftig aus. „Und ich will jetzt aufs Wasser hinaus, Hansheinz. Sie müssen die ‚Möve' flottmachen."

„Aber haben's denn die Eltern erlaubt?"

In ihren großen, dunklen Augen, die so auffallend denen ihrer Mutter glichen, stand ein Ausdruck, den er noch nie zuvor bei ihr gewahrt hatte. Es war wie Verzweiflung.

„Fräulein Hertha!" rief er erschrocken.

„Sie sollen mich nicht fragen, Hansheinz, nach nichts fragen. Ich werde Ihnen alles sagen — vielleicht — aber jetzt müssen Sie mit mir hinunter . . ." Sie klappte ihm plötzlich das Buch zu. „Ich werde Sie nie, nie, nie wieder um etwas bitten, Hansheinz, wenn Sie jetzt nicht gut zu mir sind!"

Es lag eine seltsame Mischung von kindlicher Naivität und weiblicher Innigkeit im Ton ihres tiefen Altstimmchens, als sie so dringlich, fast ängstlich flehte.

Ihre seltsame Art brachte ihn ganz aus der Fassung. „Sie sind ein rechter kleiner Quälgeist, Fräulein Hertha!" sagte er unsicher. Ohne Widerstand ließ er sich dann von ihr mit fortziehen.

Als sie den Gutshof verlassen hatten und auf dem Fußweg durch das kleine Wäldchen zum Ufer hinschritten, hängte sie sich vertraulich bei ihm ein. Er merkte, daß sie sich ihm anvertrauen wollte, den richtigen Eingang aber nicht fand. Gern hätte er ihr geholfen, denn es bedrückte ihn selbst, sie so verändert, so traurig zu sehen. Sonst tat es ihm immer so wohl, wenn er Hertha sprechen hörte. Es lag so viel zutrauliche Herzlichkeit in ihrem Ton.

Endlich kam's unter einem tiefen Aufseufzen aus ihrer Brust: „Ach, Hansheinz, es war mir ja so schrecklich bang zu Mute — so ganz allein da oben in dem großen, öden, totenstillen Haus. Wenn ich Sie nicht getroffen hätte, dann — ach, dann hätt' ich weinen müssen wie noch nie!"

„Sagen Sie doch, Fräulein Hertha, was Ihnen ist. Sie hatten Furcht?"

„Ja, Furcht!"

Nun lächelte er. „Etwa vor Gespenstern?"

„Ach —!" Sie seufzte tief auf. „Nein, vor mir selbst. Weil ich mir so fremd war. Weil — ach mein Gott, weil ich so häßlich gegen Mutti war!" Wie ein Schluchzen kam das aus ihrer Brust.

Sie waren am Rand des Kiefernwäldchens angelangt. Unwillkürlich blieb er stehen. Aber er sah sie nicht an, weil er fühlte, daß ihr das jetzt peinlich gewesen wäre. Zu ihren Füßen breitete sich die Seefläche aus. Dicht am Abhang überm Strande stehend, sah er übers Wasser hin. Nach der

Digitized by Google



Münchhausen. Nach dem Gemälde von C. Seiler.

Digitized by Google

Abendsonne zu glitzerte es in einer breiten goldenen Bahn auf den Wellen. Himmel und Meer waren sonst klarblau.

Hertha hatte sich wie im Trotz von ihrem Begleiter abgewandt. Sie atmete tief die kräftige Seeluft ein. Ihre Blicke blieben an dem schmucken Fahrzeug hängen, das mit seinem weißen Anstrich so leuchtend gegen das Stahlblau der Ostsee abstach. Es schwankte nur unmerklich, da hier in dem kleinen golfartigen Küsteneinschnitt der Wellenschlag kaum zu spüren war.

„Aber Liddi dürfen Sie nichts davon wiedersagen," fuhr sie nun plötzlich fort, „hören Sie, Hansheinz, gar nichts! Sonst bin ich ewig mit Ihnen böse!"

„Was sollte ich ihr nicht wiedersagen?"

Sie seufzte unmutig. „Ach — so alles. Daß ich überhaupt mit Ihnen gesprochen habe. Sie würde mich vielleicht auslachen — und das ertrüge ich nicht. Ich bin nun einmal anders als Liddi."

Nun sah er ihr freundlich in ihre goldbraunen Augen. „Das merkt' ich längst, Fräulein Hertha, daß Sie anders sind als Liddi."

Wie sie so am Rand der Düne stand, in ihrem flotten, dunkelblauen Kleid sich klar abhebend von der lichten Luft, bot sie ein allerliebstes Bildchen. Es lag schon ein gewisser weiblicher Charme in ihrer Erscheinung, ohne daß ihre Gestalt sich seit der Backfischzeit wesentlich verändert hätte. Trotzdem ihre Farben gesund und rosig waren, machte sie nicht den Eindruck eines Landkindes. Ihre sprechenden Augen, ihr wechselnder Gesichtsausdruck verrieten viel Sensibilität.

Plötzlich schauerte sie zusammen und steckte ihre Hände — die vom Sport kräftig entwickelt und von der Sonne gebräunt waren, da sie am liebsten ohne Handschuhe ging — in die Jackenärmel. „Haben Sie eigentlich viel Heimweh gehabt, Hansheinz, früher auf dem Schiffe?" fragte sie ihn.

„Ich? O, Fräulein Hertha, was ist das für eine Frage."

„Sagen Sie doch. Oder darf man das nicht fragen?"

„Sie dürfen's schon fragen. Ich hab' Ihnen doch immer ganz offen gesagt, was Sie wissen wollten."

„Ja, das ist wahr. Nach Mutti sind Sie der aufrichtigste Mensch, den ich kenne. Ich glaube, wenn ich einmal so weit von Hause wegmüßte, wie Sie damals waren, ich würde sterben vor Heimweh. Besonders nach Mutti."

„Das glaub' ich Ihnen, Fräulein Hertha."

„Nach wem haben Sie am meisten Heimweh gehabt?"

Er hob die Schultern — in einem tiefem Atemzug. „Nach wem? Ja, ich glaube: auch nach Ihrer Mama."

„O, damals haben Sie Mutti ja noch gar nicht gekannt."

Ein verträumtes Lächeln stand auf seinem Antlitz. „Aber geahnt hab' ich sie."

„Wie denn geahnt?"

„Ja, sehen Sie, Fräulein Hertha, wenn die anderen Jungens an Bord Heimweh gehabt haben, dann hat mich's ja auch immer ganz schrecklich mitgepackt. Aber so recht vorstellen konnt' ich mir meine wirkliche Mutter dabei nicht. Es war eigentlich nur der Begriff, nach dem ich Heimweh gehabt habe. Können Sie das verstehen?"

Sie atmete tief auf. „Das ist doch zu seltsam, Hansheinz."

„Ja, seltsam war's. Ich kann Ihnen heute auch nicht mehr recht sagen, ob ich mir ein bestimmtes Bild gemacht, ein anderes Wesen vorgestellt habe. Aber vielleicht sah es Ihrer Mama ähnlich. Ja, das möcht' ich jetzt fast glauben. Ich wüßte mir's sonst nicht zu erklären, weshalb mir so ist, als hätt' ich sie schon immer, immer gekannt."

Sie gab ihm impulsiv die Rechte, als er das sagte. Hand in Hand sprangen sie dann den Abhang hinunter auf dem schräg zum Strand führenden Fußweg. Dabei fiel sie aus ihrem bisherigen ernsten Wesen völlig heraus und in ihre sonstige, fast burschikose Ursprünglichkeit zurück. Sie jagte ein paar Schmetterlingen nach, die auf der Düne aufflatterten, hantierte dann auch beim Flottmachen des Kutters so lebhaft und gewandt wie stets. Seine hübschen Worte über ihre Mutter hatten sie sichtlich erfrischt.

Als sie nachher an Bord der ‚Möve' saßen, nahm ihre Unterhaltung zunächst einen maritimen Charakter an. Hertha war in nautischen Dingen Hansheinrichs eifrigste Schülerin geworden. Mit leuchtenden Blicken folgte sie seinen ersten Segelmanövern, die darauf ausgingen, das Fahrzeug aus dem Schutz der Küste zu bringen. Als die ausgespannte Leinwand endlich beim Winde lag und sich rauschend blähte, der Gischt am Kiel aufspritzte und das Fahrzeug sich regelrecht ein wenig zur Seite legte, nickte Hertha ihm freundlich zu. Er nickte wieder.

Sie hatte ihren gewohnten Platz auf dem gepolsterten Kielbänkchen eingenommen. Die Schnur festhaltend, war sie da jedes Winks von Hansheinrich gewärtig. Der hatte sich auf das Verdeck der winzigen Kajüte gesetzt, dem Fahrgast das Gesicht zuwendend.

Eine ziemliche Weile saß das Paar unter der Stenge des Gaffelsegels schweigend da, einander unverhohlen musternd. Hertha fand, daß ihm die blaue Düffeljacke und die weiße Leinenkappe doch am besten stand. Sie glaubte aber auch, daß ihn die Uniform später einmal sehr gut kleiden werde. Das Seltsamste an ihm jedoch waren seine Augen, diese hellblauen, leuchtenden Seemannsaugen, die so ernst und schwermütig, so tief und doch fast kindlich waren, und deren Blick scheinbar immer in die Ferne gerichtet war, über den Gegenstand, den sie betrachteten, noch weit hinaus.

Hansheinrich lauschte dem eigenartigen Rhythmus der ewig sich wiederholenden Wellenbewegung, in den sich das Rauschen der Segel wie eine hellere Harmonie einmischte. Er war an Bord gewöhnlich ganz Aug' und Ohr für Wetter und Segelrichtung. Man hatte eine tüchtige Mütze Wind. Ihre Gesichter und Hände röteten sich bald.

Als Hertha das Gespräch wieder aufnahm, fuhr er aus seinem verträumten Sinnen leicht empor.

Sie sagte ihm jetzt offen, was heut mittag zu einem Streit zwischen ihr und den anderen geführt hatte. Ein geheimer Anteil daran kam ihm zu — denn es handelte sich um Uslarn.

Der Vetter war bei Landrats, wo die heutige Gesellschaft stattfand, mit eingeladen — Hertha hatte ihm aber nicht begegnen wollen, aus einem ganz bestimmten Grunde nicht.

Darüber war's zu einer kleinen Szene gekommen, denn der Vater hatte ihr den Kopf zurechtgesetzt, und Liddi hatte sie obendrein ausgelacht. Sie hatte in ihrer Erbitterung Dinge gesagt, die die anderen geradezu entsetzt hatten, die sie auch schon selbst bereute, noch während sie sie aussprach.

„Ich hatte gar keine Macht mehr über mich," gestand sie ihm, „und doch wußt' ich, daß ich hernach entsetzlich unglücklich sein würde."

„Das waren Sie nun auch — denn es grämte Sie doch sehr?"

„Sehr. Besonders, daß Papa Mutti Vorwürfe machte. Ja — Vorwürfe meinetwegen. Ach, da schnitt mir jedes Wort ins Herz. Aber die Kehle war mir wie zugeschnürt, und ich konnte und konnte nicht sagen, was mich bewegte."

Sie saßen jetzt, da er dem Kutter durch Halsen der Segel eine neue Richtung gegeben hatte, zwischen der Leinwand wie in einem windstillen Zelt ganz dicht beieinander.

Er hatte die Beine übereinander geschlagen und hielt sein Knie umklammert. Den Kopf etwas vorbeugend, sah er an Hertha vorbei in das wunderbare Farbenspiel, das sich auf dem Wasser beim Hinabtauchen der Sonne entwickelte.

Schon oft war es ihm aufgestoßen, wie ähnlich sie doch in vieler Hinsicht ihm war. Bei ihr konnte sich's ja niemals zu einem solchen Konflikt zuspitzen, wie bei ihm. Dazu war hier das Verhältnis zwischen Mutter und Kind viel zu herzlich, dazu war Herthas Mutter eine viel zu großmütige, verständnisvolle und aufopferungsfähige Natur. Aber Hertha selbst war derselbe Trotzkopf wie er.

Das sagte er ihr nun auch in der offenen Art, die zwischen ihnen bestand und jede Übelnehmerei ausschloß. Wahrhaben wollte sie's jedoch nicht.

Digitized by Google

„Ja — ob es Trotz ist, das weiß man selber nicht zu entscheiden," meinte er sinnend. „Es ist irgend etwas Fremdes, das einen plötzlich anfällt. Mir war's manchmal, als sei das gar nicht ich selbst, der so wütete. Daheim eine Verwandte, die mich freilich nie leiden mochte, die sagte, ich sei dann immer wie von einem bösen Geist beherrscht."

„O, das ist nun sicher nicht richtig, bei mir gewiß nicht!" verteidigte sie sich voller Angst. „Denn das Böse will ich doch nicht. Nein, im Gegenteil, gerade wenn mir etwas von vornherein so recht wahr und schön und gut erschienen ist, und sie wollen mich hernach davon abbringen, dann empört sich alles in mir, und ich gerate außer mir und verliere das Gleichgewicht. Aber leid — furchtbar leid tut mir's dabei im selben Augenblick. Ich bin auch nie grimmig, selbst dann nicht, wenn sie mir unrecht tun, nur ganz schrecklich traurig."

„Das ist aber gar nicht Ihr Verdienst, Fräulein Hertha," sagte er lächelnd. „Das ist nur — weil man gegen Ihre Mutti doch überhaupt nicht grimmig werden kann, selbst wenn man glaubt, daß man recht hat."

Sie schlug plötzlich die Hände ineinander und sah ganz verzweifelt übers Wasser hin. „Ach, wenn sie jetzt doch da wäre! Wenn ich ihr doch sagen könnte ... Hanning, Sie wissen ja gar nicht, wie leid mir's tut, wie schrecklich leid! Ich möcht' sie jetzt so lieb haben — so innig lieb ..." Sie gab sich einem lauten Schluchzen hin. Es war ein seltsam erschütterndes Kinderweinen; es ging ihm so zu Herzen, rührte ihn so tief, daß er ihr gern etwas zum Trost gesagt hätte.

„Sprechen Sie sich doch alles von der Seele herunter, Fräulein Hertha. Das hilft. Ja, glauben Sie mir. Mir wäre an Bord ja lang nicht so elend zu Mute gewesen, wenn ich einen Menschen gehabt hätte, dem ich mein Herz hätte ausschütten können."

Sie waren nun fast eine Meile vom Land entfernt. Die Küste wirkte nur noch als ein schmaler Strich. Überall waren weiße und rostbraune Segel aufgekommen: die Fischer warfen zur Nacht die Netze aus. Hansheinrich hatte wenden wollen, nun ließ er die Leinwand aber fallen, so daß das Boot segellos auf dem Wasser trieb, von den in regelmäßigen Intervallen heranrollenden Schaumkämmen geschaukelt, die der Kiel in spitzem Winkel zerschnitt.

„Ja, sehen Sie, Hansheinz," nahm Hertha, nachdem sie sich etwas beruhigt hatte, wieder auf, „es gibt doch Fälle, wo man vielleicht ganz im Recht ist, wo man aber allmählich einsieht, daß der andere auch recht hatte. Wie's heute zwischen Mutti und mir war. Ja, kann man da aber hernach wie ein dummes, verprügeltes Schulkind hingehen und sagen: ‚Verzeih', ich hatte unrecht?' Nein, das wäre doch Lüge, Heuchelei. Und wenn man auch nur ein bißchen Stolz hat..." Sie seufzte tief auf. „Also Mama sagte, es sei unhöflich gegen Landrats, wenn ich nicht mitginge. Und sie bat mich und stellte mir das alles so vernünftig vor. Und recht hatte sie ja. Aber ich konnte einfach nicht mit. Weil ich wußte, ich wäre häßlich gewesen gegen Vetter Fritz."

„Gegen Uslarn? So, so. Ja, was haben Sie denn gegen ihn?"

„Ich kann ihn nicht mehr leiden."

„Das ist freilich ein triftiger Grund. Na, Fräulein Hertha, da liegt aber doch sicher noch etwas Bestimmteres vor, nicht?"

Sie zögerte ein Weilchen. Dann schlug sie ihre großen, glänzenden Augen zu ihm auf. „Früher hatt' ich ihn ganz gern. Aber einmal hab' ich ihn so feig und kleinlich gesehen. Gegen Sie, Hansheinz. Damals — an dem ersten Abend. Und seitdem mag ich nichts mehr von ihm wissen."

Das überraschte ihn sehr. Über Uslarn und die erste Begegnung an jenem Abend hatten sie noch nie miteinander gesprochen. „O, wirklich — daran denken Sie noch?"

„Ja. Ich bin es nie mehr losgeworden. Hinterher — noch oft, wenn ich mir die Sache so im stillen überlegte — hab' ich mich für ihn schrecklich geschämt. Und das hätt' ich ihm nun gesagt. Ja — ich hätt's ihm sagen müssen."

Er nahm ihre Hand und drückte sie — sah ihr dabei voll teilnehmender Zärtlichkeit ins Gesicht. „So bin ich also mit schuld daran, Fräulein Hertha, daß es heute so schlimm gekommen ist? Das tut mir aber sehr, sehr leid."

„Glauben Sie mir nun, daß ich von Anfang an nur das Beste wollte?"

„Gewiß. Ja — gewollt haben Sie das Beste. Aber das Rechte war es doch nicht. Sonst würde Ihre Mutter Ihnen nicht so zugeredet haben." Er hielt ihre Hand noch immer fest — nur sein Blick wanderte jetzt sinnend über die weite Fläche. „Denn Ihre Mama hat sicher ganz genau gewußt, was Sie bewegt hat. Sie sieht doch allen Menschen gleich ins Herz."

Die friedliche Abendstimmung des leuchtenden Himmels, die Einsamkeit hier auf der glänzenden Flut, die gemeinsame Liebe, die gleiche glühende Verehrung für die Eine, die Große, die ihr Vorbild, ihr Abgott war, brachte sie einander so nahe, wie nie zuvor.

Er gestand ihr im weiteren Verlauf ihres immer ruhiger und verträumter werdenden Gesprächs, daß er sich das Rätsel selbst noch nicht erklären konnte; mit viel eindringlicheren Vorstellungen hatte sein Vater ihn so oft zur Pietät anhalten wollen, mit flehentlichen Bitten oder exaltierten Vorwürfen hatte seine Mama ihn zur Einsicht und Umkehr zu bewegen versucht — und ein paar gütige, schlichte Worte von Herthas Mutter hatten genügt, ihn zu einem ganz neuen Menschen zu machen. Ja, durch welches Wunder war ihr das möglich gewesen?

(Fortsetzung folgt.)

Neue Bücher.

Angezeigt von Th. H. Pantenius.

Friedrich Curtius: Ernst Curtius. — Adolf Schiel: 23 Jahre Sturm und Sonnenschein in Südafrika. — Franko Seiner: Der Burenkrieg. — Rudolf Lindau: Ein unglückliches Volk.

Einer der liebenswürdigsten deutschen Gelehrten war ohne Zweifel der Verfasser der „Griechischen Geschichte", Ernst Curtius. Er und sein sechs Jahre jüngerer Bruder Georg, der jedem klassisch Gebildeten durch seine „Griechische Grammatik" bekannt ist, waren die Söhne des Lübecker Syndikus Curtius, eines ausgezeichneten Mannes, der es vortrefflich verstand, ihre reichen Gaben auf das schönste zur Entwickelung zu bringen. Fromm, tüchtig und ideal gesinnt, wie er selbst, waren auch seine Söhne, und ihr Wirken war so segensreich wie das seinige.

Ernst, der am 2. September 1814 in Lübeck geboren war, studierte in Bonn, Göttingen und Berlin Philologie, begleitete dann die Professoren Brandis und O. Müller nach Griechenland, und wurde nach seiner Rückkehr zunächst Gymnasiallehrer in Berlin, wo er sich 1843 an der Universität habilitierte. Bei Gelegenheit eines öffentlichen Vortrags wurde die Prinzessin von Preußen auf ihn aufmerksam und wählte ihn zum Erzieher ihres Sohnes, des späteren Kaiser Friedrich. Es war eine glückliche Wahl. Der Prinz hing bald mit großer Liebe an seinem Erzieher und hat ihn bis zuletzt auf das höchste verehrt und geschätzt. Von 1856 bis 1868 war Curtius Professor in Göttingen, kehrte aber dann nach Berlin zurück, wo er als Lehrer für alte Kunstgeschichte, Direktor des Antiquariums am Museum und ständiger Sekretär der philologisch-historischen Klasse der Akademie der Wissenschaften die fruchtbarste Tätigkeit entfaltete. Die Ausgrabungen in Olympia waren im wesentlichen sein Werk, seine gelehrten Arbeiten über altgriechische Themata waren bahnbrechend, die

Digitized by Google

Reden, die er bei festlichen Anlässen öffentlich hielt, erregten in weitesten Kreisen das lebhafteste Interesse. Trotz aller Sorgfalt, die sein Forschen auch dem Kleinen zuwandte, war sein Blick doch immer auf den großen Zusammenhang der Dinge gerichtet, er war stets ein großer Gelehrter, nie ein gelehrter Pedant.

Am 11. Juni 1896 ist er hochbetagt verschieden.

Ihm hat sein Sohn Friedrich jetzt in einem Buch: „Ernst Curtius. Ein Lebensbild in Briefen" (Berlin. Julius Springer) ein schönes Denkmal gesetzt. Der starke Band besteht nur aus Briefen von oder an Ernst Curtius, aber sie sind so geschickt ausgewählt, daß aus ihnen ein fast lückenloses Bild des trefflichen Mannes erwächst, ein Lebensbild, an dem man seine herzliche Freude hat. In ihm gibt es keine jähen Übergänge, in stetigem Wandel wird aus dem zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Jüngling ein ausgezeichneter liebenswürdiger Mann und ein abgeklärter, nach allen Richtungen hin anregender Greis. Aber in dieses stille Gelehrtenleben fällt durch das Verhältnis, in dem Curtius zur Familie des Prinzen von Preußen steht, auch ein Widerschein der großen Weltereignisse. Er erlebt im Palais des Prinzen die furchtbaren Märztage des Jahres 1848 und hat Gelegenheit, dem künftigen Kaiser Wilhelm und seiner Gemahlin nahezutreten, wie wenige. Welch ein Jammer, daß die Zeitgenossen den Prinzen und die Prinzessin nicht kannten wie Curtius! Wie liebenswürdig und gütig erscheinen sie im Spiegel seiner Briefe. Als der Prinz konfirmiert worden ist, schreibt Curtius an seine Eltern: „Nichts hat mich mehr ergriffen, als die tiefe Bewegung des Vaters. Er war gegen mich von einer rührenden Herzlichkeit. Unmittelbar vor der Einsegnung kam er zu uns herein, umarmte uns weinend und sagte dann zu seinem Sohn: ‚Mein Sohn, wenn die Stunde kommt, wo Du weder aus noch ein weißt, so halte Dich an Deinen Gott, den Du heute bekennst.'"

Am 26. November 1848 schreibt Curtius: „Der Prinz von Preußen ist ernst und milde gestimmt. Ich möchte, daß viele mit mir Zeuge gewesen wären, wie er Gott gedankt hat, daß in Berlin die Bekämpfung der Anarchie so unblutig hat bewerkstelligt werden können, wie er nichts als Gesetz und Ordnung hergestellt sehen wollte."

Auch die Prinzessin erscheint als eine ebenso liebevolle wie verständige Mutter.

Immer gleich liebenswürdig ist der Prinz Friedrich Wilhelm, von dem unser Buch viele Briefe an seinen Erzieher enthält.

Curtius selbst war ein Mann von liberaler Sinnesart, wobei man freilich nicht an den Parteiliberalismus denken darf. Er war in der festen Ordnung eines städtischen Patrizierhauses erwachsen und blieb sein ganzes Leben hindurch ein frommer, auch kirchlich frommer Christ. Damit war ja Sympathie für jede Art geistiger oder politischer Zuchtlosigkeit ausgeschlossen, aber ein edler Optimismus ließ ihn doch manche Hoffnung auf eine freiheitliche Gestaltung des öffentlichen Lebens setzen, die heute vielen Männern seiner Art abhanden gekommen ist. Diese Sinnesart war seinem Schüler durchaus sympathisch, der Prinz gab daher seinem Empfinden Curtius gegenüber mitunter einen intimen Ausdruck. Man weiß ja, daß es auch ihm lange Jahre hindurch nicht gegeben war, ein rechtes Verhältnis zu Bismarck zu finden und den Mann zu verstehen, der, was der Prinz und Curtius und alle die Besten im Volke wollten, auf eine ihnen so ganz unerwartete und unsympathische Weise erreichen sollte. Wohl schrieb Curtius schon am 2. Mai 1848 an die Eltern: „Es erscheint mir als ein frommer Wahn, daß durch die Frankfurter Maitage ein großes einiges Deutschland zusammengesprochen werden sollte. Wir werden zusammengeschmolzen werden im Kriegstiegel", aber als der große Schmelzprozeß begann, da erschien Bismarck Curtius so unheimlich wie seinem einstigen Schüler. Das schöne Verhältnis, das noch 1861 zwischen dem Kronprinzen und seinem Vater bestand, bekam darüber einen Riß, der sich leider nie wieder ganz schließen sollte.

Am 1. November 1863 schreibt der Prinz: „Bismarck hat mir in Gastein gesagt, falls ein neu zu wählendes Abgeordnetenhaus nicht besser als das aufzulösende würde, sei der Zeitpunkt gekommen, zu entscheiden, ob in Preußen parlamentarische Zustände überhaupt beizubehalten wären, was nach seiner Überzeugung unmöglich sei. Was wird nun geschehen? Ich weiß es nicht und suche mich zu verkriechen, wie ich nur kann, weil ich mit Bismarck nichts zu tun haben will."

Und noch am 8. Dezember 1866 heißt es, trotz aller Freude über das Erreichte: „Daß dieser Krieg seit langer Zeit eine angelegte Absicht Bismarcks war, ja daß die ganze Schärfung des inneren Konfliktes bei uns in einer solchen Lösung nur ihren Ausgang finden sollte, das war mir leider schon im Laufe des Winters klar geworden, und ich dächte, daß ich mich in ähnlichem Sinn auch zu Ihnen ausgesprochen hätte. Wir trieben und trieben einer gewaltsamen Katastrophe entgegen, die mein Vater mit allen seinen persönlichen Mitteln zu verhindern trachtete, ohne zu sehen, daß andere anders wollten und es auch erreichten."

Die Briefe des Kronprinzen sind, auch wo sie nicht von seinen politischen Anschauungen handeln, von großem Interesse. Ein edler, vornehmer Geist spricht aus allen!

Wir haben schon im Briefkasten auf das interessante Buch: „23 Jahre Sturm und Sonnenschein in Südafrika" von Adolf Schiel (Leipzig. F. A. Brockhaus) hingewiesen, es lohnt sich aber, noch etwas eingehender bei ihm zu verweilen. Herr Schiel hat eine lange Reihe von Jahren unter den Buren gelebt, teils als Farmer, teils als Grenzkommissar oder als Offizier in ihrer Artillerie. Er hat an den Kriegen mit den Kaffern ebenso teilgenommen wie an der Bildung von ephemeren Staatenbildungen, wie sie den Neigungen und Bedürfnissen der noch nicht ganz seßhaft gewordenen Buren entsprachen. Er hat für ihre Eigenart volles Verständnis und in vieler Beziehung auch Sympathie, ist aber von Schwärmerei für sie allerdings sehr weit entfernt. Er macht durchaus den Eindruck eines besonnenen und verständigen Mannes der Tat und beweist überall eine vornehme und gerechte Gesinnung. Ich möchte, daß recht viele unserer Leser von dem Buch Kenntnis nehmen, und vermute, daß nicht wenige von ihnen in diesem Fall ihre bisherige Anschauung über den Burenkrieg einer durchgreifenden Revision unterziehen werden.

Als der Krieg ausbrach, wurde Schiel mit dem Kommando über ein deutsches Korps betraut, das 300 Mann stark war und zu der Armee stieß, die unter Joubert in Natal einrückte. Das erste, was er in Feindesland gewahrte, waren Buren, die einen englischen Kaufmannsladen plünderten. Die Leute wurden verhaftet, aber ein Haufen von Burenweibern folgte ihrem Beispiel. „Es war widerlich anzusehen, wie die Frauen ihre heulenden Kinder mit Schlägen antrieben, die geraubten Sachen zusammenzutragen. Die armen Kleinen konnten unter den schweren Lasten kaum laufen."

„Es war gleich anfangs zu sehen, daß von Einigkeit bei den Führern und von Disziplin bei den Bürgern nicht das Maß vorhanden war, welches unumgänglich nötig ist, um einen Feldzug zu einem glücklichen Ausgang bringen zu können, und die vielen kleinen Eifersüchteleien ließen schon beim Überschreiten der Grenze die Besorgnis aufkommen, daß an ein gemeinsames Operieren nicht zu denken war. Wie sollte dies noch ablaufen? Wir stürzten wie die Hunnen nach Natal hinein, ohne Operationsplan, jede Abteilung ihren eigenen Weg nehmend. Jeder Offizier wollte dem anderen zuvorkommen, von Disziplin war keine Spur, gerade als ob es zu einer Kirmeskeilerei ginge, aber nicht, als ob man in ein feindliches Land einzöge, das von einer gut disziplinierten Armee verteidigt wird."

Der nächste Vorgesetzte Schiels war der General Kock, ein Mann ohne alle militärische Kenntnisse, aber erfüllt von stärkstem Selbstgefühl. Als es bei Elandslaagte zum ersten Zusammenstoß mit den Engländern kam, sollte sich das nur

Digitized by Google

zu sehr zeigen. Man hatte hier zwei englische Güterzüge festgehalten und mußte mit Sicherheit erwarten, daß die Engländer versuchen würden, sie zurückzuerobern. Aber vergeblich beschwor Schiel den General, die Züge wenigstens fortschaffen zu lassen. Vergeblich suchte er ihn dann auch zu bereden, vor der erdrückenden Übermacht der anrückenden Feinde zurückzuweichen. „Ach was," erwidert der General barsch, „ich bin selbst General; mir hat niemand etwas zu sagen. Ich erwarte hier den Feind nicht allein, sondern ich schlage ihn auch; es ist nicht das erste Mal, daß ich das tue." Und der General wählte eine Stellung, die nach der übereinstimmenden Meinung aller unter ihm dienenden deutschen Offiziere völlig unhaltbar war. Natürlich wurde sein Korps völlig geschlagen, und Schiel fiel, schwer verwundet, in Gefangenschaft.

Man vergleiche überhaupt die Schilderung dieser Schlacht von Schiel mit den Zeitungsberichten, die wir über sie erhielten. Hier berichtet eben ein Mann, der selbst sein Leben wagte und wirklich dabei war.

Schiel wurde dann nach Kapstadt und später nach St. Helena geschafft. Er berichtet von hier wie von dort über seine Leiden nüchtern und verständig. Er ist kein Freund der Engländer und verschweigt nicht, worin sie fehlten, aber er hat auch volles Verständnis für die großen Schwierigkeiten, die von ihnen überwunden werden mußten, um den Forderungen der Humanität einigermaßen Rechnung zu tragen.

In den Hauptsachen stimmt der Steiermärker Franko Seiner, der auch den Burenkrieg mitgemacht hat und ihn in seinem Buch: „Der Burenkrieg" (C. H. Beck, München) schildert, mit Schiel durchaus überein. Auch er hat viel Sympathie für den schlichten Farmer unter den Buren, verkennt aber nicht, daß die Buren den Anforderungen, die durch die Entdeckung der Gold- und Diamantenfelder an ihr Staatswesen herantraten, nicht gewachsen waren und hält mit seinem Urteil über die Schwächen ihrer Kriegführung nicht zurück. Wie wenig sich selbst unter den günstigsten Bedingungen schließlich mit Milizheeren anfangen läßt, geht auch aus Seiners Buch klar hervor. Die Führer wurden nicht nach militärischen sondern nach politischen und gesellschaftlichen Gesichtspunkten gewählt, und sie waren vielfach vom törichtsten Dünkel erfüllt. Die Mannschaften aber waren bei aller Tapferkeit so unzuverlässig, daß die Generäle nie mit ihrem Truppenbestand rechnen konnten. Die Buren wurden nicht nur gelegentlich von der Panik erfüllt, die noch keiner undisziplinierten Truppe erspart blieb, sondern kamen und gingen auch vielfach nach ihrem Gutdünken. „Der einzelne Bur verstand wohl zu befehlen, aber nicht auch zu gehorchen, und war daher für den Kommandanten ein schwierig zu behandelndes Material. Den Kommandodienst sah er als eine Einschränkung seiner persönlichen Freiheit an und Unterordnung unter einen fremden Willen fühlte er als Zwang, den er nicht lange vertrug. Dieses übergroße Selbstgefühl hatte einen Mangel an Subordination und eine Disziplinlosigkeit zur Folge, die den Kommandanten oft zu einer Null herabdrückte; selten hatte dieser seine Leute in der Hand. Das Fehlen jeglicher Manneszucht bedingte eine mangelhafte Oberleitung, die noch durch die gegenseitige Eifersucht der Kommandanten geschwächt und nicht selten lahm gelegt wurde."

Obgleich der einzelne Bur sehr reinlich ist, waren die Burentruppen doch in ihren Lagern so nachlässig, daß sich infolge der Unsauberkeit immer wieder Epidemicen bildeten. Es war eben keiner dafür zu haben, die entsprechenden Dienste zu leisten.



Die Teufelsbrücke am Gotthard. Davor die Reste der alten (römischen) Brücke.
Zeichnung von M. Zeno Diemer.

Gegen die Ausländer, die den Buren zu Hilfe gekommen waren, herrschte ausgesprochene Abneigung, die offen zu Tage trat. „Man betrachtete uns nicht allein mit Mißtrauen, sondern ließ uns bei jeder Gelegenheit fühlen, daß wir nur geduldet seien. Von den nötigsten, reichlich vorhandenen Bedarfsartikeln wurde uns stets das Schlechteste gereicht, und beklagten wir uns einmal, so hieß es: ‚Warum seid Ihr zu uns gekommen? Wir haben Euch nicht gerufen. Wenn es Euch nicht paßt, so geht.'"

Und was galt den Buren nicht alles als „Ausländer"! Seiner erzählt, daß sein Streifkommando einmal einen Buren aufforderte, sich ihnen anzuschließen. Da antwortete dieser: „Nein, Mann, ich bin wohl selbst ein Afrikaner, aber für diese Regierung rühre ich keinen Finger. Lange genug haben diese Menschen mich, meinen Vater und meinen Großvater bedrückt. Ihr müßt selbst vor dem Kriege im Lande gewesen sein, dann erst könnt Ihr ermessen, wie es diese Menschen getrieben, wie parteiisch diese Regierung gewesen und wie sie gewirtschaftet hat. Mein Großvater war ein Franzose, mein Vater ist da auf dem Platz geboren, er war ein Afrikaner, ich bin da geboren, bin ein Afrikaner und spreche nur die Burensprache. Und doch hat man mich auf dem Gouvernement in Pretoria einen ‚blöden Ausländer' genannt. Zu welcher Nation gehöre ich jetzt? So lange in einem Menschen noch ein Tropfen Ausländerblut steckt, wird er von den alten Familien nicht als ihresgleichen betrachtet."

Die Verderbtheit der Regierung, über die vor dem Kriege so bitter geklagt wurde, setzte sich natürlich auch noch eine

Digitized by Google

Weile im Lager fort. So mußte der Kommandant des Johannesburgdorp-Kommandos abgesetzt werden, weil er den Farmern gegen gute Bezahlung Quittungen über Requisitionen, die nie erfolgt waren, ausgestellt hatte.

Neben tiefen Schatten fehlte es den Buren freilich auch nicht an Lichtseiten, die auch Seiner kräftig hervorhebt. Die Helden des zweiten Jahres haben allerdings die Bewunderung verdient, die ihnen allseitig gezollt wird.

In dem Roman: „Ein unglückliches Volk“ (F. Fontane & Co., Berlin) führt uns Rudolf Lindau in die Kämpfe der Armenier um nationale Unabhängigkeit ein. Die Armenier haben bekanntlich nur in ferner Vergangenheit und immer nur auf kurze Zeit einen nationalen Staat gehabt, meist sind sie von anderen Völkern unterjocht und beherrscht worden, in der Regel von dem Volk, das eben die führende Rolle im westlichen Asien einnahm. Auf die Meder folgten die Perser, auf diese die Griechen, die Parther, die Römer, die Mongolen, endlich die Osmanen. Das friedliebende, unkriegerische Volk, das zäh am Christentum festhielt, wurde von den waffenfrohen, rohen Bergvölkern, an die seine Heimat grenzte, immer wieder überfallen und mißhandelt. Die Armenier, die in der Heimat blieben, wurden ein Volk von Knechten, das froh war, wenn ihm das nackte Leben blieb; die anderen, die in die türkischen Städte zogen, wurden dort zu Krämern und entwickelten, indem sie sich geschmeidig in die Launen des Herrenvolkes fügten, ein bewunderungswürdiges Talent für den Handel, der, von ihnen betrieben, meist mit Wucher verbunden war. Sie brachten es fertig, auf diesem Gebiet ihre Konkurrenten, die Juden und Griechen, bei weitem zu überbieten, und sammelten oft große Reichtümer. Mancher von ihnen brachte es auch zu einer hohen Stellung im Staatsdienst, im allgemeinen aber genießen diese städtischen Armenier im Orient geringe Achtung.

Das eigentliche Armenien gehört heute zum kleineren Teil zu Rußland, zum größeren zur Türkei. Die Lebenshaltung der russischen Armenier hat sich entschieden gehoben, und nicht wenige dienen in angesehener Stellung im russischen Heer und in der russischen Verwaltung. Man schätzt sie ihrer Tüchtigkeit wegen, sie sind aber meist persönlich nicht sehr beliebt. Die türkischen Armenier leben, wo sie als Landleute tätig sind, in den elendesten Verhältnissen und werden von den türkischen Beamten ebenso mißhandelt wie von den benachbarten Kurden.

Die Söhne der reich gewordenen städtischen Armenier wurden vielfach im westlichen Europa erzogen oder studierten wenigstens dort und empfingen ein Verständnis für das unsere Zeit beherrschende Nationalgefühl. Kehrten sie in die Türkei zurück, so empfanden sie die rechtlose Stellung ihres Volkes als ganz unerträglich. War es den Slaven und den Griechen gelungen, das türkische Joch abzuschütteln, so mußte das, meinten sie, auch den Armeniern möglich sein. Die Masse des Volkes war ja zu bedrückt, zu arm und zu unwissend, um auf Befreiung von seinen Herren hoffen oder sie auch nur wünschen zu können, aber das war schließlich bei Griechen, Serben und Bulgaren auch nicht anders gewesen. Die Freiheitsliebe mußte erst geweckt werden. War das geschehen, so konnte man auch auf die Hilfe Europas im Freiheitskampf rechnen. Die Armenier waren doch schließlich Christen und ein uraltes Kulturvolk.

Infolge dieser Erwägungen taten sich die im westlichen Europa lebenden jungen Armenier in Geheimbünden zusammen und entfalteten eine rege Propaganda. Diese richtete zwar unter den armenischen Bauern wenig aus, gewann aber einen großen Teil der städtischen Armenier für die nationale Sache, und die revolutionären Komitees erlangten dadurch beträchtliche Geldmittel. In den neunziger Jahren glaubten sie, zu Taten schreiten zu können. Zunächst sollten eine Anzahl Demonstrationen die Aufmerksamkeit der Großmächte auf die Lage der Armenier lenken und diese womöglich zum Einschreiten in ihrem Interesse veranlassen.

Zu ihrem Unglück waren die Armenier aber in einer viel ungünstigeren Lage als die Slaven. Die Türken haben im Laufe des XIX. Jahrhunderts Griechenland, Serbien, Rumänien, Bulgarien verloren und sich wohl oder übel in die Vorstellung gefunden, ihren europäischen Besitz früher oder später auch noch weiter abbröckeln zu sehen. Sie sind aber entschlossen, die asiatische Türkei bis zum letzten Atemzuge zu verteidigen. Und Armenien liegt in Asien. Die Türken waren ferner daran gewöhnt, daß ihre slavischen Untertanen unruhige Leute waren, während die Armenier ihnen bisher nie zu schaffen gemacht hatten. Ihre Erbitterung war deshalb grenzenlos, als sich das Gespenst einer „armenischen Frage“ vor ihnen aufrichtete. In dem Entschluß, jede Auflehnung der Armenier niederzuschlagen, waren alle Türken einig. Auch darin, sich in dieser Angelegenheit nicht von den Großmächten dreinreden zu lassen.

Am 10. September 1895 zogen gegen tausend Armenier vor die „Hohe Pforte“ in Konstantinopel und erklärten, dem Großvezir ein Gesuch überreichen zu wollen, in dem sie Reformen zu gunsten der Armenier verlangten. Die Wache ließ sie nicht passieren, und es kam zu einem Handgemenge, das mit der Flucht der demonstrierenden Armenier endete. Infolgedessen fanden in Konstantinopel zahlreiche Verhaftungen von Armeniern statt und viele andere wurden von dem muhammedanischen Pöbel in den Straßen überfallen und mißhandelt oder gar getötet. Viele Armenier flohen in die armenischen Kirchen und weigerten sich, diese zu verlassen, bis die türkische Regierung feierlich versprach, sie nicht weiter zu verfolgen.

So in Konstantinopel. In Asien aber raubten und mordeten die Kurden unter dem harmlosen armenischen Landvolk nach Herzenslust, und die türkischen Beamten ließen sie gewähren. Nach den Konsularberichten wurden während des Jahres 1895 und bis zum Februar 1896 37 085 Armenier getötet, 40 950 gezwungen, zum Islam überzutreten, 290 300 zu Bettlern gemacht und 106 400 eines Teils ihrer Habe beraubt.

Die Nachricht von diesen „armenischen Greueln“ riefen in ganz Europa Entsetzen hervor, aber keine der europäischen Mächte war gewillt, um ihretwillen der Türkei den Krieg zu erklären und damit die zur Zeit ja wohl auch wirklich auf keine Art lösbare „orientalische Frage“ aufzurollen. Die Großmächte protestierten, die Türken schwiegen und handelten. Und nur zu bald sollten ihnen die armenischen revolutionären Komitees den erwünschten Anlaß geben, gegen die Armenier noch in ganz anderem Maßstabe vorzugehen als bisher. Diese Komitees hielten sich an die Entrüstung, die die bisherigen Greuel in der ganzen gebildeten Welt wachgerufen hatten, und glaubten, die öffentliche Meinung würde die Großmächte zwingen für die Armenier einzutreten, wenn es wieder zu Blutvergießen kam. Die Erwägung, welche Leiden ein neuer Putsch über unzählige ihrer Volksgenossen in jedem Fall bringen mußte, hielt die verzweifelten, zum äußersten entschlossenen Mitglieder dieser Komitees nicht zurück.

Am 26. August 1896 besetzten 25 Armenier die Ottomanische Bank in Konstantinopel und verbarrikadierten sich in ihr. Sie schossen auf die herbeieilenden Soldaten und töten auch in der Bank die türkischen Türhüter und ein paar Gendarmen durch Handbomben. Bei welcher Gelegenheit auch einige Armenier umkamen. Die übrigen durften sich schließlich auf einem englischen Schiff nach Europa einschiffen. Der Pöbel von Konstantinopel aber erhob sich wieder wie ein Mann und erschlug in den Tagen vom 26.—28. August 6000 Armenier jeden Alters und jeden Geschlechts.

Alle diese Ereignisse sind in unserem Roman ausführlich und höchst anschaulich geschildert. Hat doch der Verfasser viele Jahre hindurch in Konstantinopel gelebt. Er ist sichtlich bemüht, beiden Teilen möglichst gerecht zu werden, den Türken sowohl wie dem „unglücklichen Volk“ und seinen so verhängnisvoll wirkenden Vertretern. Die Fabel des Romans wirkt heute etwas altmodisch, aber das erklärt sich aus dem Stoff.

Digitized by Google

Anna Abdecker.

Von Charlotte Niese. (Fortsetzung.)

Der alte Klippert legte seinen Sack, in dem ein totes Tier war, von einer Schulter auf die andere, und stöhnte noch einmal.

„Ja, klein Deern, sei man nich doll. Was gut is, das is gut. Mein' Anna wird eine feine Dame, und ich kann das Geld brauchen. Sonsten mußten wir alle hungern."

Langsam ging er weiter, und ich wußte nicht, was ich sagen sollte.

Walli war in dieser Zeit sehr wichtig.

„Nun wird Anna reich, und dann heirate ich sie ganz gewiß. Aber sie soll vergessen, daß sie hier geboren ist, deshalb fahre ich mit meinem goldenen Wagen anderswohin."

Dann berichtete er noch, wie reich der Graf und die Gräfin wären, daß sie ein schönes Gut hätten, und daß er sie später besuchen sollte.

Mahlmann lachte über die ganze Geschichte. „Is die Möglichkeit!" sagte er. „Aus'n Abdeckerskind soll 'ne feine Gräfin werden? Ich glaub' es nich. Denn hätt' ich ja ein Herzog werden können, weil daß mein Vater mehr war, als Klippert. Abers an so 'was hab' ich mein Lebtag nich gedacht, das kann auch man bloß von die Dänens kommen, die nich wissen, was sich gehört. Aberstens Klippert macht ein gutes Geschäft. All die Schuldens weg, und sein Jung kommt nich ins Prisong, was ihn ganzen gesund gewesen wär'. Denn da kann man klug werden, und er is sein Lebtag dumm gewesen."



Ein Windstoß. Nach dem Gemälde von H. Gervex.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Es half aber nichts, daß wir uns mit Mahlmann wunderten. Anna Abdecker war weg, und ihren beiden Großeltern ging es wohl besser, als sonst. Wenigstens sollten sie etwas mehr zu leben haben, und einige Leute sagten, sie wären reich geworden. Davon war aber nichts zu sehen, der alte Klippert wanderte mit seinem Sack durch die Straßen wie sonst, und seine Frau ging jeden Tag langsamer zu Frau Berger. Bis sie eines Tages nicht mehr zu sehen war, und Walli uns berichtete, daß sie wieder im Bett läge.

Er hatte aber keine Lust, nach ihrem Befinden zu fragen, und wenn Milo und ich den Tag nicht grade an dem Abdeckerhäuschen vorübergegangen wären, hätten wir wohl nicht daran gedacht, hineinzutreten. Aber da lag es plötzlich unter den alten Weidenbäumen, deren Zweige tief über das verwitterte Strohdach hingen, und wir steckten den Kopf in die Tür.

„Mutter Klippert, wie geht es Dir?"

Sie antwortete nicht, und wir traten näher. Die alte Frau lag regungslos in ihrem Bett und sah uns ernsthaft an, während Milo ihr eine kleine Rede hielt. „Ja siehst Du, wenn Anna hier wäre, könnte sie Dir Gesellschaft leisten, nun liegst Du allein. Man muß seine Enkelkinder nicht verkaufen."

„Da verstehst nix von, Milo," sagte die alte Frau hastig. „Ich hab' auch'n Sohn, und ich hab' ihn lieb. Und wenn er nu Geld haben muß, und sonstens ins Gefängnis kommt —" sie hielt inne und knotete an den Bändern ihrer Nachtmütze.

„Bloß, daß mich mein Herz so weh tut!" setzte sie aufschluchzend hinzu: „O, mein Anna, mein klein' Anna, lieb hatt' ich Dir doch auch!"

Der alte Klippert kam näher.

„Wein' man nich, Mutter! Anna hat es gut, furchtbar gut, und kriegt feines Essen und feine Kleiders. Und niemalen Prügels!"

„Ich hab' auch kein' Prügel gekriegt, Vater. Von Dich wenigstens nich."

Sie sah ihn mit einem halben Lächeln an, und er räusperte sich.

„Nu ja, so 'was war nun einmal nix for mir, aberstens die meisten Weibers kriegen Prügels, bloß die feinen nich. Weil daß sie Damens und ganz anders sind, als von unsre Sorte. Und zu hungern braucht unser' Anna auch nie und nimmer, Mutter. Weißt, was ein' Gräfin is? Mahlmann sagt, er weiß es. So 'was ähnliches wird unser' Anna."

Er tröstete noch weiter, und Mutter Klippert lag ganz still und hörte ihm zu. Aber als wir gehen wollten, weinte sie bitterlich.

„Ich hab' so Herzweh!" schluchzte sie.

Auf den Zehenspitzen schlichen wir davon, und Milo sagte, er würde niemals wieder zu Klipperts gehen, weil er dort so furchtbar traurig würde. Am nächsten Tage standen wir doch wieder vorm Hause und brachten ihr etwas Gutes, und der alte Abdecker nahm uns den Korb ab und dankte in seiner schlichten Art.

„Vielen Dank, Kinners, und seid nich böse, daß Mutter ein büschen traurig is. Sie denkt an Anna und an unsern Jungen, und daß allens ein büschen verkehrt is. Ja, allens kann nich sein, wie man es haben möcht'. Nee, das geht nich, das geht bei keinem Menschen."

Digitized by Google

Einige Male brachten wir noch etwas zu essen, dann war Mutter Klippert gestorben, und wir standen in der Ferne, als sie beerdigt wurde. Leise sprachen wir davon, daß sie nun kein Herzweh mehr hätte, und ob Anna wohl wüßte, daß ihre Großmutter gestorben wäre, und Walli Berger stand mit finsterm Gesicht neben uns und blickte auf den Sarg mit dem flachen Deckel. Er war sehr weise geworden und sehr unverträglich; mit den Brüdern hatte er jetzt meistens Streit, und ihr Verkehr endete oft in bösen Worten. Das kam von der Politik und vom Kampf der Deutschen mit den Dänen. Wir durften uns eigentlich aber nicht über Politik unterhalten, was sehr schwer war. Denn die Großen sprachen täglich darüber und darüber, daß sie Deutsche bleiben wollten. Also gingen wir Walli, der sich auf sein Dänentum viel zu Gute tat, lieber aus dem Wege. Wir wußten nicht, wen seine Mutter als Kammerjungfer erhielt, und als der Kontrolleur Berger eines Tages irgendwo nach Jütland versetzt wurde, war es uns auch einerlei, obgleich uns doch der Gedanke beunruhigte, ob Frau Berger in die enge kleine Postkutsche hineinginge, die immer nach dem Sunde fuhr. Aber sie mieteten ein Schiff und kamen auf diese Weise weg.

Vorher sagte uns Walli aber doch Lebewohl. Er tat wichtig, weil sein Vater „mehr“ wurde, als er hier gewesen war, dann sollte er auch bald einen Orden haben, und zum dritten kam die Familie in die Nähe des Gutes, wo das gräfliche Ehepaar wohnte.

„Dann bekommst Du ja Anna Abdecker zu sehen,“ sagten wir. „Grüße sie vielmals.“

„Nein, grüße sie nicht!“ verbesserte sich Jürgen. „Wir sind alle böse auf sie. Ihre Großmutter ist tot, und der alte Klippert hat heute morgen furchtbar geweint. Ich sah es, als ich aus der Schule kam.“

„Der hat auch Herzweh!“ sagte Milo.

Walli lächelte gleichmütig.

„Wenn ich das junge Fräulein sehe, dann erzähle ich kein Wort von hier. Kein Wort.“

„Dann laß es bleiben!“

Unser Abschied war also frostig, und als wir nachher Mahlmann besuchten, freute er sich, daß Bergers die Insel verließen.

„Die taugen nix,“ versicherte er einmal über das andere. „Und Walli will nich sagen, daß Anna ihr Großmutter tot is? I du mein Gott. Nu soll sie es grade wissen. Weil daß mich der alt Klippert so leid tut. Muß doch aus sein' Haus, von wegen der Hippertek; der Jung' braucht ümmer noch Geld, und Klippert muß ins Armenhaus. Nu soll sie allens wissen, bloß um den dummen Jung' zu ärgern.“

„Willst Du ihr einen Brief schreiben?“ fragten wir, und der alte Mann lachte. „Briefschreiben? Meinst, daß ich schreiben kann?“ Er betrachtete seine krummen, gichtischen Hände und stieß einen Laut der Verachtung aus, dann sah er uns verschmitzt an. „Snaken ist besser als Schreiben.“

Mahlmann hatte immer seine geheimen Botschaften und Nachrichten. Wenn in Kiel gestohlen war, dann wußte er dies Ereignis früher als unsere Polizei, die doch alles wissen mußte, und daß er sonst noch Verbindungen hatte, sagten auch andere Leute. Aber er war geheimnisvoll, und wir durften ihn nie viel fragen. Manchmal prahlte er auch nur, und nachher kam nichts danach. Heute dachten wir mehr an den alten Abdecker, aber er war nicht in seinem Hause zu finden. Er war ins Armenhaus gekommen, weil er seine Schulden nicht mehr bezahlen konnte, und Abdecker durfte er auch nicht mehr sein.

Alles war von seinem ungeratenen Sohn gekommen, der ihm immer mehr Geld abverlangt hatte und aus dem doch nichts wurde. Vielleicht war es ganz gut, daß er nun kein Geld mehr in Händen haben durfte, und daß andere dafür sorgten, daß er satt wurde und Kleider hatte; arbeiten konnte er doch nicht mehr.

So berichtete uns der Ökonom vom Armenhause, zu dem wir gleich gingen. Dieser Mann wurde der Betvater genannt, obgleich er nicht aussah, als betete er viel. Er hatte ein hartes, mürrisches Gesicht, und seine Mitteilungen beschränkten sich auf das Notwendigste. Außerdem log er auch noch, denn hinten in dem großen Kohlgarten, der an das Armenhaus stieß, sahen wir den alten Klippert mit der Hacke den Boden bearbeiten. Also konnte er doch noch etwas tun.

Der „Betvater“ duldete aber nicht, daß wir zu dem neuen Insassen hinliefen; er sagte, wir sollten unserer Wege gehen und hier nicht weiter stören. Wir gingen also, aber nach einigen Tagen sprachen wir natürlich doch mit Klippert. Er grub ganz hinten im Armenhausgarten, grade da, wo die Hecke ein sehr bequemes Loch zum Durchkriechen hatte.

„Kinners, Kinners,“ sagte er. „Lauft man wieder weg, das Armenhaus is nix for Euch!“

„Hast Du es schlecht?“ fragten wir.

Er schüttelte den Kopf.

„Was sollt' ich es slecht haben? Ich hab' mein Bett und mein' Kleidung und mein Essen und mein' Arbeit. Was sollt' ich es slecht haben?“

Aber sein ganzes Gesicht zitterte, und er hatte wohl hundert Falten um die Augen.

„Man gut, daß Mutter tot is,“ sagte er plötzlich. „Und man gut, daß klein' Anna —“ er kam nicht weiter. Er steckte den Spaten in die Erde und wischte sich ein paar Tränen vom Gesicht.

„Geht man nach Haus, Kinners!“ sagte er rauh. „Hier is das nix for Euch — hinten kommt all der Betvater, und dann krieg' ich nix zu essen.“

Da verschwanden wir also eilig und nahmen uns vor, für den alten Klippert Geld zu sammeln, damit er wieder in sein Haus und in Freiheit käme, und wollten noch viel, viel mehr für ihn tun und vergaßen doch unsere Vorsätze. Wie das auch bei Erwachsenen vorkommen soll.

Aber wir hätten ihm wohl kaum helfen können, und da außerdem die Eltern mit den Brüdern die Insel verließen, und der deutsch-dänische Krieg begann, so mußte ich an andere Dinge denken. Unsere Insel wurde von den Preußen erobert, wir bekamen große Einquartierung, einige Dänen gingen weg, und ein Ereignis löste das andere ab. Da fand ich kaum Zeit, den alten Mahlmann zu besuchen, der doch immer alles wissen wollte.

Er wurde manchmal so schwach, daß jedermann glaubte, er würde sterben, dann aber „kam er sich wieder“, wie die Leute bei uns sagen, und als er hörte, Milo und Jürgen würden zum Besuch kommen, da ließ er mir sagen, nun würde er noch zehn Jahre leben. Uber allen Ereignissen war der Sommer nämlich wieder gekommen. Und Kutscher Hinrich fuhr mich mit dem alten Stuhlwagen an den Sund, um die Brüder abzuholen. Eigentlich wollte ich mit auf das andere Ufer fahren, aber Schiffer Niels war schon mit dem großen Boot weg, und ich ging in den kleinen, verwehten Strandgarten, hörte die kurzgewachsenen Pappeln rauschen und sah, wie der Wind durch den gelben Strandhafer strich. Die Möwen schrieen, und die Sonne ließ das Meer bald blau, bald grün aufleuchten.

Ein Mann stand zwischen den dürftigen Gemüsebeeten und hackte dazwischen herum. Er trug grobe Kleidung, und ich beachtete ihn kaum. Dann erkannte ich ihn.

„Klippert, bist Du es?“ Beinahe hätte ich gesagt: „Lebst Du noch?“ denn er sah aus, als wäre er schon lange tot gewesen. Er sah mich freundlich an.

„Ja, klein' Deern. Ich soll hier ein klein büschen graben. Der Betvater hat mir hergeschickt, weil daß es leichten Boden is. So 'was kann ich noch, sonsten will es nich mehr recht.“

„Bist Du krank gewesen?“

Nee, klein' Deern. Mich geht es ganzen gut. Bloß daß ich —“ er stocherte in dem dürren Boden umher. „Mein Jung' is nu doch ins Loch gekommen,“ sagte er dann. „Hat allens nix genützt. Rein gar nix.“

„Weißt Du' was von Anna?“ fragte ich.

Digitized by Google

Er sah müde vor sich hin.

„Was sollt' ich von Anna wissen? Sie is fein, und ich bin grob. Sie is reich, und ich bin ins Armenhaus. Aberſten sie is ja woll vergnügt und hat kein Herzweh. Herzweh is slimm. Mutter hat es gehabt, und ich mein ümmer, ich krieg' es nich. Aberſten —" Klippert senkte den Kopf tief auf die Hacke.

Am Mast, der unten am Bollwerk stand, ging der zweite Ball in die Höhe. Nun kam das Boot vom andern Ufer, und ich stürzte eilig dorthin, wo die Brückenbohlen knarrten, weil das Fahrzeug so hart an ihnen entlang streifte.

Jürgen sprang zuerst auf die Brücke, dann wollte Milo kommen, aber ein dürftig gekleidetes Mädchen stieß ihn unsanft zurück, um vor ihm das Land zu betreten. Sie lief an mir vorüber, und ich wollte mich grade über sie ärgern, aber dazu war dann doch keine Zeit. Milo stand auch schon zwischen andern Passagieren auf der windigen Heimatinsel, und Schiffer Niels gab ihm nicht allein seinen Koffer, sondern auch seinen Strohhut, der glücklicherweise ins Boot geweht war.

Alles dies verursachte Aufenthalt; dann kam noch ein alter Freund von ehemals, der durchaus wissen wollte, was „Papa und Mama" machten, und auf dessen Namen wir uns nicht besinnen konnten, und Kutscher Heinrich knallte lange und ungeduldig mit der Peitsche.

Heute hatte er den alten Stuhlwagen, auf den so viele Menschen gingen, daß Jürgen schon davon sprach, zwei dicke Viehhändler, mit denen er sich auf der Reise angefreundet hatte, zum Mitfahren einzuladen. Aber ehe er einen Entschluß gefaßt hatte, kam Schiffer Niels an den Wagen gelaufen.

„Der alt' Klippert is beswiemelt. Kann er nich mitfahren? Er is ein büschen krank," setzte er hinzu. „Von wegen sein Tochterkind, die nu wieder da is. Hast ihr nich gesehen, Jürgen? Saß ganz hinten bei das kleine Kalb, das auch mit 'rüber kam, weil daß sie umsonst fuhr. Is ein klein' nüdliche Deern, und weil ich wußt', daß der Alte hier in dem Garten war, hab' ich ihr man flink mitgenommen. Abers nu is er beswiemelt."

Niels, der selten in seinem Leben soviel sprach, wartete unsre Erlaubnis nicht mehr ab, sondern brachte den alten Klippert an den Wagen. Er ging mühsam, und es kam uns vor, als ob er weinte. Neben ihm ging sein Enkelkind, hatte den Arm um ihn gelegt und sprach lachend auf ihn ein.

„Großvater, glaubst wirklich, ich wollt' nich wiederkommen? Ich wollt' fein werden? O, Großvater, ich kann nich fein werden, da versteh ich nix 'von. Das hat Herr Graf auch gesagt, und Frau Gräfin ganzen dasselbe. Und sie haben mir schon lange bei ein' Schulmeister in Pangschon gegeben, weil daß sie mir nich mehr haben mochten. Da bin ich all dreimal weggelaufen und könnt' all lang hier sein, wenn sie mir nich ümmer wieder gekriegt hätten. Aberſten wie ich hör', daß Großmutter tot is und Du ganzen allein —"

„Wer hat Dich das denn gesagt, mein' Anna?" fragte der Alte mit zitternder Stimme.

(Schluß folgt.)

Bruder Studio als Sprachbildner.

Von Dr. P. Grabein.

Die Tatsache, daß aus dem Studentenleben heraus eine große Zahl von Wörtern in den allgemeinen deutschen Sprachschatz hinübergenommen worden sind, wird auch für den Laien nur selbstverständlich sein, wenn er bedenkt, welche günstige Bedingungen hierfür seit alters her vorliegen. In den Universitätsstädten selber brachte es ja schon die persönliche Berührung mit den Musensöhnen mit sich, daß eine große Anzahl ihrer beliebtesten „Fachausdrücke" allmählich auch von den bürgerlichen Kreisen adoptiert wurden. Aber abgesehen hiervon, brachte der nach bestandenem Examen ins „Philisterium" zurückkehrende Student seine burschikose Redeweise in seine Familie, seinen Bekannten-, Verkehrs- und Berufskreis mit sich, er fand für seine Worte als ein Mann von öffentlichem Wirken häufig einen großen Hörerkreis, und er stellte namentlich auch von jeher zur Zunft der Literaten ein starkes Kontinent — kurzum, so erklärt es sich nur sehr leicht, daß kein zweiter Berufsstand in Deutschland der Volkssprache eine so große Zahl populärster Wörter und Redensarten geschenkt hat, wie der Student. Es kann natürlich hier nicht der Ort sein, dies im allgemeinen nachzuweisen; nur in einer beschränkten, kleinen Auswahl soll auf den akademischen Ursprung von heutzutage allgemein gebrauchten Wörtern hingedeutet werden, und zwar häufig von solchen, bei denen der Laie gar nicht vermutet, daß sie von dorther kommen.

Beginnen wir mit der holden Weiblichkeit, die ja natürlich von jeher im Leben Bruder Studios eine bedeutsame Rolle gespielt hat. An die alte, allerdings nicht gerade sehr zarte akademische Klassifikation des anderen Geschlechts gemahnt die so gebräuchliche Redewendung vom „Damenflor". Man unterschied nämlich noch bis in die erste Hälfte des XIX. Jahrhunderts hinein die Mädchen nach Flor (die Honoratiorentöchter), Halbflor (die Töchter des Mittelstandes) und Besen, die „Damen dienenden Standes", wie man heutzutage auf Dienstbotenversammlungen selbstbewußt zu sagen pflegt. Namentlich die letztere Bezeichnung ist charakteristisch für die Anschaulichkeit und Knappheit der Studentensprache, die es häufig liebt, das Ganze nach einem wesentlichen Bestandteil zu benennen. — Genau so benannte man auch die verheiratete Frau nach dem Attribut ihrer Wirtschaftlichkeit „Schürze", welches Wort namentlich in der Zusammensetzung „Schürzenjäger" ja gleichfalls heute ganz allgemein bekannt ist.

Daß die „holde Dulcinea" von dem literarisch gutbeschlagenen Studio, der seinen „Don Quixote" kannte, für die Bezeichnung der Angebeteten aufgebracht ist, wird nicht weiter verwundern, ungleich mehr aber wohl die Tatsache, daß er auch der Schöpfer des „Backfisches" ist. Fisch war nämlich bereits im XVII. Jahrhundert eine bei Akademikern übliche Benamsung für Mädchen, und deren jugendlichste Jahrgänge — also gewissermaßen ganz kleine Fischchen, die man gebraten, mit „Haut und Haaren" verspeist, wie z. B. am Rhein, im Thüringischen und anderwärts — nannte man demnach folgerichtig Backfische. Auch einige andere, jetzt gerade von Frauen über ihresgleichen gebrauchte populäre Ausdrücke, wie z. B. „aufdonnern", „aufklavieren" u. s. w. für sich aufputzen, „sich verplempern" für unvorteilhaft heiraten oder z. B. „Prise" für eine unangenehme weibliche Person entstammen dem Sprachschatz Bruder Studios, wie uns Aufzeichnungen aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts bezeugen. Auch die „Evastochter" stammt daher, hatte aber ursprünglich eine schlechte Bedeutung.

Nächst dem Schwärmen für die holde Weiblichkeit hat ja seit ältester Zeit die Liebe zum braunen Bier den Musensohn stark ausgefüllt, und so sind denn aus der schier unermeßlichen Fülle bier- und kneiptechnologischer Ausdrücke auch zahlreiche Wörter allgemeines Sprachgut geworden. Zunächst die Bezeichnung „Kneipe" selbst, die vom lat. caupona kommt. Auch das „Convivchen", womit jetzt eine kleine Gesellschaft lustiger Brüder ironisch benannt wird — ein „nettes Convivchen" — stammt natürlich aus der akademischen Kneipsphäre früherer Jahrhunderte. Weniger selbstverständlich ist die Übertragung des Begriffs „Hospitant", z. B. jetzt namentlich ins parlamentarische Leben, da man ehedem unter einem solchen Hospitanten nur einen Gast an der Kneiptafel verstand. Auch das harmlose „Kränzchen", das heute junge Mädchen bei Kaffee, Kuchen und schöner Literatur vereint, sah früher ganz anders aus, denn also nannte man Ende des XVIII. Jahrhunderts die an Stelle der aufgelösten Studentenorden tretenden Verbindungen. Aus dem Nichtkorporationsstudenten, der natürlich von den Korporierten als ein Wesen geringerer Art und Gesittung angesehen wurde, ist der „Wilde" entstanden, der noch heute die deutschen Parlamente unsicher macht, indem er sich zu keiner Fraktion schlägt. Endlich sei hier bloß noch das „Kartell", das ja heute unsere Wirtschaftspolitik so stark beschäftigt, erwähnt; es ist ursprünglich nur die Bezeichnung der engeren, freundschaftlichen Beziehungen zwischen zwei Korporationen gewesen.

Auf die überwältigende Fülle aller jener Ausdrücke, welche Bruder Studio für die verschiedenen Grade der Animiertheit erfunden hat, einzugehen, können wir uns wohl versagen; sind sie ja doch gerade ganz besonders Gemeingut des deutschen Volkes geworden. Nur zur Ethymologie des nicht minder verbreiteten „Katzenjammers", der auch psychisch im „Moralischen" einen Verwandten gefunden hat, sei ein Wort verstattet. Es ist nicht etwa anzunehmen, daß man in akademischen Fachkreisen die Katze für ein besonders dem Trunke ergebenes Tier angesehen hätte; sondern die Wortbildung dürfte sich vielmehr daraus erklären, daß man etwas Schlechtes, Minderwertiges mit dem Begriff „Katze" in Verbindung zu bringen pflegte, wie z. B.

Digitized by Google

noch in der Redensart heute erkenntlich: Das ist für die Katze. „Katzenjammer" stellt also eine ganz ähnliche Wortbildung wie etwa „Hundeelend" u. dergl. dar.

Wie leicht begreiflich, hat auch das Fechten, neben dem Kommersieren ja von jeher eine Hauptkunst des flottten Burschen, eine große Zahl von Fachausdrücken in den allgemeinen Sprachschatz geliefert. So wird denn heutzutage auch von manchem waffenunkundigen Philister eine Sache „ausgefochten" oder „ausgetragen", wobei der eine dem anderen ordentlich „dient" (in ursprünglicher Bedeutung: verwundet) und, wenn er ein „forscher" oder „fixer" Kerl ist, so „führt" er den anderen „ab". Dabei denkt freilich heute niemand mehr daran, daß dies Abführen eigentlich ganz wörtlich zu nehmen ist, indem der Verwundete und oft Bewegungsunfähige von seinen Sekundanten vom Kampfplatz geleitet werden mußte, ebensowenig, wie man bei dem Wort „mit jemand anbinden" sich noch bewußt ist, daß damit das Binden der Klingen zur Auslage oder daß bei dem Ausdruck „sich messen" das Messen der Waffen zum Abstecken der Mensur gemeint ist. Auch die „Finte" — ein Fechterkniff — ist jetzt in jedermanns Munde gebräuchlich, wie nicht minder der „Skandal", mit welchem Namen der Burich einen Ehrenhandel belegte. Solchem Skandal ging häufig ein Sichaneinander-„Reiben" oder „Rempeln" vorauf, was heutzutage gleichfalls wörtlich wie bildlich von nichtakademischen Personen übernommen worden ist. Wenn bei der Mensur der eine Gegner dem anderen gar zu sehr „auf den Leib rückte" — mit wütenden Fechterausfällen — oder ihn allzubös „zudeckte" (d. h. mit Hieben), so passierte es diesem wohl, daß er „Dampf" (Furcht) bekam und sich so wenig mannhaft benahm, daß er „geschaßt", d. h. hinter die ihm gezogene Linie, die Mensur, zurückgejagt wurde. Wer sich aber solchen „fatalen" (auch ein Burschenausdruck) Möglichkeiten nicht aussetzen wollte, der zog es vor, zu „revozieren", nämlich die dem Gegner zugefügte wörtliche Beleidigung zurückzunehmen. Man sieht also, eine Fülle von Ausdrücken aus der Fechtpraxis ist so in übertragenem Sinn zu allgemeiner Geltung gelangt; namentlich begegnen wir den hier angeführten und ähnlichen Beziehungen in der parlamentarischen Redeweise. Und das ganz natürlich; stellt doch die erregte Diskussion hier oft einen Kampf dar, ja spricht man doch sogar offiziell von einem „Rededuell"! Dazu kommt dann weiter noch der persönliche Einfluß vieler parlamentarischer Heerführer, die den einstigen Couleurstudenten auch in ihrer Ausdrucksweise nicht verleugnen. So hat namentlich auch Fürst Bismarck manch kraftvollen, bezeichnenden Ausdruck der Burschensprache in seinen parlamentarischen Reden unbedenklich angewandt und ihm zur Popularität verholfen — ein besonders bemerkenswerter Beleg für die eingangs erwähnte Art, wie das studentensprachliche Element in den allgemeinen Wortschatz gelangt.

Eine große Rolle hat im Leben des Studio zu allen Zeiten auch das liebe Geld und all das, was damit in Beziehung steht, gespielt; auch das deutet sich demgemäß in einem starken Niederschlag entsprechender akademischer Ausdrücke in der Volkssprache an. Für das kostbare Zahlmittel selbst gibt es so eine, der Bedeutung der Sache durchaus gerecht werdende Fülle von Bezeichnungen, z. B. „Moneten", „Mammon", „Speck", „Kies", „Draht", „Knöpfe", „Kröten", „Däuser", „Spieße", „Moses und die Propheten" u. dergl. m. Die letzte, überraschende Benennung ist auf die Lukas 16, 29 enthaltene Antwort „Sie haben Mosen und die Propheten" zurückzuführen, die sich Bruder Studio auf das ihm wichtigst Scheinende zurechtlegte. „Moos" ist dann wohl als eine bloße Abkürzung von Mosen (und die Propheten) anzusehen, die dann später von Unkundigen volksethymologisch aus Mos in Moos umgedeutet worden ist. Ausdrücke wie Kies, Knöpfe, Draht u. s. w. sind dagegen vermutlich auf scherzhaft übertreibende Vergleiche zurückzuführen, wie z. B. „der Kerl hat Geld wie Heu, Kies", oder „wie andere Knöpfe am Rocke". Von derselben bibelkundigen Seite, die „Mosen und die Propheten" in die Burschensprache eingeführt hat, ist vermutlich auch der „Manichäer" (als drängender Gläubiger) importiert worden, wobei der Anklang der ersten Silbe an „Mahnen" das tertium comparationis abgab. Wie alle diese Wörter, sind auch sonst die für die wichtigsten studentischen Finanzoperationen beliebte Fachausdrücke allgemeines Sprachgut geworden: So „blechen", „pumpen", „Bären anbinden", „treten" (mahnen), und „verkeilen" oder „verkloppen" (für versetzen). Im innigen Zusammenhang mit all diesen Dingen steht schließlich die Form des „Holländischen Abschieds" von der Universitätsstadt, für welch heimliche Empfehlung Bruder Studio euphemistisch zu sagen pflegte: „Durch die Lappen gehen" (nämlich seinen Gläubigern), „verdusten", „abschrammen", „abrutschen", „absegeln", „sich drücken" u. a. m., was heutzutage allgemein in gleichem oder abgeschwächtem Sinne sprachgebräuchlich ist.

Von den Attributen, die der Bursch sich selbst und anderen Ständen zulegte, sind gleichfalls viele von dem Volk der Philister übernommen worden. Zu allererst das Wort, mit dem er sein eigenstes Wesen kennzeichnete, das Prädikat „burschikos", dann aber auch „forsch" und „flott" (entstanden aus der bildlichen Redensart: Jetzt bin ich wieder flott, d. h. wie ein vom Strand losgekommenes Schiff). Das ursprünglich nur dem akademischen Neuling angeheftete Attribut „ungehobelt" oder „ungeschliffen", das auf den mittelalterlichen Akt der Deposition zurückzuführen ist, wo der frisch gebackene Student als eine Art unsauberes Tier mit Hörnern angesehen und erst entsprechend zugestutzt wurde, ist heute allgemein gebräuchlich, ebenso die Ausdrücke „altes Haus" oder „bemooftes Haupt" (Vergleich mit einem alten Karpfen), „Suitier" (Bummler), in „Schwulitäten" (Verlegenheit) stecken u. a. Auch der „Kümmeltürke" ist deutsch-akademischen Ursprungs und zwar stammt er aus Halle, wo im XVIII. Jahrhundert also die studierenden, zumeist ärmlichen Söhne der umwohnenden Kleinbürger genannt worden, die sich zumeist vom Kümmelbau nährten. Die wenig schmeichelhaften Namen, mit denen Bruder Studio Angehörige anderer Stände belegte, so z. B. „Knote" (vom niederdeutschen „Gnote" = Genosse) für Handwerksburschen, „Ellenreiter" oder „Ladenschwung" für Kaufmannskommis und schließlich die Kollektivbezeichnung für alle Nicht-Studenten „Philister" sind trotzdem allgemein verbreitet geworden.

Zuguterletzt nur noch einen Blick in die Systematik der Studensprache! Da finden wir hauptsächlich als wirksame Faktoren 1) Entlehnungen, so aus dem Lateinischen, Französischen und der Gaunersprache (z. B. „amön", „feudal" — „Charmante", „Tusch" (touche) — „schofel", „mogeln"; 2) scherzhafte Nachbildungen fremder Sprachen (so lateinisierend „burschikos", „Schwulität" und französisierend „schauderös", „Kleidage"); 3) selbständige Neubildungen, wie beispielsweise „Funzel" (Lampe), „Schwimeln" (Bummeln); 4) grammatische Verrenkungen (z. B. „bemorken" für bemerkt, „blamoren" für blamiert); 5) Übertragungen von Bezeichnungen auf fremde Begriffe (wie „Kies" für Geld, „Rand" für Mund) und endlich 6) scherzhafte Vergleiche in ganzen Redensarten (wie z. B. „Pandekten"- oder „Prinzipien-Reiten", jemandem „aufs Dach steigen", „jemanden nicht riechen können", d. h. wie zwei feindselige Hunde sich gegenüberstehen, von denen jeder schon bei der Witterung des anderen kampflustig wird u. a. m.). Also auch der Philologe kann der Studentensprache ein Interesse abgewinnen!

Die Bretagne und die Bretonen.

Von Siegfried Samosch. Mit 6 Abbildungen.

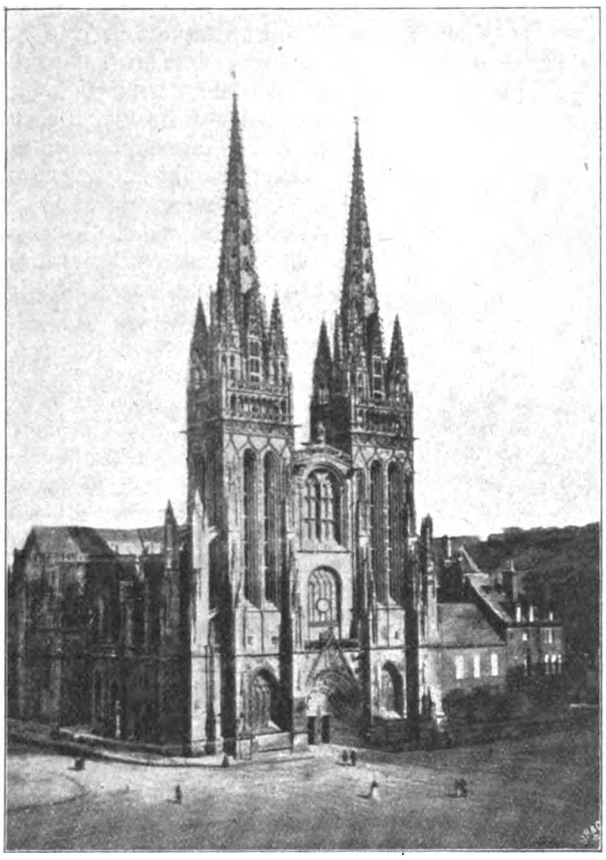
Ein Junitag in der Bretagne! Auf dem Atlantischen Ozean, den ein mattblauer Himmel überspannt, liegt strahlender Sonnenglanz, wie er an der bretonischen Küste selbst im Sommer nicht allzu häufig gefunden wird. Am Ende der Mole, wo sich der Leuchtturm von Audierne erhebt, hatte ich einen vom Seewinde scharf umwehten Beobachtungsposten gefunden. Mit geblähten Segeln kehrten die Fischer heim; silbern schimmerte die reiche Ladung; die Sardinen, die sich alljährlich in gar nicht aufhörenden Zügen einstellen, hatten sich wieder zur „Ernte" eingefunden.

Wie verändert war das Bild in der jüngsten Zeit! Ein furchtbarer Notstand ist über die arme Fischerbevölkerung hereingebrochen; die Sardinen sind ausgeblieben, draußen auf dem Meere blieben die Netze fast leer, und die Flottille, die von Audierne, von Douarnenez und von zahlreichen anderen Orten der Küste ausgezogen war, kehrte ohne lohnende Ladung heim. Tag für Tag wiederholte sich dasselbe Schauspiel, und die Fabriken, in denen die Frauen und Kinder der armen Fischer mit der Zubereitung der Sardinen und der Verpackung in die zierlichen Blechkisten beschäftigt waren, mußten den Betrieb immer mehr einschränken.

Auch in guten Jahren ist das Los dieser Fischerbevölkerung armselig genug. 600 Francs beträgt ungefähr der Jahresverdienst eines Fischers, und die Frau mag etwa 150 Francs in der Fabrik erhalten. Da nun gerade in der Bretagne die Bevölkerungsstatistik oftmals einen großen Nachwuchs an Kindern aufweist, ist das Elend selbst in normalen Zeiten groß. Viele kräftige Bretonen ziehen bis nach der Küste Neufundlands hin, um dort Fischfang zu treiben. Ergreifend ist die Feier der Einsegnung der Schiffe vor der Abfahrt; denn mancher frère Yves kehrt nicht wieder. Pierre Loti, der in das Seelenleben der Bevölkerung der Bretagne tief eingedrungen ist, hat auch die schweigsame Zurückhaltung dieser Ärmsten psychologisch begründet.

Wie verfehlt mußte es daher erscheinen, daß jüngst der Kabinettschef des Marineministers Pelletan in seinem Berichte über die eigenen Wahrnehmungen in dem Notstandsgebiete der Verwunderung über die Apathie der betroffenen Bevölkerung

Digitized by Google



Die Kathedrale in Quimper.

Ausdruck verlieh! Der bretonische Fischer leidet bereits geraume Zeit, ohne zu klagen; seine keltische Abstammung, seine eigenartige Sprache halten ihn auch noch vielfach fern vom unmittelbaren Verkehr mit den übrigen Franzosen. Es bedurfte daher besonderer Nachforschungen, die Pariser Zeitungen mußten Spezialkorrespondenten nach der bretonischen Küste entsenden, um die volle traurige Wahrheit festzustellen. Jetzt haben sich in Quimper und anderwärts Hilfskomitees gebildet, so daß neben der unumgänglichen Mitwirkung des Staats auch die Privatwohltätigkeit sich lebhaft regt. Nur bedarf es mehrerer Millionen Francs, um die auf etwa 100 000 Menschen bezifferte notleidende Bevölkerung den Winter hindurch zu erhalten. Und wer könnte dafür bürgen, daß die Sardinen wieder denselben Weg wie früher nehmen! Wäre das nicht der Fall, so müßte der Staat dafür sorgen, daß die zahlreiche Fischerbevölkerung sich anderen Erwerbszweigen widmen kann, und dies würde ungemein schwierig sein. Die im übrigen Frankreich durchaus unverständliche bretonische Sprache wäre der Übersiedelung eines größeren Teils dieser Bevölkerung sehr hinderlich, wozu dann noch das innige Heimatsgefühl der Bretonen kommt.

Nicht von heute zu morgen, kaum in Jahrzehnten ließe sich diese Sprachenfrage lösen. Ein Sturm der Entrüstung wurde in der Bretagne unlängst entfesselt, als von Paris aus angeordnet wurde, die bretonische Sprache sollte im Katechismus durch die französische ersetzt werden, die von vielen Tausenden gar nicht verstanden wird. Wohl muß der Schulunterricht die Erlernung des Französischen fördern; allein die Notlage der Küstenbevölkerung zwingt die Eltern, ihre Kinder überhaupt nicht oder nur sehr unregelmäßig in die Schule zu schicken. Die allgemeine Dienstpflicht hat sich zwar auch in dieser Hinsicht bewährt; die Bretagne liefert jedoch zugleich die stämmigsten Matrosen und die meisten Analphabeten. Kehren diese dann, gleichviel ob sie in der Marine oder im Landheere ihrer Militärpflicht genügt haben, in die Heimat zurück, so verlernen sie im täglichen Verkehr als Fischer und Schiffer sehr bald wieder, was ihnen in der Stadt beigebracht worden ist.

Mögen nun immerhin die Anhänger der Spracheinheit gegen den bretonischen Klerus den Vorwurf erheben, daß er eigennützige Zwecke bei seinem starren Festhalten am früheren Zustande verfolge; jedenfalls wird die Notlage der Fischerbevölkerung durch die Komplikation mit der Sprachenfrage noch verschärft. Als ich von Locmariaquer aus zum Manér-Hroeck geführt wurde, der als ein keltischer Grabhügel angesehen werden darf, klang mir der Name wenig verlockend, bis ich belehrt wurde, daß dieser „Berg der Fee“ bedeute. Die Feen machen denn auch in der Bretagne den zahlreichen Lokalheiligen, von denen manche der offiziellen Anerkennung durch die katholische Kirche bedürfen, Konkurrenz. Der träumerische Charakterzug, der den Bretonen anhaftet, zeigt sich zugleich in diesem Kultus, sowie in vielen, tief im Volksgemüt wurzelnden Sagen. Wie poetisch schildert Ernest Renan in den „Erinnerungen an Kindheit und Jugend“ die wundervolle Märchenwelt seiner Heimat: „Eine der in der Bretagne am meisten verbreiteten Legenden ist die von einer angeblichen Stadt Is, die in einer unbekannten Epoche vom Meer verschlungen worden sein soll. An verschiedenen Stellen der Küste zeigt man den Ort dieser fabelhaften Stadt, und die Fischer tragen seltsame Erzählungen vor. An stürmischen Tagen, versichern sie, sieht man in der Vertiefung der Wellen die Spitzen der Kirchtürme, an ruhigen hört man, wie der Klang der Glocken, die die Tageshymne modulieren, aus dem Abgrunde emporsteigt. Oft dünkt es mich, als ob auf dem Grunde meines Herzens eine Stadt Is sich befinde, die noch hartnäckige Glocken ertönen läßt, um zum heiligen Gottesdienste Gläubige zu rufen, die nicht mehr hören. Zuweilen stehe ich still, um diesen Tonschwingungen zu lauschen, die, gleich Stimmen einer anderen Welt, wie aus unendlichen Tiefen zu kommen scheinen. Bei der Annäherung des Alters habe ich insbesondere Vergnügen empfunden, während der Sommerruhe diese fernen Klänge einer verschwundenen Atlantis zusammenzufassen.“ Zwischen der Bucht von Douarnenez und der Rhede von Brest befindet sich auf offener See eine wirkliche, an einer beweglichen Boje befestigte große Glocke: „la Vandrée“, die beim gefährlichen Südwest weithin ihre Stimme vernehmen läßt. Allzu häufig ist „la Vandrée“ in jüngster Zeit vernommen worden, indem die Glocke zugleich vor verhängnisvollen Klippen warnte.

Echt bretonisches Lokalkolorit verleiht der Elegie Renans eigenartigen Reiz, die uns zugleich zeigt, daß der Verfasser des „Leben Jesu“ bis ins hohe Alter Jugenderinnerungen hegte und pflegte. Als ich die wild starrende Felsenwelt der Pointe du Raz, der äußersten Spitze des jetzt schwer



Nach der Wallfahrt.

Digitized by Google

heimgesuchten Departements Finistère, aufsuchte, erfuhr ich, daß auch an diesem Teile der Küste die Sage webt. Die Stadt Is soll dort ihre Glocken erklingen lassen. Im Sonnenglanze sah ich tief unter mir die baie des trépassés, „die Totenbucht", und dann den Eingang „zur Hölle von Plogoff". Damit die Phantasie jedoch nicht allzusehr den Boden der Wirklichkeit verlöre, zeigte mir mein Führer den „Stuhl von Sarah Bernhardt", den Felsensitz, auf dem die Schauspielerin mit Vorliebe Platz nimmt, sobald sie im Sommer die bretonische Küste aufsucht. Wie Antoine, der naturalistische Darsteller, fühlt auch die Vertreterin der stilisierten dramatischen Kunst sich immer wieder von der nervenstählenden Bretagne angezogen, und viele Maler von Ruf teilen diese Neigung, weshalb gehofft werden darf, daß der Notstand der Fischerbevölkerung auch in diesen stets hilfsbereiten Kreisen ersprießliche Sympathien finden wird.



Trachten aus der Bretagne.

Reizvoll ist an hellen Sommertagen von der Pointe du Raz aus der Blick nach der kleinen Insel Sein. Unwillkürlich erinnerte ich mich jedoch des ergreifenden Gemäldes, das ich einige Tage zuvor im Museum zu Quimper gesehen hatte: ein einsames Fischergrab auf der weltentrückten Insel. Auch einer der hervorragendsten Schriftsteller Frankreichs, Chateaubriand, hat auf einer solchen einsamen Insel der Bretagne, dem Grand Bay, in der unmittelbaren Nähe der Stadt Saint-Malo seine letzte Ruhestätte gefunden. Stehen wir dort pietätvoll an dem von einem Gitter umgebenen schlichten Steinkreuze, so begreifen wir auch beim Anblick der ganzen Szenerie die melancholische Resignation, deren Hauch uns aus manchem Werke Chateaubriands entgegenweht. Hatte er sich doch diese zur Zeit der Flut vom Ozean umbrandete Insel noch bei Lebzeiten ausgewählt, um dort nach seinem Tode beigesetzt zu werden. Wie Ernest Renan war auch der Verfasser von „Der Geist des Christentums" von einem innigen Heimatsgefühl beseelt.

Noch ein anderes Bild kam mir, als ich auf der Pointe du Raz träumte, durchaus nicht aus dem Sinn. Auch in diesem im Museum von Quimper ausgestellten Gemälde wird ein trauriges Fischerlos dargestellt. Der unglückliche Vater, der die ganze Nacht hindurch dem wild erregten Ozean den Körper seines Sohnes streitig gemacht hat, muß, selbst todesmatt, beim Morgengrauen den Wellen den Leichnam überlassen. Welcher tiefe Seelenschmerz gelangt in diesem Bilde zum Ausdruck! Und doch übt das Meer immer wieder seine magische, unwiderstehliche Anziehungskraft auf die bretonische Küstenbevölkerung aus.

Selbst die Lustbarkeiten der Bretagne werden durch leise Schwermut gedämpft, gerade wie die nicht bloß den Maler, sondern auch den empfindsamen Reisenden entzückende Luftstimmung durch einen an die Ferne gemahnenden bläulichen Dunst ihren Charakter erhält. Als ich im Departement Morbihan von Auray aus einen Ausflug zu den Menhirs und Dolmen, den Steindenkmälern von Carnac, unternommen hatte, über deren wirkliche Bedeutung unter den Archäologen heute noch Streit herrscht, und dann über Locmariaquer zurückkehrte, konnte ich an einer bretonischen Hochzeit teilnehmen, die im Freien hinter einer Hecke gefeiert wurde. Nur das Schauspiel des Tanzes wollte ich genießen, bei dem Fischer und einige Matrosen der Kriegsmarine mit ihren Mädchen sich nicht im Kreise drehten, sondern in zwei Reihen bei seltsamen Klängen eines bretonischen Volksliedes sich hin- und herbewegten. Kaum hatte ich jedoch den „Knick" passiert — diese Hecken spielten im Vendéekriege bei den Kämpfen der „Weißen", der Royalisten, gegen die „Blauen", die Republikaner, eine wichtige Rolle — als ich eingeladen wurde, näher zu treten. In Strömen floß der Cider, das Volksgetränk der Bretagne und der Normandie, der beiden Nachbarprovinzen, deren Volkscharakter ganz verschieden ist. Erst nach reichlichen Libationen durfte ich mich zurückziehen; nur konnte ich mich zuvor durch den Augenschein überzeugen, daß die Nüchternheit sicherlich nicht zu den bretonischen Tugenden ge-



Die Menhirs von Kermario bei Carnac.

Digitized by Google

hört. Pierre Loti hat auch in dieser Beziehung in seinem Roman „Mein Bruder Yves“ nicht übertrieben.

Bei den Wallfahrten, den berühmten „pardons“ der Bretagne, fehlt es, nachdem der geistliche Teil der Feier vorüber ist, nicht an Unterhaltungen für die Pilger. Musikanten in bretonischer Tracht, zu der insbesondere die kurze Jacke und der große runde Hut mit den lang herabwallenden Bändern gehören, spielen auf. Bei den schwermütigen Klängen des Biniou, des Dudelsacks erglänzen die Augen der Bretoninnen heller unter den schneeweißen Hauben, die wir in der Bretagne in allen Formen finden. Während in den kleinen Dorfkirchen aus Stein häufig ein in einer Kapelle oder an einer anderen Stelle aufgehängtes Schiffsmodell an den gefahrvollen Beruf der männlichen Bevölkerung erinnert, verleihen die weiße „Coiffe“ und die schwarze Kleidung den Frauen und Mädchen einen klösterlichen Zug. Ernest Renan äußerte sich auf einem „keltischen Essen“ der geselligen Vereinigung in Paris lebenden Bretonen, in seinem Trinkspruche über den gemischten Charakter der Wallfahrten seiner Heimat: „Es gab Tänze und Trinkgelage; man hörte dort Predigten und gewann den Ablaß seiner Sünden.“ Im letzten Jahre gestalteten sich diese „pardons“ im Hinblick auf den Notstand viel ernster; es waren in der Tat Bittgänge, bei denen der tief religiöse Charakter der Bevölkerung sich betätigte. Als der Verfasser des „Leben Jesu“ längst von den Dogmen der katholischen Kirche sich losgesagt hatte, fühlte er sich doch bei der Erinnerung an die eigenartige Form des Abendgottesdienstes in der Kathedrale von Quimper tief ergriffen. Der Zufall fügte es, daß ich in dieser Kathedrale dem Trauergottesdienste für den ermordeten Präsidenten Carnot beiwohnte. In wenigen Worten entwirft Renan ein Bild, in dem die Bretagne und die Bretonen vor uns lebendig werden: „Eines der schönsten religiösen Schauspiele, die man noch in unseren Tagen betrachten kann, ist dasjenige, das bei einbrechender Nacht die alte Kathedrale in Quimper darbietet. Sobald die Schatten sich über die Seitenschiffe des gewaltigen Bauwerkes gesenkt haben, versammeln sich die Gläubigen beider Geschlechter und singen in bretonischer Sprache das Abendgebet nach einem einfachen, rührenden Rhythmus. Die Kirche ist nur durch zwei oder drei Lampen beleuchtet; im Hauptschiff stehen die Männer auf der einen Seite, auf der anderen stellen die knieenden Frauen gleichsam ein unbewegliches Meer weißer Hauben dar. Die beiden Hälften singen abwechselnd, und die von einem der Chöre begonnene Tonart wird von dem anderen beendet.“ — Wie unübertrefflich ist hier das bretonische Lokalkolorit gewahrt, der religiöse Sinn der Bretonen charakterisiert! Freilich hat das „doppelte Gebet“, das Renan dann in die Seele der Männer und Frauen verlegt, nichts Dogmatisches. In Quimper, wo diese Andacht abends stattfindet, hat sich auch jetzt das Hauptkomitee für die Linderung des Notstandes der Fischerbevölkerung gebildet. Das Elend hat inzwischen andere Kreise ergriffen; die Bäcker, die den armen Fischern Kredit gewährten, finden sich in Zahlungsschwierigkeiten. Die Schlächter kommen allem Anscheine nach nicht in Betracht, und auch das ist für den Ernst des Notstandes bezeichnend, da das Fleisch selbst in normalen Zeiten den armen Fischerfamilien versagt bleibt, die überdies darunter leiden müssen, daß die Kartoffelernte schlecht ausgefallen ist.



Bretonische Fischerinnen bei Douarnenez.

Ein Freund hat jedoch gerade in den jüngsten Tagen für die Bretonen gesprochen. Der Pariser „Figaro“ hat am 23. Januar einen Aufruf von Pierre Loti veröffentlicht, eine eindringliche Mahnung, die sicherlich einen lebhaften Wiederhall finden wird. Der Autor der Romane: „Mein Bruder Yves“ und „Die Islandfischer“ führt aus, daß die in fernen Meeren betriebene Fischerei der Bretonen im letzten Jahre erfolglos geblieben ist, und daß die Zurückkehrenden auch bei der Fischerei an der Küste, wie ihre Kameraden, sich dem Elend preisgegeben sehen. Erschütternde Briefe sind an Pierre Loti gelangt, der als besonders charakteristisch hervorhebt, daß die hungerblassen Kinder sogar in die Schule gehen, weil es dort weniger kalt ist.

Möge den notleidenden Bretonen rasche und wirksame Hilfe zu teil werden! Es wird jedoch umfassender sozialer Reformen, sowie einer systematischen Entwickelung des Schulwesens, auch des Unterrichtszwanges bedürfen, um die Bretonen für den Kampf ums Dasein in Zukunft besser auszurüsten. Nicht politische Erwägungen irgend welcher Art sollen dabei in Betracht kommen; vielmehr darf vor allem das rein menschliche Ziel nicht aus den Augen verloren werden.



Bretonischer Tanz.

Digitized by Google

Familientisch. — Sammler-Daheim.

Zu unseren Bildern.

C. Seiler erfreut uns durch ein prächtiges Bild, das den phantasievollen Ritter von der lustigen Gestalt, den wunderbaren Nimrod, Türkenfresser und Mondsegler, den Freiherrn Hieronymus von Münchhausen darstellt, wie er seinen Genossen eine seiner grotesken Jagdgeschichten mit lebhaftem Gestus zum Besten gibt. Es muß eine seiner verwegensten Schnurren sein, denn die Gesichter der lauschenden Bezopften greinen lustig vor Freude und Behagen. Die Gruppen der schmauchenden und plaudernden Männer in ihren Sammethabiten und großen Jagd- und Reitstiefeln, die sich da zwanglos in dem verräucherten Gemach des alten Jagdschlosses bewegen, sind auch in allen Einzelheiten trefflich gelungen.

Vielen Besuchern der Schweiz, namentlich denen des Vierwaldstättersees und der benachbarten Gotthardstraße, wird die großartige Passage über die wilde Reuß, die Teufelsbrücke, bekannt sein, die Zeno Diemer uns in seinem wohlgelungenen Bilde auf Seite 15 vorführt. Dreißig Meter über dem zu Schaum aufgelösten, im steilen Granitbett herniederjagenden Hochgebirgsfluß schwingt sich die Brücke in kühnem Bogen von der einen Felswand zur anderen. Hier fanden im Jahre 1799 die Kämpfe statt, in denen nach höchst beschwerlichem Übergang über den St. Gotthard der russische Feldherr Suwarow die Franzosen besiegte.

H. Gervez' Dämchen im großen Schutzhut pariert dem Windstoß, indem sie ihm, wie einem Zudringlichen, energisch den Rücken dreht.

Ein Porträtmedaillon des Paracelsus.

Ein bedeutender oberitalienischer Maler, Vittore Pisano, war es, der um 1445 die ersten italienischen Gußmedaillen fertigte. Er war der Bahnbrecher einer neuen Kunstgattung. Seine Arbeiten sind aber keine schüchternen Versuche, sondern stehen unübertroffen da in Schönheit des Entwurfs und in Feinheit und Sicherheit der technischen Ausführung. — Die Vorderseiten der Medaillen Pisanos und der seiner Nachfolger tragen gewöhnlich ein Porträt, die Rückseiten zeigen allegorische Darstellungen. Im Sturme eroberten sich die liebenswürdigen, rasch zu vervielfältigenden Werke der Kleinbildnerei die Gunst der Fürsten und Großen. In edlem Metall hergestellt, dienten sie als kostbare Geschenke, man barg sie in den Grundpfeilern der Paläste als bleibende Dokumente, sie vertraten die Stelle des Porträts, man trug sie an goldener Kette auf der Brust, ja man brachte sie als Schmuck am Hute an. Um 1500 trat die neue Mode ihren Siegeszug über die Alpen nach Deutschland an. Italienische Medaillen und Plaketten — einseitig verzierte Metallplättchen — wurden massenhaft eingeführt und zum Körperschmuck oder zur Zierde an Gerät und Möbel verwendet; bald aber auch fingen deutsche Kleinkünstler, insbesondere Goldschmiede, an, in eigener Art Porträtdarstellungen zu fertigen. — Die italienischen Künstler arbeiteten ihre Modelle fast ausschließlich in Wachs, hiervon wurde eine Gips- oder Tonform genommen und diese in Metall abgegossen. Güsse in verlorener Form dürften bei Medaillen und Plaketten äußerste Seltenheiten sein.

Der Deutsche war von jeher besonders geschickt in der Anfertigung von Schnitzereien in Holz und weichem Stein; die Holzplastik ist die früheste selbständige deutsche Kunstübung. Die „Schnittger" waren angesehene, zünftige Kunsthandwerker; sie schmückten mit ihren Arbeiten die Kirchen, die Rathäuser, die Wohnungen der Vornehmen und Reichen; sie fertigten allerhand prächtig verziertes Gerät, sie lieferten aber auch vielfach den Goldschmieden die Modelle zu ihren kunstvollen Treibe- und Gußarbeiten. Indessen war der deutsche Goldschmied jener Zeit durchaus nicht abhängig vom Schnitzer. In einer langen, mühevollen Lehrzeit lernte er nicht nur die Behandlung der Edelmetalle, sondern er mußte fleißig zeichnen, modellieren und schnitzen, er war in seinem Fache gewissermaßen universell. Daher auch ist es nur natürlich, daß es der Goldschmied war, der in Deutschland zuerst die welschen Kunstgebilde in heimischer Art nachahmte, sie gewissermaßen ins Deutsche übersetzte. Die deutsche Porträtmedaille der Renaissance ist im allgemeinen kleiner als die italienische, sie ist meist in Silber gegossen und häufig sehr fein ciseliert. Die Modelle wurden nicht bossiert, sondern in Buchsbaum oder in feinen Schiefer, Kehlheimer oder Solenhofener Stein, geschnitten. Sie sind meist von wunderbar sorgfältiger und feiner Arbeit und dienten nicht nur als Modell, sondern waren Selbstzweck, gewissermaßen die Urpatrize, die sorgfältig aufbewahrt und als Familienbesitz hochgeschätzt wurde.

Die alte Technik hat gegenwärtig ein begabter deutscher Künstler, Paul Sturm in Leipzig, wieder aufgenommen. Seine prächtigen Arbeiten sollen in einer der nächsten Nummern d. Bl. ausführlicher gewürdigt werden.

Sehr rasch führte sich die Porträtmedaille in Deutschland ein; man verehrte sich Medaillen, wie jetzt Photographien dediziert wer-



Buchsmedaillon des Paracelsus. 1540.

den, und nur die Not des großen Krieges kann es erklären, wenn heute die deutschen Porträtmedaillen der Renaissance, besonders aber die Holz- oder Steinmodelle, so überaus selten sind. Die Versteigerungen der Sammlungen Spitzer in Paris und Felix in Leipzig brachten vor zehn Jahren eine Anzahl vorzüglicher alter Modelle auf den Markt, darunter auch das hier abgebildete Buchsmodell einer Paracelsus-Medaille; es befindet sich augenblicklich im Besitz der Herren Ad. Heß Nachfolger in Frankfurt a. M.

„Aurelius Philippus Theophrastus Paracelsus, alias Bombastus ab Hohenheim, nobili editus familia" ist eine der interessantesten Gelehrtenfiguren des auslaufenden Mittelalters. Er wurde im Jahre 1493 zu Maria Einsiedeln bei Zürich geboren und starb 1541 zu Salzburg. Neigung und der väterliche Beruf ließen ihn Arzt werden; als solcher ward er ein Reformator der medizinischen Wissenschaft, kein Nachbeter des Galen, Hippokrates oder Avicenna. Was er lehrte, wie er heilte und verordnete, war im eigentlichsten Sinne seine eigene Wissenschaft. Seine Lehre trägt eine philosophische Grundlage; er heilte nicht allein mit Medikamenten und chirurgischen Eingriffen, sondern er benutzte geschickt die Einwirkung der Psyche auf den Körper; viele seiner Wunderkuren sind sicher auf Suggestion zurückzuführen. Kaum ist je ein Mann so viel gesucht, so bewundert, so ausgebeutet, so geschmäht, verhöhnt und verketzert worden, wie Paracelsus. Als Mensch hatte er sicher viele Fehler und wenige anziehende Eigenschaften, viele Feinde — aber wenig Ehr', erst die neuere Zeit beginnt seinem Andenken gerecht zu werden. (Vergl. M. B. Lessing, „Paracelsus, sein Leben und Denken". Berlin 1839.)

Die erhaltenen Porträtdarstellungen des Paracelsus weichen ziemlich voneinander ab. Das lebensgroße Bild, das sich an seinem Hause in Salzburg befindet, ist vielfach übermalt; ein alter Stich von Balthasar Jenichen in Nürnberg (1572) dürfte nach einem Originalgemälde gefertigt sein. Dieses Porträt, das von allen sonstigen Darstellungen wesentlich abweicht, zeigt den Kopf in Linksprofil und bringt besonders gut den eigenartigen, fast weiblich geformten Schädel zum Ausdruck. Das gute Brustbild des Paracelsus in „Icones sive imagines virorum literis illustrium. Argentoratum 1593" scheint nach unserem Medaillon gezeichnet zu sein. Dieses dürfte von einem Augsburger oder Nürnberger Künstler nach dem Leben gefertigt sein und hat wahrscheinlich späteren Gußmedaillen als Vorlage gedient; auch jenem mit Wappen geschmückten einseitigen Bronzeguß, der sich in Köhlers „Münzbelustigungen", Teil 11 (1739), S. 369 in dürftiger Abbildung vorfindet. Ein altes, von dieser Abbildung etwas abweichendes Exemplar wurde im Jahre 1900 bei L. & L. Hamburger in Frankfurt a. M. für 510 Mk. verkauft.

M. Kirmis.

Notizen.

Leinendamast. Zu dem Artikel über alte Leinendamaste in Nr. 5 des Daheim erhalten wir aus unserem Leserkreise einen interessanten Beitrag. Fräulein von Goßlar in Düsseldorf besitzt unter Urväterhausrat auch ein Damasttischtuch mit Servietten, welche dieselben Figuren zeigen wie das in Nr. 5 abgebildete Handtuch, weiterhin aber eine große Serviette mit folgendem effektvollem Spruch in der Mitte:

Die Kriegs- und Domänenkammer
Ersuche mit dem Demuth-Hammer
Den Abschied von der Kelterey
Das ich ein Unterthan hie sey.
Von Vasoldichs bin ich hie
Unter Goltzens Compagnie.
Ballenstedt bin ich gebohren
Und zur Weberkuntzt erkohren
Verbleibe nun ihr getreuer
Geringer Knecht, ein David Meyer.
H. St. (Halberstadt?) — Den 20. Febr. 1766.

Preise von Geigen. Für gewöhnlich liest man nur die exorbitanten Preise, die für erstklassige, unzweifelhaft alte italienische und Stainer-Geigen gezahlt werden. Solche sind aber sehr selten; viel häufiger kommen noch Instrumente vor, die alt und gut sind, aber nicht die Namen erster Geigenmacher tragen; über deren Jetztwert unterrichtet zu sein, ist besonders wichtig. In London, dem ersten Markte für alte gute Musikinstrumente, bezahlte man kürzlich: für eine Geige von Giovanni Battista Guadagnini 3000 Mk. Es existieren Zettel mit diesem Namen aus der Zeit von 1703—1785, so daß man also zwei Meister gleichen Namens annehmen muß. Die Guadagnini arbeiteten nach den Modellen Stradivaris. — Eine schöne Geige von Clément brachte 584 Mk., eine solche von François Louis Pique in Paris (um 1778—1816) 600 Mk. Versteigert wurden auch zwei Geigen von Jean Baptiste Guillaume in Paris, die eine erzielte 560 Mk., die andere 2080 Mk. Guillaume, geb. 1798, gest. 1875, war einer der bedeutendsten Geigenbauer des XIX. Jahrhunderts und vielleicht der beste Imitator der altitalienischen Meister. Das Instrument nun, das für 2080 Mk. verkauft wurde, machte den Eindruck einer alten guten Amati, hatte aber einen viel besseren Ton, als ihn jetzt noch eine echte Amati besitzen könnte. MK

Bronze und Eisen. Reinigung und Konservierung von Gegenständen aus Bronze oder Eisen, welche lange Zeit dem Einfluß des Bodens ausgesetzt gewesen sind, gehören zu den wunden Punkten der praktischen Archäologie. In südlichen Klimaten mit trockener Luft und meist trockenem Boden erfolgt die Patinierung, besonders von Kupferlegierung, häufig so gleichförmig, daß der Überzug nicht nur schön ist, sondern auch schützt; bei uns dagegen, wo Feuchtigkeit und Frost die Bodenschichten durchdringen, gehört schöne Patina auf Bronze zu den Seltenheiten, auf Eisen ist sie fast nie vorhanden; warzige, unregelmäßige, leicht abbröckelnde Auftreibungen verdecken die ursprüngliche Form, häufig ist überhaupt nichts mehr zu retten möglich. — In jedem Falle muß das fragliche Objekt gründlich studiert und vorsichtig untersucht werden, ob überhaupt noch ein Metallkern vorhanden ist, und ob seine Stärke genügt, um ein Reinigungsverfahren geraten erscheinen zu lassen. Alsdann geht man bei Bronze prüfend und tastend mit weichen Bürsten und Knochenschaber vor; bei Eisen sucht man das ganze Objekt mit schützenden Flüssigkeiten zu durchtränken und überzieht es mit einer Schicht, welche die Luft vollkommen abschließt. Solche Schichten geben z. B. Paraffin, Schellack, Hausenblase. — Eines schickt sich aber nicht für alle Fälle, stets ist zu individualisieren. Anleitung für die hauptsächlichst vorkommenden Fälle findet man in einem kleinen, auf Veranlassung des preußischen Kultusministers herausgegebenen Heftchen: „Merkbuch, Altertümer aufzugraben und aufzubewahren." — Ein neues galvanisches Verfahren um Altertümer aus Eisen und Bronze von dem anhaftenden Roste zu befreien, hat neuerdings Koesting beschrieben. „Man feilt an einigen Stellen den Rost bis zum Metall ab, wickelt Zinkstreifen so um den Gegenstand, daß das Zink mit dem bloßgelegten Metall in Berührung kommt und hängt ihn dann in 5prozentige Natronlauge. Der durch den Strom frei werdende Wasserstoff hebt die Rostschicht teils mechanisch ab, teils greift er sie lösend an, so daß meist schon am folgenden Tage der Rest des Rostes mit der Bürste entfernt werden kann." Die weitere Behandlung mit geschmolzenem Paraffin gehört nicht zu dem eigentlichen Verfahren. — Diesen galvanischen Reinigungsprozeß habe ich vielfach ausprobiert. Die Methode wirkt zwar sicher, trotzdem aber möchte ich davon abraten, sie allgemein anzuwenden. Denn die Wirkung ist zu gleichmäßig intensiv; entfernt werden auch diejenigen Schichten, welche man zu konservieren wünscht, man erhält ein blankes aber verschwommenes Stück. M. Kirmis.

Digitized by Google

Kinder-Daheim.

1. Bilderrätsel.

„Die Eule."



Die Auflösung ergibt den Namen eines lustigen, sagenhaften Spaßvogels.

2. Wechselrätsel.

Am Wolgastrom liegt eine Stadt,
Ihr Name drei gleiche Lettern hat.
Tritt **h** statt **m** in den Namen ein,
Wird's ein großes Gebiet in Afrika sein.

F. M.

3. Rechenaufgabe.

Wann bilden zwischen 6 und 7 Uhr die beiden Zeiger zum erstenmal einen Winkel von 70°?

Fr. St.

4. Der Tiger.

(Schluß.)

Von unvergleichlich prächtiger Färbung ist das Fell des Tigers, der auch „Königstiger" genannt wird. Auf rostgelbem Grunde, der auf dem Rücken dunkler wird, ziehen sich schwarze Querstreifen, die sich wieder teilen, nach Brust und Bauch hinab. Die Unterseite des Körpers, Lippen und Wangen sind weiß; das große, rundsternige Auge ist gelblichbraun. Lauert er unbeweglich im Rohre, so entdecken ihn seine Feinde und seine Opfer nicht, da seine gestreifte Zeichnung genau der Farbe der Bambusrohrwälder entspricht. Damit er nun auch den Jäger nicht wahrnehme, kleidet dieser sich in ein Gewand, das in der Farbe abgefallenen Blättern gleicht.

Der mordlustige Tiger überfällt von seinem Versteck aus allerhand Getier, dem er nachgeht. Er schleicht sich an Tränkplätze, Landstraßen und Flußufer heran und wird Tieren wie Menschen gleich gefährlich. Nicht nur, daß er wilden Tieren nachstellt, auch Weidetiere, sogar riesige Büffel fällt er an, springt ihnen auf den Rücken und krallt und beißt sich fest. Um sein Opfer besser überwältigen zu können, sucht er mit seinen gewaltigen Tatzen größeren Tieren die Augen auszureißen. Mit Büffeln hat er oft gefährliche Kämpfe. Es wird erzählt, daß ein Büffel, auf dessen Rücken ein Tiger sprang, den Räuber mit List besiegte, indem der Büffel vor einen Baum rannte und so den Tiger zu Fall brachte. Nun schleuderte der Büffel mit seinen Hörnern den Tiger in die Luft, stieß ihn wiederholt, bis er verwundet war, und endlich ward der Tiger unschädlich gemacht. Mit furchtbarer Kraft vermag der Tiger seine Riesentatzen der Beute einzuschlagen, so daß eine handtiefe Wunde entstehen kann. Da das Raubtier ungemein kräftig ist, kann es Rinder und Pferde erfassen und mit den scharfen Zähnen fortschleppen. Der Tiger schwimmt auch ganz gut. Oft stürzt er sich ins Wasser und überfällt ein Boot, um einen Menschen zu fangen. Was da kriecht und fliegt, alles, wenn er es nur erlangen kann, dient ihm zur Nahrung: Stachelschweine, Affen, Pfauen, Hirsche, Antilopen, Fische, Schildkröten, Eidechsen und Krokodile. Wo sich Affen und Pfauen aufhalten, trifft man den Tiger sehr oft. Die Inder erzählen, daß die alten Tiger ihre Jungen gern dahin führen, um sie im Räuberhandwerk auszubilden. Da lernen sie die klugen, wachsamen Pfauen und Affen erschleichen und üben sich im Überfallen von Tieren.

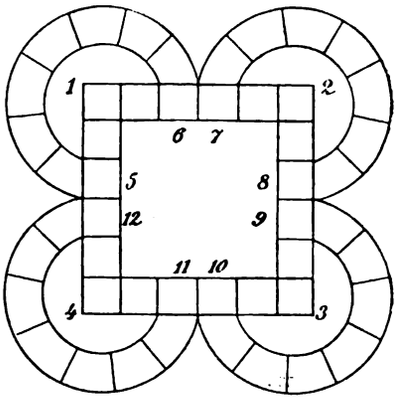
Tausende von Menschen werden jährlich den Tigern in Indien zur Beute. Darum werden zahlreiche Tigerjagden abgehalten. Besonders Fürstlichkeiten veranstalten große Tigerjagden und bedienen sich dabei der Elefanten als Reittiere. Tigerjäger erhalten für jeden erlegten Tiger eine Prämie. Man fängt das gefürchtete Raubtier auch in Fallgruben, die man mit Reisern bedeckt, auf die eine Lockspeise gelegt wird. Andere Jäger lassen sich in einen Käfig von Bambus einschließen; dieser Käfig wird an eine solche Stelle geschafft, wo Tiger sich aufhalten. Der Jäger lockt nun das blutdürstige Raubtier an. Dieses naht dem Käfig und will mit seinen Tatzen den Jäger anfallen. In diesem Augenblicke wird es aber vom Jäger erdolcht.

Wie gefährlich der Tiger den Menschen werden kann, möge folgende Geschichte Euch zeigen, die zugleich von der List und Klugheit des Königstigers Zeugnis gibt.

In einer wenig bewohnten Gegend Indiens wollten fünf Fischer in einer Bretterhütte übernachten, die auf vier Bambuspfählen von je 4 m Höhe errichtet war. Mittels einer Leiter waren sie in die Hütte aufgestiegen. Die Nacht war mondhell. Da nahte ein Tiger mit lautem Gebrüll, er witterte Menschenfleisch und begann, lüstern an einem der Pfähle zu rütteln, um die Hütte zu Falle zu bringen. Den Pfahl zu erklettern, vermochte er nicht. Als er einsah, daß er seinen Zweck nicht erreichen konnte, ging er brüllend ab. Die Fischer legten sich nun schlafen, einer von ihnen hielt aber Wache. Kaum war eine halbe Stunde vergangen, so kehrte der Tiger zurück, einen zweiten Tiger mit sich bringend. Nun versuchten die beiden ihr Glück und rüttelten an zwei sich gegenüberstehenden Pfählen, richteten sich dann auf und schlugen mit ihren mächtigen Tatzen gegen die Hütte. Ein Fischer wehrte, mit einer Latte hinabstoßend, die Bestien ab. Da entfernten sie sich endlich brüllend. Und was geschah weiter? Nach längerer Zeit brachten die beiden Tiger einen dritten, noch größeren, kräftigeren mit, und sie begannen, an drei Pfählen angreifend, von neuem zu rütteln. Unterdessen hatten die geängsteten Fischer die Latte zugespitzt, und einem derselben gelang es, dem größten Tiger damit das linke Auge zu verletzen. Wieder zogen die Raubtiere unverrichteter Sache ab. Endlich hatten sie einen vierten Genossen gefunden. Alle vier kamen nun herbei, der große, verwundete Tiger als Führer voraus. Jeder stellte sich an einen Pfahl, und nun gelang es den vereinten Kräften, die Hütte zu stürzen. Vier der Fischer fielen den Bestien zum Opfer, der fünfte entkam nur mit Mühe. Mit Todesangst eilte er davon und berichtete von dem grausigen Überfall.

P. St.

5. Füllrätsel.



7 a, 1 b, 3 c, 1 d, 6 e, 1 g, 2 h, 3 i, 1 k, 3 l, 2 m, 3 n, 5 o, 1 p, 3 r, 4 s, 1 t, 1 v.

Die obigen Buchstaben sind in die leeren Felder der Figur so einzutragen, daß acht Wörter von folgender Bedeutung entstehen:

1— 2. Eine deutsche Bucht;
2— 3. eine dänische Insel;
3— 4. ein Prophet;
4— 1. eine türkische Insel;
5— 6. eine Stadt der Rheinprovinz;
7— 8. eine Stadt in England;
9—10. einer der griechischen Könige während des trojanischen Krieges;
11—12. ein griechischer Redner.

6. Umstellungsaufgabe.

Aus zwei Wörtern (a und b) ist durch Umstellung der Buchstaben **e i n** drittes Wort (c) zu bilden. So entsteht z. B. aus a) Gaul, b) Birne = c) Bulgarien.

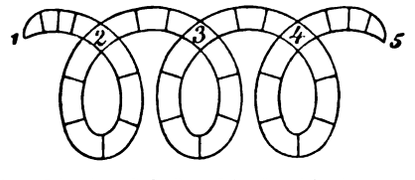
In derselben Weise bilde man aus:

1. a) Einem Teil des Gedichts, b) einem Geschoß, c) eine Frucht.
2. a) Einer Pflanze, b) einer Ausbuchtung, c) eine Gemüsefrucht.
3. a) Einer Person des Nibelungenliedes, b) einer Alpenpflanze, c) einen preußischen General.
4. a) Einem weiblichen Vornamen, b) einem Weg, c) einen berühmten Feldherrn des Altertums.
5. a) Einem großen Strom, b) einem biblischen Namen, c) einen weiblichen Vornamen.
6. a) Einem Vogel, b) einem Maß, c) einen weiblichen Vornamen.

Sind die richtigen 6 c-Wörter gefunden, so ergeben ihre Anfangsbuchstaben einen männlichen Vornamen.

F. M.

7. Schleifenrätsel.



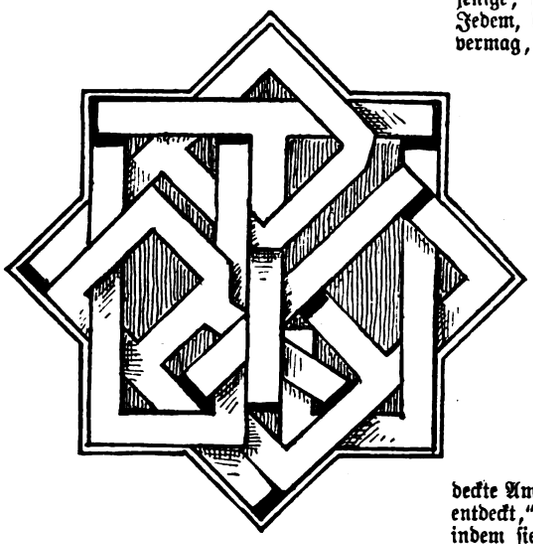
5 a, 2 b, 2 c, 2 d, 3 e, 2 h, 3 i, 1 k, 1 m, 1 n, 2 o, 3 r, 3 s, 2 t, 2 u, 1 x.

Die Felder der Figur sind mit den obigen Buchstaben so auszufüllen, daß Wörter von folgender Bedeutung entstehen:

1—2. Ein Vogel;
2—2. ein Reptil;
2—3. eine Blume;
3—3. eine Götterspeise;
3—4. ein Schmuckstein;
4—4. ein Name in dem Titel eines Werkes von Schiller;
4—5. ein Staat der nordamerikanischen Union.

Digitized by Google

8. Bilderrätsel.



Die obigen 7 verschlungenen Buchstaben sind zu dem Namen eines Sternes, resp. römischen Gottes zu verbinden.

9. Doppelsinnrätsel.

Hans schleicht umher und grübelt,
Die Hände auf dem Rücken;
Die Lösung eines Rätsels
Will ihm durchaus nicht glücken:

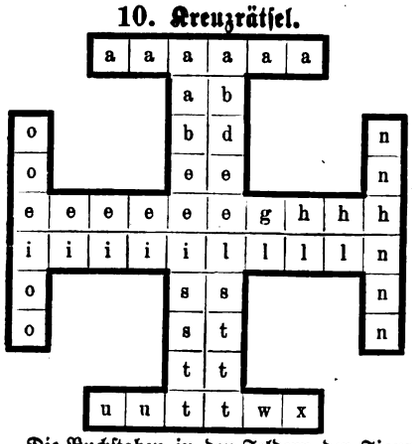
„Man kann des Rätsels Lösung
Aus Akten sich aufbauen;
Auch findet man sie unten
Am Rocke bei den Frauen."

Ein Ziegenbock, ihm nahe,
Den Hänschen öfter neckte,
Sucht, seine Kraft zu äußern,
Nach passendem Objekte.

Hans sinnt und wiederholet:
— „Aus Akten" — und — „am Rocke" —
O weh! Die Lösung hat er,
Urplötzlich von dem Bocke.

Dr. B.

10. Kreuzrätsel.



Die Buchstaben in den Feldern der Figur sind so umzustellen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen:

1 und 2 je eine Stadt in Ostpreußen; 3. eine Pflanze; 4. eine Frucht.

Die senkrechten Reihen sollen ergeben:

1. Einen bekannten musikalischen Ausdruck; 2. eine Stadt in Ostpreußen; 3. einen hervorragenden Burengeneral; 4. eine Stadt in dem preußischen Reg.-Bez. Düsseldorf.

11. Ein neues Frage- und Antwortspiel.

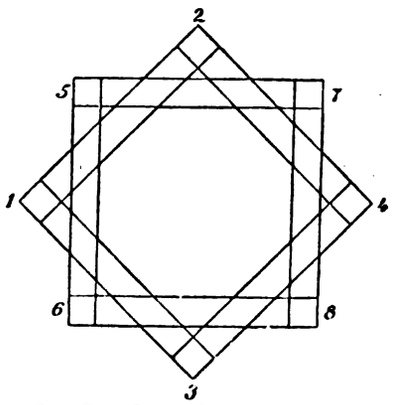
Spielregeln: „Ja" und „Nein" sind in jeder Antwort zu vermeiden. Jede Antwort muß mit demselben Buchstaben beginnen, mit welchem die Frage schließt. Jede Frage darf beliebig viele Worte enthalten, jede Antwort höchstens sechs. Wer gegen eine dieser Spielregeln verstößt, gibt ein Pfand, ebenso derjenige, welcher keine richtige Antwort weiß. Jedem, der keine passende Antwort zu geben vermag, ist es gestattet, zu dem Fragesteller zu sagen: „Ich bitte, daß Du Deine Frage selbst beantwortest." Kann das der Fragesteller nicht, so gibt er ein Pfand. Andernfalls wird der vorher Gefragte mit einem Pfande bestraft. Beim Stellen einer Frage wirft man demjenigen ein Taschentuch zu, an den man die Frage richtet.

Man wähle einen Spielordner, der die Pfänder einsammelt, in strittigen Fällen entscheidet und darauf achtet, daß niemand zu lange mit seiner Antwort oder mit dem Stellen einer neuen Frage zögert. Das folgende Muster möge den Verlauf unseres Spiels zeigen:

Auguste ist zur Spielordnerin gewählt und wirft Bertha ein Taschentuch zu mit den Worten: „Wer entdeckte Amerika?" „Amerika ist von Kolumbus entdeckt," antwortet Bertha uud fragt Dora, indem sie ihr ein Taschentuch zuwirft: „Wie heißt Deine Lieblingsblume?" „Erika," ist Doras Antwort. Dann Dora zu Emma: „Singst Du gern?" „Nie, das heißt nur in der Gesangstunde, in der Schule," antwortet Emma.

„Halt," ruft Auguste, „Emma hat in ihrer Antwort mehr als sechs Worte gebraucht, hat also ein Pfand verwirkt." Emma gibt ein Pfand. Dann Emma zu Auguste: „Welches ist Dein Lieblingsdichter?" Auguste: „Rasch antworte ich Schiller." Auguste zu Gertrud: „Bist Du schon in einem Motorboot gefahren?" Gertrud: „Niemals fahre ich in einem Motorboot." Gertrud zu Bertha: „Welches ist der Vorname der Dichterin Schanz?" Bertha: „Ich bitte, daß Du diese Frage selbst beantwortest." Gertrud: „Zwei Vornamen nenne ich: Pauline, Frida." Bertha gibt ein Pfand. Dann Bertha zu Dora: „Redest Du oft?" u. s. w. u. s. w. Zögert jemand zu lange mit der Antwort oder mit der neuen Frage, so zählt die Spielordnerin bis zehn, und bei zehn ist ein Pfand verwirkt.

12. Quadraträtsel.



7 a, 2 c, 7 e, 2 g, 1 h, 2 i, 1 k, 2 l, 5 n, 1 o, 2 p, 3 r, 3 s, 1 u, 1 v.

Die obigen Buchstaben sind in die Felder der Figur so einzutragen, daß acht Wörter von folgender Bedeutung entstehen:

1—2. Eine Strafe in früherer Zeit;
1—3. ein Name, bekannt aus der griechischen Mythologie;
2—4. eine Stadt in Italien;
3—4. ein Quellfluß des Amur;
5—6. eine Gemüsepflanze;
5—7. eine Stadt in Spanien;
6—8. eine Schienenverbindung;
7—8. ein geschichtliches Werk.

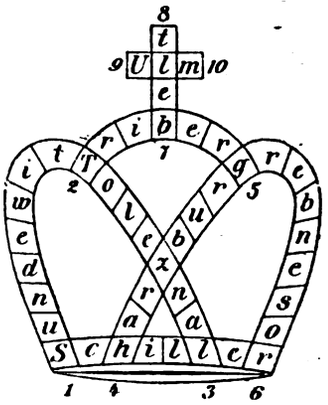
F. M.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben des Kinderdaheim in Nr. 18.

1. Bilderrätsel. „Artillerie-Kampf."

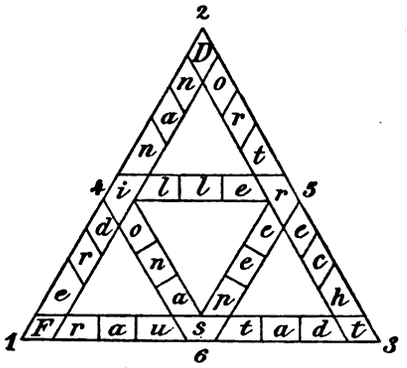
2. Umstellungsrätsel. Eris — Reis — Iser.

3. Kronenrätsel.



6. Silbenrätsel.
„1903".
Nagel Eder Ufer Nero Zauber Eger Hafen Note Handel Ulme Nummer Diener Emil Rabe Tafel Durban Rose Eva Ida

7. Umstellungsaufgabe.

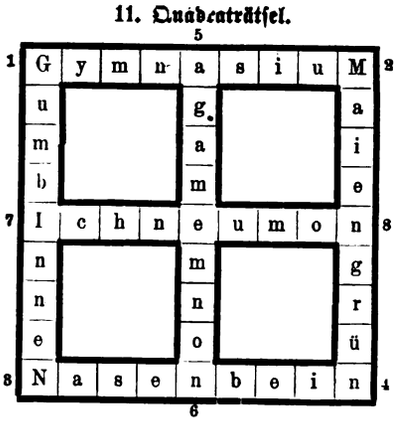


8. Zahlenrätsel.
Gastein. — Gans, Jena, Geige, Ast, Geiss, Essen, Seine.

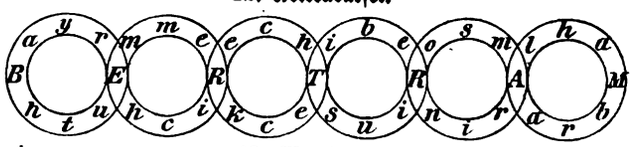
9. Rechenaufgabe. 11. 13. 3.

10. Rätsel. Dollar — Dollart.

11. Quadraträtsel.



12. Kettenrätsel.



13. Wechselrätsel. Bayern — Zabern.

14. Zweisilbige Scharade.
Hermes (Reh, Sem).

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rücksendung **unverlangt** eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutschen** Freimarken beigelegt sind. — Herausgeber: **Th. H. Pantenius** und **Hanns von Zobeltitz.** — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W. 35, Steglitzerstr. 58, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Anzeigen nur:** An die **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig,** Hospitalstraße 27. — Verlag der **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig.** Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig.**

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt.

39. Jahrgang * vom Oktober 1902 bis dahin 1903. * * * Ausgegeben am 28. Februar 1903. * Nr. 22.

Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.



Erzherzogin Elisabeth von Oesterreich †. Nach einer Aufnahme von Charles Scolik, Hofphotogr. in Wien.

Erzherzogin Elisabeth von Oesterreich †. Am 14. Februar d. J. ist die Erzherzogin Elisabeth in Wien im 73. Lebensjahre an einer Lungenentzündung gestorben. Die Erzherzogin, die am 17. Januar 1831 in Ofen geboren wurde, war in ihrer Jugend eine wegen ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit viel gefeierte Frau. Ihr erster Gemahl, Erzherzog Ferdinand von Este-Modena, war ein edler Fürst, dem der Zustand der im Jahre 1849 nach Brünn gebrachten, an Cholera und Typhus erkrankten Soldaten so zu Herzen ging, daß er die Nacht vom 12. Dezember mit seinem Adjutanten unter den Sterbenden verbrachte. Nach zwei Tagen starb der Adjutant, drei Tage darauf der Erzherzog selber am Typhus. Die achtzehnjährige Witwe erregte die lebhafte Sympathie und Liebe des damals selber noch jugendlichen Kaisers Franz Joseph, der sie zu seiner Gemahlin machen wollte; aber seine Mutter, Erzherzogin Sophia, mißbilligte diesen Plan, weil sie die Absicht hatte, den Sohn mit einer bayerischen Prinzessin zu vermählen. Wenige Tage, ehe Prinzessin Elisabeth von Bayern in Wien einzog, wurde die verwitwete Erzherzogin Elisabeth die Gemahlin des damals schon kränkelnden Erzherzogs Karl Ferdinand, der am 20. November 1874 starb. Aus der ersten Ehe stammt die Prinzessin Ludwig von Bayern, eine Tochter aus der zweiten Ehe ist die jetzige Königinmutter von Spanien.

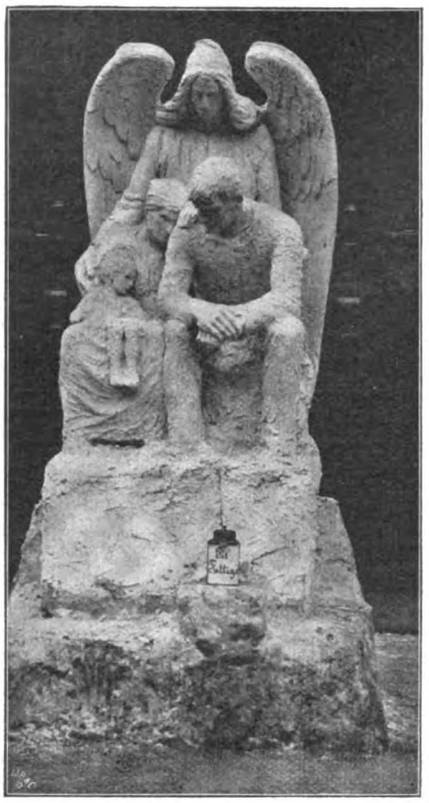
* * *

Das serbische Königspaar in Kruschedol. Am 12. Februar haben der König und die Königin von Serbien am Grabe des Vaters des Königs in Kruschedol in Kroatien, anläßlich des zweijährigen Todestags König Milans, einen Besuch abgestattet. Im Kloster von Kruschedol ist es, wo dieser seine letzte Ruhestätte gefunden hat, auf ungarischer Erde. Auf seinen eigenen Wunsch ist er außerhalb des Landes bestattet worden, das er einst beherrscht hatte. Vom Sterbebette aus hatte er an den Kaiser von Oesterreich einen Brief gerichtet, in dem er für seinen entseelten Leib um Gastfreundschaft bat. König Alexander hatte damals die Leiche seines Vaters nicht mehr gesehen; er hat ihr auch die letzten Ehren nicht erwiesen. Der Kaiser von Oesterreich war es, der Pietät übte; er hat den Wunsch des sterbenden Königs erfüllt, indem er dessen Ueberreste in Kruschedol bestatten ließ. Nun hat König Alexander durch die Fahrt nach Kruschedol seine kindlichen Gefühle öffentlich zu bekunden versucht. Für die Frau an seiner Seite, für die Königin Draga, war der Augenblick von großer Bedeutung. Denn zum ersten Male ist sie im Auslande mit allen Ehren, die einer Königin gebühren, empfangen worden. Der Banus von Kroatien begrüßte sie, wie



Das serbische Königspaar, empfangen vom Banus von Kroatien auf dem Bahnhof in Kruschedol. Nach einer Aufnahme von Békei Ödön, Budapest.

Digitized by Google



Von der Hungersnot in Christiania. Statue aus Schnee mit einer Sammelbüchse für die Hungernden.

6 der Beilage) jetzt Hand in Hand; sie hoffen sogar die Entwickelung kritischer Verhältnisse durch ihre Gemeinschaft zu überwinden. Je deutlicher das Zusammenhalten dieser beiden Großmächte auf dem Balkan hervortritt, desto mehr muß Serbien seine Vereinsamung erkennen, in die es durch die kühlen Beziehungen zwischen Wien und Belgrad geraten ist.

* * *

Abt D. Hartwig. Wir sind heut in der Lage, unsern Lesern das Bild des neuen Abts von Kloster Loccum, des Nachfolgers von D. Uhlhorn zu bringen. Generalsuperintendent Oberkonsistorialrat D. Hartwig wurde zum Abt von Loccum im Convent des Klosters am 20. September v. J. in geheimer Wahl erwählt und am 1. Nov. ist dann die königliche Bestätigung dieser Wahl eingetroffen. Der neue Abt (als solcher Georg II., in der Reihe der Aebte der 63ste) Georg Heinrich Hartwig ist am 24. April 1840 in Hassel b. Hoya als Sohn eines Pastors geboren. In Verden besuchte er das Domgymnasium und in Göttingen studierte er. In Hameln und Hildesheim an der Irrenanstalt war er Pastor und in Sulingen und Göttingen Superintendent. In den drei Jahren, die er in letzter Stadt



Generalsuperintendent Oberkonsistorialrat D. Hartwig, Abt von Loccum. Nach einer Aufnahme von A. Möhlen, Hofphotograph in Hannover.



unser Bild zeigt, im Auftrage seines Herrschers, und Generale des österreichisch-ungarischen Heeres neigten sich vor ihr. Der Umstand, daß König Alexander und Königin Draga Kruschedol besuchten, hat aber auch seine politische Bedeutung. In Belgrad mag man sich gerade in der jüngsten Vergangenheit überzeugt haben, daß die auswärtige Politik, welche König Alexander eingeschlagen hat, sich als ein verhängnisvoller Irrtum erwiesen hat. Rußland und Oesterreich handeln hinsichtlich der Balkanfrage (vgl. S. 4 u.



Von der Hungersnot in Christiania: Speisung der Notleidenden.

Zug der Arbeitslosen in Christiania.

weilte, wurde man zuerst auf seine wahrhaft großartige Gabe als Kanzelredner aufmerksam und auf den tiefen Inhalt seiner Predigten. Die Studenten waren begeistert von ihm. 1890 im Dezember kam er nach Celle als Generalsuperintendent. Zu derselben Zeit ernannte ihn die Universität Göttingen zum Doktor der Theologie. In Celle war er der Nachfolger Dr. Max Frommels. Seine Predigten waren auch hier stets sehr gerne gehört; sie zeichneten sich durch hohen sittlichen Ernst aus und waren klar und packend. Alle 14 Tage hat er so den Cellensern an der Stätte seiner berühmten Vorgänger [illegible]

Digitized by Google



(5) Major Endell. (4) Oekonomierat Ring. (8) Graf Mirbach. (1) Frhr. v. Wangenheim. (6) Lucke-Patershausen. (2) Dr. Rösicke. (3) Dr. Diederich Hahn. (7) Rupprecht-Ranfern.

Nachtrag zur Landwirtschaftswoche in Berlin: Ausschußsitzung des Bundes der Landwirte im Abgeordnetenhause am. 7. Februar.

Digitized by Google



Empfang der macedonischen Metropoliten durch den bulgarischen Exarchen in Constantinopel.

banus Rhegius und Johann Arndt gepredigt. In der Gemeinde und in der Diöcese (111 Kirchenspiele des Fürstentums Lüneburg) hat er reiche, fruchtbringende Anregung gegeben und er hat nun auch fernerhin als höchster Geistlicher der Provinz Hannover Gelegenheit, seine organisatorische Fähigkeit zu bethätigen.

* * *

Von der Hungersnot in Norwegen.

Die wenig ergiebige Ernte des vergangenen Jahres und auch der schlechte Erfolg beim Fischfang haben in ganz Norwegen eine große Teuerung erzeugt und haben es mit sich gebracht, daß in diesem Jahre der Andrang der Arbeitslosen nach den größeren Städten des Landes so auch nach Christiania, ein außergewöhnlich starker wurde. Die Zahl der Arbeitslosen in der norwegischen Hauptstadt mehrte sich so im Monat Februar in geradezu erschreckender Weise. Die Teuerung und die Arbeitsnot brachten, wie auch nicht anders zu erwarten war, sehr bald eine Hungersnot mit sich. Viele hochherzige Leute des Landes sprangen zwar den Bedrängten mit Geldunterstützungen zu Hilfe, und verschiedentlich wurden große Räume gemietet, in denen die Bedürftigen kostenlos gespeist wurden (vgl. unser Bild). Auch einige Bildhauer Christianias haben die Not lindern helfen, indem sie auf öffentlichen Plätzen künstlerisch vollendete Statuen aus Schnee, die auf die Hungersnot Bezug hatten, wie eine solche unser Bild zeigt, aufbauten, an denen eine Sammelbüchse für die Hungernden befestigt wurde.

* * *

Zu den Unruhen in Macedonien.

Seit Monaten bildet die in Macedonien gärende Bewegung ein Moment ernster Beunruhigung für die angrenzenden Staaten und den Gegenstand der Aufmerksamkeit der europäischen Diplomatie. Wie bekannt, sind die Anstifter der Unruhen in Macedonien, in welchem türkischen Landesteil das bulgarisch-slavische Volkselement überwiegt, politische Abenteurer, die, zweifellos begünstigt von der bulgarischen Regierung und noch mehr von der bulgarischen Bevölkerung, eine höchst unbedenkliche Agitation in Macedonien entfalteten, die immer größere Unzufriedenheit mit der türkischen Regierung zu schüren bemüht sind und in letzter Linie die politische Lostrennung Macedoniens von der Türkei und Vereinigung mit Bulgarien bezw. eine Aufteilung unter den geistlichen Balkanstaaten anstreben. Diese Agitation ist eine wohlorganisierte. Oeffentlich bekannte „macedonische Comitees" bestanden in Sofia und betrieben von dort aus ungestört ihre gegen die Pforte gerichtete Mienierarbeit. Sie rüsteten bewaffnete Banden aus, die das Land aufwiegelten, und unter ihrem Einfluß kam es zu einer bedenklichen Gärung in der macedonischen Bevölkerung, zu offnem Widerstand der Bewohner und blutiger Unterdrückung desselben durch türkisches Militär, sodaß ernste militärische Maßnahmen von den beiden hauptsächlich beteiligten Regierungen getroffen wurden. Die Pforte schickte sich an, größere Truppenmassen nach Macedonien zu schieben, um einen etwa losbrechenden offenen Aufstand sofort mit voller Energie unterdrücken zu können, und Bulgarien seinerseits bereitete eine Mobilisierung vor. Nun ist neuerdings zwar unter dem Druck des gemeinsamen Vorgehens Rußlands und Oesterreichs, dem sich auch Griechenland und Serbien angeschlossen haben, die bulgarische Regierung zur Besinnung gekommen. Sie hat das „Gerücht" von einer Mobilisierung dementiert und hat sich zu dem Schritt aufgerafft, die macedonischen Comitees aufzulösen und einige ihrer Mitglieder zu verhaften. Aber das will nicht allzuviel sagen. Die Haupträdelsführer hat man wohlweislich entwischen lassen und den Ergriffenen wird man wohl nicht allzuweh thun, um sich nicht die Sympathie der bulgarischen Stammesgenossen in Macedonien zu verscherzen. Die Gärung dortselbst wird so vielleicht im besten Falle in ihrer Entwickelung fürs Erste einen kleinen Stillstand erfahren, aber von einer dauernden Beruhigung Macedoniens kann zunächst keine Rede sein, selbst dann nicht, wenn die von Rußland und Oesterreich der Pforte nahe gelegten Reformen in



Wagen des Roten Kreuzes mit Lebensmitteln an der macedonischen Grenze.



Macedonische Flüchtlinge auf einer bulgarischen Grenzstation.

Zu den Unruhen in Macedonien.

Digitized by Google



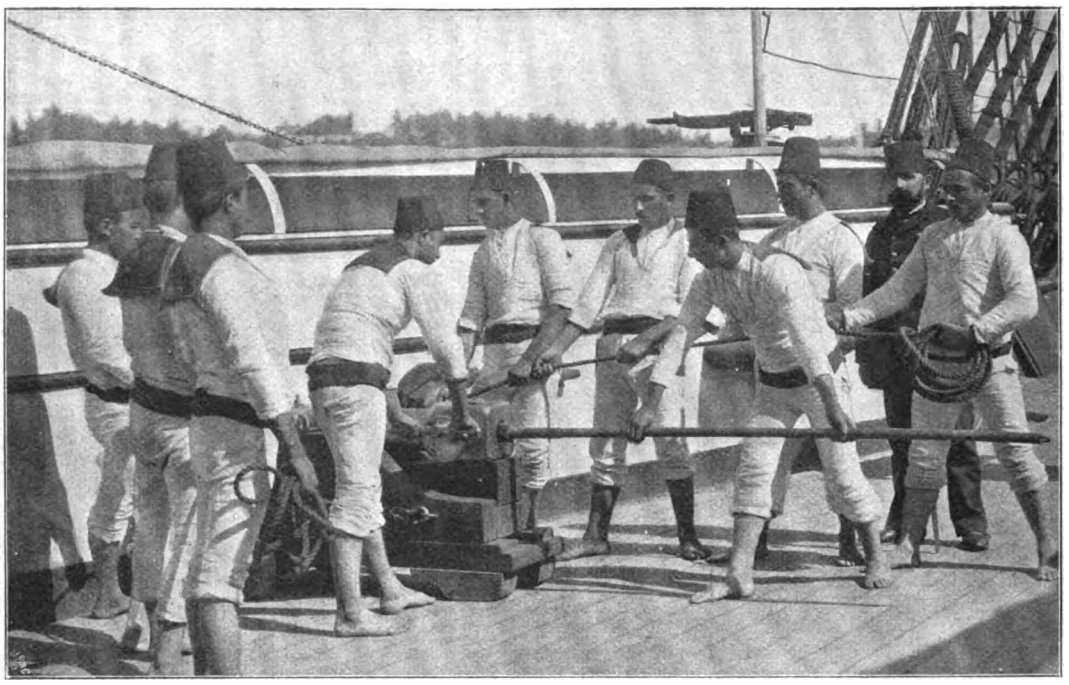
Das 1. Bataillon des 1. Infanterie-Regiments.



Die Offiziere eines Kavallerie-Regiments.

Zu den Unruhen in Mazedonien: Bilder aus der türkischen Armee.

Digitized by Google

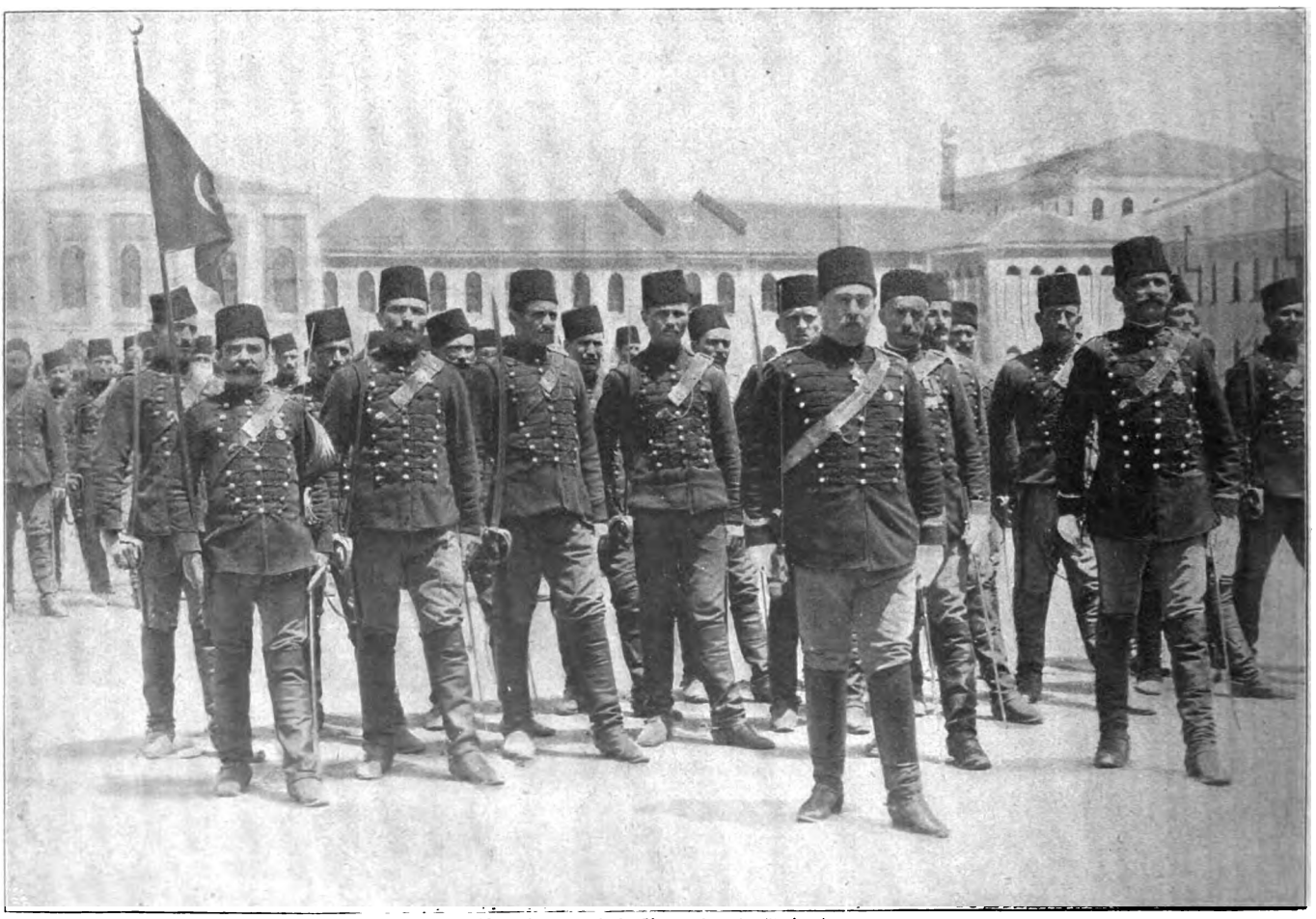


Geschütz-Manöver auf der Panzerfregatte „Hamidié."

führen könnte; denn bei dem kulturellen Rückstand der Balkanvölker brachte die bis jetzt herrschende Totfeindschaft zwischen dem Patriarchen und dem Exarchen und ihren Anhängern auch die politische Gegnerschaft der Letzteren mit sich. Wenn auch zwar eine Wiederverschmelzung der beiden Kirchen kaum jemals zu erwarten ist, so wäre doch vielleicht eine Milderung der Gegensätze zu erhoffen, die sich auch in einem Ausgleich des Nationalitätenstreits in Mazedonien bemerkbar machen würde. Unter diesem Gesichtspunkt interessiert die Persönlichkeit des bulgarischen Exarchen, den wir, geschmückt mit der Tiara und den Hirtenstab in der Hand, auf unserem Bilde zeigen wie er die mazedonischen Metropoliten in Konstantinopel empfängt. Des Weiteren zeigen wir einige Aufnahmen, die das durch die bulgarische Aufwiegelung verursachte Elend in der mazedonischen christlichen Bevölkerung veranschaulichen. Schließlich bringen wir noch eine Anzahl von Typen aus dem türkischen Heer und der Marine, die erkennen lassen — was übrigens ja die letzten Kriege der Türkei sämtlich erwiesen haben — daß die osmanische Armee hinsichtlich ihres Menschenmaterials und ihrer militärischen Tüchtigkeit eine Achtung gebietende Macht darstellt.

* * *

Mazedonien wirklich zur Durchführung gelangen sollten. Diese Reformen erstreben eine Aufbesserung der wirtschaftlichen und politischen Lage der Einwohner Mazedoniens durch Beseitigung der bedrückenden Mißstände in der türkischen Verwaltung an. In diese Wirren spielt auch die kirchliche Frage mit hinein. Die mazedonischen Christen unterstehen bekanntlich dem Exarchen, der ebenso wie der ökumenische Patriarch in Konstantinopel seinen Sitz hat. Der Letztere ist das alte Oberhaupt der griechisch-katholischen Christen auf dem Balkan mit Ausschluß der Orthodox-Gläubigen bulgarischer Abstammung, welche durch die Politik Rußlands im Jahr 1870 in einer besonderen Kirche vereinigt wurden, die eben den Exarchen zu ihrem Oberhaupt erhielt. Nun ist man neuerdings in den griechisch-katholischen Kreisen Mazedoniens bestrebt, wieder eine Vereinigung der beiden orthodoxen Religionsgemeinschaften herbeizuführen, eine Bewegung, die von der türkischen Regierung unterstützt wird, weil sie zu einer beruhigenden politischen Rückwirkung



Parade der 1. Feldartillerie-Brigade.

Zu den Unruhen in Mazedonien: Bilder aus der türkischen Armee und Marine.

Digitized by Google

Frauen-Daheim.

Wie weinen sich die Schwachen
Oft in ein Leid hinein!
Und wie erlöst ein Lachen
Oft aus der wirrsten Pein!



Im Putzkursus des Lette-Hauses.

Lehr-Disziplinen und Ziele des Lette-Vereins.

In Nr. 6 des Frauen-Daheim ist vom neuen Heim des Lette-Vereins in Berlin die Rede gewesen. Heute nun wollen wir denen, welche die damaligen Mitteilungen voll Interesse gelesen haben, eingehendere Angaben über die Lehr-Disziplinen und über die Ziele des Lette-Vereins geben. Eine willkommene Gelegenheit, um einen wirklich gründlichen Einblick in diese große Lehranstalt zu gewinnen, bieten die seit einiger Zeit arrangierten Rundgänge d. h. Führungen durch das Lette-Haus, die an jedem Freitag Vormittag stattfinden. Zu wiederholten Malen habe ich mich diesen Rundgängen angeschlossen und konnte mich von allen Einzelheiten dieses großartigen Lehrinstituts durch den Augenschein überzeugen. Zwei Schulen: die Handelsschule und die Gewerbeschule, bilden, jede für sich, ein großes Ganzes. Die Handelsschule zerfällt in zwei Klassen: in die sogenannte Vorbereitungs- und in die erste Klasse; die jungen Mädchen werden nicht unter 16 Jahr aufgenommen und müssen eine schriftliche und mündliche Prüfung in Deutsch, Französisch, Englisch und Rechnen ablegen; wenn die Vorkenntnisse zu dem Jahreskursus in der ersten Klasse nicht genügen, so erfolgt die Aufnahme in die zweite, für welche die Versetzung halbjährlich ist. Der Lehrplan der ersten Klasse umfaßt wöchentlich 26 Stunden, die alle obligatorisch sind und neben den handelswissenschaftlichen Fächern wie Buchführung, Waren-, Handels- und Gewerbekunde, Geld- und Wechselwesen, auch Stenographie und Unterweisung im Gebrauch der Schreibmaschine umschließen. Es sind auch halbjährliche sogenannte „Bureaukurse" eingerichtet, bei denen die Aufnahme erst nach dem 18. Jahr erfolgt und für welche gründlichere Schulkenntnisse vorhanden sein müssen; bei diesen Kursen fallen die Sprachen fort, und dafür sind Rechts- und Bureaukunde als Fächer eingeschoben. Im verflossenen Jahre konnten über 100 Schülerinnen entlassen werden, die sämtlich sofort Stellung fanden.

Der Lehrplan der Gewerbeschule ist ein sehr großer. Er umfaßt Ausbildung für den Beruf der Industrie-, Haushaltungs- und Kochlehrerin; den der Kunststickerin, der Photographin, der Setzerin, der Buchbinderin und viele andere, welche sich wieder von diesen abgliedern lassen. So befindet sich auch im Lette-Haus ein Seminar zur Vorbereitung für das staatliche Handarbeitslehrerin-Examen. Diese Prüfung muß abgelegt werden, wenn man als Industrielehrerin tätig sein will; inklusive der Vorbereitung zum Handarbeitslehrerin-Examen dauert diese Ausbildung zwei Jahre, und zum Eintritt ist ein Alter von mindestens 18 Jahren erforderlich. Alle Kunsthandarbeiten, als Knüpfarbeit, Filetguipure, Spitzenklöppeln, altdeutsche Leinenstickerei, Leinendurchbruch (Reticella), Pointlace, Tüll-



Kunsthandarbeitsunterricht.

durchzug, à-jour-Stickerei, Elfenbeintechnik, arabische und spanische Stickerei, Plattstich, Nadelmalerei, Applikation, Goldstickerei, werden gelehrt und zwar in systematischer Entwickelung: Durchstechen der Muster, Übertragen derselben auf Stoffe, Vergrößerungen resp. Verkleinerungen von Mustern mittelst Apparaten. Eines unserer Genrebildchen zeigt die jungen Mädchen mitten in der Arbeit. Unzertrennbar von dem Einrichten der Kunsthandarbeiten ist das Ornamentzeichnen. Auch in der Kunststickerei auf der Nähmaschine und zwar auf den verschiedensten Systemen wird Unterricht erteilt; ganz besonders interessant war es mir, zu sehen, wie mit dem Apparat „Pentograph" Monogrammstickereien ausgeführt werden. Wäschezuschneiden und -Nähen, Schneidern und Putz kommen ferner noch in der Ausbildung der Industrielehrerinnen in Betracht. Selbstverständlich gehört zu den Unterrichtsfächern auch Methodik, denn alles Wissen nutzt nichts, wenn der Lehrerin die Fähigkeit fehlt, dasselbe anderen sachlich klar zu machen.

Ein anderes, aber nicht weniger belebtes Bild bietet die Haushaltungs- und Kochschule. In großen, schönen Küchen lernen die jungen Mädchen praktisch und theoretisch in der einfachen und feinen Küche Bescheid. Das praktische Arbeiten erstreckt sich auch auf die Zubereitung von Krankenkost. Durch Vorlesungen über Gesundheits- und Ernährungslehre, über Chemie der Nahrungs- und Genußmittel lernen die Schülerinnen das Material, das sie



Im Röntgenzimmer des Lette-Hauses.



Setzerinnenschule.

zu Speisen verarbeiten wollen, kennen; durch Wirtschaftslehre wird ihnen klargemacht, wie sie sich praktisch Raum und Zeit einzuteilen haben, durch Haushaltungskunde, wie man es anzustellen hat, Geschirr abzuwaschen, Metall, Holzgeräte und Lampen zu reinigen und zu putzen; wie die Zimmer zu säubern, die Möbel zu behandeln sind, wie Kleider und Wäsche konserviert werden. Für diejenigen, welche den Beruf als Kochlehrerin ergreifen wollen, kommt zu den obengenannten Fächern noch Methodik. Die Haushaltungsschülerinnen müssen noch den Handarbeitsunterricht, soweit er Ausbessern und Zeichnen von Wäsche, das Stopfen der Strümpfe und Gardinen und das Anfertigen neuer Wäsche betrifft, mitnehmen. Außerdem tritt für diese Schülerinnen noch das Waschen und Plätten hinzu. Ersteres dauert 6 Wochen, letzteres 5—6 Monate. Legen und Rollen, Stärken und Plätten der Wäsche, Plätten von Kleidern und Blusen, sowie Glanzplätten

Digitized by Google



In der Kochschule des Lette-Hauses.

wird in diesen Kursen gelehrt, während beim Waschkursus die Behandlung der weißen und bunten Wäsche, der Wollsachen, der gestickten Decken, farbigen Battiste und Fleckenreinigung die Unterrichtsgegenstände bilden.

Die Kurse für Haushaltungs- und Kochlehrerinnen sind auf $1^1/_2$ resp. 1 Jahr berechnet und müssen mit einer staatlichen Prüfung abschließen, falls die Lehrtätigkeit aufgenommen werden soll. Als Anfangsgehalt wird für die Industrie-, Haushaltungs- oder Kochlehrerin bei vollständig freier Station gewöhnlich 400 Mk. angenommen.

Wer nun den Lette-Verein nicht mit der Absicht besucht, später lehrend einen der vorerwähnten Berufe zu ergreifen, der kann durch Belegen der einzelnen Kurse sich in einzelnen Fächern ausbilden: so z. B. als Stütze der Hausfrau, als Jungfer. Oder aber, er kann bei dem Unterricht nur den Zweck im Auge haben, für das „zu Hause" die verschiedenen einschlägigen Arbeiten verstehen zu lernen, um gründlich, in praktischer Art Anweisung über Einteilung und Ausführung der Arbeiten an die Dienstboten erteilen oder den Haushalt selbst führen zu können.

Ein weiterer Berufszweig, dem der Lette-Verein die größte Aufmerksamkeit zugewendet hat, ist derjenige der Photographie. Die photographische Lehranstalt bezweckt die Ausbildung ihrer Schülerinnen für alle Zweige der photographischen Praxis, einschließlich auch derjenigen Berufszweige, welche sich der Photographie als Hilfsmittel bedienen. Der Unterricht erstreckt sich auf die verschiedenen Aufnahme- und Kopierverfahren, sowie Retouche auf künstlerischer Grundlage, zu deren Vorbereitung der erforderliche Zeichenunterricht ebenfalls erteilt wird. Für vollkommen Unvorbereitete ist im allgemeinen die Dauer des Kursus auf $1^1/_2$ Jahr festgesetzt; im dritten Halbjahr werden einzelne Spezialfächer gelehrt. Die Erfahrung hat gezeigt, daß der Eintritt in die Praxis denjenigen Schülerinnen leichter wird, die sich nicht nur einem bestimmten Zweige der Photographie gewidmet haben, so also z. B. nicht nur das Retouchieren erlernen. Kleinere Ateliers sind nicht in der Lage, sich für jedes Photographieverfahren eine Extrakraft zu halten. Sie engagieren „Gehilfinnen für alles" und diese, sowie die Retoucheurinnen erhalten ohne freie Station circa 60—150 Mk. pro Monat. Das Gehalt der Empfangsdamen wird in der Regel höher bemessen, da Ansprüche an bessere Toilette gestellt und zumeist auch Sprachkenntnisse verlangt werden. Retoucheurinnen für „Kunst-Retouche" fangen mit einem durchschnittlichen Gehalt von 80 Mk. an, bei guten Leistungen steigt dasselbe aber meist sehr bald bis auf 100 und auch 120 Mk. pro Monat.

Dem Unterricht für die Setzerinnen konnte ich nicht im Lette-Haus selbst beiwohnen; dort werden nur die Anmeldungen dazu entgegengenommen. Die Schule befindet sich in der „Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft" in der Anhaltstraße, doch steht dem Lette-Verein die Oberaufsicht in Gemeinschaft mit dem Aufsichtsrate der Aktien-Gesellschaft zu.

Seit dem November vorigen Jahres hat der Vorstand des Lette-Vereins es sich angelegen sein lassen, auch Buchbinderei als Erwerbszweig in das Bereich der Frau zu ziehen. Eine Dame ist auf Kosten des Vereins beinahe vier Jahre in allen Techniken der Buchbinderei ausgebildet worden, hat in Berlin, Düsseldorf, London und Hamburg gelernt und in letzter Stadt erst ihre Gesellen- und nachher die „Meisterprüfung" vor der Innung der Buchbindermeister bestanden. Dieses Fräulein Meister steht nun der Buchbindereiwerkstatt des Lette-Vereins vor. Die Werkstatt ist auf das gediegenste eingerichtet, und der Unterricht wird ganz fachmännisch erteilt. Auch hier müssen die jungen Mädchen mit dem „ABC" der Handgriffe anfangen, und vom ersten Beschneiden der Pappe und des Papiers werden sie bis zur selbständigen Anfertigung der feinsten Bucheinbände mit reicher Handvergoldung geführt. Der Unterricht zerfällt in drei Gruppen. Es findet unentgeltlich Ausbildung von weiblichen Lehrlingen statt, die nach 3 Jahren ihre Gesellenprüfung machen können und während ihrer Lehrzeit für den Verein arbeiten. Diese Lehrlinge erhalten für ihre Tätigkeit eine aufsteigende Vergütung und zwar im ersten Jahre 3 Mk. pro Woche, im zweiten 4 und im dritten 5 Mk. wöchentlich, bei achtstündiger Arbeitszeit. Die zweite Gruppe setzt sich aus den Fachschülerinnen zusammen, die ihren Unterricht bezahlen und circa $1^1/_2$ Jahr bis zur Ablegung der Gesellenprüfung gebrauchen; als dritte Gruppe sind die Amateur-Schülerinnen aufzufassen, die nur den einen oder den andern Handgriff, z. B. den Lederschnitt und das Beizen der Bucheinbände oder die Handvergoldung lernen wollen.

A. Friedheim.



Buchbinderinnenschule.

Frage.

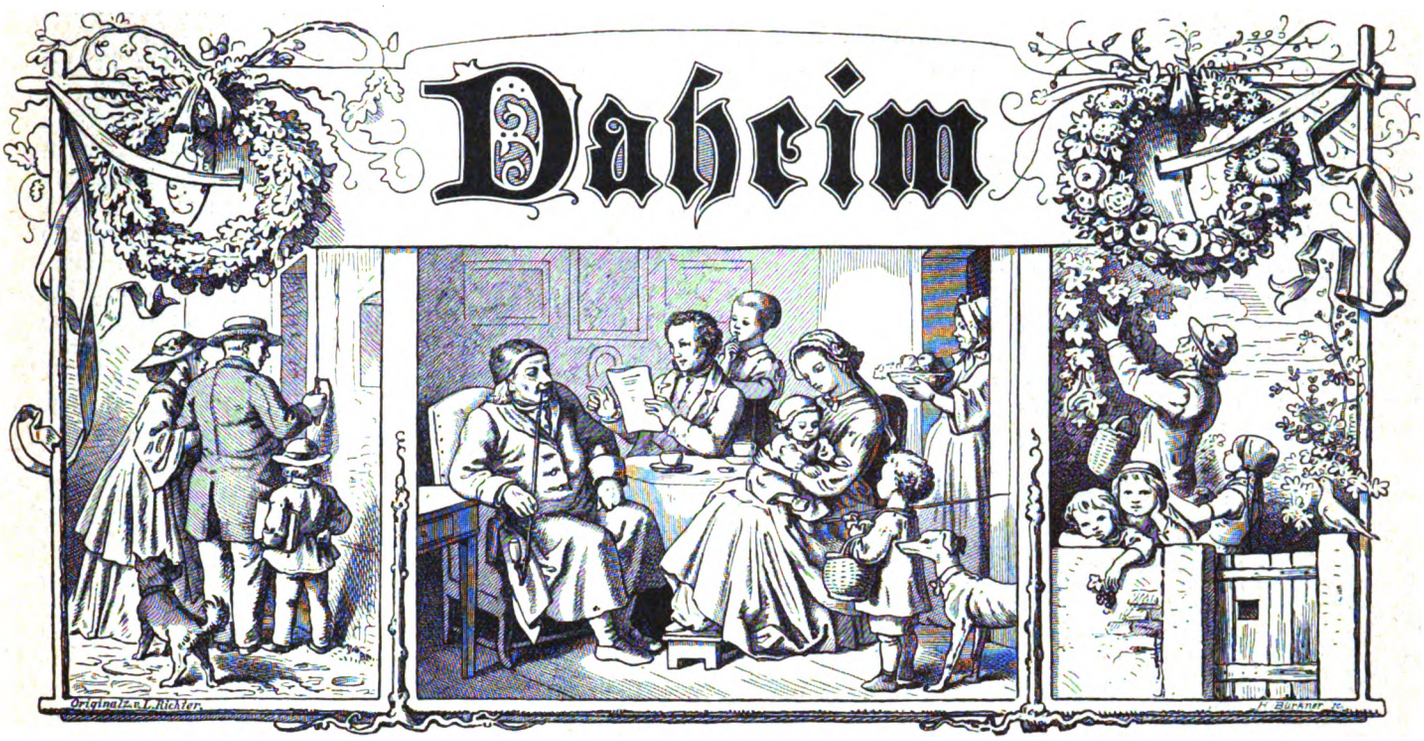
31) Welche der liebenswürdigen Leserinnen des Frauen-Daheim kann mir ein Rezept für wirklich knusperige Waffeln geben? Alle bisher versuchten Rezepte ergaben weiche Waffeln. M. S., K.

Redaktionspost.

A. in Moskau. Eine Mitteilung über das Moskauer Evangelische Heim werden wir möglichst bald bringen.

A. F. in P. Wir berichtigen auf Ihren Wunsch an dieser Stelle, daß es in der Notiz im Frauendaheim Nr. 17, betitelt: „Die Dresdener Heimat", heißen muß: „Auch für Mädchen gebildeter Stände tun sich jetzt überall Heimaten auf, gegründet von" 2c. und nicht: „Für Mädchen gebildeter und ungebildeter Stände" wie in jenem Artikel zu lesen ist.

Digitized by Google



Der Taugenichts.

Die Geschichte einer Jugend. Von Paul Oskar Höcker. (Fortsetzung.)

Hertas Augen sahen Hansheinrich durch einen glänzenden Tränenschleier an, und ihre Stimme klang wund, als sie sprach. „Und sich sagen zu müssen: trotzdem die Mutter einem das Liebste, das Höchste ist auf der ganzen Welt, hat man sie gekränkt und findet doch in aller Qual und Pein die Kraft nicht . . .“ Sie brach ab, atmete schwer auf, dann fuhr sie fort: „Ja, für ein paar Augenblicke, so lang ich allein bin, so lang Liddi und der Papa nicht dabei sind, da könnt' ich ihr zu Füßen stürzen und ihre Knie umklammern und mich an sie pressen und sie anbetteln, sie möchte mir wieder gut sein und möchte alles vergessen. Aber wenn sie dann alle wieder drum herumstehen und einen beobachten . . .“

„Dann kommt der Trotzkopf!“ warf er mit einem bitteren und traurigen Lächeln ein. „Ach, Fräulein Hertha, ich hab' das doch alles selbst so oft durchgemacht.“

Sie sah ihm forschend ins Gesicht. „Und was würden Sie jetzt tun — hier in meinem Falle?“

„Nun — selbstverständlich — abbitten.“

„Sie, Hanning, Sie würden abbitten?! Aber — aber das haben Sie doch noch nie in Ihrem Leben getan?“

Seine Brust hob sich in einem tiefen Atemzug. „Nein, das hab' ich freilich noch nie getan. Aber ich denke mir — gerade deshalb würde es Ihrer Mutter Freude machen. Ja, es wäre ihr vielleicht wie eine Belohnung für all die Liebe und Güte. Wie ein Dank.“

Sie sann seinen Worten lange nach. „Wie lieb Sie meine Mutti haben müssen!“ Nach einer Pause fuhr sie fort: „Und Sie würden ihr also sagen, daß Sie ganz und gar unrecht gehabt hätten?“

„Nein, meine Meinung würd' ich verfechten nach wie vor. Aber ich würde mir Mühe geben, auch die ihre zu verstehen. Und ich würde es ruhig eingestehen, daß ich mich der Form schäme, in der ich zuvor mein Recht verteidigt hatte. Ja, liebes Fräulein Hertha, das ist doch sicher: wenn der andere nur guten Willen sieht, dann ist meistens rasch die Versöhnung da.“

„Das ist zu nett, Hanning, wie Sie das so sagen. — Und Sie sind ein Mann, und ich bin nur ein Mädel.“ Ihre Züge hellten sich allmählich auf. Plötzlich sah sie ihm fast triumphierend ins Gesicht. „Aber bei Ihren eigenen Eltern sind Sie mir den Beweis noch schuldig, Hansheinz. Da müßten Sie mir doch gerade mit dem guten Beispiel vorangehen. Nicht?“

Er zuckte die Achsel. „O, ich bin doch auf dem besten Weg dazu,“ sagte er etwas unsicherer.

„Ja, aber bis jetzt wissen Ihre Eltern doch noch gar nichts davon, wie sehr sich das alles mit Ihnen geändert hat?“

„Nein, sie sollen's erst erfahren, wenn ich mein Examen bestanden habe.“

„Daß Sie das so aushalten! Da bin ich nun doch wieder anders. Ich meine, es müßte einem die Brust sprengen, wenn man etwas weiß, das andern eine so große, große Freude bereiten muß. Den Eltern —! Nein, das müßte aus meinem Herzen heraus — in einem einzigen Jubel!“

Er antwortete nicht sogleich darauf, sondern sann ihren Worten nach. An die Freude, die er seinen Eltern bereiten würde, wenn er ihnen endlich die Nachricht von der Erreichung seines Zieles brachte, hatte er noch gar nicht gedacht. Immer war es nur die stolze Vorstellung des großen Triumphs, die ihn so atemlos bei der Arbeit festgehalten hatte. Ganz in sich versunken, stützte er den Kopf auf. Hertha war ja noch ein halbes Kind. In ihrem harmonischen Dasein war sie, wohlbehütet und wohlverstanden von ihrer Mutter, solchen Kämpfen und Stürmen nie ausgesetzt gewesen, wie er sie durchgemacht hatte. Das hielt er sich wohl vor Augen. Dennoch bezwang ihn etwas in ihrem Ton; etwas Überzeugungsvolles, Gläubiges, das in aller Schlichtheit und Kindlichkeit so fest und groß dastand. In einer spontanen Bewegung der Dankbarkeit sagte er zu ihr — ganz leise, aber fast zärtlich: „Wenn auch heute der Trotzkopf mit Ihnen durchgegangen ist, Fräulein Hertha, Sie sind doch ein lieber und kluger Mensch. Wenn Sie einmal groß sind, dann werden Sie gewiß so sein wie Ihre Mutti.“

Die Sonne berührte soeben die Horizontlinie. Das Glitzern und Funkeln auf der leise atmenden See ward so blendend, daß sie die Augen schließen mußten.

„Nun ist's Zeit zur Heimkehr,“ sagte er, sich aus der Versunkenheit aufraffend.

Er belastete das Boot wieder mit der Leinwand — scharf am Rande entlang kletternd, der nur knapp über die

Digitized by Google

Wasserfläche emporragte, brachte er die Segelstellung in Ordnung. Der Wind fing sich in den Tüchern und blähte sie auf; die Jacht legte sich auf die andere Seite und schoß in wachsender Geschwindigkeit davon.

Auf der Rückfahrt blieben sie stumm. Aber sie fühlten beide, daß nun ein inniges Einvernehmen zwischen ihnen bestand.

Die Fahrt ging jetzt heimwärts schneller als vorhin, denn man fuhr mit dem Winde. Klirrend strich er über den Kutter hin. Sein Pfeifen nahm bisweilen einen wimmernden Ton an. Das Erzittern der Drossen und Fangen klang wie entferntes Stimmengewirr. Rauschend und brausend mischte sich der Anprall der kleinen Sturzseen am Kiel hinein.

Ein wenig Gruseln kam nun doch über Hertha. Sie war auch schon ziemlich erklammt. Aber bald gelangte man wieder unter den Schutz des Landes. Je mehr man sich der Küste näherte, desto zahlreichere Lichter sah man dort aufspringen. Schließlich erkannte Hertha die Fenster des Schlosses, von denen einige erleuchtet waren.

Glatt ging die Landung vor sich; Hansheinrich pflöckte das Boot fest, und sie gingen Schulter an Schulter den Weg zum Hof zurück.

Unterwegs blieb er einmal stehen.

„Es war doch gut, daß Sie mich herausgeholt haben, Fräulein Hertha! Es ist mir nun selbst so vieles klar geworden — da draußen auf dem Wasser."

„Und mir ist auch lang nicht mehr so bange als heut nachmittag," sagte sie. „Ich weiß selbst nicht, was mich so plötzlich zu Ihnen getrieben hat. Aber ich wäre sehr, sehr traurig gewesen, hätten Sie mich wieder weggeschickt."

Schweigend gingen sie dann weiter. Im Park trennten sich ihre Wege. Abermals blieb er stehen. Fast strahlend sagte er: „Und ich bin jetzt zu einem guten Entschluß gekommen."

Sie sah ihm voll ins Gesicht. „Ja?"

„Ich werde recht bald einmal meine Eltern besuchen. Ja — vielleicht schon morgen. Und werde ihnen alles sagen."

„O, wirklich? Ja, Hanning, das tun Sie! Die große, große Freude, die Sie ihnen damit bereiten werden!"

Sie hatte seine Hand erfaßt und fest gedrückt. Wie Jubel stand es in beider Mienen, als sie sich nun trennten. Er sah der leichten, schlanken Mädchengestalt verträumt und selig nach, bis sie im Portal verschwunden war.

Tiefaufatmend begab er sich dann nach der Brennerei in sein Zimmer.

Es war ihm eine Wohltat, daß Doktor Kruse noch nicht zurückgekehrt war. So konnte er sich still ins offene Fenster lehnen und noch ein Weilchen zum Schloß hinüberschauen.

Ein warmes Glücksgefühl beseligte ihn.

Aber sein Glück — das war nun nicht mehr wie gestern und vorgestern und die früheren Tage nur die Befriedigung über die äußere wundersame Wandlung seines Schicksals, die stolze Aussicht, daß er seine Eltern zur Anerkennung seines Fleißes, seines Strebens werde zwingen können.

Nein, ein inniges, stilles, rührendes Glück war in seine Brust eingezogen — heute, als er da draußen auf der See im abendlichen Sonnenglanz unter Gottes freiem Himmel Hertha ins Auge und ins Herz hatte sehen dürfen — ein Glück, das ihn drängte, auch anderen Freude zu bringen.

7. Kapitel.

„Kinnings, die Welt geht unter!" rief Herr von Golin aus, als er anderen Tags Hansheinrichs Entschluß vernahm.

Noch bevor der Hausherr aufs Feld ritt, hatte sich der junge Ott bei den Herrschaften melden lassen. Sie empfingen ihn am Kaffeetisch, er mußte sich setzen, und Frau von Golin nickte ihm freundlich zu, in einer besonderen Art, die ihm sogleich verriet, daß Hertha bereits mit ihr gesprochen hatte.

„Ja, Menschenskind, nu sagen Sie 'mal, woher haben Sie denn auf einmal den wundersamen Versöhnungsraptus? Kinnings, da steckt 'was dahinter. Ich habe den schnöden Verdacht, daß er sich jetzt auch wieder bloß aus Niedertracht vertragen will."

Hansheinrich hatte sich an die derb zufassende Art des Rittmeisters längst gewöhnt. Er nahm ihm den Polterton nicht mehr übel. Frank und frei erzählte er, wie es so gestern im Gespräch mit Hertha sich ganz allmählich ihm aufgedrängt hatte, daß es doch eigentlich gar nicht nötig sei, den Eltern ein großes Geheimnis aus seinen Plänen zu machen. Seine Mutter sei kränklich, sein Vater im Beruf fortwährend so überangestrengt — es würde ihnen beiden in all ihrer Unrast vielleicht eine Erfrischung sein, wenn sie sich schon von jetzt an mitfreuen könnten. Er hatte daher gestern abend noch zu vorgerückter Stunde an seinen Vater geschrieben und ihm sein Kommen für heute angekündigt.

„Tä, ist es die Möglichkeit!" rief Golin, sich leicht aufs Knie patschend. „Die Blinden werden sehend, die Kamele wanken durchs Nadelöhr, Hansheinrich Ott hat sich die Hörner abgelaufen! — Na, Mine, was meinste, das war ein schweres Stück Arbeit! Uff! Also Hansheinz, Sie alter Schwede, nu rücken Sie 'mal ein Haus weiter, setzen Sie sich an meine grüne Seite und trinken Sie ein Glas Sherry. Denn so ein Fest muß doch begossen werden."

Frau von Golin hatte ihrem jungen Freund über den Tisch weg kräftig die Hand geschüttelt. Aber von Sherry wollte sie nichts wissen. „Erstens ist Hansheinrich morgens keinen Wein gewohnt, zweitens hat er noch eine tüchtige Reise und Aufregung vor sich, und drittens bekommt Dir der Frühschoppen ebensowenig, mein Schatz."

„Na, Ihr Weibsleute versteht schon 'was von Männerbehandlung und so. Da, sieh Dir 'mal den Bengel an, unsern Hansheinrich. Was aus dem geworden wäre, wenn ich ihn nicht ganz solo in die Mache genommen hätte. Tja, Kandare fest, Zügel straff, moralische Senge, aber nicht zu knapp, — und man schafft Wunder. Was, Herr Ott junior?"

Hansheinrich lachte herzlich — weil Frau von Golin ihm gleichfalls so listig-vergnügt über den Tisch zulachte.

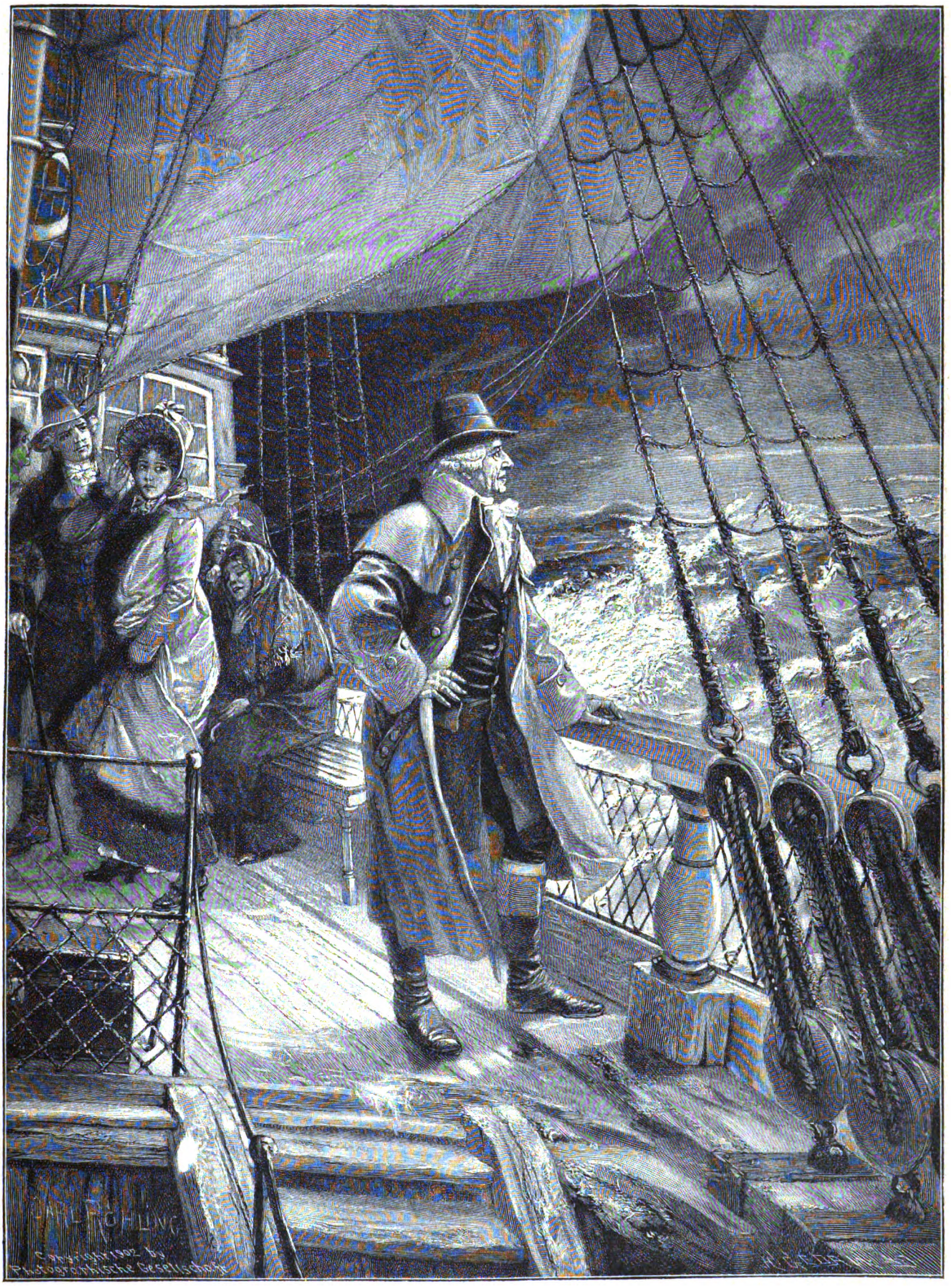
„Wenn ich ganz ehrlich sein soll, Herr von Golin," sagte er dann, noch immer mit heiterster Miene, „ich fürchte, ich wäre Ihnen schon nach den ersten vierzehn Tagen durchgegangen, wenn die gnädige Frau nicht mehr Geduld mit mir gehabt hätte als Sie."

„Was sagen Sie? Mein Verdienst soll das nicht sein, daß ich Ihnen die Rappelköpfigkeit wegdressiert habe? — Mine, keinen Sherry! — J, so ein hinterlistiger Halodri! Aber das ist bloß, weil er sich nu mang die Damens niedlich machen will. Mine, ich warne Dich eindringlich, bilde Dir nur ja auf dieses klägliche Erziehungsprodukt nischt ein. Kaum drehste den Rücken, haste die lange Nase. Das ist ja bloß Talmibravheit. Glaubst Du denn im Ernst, daß der Bengel schon kuriert ist? Keine blasse Ahnung. Ist im Gegenteil rappelköpfiger denn je. Das nehm' ich auf meine sämtlichen Diensteide."

Er hätte sich noch weiterhin derart ereifert — seine Frau brach aber in ein so lustiges Lachen aus, daß er verdutzt innehielt. Da lachte er denn in seinem dröhnenden Basse mit.

„Aber nun im Ernst noch ein paar Worte, lieber Hansheinrich," sagte Frau von Golin endlich, den Ton wechselnd. „Sie können sich gar nicht vorstellen, wie innig ich mich über Ihr Vorhaben freue. Es ist ein hübscher Zug von Ihnen, daß Sie auf die große ‚Wirkung' verzichten wollen, die die vollendete Tatsache eines bestandenen Examens auf Ihre Eltern ausgeübt haben würde. Wie Sie das jetzt vorhaben, ist es nicht ganz so dramatisch, wenn ich das Wort gebrauchen soll, aber mir beweist es eine noch größere innere Sicherheit. Das ist's: Sie fühlen's selbst, daß Sie ein anderer geworden sind, ein Neuer, der mit reiferem Urteil in die Welt hinausschaut. Sehen Sie, und das gibt mir die volle Beruhigung, daß Sie mit Ihren Eltern rasch einig werden. Nun, lieber Hansheinz, was Sie von uns mitnehmen, das sind warme Grüße und innige Wünsche — und der herzlichste lautet: Auf baldiges Wiedersehen!"

Digitized by Google



Joſef Haydn auf der Überfahrt nach England. Nach dem Gemälde von Karl Röhling.
(Mit Genehmigung der Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin.)

Digitized by Google

Golin war bei feierlichen Anlässen die gemäßigte Zone eines gemütlichen Witzchens sympathischer, als der ernste, so leicht rührende Herzenston seiner Frau. Nachdem nun noch alles Äußerliche über Hansheinrichs Fahrt besprochen war, sagte er, dem jungen Hausgenossen auf die Schulter klopfend: „Eigentlich ist er ein unverbesserlicher Genußmensch, unser Hansheinz! Witscht da immerzu von Hause durch und tanzt denn bei nächster Gelegenheit ganz quietschfidel als verlorner Sohn wieder an, um sich nach Noten fetieren zu lassen. Da muß denn fortgesetzt ein Hammel geschlachtet werden, und er lebt seinen guten Tag. Tja — das kann ihm so passen. — Apropos, ich werde heute noch ein Schreibebriefchen an Ihren alten Herrn loslassen, Hansheinrich, vielleicht macht sich's, daß er mit Ihnen herübergerutscht kommt, wie? Man möchte ihm doch 'mal die Zuckerrüben hier zeigen und 'nen Schluck sauren Mosel vorsetzen, was?"

Hansheinrich hatte seit der Unterredung mit Hertha viel über die bevorstehende Begegnung mit den Eltern nachgedacht und sich alle Konsequenzen überlegt. Natürlich mußte dabei auch die pekuniäre Seite seiner bisherigen Ausbildung berührt werden. Er hatte in seinem trotzigen Stolz damals sogar den geringsten Zuschuß zum Reisegeld verschmäht — und jetzt mußte er sich auf viele Jahre hinaus wirtschaftlich ganz und gar abhängig machen vom Portemonnaie seines Vaters. In welcher Weise sein Vater sich mit den Olizaern würde auseinandersetzen wollen, das wußte er nicht. Schüchtern klopfte er deswegen bei Herrn von Golin an. Der Rittmeister, der die Sache immer beim rechten Namen nannte, äußerte sich über diesen Punkt ziemlich derb:

„Ach so, Sie meinen, wenn Sie nu daheim 'ne große Generalbeichte über Ihre Streberei hier auf Oliza ablegen, dann wird Ihr alter Herr unter Umständen gleich die Berappigungsarie singen wollen? — Still, Mine, das ist Männersache. — Also, teuerster Sohn, da sagen Sie ihm man dreist und gottesfürchtig, daß ich natürlich hier keine Rettungsanstalt aufgemacht habe und dafür etwa Pensionsgelder liquidiere. Überhaupt kosten Sie mich persönlich nischt, verstehn Sie, sondern Sie werden auf dem Konto meiner Frau geführt. Das in Parenthese. Machen Sie Ihrem alten Herrn also nur ums Himmelswillen klar, daß Trinkgelder für Unterkunft und Atzung vom Ehepaar Golin höflichst verbeten sind."

Das wußte Hansheinrich ganz genau, daß sein Vater, wenn er erst eingeweiht war, wie alles gekommen, eine so großmütige Schenkung nicht ohne weiteres einstecken würde. Wenigstens würde er den Versuch machen, die Barauslagen zurückzuerstatten.

Golin war in Geldsachen sonst nichts weniger als zartfühlend, auch nicht gerade splendid, trotz seines bekannten Reichtums. Da seine Frau jedoch ihre Privatkasse getrennt führte, mischte er sich in ihre pekuniären Angelegenheiten prinzipiell nicht ein. Hier war er übrigens durchaus auf seiten seiner Frau, der alles Halbe und Unklare ein Greuel war und der es daher für beide Teile gleich peinlich erschienen wäre, wenn Hansheinrichs Aufenthalt auf Oliza etwa hätte bezahlt werden sollen.

Sie suchte flüchtig über diese Erörterung hinwegzugehen, indem sie zu ihrem Schützling sagte: „Das sind aber Nebensächlichkeiten, lieber Hansheinrich! Ihre Eltern haben in der Hauptsache ja gewiß kein anderes Interesse als wir. Nämlich das: Sie glücklich zu machen. Und wenn Sie sich nun nicht mehr wie bisher selbst gegen Ihr Glück wehren, so wird die volle Einigkeit unter uns nicht allzu lang auf sich warten lassen."

„Wahrlich ich sage Euch," ließ sich Golin gutgelaunt vernehmen, dabei aber nicht ohne innere Anteilnahme, „es wird mehr Freude sein über einen Sünder, so da Buße tut, denn über zehen Gerechte!"

Er hatte heute am Frühstückstisch über Gebühr getrödelt. Da man schon Liddi und Hertha, die beiden Langschläferinnen, herabkommen hörte, in deren Gesellschaft er sich noch mehr zu verplaudern fürchtete, so nahm er schnell Reißaus, indem er nach Mütze, Peitsche und Handschuhen griff.

„Na, denn also vorwärts mit frischem Mut," sagte er in der Tür zu Hansheinrich, „grüßen Sie Ihre Eltern von mir, besonders Ihren alten Herrn, den Maximilian. Erzählen Sie ihm, wieviel politische Freunde und bejeisterte Anhänger er hier oben an der Waterkante auf den elenden Klitschen sein eigen nennen darf — na ja, und so." Er setzte die Mütze auf und nahm die Türklinke in die Hand. „Tja, und was ich vergaß: natürlich empfehlen Sie uns auch Ihrer Tante, Fräulein von Goetz!"

„Danke bestens, Herr von Golin. Es soll alles besorgt werden."

„Ein Racker is er doch!" sagte der Rittmeister eine Stunde später zu seiner Frau. „Er hat mit keiner Wimper gezuckt, als ich ihm da von dem alten Scheusal sprach, das ihm daheim seine ganze Jugend verkorxt hat, dieser spinösen Berliner Wachtel. Pardon — ich meine die ehrsame Jungfrau Nowina von Goetz. Und bisher bekam er doch geradezu Tobsuchtsanfälle, wenn nur ihr Name erwähnt wurde. Hat er sich nu früher verstellt — oder verstellt er sich jetzt? Denn ich möchte drauf schwören: leiden kann er sie heute ebensowenig als anno dazumalen! Ich muß Dir nämlich offen gestehn: sie is mir alljemach selbst ein wahres Greuel geworden."

Als der Marktwagen abfuhr, der Hansheinrich zur Bahn bringen sollte — der lange Zabern lenkte das jubiläumsreife Gefährt — sah Frau von Golin von der Veranda aus ihm noch lange nach, ihm freundlich mehrmals mit dem Taschentuch zuwinkend.

Auf die Bemerkungen ihres Gatten ging sie nicht weiter ein.

„Er ist schon auf dem rechten Wege, Hermann!" sagte sie voll tiefer Befriedigung. „Nein, nein, nun ist mir um unseren Jungen nicht mehr bange!"

* * *

Der Brief, den Hansheinrich den Abend zuvor zum Kasten gebracht hatte, war noch vor Mitternacht in der großen Ledertasche des Landpostboten zur Posthilfsstelle gewandert, von da in der gelben Postkutsche zur Station, und hatte dank der neuen Einrichtung der Briefsortierwagen die Reise nach Berlin in denkbar kürzester Frist zurückgelegt.

Hier empfing ihn in der Frühdämmerung ein gelbes Riesengefährt, das ihn in rasender Eile über schlechtes Vorstadtpflaster und elegantes Asphalt durch den Berliner Westen nach der Grenze von Schöneberg brachte. Dort nahm ihn auf einem hübschgelegenen Postamt ein Waschkorb mit tausend anderen Sendungen auf, aus dessen Durcheinander ihn alsbald die sortierende Hand eines flinken Briefträgers erlöste.

Und nun begann eine recht strapaziöse Wanderung. Es ging straßauf, straßab, Treppen empor, Treppen hinunter, in Keller und über Höfe. Haus neben Haus ward besucht.

Nur einmal wich der Bote von seiner festen Tour ab. Als er nämlich an der Bülowpromenade anlangte, bog er nicht links um die Ecke, sondern er wanderte quer über den Nollendorfplatz und trat in das Haus ein, dessen oberste Etage der politische Redakteur Maximilian Ott bewohnte.

So wies ein jeder Beamter des Postamts seinem Nachfolger die Runde: diese einzige Unterbrechung war geheiligter Brauch, seitdem Herr Doktor Ott hier wohnte. Der mußte spätestens einviertel auf acht Uhr seine Frühpost bekommen. Diese Bevorzugung vor seinen Nachbarn hatte er durch eine direkte Eingabe beim Generalpostmeister erlangt. Man kannte und schätzte Herrn Doktor Ott auch in diesen höheren Regionen.

Nicht ohne einen gewissen Respekt behandelte der Briefträger die Post, die er da oben in den Kasten zu werfen hatte, denn es klebten auf vielen dieser Briefe sehr seltene Auslandsmarken.

Heute war die Post schlanker als sonst, da nicht so viel umfangreiche Drucksachen zu expedieren waren.

Der Briefträger klingelte, gleich darauf erschien Anna, das Stubenmädchen, leerte den Kasten und beförderte den Inhalt an seine Adresse, unbesehen: die Neugierde hatte sie

Digitized by Google

sich im Hause Ott ganz abgewöhnt, denn hübsche Ansichtspostkarten mit kleinen familiären Mitteilungen erhielt diese Herrschaft seltsamerweise fast gar nicht.

Ein behagliches Frühstücksstündchen wie anderwärts gab es bei Otts ebensowenig. Die Hausfrau stand ihrer Migräne wegen selten vor zehn Uhr auf; sie nahm ihren Kakao daher meistens im Bett ein. Fräulein Nowina von Goetz, die auffallend früh Tag machte, viel zeitiger, als es den Dienstboten recht war, saß auch nie lange bei ihrem Morgentee. Und dem Hausherrn mußte man seine Tasse schwarzen Kaffee immer an den Schreibtisch nachtragen, sonst vergaß er über seiner Lektüre überhaupt zu frühstücken. Der Doktor leerte die kleine Schale hastig und genußlos, riß dann sogleich wieder Briefumschläge auf und überflog den Inhalt oder die ausländischen Zeitungen, die man ihm sandte. Der größte Teil der Eingänge wanderte sofort in den Papierkorb. Sein Butterbrötchen rührte er selten an. Er war zu nervös dazu, so lange noch die uneröffneten Briefe auf dem Tische lagen. Und hernach fehlte ihm einfach die Zeit.

Da waren vertrauliche und geheime Mitteilungen, lange, gutgemeinte Beifallsbezeugungen zu dem, zu jenem Artikel, anonyme Schmähbriefe, Anfragen, Vorschläge, lauter Dinge betreffend, die mit seiner Stellung als Politiker zusammenhingen. Privatbriefe erhielt er nur ausnahmsweise. Es kam daher selten vor, daß er das Bedürfnis verspürte, sich mit seiner Frau über irgend einen der Eingänge auszusprechen.

Heute aber fuhr er plötzlich empor und wandte hastig den Kopf ins Zimmer, als vermute er da jemand, dem er eine überraschende Mitteilung machen könne.

Er bemerkte, daß er allein war, und verließ erregt seinen Platz. Trotzdem er am Schreibtisch gutes Licht hatte, begab er sich hastig ans Fenster und überflog da das eine der Schreiben, das in seinen nervösen Fingern leicht zitterte. Er las es so, wie seine langjährige Routine es mit sich brachte: sein Auge nahm zuerst vom Schluß, dann von der Einleitung Besitz, da und dort von einem Wort, einem halben Satz. Dann ließ er den Arm sinken und lief erregt um den Tisch herum, der sich, mit Büchern, Atlanten, Broschüren beladen, inmitten seines Zimmers befand.

Wieder blieb er am Fenster stehen, noch einmal nahm er den Brief vor und jetzt zwang er sich, ruhiger zu lesen, nichts zu überspringen, so sehr alles in ihm in nervöser Erregung war.

Wenige Minuten später stand er im Schlafzimmer seiner Frau. „Schläfst Du, Harriet?“ fragte er hastig.

Frau Ott hatte den Kopf erhoben. Im Dämmerlicht, das hinter den schweren Gardinen herrschte, konnte sie das Gesicht ihres Gatten nicht erkennen. „Was ist denn, Max?“

„Ach — da — von Hansheinrich.“

„Etwas Schlimmes?“

„Nein. Seltsamerweise nicht. Oder vielmehr ... Ja, ich weiß selbst nicht, das ist so überraschend.“

„Er hat geschrieben?“

„Ja. Und ich muß gestehen — eigentlich ganz nett.“

„Lies doch vor, bitte.“

Er begann laut zu lesen. Aber es ging sehr unbeholfen. Er versprach sich, mußte sich räuspern, dann verlor er die Zeile, als tanzten ihm die Buchstaben vor den Augen, endlich brach er ab, reichte ihr die Blätter hin und zog die Gardine zurück, so daß das helle Tageslicht ins Zimmer fiel. Während Frau Harriet las, wanderte er voll Unruhe auf und nieder.

Hansheinrichs Brief war ruhig, in der Darstellung seiner Erlebnisse rein sachlich gehalten. Aber vielleicht war es gerade die ungeschminkte Offenheit, die nach keinen schönen Wendungen suchte, der die große Wirkung innelag. Hansheinrich gestand all die Torheiten, die sein knabenhafter Trotz, sein falscher Stolz gezeitigt hatte, rückhaltlos ein. Dennoch klang der Brief nicht zerknirscht. Es sprach ein freimütiger Mann, der die ernsten Folgen, aber auch die Ursachen seiner Jugendfehler wohl zu überschauen gelernt hatte, aus diesen Zeilen. Dabei strömte auch eine gewisse Wärme aus dem Brief, eine kindliche Anhänglichkeit gab sich darin kund. „Ich habe viel wieder gut zu machen,“ so lautete der Schluß. „Mit einem bittenden Wort ist da nichts getan, das weiß ich wohl. Auch die geschriebene Versicherung, daß ich so vieles tief bereue, womit ich Euch gekränkt habe, genügt noch nicht. Hier muß die Tat sprechen: mein ganzes künftiges Leben muß Euch beweisen, daß ich den rechten Weg nun doch noch gefunden habe. Aber es ist mir, als sollte ich nicht länger warten, um Euch wenigstens von meinem guten Willen zu überzeugen. Darum bitte ich Euch, liebe Eltern: wenn ich morgen abend an Eure Tür poche, so tut sie mir noch einmal auf!“

Nachdem sie gelesen, schwieg Frau Harriet längere Zeit. Sie hatte sich im Bett aufgesetzt. Forschend blickte sie ihren Mann an.

Der ruhige, vernünftige, gesetzte Ton des Schreibens hatte eine tieferen Eindruck auf sie beide ausgeübt, als wenn Hansheinrich voller Überschwang geschrieben hätte.

Überschwang hätte nach all den trüben Erfahrungen vielleicht nur wie Theater auf sie gewirkt. Sie waren beide im Gram der letzten Enttäuschungen und in der völligen Vereinsamung so nüchtern prüfende Menschen geworden, daß sie sich große seelische Erschütterungen selbst nicht mehr zutrauten.

(Fortsetzung folgt.)

Was ist uns Marokko?

Die Zeiten sind für den Deutschen auf immer vorüber, wo es für ihn nur ein Gespräch an Sonn- und Feiertagen bedeutete, „wenn hinten fern in der Türkei die Völker aufeinander schlagen“. Deutsche Krieger haben in China gekämpft, deutsche Kanonen sprechen an der Küste Venezuelas ein gewichtiges Wort, und es ist daher die Frage durchaus berechtigt, ob bei den nun schon seit Monaten währenden Unruhen in Marokko auch deutsche Interessen beteiligt sind. Das ist allerdings der Fall, wenn es auch nur Handelsinteressen sind, die hier ins Spiel kommen. Aber diese hängen heute so eng mit politischen und Machtfragen zusammen, wie uns Venezuela beweist, daß wir nicht mehr achtlos daran vorübergehen können, wenn sie bedroht erscheinen.

Der deutsche Handel mit Marokko ist nicht unbedeutend, und die jüngste Anwesenheit der marokkanischen Gesandtschaft in der Hauptstadt des Deutschen Reiches ist nicht bloß als Austausch von Höflichkeiten zu betrachten. So ist in den letzten fünfzehn Jahren die deutsche Ausfuhr nach Marokko von rund 60000 Mk. auf über 3 Millionen im Wert gestiegen, während wir von dort Erzeugnisse von über 5 Millionen empfingen. Wir geben dorthin Eisenwaren und wollene Fabrikate, während wir rohe Wolle, Felle, bittere Mandeln, Olivenöl, Eier 2c. erhalten. Ist der deutsche Handel auch nicht von demselben Umfange wie der englische und französische, so ist er doch immerhin bedeutend genug, daß ihn etwaige Umwälzungen empfindlich schädigen würden.

Was bedeuten nun die jetzigen Unruhen? Der Sultan Abdul Aziz, ein noch junger Mann in der Mitte der Zwanziger, wurde als Lieblingssohn seines Vaters, Muley Hassan, von diesem zum Nachfolger erklärt, obwohl er der jüngste war. Das ist dort nun keineswegs etwas Besonderes, da es Hausgesetze wie bei uns, die die Thronfolge regeln, nicht gibt, und auch Muley Hassan war der vierte Sohn. Aziz gilt daher dort als legitimer Herrscher, wenn auch sein älterer Bruder, Muley Mohammed Ben Hassan, beim Tode des Vaters vor einigen Jahren dagegen revoltierte. Der Aufstand wurde schnell niedergeworfen und Mohammed eingekerkert, wie es dort üblich ist. Mit den jetzigen Unruhen hat dies nichts zu tun. Sie beruhen auf anderen Verhältnissen.

Die überwiegende Bevölkerung besteht aus Berbern, einem schönen, kräftigen Menschenschlage, der in ganz Nordafrika den Hauptstamm seit vielen Jahrhunderten bildet. Er ist hier wie anderswo mit Arabern durchsetzt, die sich als Träger des Islam betrachten und von größerem politischen Einflusse als die weniger hervortretenden Berbern sind. Sie sind auch das aristokratische Element dort und dem Eindringen fremden Einflusses, dem der Sultan geneigt ist, feindlich gesonnen. Von ihnen gehen daher ohne Zweifel die jetzigen Unruhen aus, indem sie einzelne Berberstämme aufgewiegelt haben. Inwieweit französische oder englische Intriguen dabei mitwirken, läßt sich schwer sagen. Da jedoch für beide Nationen hier militärpolitische

Digitized by Google

Fragen außer den Handelsinteressen, wie wir sehen werden, ins Spiel kommen, so ist es nicht ausgeschlossen.

Ein Fanatiker Bu Amara hatte sich an die Spitze der Aufständischen gestellt, die Sultanstruppen vor einiger Zeit geschlagen und auf die Hauptstadt Fez zurückgedrängt. Inwieweit religiöser Fanatismus als Triebfeder mitwirkt, ist noch nicht aufgeklärt. Es sei hierfür nur bemerkt, daß der Sultan selbst dort als Beherrscher der Gläubigen gilt, indem er seine Abstammung in männlicher Linie vom Propheten ableitet. Da jedoch nach islamitischen Begriffen die weibliche Abstammung als die gesichertere gilt, so genießt neben ihm der Scheriff von Wazan, der in weiblicher Linie von Muhammed abstammt, eine nicht minder hohe religiöse Verehrung. So sollte er auch bereits zur Beschwichtigung des Aufstandes entsandt sein. Sollte religiöser Fanatismus die treibende Ursache sein, so würde der Aufstand aber nur dann auf große Verbreitung zu rechnen haben, wenn der über ganz Nordafrika verbreitete mächtige religiöse Orden der Es Senusi seine Hand im Spiel hätte. Wenn nun auch nach den neusten Nachrichten die Regierungstruppen einen bedeutenden Erfolg davongetragen haben, so erscheint doch ein Vergleich der beiderseitigen Streitkräfte am Platze, da hiermit die Unruhen kaum endgültig beendet sein dürften.

Die Aufständischen, in der Hauptsache die kriegerischen Stämme der Riffains und Riatas, sollen zusammen über rund 30000 Mann verfügen. Erstere sind uns auch unter dem Namen Rifpiraten wohlbekannt, da die junge preußische Marine gegen sie 1856 das bekannte Landungsgefecht bei Melilla führte, in dem der Prinz Adalbert verwundet wurde. Sie haben ihren Hauptsitz in dem Felsengebirge el Rif in der Bergfeste Tazza, die als Knotenpunkt die alte geschichtliche Heerstraße zwischen Marokko und Algier beherrscht. Auch verfügen sie über eine starke Reiterei, die ihre Hauptwaffe bildet.

Diesen 30000 Mann seiner Gegner dürfte der Sultan zur Zeit kaum mehr als die Hälfte gegenüber zu stellen haben. Ein stehendes Heer in unserem Sinne gibt es in Marokko nicht, sondern nur einige feste Stämme zur Aufstellung von Milizen im Kriege. Eine solche Truppe ist die „Schwarze Garde“ von vielleicht 5000 berittenen Negern mit langer Steinschloßflinte, Säbel, Pistolen und Dolchen bewaffnet, die bis auf etwa 30000 verstärkt werden können. Ferner die rund 5000 Mann starke berittene Gendarmerie, für gewöhnlich zum Sicherheitsdienste, im Kriege zum größten Teil auch als Kavallerie verwendet. Schwächer als die dem marokkanischen Charakter entsprechende Kavallerie ist die Infanterie, im Frieden wenig über 3000 Mann, aber von europäischen, darunter auch deutschen, Instrukteuren ausgebildet. Es sind dies die sogenannten „Askaris“, die aber trotz ihrer europäischen Dressur auch nur geringen Wert haben, da sich zum Teil ganz alte, zum Teil ganz junge Leute darunter befinden. Auch dies Korps ist in den Städten verteilt, das Hauptkontingent steht in Fez. Auch über ein Artilleriekorps von etwa tausend ausgebildeten Artilleristen verfügt der Sultan. Die Geschütze sind eine Musterkarte der meisten Modelle der europäischen Großmächte, darunter zwei Batterien neuer Kruppscher Schnellfeuerfeldkanonen, sowie ältere Kruppsche Feld- und Gebirgsgeschütze. Im ganzen sollen gegen achtzig Batterien vorhanden sein, eine im Verhältnis zur Heeresstärke bedeutende Zahl, die sich damit erklärt, daß den Felsennestern der Aufständischen, gegen die der Sultan ja mehr oder weniger immer zu kämpfen hat, nur mit Artillerie beizukommen ist, und daß die Verteidigung der eigenen Befestigungen dadurch in wirksamster Weise unterstützt wird. An eine nach unseren Begriffen kriegsmäßige Organisation der Artillerie darf man natürlich auch hierbei nicht denken.

Inwieweit der Sultan diesen Truppenkern jetzt durch Aufgebote ergänzt hat, ist natürlich nicht bekannt; aber allzu hoch wird man sie nicht veranschlagen dürfen. Er war längere Zeit mit seinen Hauptkräften in Fez in seinem „Palaste“ eingeschlossen, worunter wir uns ein vollständiges Stadtviertel zu denken haben, das aus Schlössern, Gärten, Arsenalen mit Kriegsmaterial und Proviant besteht. Ein Angriff auf dieses befestigte Viertel war natürlich für die Aufständischen schwer möglich, so daß ein gewisser Stillstand eintrat, der es dem Sultan erlaubte, seine Kräfte zu organisieren und für entscheidende Schläge vorzubereiten. Ob der jetzige Erfolg den Aufstand dauernd niedergeworfen hat, erscheint zweifelhaft, andererseits würden aber auch die Aufständischen einen dauernden Erfolg, wie gesagt, nur davon tragen können, wenn eine große religiöse Bewegung oder ausländische Einflüsse sie wirksam unterstützen, und das führt uns auf das militärpolitische Interesse, das andere Mächte an der Entwickelung nehmen.

Hier kommen vor allem England, Frankreich und Spanien in Frage. Wie bekannt schließt Marokko mit seinem nördlichsten Vorsprunge im Verein mit dem südlichsten Vorsprunge Spaniens, dem Kap Tarifa — den beiden Säulen des Herkules der Alten — das Mittelmeer im Westen so ab, daß nur eine 20 Kilometer — noch nicht drei Meilen — breite Meerenge die Ein- und Ausfahrt gestattet. Auf spanischer Seite haben die Engländer seit nunmehr zwei Jahrhunderten die Felsenfeste Gibraltar inne, die, an der breiten und einem Geschwader bequemen Aufenthalt gewährenden Bucht von Algesiras gelegen ist und deren weittragende Geschütze fast bis zur marokkanischen Küste reichen. Gerade gegenüber liegt auf afrikanischer Seite die Feste Ceuta, in spanischem Besitz, aber wie die meisten spanischen Befestigungen arg vernachlässigt. Auch ist der Hafen nur klein. Außerdem hat Spanien an der Nordküste Marokkos noch einige andere Besitzungen: Die Velez de la Gomera-, Alcuhemas- und, dicht an der algierischen Grenze die Chaferinas-Inseln, sowie zwischen letzteren nach Melilla. Alle diese Punkte verdankt es seinen langjährigen Kriegen des vorigen Jahrhunderts, die ihm, bei größerer Ausdauer, Marokko wohl ebenso wie den Franzosen Algier in die Hände geliefert hätten.

Westlich von Ceuta ist von Bedeutung noch Stadt und Hafen von Tanger, im marokkanischen Besitz, das in Verbindung mit Ceuta und in den Händen einer europäischen Großmacht von entscheidender Bedeutung für die Beherrschung der Meerenge werden könnte. Da von spanischer Seite für Ausbau und Befestigung seiner marokkanischen Plätze bisher wenig geschehen ist, so beherrscht in der Tat Gibraltar immer noch bis zu einem gewissen Grade die Durchfahrt, zumal die Bucht einem Geschwader sicheren Aufenthalt bietet. Völlig die Durchfahrt zu sperren, ist es aber allein nicht in der Lage, denn es wird besonders bei Nacht oder Nebel einem Geschwader immer möglich sein, in der Nähe der afrikanischen Küste die Einfahrt ins Mittelmeer zu ermöglichen, auch wenn in der Bucht von Algesiras ein größeres englisches Geschwader sich befindet. Eine völlige Sperrung würde nur möglich sein, wenn beide sich hier einander nähernden Vorsprünge in einer Hand wären. Dann könnte durch Befestigungen mit weittragenden Geschützen, durch Seeminen und zum Angriff bereit liegende Torpedoflotten auch dem unternehmendsten Angreifer die Lust, die Durchfahrt zu forcieren, genommen werden.

Für die Engländer hat sich nun die Lage insofern verschlechtert, als die Schätzung ihrer bisher als uneinnehmbar betrachteten Felsenfestung unter den Fortschritten der Waffentechnik etwas ins Schwanken geraten ist. Während die zum Teil in Felsen gehauenen Befestigungen den früheren Geschützen gegenüber, sowohl wegen ihrer geringeren Wirkung als auch ihrer ungenügenden Tragweite halber unzerstörbar waren, so würde heute ein Angreifer, der auf dem Gibraltar gegenüberliegenden und nur etwa sieben Kilometer — eine deutsche Meile — entfernten spanischen Ufer von Algesiras festen Fuß gefaßt hat, mit den heutigen schweren und weittragenden Geschützen Gibraltar ernstlich gefährden können. Es erregte vor nicht allzulanger Zeit im englischen Parlament ein großes und peinliches Aufsehen, als ein hoher englischer Marineoffizier hierauf aufmerksam machte. Es liegt daher durchaus in englischem Interesse, sich mit Spanien gut zu stellen, ist aber durchaus zu verstehen, daß bei der Machtpolitik, die England von je getrieben hat, es bei geeigneter Gelegenheit seine Stellung zur Beherrschung der Meerenge durch Erwerbung geeigneter spanischer oder marokkanischer Punkte wieder zu stärken bestrebt sein wird. Auf Betreiben Englands sollen die vor einiger Zeit in Algesiras begonnenen spanischen Befestigungsarbeiten wieder eingestellt sein.

Andererseits hat Spanien das natürliche Bestreben, das ihm schon durch geologische Landesbeschaffenheit, durch gemeinsame Kultur und Lebensbedingungen verwandte nördliche Marokko nicht in andere Hände fallen zu lassen. Daß gerade der nördliche Teil von Marokko außerordentlich fruchtbar ist, sei hier nebenbei erwähnt, bildete diese Gegend doch mit anderen Bezirken Nordafrikas zusammen die „Kornkammer Roms“.

Als dritte der Mächte, die durch ihre natürliche Lage zu Marokko ein großes Interesse an der Entwickelung der Dinge dort nimmt, muß Frankreich gelten. Es grenzt mit Algier daran und ist durch seine neuesten Operationen in dem südlich von Marokko gelegenen Tuat noch näher damit in Verbindung getreten. Auch ist es bereits dabei, im Süden von Algerien eine Bahn in westlicher Richtung in das südmarokkanische Gebiet auf Igli zu bauen, bis zu deren Vollendung allerdings noch manches Jahr vergehen mag. Daß Frankreich aber auch eifersüchtig jeden Machtzuwachs Englands an dieser Stelle verfolgen muß, ist ohne weiteres klar. So gibt es in Frankreich bereits weite Kreise, die schon ein Protektorat oder gar eine Annexion Marokkos wünschen und befürworten, um die Schlappe von Faschoda im Osten wett zu machen.

Die letzte Macht endlich, die an dieser Stelle des Mittelmeeres in Frage kommen könnte, würde Italien sein. Dies ist aber mehr auf das gegenüberliegende Tripolis angewiesen und reicht mit seinen Mitteln auch nicht für weitergehende Bestrebungen aus.

Vorläufig scheint es nicht, als ob eine der drei übrigen Mächte geneigt wäre, die marokkanische Frage ernstlich „aufzurollen“. Nur Spanien hat bereits eine Brigade für alle Fälle in Algesiras zusammengezogen. Möglich ist es auch, daß Spanien als die schwächste und daher am wenigsten zu fürchtende Macht von den übrigen eine Mission zur Wiederherstellung der Ruhe in Marokko erhalten und dafür vielleicht mit einer geringen Gebietserweiterung dort bedacht werden könnte. Das würde auch den deutschen Interessen am besten entsprechen, da eine ruhige Entwickelung des Landes unserm Handel am förderlichsten sein muß. Eine auffallende Verstärkung der englischen Stellung oder ein Festsetzen der Franzosen gerade hier am beherrschenden Eingange ins Mittelmeer würden eine solche Verschiebung der Machtverhältnisse bedeuten, daß sie nicht unbeanstandet vor sich gehen könnte. Auch dieser Fall zeigt, wie dringend nötig der Ausbau unserer Flotte ist, um unsere weitverzweigten Handelsinteressen nach Gebühr schützen zu können. W. v. Bremen.

Digitized by Google



Maurische Schönheit. Nach dem Gemälde von Antonio Fabrès.

Digitized by Google

Anna Abdecker.

Von Charlotte Niese. (Schluß.)

„O, da kam mal ein Mann und sagt es mich," antwortete Anna. „Das is lang her, Großvater, da war ich noch bei die Grafens. Abers da hab' ich kein' Ruhe mehr gehabt und bin ümmer ausgekniffen. Das is swer, Großvater, ümmerlos auszukneifen."

Sie atmete tief auf und sah lachend auf ihr zerrissenes Kleid und ihre löcherigen Schuhe. Aber ihre Haare glänzten wie ehemals, und ihre Augen hatten dasselbe tiefe Blau wie vor alten Zeiten. Klippert war gar nicht „beswiemelt", wie Niels es nannte. Er war nur ein wenig betäubt und schüttelte immer von neuem den Kopf. Aber die Hand seiner Enkelin ließ er auch nicht los, als er schon auf dem Wagen, neben dem Kutscher, saß.

„Geh' nich mehr weg, Kind," sagte er ängstlich. „Bleib' bei mich, sonsten krieg' ich slimm Herzweh!"

So zog Anna Abdecker wieder zu Wagen bei uns ein, und wir freuten uns nicht wenig auf das Gesicht des Betvaters, wenn wir ihm nicht allein den alten Klippert, sondern auch einen neuen Zuwachs überlieferten. Aber er war leider nicht zu Hause; nur eine alte Frau humpelte aus dem Armenhaus und sah verwundert auf die goldenen, langen Haare des Mädchens. —

Kleine Menschenschicksale hatten damals wenig zu bedeuten. Denn man sprach noch immer von Politik und von Preußen und Sachsen, die an der anderen Seite des Sundes lagen. Sogar Mahlmann sprach von Politik, schalt einmal auf die Dänen und dann auf die Preußen und sagte, er hätte alles besser machen können.

Einmal traf ich den alten Klippert bei ihm. Der war ganz jung geworden und trug einen heilen Rock. Er war nicht mehr im Armenhaus, sondern wohnte mit seiner Enkelin zusammen in einem kleinen Häuschen.

„Das sind die Grafens gewesen," berichtete er vergnügt. „Die haben gesagt, wenn Anna denn patuh nich bei sie sein wollte, denn sollte sie es lassen. Abersten ein büschen Geld sollte sie ihr ganzes Lebtag haben. Weil daß sie ihr doch gern leiden mochten. Nu hab' ich kein' Sorgen mehr, und mein' Anna is bei mich."

„Ja, wenn einer Glück hat." Mahlmann war etwas eifersüchtig. „Ja, wenn einer Glück haben soll, denn kommt es auch zum Abdecker. Und mich mußt 'was abgeben, Klippert. Denn ich bin ümmer for die Grafens gewesen, abersten bloß for die würklichen. Und wenn Anna nach Haus gekommen is, so hab' ich da auch was for getan, — kannst ihr man fragen." — — —

Alle diese Geschichten erwachten in mir, als ich einmal wieder in meiner kleinen Vaterstadt war, und für mich allein „hintenum" ging. So nennt man den Weg, der um die ganze Stadt geht. Mahlmann war tot, und von dem alten Klippert wußte ich auch nichts mehr. Wenn man erwachsen ist, versinkt die Kinderzeit sehr schnell. Nur allmählich steigen ihre goldenen Tage wieder an die Oberfläche der Seele.

Wie ich also halb träumerisch hinter den kleinen Häusern der entlegensten Straße einherwanderte, die kleinen Gärten betrachtete und die alten Weidenbäume, die hier und dort den Weg einfaßten, da bemerkte ich zuerst nicht, daß ein Kinderwagen neben mir hergeschoben wurde, und daß ein junges Mädchen, das hinter ihm herschritt, mich forschend betrachtete. Dann aber schüttelten Anna Abdecker und ich uns die Hände. Wir waren uns fremd geworden und nannten uns Sie; aber nach einigen Augenblicken plauderten wir von alten guten Zeiten.

Sie war nicht so hübsch geworden, wie ich gedacht hätte. Aber sie war groß und kräftig und hatte schöne, freundliche Augen. Nur einen etwas ernsthaften Mund, den ich früher nicht an ihr kannte. Von ihrem Großvater berichtete sie, der noch bis zu ihrer Konfirmation gelebt hatte und dann ganz still eingeschlafen war. Von ihrem ungeratenen Onkel, der noch oft um Geld geschrieben und auch oft etwas bekommen hatte. „Bis daß ich selbst nix mehr hatte," setzte sie hinzu. „Weil daß der Herr Graf ganz plötzlich tot geblieben is und es nich fest gemacht hatte mit mein' jährliches Geld. Nu krieg' ich all lang nix mehr und bin in Dienst bei Frau Hardern. Sie is Witwe und hat vier kranke Kinders; da helf' ich mit."

Sie hielt inne und blickte in den Wagen. Ein großer Junge lag darin und schlief fest.

„Der is all vier Jahr alt und kann nich gehen," berichtete sie. „Englische Krankheit und denn ja wohl 'was mit'n Rücken. Abersten ich glaub', ich krieg' ihn noch hoch. Er is ein süßen, kleinen Jung' und ümmer geduldig."

„Ja, das is komisch," setzte sie hinzu, während sie den Wagen weiter schob. „Ich mag so gern Kranke leiden. Aus die Gesundens mach' ich mich nich viel; abers wenn sie krank sind, dann muß ich ümmer an ihnen denken und ihnen lieb haben. Früher war es nich so slimm; da hatt' ich bloß mein' Großvater lieb; abersten wie Walli Berger mir sitzen ließ, da bin ich an die Krankens gekommen. Ach, wissen Sie das nich, Fräulein?" — ich war nämlich stehen geblieben und sah sie überrascht an. — „Ich dacht', das wüßt' die ganze Welt, und Sie sind doch schon zweimal auf die Insel gewesen und einmal ganz dicht bei mich vorübergegangen und haben nich gu'n Tag gesagt. Und ich dacht', Sie wollten nix von mich wissen. Weil doch viele Leute mir ausgelacht und gesagt haben, Anna Abdecker is dumm gewesen, furchbar dumm."

Ihre Stimme zitterte ein wenig, und als ich sagte, daß ich niemals wieder etwas von Walli Berger gehört hatte, atmete sie tief auf. „Ja, dann haben Sie vielleicht nich nach mich gefragt und haben mir vergessen. Sonsten wüßt' es hier in die Stadt jedweder Ladenswengel, daß Walli Berger mein Bräudgam war. Er kam zwei Jahrens nach meine Konfirmatschon und is jedweden Sommer wieder gekommen. Erstens als Student und dann als Afkat. Sein' Mutter war tot und sein Vater man kümmerlich; und er sagt, da wär kein ein, der ihm lieb hätte. Da hab' ich ihm lieb gehabt." Sie hielt den Wagen an, stützte die Arme darauf und blickte mit ihren schönen Augen in die Ferne.

„Ich hab' ihn lieb gehabt," wiederholte sie. „In allen Ehren, und kein ein hat Slechtes von mich sagen können; abersten ich hab' mein Herz an ihm gehängt und von ihn geträumt und gedacht, wenn ich man mit ihn gehen könnte und for ihn sorgen, denn gäb' es nix Besseres auf diese Welt. Und er hat mir auch lieb gehabt. Grade so, wie er mir lieb hatte, als ich klein war. Ümmer gut und nett; bloß daß er nich mocht', daß ich nich ordentlich lesen konnt', und schreiben erst recht nich. Und daß ich nich fein Deutsch snaken mochte und wieder vergaß, was er mich vorsprach. Er war ja nu einmal so furchbar for das Feine und das Gebildete, wo ich nix 'mit anfangen konnte. Denn nie in meinen Leben hab' ich so geweint, als bei die feinen Grafens; und er is so gräßlich doll gewesen, als ich da weglief. Hinterher is er aber doch wieder zu mich gekommen, weil er sagte, daß er mir nich vergessen konnte. — Und fünf Jahr is er mein Bräudgam, und ich denk' an Hochzeit und Aussteuer. Und spar', was ich kann for Leibwäsche und Tischzeug, weil ich da doch ein büschen mitbringen wollt' — und denn krieg' ich mit einmal einen Brief —" sie hielt inne und schob den Wagen so hastig von sich, daß der Junge halb aufwachte und einen erschrockenen Laut ausstieß. Anna strich mit der Hand über die Bettdecke. „Slaf, mein klein' Jung', Anna is bei Dich, kannst geruhig slafen."

Er tat es gleich, und sie wandte sich wieder zu mir.

„Ja, da hat er geschrieben, er könnt' mir doch nich heiraten. Er könnt' es nich for sein' Familje und sein' Stellung, und er müßt' ein' reiche Frau haben. Das hatt'

Digitized by Google

er ja allens schon vorher gewußt. Sein' Familje war nich anders geworden und sein' Stellung nich und sein Geldbeutel vielleich auch nich. Und ich war ümmer Abdeckers Anna gewesen. Woher war er denn zu mich gekommen und hatt' mich lieb gehabt und ließ mir nu ganzen allein mit mein' Liebe und mit die Menschens, die alle über mir lachten? Da waren zwei nette Männers gewesen; die hatten woll Lust gehabt, mir zu freien. Nu waren sie weg und hatten ein' Frau und nu lachten sie und sagten: ‚Guck, Anna Abdecker, die wollt' einen feinen Herrn freien. Wir waren zu slecht for ihr.'"

Anna Abdecker wischte sich die Tränen aus den Augen.

„Ja, Fräulein, das is nu mein' Geschichte, und wenn Sie ihr noch nich gehört haben, denn freut es mir, daß ich ihr selbst erzähle. Und ich wunder' mir, daß ich wein', weil ich lang nich mehr geweint hab'. Und Sie haben Walli Berger doch auch gekannt und wissen, daß er kein slechtes Gemüt hatt'. Er war bloß stolz und auch ein büschen bang, daß ich nich fein genug war. Nu ja, fein bin ich nu einmal nich, das is nich in mein' Familje —" sie lächelte unter Tränen. „Abdeckers sind keine feinen Herrschaftens. Das macht auch nix; alle können nich fein sein. Mein Frau Gräfin hat das auch gesagt, als sie sah, daß ich nich bei sie sein mochte. Ach, nu will ich auch nix weiter sagen. Bloß, daß ich mir gern aussprechen mocht'. Gucken Sie mir man nich so betrübt an, denn ich bin nu schon wieder ganzen vergnügt. Und wenn ich traurig werd', denn seh' ich nach mein' klein' Friedrich, der nich gehen kann, und denn hab' ich noch ein' Pauline mit'n slimmen Hals, und denn dank' ich mein' Allmächtigen, daß ich so'n gute Gesundheit hab' und die Krankens pflegen darf. Krankheit is das Swerste im Leben, Fräulein, da kommt ein büschen Herzweh nich gegen. Da muß man 'was tun und ümmer lustig sein, denn geht es über. Heiraten? Sie meinen, ich krieg' noch ein' guten Mann? Ich glaub' nich, Fräulein. Da hab' ich kein' Lust zu. Wenn ich ein' nehm', den ich nich leiden mag, da krieg' ich erst recht Herzweh! Adüs, Fräulein!" Anna Klippert schob den Wagen eilig in einen kleinen Seitenweg, nickte freundlich und war verschwunden. Nachher sah ich sie nur einmal ganz flüchtig; sie hatte keine Zeit mit mir zu sprechen, weil die kleine Pauline, von der sie sagte, daß sie einen schlimmen Hals hatte, plötzlich sehr krank geworden war. Dann hörte ich nur später von ihr, daß sie die Insel verlassen hatte.

* * *

Und dann sah ich den Doktor Berger und seine elegante Frau einmal auf dem Lande bei Freunden wieder. Aber es waren Jahre vergangen; er hatte einen kahlen Kopf bekommen und ein müdes Gesicht und seine Frau hielt lange Vorträge über Pariser Moden und darüber, daß in Deutschland die Kleider schlecht säßen.

Doktor Berger und ich wußten zuerst nicht recht, was wir miteinander anfangen sollten; eines Tages aber gingen wir dann doch in der großen Allee auf und nieder und sprachen von alten Zeiten, von Mahlmann und den Pflaumenbäumen, von den Brüdern und der kleinen Stadt. Und in seinem Gedächtnis sah alles anders aus als in meinem; aber er wußte plötzlich mehr als ich, was wohl daher kam, weil seine Augen älter gewesen waren als die meinen, und wenn er von der kleinen windumbrausten Insel sprach, von ihrem steinigten Strande und von der blauen See, dann wußte man, daß er sie lieb gehabt hatte.

Von Anna Abdecker sprachen wir natürlich nicht. Auch dann nicht, als unsere liebenswürdige Gastgeberin von einem Kinderhospital sprach, das in der benachbarten größern Stadt gegründet war und zu dem man eine so tüchtige Oberschwester gefunden hatte.



Ein schwieriger Handel. Nach dem Gemälde von E. Harburger.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Digitized by Google

„Sie heißt Anna Klippert," berichtete sie, „und spricht nicht richtig Deutsch. Das tut den Kindern natürlich nichts, denn sie ist reizend mit ihnen, und sie lieben sie schwärmerisch; aber sie kann niemals eine leitende Stellung einnehmen. Oberschwester wird sie eigentlich nur aus Höflichkeit genannt. Wer sie aber gesehen hat, wie sanft sie mit den kranken Kindern umgeht und wie sie mit den Genesenden lacht und spielt, der möchte ihr die höchsten Titel geben."

„Ich glaube nicht, daß Anna Abdecker für hohe Titel wär'," sagte ich unwillkürlich.

„Wie nannten Sie sie?" fragte die Dame erstaunt, „und kennen Sie sie?"

Ich wollte schon sagen, daß ich mich nur versprochen hätte und nicht genau wüßte, ob ich die Schwester kannte, da gähnte Frau Berger, die bei uns gesessen hatte, laut und lange.

„Lassen Sie uns doch nicht beständig von Krankenhäusern und ähnlichem reden," sagte sie mit ihrem spitzen dänischen Accent. „Mein Mann ist oft krank und dann immer verdrießlich; da habe ich genug von solchen Geschichten. Nächsten Winter kann er allein nach dem Süden gehen und sich gründlich auskurieren, ich bleibe dann hier und genieße mein Leben. Ein kranker Mann ist schrecklich langweilig — wenn ich das gewußt hätte, würde ich ihn nicht genommen haben."

Die Worte waren scherzend gesprochen und wohl nicht böse gemeint. Doktor Berger, der hinter mir stand, schien sie nicht übel zu nehmen. Gleichmütig strich er über seinen kahlen Kopf. „Du kannst Dich ja von mir scheiden lassen," sagte er.

Dann kam das Gespräch auf andere Dinge, aber als ich in der Dämmerung noch einmal durch meine Lieblingsallee ging, da stand Doktor Berger unter einem der letzten Bäume und sah dorthin, wo am fernen Horizont ein Lichtschein lag. Das waren die Lichter der Stadt, in der Anna Abdecker lebte und pflegte und sicherlich glücklich war. Obgleich der, den sie liebte, nicht in einem goldenen Wagen gekommen war, um sie zu holen. Er stand einsam unter den einsamen Bäumen.

„Dieses Büchlein ist mir lieb, — Wer es stiehlt, der ist ein Dieb."

So schrieben wir als Quartaner in unsere Bücher. In unsere besten und liebsten? Nein, eigentlich doch nicht. Ins Neue Testament — das wäre undenkbar gewesen. Aber auch ins große „Naturgeschichtsbuch", in den „Robinson", den Walter Scott und „Roten Freibeuter" nicht. In die geringeren Schulbücher und etwa ins Notizbuch. Es war also nicht sehr ernsthaft gemeint, eine Spielerei, die einer dem anderen nachmachte. Und auch als solche kam sie schon damals etwas aus dem Kurs.

Dem Kulturhistoriker späterer Zeiten wird an unserer jetzigen Gegenwart neben vielem Positiven auch das bemerkenswert sein, wie sie massenhaft aufgeräumt hat mit dem Herkommen: wie just *sie* Dinge, die seit Mittelalter und germanischer Vorzeit, ja seit dem grausen Altertum durch die Menschheitsgeschichte mitgegangen waren, in ihrer kritischen Säure hat absterben machen und mit ihrer Neumacherhast zum Schutt geworfen. Das gilt von sehr viel wichtigerem Kulturbesitz ethischer, sozialer oder technischer Art, es gilt aber auch von einer Anzahl Kleinigkeiten, z. B. von sportverdrängten Kinderspielen, die unscheinbar-natürlich aussahen und dabei urälteste Volksmythologie einschlossen, und gilt denn auch von dem Verslein, das wir in die Überschrift gesetzt haben. Denn der „Bücherfluch" hat seine höchst ehrwürdige und ernstgemeinte Kulturgeschichte; und einstmals schrieb man ihn u. a. gerade in die Evangelienbücher, wovor unser Respekt sich scheute. So hat er denn sogar seine Historiker schon gefunden. Das in Büchern liebhaberische und vielfach sehr geschmackvolle XVIII. Jahrhundert hat verschiedene gelehrte Abhandlungen über den Bücherfluch hervorgebracht; in neuerer Zeit haben der verstorbene Berliner Professor Wilhelm Wattenbach, dem bei aller akademischen Gelehrsamkeit immer eine gute Portion feinen und klugen Behagens für das Nebensächliche übrig blieb, und in der von Fedor von Zobeltitz geleiteten „Zeitschrift für Bücherfreunde" der bekannte Berliner Oberbibliothekar Heinrich Meisner, ferner in derselben Zeitschrift der eifrigste aller Exlibris-Sammler, Graf Leiningen-Westerburg, interessantes Material zusammengebracht.

Wir nehmen bei einem Überblick über diese Mitteilungen wahr, daß der Zusammenhang zwischen Büchern und Mahnung ans siebente Gebot viel älter ist, als die ganze Buchdruckerkunst, und daß der Bücherfluch gerade in der Zeit der noch nicht gedruckten Bücher seine hauptsächlichste und am ernstesten gemeinte Bedeutung gehabt hat. Letzteres schon darum, weil der Verlust eines gedruckten Buches in den meisten Fällen ersetzlich, nur ein materieller Schaden ist, der Ersatz einer gestohlenen Handschrift dagegen vielfach gar nicht möglich war und auch dann sehr viel mehr Umstände und Kosten verursachte.

Also gebildete Menschen mit geistigen Interessen, die sollen stehlen? Wie man's ausdrücken will. Erstens werden, wie jedermann weiß, Bücher gedankenlos behalten, fahrlässig ihrem Eigentümer entfremdet. Als man sie entlieh, damals trug man sie eigenhändig, mit gespannter Vorfreude, davon. Aber zurückbringen, Pakete machen, Porto zahlen — das ist unbequem. Ich gehöre zu den propagandafreudigen Menschen, die gern an Bekannte schöne Bücher leihen, aber manches davon ist nie nach Hause gekehrt, und wo das Notizbuch ist, in das ich den Entleiher geschrieben — nie sollst Du mich befragen! Man müßte ein solches Ausleiheverzeichnis fest an eines der Büchergestelle anschließen.

Ferner sind aber auch zu allen Zeiten von Leuten, die keinen Pfennig unrechtmäßig anrühren würden, Bücher mit fiebernder Begehrlichkeit oder ganz kaltblütig gestohlen worden. Das gehört ins Kapitel der Sammlerpathologie. Bestenfalls geschieht es aus einer Art eigenmächtiger Herrenmoral, die zu ihrer seelischen Sicherheit der Formulierung des Übermenschen nicht erst bedurfte. Man sagt Goethe nach, daß er kleinere Raritäten einfach behalten habe, weil er gelassen meinte, der Besitzer, der sie ihm zeigte, habe doch nicht das Verständnis, wie er, Goethe, dafür. In größeren Münzsammlungen, welche Unika besitzen, bleibt der Konservator den noch so vornehmen Besuchern mit aufmerksamster Liebenswürdigkeit zur Seite. In allen Archiven ist bekannt, daß gelehrte Benutzer die Gelegenheit mißbrauchten, schöne Siegel von ihrem Pergamentstreifen abzuschneiden. Ich möchte sogar meinen, daß die dumme Redensart vom „feuchten Lehm in der Tasche" mit etwas Ähnlichem zusammenhängt, denn noch immer wird in Archiven und Sammlungen verstohlen abgeformt, auch wo schließlich die ehrliche Erlaubnis nicht schwer zu erhalten wäre — die Freude des heimlichen Ergatterns ist für manche Sammler die noch viel innigere! Solche haben in der Tat gewöhnlich feuchten Ton oder neuerdings das indische Agar-Agar, das die feinsten Negativabdrücke gibt, in der Tasche.

In Bibliotheken sind herrliche Miniaturen barbarisch aus den Pergament-Handschriften herausgeschnitten worden. Das Bestehlen der Universitäts- und Staatsbüchereien durch Bücherfreunde mit Titeln und Würden ist eine ganz bekannte Erscheinung, und das „flacische Messer" war lange Zeit sprichwörtlich. Denn der sowohl wegen seiner historisch-theologischen Fachbedeutung, wie wegen seiner dogmatischen Streitbarkeit berühmte Mathias Flacius (1520—1575), auf dessen grobe Rücksichtslosigkeit sogar der plattdeutsche Ausdruck „flaetzig" zurückgeführt wird, pflegte zur Zeitersparnis das, was seine Massengelehrsamkeit aus fremden Büchern brauchen konnte, statt abzuschreiben, einfach herauszuschneiden. In Mühlbrechts „Handbuch der Bücherliebhaberei" wird von den raffinierten Schlauheiten der Kleptomanen, sowie von Solchen erzählt, die aus ihrem unwiderstehlichen Hange sogar zu Mördern wurden. So ist begreiflich genug, wenn die wertvolleren Codices der alten Bibliotheken beständig an Ketten befestigt lagen, gleich den Gabeln im Verbrecherkeller; in einzelnen berühmten Büchereien Italiens kann man diese Ketten noch heute rasseln hören.

Das ist die durchaus nicht scherzhafte Sachlage, welche den Bücherfluch hat entstehen lassen, der heute freilich zur Kinderspielerei geworden und auch als solche fast verschollen ist. Es handelte sich nun, wie schon der Ausdruck besagt, keineswegs bloß um eine mehr oder minder höfliche Mahnung. Sondern man glaubte mit der naiveren Zuversicht der alten Zeiten an eine tatsächliche Wirkung der Verfluchung, die man auf den diebischen Einzelfall lud, und suchte den bedenklichen Bücherfreund, indem man ihn um seine Seligkeit bange machte, auf rechten Wegen zu erhalten. In zugespitzter Prosa, in feierlichen, später mehr scherzhaften Versen finden sich diese Verwünschungen zahlreich in die alten Handschriften eingetragen. Ernst und Scherz stehen dabei in unverkennbarer Beziehung zu dem relativen Glauben des betreffenden Jahrhunderts an die Kraft des Fluches.

Wenn wir aus dem Altertum den Wortlaut von solchen Diebstahlswarnungen nicht haben, so liegt das wohl bloß daran, daß die Codicesbestände der Bibliotheken nur bis in die römische Kaiserzeit zurückreichen. An Klagen über Bücherdiebstahl fehlt es literarisch auch vorher für uns nicht. Sobald die Handschriften zahlreicher werden, tritt der Bücherfluch mit einer gewissen Selbstverständlichkeit und als etwas allgemein Verbreitetes auf. „Sit utenti gratia, largitori venia, fraudenti anathema" heißt es in einem karolingischen Evangelienkodex: „Dem Benutzer die göttliche Gnade, dem Schenker Vergebung (nämlich göttliche Vergebung der Sünden dem Bischof Agobard, der diesen Kodex der Kirche von Lyon schenkte und den citierten Eintrag an die Schenkungsformel anhing), dem Veruntreuer Verfluchung!" Ein ähnlicher und gleichfalls lateinischer Eintrag lautet: „Segen dem treuen Bewahrer. Fluch dem Diebe. Wer ein Blatt herausnimmt oder verstümmelt, sei auch verflucht!" Am beliebtesten waren schon im hohen Mittelalter Verse, binnengereimte Hexameter und anagrammatische Künsteleien, worin die Muße der Mönche ja Beträchtliches leistete. Zum Beispiel: „Non

Digitized by Google

videat Christum, qui librum subtrahit istum.“ („Nicht erblicke Christum, wer dieses Buch wegnimmt.“) Ein weiteres aus der Fülle fügen wir nur für philologisch abgehärtete Leser bei: „Qui te furetur, in culum percutietur.“ Eine rechte Spielerei, wie sie in den Klöstern und deren Schriftstellerei auch für Huldigungen, Persönliches, Gebete und derlei beliebt waren, ist folgende:

„Sor / Mor \ te \ supern / superb / orum \ scrip / rap / tor \ li / li / bri \ poti / mori / atur.“

Hier hat weder die wörtliche Übersetzung noch eine unwörtliche Nachahmung irgend welchen Zweck, wir bitten also die Leserin, die noch kein Mädchengymnasium absolviert hat, wovon übrigens unsere Verehrung für sie nicht abhängt, um Entschuldigung für dieses Rebus, das sie sich aber vielleicht mit ihrem Gatten oder Sohne zusammen ausdeutet.

Gegen die Zeit des Humanismus und der Reformation sagten sich die Bücherbesitzer bei Franzosen und Engländern mehr und mehr vom Latein los, ja sogar ein Teil der Deutschen wurde deutsch.

„This boke ys myne, Eleanor Worcester,
And I yt los, and yow yt fynd,
I pray yow hartely to be so kynd,
That yow wel take a letil payne.
To se my boke brothe home agayne.“

So steht mit einer gewissen zierlichen Gemütlichkeit im Andachtsbuche der Gräfin Worcester von 1440. Häufiger mengte man noch lange das Latein mit der Landessprache:

„Aspice Pierrot pendu,
Sieh
Quod librum n'a pas rendu.
Weil er ein Buch
Pierrot pendu non fuisset,
nicht würde sein
Si librum reddidisset!“
Wenn er das Buch zurückgegeben hätte.

Oder: „Si quis invenerit, Alberten herzogen reddere debet.“ („Wenn es jemand finden sollte, muß er es Herzog Albrecht wiedergeben.“) Man ist zarter geworden und redet von „Finden“.

Auch ein ganz deutscher Vers spricht nur vom Finden; sonst freilich ist er niederdeutsch-unverblümt genug, und zuletzt macht er ordentlich eine Faust:

„Dyt boek hört Metken vam Holte.
De dat vint, de do dat wedder,
Edder de duvel vorbrent em dat ledder.
Hoet dy!“

Andere nennen die Sache wieder bei ihrem unehrlichen Namen:

„Hic liber est mein
Dieses Buch ist
Ideo nomen scripsi drein.
Daher meinen Namen schrieb ich
Si vis hunc librum stehlen,
Wenn du willst dies Buch
Pendebis an der kehlen.
Wirst du hangen
Tunc veniunt die raben
Dann kommen
Et volunt tibi oculos ausgraben.
Und wollen dir die Augen
Tunc clamabis ach, ach, ach!
Dann wirst du rufen
Ubique tibi recte geschah.“
Wo aber dir recht

Auch in dem bekanntesten und von allen verbreitetsten Verslein, dem, welches wir über unsere Plauderei gesetzt haben, heißt es schlechtweg „Dieb“. Diese beide Zeilen nun sind der übrig gebliebene stehende Anfang sonst mannigfach variierter Strophen und sind alt, stammen wohl aus der frühesten Zeit der Verwendung deutsch abgefaßter Bücherflüche. So heißt es aus dem Jahre 1514, doch offenbar übernommen und nicht erst aus eigener Erfindung des betreffenden Besitzers, der sich vielmehr anderweitig expektoriert und den Vers nur anhängt:

„Daß buch ist mir lip,
wer mirß sthilt, der ist ein dip:
eß sey ryter oder knecht,
so ist her an den galgen gerecht.“

Etwas deutlicher weist uns ein anderer, längerer Vers mit Galgen und Raben wieder auf den vorhin citierten lateinisch-deutschen Spruch zurück. Es ist eben wie beim mündlich verbreiteten Volksliede auch: man vermengt oder kombiniert den Inhalt und Wortlaut, ohne sich um Authentizität und Herkunft zu kümmern, tut auch wohl eine Variante, eine „Verbesserung“ oder Abschleifung hinzu; im ganzen aber lebt man von dem herkömmlichen Besitzstand und will auch gar nichts anderes. Jener längere Vers lautet nun mit seiner Soziologie, die aus dem Ritter den Herrn macht — ganz wie im Volksliede von „Eduard und Minna“ der Ritter zum Leutnant wird: —

„Dieses Buch ist mir lieb,
Wer es stiehlt, der ist ein Dieb;
Er sei Herr oder Knecht,
Der Galgen ist sein Recht.
Kommt er in ein Haus,
So jagt man ihn hinaus;
Kommt er an einen Graben,
So fressen ihn die Raben;
Kommt er an einen Stein,
So bricht er Hals und Bein.“ —

Schließlich gehören hierher auch die Exlibris, denen der wieder erwachte Individualitäts- und Geschmackssinn unserer Gegenwart eine Art neuen — Modeinteresses zuwendet, weil eben die Mode doch stärker als das Persönliche ist und das letztere, wo es auftaucht, alsbald wiederum in ihren Hofdienst zwingt. Auch die Exlibris wollen ja dem ursprünglichen Zweck nach Eigentumsrecht schützen. Zuweilen ist deshalb bei älteren Stücken ihr sonst knapper Text durch Verwarnungen oder Benutzungsregeln der betreffenden Bibliothek erweitert.

Noch allerlei andere, zum Teil verwandte Gattungen von Eintragungen in ältere Bücher gibt es. Dahin gehören die Verfluchungen derer, die den Text beim Abschreiben und Citieren schnöde entstellen, und zweitens die Stoßseufzer oder Gottseidanksprüchlein der mönchischen und bürgerlichen Bücherabschreiber. Also beides Sprüche, die sich naturgemäß auf Codices und Handschriften beschränken, weil die Erfindung der Buchdruckerkunst jenen Leiden ein Ende machte. Dafür aber sind diese Arten von Wunschformeln noch weit mannigfacher und drastischer, als der Bücherfluch, und wir dürfen vielleicht auch hiervon gelegentlich ein paar Proben bringen.

Hans Sendling.

Die Fauna der Tiefsee.

Wie bis in die neueste Zeit hinein unsere Vorstellungen über Tiefe und Beschaffenheit der Meeresgründe lediglich auf Vermutungen beruhten, so fehlte auch jegliche Kenntnis der Tiere, welche die Tiefen der Meere bewohnen. Erst dem XIX. Jahrhundert war es vorbehalten, hierin Wandel zu schaffen und durch methodische Untersuchungen festzustellen, daß tierisches Leben in allen Tiefen zu finden ist und daß die Fauna der Tiefsee eine Reichhaltigkeit besitzt, wie sie größer kaum hätte vermutet werden können. Ist es das unbestrittene Verdienst der Skandinavier, hierzu die erste Anregung gegeben zu haben, so ist es den Engländern, besonders dem Schotten Sir Wyville Thomson zu danken, daß im November des Jahres 1872 zum erstenmal ein Schiff hinausgehen konnte, dessen Aufgabe es war, auf einer Reise um die Welt die Tiefen der Meere zu erforschen. Und gewaltig war das gewonnene Material, ungeheuer der Reichtum an neugefundenen Tiergestalten, — mit der Reise des Challenger beginnt, so darf man wohl sagen, ein neuer Abschnitt in der Geschichte der beschreibenden Zoologie. Dem Beispiele Englands folgten fast alle seefahrenden Nationen, und auch Deutschland, das anfangs nur bescheidenen Anteil an der Tiefseeforschung nehmen konnte, hat noch an der Wende des Jahrhunderts unter der bewährten Leitung des Leipziger Zoologen, Professor Chun, eine Expedition hinausgeschickt, deren Haupterfolg in den außerordentlich reichen und großartigen Fängen an Tiefseetieren liegt, die besonders in den Abgründen des Meeresbeckens an der Westküste von Sumatra und der Somaliküste gemacht wurden.

Bevor wir nun einen kurzen Überblick über die bisher bekannt gewordenen Tiefseetiere geben, wollen wir die in der Tiefe der Meere herrschenden Verhältnisse erörtern, die Bedingungen klarstellen, denen die dort unten lebenden Geschöpfe unterworfen sind.

Auf dem Boden der gesamten Tiefsee herrschen Temperaturen, die örtlich konstant und nicht wärmer als 2 und nicht kälter als — 3° sind. Daß auch die offenen Ozeane der tropischen und subtropischen Zone so niedrige Bodentemperaturen aufweisen, ist dadurch zu erklären, daß ihnen von den Polarmeeren her durch unterseeische Strömungen beständig Wasser zugeführt wird. Für die Tiefen abgeschlossener Meere, wie z. B. das Mittelmeer, ergeben sich naturgemäß erheblich andere Resultate.

Der Druck, unter dem das Tiefenwasser steht, kann durchschnittlich mit einer Atmosphäre für eine Schicht von

Digitized by Google

10 Meter Höhe berechnet werden. In einer Tiefe von 2000 Metern lastet also auf jedem Punkte das Gewicht einer zwei Kilometer hohen Wassersäule, das sind ungefähr 200 Atmosphären oder 200 Kilogramm auf den Quadratcentimeter. Ein spannlanger Fisch hat dort unten somit einen Druck von etwa vierundzwanzig Tonnen, das ist das Gewicht einer mittleren Lokomotive, auszuhalten. Den Druck in den tiefsten von Tieren bewohnten Teilen des Meeres würde demzufolge wahrscheinlich kein den obersten Wasserschichten angehöriges Geschöpf aushalten können, wenn es ihm, so schreibt Marshall, plötzlich ausgesetzt würde, obwohl zugegeben werden kann, daß manche sehr weit hinab- und heraufzusteigen vermögen. Tatsache ist, daß die Tiere, deren Körper stark zusammendrückbare Medien enthalten, wie die Fische mit Schwimmblasen oder mit gasreichem Blute, beim Herausholen aus der Tiefe durch die rasche Druckverminderung sehr geschädigt werden. Die sich ausdehnenden Gase zersprengen die Schwimmblase oder treiben die Gewebe aus einander, die förmlich zerfließen, so daß die Knochen nur noch in losem Zusammenhange bleiben oder das Tier gar in einzelnen Bruchstücken die Oberfläche erreicht. Die übrigen Tiere ohne hydrostatische Apparate und ohne Blutgefäße gelangen im allgemeinen wohlbehalten nach oben. Wenn sie dennoch meist kurz nach ihrem Fange sterben, so liegt das, wie Fürst Albert von Monaco nachgewiesen hat, viel weniger an der erlittenen Druckveränderung als an dem schroffen Wechsel der Temperatur.

Von besonderem Interesse ist naturgemäß der Gehalt des Tiefenwassers an Luft, weil ja ohne diese die Existenz einer Tiefseefauna unmöglich ist. Das Meerwasser vermag an sich sehr viel Luft zu absorbieren. Diese Fähigkeit steigert sich noch mit der Abnahme der Temperatur, so daß sein Luftgehalt nach den Polarmeeren hin beständig zunimmt. Da nun, wie oben gesagt, das Polarwasser durch Cirkulation nach dem Boden der äquatorealen Meere versetzt wird, so ist die Tiefsee auffallend luftreich. Man rechnet nach Buchanan (s. Gottschaldt, Die Tiefseeforschung) den Luftgehalt des Wassers in 4000 Meter Tiefe auf 28 Proz., in 5000 Meter auf 31 Proz. Bei Bodenwasser fand derselbe Forscher in 5480 Meter Tiefe 22 Proz., in 8360 Meter 16 Proz. Luftvolumen. Das Mischungsverhältnis von Sauerstoff und Stickstoff verschiebt sich in der im Meerwasser enthaltenen Luft außerdem noch zu gunsten des ersteren, und zwar enthält das Oberflächenwasser durchschnittlich 33—35 Proz. Sauerstoff, das Tiefenwasser 24—29 Proz. gegen 21 Proz. der atmosphärischen Luft.

Weniger günstig sind für die Tiefseetiere die Lichtverhältnisse. Das Tageslicht dringt nur bis zu einer Tiefe von etwa vierhundert Metern in das Wasser ein; in jenen Tiefen, die hier für uns von Interesse sind, herrscht ewige Nacht, die nur in geringem Maße von jenem Licht erhellt wird, welches die Leuchtorgane einiger Tiefseetiere ausstrahlen. Die Folge davon ist, daß dort unten Pflanzen, welche mit Hilfe des Lichtes organische Körper aus unorganischen Körpern — Wasser und Kohlensäure — herstellen, nicht vorkommen. Die ganze Tierwelt des Meeresgrundes ist also in letzter Linie auf jene eßbaren Dinge angewiesen, die in ununterbrochenem Regen von oben her in die Tiefe hinabsinken. Nicht wenige aber unter den Bewohnern der Tiefsee sind räuberische Fleischfresser und namentlich die Fische sind trotz ihrer geringen Größe furchtbare Raubtiere, die nur diejenigen unter den Genossen der Tiefe schonen, welche ihnen an Kräften überlegen sind. Ein großer, mit langen krummen Zähnen besetzter Rachen, ein weiter Schlund, ein dehnbarer Magen kennzeichnen die Gefährlichkeit dieser Tiere und zeugen davon, daß auch in der Tiefe des Meeres der Kampf ums Dasein nicht minder erbittert geführt wird wie in der sonnenbeschienenen Oberwelt.

Es liegt nun auf der Hand, daß die Tiefseetiere in ihrer äußeren Erscheinung die Anpassung an die eigenartigen Verhältnisse zur Schau tragen, denen sie in kalten, unbelichteten Regionen ausgesetzt sind. Vor allen Dingen, so schreibt Chun (Aus den Tiefen des Weltmeeres), äußert sich eine solche in einer Rückbildung der Augen. Unter den Angehörigen der Grundfauna treten uns eine ganze Anzahl von Formen entgegen, welche die Verkümmerung der Augen bis zum vollständigen Verlust in allen Stadien verfolgen lassen. Sowohl das Material der Valdivia-, wie dasjenige der früheren Expeditionen bieten instruktive Beispiele für eine derartige Rückbildung unter den Fischen und Krustentieren dar. Sie geht soweit, daß manche der letzteren vollständig erblinden und jede Spur von Augenstielen und Sehorganen vermissen lassen. Ein typisches Beispiel dafür gibt unter den Grundfischen der an der Somaliküste in 1289 Meter Tiefe erbeutete Barathronus bicolor, bei dem an die Stelle der Augen zwei in goldenem Metallglanz erstrahlende Hohlspiegel getreten sind. Immerhin ist aber die Zahl der Tiefseetiere, die blind sind oder kleine, verkümmerte Augen haben, eine relativ geringe. Ihnen stehen nicht nur solche Formen gegenüber, deren Augen regelmäßig gebaut und auffallend groß sind, sondern solche sogar, bei denen das Auge seine Kugelform aufgegeben und die Gestalt eines Teleskopes angenommen hat. Der Nachweis, daß derartig umgebildete monströse Augen neben Krustern auch einigen pelagisch lebenden Tiefseeformen von Fischen und Cephalopoden zukommen, ist eine der wertvollsten Errungenschaften der Valdiviaexpedition. Jedenfalls hat das Vorhandensein dieser verschiedenen Arten wohlentwickelter Augen die Biologen nicht wenig überrascht und mancherlei Vermutungen gezeitigt, die eine Ausbildung von Sehorganen in diesen ewig dunklen Tiefen erklären sollten. Daß vielleicht ultraviolette Strahlen oder solche uns noch unbekannter Art bis in die abyssischen Gründe vordringen, ist bisher noch durch nichts bewiesen, und so bleibt denn nichts anderes übrig, als die Erscheinung zurückzuführen auf die schon angedeutete Fähigkeit zahlreicher Tiefseetiere, selbst Licht zu erzeugen. „Bald sondern sie leuchtende Sekrete ab, bald erstrahlt der ganze Körper, bald beschränkt sich das Leuchtvermögen auf spezifische Organe. Die Protozoen, die Würmer, der von Asbjörnson entdeckte Seestern Brisinga, viele Kruster und vor allen Dingen ein großer Teil der Tiefseefische sind durch ihre Phosphorescenz ausgezeichnet. Bei manchen der letztgenannten umsäumen die Leuchtorgane, als Blendlaternen mit Hohlspiegeln und Linsen ausgestattet, die Seitenteile des Körpers und den Bauch, während andere Fische als Diogenesse der Tiefsee ihre Glühlämpchen am Kopfe und auf dem Unterkiefer tragen. Selbst die Flossenstrahlen, die Region vor der Schwanzflosse und die Schwanzspitze, können als Träger von Leuchtorganen erscheinen. Sie kommen ebensowohl Fischen mit mächtig entwickeltem, wie auch solchen mit schwach ausgebildetem Gebiß zu, sind bei den einen überreich vorhanden und fehlen den nächsten Verwandten. Da die wegen ihrer Ähnlichkeit mit Sehorganen früher für „Nebenaugen“ gehaltenen Leuchtapparate von Nerven versorgt werden, so dürfen wir wohl annehmen, daß die Phosphorescenz auch dem Willen des Tieres unterworfen ist.“

Die biologische Bedeutung des Leuchtens ist weniger im Abschrecken von Feinden als im Anlocken von Beutetieren zu suchen. Wir können aller Wahrscheinlichkeit nach die Leuchtorgane als ein Lockmittel ansehen, das bestimmt ist, pelagische Organismen, welche den Trägern der Phosphorescenz zur Nahrung dienen, anzuziehen, eine Einrichtung, die somit ganz besonders allen denjenigen Tieren von Nutzen ist, die auf dem Grunde des Meeres festgewachsen sind. Und tatsächlich sind unter ihnen nicht wenige, die intensives Licht ausstrahlen und dadurch, daß sie vermutlich auf eng begrenzten Gebieten in dicht bevölkerten Kolonien verteilt sind, leuchtende Oasen im Dunkel der Tiefsee bilden zum Verderben zahlloser anderer Tiere, die in den lockenden Bannkreis dieser hineingeraten.

Wie das Vorkommen von Leuchtorganen bei den Tiefenbewohnern es verständlich macht, daß so viele derselben wohlentwickelte Augen besitzen, so erklärt es uns auch, daß die Tiefseeorganismen nicht wie die Tiere unterirdischer Höhlen

Digitized by Google



Hühnerfütterung. Von Schramm-Zittau.

Digitized by Google

Digitized by Google

farblos sind, vielmehr in lebhaften Farben erglänzen. Rote, orange, gelbe, violette und purpurne Färbungen zeigen sich neben grünen und weißen, unter diesen wieder am häufigsten Rot, das in allen Abtönungen vorkommt. Die Krebse sind orange bis dunkelrot, Korallen, Aktinien, Hydroidpolypen oft purpurrot, die Seesterne gewöhnlich fleischrot gefärbt. Bei den Fischen überwiegt als Grundfarbe Violett, das in allen Abstufungen bis zum Schwarz hin abändert, ebenso zeigen auch Medusen und Cephalopoden gewöhnlich violette Färbung. In der Regel treten die vorhandenen Farben in kompakten Ausdehnungen auf; feinere Muster kommen nur selten vor, so daß es scheint, als ob die Natur sich nur eines breiten Pinsels zur Verzierung ihrer Tiefseekinder bediente. Und wenn wir uns nun fragen, welchen Wert denn diese unter dem Einfluß des Phosphorescenzlichtes entstandenen Färbungen für ihre Träger haben, so dürfen wir wohl ohne Bedenken behaupten, daß sie ihnen denselben Nutzen gewähren, wie den Tieren der Oberwelt, daß sie auch in den Tiefen des Meeres als Schutz- und Trutz-, als Anziehungs-, Anlockungs- und Signalfarben wirken und somit ihre Eigentümer befähigen, den Kampf ums Dasein zu bestehen.

Mancherlei Anpassungen der Tiefseefauna an die eigenartigen Existenzbedingungen ließen sich noch anführen, wenn der zu Gebote stehende Raum nicht Beschränkung erforderte. Wir wollen hier nur noch darauf hinweisen, daß vornehmlich bei den blinden Tiefseekrustern der Körper, zweifelsohne zum Ersatz der fehlenden Augen, mit einem ganzen Pelz von Sinneshaaren übersät ist, daß sie sowohl wie aber auch Tiefenformen mit wohlentwickelten Augen eine so monströse Entfaltung der Fühler aufweisen, daß diese den Körper um das Zehn- bis Zwanzigfache übertreffen, ja bei einigen Arten eine Länge von anderthalb Metern aufweisen.

Wenden wir uns jetzt den einzelnen Abteilungen der Tiefseetiere zu, so treten uns zunächst Angehörige der Protozoen oder Urtiere entgegen. Sie bestehen aus einer einzigen, von einer Haut umhüllten Zelle, die bei vielen dieser einfachsten Organismen durch Einlagerung von Kieselsäure oder Kalksubstanz oder sonstiger Fremdkörper zu einer festen, schützenden Schale ausgebaut ist; ja bei den Radiolarien kommt es auch noch im Innern des Körpers zur Bildung kieseliger Gerüstteile. Häckel hat über 4000 Arten dieser letzteren beschrieben, deren große Mehrzahl der Tiefsee, vor allem dem Radiolarienschlick der centralen Region des Stillen Ozeans aus Tiefen von 2—4000 Faden entstammt. Und wenn auch nicht alle hier gefundenen Arten hier gelebt haben mögen, sondern zum Teil tot hinabgesunken sind in die Tiefe und sich mit ihren Skeletten an der Bildung des Schlicks beteiligen, so ist doch auch die Zahl derjenigen, welche in wundervoller Erhaltung aller Weichteile aus jenen Tiefen heraufgebracht wurden, folglich dort auch gelebt haben werden, keine geringe.

Schwämme sind in der Tiefe des Meeres ebenfalls vorhanden, ja sie gehören sogar zu den glanzvollsten Vertretern der Tiefseeorganismen. Allerdings kommen hier nicht jene Arten in Betracht, die aus Kalknadeln oder Hornfasern ihr Skelett aufbauen, sondern die Glasschwämme mit ihren wundervoll zart gewordenen Skeletten aus Kieselsäure. Ungleich diesen, die fast durchweg einen fahlen, an den lithographischen Schiefer erinnernden Ton aufweisen, zeigt ein schon von der Challengerexpedition erbeuteter und als **Monocaulus imperator** benannter gigantischer Hydroidpolyp eine feine Farbenzusammenstellung in Rot, während jene prächtigen Alcyonarien aus der Gattung Umbellula durch ihre zarten, dunkelvioletten oder schokoladenbraunen Färbungen fesseln. Auch Aktinien und Steinkorallen fehlen den abyssalen Regionen nicht, und selbst aus der Klasse der Rippenquallen sind durch die Valdiviaexpedition einige Formen erbeutet, die als echte Tiefseeorganismen in Anspruch zu nehmen sind. Ein hervorragendes Kontingent zur Tiefseefauna stellen aber die Stachelhäuter. Besonders interessant sind unter ihnen die gestielten Seelilien, Tiere, die im Seichtwasser überhaupt nicht vorkommen und welche, ehe man die Tiefseefauna kennen lernte, nur fossil bekannt waren. Weiter birgt die Tiefe neben wunderbar gestalteten Holothurien zahllose Seesterne, Seeigel, die sich durch eine auffallend weiche Schale auszeichnen, andere, bei denen die Stacheln in merkwürdiger Weise dem Leben am tiefen Schlammgrunde angepaßt sind. Dieselben sind nämlich zu Stelzen geworden, auf denen das Tier einherschreitet, und diese sind, um ein Einsinken zu verhindern, an ihrem Ende trichter- oder schalenartig verbreitert.

Krustentiere fast aller Ordnungen beteiligen sich ebenfalls an der Bildung der Tiefseefauna, unter ihnen solche von auffallender Körpergröße, so eine Assel, die einen halben Meter lang wird, und Muschelkrebse von über einem Centimeter Größe. Mit einem Walde nadelspitzer Stacheln sind die Gattungen Lithodes und Echinoplax besetzt, während uns die Tiefe in **Hylopagurus rectus** einen Einsiedlerkreis mit symmetrischem Körperbau darbietet, der offene Röhren in Holzstücken oder hohle Stengelteile bewohnt. Als einer der schönsten Funde der Challengerexpedition aber darf wohl, so schreibt Chun, die Entdeckung jener Tiefseekrebse gelten, welche uns bisher nur aus trefflich erhaltenen Abdrücken im lithographischen Schiefer von Solenhofen bekannt waren. Die Eryoniden, wie sie genannt werden, scheinen in der jurassischen Zeit Bewohner der oberflächlichen Schichten gewesen zu sein, wie dies aus dem Gesamtcharakter der Solenhofener Fauna hervorgeht. Späterhin sind sie in die Tiefe eingewandert und gingen so vollkommen ihrer Augen verlustig, daß bei manchen Arten nicht einmal mehr die großen Augenhöhlen am Panzer nachweisbar sind. Schließlich mag aus der Reihe der Kruster noch eine Garneelengattung **Nematocrinus** erwähnt werden, die eine eigenartige Anpassung an das Schweben über dem Grunde zeigt, indem nämlich ihre zehn Thorakalfüße nach Art der Spinnentiere monströs verlängert sind und in einen Büschel von Sinnesborsten auslaufen.

Die Kopffüßler der Tiefsee, die man bis jetzt entdeckt hat, gleichen im wesentlichen den Arten des seichten Wassers, nur in dem Vorhandensein von Leuchtorganen zeigt sich bei einzelnen derselben eine Anpassung an den Aufenthaltsort, so z. B. bei **Enoplothentis diadema**. Unter allem, was uns die Tiefseetiere an wundervoller Färbung darbieten, läßt sich nach der Schilderung Chuns nichts auch nur annähernd vergleichen mit dem Kolorit der Leuchtorgane dieser Tiere. Mit einem Diadem bunter Edelsteine scheint der Körper besetzt zu sein, das hier tiefrot, dort schneeweiß oder perlmutterfarben, an anderen Stellen himmel- oder dunkelblau erstrahlt, glänzend und leuchtend in eigenartiger Pracht.

Ganz besonderes Interesse verdienen natürlich die Tiefseefische, unter denen selbst Rochen und Haie nicht fehlen. Meist sind sie, wie schon oben gesagt, dunkelviolett bis schwarz, in seltenen Fällen silberglänzend oder bunt gefärbt, fast stets mit Leuchtorganen ausgestattet. Ungestalte Scheusale, die scheinbar aus nichts anderem als einem ungeheuren Maul und Magen bestehen, suchen sie die Beute mit Hilfe der Leuchtorgane anzulocken, ja bei einigen scheint der ganze Fisch zu einem Rachen umgewandelt, dessen übermäßig lang entwickelte Zähne bald wie eine Reuse, bald wie Widerhaken ein Entgleiten der einmal ergriffenen Beute unmöglich machen. Und trotz der Fremdartigkeit ihres Aussehens finden wir unter den Fischen der Tiefsee, und dies gilt auch für alle anderen Bewohner jener abyssalen Tiefen, keine neue Typen, keine Art, die nicht ein Analogon an der Oberfläche besäße. „Immer nur handelt es sich," wie Chun in seinem schon anfangs genannten Werke über die Valdiviaexpedition so treffend schreibt, „um Anpassungen und Umformungen von Gestalten, die in ihrem Aufbau von denselben Gesetzen beherrscht werden, wie die übrige Lebewelt. Man glaubt eine alte, längst vertraute Melodie zu vernehmen, die stets von neuem packend in unendlichen Variationen wiederkehrt."

Dr. C. M.

Digitized by Google

Das New Yorker Ghetto.

Von Otto von Gottberg.

Vor einem halben Jahrhundert lag New Yorks Nordgrenze da, wo heute an Park Row die großen Zeitungsgebäude um das Hauptpostamt stehen. Heute müßte man zwei deutsche Meilen von dieser Stelle nordwärts wandern, um zu den nördlichst gelegenen Häusern der eigentlichen Stadt zu gelangen. Aus dieser führte hier vor fünfzig Jahren die „Kissing Bridge“ in die Bowery Lane und diese Poststraße zunächst zum Dorfe Greenwich. Die „Kußbrücke“ trug ursprünglich ihren Namen, weil auf ihr der auf Reisen gehende New Yorker von der Eheliebsten mit letztem Kusse Abschied nahm, doch hat die allzeit geschwätzige Frau Chronik ausgeplaudert, daß auch lediges junges Volk daraus das Recht herleitete, beim Überschreiten dieser Brücke von Begleitern des anderen Geschlechts Lippenzoll zu heischen. Sie soll deshalb durchaus nicht selten das Ziel von Spaziergängern gewesen sein.

Das Dorf Greenwich war damals Sommeraufenthaltsort jener würdigen New Yorker Handelsherren, die Vatermörder, Backenbart und Stock mit goldener Krücke trugen. Ihm näher und näher kamen, entlang zu beiden Seiten der Bowery Lane, Häuser und Stadt. Dieser wurde Greenwich schließlich einverleibt und blieb Heim der Reichsten, wie heute die 5. Avenue, bis diese angelegt war und, ihrer schnurgeraden Linie folgend, Millionärsheime nordwärts zogen. Der Mittelstand und dann der Commis und gutbezahlte Arbeiter richteten sich nacheinander im einstigen Greenwich ein. Nun sind auch sie nordwärts gewandert, und auf den niedrigen Treppenstufen, über die einst Damen im Reifrock zur Equipage schritten, lauscht heute eingewandertes Proletariat abends dem ohrenzerreißenden Lärm des Tam-tam-Leierkastens, der, von nur einem Menschenarm gedreht, sechs Instrumente unharmonisch durcheinander rasseln läßt. Dieser letzten Phase des Niederganges von Grundeigentum wird wie überall auf der Halbinsel Manhattan neuer Aufschwung folgen, wenn die alten Wohnhäuser Fabrikgebäuden oder Geschäftspalästen Platz machen.

Etwa derselbe Wechsel hat sich in ähnlicher Weise und im gleichen Zeitraum auch in dem östlich der Bowery Lane, zwischen ihr und dem East River, entstandenen Stadtviertel vollzogen. Vor fünfzig Jahren noch Marsch- und Brachland nördlich der Stadt, rechnet man es heute zum allersüdlichsten Teile derselben. Das Proletariat, dem frühere Bewohner es räumten, ist ein jüdisches, aus Rußland, Polen, Österreich und dem südöstlichsten Europa stammend. Eng, wie wohl außer in China sonst nirgends Menschen auf der Welt leben, drängt es sich in morschen, ungesunden Häusern zusammen. Man nennt es das Ghetto, und es ist ein Ghetto! —

Die Ketten, die einst bei sinkender Sonne der Konstabler um europäische Judenviertel zog, können deren Bewohner nicht schärfer von Mitmenschen geschieden haben, als Sprache, Lebensgewohnheit und vor allem die Macht des Dollars diese Kinder des Ghetto von heute von der übrigen Bevölkerung New Yorks trennt.

Von all den Tausenden von Einwanderern, die bereuen, daß sie Europa den Rücken gekehrt haben, mögen diese das bitterste Heimweh empfinden, einerlei wie hart ihr Schicksal auf der Erde war, die sie geboren.

In irgend einem Donaulande, wo vielleicht wirklich — vielleicht aber auch nicht — wie diese Ghetto- und Schicksalskinder erzählen, der Israelit dreimal höhere Steuern als der Muselmann bezahlt oder wo vor Gericht ein Christeneid den von zwanzig Juden null und nichtig macht, sprach der Agent einer Dampfergesellschaft ihnen vom Lande der Freiheit, in dem alle Menschen reich sind. Sie kamen in dieses gelobte Land der Verheißung und zwar nicht wie unser norddeutscher Bauernjunge mit leeren aber dicken und derben Fäusten, die sich auch unter Yankees oft den Weg zum Erfolge bahnen, sondern mit leidlich gefüllten Taschen. Es konnte ihnen wirklich daheim nicht so schlimm ergangen sein, denn im abgegriffenen und vom Vater vererbten Talmudbuch lagen Banknoten, in der Westentasche, vielfach mit Lappen umwickelt, steckten ein paar Steine.

Am Landungsplatz stand der Agent einer jüdischen Wohltätigkeitsgesellschaft, und ihm folgend schritt die Bowery entlang Ezekiel Berlitz aus Latreni in Rumänien mit Kaftan, Korkzieherlocken und Kindern zum Ghetto, wo die Glaubensgenossen ihn begrüßten. In den dumpfen, dunkeln und übelriechenden Straßen gefiel es ihm weit weniger als in dem heimischen Dörfchen. Hier mochte und konnte er nicht wohnen. Aber er hörte, wieviel der Banknoten aus dem Talmud die monatliche Wohnungsmiete in einem anderen Stadtteil verschlingen würde, und der angeborene Sparsinn ließ ihn zum Bewohner des Ghetto werden. Das war der Augenblick, in dem Ezekiel Berlitz den großen Irrtum seines Lebens beging. Während der gleichzeitig gelandete Bauernsohn sich auf Plattdeutsch mit erheiterten Yankees verständigte, begab er sich unter seinesgleichen, wo er nie Gelegenheit findet, die Landessprache zu erlernen, wo alle Verhältnisse der Welt, in der er nun lebt, ihm fremd und unverständlich bleiben. Darum nur wird er das Opfer jedes Gauners und die Beute gewissenloser Arbeitgeber. Darum bleibt er immer auf dem untersten Grunde der Hefe der Großstadt, im Armenviertel, im Ghetto. In ihm wird er sterben, ohne je wieder frische, freie Gottesluft geatmet zu haben. Kein Gebot und kein Gesetz hält ihn dort fest, sondern die bittere Armut, die seiner wartet, sobald die Ersparnisse verzehrt sind. Die Macht des Geldes, die ihn immer wieder in das Ghetto zurückweisen wird, ist nicht geringer als jene, welche seine Väter hinter Ketten legte.

In diesem Judenviertel, von weit über 100 000 Menschen bewohnt, lebt keiner, dem nicht die orientalische Abstammung auf dem Gesicht geschrieben stände. Die Häuser sind zu eng, diese Massen zu fassen, sie schwärmen in den Straßen. Platz und Miete für Läden sind gar wertvoll. Man handelt deshalb auf dem Bürgersteig und Fahrdamm. Der Besucher wähnt sich auf einem Bettlerjahrmarkt. Er windet sich zwischen breiten und flachen Handkarren hindurch, auf denen in Hüfthöhe Waren ausgebreitet liegen. Diese tragen Frauenkleider, jene Männeranzüge, andere sind mit Hüten, Fleisch, Gemüse und Brot bedeckt. In Hälften, ja in Scheiben — so bitter ist das Elend! — wird dieses abgesetzt. Man kann verstehen, warum beim Handel so viel gestikuliert, beteuert und gesprochen wird.

Aus den Lauten, die ans Ohr schlagen, erhascht der Fremde selten ein Wort in bekannter Sprache. Es ist „Yiddish“, das man redet. — Einerlei ob diese Leute aus Bulgarien, Rußland, Rumänien oder Griechenland kamen, sie brachten einen wenigstens geringen Vorrat hebräischer Worte mit, die mit Englisch und Deutsch zu einem eigentümlichen Kauderwelsch vermischt werden. Stets mit schnarrender und schnatternder Lebendigkeit vorgebracht, würde es ohne den Rahmen von Not und Sorge vielleicht komisch wirken.

Dieses Yiddish wird nicht nur gesprochen, sondern ist auch Schriftsprache geworden, man liest es auf primitiven Firmenschildern, mit Tinte in unbeholfenen Buchstaben gemalt. Bücher und Zeitungen sind in ihm gedruckt worden. In dieser Form bleibt es allerdings wegen der hebräischen Schriftzeichen für den Durchschnittsmenschen ein Buch mit sieben Siegeln, während Vertrautsein mit der englischen und deutschen Sprache es andererseits möglich macht, wenigstens den Sinn von eines Vortragenden Worten zu erhaschen. Auch die Kinder werden im Yiddish vom Lehrer, „Meinder“, unterrichtet. To mind — sprich meind — heißt unter anderem auch „sich kümmern um“, und die amerikanische Mutter bittet wohl beim Verlassen des Zimmers in beiläufig nicht gerade klassischem Englisch den Gatten to mind the children, —

Digitized by Google

sich um die Kinder zu bekümmern. Von diesem mind hat das Yiddish zunächst das im Englischen unbekannte Substantiv minder abgeleitet, um jemand zu bezeichnen, der sich um andere bekümmert, sie beaufsichtigt, unterrichtet, also — einen Lehrer. Geschrieben aber wird das Wort nach deutscher Art wie es gesprochen wird, nämlich Meinder. — Vorstehendes gibt als Beispiel des Schreibenden eigene und laienhafte Erklärung für die Entstehung eines der Worte des Yiddish („Jüdisch" so in die Sprache übernommen, wie der Engländer das deutsche Wort aussprechen würde). Möglich, daß Schriftgelehrte Meinder als uraltes hebräisches Wort erkennen werden.

Es ist der Mühe wert, ein paar Brocken dieser Sprache zu erlernen, um sich in ihr verständigen zu können. Große amerikanische Schriftsteller haben sie erlernt, um aus dem Munde einer Rasse voll heißer und sich widersprechender Leidenschaften Material für oft unendlich pathetische Ghettogeschichten zu gewinnen. Der Yankee ist Antisemit, aber er versteht stets objektiv zu urteilen, und wer sich bemüht, seinem Beispiel zu folgen, der gewinnt bei häufigen Ghettobesuchen ganz neue Eindrücke von dem Innenleben einer Rasse, deren Charakterbild von „der Parteien Gunst und Haß verwirrt" durch die Geschichte widergespiegelt wird. Ihr krasser Erwerbssinn tritt überall zu Tage, aber neben ihm lebt selbst hier im tiefsten Elend ein heißer Wissenshunger. Der Hausierer selbst trachtet danach, seine Kinder zum Meinder zu schicken, und in der dumpfen engen Hinterstube mit verblichenen und von Motten durchfressenen Sammetvorhängen hören diese mit brennenden Augen und geröteten Wangen seine Erklärung des Pentateuch. Das Herz dieser Leute hängt am Golde, aber der Rabbi kommt ihnen vor dem Rothschild, der Doktor vor dem Millionär. Die Kinder studieren und Arzt werden zu lassen, ist der sehnlichste Wunsch des Ghettovaters, der jedoch selten in Erfüllung geht.

Das ist erklärlich, wenn man bedenkt, daß die Statistik das Durchschnittseinkommen einer Ghettofamilie auf nicht mehr als 24 Dollars im Monat veranschlagen konnte. Um diesen Bettelgroschen zusammenzubringen, regen sich die Hände von Vater, Mutter und Kindern für oft 18 Stunden täglich. Der Mann arbeitet in der Schneiderwerkstatt selbst — mit Recht Schwitzbude genannt —, zugeschnittene Sachen näht die Familie zu Hause zusammen. Es sind zur Hälfte wenigstens die Angehörigen seiner eigenen Rasse, die den eingewanderten jüdischen Proletarier für einen Tagelohn von etwa 50 Cents in dieser Schwitzbude, dem Inferno des Ghettos, martern. Die Polizei hat gelegentlich eine der größeren geschlossen. Dann verloren ein paar Halbverhungerte eben den letzten Bissen Brot. Die dunkeln Löcher in Keller oder Bodenkammer aber, wo auf dem Tische, das Zimmer füllend, bleiche Gestalten hocken und nähen, findet keines Schutzmannes Auge. Sie beginnen ihre Arbeit beim Lampenschein, den sie auch tagsüber meist zum Führen der Nadel brauchen, und beschließen sie, wenn es dem an keine Stunde gebundenen Brotherrn gefällt. Der menschliche Körper ward von der Natur nicht für derartige Tätigkeit in Stickluft eingerichtet, und die Frage, die den Ghettobewohner am lebhaftesten interessiert, ist gewöhnlich: Werden meine Augen oder die Brust sie länger aushalten? Rußland, die Heimat vieler dieser Geplagten, ist groß, und der weiße Czar ist weit, aber Amerika ist noch größer, und Richter wie Polizei sprechen nur Englisch! Der Schutzmann im Ghetto hat allerdings noch ein Mittel sich zu verständigen — den Holzknüppel, mit dem er Ordnung stiftet, wenn eine schreiende Judenschar irgend einen allzu gerissenen Brotherrn anfällt. Mancherlei Strikes haben hier stattgefunden und endigten mit Ruhestörungen. Aber sie bringen den Unterdrückten nie Vorteil, weil sie, ungebildet und der Gefahr unkundig, sich fast stets zu Gewalttaten hinreißen lassen.

Es ist von Schwitzbudenarbeitern, welche die Mehrheit der Ghettobevölkerung bilden, nicht zu erwarten, daß sie Ersparnisse machen. Genie oder übermenschliche Anstrengungen ermöglichen es trotzdem einigen dies zu tun. Das erste kleine Kapital stellt sie dann als Hausierer auf eigene Füße. Wenn ein solcher sich einen der schon beschriebenen Handkarren beschaffen kann, so ist die nächste Sprosse auf der Leiter zum Erfolge erklommen. Selten nur aber gelingt es ihm, über die Atmosphäre des Ghetto hinauszuklimmen. Er handelt nur in diesem und nur mit seinen Glaubensgenossen. Es empört den Zuschauer, wie er dabei auch dem Ärmsten derselben gegenüber rücksichtslos seinen Vorteil wahrt. Andererseits ist es eine Tatsache, daß im Ghetto niemand wie wohl anderwärts in New York Hungers stirbt oder vom Hausherrn auf die Straße geworfen wird, weil selbst das eigene Elend seine Bewohner nicht verhindern kann, noch bitterere Not der Genossen zu lindern. Sogar die Schwitzbudenbesitzer sollen den Rabbis und Wohltätigkeitsgesellschaften regelmäßig größere Summen überweisen.

Die letzteren nehmen sich hauptsächlich der Kinder an, und durch sie wie den alle nationale Gegensätze nivellierenden Einfluß der amerikanischen Volksschule öffnen sich vielen derselben die Tore des Ghetto. Dann kommt es gewöhnlich zum Konflikt zwischen der eingewanderten und der auf amerikanischer Erde geborenen Generation. Die letztere gibt den orthodoxen Glauben auf und kleidet sich wie Menschen unseres Jahrhunderts, während der Vater zum weißen Patriarchenbarte und der Kappe noch den Kaftan trägt und selbst in tiefster Armut dreierlei Gewand hat, für den Alltag, für den Sabbath und für ganz hohe Feiertage. Auch die Töchter, die sehr häufig schon mit sechzehn Jahren heiraten, bevorzugen moderne Kleidung, wenn auch das weiße Brautkleid nur gemietet wird. Die Mütter dagegen halten meist am Seitenscheitel und turbanartigen Kopftuche fest.

Diese Familienfehden zwischen alter und neuer Zeit bilden meist den tragischen Hintergrund der Ghettopoesie. Das Ghetto singt sein Leid in Liedern. Eines Ghettopoeten Dichtungen wurden nicht nur aus dem Yiddish ins Englische übertragen, sondern er selbst fand seinen Weg in die großen Vorlesehallen und Gelegenheit, dem eleganten New Yorker das Elend der Schwitzbuden in seinen Versen zu schildern. Es gibt da eine Art literarische Boheme, die in schmutzigen Cafés für das Ghetto Hintertreppenromane und Lieder in Yiddisch schreibt, welche verbittert und fast Aufruhr predigend ihm sein Spiegelbild vorhalten. Auch Theaterstücke sind im Ghetto und in Yiddish entstanden. Es gibt drei solcher jüdischen Theater, die selbstverständlich nur wenige Cents Eintrittsgeld fordern können und darum allabendlich gefüllt sind.

Als Sarah Bernhardt zuerst in Paris den Dänenprinzen spielte, wurde irgendwie aus der Ghettotiefe das Gerücht nach New York getragen, daß auch in einem dieser Theater eine ungemein talentierte Jüdin den Hamlet darstelle. Es wurde auf Wunsch der Bühnenwelt eine „professionelle Matinee" anberaumt, und sie füllte das Haus. Die vom Handwerk fühlten sehr bald, daß niemand von ihnen es dem schlanken Mädchen mit bleichen olivenfarbenen Gesichtszügen und großen dunkeln Augen nachtun könne. Mit begreiflichem beruflichen Interesse fragten sie, wieviel Gage dieser „Star" wohl beziehe. Man hörte von einer Summe, wie sie sonst wohl in Amerika eine Statistin erhält; und jene großherzigen, großen und blonden Dinger, die New Yorker Bühnenprinzessinnen, immer bereit, alles was Schminke und Perücke trägt, mit Spiel oder Geld zu unterstützen, beschlossen, der talentierten Kollegin eine helfende Hand zu reichen. Sie sollte Englisch lernen, um im nächsten Winter auf einer Broadwaybühne debütieren zu können. Ehe dieser Zeitpunkt kam, war die junge Jüdin jedoch an Schwindsucht gestorben. Schwindsucht gilt keinem als Krankheit im Ghetto, es ist eine Fatalität, etwas, was man erwartet und das schließlich kommt, für Schwitzbudenarbeiter und ihre Kinder.

Digitized by Google

Familientisch. — Sammler-Daheim.

Zu unseren Bildern.

Josef Haydn, der große Tonsetzer und Symphoniker, der Schöpfer der modernen Instrumentalmusik, war, wie so viele andere große deutsche Musiker vor ihm und nach ihm (wir erinnern nur an Händel, Mozart, Weber) nach England gegangen, um dort in Konzerten und Gesellschaften zu spielen, seine Werke zu dirigieren. Vater Haydn war sogar zweimal jenseits des Kanals; das erste Mal reiste er im Jahre 1790 hinüber, das zweite Mal 1794. Beide Reisen brachten ihm neuen Ruhm, Ehren und reichen Lohn. In Oxford wurde er sogar feierlich zum Doktor promoviert. Auch die Anregung zu seinem erfolgreichsten Werk, dem Oratorium „Die Schöpfung", verdankt er dem Aufenthalt in England. Karl Röhling hat auf seinem Bilde den deutschen Meister dargestellt, wie er in stürmischer Überfahrt über den Kanal unter den gebauschten Marssegeln des Schiffes an der Reeling steht und, dem Sturmgebrause mit seiner Musikerseele lauschend, über das wogende Meer schaut.

Unser zweites Bild zeigt uns eine von Antonio Fabrès gemalte „maurische Schönheit", die in ihrer bunten malerischen Tracht auf einer Laute spielt, und E. Harburger, der Münchener Volks- und Genremaler, erfreut uns in seinem Bildchen: „Ein schwieriger Handel", das wir in seinem Holzschnitt reproduzieren, durch einige prächtig gezeichnete Typen aus dem bayerischen Bauernleben. Der alte Knabe, der da in der Zipfelmütze hemdärmelig vor dem protzigen Oberhuber steht, sieht etwas duckmäuserig aus, aber wer weiß, ob er in dem Kuhhandel nicht doch der Schlaueste ist.

Die Kunstbeilage dieser Nummer bringt das Werk eines modernen Tiermalers, Rudolf Schramm-Zittau, eine Hühnerfütterung darstellend, die das bunte, bewegliche Geflügel in naturalistischer Manier wiedergibt.

Studentische Geheimbundszeichen.

Im Jahre 1348 gründete Kaiser Karl IV. nach dem Muster der Pariser Universität die erste deutsche Hochschule zu Prag. Ihre Einrichtung und Gliederung war den Institutionen der fremden, besonders der italienischen und französischen Universitäten angepaßt. Professoren und Studenten bildeten eine privilegierte Körperschaft mit einem Kanzler an der Spitze, einem Rektor und Dekanen. Die Studentenschaft der verschiedenen Universitäten war gewöhnlich in vier „Nationen" eingeteilt, in die sich alle Besucher einreihen lassen mußten. Die Auswahl dieser „Nationen geschah anfangs nach der wesentlichen Landesangehörigkeit der Studierenden. erscheint später aber oft recht willkürlich. — Die Mitglieder einer Nation, Lehrer und Schüler, hielten eng zusammen und wahrten mit Worten und mit dem Degen eifrig ihre Rechte. — Als daher in Prag die Böhmen unter Führung von Hus die Rechte der Deutschen schmälerten, wanderten die Nationen der Sachsen, Bayern und Polen, Professoren und Studenten, im Jahre 1409 nach Leipzig aus, wo sie von Friedrich dem Streitbaren von Meißen mit offenen Armen empfangen wurden. Aus den „Nationen" entwickelten sich allmählich die „Landsmannschaften", die das studentische Leben vom Anfang des XVI. bis zum Anfang des XVIII. Jahrhunderts vollständig beherrschten. — Der starren Einseitigkeit des Unterrichts entsprach in jener Zeit das gesetzlose, wüste Treiben der Studenten. Der damalige Student „ging einher im Spitzbart und langem Haar, auf welchem ein Schlapphut mit Federbusch kühn in die Stirn gedrückt war. Ein breiter Halskragen war über das geschlitzte Wams geschlagen, ein leichter Ärmelmantel hing über dasselbe. Weite Pluderhosen, bespornte Stiefel mit weiten Stulpen, das Stammbuch im Gürtel, den Stoßdegen oder Hieber mit gewaltigem Stichblatt und von unmäßiger Länge an der Seite, eine Tabakspfeife und auf Wanderungen ein tüchtiger Knotenstock"; das war seine Ausrüstung. — Der Komment wurde so streng gehandhabt, daß „Füchse" mit schwacher Konstitution häufig die Opfer desselben wurden. Müßte man zwischen zwei Übeln wählen, so könnte es aber doch zweifelhaft sein, ob man dem damaligen, wenn auch rohen, so doch kernigen Treiben oder der heutigen „Patentität" vieler studentischen Körperschaften den Vorzug geben würde. Zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts macht sich eine Reaktion gegen die Landsmannschaften bemerkbar. Der Student besinnt sich auf die höheren Ziele seines Berufes, die Freundschaften werden nicht mehr lediglich beim Becher geschlossen, nach dem Zuge der Zeit werden Geheimbündnisse mit idealen Zwecken geschlossen.

Es gibt eine große Literatur über das Universitätsleben in den verschiedenen Jahrhunderten; Genaueres aber über die studentischen geheimen Verbindungen und Orden des XVIII. Jahrhunderts ist bisher nicht veröffentlicht worden. — Einer der am häufigsten genannten Orden ist derjenige der Amicisten, der besonders in den mitteldeutschen Universitäten geblüht zu haben scheint. Die Marburger Amicisten bestanden z. B. (nach privaten Mitteilungen des Herrn Prof. Müller in Frankfurt a. M.) von 1763 bis etwa 1804. In den beschlagnahmten Statuten derselben befinden sich eine Menge Chiffern, die man nicht deuten kann, ebensowenig wie die Zeichen auf noch vorhandenen silbernen, ordensähnlichen Abzeichen der Bundesmitglieder. Einer dieser Orden zeigt die Buchstaben: O. S P — F M S und P G — E A auf den Schenkeln des Kreuzes, in der Mitte D S.



Geheimbundzeichen.

Ohne Deutung sind ferner:
N. D. N. N. D. Q. —
A. E. G. G. —
E. L. D. V. S. G. D. I. L. V. F. H. —
A. F. N. V.

Gedeutet dagegen erscheinen:
V. A. M. O. = Vivat antiquus Mosellanorum Ordo.
V. F. A. I. = Virtute, Fortitudine, Amicitia, Insignes.
XX = Vivat Amicitia.

Die Abbildung gibt ein Geheimzeichen aus dem Jahre 1734 wieder. Es ist aus Bronze, sauber abgedreht und gut graviert. Der Tradition nach stammt es aus Leipzig, doch wird das L nicht Leipzig bedeuten, sondern den Anfangsbuchstaben des Bundesnamens. — Alte Stammbücher und Familienpapiere dürften eine gute Quelle für die Erforschung jener dunklen Zeit des Studentenlebens sein, und Mitteilungen aus solchen wären sehr erwünscht.

M. Kirmis.

Notizen.

Neue Antiquariatskataloge. Vielfach wird der Wert der buchhändlerischen Antiquariatskataloge unterschätzt. Es steckt in ihnen meist ein enormes Stück Arbeit, sie bieten eine Fülle von Material und Wissen, mühsam zusammengetragene Daten, Angaben und Bemerkungen, Mitteilungen über Seltenheiten ꝛc., so daß sie für den Bibliophilen dauernden Wert behalten. Ich erinnere dabei an den Katalog 100 von Ludwig Rosenthals Antiquariat in München, mit reichen Illustrationen und Faksimiles und an den periodisch erscheinenden „Frankfurter Bücherfreund", welcher Mitteilungen aus dem Antiquariate von Joseph Baer & Co. in Frankfurt a. M. bringt. — Die jüngste Nummer des letzteren (3. Jahrgang Nr. 1) enthält z. B. eine sehr beachtenswerte Abhandlung über „die Kupferstiche im Florentiner Dante von 1481" — Neben dem bibliophilen Interesse haben die Spezialkataloge ganz besonderen Wert für Sammler; es dürfte kaum einen Zweig der Sammeltätigkeit geben, welcher aus diesen Katalogen nicht unmittelbar Nutzen und Anregung ziehen könnte. — Für Münzsammler wichtig ist Katalog 467 von Joseph Baer & Co. in Frankfurt a. M. „Numismatik", welcher den ersten Teil, Altertum und Orient, der numismatischen Fachbibliothek des verstorbenen Numismatikers Adolph Weyl in Berlin enthält. Sammler von Porträts, auch Besitzer großer Sammlungen, werden sicher noch manches Unbekannte in Katalog XXX des Antiquariats von Jac. Rosenthal in München finden. Er enthält Angaben über 3656 Adelsporträts. — Katalog 58 von Schaper in Hannover „Seltene und gesuchte Bücher" ist interessant durch eine Zahl guter Chodowieckis. — Katalog 215 von Stargardt in Berlin behandelt Genealogie und Heraldik; ebenso Ludwig Rosenthals Katalog 96. Katalog 97 derselben Firma ist für Sammler von Ridinger-Stichen wichtig, und ganz besonders interessant ist der neueste Katalog 104, welcher von „Zeitungen" handelt und kaum seinesgleichen finden dürfte.

Für Insektensammler. Der Nichtentomologe ahnt meistens nicht, wie weitgehend, alle Erdteile umspannend, die internationalen Beziehungen der vorgeschrittenen Insektensammler sind. Und dieser Standpunkt ist bei wissenschaftlicher Sammeltätigkeit bald erreicht. Die heimische in Betracht kommende Fauna ist annähernd vertreten, das Verlangen nach den durch Größe und Farbenpracht oder durch bizarre Form ausgezeichneten exotischen Species wird rege, der Tauschverkehr nimmt größeren Umfang an, man fängt an zu kaufen und studiert eifrig die Angebote der großen Firmen in Europa und Amerika, welche eigene Sammler — erfahrene, verwegene Leute — in die entlegensten und unberührtesten Gegenden entsenden. Wie verlockend sind oft die Angebote dieser Firmen, für wie wenig Geld werden die prächtigsten Exemplare seltener Urwaldsbewohner, wohl präpariert und in tadellosem Zustande angeboten. — Eines der größten Insektengeschäfte Europas H. Fruhstorfer Berlin, Turmstr. 87, bietet jetzt z. B. an: Eine frisch eingetroffene Sendung von Schmetterlingen aus Celebes, die Gesamtausbeute des berühmten Urwaldjägers Herrn Julius Michaelis, der eben von einer großen Reise zurückgekehrt ist, ferner einzeln z. B. Thysania Strix, die größte Eule der Erde, 4—5 Mk.; die größte Phasmide, Phryganistria fruhstorferi, über einen halben Meter lang, 6—8 Mk. ꝛc. Konstantin Aris in Moskau hat kürzlich eine Preisliste über Käfer verschickt, welche seine Reiseausbeute aus Turkestan, Buchara und Sibirien enthält. — Ernst Swinhoe, London, 37 Addison Gardens hat eine neue sehr beachtenswerte Exotenliste herausgegeben. Hermann Rolle, Berlin, bietet sehr billig „Perlen für jede Sammlung" an, z. B. Ornithopteras croesus aus Indo-Australien, das Paar nur 28 Mk.; Megasoma elephas 8 Mk. — Im Hotel Drouot in Paris versteigert man nicht nur Kunst- und Altsachen, sondern auch Insekten, so wurden dort vom 17. bis 29. Dezember vorigen Jahres die Sammelergebnisse der H. Rouyerschen Reise durch den indomalayischen Archipel versteigert.

Neue Liebigbilder. 1. Das Märchen von den sieben Raben und der treuen Schwester. — 2. Fahrzeuge (Samojedenboot; Floß auf der Ssar; Indianerboot; Doppelboot der Fidschi-Insulaner; Siamesische Dschunken; Mississippiboot). — 3. Der Stein und seine Verwendung (Marmor, Basalt, Schiefer, Kalkschiefer, Granit, Sandstein). — 4. Kulturgeschichtliche Bilder (Zeit der Kreuzzüge, XI. Jahrh.; Zeit der Minnesänger, XIII. Jahrh.; Florenz zur Zeit der Medici, XV. Jahrh.; Zeit Maximilians I., XVI. Jahrh.; Zeit des Dreißigjährigen Krieges; Zeit Ludwigs XVI.). — 5. Das Eis, seine Gewinnung und Verwendung (Sägen des Eises; Verladung in Norwegen; Der elektrische Eispflug; Eismaschine; Gewinnung des Gletschereises; Beförderung der Eisplatten in die Speicher durch das Paternosterwerk). — Die Serien 3 und 4 bieten vorzügliche Bildchen für den Anschauungsunterricht, ihre Beschaffung ist auch Nichtsammlern von Liebigbildern schon deshalb zu empfehlen, weil sonst derartige Illustrationen ziemlich entfernt liegender Techniken nicht leicht zu erhalten sein dürften. MK

Digitized by Google

Hausgarten.

Liebliche Blume, bist Du so früh schon
Wieder gekommen? Sei mir gegrüßet,
Primula veris!

Lenau.

Pflanzen mit sichtbaren Bewegungserscheinungen.

II.

Weniger bekannt dürfte das Desmodium gyrans*) sein, ein in Bengalen heimischer, bis zu 80—90 cm hoch werdender Schmetterlingsblütler. Man findet die Pflanze bei uns nur in den Warmhäusern botanischer Gärten, da ihr ziemlich unscheinbares Aeußere, wie auch ihre größere Empfindlichkeit einer allgemeineren Kultur wenig günstig sind. Nichts desto weniger ist D. infolge seiner sichtbaren Bewegungserscheinungen, die hier durch Einwirkung von Licht und Temperatur bedingt sind, eine recht merkwürdige Pflanze. Sie erscheint etwas kahl, oben verzweigt; die Blätter gestielt, dreizählig und von elliptischer Form; das mittlere Blättchen bedeutend größer, als die beiden Seitenblättchen. Diese Seitenblättchen bewegen sich bei höheren Temperaturgraden (22 bis 35° C.) unter unmittelbarer Einwirkung des Sonnenlichts ohne Unterbrechung im Halbkreis langsam, aber deutlich wahrnehmbar auf und nieder. Unwillkürlich ist man beim Betrachten dieser Bewegung, für deren eigentliche Ursache sich bisher noch keine Erklärung gefunden hat, geneigt, in dieser Pflanze einen höheren Organismus zu sehen. Berührungen üben keinen Einfluß aus. — Neben den genannten Pflanzen gibt es noch viele andere, bei denen Bewegungserscheinungen einzelner Organe dem Auge mehr oder weniger wahrnehmbar sind. Bei genauer Beobachtung wird man die selbständige Bewegungsfähigkeit der Staubgefäße in den Blüten verschiedener Gewächse, sobald sie nur leicht berührt werden, z. B. bei unserer gewöhnlichen Kastanie, den Berberitzen, der Zimmerlinde (Sparmannia), den Sonnenröschen (Helianthemum), manchen Kompositen-Gewächsen wahrnehmen können. Jeder Naturfreund kennt die Eigenschaft der Balsaminen (Abb. 1), ihre Samen fortzuschleudern, sobald sie die völlige Reife erlangt haben. Äußerst interessant in dieser Hinsicht ist die Cyclanthera explodens**), eine zur Familie der Kürbisgewächse zählende einjährige Pflanze, deren etwa 6 cm lange, mit weichen Stacheln besetzte gurkenartige Früchte in reifem Zustand von selbst oder bei geringster Berührung explodieren und ihre Samen weit fortschleudern. Ebenso verhält sich die zur selben Familie gehörende Spritzgurke (Abb. 2), ein $^1/_2$ m hoch werdendes einjähriges Gewächs, das die reifen Samen aus den eigroßen Früchten mehrere Meter weit fortschleudert.

Baumschulenweg bei Berlin. **E. Dittmann.**



Abb. 1. Balsamine.



Abb. 2. Spritzgurke.

Allerlei guter Rat.

Verwelkte Blumen aufzufrischen. Aus naheliegenden Gründen schätzt man zur Winterszeit jede abgeschnittene Blüte doppelt hoch und sucht sie so lange wie möglich frisch zu erhalten. Immer geht dies ja nicht an. Mit Schmerzen sieht die Blumenfreundin die Köpfchen ihrer Lieblinge sich müde neigen, bald nachdem sie den heißen Ballsaal betreten. Das gleiche Schicksal trifft den Inhalt der Vasen und Jardinieren auf der Festtafel, obgleich diesem das feuchte Lebenselement nicht ganz entzogen ist. Mit dem Ende des Festes scheint auch das Ende der Kinder Floras gekommen und eine nicht unerhebliche Summe vernichtet zu sein. Wer nun eine fröhliche Auferstehung erleben und sich noch manchen Tag an den Blüten erfreuen will, schaffe ihnen, sobald es angeht — also nach der Heimkehr vom Fest oder nach dem Weggang der Festgäste —, eine Erquickung und völlige Ruhe. Dazu braucht es nur einer Schale mit frischem Wasser, in die jede Blüte einzeln rasch eingetaucht wird und ein zu verschließendes Gefäß, in welches sie so feucht gelegt werden. Nach 6 bis 10 Stunden haben sich Blüten und Blätter wieder gestrafft und können nun von etwaigen Drahtbanden gelöst werden. Man nennt es eine Unsitte, wenn die Blumen eines Festbouquettes mit Draht gestützt sind und schiebt auf ihn das kurze Leben derselben. Dabei unterschätzt man aber doch nicht wenig die Blumenbindekunst und schiebt ihr zu, was auf Rechnung der heißen, trocknen Luft der Festräume kommt. Gerade das Arbeiten mit Draht gibt den Stengeln erst Halt, und solange noch Blumen auf kurzen Stielen wachsen, kann man ihn nicht entbehren bei Arrangements, die graziös und luftig wirken sollen.

Cl. Zöllner.

Gartenapotheke.

Pflanzenmittel gegen die Fliegen- und Bremsenplage des Viehs. Im Freien schützt man die Tiere durch Bestreichung mit Wacholderholz-Öl (sehr starker Geruch). Einige Tropfen ins Ohr geträufelt oder gerieben können die Ohrenüberzüge ersetzen. Fast ebenso gute Dienste leistet eine Abkochung von grünen Walnußblättern in Essig. Die Tiere werden damit abgewaschen. Neuerdings wird Schweineschmalz, in dem Lorbeerblätter abgesotten wurden, mit gutem Erfolg gegen die Bremsenplage angewendet. Die Lorbeerblätter sollen etwa 5 Minuten in dem Schmalz sieden. Je mehr desto besser.

Der Salbei sagt man gute Heilwirkungen nach. Ein Tee aus Salbeiblättern leistet seiner gelind zusammenziehenden Wirkungen wegen bei Hals-, Mund- und Mandelentzündungen, heiß gebraucht, als Gurgelwasser vortreffliche Dienste. Auch bei „Mundfäule" und sogen. „Schwämmchen im Munde". Getrunken, reinigt der Salbeitee Nieren und Leber. Äußerlich wird Salbeiabkochung als Verbandwasser oder zu Umschlägen bei alten eiternden Wunden oder Geschwüren verwandt; natürlich muß die Salbei frisch gekocht und in einem desinfizierten Gefäße aufbewahrt werden, damit keine Wundinfektion erfolgt.



Abb. 3. Petunia „Feenkönigin".

Petunia „Feenkönigin".

Diese stahlblau geaderten Blumen sind gut gefüllt und hoch gewölbt. Zart und lieblich anzusehen! Eingeführt durch Friedrich Römer, Quedlinburg.

Gartenspuk.

In früheren Zeiten galt das Veilchen im allgemeinen Sinne als Wunderblume, es sollte geheimnisvolle Kraft besitzen, verborgene Schätze anzeigen und seinen Finder in seltenster Weise beglücken. Hierauf bezieht sich eine hübsche altwendische Sage. Der böse Wendengott Zernebog besaß eine prächtige Burg, auf der er thronte. Doch die christlichen Sendboten vernichteten seine Macht, er und sein Schloß wurden in einen Felsen, seine Tochter aber in ein Veilchen verwandelt, das alle hundert Jahre nur einmal blühen soll. Wer dieses Veilchen zu pflücken das Glück hat, der wird die schönste und reichste Tochter des Landes heimführen und ist sein Lebenlang ein glücklicher Mann.

Wohlriechende Spinnenlilie. Pancratium caribaeum.*)

Eines der prächtigsten Zwiebelgewächse für Zimmerkultur. Blumen wohlriechend, reinweiß, von 8—12 cm Durchmesser. Die Zwiebeln können im Frühjahr auch ins Freie ausgepflanzt werden und gelangen dann gewöhnlich Anfang Juli zur Blüte. Von J. C. Schmidt, Erfurt.



Abb. 4. Wohlriechende Spinnenlilie. (Pancratium caribaeum.)

*) D. vom griech. desmē = Bündel; g. lat. = drehend, beweglich.

**) C. griech. von Kyklos = Kreis, anthera = Staubkölbchen; also: Staubkölbchenring; expl. lat. = explodierend.

*) P. vom griech. pan = alles und Krates = Kraft, „allstärkend", weil stärkende Heilpflanze; car. = karaibisch, westindisch. Deutscher Name: Schönhäutchen (= Hymenokallis) wegen der schönhäutigen Nebenkrone.

Digitized by Google

Gartenpost.

Frage. Vor 4 bis 5 Jahren habe ich eine Anzahl Apfelsinenkerne gepflanzt, die alle aufgingen, von denen aber im Laufe der Zeit alle bis auf eine Pflanze wieder eingingen. Diese Pflanze ist jetzt etwa 23 cm hoch und ist ein hübsches kleines Bäumchen. Muß dieselbe, um blühen und Früchte zu tragen, okuliert oder gepfropft werden? Oder ist das nicht nötig? **R. E.**

Antwort. Die Samen geben nur Wildlinge, weshalb Veredlung durch Okulation notwendig, was man schon im 2. Jahr auf dem Wurzelhals oder dicht über der Erde vornehmen kann (ein Einmachglas über den ans Zimmerfenster gestellten Topf, worauf die Augen in 5 bis 6 Wochen treiben); ist dann dieser Edeltrieb kräftig geworden, so wird der vorher schon etwas zurückgeschnittene Wildling über der Veredlungsstelle abgeschnitten). Sonst Veredlung durch Seitenpfropfen im August, am besten mit der niedrig bleibenden Orange (Citrus chinensis) (s. Abb. 5, 6, 7, 8). Die Abbildungen sind dem unsern Lesern wohlbekannten vortrefflichen Buch von R. Betten: Praktische Blumenzucht und Blumenpflege im Zimmer, 240 Abb., Trowitzsch & S., Frankfurt a/O., entnommen.

Auf die Anfrage wegen des Muskatbäumchens (richtiger: Muskatnußbäumchens) möchte ich als Antwort über Standort, Pflege und Heimat folgendes unterbreiten. Der Muskatnußbaum (Myristica fragrans), ist ein von rötlich-gewürztem Safte erfüllter Baum oder auch Strauch. Er wächst hauptsächlich in Indien, Australien und auf dem Malaiischen Archipel. In der Heimat beginnt er mit dem neunten Jahr zu tragen und bleibt fruchtbar bis zum 60. bis 80. Jahr. Von einem Baume werden jährlich circa 2000 Früchte geerntet, die sieben Monate zu ihrer Reife brauchen (näheres teile ich auf Wunsch gern mit). Um so eine Pflanze zu erhalten, muß sie ständig im Gewächshaus oder in warmer Stube mit 12 bis 18° R. gehalten werden. Die Blätter sind oval-lanzettlich; auch letzteres allein ist der Fall. Im Sommer ziemlich viel Wasser. Im Winter etwas trockener als üblich. Die Erde beim Verpflanzen (oder Umsetzen in einen größeren Topf) nicht zu schwer. Mittelschwere Erde! Am besten, Sie übergeben jetzt (da gerade rechte Verpflanzzeit ist) die Bäumchen einem besseren Gärtner und lassen sie sich wie vorgenannt umsetzen. Danach gießen Sie regelmäßig und je nach Wetter, so werden die Bäumchen in kurzer Zeit wieder gesund sein. Vor allen Dingen aber nicht in den Untersetzer Wasser gießen (nur bei Wasser-, Sumpf- und sonst einigen Ampelpflanzen wird dies gemacht), sonst zieht die Erd zu viel an, versäuert, (dasselbe auch bei zu vie Gießen und Wurzel und Leben der Pflanze geht zr Grunde Die Gelbfleckigkeit der Blätter bedeutet wohl das Er scheinen kleiner gelber Flecke mit verwaschenen Rande die man vielfach erst dann sieht, wenn man die Blätter gegen das Licht hält. Diese Erscheinung ist bisweiler ein Anzeichen dafür, daß die Pflanzen während ihrer Ruhezeit zu viel gegossen worden sind. Durch erhöhte Wärme und Lichtzufuhr werden zwar die erkrankten Blätter nicht ausheilen, wohl aber die neuen oder jungen Blätter zu guter Entwicklung kommen. Später, wenn die Pflanzen in ihre Winterquartiere gestellt sind, vermeide man zu starkes Gießen.

P. T. in Leipzig.



Abb. 8. Topforange.

Abb. 5. Schnitt des Wildlings.

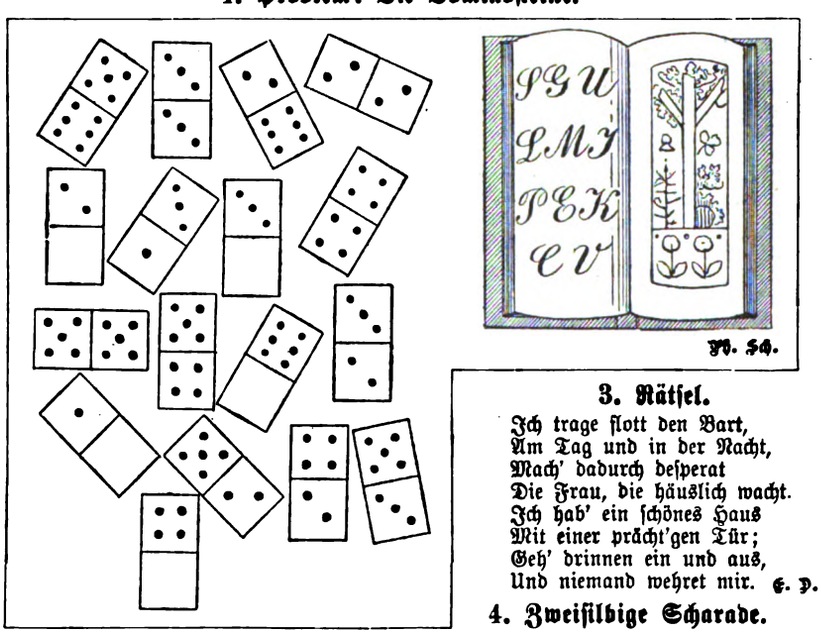
Abb. 6. Schnitt des Edelreises



Abb. 7. Fertige Veredlung.

In unserer Spielecke.

1. Problem: Die Dominosteine.



M. 54.

3. Rätsel.

Ich trage flott den Bart,
Am Tag und in der Nacht,
Mach' dadurch desperat
Die Frau, die häuslich wacht.
Ich hab' ein schönes Haus
Mit einer prächt'gen Tür;
Geh' drinnen ein und aus,
Und niemand wehret mir. **E. Y.**

2. Wechselrätsel.

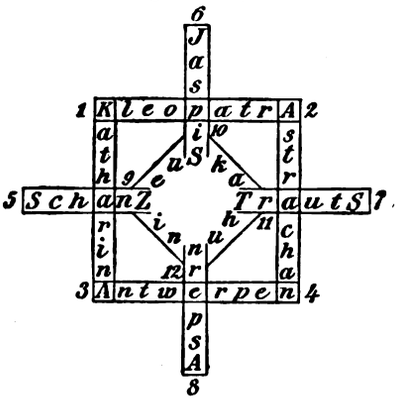
Der Name einer alten Stadt
Im Orient vier Laute hat.
Streicht man den Anfang und den Schluß,
Gibt andern Kopf und andern Fuß,
Ist's ein Erfinder allbekannt
Im ganzen deutschen Vaterland.

4. Zweisilbige Scharade.

Wenn man den beiden Silben hat am Schluß
Den rechten Laut gegeben noch als Fuß,
Von einem Dichter König einst genannt,
Fliegt hoch die erste über See und Land.
Die zweite hat verliehn im blut'gen Krieg
Dem einen Schmach und Leid, dem andern Sieg.
Von seiner Dichter hellem Ruhmesglanze
Umstrahlt, sieht man für alle Zeit das Ganze.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 20.

1. Füllrätsel.



2. Wechselrätsel. Geachtet, geächtet.

3. Versteckrätsel.

H	a	l	b	z	o	g	s	i
e	i	h	n	h	a	l	b	s
a	n	k	e	r	h	i	n	d
a	w	a	r	s	u	m	i	h
n	g	e	s	c	h	e	h	n

4. Anagramm.

Dniestr — Stirne — Stinde.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rücksendung **unverlangt** eingesandtet Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutschen** Freimarken beigelegt sind. — Herausgeber: **Th. H. Pantenius** und **Hanns von Zobeltitz**. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin**. Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W. 35, Steglitzerstr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Anzeigen nur:** An die **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig**, Hospitalstraße 27. — **Verlag** der **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig**.
Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig**.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt.

39. Jahrgang * vom Oktober 1902 bis dahin 1903. * * * Ausgegeben am 7. März 1903. * Nr. 23.

Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.



Der in den Ruhestand getretene Minister-Präsident Graf v. Crailsheim. Nach einer Aufnahme von H. Traut, München.

Zum Ministerwechsel in Bayern. In Bayern ist ein Wechsel in der Leitung des Ministeriums, die seit fast 13 Jahren in der bewährten Hand des Grafen Crailsheim lag, eingetreten, der auch noch ein wichtiges Ressortministerium berührt hat. An Stelle des Grafen ist der bisherige Kultusminister Frhr. v. Podewils Ministerpräsident geworden und für ihn ist an die Spitze des Kultusministeriums der Staatsrat Dr. Anton Ritter von Wehner berufen worden. Der nunmehr in den Ruhestand getretene Graf v. Crailsheim ist am 15. März 1841 zu Ansbach geboren worden. Nach Beendigung seiner juristischen Studien trat er in den Staatsdienst, und besonders fiel ihm hier nach seiner Berufung ins Ministerium des Aeußeren die bedeutungsvolle Aufgabe zu, die Eisenbahnangelegenheiten zu bearbeiten, die seit 1871 in Bayern von dem auswärtigen Ministerium ressortieren. Aus dieser Thätigkeit heraus sah er sich am 4. März 1880 zum Minister des Auswärtigen berufen und übernahm dann von dem ausscheidenden Freiherrn v. Lutz am 31. Mai 1890 den Vorsitz des Ministerraies. Graf Crailsheim ist ein Herr von ungewöhnlich stattlicher Erscheinung und beherrscht die meisten lebenden Sprachen. Der 12. März 1901, der 80. Geburtstag des Prinzregenten, brachte ihm die erbliche Grafenwürde, die freilich auf keinen Sohn übergeht. Sein Nachfolger im Ministerpräsidium, Freiherr Clemens v. Podewils-Dürniz ist am 17. Januar 1850 geboren und gehört dem pommerschen Uradel an. Nachdem er seit 1881 Sekretär bei der Gesandtschaft am preußischen Hof gewesen, wurde er 1883 zum Gesandten am italienischen Hof ernannt, wo er auch in freundschaftliche Beziehungen zu dem jetzigen Reichskanzler Grafen Bülow trat. Seit 1896 war Frhr. von Podewils bayerischer Gesandter in Wien, von welchem Posten er am 25. Juli 1902 abberufen wurde, um als Kultusminister Dr. v. Landmann abzulösen. Mit dem Grafen Crailsheim ist Frhr. v. Podewils in enger Freundschaft verbunden. In seinen Posten rückte nunmehr der Staatsrat im ordentlichen Dienste Dr. Anton von Wehner als Staatsminister des Innern für Kirche und Schulangelegenheiten ein. Dieser ist schon seit einer langen Reihe von Jahren



Der neue Minister-Präs. Frhr. v. Podewils.

Zum Ministerwechsel in Bayern.



Der neue Kultusminister Dr. Anton Ritter v. Wehner. Nach einer Aufnahme von Fr. Müller, Hofphotograph in München.

— seit Beginn seiner staatlichen Laufbahn — im Kultusministeriam thätig und gilt als ein außerordentlich tüchtiger Beamter von hervorragenden Kenntnissen.

* * *

General der Infanterie v. Werder zum 80. Geburtstage. Am 27. Febr. beging einer der ältesten Offiziere der deutschen Armee, ein als Militär wie als Diplomat gleich hochzuschätzenden Mann, das seltene Fest seines 80. Geburtstags, der ehemalige General-Adjutant Kaiser Wilhelms I., General der Infanterie v. Werder. Bernhard Franz Wilhelm v. Werder entstammt einer alten preußischen Adelsfamilie, die unserm Vaterland schon manchen ausgezeichneten Offizier geschenkt hat. Er wurde am 27. Febr. 1823 zu Potsdam geboren, trat 1840 aus dem dortigen Kadetten-Corps in das 1. Garde-Regiment ein und wurde 1852—57 als Adjutant verwendet. 1859 Major und Flügeladjutant des Königs geworden, wurde er 1861 Kommandeur des Garde-Jäger Bataillons und 1856 Oberst und Kommandeur des Garde-Füsilier-Regiments, an dessen Spitze er sich bei Königgrätz den Orden pour le mérite erwarb. 1869 zum Militärbevollmächtigten am russischen Hof ernannt, nahm Herr von Werder bei Kaiser Alexander II. eine Vertrauensstellung ein; er war das Organ der freundschaftlichen persönlichen Beziehungen zwischen dem Berliner und dem Petersburger Hofe und hat sich durch die damit Hand in

Digitized by Google



Gen. d. Inf. v. Werder zum 80. Geburtstag.

Hand gehende Pflege eines guten politischen Verhältnisses zwischen den beiden Staaten das größte Verdienst erworben. Während des Krimkrieges 1877/78 nahm er im Hauptquartier des Zaren an dem Feldzuge teil. Schon vorher, 1876, war Herr v. Werder zum Generaladjutanten Kaiser Wilhelms I. ernannt worden, und 1884 wurde er zum General der Infanterie befördert. Zwei Jahre später wurde er Gouverneur von Berlin, welche Stellung er bis zum Jahre 1892 bekleidete, wo er noch einmal nach Petersburg ging, diesmal als Botschafter des deutschen Reiches. Drei Jahre lang bekleidete General v. Werder diesen Posten mit Auszeichnung, bis er 1895 von ihm zurücktrat und sich als Zweiundsiebzigjähriger in den wohlverdienten Ruhestand zurückzog. General v. Werder nimmt in der Armee noch die Ehrenstellung eines Chefs des Reitenden Feldjägerkorps ein und wird à la suite des Garde-Füsilier-Regiments geführt.

* * *

Frau E. Wuttke-Biller zum 70. Geburtstag. Die bekannte, vielgelesene Jugendschriftstellerin und Verfasserin fesselnd geschriebener historischer Romane, Frau Wuttke-Biller, begeht am 7. März ihren 70. Geburtstag. Frau Emma Wuttke, ihr Mädchenname ist Biller, ist 1833 zu Breslau in einem alten Familienhause geboren worden und aufgewachsen, in dem viel Künstler verkehrten. Künstlerische Veranlagungen waren in ihrer Familie schon seit Generationen vererbt. Ihr Großvater war ein leidenschaftlicher Musikfreund; ihr Vater wollte Maler werden, mußte aber studieren. Er war Stadtrat. Ihre Mutter stammte aus Spanien, sie war in Cadix geboren. Aus dem Elternhaus heraus heiratete sie ihren



Frau Emma Wuttke-Biller (mit ihrer Enkelin), zum 70. Geburtstag.



6) Musikverleger Rahter. 8) Lehrer Pembaur.

2) Lehrer Teichmüller. 4) Frl. Nikisch.
5) Cellistin Frl. Suggia. 1) Prof. Nikisch 8) von Rössel. 7) Bremer.

Vom Winterfest des Conservatoriums in Leipzig.

Digitized by Google



Prinzeß Haïrie Ben Aïd, eine türkische Frauenrechtlerin.

Vetter, den Historiker H. Wuttke, und zog mit ihm nach Leipzig. Ihr Gatte suchte sie sich zu einer Helferin für seine Arbeiten heranzuziehen. Sie las mit ihm umfangreiche historische Werke, und der lebhafte Verkehr mit den Fachgenossen ihres Gatten brachte ihr weiter eine Fülle von Anregungen. Auf Grund dieser Anregungen sind ihre fein und fesselnd geschriebenen historischen Romane entstanden, zu denen sie große Vorstudien gemacht hat, so „Barbara Ittenhausen, ein Augsburger Familienleben im 16. Jahrhundert", „Markgräfin Barbara von Brandenburg", „Unter dem Szepter des Hofmeisters" und „Pflicht". Ihre rege lebhafte Phantasie, die sie schon in ihrer Mädchenzeit beherrscht hatte, gab ihr ferner auch reichen Stoff zu ihren Märchen und Jugenderzählungen, die sie in großer Zahl geschrieben und mit denen sie sich eine große Zahl von treuen Freunden in der Kinderwelt geschaffen hat.

* * *

Prinzeß Haïrie Ben-Aïd. Selbst im Orient ist jetzt eine Vorkämpferin für die Rechte der Frauen erstanden, die dort allerdings viel wirklich Besserungsbedürftiges vorfindet. Diese Frauenrechtlerin ist Prinzessin Haïrie Ben-Aïd, eine Türkin von großer Schönheit, die Gattin des ehemaligen türkischen Generalkonsuls Ali Nouri Bey. Sie hat es sich zur Lebensaufgabe gesetzt, die europäische Frauenwelt über die traurigen Verhältnisse aufzuklären, in denen ihre orientalischen Schwestern leben. Zu diesem Zweck macht sie jetzt eine Rundreise durch Europa. Zuerst wurde Kopenhagen besucht, und jetzt genoß auch die Stockholmer Gesellschaft das ungewohnte Schauspiel, eine Türkin als Anwalt ihrer Landsmänninnen auftreten zu sehen. Die Prinzessin Haïrie spricht nicht selbst. Sie begnügt sich damit, die Zuhörer nach orientalischer Art durch eine Handbewegung zur Stirn zu begrüßen, sowie eine kurze türkische Ansprache zu halten, dann nimmt sie auf dem Podium Platz, während den Vortrag selbst der ehemalige Redakteur des „Stambul", Anmeghian, ein Armenier, hält, und zwar in französischer Sprache. Die Prinzessin spricht nur ihre Muttersprache. Anmeghian schildert Erziehung und Leben und das traurige Sklavenleben der türkischen Frau.

* * *

Die Neuerwerbungen der Ruhmeshalle zu Berlin. Dem Kaiser wurde an seinem letzten Geburtstage im Lichthofe des Zeughauses bei der Paroleausgabe eine Sammlung von Heerestrophäen vorgeführt, die nicht nur von hohem waffen- und heeresgeschichtlichen Wert ist, sondern auch durch die Art ihrer Herkunft besonderes Interesse beansprucht. Sie stammt nämlich einerseits aus der sogenannten „Breslauer Beute", andrerseits aus ansbach-bayreuthischem Besitz. Die „Breslauer Beute" sind alte preußische Waffen und Fahnen, die bei der Kapitulation von Breslau am 5. Jan. 1807 in französische Hände fielen. Jerome Bonaparte, der in Schlesien kommandierte, überließ sie den Bayern, die an der Belagerung Teil genommen hatten, und so kamen sie nach München. Die ansbach-bayreuthischen Trophäen geriethen bei Kulmbach ebenfalls in bayrische Hände. Alles ist nunmehr durch Tausch andrer hier meist doppelt befindlicher Gegenstände vom königlich bayrischen Armeemuseum in München zurückerworben und bildet so die einzige heeresgeschichtliche Erinnerung an die ehemals in preußischem Besitz befindlichen ansbach-bayreuther Lande. Den Aufbau der Sammlung überragen, wie unsre Abbildung zeigt, 24 Fahnen und Standarten, darunter 2 kurbrandenburgische Standarten des Regiments v. Kannenberg, 2 bayreuther Fahnen und 20 Fahnen aus der Zeit Friedrichs des Großen. An der Vorderseite sehen wir einzelne Gegenstände, die außerdem in der letzten Zeit der Ruhmeshalle geschenkt worden sind, darunter besonders wertvoll den Säbel König Alberts von Sachsen, den er als siegreicher Führer der Maasarmee während des ganzen Krieges 1870/71 getragen hat, links daneben den Degen, den der kommandierende General des 11. preußischen Armeekorps, v. Gersdorff, trug, als er bei Sedan die Todeswunde empfing. Wohl das werthvollste Stück der Sammlung bildet das schöne Bronzerohr, das wir vorne in der Mitte sehen. Es trägt den Namenszug des Markgrafen Georg Wilhelm von Brandenburg-Bayreuth (1712 bis 1726) und das große brandenburgische Wappen mit dem brandenburgischen Adler als Herzschild und den 25 Wappen brandenburgischer Besitztitel. Um dieses Wappen eben schlingt sich die Kette mit dem Kreuz des Ordens de la sincèrité, den der Markgraf schon als Erbprinz 1703 gestiftet hatte. Er wurde 1734 in den brandenburgischen roten Adlerorden umgeändert, den Friedrich



Neuerwerbungen in der Ruhmeshalle zu Berlin. Nach einer Aufnahme von C. Hesse, Berlin.

Digitized by Google

Wilhelm III. 1792, als er den Besitz der ansbach-bayreuther Lande antrat, als preußischen rothen Adlerorden übernahm. Das Geschütz mit dem Bilde dieses Ordens wurde dem Markgrafen von den ersten Rittern des Ordens geschenkt und stand bis 1759 vor dem Schloß zu Bayreuth, wo es nach der Plaßenburg kam.

* * *

Prof. D. Witte in Halle. Wir bringen unsern Lesern heute das Bild eines unserer ältesten und verehrtesten Mitarbeiter, von dem wir auch in der vorliegenden Nummer wieder einmal einen Beitrag bringen dürfen, des Schriftführer des Evangelischen Bundes, des Superintendenten a. D. Prof. D. Witte in Halle. Leopold Witte, geboren am 9. Juni 1836 zu Halle, als Sohn des bekannten „Wunderkindes", Juristen und Danteforschers Karl Witte, erhielt auf der Hallischen Bürgerschule und dem Pädagogium seine erste Ausbildung. 1853—58 studierte er in Heidelberg und Halle Theologie und ging nach vollbrachtem ersten Examen auf zwei Jahre nach Rom, wo er die tiefstgehenden Eindrücke für das geistige Gepräge seines ganzen Lebens erhielt, wie dieses aus dem Vorwort seines Buches „Aus Kirche und Kunst" 1897 ersichtlich ist: „Die Fäden der verschiedenartigsten Gewebe, die sich hier zu einem buntfarbigen Ganzen zusammenfügen," so heißt es da, „weisen alle mehr oder weniger auf die Stätte hin, welche vor länger als einem Menschenalter dem reifenden Jünglinge zwei Jahre hindurch die allertiefsten und nachhaltigsten Anregungen gegeben hat: Die ewige Roma!" 1861 wurde Witte Pfarrer in Cöthen bei Falkenberg und 1865 trat er dort in die Ehe, die mit 6 Kinder gesegnet wurde. 1879 erhielt er einen Ruf als geistlicher Inspektor, Professor und Superintendent an die Landesschule Pforta, der er bis Ostern 1900 angehört hat. Als die Berufung in eine Universitätsprofessur Greifswalds nicht zum Ziele kam, ehrte ihn die Fakultät 1888 durch die Verleihung des theologischen Doktors. Bei der Begründung des Evangelischen Bundes zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen 1886 in den Centralvorstand gewählt, übernahm er 1897 die Geschäfte des Schriftführers, denen zuliebe er 1900 seine Pförtner Stellung aufgab und nach Halle, dem Sitze des Bundes, zog, wo er noch lebt. — Seine mannigfaltige litterarische Thätigkeit begann Witte 1861 mit der Schrift: „Das Evangelium in Italien". Die Mitarbeit an Daheim datiert aus dem Jahre 1873, wo er einen ausführlichen Bericht über die Allianzversammlung in New-York gab, der er als „deutscher Delegierter" beigewohnt hatte. Seitdem hat D. Witte in zahlreichen Buchpublikationen und in ständigen Beiträgen zur „Neuen Evang. Kirch.-Ztg." sein reiches Wissen niedergelegt.

* * *

Die Gerbermühle bei Frankfurt a./M. Eine Göthe-Erinnerungsstätte, die malerisch gelegene Gerbermühle bei Frankfurt, ist jetzt leider so baufällig geworden, daß die Stadtverwaltung eine Renovation des denkwürdigen Gebäudes beschloß. Die Stätte ist verknüpft mit dem Gedächtnis einer der lieblichsten Frauengestalten, die im Leben und Dichten des Dichterfürsten eine Rolle spielten, mit Marianne von Willemer, die er als Suleika unsterblich gemacht hat. Hier hat Goethe mit ihr, ihrem Gatten und zwei weiteren Freunden manche frohe anregende Stunde verbracht, hier auch seinen 66. Geburtstag gefeiert.

* * *

Prof. Artemiews Schutzanzug. Aus der stillen Gelehrtenstube des Direktors Professor Nikolaus Artemiew vom elektrotechnischen Institut in Kiew ist eine neue Erfindung ausgegangen, die Siemens und Halske soeben an die Oeffentlichkeit gebracht haben. Man weiß, welche Ausdehnung die Benutzung hochgespannter elektrischer Ströme gewonnen hat, man weiß auch, daß solche Ströme den Menschen sicher töten. So kann man ermessen, welche Wichtigkeit dem von Prof. Artemiews erfundenen Schutzkleid zukommt, das dem Menschen gestattet, nicht allein im Laboratorium mit hochgespannten elektrisch. Ströme zu arbeiten, sie zu untersuchen 2c., sondern auch in der Praxis die gefahrlose Berührungen von Leitungen mit hochgespanntem Strom garantiert. Bisher war der Gummischuh und der Gummihandschuh, beide als Isolatoren, der Gehülfe des Menschen bei seiner Arbeit gegen die Gefahren der elektrischen Hochspannung. Professor Artemiew faßte die Lösung der Aufgabe von der entgegengesetzten Seite an. Er kalkulierte also: Wir wissen, daß der elektrische Strom allezeit den besseren Leiter auffucht und den schlechteren verschmäht, wenn er einen besseren haben kann. Der menschliche Körper ist ein schlechter, das Metall ein guter Leiter. Stecken wir daher den Menschen in einen metallischen Schutzanzug, der ihn völlig umgiebt, so wird der elektrische Strom sich an den Anzug halten und den Menschen verschonen. So machte Professor Artemiew mit Hülfe seiner Gattin einen Anzug aus feinem Metallgewebe zurecht, und siehe da, die Sache bewährte sich. Artemiew entschloß sich alsbald, Versuche mit dem Anzug im Großen anzustellen und trat zu dem Zwecke mit Siemens und Halske in Verbindung, auf deren Charlottenburger Werk eine Reihe von Versuchen angestellt wurden, die sämtlich erfolgreich verliefen. Mit dem Schutzanzug bekleidet zog Artemiew aus Hochspannungs-



Bürgermeister Reißbrodt. Stadtrat Mundt.
Maler Hans Koberstein.
Dr. Jacobsen. Maler Wilh. Beckmann. Geh. Sanit.-Rat Dr. Köster. Stadtrat Jaehnert.

Vom Kostümfest des Künstlervereins in Berlin: Die „Hussiten vor Naumburg". Gruppe der Mitwirkenden und der als Gäste erschienenen Vertreter der Stadt Naumburg. Nach einer Aufnahme von H. Boll, Berlin.

Digitized by Google



Superintendent a. D. Prof. D. Witte in Halle, der Schriftführer des Evangelischen Bundes zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen.

Digitized by Google

leitungen von 150 000 Volt meterlange Funken, ja ganze Feuergarben, ohne jede Fährnis. Er nahm die beiden Pole der Leitung in beide Hände und ließ den Strom durch sich, d. h. durch seine Kleidung hindurchgehen. Er stellte also, wie die Elektriker sagen, Kurzschluß her. Ebenso konnte er einen Leitungsstrom von 200 Ampere dauernd, von 600 Ampere einige Sekunden aushalten. Da in der Regel ein Zehntel Ampere, wenn es den menschlichen Körper durchströmt, genügt, um den Menschen zu töden, so war danach die Wirkung des Schutzanzuges eine vollkommene. Sehen wir nun zunächst, was unsere Bilder lehren. Wir haben in Bild 1 den kühnen Forscher vor uns, dessen Erfindung einen neuen folgenreichen Schritt der Nutzung der Elektrizität im Dienste der Menschheit bedeutet. Er trägt unter den Kleidern den Schutzanzug, nur daß er die Kopfhülle zurückgeschlagen hat, da er grade rastet. Dagegen zeigt Bild 2 ihn im Normalanzug. Man wird dabei an einen Taucher erinnert. Auf dem dritten Bild hat sich Prof. Artemiew in seinem Arbeitskleid zwischen die Pole eines Wechselstrom-Transformators für 20 Kilo-Voltampere bei 150 000 Volt und 500 Perioden eingeschaltet. Die Wirkung ist eine großartige. Ein Funkenstrom geht von Pol zu Pol, die Schlagweite deutet auf die ungeheure Spannung, ein anderer Strom gleitet von dem einen Pol über den Schutzanzug hinweg zum anderen Pol. Der Professor wird nicht davon berührt. Sein Anzug weiß sich mit der Sache bequem abzufinden. Dabei ist aber die Konstruktion des auf Leinwand aufgearbeiteten feinen Metallgewebes so sinnreich hergestellt, daß Augen und Hände trotz der ängstlichen Verhüllung sehen und hantieren können. Der Schutzanzug gewährt sonach tatsächlich einen ganz außerordentlichen Schutz. Verwendbar ist er nicht nur in Laboratorien beim Arbeiten mit hohen Spannungen und kleinen Stromstärken, sondern er wird bei richtiger Anwendung auch in der Praxis in Hochspannungsanlagen sich überall sehr brauchbar erweisen und mehr zu empfehlen sein als Gummischuhe und Gummihandschuhe. Je höher die Spannung ist, um so weniger bequem und zuverlässig wird der Schutz durch die Gummikleidung, und um so mehr wird der leitende Metallanzug einen Schutz gewähren. Nur muß man die schädlichen Lichtbogen nach dem Anzug hin vermeiden, deren Wärme das Metallgewebe zerstören und die Haut verbrennen kann. Geschieht das, so kann man ohne Gefahr und ohne Unterbrechung des Betriebes Arbeiten direkt an einer unter Spannung befindlichen Leitung vornehmen, ein praktisch ganz außerordentlicher Gewinn. Kurz, wir haben wieder eine neue Stufe erreicht zur Sicherung des Menschen beim Gebrauch der Naturgewalten, die er in seinen Dienst stellt.



Eine Goethe-Stätte: Die wegen Baufälligkeit zur Renovation bestimmte Gerbermühle bei Frankfurt a. M. Nach einer Aufnahme von Chr. Herbst, Hofphotograph in Worms.



2. Prof. Artemiew im vollständigen Schutzanzuge.



1. Prof. Artemiew, der Erfinder des Schutzanzugs für Elektrotechniker.



3. Prof. Artemiew in seinem Schutzanzug, einem elektrischen Strom von 150000 Volt ausgesetzt.

* * *

Digitized by Google

Frauen-Daheim.

Gibt's einen Menschen in der Welt,
In dem nicht Licht und Schatten streiten?
Wer sich ans Lichte in den Menschen hält,
Bekämpft am Besten ihre Schattenseiten.



Samariterschülerinnen in einer Berliner Unfallstation.

Die Samariterkurse der Berliner Unfallstationen.

„Kommen Sie, Fräulein, halten Sie, — hier unter der Bruchstelle! — — Die Hand weg jetzt! Die kann ich nicht mit einbandagieren, die können wir nicht mitschicken in die Charité. — So, da kommt der Krankenwagen! Sie, Fräulein N., stützen Sie mal, bitte, den Mann mit!"

Wir sind in der dem Bautenkomplex des Zoologischen Gartens eingegliederten, vom Kurfürstendamm zugänglichen Station XX der über Berlin verstreuten 22 Unfallstationen vom Roten Kreuz und zwar zur Mittagszeit, während des von 12 bis 2 Uhr dort abgehaltenen Samariterkurses für Mädchen und Frauen.

Diese Kurse bilden in der wundervollen Kette des Ineinanderarbeitens von Arbeiterfürsorge seitens der deutschen Berufsgenossenschaften, von Hilfstätigkeit seitens des Roten Kreuzverbandes, des Samaritervereins Berlins und des Vaterländischen Frauenvereins ein unschätzbar wichtiges Glied. Sie bieten ihren Schülerinnen die Gelegenheit, sich in Zeit von acht Wochen bei täglich zweistündiger Dauer eine ganz tüchtige theoretische und praktische Ausbildung in der Erkenntnis und ersten Behandlung von körperlichen Unglücksfällen anzueignen. Das ist natürlich nur möglich durch die Mannigfaltigkeit der Fälle in solcher Unfallstation, die die aktuelle Praxis in interessantester reichster Gestaltung darbietet. Die Einrichtung dieser Zentren des Rettungswesens, dieser Stätten der ersten Wundverbindung Verunglückter, ist eine der genialsten Errungenschaften auf sozialem und sanitärem Gebiet, ein mächtiger Kulturfortschritt. Ihrem Schöpfer und jetzigen Kurator, dem edlen Menschenfreund Herrn Max Schlesinger, kann wirklich nicht genug gedankt werden! Man kann sich nichts Wohldurchdachteres, Glatteres und logischer Organisiertes denken, als die durch diese Einrichtung ermöglichte Fürsorge für einen im Betrieb der Großstadt zu Schaden gekommenen Menschen vom Augenblick der Verletzung an bis zu seiner eventuellen, vom Stationsarzt ins Werk gesetzten Unterbringung im Krankenhaus, richtiger gesagt, seiner Entlassung aus demselben, ja weiter, oft durchs Leben weiter, — denn Ursache und Folge hängen da ja häufig in langer Kette zusammen. Eben deshalb sind diese Unfallstationen ja geschaffen, sind in erster Linie für die verhängnisvollen Körperverletzungen vielfach ausgesetzten Arbeiter da, wenn ihre Wohltaten daneben auch der gesamten übrigen Menschheit zu gute kommen. Von der Zweckmäßigkeit der ersten Verbände, von Lagerung und Transport der Verletzten hängt in den meisten Fällen ja der Verlauf einer Verletzung ab. Alle diese Dinge leiten und besorgen diese Stationen aufs denkbar beste. Sie sind nach allen Erfordernissen der modernen Wundbehandlung eingerichtet, enthalten einen antiseptischen Operations- und Verbandraum mit allen Hilfs- und Schutzmitteln, einen Warteraum, ein Arztzimmer; sie sind telephonisch zum Teil sogar faktisch, räumlich, mit Krankenhäusern und Transportmittelstationen der Stadt und Polizeiwachen verbunden, sind durch mächtig ins Auge fallende Plakatlaternen von weitem kenntlich; in allen Betrieben machen Plakate auf sie aufmerksam; ihr Personal ist sogar zum Dienst auf den Unfallstellen selbst verpflichtet; besser und zweckmäßiger kann also nicht gesorgt werden, nicht im Interesse der beschützten arbeitenden Klassen und — was die Sache als eminent praktisch kennzeichnet — nicht im Interesse der Fürsorgenden selbst.

Wie oft erhält die korrekte erste Wundbehandlung den Arbeitgebern ihre Arbeitskräfte rüstig und erwerbsfähig! Sie erspart ihnen manchmal lange Krankenhaus- und Invaliditätskosten. Die vom klinischen Standpunkt aus leichten Verletzungen, für welche die Krankenhäuser keine langen Behandlungen gewähren können, — Finger- und Handverletzungen zum Beispiel, — sind für die Unfallsversicherungen ja die verhängnisvollsten. So greifen alle Interessen, wie es im sozialen Leben ja sein muß, ineinander.

Schon dies zu erfassen, den klaren Durchblick durch die oft so verworren scheinenden Verhältnisse unsres öffentlichen Lebens zu gewinnen, ist für die jungen Damen, denen sich diese Unfallstationen als Lehrstätten öffnen, ein unabsehbarer Gewinn. Und wie viel gibt es Praktisches, Ärztlich-Theoretisches, Menschliches auf solcher Station sonst zu lernen!

Immer mehr begreifen die Großstädter ja die Wohltat dieser Einrichtung, suchen für ihre leichten und schweren Verletzungen hier die erste angemessene Hilfe, wenn der Hausarzt augenblicklich nicht zur Hand ist.

Zwischen und außer diesen klinischen Ereignissen, bei denen die Samariterschülerinnen energisch Hand anlegen müssen, wenn sie in ihre Lehrstunden fallen, finden in letzteren Belehrungen theoretischer Art statt. Wir hörten vom leitenden Arzt seinen mit Aufwickeln von Nahtzwirn eifrigst beschäftigten Schülerinnen einen Vortrag über das Nahtmaterial zur Wundvernähung, über dessen Sterilisierung u. s. w. halten; wir hörten ihn ein kleines Examen anstellen über Zweck und Behandlung verschiedener klinischer Instrumente.

So teilt sich den Damen in interessanter Verbindung mit der Praxis eine Menge Wissensstoff mit von einem Gebiet, das dem weiblichen Wesen so nahe und, leider, trotzdem oft so ferne liegt, ihm im Leben so nötig und nützlich werden kann!

Nach achtwöchentlicher Lehrzeit und bestandenem Examen wird den Schülerinnen von der Ehrenpräsidentin der Frauenkomitees für Hilfeleistung in den Familien Verunglückter, der Prinzessin Elisabeth zu Hohenlohe-Schillingsfürst, ein Diplom überreicht, das den Lehrgang äußerlich abschließt und die jungen Kräfte zur Hilfeleistung in Kriegsfällen berechtigt.

Sehr häufig hat die angeregte Lern- und Tätigkeitslust an dem einen Kursus nicht genug, und die Diplomierten melden sich dann zu einem zweiten, ja auch weiteren, denn jeder Tag bietet ja neues Lehrmaterial, und die ausgebildeten Schülerinnen werden dann erst zu nützlichen Helferinnen.

Wie wichtig zur Charaktererziehung junger Mädchen und Frauen, zur Weckung der Energie, Herzhaftigkeit, des Mitgefühls und der vielfachsten geistigen und seelischen Interessen solch ein Kursus ist, versteht sich wohl von selbst.

Er ist zudem der einfachste, kürzeste Weg, für Laien, etwas Tüchtiges von der Krankenpflege, wenn auch nur von der klinischen Seite derselben zu sehen und zu lernen. Die soziale Seite der Sache fällt zudem schwer ins Gewicht.

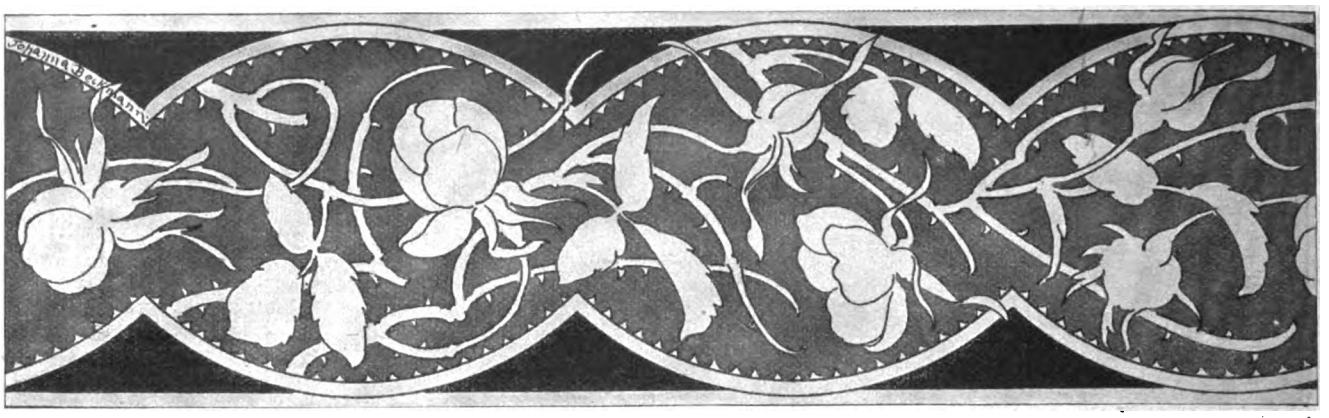
Wer von unseren Leserinnen sich außerhalb der Kurse über dieselben unterrichten will, dem empfehlen wir die Broschüre: „Das Rote Kreuz und die Berufsgenossenschaften" von Max Schlesinger. Berlin, C. Heymanns Verlag. Auch eine andere: „Die Berliner Unfallstationen vom Roten Kreuz". Berlin, gedruckt bei Julius Sittenfeld, sei empfohlen. z.

Hoffnung.

Die größte Freude, die wir ha'n,
Ist gutes Hoffen und lieber Wahn,
Hoffnung erfreuet manchen Mann,
Der Herzensfreude nie gewann.
(Alter Spruch.)

Es ist eine tröstliche Einrichtung, die gewiß von vielen, die Schweres erlebt haben, beobachtet wurde, daß über die tiefsten Abgründe des Leides sich eine zartschimmernde Hoffnungsbrücke schwingt, auf welcher wir mit leisem Schritte, wie traumhaft über die schwersten Kümmernisse hinwegschweben. Wir haben mit den Augen unserer Seele, vielleicht halb unbewußt, diese Hoffnungsbrücke alle erblickt, und daß sie dann, wenn wir auf ihr den tiefsten Leidesabgrund überschritten, wie ein Regenbogen zerfloß, was tat es? Sie baut sich ja immer aufs neue auf und um so leuchtender, je heißer die Tränen sind, durch welche wir sie schauen und je dunkler die Tiefe ist, über welche sie uns hinwegträgt.

Digitized by Google



Rosenkante für Malerei und Stickerei.

Wir sehen sie zuletzt, und dann ist sie kein Trugbild, wie sie sich als himmlischer Bogen über Tod und Grab hinüberschwingt, einer seltsamen Helle zu, schon leise angeglänzt vom Wiederschein des ewigen Lichtes.

Die Hoffnung im Menschenherzen ist eines der größten Wunder unter all den Wundern, inmitten derer wir leben. Die Hoffnung, die für jeden eine andere, aber immer lichtgestaltet, immer „ein lieber Wahn" ist, woher stammt sie, wie entsteht sie, wovon nährt sie sich? Nicht von der Erfahrung, denn die meisten Menschen erfahren weit mehr Enttäuschungen, als Erfüllung ihrer Wünsche; auch nicht von Verstandesschlüssen und Vernunftgründen, denn was sie uns vorspiegelt, womit sie uns erfreut, ist keineswegs immer logisch und vernünftig, sondern meist phantastisch und unwahrscheinlich. Es gibt für die Hoffnung eigentlich keine Erklärung und nichts Analoges auf Erden. Sie ist ätherischer als die Liebe, wesenloser als der Glaube, zarter als die Freude, ein Luftgespinst, und doch eine holde Schwester der Liebe und des Glaubens; sie ist mit nichts vergleichbar, sie ist einzig, nicht irdisch, sondern unirdisch, ein Lichtschein, der, durch die geschlossene Himmelspforte schlüpfend, in viele Millionen Funken zerstäubend, in die Menschenherzen eindringt. Nach all dem Traurigen, was auf Erden schon geschehen, noch geschieht und geschehen wird, müßte die Hoffnung längst gestorben, müßte keine Spur von Hoffnung unter uns Erdbewohnern mehr vorhanden sein, wenn sie nicht etwas Unvergängliches wäre, etwas was gar nicht sterben kann.

„Nun aber bleibet Glaube, Hoffnung und Liebe, diese drei!" Und wenn die Liebe nach den Worten des Apostels die Größte unter ihnen ist, so ist die Hoffnung vielleicht die Ausdauerndste, die Unverwüstlichste, die Widerstands- und Anpassungsfähigste, die nur eines einzigen Fünkchens unter der Asche in einem todtraurigen Herzen bedarf, um beim leisesten Lufthauch emporzuflackern in freudeverheißenden Bildern, um leuchtende, goldene Brücken über düstere Abgründe zu zaubern und ein jubelndes Glücksliedlein anzustimmen.

„Und findet das Lied auch nie Erfüllung,
So hat's doch wohlgetan zur Stunde."

Kunst im Hause.

Rosenranke. Das obenstehende Muster ist in den verschiedensten kunstgewerblichen Techniken ausführbar. Es kann sich z. B. als Streifen über eine Holztruhe in Brandmalerei ziehen, die Blätter werden fein bräunlich angelegt, und der aus Karmin und Ocker erzielte Rosenton erinnert nur noch an die Centifolienfarbe, die für diese Verwendung zu scharf ist. — Auch in Stielstickstickerei läßt sich die Borte wiedergeben; bei dieser Ausführung ist zu beachten, daß man die Flächen des Musters nicht durch die Umrißlinien verkleinert, sondern eher außerhalb der Linie stickt, damit, wenn der dunkle Grund durch einen füllenden Stich hergestellt wird, die Formen nicht zu dürftig erscheinen. **J. B.**

Für Konfirmandinnen.

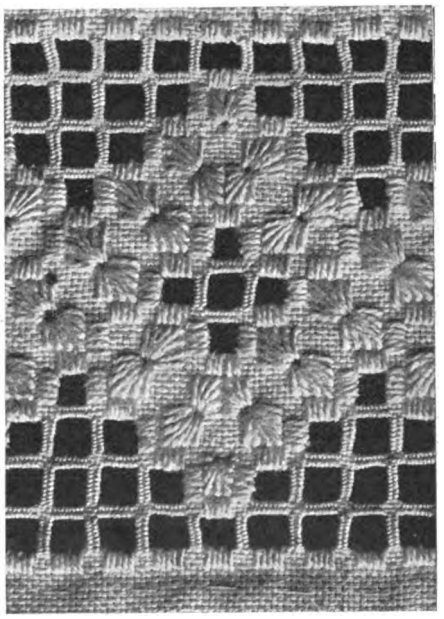
Ich fand, den meine Seele liebt, ich halte ihn und will ihn nicht lassen. Hohelied 3, 4.

Nun hast Du ihn gefunden,
Den Deine Seele liebt,
Der Dir zu allen Stunden
Licht, Fried' und Freude gibt.

Nun halt' ihn auch in Treuen,
Auf ihn nur sollst Du sehn.
Es wird Dich nicht gereuen,
An seiner Hand zu gehn.

Er kann Dich ja nicht lassen,
Wenn Du nur ihn nicht läßt.
Du aber darfst ihn fassen,
Recht kindlich, treu und fest.

Anna Ziegler, Hnadenberg.



Durchbruchstreifen zu Tisch- und Kaffedecke in Hardanger Leinen.

Handarbeit.

Im Frauendaheim war vor einiger Zeit eine reizende Art sehr dauerhafter künstlerisch schöner Kaffeedecken empfohlen, die ich auf diese Anregung hin schon mehrfach in allerlei Variationen nachgearbeitet habe: glatte Decken aus Hardanger Leinen mit zwei bis drei Querstreifen in schöner ausdrucksvoller Durchbrucharbeit. Diese Decken sehen entzückend aus und sind an Haltbarkeit wohl kaum zu übertreffen; ich arbeitete kürzlich eine mit zwei schön abstechenden klaren Querstreifen in einem einfachen wirkungsvollen Muster, das ich anbei zur Nachahmung und Anregung mitteile. Meine Decke war für einen länglichen Eßtisch bestimmt, 2 m lang und 150 cm breit. Den Hardanger Stoff bekam ich in dieser Breite bei H. Langenbeck, Berlin W, Kleiststraße 26, Mtr. 4 Mk. 50 Pf.

Für die Küche.

Plinsen. 1½ Pfd. Weizenmehl, 1 l Milch, für 10 Pfg. Hefe, 2—3 Eier, 1 Kaffeelöffel Zucker, 1 Messerspitze Salz, ein Stück Speckschwarte. Man zerrührt die Hefe mit etwas warmer Milch und etwas Mehl und setzt das Hefenstück zum Angehen, was ungefähr 20—30 Minuten dauert. Dann rührt man das Mehl mit der Milch, den Eiern, Zucker, Salz und dem Hefenstück zu einem Teig, den man in einem großen Topf etwa eine halbe Stunde an warmer Stelle stehen läßt, damit er geht. Nun beginnt man das Backen. Ein flacher Tiegel wird rasch mit der auf eine Gabel gespießten Speckschwarte überstrichen, dann schöpft man mit einer Kelle etwas Teig hinein und bäckt sehr dünne Plinsen, die man wendet und auf beiden Seiten gelbbraun werden läßt. Sie werden sofort mit etwas zerlassener Butter gestrichen und mit Zucker und Kaneel bestreut. Sie müssen warm serviert werden. (Aus dem Rezeptbuch der Kaffee-Rösterei Max Thürmer-Dresden. Gratis zu haben.)

Fragen.

32) Ich möchte gern wissen, wie der im Frauendaheim Nr. 18 in der Auskunft an **K.** in **Stuttgart** erwähnte Sieb- oder Weißkäse zubereitet wird.
K. St. in Oberhessen.

33) Ist vielleicht in dem verehrten Leserkreise des Frauendaheim ein gutes Putzmittel für große Nickel-Kochgefäße bekannt, welches die an den Innenwandungen anhaftenden Speiseteile leicht und gut beseitigt, ohne das Metall anzugreifen? Im voraus besten Dank **F. in T.**

34) Welche Schritte kann man tun, um einer Wirtschafterin, die 25 Jahre mir und meiner Familie in den verschiedensten Lebenslagen mit seltner Treue und Arbeitsfreudigkeit gedient hat, Anerkennungen zuteil werden zu lassen? Könnte ich sie durch einmalige jährliche Einzahlung für ihr späteres Leben sicher stellen? Für eine Beantwortung wäre ich den verehrten Daheim-Leserinnen aufrichtig dankbar.
Fr. v. Sp.

35) In welcher thüringischen Stadt befindet sich der Zinngießer Lange? Wie es scheint, hat sich die Einsenderin der Eisenacher Adresse geirrt.

Auskunft.

Fr. 25. **(Sparsame Hausfrau.)** Ich bin Sammlerin hübscher alter Zinnsachen und würde gern einiges aus Ihrem Vorrat erwerben, vorausgesetzt, daß die Preise nicht abnorm sind.
Fr. Superint. **M.** in **M.** (Adresse in der Redaktion.)

Fr. 27. **H.** in **B.** zur Antwort, daß in dem Kirchdorfe Osche (Reg.-Bez. Marienwerder) 2000 Einwohner, am 4. November 1901 ein Krankenhaus mit 9 Betten für Erwachsene und 1 Kinderbett errichtet worden ist. **v. K., G. in Br.**

Fr. 27. **(S. in B.)** In Beantwortung Ihrer Frage teile ich Ihnen mit daß in Zeven bei Bremen im November 1902 ein Krankenhaus eröffnet worden ist; es ist für 12 Betten eingerichtet.
Daheimleserin in Zeven.

Hundefreundin. Sie tun am besten, sich einige Nummern der „Tierbörse", Zeitschrift für Tierzucht und Tierhandel, anzuschaffen (Berlin SW., Verlag von Ihring & Fahrenholtz, Prinzenstraße 86). In dieser Zeitung werden täglich eine Menge von Hunden aller Art zum Kauf angeboten, auch von Privaten. Sie können aber auch selbst inserieren und angeben, was Sie wünschen. Am besten ist es, Sie schaffen sich einen Blackandtan-Terrier an und sagen das event. gleich in der Annonce.

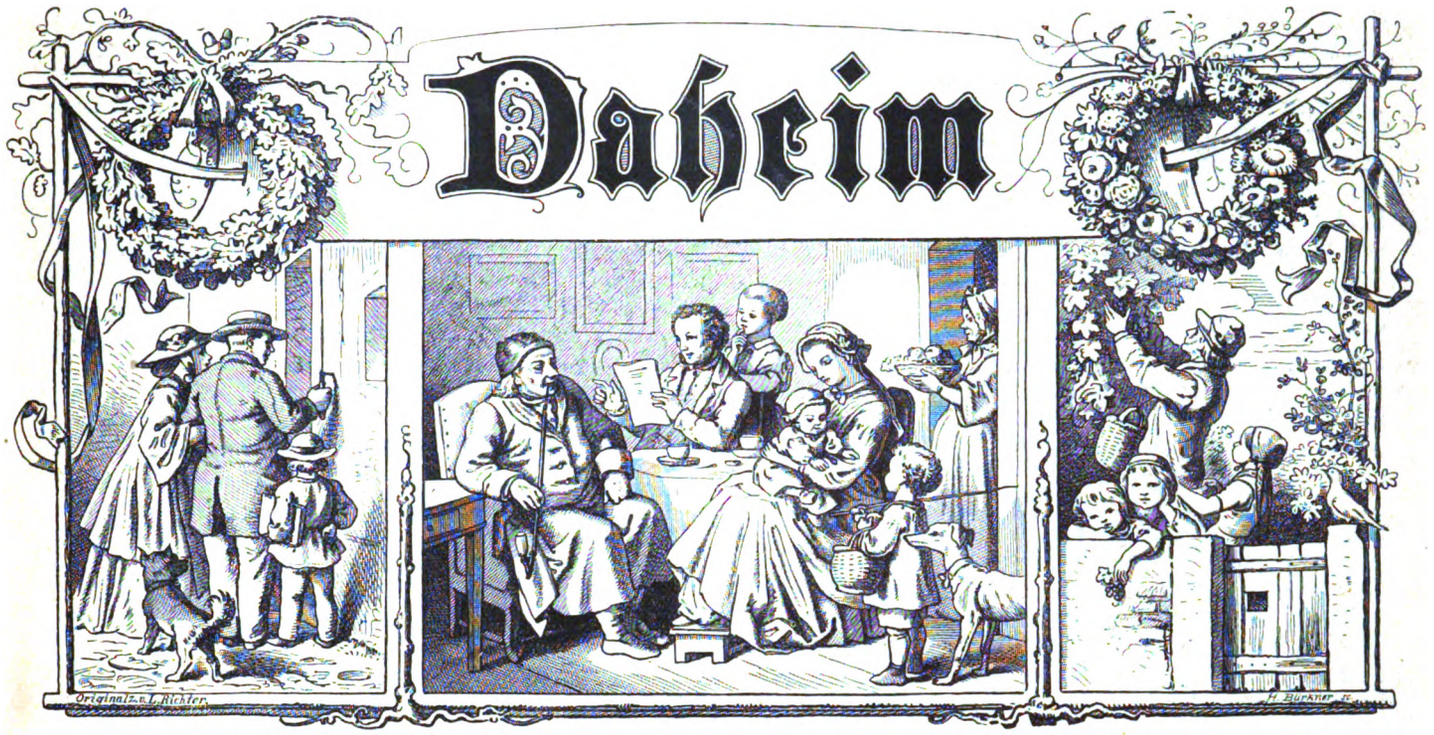
Ad. M. in L. Der Verein „Jugendschutz" in Berlin vermittelt unentgeltlich Arbeit für junge Mädchen, die sogleich dauernden Verdienst, freundliche Pension und Fortbildung in den Abendstunden haben möchten. Meldungen nimmt die Vorsitzende des Vereins, Frau Hanna Bieber-Böhm in Berlin C., Kaiser Wilhelmstraße 89 II., von 9—11 und 3—4 Uhr entgegen.

M. B. 100. Lassen Sie sich vom Breslauer Frauenbildungsverein (Katharinenstraße) einen Prospekt kommen. Sie finden darin die denkbar beste Auskunft über alle möglichen Berufszweige. Sehr zeitgemäß ist das Erlernen der Buchführung, Stenographie und Schreibmaschine (Bäcks Handelsschule, Herrenstr.). Im Frauenbildungsverein werden Damen in Photographie, Retouche, Kolorieren ausgebildet, sowie zur Empfangsdame in photographischen Ateliers mit allen wissenswerten Kenntnissen vorbereitet. Der Verein vermittelt auch später Stellungen. **E. K. 54.**

Redaktionspost.

Frau Oberstleutnant **H.** in **G.** Wir nennen Ihnen Herrn J. Peikert in Schmiedeberg i. R., der Decken und Läufer aus Seiden- und Wollresten webt.

Digitized by Google



Der Taugenichts.

Die Geschichte einer Jugend. Von Paul Oskar Höcker. (Fortsetzung.)

Die Herzen der Eltern Hansheinrichs waren nun doch mit einem Schlage gepackt. Fast ängstlich suchte eins in der Miene des andern zu lesen, ob der Gatte etwa mit einem skeptischen, wegwerfenden Wort die Illusion zerstören würde. Denn hundertmal hatten sie's einander doch in der Zwischenzeit versichert, Hansheinrich verstand seine Eltern nicht, er wollte sie nicht verstehen, es waren keine guten Instinkte in ihm, er war undankbar, verwahrlost, verloren, — er mußte für Zeit und Ewigkeit innerlich und äußerlich von ihnen getrennt leben.

Maximilian Ott hatte sich zu seiner Frau gesetzt. Auf dem Bettrand hockend, starrte er in den Brief, den er Harriet abgenommen hatte. Es war, als schämte er sich vor ihr der Inkonsequenz, deren er sich schuldig machte, wenn er nun doch wieder voll citlen Vertrauens einen Versuch mit dem Jungen wagte.

„Es ist etwas Seltsames, etwas Gewaltiges um die Bande des Bluts, an denen die Natur uns hält," sagte er, wie um sich zu entschuldigen. „Können wir dagegen an? Und sollen wir?"

Frau Harriet hatte den Kopf aufgestützt; in ihren Augen schimmerte es feucht.

„Unser ganzes Leben ist ja ein einziges Opfer, sobald wir unsere Erdenbestimmung ernst nehmen," sagte sie gedankenvoll, seinem Blick ausweichend.

Der Doktor war zu nervös, um in dieser Sekunde philosophische Betrachtungen weiter auszuspinnen. Er stand auf und machte ein paar Schritte, die Hände gegen die Schläfen pressend.

„Ich frage mich nur: wie ist es möglich? Wie kann es möglich sein? Es liegt eine solche Sicherheit in dem Schreiben — bei aller Bescheidenheit und scheinbar aufrichtigen Reue. Aber — das Papier ist ja geduldig. Wir müssen ihn zuerst einmal sehen, ihn sprechen, ihn beobachten. Mir ist der Brief ein volles Rätsel. Wenn ihn das entsetzliche Leben draußen auf See nicht gebessert hat, wo er in jahrelanger Einsamkeit doch Zeit und Gelegenheit genug gehabt hätte, sich auf sich selbst zu besinnen — ja, dann sollen wir ihm nun mit einemmal glauben, daß er in so ein paar Monaten auf dem Lande ohne ein aufrüttelndes, aufwühlendes, zermalmendes Schicksal ein anderer Mensch geworden ist?"

„Wünschen wir's, Maximilian," sagte sie hastig, fast ängstlich, „hoffen wir's! Er ist vielleicht doch noch zu retten. Wenn nun endlich die Stimme der Natur in ihm lebendig geworden ist! — Ja, und siehst Du, wenn wir ihm jetzt vielleicht auch noch mehr entgegenkämen als damals . . ."

Er wandte sich schroff nach ihr um. „Noch mehr? Ja, haben wir denn damals nicht das Menschenmögliche getan? Da willst Du mir — uns allen etwa — einen Vorwurf machen?"

„Nein, nein," warf sie rasch ein. Sie griff mit leicht zitternder Hand nach dem Brief, der auf der Bettdecke liegen geblieben war. „Sieh 'mal, Max, was er hier schreibt — die eine Stelle über Ellen — die gibt mir am meisten zu denken. Ja, ich kann mir nicht helfen. Gewiß, er sagt selbst, es sei damals kindisch von ihm gewesen. Aber vielleicht hätte er sich gegen uns allein überhaupt nicht so garstig benommen, wenn nicht die Sache mit Ellen gewesen wäre. Ellen hat nun einmal etwas Scharfes, sehr Bestimmtes. Und wie der Junge schon immer war — daß er sich gerade vor ihr demütigen sollte — das war vielleicht doch ein taktischer Fehler. Ja, ich habe darüber in den letzten Monaten so viel nachgedacht."

Bald nach Hansheinrichs Weggang, in der Weihnachtszeit, hatten die beiden Eheleute diesen Punkt schon einmal besprochen. Damals hatte Ott in seiner Ratlosigkeit und Verzweiflung der Schwägerin die größte Schuld beimessen wollen — aber Harriet hatte ihre Schwester sofort sehr eifrig in Schutz genommen. Es war daraufhin zu einer erregten Aussprache gekommen, und Ott hatte nach all den Tränen und Migräneanfällen seiner Frau nicht mehr gewagt, je wieder darauf anzuspielen.

Heute war sie's nun selbst, die darauf zurückkam.

Ott war Politiker genug, um ihr das Zugeständnis zu erleichtern. Denn damit hatten sie ja beide den Sündenbock: Ellen hatte es eben nie verstanden, sich mit dem Jungen zu stellen; zwischen ihnen selbst und ihrem einzigen Sohn hätte es nie zu einer so völligen Entfremdung kommen können!

„Weißt Du," sagte Ott nach kurzem Besinnen, „es wäre am besten, Du würdest mit Deiner Schwester in aller Ruhe

Digitized by Google

einmal sprechen, bevor er kommt. Meinst Du nicht auch? Nicht, als ob ich wollte, daß wir ihm heute eher eine Respektlosigkeit durchgehen lassen sollten als damals. Durchaus nicht. Wir stellen unsere Forderungen streng und unnachsichtig nach wie vor. Aber einen gewissen Übergang müßte man finden — einen Kompromiß — wenigstens für den Anfang."

Frau Harriet lächelte matt. „Ellens ganzes Dasein ist ja eine Kette von Entbehrungen und Enttäuschungen. Wenn wir an sie nur richtig appellieren, dann wird uns ihr gutes Herz auch da noch ein Opfer bringen."

Diese überschwengliche Verhimmelung der Schwägerin durch seine Frau, die sie noch kurz zuvor angeklagt hatte, war ihm, der nicht gern von der Logik abwich, recht peinlich. Aber er nahm, um einem erneuten Mißverständnis auszuweichen, keinerlei Stellung dazu.

„Es handelt sich eben um einen letzten Versuch," sagte er aufseufzend, „den allerletzten."

Ott hatte noch einmal Platz genommen. Kritischer und kühler als zuvor überlas er jetzt den Brief. Sie sprachen darauf noch lange miteinander, trotzdem seine Redaktionsstunde schon geschlagen hatte. Sie machten Pläne — dann zweifelten sie wieder — verzweifelten. Es war eine nervöse Unruhe in ihnen beiden. Und zugleich lag über ihnen etwas seltsam Müdes. Sie fühlten es beide in dieser Stunde, wie alt sie in diesen letzten Jahren geworden waren.

Hatte die Aussicht, daß sie an ihrem Kind vielleicht doch noch Freude erleben sollten, nicht mehr den jubelvollen Reiz für sie? War ihr Sohn ihnen schon zu sehr entfremdet, zu gleichgültig? Oder waren sie selbst in ihrer Vereinsamung zu egoistisch geworden?

Maximilian Ott sprach es endlich aus, als er sich erhob, um an die Arbeit zu gehen.

„Ja — nun könnte man sich vielleicht freuen — und hat doch den Mut nicht mehr," sagte er bitter. Tief seufzte er auf. „Wenn es nur nicht wieder Szenen gibt wie damals. Nur das nicht. Denn — wahrhaftigen Himmel — das ertrage ich jetzt nicht mehr. Meine Nerven sind so auf den Hund gekommen — ich bin zu mürbe, zu verbraucht, um zu aller Plage im Beruf noch einmal den qualvollen Unfrieden im Hause durchzukämpfen."

Als er mit dem Hinweis gegangen war, daß er Ellen hereinschicken werde, damit die Schwestern sich über den Fall aussprächen, lehnte sie müde den Kopf zurück und sann nach.

Ja, das war's, sie hatten den Frieden im Haus so liebgewonnen, daß sie beide es empfanden: wenn Hansheinrich ihnen den nun etwa wieder stören wollte, dann wär's schon besser ...

Der Schweiß brach ihr plötzlich aus, sie richtete sich hastig empor und fuhr sich mit der eisigen Hand über die feuchte Stirn.

Nein, nein, wohin geriet sie! Ihr Mutterherz hatte ja doch nie Ruhe gehabt — niemals, in der ganzen Zeit nicht!

Sie sagte sich das wieder und wieder vor. Und sie richtete ihre Fragen an Ellen hernach so ein, daß die Schwester es ihr bestätigen mußte: sie hatte nie im Leben ein anderes Interesse gehabt, als das einzige, ihren Sohn glücklich zu machen! Von der Aufregung erschöpft, schlief sie dann bis in den Mittag.

Als sie erwachte, fiel ihr jener Sonntag im letzten Herbst wieder ein, an dem Hansheinrich zum erstenmal aus der Fremde heimgekehrt war.

Ach, damals hatte sie noch das volle, warme, rührende Vertrauen im Herzen getragen.

Aber jetzt —?

Sie saß den Nachmittag über still und doch voll innerer Unrast am Schreibtisch. Es war ihr nicht möglich, zu arbeiten, ihre Empfindungen zu Papier zu bringen.

Wenn sie ganz ehrlich vor sich sein wollte, so mußte sie sich eingestehen: sie empfand mehr Furcht vor der Wiederkehr ihres Sohnes als Freude darüber.

* * *

Und doch gab dieser erste Abend keinen Anlaß zu irgend welcher Sorge. Es war erstaunlich, ja ganz unfaßbar, wie Hansheinrich sich seit der letzten Begegnung gewandelt hatte!

Auch Maximilian Ott war überrascht und dabei leicht gerührt, obwohl er von vornherein in seinen Ton eine abwartende Kühle zu legen suchte.

Hansheinrich hatte geradezu etwas Sonniges ins Haus gebracht. Es war keine aufdringliche Herzlichkeit etwa, mit der er über die Peinlichkeit hinwegzukommen versucht hätte, aber sein Wesen hatte auch nichts von der demütigen Haltung eines Bittstellers.

Sie mußten ihn immer und immer wieder anschauen, dem Klang seiner Stimme lauschen.

Tante Ellen hatte in langen, ermüdenden Debatten mit Hansheinrichs Mutter genau die Grenze festgestellt, bis zu der sie dem Jungen um des lieben Friedens willen entgegenzukommen bereit war. Aber es kam gar nicht dazu, daß sie Konzessionen machen mußte. Hansheinrich fand ihr gegenüber von selbst den richtigen Ton — und den Takt, nicht zu wenig, aber auch nicht zu viel zu tun.

Es war für Maximilian Ott ein Rätsel, was diesen Eisenschädel zur Einsicht gebracht hatte. Und es freute ihn, welche Kraft trotz allem in ihm lag.

Als er so hochaufgerichtet vor dem alten Fräulein stand, das er um mehr als Haupteslänge überragte, und als er ihr mit seinen hellen, blauen Augen ins Gesicht sah, da mochte sich's in seiner Seele ja wohl seltsam regen. Vielleicht huschten Bilder durch sein Erinnern, die ihm die Aussöhnung in der letzten Sekunde noch recht sehr erschwerten.

Aber ein stolzes Lächeln, das plötzlich sein Antlitz verklärte, nahm der Situation alles Demütigende.

Beide Otts hatten den Eindruck, daß der, der jetzt der langjährigen Gegnerin die Hand hinhielt, ein Mann war, dem die Händel seiner Knabenzeit bloß zu gleichgültig und unwesentlich geworden waren, als daß er von ihnen noch Wesens machen wollte, daß mithin er der wirkliche Sieger war, wenigstens innerlich: da er über die Kleinlichkeit des alten Grolls hinausgewachsen war, während Tante Ellen noch mitten drin steckte.

Sie hatte auch sichtlich wenig Freude an ihrem äußerlichen Triumph über den trotzigen Neffen. Sie fühlte dabei, daß Hansheinrichs Vater, daß sogar ihre eigene Schwester ihren Abfall still für sich mit einer gewissen Genugtuung feststellten. Ja, je mehr die Herzlichkeit zwischen den Eltern und ihrem Sohn zunahm, desto größer ward die Kluft, die sie mit einemmal von den Verwandten trennte. Schließlich war's, als gehörte sie gar nicht mehr zu ihnen. Darüber täuschte auch der Umstand nicht hinweg, daß sie alle drei von Zeit zu Zeit eine freundliche Frage an sie richteten, um sie nicht von der immer lebhafter werdenden Unterhaltung auszuschließen.

Hansheinrich hatte zuerst in großen Zügen seine Erlebnisse auf Oliza geschildert. Als sie nach dem Essen am Speisetisch sitzen blieben — was sonst nie geschah, da Ott abends immer noch arbeitete und die Damen in Frau Harriets Zimmer Lektüre trieben — erzählte er ihnen dasselbe noch einmal eingehender. Tante Ellen hatte sich frühzeitig zurückgezogen. Aber sie hütete sich wohl, die Schmollende zu spielen. Sie sagte im Gegenteil, als sie sich verabschiedete, ein paar äußerst anerkennende und liebenswürdige Worte zu ihrem Neffen. Er sei ein wirklicher Gentleman geworden in der kurzen Zeit, es sei ganz überraschend, meinte sie.

Für seine Eltern besaß Hansheinrichs große Wandlung noch ein besonderes psychologisches Interesse, denn sie waren beide tiefere Naturen, die schon durch ihren Beruf gewohnt waren, überall die inneren Zusammenhänge zu ergründen.

Am meisten wollten sie darum aus der Zeit erfahren, die dem Antrag der Olizaer Herrschaft, daß er studieren solle, vorausgegangen war.

Aber Hansheinrich wußte darüber selbst nicht viel zu sagen. Er berichtete ihnen, wie es Schritt für Schritt ge-

Digitized by Google

kommen war, daß ihn Frau von Golin erst dazu gebracht hatte, den Abendkursus beim Handelslehrer mitzumachen, wie er sich dann im Unterricht vor den jungen Damen wegen der Lücken in seinem Wissen geschämt und wie er heimlich sie auszufüllen gesucht hatte, und daß er's schließlich als eine große Wohltat empfunden hatte, als ihm Frau von Golin das Studium ermöglichen wollte. Er wunderte sich darüber, daß die Eltern glaubten, es müsse da irgend einmal ein starkes Ereignis auf sein Gemüt eingewirkt haben. Nein, er entsann sich an nichts dergleichen. Es war so ganz allmählich gekommen, so ganz allmählich . . .!

Mit einem hellen Lachen meinte er: „Ja, genau erinnere ich mich heute selbst nicht mehr, wie es war, sie haben mich eben nach und nach gewissermaßen eingewickelt, wißt Ihr, ohne daß ich's recht merkte und ohne daß ich eine Gelegenheit fand, mich zu wehren. Ach, es ist eine zu seltsame Frau! Wenn Ihr sie kennen lernt, werdet Ihr mir recht geben: man kann ihr ganz einfach nicht opponieren, man muß tun, was sie sagt!"

Frau Harriet entsann sich ihrer nur ganz dunkel. Sie hatte sie eigentlich für ziemlich unbedeutend gehalten, diese Agrariersfrau. Das sprach sie nun zwar nicht direkt aus, aber sie meinte, soweit eine flüchtige Begegnung maßgebend sein könne, habe Herr von Golin ihr damals viel mehr den Eindruck einer energischen Vollnatur gemacht als seine Gattin.

„Ja, gewiß, Mama, in der Wirtschaft, auf dem Hofe, da gibt's allerdings keinen anderen Willen als den von Golin. Aber ich meine auch gar nicht, daß Frau von Golin energisch ist — energisch so im landläufigen Sinne."

„Du meintest also mehr einen suggestiven Einfluß, Hansheinz! Sie ist wohl sehr ernst, sehr — wie soll ich sagen — sie ist eine intensive, leidenschaftliche Natur, wie?"

Hansheinrich schüttelte den Kopf. Seine Augen strahlten aber dabei. „Ach nein, Mama, wirklich ernst ist sie selten. Im Gegenteil. Sie lacht viel — und so hell und herzlich, daß man immer mitlachen muß. Ja, das sagen die Leute auch: wenn sie so ins Dorf kommt und nach den Kindern, den Kranken sieht, dann sei's immer gleich, als ob die Sonne in die Häuser scheine. O Ihr müßt sie näher kennen lernen. Auf Oliza schwärmt alles von ihr — aber auch alles. Und erst ihre Mädels, besonders die Hertha, wie die an ihr hängen! Wißt Ihr, die Hertha ist nämlich auch so ein kleiner Taugenichts. Ja, das sagt ihre Mama selbst: ein Trotzkopf wie sie noch keinen gesehen. Aber in ihren Händen wird einem das Herz ja wie Wachs. Und da muß der härteste Schädel eben schließlich gleichfalls nachgeben."

Er brachte das alles so naiv, so drollig heraus, daß es eigentlich ganz lustig wirkte. Seine Stimme klang fast kindlich, wenn er von Frau von Golin sprach.

Ott war schweigsam geworden. Er stellte sich Golin vor — so wie er ihn vor zwanzig Jahren in Breslau kennen gelernt hatte. Eigentlich war der Olizaer ein derber Materialist mit recht beschränkten Junkerbegriffen, aber mit äußerst gesunden, genußfähigen Sinnen gewesen. Auf dieser Basis schien er sich auch weiter entwickelt zu haben. Und dieser Golin besaß nun also solch ein Juwel von einem Weib, eine Frau, die so viel Sonnenschein verbreitete, die so freudige Klänge in die Sinfonie des Lebens zu mischen wußte, die die fröhliche, lachende und doch verstehende Freundin und Erzieherin ihrer Töchter war, die auch über seinen verlorenen Sohn, den Taugenichts Hansheinrich, eine so seltsame Macht gewonnen hatte!

Er wußte selbst nicht, wie er sich die Stimmung erklären sollte, die ihn beherrschte. War es Neid auf Golin? So recht glücklich war Ott mit seiner Frau nicht geworden. Gewiß, Harriet war in ihrer Art ein zartsinniges, vornehmes Geschöpf, aber das rechte Verstehen war doch nie zwischen ihnen gewesen. — Er hatte seine Stirn in die Hände gelegt und sann und sann. Unwille und zugleich eine gewisse Beschämung wollten ihn erfassen, als er Hansheinrich so von den fremden Leuten schwärmen hörte. Hatte sich seinem Jungen denn die Elternliebe nicht etwa in reichem Maße dargeboten? Warum war er ihr ausgewichen? Warum? Seltsam, es lag dabei so viel Weichheit in dem Jungen!

Endlich raffte sich Ott aus seiner Versunkenheit auf und sprach über die weitere Gestaltung von Hansheinrichs Karriere. Es war ihm, als müsse er nun irgend etwas aufbieten, das Frau von Golins Opfer mindestens erreichte.

„Siehst Du, mein Junge," sagte er, „schließlich hat man doch nicht nur für Recht und Ehre gekämpft, man hat auch äußerlich etwas vorwärts gebracht. Der Eltern Segen — und Arbeit, füge ich hinzu — baut den Kindern Häuser. Wenn Du Dein Examen gemacht hast, dann kannst Du eintreten, Hansheinz, bei welchem Regiment Du willst. An Zuschuß soll's nicht fehlen. Sieh 'mal, Hansheinz, das war auch so ein trübseliger Gedanke die Jahre über: wofür hat man denn sonst geschuftet und gerackt, wenn nicht für sein Kind?"

An die fernere Zukunft hatte Hansheinrich noch gar nicht gedacht. Er wußte sich heute auch noch nicht für eine bestimmte Waffe zu entscheiden.

„Am besten stehen für die nächsten zehn Jahre vielleicht die Avancementsverhältnisse bei der Marine," sagte der Doktor. „Da Du darin auch schon eine praktische Vorbildung hast, so könnte man Dir vielleicht am ehesten dazu raten."

Aber davon wollte Hansheinrich nichts wissen. Fast ängstlich sagte er: „Nein, Papa, wenn Du erlaubst, in Deutschland möcht' ich doch bleiben."

Sie drangen jetzt nicht weiter in ihn. Erst als sie zu Bett gingen, einander Gutenacht wünschten und Frau Harriet ihrem Sohne in dessen rasch wieder hergerichtetes Knabenstübchen folgte, sagte sie zu ihm, sie verstehe ihn wohl, es seien natürlich die vielen trüben Erinnerungen, die ihn abhielten, zur See zu gehen. Sie sprach nur deshalb zu ihm, um endlich eine gewisse Vertraulichkeit zwischen sich und ihm herbeizuführen. Denn gleich ihrem Gatten empfand sie's schmerzlich, daß im Herzen ihres Sohnes nun auf einmal diese fremde Frau die erste Stelle einnehmen sollte.

Hansheinrich hatte sich verträumt in dem ihm bekannten, aber lange nicht mehr vertrauten Stübchen umgesehen. Vor Tisch, als er ein wenig Toilette machte, hatte er sein kleines Gepäck in Ordnung gebracht. Auf der Kommode entdeckte Frau Harriet jetzt plötzlich eine Photographie im Ständerrahmen, die heute nachmittag noch nicht dagestanden hatte. Es war ein Porträt von Frau von Golin. Sie bemerkte, wie Hansheinrichs Züge sich aufhellten, als seine suchenden Blicke das Bild streiften.

„Weißt Du, Mama," sagte er viel weicher, als wie er den ganzen Abend über gesprochen, „ich glaube, auf See würd' ich's jetzt vor Heimweh nicht mehr aushalten."

„O — das Heimweh ist's, Hanning?"

Er hatte sich auf den Tisch gestützt und nickte stumm.

Ott hörte, daß seine Frau noch mit Hansheinrich in dessen Zimmer sprach. Er kam den beiden nach.

„Ja, sag' mal, mein Junge," nahm er auf, „aber noch das eine: wann willst Du denn definitiv hierher übersiedeln? Mama muß mit Tante noch für ein paar Wochen ins Bad. Aber vielleicht Anfang Oktober dann, he, was meinst Du?"

Nun schöpfte er tief Atem und sagte es ihnen freimütig: Golins wollten ihn, falls sein Vater und seine Mutter nichts dagegen einzuwenden hätten, ganz und gar auf Oliza behalten — solange, bis er sein Examen abgelegt hatte.

Es trat darauf eine kleine Pause ein. Die Eltern vermieden es einander anzusehen, sie wichen auch seinen ängstlich forschenden Blicken aus.

„Hm. Selbstredend, mein Junge, lassen wir Dir darin freie Wahl. Golins meinen es gut mit Dir, das ist ja ohne Frage. Nur — hm — so, wie's nun zwischen uns gottlob geworden ist — wird's Dich vielleicht selbst drängen . . ."

Er zögerte und tauschte den ersten Blick mit seiner Frau, die starr und unbeweglich das Bild auf der Kommode fixierte.

Digitized by Google

„Ach Papa," fiel Hansheinrich in sichtlicher Erleichterung ein, „und natürlich käme ich ab und zu einmal herüber, wenn Ihr erlaubt!"

„Sicher, sicher. Na, wir sprechen noch morgen darüber. Morgen ist Sonntag. Du bleibst doch zunächst ein Weilchen hier, wie?"

Er hob leicht die Schultern an. „Am liebsten möcht' ich ja am Montag gleich wieder an die Arbeit."

„Gut, gut. Arbeit geht vor. Also fahre Montag zu Golins. Ja. Na, jetzt Schluß. Mama ist schon stark abgespannt."

Sie gaben ihm die Hand. Hansheinrich war so glücklich darüber, daß sein Bleiben auf Oliza ohne weitere Schwierigkeiten entschieden worden war, daß er den Eltern noch an die Tür nachkam und sie dort fast leidenschaftlich umarmte.

. . . Schweigend zog sich das Paar ins Schlafzimmer zurück. Schweigend suchten sie ihr Lager auf.

Frau Harriet hielt während des Entkleidens plötzlich inne. Ganz verstört blickte sie vor sich nieder, während sie sich auf den Bettrand sinken ließ. Sie mußte an die letzte Unterredung mit dem Jungen denken.

Hansheinrich fürchtete das Heimweh, drum wollte er nicht zur See. Aber hier wollte er doch auch nicht bleiben! Es zog ihn nach Oliza. Dort empfand er also kein Heimweh. Ja — weil dort Frau von Golin weilte.

Sie konnte sich nun nicht länger beherrschen, sie brach in Tränen aus.

Ihr Gatte fragte sie, was ihr denn sei. Da sagte sie, Hansheinrich sei ihnen, trotzdem sie sich nun doch völlig mit ihm ausgesöhnt hätten, fremder als je geworden.

Maximilian Ott nickte schwermütig. Ja, es stand nun etwas zwischen ihnen, das sie mehr von ihrem Sohne schied, als sein Trotz damals.

Sie sprachen noch lange miteinander, auch nachdem die Lichter gelöscht waren. Unbeweglich lagen sie da und starrten melancholisch in die Finsternis. Aber aus ihren Worten klangen Bitterkeit und Groll: sie waren eifersüchtig auf diese fremde Frau!

8. Kapitel.

Golin hatte am längsten an dem gewagten Experiment seiner Frau gezweifelt, aber gegen Schluß des Sommers stimmte er in das allgemeine Urteil der übrigen Olizaer rückhaltlos mit ein: ja, allerdings, das stumpfe und bockige Plebejertum seiner Seejahre scheine Hansheinrich Ott nun endgültig abgelegt zu haben, der Junge sei ein ganz neuer Mensch geworden, an dem man seine Freude haben könne, und er werde sich durchsetzen, daran sei kein Zweifel mehr!

Dabei war Hansheinrich nicht etwa in allem gefügig geworden. Weichlichkeit blieb ihm nach wie vor etwas Fremdes. Es kam auch noch häufig genug zu recht temperamentvollen Reibereien. Golin besonders war eine viel zu selbstherrliche Natur, als daß ihn ein fester Wille in seiner nächsten Nachbarschaft nicht zu Kraftproben gereizt hätte.

Der große Unterschied gegen früher war aber der: Hansheinrichs Wesen hatte jetzt eine sonnige Siegessicherheit angenommen, mit der er sein Recht und seine Meinung verfocht; den passiven Widerstand kannte er nicht mehr, den er aus einem dumpfen Groll, einem verbitterten Trotz heraus in seinen Knabenjahren so oft den fremden Einflüssen entgegengesetzt hatte.

Recht lange dauerte es, bis zwischen Liddi und ihm ein einigermaßen erträgliches Verhältnis hergestellt war.

Liddi war talentvoll, aber nicht fleißig. Der Unterricht bei Doktor Kruse machte ihr Spaß, solange sie den anderen überlegen war, solange sie namentlich über Hansheinrich mühelos Siege erstreiten konnte. Als im Laufe des Winters ihr Rivale aber anfing, ihr ernstlich zu schaffen zu machen, verlor sie den Eifer. Mit Beginn des zweiten Jahres, das Hansheinrich in seinem eigentümlichen Verhältnis zum Hause Golin auf Oliza verlebte, fand sich immer häufiger ein Vorwand für sie, dem Unterricht fernzubleiben.

Da Hansheinrich bei seinem Fleiß, seiner Intelligenz und zähen Ausdauer mit Riesenschritten vorwärts kam und die Reihe nun bald an ihn gelangte, bei gelegentlichen Debatten kleine wissenschaftliche Triumphe über Liddi davonzutragen, so legte sie es in ihrem gekränkten Ehrgeiz darauf an, ihn ihre gesellschaftliche Überlegenheit fühlen zu lassen.

Auf diesem Gebiet schien sie für den ehemaligen Schiffsjungen vorläufig allerdings unerreichbar.

Seit dem ersten Besuch, den Hansheinrich seinen Eltern in Berlin abgestattet hatte — er wiederholte ihn in der Folge alle paar Wochen, und das Verhältnis nahm beiderseits zwar langsam aber doch merklich an Wärme zu — speiste er mit an der Golinschen Tafel. Die Hausfrau hatte das bei ihrem Gatten nicht ohne Schwierigkeiten durchgesetzt. Herrn Doktor Kruse, der natürlich gleichfalls mit an den Familientisch gezogen ward, war es recht lästig, weil er nun immer noch in aller Hast Toilette machen mußte, wenn es zum Essen läutete. Aber Hansheinrich empfand es als einen großen Fortschritt. Es war ihm eine stolze Genugtuung, daß er sich so Schritt für Schritt, Stufe für Stufe wieder emporarbeitete.

Nur barg diese Auszeichnung den Keim zu manchem Ärgernis, zu mancher Demütigung für ihn; früher, wo er nur Sonntags mit der Familie speiste, hatte sich Liddi nicht weiter um ihn gekümmert — jetzt amüsierte sie's, ihn bei Tisch zu beobachten. Und das spöttische Lächeln Liddis trieb ihm häufig genug das Blut in die Wangen, machte ihm es oft unmöglich, auch nur einen Bissen hinunterzuwürgen.

Hatte er nach seiner Rückkehr von Bord schon in den bürgerlichen und viel einfacheren Haushalt seiner Eltern nicht mehr recht hineingepaßt, so zeigte sich der Abstand seiner Manieren von denen seiner Umgebung hier an dieser Tafel noch auffallender.

Die nächste Folge war die, daß er — schon aus Trotz gegen Liddi — viel schärfer als jemals früher in seiner Kadettenzeit sich selbst beobachtete, daß er auch seiner äußeren Erscheinung mehr Sorgfalt widmete — kurz, durch die fast feindselige Haltung der ältesten Tochter des Hauses eine neue ihm sehr dienliche Erziehung durchmachte.

Mit ihrem offenen Blick, ihrem feinen Takt erkannte Frau von Golin die Situation schneller, als die jungen Leute selbst es ahnten. Selten griff sie ein; gewöhnlich nur, wenn Liddis Übermut gar zu offen und verletzend durchbrach. Sie wußte, daß die stärkste Triebfeder für Hansheinrich der Ehrgeiz war. Darum ließ sie den Dingen ruhig ihren Lauf.

(Fortsetzung folgt.)

Liebe Worte.

‚Deine Seele' hast Du mich genannt!
Liebre Worte hab' ich nie gekannt.
Wie Dein Mund sie mir zum Ohre sprach,
Hallen sie mir sanft im Herzen nach.
Morgens, wenn die erste Drossel schlägt,
Ist's der Frühwind, der sie zu mir trägt,
Durch des Tages trübe Schweigsamkeit
Geben sie mir treues Weggeleit,
Und des Abends, wenn ich müde bin,
Leg' ich mich mit Deinen Worten hin,
Zärtlich klingt es durch mein Kämmerlein:
Meine Seele! Und ich schlafe ein.

Inge Cajetan.

Digitized by Google



Holländischer Hafen. Nach dem Gemälde von P. Messerschmidt.

Digitized by Google

Königsrauch.

Von Julius Stinde.

Vor Zeiten fehlte in keinem wohlgeführten Hause der Königsrauch, eine Mischung von Gewürzen, feinen Harzen, Rinden und Blüten, die auf ein heißes Blech oder die Ofenplatte gestreut einen lieblichen Geruch verbreitet; jetzt kommt auch er immer mehr aus der Mode.

Vor dem Empfang der Gäste schüttete die Hausfrau ein wenig Königsrauch auf den Ofen oder auf die erhitzte Feuerschaufel. Nicht zu viel, denn das Übermaß war unfein. Und wenn die gute Stube in ihrem vollen Glanze erstrahlte, der durchdringende Duft des Rauchwerks gab ihr doch erst die Vollendung, er gehörte dazu als Zeichen vorsorglicher Gastlichkeit. Daher mag es wohl kommen, daß selbst ein winziger Hauch von Königsrauch für mich etwas Festliches hat. Er erinnert mich an Besuch, an Feiertage, an allerlei Gutes und Leckeres, an längst vergangene Winterszeit.

Aber auch an Trübes erweckt er die Erinnerung. Die dumpfe Luft der Krankenzimmer wurde durch seinen Rauch noch schwerer gemacht. So üblich war früher das Räuchern in Krankengemächern, daß der Apotheker seinen Kunden beim Begleich der Neujahrsrechnung ein Fläschchen mit Königsrauch verehrte, bei kleinen Rechnungen ein kleines, bei großen ein größeres. So hatte ein Haus, in dem viel Krankheit war, wenigstens einen Vorteil vor dem voraus, worin es gesunder herging.

Seitdem nun aber die Gesundheitslehre fester Wurzel faßt, nimmt das Räuchern ab. Wohnräume und Krankenstuben werden gelüftet, da jedermann weiß, daß reine Luft die zuträglichste ist. Es hat den Ärzten genug Kämpfe gekostet, der frischen Luft Eingang zu verschaffen und den hermetischen Verschluß der Krankenzimmer zu bekämpfen. Man war zufrieden mit dem Betrug der Nase und wähnte die Luft hinreichend gut, die so stark überduftet worden war, daß die Geruchsnerven den üblen Dunst nicht mehr empfanden. Da ein starker Reiz den schwächeren aus der Wahrnehmung drängt, gelingt es leicht, die Sinne zu betrügen und zumal den Geruch, der rascher ermüdet als Gehör und Gesicht. Ein lang anhaltendes unangenehmes Geräusch wird uns zuletzt peinlich, ebenso grelles Licht; an einen unangenehmen Geruch aber gewöhnt man sich in verhältnismäßig kurzer Zeit, weil die ungemein empfindlichen Nerven des Geruchssinnes von ein und demselben Reiz bald überanstrengt werden. Leute, die sich parfümieren, gießen mehr Essenzen an sich als zur Belästigung ihrer Nebenmenschen notwendig ist, weil ihnen das Genug aus der Wahrnehmung entschwand und die abgestumpften Riechnerven erst wieder auf neue Reizung antworten, die dann das Zuviel zur Folge hat.

Die Nase ist ein Warner — wo es übel riecht, da ist auch übel sein. Folgte der Mensch immer seiner Nase, so würde er Orte und Verhältnisse meiden, die ihm mit Schädlichkeiten drohen, wählerischer in Speise und Trank sein und hygienischer leben, als leider oft der Fall ist. Es sind jedoch Fortschritte zu verzeichnen: die reine frische Luft wird immer mehr als die zum gesunden Leben taugliche erkannt, und wo früher der Königsrauch Muff und Dunst beschönigen mußte, sperrt der Kulturmensch die Fenster auf und läßt das sogenannte Ozon ein. Ja er ist so weit in der Erkenntnis gediehen, daß er Räucherungen, zumal in Krankenzimmern, für ein Verbrechen gegen die Hygiene hält, für ein Verderben der ohnehin nicht einwandsfreien Stubenluft.

Das Räuchern in Krankenzimmern hatte früher jedoch noch eine tiefere Bedeutung, als in der einfachen Vertreibung üblen Geruches zu ersehen ist. Krankheiten galten als etwas Wesenhaftes, als unsichtbare Abgesandte aus dem Reiche des Unheils, als Dämonen, und Kranke wurden vielfach als von Dämonen besessen erachtet.

So war der Ritten — das Fieber — ein echter, rechter Dämon, der kam, den Kranken schüttelte und quälte, und ging, um in regelmäßigen Zwischenräumen wiederzukehren. Krankheiten wurden Suchten genannt; die Suchten wurden dem Menschen angetan. Der Mond machte Schlafsucht; von übernatürlichen Ursachen kam die Fallsucht; böse Menschen, die die Sache verstanden, konnten ihren Mitmenschen Suchten zufügen, und im XVI. Jahrhundert wünschten sich Unfriedfertige nicht, wie noch späterhin, die Pest, sondern den Ritten und die Sucht an den Hals. Von all den dämonischen Krankheiten hat der Gebildete unserer Zeit sich nur den Hexenschuß behalten, als letzte Reliquie überwundener Anschauungen in medizinischen Dingen. In einigen Gegenden heißt der plötzlich, wie angeflogen auftretende rheumatische Schmerz Albschuß, Drachenschuß und Teufelsschuß. Alben, Kobolde, Unholdinnen, Hexen und gar der Teufel selbst waren die Anstifter nicht nur dieses Übels, sondern noch vieler anderer, und wer von der Krankheit befreit werden wollte, der tat am besten, sich gegen ihren Urheber selbst zu wenden.

Aber wie ihn fassen, den unsichtbaren Dämon, den Leibreiß, den Alb, den Teufel? Wie auf die unbekannte Hexe einwirken, die aus der Ferne Böses sendet?

Zum Glück gab uralte Weisheit die rechte Anleitung, den Dämonen Widerpart zu leisten. Die Magier des Orients hatten seit Jahrtausenden die Dämonenlehre nach allen Seiten hin ausgearbeitet, die Lehre von unsichtbaren, wesenhaften Gewalten, die dem Sterblichen schaden oder ihm nützen, je nach seinem Verhalten zu dem Vertrauensmann, dem Magier.

Auch die wildesten Völker, d. h. die von abendländischer Kultur möglichst unberührt gebliebenen ‚Wilden', kennen Dämonen. Solange der Mensch lebt, atmet er; sobald er nicht mehr atmet, ist er tot. Dies Atmende, das ihn verlassen hat ... wo blieb es, wohin ist es gegangen? Es zeigt sich im Traum in der Gestalt des Verstorbenen, also ist es noch vorhanden.

Wenn es da ist, so kann es freundlich oder feindlich gesonnen sein. Wohlgeneigt wird es durch Verehrung erhalten, durch Opfer. Man stellt Speise und Trank auf das Grab, oder man wirft den für den Geist des Verstorbenen bestimmten Anteil des Mahles ins Feuer. Der Rauch zieht hin zum luftigen Geistwesen, das nun Besitz von den ihm verbrannten Gaben nimmt.

Wenn aber der Geist sich feindlich erweist, Krankheit verursacht, fallende Sucht, Krämpfe und Besessenheit, so gibt es ein Mittel ihn zu vertreiben, dasselbe Mittel, gegen das Raubtiere nicht Stand halten, an dem auch Menschen zu Grunde gehen. Wiederum der Rauch.

Im Rauch verliert der Mensch das Bewußtsein, er erstickt. Was in ihm atmete, floh vor dem Rauch. Folgerechtes Denken sagt daher dem Naturmenschen: Was atmet ist der Geist. Der Geist unterliegt dem Rauch, denn der Rauch kann töten — ergo vertreibt der Rauch auch die des Körpers ledigen Geister, die dem Menschen Leides antun, die Dämonen. Das Ausräuchern der Krankheitsdämonen hat, weil es aus der Beobachtung unrichtig gedeuteter Erscheinungen hervorgegangen ist, weiteste Verbreitung. Es räuchert der Orient, es räuchert der Occident, es räuchert die alte Welt und unabhängig von ihr die neue Welt. Die Chippaway-Indianer nehmen zum Ausräuchern der Dämonen eine Cypressenart, weil sie glauben, daß die Nadeln der Zweige die bösen Geister obendrein stechen und die Wirksamkeit des Rauches erhöhen. Die Samojeden und Ostjaken verbrennen zu gleichem Zwecke Renntierhaare, wonach der Besessene in einen stundenlangen Schlaf verfällt. Die Papuas räuchern mit den abgeschnittenen Haaren ihrer Sklaven. In Westfalen räuchert man in Gebirgsgegenden krampfkranke Kinder mit Kuhdünger und im Frankenwalde Kinder, die nächtlich aufschreien, mit Dachmoos. Krämpfe und der Nachtschreck sind im Volksglauben dämonische Krankheiten, und gegen solche dient der Rauch.

Digitized by Google

Um die Weihnachtszeit kommen die Rauchnächte, die in manchen Gegenden Deutschlands zur Ausräucherung alles heidnischen Wesens dienen, das zur Zeit der Wintersonnenwende umgeht. Am Abend vor St. Thomas, dem Weihnachtstage, Neujahr und Heiligen Drei Könige räuchert der Hausvater die Ställe, damit dem Vieh von den Unholden kein Schaden geschieht. Hierzu dienen an Mariä Himmelfahrt gesammelte und geweihte Kräuter, die, mit Wacholderbeeren und Weihrauch gemischt, alles elbische Wesen vertreiben.

Von viel größerer Kraft ist der gelbe Bernstein, der vom Landvolke noch vielfach zum Räuchern Kranker benutzt wird und von dem Albertus Magnus sagt: „Er vertreibt die bösen Geist, wann sie durch der behafften oder besessenen menschen munt reden, so zwingt er sie zu schweigen, er widerstet dem tüfel, zauberey und allen bösen gespensten.“ Der Bernstein gibt, auf glühende Kohlen geworfen, einen kräftigen zum Husten reizenden Rauch.

Überall, wo Dämonen ausgeräuchert werden, ob auf den Südseeinseln oder in unserm geliebten Vaterlande, bedienen sich die kundigen Leute solcher Stoffe, die übelsten Geruch beim Verbrennen entwickeln: Haare, Hadern, Moos, Kuhmist, Tierklauen, Schwefel und übelbeläumdete Kräuter und Samen. Meister in der Zusammensetzung des unerträglichsten Rauchwerkes sollen die Chinesen sein, bei denen der Ahnenkultus und die aus diesem hervorgehende Dämonenlehre in höchster Blüte stehen. Genug, es gibt keinen Gestank, der nicht zum Vertreiben der Dämonen Verwendung fände, und wenn es galt, den Obersten der Unholde, den Teufel, auszutreiben, hatten die Exorcisten des Mittelalters zumal das Harz Asa foetida auf der Pfanne, nebst anderen kräftigen Nasenkitzlern und Lungenkratzern. Kamen noch Worte von ausgesuchter Grobheit dazu, so war es eigentlich zu verwundern, daß der Teufel nicht jedesmal heulend floh, sondern leider nur zu oft die Kunst des Beschwörers zu schanden machte und den Kranken nach dem Angriffe ärger peinigte als vorher. —

Verbrennende Speise riecht dem Naturmenschen lieblich — etwa wie uns der Geruch eines der Vollendung entgegen schmorenden Bratens — sie muß daher auch dem Dämon gefallen und ihn milde stimmen, ja ihn veranlassen, sich zu nähern oder gar zu zeigen. Außer der Speise aber gibt es Stoffe, die beim Verbrennen Wohlgeruch verbreiten; diese sind selten, schwer zu erlangen und daher kostbar. Die kostbare brennbare, köstlichen Duft entwickelnde Gabe ist daher die rechte Opfergabe, und so sehen wir bei dem alten Kulturvolk der Ägypter, daß sie das Menschen- und Tieropfer abschafften und es durch wohlriechende Harze, durch Weihrauch ersetzten. Sie hatten in ihren Tempeln, nach Plutarchs Berichten, dreifaches Rauchwerk: Harz (wahrscheinlich das lieblich duftende Ladanum), das beim Morgenhymnus an die Sonne verbrannt wurde, Myrrhe, die dem Mittag galt, und Kyphi, ein Gemisch von Harzen und Gewürzen, dessen Rauch der Abendsonne folgte, wenn sie in die Nacht des Totenreiches versank, aus dem sie am Morgen jugendlich neu wieder hervorging als Symbol der Auferstehung.

Die Araber haben sogar siebenfaches, ihren sieben Tageszeiten entsprechendes Rauchwerk. Man muß wissen, daß jeder dieser Zeiten der Geist eines Planeten vorsteht und daß jeder Planet sein Rauchwerk hat. Die Planeten stehen zu den Geschicken der Menschen in innigster Beziehung. Sie lenken den Willen, zwingen aber nicht; sie fördern, sie hindern, dem Menschen aber steht es frei, sich fördern oder hindern zu lassen, indem er ihren Einflüssen folgt oder widerstrebt. Wer da nur wüßte, was er tun oder lassen soll, der wäre gut daran, nicht minder aber der, dem es nicht an Kunde fehlte, die Planeten günstig zu beeinflussen.

Agrippa von Nettesheim teilt in seinen magischen Schriften die Rezepte mit, wonach Rauchwerke zum Beeinflussen der Planeten anzufertigen sind. Als Hauptregel gilt in der Magie, daß bei jedem guten Werke als: Liebe, Wohlwollen und ähnlichem, die Räucherung gut, wohlriechend und kostbar sein muß; bei jedem schlechten Werke aber, wie Haß, Zorn, Unglück, da ist Stinkendes und Geringes zu wählen, jegliches aber seinem Planeten entsprechend.

Um den Planeten Mars in Kriegszeiten günstig zu beeinflussen wäre folgendes Rauchwerk zu verwenden: Euphorbie, Bedellium, Ammoniakharz, die Wurzeln von beiden Nieswurzarten, Magnetstein und ein wenig Schwefel. Dies alles wird mit Rabenhirn, Menschenblut und dem Blute eines schwarzen Katers vermengt.

Ein höchst wirksames Räucherwerk ist aus sieben Ingredienzien nach den Kräften der sieben Planeten zusammengesetzt. Vom Saturn nimmt man die Kostwurz, vom Jupiter Muskatnuß, vom Mars das Aloeholz, von der Sonne den Mastix, von der Venus den Safran, vom Merkur den Zimt und vom Monde die Myrte.

Zu beachten ist, daß zu diesem Rauchwerk kommen: Wurzel, Frucht, Holz, Harz, Blüte, Rinde, Blatt, nach der Reihenfolge der Planeten. In ähnlicher Weise war nach dem Talmud das Rauchwerk der Stiftshütte zusammengesetzt. Die Septuaginta hat allerdings nur vier Substanzen, den vier Elementen und den vier Himmelsgegenden entsprechend, denen noch das heilige und reinigende Salz beigemischt war, das alle bösen Geister fliehen; die Talmudisten aber fügen noch hinzu: Costus, Narde, Zimt, Safran, Cassia, Kalmus, Myrrhe. Auch hier begegnen wir der magischen Siebenzahl und der eigentümlichen Mischung von Wurzel, Rinde, Harz ꝛc., so daß nicht allein der Wohlgeruch bei der Aufstellung dieser Vorschrift maßgebend gewesen sein dürfte, sondern ebenso wohl die symbolische Bedeutung der einzelnen Ingredienzien

Das Räuchern war als wichtiger Bestandteil des Gottesdienstes ein hochheiliges Symbol. Der von den köstlichen Spezereien aufsteigende Rauch bedeutet das körperlich gewordene Gebet, das wie Wohlgeruch zum Himmel aufsteigt. In den Früchten, Blättern, Blüten, Rinden, Harzen und Wurzeln wird dargeboten, was unter dem Einflusse von Sonne und Mond und Sternen entstanden ist, alle ihre Kräfte werden symbolisch dargebracht als ein Opfer, dem einen Gotte. Deshalb durfte niemand Rauchwerk bereiten, das zusammengesetzt war, wie das für den Tempeldienst bestimmte, noch es gebrauchen. Wer es dennoch tat, sollte ausgerottet vom Volke werden.

Das heilige Rauchwerk hatte tiefere Bedeutung, sein Gebrauch zu profanen Zwecken wäre einer Entweihung der Symbole gleich gekommen; es gab aber weltliches Räucherwerk genug, und sicherlich hatten die Juden in Ägypten die Bereitung des Kyphi kennen gelernt, zu der die über dreitausend Jahr alte Vorschrift durch den Papyrus Ebers auf uns gekommen ist. Darin sind zehn Bestandteile und zwar mehrere, deren Namen noch nicht sachlich erklärt werden konnten. Bekannt aber sind uns darunter: Myrrhe, Weihrauch, Aloeholz, Kalmus, Storax, und mit Ausnahme des sehr teuren, im Abendlande schwer aufzutreibenden Aloeholzes, des köstlichsten Räucherholzes, finden diese auch ihre Verwendung im Königsrauch, der jetzt auf den Aussterbeetat gesetzt ist.

Da wir die hauptsächlichsten Ingredienzien des Kyphi kennen, zumal den Storax, der ebenfalls den Charakter des Königsrauchs bestimmt, sind wir recht wohl im stande, uns vorzustellen, wie es im Hause Pharaos duftete, wenn das Rauchwerk auf die Kohlen gestreut wurde, die in goldenen und silbernen Gefäßen glommen, aus denen sich der würzige Rauch erhob. Es roch dann ähnlich wie in der guten Stube zum Empfang der Gäste nach Königsrauch, der kein anderes Symbol vorstellte als das der Gastlichkeit. Beim Pharao aber vermute ich sehr viel Symbolismus im königlichen Räucherwerk, sei es um Unholde zu vertreiben oder gute Geister herbeizulocken ... ohne magische Nebenzwecke wird heutzutage im Morgenlande kein Körnchen riechender Substanz verbrannt, und anders ist es in der Vergangenheit gewiß auch nicht gewesen.

Digitized by Google

Ein „geretteter" Dürer.

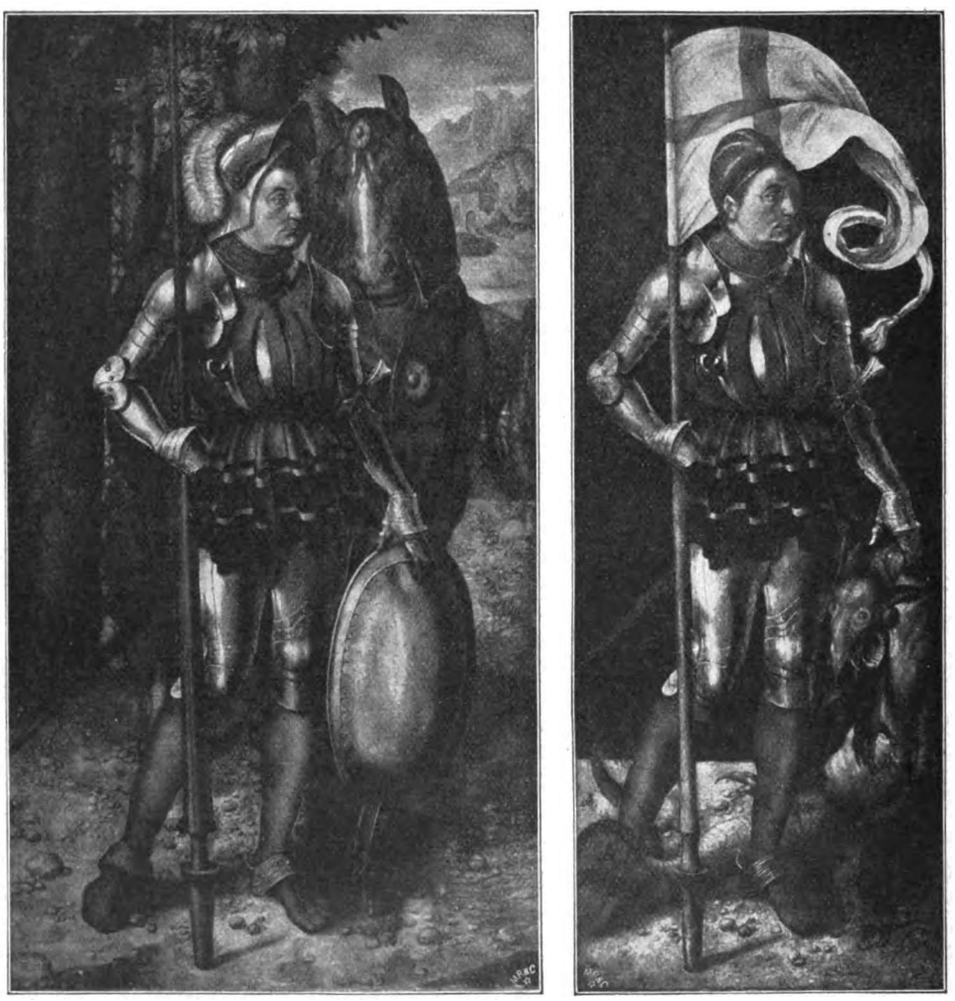
Wie die Dinge einmal liegen, klagt Thausing in seiner großen Dürer-Monographie, ist es leider nicht möglich, die Kunsttätigkeit des Meisters kennen zu lernen, ohne zugleich die Industrie zu verfolgen, deren Opfer er frühzeitig geworden ist. Kein anderer Meister, nicht einmal der vielgeprüfte Raffael, ist von der Fälschung so beharrlich begleitet worden wie Albrecht Dürer.

Man kann eine ganze „Schule" von Malern aufstellen, die sich der Dürer-Industrie mit Erfolg gewidmet haben. Von Hans Hofmann (gest. 1600) sagt ein zeitgenössischer Schriftsteller: „Er kopierte den Albrecht Dürer so fleißig nach, daß viele seiner Bilder für Dürersche Originalien verhandelt worden." Für Georg Gärtner (gest. 1654), Bonacker, Joh. Christian Rupprecht, Johann und Georg Fischer, Jobst Harrich (gest. 1617) und Paul Juvenel (gest. 1643) ließen sich aus alten Chroniken ähnliche Zeugnisse ohne Schwierigkeit beibringen. Bekannt ist, daß Dürer seine zweite Italienreise u. a. auch deshalb antrat, um den berühmten Marcantonio an der Nachahmung seiner Stiche zu hindern. In dem auf der Nürnberger Stadtbibliothek aufbewahrten „Geheimbüchlein" des Hans Hieronimus Imhoff über den Bilderhandel seiner Familie heißt es ganz naiv: „Ein Marienbild auf Holz, klein; mein Vater selig hat des Albrecht Dürers Zeichen darauf setzen lassen, man hat aber nicht eigentlich dafür halten können, daß es A. Dürer gemalt habe." Besonders charakteristisch ist das Verhalten des Kurfürsten Maximilian von Bayern, des leidenschaftlichen Verehrers unseres Meisters, der sich 1630 „die Dürerschen Stücke auf inständiges Bitten hatte präsentieren lassen, aber gar keine Lust dazu getragen, sondern sie alle zurückgegeben und gar kein Gebot darauf gelegt". Nur zu begreiflich erscheint angesichts dieser Tatsache der Jubel, in welchen der Schreiber des Geheimbüchleins ausbricht, als die von Maximilian abgewiesene Sammlung zuletzt doch noch in der Person eines holländischen Kaufmanns einen Käufer fand: „Ist also, Gott Lob und Dank! ein solcher guter Kauf für uns geschehen, dessen wir uns nimmermehr hätten einbilden dürfen, denn gewiß sind unter allen verkauften Stücke manche, an welchen viel zu zweifeln ist."

Kurfürst Maximilian konnte sich übrigens bei seiner Begeisterung für Dürer nur schwer in den Gedanken finden, seiner Kunstkammer kein würdiges Gemälde des Meisters einverleiben zu dürfen. Da bei den Händlern nichts zu haben war, wandte er sich schließlich an den Magistrat der Reichsstadt Nürnberg mit der Bitte, ihm doch die in städtischem Besitz befindlichen Gemälde Dürers zu überlassen. Der Magistrat, der einem so mächtigen Bittsteller keinen abschlägigen Bescheid zu geben wagte, ließ denn auch — blutenden Herzens — den sogenannten Paumgärtnerschen Altar im Jahre 1613, die Vier Apostel im Jahre 1627 nach München überführen. Kopieen, die Jobst Harrich von dem Altarbild, G. Gärtner von den Apostelntafeln herstellte und an die Stelle der Originale in die Katharinenkirche resp. in die obere Regimentsstube des Rathauses hängte, mußten den Nürnberger Kunstfreunden einigen schwachen Trost für die unersetzlichen Verluste bereiten.

Jahrhunderte sind seitdem vergangen, und das alte Sprichwort, wonach Bilder ihre Schicksale haben, fand Zeit in Fülle, um den Paumgärtnerschen Altar, von dem hier eingehend gehandelt werden soll, mit einem Spinnweb der seltsamsten Geschehnisse zu umstricken. Obwohl das Gemälde nämlich aus der Zurückgezogenheit der herzoglichen Kunstkammer in die Öffentlichkeit der Alten Münchener Pinakothek gelangte und dort von unzähligen Menschen jahraus, jahrein betrachtet wurde, gab es den Kennern doch je länger, je verfänglichere Rätsel auf, stachelte die Neugierde mit den abenteuerlichsten Fragen an, verführte die Museumsleitung zuletzt, einen Handstreich von fast beängstigender Kühnheit zu wagen. Folgendes ist der Tatbestand:

Der Paumgärtnersche Altar ist ein Triptychon. Das Hauptgemälde in der Mitte stellt die Geburt Christi dar (Abb. auf S. 19), die Seitenflügel zeigen auf der Vorderseite je einen deutschen Ritter des XVI. Jahrhunderts. Entstanden am Ende der sogenannten ersten Werkstatt Dürers, gegen 1560, läßt das Bild zwischen dem Arbeitsanteil des Meisters und dem der Gesellen keine genaue Trennung zu. Die Kunstgeschichte registriert es als das weitaus beste „Atelierbild" Dürers und will damit sagen, daß Lehrer und Schüler sich in demselben am erfolgreichsten zu gemeinsamem Schaffen verbunden haben. Unzweifelhaft Dürers ausschließliches Eigentum ist die hübsche Madonna des Mittelbildes, die knieend auf das am Boden liegende, von Engeln umringte Christuskind hinabblickt, Besorgnis zugleich und Glückseligkeit im Ausdruck des Gesichts. Bekanntlich hat Dürer zwei grundverschiedene Madonnentypen geschaffen. Dieser hier ist eine der ersten Erscheinungsformen seines zweiten Typus: Maria ist nicht mehr die schmächtige Jungfrau und Heilige, sondern die jugendliche hübsche Frau, deren Idealität in der Tiefe und Reinheit des mütterlichen Empfindens liegt. Ganz Dürerisch ist sodann auch die Stimmung des Mittelbildes, jenes Wohlgefallen an gemütlicher, familiärer Schilderung, das den heiligen Personen allen äußeren Schein der Heiligkeit nimmt und den Nebendingen ebensoviel Liebe wie den Hauptpersonen zuwendet. Die Ruinen, unter welchen die Szene sich abspielt, die heitere Landschaft des Hintergrundes, die Öchslein und Eselein unter dem romanischen Bogen zur Rechten, die Hirten, die von links und von rückwärts her nahen, das alles ist erfüllt von dem echt Dürerischen Streben, den überlieferten kirchlichen Formen möglichst natürliche, herzliche, ja lokale Seiten abzugewinnen. Aber — und hier setzt das böse Gewissen des Bildes ein — „die ehemals im Vordergrunde befindlichen Stifterbildnisse, aus der Jobst Harrichschen Kopie zu Nürnberg bekannt, sind noch unter der Untermalung des J. G. Fischer im Sonnenlicht zu erkennen," bemerkt der Katalog der Alten Pinakothek! Das Gemälde, wie wir es sehen und lieben, verheimlicht uns also etwas; wir wissen nicht, ob wir es noch lieben



(Vor der Restaurierung.) (Nach der Restaurierung.)

Flügelbild vom Paumgärtnerschen Altar (mutmaßliches Bildnis des Lukas Paumgärtner) in der Königl. Pinakothek zu München.
(Photographie der Verlagsanstalt Fr. Bruckmann in München.)

Digitized by Google

würden, wenn es sein wahres Gesicht entschleierte ... Mißtrauisch gemacht, wenden wir nun den Blick auf die beiden Seitenflügel mit den rotgekleideten Rittern, jenen kostbaren Zeugnissen von Dürers ursprünglichem, stets gewaltig wirksamen Realismus. Jeder der beiden ernstblickenden, charaktervollen Männer hat ein Rößlein zu seiner Seite, eine ganz Dürerische Landschaft mit Wald und Berg und hochgelegenen Schlössern im Rücken. Dürer liebte das Pferd, über das er später, nachdem er Lionardo kennen gelernt hatte, die eifrigsten Studien machte. Dürer liebte auch die Landschaft, denn er ist, sagt Springer, auf diesem Gebiete der Bahnbrecher einer neuen Zeit, der die Landschaft nicht nur um der Staffage, sondern um ihrer selbst willen malte. Gleichwohl bemerkt der erwähnte Katalog auch bezüglich der Flügelbilder, was er bezüglich des Mittelstücks meldet: Das, was wir auf ihnen erblicken, ist keineswegs das Dürerische Original, die seit vielen Geschlechtern als typische Inkarnationen des Renaissancegeistes geltenden Darstellungen müssen aufhören als solche zu figurieren, nicht Dürer, sondern J. G. Fischer hat den meisten Anteil an der überlieferten Erscheinung der Bilder!

Nun ereignete es sich vor etlichen Monaten, daß aus der Sammlung Klinkosch in Wien in den Besitz des Münchener Kunsthändlers Leitner zwei um das Jahr 1550 entstandene Kopieen übergingen, welche seltsamerweise die genaueste Ähnlichkeit mit jenen Nürnberger Kopien aufwiesen, deren wir bei Erwähnung des Kurfürsten Maximilian gedachten. Die Übereinstimmung dieser Wiener und jener Nürnberger Kopieen mußte aber naturgemäß auf die Vermutung führen, daß beide nach demselben Original gearbeitet seien, und Dr. Karl Voll, Konservator an der Münchener Pinakothek, zögerte nicht, diese Vermutung offen auszusprechen. Er behauptete, daß nur das, was die Kopieen enthielten, nämlich die Gestalten der beiden Ritter, ohne die Pferde und ohne die landschaftlichen Hintergründe, den Anteil Dürers an den Flügeln des Münchener Altars ausmache, alles übrige dagegen willkürliche Zutat eines späteren Malers sein müsse.



(Nach der Restaurierung.)



(Vor der Restaurierung.)

Flügelbild vom Paumgärtnerschen Altar (mutmaßliches Bildnis des Stephan Paumgärtner) in der Königl. Pinakothek zu München.
(Photographie der Verlagsanstalt Fr. Bruckmann in München.)

Und jetzt, nachdem man mehr als hundert Jahre darauf gebrannt, das Geheimnis des interessanten Bildes zu lüften, faßte man unverweilt den Beschluß, das Wagestück einer Restaurierung auszuführen: Die beiden Flügel wanderten aus dem Dürersaal in das Atelier des Professors Hauser, — die Vermutung des Dr. Voll wurde glänzend bestätigt!

Ich habe den greisen Professor Hauser gestern in seiner Werkstatt aufgesucht und die Gemälde gesehen. Rößlein und Landschaft sind also richtig verschwunden, eine graue Farbschicht, worauf sie gemalt waren, ebenfalls, und einsam, herb, hart, groß stehen die beiden rotgekleideten Männer auf einem schweren, lackartigen, schwarzen Hintergrund. Selbst ihre Helme, die allerdings recht schief auffaßen, haben sie verloren und nur eine flachanliegende stählerne Netzhaube übrig behalten. An den Lanzenschäften jedoch, die sie in der Rechten hielten, sind ihnen weiße Fähnchen gewachsen, von denen eines mit einem roten Kreuz, das andere mit einem Kruzifix zwischen dem Geweih eines Hirsches geschmückt ist; der Ritter zur Linken hat außerdem seinen blinkenden Rundschild gegen ein Drachenungetüm vertauscht, das er recht nonchalant beim Schopfe hält. Kehrt man die Flügel um, so bestätigt sich die Übereinstimmung mit den Leitnerschen und Nürnberger Kopieen ebenfalls: Das Münchener Original hat hier tatsächlich eine „Verkündigung" enthalten, denn nachdem Professor Hauser die rote Farbschicht, mit welcher die linke Tafel an der Rückseite überstrichen war, entfernt hatte, kam eine weißgekleidete Madonna zum Vorschein, über welcher eine Taube schwebte; die Rückseite des rechten Flügels würde ohne Zweifel den Verkündigungsengel gezeigt haben, wenn man sie vor etwa vierzig Jahren nicht abgehobelt hätte, ohne vorher nachzuforschen, was sie unter ihrem roten Farbenanstrich verberge. Übrigens ist auch die jetzt gerettete Tafel mit der Madonna damals stark beschädigt worden: man hat nämlich horizontal über die ganze Breite derselben hinweg drei Vertiefungen ausgehobelt, in welche die Querhölzer des Spannrahmens eingelassen wurden.

Selbstverständlich entsteht jetzt die Frage, was mit der Rekonstruktion des originalen Zustandes unserer Bilder erreicht wurde, ob die Gemälde in Zukunft mehr Freude und Begeisterung als bisher erwecken werden, ob sich unsere Wertschätzung Dürers gemehrt, unsere Kenntnis seiner Kunst vertieft hat, mit einem Wort, ob die vorgenommene Neuerung einen Gewinn oder einen Verlust bedeutet? Sicher scheint mir vor allem dies zu sein: in technischer Beziehung, d. h. soweit Professor Hauser bei der Rekonstruktion beteiligt ist, kann das Urteil unmöglich anders als lobend, um nicht zu sagen begeistert ausfallen. Was sodann die Aufdeckung der edel gezeichneten Madonna auf der Rückseite des linken Flügels anbetrifft, so ist auch sie bedenkenlos auf seiten des Gewinnkontos zu buchen. Unsicher dagegen und der Zukunft vorzubehalten ist das Urteil über die beiden Ritterbilder. Gewiß, die von allem Beiwerk befreite Erscheinung der ernsten Männer ist an und für sich „stilvoller" als ihre Verbindung mit dem mancherlei Detail ihrer bisherigen Umgebung. Etwas von dem heroischen Vertikalismus und Primitivismus der berühmten Apostelbilder fährt in sie hinein. Andererseits wird man die Flügel nicht in ihrer bisherigen Isolierung vom Hauptbilde betrachten dürfen, sondern sie erst mit jenem vereinigen müssen, um den Wert der Rekonstruktion beurteilen zu können. Nicht ganz mit Unrecht fragt man nämlich, ob nicht vielleicht Dürer selbst die Landschaft und die Pferde nachträglich angebracht haben könne, um den Gegensatz des leblosen, schwarzen Hintergrundes der Flügel zu der lebensvollen Umwelt des Weihnachtsbildes zu mäßigen. Sollte dem aber auch nicht so sein, man wird bei der Konfrontation der Gemälde meines Erachtens jenen Gegensatz nicht eben angenehm empfinden und dem Ergänzer, dessen intimes Verständnis für Dürers Eigenart man ohnedies schon rühmt, sehr wahrscheinlich auch noch ein feines Gefühl für die harmonische Gesamtwirkung des Kunstwerkes nachsagen müssen.

Alles in allem: an den Flügeln ist jetzt nichts mehr zu ändern; sollte man aber das Mittelbild auch noch restaurieren wollen, so möchte die Bitte nicht ganz überflüssig sein, sich das zwei- und dreimal überlegen zu wollen! Eduard Engels, München.

Digitized by Google

„Bowewittche!"

Skizze von Carl Busse.

Wolf und Packan heulten vor Vergnügen, denn nun sollte es bergab gehen. Es war eine schöne, breite Chaussee, aber sie hatte ihre Mucken und Launen wie alles Weibliche. Eine ganze Zeit lief sie eben und vernünftig hin, mit einemmale bekam sie den Hochmutsteufel, als wollt' sie's ihrer großen Schwester, der Brennerstraße, gleichtun, und kletterte gewaltig empor. Man wunderte sich ordentlich, wie ihr das gelang. Der feurigste Gaul fiel ganz von selbst in Schritt. Aber urplötzlich ging ihr der Atem aus, und sie purzelte wieder hinunter. Unten schämte sie sich. Trotzig begann sie den Anstieg von neuem. Diesmal war sie schon müder. Noch ein paarmal setzte sie so an, bis sie genug hatte und wieder als brave gute Chaussee ihren ebenen Lauf nahm.

Die Leute waren nicht besonders auf den unvernünftigen Teil ihres Weges zu sprechen und machten ein finsteres Gesicht. Nur „Bowewittche" lachte. Aber es fiel niemandem weiter auf, denn Bowewittche lachte immer oder war nachdenklich fröhlich. Kam er an die Höhe, so stieg er von seinem kleinen Handwagen und freute sich auf das Herunterfahren. Dieselbe Freude glänzte in den Augen von Wolf und Packan. War das Gefährt belastet, half Bowewittche nach. War es leer, schafften es die Hunde allein.

Und jetzt sollt' es nun wirklich bergab gehen, deshalb heulten am Anfang dieser Geschichte Wolf und Packan vor Vergnügen. Bowewittche versicherte sich noch einmal, daß das Kleinholz, das er geladen, ihm nicht ins Genick rutschen konnte, dann nahm er seinen Platz ein, knallte lustig mit seiner Peitsche, und heidi, ging es los! Die Räder drehten sich von selbst. Wie die Eisenbahn sauste das hin, und Bowewittche saß wie ein König und freute sich.

Plötzlich stieß er einen kurzen Schnalzer aus: seine scharfen Augen hatten rechts etwas blitzen sehen. ‚Glück, Glück, Glück' summte es ihm in den Ohren, aber jetzt konnt' er den Wagen nicht zum Stehen bringen. Doch als er unten war, zog er die Leine, band das Wägelchen fest und fing an, zurückzugehen. Er hatte ja Zeit. Warum sollt' er nicht fest stellen, was das Blitzen bedeutet hatte!

Ein schnurriger Kauz, wie er da behaglich suchte! Ganz merkwürdig klein von Figur, es fehlte nicht viel, so hätt' man von einem verkümmerten Menschlein geredet. Deshalb war seit vielen Jahren sein ehrlicher Name Witt zum Spottnamen „Bowewittche" verdreht worden. Aber was andere gekränkt hätte, freute ihn. Besser, man macht den Leuten Spaß, als Schmerz. Und trabte die Schuljugend hinter dem Hundegespann her: „Bowewittche, Bowewittche," dann strahlte sein Gesicht. Ein Segen, daß man so beliebt ist. Hinter Bismarck und dem Kaiser laufen sie auch hinterdrein!

Aber er war keine komische Figur. Er arbeitete und ernährte sich redlich. Seine Baracke war baufällig. „Jeder hat kein eigenes Haus," sagte er und betrachtete das windschiefe Gemäuer, das ihm gehörte. Er fuhr mit dem Wägelchen und seinen Hunden Brennholz an, transportierte kleinere Möbel, holte täglich die Milch vom Vorwerk und war mit freundlichem Gesicht jedem um ein Billiges zu Diensten. So hatte der Genügsame sein Auskommen, und Wolf und Packan, die Hunde, hatten es auch. Im übrigen war Bowewittche ein wackerer Christenmensch, wußte im Neuen Testament so gut Bescheid wie nur einer und besuchte allsonntäglich die Kirche. Oft stand auch der Pfarrer, wenn er ihn traf, bei ihm still und verwickelte ihn in ein Gespräch.

Bowewittche suchte also jetzt — in seinem langen Mantel und der über die Ohren gezogenen Mütze — irgend etwas Blitzendes. Er hatte es bald und drehte es entzückt hin und her. Es war ein einfaches, übrigens merkwürdig schmales Hufeisen. Im ersten Loch steckte noch ein Nagel.

Glück, Glück, Glück — wie das summte! Der liebe Gott meinte es gut mit ihm. Hundert sind daran vorbeigegangen — er sieht es und findet es. Da sollte man nicht doppelt zufrieden sein! Vergnügt betrachtete er es, wobei er sich die Bartstoppeln kratzte, die um das runde rötliche Kinn standen. Es kam jetzt auf die Schwelle — zu den anderen fünf! Gefundenes Glück wird vor die Tür genagelt. Das ist alte Weisheit.

Bowewittche steckte das Hufeisen sorglich in die Tasche und trottete zu seinem Wägelchen zurück. Gut, daß der Pfarrer es nicht gesehen hatte. Denn dem war der greuliche Aberglaube so zuwider wie nichts mehr. Und daß der fromme, gerechte, helläugige Fuhrmann gerade davon ergriffen war, schien ihm ein Rätsel und ein seltsam Ding.

Der Pfarrer hatte die fünf Hufeisen vor der Schwelle Bowewittches wohl gesehen und des Langen und Breiten darüber gesprochen als über ein schlecht und heidnisch Symbol.

Der aber, dem die Schwelle gehört, hat mit freundlichem Respekt gelauscht. Alles in Ehren — und in der Bibel steht wirklich nichts von Hufeisen. Aber wenn's nichts nütze, schade es auch nichts. Und er hätte 'mal den Glauben gleich seinem Vater und Großvater selig. Deswegen hätt' er sich doch bemüht, allzeit ein guter Christ zu sein.

Was wollte der eifrige Pfarrer machen? Er mahnte, es sei kein gottgefällig Ding und würde noch zum Unsegen ausschlagen. Aber wenn er Bowewittches Augen sah — —

„Ihnen hat der liebe Gott ein fröhlich Herz gegeben!" mußte er sagen.

Und das war recht. ‚Vielleicht hab' ich's gekriegt wegen der Gestalt', dachte der kleine Fuhrmann. Die war halt wunderlich und nicht schön. Und weil er darin zu kurz gekommen, hatte es der Himmel eben an anderer Stelle — innerlich — wieder gut gemacht. Da sollte man nicht schallend: ‚Lobe den Herrn' singen!

Wolf und Packan hatten sich ruhig verhalten, bis ihr Herr wieder da war. Er zeigte ihnen seinen Fund, setzte sich auf, und wieder ging's vorwärts. So erreichte man die Stadt.

Lachend oder mitleidig schauten die Kutscher, die glänzende, gutgefütterte Pferde lenkten, auf die beiden Hunde. Aber Bowewittche lachte auch. Wär' das nicht komisch gewesen — er, der Zwerg, und so ein Riesenpferd!? Wie hätt' er wohl den Rücken streicheln können? Da lobte er sich seine Freunde. Die hatten Respekt, die mußten zu ihm aufschauen. Taten es auch mit treuen Augen.

Es war schon Herbst, aber der Tag war sonnig. Das erste Glück, dachte Bowewittche.

Die Fahrt war glücklich zu Ende — das zweite!

Und das Hufeisen, das war das dritte und beste!

Er griff danach und wollt' es aus der Tasche holen, doch im selben Augenblick zuckte die Hand zurück. Er hatte sich an dem schräg hervorstehenden Nagel, der im ersten Loch saß, den Finger blutig gerissen.

„Bravo," sagte er, „nun gibt mir der Tag noch eine Lehre. Wo Spitzen vorstehen, muß man langsam greifen." Er wischte das Blut ab, spannte die Hunde aus, gab ihnen Futter und schnitt sich dann selbst ein kräftig Stück Brot ab.

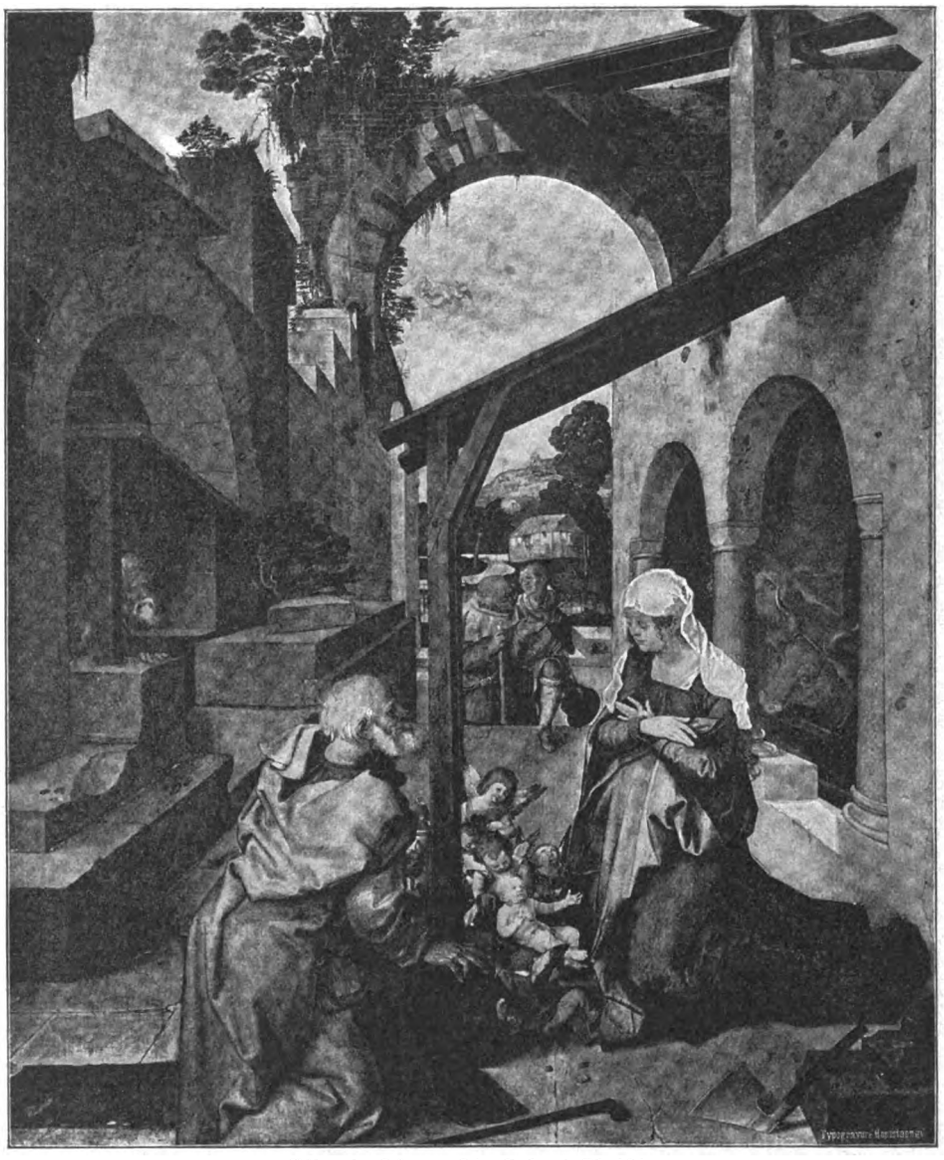
So saß und aß Bowewittche und dachte: ‚Der Luther hat recht gehabt, daß er ums tägliche Brot bitten läßt. Es ist 'was Gutes . . . 'was Gutes!' —

Da kam die Prüfung. Der kleine Fuhrmann hatte zu viel Sonnenschein im Herzen. Es muß auch 'mal Schatten und dunkel werden. Aber warum mußte der Schatten gerade vom Blitzenden kommen . . . vom Hufeisen?

Der Nagel und das Hufeisen, in dem er steckte — sie waren beide rostig. Und der Nagel hatte den Finger zu kräftig verletzt, die Lehre sollte gewiß eindringlich sein. So lief der Finger an, die Schwellung wurde größer, Fieber kochte darin, die Schmerzen stiegen —

„Das ist nicht richtig," sagte Bowewittche bekümmert. Er war stets dann bekümmert, wenn er nicht entdecken konnte, wozu etwas gut sein und nützen solle.

Digitized by Google



Albrecht Dürer: Die Geburt Christi.
Mitteltafel des Paumgärtnerschen Altars in der Königl. Pinakothek zu München.
(Zu dem Artikel auf S. 16.)

Und weshalb er gerad' jetzt, an dem Glückstag, zugleich mit dem sechsten Hufeisen den bösen Finger bekam — nein, da versagte er.

Aber der Finger ward immer schlimmer. Der kleine Fuhrmann pustete, kühlte und dachte nach.

Zweifellos: der Nagel! Was hatte seine Großmutter getan? Jedem Toten eiserne Nägel in den Sarg gegeben. Eisen tötet — hüte Dich vor dem Nagel! Aber der Nagel hielt den Toten und wahrte ihn auch vor Verwesung. Nagel und Schere hatte der Großvater mitbekommen in sein letztes Haus.

Immer böser sah der Finger aus. Es ergriff die Hand.

Kam da der Pfarrer des Weges und trat bei seinem Pfarrkind ein. Redete dies und das. Ob der kleine Fuhrmann morgen eine größere Arbeit übernehmen wolle.

„Hochwürden Herr Pastor, Arbeit schmeckt süß, aber Freitag fang' nicht an. Setz' fort, aber beginn' nicht."

Eben rüstete sich der geistliche Herr mit weltlichen und kirchlichen Waffen — da sah er den Finger.

„Mann — um Gotteswillen!"

„Ja," sagte Bowewittche, „schlimm! Doch ich hab' das sechste Hufeisen. Nichts für ungut!"

Und er erzählte. Aber der Pfarrer: „Hier hilft nur noch der Arzt. Er allein wird jetzt noch wissen, ob Sie ohne Operation davonkommen. Wir wollen hoffen, daß es noch nicht zu spät ist!"

Ungläubig war der kleine Fuhrmann ja. Es hätt' schon mancher eine böse Hand gehabt. Die wär' gegangen, wie sie gekommen wär'. Aber es rührte ihn, wie der Pfarrer besorgt war. ‚Jetzt hab' ich die Freude,' dachte er; ‚wußte doch wirklich nicht, wo sie herkommen sollt'!'

Doch die Besorgnis war wohl übertrieben. Denn — nichts für ungut — der Nagel tötet, aber das Hufeisen! Gefundenes Glück kann doch nicht Tod bringen.

Half ihm alles nichts. Der Pfarrer nahm Bowewittche zum Sanitätsrat, und der warf nur einen Blick hin: „So, so . . . schöne Sachen! Wie viel Hufeisen haben Sie? Fünf ohne das neue? Wenn jedes einen Finger kostet, sind Sie Linkpot'. Mahlzeit, das wär' mir zu teuer! Lieber soll 'mal ein böser Geist in mein Haus!"

Jetzt würgte es den kleinen Fuhrmann doch. „Die Hand muß weg?" O Du Grundgütiger! Und womit aufladen, womit Wolf und Packan halten, wenn sie 'mal im Laufen waren?

Digitized by Google

„Jedenfalls sofort ins Krankenhaus."

Verwirrt, bedrückt, wie ein Verurteilter schritt Bowewittche dahin. „Mut und Hoffnung," tröstete der Pfarrer, — „halten Sie Ihr Herz fest." Aber er konnt' sich doch das Eine nicht verkneifen: „Der Aberglaube ... wenn nur der schändliche, lästerliche Aberglaube nicht wäre! Das ist die Strafe! Ich hab's immer gesagt: es wird doch noch zum Unsegen ausschlagen!"

Der kleine Fuhrmann sah ihn mit einem großen Blick an. Da wurde der Pfarrer rot und blies wieder ein besser Stücklein von Mut und Hoffnung.

Im Krankenhaus wurde am Abend noch zur Operation geschritten. Bowewittche ward dabehalten. Er jammerte nach seinen Hunden. Erst als ihm heilig versichert wurde, daß ein getreuer Nachbar versprochen habe, Wolf und Packan nicht zu vergessen, beruhigte er sich. Fiebernd lag er nachts im Bett. Oft hob er die rechte Hand empor, daß sie gegen das hellere Fenster stand. Aber er mochte zählen, wie viel er wollte: er war schon wieder zu kurz gekommen.

Denn nur vier Finger waren noch da; der eine hatte sich absentiert. Es war schlimm, aber es war zu ertragen. Wenn es nun die ganze Hand gewesen wäre —!

Nur über eins kam der kleine Fuhrmann nicht hinweg. Trotzen die Bräuche seiner Jugend? War dies die Strafe Gottes? War das Hufeisen wirklich ein heidnisch Zeichen?

Das ganze Männlein war in Verwirrung geraten. Da wankten jahrhundertalte Pfeiler. Er kannte sich nicht mehr aus. Und nicht der Schmerz, nicht der Verlust des Fingers an sich hatten ihm die Fröhlichkeit genommen — die Verwirrung nahm sie ihm. Er hatte den Weg nicht mehr. Er wußte nicht recht, wie alles stand.

Freudig aber war der junge Pfarrer. Gegen die erschütterte Festung richtete er Kanonen. Er kam sich vor, wie der Apostel der Deutschen, der den letzten Streich gegen die Wotanseiche tut, daß sie fällt und mit ihr der falsche Glaube. Hatte er Bowewittche erst bekehrt, daß er dem törichten Aberglauben entsagte und deß zum Zeichen die Eisen von seiner Tür riß, dann würde Beispiel und Lehre auch weiter wirken.

Es war eine soziale Aufgabe, um die es sich da handelte. Nicht auf die alten Hufeisen kam es an, — aber hinter ihnen stand gleichsam der ganze, das Volk sittlich und geistig schädigende Aberglaube.

Und der kleine Fuhrmann sann schwer und ohne Fröhlichkeit und nickte immer, wenn der Pfarrer etwas sagte.

Als Bowewittche aus dem Krankenhaus kam, war er noch immer verwirrt. Es gärte in ihm, und er wunderte sich weiter Tag für Tag, und alles war fremd und neu. — Aber da riefen die Straßenjungen: Bowewittche! — in der Stadt war er Herr Witt gewesen —, und das war Heimatslaut. Ein zages Lächeln. Da stand sein Haus, windschief, doch seines eben und nicht jeder konnte Besitzer sein! Jetzt ward das Lächeln schon kräftiger. Und da: „Wolf... Packan!" Über das ganze Gesicht ging das Strahlen. Und die beiden Getreuen stürzen sich ihm entgegen, als wären es wirklich so blutgierige Bestien, wie ihre Namen vermuten ließen.

Wer ist glücklicher als der kleine Fuhrmann?

Auch das Hufeisen liegt noch auf dem Fensterbrett. Der böse Nagel steckt noch immer drin. Und alles wird licht, die Verwirrung weicht. Es war doch ein Glück: wer weiß, ohne das Hufeisen — —

Er schlendert die rechte Hand hin und her. Der Nagel wollte den Tod. Aber das Hufeisen hat das böse Wollen durchkreuzt, es hat gerettet, was zu retten war — so blieb nur ein Finger dem Nagel verfallen! Und ohne die fünf da draußen auf der Schwelle, wär' der Pfarrer schwerlich eingetreten. Dann hätt' es kein Krankenhaus gegeben, keine Operation — aber auch jetzt die Freude nicht, sondern statt dessen vielleicht kalten Tod.

Kalten Tod ... Macht der Gedanke daran das warme Leben nicht noch wärmer?

Bowewittche wirft die Beine, als ob er tanzen wollt'. Im Nu ist er draußen.

Grad' weht der rechte Wind den Pfarrer her, der den Gesundeten besuchen will. Er sieht ihn an der Schwelle schaffen.

„Bravo, bravissimo ... das ist rechte Arbeit," ruft er schon von weitem. Er freut sich, daß das Teufelszeug endlich beseitigt werden soll.

Und Bowewittche dreht sich strahlend um: „Weil ich noch leb' ... jetzt ist das sechste auch fest! Nichts für ungut, Herr Pastor!"

Kling, kling, trifft der Hammer den Nagelknopf, und ein schmales Hufeisen sitzt seitdem auf der Schwelle neben seinen fünf größeren Brüdern.

Schneebrucharbeiten in den Alpen.

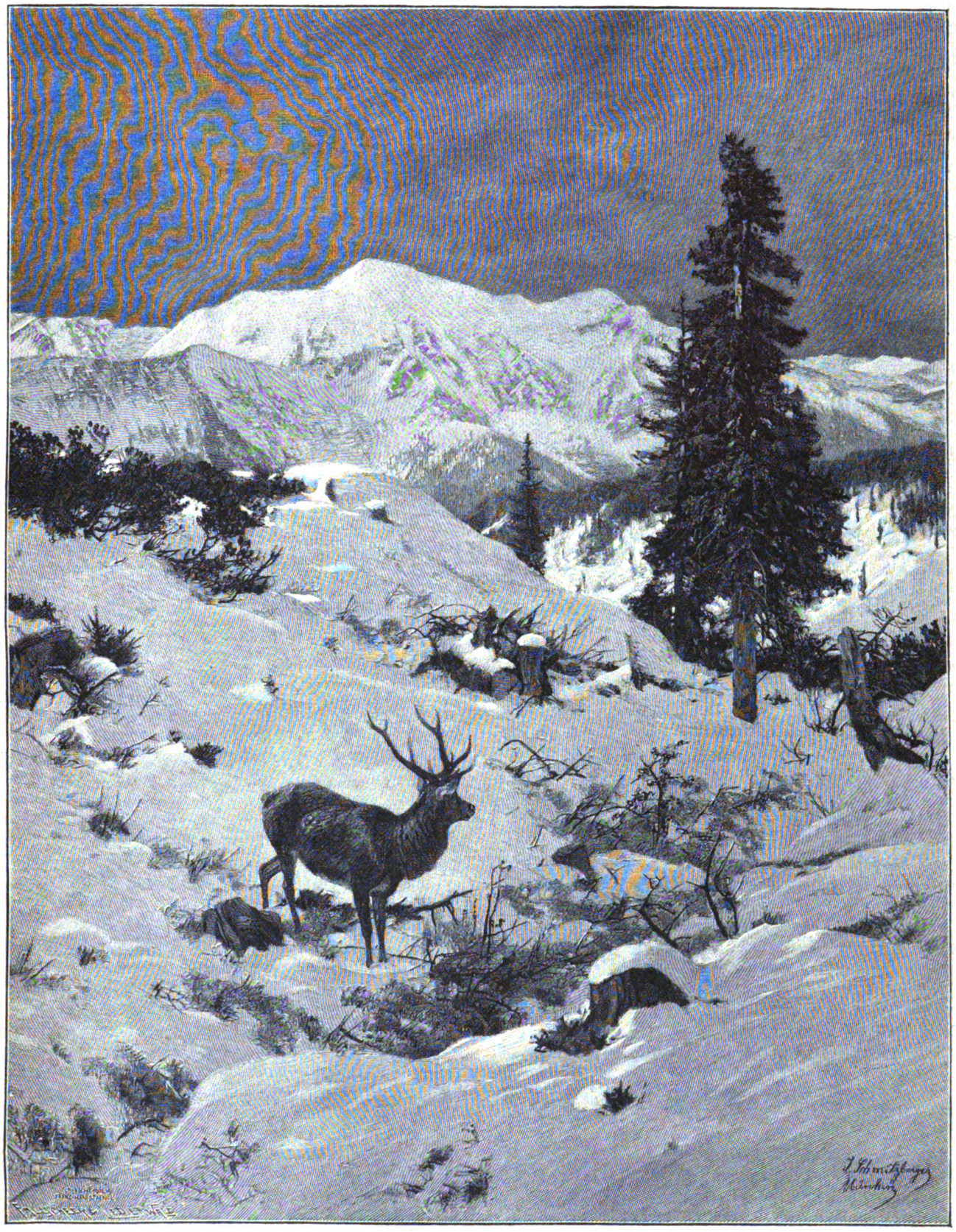
Von F. Eglé.

Der Winter ist ein freigebiger Herrscher in den Bergen. In unermeßlicher Fülle schüttet er monatelang seine Gaben aus. Am deutlichsten erscheint sein Wirken den Bewohnern einsamer Bergtäler, die bis in die neueste Zeit für ganze Winter lang von jeglichem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten waren. Dieses Los war zum Beispiel den Einwohnern des Urnerboden und mancher Talschaften der Kantone Wallis und Graubünden beschieden. Dem Umstande ist die Erhaltung alter Gebräuche in Berggegenden und die seltsame Sprachverteilung in Graubünden und Wallis zuzuschreiben. Seit der Bundesverfassung von 1849 und besonders seit der Bundesrevision von 1873 hat aber die Eidgenossenschaft dem Bau neuer Verkehrswege die größte Aufmerksamkeit geschenkt und auf unseren Bergen Kunststraßen angelegt, die die Bewunderung aller erregen. Alle Bergstraßen werden nun in zwei Klassen unterschieden. Die erste Klasse bilden jene, die von Gesetzes wegen das ganze Jahr dem Verkehr geöffnet bleiben; zur zweiten Klasse gehören jene, die nur im Sommer befahren werden können.

Um den Winterverkehr zu ermöglichen, hält die eidgenössische Straßen- und Postverwaltung ein ansehnliches Heer von Wegemachern, im Kanton Graubünden Routner genannt, in Tätigkeit. Diese wetterfesten Männer gehören meistens den umliegenden Talschaften an, sind von Kindheit an an Strapazen gewöhnt, und nur diesem Umstand ist es zu verdanken, daß sie gegen all die Unbilden widerstandsfähig sind.

Nach dem ersten oder zweiten schweren Schneefall werden sie zusammenberufen. Ihr Obmann und Führer, gewöhnlich ein im Dienst ergrauter, erfahrener Mann, erteilt ihnen Weisung für ihre beschwerliche Arbeit. Ihre Ausstattung gleicht beinahe derjenigen der Nordpolfahrer, gehen doch auch sie dem Kampfe mit Schnee und Eis entgegen und haben sie nicht selten eine Kälte von 15—25 Grad Celsius zu ertragen. Hohe, wasserdichte Stiefel schützen die Füße, dicke Wollenjoppen umhüllen die Glieder, für den Kopf ist eine mächtige Kapuze berechnet. Vor der Abfahrt verteilt der Anführer der Mannschaft einfingerige Tuchhandschuhe, Schneebrillen und sogar — Schneeschleier. Auf den Schneepflug werden der Proviant, meistens aus Käse, getrocknetem Fleisch, Speck, Wein, Branntwein bestehend, Wolldecken und Heusäcke für das Lager

Digitized by Google



Bergeinsamkeit. Nach dem Gemälde von J. Schmitzberger.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Digitized by Google

geladen, was alles in die Schirmhütten und Notbaracken verteilt wird. Von der Schirmhütte geht vorerst eine Rekognoszierungstruppe aus; denn der Kriegszug gilt einem listigen und gewalttätigen Gegner. Erst werden die Angriffsstellen von einem kundigen Führer bezeichnet. Dann verteilt sich die Mannschaft. Es gibt Stellen, denen leichter beizukommen ist; andere erheischen großen Aufwand von Geschicklichkeit und Kraft. Viele unserer Alpenstraßen führen in Zickzacklinien die steilen Abhänge hinan. Solange es tunlich, hält man die ganze Straßenlinie durch den Schneepflug offen; aber bei recht ergiebigem Schneefall ebnen sich die kleineren Einschnitte aus und die leichten Postschlitten sausen über die glänzende Schneefläche pfadlos. Der kundige Postführer und sein treues Pferd kommt auch so — und nur um so schneller — ans Ziel; aber der Reisende muß hieb- und stoßsicher sein und sollte nervöse Ängstlichkeit zu Hause lassen. An Stellen, wo die Straße an gähnenden Abgründen vorbeiführt, oder dort, wo Lawinen drohen, ruhen Schneepflug und Schaufel sozusagen nie; denn jeder Schneefall bringt Veränderung, jeder Temperaturwechsel verursacht Lawinengefahr. Und daß die Gefahr nicht zu unterschätzen ist, beweisen am besten die Straßenverordnungen in den Hochalpen. „Willst Du die schlafende Löwin nicht wecken, — So wandle still durch die Straße der Schrecken", gilt heute noch so gut, wie zu Schillers Zeit. Peitschenknallen, Schellengeklingel, Rufen, sogar lautes Sprechen ist an den sogenannten „Lawinenzügen" und anderen verdächtigen Stellen vorbei zu gewissen Zeiten verboten. Unter unbeschreiblichen Schwierigkeiten walten die tapferen Schneeschaufler — für oft sehr geringen Lohn — treu ihres Wächteramtes. Und gering ist ihre Mühe und Verantwortung nicht, denn Leben und Eigentum der Reisenden ist in ihre Hand und Fürsorge gegeben, und nur ihrer beständigen Wachsamkeit ist es zu verdanken, daß verhältnismäßig wenige Unfälle vorkommen. Was aber die Arbeit doppelt mühsam macht, ist ihre scheinbare Nutzlosigkeit. Mit unsäglicher Mühe ist heute ein Schneestollen, „Schneewechte", entfernt worden. Todmüde legen die Leute ihr Werkzeug nieder, um in ihren Baracken, oft nur leichten Bretterverschlägen, die frugale Mahlzeit und das harte Lager aufzusuchen. Da braust ein Schneesturm daher, heult durch die Schluchten und saust um die Felskanten. Der späte Morgen weckt die fast erstarrten Schläfer, und ihre harte Arbeit beginnt an derselben Stelle wieder, wo sie gestern glaubten, den Weg geöffnet zu haben. Das gleiche Los trifft sie vielleicht fünfzigmal in einem Winter. Oft trifft sie noch ein schlimmeres. Von irgend woher wird ein Lawinenunglück gemeldet. Alle verfügbaren Kräfte werden zur Stelle berufen. Mit übermenschlicher Anstrengung ringt man dem kalten Grab seine Beute ab. Da — ein dumpfes Rollen, ein brausender Windstoß, und eine neue Lawine deckt Retter und Halbgerettete unbarmherzig zu. Nicht immer trifft das Dichterwort zu: „Den schreckt der Berg nicht, der auf ihm geboren." Man muß die Routner erzählen hören, muß in ihre verwitterten, oft sorgengefurchten Gesichter sehen, und man wird gestehen, der Kampf mit den Elementen ist kein Kinderspiel.

Das ist die eigentliche Winterarbeit. Aber nun pocht der Frühling an die Tür und auch die Berge sollten sich der Schneedecke entledigen. Sonnenstrahlen und Frühlingsregen wechseln ab, um sie zu lockern. In den Niederungen und an glatten Abhängen gelingt ihnen das. Aber für die soliden Schneemützen der Bergeshäupter und für ihre Eispanzer bedarf es anderer Mittel. Wir kennen in der Schweiz einen Wind, den wir „Schneelecker" nennen. Es ist der warme Föhn. Oft ganz unerwartet wirft er seine luftigen Wolkenballen über die Bergkämme, um seine Ankunft zu verkünden. In Zeit von einer Stunde wechselt dann das Landschaftsbild durch ganz eigentümliche Lichteffekte, Föhnbeleuchtung heißen wir sie. Die Berge rücken näher, die Täler scheinen tiefer, über die Seefläche streift aschfahler Hauch. — Dann bricht's los — das Luftkonzert, oft mit elementarer Wucht. Bisweilen hält der sonderbare Gast nur wenige Stunden, oft zwei bis drei Tage aus. Und sein Werk war die gründliche Frühlingsputzerei in den Alpen. Die großen Schneeflächen in den Vorbergen und an den Abhängen der Hochgebirge sind spurlos, — wasserlos verschwunden. Kaum schwellen Bäche oder Seen durch diese Schneeschmelze an. Wie durch Zaubermacht hat sich der Szeneriewechsel vom ernsten, kalten Winterkleid zum lachenden Frühlingsschmuck vollzogen. Nur noch in tieferen Einsenkungen und Schluchten, auf Gletschern und ewigen Firnen liegen die Gaben des gestrengen Winters.

Da aber, wo die Natur zu langsam arbeitet, hat menschliche Kraft einzusetzen, denn das Gesetz schreibt die Freimachung der Bergpässe für Räderfuhrwerk vor, und die Bergbahnen müssen zum Empfang und zur Beförderung reiselustiger Naturfreunde baldmöglichst eröffnet werden. Das ist ein Stück Arbeit, von der sich die Bewohner des Flachlandes kaum eine Vorstellung machen können. Für die Schlittenfahrten galt der Kampf dem frischgefallenen Schnee; jetzt aber müssen am Fuß hoher Abhänge, an tiefen Terraineinschnitten oft Schneeschichten von 10—20 Meter Tiefe entfernt oder auch nur durchgeschlagen werden. Sie bilden eine zähe, eisharte Masse, die durch Einstampfen, Einwirkung von Regen und Sonnenschein, langsames Abschmelzen und Wiedergefrieren so widerstandsfähig geworden ist, daß Pickel und Schaufel allein ihr nicht beikommen können und Brecheisen und eine Art Eissäge erst vermögen, große Blöcke herauszuheben. bis allmählich ein vollständiger Stollen eingetrieben werden kann. Dann bleiben wohl die Seitenwände dieser Schneeschächte noch stehen, Sonnenschein und Regen bis tief in den Hochsommer trotzend.

Am sorgfältigsten und gründlichsten müssen diese Reinigungsarbeiten auf den Bergbahnen vorgenommen werden. Erst wird das Bahngeleise vollständig bloßgelegt und aufs peinlichste untersucht, ob nicht Schneedruck oder Eisbildungen irgend welche Verschiebungen oder Zerstörungen bewirkt haben. Ist das alles festgestellt, dann obliegt den tapferen Schneemännern noch ein gefährliches Werk. Wir alle kennen den Verwitterungsprozeß auf der Erdoberfläche, der sich am augenfälligsten in den Bergen kundgibt, weil sie dem schroffsten Temperaturwechsel ausgesetzt sind. Wohl legten sich die Felsen den schützenden Schneemantel um die Schultern, aber gegen das Einsickern des Schmelzwassers haben sie keinen Schutz. Und da beginnt dann, besonders zur Zeit der Schneeschmelze, das Zerstörungswerk der Wassertropfen. In kalten Frühlingsnächten verwandeln sich die Tropfen in harte Eiskrystalle, die sich in ihrem engen Felsbett recken und dehnen und jeden einzelnen Stein an der Außenfläche des Abhangs oder sogar ganze Felspartieen lockern. Diesen lenkt nun der Wegebahner seine Aufmerksamkeit zu. Oft mit größter Lebensgefahr erklimmt er die steilen Felswände; an langem Seil hängend, schwebt er über dem Abgrund und prüft nun mit seinem Hammer jede einzelne Partie des steilen, oft überhängenden Felsens. Was irgendwie beweglich ist, sucht er loszuschlagen, zweifelhafte Stellen werden angezeichnet und nachher untermauert und mit Schutzvorrichtungen versehen, um unerwartetes Abfallen zu verhüten und so drohendem Unheil vorzubeugen. Erst dann, wenn all diese Vorarbeiten vollendet, wenn alle Vorsichtsmaßregeln getroffen sind, die in menschlicher Berechnung und Kraft liegen, wenn die ganze Linie frei ist, dann fahren mit dem ersten, dem Probezug, der Direktor der Bahn, seine Werkleute und in der Regel das Personal des Berghotels auf die wiedergewonnene, luftige Höhe und lösen den Winterwächter ab, der seinerseits nach oft sechsmonatlicher Abgeschiedenheit zu Tale zieht, um dort unter Menschen wieder Mensch zu sein.

Dann erst melden die Zeitungen die fröhliche Nachricht, die und die Bergpässe sind für Räderfuhrwerk begangbar — die und die Bergbahn ist wieder eröffnet und dem öffentlichen Verkehr übergeben worden. Das findet in der Regel im Mai, Juni, oft auch erst im Monat Juli statt.

Digitized by Google

Der Protestantismus am Ende des XIX. Jahrhunderts.

Es ist ein großartiges literarisches Werk, das unter diesem Titel den Zeitgenossen, hoffen wir: auch einer dankbaren Nachwelt dargeboten wird. Nur durch die rastlose Tätigkeit des Herausgebers, Pastors C. Werckshagen, die splendide Opferwilligkeit des Verlags Wartburg (Berlin, Inhaber Werner Verlag), durch den Kunstsinn und die Spürkraft des Predigers Dr. Julius Kurth, der die beizugebenden Illustrationen, oft an sehr verborgenen Stellen, aufzusuchen und feinsinnig in den Text zu verteilen hatte, die Adaptionsfähigkeit des Malers Hans Schulze, der für angemessene Kopfleisten und Schlußvignetten sorgen mußte, sowie selbstverständlich durch die sorgfältige Auswahl und die zum Teil meisterhaften Leistungen der 76 Mitarbeiter, von denen vier, Beyschlag, Fritz Fliedner, Bloesch-Bern und Stähelin-Basel, bereits heimgegangen sind, — konnte ein glänzendes Monumentalwerk von 1208 Seiten in zwei starken Hochquartbänden in verhältnismäßig so kurzer Zeit zu Ende geführt werden. Der Herausgeber erfreute sich der fördernden Huld der Kaiserin und des hochherzigen Bannerträgers der kirchlichen Einheitsbestrebungen, des Erbprinzen von Hohenlohe-Langenburg, und durfte sich mit einem sachkundigen Redaktionskollegium umgeben, aus dem er im Nachwort die Herren Dryander, Faber und von der Goltz in Berlin für ihre unermüdliche Bereitwilligkeit und Hilfe in Rat und Tat mit besonderem Danke hervorhebt. Für das Gelieferte ist der Preis von 60 Mark (reichgeschmückte Einbanddecken zusammen 6 Mark) ein verhältnismäßig äußerst bescheidener; in der vornehmen Geschenkliteratur wird das schöne Werk unzweifelhaft einen der obersten Plätze sich erringen.

Der Plan des Ganzen ist auf breitester Grundlage aufgebaut. Mit einem Vollbilde: Kaulbachs Treppengemälde „Das Zeitalter der Reformation" eröffnet der erste Band die große, volltönende Symphonie. Der eigentlichen Darstellung des Protestantismus im XIX. Jahrhundert sind sechzehn große Aufsätze aus der protestantischen Vorgeschichte voraufgeschickt. Gleich der erste Artikel von Professor von Bezold in Bonn läßt uns in Text und Bildschmuck erkennen, was wir zu erwarten haben. Während der Verfasser in kundiger Zusammenfassung die „Vorzeichen und Vorläufer der Reformation" bespricht, geben die eingestreuten Bilder nach einer fast ganz selbständigen und höchst geistvollen Auswahl eine originelle künstlerische Beleuchtung der im Texte behandelten Zeit und des entsprechenden Zeitgeistes, wie denn durchweg die Illustrationen in dem Werke bei ihrer oft nur losen Anlehnung an den Text dem Beschauer die interessante Aufgabe stellen, sich aus ihrer Wahl und Reihenfolge noch eine Extrageschichte der geistigen und religiösen Entwickelung selbst zu konstruieren. Es liegt in dieser genialen Behandlung der Illustration ein ganz besonderer Reiz des Werkes, für den Dr. Kurth auch ein sonderlicher Dank ausgesprochen werden muß. Martin Luthers, des deutschen Glaubenshelden, Lebensbild hat der Herausgeber selbst entworfen. Unter den „Schirmherren der Reformation" behandelt Professor D. Tschackert eingehender zwei Gestalten, die ihm aus seiner akademischen Wirksamkeit in Göttingen und Königsberg näher getreten sind: die edle Herzogin Elisabeth von Münden und Herzog Albrecht von Preußen. Zwingli und Calvin haben die Professoren Staehelin und Benrath geschildert. Das köstliche Dürersche Bild „Ritter, Tod und Teufel" eröffnet eine überaus anziehende Arbeit des Professors Thode in Heidelberg über „Albrecht Dürer, deutsche Kunst und deutsche Reformation". Von hohem Interesse ist der Nachweis, den der geistvolle Kunsthistoriker hier liefert, daß die deutsche Kunst schon lange vor Luther reformatorischen Geist atmete und in ihrer tiefen religiösen Innerlichkeit und Innigkeit Luthers Werke treu vorgearbeitet hat. „So ist denn," schließt Thode seine Arbeit, „in des größten deutschen Bildners Schaffen die deutsche bildende Kunst, welche eine Vorläuferin der Reformation gewesen ist, im deutschen Glauben aufgegangen. Größeres und Entscheidenderes als alles, was im Dienste des Protestantismus noch bis in die Mitte des XVI. Jahrhunderts Lucas Cranach, der den Reformatoren in täglichem Verkehr eng verbunden war, geschaffen hat, lehren uns des großen Nürnbergers Werke, welche die freie Offenbarung aller Geheimnisse der deutschen Seele waren." Selbstverständlich weist auch Thode den Anspruch des Katholizismus, Albert Dürer für sich und die alte Kirche zu reklamieren, auf Grund des vorliegenden geschichtlichen Materials mit Nachdruck zurück.

Es ist unmöglich, in gleicher Ausführlichkeit den weiteren reichen Inhalt des im ersten Bande noch gegebenen Stoffes hier zu besprechen. Gustav Adolf, Oliver Cromwell (leider ohne genügende Beleuchtung seiner religiösen Eigenart), die protestantische Märtyrerkirche Frankreichs, der Große Kurfürst, Joh. Val. Andreä und Amos Comenius, Rembrandt und die religiöse Kunst der protestantischen Niederlande (mit herrlichen Wiedergaben Rembrandtscher Bilder), Paul Gerhard, Händel und Bach (eine prächtige Arbeit von Professor Dr. Reimann) Leibniz und die Anfänge des Pietismus, Friedrich der Große und Goethe haben durch Hjärne, Fetzer, Kükelhaus, Ludwig Keller, Brügel, Weizsäcker, Smend, Troeltsch, Kurth und Frederking zum Teil vortreffliche Darstellungen erhalten. Mit Nr. 17 treten wir in das XIX. Jahrhundert ein. An der Spitze steht Archivar Dr. Reineckes begeisterte Schilderung der vaterländischen und religiösen Erhebung zu Anfang des Jahrhunderts. Es folgt ein außerordentlich sympathisches und mit feinstem Verständnis entworfenes Lebensbild von Schleiermacher aus der geschickten Feder von Professor D. Scholz in Berlin. Ob es aber nicht doch „parteiisch" ist (S. 440), erst in Albrecht Ritschl „die tief unfruchtbare Zeit des schwächlichen Hin- und Hertastens" auf dem Gebiete der Theologie ihr Ende finden zu lassen, darüber dürfte ein leiser Zweifel wenigstens ausgesprochen werden. Fünf weitere lehrreiche und umfassende Artikel über Kant und Fichte von D. Aug. Dorner, die evangelische Kirche im neuen Deutschen Reich unter Wilhelm I. und Friedrich III. von D. Bernhard Rogge, den Dienst der Liebe und innere Mission von D. Hering, die evangelische Mission unter den nichtchristlichen Völkern am Ende des XIX. Jahrhunderts von D. Mirbt, — beides vorzügliche Arbeiten, kleine Handbücher von dem, „was jeder evangelische Christ von der Mission wissen muß" — und endlich über Gustav Adolf-Verein und Evangelischen Bund von D. Erich Haupt schließen den ersten Band.

Der zweite, umfangreichere, führt aus der Fülle hervorragender und für das kirchliche Leben des Protestantismus im XIX. Jahrhundert bedeutsamer Persönlichkeiten zunächst eine ganze Reihe von Einzelbildern vor. Nach einem nicht ohne Ursache etwas wehmütig ausgefallenen Aufsatze von Beyschlag über die „Entwickelung deutsch-evangelischer Kirchenverfassung im vorigen Jahrhundert", der die letzten, doch immerhin hoffnungsreicheren Phasen einer Einigung der deutschen Landeskirchen zu bestimmten Zwecken nicht mehr berücksichtigt, folgen zwei Sammelkapitel, an denen zahlreiche Verfasser mitgearbeitet haben und die den vielleicht wertvollsten Stoff des ganzen Werkes enthalten: „Charakterköpfe aus dem evangelischen Deutschland" und „Meister evangelischer Gottesgelehrtheit im XIX. Jahrhundert". Im ersten Abschnitte werden behandelt: Herder, Hebel, Oberlin, Claus Harms, Löhe, Vilmar, Kliefoth, Hengstenberg, Harleß, Nitzsch, Carl Schwarz, Ludwig Harms, Gustav Werner, Theodor Fliedner, Gerok, Rudolf Kögel; im zweiten: Collenbusch, Menken und Hasenkamp; der Erlanger Hofmann, Neander, Ullmann und Hundeshagen, Richard Rothe, „Reformierte Theologie in Deutschland", Dorner, Tholuck, Beck, F. Chr. Baur, Hase und Ritschl. Männer verschiedenster theologisch-kirchlicher Richtung haben diese kleinen Biographien verfaßt; nach Geschmack und Parteistellung werden sie auch verschieden gewertet werden. Mir sind als kleine Meisterstücke aufgefallen: Claus Harms von P. Petersen, Vilmar von Generalsuperintendent Werner, Kögel von D. Dibelius, Rothe von Holtzmann, Tholuck von Kähler. Andere werden anders urteilen. Ein besonderer Artikel von D. Achelis-Marburg ist noch den „Meistern evangelischer Kanzelberedsamkeit" gewidmet, unter denen bereits Genannte selbstverständlich auch wieder erscheinen. Eine Bemerkung über D. Heinrich Hoffmann in Halle sei hier berichtigt. Achelis sagt: Die ästhetische Durchbildung der Kanzelsprache Hoffmanns sei um so bemerkenswerter, als er einer der wenigen hervorragenden Prediger gewesen, der seine Predigt nicht aufschrieb. Das Gegenteil ist die Wahrheit; nur wenige Prediger werden so sorgfältig und treu schriftlich konzipiert haben, bis auf Bibelstunden und Kasualreden, ja „Toaste", wie Heinrich Hoffmann.

Ich eile zum Schluß. Konsistoralrat Hermens führt uns in die Militärseelsorge ein, je ein Altlutheraner, Herrnhuter und Mennonit in die Geschichte ihrer Kirchengemeinschaft; protestantisches Volksschulwesen, die protestantische Malerei, Bildnerei und kirchliche Architektur erhalten ihre besonderen Artikel. Dann schweift der Blick, von kundigen Führern geleitet, nach Österreich-Ungarn, der Schweiz, den Niederlanden, nach England, Schottland und Skandinavien, nach Osteuropa, Frankreich und Belgien, Italien, Spanien und Nordamerika, bis dann zwei Schlußartikel in die deutsche Gegenwart wieder ausmünden, unter den Überschriften: „Das protestantische Jahrhundert" (Politik — Bismarck als protestantischer Charakter — humane und soziale Bestrebungen, Wissenschaft und Kunst) und „der Protestantismus unter Kaiser Wilhelm II." von D. Seeberg-Berlin.

Der Leser sieht: es ist ein ungemein reicher Inhalt, der hier geboten wird; und wenn auch die bunte Mannigfaltigkeit und zum Teil tiefgehende Verschiedenheit in den Richtungen der Verfasser hier und da Bedenken erregen könnten über die Möglichkeit und Ersprießlichkeit gemeinsamer Arbeit, so wird die nähere Kenntnis des wirklich Vorliegenden vom Gegenteil überzeugen. Es ist in der Tat ein schönes Werk, das deutscher Fleiß und deutscher Kunstgeschmack hier geschaffen haben. Möchte es weithin seine Abnehmer finden.

D. Leopold Witte.

Digitized by Google

Familientisch. — Sammler-Daheim.

Zu unseren Bildern.

Über dem Bilde von P. Messerschmidt: „Holländischer Hafen“ liegt echt niederländische Behaglichkeit. Die alten Giebelhäuser mit den Speicherböden, im Durchblick auf das Bollwerk die großen Indienfahrer im Hafen mit ihren riesigen Hecks, die vom Marktplatz abfahrende Postkutsche, die auf keinem Messerschmidtschen Bilde fehlen darf, die vorüberwandelnden Handelsherren, die aus der Taverne kommen, — das alles sieht sich nett und gemütlich an.

Schmitzbergers „Bergeinsamkeit“ enthält viel Stimmung, winterliche Schneestimmung über den Alpenhöhen und den Tälern und Schluchten. Vortrefflich ist die wechselnde Beleuchtung der Schneedecke wiedergegeben, die die Nähe und die Ferne verhüllt.

Der „Handel“ bei den Alten.

An der Entwickelung und Fortbildung der Völker nach außen hin arbeiten vor allem zwei Kräfte: die Politik und der Handel. Reichtum gibt Macht, und so sehen wir, daß alle großen Handelsstaaten eine gewisse Zeit lang auch eine führende politische Rolle gespielt haben. Die Geschichte des Handels beginnt, wie alles Historische, im Orient, seine ersten wichtigsten Vertreter sind für uns die Phönizier, neben ihnen stehen die Babylonier, Assyrer, Ägypter, Etrusker; ihre unmittelbaren Nachfolger sind Griechen und Karthager, — erst viel später treten die Römer im Welthandel auf. Die Babylonier und Ägypter trieben hauptsächlich ausgedehnten Karawanenhandel mit Arabien, dem inneren Afrika, Indien und den Staaten Ostasiens, die Phönizier vermittelten zuerst den Seeverkehr zwischen Asien, Afrika und Europa.

Der eigentliche Tauschhandel war für die Kaufmannschaft der alten Kulturstaaten schon Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung ein überwundener Standpunkt. Auf dem Boden des alten Babylon und anderer Orte des Zweistromlandes ausgegrabene „Backsteinbibliotheken“ beweisen, daß die Babylonier eine geregelte Buchführung besaßen. Gleiches ergibt sich für die Ägypter aus Papyrusfunden, und überraschende Aufschlüsse für die hellenische Kultur in vorhomerischer Zeit werden sich ergeben, wenn es gelungen sein wird, die Inschriften zu entziffern, welche die jüngsten Ausgrabungen in Kreta und Cypern zu Tage förderten.

Die Einführung des gemünzten Geldes ins Wirtschaftsleben seitens der Griechen war der wesentlichste Faktor für die Überleitung des Tauschhandels in das Kaufgeschäft. Mit überraschender Geschwindigkeit gewöhnten sich die griechischen Pflanzstädte an die Münzen; daß auch die Barbaren in den Donauländern, in Gallien, an den Gestaden des Pontus den Wert des neuen „nervus rerum“ wohl zu schätzen wußten, beweisen die zahlreichen barbarischen Nachahmungen altgriechischer Gepräge.

Rom blieb lange Zeit ein ackerbautreibender Kleinstaat mit schwachem innerem Kramgeschäft, welches infolge der ungefügen, geringwertigen Münzen wesentlich auf den Naturalaustausch angewiesen war, und als später durch kluge Politik und gewaltige Eroberungen die Stadt zum Haupte eines Weltstaates geworden war, überließ man doch den inneren Handel Kleinbürgern und Freigelassenen, und gestattete den unterworfenen Völkern, ihre Welthandelsbeziehungen selbständig zu pflegen und auszunutzen. Alexandrien blieb die wichtigste Handelsstadt des Reiches.

Dagegen erkannte der praktische, nüchterne Sinn der Römer schon früh die Vorzüge einer geregelten Buchführung. Etwa ums Jahr 419 der Stadt vollzog sich zu Rom die Einführung der „trapezitai“ (Händler mit gemünztem Gelde) der hellenischen Welt, die aus Großgriechenland nach dem benachbarten Latium vorgedrungen war. In der Zeit von 419 bis 424 der Stadt wurden den „argentariis“ (den Geldwechslern) vom Staate sieben Verkaufsbuden an der Südseite des Forum eingeräumt (seither tabernae argentariae, anstatt tabernae lanienae), in denen die Kleinbankiers an einer Geschäftstafel, der „mensa“ (ξύλον), ihren Betrieb führten. Die unmittelbare Veranlassung zur Etablierung der neuen Geschäftsbranche in Rom (die noch vor der Münzreform und der Einführung des Silbergeldes im Jahre 486 d. St. erfolgte) gab der massenhafte Umlauf ausländischen Silbergeldes von vielseitigstem Gepräge und das Kreditbedürfnis des bürgerlichen Verkehrs. — Anfangs waren die argentarii wesentlich Wechsler. Dieses Geschäftszweiges aber bemächtigten sich nach dem Jahre 486 allmählich die nummularii (eigentlich Münzwardeine), während die argentarii entweder das Bankiergeschäft oder das Auktionsgeschäft bevorzugten.

Das letztere war im alten Rom noch ausgedehnter wie heute. Man versteigerte Vermögensmassen, Grundstücke, Erbschaften, Einzelgegenstände und Pfandstücke, — in den Sammlungen befinden sich noch heute antike Silbergeräte, die mit Tinte das Gewicht und den in öffentlicher Auktion erzielten Erlös aufgeschrieben zeigen.

Das komplizierte Geschäft machte die Führung von Geschäftsbüchern zur Notwendigkeit. Die Römer besaßen eine Kladde oder Strazze (adversaria od. ephemeris), worin auf einfacher Pagina die täglichen Einnahmen und Ausgaben, sowie die sonstigen finanziellen Vorgänge sofort notiert wurden, und ein Hauptbuch (den codex oder die tabulae rationum), in das aus den adversaria allmonatlich in chronologischer Folge unter Beifügung des Datums die Einnahmen und Ausgaben übertragen wurden. Im codex gehörten stets zwei Seiten zusammen, die eine (accepti pagina) für die Einnahmen, die andere (expensi pagina) für die Ausgaben, denen besondere Konten für das Soll und das Haben entsprachen.



Römisches Kontor.
Nach einem Grabrelief im Provinzialmuseum zu Trier.

Die hier gegebene Abbildung (nach einem im Provinzial-Museum zu Trier befindlichen Grabrelief) führt anschaulich das Treiben in einem lebhaften römischen Provinzialgeschäft vor Augen. — An der Haar- und Barttracht sind die römischen Kaufleute und die gallischen Bauern leicht zu unterscheiden. — Die ländlichen Lieferanten haben ihre Produkte im Magazine abgeliefert und kommen nun zur Abrechnung ins Kontor. Auf dem Tische liegt das Bargeld, jedenfalls Bronze, ausgeschüttet, ein Korb mit kleinerer Münze gefüllt steht daneben bereit, der Chef stützt sich auf das Hauptbuch. Der eine Landmann, der eine Tasche mit Lebensmitteln an breitem Riemen umgehängt trägt, hat sein Geld bereits empfangen, er hält den Beutel fest in der Hand; ein anderer feilscht noch, ein Dritter winkt Außenstehende heran. M. Kirmis.

Notizen.

Neues aus der „Vatikanischen Bibliothek“. Schon seit Jahren wußte man, daß der Fürst Barberini einzelne Stücke seiner ererbten Antikenschätze aus Geldnot ins Ausland verkaufen ließ, wie z. B. vor einiger Zeit ein kostbares Elfenbeintäfelchen mit Relief nach London für die geringe Summe von 6000 Frs. Daher wurde der Entschluß des Papstes, die Sammlungen des Palazzo Barberini anzukaufen und so der Stadt Rom zu erhalten, allseitig freudig begrüßt. Der Ankauf wurde im vorigen Jahre vollzogen. Gezahlt wurde eine halbe Million Lire; ausgenommen waren nur die Gemälde. Unter den erworbenen Antiken sind besonders merkwürdig die bronzenen Cisten mit eingravierten Zeichnungen, die auf den Besitzungen der Barberini bei Palestrina ausgegraben sind, sowie eigenartige etruskische Arbeiten. Der wertvollste Schatz aber war die Bibliothek. Sie besteht aus 60000 gedruckten Bänden und über 8000 Handschriften. Aus ihr sind besonders berühmt die Originalbriefe des Kardinals Bembo und des Galilei, eine lateinische Übersetzung des Plato mit Randnoten von Torquato Tasso, vielerlei Briefe berühmter Gelehrter aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert, welche wichtige Urkunden für die Geschichte der römischen Archäologie darstellen; auch die Handschriften der griechischen und lateinischen Schriftsteller sind wertvoll. Man ist jetzt eifrig damit beschäftigt, diese Schätze zu sichten und zu registrieren und sie der bequemen Benutzung zugänglich zu machen, — früher waren sie in den altertümlichen Räumen des Palazzo Barberini nur Donnerstags einige Stunden einzusehen. — Eine andere kostbare Bibliothek wurde im Anfange des vorigen Jahres mit der Vaticana vereint, nämlich die außerordentlich wertvolle Sammlung der orientalischen Handschriften der Propaganda, und man kann hoffen, daß später auch die lateinischen und italienischen Handschriften der Propaganda zum Vatikan überführt werden, da die Benutzung derselben im Palaste der Propaganda nur selten gewährt wird. — Für die Benutzung der Vatikanischen Bibliothek war man, abgesehen von den Angaben bei Montfoucon, bisher zumeist auf geschriebene Kataloge, die natürlich nur in der Bibliothek selbst eingesehen werden konnten, angewiesen; jetzt erst werden die Handschriftenschätze durch die Veröffentlichung der Handschriftenverzeichnisse auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden. Der Katalog erscheint unter Leitung P. Ehrles, des Präfekten der Vatikanischen Bibliothek, der sich durch seine Hist. bibliothecae Romanorum pontificum als hervorragender Kenner der handschriftlichen Literatur der Scholastik bekannt gemacht hat. Die beiden ersten Bände des Katalogs haben vor kurzem die Vatikanische Druckerei verlassen; es sind die Codices Vaticani latini (Codd. 1—678), bearbeitet von M. Batasso und P. Franchi bei Cavalieri, welche größtenteils Patristik umfassen, und die Codices Urbinates latini (1—500), veröffentlicht durch Stornajolo. In diesen Katalogen ist der Inhalt der einzelnen Codices, ihr Alter und ihre Herkunft genau bestimmt, und es wird auch mitgeteilt, ob ein Codex später im Druck erschienen ist oder nicht. — Von früheren Drucklegungen über die Handschriftenbestände der Vaticana existieren nur ein Verzeichnis der orientalischen Handschriften von Joseph Simon Assemani und die durch Steven und de Rossi herausgegebenen Kataloge der Palatina und der Regina. MK

Zur Geschichte der Stradivarius-Geigen macht der Violinist Guerini interessante Mitteilungen. Der Preis, den Stradivarius für seine Geigen forderte, betrug im Durchschnitt 65 Mk., nie scheint er über 140 Mk. hinaufgegangen zu sein. — Zahlreiche Stradivari befinden sich noch in Künstler-, Sammler- oder Händlerhänden. Sarasate besitzt eine Stradivarius, die von 1724 datiert ist. Joachim hat drei, und Kubelik erhielt kürzlich eine aus dem Jahre 1713 stammende, die früher Alfred Gibson gehörte, als Geschenk. Wilhelmj verkaufte eine aus dem Jahre 1725 stammende Stradivarius an einen Amerikaner, kaufte aber bald darauf eine neue, inkrustierte. Ferner besitzen Stradivarius-Geigen Frau Norman-Neruda, Ysaye, White, Hermann, Arditi; das mit Elfenbein ausgelegte Instrument, welches einst dem berühmten Rode, dem „Sologeiger des Königs von Frankreich“, gehörte, erstand der Augenarzt Dr. Oldham in Brighton von Charles Lamoureux für 87000 Frs. Die von Jakob II. von England bestellten Stradivari sind vollständig verschwunden, dagegen ist seit dem Jahre 1815 nur eine einzige Geige der Vernichtung anheimgefallen; sie gehörte Ware, dem Sologeiger des später abgebrannten Covent Garden-Theaters in London. MK

Alt-Berlin. III. Serie. Verlag von J. Spiro. Berlin, Schadowstr. 5. — Das große Interesse, welches das sammelnde Publikum an den billigen und dabei vorzüglichen Wiedergaben Alt-Berliner Ansichten zeigt, wird am besten dadurch bewiesen, daß der Verleger den beiden ersten Reihen so rasch eine dritte von ebenfalls 50 Stück folgen lassen konnte. Berücksichtigt ist diesmal wesentlich die Zeit von 1780 bis 1830. Die Reproduktionen sind teils nach Originalen im Besitz des Märkischen Museums gefertigt, teils nach sonst unbekannten im Privatbesitz befindlichen Handzeichnungen. Für das Jahrzehnt 1775—1785 bilden die Blätter von J. Rosenberg die Grundlage, die Ansichten aus der Zeit um 1800 rühren meist von P. Hans her. Die Wiedergaben sind scharf und schön, Druck und Papier ausgezeichnet. Der Preis für die Serie von 50 Stück in Mappe beträgt nur 3,50 Mk. MK

Die Tiere der Urwelt in Reklamebildern. Auf den großen erziehlichen Wert, der in den Reklamebildchen häufig enthalten ist, haben wir gelegentlich der Besprechung von Liebig-, Stollwerck- und Sucharbildern schon öfter hinweisen können. Einen breiten Raum unter den Darstellungen nehmen ganz selbstverständlich Objekte aus dem Gebiete der Naturwissenschaften ein; einzelne Firmen, wie z. B. die Kasseler Haferkakaofabrik, haben sogar ganze Ordnungen und Familien des Tier- und Pflanzenreichs, in Bild und Erläuterung systematisch behandelt, herausgegeben, — ohne Vorgänger dürfte aber das Erscheinen eines vollständigen zoologischen Prachtwerkes in Form von Reklamebildern sein. Die Kakao-Compagnie Theodor Reichhardt & Co. in Wandsbeck hat auf 30 großen Kunstblättern (27 : 19 cm) die ausgezeichnetsten Wirbeltiertypen früherer Entwicklungsperioden der Erde anschaulich darstellen lassen. Die Wiedergaben sind nach Photographien der Originale oder nach Rekonstruktionen maßgebender Autoritäten gefertigt, der lithographische Buntdruck und das Papier sind ausgezeichnet, kein aufdringlicher Reklamevermerk stört den Eindruck, die knappen Erläuterungen sind durchaus wissenschaftlich. Kaum dürfte es ein populäres Werk über Paläontologie geben, das den Gegenstand in so vielen und so schönen Abbildungen erläutert. MK

Digitized by Google

Hausmusik.

Frédéric Lamond.

Unter den jüngeren Pianisten unserer Zeit ragt Frédéric Lamond als außerordentliches Talent, als geschlossene Persönlichkeit, als Charakter und als Könner hoch empor. Er ist ein Künstler von bezwingender Art. In seinem düsteren Auge, in dem ein wenig mürrischen, immer ernsten Gesicht lebt eine Erinnerung an den jungen Beethoven fort, und mit diesem erlauchten Genius, dem Lamond zu dienen nicht müde wird, mit dessen Klavierdichtungen er sich seine größten pianistischen Triumphe errungen hat, verbindet ihn ein verwandtschaftlicher Zug von Kraft und Größe. Lamond ist Schotte von Geburt und Abstammung. Am 28. Februar 1868 wurde er in Glasgow geboren. Sein zwingendes musikalisches Talent trieb ihn schon in den ersten Kinderjahren an das Klavier, an die Orgel. Mit zehn Jahren wirkte er bereits als Organist, ja beherrschte er sogar die Orgelliteratur in ihren bedeutendsten Werken. Er spielte Bach, Händel, Mendelssohn. Den ersten Unterricht erhielt er von seinem älteren Bruder. Sein Lehrer im Violinspiel war ein tüchtiger Geiger aus der Schule des deutschen Meisters Spohr. Diesen Instrumenten, Klavier, Orgel, Violine, gesellten sich noch andere hinzu: so lernte der Knabe u. a. auch die Oboe spielen. Er schien ein technisches Universaltalent zu sein. Zu seinem Glück begrenzte er aber schließlich seine ungestüme Musizierlust und Lernfreudigkeit und widmete sich ausschließlich dem Klavier; daß es ein gutes und glückliches Bündnis war, das er mit diesem Instrument schloß, das offenbarte die glänzende Laufbahn des jungen Künstlers, der in Deutschland, wohin es ihn gezogen, ausgezeichnete Lehrer, Freunde und Förderer seines herrlichen Talentes fand. Zunächst studierte Lamond in Frankfurt a. M., wo Anton Urspruch, Hans von Bülow ihm lebendiges Interesse und Sympathie entgegenbrachten. Franz Liszt (1885) und Anton Rubinstein (1886) gaben dem jungen Mann den letzten pianistischen Segen. Lamonds ersten Kunstfahrten — Ende der achtziger Jahre — in seiner schottischen Heimat folgten Jahre der Sammlung, des Studiums, der Arbeit. Sein reiches Kompositionstalent trug die ersten schönen Früchte: Kammermusik, Klavierstücke, eine Symphonie und die prächtige Ouverture „Aus dem schottischen Hochland". Seine großen Kunstreisen nahm Lamond im Jahre 1895 auf. Sie führten ihn durch alle großen Städte Europas und besiegelten seinen Ruhm. Oft und gern spielt Lamond in Deutschland, seiner zweiten Heimat, seinem geistigen Vaterland, wo man ihn, wie seinen Landsmann Eugen d'Albert, mit Begeisterung aufgenommen hat. Und Frédéric Lamond verdient diesen Enthusiasmus; er ist ein wundervoller Beethovenspieler, ein hinreißender Interpret aller großen und ernsten Klaviermusik. Sein Spiel ist ungemein schlicht. Ein musikalischer Zeichner, begnügt er sich fast überall mit zwei Farben. Schwarz und weiß sind seine Grundtöne, aber er ist ein Meister des Kontrastes. Ganze Perioden begräbt Lamond in dunkle Schatten, auf andere wirft er hellstes Licht. Ihn reizt der Kontrast als Vorbedingung lebensvoller Plastik. In seinem Spiel ist etwas von Rembrandtbeleuchtung mit ihrem pathetischen Accent, mit ihren scharfen Reflexen und ihrer packenden, plastischen Kraft. In seinem Spiel dient die Virtuosität der Kunst, die Wahrhaftigkeit und die Inspiration überwindet die Schablone und das Leben die Schule und die Tradition: so steht er als ganzer Künstler vor uns. —o—



Frédéric Lamond.
Nach einer Aufnahme vom Hofphotographen Gebr. Lützel in München.

Das Klavier-Pedal.

(Schluß.)

Bei Melodien, wie: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall" oder „Hinaus in die Ferne", wird man das Pedal also am besten gar nicht treten, oder nur bei den längeren Noten oder auf dem guten Taktteil. Das soeben Gesagte gilt auch für die Anwendung des Pedals bei Klavier-Arrangements von Orchesterwerken, Opern 2c. Man wird zu unterscheiden haben, ob es sich nur um die Aufeinanderfolge von mehr oder weniger interessanten Harmonien handelt, oder ob der Komponist durch eine Melodie den Hörer besonders zu fesseln beabsichtigt hat. Namentlich dürfte es sich empfehlen, bei der Wiedergabe von Gesängen mit Streichquintettbegleitung, ich erinnere hier nur an die bekannte Arie der Agathe „Leise, leise, fromme Weise", auf das Pedal ganz zu verzichten, um so dem Original möglichst nahe zu kommen.

Den größten Fehler aber begeht ein Pianist dann, wenn er sich herbeiläßt, bei Tönen, welche staccato klingen sollen, das Pedal zu gebrauchen. Nichtsdestoweniger aber kann ich mich entsinnen, daß ich mehr als einmal das Trio des Trauermarsches aus Opus 26 von Beethoven durchgängig mit Pedal gehört habe. Die Ansicht einiger Pianisten, daß durch das Pedal die Wirkung des Staccato nicht verloren geht und es ein anderes ist, ob ich bei aufgehobener Dämpfung einen Lauf legato oder staccato spiele, beruht lediglich auf Illusion, wovon sich jedermann leicht dadurch überzeugen kann, daß er nur einmal versucht, anzugeben, ob der Klavierspieler mit aufgehobener Dämpfung eine Passage legato oder staccato gespielt hat; er wird hierzu ganz außer stande sein, vorausgesetzt, daß die Staccato-Noten in demselben Stärkegrade wie die Legato-Noten gespielt werden. Endlich sei jedem Pianisten und jeder Pianistin dringend empfohlen, schon aus reiner christlicher Nächstenliebe das Pedal erst dann anzuwenden, wenn das betreffende Stück völlig „sitzt", denn es ist einfach zum Rasendwerden, unfreiwilliger Ohrenzeuge zu sein, wenn eine höhere Tochter stundenlang „übt", ohne auch nur für die Dauer eines Taktes das kleine Füßchen vom Pedal zu nehmen.

Wenden wir uns jetzt dem zweiten Pedal zu, das zur Unterscheidung von dem ersten auch das Pedal der Verschiebung heißt, weil bei seinem Gebrauch die Klaviatur des Flügels um ein Geringes nach links verschoben wird, so daß der Hammer statt drei Saiten nur eine anschlägt, wodurch der Ton bei gleich starkem Anschlage schwächer klingt, während bei den Pianinos durch das Treten des zweiten Pedals die Hämmer sich den Saiten nähern; jene werden also nicht so stark auf diese geworfen und der Ton wird in diesem Falle ebenso wie bei der Verschiebung schwächer.

Das Pedal der Verschiebung wendet man zunächst in allen den Fällen an, wo man noch schwächer zu spielen beabsichtigt, als dieses durch die Finger allein möglich ist. Einsichtsvolle Klavierspieler werden also in Rücksicht auf die Nerven ihrer lieben Mitmenschen bei dem anhaltenden Üben irgend einer schwierigen Stelle das zweite Pedal nehmen.

Abgesehen von dem Zweck des zweiten Pedals, ein möglichst leises pianissimo zu erzielen, verleiht es dem Klavierton auch eine gewisse Weichheit und Zartheit; dieser nähert sich um etwas dem Charakter der Flageoletttöne, so daß durch ein geschicktes Treten die schönsten Effekte hervorzubringen sind. So beispielsweise bei einem jähen Wechsel zwischen fortissimo und pianissimo, sowie bei der mehrmaligen Wiederholung ein und derselben Figur; in ersterer Beziehung sei nur an das Finale aus Opus 10, Nr. 1 von Beethoven, in letzterer Beziehung an desselben Meisters Sonate für Violine und Klavier, Opus 12, Nr. 2, letzter Satz, kurz vor dem Wiedereintritt des A-dur, erinnert. Bei Kompositionen besonders zarten Charakters wird man das zweite Pedal sogar längere Zeit ununterbrochen anwenden können.

Auch die Vereinigung beider Pedale kann gelegentlich geboten erscheinen, so bei harmonischen Begleitungsfiguren im Baß und bei Kompositionen sentimentalen Charakters; doch sei man im gleichzeitigen Gebrauch beider Pedale äußerst vorsichtig, um nicht den Eindruck des Trivialen hervorzurufen.

Auf die Frage: „Wann soll der Schüler anfangen, das Pedal zu treten", lautet die Antwort: „So früh wie möglich". Hat der Schüler alle technischen Schwierigkeiten überwunden, welche ein gerade vorliegendes Stück ihm bietet, so bespreche man mit ihm auf das eingehendste diejenigen Stellen, bei denen die Anwendung des Pedals angebracht erscheint, mache ihn mit den bei dem Treten des Pedals von dem Fuße auszuführenden Funktionen bekannt und bezeichne Niedertritt und Pausieren des Fußes auf das genaueste. Auf diese Weise wird der Schüler die wahrlich

Digitized by Google

nicht leichte Technik des Pedaltretens sich mit der Zeit zu eigen machen, und, auf eigene Füße gestellt, das Pedal nicht als ein Werkzeug ansehen, seinen Mitmenschen die Hölle auf Erden zu bereiten, sondern als ein Mittel, die hehren Schöpfungen der Tonkunst zu eindringlicherer Wiedergabe zu bringen. An die Komponisten aber, und namentlich an diejenigen instruktiver Werke, sei die Aufforderung gerichtet, die Pedalanwendung stets auf das genaueste vorzuschreiben, für welchen Zweck nichts geeigneter sein dürfte als die früher erwähnte Schmittsche Pedallinie.

M. Futtmann.

Die Fuge.

Die Fuge ist aus dem Kanon entstanden. Diesen finden wir in voller Blüte bei den Niederländern, im XV. und XVI. Jahrhundert. Der Kanon besteht darin, daß zwei oder mehrere Stimmen dieselben Stimmschritte machen, aber nicht gleichzeitig, sondern nacheinander.

Hauptarten des Kanons sind:

1. Der Kanon im Einklang, wo die Stimmen tatsächlich dieselben Töne in gleicher Höhe vortragen, aber so, daß die zweite, imitierende Stimme, einen halben oder ganzen Takt, auch noch später, nach der ersten Stimme einsetzt.
2. Der Kanon in der Oktave, der die zweite Stimme eine Oktave höher oder tiefer bringt.
3. Der Kanon in der Unterquinte (am nächsten mit der Fuge verwandt), der die zweite Stimme eine Quinte tiefer anfangen läßt.

Im XVII. Jahrhundert entwickelte sich aus dem Kanon unsere heutige Quintfuge.

Wie der Kanon, so muß die Fuge mindestens zweistimmig sein; sie ist aber ebenso oft drei-, vier-, fünf- und mehrstimmig.

Eine Fuge ist also ein mehrstimmiges Tonstück, in dem die Stimmen nicht gleichzeitig anfangen, sondern einander so folgen, daß alle mit demselben melodischen Satze, dem Thema, in verschiedener Tonhöhe beginnen, worauf die zweite Stimme mit der Antwort folgt.

Die wesentlichen Teile der Fuge sind demnach:

1. Das Thema (Führer, Dux, Subjekt).
2. Die Antwort (Gefährte, Comes).

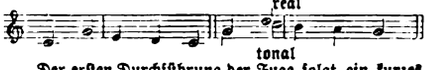
Das Thema, der Führer, wird von der beginnenden Stimme zuerst vorgetragen, worauf die zweite Stimme mit der Antwort, dem Gefährten, einsetzt, während die erste Stimme dazu einen rhythmisch und melodisch genauen Kontrapunkt (Gegensatz, Kontrasubjekt) ausführt.

Der Gefährte ist die Transposition des Führers auf die Quinte (ohne Rücksicht auf die Tonart Realfuge genannt), auf die Unterquarte ꝛc., je nach der Tonart (Tonalfuge).

Ist die Fuge mehr als zweistimmig, so bringt die dritte Stimme wieder den Führer, die zweite den Gefährten, die fünfte desgleichen den Dux, die sechste den Comes ꝛc. Das einmalige Durchlaufen des Themas durch alle Stimmen heißt eine Durchführung oder Wiederschlag.

Je mehr Stimmen in der Fuge sind, desto größer ist natürlich auch die Zahl der Durchführungen, weil die Folge der Stimmeneinsätze einen um so größeren Wechsel gestattet. (Bei der fünfstimmigen Fuge gibt es 120 Stimmfolgen.)

Das Hauptgesetz für die Beantwortung der Fuge ist, daß die Tonica und Quinte der Tonart einander antworten. Z. B.:



Der ersten Durchführung der Fuge folgt ein kurzes Zwischenspiel (divertimento), welches Motive des Themas oder der Antwort frei verarbeitet. Dem Zwischenspiele sind leichte Übergänge in eine verwandte Tonart gestattet, doch muß es in die eigentliche Haupttonart zurückkehren. Die zweite, stets mit dem Gefährten beginnende Durchführung und die folgenden Wiederschläge pflegt man freier anzulegen. Man verlegt das Thema dann in eine andere Tonart und bringt die Antwort nicht in der Quinte, sondern in andern Intervallen und andern Tonarten.

Wird das Kontrasubjekt neben dem Hauptthema gleichfalls durchgeführt, so entsteht die Doppelfuge. Oft wird aber bei der Doppelfuge zuerst ein Thema in gewöhnlicher Weise durchkomponiert, dann das andere und schließlich treten am Ende beide zusammen.

Ihre höchste Ausbildung erhielt die Fuge durch Händel und durch Johann Sebastian Bach. Bachs „wohltemperiertes Klavier", welches jeder vorgerückte Spieler kennen müßte, ist ein Meisterwerk dieser Kunstart. Es enthält außer 24 Präludien, 24 Fugen, je zwei für jede Dur- und Molltonart. Außerdem ist noch von Bach zu merken: „Die Kunst der Fuge" — 15 Fugen und Kanons über dasselbe Thema in sich schließend. Auch Rob. Schumann hinterließ uns, mit seinen 6 Fugen über den Namen Bach op. 60, einen genialen Versuch in dieser Kunstgattung.

O. M. -hardt.

Gedenktafel.

Am 4. Januar des Jahres 1853 — also vor 50 Jahren — starb zu Zittau i. S. der Magister Carl Gottlieb Hering, jener treffliche Künstler, der heute noch in seinen echt volkstümlich empfundenen Weisen mitten im Volk weiterlebt: von ihm stammen die reizenden Kinderlieder: „Hopp, hopp hopp, Pferdchen lauf Galopp" — und „Morgen, Kinder, wird's was geben", die jedem Kind deutscher Eltern geläufig sind; er ist der Komponist des berühmten Liedes „Als der Großvater die Großmutter nahm", und er war es, der die Weise erfand: „Horch, wie schallt's dorten so lieblich hervor". Magister Hering stammte aus der Familie eines Schiffsbesitzers und Segeltuchmachers; am 25. Oktober 1766 wurde er zu Schandau a. d. E. geboren. Seine Erziehung war ungemein sorgfältig; er besuchte die Fürstenschule in Meißen und die Universität Leipzig, wo er die Würde eines „Magisters der freien Künste" erwarb. Bei dem Thomaskantor Schicht studierte er Musik, jene Kunst, für die er eine hohe Begabung mitbrachte. Magister Hering war ein um die Musik hochverdienter Mann: nicht allein als Komponist leistete er Bedeutendes, auch sein pädagogisches Talent erprobte sich in hervorragenden Leistungen: so war Magister Hering der Begründer der Musikdidaktik, der erste, der die Musik pädagogisch behandelte, der den großen Nutzen des gemeinsamen Klavierunterrichts erkannte und so der Vater einer Idee ward, die später in allen Musikschulen zum leitenden Prinzip erhoben wurde. Von seinen in ihrer Zeit weit verbreiteten und zahlreichen Werken nennen wir die „Neue praktische Klavierschule für Kinder ꝛc." (1804), das erste methodische Werk dieser Art, ferner die „Neue praktische Singschule für Kinder". Seine Vaterstadt Schandau hat den trefflichen Mann durch eine Gedenktafel an seinem Geburtshaus und eine musikalische Feier geehrt.

Redaktionspost.

E. A. T., Amerika. Ein Konservatoriumskursus dauert 3 bis 4 Jahre, bei entsprechender Vorbildung, über deren Maß eine Prüfung entscheidet, natürlich auch kürzere Zeit. Die Hauptferien fallen in den Sommer (August bis Mitte September). Honorar 300 bis 400 Mark. Berlin steht in gleichem Ansehen wie Leipzig. Leipzig dürfte aber vorzuziehen sein: erheblicher Vorteile wegen, die den Schülern des Konservatoriums gewährt werden Mit 50 bis 70 Mark monatlich dürfte ein junges Mädchen ganz gut in Leipzig auskommen. Am besten, Sie lassen sich Prospekte des Königl. Konservatoriums in Leipzig und der Königl. Hochschule für Musik in Berlin kommen.

Frage. Weiß ein Daheimleser Auskunft zu geben über „Babette v. Keglewicz" und ihren Verkehr mit L. v. Beethoven (1796—1800)? Der Meister hat ihr seine Sonate op. 7 mit dem wunderbar schönen Largo gewidmet. Ein Bild von ihr würde von besonderem Interesse sein.

Hameln. Frau Pastor A. Niemack.

In unserer Spielecke.

2. Merkrätsel.

Dinclage Halberstadt Lengefeld
Perdikkas Thumann

Die obigen fünf Wörter sind anders zu ordnen. Dann sind aus jedem Wort 4 aufeinander folgende Buchstaben zu merken.

Sind die Wörter richtig geordnet und die passenden Buchstaben gemerkt, so ergeben die letzteren den Vor- und Zunamen eines hervorragenden deutschen Komponisten.

3. Homonym.

Der ist überall willkommen,
Wohl ihm, wenn er die bekommen.

Die muß fleißig man studieren,
Fleißig auch damit hantieren.

Das zu finden hält oft schwer,
Stets zu tun wohl noch viel mehr.

Dr. K.

4. Rätsel.

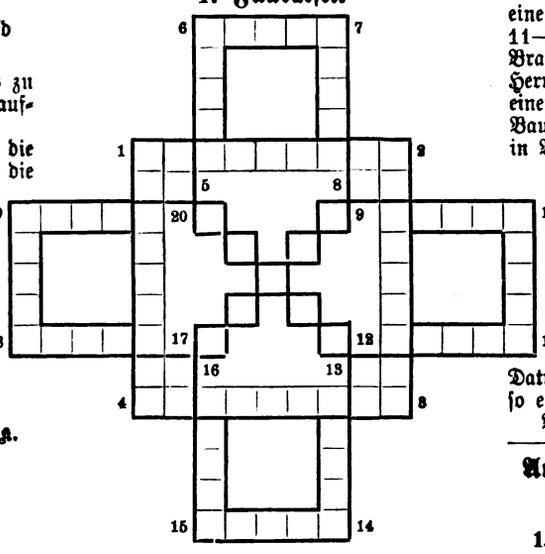
Den Vater führt' aus fernen Landen
Nach langer Irrfahrt ich zurück,
Und mit dem Schwert wir überwanden
Die Feinde von des Hauses Glück.

Willst Du zwei Mittelzeichen streichen
Und stellst nun vor das Haupt den Schluß,
So kannst Du dadurch leicht erreichen,
Daß neu ein Wort sich bilden muß:

Du darfst nicht viel davon verlangen,
Es bietet nie ein Ganzes dar,
Und wer das Rechnen angefangen,
Dem wird es erst allmählich klar.

M. Sch., Cassel.

1. Füllrätsel.



10 6c, 2d, 17e, 1f, 4g, h, 4i, 3a, 3b, l, 8 7n, 2o, 2p, 6r, 6s, 4t, 3u, 1z.

Die leeren Felder sind mit den obigen Buchstaben so auszufüllen, daß man 18 Wörter erhält, welche bezeichnen:

1—2 Einen Vogel, 2—3 einen Kurort in der Schweiz, 3—4 einen deutschen Schriftsteller, 4—1 einen berühmten Bildhauer, 5—6 eine Göttin der Römer, 6—7 einen deutschen Fluß, 7—8 eine Pflanze, 9—10 eine deutsche Residenz, 10—11 ein Bergwerk, 11—12 einen Baum, 13—14 eine Stadt in Brandenburg, 14—15 einen afrikanischen Herrschertitel, 15—16 ein Haustier, 17—18 einen männlichen Vornamen, 18—19 einen Baum, 19—20 einen Fluß, 1—3 eine Stadt in Brandenburg, 4—2 ein Gedicht.

5. Arithmetische Aufgabe.

Ein denkwürdiger Tag aus dem Leben unseres Kaisers läßt sich mit Hilfe der folgenden Angaben bestimmen:

Vermehrt man die 65fache Datumszahl um die 63fache Monatszahl, so erhält man als Summe die Jahreszahl. Vermindert man die 77fache Datumszahl um die 99fache Monatszahl, so erhält man als Rest die Jahreszahl.

Welcher Tag ist gemeint?

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 22.

1. Problem: Die Dominosteine.

Man stellt die Buchstaben des nebenstehenden Buches nach der Zahl der Augen der Dominosteine zusammen und erhält:

„Viel Glück im Spiel."

2. Wechselrätsel. Suez — Auer.

3. Rätsel. Haustürschlüssel.

4. Zweisilbige Scharade.
Weimar, Weih, Mars.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rücksendung **unverlangt** eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutschen** Freimarken beigelegt sind. — Herausgeber: **Th. H. Pantenius** und **Hanns von Zobeltitz.** — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W. 35, Steglitzerstr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Anzeigen nur:** An die **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig,** Hospitalstraße 27. — Verlag der **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig.**
Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig.**

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt.

39. Jahrgang * vom Oktober 1902 bis dahin 1903. * * * Ausgegeben am 14. März 1903. * Nr. 24.

Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.



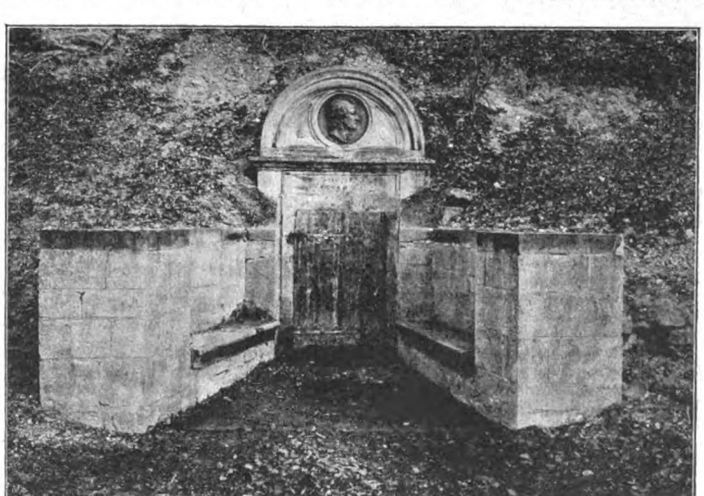
Klopstocks Geburtshaus in Quedlinburg.

Zum 100. Todestage Klopstocks.

In Ergänzung zu unserem Artikel „Zu Klopstocks Gedächtnis", den unsere Leser auf S. 14 u. ff. dieser Nummer finden, bringen wir eine Anzahl von Bildern, die der Erinnerung an den großen Toten geweiht sind. Eine Anzahl von ihnen, so die Darstellungen von Klopstock's Sterbehaus, seinem Begräbnis und seinem Grabdenkmal nehmen direkt Bezug auf die in jenem Aufsatz enthaltene Schilderung. Ferner zeigen wir aber noch das Geburtshaus des Dichters in Quedlinburg, wo dieser am 2. Juli 1724 geboren worden war. Hier verlebte er seine allererste Kinderzeit, doch bald kam er hinaus aufs Land, da sein Vater, der Kommissionsrat Klopstock, das Amtsgut Friedeburg im Mansfeldischen pachtete. Den heranwachsenden Knaben sah dann seine Vaterstadt Quedlinburg für einige Zeit als Gymnasiasten wieder, bis der sechszehnjährige Jüngling zu seiner weiteren Ausbildung nach Schulpforta, im Thüringerland, kam. Am 6. November 1739 war es, wo der junge Klopstock als Alumnus in die altehrwürdige Fürstenschule Pforta aufgenommen worden war. Die dankbare Nachwelt verehrt in dieser Bildungsanstalt also die Erzieherin eines der größten deutschen Dichter und gleichsam die Geburtsstätte neudeutscher Poesie. Am Fuße des Knabenberges, umschirmt von dichtem Waldgrün, liegt die „Klopstocksquelle", nur durch den kurzen Poetengang von Pforta getrennt. Genaue Forschungen haben ergeben, daß die Quelle Pforta nun schon seit über 200 Jahren mit köstlichem Trinkwasser versorgt. Seit wann die Quelle den Namen des größten ehemaligen Pfortenschülers trägt, läßt sich nur annähernd ermitteln. Vermutlich fällt der Ursprung dieses Namens in den Anfang des 19. Jahrhunderts. Leopold von Ranke, welcher von 1809—1814 alumnus Portensis war, schreibt in seinen Lebenserinnerungen: „Auf dieser Stufe der Bildung mußte Klopstock unser vornehmster Poet werden; einen nahen Brunnen am Steig nannte man mit seinem Namen." Weiter wird der Name „Klopstocksquelle" in einem der



Klopstocks Wohn- und Sterbehaus in Hamburg.

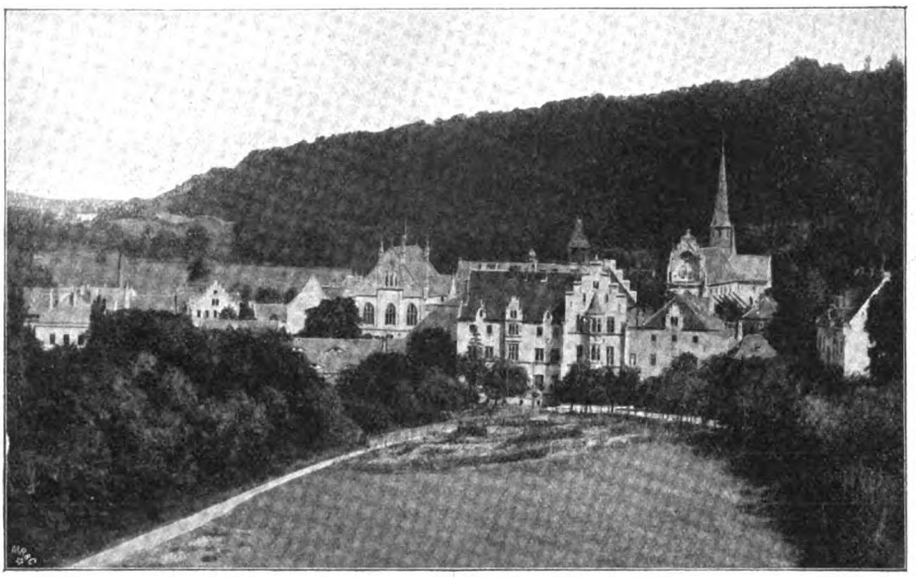


Die Klopstock-Quelle in Schulpforta. Nach einer Aufnahme von C. Becker in Naumburg a. S.

Regierung zu Merseburg am 2. Juli 1819 zugestellten Schriftstück erwähnt. In diesem bat der Pfortner Rentmeister Herbst um eine würdigere Ausstattung der Quelle, die, wie er schreibt: „in ‚neuerer' Zeit den Namen unseres ersten epischen Dichters trägt." Trotzdem die Regierung dem Vorschlage durchaus geneigt war und Pläne verlangte, fand die Verwirklichung dieses Gedankens erst im Jahre 1876 statt. Die direkte Veranlassung zu dieser „würdigeren" Ausstattung des Quellenplatzes war der kürzlich vorangegangene 150. Geburtstag des Messiassängers. Am 22. Mai, ihrem Schulfesttage, zogen die Schüler Pfortas hinaus zur Quelle. Nach einer Rede des Rektors über

Zum 100. Todestage Klopstocks.

Digitized by Google

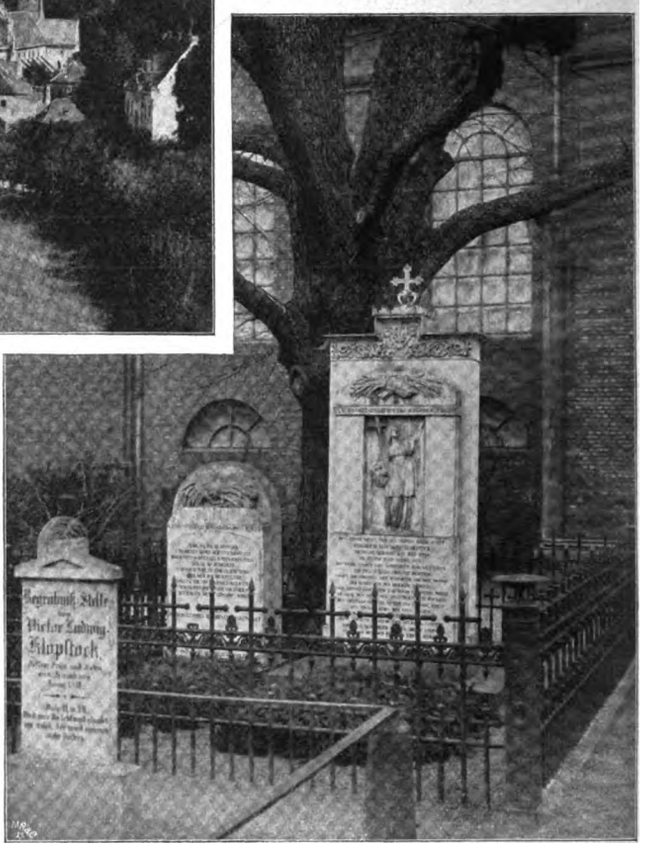


Ansicht von Schulpforta. Nach einer Aufn. von C. Becker, Naumburg a. S.

Klopstocks Bedeutung als nationaler Dichter und nach Absingung einer passenden Ode Klopstocks vom Schülerchore, wurde das Reliefbild des Dichters, welches sich im Steinbogen über der Quellenkammer befindet, feierlichst enthüllt. Warum die Quelle den Namen des Dichters trägt, konnte ebenfalls nicht genau festgestellt werden. Es heißt einmal, sie sei dem Andenken des Dichters und zum anderen, sie sei sagengeschmückten Erinnerungen an ihn geweiht. Die Unterschrift des jugendlichschönen Bildnisses trägt nur Namen und Daten: „F. G. Klopstock. ALVMNVS PORTENSIS MDCCXXXIX — MDCCVL." Nicht unwahrscheinlich ist es ja, daß der junge Klopstock, der schon hier den Plan zu seinem Messias faßte, den weihevoll stillen Ort der Quelle, vor welchem romantisch ein erlenumstandener Weiher liegt, bei seinem Träumen und Sinnen besonders geliebt hat.

* * *

Zum Wechsel im Oberpräsidium von Posen. Der bisherige Oberpräsident der Provinz Posen Dr. v. Bitter ist auf seinen Antrag von dieser Stellung enthoben worden, und zu seinem Amtsnachfolger ist der bisherige Regierungs-Präsident in Königsberg, Herr v. Waldow, ernannt worden. Rudolf von Bitter wurde beim Rücktritt des Frhrn. v. Wilamowitz-Möllendorf von dem Posten des Oberpräsidenten der Provinz Posen am 4. Oktober 1899 dessen Nachfolger. Gelegentlich der vorjährigen Kaisermanöver erhielt er am 4. September den Charakter als Wirklicher Geheimer Rat. Sein Nachfolger, Herr von Waldow, der erst im 47. Lebensjahr steht, hat eine ausgezeichnete Carriere gemacht; er war vor dreizehn Jahren noch Regierungsassessor. Dann wurde ihm das Nieder-Barnimer Landratsamt übertragen, dem er bis Anfang 1898 vorstand, worauf er unter Ernennung zum Ober-Präsidalrat nach Königsberg versetzt wurde. Der neue Ober-Präsident galt schon immer als ein hervorragend tüchtiger Verwaltungsbeamter, dem man eine große Zukunft prophezeite. Wilhelm Hans August von Waldow gehört der Königswalder Linie der Familie von Waldow und Reitzenstein an. Er ist zu Berlin am 31. Oktober 1856 geboren und seit 1890 mit Elisabeth von Werder (geb. zu Berlin 29. Juli 1866) vermählt. Der Ehe sind zwei Töch-



Das Grab Klopstocks auf dem Friedhof von Ottensen bei Hamburg. Nach einer Aufnahme von Strumper, Hamburg.



Klopstocks Beerdigung, nach einem zeitgenössischen Stiche.

Zum 100. Todestage Klopstocks.

Digitized by Google



Der aus dem Amt geschiedene Oberpräsident von Posen Dr. v. Bitter.

ter und 2 Söhne entsprossen. Herr von Waldow ist Hauptmann der Reserve des 2. Garde-Regiments zu Fuß und Ritter des Johanniter-Ordens.

* * *

Kammergerichts-Senatspräsident Groschuff †. Ein hervorragender Jurist, der Geheime Oberjustizrat und Senatspräsident am Kammergericht Groschuff ist am 26. Februar zu Berlin im Alter von 68 Jahren gestorben. Bis an sein Lebensende hatte Groschuff sich der allerbesten Gesundheit erfreut; ein Herzschlag bereitete dem Leben des ebenso bekannten wie beliebten Richters ein plötzliches Ende. Groschuff wurde nach mehrjähriger Tätigkeit an Provinzialgerichten 1871 zum Staatsanwalt bei der Oberstaatsanwaltschaft des Kammergerichts ernannt; nach achtjähriger Wirksamkeit in diesem Amte wurde er 1879 zum Ersten Staatsanwalt beim Landgericht zu Altona und bald darauf zum Ersten Staatsanwalt beim Landgericht I. Berlin befördert. Seit dem 1. März 1892 hat dann Groschuff dem Kammergerichte als Senatspräsident angehört. Fast 11 Jahre hat der Verstorbene den Vorsitz in dem Strafsenate des



Der neue Oberpräs. von Posen v. Waldow.

Kammergerichts geführt, der als Gerichtshof letzter Instanz in den Preußischen Landes-Strafsachen zu wirken berufen ist. Gestützt auf eine umfangreiche, tiefe wissenschaftliche Bildung sowie auf eine große praktische Erfahrung hat der Heimgegangene es verstanden, hier eine bedeutungsvolle und erfolgreiche Tätigkeit zu entfalten und sich durch seine strenge Sachlichkeit allseitiges Vertrauen zu erwerben. Eine lautere, vornehme Gesinnung und ein nicht gewöhnliches Maß persönlicher Liebenswürdigkeit haben, wie der ehrenvolle amtliche Nachruf bezeugt, ihm die ungeteilte aufrichtige Zuneigung und Hochachtung seiner Kollegen gesichert, die, schmerzlich bewegt durch sein unerwartetes Hinscheiden, schwer die Lücke empfinden, die sein Tod in ihrem Kreise zurückgelassen hat. Groschuff war auch einer der Begründer und eifrigsten Mitarbeiter der juristischen Wochenschrift.

* * *

Der Architekt Geh. Rat Prof. Köhler in Hannover †. Der am 23. Febr. verstorbene Geh. Reg.-Rat Prof. Heinrich Köhler, dessen charakteristisches Bildnis wir heute unsren Lesern vorzuführen in der Lage sind, war einer der hervorragendsten Architekten der Gegenwart, eine feinsinnige Künstlernatur, dessen Name in den Annalen der deutschen Baukunst an erster Stelle genannt werden wird. Geboren 1830 in Basel trat er nach vollendetem Studium zuerst in kurhessische, alsdann in hannoversche Dienste, nahm alsdann Anstellung bei dem Architekten Hittorff in Paris und unternahm mit dessen Vermittelung größere Reisen nach Italien und Griechenland. 1863 folgte er einem Rufe als Lehrer an die technische Hochschule in Hannover (damals Polytechnikum), welche Stellung er bis in seine letzten Tage hinein mit glänzendem Erfolge ausfüllte. Ueberall hat er Schüler hinterlassen, welche die Bedeutung der Schule Köhlers in hervorragender Weise rechtfertigen.

* * *

Das Reis-Denkmal für Frankfurt a./M. Die Stadt Frankfurt a./M. hat in Erfüllung einer Ehrenpflicht beschlossen, einem hochverdienten einstigen Mitbürger, dem Erfinder des Telephons, Philipp Reis, ein Denkmal zu errichten und zwar in den Anlagen vor dem Eschenheimer Thore. Vor kurzem hat daher im Frankfurter Kunstgewerbemuseum eine Ausstellung von Modellen für das Denkmal stattgefunden, zu deren Beschickung nur eine beschränkte Anzahl dortiger Bildhauer aufgefordert worden war. Von den Schiedsrichtern wurde dann das mit dem Kennwort „Telephon" eingelieferte Modell zur Ausführung angenommen, als dessen Schöpfer Professor Hausmann festgestellt wurde. Man beschloß gleichzeitig, den Künstler zu beauftragen, die in Laaser Marmor auszuführende Büste nach einer inzwischen aufgefundenen, außerordentlich gelungenen Photographie des Erfinders zu modellieren, die aus dem Anfang der sechziger Jahre, also aus jener Zeit herrührt, als er sein Telephon hergestellt



Das für Frankfurt geplante Denkmal des Telephon-Erfinders Philipp Reis.



Geh. Ober-Justizrat Groschuff in Berlin †.



Geh. Reg.-Rat Prof. Köhler in Hannover †.

Digitized by Google



Der nach Wien berufene Geograph Prof. Dr. Oberhummer. Nach einer Aufnahme von Fr. Müller, München.

hat, und die ihn demgemäß erheblich jünger darstellt, als die sonst bekannt gewordenen Bilder.

* * *

Prof. Dr. Oberhummer. Der zum ordentlichen Professor der Geographie an die Universität Wien berufene Dr. Eugen Oberhummer, bisher als außerordentlicher Professor an der Hochschule zu München thätig, ist ein hochgeschätzter akademischer Lehrer, dazu ein Gelehrter von ganz bedeutendem Rufe, der in zahlreich wissenschaftlichen Arbeiten seine unablässigen Forschungen auf dem Gebiete der Erd- und Völkerkunde aller Erdteile weiteren Kreisen offenbarte. Durch mannigfache weite Reisen, die sich fast über alle europäischen und außereuropäischen Staaten erstreckt, bereicherte Professor Oberhummer seine Erfahrungen über die Beschaffenheit jener fernen Länderstrecken. Seine Vorträge, ebenso belehrend wie fesselnd, erfreuten sich dann auch stets lebhaften Besuches. Das Interesse für Professor Oberhummers Forschungen, der zu einer von ihm auf einer Bibliothek entdeckten älteren architektonischen Zeichnung eine interessante Erläuterung verfaßte, gab Veranlassung, daß auch der deutsche Kaiser ihn zu sich entbot. In München im Jahre 1859 geboren, gab sich Dr. Oberhummer an dessen Hochschule sowie an derjenigen von Berlin dem Studium der Philologie und Geographie hin. 1886 ließ er sich als Privatdozent für alte Geschichte und Geographie in München nieder und wurde 1892 dort zum außerordentlichen Professor ernannt. Vielfache Auszeichnungen wurden ihm bereits zuteil. So ist Prof. Oberhummer Mitglied der Akademie der Wissenschaften, der Centralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland, der deutschen Südpolar-Expedition und 1. Vors. der geograph. Gesellschaft in München.

* * *

Die Krone der Hort des Friedens. Die schöne Statue, die wir heute unsern Lesern vorführen, ist ein Werk des bekannten Berliner Bildhauers Prof C. v. Uechtritz. Die die Krone verkörpernde ideale Frauengestalt hält ihr mit Lorbeer umwundenes, siegreiches, doch jetzt rastendes Schwert schirmend über die Gruppe der zwei den Frieden darstellenden Kinder, die mit verschlungenen Händen traulich bei einander sitzen. Das Bildwerk ist vom Kaiser erworben und dem Herrenhaus zum Geschenk gemacht worden.



Die Krone, der Hort des Friedens. Statue von Prof. C. v. Uechtritz.

* * *

Forschungsritte deutscher Offiziere. Es ist ein erfreuliches Anzeichen, das unsrer Armee zur Ehre gereicht, daß in den letzten Jahren deutsche Offiziere in größerer Zahl sich an den Forschungsarbeiten der Wissenschaft mit großem Eifer und gutem Erfolg mitbestreben. Aber nicht blos Angehörige unserer Marine oder der Schutztruppe, bei denen ja der Dienst schon häufig ein Eindringen in ferne, noch wenig bekannte Landstriche mit sich bringt, sind es, die hier erwähnt werden müssen, sondern auch Angehörige unsrer Land-Armee, die lediglich aus persönlichem Interesse sich in den Dienst solcher Aufgaben stellen. Ganz besonders ist Asien jetzt ein Feld von großer Anziehungskraft in dieser Hinsicht geworden, eine natürliche Folge der China-Expedition, die zahlreiche Angehörige unseres Heeres mit dem fremden Erdteil bekannt gemacht hat.



Leut. v. Salzmann, der zur Zeit einen Ritt quer durch Asien ausführt.

Im Anschluß an diese Expedition haben, wie bekannt, bereits mehrere deutsche Offiziere lange und kühne Distanzritte durch chinesisch- bezw. russisch-asiatisches Gebiet gemacht. Allerdings handelte es sich hierbei nicht um Expeditionen zu wissenschaftlichen Zwecken, sondern vielmehr um rein reitsportliche Leistungen, die allenfalls für militärwissenschaftliche Zwecke noch nutzbar gemacht werden konnten. Mehr dieser Art ist auch das kühne Unternehmen, das jetzt Lt. v. Salzmann vom ostasiatischen Truppenteil, dessen Bild wir heute dem Leser zeigen, zur Ausführung bringt, doch dürften ohne Zweifel auch nebenbei eine Fülle von Beobachtungen und Feststellungen erfolgen, welche in geographischer und ethnographischer Beziehung wertvolles Material darstellen. Lt. v. Salzmann beabsichtigt sozusagen auf Sven Hedins Spuren zu wandeln. Der kühne Reiter durchzieht zur Zeit, nur von einem chinesischen Mafu begleitet, auf chinesischem Pony die alte chinesische Karawanenstraße, die sich von Tientsin durch Gebirge und Wüstensand nach Kaschgar, Kokand und Samarkand hinzieht. Lt. v. Salzmann hat bereits durch mehrfache kühne Reitertaten und Dittanzritte sich in Ostasien einen Namen gemacht. Bekannt ist vor allem ein siebenwöchentlicher Dauerritt in der Mongolei geworden. Die Straße, die der junge Offizier entlang zieht, mißt 5000 Kilometer in der Länge. Leutnant v. Salzmann ist ein Sohn des Generalmajors und Kommandeurs der 14. Feldartillerie-Brigade v. Salzmann. Er ist 26 Jahre alt und hat bis zu seiner Einreihung in das ostasiatische Expeditionskorps beim Feldartillerie-Regiment v. Podbielski (1. Niederschlesisches Nr. 5) gestanden. Dann ist er von 1900 bis jetzt nach einander der Leichten Munitions-Kolonne des Ostasiatischen Feldartillerie-Regiments, der dortigen Sanitäts-Kompagnie und zuletzt der 1. fahrenden (Ostasiatisch.) Batterie zugeteilt gewesen. Er hat in China vorzugsweise in Peking und in Tientsin gestanden. — Gleichfalls angeregt durch Swen Hedin

Digitized by Google



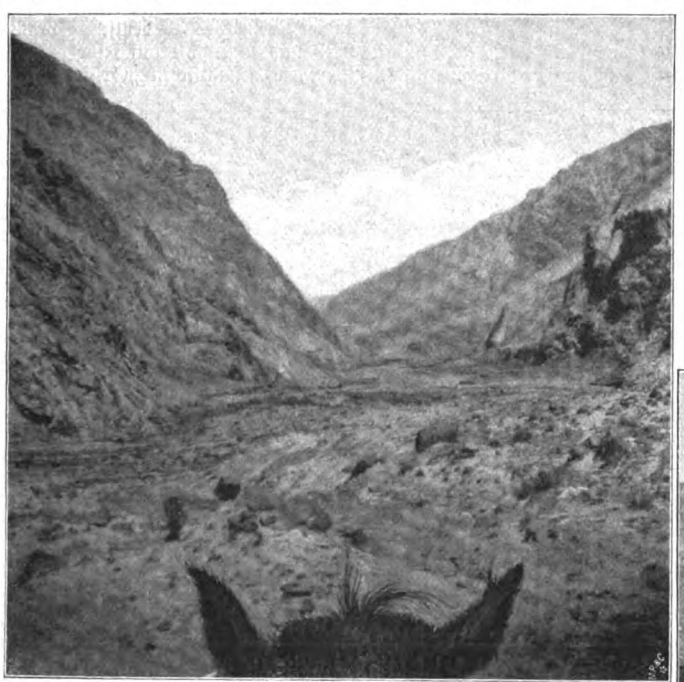
Leutnant Filchner vom 1. bayr. Inf.-Reg.
Nach einer Aufnahme von H. Traut, München.

hat zum Teil dieselben Gebiete Zentralasiens ein anderer junger deutscher Offizier durch-

— dem übrigens der berühmte Forschungsreisende Dr. Sven Hedin ein freundlich anerkennendes Begleitwort vorausgeschickt hat — erklärt, hat den kühnen Reitersmann das Ziel verlockt, das sagenhafte, reizvolle „Land der Hochtäler" oder „das Dach der Welt", den Pamir, kennen zu lernen, jenes zentralasiatische Bergland mit seinen unzugänglichen, öden Felswirrnissen und Hochebenen, und fernerhin das daran angrenzende Hinterland jener großen chinesischen Ströme, die auf den Höhen des Pamir ihren Ursprung nehmen. Dieser zweite Teil des Plans ist leider allerdings nicht zur Ausführung gekommen, weil die zur Zeit des Ritts gerade ausgebrochenen chinesischen Wirren den jungen Offizier zu schleunigster Heimkehr zwangen, um möglichst noch rechtzeitig zur Teilnahme an der deutsch-chinesischen Expedition in der Heimat anzukommen. Leutnant Filchner trat seine Reise am 24. Mai 1900 an und begab sich auf kürzestem Wege mit der Eisenbahn über Wien, Lemberg, Tiflis, Baku, Buchara bis Andischan, wo der Ritt begann. Die ganze Ausrüstung des kühnen Reiters bestand in seiner notdürftigen Garderobe, einigen Meßinstrumenten, photographischem Apparat, Konserven und einem Revolver. In Osch, einem russischen Garnisonsort nahe der Bahn-Endstation Andischan kaufte sich Leutnant Filchner zwei kleine russische Steppenpferde für den Preis von 94 bezw. 50 Mark, von denen er das eine als Reittier, das andere als Packtier benutzte. Diese Pferde, wiewohl klein und unansehnlich, rechtfertigten doch voll das in sie gesetzte Vertrauen, denn sie waren von größter, zäher Ausdauer und den Schwierigkeiten von Terrain und Klima in wunderbarer Weise gewachsen. Allerdings hatten sie auch ihre kleinen Eigentümlichkeiten; sie waren bisweilen wild und störrisch, und mit dem photographischen Apparat vermochten sie sich nicht zu befreunden, so daß Leutnant Filchner seine meisten Aufnahmen möglichst heimlich vom Pferderücken aus machen mußte. Hierbei kamen häufig Kopf oder Ohren seines also überlisteten Reittieres mit auf die Platte, wie es z. B. auch unser Bild (2) zeigt. Mit diesen dürftigen Hilfsmitteln ausgerüstet, unternahm es der junge Offizier in eine wilde und unwirtliche Gegend einzudringen und über Höhen wie die des Montblanc zu reiten. Nur teilweise konnte er die Winke eines dschgitischen Führers benutzen, auf dessen tätliche Hilfe er im übrigen während des Rittes so gut wie ganz verzichten mußte. Es kann hier nur mit ein paar Worten angedeutet werden, welche Route die Reise Herrn Filchners einschlug. Er ritt zunächst über den Pamir nach dem Karakul und zur indischen Grenze bis etwa Mintekke Aksai. Hier aber erfuhr er, wie schon erwähnt, von

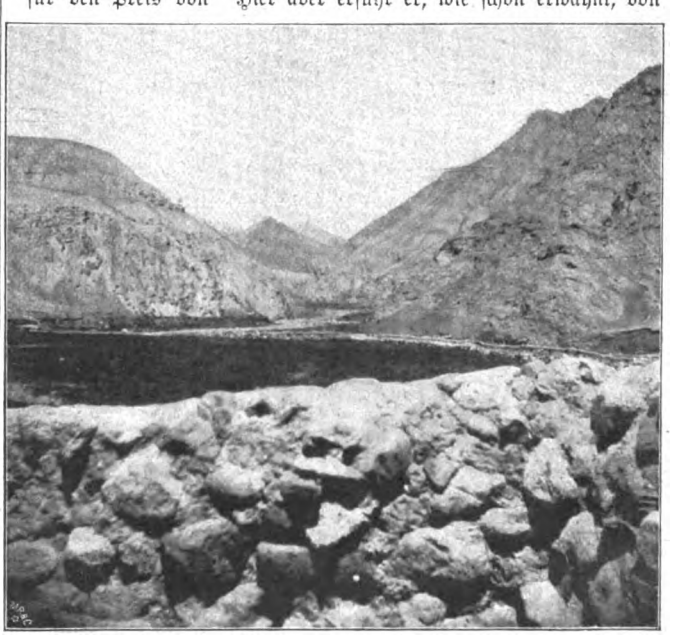


1. Beggi-Medresse in Alt-Buchara.



2. Im Tagdumbasch-Pamir. (Aufnahme vom Pferderücken aus.)

ritten, der Leutnant Wilhelm Filchner vom 1. bayrischen Infanterieregiment in München. Er hat über dieses kühne, mit bestem Erfolg gekrönte Unternehmen ein soeben veröffentlichtes fesselndes Buch geschrieben unter dem Titel „Ein Ritt über den Pamir", das, mit zahlreichen Illustrationen und Karten versehen und auch sonst vortrefflich ausgestattet, im Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung in Berlin, erschienen ist. Wie aus dem Titel schon erkenntlich und wie Herr Filchner selbst im Vorwort seines Werkes

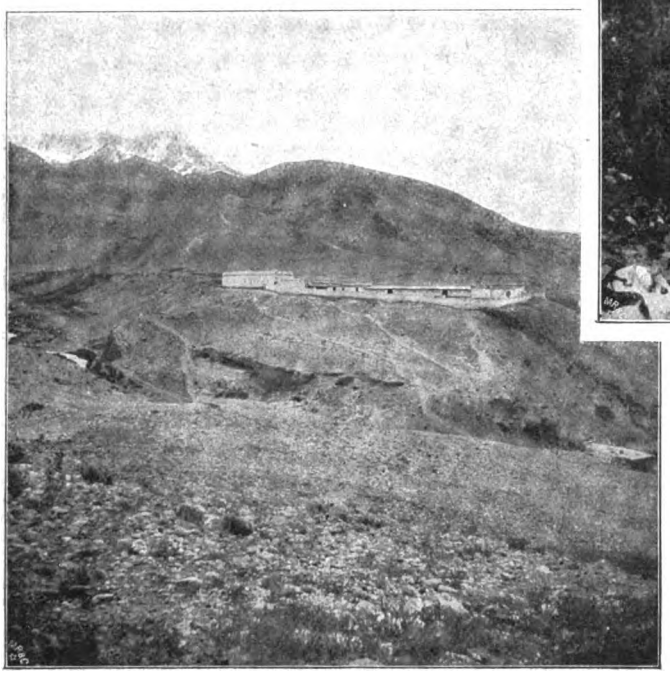


3. Blick auf den Aufstieg des Kaschkasupasses.

Vom Ritt des Leutnants Filchner über den Pamir.

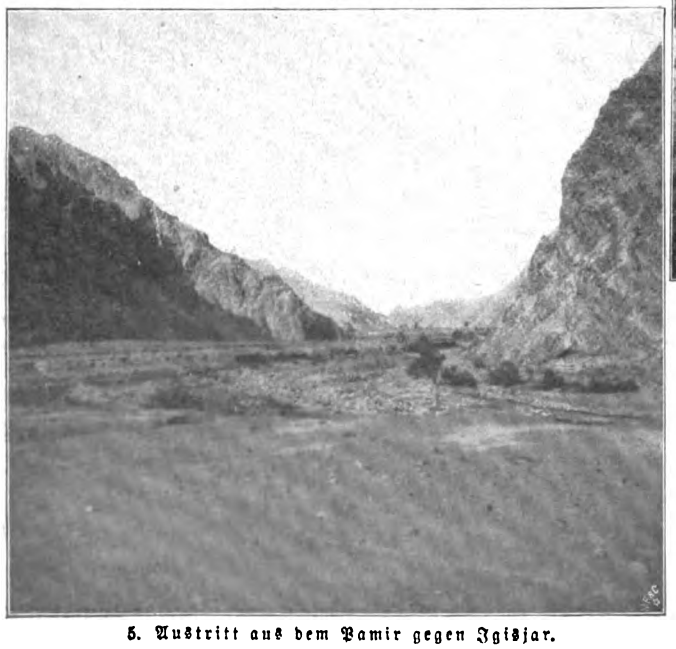
Digitized by Google

den inzwischen ausgebrochenen Unruhen in China, der Ermordung des deutschen Gesandten und dem Ausrüsten der deutschen Chinaexpedition. Daher mußte der ursprüngliche Plan aufgegeben und auf kürzestem Wege nach der nächsten Bahnstation zurückgekehrt werden, um von da sofort nach Europa zurück zu gelangen. So mußte denn Leutnant Filchner zum zweitenmal das „Dach der Welt" überschreiten und zwar diesmal einen anderen



4. Russische Feste Irkeschtam an der chinesischen Grenze.

Teil, den Mustag-Pamir, um so über Kaschgar wieder nach Osch zu kommen. Während der erste Ritt vom 23. Juni bis 3. Juli dauerte, nahm der zweite die Zeit vom 4. Juli bis 23. Juli in Anspruch. Die Reise stellte die allerhöchsten Anforderungen an Reiter und Tiere. Die Strapazen des ungewohnten ständigen Sitzes im Holzsattel waren das allergeringste, viel schlimmer erwiesen sich bald die klimatischen Schwierigkeiten. Die Temperaturunterschiede auf den Höhen des Pamir, die den Reiter mehrfach über 4000 m, ja selbst bis 4632 m hinaufführten, schwankten zwischen + 15° C. und 0°, während in dem chinesischen Steppengebiet bis + 40° C. verzeichnet wurden. Daher machten



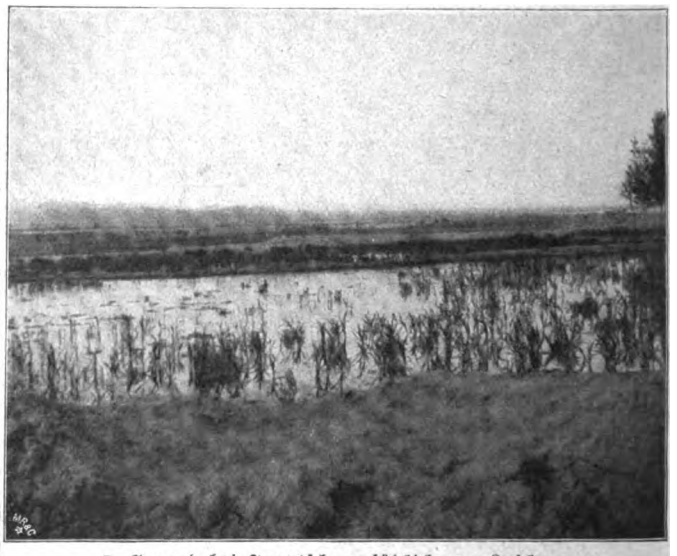
5. Austritt aus dem Pamir gegen Igisjar.

sich bei Roß und Reiter wiederholt Anzeichen von Bergkrankheit und Sonnenstich geltend. Des Öfteren mußten auch reißende



6. Der Terekbach.

Bergwässer durchschwommen werden, wobei einmal Leutnant Filchner vom Pferde sank und in ernster Lebensgefahr schwebte, sodaß er seine Errettung nur der zufälligen Hilfe in der Nähe anwesender Kirgisen verdankte. Sonderbarer Weise waren dem **einsamen Reiter in den weltverlorenen Felseneinöden des Pamir weder Menschen noch Raubtiere gefährlich. Letztere traf der Reisende überhaupt nirgends vor, was durch den Charakter des Hochgebirges ja auch erklärlich. Dagegen traf er doch** auf einsamen Hochebenen häufig mit den nomadisierenden Bewohnern des Landes zusammen; aber nicht ein einziges Mal ist man ihm unfreundlich oder gar bedrohlich begegnet. Im Gegenteil übte man allenthalben an ihm eine zwar natürlich höchst primitive, aber doch herzliche Gastfreundschaft. Nicht minder überraschend und bezeichnend für den harmlos-gutmütigen Charakter dieser naiven Bevölkerung ist andererseits auch die Tatsache, **daß selbst einzelne** Frauen oder Mädchen, denen Leutnant Filchner in weltverlorener Einsamkeit begegnete, sich vor dem verwildert aussehenden, der Sprache unkundigen Fremden nicht scheuten, sondern ihm zutraulich in ihrer Jurte (Zelt) Nahrung darboten oder ihn ein Stück des Weges begleiteten. Schließlich berührt es auch eigenartig, wie man selbst in diesem entlegenen Teile Innerasiens Spuren deutscher Kultur begegnet. Nicht nur, daß Herr Filchner verschiedentlich Landsleute antraf, die dort auf vorgeschobenem Kulturposten kaufmännisch oder wissenschaftlich tätig waren, er sah in einer **indischen Herberge Bilderausschnitte aus deutschen Zeitschriften hängen und in dem chinesischen Grenzgebiet fand er sogar einen Perser, der aus reiner Lust zur Sache deutsche Sprachstudien trieb und ihn, stolz auf seine Kenntnisse, mit einem heimatlichen „Grüß Gott!"**



7. Gegend bei Jappltschan, südlich von Kaschgar.

bewillkommnete. Schließlich sei auch noch ganz besonders die liebenswürdige, ja oft herzlich-kameradschaftliche Aufnahme rühmend anerkannt, die Leutnant Filchner bei allen russischen Kameraden auf seiner Reise fand. — Der kühne Reiter beabsichtigt übrigens, den diesmal vereitelten Teil seines Reiseplans, das Hinterland der großen chinesischen Ströme zu durchqueren, demnächst nun doch noch auszuführen. Er gedenkt im November dieses Jahres eine erneute Reise nach dem Pamir anzutreten und dann auch dieses Projekt glücklich zur Ausführung zu bringen.

* * *

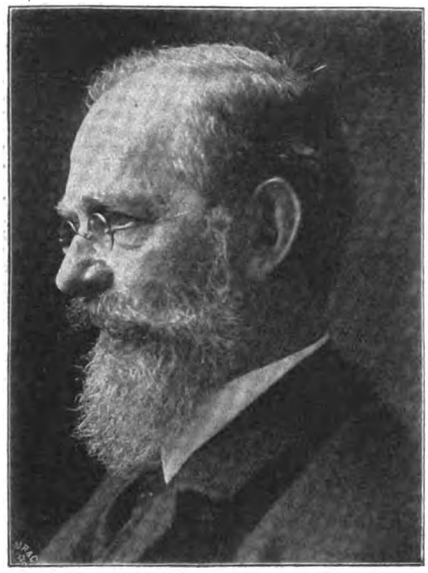
Vom Ritt des Leutnants Filchner über den Pamir.

Digitized by Google

Frauen-Daheim.

Nicht die Weite, nicht die Menge,
Die verflüchtigt und verflacht! —

Fülle, Tiefe gibt die Enge!
Feste Grenzen geben Macht!



Professor Paul Viktor Mohn, der Leiter der Königl. Kunstschule in Berlin.

Die Frauen in der Königlichen Kunstschule in Berlin.

(Mit vier Abbildungen.)

Wie gut hat es die heranwachsende weibliche Generation im Vergleich zu der Jungenmädchenzeit ihrer Mütter! Schwerlich wird heutzutage noch ein künstlerisches Talent aus Mangel an Ausbildungsmöglichkeit unterdrückt; ja in dem strebsamen Mädchen mit unbestimmter Begabung wecken und erziehen die vorzüglichen Bildungsanstalten, die sich jetzt den Frauen aufgetan haben, die schlummernden Kräfte oft in ganz unerwarteter Weise. Die Ausbildung zur Künstlerin — was hieß das noch vor 25—30 Jahren! Wie groß und sicher mußte ein Talent sich fühlen, um den schwierigen Einzelweg, der der Frau damals noch zugeschrieben war, zu gehen! Und sollte er auch nur bis zum Ziele der Zeichenlehrerin führen, so war er schwierig und sein Begehen eine dürftige Sache. Was stehen heute dagegen den Frauen für Wege offen zu interessantem, belebendem Kunststudium, zu reicher Betätigung, zu fröhlicher Selbständigkeit! Wie ist das alles geordnet, in Schick und Fug gebracht! Das habe ich mir in der letzten Zeit, die mir wiederholt Gelegenheit zum Einblicken in die Berliner Kunstschule und zwar in das Zeichenlehrer- und -Lehrerinnen-Seminar derselben bot, oft gesagt.

Sehen wir diese Bildungsanstalt einmal näher an. Sie liegt im Zentrum des alten Berlin, in der Klosterstraße, nahe der Klosterkirche, dem Gymnasium zum Grauen Kloster, in dem Bismarck die Reifeprüfung ablegte, und dem Rauch-Museum. Seit dem 1. Oktober 1901 ist die Kunstschule in zwei voneinander fast unabhängige Abteilungen, die Kunstgewerbliche und das Seminar für Zeichenlehrer und -Lehrerinnen getrennt.

Die Kunstgewerbliche Abteilung, die unter der Leitung von Professor Ewald, dem kommissarischen Direktor der Kunstschule, steht, und als Vorschule des Königlichen Kunstgewerbemuseums dient, lehrt in zweijährigen Kursen Zeichnen, Malen und Modellieren als Unterlage für Kunsthandwerk und dekorative Künste. Sie ist kürzlich aus dem Haus in der Klosterstraße, das sie früher mit bewohnte, in die alte von Schinkel erbaute Bauakademie am Schinkelplatz umgesiedelt. Die Seminarabteilung füllt den stattlichen Bau des Klosterstraßengebäudes jetzt ganz allein; sie braucht Raum, denn in immer größerer Zahl strömen Schüler und Schülerinnen ihr zu. Außer diesen werden in zahlreichen Kursen amtirende Zeichenlehrer und -Lehrerinnen fortgebildet oder in der Handhabung der neuen Lehrpläne für den Zeichenunterricht unterwiesen. Sie steht unter der Leitung des bekannten Märchenillustrators Prof. Viktor Paul Mohn, des Schülers und Schwiegerenkels Ludwig Richters.

Mit der Seminarabteilung wollen wir uns jetzt eingehender beschäftigen. Das Ziel derselben ist, Zeichenlehrer und -Lehrerinnen für mehrklassige Volks- und Mittelschulen, höhere Knaben- und Mädchenschulen, Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten auszubilden.



Modellklasse in der Königl. Kunstschule in Berlin.

Schüler und Schülerinnen finden vom sechzehnten Jahre an darin Aufnahme; außer in Kunstgeschichte werden die Geschlechter getrennt voneinander unterrichtet; alle Vorteile des Unterrichts genießen sie völlig gleich.

Die Vorbereitung auf die staatliche Zeichenlehrerprüfung erfordert zwei Jahre; das Schuljahr beginnt Anfang Oktober und schließt Ende Juli. Die Aufnahme hängt vom Bestehen einer Prüfung ab, die einige Tage vor Beginn des Schuljahres stattfindet und für den Unterkursus einen Tag währt. Die Anmeldungen müssen vom 1. Oktober ab persönlich im Bureau der Anstalt erfolgen. Es empfiehlt sich, vorher Arbeiten einzureichen. Von solchen wird schon recht Tüchtiges, Talent Beweisendes verlangt. Außerdem muß ein Lebenslauf und das Schulzeugnis eingereicht werden. Diejenigen, die sich über den erfolgreichen Besuch der ersten Klasse einer vollentwickelten höheren Mädchenschule nicht ausweisen können (z. B. Privatunterricht genossen haben), haben sich einer besonderen Prüfung in Bezug auf ihr Allgemeinwissen zu unterziehen.

Im Amt stehende Lehrerinnen haben zwecks Ausstellung einer Empfehlung zu ihrer Beurlaubung selbständig gefertigte Zeichnungen und ein Zeugnis über ihre Führung im Amt bis spätestens 15. Juni bei der Direktion einzureichen.

Dies alles sei der Ordnung wegen erwähnt. Unser Hauptinteresse wendet sich dem Lehrplan der Anstalt zu. Was dieser Lehrplan alles umfaßt!

Er erstreckt sich in der Hauptsache auf Zeichnen, Malen, Methodik, Kunstgeschichte. Jeder dieser vier Zweige ist weitgebreitet und vielgestaltig.

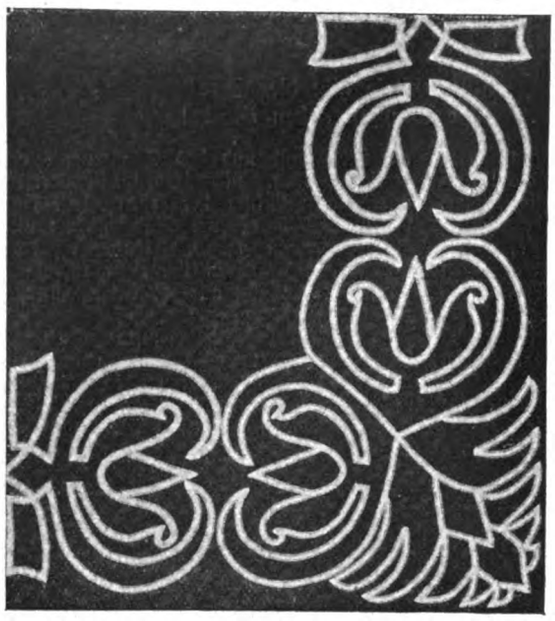
Es werden nach der Natur gezeichnet: Köpfe, Kinder-, Jünglings-, Mädchen-, Frauen-, Greisenköpfe; ferner werden gezeichnet und gemalt Blumen und Blütenzweige, Blätter in allen Formen und Stellungen, ganze Pflanzen, Früchte, Muschel- und Seegetier, Schädel, ausgestopfte Vögel, kleines Raubzeug und viele andere Naturformen; daneben Kunstformen, Vasen und Gefäße von den alten klassischen Formen bis zu den schönsten und eigenartigsten modernen; Musikinstrumente, wie Flöten, Hörner, Geigen, plastische holzgeschnitzte und schmiedeeiserne Ornamente, Stoffe, Waffen, Helme, Rüstungsteile und alle möglichen Gebrauchsgegenstände, und weiter: Teile von Innenräumen und Gebäuden,





Studienmaterial aus dem Seminar der Kunstschule in Berlin.

Digitized by Google



Kaffeedecke aus rotem Kattun. (1/4)

so z. B. des Schulbaues. Selbst in der alten Klosterkirche ehrwürdigem Raume sieht man im Sommer oft das bunte Völkchen der Schüler mit Stiften und Zeichenbüchern in eifriger Beschäftigung sitzen.

Ein besonders eifrig gepflegter für den späteren Unterricht wichtiger Teil des Zeichnens sind die Übungen an der Schultafel nach Vorbildern und aus dem Gedächtnis.

Das Linearzeichnen umfaßt Schattenkonstruktionen, perspektivisches Zeichnen, die wichtigsten Regeln der Parallelprojektion. Fakultativ ist das Zeichnen nach lebendem Modell (Akt) mit Anatomievorträgen. Tapferkeit gehört für die jungen Mädchen wohl zu letzteren; Interesse an der Sache, Wissensfreude haben aber auch hier noch fast immer über kleine Schwächeanwandlungen den Sieg davon getragen. Zu ernst, aufs Große, Tüchtige gehend ist der ganze Lehrgang. Und zu wichtig ist die genaue Kenntnis des Muskelspiels, wie sie eben nur am lebenden und toten Körper zu lernen ist. Für die Vorträge am ersteren gilt für die Schülerinnen der heitre Wahlspruch: Es lebe das Leben!

Was uns an der Methodiklehre am lebhaftesten interessierte, ist ihr praktischer Teil, die Lehrübungen. In zwei Klassen von je 50 12- bis 14jährigen Knaben aus Gemeindeschulen wird unter Aufsicht von zwei Lehrern von Schülern und Schülerinnen des Seminars Zeichnenunterricht erteilt, sodaß jede junge Lehrkraft durchschnittlich 8 Knaben zu unterrichten hat. Neu ist der Versuch, die Seminaristen und Seminaristinnen in Volksschulen in Klassen von 50 bis 60 Kindern unterrichten zu lassen, um sie zu lehren, solche Massen oft schwieriger Schüler unter primitiven Verhältnissen zu bewältigen. Für die spätere Praxis ist dies sehr wichtig.

Der kunstgeschichtliche Unterricht umfaßt Vorträge im Hörsaal und in den Museen, die das eigne Urteil bilden und herausholen, schauen, kennen und vergleichen lernen. Zu den Examenaufgaben in der Kunstgeschichte gehört es, mit wenigen Strichen das Charakteristische eines Bildes anzugeben.

So sieht das Leben in der Kunstschule aus; sehr tüchtig, sehr stramm ist's, und es erfordert alle Kraft; die Untüchtigen klappen bald zusammen. Aber was gibt es den Tüchtigen an Wissen, an Anregung, an Freude und Lust!

Den Schülerinnen, die die Lehrerinnenprüfung nicht abgelegt haben, ist zu raten, sich noch der Prüfung für Turn- oder Handarbeitsunterricht zu unterziehen, was sich deshalb empfiehlt, weil an vielen höheren Mädchenschulen der Zeichenunterricht allein nicht die vorgeschriebene wöchentliche Stundenzahl ausfüllt, die zur staatlichen oder städtischen festen Anstellung erforderlich ist. Auch liegen in Privatschulen diese drei Disziplinen oft in einer Hand. Die Vorbereitung auf eine dieser beiden Prüfungen währt ungefähr ein halbes Jahr. Die Leitung des Seminarabteilung ist, soweit tunlich, gern bereit, auf Wunsch geprüfte Zeichenlehrerinnen zu empfehlen.

Viele Damen betrachten ihre Ausbildung im Seminar als Vorstufe für den Künstlerinnenberuf, und eine bessere, gründlichere läßt sich auch wohl kaum denken.

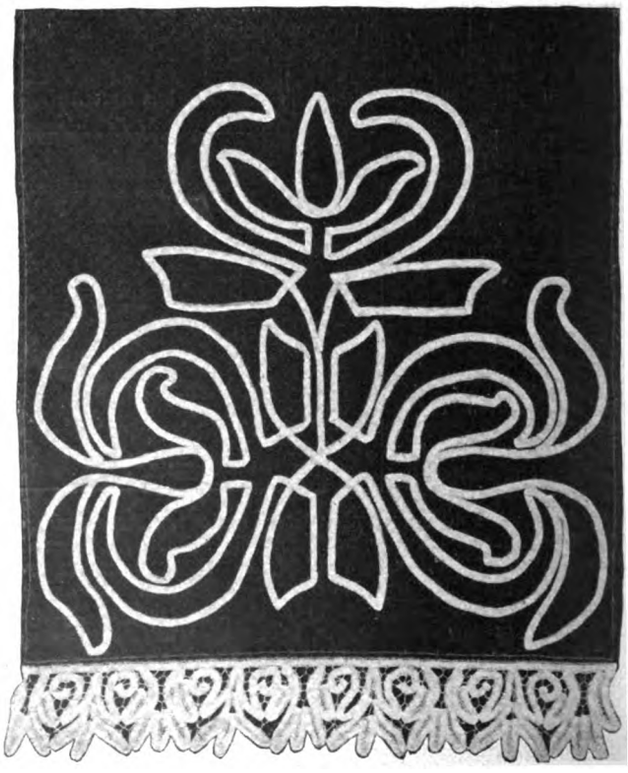
Wer sich über nähere Einzelheiten, Lehrplan, Aufnahmebedingungen, Prüfungsordnung 2c. orientieren will, lasse sich das Programm der Kunstschule senden.

Wir schließen mit dem Wort, das am besten die Stimmung der in der Kunstschule lernenden Jugend kennzeichnet: „Es ist eine Lust, zu leben."

Handarbeit.

Die etwas über Quadratgröße — 165 cm lange und 150 cm breite — auf einfachen roten Schweizerkattun gearbeitete Decke hat sehr viel Angenehmes, indem sie erstens äußerst praktisch und unverwaschbar ist und sich zweitens im Vergleich zu manch anderer sehr mühsamen Handarbeit sehr schnell arbeiten läßt, nicht teuer im Anschaffungsmaterial, von guter Wirkung ist und dabei besonders auf Garten- oder Verandatischen, die der Luft und der Sonne ausgesetzt sind, nicht verbleicht. Das einfache ornamentale Muster, das sich leicht mit weißer Farbe aufzeichnen läßt, setzt sich mehrmals an beiden Seiten aneinander, die Ecken werden etwas anders gebildet, die Mühe des Aufnähens von starkem, cremefarbigem Pointlaceband, welches sorgfältig an beiden Seiten den vorgezeichneten Formen nachgenäht wird, ist nicht groß. Man hat zum Schluß der Arbeit für wenig Mühe viel Effekt und Freude.

Die dazu passende Serviertischdecke in gewöhnlicher Breite und Länge zeigt im ganzen fast dasselbe Ornament wie die Tischdecke, nur daß dasselbe nach oben hin in leichterer Form ausläuft, um dem Ganzen keinen zu schweren Charakter zu geben. Das Material ist dasselbe wie bei der Tischdecke. Eine starke, breite Pointlacespitze gibt der Serviertischdecke einen reizvollen Abschluß. **L. Wille.**



Serviertischdecke aus rotem Kattun.

Für die Küche.

Allerlei Waffelrezepte. (Antwort an **M. H.** in **H.**) Knusperige Waffeln, ergibt, neben der passenden Herstellung des Teiges (zwei sehr gute Rezepte folgen hierbei), der richtige Grad der Hitze des Waffeleisens. Bevor der Teig hineingefüllt wird, müssen unter Umwenden die beiden Eisenplatten, nicht nur einseitig, stark erhitzt worden sein. Bestreiche das Eisen genügend mit Speck und probe einen Kuchen. — Feine Waffeln. Rühre zusammen: 1 Pfd. Mehl, 1/8 l saure Sahne, 1/4 l süße Milch, eine Prise Salz, 10 Eidotter, die 10 Weißeier zu steifen Schnee schlagen, 1 Packetchen Ickers Backpulver. — Einfache Kartoffelwaffeln. Reibe einen Teller voll tags vorher gekochter Pellkartoffeln, dazu 1/8 Pfd. Mehl. 1 Prise Salz, 6 Eidotter, das Weiße zu Schnee schlagen, 1/8 l Sahne, einige Eßlöffel Wasser und 1 1/2 Packetchen Backpulver, der Kartoffeln wegen. Der Teig muß eingerührt werden, wenn man das Eisen heiß zu machen beginnt, jedoch darf dieses nicht so erhitzt werden daß der Teig kohlt.

Alte Hausfrau.

Fragen.

36) a. Kann mir wohl eine der freundlichen Daheimleserinnen Auskunft erteilen über den internationalen Briefverkehr zur Pflege fremder Sprachen? Ist es ein Verein und welches sind die Bedingungen zur Beteiligung? — b. Welches sind die Bedingungen zur Aufnahme in den Verein „Frauenbildung-Frauenstudium"? **E. H. in K.**

37) Von meiner Mutter besitze ich eine große Menge teils neuer feiner weißbaumwollener Strümpfe. Kann mir eine freundliche Leserin vielleicht eine Adresse geben, wo dieselben zu Küchentüchern verarbeitet werden, und ob sie dazu aufgezogen sein müssen? Können sie mit bunten Kanten hergestellt werden? Sehr dankbar für eine Auskunft wäre **Fr. L. W. in H.**

Auskunft.

Fr. 28a. (**H. in A.**) Bei Creme mit Gelatine kommt es hauptsächlich darauf an, eine gründliche Vermengung und Verbindung der Bestandteile untereinander herzustellen. Es ist daher ein Mißlingen der Speise unmöglich, wenn dieselbe wohl eine viertel bis eine halbe Stunde lang gut gerührt oder geschlagen wird. Es kommt also nur darauf an, die Gelatine mit der übrigen Masse gut zu vermengen. Durch tüchtiges Rühren habe ich schon manchen derartigen Creme gerettet, der für verloren galt. **E. H. in K.**

Fr. 28a. Hat man den Creme aus Eiern und Milch oder Wein auf dem Feuer zubereitet, so muß man vorher die Gelatine in Wasser aufgelöst, resp. eine Minute haben kochen lassen und dann sofort zu der heißen Masse rühren, so lange unausgesetzt schlagen oder rühren, bis die ganze Masse erkaltet, muß auch unter fortwährendem Rühren die Gelatine zu dem Creme geben, danach dann das geschlagene Eiweiß ebenfalls unter beständigem Rühren hinzutun. Für eine ungeübte Köchin ist es besser, wenn eine zweite Person die Crememasse rührt.

Eine kochkundige Daheimleserin in Hamburg.

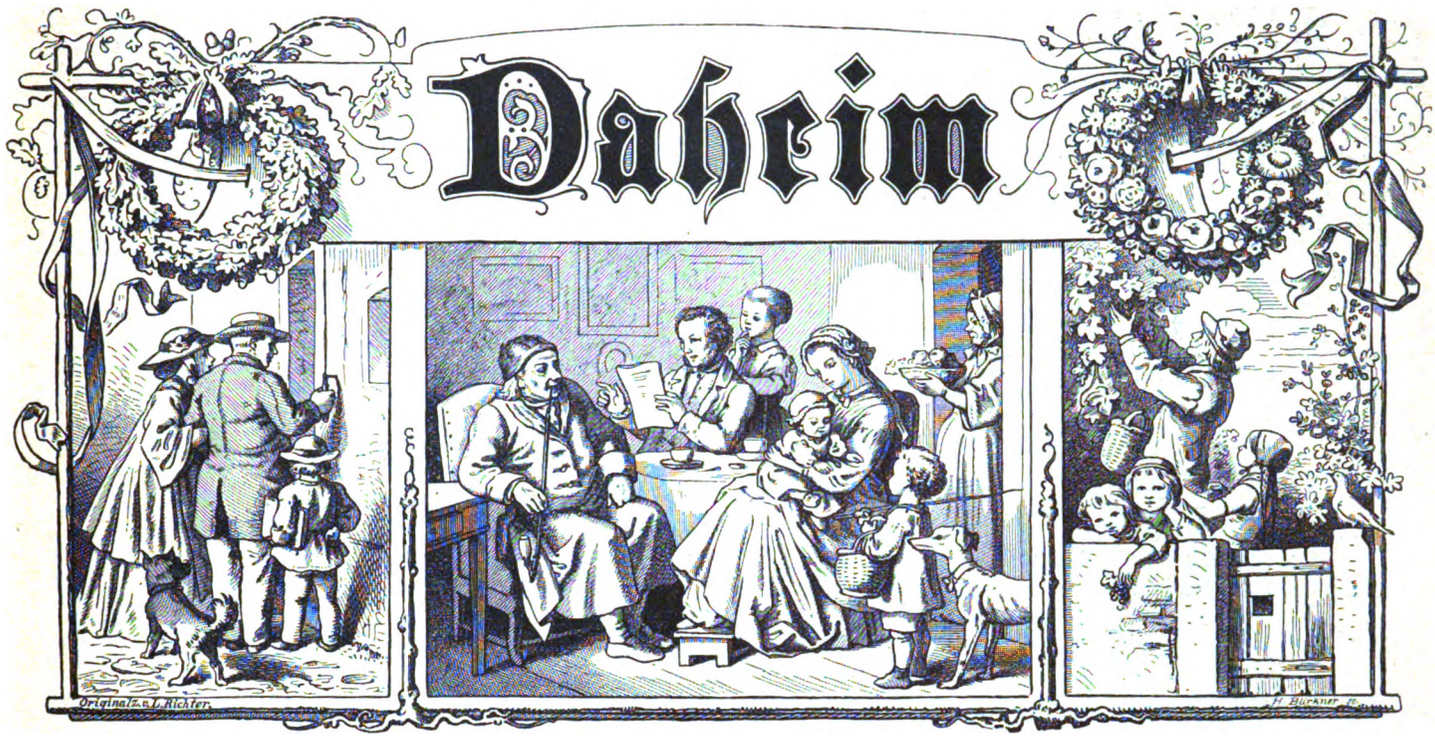
Fr. 28a. Man darf niemals den Schnee der Eier gleich nach der Gelatine drunter mischen. Im letzten Moment, wenn die fortwährend gerührte Masse anfängt, zu erstarren, wird der Eierschnee locker untermischt.

Eine Holsteinerin.

Redaktionspost.

Daheimleserin in Wintersbach. Ihre drei Fragen finden Sie in dem „Handbuch der Frau" von Magdalene Ernst (Leipzig, Verlag von F. W. v. Biedermann) beantwortet. Wir nennen Ihnen das Buch, da Sie doch nach einem hauswirtschaftlichen Buche fragen, das nicht mehr wie 2 bis 3 Mark kosten darf. Das obengenannte kostet nur etwa 1 Mark. Wir empfehlen es bei dieser Gelegenheit vielen anderen Fragestellerinnen, die sich und uns Arbeit und Mühe ersparen würden, wenn sie in kleinen häuslichen Nöten dies oder ein ähnliches Buch zu Rate zögen.

Digitized by Google



Der Taugenichts.

Die Geschichte einer Jugend. Von Paul Oskar Höcker. (Fortsetzung.)

Ein Zufall verriet einmal der Schloßherrin, daß Hertha den jungen Hausgenossen in aller Stille heimlich auf mancherlei Kleinigkeiten aufmerksam zu machen pflegte, gegen die er in Liddis Gegenwart noch verstoßen hatte. Herthas Freundschaft für den ‚großen Bruder', wie sie ihn im Scherz manchmal nannte, hatte in ihrer Gradheit und Schlichtheit etwas wirklich Erfrischendes. Sie waren übrigens ähnliche Naturen: beide aufrichtig, fast fanatisch in ihrer Wahrheitsliebe, sie gingen den Dingen immer gleich bis auf den Grund, alle Halbheit war ihnen zuwider. Und jede noch so stürmische Auseinandersetzung, die es zwischen ihnen gab, trug — wenn erst Recht und Unrecht entschieden war — zur Vertiefung und Befestigung ihres Freundschaftsbundes nur noch mehr bei.

In verschiedenen Fächern assistierte sie ihm nach wie vor treulich, auch als Liddi schon längst abgefallen war. Sie hieß im Hause der ‚kleine Professor'. Besonders von ihrem Papa ward sie wegen ihrer Schwärmerei für Literatur und Geschichte vielfach aufgezogen.

Während Doktor Kruse in Königsberg sein philologisches Examen ablegte, und dann auch später, solange er als Probekandidat am Progymnasium in der Nachbarschaft tätig war und wöchentlich nur zweimal nach Oliza herüberkommen konnte, war Hansheinrich meist ganz auf sein eigenes Studium angewiesen. Hertha leistete ihm aber auch da noch häufig Gesellschaft. Ihre Mutter ließ ihr für dieses Jahr volle Freiheit, zwang sie noch zu keiner geregelten Tätigkeit im Haus. Sie sollte erst im nächsten Jahr einen förmlichen Kursus in hauswirtschaftlicher Arbeit durchmachen. Gegenwärtig war Liddi an der Reihe. Als Spielerei faßte Frau von Golin dergleichen nicht auf. Liddi behagte der Ernst der Sache aber durchaus nicht, besonders als sie im Frühjahr acht Wochen lang die Innenwirtschaft praktisch studieren und schon früh um vier Uhr in den Ställen sein mußte, um die Melkarbeit zu beaufsichtigen. Auch sonst ward sie von ihrer Mutter tüchtig angestellt. Vom Fensterputzen an bis zum Waschen und Plätten und zur letzten Küchenarbeit blieb ihr keine praktische Arbeit erspart. Es waren Zeiten, in denen Liddi sogar Hansheinrich gegenüber etwas kleinlauter ward.

Hertha, der die älteste Schwester schließlich gar zu leid tat, nahm ihr in ihrer Gutmütigkeit dies und jenes heimlich ab — bis das der Mutter eines Vormittags von der Wirtschafterin gesteckt wurde.

Sofort kam Frau von Golin ins Schulzimmer, wo sie ihre Jüngste wußte.

Hertha saß am Fenster, damit beschäftigt, die Karte von Europa mit allen Grenzen, Flüssen, Gebirgen und Städten aus dem Kopfe aufzuzeichnen, eine Aufgabe, die Hansheinrich gelegentlich einmal von Doktor Kruse gestellt worden war und worin es zwischen den beiden jungen Leuten schon vor einigen Wochen eine Art Konkurrenz gegeben hatte.

In der Tür blieb sie stehen und betrachtete lange lächelnd die eifrige Schülerin; als Hansheinrich sich erheben wollte, winkte sie ihm freundlich zu, er sollte sich nicht stören lassen.

Hertha war dunkelrot geworden. Sie wußte sofort, daß die kleine Mogelei — sie war frühmorgens an Liddis Stelle zur Aufsicht in die Maßkammer gegangen — entdeckt war. Immer tiefer senkte sie den Kopf auf ihre etwas romantisch komponierte Karte von Europa.

Aber es gab keine lange Auseinandersetzung. ‚Moralpauken' liebte Frau von Golin nicht.

Sie räusperte sich jetzt bloß — und da blickte Hertha schuldbewußt auf.

„Sind wir einig, Herthing?" fragte sie leicht lächelnd.

Hertha hielt sich ganz verzweifelt die Ohren zu. „O, ich weiß schon, Mutti, ich weiß schon."

„Na, um so besser, dann kann ich mir alles weitere ersparen." Sie nickte den beiden zu und wandte sich zur Treppe zurück. „Hansheinz," sagte sie dann, stehen bleibend, zu dem jungen Hausgenossen, der nicht wußte, wie er sich die kleine Szene zu deuten hatte, „falls es Hertha vergessen sollte, sagen Sie ihr doch bei Gelegenheit, sie sei ein zu süßes, kleines Schaf!" Und rasch war sie wieder draußen.

Hertha schoß aber sofort in die Höhe und hielt ihren Bleistift wie beschwörend empor. „Hanning, wenn Sie das tun, dann — dann kratze ich Ihnen die Augen aus!"

„Na, — das verrät immerhin mehr Schuldbewußtsein als freundschaftliche Gesinnung," scherzte er ziemlich gelassen.

Sie warf den Bleistift zornig hin. „Es war aber auch zu dumm, zu dumm von mir!"

Digitized by Google

„Was denn nur?"

Sie zerriß ihre mißratene Karte und beichtete.

Da es gleich zu Tisch läuten mußte, packte Hansheinrich seine Sachen zusammen. Er hatte neuerdings eine drollige Art, einer Situation eine humoristische Färbung zu geben. Hertha überwand ihren Ärger also bald. Sie genierte sich aber doch zu sehr vor ihrer Mutter; denn es erschien ihr nun selbst zu kindisch, daß sie die gute Absicht der Mutter mißverstanden und vereitelt hatte. Was diese von Liddi verlangte, geschah doch nur zu deren eigener, höchst notwendigen Ausbildung.

„Es war in der letzten Zeit aber gar kein Auskommen mehr mit Liddi — sie litt an einer Art Weltschmerz," entschuldigte sie sich bei dem Freunde. „Ich hatte ordentlich Angst um sie. Jetzt seh' ich ja ein, wie vernagelt ich war."

„Ich werde mich hüten, Ihnen zu der Einsicht zu gratulieren," scherzte er.

Als sie die Treppe hinuntergingen, schob Hertha plötzlich ihren Arm in den seinen.

„Hanning, ich — ich glaube, ich weiß 'was."

„Nicht möglich!" meinte er.

„Oder sogar, ich weiß 'was ganz bestimmt, — 'was furchtbar Interessantes. Aber ich sag's Ihnen nur, wenn Sie mir versprechen, kein Sterbenswörtchen weiterzusagen."

Sie war stehen geblieben und sah ihm mit wichtigem Ausdruck ins Gesicht.

„Liddi wird nicht mehr lange bei uns auf Oliza sein."

Nun blickte er doch verwundert auf. „Wieso?"

„Ich meine, es spielt da 'was. Ist Ihnen denn gar nichts aufgefallen? So in ihrem Wesen? Sie ist 'mal so, mal so. Aber im ganzen ist sie doch eigentlich gar nicht mehr so garstig zu Ihnen, nicht? Viel gefühlvoller als früher."

„Ja, aufgefallen ist mir das schon. Aber den Grund ahnte ich nicht."

„Weil Sie ein Mann sind und für eine Mädchenseele kein Verständnis haben. Wir Frauen sehen tiefer."

„Ach, Fräulein Hertha," lachte er sie aus, „Sie sind ja selbst noch ein ganzer Backfisch!"

„Hanning —!" drohte sie. Schmollend wandte sie sich ab. „So, und nun sag' ich's überhaupt nicht. Mit Fleiß."

„Bitte, bitte, bitte, Fräulein Hertha!" bestürmte er sie, indem er lachend an ihre Seite eilte und sich bei ihr einhängte.

Es drückte ihr doch zu sehr das Herz ab. Sie konnte selten ein Geheimnis bei sich behalten. Besonders vor Hansheinrich nicht. Gegen ihn war sie sogar noch offener als gegen die eigene Schwester. Übrigens sprach da mit, daß Liddi selbst seit einigen Monaten die Jüngere nicht mehr ins Vertrauen gezogen hatte.

„Also das ist es: Vetter Fritz war doch neulich wieder da — zu Pfingsten, während Sie bei Ihren Eltern waren — und seit der Zeit ist Liddi so ganz verwandelt, so träumerisch. Ja, und Fritz war auch so komisch ... Ein paarmal, als ich sie fragte, da haben sie mich so furchtbar mitleidig angesehen und dann haben sie geseufzt, etwa so ..."

Hansheinrich mußte herzlich auflachen, als sie die Schwester kopierte. Sie war doch noch ein rechtes Kind, aber es lag heute so viel Schelmerei in ihr, daß sie ihn ganz und gar entzückte.

„Ach, Fräulein Hertha, Sie sind ja zu goldig!"

„Bscht, da unten kommt sie! Mit Papa!"

Durchs Flurfenster sah man Vater und Tochter Arm in Arm über den Hof wandeln. Zärtlichkeit war Liddis Sache sonst nicht. Sie hatte sich jetzt aber schmeichelnd bei ihm eingehängt. Golin machte indessen ein so verzweifeltes Gesicht, als sei ihm der Weizen verhagelt.

Herthas Mutmaßung, daß hier etwas Besonderes spiele, schien zuzutreffen, denn nach Tisch ward Liddi in das Oberamtmannszimmer gerufen — bald darauf verfügte sich auch Frau von Golin dahin — und am Spätnachmittag traf Fritz von Uslarn in Waffenrock und Helm auf dem Gutshofe ein.

Es wurde an diesem Abend richtig Verlobung gefeiert.

Nachträglich erst erfuhr Hansheinrich, daß beide Golins außer sich gewesen waren, als sie zum erstenmal von den Werbeabsichten des blutjungen Offiziers gehört hatten, denn Uslarn war nicht viel mehr als ein Jahr älter als Hansheinrich, also eben erst einundzwanzig. Die beiden jungen Leute hatten jedoch das ganze letzte Vierteljahr über den Eltern mit ihren Bitten in den Ohren gelegen. Da Frau von Golin den endlichen Sieg der Tochter voraussah, hatte sie sich's besonders angelegen sein lassen, ihr noch rasch den letzten Schliff als Hausfrau zu geben.

Liddi war inzwischen bildhübsch geworden; die beiden flotten jungen Menschen gaben überhaupt ein reizendes Paar ab, aber liebenswürdiger hatte die Herzenskrise sie beide nicht gemacht. Als Braut trug Liddi ein recht überlegenes und eingebildetes Wesen zur Schau. Hansheinrich existierte kaum für sie, selbst über Hertha fühlte sie sich hoch erhaben, und auch der Bräutigam ließ es sich nicht beikommen, in Ausdruck und Wesen anderen von seinem Glück mitzuteilen.

Dem ehemaligen Korpskameraden gegenüber zeigte er sich zwar freundlich oder vielmehr ausgesucht höflich, er unterließ es aber nicht, deutlich den Abstand zu markieren, der ihn, den zukünftigen Schwiegersohn des Hauses Golin, von dem nicht so genau zu rubrizierenden Hausgenossen schied.

Es fiel Hansheinrich auf, daß die Herzlichkeit sowohl von Hertha als auch ihrer Mutter im gleichen Maße wuchs.

Noch öfter als früher gesellte sich Hertha zu ihm, wenn er nach Erledigung seines Arbeitspensums die ‚Möve' flott machte oder wenn er eine Wanderung am Strand entlang oder durch die im jungen Grün prangenden Dünenwälder antrat.

An ihrem fast täglichen Beisammensein nahm niemand Anstoß. Hertha erschien allen als ein Kind — jetzt, wo sich ihre Schwester verlobt hatte und der Unterschied zwischen ihnen sich noch deutlicher markierte, eher mehr als zuvor.

Für die beiden jungen Menschen war dies eine glückliche Zeit voll unbefangenen Frohsinns, voll reinen, sonnigen Glücks.

Als der Sommer kam, wo es nachmittags im Schulstübchen unerträglich heiß ward, zog Doktor Kruse mit seinen beiden Schülern — denn Hertha nahm noch immer an ihren Lieblingsfächern unermüdlich teil — öfters in den Park an ein schattiges Plätzchen. Da stellte sich auch Frau von Golin zuweilen, wenn sie von den umfassenden Vorbereitungen für Liddis große Aussteuer loskommen konnte, ein. Sie wollte in Hertha nicht die Empfindung aufkommen lassen, daß man sie über der Braut vernachlässige.

Nichts Schöneres gab es für Hansheinrich und seine treue Studiengenossin, als wenn sie dann nach Schluß der Lektion zu dritt an den Strand wanderten, sich dort auf der Düne niederließen und mit der von ihnen beiden um die Wette verhimmelten ‚Mutti' plaudern konnten. Liddi ähnelte in allem mehr dem Vater, aber Hertha war in vielen Zügen genau das Ebenbild ihrer Mutter. Es bildete sich in solchen Stunden eine wunderbare Harmonie zwischen ihnen. Frau von Golin fühlte wohl heraus, wie groß der Einfluß war, den die beiden jungen Leute aufeinander ausübten. Es war ein steter geistiger Wettkampf zwischen ihnen, der veredelnd auf sie beide wirken mußte. Sie selbst galt ihnen als die höchste Instanz in allen Fragen. Ohne zu moralisieren, ohne schulmeisterliches Belehren, in wirklich inniger Freundschaft wußte sie sie zu lenken, zu fördern. Um so sorgloser konnte sie die beiden jungen Menschen dann wieder, wenn die Arbeiten für Liddi sie abriefen, einander überlassen.

So gestalteten sich die letzten Wochen vor Liddis Hochzeit, die Ende Juli, gleich nach der großen Schießübung, stattfinden sollte, zur schönsten und seligsten Erinnerung für Hansheinrich.

Doktor Kruse erklärte, daß sein Zögling nun weit genug sei, um ‚als Wilder' in sein Examen zu steigen. Bei seinem nächsten Besuch in Berlin mußte sich Hansheinrich daher bei

Digitized by Google



Ritterzug aus der Zeit Kaiser Maximilians. Nach dem Gemälde von W. Räuber.

Digitized by Google

einigen Realgymnasiallehrern einer Vorprüfung unterziehen, die denn auch ganz leidlich ausfiel. Nur in der französischen Sprache und einigen Nebenfächern hielten sie eine stete Uebung bis zum Examen, das für die Tage vom 20. bis 22. August angesetzt worden war, noch für empfehlenswert. Hansheinrich verdoppelte daraufhin seinen Arbeitseifer. Er wollte auch, um keinen Tag zu verlieren, während der Hochzeitsfeierlichkeiten lieber von Oliza fernbleiben. Das gaben Golins aber nicht zu. Ihr Pflegling war im Verlauf der beiden Jahre bei den meisten Bekannten auf den Nachbargütern eingeführt und überall freundlich aufgenommen worden. Die einflußreiche Stellung seines Vaters, die allgemeine Verehrung in allen Agrarierkreisen für den Doktor Ott hatte natürlich das Ihrige dazu beigetragen. Wenn er bei einem solchen Familienfest der Golins offiziell als Gast zugegen war, so fiel damit der letzte Skrupel, der da und dort gegen ihn als den ehemaligen Schiffsjungen noch laut geworden war.

Zur Hochzeit füllte sich Oliza mit weithergereisten Verwandten der beiden Familien.

Hansheinrich teilte in diesen Tagen seine Stube mit einem der Brautführer, einem Regierungsreferendar von Uslarn. Frau von Golin chaperonnierte ihn in jeder Weise, aber wirklich behaglich fühlte er sich diese Zeit über doch nicht. Er war der einzige Bürgerliche in der großen Versammlung. Vielleicht empfand er das infolge von ein paar Bemerkungen jüngerer Leute etwas drückend. Die älteren Herrschaften vom Lande, bei denen der Name seines Vaters einen guten Klang hatte, stellten sich ausnahmslos auf einen freundlichen Fuß mit ihm und zogen ihn mehrfach in Gespräche über das ‚Neue Fremdenblatt' und dessen große Bedeutung für die landwirtschaftlichen Interessen. Er erfuhr da auch zum erstenmal von geschäftlichen Krisen, die der Verlag der Zeitung soeben zu bestehen gehabt hatte. Beschämt mußte er zugeben, daß er davon nicht das Mindeste wußte.

Als die Trauung und das reiche Diner mit den vielen Toasten endlich vorbei waren und das junge Volk auf der Diele zu tanzen begann, schlich er sich aus dem Hause.

Gerade tauchte die Sonne ins Meer; es war ein wundervoller Sommertag gewesen.

In Gedanken versunken schritt er über den Hof, durchstreifte das Wäldchen und hielt erst am Abhang über dem weißen Strand inne.

Er war heute recht mutlos. Die letzten verbummelten Tage reuten ihn. Er hatte zwar still für sich, wenn er sich nicht beobachtet sah, öfters Repetitionen in dem, in jenem Fach vorgenommen, sich Formeln ins Gedächtnis zurückgerufen, unregelmäßige Verben durchkonjugiert, Geschichtszahlen überdacht, aber er ward die Unruhe nicht los. Das Examen steckte ihm wohl schon in den Gliedern.

Und dann kam noch etwas anderes hinzu: zum erstenmal hatte er heute auch Hertha gegenüber das demütigende Gefühl gehabt, daß er hier auf Oliza eine unhaltbare Zwitterstellung einnahm. Vielleicht gerade deshalb, weil Frau von Golin in ihrer Herzensgüte ihn geflissentlich mit zur Familie hatte ziehen wollen und es ihr im großen und ganzen trotz ihres guten Willens doch nicht gelungen war.

Hertha war vom Regierungsreferendar zu Tisch geführt worden, der ihr in seiner schneidig-überlegenen Berliner Art den Hof gemacht hatte, wie einer erwachsenen Dame. Sie hatte mehrmals zu ihm hergesehen; einmal war's ihm auch, als ob sie ihm halb verstohlen zunickte; aber er hatte immer trotzig das Gesicht abgewandt, es geflissentlich nicht bemerken wollen, er wußte selbst nicht, warum.

Nun war er sehr unzufrieden mit sich.

Überhaupt kam er sich so unbedeutend, so ohnmächtig und hilflos vor inmitten der glänzenden Gesellschaft.

Daß er je die Sicherheit von Fritz von Uslarn erreichen würde, daran war er heute ganz und gar verzweifelt.

Sein ehemaliger Mitschüler war nur ein Jahr älter als er, aber die gleichmäßige Erziehung, der fortwährende Verkehr in guten Kreisen hatten einen weltgewandten Menschen aus ihm gemacht. Uslarn war nun im dritten Jahr Offizier, er bedeutete etwas im Leben, er leistete etwas im königlichen Dienst, man respektierte ihn in der Gesellschaft — und man hatte ihm am heutigen Tage eine wunderschöne, glänzende, junge Frau gegeben.

Das Blut schoß Hansheinrich plötzlich in die Schläfen: — auf ihn sah man dagegen herab wie auf einen Knaben!

In den letzten Jahren hatte er fast gar nicht mehr an die Liebeleien gedacht, die ältere Kameraden in der Seezeit da und dort an Land angeknüpft und mit denen sie renommiert hatten. Als er nach seiner Rückkehr von Bord zum erstenmal wieder in Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht getreten war — das war eigentlich erst hier auf Oliza der Fall gewesen — hatte er sich in eine ganz neue, poetische, sonnige und reine Welt versetzt gefühlt, mit der all die heiklen Erzählungen der Seeleute nicht das Mindeste zu schaffen hatten. Nun regte sich in ihm aber doch eine seltsame Scham. Er hätte Uslarn, der ihn bei der Gratulation mit einem so überlegen lächelnden Blick gestreift hatte, nicht mehr ins Gesicht sehen können.

Und ein verzweiflungsvoller Zorn erfaßte ihn, wenn er an Hertha und den Brautführer dachte.

Es war nicht allein Eifersucht.

Der Regierungsreferendar hatte ihn vor Hertha gefragt, wo er studiere und ob er ‚aktiv' sei. Er hatte darauf antworten müssen, daß er noch Schüler war. In dem Augenblick hätte er am liebsten in seiner alten trotzigen Art hervorgepoltert: nein, er sei nichts anderes als ein Arbeiter.

Daß das eine unreife, törichte Regung gewesen war, das empfand er jetzt selbst. Aber er kam über die Unausgeglichenheit seiner Stimmung heute nicht hinweg.

Unmutig hatte er sich am Abhang hingesetzt. Er wollte nicht eher ins Schloß zurück, als bis das junge Paar, das seine Hochzeitsreise nach dem Rheinland machte, zur Bahn abgefahren war. Hier lauschte er nun dem Spiel der Wellen, die sich in langen, weißgesäumten Bändern auf den Strand warfen, um dann knirschend und rasselnd über die Millionen flacher Steine ins alte Bett zurückzuweichen. Eine golden glitzernde Bahn zog sich über die tanzende Wasserfläche bis zur Horizontlinie, die soeben der feurige Sonnenball berührte. Die Lichtflut blendete ihn, zog seine Blicke zugleich aber unwiderstehlich an. Plötzlich ward's finster vor seinen Augen, und er fühlte einen Druck an seinen Schläfen.

„Hanning!" rief ihn im selben Moment eine lustige Mädchenstimme an.

Es war Hertha, die ihm die Augen zuhielt. Unbemerkt war sie ihm gefolgt. Er sollte erraten, wer ihn da überrumpelt hatte. Natürlich wußte er's sofort. Aber er sagte es nicht.

Sein Herz hatte für ein paar Sekunden zu schlagen ausgesetzt. Er preßte die Finger, die sein Gesicht bedeckten, noch fester an sich. Eine ganze Weile blieb er so an Hertha gelehnt, die fortfuhr, ihn zu necken, indem sie ihre Stimme in drolliger Weise verstellte.

„He, Du — also — wer bin ich?"

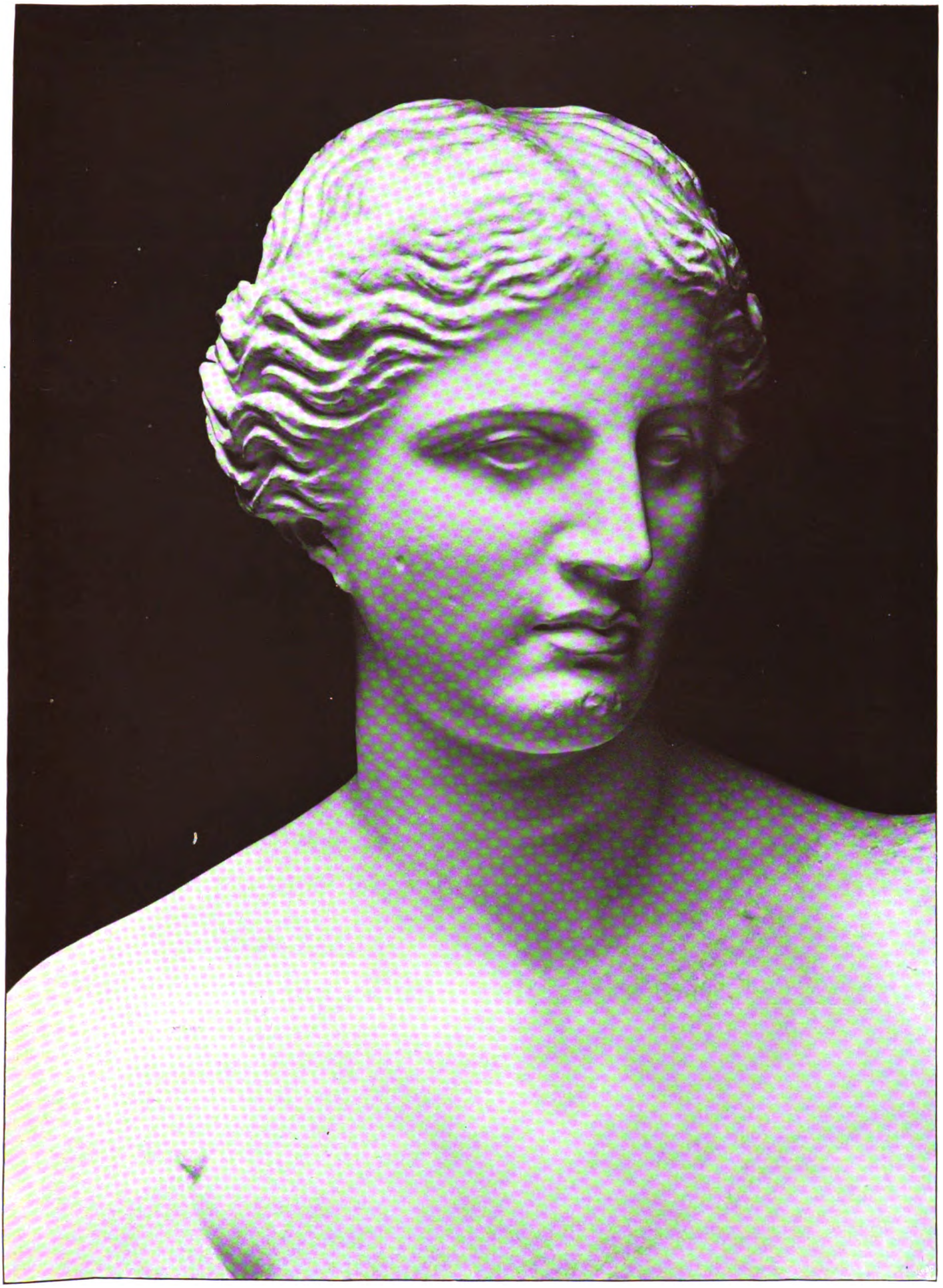
Nun nahm er ihre Hände in die seinen und streckte weit die Arme aus, während er tiefaufatmend zu ihr emporsah. „Du — Herthing!" sagte er leise.

„O, erraten! Bist Du klug!" rief sie lachend.

Ohne auf ihr hübsches Brautjungfernkleid zu achten, ließ sie sich burschikos neben ihm am Abhang nieder.

Sie wollte ihn nun fragen, warum er ihr bei Tisch ein so finsteres Gesicht gemacht habe. Als sie in ihrer munteren Art ansetzte, fiel ihr aber ein, daß sie einander soeben geduzt hatten. Im Eifer war ihr die vertraulichere Anrede schon ein paarmal entschlüpft, ihm heute zum erstenmal. Das verwirrte sie ein wenig, und sie brach den begonnenen Satz unvermittelt ab. Um sich nichts merken zu lassen, zeigte sie rasch nach der blutigroten Sonne und den zauberhaft übers Meer huschenden Reflexen. „O, ist das wunder-, wunderschön, Hanning!" flüsterte sie.

Digitized by Google



Venus von Milo. Paris, Louvre.

Digitized by Google

Digitized by Google

Er nickte bloß. Sprechen konnte er nicht. Er wußte nicht gleich wieder den unbefangenen Ton zu finden.

Nach einer Weile fragte sie ihn, ohne den Blick aus der feurigen Glut zu lösen: „Warum sind Sie denn davongelaufen, Hansheinz?"

„Ich?" Er zuckte die Achsel. „Und Sie?"

„Ich sah Sie das Haus verlassen, und da ging ich Ihnen nach. — Es war auch so schrecklich heiß drinnen," fuhr sie rasch fort.

Er erfaßte nun ihre Hand. „Herthing!"

„Ja, Hans?"

„Sind Sie mir ein bißchen gut?"

Sie nickte heftig. „Sehr. Viel, viel, viel mehr, als Sie's verdienen."

„Als ich's verdiene?"

„Ja, denn bei Tisch waren Sie garstig. O, das langt noch gar nicht. Abscheulich waren Sie." Sie entzog ihm ihre Hand. Zum erstenmal sah sie ihm voll ins Gesicht. „Ich hatte Ihnen doch gar nichts getan. Oder?"

„Ach, liebe Hertha, vergessen Sie's, bitte, ich hab' mich drinnen so schrecklich gebangt."

„Wonach?"

„Ich weiß nicht ... Ach, ich passe eben nicht zu den anderen. Ich wünschte nur, sie wären alle schon wieder weg, und es wäre wie zuvor."

Nun nahm sie, ihm geheimnisvoll zulachend, seine Hand. „Hanning, und wissen Sie, woran ich gedacht habe? — Nein, Sie müssen dahin sehen, oder lieber dorthin, ganz nach der Seite! — Ich hab' mir vorgestellt: wenn ich 'mal Hochzeit mache, dann muß es ganz, ganz anders sein als bei Liddi."

Trotz des Verbots wandte er ihr rasch sein Gesicht zu. „Und wie?"

„Ach, dann dürften vor allem nicht so schrecklich viel fremde Menschen dabei sein."

„Wer zum Beispiel nicht?"

„Die vielen Onkels und Tanten nicht und der Landrat nicht und die Vettern und Basen ..."

„Aber der Regierungsreferendar doch, wie?"

„Der? Ach, Hanning, das ist ein zu unbehaglicher Mensch. Er hatte mir anfangs die ganze Feststimmung verdorben. Aber dann sagt' ich mir: ‚So, nun rede Du immer und halt' mich getrost für das Gänschen vom Lande und komm' Dir wer weiß wie geistreich vor, ich höre gar nicht mehr hin!' — Und da hab' ich Ihnen zunicken wollen, Hanning, — aber Sie haben mich gar nicht verstanden."

„Jetzt verstehe ich aber doch." Er atmete erleichtert auf. „Erzählen Sie weiter, Hertha, wer dürfte sonst noch dabei sein, wenn Sie Hochzeit machen?"

„Nun, Papa und Mutti. Auch der Pfarrer und Doktor Kruse. Und Liddi natürlich ..."

„Und der schöne Fritz, Ihr Herr Schwager."

„Nein, der nicht."

„Nicht?"

Sie seufzte. „Ach Hanning, den kann ich nun schon gar nicht leiden. Nicht wahr, das ist doch komisch? Ich begreife nicht, wie Liddi mit so einem fremden Menschen auf und davongehen kann."

Jetzt lachte er hell auf. „Aber Fräulein Hertha —!"

„Nein, Hansheinz, lustig dürfen Sie sich nicht machen."

„Aber es ist doch verwunderlich, wenn Sie so was sagen. Bevor man heiratet, ist man sich natürlich fremd. Immer. Wenigstens ..." Er sah von ihr weg und blickte in die feurige Glut des Westens.

„Ja, aber ich," sagte sie noch einmal, „ich würde nie, nie, niemals einen — nun, einen Fremden heiraten!"

Die Sonne war rasch gesunken; jetzt erlosch der letzte feurige Punkt überm Wasser. Hertha erhob sich erschrocken. „Jemine, sie werden uns drinnen suchen!" sagte sie, ihr Kleid glättend. „Kommen Sie nicht mit?" fragte sie, da er sich nicht rührte.

„Ach nein, Hertha, ich passe nicht dahin."

„Wie komisch, so was zu sagen."

Er zuckte die Achsel. „Ich fühl's wohl heraus. Ja, und die anderen empfinden es alle auch."

„Aber das ist ja Torheit." Sie klatschte plötzlich ausgelassen in die Hände. „Wissen Sie was, Hanning? Sie müssen mit mir tanzen!"

„Ich kann doch nur so schlecht tanzen."

„Das tut nichts. Die Musik spielt so gut, da fährt's einem ganz von selbst in die Füße ... Und ich will nun doch einmal mit Ihnen tanzen. Ja, grade heute und zu allererst. Denn zuerst will ich mit keinem Fremden tanzen!"

Lächelnd hatte er sich erhoben. „Also mich rechnen Sie nicht unter die Fremden, Herthing?"

Sie schüttelte fast heftig den Kopf.

Ein paar Sekunden lang sahen sie einander in die Augen, ganz erfüllt von dem, was sie soeben stumm ausgesprochen hatte: daß er für sie kein Fremder sei. Und seine Gedanken huschten zurück zu dem, was sie kurz zuvor in ihrer drolligen Art gesagt hatte: einen Fremden würde sie auch niemals heiraten.

Das Farbenspiel in den leichten Dunstwolken, die sich fern an der Horizontlinie zusammengeballt hatten, reflektierte im Wasser, es ward immer leuchtender, immer satter, trotzdem die Sonne selbst völlig verschwunden war.

Hertha ahnte, was in ihm bei ihrer letzten Versicherung vorgegangen war. Der Festlärm, die Erregung, der ungewohnte Wein, die vielen Menschen, das Reden und die Musik — das alles hatte zusammengewirkt, um ihre Zunge mit dem Herzen durchgehen zu machen. Nun kam plötzlich eine mädchenhafte Scheu über sie. Das Blut schoß ihr in die Wangen, und sie wandte rasch ihr Gesicht von ihm ab.

„Ich komme gleich mit, Hertha!" sagte er, weicher als zuvor, fast flüsternd. Ein nie gekannter Jubel, der ihn fast berauschte, erfüllte ihn. Wie so oft hängte er bei ihr ein. Aber sein Arm zitterte diesmal, als er den ihren berührte.

Sie merkte es. „Ja — komm!" gab sie ihm leise zurück. Schon während sie das aussprach, fiel ihr's auf, daß sie nun wieder unwillkürlich Du zu ihm gesagt hatte.

Unterwegs sprachen sie nicht mehr miteinander.

* * *

Zwischen Liddi und Hansheinrich hatten niemals wärmere Beziehungen bestanden; aber die gewisse Leere, die auf Oliza nach ihrem Weggehen herrschte und die alle Familienmitglieder melancholisch stimmte, empfand er gleich den andern.

Es kam hinzu, daß Frau von Golin noch an demselben Tage, an dem die letzten Logiergäste das Haus verließen, sich hatte niederlegen müssen. Man wußte nicht, ob es nur körperliche Erschöpfung nach all der Arbeit war, ob die Trennung von der ältesten Tochter die sensible Frau seelisch zu sehr angegriffen hatte, oder ob irgend eine starke Erkältung sie ans Bett fesselte. Jedenfalls waren die nächsten Wochen recht düster und grämlich für die beiden jungen Leute. Sie vermieden es in der Folge alle beide, an die zärtliche Stimmung des Festtags, so unschuldig sie war, einander auch nur mit einem Blick zu erinnern.

Die Unterrichtsstunden hatten völlig aufgehört. Doktor Kruse hatte soeben eine feste Anstellung in Berlin bekommen. Der Abschied von Oliza war ihm recht schwer geworden. Er hatte eine große Verehrung für Frau von Golin — und Hansheinrich war ihm ebenso ans Herz gewachsen wie Hertha. Jedenfalls war es eine freie, schöne, anregungsreiche Zeit gewesen, die er auf Oliza verlebt hatte. Daß Hansheinrichs Kenntnisse für die Prüfung ausreichen würden, erschien ihm sicher; bange war es ihm nur davor, daß der Examinand vor all den fremden Menschen etwa wieder in seine scheue Art zurückfallen könnte. Mit vielen guten Lehren hatte er sich von seinem Schüler getrennt, ihm auch versprochen, daß er sich seiner in Berlin wieder annehmen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Zu Klopstocks Gedächtnis.

Von Karl Kinzel.

Am Morgen des 22. März 1803 herrschte in den Straßen Hamburgs ein merkwürdiges Leben. Überall drängten und schoben sich die Menschenmassen. Auf den Gesichtern der meisten lag ein tiefer Ernst, auf manchen eine aufrichtige Trauer. War doch der berühmteste Bürger der Stadt, der alte leutselige Herr, den jung und alt kannte und grüßte, am 14. März im Alter von fast 79 Jahren aus dem Leben geschieden! Heute sollte er begraben werden, und man wußte, daß ihm ein würdiges Geleit bereitet werden würde. Wen also nicht die Teilnahme trieb, der folgte der Neugier. Und was er sah, mußte ihn vollauf befriedigen. Denn nie vorher noch nachher ist einem deutschen Dichter eine solche Trauerfeier bereitet worden.

Um zehn Uhr setzte sich der großartige Trauerzug unter dem Geläut aller Glocken der Stadt in Bewegung. Eine militärische Ehrenwache eröffnete ihn. Eine unabsehbare Reihe von Wagen mit den Vertretern der städtischen Behörden und den Gesandten Preußens und Dänemarks, Englands, Frankreichs, Rußlands und Belgiens folgte dem offenen Leichenwagen, auf welchem der einfache schwarze Sarg stand. Seinen Deckel schmückte ein aufgeschlagenes Buch aus Erz, mit Palmen- und Eichenzweigen umkränzt. Es trug die Inschrift, welche Klopstock einst auf den Sarg seiner ihm so früh entrissenen Meta gesetzt hatte:

„Nah' war meines Helfers Rechte,
Sah sie gleich mein Auge nicht.
Weiter hin, im Tal der Nächte,
War mein Retter und sein Licht."

An allen Wachen und Toren wurden dem toten Dichter militärische Ehren erwiesen. Draußen, an der dänischen Grenze, vor Altonas Toren, übernahm eine dänische Ehrenwache das Geleit, und eine neue Schar hochgestellter Beamter, Offiziere und Gelehrter schloß sich ihr an. Jungfrauen in weißen Gewändern streuten Blumen bis zum Grabe in Ottensen, wo der Sarg neben dem seiner so heißgeliebten Gattin beigesetzt wurde. Eine Totenfeier in der Kirche war vorangegangen. Man lauschte andächtig den Gesängen Klopstockischer Lieder und einiger Chöre aus Mozarts Requiem. Dann sprach der Geistliche nur wenige Worte inniger Verehrung für den Verstorbenen und las Verse aus dem 12. Gesang der Messiade, in dem der Tod der Maria von Bethanien so ergreifend geschildert wird, Verse, die der Dichter so sehr geliebt hatte. War er doch mit den Worten heimgegangen:

„Wie sich ihres Kindes ein Weib erbarmt, so erbarmst Du
Unser Dich, El Schaddai! Und ob sich ihres Kindes
Auch das Weib nicht erbarmt, so wirst Du doch Dich erbarmen!
Du bist Gott! Du hast uns in Deine Hände gezeichnet!"

Und paßten die folgenden Worte nicht auf den Verstorbenen, waren sie nicht die beste Grabrede?

„Nenne die Führung Gottes nicht Nacht! Ich beschwöre bei Dem Dich,
Der uns richtet, der mich zu unsern Vätern jetzt sammelt,
Nenne seine Führung nicht Nacht! Und hab' ich gelitten,
Hab' ich der Freuden nicht viel auch gehabt? nicht Freunde, wie Du bist?
Nicht die Wonne der Engel erlebt, die Entzückung der Himmel
Auf dem Wege zum Grabe, nicht Jesus Christus gesehen?
Laß mich danken für all mein Elend, alle die Ruhe,
Welche mir ward, für jeden Labetrunk, der im Durste,
Jeden Schatten, der mich in der Hitze des Kummers erfrischte,
Und vor allem, daß ich den Freund der Menschen gesehen,
Jesus, den Auferwecker der Toten!"

Dazu stimmten dann die Worte seines Auferstehungsliedes, die ihm zum Schluß der Feier ins Grab nachgesungen wurden:

„Auferstehn, ja auferstehn
Wirst du, mein Staub, nach kurzer Ruh'!
Unsterblich Leben
Wird, der dich schuf, dir geben.
Hallelujah!"

Von einem Dichter, der mit solchen Ehren und mit solch innerer Anteilnahme zu Grabe getragen wird, kann man doch gewiß nicht sagen, daß er sich schon bei seinen Lebzeiten überlebt hatte. Und doch war seine Zeit ohne Zweifel schon über Klopstock hinweggeschritten, gehörte er nach seinem ganzen künstlerischen Schaffen schon einer vergangenen Periode an, als er starb. Hatte doch Goethe schon längst die Mitwelt durch seine Meisterwerke in Staunen gesetzt und Schiller mit seinem „Wallenstein", mit seiner „Maria Stuart" und „Jungfrau von Orleans" flammende Begeisterung geweckt. Die klassische Dichtung der größten Heroen hatte jene Vorbereitungszeit, der Klopstock angehörte, in Schatten gestellt, und im großen und ganzen dachte und empfand man im Anfang des neuen Jahrhunderts nicht mehr klopstockisch, sondern schillerisch.

Aber man war sich bewußt, was der edle Mann, ebenso als aufrichtiger Christ wie als deutscher Dichter seiner Zeit gewesen war. Wie tief war doch die deutsche Poesie im XVII. Jahrhundert gesunken, wo nur noch das evangelische Kirchenlied von ihrem verborgenen Leben Kunde gegeben hatte! Wie kümmerlich war ihr Wesen in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts, wo man unter der elenden Nachahmung der Franzosen seufzte und die besten Geister sich nur noch darüber stritten, wo Barthel den Most zu holen habe, bei diesen oder bei den Engländern. Selbst den Edelwein zu keltern, aus den ureigensten Empfindungen heraus ein Lied ertönen zu lassen, daran dachte niemand. Wenn man sich davon eine klare Vorstellung machen will, wie weit das Verständnis für das Wesen der Poesie um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts abhanden gekommen war, so nehme man nur einmal schnell seinen Lessing zur Hand, blättere im ersten Bande in seinen anakreontischen Gedichten und lese, was er selbst davon in dem Briefe vom 28. April 1749 an seinen Vater schreibt: „Man muß mich wenig kennen, wenn man glaubt, daß meine Empfindungen im geringsten damit harmonieren."

Das aber war just zu derselben Zeit, als mit Lessing der junge Student in Leipzig weilte, der berufen war, die deutsche Poesie, das edle Fürstenkind, das in Dornenhecken verzaubert schlief, wieder wachzuküssen. Und er zögerte nicht. Noch im Jahre 1748 (er war gerade 24 Jahre alt) erschienen die drei ersten Gesänge des „Messias" und ein Dutzend Lieder (Oden) erklangen. Wie Schuppen fiel es allen von den Augen. Da war ja mit einem Schlage die Kunst, um die man sich so lange gestritten, ein freies Kind edelster Herkunft, geboren aus einem echt und tief empfindenden deutschen Herzen und gezeugt von dem gottgegebenen Genie, das man so lange gar nicht in Ansatz gebracht hatte! Nicht der Verstand hatte hier Gevatter gestanden und mühsam aus Gedanken und Regeln etwas zusammengeschmiedet, das wie Poesie aussah, aber nichts damit zu tun hatte. Nein, die Phantasie, die lange untertretene, und eigene Empfindung waren hier zur Herrschaft gekommen. Und was die vermochten, das konnte man an dem Messias-Gedicht sehen.

Man staunte, man bewunderte, man schwärmte, je nachdem man jung oder alt war, nämlich im Herzen. Nur die Pedanten einer nunmehr (1748) überwundenen Zeit verhielten sich ablehnend. Und das mußte so sein; trockene Blätter müssen abfallen. Hier aber waren neue junge Frühlingstriebe.

Hier war ein gewaltiger Stoff poetischer Behandlung für würdig befunden, ja der großartigste, den man sich denken kann, „die göttliche Liebe des menschenfreundlichen Gottes in dem unendlichen Umfang zu fühlen und in den herrlichsten Tönen, den würdigen Kindern der Dichtkunst und Harmonie zu beleben" versucht, wie es der alte Bodmer in der 1750 gedichteten Begrüßungsode an den jungen Dichter ausdrückte. Dieser Stoff aber war mit einer schier unerschöpflichen Erfindungsgabe ausgestaltet und von der wärmsten Empfindung eines echten Dichters belebt. Eine Fülle neuer Tatsachen war hinzu erfunden, aus den oft nur schattenhaften Persönlich-

Digitized by Google

keiten der Apostel, Freunde und Feinde des Herrn volle, runde Gestalten von Fleisch und Blut (man denke an Judas, Nikodemus, Kaiphas) zu schaffen versucht. Kaum angedeuteten, wie der Gemahlin des Pilatus, waren Namen und Charakter gegeben; neue eigener Erfindung kamen hinzu, die aus des Dichters Erlebnissen und Berührungen Leben gewannen, wie Cidli, Semida und andere. Endlich waren Himmel und Hölle, die an dem Opfertode Jesu lebendigen Anteil nahmen, rein aus dichterischer und religiöser Phantasie bevölkert.

Freilich war nicht alles und nicht in jeder Beziehung gelungen. Aber die Größe und die Bedeutung des Werkes waren nicht zu verkennen, und Hunderte von Aussprüchen der bedeutendsten Zeitgenossen, wie Goethes, Schillers, Lessings, Herders, Kleists, Voß' und des ganzen Göttinger Dichterbundes legen davon Zeugnis*) ab.

Nicht minder neu und bedeutsam war Klopstocks Lyrik als eine Wiedergeburt der Poesie empfunden worden. Alle echte Dichtung fließt aus der Sehnsucht nach den Idealen oder aus der Begeisterung für sie. In dieses Jünglings Herzen lebten sie, und sie begleiteten den Mann ungeschwächt bis zum Tode. Christentum, Vaterland, Natur, Liebe und Freundschaft und der Sinn für alles Große und Edle beseelten ihn, und er verstand es, ihnen begeisterten Ausdruck zu geben. Sollen wir auch hierfür Zeugen aufrufen, so wollen wir nur an die beiden gewichtigsten erinnern. Man schlage im „Werther" die Stelle auf, wo der Jüngling mit Lotte nach dem Gewitter ans Fenster tritt. „Ihr Blick durchdrang die Gegend, sie sah gen Himmel und auf mich, ich sah ihr Auge tränenvoll, sie legte ihre Hand auf die meinige und sagte: ‚Klopstock!' — Ich erinnerte mich sogleich der herrlichen Ode (‚Die Frühlingsfeier'), die ihr in Gedanken lag und versank in dem Strome von Empfindungen, den sie in ihrer Losung über mich ausgoß. Edler! Hättest Du Deine Vergötterung in diesem Blicke gesehen, und möchte ich nun Deinen so oft entweihten Namen nie wieder nennen hören!"

So schwärmte die gefühlvolle Jugend in den Empfindungen, die Klopstock ihr wiedergeschenkt hatte. Und Schiller? Als er in der größten Bedrängnis seines Lebens war, im Begriff, Vaterhaus und Vaterland der Freiheit zu opfern, an dem Morgen, als er die letzten Vorbereitungen zur Flucht aus Stuttgart traf, findet ihn sein Freund Streicher, wie er Klopstock eine Ode nachdichtet. „Eine geraume Zeit verging," so erzählt er, „ehe der Dichter, von seinem Gegenstande abgelenkt, wieder auf unsre Welt, auf den heutigen Tag, zu der fliehenden Minute zurückgebracht werden konnte." Schiller selbst sagt von sich, er sei in seiner Jugend ein Sklave Klopstocks gewesen.

Und das trotz der nicht wegzuleugnenden Sprödigkeit seiner lyrischen Dichtungen. Es ist wahr, er hatte den fremden Versmaßen deutschen Rhythmus eingehaucht und frisches Leben verliehen, daß man oft den fehlenden Reim vergaß und das Fremdartige übersah:

„Schön ist, Mutter Natur, Deiner Erfindung Pracht,
Auf die Fluren verstreut, schöner ein froh Gesicht,
Das den großen Gedanken Deiner Schöpfung noch einmal denkt."

Oder:

„Willkommen, o silberner Mond,
Schöner, stiller Gefährt' der Nacht!"

Oder:

„Freund, laß die Hall' uns schließen; der Lebensduft
Verströmet sonst, und etwa ein kluger Mann
Möcht' uns besuchen, breit sich setzen
Und von der Weisheit wohl gar mitsprechen."



Klopstock im mittleren Mannesalter. Nach einem gleichzeitigen Stich.

Wer empfindet da nicht den reinsten Rhythmus und die edelste Sprache? Aber ganz gelang es dem Schöpfer des Neuen nicht, die Schwierigkeiten im Fluge zu überwinden. Oft ist die Rede noch steif und der Flügelschlag schwerfällig. Erst als Goethe mit seiner Lyrik in den Jungbrunnen der Volkspoesie tauchte, kam ein Gold zu Tage, wie es noch keine Zeit so glänzend gesehen hatte.

Kein Wunder also, daß dagegen Klopstock zunächst in den Hintergrund treten mußte. Aber es kam eine Zeit, da brach sich wieder Bahn, was unvergänglich an ihm war. In den Freiheitskriegen, als der vaterländisch empfindende Schiller schon abgerufen und der alternde Goethe jugendlicher nationaler Begeisterung nicht mehr fähig war, da schöpfte man zunächst aus Klopstocks patriotischen und christlichen Dichtungen neuen Mut, bis die Arndt, Körner und Schenkendorf dem Empfinden des deutschen Volkes zeitgemäßeren Ausdruck gaben.

Damit schien sein Licht erloschen zu sein. Man fing an, ihn gering zu schätzen, weil man ihn nicht mehr verstand. Kaum, daß die Literarhistoriker ihm kühl abwägend die Anerkennung zollten, die die Gerechtigkeit der Geschichte forderte.

Heute aber, wo hundert Jahre seit seinem Tode verflossen sind, steht die Sache anders. Mit Freude und Genugtuung sehen seine Freunde die überall wachsende Aner-

*) Die wichtigsten finden sich in meiner kleinen Klopstock-Ausgabe (Auswahl aus Messias und Oden, erschienen im Verlage des Waisenhauses in Halle a. S.) abgedruckt.

Digitized by Google

kennung des alten Barden. Und es kann auch nicht anders sein. Werden wir auch nicht mehr wie der alte Rat Schneider, der Freund des Goetheschen Vaterhauses, den Messias als das herrlichste Erbauungsbuch betrachten und es in der Karwoche, wie jener, im Stillen durchlesen, um uns fürs ganze Jahr daran zu erquicken, — einzelne Teile sind noch immer lesenswert und werden besonders durch die prächtige Sprache ihren Eindruck nicht verfehlen. Man nehme nur eine Auswahl zur Hand, in der die besten Stellen zusammengedruckt sind und bringe dem großen Toten dadurch, daß man sie liest, zum Gedächtnis seines Lebens die Huldigung dar, die ihm gebührt, man wird sich einen ästhetischen Genuß dadurch bereiten.

Nicht weniger ist das mit seinen Oden der Fall. Es gibt unter ihnen einige, welche an Klarheit der Situation, an Einfachheit und Schönheit der Sprache, an Innigkeit und Wärme der Empfindung sich Goetheschen an die Seite stellen. Ein paar Proben mögen dies erhärten.

Ihr Schlummer.

Sie schläft. O, gieß ihr, Schlummer, geflügeltes
Balsamisch Leben über ihr sanftes Herz!
Aus Edens ungetrübter Quelle
Schöpfe den lichten, krystallnen Tropfen

Und laß ihn, wo der Wange die Röt' entfloh,
Dort duftig hintaun! Und Du, o bessere,
Der Tugend und der Liebe Ruhe,
Grazie Deines Olymps, bedecke

Mit Deinem Fittich, Cidli!' Wie schlummert sie,
Wie stille! Schweig, o leisere Saite selbst!
Es welket Dir Dein Lorbeersprößling,
Wenn aus dem Schlummer Du Cidli lispelst!

Ein andermal hat der Dichter seine geliebte Meta in Hamburg verlassen. Er fährt im Reisewagen nordwärts, nach Kopenhagen; sinnend, träumend gedenkt er der, die um ihn im Trennungsschmerze weint, und tröstet sie. Die Situation und die Landschaft, der sandige Weg, die stille Nacht, der breite Strom, das alles ist mit wenigen Worten schlicht und treffend gezeichnet.

Furcht der Geliebten.

Cidli, Du weinest, und ich schlummre sicher,
Wo im Sande der Weg verzogen fortschleicht;
Auch wenn stille Nacht ihn umschattend decket,
Schlummr' ich ihn sicher.

Wo er sich endet, wo ein Strom das Meer wird,
Gleit' ich über den Strom, der sanfte aufschwillt:
Denn der mich begleitet, der Gott gebot ihm.
Weine nicht Cidli!

Das folgende aber möge für sich selbst sprechen. Das zweimalige: „mein Leben hing mit diesem Blick an ihrem Leben" — ist unübertrefflich. Wer dieser Dichtkunst Stimme nicht vernimmt, ist ein Barbar, er sei auch wer er sei.

Das Rosenband.

Im Frühlingsschatten fand ich sie,
Da band ich sie mit Rosenbändern:
Sie fühlt' es nicht und schlummerte.

Ich sah sie an; mein Leben hing
Mit diesem Blick an ihrem Leben:
Ich fühlt' es wohl und wußt' es nicht.

Doch lispelt' ich ihr sprachlos zu
Und rauschte mit den Rosenbändern:
Da wachte sie vom Schlummer auf.

Sie sah mich an. Ihr Leben hing
Mit diesem Blick an meinem Leben,
Und um uns ward's Elysium.

So können wir heut ohne Schmerz, voll Dank und Freude an das Grab Klopstocks treten und einen Lorbeerkranz als Zeichen unvergänglichen Ruhms dort niederlegen. Denn wir wissen es, die Nachwelt muß

Jenen alten Unsterblichen,
Deren dauernder Wert, wachsenden Strömen gleich,
Jedes lange Jahrhundert füllt,
Ihn gesellen und ihn jenen Belohnungen,
Die der Stolze nur träumte, weihn.

Schlösser, die im Monde liegen...

Ein Plauderviertelstündchen.

Gewiß, ich gebe es zu, sie sind haarsträubend unsolide gebaut, meine Schlösser. So unsolide, daß sie bei den skatspielenden Nationen schlankweg „Kartenhäuser" genannt werden. Und auch ihre geographische Lage ist so wenig verläßlich. „Im Monde" — das ist von Berlin aus eine heillose Entfernung. Die Franzosen bezeichnen sie zwar bloß als „spanische" Schlösser. Aber Spanien oder der Mond, das bleibt sich für den Vollblutpariser, der nie ein großer Held war in der Erdkunde, ziemlich gleich.

Indessen: was schiert mich das spöttische Achselzucken der andern über meinen Besitz? Wenn ich nur selbst meine Freude dran habe!

Und Ihr meint, weil sie im Monde liegen, meine Schlösser, kann ich sie nie erreichen?

O wie ich lache!

Ja, wenn man an der Scholle klebt, wenn man sich ängstlich nur dem Omnibus oder allenfalls dem D-Zug anzuvertrauen wagt, dann wird man seinen Fuß ins Wunderland meiner luftigen Feenschlösser nie setzen können.

Aber gibt's nicht den Zaubermantel Phantasie, den man im engsten Städtchen, im dunkelsten Mietsstübchen, in der trübsten Winterstunde ausbreiten kann, um sich auf ihm zu märchenhaften Höhen emporzuschwingen: durch die Lüfte sausend, über Rathaustürme, Sternwarten, Dragonerkasernen und statistische Büreaus hinwegbrausend, unabhängig von Fahrplänen, von Reisegesellschaft und Sommerurlaub, von großem und von kleinem Geld?

„Ach, das Leben ist so ernst, das tägliche Brot so teuer, und die Zeit viel zu knapp, als daß man auch nur ein Titelchen davon verträumen dürfte!" seufzt die arme kleine Schneiderin. Denkt sie nämlich an etwas anderes als ihre Naht, so näht regelmäßig die Maschine krumm, und die Taille sitzt dann nicht. Und der kleine Hans, der sein siebenjähriges Stupsnäschen an die Fensterscheibe drückt und mit seinen fragenden Augen den eilenden Wolken nachblickt, bekommt einen Klaps vom Kinderfräulein: „Du sollst nicht so zwecklos herumlungern, Du unnützer Strick, lerne oder spiele, — allons, 'was tun, spricht Zeus!" Die vernünftigen großen Menschen kommen längst nicht mehr in die Versuchung, zu träumen. Wenigstens bei Tage sind sie alle viel, viel zu praktisch dazu, und auch viel zu gehetzt. Man bedenke: die kleine Emmi braucht neue Schuhchen; die vorgesetzte Behörde gibt sicherlich den Kollegen N. zur Beförderung ein, denn das ist ja ein solcher Streber; die Köchin Anna kauft neuerdings den Schellfisch auffallend teuer; Max, der Schlingel, wird zu Ostern gewiß nicht versetzt, ach, und nun noch das Mißverständnis mit Tante Amalie, der Bronchialkatarrh, die Steuern... Das verlangt doch klare Gedanken, das verlangt rechnerische Gewandtheit, das verlangt nüchterne Logik!

Ja, aber manchmal, so zwischen zwei Arbeiten, steht Ihr doch am Fenster und seht den eilenden Wolken nach wie Hans der Träumer. O soviel Zeit nehmt Ihr Euch schon.

Nur: Ihr genießt die kleine Pause dann nicht, Ihr erlebt sie nicht, sondern Ihr schlagt sie tot, indem Ihr sofort wieder alten Sorgen und altem Ärger nachhängt, wenn's ausnahmsweise 'mal keine neuen geben sollte.

Ich nutze die kleinen Atempausen, die mir das hastige Großstadtdasein läßt, viel besser aus als Ihr. Ja, gewiß ist die Zeit knapp; also heißt's damit haushalten, von der Minute nichts ausschlagen. Denn das bißchen Sonne, das sie soeben bietet, bringt keine Ewigkeit uns je zurück.

In all diesen Kleinferien des Werkeltages, wenn ich zum Büreau gehe oder wenn ich auf der Post warte, auf der Straßenbahn stehe, bin ich Schloßherr.

Ja, staunt nur: der Herr von tausend, tausend Schlössern, die im Monde liegen!

Tagaus, tagein stehen die Pforten dort oben weit offen, bereit, mich zu empfangen, gleichviel, in welchen von all den funkelnden Palästen aus lauterem Krystall ich eintreten will.

Also den Zaubermantel her, fort, fort aus der dürftigen Enge, und empor, hoch empor!

Was ich da oben so Schönes finde?

Ja, das ist schwer zu sagen. Das eine Mal nur eine liebe Kindheitserinnerung, vielleicht an ein goldenes Wort voll sonnigen Humors, das Vater einst sprach und über das man noch als großer, ausgewachsener Mensch wehmütig oder so recht aus vollem Herzen lachen kann, oder an ein Glück, ein kleines großes Glück, das eigentlich gar keines war, wie sich später herausgestellt hat, das aber damals doch die Augen leuchten und die Brust sich weiten machte.

Digitized by Google

Das andere Mal finde ich mein Schloß in Nachbars Garten: andere freuen sich, ich bin nur Zaungast, die Freude der Nachbarn geht mich im Grunde gar nichts an, aber das ist eben meine List und Verschlagenheit, daß ich mich mitfreue. Worüber? Nun, sagen wir, Nachbars waren in Italien und schwärmen und schwelgen in der Erinnerung, und solang sie erzählen, ist's sonnig in ihrem Kreise. Vetter Fritz freilich schlägt sich in solchem Falle an die Brust und stöhnt: „Und ich armer Teufel hab' inzwischen daheim gesessen!" Ich studiere aber lieber die Route auf der Karte, ich lese in Nachbars Bädeker nach, lasse mir die Kopien der Bilder und die Landschaftsphotographien zeigen, die sie mitgebracht haben, und dann schwärme und schwelge ich tapfer mit. Das Schönste am Reisen ist ja doch die Sehnsucht zuvor und die Erinnerung hernach. Und da ich nicht weiß, ob ich's je zu Erinnerungen bringen werde, halte ich mich eben an die Vorfreude. Übrigens ist sie ungemischter als die Erinnerung.

Ihr nennt mich einen unverbesserlichen Optimisten?

Habt Ihr denn wirklich verlernt, Euch zu freuen? Seht Ihr nur das Trübe, das Graue in der Welt?

Ach, für's Unglück laßt uns Herz und Taschen weit, weit offen halten. Aber versäumen wir darüber auch das Glück nicht, so klein und unscheinbar, so heimlich es ist, freuen wir uns der Sonne, die alle Tage scheint, wenn sie uns auch nicht immerzu blinzeln macht!

Man hat oft die Barmittel der Laune nicht zur Verfügung, sagt Ihr; das Kapital der großen Freuden will teuer verzinst sein, und nicht 'mal das Kleingeld der Heiterkeit hat man in der Tasche. O, ich sag' Euch, auf Schlösser, die im Monde liegen, kann man jederzeit die größten Hypotheken aufnehmen. Freilich nur bei sich selbst.

Aber gibt es einen milderen Gläubiger? Der verlangt keine Zinsen, der mahnt nicht, und geht das Schloß in Flammen auf, dann wird das Grundbuchblatt großmütig mit ins Feuer geworfen.

Und eine neue Hypothek wird bewilligt, ein neuer Wechsel honoriert auf lange Sicht. Dies Kapital ist unerschöpflich.

Die Zukunft ist das Danaidenfaß der menschlichen Hoffnungen.

Ja: mehr hoffen und weniger klagen! Und mehr und öfter und herzlicher sich freuen!

Hat man keinen Grund, sich über große Dinge zu freuen, so gibt es tausend kleine. Sie liegen alle auf der Tour zu den spanischen Schlössern.

... Draußen war's heute garstig. Und drinnen auch. Es hat geregnet — aber geregnet, Ihr macht Euch keinen Begriff! Und der Ofen im Speisezimmer hat geraucht. Und es war Großreinemachen. Und die Kinder haben den Schnupfen, wie stets im Februar, langweilen sich und sind quarrig. Und geschäftlich ging nicht alles zum besten, ach nein, ganz und gar nicht. Es war halt einer der Tage, von denen wir sagen, sie gefallen uns nicht.

Bleigrau ist der Himmel. Man könnte jetzt die Lampe anzünden, trotzdem es noch nicht sechs Uhr ist.

Aber wir stehen am Fenster, Arm in Arm, und sehen in die Landschaft hinaus.

Viel Landschaft ist freilich nicht zu bewundern, hier draußen an der Weichbildgrenze. Baustellen, viel Baustellen gibt's, schwarze und weiße Wände von unfertigen Riesenhäusern, die noch einsam, mit hohlen Augen, nach all den Berlinern auslugen, die in fünf Jahren hier schon auf Asphalt fahren sollen; dazwischen der kümmerliche Rest einer altbäuerlichen Viehweide, auf der fragwürdige Wäsche flattert, die nun zum fünftenmal Regen abbekommen hat; links drüben ein Kohlenplatz, der auch nicht so recht poetisch wirkt; und irgendwo im Hause schlechtes Klavierspiel.

Ja, da schlägt man eben besser den Blick zum Himmel auf und läßt ihn mit den Wolken wandern.

Das ist doch gleich ein ganz ander' Bild, das dort oben!

Wißt Ihr eigentlich, wie wundervoll die Wolken sind, wie poetisch, wie phantastisch?

Die Leutchen sehen alle viel zu viel auf den Boden, will mir scheinen, sonst müßte es doch viel bekannter sein, daß sich über diesem ganzen lehmigen Globus ein Kaleidoskop von so köstlichen Wirkungen spannt!

Was, grau soll der Himmel heute sein? Und gleichförmig? Aber ich bitte, seht doch nur, wie sich das aneinander vorüberschiebt, wie das hier drängt, dort zögert, da jagt, — hui, die schmale, schwarze, lange Federwolke, wie die jene breite, dicke, wollige zu überholen sucht, — ach, und die dort im Westen, wie eigentümlich gelbgrau die ist, fast leuchtend, und eine Form hat sie — wie eine behäbige alte Bauersfrau, die im Lehnstuhl sitzt, die Arme links und rechts aufgestützt, und schmunzelt!

Nein, nein, nein, ist das komisch!

Nun haben auch unsere Kleinen das dicke, fette, gelbgraue Wolkenungetüm, von dem wir sprechen, entdeckt, und sie konstatieren jubelnd, daß die alte Bauersfrau immer breiter, immer noch breiter wird, daß sie jetzt Ohren bekommt, mächtige Ohren, die bis ins Unendliche wachsen ... Tä, aber da zerplatzt sie, die gute Alte!

Kinder, jetzt der wundervolle Kopf dort! — Nein, es ist wie ein Stückchen Alpenlandschaft!

Ja, und was ist denn das? Da löst sich doch plötzlich das dicke, grauschwarze Gewölk, und es zeigt sich eine klaffende Lücke ...

O, Kinder, Kinder, wir werden einen wunderbaren Sonnenuntergang haben!

Die Kleinen drücken die Nasen an die Fensterscheiben. In drei Staffeln hocken wir übereinander und warten auf das große Schauspiel.

Dicht vor den Fenstern ziehen Telephondrähte quer über die Straße. Sie haben einen hellkupfernen Schimmer, Regenperlen zittern daran, ein Spätzlein hüpft von dem einen der schwanken Striche zum anderen. Es ist, als ob eine lustige Melodie mit putzigen Notenköpfen in einem langgestreckten Notensystem lebendig würde.

Nun wird es rot dort im Westen. Wie ein großer Feuerkessel ist es. Und diese Übergänge, diese verschwimmenden Übergänge in hunderttausend zarten Nüancen, wie sie keine Meisterpalette kennt.

„Wenn das nun ein Maler malen wollte," meint unser Otto altklug, „so würde man sagen, es ist unnatürlich."

Das hat er von uns 'mal aufgeschnappt, der Dreikäsehoch, aber er bringt es totensicher jedesmal an.

Jetzt schwimmt das schwarze Riesengewölk über unserer Straße. Übrigens schwarz ist es gar nicht. Es ist blau, nein, bronzen, ach, man kann es kaum ausdrücken. Und die klaffende Lücke im Westen ist immer größer geworden. Vereinzelt schwimmen zarte Rosawölkchen wie verirrte Segel im Äthermeer.

„Nein, Kinder, Kinder, was ist das wieder schön! Das hat man nach dem grauen Regentag doch gar nicht erwartet gehabt!"

Emmi holt sogar im Triumph die alte Köchin herein, die gutmütig verlegen lacht. „Die Welt geht unter!" hatte sie verstanden. Aber Emmi hatte bloß gesagt, die Sonne gehe unter. Und das war ja auch Tatsache. Viel Interesse brachte die Alte dem Faktum aber nicht entgegen.

Sie ist genau wie Onkel Tobias. Der geht im Sommer doch immer in die Dolomiten, und um einen Sonnenaufgang auf dem Stuvolau zu sehen, kraxelt er vor Tau und Tag seine tausend Meter ohne jeden Widerspruch. Aber dem Sonnenuntergang in unserer stillen Vorstadtstraße mißt er nicht die geringste Bedeutung bei. Was hat er uns doch schon ausgelacht!

„Ach, wie schade," sagt Otto, als das Feuerrot erlischt, „jetzt ist die Vorstellung gleich aus!" (Er ist gleich Onkel Tobias mehr für die Knalleffekte der Naturschauspiele.)

Aber Emmi findet gerade das Nachglühen so schön — wenn in den Wolken sich Zauberschlösser bilden, hoch auf weichen Wolkenbergen thronend, feenhafte Luftschlösser, die ihre Phantasie dann mit den schönsten Puppen und Prinzen bevölkert.

Ja, natürlich kann man nicht ewig so am Fenster stehen bleiben. Die Lampe kommt herein, nun verlangt wieder die Arbeit ihr Recht.

Aber schön war die kleine Stimmungspause.

Es hat sich inzwischen nichts geändert, gar nichts. Der Schnupfen der Kinder „blüht" noch immer, die Straßen schwimmen noch ebenso vom Regen wie den ganzen Tag, kein Heinzelmännchen hat in der Wirtschaft geholfen, auch die Geschäftslage hat sich durch das bißchen Illumination am Abendhimmel durchaus nicht aufgeklärt.

Und doch —! Mir hat er sehr wohlgetan, der kleine Ausflug in das Wolkenkuckucksheim da oben, denn er hat die Kinder ergötzt, die Hausfrau für ein Weilchen aus dem Wirtschaftstrubel herausgeholt, etwas wie Poesie über das dämmerige Stübchen gebreitet, — und er hat die trüben, grämlichen, zähen Fäden, mit denen mich Frau Sorge gerade wieder einspinnen wollte, zerrissen.

Mit neuem Mut geht's jetzt an die Arbeit.

Ach, Onkel Tobias, lach' Du mich nur immer aus! Ich bin doch seelensfroh, daß ich einen Weg weiß — zu „Schlössern, die im Monde liegen!"

Paul Oskar Höcker.

Ein Frühlingsausflug zur Sahara.

Von Karl Gußmann. Mit Aufnahmen von Major Isenburg-Ronshausen und Dr. Prietze-Tunis.

Wenn man Athen, Rom, Konstantinopel gesehen hat, so bleibt nur noch übrig, auf den Trümmern Karthagos zu sitzen, um sich dann die ganze antike Geschichte in allerkürzestem Auszug veranschaulicht zu haben.

Also nach Karthago, und zwar, um noch mehr von Nordafrika kennen zu lernen und besonders einen Blick ins merkwürdige und wenig besuchte Kabylenland zu tun, über Marseille zunächst nach dem von uns früher schon einmal besuchten Algier! Man reist da natürlich unter lauter Franzosen, aber im angenehmen Schatten französischer Liebenswürdigkeit, die sich auch dem Deutschen nicht versagt. Es ist heute möglich, unterwegs solche Bilder aufzunehmen wie Abbildung 1: Drei französische Unteroffiziere und zwei Deutsche, darunter der Verfasser. Die ersteren begleiteten einen aus allen Waffengattungen zusammengesetzten Trupp von Sträflingen, die zum Zweck von Straßenbauten ins tiefste Afrika

Digitized by Google

hinunter befördert wurden — auf Nimmerwiedersehen, wie man mir sagte; die Deutschen aber gedachten mehr dem Vergnügen und der Erholung und dabei auch, wie schon angedeutet, den karthagischen Trümmern nachzugehen — auf Wiedersehen mit den Lieben in der Heimat nach vielleicht



Abb. 1. Auf dem Schiff Marseille—Algier.

zwei Monaten! Wir sahen Karthago, d. h. wir sahen von alter Pracht und Herrlichkeit dort so viel oder so wenig wie etwa auf dem heimatlichen Hohenstaufen. Dagegen bewunderten wir auf einer Fahrt gegen Süden, von Tunis in der Richtung auf das 62 Kilometer entfernte Zaghuan, die mächtige Wasserleitung Hadrians mit ihren noch übrigen 344 Bögen (Abb. 2), an denen gerade, je eine Welt für sich, eine Beduinenkarawane vorbeizog (Abb. 3). Ein für Ewigkeiten errichtetes Riesenbauwerk! Ebenso war unfern davon in weitläufigem ödem Mauerwerk noch sichtbar das Schloß von Mohammédia, die Hinterlassenschaft eines verflossenen, prunkliebenden Beys, eine gewaltige Ruine aus dem vorigen Jahrhundert, in deren Sälen (Abb. 4) das Grauen wohnt nebst einer Menge von Hühnern und Ziegen — jenen römischen Resten gegenüber ein echter Bau der Gegenwart für die Gegenwart und in manchem Stück fast an das gemahnend, was man da und dort an Schlössern in oberbayrischen Wäldern sieht!

Da litt es uns nicht länger in dieser Gegend mit ihrem Durcheinander von alt und neu, von punisch-römisch-arabisch-französisch: uns erfaßte mit Macht der Zug zur Wüste!

Wörtlich und neuzeitlich genommen: der „Zug!" Man fährt in bequemem Bahnzug von Tunis über Sukarras (das alte Tagaste, Augustins Geburtsort), oder von Philippeville über Constantine (das antike Cirta), oder von Algier über Setif (das römische Sitifis) bis zur Vereinigung dieser Bahnen, dem fünffachen Knotenpunkt bei Kroubs, um von da aus einige hundert Kilometer in die wirkliche und wahrhaftige Sahara einzudringen, die das Schienengeleise vorderhand bis zur Oase Biskra (von Constantine ab 240 Kilometer) auf ihrem breiten Rücken dulden muß.

Die Sahara! Meer und Hochgebirge — zu diesen zwei Größen erster und einziger Klasse tritt als dritte die Wüste. — Am meisten verwandt sind wohl Wüste und Meer. Hier wie dort die unbegrenzte Fläche und am äußersten Horizont aufsteigend die wunderbare Gerade, die so mächtig und fast überirdisch wirkt. Wie die französischen Soldaten zum erstenmal vom Paß am Col des Sfa in die uferlose Wüste hinausschauten, da riefen sie wie Xenophons Krieger: „Das Meer, das Meer!" Aber kein Tropfen rinnt in diesem Meer, keine Welle rollt an seinen Strand. Es ist das Reich der Stille und Starrheit. Und darin trifft sich die Wüste wieder mit dem Gebirge, nur daß das Majestätische dieser Starrheit sich nicht in vertikaler, sondern in horizontaler Lage vor unserem Auge ausbreitet. Die Wüste, weit und endlos wie das Meer, still und starr wie die Hochberge — damit aber hat jede weitere Vergleichung ein Ende, und die Wüste steht einzigartig da, drohend in ihrer Schönheit, überwältigend in ihrer Einfachheit, phantastisches Leben weckend in ihrer Leblosigkeit.

Wie wir von Batna herfuhren, hinter dessen Waldbergen (Dschebel Tuggurt 2100 m) die Altertumsforscher die römischen Ruinenstädte Lambessa und Timgad, und Tartarins Genossen den richtigen Berberlöwen finden können, schien die Maiensonne so wundersam klar vom blauschwarzen Himmel und strömte uns eine so eigenartig heiße und doch reine Luft entgegen, daß wir merken mußten, wie sich dort etwas Neues, nie und nirgends Gesehenes vor uns auftun müsse. An die ferne Heimat konnten noch die deutschen Gesichter und Laute erinnern, auf die an einigen Stationen Auge und Ohr gelenkt wurden; in der immer noch fruchtbaren Gegend, z. B. bei Ain Tuta, sind zahlreiche Elsässer angesiedelt, die hier der Mutter Germania wahrlich weit genug durchgebrannt sind. Aber Kamelzüge, Beduinenzelte, bei Maâsa gar ein altes Höhlendorf erinnerten uns immer wieder daran, daß wir uns in Afrika befanden, und als der Zug durch Tunnels und über Viadukte von der Höhe ins Tal hinabgestiegen war, da tat sich denn in der Tat das Neue vor uns auf, der Fum es Sahara, der Mund der Wüste!

So nennt der Araber die wilde Felsenschlucht von Kantara, die wie ein ungeheures Tor die Kulturwelt abschließt, um sich für die Wüste zu öffnen. Ihre Vorposten aber schickt die Wüste bis vors Tor hinaus: die Berge und Felsen schon diesseits kahl, rotgebrannt, in scharfe Zacken auslaufend; und drunten in der öden, gelben Wildnis wahrhaftig eine weithingestreckte, grüne Insel mit wogendem Palmenwald, mit glitzerndem Wasserlauf — es ist die erste Oase, die nördlichste, die die Sahara zum Gruß an ihre Pforten gestellt hat. In unserm Wagenabteil drängt sich alles auf die rechte Seite, um einen Blick in die Tiefe zu



Abb. 2. Aquädukt bei Dubna.

erhaschen, wo sich ein den Fremden wie den Einheimischen immer gleich überraschendes, ganz zauberhaftes Bild entfaltet, dieses im Sonnenglanz und sanften Wind sich hebende und senkende Heer der hunderttausend Palmenbäume — so viel etwa zählt die Oase — mit ihren gefächerten Blättern, die sich mit schwarzen Umrissen in die reine Luft abzeichnen, die drei Dörflein inmitten der tropischen Wildnis, wohl-

Digitized by Google

geschützt durch die turmreiche Lehmmauer, die sich um die ganze Oase zieht; und alle diese Pracht des Südens durch die Mauer wie durch einen Strich scharf abgegrenzt gegen die öde Wüste ringsum mit ihrem Sand und Geröll und den rötlich leuchtenden, senkrechten Felswänden. Ich habe schon manche entzückende Gegend gesehen, aber so eigentlich hingerissen von der fremdartigen Erhabenheit eines Landschaftsbilds fühlte ich mich nur in Kantara. Die Wüste gibt ihr Schönstes gleich beim Eintritt. Auch die Römer hatte sie hierhergelockt. Noch wölbt sich die römische Brücke über den Ued Kantara, und die Aussicht von dort gilt als besonders großartig.

Kaum findet der Zug Raum für den Schlupf durch die enge Öffnung der Schlucht. Wie Pfeiler stehen die aufrechten Felsen zu beiden Seiten. Wir sind hindurch. Der Mund der Wüste hat uns verschlungen.

Drüben empfängt sie uns selber, die Sahara. Aber noch ziehen sich Gebirge an ihrem Rand hin. In der Oase El Utaya wird gerade Gerste geschnitten. Auch hier römische Ruinen. Noch eine dieser sonderbaren Wüstenstationen, und aufs neue winken uns von weitem schon die Palmenwälder einer großen Oase. Der Zug rasselt über die Brücke, die einen wasserlosen Fluß überspannt. Arabische Hütten, europäische Gebäude, Burnusse und Uniformen — der Zug hält, wir sind in Biskra.

Maientage in der Sahara — wer erschreckt nicht davor? Und doch war es eine wirkliche Maienluft und Maienluft, was uns die Sahara hier in der Oase Biskra bot, alles natürlich ein wenig ins Wüstenhafte übersetzt.



Abb. 5. Im Schott-Gebiet der Sahara. Aufgenommen 10 km südöstlich von Biskra.



Abb. 4. Ruine Mohammédia.

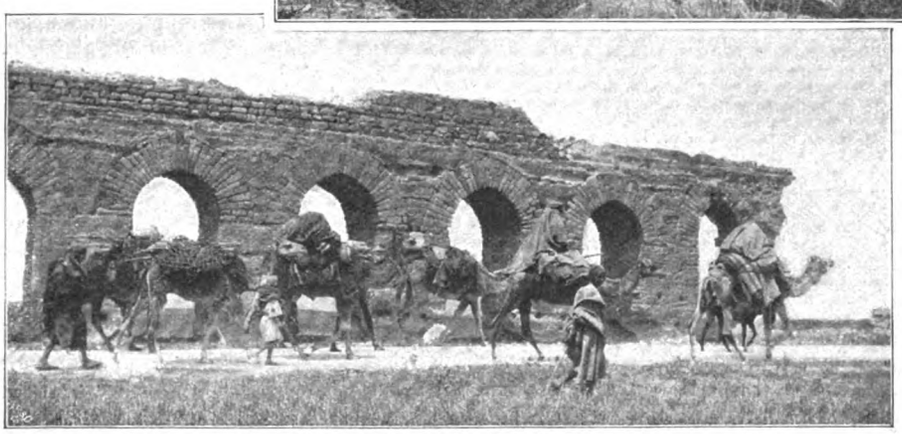


Abb. 3. Aquädukt bei Muah.

Was ist die Sahara?

Vor allem ein Hochland von 200—600 m Höhe durchschnittlich, und keine Mulde. Es sind stufenförmig sich bis zum Hochgebirge (Ahaggar 2500 m) aufbauende Ebenen, keineswegs ein altes Meeresbecken, wovon die Schulweisheit sich noch manchmal träumen läßt, ein entleertes Becken, das bloß auf das bißchen Kanal wartet, um sich schleunigst wieder in ein Binnenmeer, fast so groß wie Europa, zu verwandeln und womöglich noch eine neue Eiszeit herbeizuführen! Die Sahara ist auch nicht die einförmige Platte voll feinsten Streusands, wie sie sich etwa ein bureaukratisches Gemüt vorstellt — zu dieser idealen Streusandbüchse paßte dann allerdings vortrefflich der aktenmäßige Name der Saharaoase „Tintelust" — nein, hier zeigt sie sich als Hammâda, als Steinwüste mit vorgeschobenen Inselbergen, stehengebliebenen Terrassenresten; dort ist's die Areg-Region, das richtige aus gelbem Quarzsand bestehende Sandmeer mit gewaltiger Dünenbildung; dort wieder dehnt sich ins Unendliche die Steppe mit allerlei Futtergewächsen für Kamele und Schafe, mit Salzausblähungen, die das Bild einer mit frischgefallenem Schnee bedeckten Landschaft vortäuschen. Kurz — die Wüste bringt Abwechslung genug, und es ist hübsch von ihr, daß sie dem Besucher gleich nach dem Eintritt eine Musterkarte ihrer Sehenswürdigkeiten zur Auswahl vorlegt. Nur etwa 10 Kilometer südlich von der Oase Biskra standen wir in dieser vorgetäuschten Schneeebene; weißes Salz, unter dem Tritt des Fußes knirschend, überzieht den Boden, und merkwürdige sparrige Pflanzen mit starkem Salzgeschmack ziehen sich büschelweise über die grenzenlose Ebene (Abb. 5). Noch näher bei Biskra gibt's eine ansehnliche Probe von Dünenbildung zu sehen. Wie ist so gut ruhen in dem feinen, weichen, grundlosen Sand, namentlich wenn man wie unser Reisegenosse vom vielen Photographieren unter afrikanischer Sonne etwas ermüdet war! Dort fand ich beim Umherstreifen in den Hügeln und Tälern neben gebleichten Knochen einige unzweifelhafte Feuersteinwerkzeuge, Zeugen einer vorgeschichtlichen Besiedelung der Wüste, wie sie gerade auf der Strecke Biskra-Tuggurt-Wargla nicht selten gefunden werden. Von der Hammâda, der Steinwüste, erhielten wir einen Begriff, als wir von Biskra den Ausflug zum Col des Sfa unternahmen, der sich an der alten Fahrstraße nach Batna zu nicht unbedeutender Höhe erhebt. Wehe den unbenagelten Sohlen, die sich in dieses Gewirr von oft messerscharfen Steinen und Riffen wagen! Von dort her zieht sich der Ued Biskra mühsam und halb vertrocknet durch das wüste Gestein (Abb. 7). Als Wachtposten der Wüste stehen rechts und links vom Col kettenartig gereihte Felsberge, denen die Sonne in der reinen Luft die unglaublichsten Färbungen verleiht, vom durchsichtigsten Rot bis zum glanzlosen Schwarz.

Digitized by Google

Von dem im Mittelpunkt der Bergreihe aufragenden Col öffnet sich ein Blick in die Wüste, der wohl seinesgleichen nicht hat an übermächtiger Größe. Ja, das Meer, mit immer lichter werdenden Wellen bis zum Horizont hinauf, mit felsig abstürzenden Gestaden, mit in weiter Ferne verschwimmenden flachen Eilanden, den Oasen, die Ptolemäus von diesem Punkt aus mit den Flecken eines Pantherfells verglich!

Was ist die Sahara? Kein Meer früher und kein Meer heute, aber darum durchaus keine wasserlose Welt, wie noch dieses und jenes ältere geographische Handbuch lehrt; vielmehr führt sie vielfach gar nicht sehr tief unter dem ausgebrauten Boden ergiebige Wasserschichten, und die Franzosen haben durch deren Anbohrung vermittelst artesischer Brunnen schon manche neue Oase geschaffen. Wie schnell das geht, erzählt Zittel: „Wir hatten Gelegenheit, die segensreiche Wirkung eines vor sechs Wochen angelegten Brunnens zu beobachten. Man führte uns durch eine öde, mit handhohem Flußsand bedeckte Ebene nach einem niedrigen Hügel, wo das Wasser aus der Quelle in ein vielfach verzweigtes System von Gräben und Kanälen über ein sanft geneigtes Terrain abfloß. Bis zu der Stelle, wo die äußerst dünnen Wasserfädchen des Kanalnetzes im Sand verliefen, war die Wüste in ein prachtvolles grünendes Weizenfeld umgewandelt; dazwischen keimten bereits Dattel- und Akazienschößlinge, so daß in wenigen Jahren ein stattlicher Palmenhain den der Kultur gewonnenen Boden beschatten wird." Man nimmt an, daß dieser unterirdische Wasserreichtum der Sahara vom Süden aus den regenreichen Gebieten des Sudan herkommt. Auch das zur Sahara selber gehörende Ahagger-Hochgebirge dürfte mit seinen reichen Niederschlägen seinen Beitrag dazu liefern.



Abb. 6. Mädchen vom Stamme der Uled Naïl auf dem Söller ihres Wohnhauses in Biskra.

Unsere von daheim mitgebrachte Meinung von der wasserlosen, ebenen, streusandbedeckten Wüste war schon in all diesen Punkten berichtigt, als wir gleich bei unserer Ankunft in Biskra eine noch weniger erwartete Erklärung dafür erhielten, was die Sahara sei. Ein vortrefflicher Gasthof nämlich im europäischen Viertel der Oase, Hotel du Sahara genannt, wo wir in jeder Beziehung gut und keineswegs wüstenhaft aufgehoben waren, wenn auch die im Erdgeschoß befindlichen Gesteinsproben, Salzplatten, Zeichnungen von in jenen unterirdischen Wüstengewässern lebend gefundenen Wassertieren und die wunderhübschen zahmen Gazellen im Garten uns immer wieder daran erinnerten, daß wir uns in der Wüste befanden.



Abb. 7. Biskra. Blick von Biskra nach Norden in die Wüste mit dem Flußbette des Oued Biskra und den Ausläufern des Aurs-Gebirges.

Ein sonderbares Ländchen, diese Oase mit ihrem unabsehbaren Palmenwald (über 160 000 Dattelpalmen), ihren üppigen Ölbäumen, Feigen, Granaten, Aprikosen, tropischen Prachtblumen, Lianen ꝛc.! Selbstverständlich hatten auch schon die Römer diese Insel der Glücklichen entdeckt und nannten sie „Ad piscinam", woraus dann Biskrah entstanden sein mag. Dann aber sah Biskra keine europäische Kultur mehr, bis im Jahre 1844 die Franzosen mit der Gründung der jetzigen Stadt begannen. Heute macht diese Saharastadt mit ihren etwa 8000 Einwohnern schon einen ganz modernen Eindruck: elektrische Beleuchtung und Straßenbahn, hübsche Kirchen, Läden, die selbst in der Wüste unvermeidlichen Denkmäler, und — Spielhöllen! Fährt man auf der Avenue Lallemand nach Alt-Biskra hinaus, so hat man rechts das Kasino, wo inmitten einer raffiniert luxuriösen Ausstattung von europäischer Ganz- und Halbwelt in der Saison d. h. im Winter dem Spielteufel gehuldigt wird. Sofort hinter dem ebenso anspruchsvollen als geschmacklosen Gebäude rauscht der herrlichste „wilde" Palmenwald, und auf der anderen Seite der Straße öffnen sich die Gassen des Negerdorfs, fenster- und dachlose Lehmhütten, nackte Kinder, unbeschreibliche Düfte. Welche Gegensätze in unmittelbarster Nähe! Pariserinnen begegnen sich mit den Töchtern der Uled Naïl, die zahlreich hierher kommen, um in diesem Hamburg der Wüste als Tänzerinnen reichen Lohn einzuheimsen und sodann als begehrte Partien nach der heimatlichen Oase zurückzukehren (Abb. 6) — die einen wahrscheinlich so viel wert wie die anderen! Im Park Landon schafft die tropische Natur im Bund mit französischer Gartenkunst wahre Wunder der Pflanzenwelt, einen einzigen Feengarten; und kaum hundert Meter davon beginnt das pflanzenlose Steingeröll des weiten Flußbetts, an das sich die vollendete Öde anschließt. Dort auf den weißen Sandwegen des Gartens lustwandelt still und beschaulich der Rumi (Römer = Europäer), und hier daneben in der Steinwüste feiert der Araber am Marabut-Heiligtum sein lärmendes Fest. Von einem Extrem ins andere fallend, d. h. aus dem Landonschen Garten mich zu besagtem Heiligtum verfügend, durfte ich als einziger Europäer das Araberfest mitmachen, gegen Erlegung eines Opfer- oder Trinkgelds sogar den im Innern des kastellartigen Baues aufgestellten grünen Sarg des Heiligen besehen, die grünen Fahnen des Propheten über mich, den zweifelsohne verfluchten Christenhund, schwenken lassen und sogar unter ohrenbetäubendem grellem Singsang und Tamburingetöse in wildfestlichem Zug mit zur Oase zurückziehen. An etwaige feindselige Blicke gewöhnt man sich, und abends bleibt man auch in Biskra besser auf der anderen Seite, nämlich der europäischen.

Auf holperigen schmalen Wegen, aber in bequemem Landauer, mit blendend weiß gekleidetem arabischen Kutscher und Diener auf dem Bock, fuhren wir zu den Dörfern im Innern der langgestreckten Oase, die im ganzen, seßhafte und nomadisierende zusammengenommen, 70 000 Bewohner zählen sollen (?) Überall Lehmmauern sei's zur Abzäunung der Palmengärten, sei's als Hauswand gedacht, diese in seltenen Fällen weiß getüncht, überall Wasserläufe zu den Palmen hin, die ja das Haupt ins Feuer der Sonne, den Fuß ins kühle Wasser tauchen wollen, neugierige, zum Teil reizende Kinder in allen Farbenschattierungen, die sich am öffentlichen Brunnen herumtreiben und sich nur ungern in europäische Arme nehmen lassen. Ich traf

Digitized by Google

so ein dreijähriges Negerkerlchen, das unter der Haustüre saß, das Ebenholzgesicht mit Fliegen übersät, eifrig an einer Brotrinde nagend, aber doch den fremden Mann neugierig angrinsend — ich erhob den Schirm und zielte auf das Fliegenantlitz, was die unerwartete Wirkung hatte, daß der Kleine wie von einem wirklichen Schuß getroffen hintenüber in das Dunkel des Hauses zurückfiel und aus der Finsternis heraus unter Zetergeschrei der ganzen Umgegend zu verstehen gab, daß er schwer verwundet worden sei. Zuerst wollte ich der eingebildeten Not helfen, verzog mich aber aufs rascheste, als ich verschiedene Dorfmütter mit rabenschwarzen Gesichtern und Absichten nahen sah. Afrika verträgt sich noch nicht mit Europa, und der Weiße gibt weise nach.



Abb. 8. Vor dem Dorfe Bab-Darb (Alt-Biskra).

Diese Tatsache kommt noch ein bißchen kräftiger zum Bewußtsein, wenn man einen weiteren Vorstoß in die Wüste versucht. Auf einem annähernd fahrbaren Weg, der teilweise von den Kamelen rinnenartig ausgetreten ist, läßt sich die 22 Kilometer von Biskra entfernte Oase Sidi Okba erreichen. Nachher hörten wir, es wäre gut, dorthin Waffen mitzunehmen (und vorher: wir sollen ja kein Wasser daselbst trinken!). Es gibt da kein französisches Militär mehr, auf das sich ja im Notfall auch ein Deutscher verläßt. Dagegen haust in einem festungsartigen Loch noch ein Postbeamter, der wenigstens mit seinem einsamen Dasein an europäische Zustände und — an Ansichtspostkarten erinnern konnte. Außerdem gesellte sich alsbald ein himmellanger Schwarzer oder Schwarzbrauner zu uns, mit alten französischen Uniformstücken angetan, das Fez auf dem Wollhaupt, einen kräftigen Stock zur Hand: es war Herr Mustapha Sed Ari, Chef de police von Sidi Okba, Turko a. D., wie er uns mit Hilfe Salehs, unseres arabischen Begleiters aus Biskra, zu verstehen gab. Der Tapfere wich nicht mehr von unserer Seite, vollends als er photographiert wurde und vernahm, daß er voraussichtlich ins „Daheim“ komme. Und es war gut so. Denn hier begann schon mehr die innerafrikanische Unverschämtheit und Aufdringlichkeit, und der Stock Mustaphas trat mehr als einmal in Tätigkeit, sogar gegen einen leibhaftigen Marabut, allerdings einen erst zehnjährigen, der uns durch freches Anbetteln belästigte. Von europäischem Gasthaus war hier keine Spur mehr. Wir hatten uns das Nötige von der freundlichen Wirtin des Hotels Sahara mitgeben lassen und frühstückten im Garten einer Art Kantine unter Palmen und Granaten und fortdauernder polizeilicher Aufsicht, von welch letzterer Seite uns ebenso dringend als vergebens eine Schüssel Kuskus empfohlen wurde. Dagegen konnten wir den Kaffee in einem Kaffeehaus nehmen, natürlich ebenfalls nicht ohne Schutz und Schatten der hohen Polizei. Kein Fenster in diesem echten Wüsten-Café, nur die Türe. Auf der Seitenbank lag ein müder, verbrannter Mann, ein soeben aus Mekka zurückgekehrter Pilger, sagte man uns achtungsvoll. Im dunklen Hintergrund zerstampfte der Besitzer mit eisernem Schlegel duftende Kaffeebohnen zu feinem Mehl. Zwei kräftige Palmstämme in der Mitte des Raumes trugen das ebenfalls aus Palmholz bestehende flache Dachgerüst, von wo eine verrußte Erdöllampe herabbaumelte. An den verräucherten Wänden klebten aus dem „Petit Journal“ herausgeschnittene Zeichnungen und zwei farbige Bilder des türkischen Sultans (von Präsident Loubet nichts zu sehen!).

Nachdem wir unter gespannter Aufmerksamkeit sämtlicher Anwesenden — und das Lokal hatte sich gefüllt — den vorzüglichen Kaffee eingenommen hatten, geleitete uns die bewaffnete Macht zur Hauptsehenswürdigkeit der Oase, zur Moschee, der ältesten und heiligsten im Lande, mit dem Sarkophag des arabischen Helden Sidi Okba ben Nafa (681 n. Chr.) und einem durch schön geschliffene, wohl antike Steinplatten eingefaßten Brunnen. Beim Emporsteigen zum Minareh passierten wir eine Schule, in der es sehr lebhaft zuging. Die Kinder zeigten mir ihre kraus beschriebenen Holztäfelchen, aber da war ich überfragt. Droben in luftiger Höhe eröffnete sich von der Zinne des Minarehs rings eine Aus- und Umschau sondergleichen. Unter uns der wogende Palmenwald der Oase und die flachen, graugelben Dächer; darüber hinaus in ungeheurem Rund die Wüste, hier ohne Berge, ohne Hügel, ohne Dünen, topfeben bis ins Unermeßliche sich verlierend, — und da spricht plötzlich mit tiefer Stimme neben mir der Mollah, der uns heraufgeführt hatte: „Le mirage!“ und ernst deutet er gen Süden. Die Fata Morgana! Zum Leben erwacht war die tote Wüste. Ein grünes Land grenzt sich scharf ab von der gelben Fläche, links ein geschlossener Palmenwald; an ihn schließt sich ein tiefblauer See an, in seinen Buchten vereinzelte Palmen und fichtenähnliche Bäume, die sich deutlich im Winde wiegen; rechts am See entlang auf saftig grünem Gestade viereckige, dachlose, gelbe Häuser, dann weite Schilfstrecken — wie? „Das soll Täuschung sein? Das ist doch Wirklichkeit!“ riefen wir, und ein Blick durchs Glas ergab eine noch viel größere Mannigfaltigkeit und Schärfe des wunderbaren Bildes. Lächelnd wies der Mollah wieder hinaus, und siehe! Zuckende Bewegung kam in den Palmenwald, die einzelnen Bäume wanken hin und her, der Wald rollt sich auf, die Häuser tanzen auf und nieder, der See verlor die Farbe, floß nach rechts ab in rasender Geschwindigkeit und als graubraunes, sich ringelndes Gewölk zog's schnell und schneller rechtshinauf in die heiße Himmelsbläue — einen Augenblick noch, und der Horizont war wieder eitel Sonne, Stille, Leere, die ewige irdisch-himmlische, gerade Linie! Das Gespenst der Wüste war verschwunden.



Abb. 9. Brunnenszene im Dorf Bab-Darb.

Das war der Höhepunkt unseres Ausflugs zur Sahara und zugleich der Endpunkt. —

Digitized by Google

Schreiberhandwerk in alten Zeiten.

Von Hans Sendling.

Die neueste Kulturbewegung vollzieht sich zum gewissen Teil in der Zunahme der Geräusche. Ich will hier keine Loblieder der Hör- und Riechorgane auf das Automobil anstimmen, sondern daran anknüpfen, wie in dem metallischen Tippen und spitzigen Zuschnappen, das heute aus allen Geschäftszimmern und Schreibstuben schallt, sich wieder einmal eine allgemeine und vollkommene Umwälzung althergebrachter Lebenstechnik ankündigt. Wie lange noch, und der Vater wird dem Sohne, der in die ABC-Schule zieht, eine billige Schreibmaschine für Kinder von 6—9 Jahren kaufen müssen; in Altertümermuseen aber wird man Federhalter, Tafel und Griffel in Glaskästen tun und wird im Katalog erläutern, zu was diese Gegenstände einstmals gebraucht wurden. Unsere verehrten Nachkommen werden finden, daß wir, die Generation der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts, auf diesem Gebiete ebenso, wie auf unzähligen anderen, den alten Assyrern und Ägyptern doch sehr viel näher gestanden hätten, als ihnen, den erleuchteten Enkeln. Und sie werden nicht einmal allzu sehr unrecht haben.

Sie werden aber schon wieder seltsame Vorstellungen im einzelnen von unserem ganzen Schreibwerk haben. Und wir selber sind darin nicht anders gegenüber denen, die vor uns geschrieben haben. Obwohl diese, wie gesagt, ungefähr dasselbe Verfahren wie wir hatten. Man interessiert sich heutzutage lebhaft für altes Schriftwerk, ahmt es auf unzähligen Drucksachen nach; in historischen Erzählungen, wie auf Illustrationen, Zeichnungen, Exlibris, wimmelt es nur so von Pergamen und Sigill und labt das historisch gesonnene Publikum mit einem Gefühl von ehrwürdiger Echtheit. Tatsächlich hat man Siegel niemals an Bücher, an Chroniken und derlei literarische Erzeugnisse gehängt, sondern immer nur an Urkunden. Und „Urkunde" bedeutet nicht etwa, wie so vielfach gemeint wird, eine alte Aufzeichnung, sondern bezeichnet ganz ausschließlich formelle Verbriefungen mit rechtsverbindlichem Inhalt. Nur an diese, und nicht einmal an alle Arten von Urkunden, wurden Siegel gehängt.

Ebensowenig zog im Mittelalter, wer etwas notieren oder für andere aufschreiben wollte, flugs ein Stücklein Pergament aus der Tasche. Das Pergament ist gar nicht der Schreibstoff des täglichen Gebrauchs und der Geschäftswelt gewesen. Hierfür waren vielmehr die Wachstafeln da, die das heutige Publikum so gut wie vergessen hat, obwohl genug davon in den Sammlungen liegen. Diese Wachstafeln hatten bei Griechen, Römern und noch das ganze Mittelalter hindurch bis in die Reformationzeit dieselbe Einrichtung. Zwei oder drei, zuweilen gar sechs oder acht dünne Holztafeln waren ein wenig in der Fläche vertieft und mit dünner Wachsschicht ausgefüllt; nur außen herum blieb das Holz als schmaler Rand stehen. Sie wurden durch Draht oder Lederstreifen aneinander geheftet, auch wohl durch eine Art Scharniere verbunden, konnten also wie ein Buch umgeblättert werden. Die inneren Tafeln hatten zu beiden Seiten solche Wachsflächen, die beiden Außentafeln nur auf der Binnenseite, sie dienten also gleichzeitig als Umschlag oder Deckel. In vornehmen Kreisen trat auch wohl Elfenbein an die Stelle des Holzes. Dies sind durch alle jene älteren Jahrhunderte die Notizbücher gewesen. Sie dienten zu geschäftlichen und privaten Vermerken, zu Rechnungen, Listen, zu Konzepten und Entwürfen aller Art, indem man die Schrift mit einem metallenen oder elfenbeinernen Griffel flüchtig auf der meist durch Rußzusatz geschwärzten Wachsschicht einriß und sie nach Erledigung wieder durch Glätten auswischte. Auf ihnen, und nicht auf Pergament, lernten die Schüler schreiben; jeder, der schreiben konnte, trug sie bei sich, wie wir das Notizbuch; und zwar allgemein am Gürtel, schon weil die zeitweilig sehr engen Kleider keine Taschen erlaubten. Als St. Gallen dem großen Otto I. eine Abtswahl anzeigte und der Kaiser der Gesandtschaft antwortete, hob der bei letzterer befindliche Ekkehard Palatinus, der „Höfling", sofort sein Wachstafelbüchlein von der Seite und stenographierte die kaiserliche Rede in Tironischen Noten, was großen Eindruck machte, da man die Kenntnis dieser römischen Stenographie verlernt hatte und nur noch Wenige sich darauf verstanden.

Karl der Große hatte seine Täfelchen nachts unter dem Kopfkissen liegen, und wenn er aufwachte, übte sich der alte Herr im Schreiben.

Auch briefliche Mitteilungen sandte man sich in ihnen zu, wobei sie zugebunden wurden; sollte es ganz geheim sein, so tat man über die richtige Wachsschicht eine zweite, vom Empfänger geschickt abzulösende Schicht und schrieb auf letztere irgend eine irreführende Mitteilung. Häufig nimmt die Literatur auf solche Briefe Bezug; so in Heinrich von Veldekes „Äneide", wo Lavinia als scheues Mädchen an Äneas schreibt:

„Ir tavelen sie nam
Und einen griffel von golde,
Dar an sie scriben wolde.
Mit angesten planete si daz waz (Wachs)
Und solde scriben Enêas,
Dô ir ir müder urloub (Erlaubnis) gab."

Und von französischen Schülern heißt es:

„Et quand a l'escole venoient,
Les tables d'yvoire prenoient,
Adone lor véissiez escrire
Letres et vers d'amors en cire."

Fälle des geschäftlichen und persönlichen Gebrauchs zu belegen, würde zu weit führen; die Wachstafeln dienten fast überall, wo man nicht gerade für die Ewigkeit schrieb oder urkundete. In Halle hat das Grundbuch für die Anteile an den Salzbornen bis zum Jahre 1783, in Schwäbisch-Hall bis 1812 aus solchen Wachstäfelchen bestanden; in beiden Fällen hat erst die nüchterne Büreaukratie dem Brauch der konservativen Salzleute ein Ende gemacht. Auf dem Fischmarkt von Rouen wurden die Versteigerungsergebnisse sogar noch in neuester Zeit auf Wachstafeln verzeichnet.

Indessen seit etwa 1500 hatten diese begonnen, sich zu überleben, und zwar, weil der Schiefer aufkam. Die Schiefertafel eroberte Schule, Wirtshaus, Geschäftszimmer, übernahm die meisten Funktionen der alten Wachstafelbüchlein. Man ahmte letztere auch vollständig nach, nämlich fügte mehrere Schieferplatten oder Papptafeln, die mit Brei von pulverisiertem Schiefer überzogen waren, zu handlichen Büchern zusammen. Mein Vater noch hat ein solches auf dem Lübecker Kathrineum benutzt, und ich als Junge habe es glücklich ruiniert, was ich jetzt sehr bedaure.

Pergamentbücher dagegen wurden für die Bibliotheken geschrieben. Sie waren mehr oder minder kalligraphisch ausgeführt und wurden nicht, wie die flüchtigen Notizen, mit rascher kursiver Schrift, sondern mit steifer „Bücherminuskel" und allerhand Zierbuchstaben geschrieben. Daher verfaßte kein Autor sein Werk sogleich ins Reine, sondern er schrieb sein Konzept auf Wachstafeln, auf die bei enger, viel abgekürzter Schrift doch recht viel drauf ging, und er selber oder häufiger ein Schreiber fertigte danach die Buchhandschrift an.

Diese Schreiber wurden „Bucher" genannt, was sich als Familienname erhalten hat, oder auch Stuhlschreiber. Letzteres nach der üblichen Schreiberkathedra, die nach Art unserer Kinderarbeitsbänke den Sitz mit dem Pult verband. Das Pult stand in älterer Zeit ziemlich steil. Das Pergament lag nur in einer „Lage" von drei oder vier Blättern darauf; ein Faden, woran eine Kugel herabhing, hielt es niedergepreßt; oben am Pult staken die beiden Tintenhörner mit schwarz und rot, und in der Linken hielt der Schreiber das Radiermesser. Linien wurden seltener vorgezogen, als mit einem kantigen Metall nur eingedrückt. So setzte der Schreibkünstler mit seiner Rohrfeder — sie kam aus Italien — geduldig und sorgsam Buchstaben neben Buchstaben, wuchtig-groß oder zierlich-fein, und brachte bei normalem Fleiß zwei bis drei Seiten am Tage fertig. Die ganz roten Überschriften der Abschnitte (Rubriken genannt, von ruber, rot), sowie die roten Hervorhebungsstriche in den Satzanfängen, Eigennamen und den Paragraphenzeichen juristischer Codices machte meist der gleiche Schreiber, sobald er mit einer Seite fertig war. Dagegen für die bunten feinen Initialen und die Miniaturmalereien, die von besonderen Künstlern eingefügt wurden, ließ er den Raum frei und schrieb nur ganz winzig klein denjenigen Buchstaben vor, der der Ziermalerei zu Grunde zu legen war. So wurde eine Pergamentlage nach der anderen fertig, und schließlich wurden sie zusammengebunden, wofür die „Custoden", zählende Buchstaben auf der jeweils ersten oder letzten Seite, und die Reclamantes, d. h. die unten am Schluß einer Lage im voraus bemerkten Anfangsworte der neuen Lage, als Anhaltspunkt dienten. In den Anfängen der Buchdruckerei ist man noch ganz ebenso verfahren und hat die roten Stellen nebst den Zierbuchstaben handschriftlich in den Druck eingetragen, durch den zunächst nur die schwarze Textschrift mechanisch abgelöst wurde.

Im Mittelalter lag das Schreiberhandwerk so überwiegend in den Händen der Geistlichen, namentlich der Klostermönche, daß man Clericus und Schreiber geradezu gleichsetzte. Deshalb sagt die Magdeburger Schöppenchronik von Kaiser Friedrich II., der mit Bücherwesen vertraut war: „He was ein gude pape (Pfaffe)." Und eben deshalb ist in England Clark noch heute Büreauschreiber oder Kommis. Auch niederdeutsch hatte „klerk" die gleiche Bedeutung. — Die Mönche schrieben für ihr Kloster und auf der Oberen Geheiß, denn Privateigentum sollten sie ja nicht haben; doch ist das alles nicht immer so streng genommen worden. Wir finden zu allen Zeiten, daß andere Büchereien, auch solche von Kirchen und geistlichen Würdenträgern, sich ihre Handschriften bei Klöstern bestellten und an diese dafür bezahlten; daraus entwickelte sich, daß Mönche auch für persönliches Entgelt nach auswärts Bücherabschriften lieferten.

Daneben hat es nun doch immer, und namentlich in den romanischen Ländern, im Spätmittelalter aber auch in Deutschland allerorten Laienschreiber gegeben. Sie schrieben den unkundigen Leuten deren Geschäftssachen, Eingaben, Briefe; und da sie wegen letzterer Gattung ziemlichen Zuspruch vom weiblichen Geschlecht hatten und viel Diskretes erfuhren, wird von Sittenpredigern oft gewarnt, sie möchten doch recht ehrbar sein und die Heimlichkeit mit ihren unerfahrenen, vor Vertrauensbruch zitternden Kundinnen nicht zu Tändeleien mißbrauchen. Solche Laienschreiber haben, wohl zumeist in den Geschäftspausen, auch Bücherabschriften gefertigt. Sogar die immer wohllebiger werdenden Klöster haben bei ihnen bestellt, bis die Mönche so gut wie ganz von den Büchern abkamen und ihre Literatur auf die paar Litaneien und Trinklieder beschränkten, die sie auswendig wußten.

Man braucht nicht erst zu sagen, welche mühsame Geduldprobe die Herstellung einer stattlichen Handschrift war, und die frömmsten

Digitized by Google

Mönche machen kein Hehl aus der Plage. In Randseufzern und in den beliebten Schreiberunterschriften spricht sich das aus. „Chümo kiscreib, filo chümör kipeit“ („Mit Mühsal geschrieben, viel Kummer zwingt“), klagt mit dünnen zitternden Zügen ein alter St. Galler Mönch aus der Ottonenzeit. Das quillt einmal ganz unmittelbar in die Feder; sonst finden wir nicht allzu viel Originalität der Seufzer; wie meistens im Leben, wiederholt einer des anderen Worte. „Nur drei Finger schreiben, aber der ganze Körper leidet Mühsal“, kehrt unzählige Mal wieder, auch wohl mit näheren Beschreibungen: der Rücken wird krumm, die Rippen stoßen in den Leib, und alles stockt vom ewigen Sitzen! Die Augen litten Not, worüber auch viel geklagt wird, namentlich wenn abends und nachts, beim Kienspan oder der Ölfunzel, noch geschrieben ward. Aber mancher fromme Greis hielt aus, denn dem fleißigen Schreiber erschien die Seligkeit doppelt gewiß. „Als Greis, ich vermute neunzigjährig oder mehr, mit schmerzenden Gliedern und verdunkelten Augen schreib' ich's mit eigener Hand,“ so lautet der rührende Eintrag eines alten Abkömmlings der bayerischen Volksherzöge, der als Bischof für Herzog Tassilo im Jahre 754 ein Buch schrieb und 756 gestorben ist. Gewiß kann man es den sorgfältigen geistlichen Schreibern nicht verdenken, wenn sie gern den künftigen Benutzer und Klostergenossen um schonende Behandlung ihres Werkes anflehen: er möge doch die Hände vorher waschen und die Finger nur an den leeren Rand, nicht auf die Buchstaben bringen.

Je langwieriger die Arbeit gewesen, desto jubelnder die Genugtuung, wenn Punktum gemacht und der Schlußvers des Schreibers darunter gesetzt wurde. Alle Wünsche menschlicher Seele tun sich uns auf, von frommer, stiller Erwartung reinen Himmelslohns bis zum eingebildeten Protz oder bis zur Begehrlichkeit materieller und oft noch niedrigerer Art. Dies letzte doch am unverhülltesten bei den Laienschreibern des ausgelassenen und durch das schlimme Vorbild der Geistlichkeit vollends verwirrten Spätmittelalters. Es kommen, in Verbindung mit dem Namen Gottes, Derbheiten und Unflätigkeiten vor, die der grünste junge Sozialdemokrat heute nicht aussprechen würde, worin vielleicht eine Art kulturgeschichtlicher Trost liegt. Auch die unverwüstliche deutsche Parodierlust mengt sich ein und verkehrt überlieferte fromme Dankverse in bedenklichen Weltsinn, was übrigens auch bei dem Orden der fahrenden Schüler und deren „alten Herren“ durchaus nicht selten ist. Die stehende Wendung: „Finito libro reddatur gratia Christo“ („Nach beendetem Buche sei Christus Dank gesagt“) wird etwa verändert: „Finito libro pinguis detur auca magistro“ („Der Schreiber-Magister wünscht sich eine fette Gans“); und dies sei als noch sehr zahmes Beispiel erwähnt.

Manchen kommt es mehr darauf an, grob als geistvoll zu sein; ihre Befriedigung am Schluß äußert sich etwa darin, daß man jemandem die Beine zerschlagen möchte, oder einer reimt ganz tölpelhaft: „Weme düsse scrift nicht behage, Dij müsse eynen knochin genagin!“ Den breitesten Raum aber nehmen nach altem deutschen Anrecht Wein und Bier ein. „Explicit hic totum — Infunde da mihi potum!“ („Hier ist das Ganze zu End'. — Schenk' ein, gib mir zu trinken!“) Dies wird seit alters häufig variiert. Die meisten wollen schlechtweg Wein; einer zwar meint auf lateinisch: „Dem Schreiber gebührt Wein, aber vom besseren!“ Andere Verslein lassen auf Vorschüsse schließen, die der Schreiber schon während der Arbeit erhalten hat. „Ich habe,“ heißt es, „dies Buch geschrieben, der Lohn ist zu dem Bier geblieben!“ Oder:

„Ach ich armer gesell!
Der lon ist aller verton.
Umb wein ist er gegeben,
Der tät mir sanfft auf meiner leber.
O Maria. — Jhesus Maria hilff!“

Im großen und ganzen sind bei alledem die Schreiber eher ungebildet-gutartig, als anspruchsvoll. Zwar ein Engländer sagt, der freilich einen sehr schönen Psalter geschrieben:

„Scriptorum princeps ego, nec obitura deinceps
Laus mea nec fama: qui sim, mea littera clama.“

(„Der Schreiber erster bin ich, und fortan werden mein Lob, mein Ruhm nicht untergehen; was ich für Einer bin, das verkünde mein Buchstabe!“)

Aber liebenswürdige Bitten um Nachsicht überwiegen doch, mancher bedauert, daß er's nicht besser gelernt, oder versichert, er wolle es ein andermal schöner machen. So heißt es auch in etwas süddeutsch gefärbtem Latein: „Si non scribo bene, Sed melius discere volo.“ („Wenn ich nicht gut schreibe, so will's ich aber besser lernen.“) Und wenn einige über schmalen Habedank nörgeln, so sprechen andere eine desto ehrlichere Dankquittung aus. Durch alle diese Unterschriften aber geht nach vollendetem schweren Werk die immer gleiche Grundstimmung, die sich unerschöpflich mit folgenden Gedanken variiert:

„Ach got, wie fro ich was,
Do dis buches ein ende was!“



Der Tierbändiger. Nach dem Gemälde von C. von Bergen.

Digitized by Google

Familientisch. — Sammler-Daheim.

Zu unseren Bildern.

Ein gleißender, von einem dichten Lanzenwald überragter Zug von Reisigen bewegt sich auf dem Bilde von W. Räuber in langer Linie vom Walde in das Tal hernieder. An seiner Spitze, wie es scheint, der erlauchte edle Held und Kaiser: Maximilian I. selbst, der erste und der letzte Ritter seiner Zeit in herrlicher goldstrahlender Rüstung. Die Mannen und ihre Rosse starren in ihren schweren glänzenden Harnischen aus blankem Stahl, und schwer und wuchtig klirrend und rasselnd trottet das Fähnlein der Gepanzerten bergab. Der Mann, der an der Seite des Führers geht, scheint ihm den Weg in das Land zu weisen. Es ist ein lebendig gemaltes Bild aus der letzten Periode des Rittertums, aus seiner höchsten Glanzzeit, der freilich das Ende nicht mehr fern war. Denn schon ist das Geschützwesen zu hoher Blüte gelangt, und den Feuerwaffen konnten die schwer gepanzerten unbehilflichen Reiter auf die Dauer nicht standhalten. Daß die Ritter oft in die schwerste Bedrängnis gerieten, beweisen die Schweizer Schlachten. Sie gingen daran zu Grunde, daß sie sich zu einseitig auf Standessport und das Turnier verlegten und daher dem Fußvolk, den Landsknechten und der Geschützkunst das Übergewicht einräumten.

Außer einem hübschen Genrebild von C. von Bergen, das einen Knaben darstellt, der eine zahme Dohle oder eine Krähe zu allerhand Kunststücken abrichtet, enthält unsere Nummer eine Abbildung eines der herrlichsten Kunstwerke der Welt: den edlen Kopf der Venus von Milo. Man fand den berühmten Torso, der als die Arbeit eines Künstlers aus dem zweiten Jahrhundert v. Chr. erkannt ist und heute den höchsten Ruhm des Louvre in Paris ausmacht, auf der Insel Melos im Jahre 1820 bei der Ausgrabung eines Gebäudes, das wahrscheinlich ein Gymnasion war. Hoheit und Lieblichkeit, Würde und Anmut liegen in wundervoller Harmonie auf diesem einzigen Frauenkopf, der mit Recht als eines unserer höchsten Kunstideale gilt.

Essays und Probedrucke.

Irgend ein Staat beabsichtigt neue Postwertzeichen auszugeben, da läßt sich die zuständige Behörde zunächst von der Staatsdruckerei Vorschläge unterbreiten oder fordert durch öffentliches Ausschreiben die Künstler auf solche einzureichen. In der Regel bestehen die Vorschläge aus Zeichnungen in vergrößertem Maßstabe und aus photographischen Wiedergaben derselben in der natürlichen Größe der Marken. Unter den eingegangenen Vorschlägen wird nun eine Auswahl gehalten und eine beschränkte Zahl — vielleicht drei bis fünf — an den Lithographen, Holzschneider, Kupfer- oder Stahlstecher behufs Anfertigung von Markenstöcken weitergegeben mit dem Auftrage, der zur endgültigen Feststellung der künftigen Postwertzeichen ernannten Kommission Abzüge in möglichst verschiedenen Farben vorzulegen. Diese farbigen Abzüge nennt man Essays. Die Behörde entscheidet sich für einen dieser Essays und läßt von demselben, nachdem häufig noch kleine Änderungen vorgenommen worden sind, wiederum Abzüge in den verschiedensten Farben anfertigen, um hieraus endgültig die geeignetsten für die einzelnen Werte auszuwählen. Diese Abzüge bilden dann das offizielle Essay. Sind die Farben festgestellt, dann werden häufig noch für Behörden und auswärtige Ämter Druckproben auf starkem Papier angefertigt, welche also mit Ausnahme der Zeichnung, des Papiers und der Gummierung völlig den späteren Marken gleichen. Zuweilen auch lassen die zur Konkurrenz aufgeforderten Künstler auf eigene Kosten nach ihren Zeichnungen Markenklischees herstellen, und Abzüge hiervon finden sich als Essays ebenfalls im Handel. Auch diese sind in gewissem Grade sammelberechtigt, ganz gewöhnliche Spekulationsware aber sind jene Entwürfe und Probedrucke, die unaufgefordert irgend jemand einer Postbehörde unterbreitete, natürlich zurückerhielt und nun als „Essays" in den Verkehr brachte.

Die Zahl der Essays, welche einer Markenausgabe vorangehen, ist oft recht bedeutend, da vielerlei Anforderungen der Deutlichkeit, Widerstandsfähigkeit und



Essay 1875.



Essay 1880.

Schönheit an die Marken gestellt werden müssen. Häufig ist es aus technischen Gründen unmöglich, einen sehr ansprechenden Vorschlag für die praktische Ausführung zu verwerten, es kann aber auch vorkommen, daß die schönsten Entwürfe unberücksichtigt bleiben, weil — der gute Geschmack nicht immer an die Rangklasse gebunden ist. — Die amtliche Prüfung der Essays ist eine sehr vielseitige. Wir bilden z. B. einen Essay zu „Drei Silbergroschen" der Ausgabe Preußen 1861 ab. Es sind Abdrücke mit Goldgrund, entwertet „Berlin 2. 6. 64 — 6—7 N." Man versuchte dann die Entwertung zu entfernen, was auch teilweise gelang.

Alles Sammeln unterliegt einer gewissen Mode, durch den Zufall bilden sich Spezialitäten heraus, das gilt auch von den Postwertzeichen. Augenblicklich werden Essays und Probedrucke bevorzugt. Sicher hat auch die Sache ihre sehr interessanten Seiten, abgesehen davon, daß die Essays oft wirkliche kleine Kunstwerke darstellen. — Bei den frühesten Markeneditionen versinnbildlichen die Essays gewissermaßen das Suchen und Forschen nach der passendsten Herstellungsform; in der Verkehrs- und Kulturgeschichte derjenigen Staaten



Preußen. Essay 1861.

aber, welche mit dem Verluste der Selbständigkeit auch die Fähigkeit Wertzeichen auszugeben verloren haben, spielen die Essays zusammen mit den Marken keine unwesentliche Rolle. Die wechselnden politischen Geschicke Schleswig-Holsteins von 1850—1867 z. B. finden keine sprechendere Interpretation als durch die Briefmarken und die Essays. Es ist belehrend, die diesbezügliche, einzig dastehende Sammlung durchzusehen, die der ehemalige Postmeister A. Rosenkranz zusammenbrachte, und die sich, noch vergrößert, augenblicklich im Besitz des Briefmarkenhauses Philipp Kosack in Berlin befindet. Die Etappen: Freiheitskampf, dänisches Regiment, Schleswig-Holstein, Holstein und Schleswig, Aufgehen des Landes in Preußen werden in allen Uebergangsphasen durch Essays, Marken und Abstempelungen trefflich illustriert.

Über Essays hat Dr. Moschkau ein eigenes Handbuch verfaßt, eingehende Abhandlungen über den Gegenstand hat A. Reinheimer im „Philatelist" veröffentlicht, die größte existierende Sammlung von Essays besitzt Herr Martin Schroeder in Leipzig. Phil.

Notizen.

Der Silberschatz von Hermopolis. Allgemein bekannt dürften die berühmten Silberfunde von Hildesheim und Boscoreale sein. Der ältere Hildesheimer Schatz enthielt wohl die schönsten bekannten Beispiele griechischer Edelschmiedekunst, der Fund von Boscoreale hinwiederum brachte seltsame Darstellungen aus hellenistischer Zeit, wie z. B. den Totentanz auf einem silbernen Becher. Der Hildesheimer Fund befindet sich in Berlin, der im Jahre 1895 gemachte Fund von Boscoreale gelangte auf Umwegen in das Museum des Louvre. Der Besitzer jener Grundstücke zwischen Pompeji und dem Vesuv, Vincenzo Prisco, ließ die Silberschätze heimlich nach Frankreich ausführen und an Rothschild verkaufen, der sie dem Louvre schenkte. — Ein dritter Fund antiken Silbergeräts wurde vor einigen Jahren am westlichen Nilufer bei dem heutigen Dorfe Achmunên gemacht, wo im Altertume Hermopolis lag, die Stadt des Thoth. Noch im Jahre 1821 sah hier eine französische Expedition zwölf gewaltige Säulen 17 m hoch in die Lüfte ragen, die Reste einer großen Säulenhalle aus griechischer Zeit. Heute sind sie verschwunden, wie andere Trümmer von Tempeln und Privathäusern, wahrscheinlich wurden sie beim Bau einer modernen Salpeterfabrik benutzt. — Hier in den antiken Resten fanden Fellachen eine fast zusammenhängende Silbermasse, in grobe Leinwand eingeschlagen. Das meiste wurde eingeschmolzen, der Rest kam in den Kunsthandel und gelangte vor kurzem in den Besitz des Berliner Museums. Es sind vier gut erhaltene glatte Silberschalen, ein schalenartiger Napf, ein kleiner flacher Teller und Stücke einer sehr großen flachen, gerieselten Schale. Das Hauptstück des Fundes, eine 25 cm breite Silberschale, enthält in der Mitte den aus dünnem Silberblech getriebenen Kopf des Herakles; eine andere Schale zeigt eine Mänade, bei der dritten fehlt das Mittelstück, die vierte, von geringem Silber, ist ganz glatt. — Die Anfertigung der Geräte dürfte noch in vorchristlicher Zeit erfolgt sein. MK

Eisenflecke in alten Drucken. Oft finden sich in alten wertvollen Büchern häßliche braunrote bis braunschwarze Flecke, die durch eine Reihe von Seiten hindurchgehen, den Wert des Buches ganz bedeutend herabsetzen und dem Bücherfreunde den Besitz desselben vollständig verleiden können. Besonders unangenehm wirken solche Flecke auf Holzschnitten, die mitunter ganz unkenntlich werden. Mehrere Anfragen über die Reinigung alter Drucke und Stiche geben Anlaß, ein sicheres Verfahren anzugeben, das sich kürzlich erst bei Reinigung eines seltenen Druckes vom Jahre 1598 glänzend bewährt hat. — Die Ursache der Flecken sind Eisen oder Eisen und Stock. Irgendwie sind Eisenpartikelchen zwischen die Blätter geraten. Durch Feuchtigkeit bildete sich Eisenoxydhydrat, das nun das Papier durchtränkte und färbte. — Die Eisenflecke lassen sich leicht entfernen. Man nimmt die betreffenden Blätter aus dem Bande heraus und legt sie in ein lauwarmes Bad von stark verdünnter Salzsäure oder in Oxalsäurelösung. Die Flecke verschwinden nach einiger Zeit vollständig. Salzsäure und Oxalsäure greifen weder das Papier an, noch nehmen sie den alten Ton; natürlich muß nach dem Bade aufs sorgfältigste ausgewässert werden. Hat sich der Eisenrost mit Stockflecken verbunden, dann bleichen in Salzsäure die Flecke nur bis zu einem gewissen Grade aus, völlig entfernen lassen sie sich nur durch Chlor. Am besten bringt man dann die Patienten in laues Wasser und setzt tropfenweise Eau de Javelle (unterchlorigsaures Natrium) zu, bis die gewünschte Wirkung eintritt. Durch wiederholte Bäder in warmem Wasser muß das Chlor gründlich entfernt werden. Durch Chlor wird das Papier gebleicht, den alten Ton erzeugt man wieder, indem man die Blätter durch Kaffee zieht. MK

Gedenktaler an den Tod von Alfred Krupp. Der Taler, dieses handliche schöne Geldstück, ist daran aus dem Verkehr zu verschwinden; im Volksbewußtsein aber wird er so leicht nicht auszulöschen sein. Vierhundert Jahre lang hat er die unbestrittene Herrschaft geführt, ein Taler war früher schon ein kleiner Besitz, für den man mehr kaufen konnte als heute für ein Zwanzigmarkstück, besonders schön geprägte Taler wurden lange aufbewahrt und von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, und die Fürsten liebten es, auf besonderen Gedenktalern für sich und ihre Familien wichtige Ereignisse zu verewigen. — Daher war es eine gute Idee der privaten Prägung, den Gedenktaler fortleben zu lassen, d. h. Medaillen auf bedeutende Personen und wichtige Vorkommnisse genau in der Größe und dem Gehalt der alten Taler auszugeben. Solche Silbertaler hat die Prägeanstalt von L. Chr. Lauer in Nürnberg seit etwa zehn Jahren schon eine ganze Reihe hergestellt, der neuesten einer ist ein Stück auf den Tod von Alfred Krupp. — Die Vorderseite des Talers zeigt das wohlgetroffene Porträt des großen Industriellen, die Rückseite sein Heim, die Villa Hügel in Essen. MK

Digitized by Google

Kinder-Daheim.

Allerlei Kurzweil.

1. Bilderrätsel.

„Der Apfel."



Obige Aufgabe ist mittelst eines Königzugs zu lösen. Der König geht von einem Punkte (Feld) aus, stets nur einen Schritt, entweder gerade oder schräge aufs nächste Feld.

2. Das Veilchen.

Was macht das kleine Veilchen so allgemein beliebt bei jung und alt? Sein köstlicher Duft ist's vor allem. Dazu ist das Veilchen eine der ersten Frühlingsblumen und entzückt das Auge durch sein prächtiges, tiefes Blau. Weil es „im Verborgenen" blüht, ist es das Sinnbild der Demut und Bescheidenheit. Warum das liebliche Veilchen so versteckt im Wiesengrunde blüht, weiß uns eine griechische Sage zu erzählen. Der Lichtgott Phöbos verfolgte einst mit seinen glühenden Strahlen eine schöne Tochter des Atlas (des „Himmelsträgers"). Das fliehende Mädchen wendete sich an Zeus und bat ihn um Schutz. Zeus erhörte die schüchterne Tochter des Atlas, verwandelte sie in ein Veilchen und schützte sie unter dem Gezweig der Bäume vor den Strahlen des Phöbos. So entstand das Veilchen, und sein Standort blieb die versteckte Waldwiese. Veilchen gibt es noch heute in Griechenland die Fülle, namentlich in der Umgebung Athens, der „violenumkränzten" Hauptstadt Griechenlands.

Kaum ist der lange Winter vorüber, so weckt der erste warme Sonnenstrahl zur Freude der glücklichen Kinderwelt das knospende Veilchen zum Leben. Die jungen grünen Blättchen sprossen hervor, zusammengerollt wie eine zierliche Tüte. So suchen sie Schutz vor den Sonnenstrahlen und erhalten sich die ihnen nötige Feuchtigkeit. Später rollen sie sich auf, neue erscheinen und, wenn die warme Witterung anhält, erschließen sich die ersten Veilchenblüten schon im März, daher „Märzveilchen". Wie wunderbar doch die Veilchenblüte eingerichtet ist! Die einzelnen Blütenblättchen sind verschieden groß. Eins der violetten Blättchen verlängert sich nach hinten in einen Sporn. In diesem Sporngebilde befindet sich ein süßer Saft. Bienen und Hummeln fliegen herbei, angelockt durch den würzigen Blütenduft, und tauchen geschäftig den Rüssel tief in den Sporn, um die süße Labe zu gewinnen. Noch ist um diese Zeit die Auswahl von Blüten für die Honigsammler nicht besonders groß. Aber die Bienen und Hummeln, die dem Veilchen die Süßigkeit rauben, müssen ihm einen Gegendienst dafür tun. So hat es der Schöpfer der Welt bestimmt. Und worin mag dieser Gegendienst wohl bestehen? So höre ich Euch fragen. Das ist wieder eine ganz wunderbare Sache. Wenn das honigsuchende Insekt in die Blüte hineinkriecht, so fällt der Staub der Staubgefäße dem Tierchen auf Kopf und Rüssel. Dieser Blütenstaub bleibt in den Härchen hängen, bis die Honigsucherin in die nächste Veilchenblüte kriecht. Dabei streift sie den Staub an die Narbe des Griffels ab und nimmt wieder andern Blütenstaub auf. So geht es fort. Würde der Blütenstaub durch diese Insekten nicht auf die Narbe des Griffels gebracht werden, dann würde die Blüte keinen Samen tragen. So sorgt also Biene und Hummel für die Bildung der Frucht beim Veilchen.

Ist nun meinen Lesern auch bekannt, daß die Veilchen zweimal im Jahre blühen? Wohl wenige werden das wissen. Aber beobachtet es nur! Wenn der Juni zu Ende geht, treibt das Veilchen neue Blüten. Doch, wie der Mensch sich um diese Sommerblüten nicht kümmert, so wenig achten auch die Bienen und Hummeln derselben. Denn es entströmt diesen Sommerblüten kein so würziger Duft, sie haben auch nur ganz kleine Blütenblätter, die nicht einmal gefärbt sind.

Der große Dichter Goethe liebte das duftende Veilchen über alles. Er wohnte viele Jahre in Weimar. Auf seinen Spaziergängen machte er sich das Vergnügen, Samenkörner der Veilchen allerwärts auszustreuen. Die Erde nahm diese Dichtergabe an und wob um die Musenstadt Weimar ein immer dichter werdendes Veilchenkleid. So ward Weimar, das „Ilm-Athen" benannt, eine „violenumkränzte" Stadt, wie das wirkliche Athen. Die Weimaraner nennen heute noch stolz ihre Veilchen „Goetheveilchen". Die Natur hat im übrigen trefflich für die Verbreitung des Veilchens gesorgt. Selbst die kleinen Ameisen tragen dazu bei. Sie verzehren das um den Samenkorn sitzende Fleisch und schleppen die Körnchen weiter, wo sie keimen und eine neue Pflanze bilden. Daß auch die Veilchenpflanze Ausläufer treibt (Ranken), an deren Enden sich neue Pflanzen entwickeln, ist Euch wohl bekannt.

Das „Paradies der Veilchen" ist die Riviera, die Gegend von der vielberühmten Blumenstadt Nizza in Frankreich. Von hier werden Veilchen auch zu uns nach Deutschland gesandt. Der Mensch hat durch besondere Hilfsmittel erreicht, Veilchen auch zu anderen Jahreszeiten, als im Frühling, zur Blüte zu bringen. So blühen derartige Topfpflanzen, im Zimmer gepflegt, zur Frühlingszeit und vom August bis in den Dezember hinein ununterbrochen. Daß das Veilchen eine Lieblingsblume auch unseres Kaisers Friedrich war, der kurz vor seinem Tode an der Riviera, im „Paradiese der Veilchen" weilte, ist allbekannt.

Um den würzigen Duft der Veilchen festzuhalten, streut man gern Blüten in die reine Wäsche, die den Wohlgeruch aufnimmt.

Noch möchte ich schließlich eine andere Veilchenart erwähnen, die auch unter dem Namen „Stiefmütterchen" wohlbekannt ist. Das wilde Stiefmütterchen heißt auch: Ackerveilchen. Von ihm stammen die zahlreichen, wunderbar verschieden gefärbten Gartenstiefmütterchen ab, die ihrer herrlichen Farbenpracht wegen so allgemein beliebt sind. Ihren Namen haben die Stiefmütterchen von der merkwürdigen Anordnung der Blumenblätter. Das größte dieser Blumenkronenblätter sitzt da bequem auf zwei Kelchblättchen, die zwei nächsten Blütenblätter sitzen auf je einem Kelchblättchen, die beiden letzten haben zusammen nur ein Kelchblättchen zum Stühlchen. Das große Blumenblatt stellt die Stiefmutter vor, die nächsten Blumenblätter ihre zwei rechten Töchter, die letzten, die den untersten Platz einnehmen müssen, ihre Stieftöchter.

O. Sch.

3. Dokumentenkasten als Fußkissen.

Vorsichtige Leute bewahren gern wichtige Papiere, Sparkassenbücher 2c. in einem besonderen Blechkasten, um bei Feuersgefahr dieselben mit einem Griff bei der Hand zu haben. Vorteilhaft ist es auch, einen solchen Kasten nicht noch hinter Schloß und Riegel zu stellen, und doch weiß man keinen richtigen Platz im Zimmer für den hellen, unschönen Gegenstand. — Um nun das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, verwandelt man einen solchen Blechkasten, der ungefähr 27 cm breit, 38 cm lang und 12 cm hoch ist, in ein Fußkissen, welches unter dem Schreibtisch gute Dienste leistet und immer in greifbarer Nähe ist. Man überzieht die vier Seiten des Kastens und den Deckelteil festgespannt mit grünem Wollplüsch, der Deckel erhält oben ein graues Leinenstück mit Einlage von Watte oder Werg, das an allen vier Seiten an den Plüschrand anzunähen ist und der Boden in gleicher Weise, doch ohne Einlage, ein schwarzes Tuchfutter. Diesem näht man an den vier Ecken je eine, mit schwarzen Sammet oder Tuch bezogene Knopfform unter, damit sich das Tuch nicht sobald durchscheuert. Hauptarbeit ist eine, für den Deckel bestimmte Stickerei, mit bunter Wolle auf Kanevas (vielleicht zu den Farben der Möbelbezüge passend) ausgeführt, rings auf dem Leinenteil angenäht und von dicker Franse, in passender Farbe begrenzt, die 12 cm lang sein muß und bis auf den Fußboden die Kastenwände verdeckt. — Vorn im Plüschstreifen muß eine kleine Öffnung für das Schlüsselloch des Blechkastens languettiert werden.

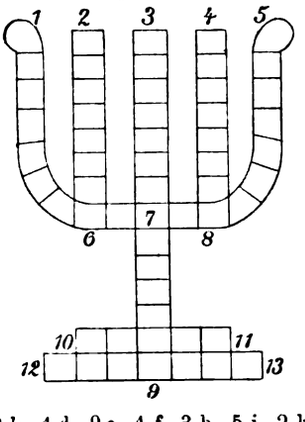
A. S.

4. Kreuzrätsel.

a	a	a	a	a
a	e	e	i	j
j	o	u	d	m
n	n	p	r	r
s	s	t	t	v

Die Buchstaben in den Feldern des Quadrats sind so zu ordnen, daß die wagerechte Mittelreihe gleich der senkrechten lautet, und daß die wagerechten Reihen bezeichnen: 1. Einen Dienstgrad; 2. ein Zeichen hoher Würde; 3. ein Reich in Asien; 4. eine Stadt in der Provinz Hannover; 5. einen Planeten.

5. Füllrätsel.



4 a, 2 b, 1 d, 9 e, 1 f, 3 h, 5 i, 2 k, 3 l, 1 m, 5 n, 1 o, 1 p, 4 r, 4 s, 2 t, 3 u, 1 ü, 1 v, 1 w, 1 y, 1 z.

Die obigen Buchstaben sind in die leeren Felder der Figur so einzutragen, daß Wörter von folgender Bedeutung entstehen:

1— 7. Eine gärtnerische Anlage;
5— 7. eine Blume;
2— 6. eine Blume;
3— 7. eine gärtnerische Anlage;
4— 8. eine Blume;
7— 9. eine Blume;
10—11. eine Schlingpflanze;
12—13. eine Baumfrucht.

Digitized by Google

6. Frühlings Luft und Leid.

Der harte Winter ist zu End',
Der Schnee, das Eis zerronnen.
Der Frühling hat das Regiment
Mit Sang und Klang begonnen.

Gleich einem richt'gen Tunichtgut
Kommt lachend er gesprungen,
Und hat zuerst voll Übermut
Frau Erde aufgesungen.

Schneeglöckchen schnell den Mund er küßt,
Wirft in die Teiche Kieselsteinchen,
Die Frösche bläst er an voll List
Und zupft sie an den müden Beinchen.

Drauf springt er in den Fliederstrauch,
Daß alle Zweige stöhnend krachen,
Treibt Knospen auf durch warmen Hauch
Und läuft davon mit lust'gem Lachen.

Hier guckt er in das Storchennest,
Dort in den Starenkasten;
Kein Blümchen er im Schlafe läßt,
Gönnt sich kaum Zeit zum Rasten;

Bis endlich er am Grabenrain,
Bei leisem Waldesrauschen,
Süß lächelnd schläft ermattet ein,
Wo Reh und Hirsche lauschen.

Als dies der Winter kaum entdeckt,
Lacht er voll Schadenfreude,
Holt aus der Ecke, tief versteckt,
Den grauen Sack aus Seide;

Stülpt sich die Zipfelmütze auf
Und hängt den Mantel über
Und humpelt fort im eil'gen Lauf,
In Frühlings Reich hinüber.

Dort schüttelt er mit voller Wucht
Schneeflocken aus dem Sacke
Auf Wald und Feld und Berg und Schlucht
Und auf des Frühlings Jacke.

Schneeglöckchen ganz erschrocken ruft:
„Kling, kling, was soll's bedeuten,
Daß statt der milden Frühlingsluft
Die kalten Flocken schneiten?"

Der Storch in seinem Nest erwacht,
Streckt aus die müden Glieder,
Kam erst in der vergang'nen Nacht
Aus fernem Süden wieder.

„Na ja, vom Frühling keine Spur!"
So schimpft er, „kein Froschbraten!
Wo steckt er denn? Wo ist er nur
So plötzlich hingeraten?"

Der Star guckt schläfrig aus dem Haus,
Kratzt hinterm Ohr sich leise:
„Du Alte, gib die Stiefeln 'raus!
Der Schnee fällt haufenweise!"

Des Waldes Zimmermann, der Specht,
Der schüttelt sein Gefieder:
„Was ist denn das? Seh' ich nicht recht!
Was will der Winter wieder?!"

Da wacht vom kühlen Hauch und Schnee
Der Frühling auf behende,
Er reibt die Augen sich: „O weh,
Mein Herrschen schon zu Ende!?

Der böse Erbfeind über Nacht
Kam in mein Reich geschlichen,
Hat mir den Schabernack gemacht;
Nun soll ich mich verkriechen!"

Da eilt er zu der Sonne schnell:
„Frau Pate, habt Erbarmen,
Laßt leuchten Eure Strahlen hell,
Und helft mir bald, mir Armen!"

Die Sonne sieht ihn strafend an
— Mit kaum verhalt'nem Lachen —
„Ei, ei, mein Freund, du junger Mann,
Was sind denn das für Sachen?

Es ist zu oft Dir schon passiert,
Zu leicht nimmst Du die Pflichten,
Daß Dich der Winter angeführt,
Und ich den Streit mußt' schlichten."

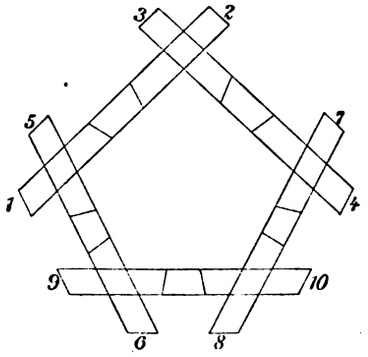
„Ach, liebste Pate, helft mir nur,
Ich will mich bessern wieder!"
Sie lächelt still, tritt auf die Flur,
Schickt ihre Strahlen nieder.

Da schmilzt der Schnee im Augenblick,
Rings Duft und Vogellieder.
Der Frühling kehrt vergnügt zurück.
Der Winter ist vorüber!

Es jubeln Fink und Nachtigall,
Die Lerche in den Lüften
Und Frühling, Frühling überall
Mit Sang und Veilchendüften.

Joh. M.

7. Füllrätsel.



3 b, 1 c, 1 d, 5 e, 2 g, 1 h, 3 i, 1 k, 3 l, 4 n, 1 p, 2 r, 1 t, 1 ü, 1 z.

Die obigen Buchstaben sind in die Felder der Figur so einzutragen, daß Wörter von folgender Bedeutung entstehen:

1— 2. Eine deutsche Universität;
3— 4. eine Stadt in dem preußischen Regierungsbezirk Cassel;
5— 6. ein europäisches Königreich;
7— 8. ein preußischer Feldherr;
9—10. ein österreichischer Feldherr.

F. M.

8. Wechselrätsel.

Mit **u** liebt's nicht den hellen Tag,
Mit **r** am Bach es grünen mag;
Nicht immer bringt's mit **i** zum Ziel,
Und **l** der Neuzeit nicht gefiel.

M. Sch., Cassel.

Briefkasten.

Heinrich Bl. in Stettin u. a. Preisrätsel werden wir in Nr. 27 oder in Nr. 30 bringen.

Frau H. B. in Fr. Leider nicht verwendbar.

Pastor B. in St. Herzlichen Dank.

Richtige Lösungen sandten uns: Geschwister K. in Wien. — Rudolf Z. in Leipzig. — Erich H., Helene F., Gustav Tr. in Berlin. — Franz G. in Tübingen. — Dora L. in Charlottenburg. — Paul M. in Bonn. — Elsie und Agnes O. in Goslar. — Fritz A. in Stralsund. — Marie St. in A. bei Elbing. — Emil R. in Würzburg. — Max W. in Kiel.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben des Kinder-Daheim in Nr. 21.

1. Bilderrätsel.

„Die Eule."

Jeder der um die Eule stehenden Buchstaben wird von einer gewissen Anzahl Eichenblätter durchzogen und zwar in der Anzahl von 1 bis 9 Blättern. Die römischen Zahlen im Bilde unten zeigen nun an, welcher Buchstabe der Zahl entsprechend, zu setzen ist.

Richtig eingesetzt ergeben alle so gefundenen Lettern den Namen:

„Till Eulenspiegel."

1, 2, 5, 5, 3, 8, 5, 3, 6, 4, 9, 2, 3, 7, 3, 5

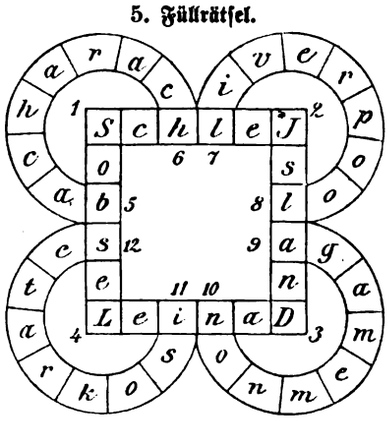
2. Wechselrätsel.

Samara — Sahara.

3. Rechenaufgabe.

6 Uhr, 20 Minuten.

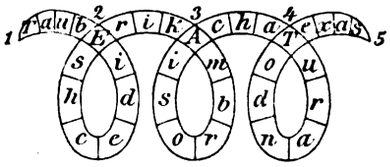
5. Füllrätsel.



6. Umstellungsaufgabe.

1. a) Nase b) Pfeil = c) Apfelsine
2. a) Rabe b) Nische = c) Radieschen
3. a) Ute b) Enzian = c) Tauenzien
4. a) Lina b) Bahn = c) Hannibal
5. a) Kur b) Eli = c) Ulrike
6. a) Ente b) Ar = c) Renate

7. Schleifenrätsel.



8. Bilderrätsel.

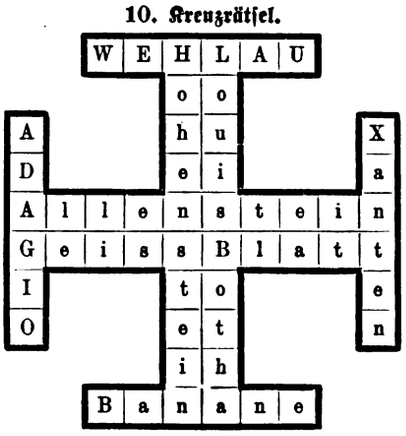
Die verschlungenen 7 Buchstaben ergeben den Stern- resp. römischen Götternamen:

„Jupiter."

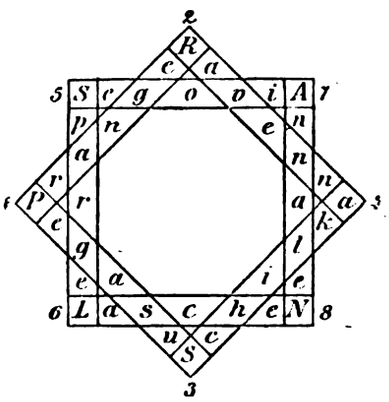
9. Doppelsinnrätsel.

„Stoß."

10. Kreuzrätsel.



12. Quadraträtsel.



Schluß des redaktionellen Teiles.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rücksendung **unverlangt** eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutschen** Freimarken beigelegt sind. — Herausgeber: **Th. H. Pantenius** und **Hanns von Zobeltitz.** — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin.** Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W. 35, Steglitzerstr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Anzeigen nur:** An die **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig,** Hospitalstraße 27. — Verlag der **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig.** Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig.**

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt.

39. Jahrgang * vom Oktober 1902 bis dahin 1903. * * * Ausgegeben am 21. März 1903. * Nr. 25.

Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.

Von der Automobilisten-Huldigungsfahrt in Berlin. Die Stadt Berlin war am 7. März Zeuge eines glanzvollen eigenartigen Schauspiels, einer abendlichen Huldigungsfahrt des deutschen Automobilverbandes bei Fackellicht, die anläßlich der Eröffnung einer Automobilausstellung in Charlottenburg bei Berlin vor dem deutschen Kaiser stattfand und nebenbei dem praktischen Zweck diente, für die Sache des Automobilismus und der Automobil-Industrie auf diesem jedenfalls ungewöhnlichen Wege kräftig Propaganda zu machen. Man mag nun über diesen Sport selbst denken, wie man will — ohne Zweifel war das Schauspiel der Huldigungsfahrt vor dem Kaiser ein sehr glänzendes. Schon die Anfahrt der rund dreihundert Wagen, die sich zur Teilnahme an der Fahrt gemeldet hatten, auf der weiten Fläche der Westender Rennbahn bot einen höchst interessanten Anblick. Es war geradezu bezaubernd, als sich der Abend mit verschwimmendem, schattig dunkelndem Licht auf das Gefilde senkte. Tausende von funkelnden Lichtern kämpften gegen die Dämmerung an, Magnesiumfackeln flammten auf, und endlich erstrahlte das grüne Licht, welches das Zeichen zum Aufbruch gab. Nun ging es aus der Bahn hinaus in die Charlottenburger Chaussee, eingesäumt von ungezählten Tausenden, die den Zug anstaunten. Lichter vorn, Lichter hinten und zu beiden Seiten eine Mauer von Menschen, deren feste Pfeiler Schutzleute zu Fuß und Pferde waren. Immer dichter wurden die Menschenmassen bis zum Brandenburger Thor, wo der Zug hielt, um aufzumarschieren und darauf in die Linden einzufahren. Vor dem Königlichen Schloß erfolgte dann die Aufstellung der Automobile. Der Kaiser, der kurz vorher aus Bremen eingetroffen war, sah in Kürassieruniform mit seinem Bruder, den Söhnen des Prinzen Albrecht und der Prinzessin Viktoria Luise vom Balkon aus dem Schauspiel zu. Es muß thatsächlich von oben ein herrlicher Anblick gewesen sein. Dann wurde „abgestellt" — lautlose Stille trat ein — ein



Prinzeß und Herzogin von Ratibor. Prinz Hohenlohe. Prinz von Hohenlohe-Oehringen. General Becker, Baudirektor Seebaldt, vom deutschen Automobilverband.

Von der Huldigungsfahrt der Automobilisten vor dem Kaiser in Berlin. Nach einer Aufnahme von Zander & Labisch, Berlin.

Digitized by Google



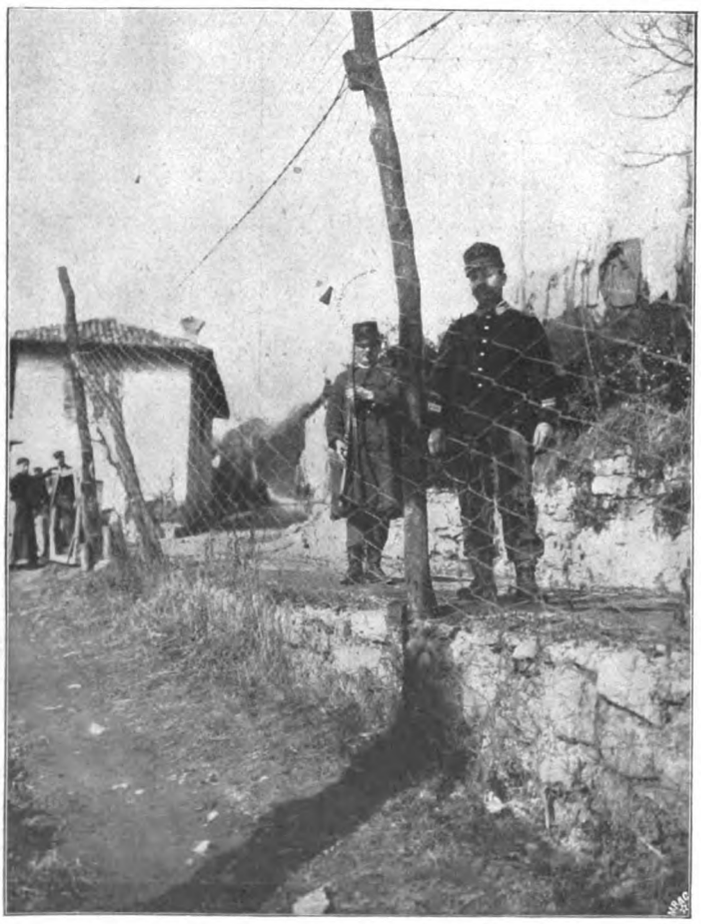
Von der Automobilisten-Huldigungsfahrt in Berlin. Nach einer Aufnahme von H. Rudolphy, Berlin.

dreimaliges Hoch auf den Kaiser ertönte, und darauf intonierte die Kürassierkapelle die Nationalhymne, die von den Automobilisten gesungen wurde. Der Kaiser salutierte während des Gesanges und dann fuhr der Zug über die Kaiser Wilhelm-Brücke ab.

* * *

Gaston Paris †. Der berühmte Romanist Professor Gaston Paris in Paris, der hervorragendste Vertreter der französischen Sprachwissenschaft, der erst im vorigen Jahr in Anerkennung seiner großen Verdienste vom deutschen Kaiser mit dem Orden pour le mérite ausgezeichnet worden ist, ist am 6. März gestorben. Gaston Paris wurde am 9. August 1839 zu Avenay geboren, er wandte sich am Collège Rollin zu Paris dem Studium der alten Philologie zu, um alsdann in Göttingen und später unter Diez in Bonn sich gänzlich der romanischen Sprachwissenschaft zu widmen. Vorerst an der Ecole des Chartes in Paris tätig, folgte er 1872, nachdem er 1865 den Doktorgrad erworben hatte, seinem Vater in der Stellung als Lehrer am Collège de France zu Paris. In der Aufhellung der historischen Entwicklung des Altfranzösischen, sowie in der kritischen und literar-historischen Bearbeitung der Denkmäler französischer Sprache, vornehmlich des Mittelalters, lag die Stärke Gaston Paris'. Zugleich war es sein Verdienst, die Studien, die der romanischen Sprachwissenschaft in Deutschland gewidmet werden, und die Bestrebungen zu deren Förderung in seiner Heimat zu verbinden.

* * *



Der Grenzschutz gegen Schmuggler an der schweizerisch-italienischen Grenzen. Nach eine Aufnahme von A. Krenn, Zürich.

Ein Grenzschutz gegen Schmuggler. Um sich gegen den überhandnehmenden Schleichhandel an der schweizerisch-italienischen Grenze zu schützen, steht Italien im Begriff, die ganze Grenze mit einem 4 m hohen starken Drathzaun abzusperren. Ein recht beträchtliches Stück dieser Sperre vom Lago Maggiore bis zum Comer-See ist bereits vollendet und bewährt sich nach Aussicht der Zollorgane vortrefflich. Um Nachts ein Durchbrechen des Netzes zu verhindern, sind zahlreiche Glocken angebracht, die bei der leisesten Berührung des Gitters die längs der Grenze aufgestellten Wachtposten allarmieren.

* * *

Deutsche Frühlingsfeste. Die schon von Tacitus den Deutschen nachgerühmte Tugend der Gastfreundschaft spiegelt sich noch heutzutage in einem ganz eigenartigen Feste wieder, das in den deutschen Landen neben Heidelberg nur Eisenach die Ehre hat, zu feiern. Dieses merkwürdige Fest ist der sog. „Sommergewinn", ein uraltes Fest entschieden heidnischen Ursprungs. Vor



Prof. Gaston Paris, der hervorragendste Romanist Frankreichs †.

Jahrhunderten kannte man es in Mittel- und Süddeutschland allerwärts, heute findet es sich nur auf oben genannte zwei Städte beschränkt. Ohne Zweifel ist der Eisenacher Sommergewinn auf die alte Heidenzeit zurückzuführen, in der man einen Naturkultus trieb und den Wechsel der Jahreszeiten zur Veranlassung von Festlichkeiten machte. Kein Fest wurde bei unseren heidnischen Vorfahren ja freudiger gefeiert, als das Frühlingsfest. Wenn die erste Schwalbe aus dem Süden wiederkehrte oder der erste Storch sich zeigte, jubelte Alt und Jung. Und wer das Erscheinen eines solchen längst erwarteten Frühlingsboten zuerst verkündete, erhielt einen Ehrentrunk. Zum Frühlingsfeste wurden Brezeln (Sonnenkugeln) gebacken. Man fertigte aus Stroh eine

Digitized by Google



Vom Frühlingsfest, dem „Sommergewinn", in Eisenach: Der Winterwagen.

Riesenpuppe an, die man den „Tod" oder den „Winter" nannte, trug sie in festlichem Umzuge zuletzt an ein Wasser, und unter Absingen von Spottliedern auf den nun ausgetriebenen Winter warf man die Puppe ins Wasser, um den Winter zu „ertränken". Oder man band die Strohpuppe auf ein Rad, zündete sie an und ließ das Rad den Berg hinabrollen, indem man den Winter mit Liedern verhöhnte. Darnach schmückte man sich mit grünem Gezweig und begab sich in geordnetem Festzuge nach dem eigentlichen Festplatze, wo unter einer aufgepflanzten Tanne im Freien allerhand Scherze, Tänze und Spiele veranstaltet wurden. Die Zurückkehrenden sangen Jubellieder zum Preise des einziehenden Lenzes. In einem solchen Liede heißt es z. B.: „Nun han wir den Tod hinausgetrieben und bringen den lieben Sommer wieder. Hätten wir den Tod nicht ausgetrieben, so wär' er dies Jahr wohl hinne blieben." Noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts war es in Eisenach Sitte, daß die jungen Burschen und Mädchen den Winter auf eben beschriebene Weise „austrieben". Da aber die Gebräuche des Radrollens und andere dem Feste eigenen Spiele und Scherze Anlaß zu Ausschreitungen boten, wurde vonseiten der Behörden die Feier des „Sommergewinns" nicht mehr in dem alten Umfange gestattet. Die Folge davon war, daß das Fest seiner Eintönigkeit halber allmählig an Interesse verlor und endlich gegen Ende des letzten Jahrhunderts gänzlich einzuschlafen drohte. An Stelle der alten, sinnigen Gebräuche traten andere, der Natur des Festes fremdartige. Eine schöne Sitte aber hatte sich trotz der vielfachen Verunstaltungen getreu erhalten und sie bildet noch gegenwärtig den Kern des Festes, die erwähnte Sitte der weitgehendsten Gastfreundschaft selbst gegen völlig Fremde, die man heutigen Tages wohl sonst nirgends vorfinden dürfte. Dank den Bemühungen volksfreundlicher Bürger zu Eisenach hat übrigens erfreulicherweise das Fest des Sommergewinns seit dem Jahre 1897 an Bedeutung wieder gewonnen. Man wirkt darauf hin, soweit angängig, die alten sinnigen Gebräuche wie-



Vom Frühlingsfest in Eisenach: Der Sommerwagen. Nach Aufn. von C. Remde & C. Jagemann, Hofphotographen in Eisenach.



Vom Frühlingsfest in Zürich: Das Verbrennen des Winters.

Deutsche Frühlingsfeste.

Digitized by Google



Vom Frühlingsfest in Zürich: Der Corso der Kinder.

der aufzunehmen. Namentlich ward ein großer Festzug eingelegt. (Vgl. unsre Bilder.) — Auf demselben altheidnischen Naturkultus beruht auch das in Zürich noch alljährlich gefeierte Frühlingsfest, wo eine als „Winter" verkleidete Strohpuppe nach feierlichem Umzug öffentlich verbrannt wird.

* * *

Die Villa des Präsidenten Steijn in Clarens. Der einstige Präsident des Orange-Freistaats Steijn liegt immer noch schwer krank in seiner Villa in Clarens bei Montreux am Genfersee darnieder, an Händen und Füßen gelähmt und des Augenlichts fast vollständig beraubt. Trotzdem ist gegenüber dem Zustande bei seiner Ankunft in Europa schon eine beträchtliche Besserung zu konstatieren. Der schwer geprüfte, heldenhafte Führer des Burenvolks beabsichtigt, sich im Mai dann zu einer längeren Kur nach Bad Reichenhall zu begeben.

* * *

Eine neue Augustusbüste. Eine neue Marmorbüste des römischen Kaisers Augustus ist kürzlich auf der Insel Cypern gefunden und vom Britischen Museum in London angekauft worden. Der besondere Wert dieses Fundes besteht darin, daß die Büste eine Adlernase zeigt, welche an den andern bisher bekannten Büsten nicht zu sehen ist.

* * *

Gebäude-Hebungen und Verschiebungen in Deutschland. Während bekanntlich in Amerika die Verschiebung und Hebung von Gebäuden aller Art und sogar von hohen Schornsteinen ein fast alltäglicher Vorgang ist, wurden bisher derartige Arbeiten in Deutschland noch immer sehr selten vorgenommen. Nachdem man sich aber nun in weiten Kreisen davon überzeugt hat, daß diese Arbeiten sicher ausgeführt, so beginnt man diesen Fortschritt auch bei uns in größerem Maßstabe zu verwerten. Der Vorgang der Verschiebung oder Hebung eines Bauwerkes ist nun nicht nur für die Fachleute äußerst interessant, sondern er verdient auch mit vollem Recht die Aufmerksamkeit weiterer Kreise, weshalb wir hier kurz auf drei derartige Bauarbeiten aufmerksam machen wollen, die mit den modernen Hülfsmitteln bei uns in durchaus ungefährlicher Weise durchgeführt worden sind. Unsere eine Abbildung (vgl. S. 6) zeigt den Vorgang der Hebung eines dreistöckigen massiven Schulhauses in Saarburg in Lothringen. Dieses Gebäude hatte sich innerhalb von vier Jahren infolge ungünstiger Terrainverhältnisse so ungleichmäßig gesenkt, daß es in der Vertikalen eine Steigung um 26 Centimeter zeigte. Um das Schulhaus wieder in die normale Lage zu bringen, war eine Verstärkung der Fundamente notwendig. Der gesamte Bau wurde daher zwei Schichten unter dem Sockelgurt gefaßt und dabei soweit gehoben, daß die Fundamentierungsarbeiten bequem vorgenommen werden konnten. Die Vorarbeiten zur Hebung dieses massiven Gebäudes wurden in 9½ Tagen durchgeführt; die Hebung selbst erforderte nur 2¼ Stunde. Diese Arbeit wurde an dem etwa 17 400 Ctr. schweren Hause mit Hülfe der von Baumeister Rückgauer, dem deutschen Spezialisten für Gebäude-Hebungen und Verschiebungen, konstruierten Hebemaschinen, von welchen 70 Stück neben 10 Zahnstangenwinden verwendet wurden, so sicher bewirkt, daß man die Bewohner der dritten Etage ruhig in ihren Wohnungen belassen konnte. Nach der Hebung ergab eine genaue Untersuchung, daß dieses Schulhaus durch die Arbeit in keiner Weise Schaden gelitten hatte, was ja auch aus unserer



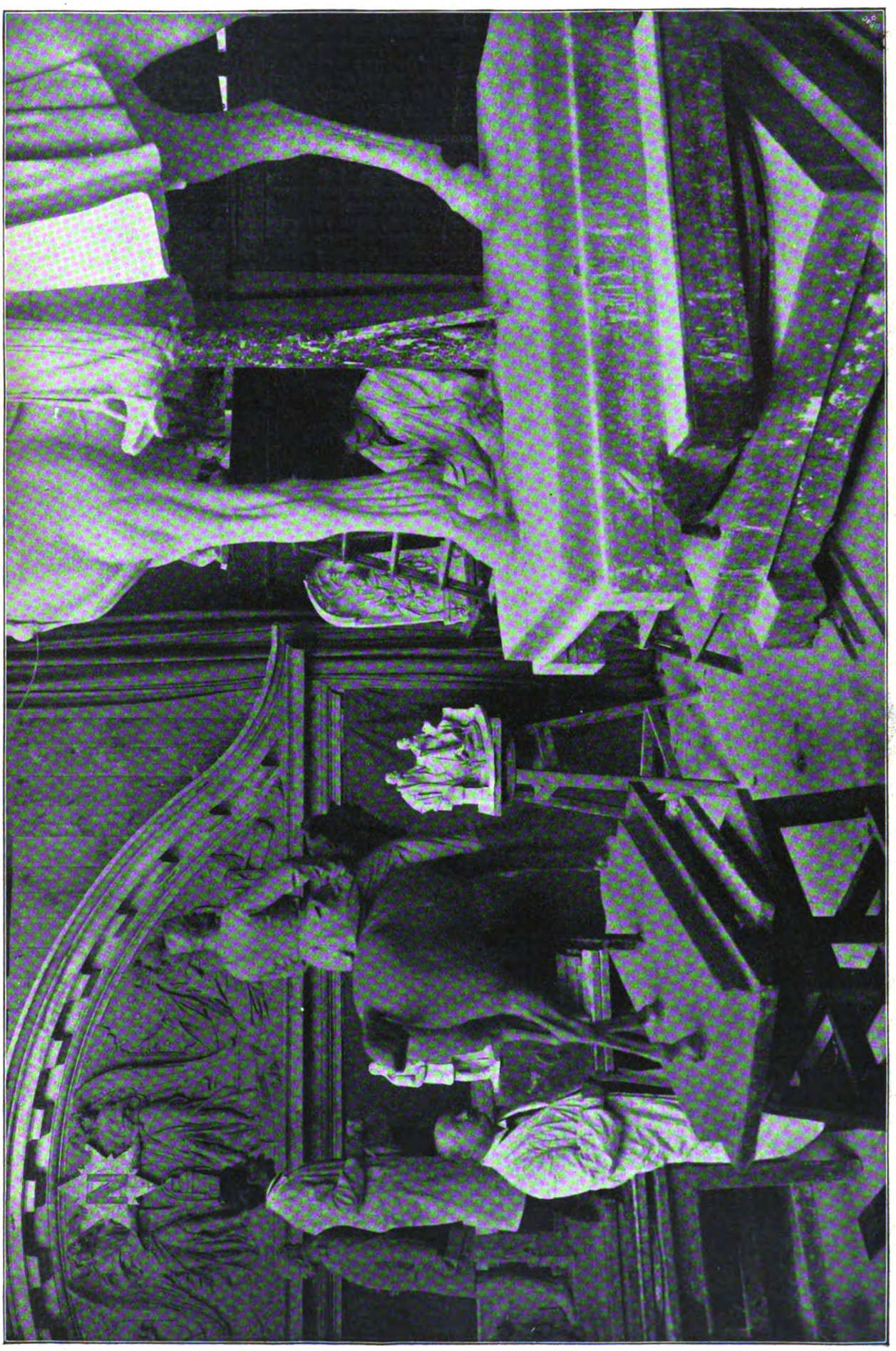
Villa des Präs. Steijn in Clarens bei Montreux. Nach einer Aufn. von A. Krenn, Zürich.



Bismarck. Kaiser Friedrich. Kaiser Wilhelm. Roon. Moltke.

Die von einem Ungenannten dem Kaiser zum Geschenk gemachte Marmorbank zur Erinnerung an 1870/71 auf der Luisen-Insel im Tiergarten zu Berlin. Nach einer Aufnahme von H. Rudolphy, Berlin.

Digitized by Google



Prof. Ludwig Manzel, der Nachfolger von Reinhold Begas in der Leitung des Meisterateliers für Bildhauerei an der Kgl. Kunstakademie in Berlin.
Nach einer Aufnahme von H. Boll, Berlin.

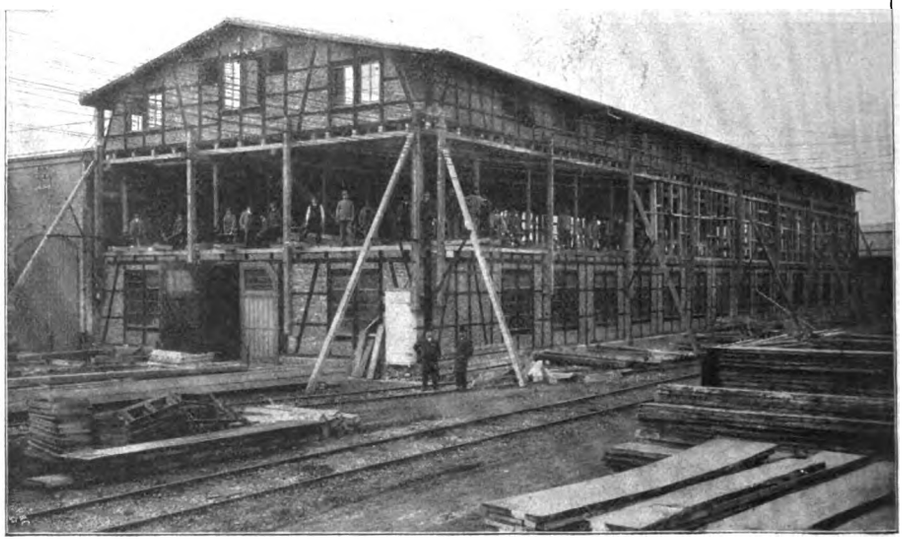
Digitized by Google



Die neu aufgefundene Augustus-Büste des Britischen Museums in London.

Abbildung, die das Haus nach vollendeter Hebung zeigt, zum Teil zu ersehen ist. In ähnlicher Weise ist auch ein Wohnhaus in Wildbach gehoben worden. Dieses Gebäude sollte zum Zweck der Unterbauung eines Massivstockes um 1,45 m gehoben werden, was mit Hilfe von 32 Rückgauerschen Hebemaschinen und 10 Zahnstangenwinden nach achtmaligem Ansetzen der Maschinen in wenigen Stunden erreicht werden konnte. Die ca. 6000 Zentner schwere Last wurde unter Anwendung von kreuzweise verfügtem Balkenwerk anstandslos gehoben, wobei noch zu bemerken ist, daß sich diese Arbeit darum besonders schwierig gestaltete, weil eine Seitwärtsbewegung notwendig war, um von dem anstoßenden Nebenhause fortzukommen. Auch bei diesem Gebäude gingen diese Arbeiten ohne große Störungen für die Bewohner vor sich, was wohl am besten daraus hervorgeht, daß die zahlreichen Zuschauer aus dem Hause während der Hebungsarbeiten die Klänge fröhlichen Klavierspiels vernahmen. Als letztes Beispiel der erfolgreichen Häuserhebungen in Deutschland sei noch die Hebung des Schreinerei- und Sattlerei-Gebäudes der Königlichen Wagenwerkstätte in Cannstadt bei Stuttgart gewählt. Hier handelte es sich darum, den oberen Teil des Hauses um soviel vom Erdgeschoß abzuheben, daß ein neues Stockwerk eingebaut werden konnte. Das Haus, das bei einer Länge von 57 m eine Breite von 16 m besitzt, wurde innerhalb 11 Stunden um 4 m gehoben, wozu 75 Personen und 68 Hebemaschinen erforderlich waren, nachdem man vorher die nötigen Vorarbeiten in sechs Tagen bewirkt hatte. Unsere Abbildung zeigt das Gebäude nach der vollendeten Hebung des Dachgeschosses und läßt die Anordnungen und die Art der Bedienung der verwendeten Hebemaschinen deutlich erkennen. Auch hier wurde die Arbeit des Hebens ohne jeden störenden Zwischenfall glatt durchgeführt. Besonders wichtig ist auch die Tatsache, daß während der Hebungsarbeiten im Erdgeschoß ruhig weiter gearbeitet werden konnte, so daß also der eigentliche Betrieb in keiner Weise eine Störung erlitt. Daß dieses ein wesentlicher Vorteil ist, braucht wohl nicht eingehend nachgewiesen zu werden; es genügt jedenfalls der Hinweis, daß ein derartiges Weiterarbeiten im Parterregeschoß bei dem sonst üblichen Abbruch des Daches zur Aufführung des Stockwerkes nicht gut möglich gewesen wäre. Gegenüber dem sonst erforderlichen Abbruch hat dieses System der Hebung den großen Vorteil ganz bedeutender Zeitersparnisse, da sonst mit dem Wiederaufbau mindestens vier Wochen Zeit vergangen wären, um den gleichen Effekt zu erreichen. Da aber das Dach infolge der Hebung nicht entfernt zu werden brauchte, so hatte man ferner auch noch die Annehmlichkeit, daß das Gebäude und die Arbeiten durch Witterungseinflüsse in keiner Weise beeinträchtigt wurden. Diese erfolgreich durchgeführten Hebungs- und Verschiebungsarbeiten dürften in Anbetracht der dadurch erzielten Zeit- und Kostenersparnisse dazu führen, daß man auch bei uns in Deutschland in Zukunft diese praktischen Methoden in immer größerem Umfange anwendet und sich damit die Fortschritte auf dem Gebiet des modernen Bauwesens nutzbar macht, welche die praktischen Amerikaner schon lange in weitgehendster Weise zu verwerten verstehen.

* * *



Die Einfügung eines neuen Zwischenstocks an einem fertigen Gebäude in Cannstadt.



Die Hebung eines dreistöckigen bewohnten Schulhauses in Saarburg i. Loth.

Gebäude-Hebungen und -Verschiebungen in Deutschland.

Digitized by Google

Frauen-Daheim.

Glück, das sich nicht mehrt
Von tief-tief innen,
Ist bald verzehrt,
Kommt bald ins Verrinnen.



Kochunterricht für Ärzte.

Kochunterricht für Ärzte.

(Mit Abbildung.)

Das Haus II des Pestalozzifröbelhauses in Berlin, die Seminar-, Koch- und Haushaltungsschule von Hedwig Heyl, das vor allem die Ausbildung der Frauen zum häuslichen Beruf und zu Haushaltungslehrerinnen im Auge hat, dient nebenbei auch sehr ausgesprochen der Bestrebung, durch alle Volksschichten und in den Kranken- und Rekonvaleszentenhäusern eine rationellere und bessere Ernährung anzubahnen. Die Hauptstützen dieser Bestrebung sind naturgemäß die Ärzte, die natürlichen Freunde und Berater der Familien; eine vernünftige Hantierung in der Küche zu fordern und anzuregen ist in gar vielen Fällen ein hochwichtiger Teil ihres Eingreifens. Die größte Mühe bei der Behandlung von Kranken, Alten, Kindern würde sonst an der Unbildung und Ungeschicklichkeit der Frauen bei Herstellung der geeigneten Nahrung scheitern. Längst gehört die geeignete Diät zu den wichtigsten Mitteln in der Hand des Arztes, und er ist also übel daran, wenn er sich auf das durchschnittliche Wissen der Familie, wie es heute noch ist, wenn auch dank dem hauswirtschaftlichen Unterricht in den Volksschulen nicht lange mehr sein wird, verlassen soll.

Wie aber viele Frauen schon heute das Bedürfnis haben, der praktischen Arbeit ein wissenschaftliches Fundament zu geben, um zeitraubendes Suchen und Erfahren möglichst zu beschränken, so trachtet umgekehrt der studierende Arzt in seinem Suchen nach Gründlichkeit und Durcharbeit wissenschaftlicher Erkenntnis sich das praktische Wissen resp. Können auf den in sein Bereich fallenden Haushaltungsgebieten anzueignen, was also auch die Küche zu einer Domäne des Laboratoriums macht. Zwischen Arzt und Hausfrau bildete sich ein Geben und Nehmen, — und so kam es, daß der Kochunterricht für Ärzte eine ständige Einrichtung der obengenannten Anstalt wurde.

Die chemischen Bestandteile der Nahrungsmittel sind jedem Arzt ebenso bekannt wie die Bestandteile des Menschenkörpers. Forschungen über die Umwandlung der Nahrung im menschlichen Körper mehren sich täglich; da besonders der erkrankte Organismus eine andere Arbeit als der gesunde innerlich und äußerlich verrichtet, so spielt die Verordnung geeigneter Diät bei der Behandlung der Krankheiten eine hochwichtige Rolle. Theoretisches Wissen allein nützt dem Arzt aber nur wenig; die erfahrene Hausfrau kann ihn viel lehren. Wir halten uns nämlich an den Satz Brillat Savarins, der sagt: „on ne vit pas de ce qu'on mange, on vit de ce qu'on digère" — und suchen die Methoden der Küche auf, welche diese leichte Verdaulichkeit der Nahrung am ersten sichern.

Eine gewisse Warenkunde ist dabei unerläßlich, denn der sorgliche Arzt, welcher die Vermögenslage seiner Klienten überschaut und sie in Betracht zieht, kann oft bei geeignetem Wissen ein billiges, nahrhaftes Gericht empfehlen, das dieselben Dienste tut, wie ein aus teuren Zutaten hergestelltes.

So lernen die Herren Ärzte, die uns Frauen in Vorträgen, Samariter- und Pflegekursen so viel von ihrem edlen Wissen und Können mitteilen und zeigen, auch einmal von einer Frau etwas, von einer, die für Volkswohl, wirtschaftliche Ausbildung ihres Geschlechtes unendlich Wichtiges geleistet hat, der Gründerin und Leiterin der obengenannten Kochschule, der trefflichen, liebenswürdigen Frau Kommerzienrätin Hedwig Heyl. Sie lernen, so weit ihr Beruf dies Wissen erheischt, das Kochen, lernen Vorrichten, Zusetzen, Kochen, Braten, Schmoren von Nähr-, Genuß- und Erfrischungsmitteln, Fleisch, Fischen, Gemüsen, Eiern 2c., lernen die verschiedenen Hitzegrade, die dazu zur Verwendung kommen, anwenden und regeln, lernen die praktischsten und zu jeder Speisequantität geeigneten Kochgeräte und Geschirre kennen und selbst probieren. Daß es großer Vorarbeiten der Lehrenden bedarf, um einen so breiten Stoff praktisch auf 12 Stunden zu konzentrieren, ist selbstverständlich.

Diesem ersten und vorbildlichen Fachunterricht von einer Hausfrau für Ärzte in Berlin sind auch in anderen Städten schon ähnliche Kurse gefolgt. Das Kochbuch für Krankenkost von Hedwig Heyl wird dabei als Unterlage verwendet.

Kunst im Hause.

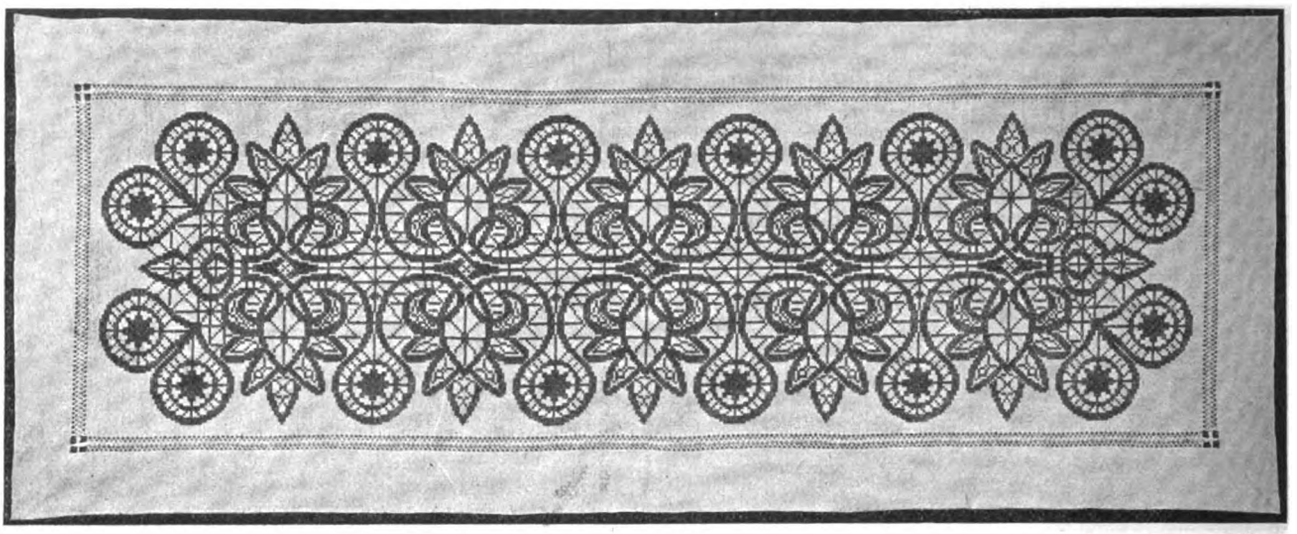
Mit ihrer Hände Fleiß Schönes und Solides, bleibend Wertvolles für den Hausstand schaffen, für das Heim, und seien es auch nur bescheidene vier Wände in anderer Heim, nur ein Plätzchen, das so genannt werden kann, das ist etwas so Beglückendes, Zufrieden- und Frohmachendes, daß sich schon hieraus allein ein großer Teil des bienenfleißigen Gewerbfleißes der Frauen erklärt. Die gediegenen Künste der Holzschnitzerei und Holzbrandverzierung, die wohl so alt sind, wie alle Kultur der Erde überhaupt, bieten der Tatenlust eifriger Frauenhände in dieser Beziehung noch immer das reichste und beliebteste Feld. Von der Verzierung kleiner Gebrauchsgegenstände schwingen Unternehmungslust und Fleiß sich zur Ausschmückung von Möbeln, Schränken, Tischen, Truhen auf, und oft hindert nur der Umstand, daß das Holzmaterial für diese Arbeiten schwer oder für gar zu große Kosten zu beschaffen ist, den Tatendrang. Wir möchten nun auf eine reiche Quelle von Anregungen für Holzverzierungskünste, ein Hilfsmittel zur Beschaffung sehr schöner, billiger Holzsachen, vom Lineal bis zum großen Salonschrank, hinweisen. Es ist dieses der künstlerisch schöne, überaus reiche Katalog der Geschäftsstelle „Hausfleiß" in Leipzig, Keilstraße 6, der auf Bestellung gratis zu haben ist. Er enthält gute Abbildungen Tausender von hübschen praktischen Dingen zu sehr soliden Preisen. Die Muster — alle Sachen sind weiß und vorgezeichnet zu haben — sind gut, einfach geschmackvoll, in schöner Raumbenutzung unter vorherrschender Benutzung guter alter und feiner neuer Motive.

Eine interessante Bereicherung ihrer Lehrzweige hat das gediegene kunstgewerbliche Atelier von Frau Clara Roth in Berlin, Lützowstraße 84a, das übrigens auch alle Holzsachen zu billigstem Preise liefert und beschafft, neu aufgenommen, nämlich Intarsiaarbeit, diese entzückende alte Technik, die unter Benutzung der natürlichen Feinheit und Färbung der verschiedenartigen Holzmaserungen ihre Kunstwerke schafft. Wir möchten zur Erlernung dieses reizvollen Kunstgewerbezweiges nicht nur Damen, sondern auch Herren, die sich für Kunsthandwerk interessieren, eifrig ermuntern.

Glanzplätterei.

Das Ideal jeder Plätterin ist es, blendend weiße, elastische, glänzende Stärkwäsche liefern zu können. Zugleich aber soll auch die Wäsche schonend behandelt werden, damit dieselbe nicht vorzeitig brüchig wird. Um der Wäsche keine schädlichen Substanzen zuzuführen, begnügen sich viele Hausfrauen damit, die Stärkwäsche nur mit einer Stärke zu behandeln, das ist aber gerade falsch. Die Stärke braucht Zusätze. — Ein bekanntes und unschädliches Zusatzmittel zur Stärke ist Borax; er erhält der Wäsche die Weiße und verleiht ihr Glanz; um ihr Biegsamkeit zu geben, verwendet man Gummitragant oder Gelatine. Für 5 Pfg. Tragant schüttet man in eine Literflasche, füllt diese mit kaltem Wasser und läßt das Ganze 24 Stunden stehen.

Digitized by Google



Eleganter Tischläufer in Kreuzstichstickerei auf Leinen.

Darauf schüttelt man den Flascheninhalt tüchtig und hat so eine helle, ölige Flüssigkeit gewonnen, die sich monatelang hält und als Stärkezusatz verwendet wird. — Man kocht einen Eßlöffel Borax in einem viertel Liter Wasser und vermischt das Boraxwasser nach dem Abkühlen mit guter Reisstärke, fügt noch so viel kaltes Wasser zu, bis die Stärke die richtige milchige Beschaffenheit hat. Dann setzt man noch einen Eßlöffel aufgelösten Gummitragant zu. Oder: Man nimmt 125 g Reisstärke, $3^1/_2$ Blatt weiße Gelatine, einen gehäuften Eßlöffel Borax. Die Gelatine weicht man in $^1/_4$ l kaltem Wasser ein, gibt den Borax hinzu. Beides zusammen läßt man 10 Minuten tüchtig kochen und danach wieder abkühlen. Auf die 125 g Stärke gießt man $1^1/_4$ l Wasser, arbeitet alles gut durch, fügt die gekochten Zusätze hinzu. Die angegebene Quantität ist für 6 Oberhemden, 6 Paar Manschetten und 12 Kragen ausreichend. Aus der Wäsche, welche eingestärkt werden soll, muß die alte Stärke gründlich heraus sein. Sie wird nun in die Stärke getaucht, tüchtig darin durchgeknetet, gut ausgerungen. Dann werden die einzelnen Stücke zwischen den Händen gerieben, damit die Stärke gut in alle Stofflagen eindringt. Sodann wird die Wäsche auf grobe Tücher gelegt, zusammengerollt und muß einige Zeit lagern. Mit Gelatine eingestärkte Wäsche wird am schönsten, wenn sie nach einigen Stunden geplättet wird. Mit Gummitragant eingestärkte Wäsche kann auch schon nach 1—2 Stunden geplättet werden, kann aber auch an einem kühlen Orte 1—2 Tage lagern. Desto schöner wird die Wäsche, und desto leichter plättet sie sich.

Geplättet wird folgendermaßen: Man legt den zu plättenden Gegenstand auf den Plättisch mit der linken Seite nach oben und zupft ihn so zurecht, daß er ziemlich faltenlos wird. Dann überfährt man ihn langsam mit dem heißen Eisen. Während die rechte Hand das Eisen handhabt, zieht die Linke den Gegenstand noch zurecht, damit Falten vermieden werden. Ist der Gegenstand halb trocken, wird er umgewendet. War man einigermaßen geschickt und vorsichtig, wird die rechte Seite faltenlos sein. Man plättet diese nun langsam und vorsichtig, aber unter Ausübung starken Druckes, bis das Wäschestück ganz trocken ist. Dann legt man es beiseite, bis eine Anzahl Wäschestücke soweit fertig ist. Dann wird glanziert. Zu diesem Zweck legt man z. B. einen geplätteten Kragen auf ein Hartholzbrettchen oder auf ein Stück steife, glänzende Pappe. Mit einem feuchten, gut ausgerungenen Leinenläppchen überfährt man nun den Kragen vorsichtig. Mit der abgerundeten Kante des recht heißen Plätteisens fährt man dann mit schaukelnder Bewegung und unter starkem Druck solange auf dem Kragen hin und her, bis sich ein schöner Glanz über die ganze Fläche verbreitet. Bei Manschetten ist es genau ebenso. Man rundet Kragen und Manschetten so lange sie noch warm sind, legt die Manschette z. B. mit der linken Seite nach oben auf den Plättisch, nimmt das Eisen in die rechte Hand und setzt es am linken Ende der Manschette an. Gleichzeitig nimmt man die Manschette mit der linken Hand, zieht sie langsam unter der Plätte hervor, zugleich den frei werdenden Teil rund über das Eisen biegend. An Oberhemden plättet man zuerst die ungestärkten Teile. Zwischen Brust und Rücken des Hemdes steckt man einen Friessleck, damit diese Teile nicht zusammenkleben. Zum Glanzieren schiebt man außerdem ein Hartholzbrettchen unter. Zum Ordnen von Fältchen benutze man ein Falzbein. Stickereien durchsteche man mit einem Stickstocher, damit etwa verzogene Löcher wieder die rechte Form erhalten.

Man beobachte folgendes, soll die Wäsche schönen Glanz haben. 1. Das Eisen muß sehr heiß sein. 2. Die Wäsche muß vor dem Glanzieren gleichmäßig, aber nur schwach angefeuchtet werden. Im anderen Falle entstehen Blasen. 3. Man plätte immer unter starkem Druck.

Um der Wäsche besonders hübsches Aussehen zu verleihen, rändert man Kragen und Stulpen und verziert auch Chemisettes durch glänzende Linien. Man benutzt dazu die Längskanten oder die Spitze des Plätteisens. Man führt das Eisen einen halben Centimeter vom Rande entfernt an dem Wäschestück entlang. Drückt man stark auf, so entsteht eine scharfe, glänzende Linie. **H. Frickert.**

Handarbeit.

Zu einem unverwüstlich praktischen und schönen Haushaltungsstück bietet unser Kreuzstichmuster die Vorlage. Es bietet eine Borde zu einem Tischläufer, deren Linienführung an die Verschlingungen irischer Spitzen erinnert. Das Modell ist auf bestem, gut abgeteiltem Holbeinleinen in der Größe von 39 : 107 cm in gelb und blau (DMC-Garn) gestickt. Wunderschön sieht das Muster auch in 2 Farben blau oder in carmoisinroter, oder auch zweitönig grüner oder orangefarbener Seide aus, der Einrichtung und dem Service entsprechend. Die Tapisseriehandlung von Heinrich Dyk, Charlottenburg-Berlin, Kantstraße 162, versendet alle Materialien, auch das Typenmuster.

Eine originelle Hochzeitsgabe.

Eine aparte, sinnige Hochzeitsgabe für die Braut bilden die vergoldeten oder versilberten Erstlingsschuhe des Bräutigams oder auch von ihr selbst. Diese Erstlingsschuhe werden wohl fast von jeder Mutter aufbewahrt und zu diesem Zwecke gern herausgegeben. Sie werden nun durch ein ganz neues Verfahren metallisiert und dienen dann als reizvolle Nippsachen oder Behälter für Blumen. Vernickelungsanstalten oder Goldarbeiter werden das Metallisieren wohl überall besorgen, sonst wende man sich an die Firma Frischeisen, Berlin S., Lukauerstr. 10, die dasselbe sehr schön ausführt, das Versilbern zu 5 Mk. pro Schuhchen, Vergolden natürlich mehr. **M. Ku.**

Für die Küche.

Fr. 32. (Antwort an **A. St.** in **Oberhessen.**) In meiner Heimat kennt man zweierlei Art von Weiß- oder Siebkäse. 1. Man läßt dicke saure Milch in der Nähe des Feuers stehen, bis sie gerinnt, doch darf das Geronnene nicht hart werden, gießt sie in ein Tuch oder feines Sieb und läßt die Flüssigkeit ablaufen. Dann rührt man den Käse fein, vermischt ihn mit etwas süßer Sahne, Zucker und Zimmt und gibt ihn entweder so, oder mit dickgeschlagener, mit Zucker und Zimmt vermischter süßer oder saurer Sahne auf den Tisch. 2. Man vermischt den feingerührten (wie oben hergestellten) Käse mit Salz nach Geschmack und ißt ihn zum Brot. Diese letztere Art ist wohl in der Frage gemeint. Manche mischen auch noch etwas Kümmelkörner durch. 3. Eine dritte Art wird folgendermaßen zubereitet, doch bedarf man hierzu eines etwa 8 bis 10 cm hohen, offenen Holzgefäßes, viereckig, etwa 18 cm im Quadrat und mit durchlöchertem Boden. Hier hinein tut man abwechselnd eine Schicht weißen Käse, wie oben hergestellt, nach Geschmack gesalzen, und eine Schicht dicke Sahne, von letzterer muß es die oberste Schicht sein, streut je nach Belieben etwas Kümmelkörner darauf. Dieser Käse schmeckt sehr angenehm und frisch. **M. M.**

Fragen.

88) Wer wäre in der Lage, eine Adresse anzugeben, wo man altes Leinen gegen Eintausch von neuen Sachen anbringt? **H. F. III.** in **P.**

89) Sind noch jetzt in Böhmen, in der Gegend von Teplitz, die sogenannten „Schinkenfleckchen" bekannt, und wie ist ihre Zubereitung? **M. M.** in **S.**

40) Gibt es in Preußen eine Stelle, wo ein Dienstmädchen für 25jährige treue Dienste in einer Familie (außerhalb Berlins) eine Auszeichnung erhält, und an wen hat man sich deswegen zu wenden? **A. B.** in **P.**

41) In einem Orte namens Schönow soll eine Nervenheilanstalt für Minderbemittelte sein. Wo liegt dieser Ort? Schönow in der Neumark ist es nicht, wie mir von dort geschrieben wurde. **A. T.** in **H.**

Auskunft.

Fr. 26a. Eine ganz vorzügliche Lederhandlung für Ledermöbel, Ofenschirme 2c. ist die von Matz & Comp. in Berlin S, Alexandrinenstr. 99, Hinterhaus.

Langjährige Daheim-Abonnentin.

Fr. 28b. Eine gute Verwendung für Ansichtspostkarten ist: einen einfachen Ofenschirm damit zu bekleben. Wir ließen vom Schreiner ein Holzgestell mit drehbarem Scharnier machen, nagelten neues Packtuch darauf und klebten mit Kleister die Karten, zierlich geordnet, fest. Ringsherum bedeckte eine billige Wollborde mit Ziernägeln das aufgenagelte Packtuch. Beide Seiten kann man mit Karten bekleben; nur darf der Ofenschirm nicht gar zu nahe an dem heißen Ofen stehen. Auch zum Zugabhalten bei Patienten oder auf Veranden ist dieser Paravent sehr gut verwendbar. **M. M.** in **Frankfurt a/M.**

Redaktionspost.

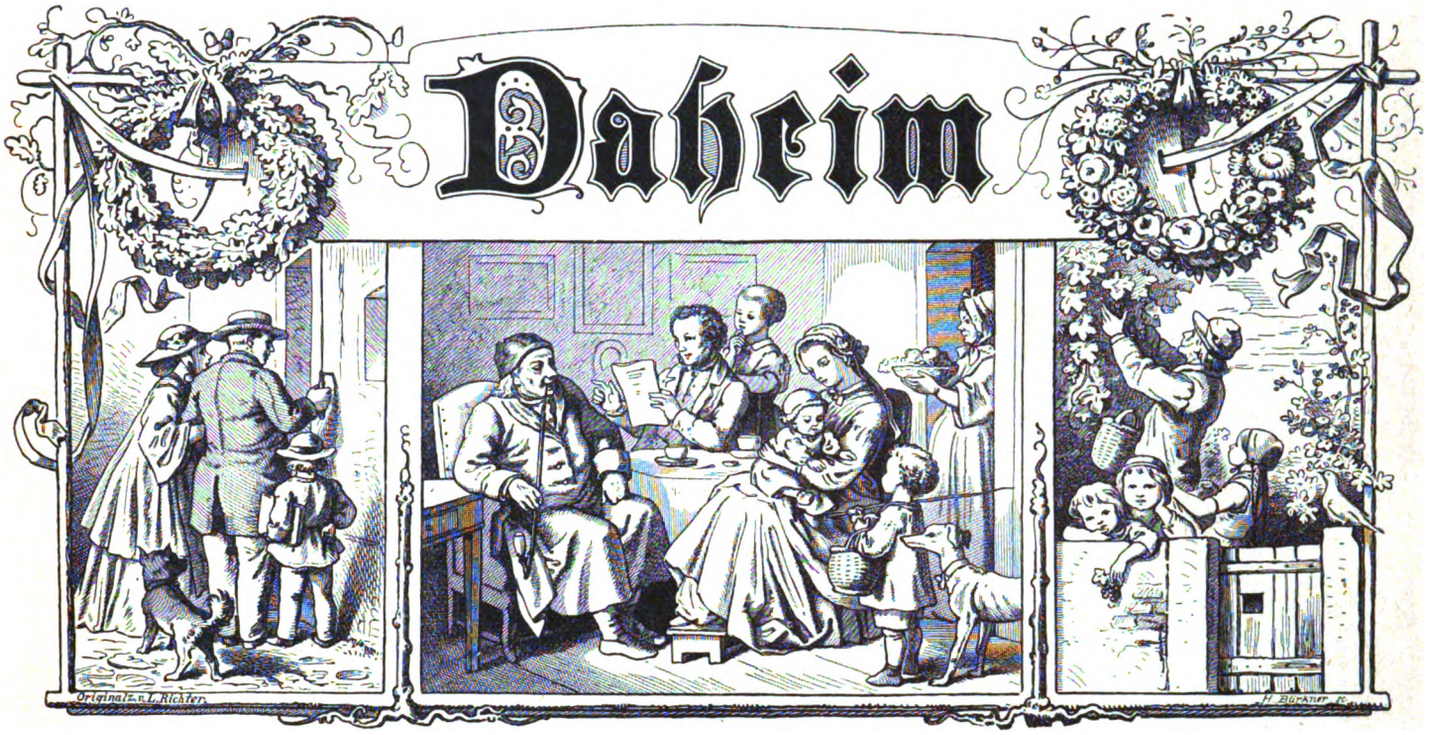
Eifrige Leserin des **Daheim** in **B.** Fragen, in denen es sich um irgend einen Erwerb handelt, können wir nicht veröffentlichen.

Abonnentin in **Bremen.** Über Damenheime finden Sie gute Auskunft in den Daheimkalendern für 1901, 1902 und 1903.

B. in **Cöln.** Besten Dank! Wie Sie sehen, verwendet!

M. v. P. in **Hr.-L.** Bereits erledigt! Besten Dank!

Digitized by Google



Der Taugenichts.

Die Geschichte einer Jugend. Von Paul Oskar Höcker. (Fortsetzung.)

Die letzte Woche vor dem Examen hatte Hansheinrich eigentlich bei seinen Eltern verbringen wollen. Auf eine schriftliche Anfrage aber, in der er freilich von dem nahe bevorstehenden wichtigen Termin noch nichts sagte, kam da zum erstenmal ein ablehnender Bescheid; wenigstens ließ seine Mutter in der kurzen Antwort durchblicken, daß seinem Vater absolute Ruhe im Hause gegenwärtig ein dringendes Erfordernis wäre, weil gerade in diesen Tagen große geschäftliche Schwierigkeiten ihm viel zu schaffen machten. Daß diese Aufregungen mit dem ‚Neuen Fremdenblatt' zusammenhingen, das war Hansheinrich aus den Aeußerungen der paar Agrarier, die auf dem Hochzeitsfest mit ihm gesprochen hatten, hervorgegangen; welcher Art sie waren, darüber verbreitete sich seine Mutter des näheren nicht.

Er sprach dann mit Herrn von Golin über das Schreiben von zu Hause. Der befand sich selbst in sehr gedrückter Stimmung, woran sowohl die Vereinsamung nach Liddis Wegzug als auch besonders die Erkrankung seiner Frau Schuld trugen.

„Fehlte mir grade, daß Sie nun auch noch schleunigst Reißaus nehmen," polterte er. „Ist ja mit eins trübselig genug hier auf Oliza geworden. Sie bleiben bis zum Tag vor Ihrem Examen, Hansheinz! Sonst fängt man sich hier in den öden Räumen ja zu graulen an."

Hansheinrich wagte nun eine Frage nach dem Befinden seiner Wohltäterin, der Art ihres Leidens.

„Äh, was läßt sich darüber sagen!" stöhnte Herr von Golin. „Junger Mensch, wie Sie, versteht das überhaupt nicht. Das ist so ein Verhängnis, wissen Sie, das den armen Frauen manchmal schon in die Wiege mitgegeben wird; sie fühlen sich ein halbes Menschenleben lang gesund, wähnen sich glücklich — und erst wenn die nächste Generation flügge wird, die ihrer nicht mehr bedarf, dann meldet sich die heimtückische innere Zerstörung, die plötzlich wie aus heiterem Himmel dem Ende zuführt."

So ernst hatte Hansheinrich ihn noch nie zuvor sprechen hören. Angstvoll sah er ihn an. Mit zitternder Stimme fragte er: „Ja — ist denn etwa — für ihr Leben zu fürchten?"

Golin setzte sich erschöpft. „Nein, nein, das wollen sie nicht wahrhaben, die Ärzte. Aber der eine sagt so, der andere so. Da macht man sich eben dumme Gedanken. Morgen kommt der Professor aus Berlin. Da wird man ja hoffentlich erlöst werden." Er wischte sich den Schweiß von der Stirn und erhob sich möglichst resolut. „He, wir werden uns doch nicht so schnell unterkriegen lassen? Das Schlimmste braucht's doch nicht gleich zu sein, was?"

Im Hause ging alles auf leisen Sohlen. Und auch draußen auf dem Hofe lag es wie Blei auf allen Gemütern. Bei der Hochzeit des gnädigen Fräuleins war es hoch hergegangen auf Oliza; die Leute waren alle reichlich beschenkt und bewirtet worden. Um so drückender, um so beängstigender wirkte nun der Gegensatz. Auch die Ältesten konnten sich nicht entsinnen, daß Frau von Golin je krank gewesen wäre. Es war darum den meisten vom Dorfe ganz unfaßbar, daß sie wirklich im Schlosse weilen und so und so viele Tage hintereinander nicht in die Katen, die Arbeiterhäuser, kommen sollte, wo doch hier ‚etwas Kleines' angekommen war und die Wöchnerin Pflege brauchte, zu der die Mittel nicht reichten, wo dort für ein krankes Kind, einen gebrechlichen Alten zu sorgen war.

Wer sollte ihnen helfen, wenn nicht Frau von Golin?

Am dritten Tage kam dann endlich Fräulein Hertha ins Dorf — von ihrer Mutter geschickt. Auch auf dem eigenen Krankenbett hatte die Herrin von Oliza der Armen und Ärmsten nicht vergessen. Aber so freundlich die junge Gnädige sich anstellte, man konnte dem schönen, zarten, jungen Ding doch nicht all die Sorgen anvertrauen, die man sich der gütigen Herrin gegenüber vom Herzen gewälzt hätte. Frau von Golin ja, die hatte eben schon mit allem Bescheid gewußt. Ach, es waren ja nicht nur die Suppen und Stärkungsmittel, das Verbandzeug und die Medikamente, womit sie ihren Pflegebefohlenen immer als wie ein liebes Wunder geholfen hatte —!

Hansheinrich fand keine Ruhe zum Arbeiten mehr, diesen Tag nicht und den nächsten auch nicht. Er setzte sich zwar zu den gewohnten Stunden ins Schulzimmer, aber seine Blicke schweiften immer ungeduldig von den Büchern ab durchs Fenster, und sein Ohr lauschte angespannt nach der Landstraße, — trotzdem er genau wußte, daß der Professor, der mit dem Zweiuhrzug kommen wollte, erst um halb drei auf dem Gutshof eintreffen konnte. Es stand für ihn fest, daß

Digitized by Google

mit der Ankunft des Professors sofort die gute Wendung da sein müsse.

Mehrmals sprang er auf. Leise schlüpfte er einmal die Treppe hinunter. In der Wirtschaft war gerade Mittagspause. Er suchte den alten Zabern in seinem Stübchen auf. Irgend jemand mußte er finden, mit dem er sich aussprechen konnte. Dabei hatte er aber gar nicht den Mut, eine Befürchtung über Frau von Golins Leiden zu äußern.

Der Inspektor war sich in seinem Wesen ihm gegenüber all die Zeit hindurch gleichgeblieben: wortkarg, aber trotzdem voll warmer Teilnahme für alles, was seinen ehemaligen Schützling anging.

„Reisen Sie schon, Ott?“ fragte er, die Pfeife, mit der er sich's am Fenster im Lehnstuhl bequem gemacht hatte, aus den Zähnen nehmend.

Hansheinrich berichtete. Er ließ auch ein paar Worte über die letzten Zeilen seiner Mutter fallen.

Zu seiner nicht geringen Verwunderung zeigte sich der Alte über die Schwierigkeiten, an denen das ‚Neue Fremdenblatt‘ zu laborieren hatte, ziemlich genau unterrichtet.

„Ja, es kriselt da schon den ganzen Sommer über. Der Verlag hat im letzten Jahr bei anderen Unternehmungen große Verluste gehabt; da ward nun beim Blatt das Sparsystem eingeführt, es gab auch keine Agitation mehr — und sofort war der Rückgang da. Heute stehen die Finanzen sogar recht faul. Ein Jammer. Gerade jetzt, wo wir doch eine energische Vertretung so nötig hätten. Die Handelsverträge haben alles auf den Kopf gestellt. Es ist eine miserable Zucht. Auf allen Seiten fallen sie von uns ab. Auch die bisher leidlich treu zu uns hielten. Teils wollen sie's nicht mit der Regierung verderben, teils stopft ihnen der ‚Bund der Industriellen‘ mit tausend Lockmitteln den Mund. Und Ihr Vater ringt und kämpft — und nicht 'mal bei denen, die's am nächsten angeht, findet er bare Unterstützung.“

Hansheinrich erfuhr, daß sein Vater sich unlängst im Interesse seines Blattes und damit seines Lebenswerkes mit einem Aufruf an das deutsche Bauernvolk gewandt, aber nicht den gewünschten Erfolg erzielt hatte.

„Ihr Alter hätte dann dem Verlag den ganzen Krempel abgenommen und das Blatt auf eigene Faust herausgegeben. Aber bei der Interesselosigkeit in den eigenen Reihen war das Geld ja nicht zusammenzukriegen.“

„Papa ist doch selbst vermögend, nicht?“ warf Hansheinrich ein.

„So reich wohl nicht. Und er hat auch bei den Verlusten des Verlags sicher selbst viel eingebüßt. Er war da doch stiller Teilhaber. Man nannte neulich die Summe, mit der er beteiligt war. Ja, nicht wahr, man sollte meinen, in einer solch verzweifelten Lage brauchte sich ein Maximilian Ott bloß an seine Freunde zu wenden: ‚Helft, Leute! Greift in die Tasche, haltet unser Unternehmen, sonst muß meine Feder schweigen?!‘ Aber entweder sind die Zeiten wirklich zu schlecht, oder die Freunde in der Not taugen eben zu wenig. Einmal war ich schon drauf und dran, mit unserem gnädigen Herrn darüber zu reden.“ Erschrocken wollte Hansheinrich einen Einwurf machen. Aber Zabern schüttelte den Kopf. „Ich hab's ja nicht getan. Gerade weil ... Na ja, weil ich meinen Grund hatte. Aber was wären denn so zehn oder zwanzig Mille für ihn und für Schwesing und all die anderen hier an der Wasserkante? Natürlich, es gibt ja auch in unserem Kreise arme Luder genug, deren Not einem an die Nieren geht. Aber gerade denen will Ihr Alter ja helfen. Er hat eben ein Herz für unsere Sache. — Nun, was auch kommen mag, das eine ist mir ein Trost: unser Maximilian steht fest, der hält treue Wacht im Reiche und läßt sich nicht aus der Bahn werfen. Ja, lieber Freund, Sie mögen sich sonst schon manchmal über seinen Eisenschädel gefuchst haben, aber hier heißt's: Hut ab! Es gibt noch Männer, noch Charaktere!“

Hansheinrich war tieftraurig darüber, daß so schwere Sorgen seinen Vater bedrückten; es lastete besonders dumpf auf ihm, daß er selbst über all dem, was in der letzten Zeit auf ihn eingestürmt war, seinem Vater so ganz entfremdet worden war. Die stolzen, vorausssichtlichen Worte Zaberns taten ihm nun innig wohl, beschämten ihn aber zugleich und brachten den Entschluß in ihm zur Reife, die erste Gelegenheit wahrzunehmen, um sich in herzlicher Weise um das Vertrauen seines Vaters wieder zu bemühen. Er drückte Zabern voller Dankbarkeit die Hand. Schweigend ließ er sich dann am Fenster nieder und sah zum Herrenhaus hinüber.

Für ein paar Sekunden mußte er sich der seltsamen Stimmung erinnern, die ihn an Liddis Hochzeitstag festgehalten hatte. So klein und armselig war ihm seine ganze Existenz vorgekommen neben all den großen, einflußreichen Besitzern, Trägern hochfeudaler Namen, sogar Mitgliedern des Herrenhauses, die alle eine Art Herrscher auf ihrem Grund und Boden darstellten.

Zaberns eindringliche Worte hatten ihm die Augen darüber geöffnet: diese Herren schuldeten allesamt mehr oder minder seinem Vater Dank — dem Manne sonder Ar noch Halm, der uneigennützig ihr Recht ebenso energisch verfocht, wie das ihrer ärmsten Brüder, der sich für sie dem Parteienhaß aussetzte, der mit offenem Visier auf jedem heißen Kampfplatz mutig für sie stritt, wo die geistigen und materiellen Güter des Nährstandes in Gefahr waren.



Die alte Waldfrau. Nach einer Aufnahme von H. Sauveur in Charlottenburg.

„Ach, lieber Zabern,“ kam es tief aus seiner Brust heraus, während das Blut in seine Wangen trat, „wenn ich doch nur endlich selbst so weit wäre, daß ich sagen kann: ich bin 'was nütze auf der Welt!“

Der Inspektor nickte ihm wohlmeinend zu. Diese Regung verstand er. „Ja, alter Freund,“ sagte er gemächlich, während er sich erhob und seine Pfeife ausklopfte, „meinen Sie etwa, Sie stünden jetzt vor der letzten Etappe — und dann sei Ihre Aufgabe mit einem Schlag erfüllt? Nein, glauben Sie mir, das ist nur etwas Äußerliches, so ein kleiner Fortschritt in der Karrière. Die Haupt-

Digitized by Google



Feierabend auf der Spree. Nach dem Gemälde von Max Fabian.

sache bleibt doch immer der ganze Kerl. Und der hätten Sie auch sein können, wenn Sie bloß als einfacher Arbeiter auf dem Hof geblieben wären. Die Epauletten tun's nicht, Hansheinrich. Was darunter ist, das tut's. Na, Sie verstehn mich wohl. — Apropos, ich muß morgen mit den Remonten nach der Kreisstadt. Wenn ich zurückkomme, sind Sie schon in Berlin und schwitzen in Ihrem Examen. Lassen Sie sich's gut gehen. Und denken Sie noch manchmal an die alte Zeit. Schämen Sie sich ihrer nicht, Hansheinrich. Es waren ein paar schwere Monate damals; aber keine Arbeit, kein Fleiß und kein Schweiß, der sich nicht doch einmal belohnt macht. Und damit Gott befohlen."

Hansheinrich merkte: der Abschied ging dem Alten nahe. Ihm war es nicht anders.

Als er sich in der Tür des kleinen Beamtenhauses von ihm trennte, zogen gute, wackere Vorsätze in seine Seele.

Nein, er würde sich seiner Elevenzeit hier auf Oliza ganz gewiß nie im Leben schämen. Und wenn er's in seiner künftigen Laufbahn noch so hoch bringen sollte: auf diesem Flecklein Erde war er ein neuer Mensch geworden — hier fühlte er seine Heimat, deren sein Herz niemals vergessen konnte!

Aus dieser fast feierlichen Stimmung wanderten seine Gedanken dann aber wieder voll Unruhe zu Frau von Golin.

Leise trat er ins Herrenhaus ein. Er hoffte immer, man würde ihm erlauben, sie zu besuchen, sie wenigstens für ein paar Minuten zu sehen, zu sprechen.

Auf der Treppe begegnete er Hertha. Sie war ebenso bleich und verängstigt wie er.

„Sie haben geweint?" fragte er sie, ihr mit seinen großen, forschenden Augen ins Gesicht starrend.

Sie zuckte die Achsel. „Ich weiß selbst nicht weshalb. Eben war ich bei Mutti, und da haben wir noch so herzlich gelacht. Sie ist so lieb und so fröhlich. Aber als ich wieder draußen war, da hat mich's nur so geschüttelt . . ."

Sie biß die Zähne aufeinander und wandte sich ab, die gefalteten Hände gegen Stirn und Augen pressend.

„Hertling," flüsterte er, „ach sagen Sie mir doch — Sie sind in großer Angst?"

Gewaltsam raffte sie sich zusammen. „Ich will es doch nicht! Ich will grade so felsenfest ans Beste glauben wie Mutti."

„Ihre Mama hat keine Sorge?"

„Gar keine. Sie ist so vertrauensvoll, so heiter und goldig und sonnig." Sie schluchzte plötzlich wieder: „Ach, hab' ich sie lieb, hab' ich sie lieb!"

Oben an der Treppenbrüstung über der Diele erschien Herr von Golin.

„Da sind Sie ja, Hansheinrich," rief er ihn leise an. Etwas unsicher fragte er seine Tochter: „Hast Du's ihm gesagt, Hertha? Nicht? So. — Hm, alter Schwede, ich will Ihnen 'mal 'ne kleine Pauke halten. Sie sollen sich also drinnen präsentieren — unsere Patientin will Sie sehen. Aber da lassen Sie mir gefälligst Ihre verflixte Leichenbitter-Physiognomie draußen, verstehn Sie wohl?"

Hansheinrich war in freudigem Schreck zusammengefahren. „Ich darf hinein?!"

„Halt, halt, so schnell schießen die Preußen nicht, natürlich muß man Sie erst anmelden . . ."

Hertha, die sich vor ihrem Vater noch mehr als vor dem Freunde zusammenzunehmen bestrebte, wollte die Anmeldung sofort ausführen — in dieser Sekunde vernahm man aber die Einfahrt des Landauers auf dem Gutshof.

Sofort stürmte Golin die paar Stufen hinunter, um durchs Treppenfenster Ausschau zu halten.

„Es ist der Professor!"

Hansheinrichs erwartungsvolle Spannung ward durch das Dazwischenkommen des Arztes natürlich aufs äußerste gesteigert. Er blieb auf der Diele mit gefalteten Händen stehen, als der berühmte Gelehrte durchs Haus und an ihm

Digitized by Google

vorüber kam. Ängstlich flehend, hefteten sich seine Blicke an die schmale, etwas vornübergeneigte Gestalt des Fremden, von dessen Urteil aller Meinung nach Wohl und Wehe der über alles geliebten Frau abhing.

Hertha war in ihr Zimmer eingetreten, hatte die Tür hinter sich aber aufgelassen. Lange stand sie unbeweglich am Fenster. Endlich wandte sie sich verzweifelnd vor Ungeduld um, rührte sich indessen nicht von der Stelle, auch nicht, als sie Hansheinrich gewahrte, der, den Atem anhaltend, draußen auf der Diele stand — scheu und verängstigt wie sie selbst. Eine Zeitlang ruhten beider Blicke forschend ineinander.

Von nebenan hörte man später gedämpftes Sprechen. Es kam aus dem Amtszimmer, in das der Professor dem Hausherrn gefolgt war. Golins Stimme hatte einen ganz veränderten Klang angenommen — es schien beiden Lauschern ein fast kindlich bittender Ausdruck darin zu liegeu.

Nun öffnete sich die Tür, und die beiden Herren traten heraus. Golin begleitete den Gast, der es sehr eilig hatte, da er den um halb vier Uhr fälligen Berliner Zug noch zu erreichen wünschte, durchs Vestibul an den Wagen. Er sprach verwirrt, ungeordnet — mitten in ein paar begonnenen Sätzen blieb er stecken.

Gleich darauf hörte man das exakte Anziehen der Golinschen Rappen, und in rasch sich steigernder Geschwindigkeit rollte der Landauer wieder vom Hofe.

„Was hat er gesagt, Papa?“ fragte Hertha, die sofort aus ihrem Zimmer herausgeschossen kam. Auch Hansheinrich trat dem Zurückkehrenden mit besorgt fragender Miene entgegen.

Golin setzte sich. „Nur Ruhe, Ruhe! Anfang nächster Woche soll es sein.“

„Was?“

„Die Operation.“

Sie sahen ihn beide furchtsam an. „Es ist eine große Gefahr? Und Mutti weiß?“

„Er stellte ihr's nur als eine Kleinigkeit hin. Und sie glaubt es ihm — Gottlob.“

„Aber Du, Papa, Du glaubst es nicht? Er hat Dir mehr gesagt?“

„Bscht! Still! Nein! Bestimmtes hat er mir nicht gesagt. Das werde sich erst dort ergeben, in der Klinik. Aber — man kann doch aus der Miene, aus halben Andeutungen heraus lesen . . .“

„Papa —!“ rang sich's voll Verzweiflung aus Herthas Brust. „Es geht auf Leben und Tod?!“

Er nickte schwer aufatmend. „Ja, es geht auf Leben und Tod.“

Tiefe Stille trat ein. Sie starrten alle drei düster zu Boden, unfähig, ein Wort zu sagen.

Da ward drinnen im Krankenzimmer die silberne Glocke in Bewegung gesetzt. Man hörte dann eine Tür gehen, sprechen, gleich darauf Schritte sich nähern.

Die Jungfer kam, um mitzuteilen, daß die gnädige Frau den jungen Herrn zu sehen wünsche.

„Lassen Sie sich nichts merken — ums Himmelswillen nicht, Hansheinrich!“ ermahnte ihn Golin noch rasch.

Dann tat sich vor ihm die Tür auf, und er sah sich zum erstenmal wieder seiner mütterlichen Freundin gegenüber — in demselben lichten und freundlichen Gemach, in dem er damals die erste, ihm so denkwürdige Unterredung mit ihr gehabt hatte.

Frau von Golin lag halb aufgerichtet auf der Chaiselongue. Ihr Gesicht hatte etwas Stubenblässe, aber aus ihren schönen Augen blitzte es munter. Sie war so sorglos und unbefangen wie kaum je zuvor, als könne kein Unheil an sie heran.

Von dem, was sie zu leiden hatte, sprach sie nicht; ihre Gedanken füllte auch jetzt nur die Sorge um andere aus. Sie unterhielt sich mit ihrem Schützling über sein bevorstehendes Examen und die nächsten Schritte, die diesem folgen sollten.

Mit Oberst von Golin, einem Vetter ihres Mannes hatte sie wegen seines Eintritts in dessen Feldartillerieregiment schon seit längerer Zeit korrespondiert.

„Sie erinnern sich, Hansheinz, ich hab' Sie an Liddis Hochzeitsfest ihm vorgestellt,“ sagte sie lächelnd.

Er war ein wenig bestürzt. „Ich hatte damals aber keine Ahnung, daß er schon eingeweiht war. Sonst . . .“

„Sonst wären Sie am Ende verlegen gewesen, wie?“ fiel sie fröhlich ein. „Nun, ich kann Ihnen sagen, daß gerade Ihr freies, offenes und doch bescheidenes Wesen den besten Eindruck auf ihn gemacht hat. Ich hab' ihm Ihr Kadettenerlebnis erzählt — alles. Er nimmt keinen Anstoß daran. Und Ihren Vater schätzt er sehr hoch, denn unser wackerer Oberst stammt gleich allen Golins aus einer alten Agrarierfamilie. Sobald er von seinem Urlaub zurück ist, muß Ihr Vater mit Ihnen Besuch bei ihm machen. Er wird Sie beide gut aufnehmen. ‚Wahrhaftig und treu allerwege!‘ heißt's im Golinschen Wappen. Die Devise führen ja auch beide Otts — der alte wie der junge. Nicht wahr?“

Es lag soviel Güte und Liebe in jedem ihrer Worte — Hansheinrichs Herz war zum Überströmen voll. Aber er wagte kaum zu sprechen. Die Angst um sie machte seine Stimme zittern.

Sie sagte ihm dann, daß der Professor ihr Ruhe verordnet hatte. Am Montag sollte sie in der Klinik in Berlin eintreffen — am gleichen Tage und den beiden folgenden fand Hansheinrichs Prüfung statt.

„Wir werden uns also erst hernach, wenn alles vorbei ist, wiedersehen,“ sagte sie, seine beiden Hände nehmend und ihm freundlich forschend ins Auge sehend. „Sie haben doch keine Furcht vor Ihrem Examen, Hanning, wie?“

Er preßte die Lippen fest zusammen und schüttelte den Kopf.

Für einen Augenblick ließ sie seine Hände los und blickte über seine Schulter hinweg durchs Fenster in den klaren Sommertag.

„Nein, nein, wir wollen beide mutig sein,“ sagte sie leise. Und mit einem melancholischen Lächeln setzte sie hinzu: „Sehen Sie, lieber Hansheinrich, wir haben eben alle im Leben tagaus, tagein allerhand Prüfungen zu bestehen; und die, vor denen es den Examinanden am meisten graut, die sind in der Regel die ungefährlichsten.“

Dann kam es zum Abschied. Er beugte sich nieder, um die Hand zu küssen, die sie ihm hinhielt. Dabei brachen ihm die zitternden Kniee ein, und er sank nieder, sein Gesicht schluchzend in ihre Rechte pressend. Lange kauerte er so an ihrem Lager, ohnmächtig ihr zu sagen, was ihn bewegte, ihr zu danken für all das Gute, das sie an ihm getan, ohnmächtig seine heißen Wünsche für ihre Rettung auszudrücken.

Sie hatte ihre kühle Hand auf seinen blonden Kopf gelegt.

„Sie haben mir nicht zu danken, lieber Hansheinz. Ich hab' Sie nur den rechten Weg gewiesen — durchgekämpft durchs Dickicht haben Sie sich ganz allein. Und soll ich eine Quittung für meine kleine Mühe haben, so ist es die Genugtuung: wenn Sie künftighin an Kreuzwege kommen, dann werden Sie keines Wegweisers mehr bedürfen. — Nun also Glückauf, mein Freund, stolz und mutig ins Leben hinaus und unerschrocken jeder Gefahr ins Antlitz geschaut: es kann Ihnen nichts geschehen!“

. . . Hertha und ihr Vater maßen ihn mit bangfragenden Blicken, als er wieder zu ihnen stieß.

Hatte er in seiner Verwirrung der Unglücklichen auch nicht etwa verraten, welches Verhängnis über ihrem Haupte schwebte?

Hansheinrich konnte nicht sogleich sprechen. Die Kehle war ihm ganz wund.

Endlich gewann er wieder die Herrschaft über sich, und er beruhigte die beiden: über ihre Krankheit, über die Befürchtungen ihrer Umgebung hatte er keine Silbe drinnen verlauten lassen.

Aber Miene und Ton des Hausherrn und der beiden

Digitized by Google



Bayerische Flußlandschaft. Von Gilbert von Canal.

Digitized by Google

Digitized by Google

jungen Leute hatten dem Gesinde nach der Abfahrt des Professors längst verraten, daß man am Vorabend eines bangen Tages stand. Durchs Hausgesinde verbreitete sich die Kunde auf dem Hofe — und abends flüsterte und raunte es überall, wo zwei sich sahen, denen das Wohl und Wehe der gütigen Schloßherrin am Herzen lag: vielleicht kehrte sie niemals nach Oliza zurück, vielleicht bedeutete die Reise am Montag ihre Todesfahrt!

Bang und trübe war die Stimmung auf dem ganzen Gute. Golin und seine Tochter wachten grübelnd und angstvoll lauschend bis in die sinkende Nacht auf ihren Zimmern. Auch Hansheinrich, der seine Bücher geordnet und sein Gepäck zur Abfahrt bereitet hatte, saß noch lange am Fenster. Sein Examen, der Abschied von Oliza, der für ihn einen neuen Lebensabschnitt bedeutete, die geschäftlichen Wirrnisse seines Vaters, das Wiedersehen mit den Eltern, denen er nun vielleicht schon in wenigen Tagen die freudige Kunde von der Erreichung seines Ziels bringen konnte, — das alles, alles trat zurück hinter der quälenden Sorge um seine mütterliche Freundin, die in den Zeiten seines inneren Zwiespalts sein guter Engel gewesen war.

... Nur im Zimmer von Frau von Golin selbst herrschte tiefer Friede, herrschte tiefe Harmonie.

Seltsam: die Patientin lag in ruhigem, traumlosem Schlummer da. Sie ahnte gar nichts von der furchtbaren Gefahr, in der sie sich befand, sie spürte nicht das Rauschen der Fittiche des Todesengels, der über ihrem Lager schwebte.

Sie hatte sich eben in allen Kämpfen des Lebens das lachende Vertrauen ihres nie alternden Kinderherzens bewahrt, das keine Schrecknisse kennt: es konnte ihr nichts geschehen! ...

9. Kapitel.

Nun war Hansheinrichs stolzeste Stunde gekommen — aber die rechte Siegesfreude fehlte.

Wie ganz anders hatte er sich's in den Tagen der Arbeit ausgemalt! Wie hatte der Ehrgeiz, seinen Eltern einen vollgültigen Beweis seines Fleißes, seiner Energie zu geben, ihn angespornt, dem trockenen Schulwissen, dem er sich längst entwachsen glaubte, immer von neuem wieder Interesse abzuringen!

Und jetzt erschien ihm sein Triumph so nichtig!

Als am zweiten Tage das schriftliche Examen hinter ihm lag, war er der festen Überzeugung, daß die Arbeiten, die er abgeliefert hatte, den nicht geringen Ansprüchen der Kommission genügen würden. Die letzte Furcht vor der mündlichen Prüfung sank damit von ihm.

Er vermochte sich seiner Sicherheit indessen nicht zu freuen.

Seine Mutter fand ihn sehr verändert. Seine Gleichgültigkeit gegen seine Zukunft kränkte sie geradezu. Einmal fragte sie ihn vorwurfsvoll, ob er denn nicht dankbar dafür sei, daß man ihm auf jede nur denkbare Weise das Leben zu ebnen bestrebt sei, — ob er sich denn nicht überlegt habe, daß sein Eintritt ins Heer auch ihnen gewisse Opfer auferlege?

Da fielen ihm denn die schweren geschäftlichen Sorgen wieder ein, mit denen sein Vater zu kämpfen hatte. Die Wertschätzung des Geldes war ihm ganz verloren gegangen. Aber daß sein Vater in all seiner beruflichen Bedrängnis nun auch noch dadurch gequält werden sollte, daß er ihm den Zuschuß sichern mußte, dessen er in der Offizierslaufbahn bedurfte, — dagegen lehnte sich sein gutes Herz sofort energisch auf.

„O, weißt Du, Mutting," sagte er lebhaft, „dann ergreife ich eben einen anderen Beruf, in dem ich schneller zur Selbständigkeit komme. Meinst Du nicht auch? Meinethalben soll sich Papa keine Sorge machen."

Frau Harriet nahm ihm diese Gefaßtheit beinahe übel. In ihren Augen war es die endliche Rehabilitierung ihres Sohnes, die einzige, die allen Leuten imponieren mußte, wenn er nach seinen vielfachen Seitensprüngen, nach den abenteuerlichen Störungen seines Bildungsganges, nun doch noch als Avantageur Aufnahme fand.

Mutter und Sohn verstanden einander auch in anderer Hinsicht nicht. Frau Harriet hielt es bloß für einen Mangel an Taktgefühl, daß Hansheinrich sich ihr immer wieder in seiner großen Bangigkeit um Frau von Golin anvertraute; sie ahnte gar nicht, wie zerrissen es in seiner Seele aussah, sonst würde sein Schmerz ihr Mitleid herausgefordert haben, statt daß sie in seinem Kummer nur eine kränkende Zurücksetzung der leiblichen Mutter empfand.

Dienstag Abend stürmte er, kaum daß er sich daheim vom zweiten Examenstag zurückgemeldet hatte, sofort wieder davon. Herr von Golin hatte ihm eine Zeile geschrieben: die Ungewißheit über die Meinung des Professors bestehe noch immer, denn die eigentliche Operation könne erst andern Tags vorgenommen werden. Hertha war ihren Eltern heute früh von Oliza hierher gefolgt. Es hielt Hansheinrich nicht zu Hause. Wenn sich die Sachlage inzwischen auch nicht geändert haben konnte, er wollte Golins doch wenigstens sehen, sie sprechen, irgend ein tröstliches Wort über die Patientin vernehmen. So fuhr er denn nach dem Savoy-Hotel, in dem Vater und Tochter abgestiegen waren.

Er kehrte von ihnen womöglich noch zerquälter und zerfolterter zurück, als er hingegangen war. Sie hatten die Leidende nur auf wenige Minuten in der Klinik besuchen dürfen. Es herrschte dort eine strenge Disziplin, die den cholerischen Golin ganz außer sich gebracht hatte. Er machte sich nun selbst die bittersten Vorwürfe darüber, daß er den Professor nicht doch dazu bewogen hatte, die Operation auf Oliza vorzunehmen.

Hansheinrich berichtete seiner Mutter über all dies in so verzagtem Ton, daß sie an der Schwere seines Kummers nicht mehr zweifeln konnte.

Trost wußte sie ihm aber doch nicht zu spenden. Sie empfand es zu schmerzlich, daß sie bei ihrem Sohne erst in zweiter Reihe kam.

Tante Ellen überraschte es nicht. Die kindliche Dankbarkeit hatte sie bei Hansheinrich von Jugend auf vermißt.

„Ich will ihn nicht etwa anklagen," sagte sie, als sie mit der jüngeren Schwester einen Augenblick allein war. „Er hat sich im ganzen ja gebessert, und wir können unseren Schöpfer preisen, daß er ihn noch rechtzeitig zur Umkehr gebracht hat — denn um ein Haar wäre er doch für die gesittete, die gebildete Welt ganz und gar verloren gewesen. Aber ein Egoist bleibt er nach wie vor. Das zeigt uns seine Haltung jetzt ja deutlich genug. — Du hast ihm eben kein Schloß zu bieten, arme Harriet, wie Frau von Golin."

Der Hausherr kehrte erst spät abends aus der Stadt heim. Er fragte Hansheinrich, wie er das Ergebnis des heutigen Examenstages einschätze; auch nach Frau von Golin erkundigte er sich. Aber es war nur ein erzwungenes, äußerliches Interesse. Seine eigenen Geschäftssorgen drückten ihn zu sehr. Er verbreitete sich denn auch bald über den gegenwärtigen Stand seiner Angelegenheit.

Dem Hinundher der Debatte, die sich daran anschloß, konnte Hansheinrich nicht so völlig folgen. Er entnahm nur einzelnen Wendungen, daß Zaberns Darstellung annähernd richtig gewesen war. Es bestätigte sich auch, daß sein Vater bei den schweren Verlusten des Verlags im letzten Jahr nicht nur persönlich beteiligt gewesen war, sondern daß auch das kleine Erbteil, mit dem sich Tante Ellen auf Anraten ihres Schwagers an dem Unternehmen beteiligt hatte, höchst wahrscheinlich mit verloren war. Die Krisis stand jetzt nahe bevor: ein Konsortium hatte sich gebildet, das unter anderem die Neufinanzierung des ‚Neuen Fremdenblattes' in die Hand nehmen wollte. Es wäre dies die Rettung in letzter Stunde, sagte Tante Ellen, — zugleich die des Verlags, der andernfalls vor seinem Konkurs stand.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Streit um das Acre-Gebiet — Südamerikas neuster Zankapfel.

Von Hans Albert Kersting.

Es war nicht genug, daß an der Nordküste des südamerikanischen Kontinents die deutschen und englischen Kanonen ein entscheidendes Wort sprachen, um Präsident Castro von Venezuela zur Erfüllung seiner Verpflichtungen gegenüber den europäischen Großmächten anzuhalten. Über dies Vorgehen sind die übrigen südamerikanischen Staaten freilich sehr entrüstet und sprechen von einer „Vergewaltigung" Venezuelas. Trotzdem aber liegen sie sich auch schon wieder in den Haaren, so daß ein ernster Konflikt zwischen dreien von ihnen, nämlich Bolivia, Peru und Brasilien, auszubrechen droht. Es handelt sich dabei um ein Grenzgebiet, das seit jeher von jedem den drei Staate in Anspruch genommen ist, das sogenannte Acre-Gebiet.

Übrigens ist es nicht das erste Mal, daß es in Südamerika aus einem solchen Grunde beinah zum Kriege gekommen wäre. Denn die Grenzen sind bekanntlich zum großen Teil überhaupt nicht oder nur auf dem Papier festgelegt, und auch Verträge werden nur so lange gehalten, wie es nicht anders geht. Erst kürzlich war wieder ein Stück Landes in den Anden zwischen Chile und der argentinischen Republik streitig. Nur ein Schiedsspruch hinderte damals den drohenden Kampf zwischen beiden Mächten. Gerüstet hatte man schon auf jeder Seite. Jetzt sollen nun die bestellten Kriegsschiffe auf Vorschlag der Beteiligten von den Vereinigten Staaten von Nordamerika aufgekauft werden! Dann bekommt man doch seine unnützen Geldausgaben wieder! Und Geld brauchen sie alle in Südamerika. Chile vielleicht am wenigsten, weil es verhältnismäßig am besten verwaltet wird.

Am bekanntesten ist von den inneren südamerikanischen Wirren, die aus der mangelhaften Festlegung der politischen Grenzen entstanden, der Krieg geworden, den Chile im Jahre 1879 gegen Bolivia und Peru begann und 1880 und 1881 auch siegreich durchführte. Es handelte sich damals um ein streitiges Gebiet im nördlichen Teil der Wüste Atacama. Hier hatte man zwischen dem 23. und 24. Breitengrade südlicher Breite große Salpeter- und Guanolager entdeckt, über deren Ausbeutung Chile und Bolivia nicht einig wurden, weil Bolivia, entgegen einem 1874 geschlossenen Vertrag, auf Salpeter einen zu hohen Ausfuhrzoll legte. Das Ende war eine Kriegserklärung gegen Bolivia und bald darauf auch gegen Peru. Chile war siegreich. Dazu trug besonders seine Flotte bei, die die peruanischen Häfen blockierte. In dem am 31. März 1884 ratifizierten Frieden erhielt dann Chile das ganze streitige Gebiet und außerdem noch weitere Landesteile zugesprochen. Die Kraft des jungen Staatswesens hatte über seine beiden, damals ziemlich heruntergekommenen nördlichen Nachbarreiche den Sieg davongetragen. Die Verhältnisse dort sind übrigens bis heute so ziemlich die gleichen geblieben. Wenigstens ist Bolivia kaum einen Schritt in seiner Entwickelung vorwärts gekommen. Bei Peru liegt die Sache etwas anders. Um die in Südamerika herrschenden Zustände zu kennzeichnen, kann man heutzutage eben immer nur wiederholen, daß es sich um südamerikanische Staatswesen handelt. Das sagt genug!

Das jetzt zwischen den beiden spanischen Republiken Peru und Bolivia und ihrem großen Nachbarreiche Brasilien streitige Gebiet, um dessentwillen allerseits lange Erklärungen abgegeben und überall Truppen mobil gemacht werden, ist, wie gesagt, das sogenannte Acre-Gebiet. Es liegt dort, wo die drei Staaten aneinander stoßen, ungefähr geteilt in zwei Hälften von dem 10. Grade südlicher Breite, und gleicht einem Keil in seiner Gestalt, der von Bolivia aus zwischen Peru und Brasilien eingetrieben ist. Auf den Karten wird es regelmäßig als zu Bolivia gehörig eingetragen. Und diese Republik hält in ihren Erklärungen zu dem jetzigen Konflikte auch entschieden daran fest, daß „das Gebiet nicht streitig, sondern politisch ein Teil ihres Landes sei". Brasilien stellt sich dem gegenüber auf den entgegengesetzten Standpunkt. Bolivia stützt seine Rechte auf den 1867 zwischen den Beteiligten abgeschlossenen Vertrag und die später aufgenommenen Protokolle, sowie auf die Grenzbestimmungen durch gemischte Kommissionen. Auch Brasilien beruft sich auf den genannten Vertrag, dem es, wie die von dem brasilianischen Minister des Äußeren Rio Branco veröffentlichten Aktenstücke so schön sagen, „immer eine sehr liberale Auslegung gegeben habe und das in der Absicht, Bolivia zu begünstigen und ihm Verkehrserleichterungen auf dem Amazonenstrom und dem Paraguay zu verschaffen". Bolivia bleibt dem gegenüber auf seiner Meinung bestehen, daß diese Auslegung des Vertrages seitens Brasiliens nur zeige, daß das angeblich streitige Gebiet in Wahrheit zu Bolivia gehöre.

Wie aus diesen Äußerungen der beiden Teile hervorgeht, spielt der Vertrag aus dem Jahre 1867 eine große Rolle bei dem Konflikt. Durch ihn wurden die Grenzen der brasilianischen Provinz Amazonas gegen Bolivien hin geregelt. Schon im Jahre 1866 war von Peru und Brasilien eine Grenzregulierungskommission ernannt, welche den am 23. Januar 1851 zwischen den beiden Staaten abgeschlossenen Grenzvertrag in die Wirklichkeit umsetzen sollte. Diese Kommission setzte die Grenzen in der Weise fest, daß sie von dem Städtchen Tabatinga am Amazonenstrom nordwärts bis zum Rio Japura und südlich bis zum Zusammenfluß des Rio Javary mit dem Amazonas eine grade Linie zog. Dann kam der Vertrag vom Jahre 1867, der durch spätere Grenzbestimmungen seitens gemischter Kommissionen noch näher ausgelegt wurde. Aber wie so viele dieser südamerikanischen Grenzverträge, die meist eine sehr verschiedene Auslegung zulassen, ist auch diese Regulierung, wie die Tatsachen jetzt zeigen, verschieden aufgefaßt. Daß sich darüber in der ganzen Zeit kein Streit entsponnen hat, hat seinen Grund darin, daß das Gebiet sehr abgelegen und außerdem sehr schwer zu erreichen ist. Eigentlich führt nur ein Weg dorthin, und zwar zu Schiff vom Amazonenstrom aus. Außerdem wird das Territorium von einer Anzahl Leuten bewohnt, die keine Einmischung weder Brasiliens noch Bolivias in ihre Angelegenheiten dulden, sich als freie Herren fühlen und schon öfters Eindringlinge mit bewaffneter Hand vertrieben haben. Es sind meistens Brasilianer, welche die reichen Gummischätze des Landes ausbeuten und darin nicht gestört sein wollen.

In dem Vertrage von 1867 sind die Grenzen des streitigen Gebietes ungefähr so festgesetzt worden, daß man von der Quelle des schon erwähnten Rio Javary in der Nähe der Anden eine Luftlinie bis zu dem Punkte zog, wo der Rio Beni sich in den Madeira, einen Nebenfluß des Amazonas, ergießt. Die südliche Grenze bildet der 10,20 Grad südlicher Breite bis dahin, wo er peruanischen Boden berührt. Das ganze Gebiet westlich vom Madeira zwischen der erwähnten, vom Javary bis zum Beni gezogenen Linie, und dem genannten Breitenkreise ist streitiges Gebiet, und Brasilien will, als Grenze gegen Bolivia, den Breitenkreis 10,20 Grad betrachtet wissen. Hinzu kommt nun aber, daß auch Peru auf dies Gebiet, von dem es durch eine von der Quelle des Rio Javary bis dahin, wo der Rio Purus den Breitenkreis 10,20 kreuzt, gezogene Linie getrennt wird, Anspruch macht. Auch diese Republik stützt sich dabei auf weiter zurückliegende Verträge. Und erst vor ganz kurzer Zeit ist zwischen Peru und Bolivia ein Vertrag, der die schiedsrichterliche Entscheidung in diesem Streite betraf, unterzeichnet worden. Die Verwirrung ist also vollständig.

Dieser Zustand war von sehr provisorischem Charakter. Aber er hielt sich infolge der Abgelegenheit des streitigen Gebietes. Erst Bolivia war es vorbehalten, den Stein ins Rollen zu bringen. Gestützt auf seine angebliche Souveränetät über das Acre-Land, verpachtete dieser Staat nämlich vor kurzem das Gebiet an ein englisch-amerikanisches Syndikat, das „Bolivian Syndicate", welches den Gummireichtum des Territoriums ausbeuten will. Mit diesem Zweck tritt die Gesellschaft natürlich in scharfen Gegensatz zu den Interessen der im Acre-Gebiet sitzenden Brasilianer, welche schon seit langem die Gummigewinnung betreiben. Und so sah sich Brasilien genötigt, einzuschreiten, um so mehr als die brasilianische Opposition schon mehrmals den Schutz ihrer Landsleute im Acre-Gebiet verlangt hat. Der derzeitige brasilianische Minister des Äußern, Baron Rio Branco, nahm aber zum Vorwand etwas ganz anderes. Er ließ der bolivianischen Regierung mitteilen, daß die dem Syndikat erteilte Konzession ungültig sei, weil sie eine teilweise Entäußerung von Souveränetätsrechten an eine ausländische Gesellschaft, die keine internationalen Rechte besitze, enthalte. Die Konzession erinnere an Afrika, sei aber Südamerikas unwürdig. Durch dieselbe habe Bolivia Ausländern die Machtvollkommenheit verliehen, eine nur von Brasilianern bewohnte Gegend zu verwalten, Streitkräfte zu Lande und zu Wasser zu halten und in souveräner Weise über die Schiffahrt auf dem Aquiry oder Acre zu bestimmen. Da Bolivia bei Erteilung der Konzession gewußt habe, daß das verpachtete Gebiet streitig sei, so sei der Vertrag ungültig.

Vorschläge, welche von beiden Seiten gemacht wurden, um die Frage aus der Welt zu schaffen, — so schlug Brasilien den Ankauf, bezw. einen Gebietsaustausch des streitigen Landes vor, — haben zu keinem Ergebnis geführt. Man rüstet jetzt von beiden Seiten, und den letzten Nachrichten zufolge will Brasilien das Acre-Land militärisch besetzen, ohne jedoch die diplomatischen Beziehungen zu Bolivia zu unterbrechen. Eine Schiffsdivision, bestehend aus einem Panzer, einem Kreuzer und einem Torpedozerstörer, ist nach dem Amazonas abgegangen. In dieser Beziehung ist Brasilien trotz der großen Entfernung des Acre-Gebietes von Rio de Janeiro viel günstiger gestellt, als Bolivia. Denn es kann auf dem gewaltigen Strom des südamerikanischen Kontinents, dem Amazonas, und dessen Nebenflüssen Acre erreichen, während Bolivias Heer durch weite, unbewohnte Pampas dringen muß. Denn der Aquiry oder Acre, nach dem das Gebiet genannt ist, ergießt sich in den Rio Purus, und dieser wiederum in den Amazonenstrom in einem großen Delta von vier Armen. Beide Flüsse sind diejenigen, welche das streitige Gebiet vor allem bewässern, und deren Uferwaldungen jene zahllosen Gummibäume enthalten, um welcher willen das Land so geschätzt wird. Da zur Ausbeutung dieser Wälder bald zahlreiche Ansiedler in das Land kamen und Niederlassungen errichteten, so wurde auch der Verkehr auf dem Rio Purus sehr stark. Bis nach Peru hinein, nämlich bis 7° 4' 2" südlicher Breite, ist der Purus für große Dampfer schiffbar. Von da an befahren ihn noch solche, die bis zu 1,2 m Tiefgang haben. Er bildet also eine ausgezeichnete Wasserstraße, und seit 1869 besteht eine regelmäßige Dampferverbindung auf dem Flusse. Der Aquiry oder Acre ist dagegen nur während der vier Regenmonate schiffbar, und auch in dieser Zeit nur für Fahrzeuge, welche keinen zu großen Tiefgang haben. Auf beiden Strömen trifft man zeitweise große Mengen schwimmenden Grases an; dazwischen treiben

Digitized by Google

gewaltige entwurzelte Urwaldriesen den Fluß hinab, die selbst den großen Dampfern gefährlich werden können. Während der Regenzeit schwellen nämlich sämtliche Ströme des Amazonasgebietes derartig an, daß das Land weithin unter Wasser gesetzt wird. Die sonst trocken liegenden Lagunen und Verbindungskanäle füllen sich rasch, jeder Fluß tritt über seine Ufer, die Nässe überschwemmt den Urwald. Alles trieft von Feuchtigkeit, und die Indianer, die in besonders der Wassergefahr ausgesetzten Gebieten wohnen, leben während dieser Zeit in ihren Kanoes. Das ganze Becken des Amazonenstromes bildet dann eine große Wasserwüste, die in gewaltiger Unendlichkeit und tiefem, erhabenem Schweigen daliegt. Hört die Regenzeit auf, so fließen die Wassermassen wieder in ihre natürlichen Betten zurück. Die Uferwände der Ströme sind jetzt aber durch die Nässe so erweicht, daß sie die großen Baumriesen, die auf ihnen stehen, nicht mehr tragen können. Diese lösen sich und stürzen in die Flut. Dort bilden sie dann, ebenso wie im Mississippi, für die Schiffahrt sehr unangenehme Hindernisse.

Der Rio Purus wie der Acre ziehen durch die ewige Einförmigkeit des südamerikanischen Urwaldes dahin, in zahllosen Windungen, zu beiden Seiten eingefaßt von den dichten grünen Blättermassen der „Hyläa“. So nennt man seit Humboldt das üppige, in ungefesselter tropischer Fruchtbarkeit sich im Becken des Amazonenstroms erstreckende Waldgebiet. Der Brasilianer unterscheidet in der „Hyläa“ wieder verschiedene Abteilungen. Der während der Regenzeit völlig unter Wasser stehende Wald, aus dem dann selbst die höchsten Bäume nur noch mit den Wipfeln hervorragen, heißt der Igapó. Dann folgt der selten überschwemmte Teil, der Eté- oder Guaçuwald, den der Brasilianer auch Mato virgem (jungfräulichen Wald) nennt. Endlich bildet die Terra firma die dritte Stufe der „Hyläa“. Im Igapó-Wald wächst der Baum, welcher besonders das Gummi liefert und so mittelbar zu dem jetzigen Konflikte beigetragen hat, die Siphonia elastica (Hevea guianensis oder brasiliensis). Der Baum gehört zu den Euphorbiaceen. Von den Brasilianern wird er seringueira genannt. Er ist nicht die einzige in Amerika und speziell in Brasilien wachsende Pflanze, die Kautschuk liefert. Doch sind die übrigen, wie die Mangabeira u. a., neben der Seringueira nicht von großer Bedeutung.

Die ersten Nachrichten über das Vorkommen und die Gewinnung des südamerikanischen Kautschuks oder, wie es auch genannt wird, des Paragummis gab im Jahre 1757 der Reisende Charles Marie de la Condamine, den die Pariser Académie des Sciences 1735 zusammen mit Bouguer und Godin nach Peru gesendet hatte, um dort Gradmessungen zum Zweck der genauen Bestimmung der Gestalt der Erde vorzunehmen. Im Jahre 1744 führte er auf seiner Rückreise die berühmte Fahrt auf dem Amazonenstrom aus, von welchem er die erste Karte entwarf, die sich auf astronomische Berechnungen gründete. Von früheren Reisenden, welche das weite Gebiet des Amazonas durchzogen, hat uns keiner Nachrichten über das Paragummi hinterlassen, weder Orellana, der ihn als erster Europäer 1540 befuhr und dem Strom auch den Namen gab: denn er traf, als er den Rio Napo verließ, bei dessen Einmündung in den Amazonas angeblich ein Dorf, welches nur von Weibern bewohnt wurde, die gegen ihn kämpften; noch auch seine Nachfolger in demselben und den späteren Jahrhunderten. Erst La Condamine verkündete Europa, welch wertvolles Erzeugnis die dichten Urwälder Südamerikas bargen. Welch ungeheure Entwickelung dies Produkt aber noch vor sich hatte, konnte er damals nicht ahnen.

Der Brasilianer nennt das Kautschuk Gomma elastica oder Borracha. Für ihn bildet es einen der wichtigsten Handelsartikel des Landes. Ist doch das Gummi, das in den Wäldern am Amazonas gewonnen wird, zweifellos das beste der Welt, neben dem die anderen Sorten, wie das afrikanische, centralamerikanische und ostindische Kautschuk, keine große Bedeutung haben. Während noch im Jahre 1839/40 nur rund 394 000 kg ausgeführt wurden, stieg die Ausfuhr in den folgenden Jahrzehnten fortgesetzt und bezifferte sich im Jahre 1892 auf rund 19 Millionen kg, d. h. mehr als die Hälfte des auf der ganzen Erde erzeugten Gummis. In dem folgenden Jahrzehnt ist die Ausfuhr ebenfalls, wenn auch nicht in dem Maße, in die Höhe gegangen. Es läßt sich also ermessen, welchen Wert für die beteiligten südamerikanischen Staaten ein Stück Land von der Größe Bayerns, das dicht mit Gummipflanzen bedeckt ist, haben muß.

Die Gewinnung des brasilianischen Gummis wird von den sogenannten Seringueiros betrieben. Es sind das zum Teil Indianer, außerdem Mischlinge und Europäer. Diese können ihre Arbeit natürlich nur in den Zeiten ausüben, zu denen der niedrigste Wasserstand herrscht. Es sind das die Monate Juli bis Januar. Der Seringueiro, der meist seine Wohnung mitten in den Gummiwäldern errichtet, sucht sich die Stämme aus, welche voraussichtlich eine reiche Ausbeute gewähren. Die Rinde des einzelnen Baumes wird dann an verschiedenen Stellen senkrecht eingeschlitzt und in die so gewonnene Öffnung ein Keil getrieben, um sie offen zu halten. Unter dem Einschnitt bringt der Seringueiro Gefäße von ungebranntem Ton an, in die der rahmähnliche weiße Saft des Baumes fließt. Ist ein Baum ganz erschöpft, was bis vier Stunden erfordern kann, so wird der Saft in dem Rancho des Seringueiro sofort dem Rauche eines Holzfeuers ausgesetzt, da er sonst gerinnen und unbrauchbar werden würde. Dies geschieht in der Weise, daß man ihn über tönerne Formen ausfließen läßt, die mit langem Stiele versehen sind, und über dem Feuer bewegt, bis er infolge der Einwirkung des Rauches eintrocknet. Dann wird neuer Saft darüber gegossen und diese Manipulation so oft wiederholt, bis die Schicht stark genug ist. Die Formen haben die Gestalt einer Schaufel oder eines Ruders, die oft bis zu einem Meter lang sind. Der trockene Saftüberzug wird nun von dem Formholz abgetrennt. Er hat die Gestalt eines flachen, etwas gekrümmten Klumpens, der im Handel „Biskuit“ genannt wird. Früher kam auch der frische Milchsaft, dem man etwas Salmiak zugesetzt hatte, zur Versendung. Das geschieht jetzt nicht mehr.

Während bei der früher betriebenen Gewinnung des Gummis durch die einzelnen Seringueiros das Erträgnis nicht groß war, — so stellte z. B. ein Indianer täglich gegen 2—3 kg fertig, — würde dies bei einem rationellen Betrieb seitens einer Gesellschaft, wie des „Bolivian Syndicate“, natürlich anders werden. Vorläufig scheint es freilich dazu im Acre-Gebiet nicht zu kommen. Von Bolivia aus dringt General Pando vor, und Brasilien hat außer der schon genannten Schiffsdivision den General Itaperuna zu Lande nach der Provinz Mato Grosso gesendet. Daneben scheinen die Vereinigten Staaten von Nordamerika die Rechte ihrer Untertanen, die dem Syndikat angehören, aufrecht erhalten zu wollen. Man darf gespannt sein, ob sich die Dinge auf friedlichem Wege erledigen lassen, oder ob die Kanonen auch hier mitsprechen müssen.

Der Miniaturmaler.

Von Marianne Mewis.

Rotteburg ist ein winziges westpreußisches Ackerstädtchen, nach dem junge Assessoren wie nach Schrimm, Rogasen, Samter und anderen sprichwörtlichen Plätzen zum Austoben verschickt werden. Es besitzt indes doch seine Reize und besaß sie vor wenigen Jahren, ehe es die Vizinalbahn mit der übrigen Welt in Verbindung setzte und bei sanguinischen Naturen die Baulust weckte, nach der malerischen Seite hin in noch höherem Maße. Der Fremde, der mit der Post vier Stunden lang durch ebenes, sandiges Land gefahren kam, sah Rotteburgs hellgetünchte Häuser stets mit Überraschung jenseits eines sehr klaren, flußähnlich langgestreckten Sees am Hange eines mäßigen Hügels emporklettern. Den breiten, länglichen Gipfel der Anhöhe krönte an ihrer einen Seite ein schwarzgrüner Kiefernwald, unterhalb dessen über den roten Hausdächern des Städtchens ein gelber Sandabsturz leuchtete. Neben dem Kiefernwäldchen erhob sich inmitten des Friedhofes wie ein altes Kastell die Kirche mit ihrem dicken, viereckigen Turme, der nur eine ganz niedrige Dachpyramide trug. Die Kirche war aus Feldsteinen erbaut; und die breiten Mörtelfugen liefen wie ein helles Geäder zwischen den unregelmäßig behauenen gelblichen, gräulichen, rötlichen Steinen hin. Ganz auf der entgegengesetzten Kuppe des Hügels stand eine Windmühle und streckte ihre silbergrauen Flügel über den Abhang. In dem Raume zwischen Mühle und Kirche, und zwar nicht ganz auf dem Kamme liegend, waren in ziemlichem Abstande von einander zwei Häuser erbaut: das größere weißgekalkte Pfarrhaus und ein kleines hellrosa gestrichenes. Das rosa — es bestand nur aus Erdgeschoß und Dachstockwerk — gehörte dem Miniaturmaler Lille.

Herr Lille war ein Däne. Man hörte es ihm immer noch an, obwohl er sich bemühte, die ‚dütske Sprach‘ sehr rein und richtig anzuwenden. Reinlichkeit und Korrektheit in allen Dingen waren ihm nämlich die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse. Er trug die tadelloseste Wäsche im ganzen

Digitized by Google

Städtchen, welches Ziel nicht übermäßig schwer zu erreichen war, da sich selbst Berliner Assessoren nach einiger Zeit im Anzuge vernachlässigten und erklärten, für Rotteburg genügte es, wenn man sich täglich wüsche; und auch diesen Aufwand an Sauberkeit brauchte man nur um seiner selbst willen zu machen. So dachte Herr Lille nicht. Seine kleinkarrierten Beinkleider wiesen stets eine feste Bügelfalte auf, sein grauer etwas langschößiger Rock und sein steifer schwarzer Hut waren tadellos gebürstet, seine Handschuhe anständig; und selbst das Lüstreröckchen, das er im Hause trug, zeigte nicht einen einzigen Farbefleck. Sein Haar ließ er kurz schneiden, und einen Bart trug er gar nicht, weil ihm Haare im Gesicht unappetitlich erschienen. Als er vor zwanzig Jahren nach Rotteburg gekommen war, wunderten sich die Eingeborenen gewaltig über ihn. Sie hatten sämtlich noch keinen lebendigen Kunstmaler gesehen und stellten ihn sich natürlich mit Sammetjoppe, Kalabreser, wallenden Locken, einem Rinaldobarte und der Neigung, in einer phantastisch aufgeputzten und sehr schmutzigen Räuberhöhle zu wohnen, behaftet vor. Bis zu diesem Moment hielten sie seine Braut, eines der angesehensten und beliebtesten Mädchen der Stadt, einfach für geistesgestört. Herrn Lilles Anblick beruhigte sie einigermaßen über Linchens Einfall. Linchen Losehand war die Tochter eines wohlhabenden Krämers, der seinen Laden am Markte hatte. Sie führte ihrem verwitweten Vater in der mustergültigsten Art den Haushalt und entwickelte sich vom fünfzehnten bis zum zwanzigsten Jahre aus einem mageren, unscheinbaren Backfische zu einer allerliebsten kleinen Puppe mit dem zierlichsten Figürchen, den winzigsten Händen und Füßen, der zartesten Haut, den blauesten Augen, dem hübschesten blonden Ringelhaar und einer sehr verständigen Gemütsart. Zu ihrem zwanzigsten Geburtstage wünschte sie sich, ‚die Welt zu sehen‘, da sie nun glaubte, reif genug dafür zu sein. Herr Losehand, der seine Tochter zärtlichst liebte und ihr jeden ihrer meist höchst vernünftigen Wünsche erfüllte, schüttelte zwar zu diesem einen etwas den Kopf, schickte Linchen aber dann doch für sechs Wochen zu einer Tante nach Berlin. Die Tante, eine gut kleinbürgerliche Berlinerin, ging mit ihrer lieblichen Nichte gern aus und führte sie auch einmal in die Oper. Sie richtete es vornehm ein und nahm zwei Vorderplätze in einer Loge des zweiten Ranges. Als die Damen nun in ihren besten Kleidern da prangten und der ‚Prophet‘ mit Niemann seinen Anfang nahm, stellte es sich zuvörderst heraus, daß sie der Tante Operuglas vergessen hatten. In begreiflicher Aufregung darüber ließ Linchen den Theaterzettel über die Brüstung flattern, der nun zu ihrer fürchterlichen Beschämung wie eine weiße Taube ins Parkett niederschwebte. In diesem schrecklichen Augenblick beugte sich ein junger Mann vor, bot seinen eigenen Zettel an, half auch später mit seinem Glase aus, und es knüpfte sich nun, wie es Linchen bei einem Ausfluge in die Welt als selbstverständlich erschien, an dieses Zusammentreffen eine schnell inniger werdende Bekanntschaft. Herr Lille, der im allgemeinen ziemlich zurückhaltender Natur war, hätte wohl kaum so schnell Feuer gefangen, wenn er nicht eben von seiner, damals noch unerläßlichen, Italienfahrt zurückgekehrt wäre. Die Italienerinnen hatten dem feinen, kleinen, sauberen Männchen aber so wenig behagt und ihm den ‚großen Stil‘ für den Augenblick so gründlich verhaßt gemacht, daß er wie verzaubert auf das zarte weiße Hälschen und die blonden Lockenringel der ersten jungen Nordländerin starrte, mit der er wieder in nähere Berührung kam. Der ‚Prophet‘ ging trotz Niemann spurlos an ihm vorüber.

Bei seinen immer häufiger werdenden Besuchen im Hause der Tante erzählte er von seinem bisherigen Leben. Er war der Schüler seines Vaters, eines in Dänemark nicht unbekannten Aquarellmalers und übrigens wohlhabenden Mannes. Mit dem Alten zusammen hatte er seine Studienreise angetreten und überall ‚Veduten‘ gemalt, d. h. eigentlich nur Skizzen gefertigt: in Kopenhagen, Stockholm, Dresden; dann im Süden, in Rom, Neapel, besonders auch in Pompeji. Als der alte Herr in Messina am Fieber gestorben war, reiste der Sohn langsam heimwärts. Nach und nach brachte er Mappen voll von sehr sauberen und mit sehr spitzem Pinsel ausgeführten Aquarellskizzen mit und zeigte und erklärte sie den Damen. Aber er malte auch anderes, allerliebste zierliche Miniaturporträts, meist nach Photographien. Er hatte mit einer Berliner Kunsthandlung angeknüpft, die ihm Aufträge verschaffte. Linchen war bis zu Thränen gerührt, als er ihr einmal, nach einem aus der Tante Album eskamotierten Bilde, ihr sehr zartes, feines Konterfei unter Glas in einem hübschen Bronzerähmchen brachte. Natürlich verlobte sie sich nun mit ihm und teilte dem Vater dieses Ereignis sofort brieflich mit. Herr Losehand erschrak furchtbar über den ‚Maler‘, band schleunigst seine blaue Schürze ab und fuhr in tödlicher Aufregung nach Berlin. Als er aber den netten und adretten Lille zu sehen bekam, von dessen soliden Lebensverhältnissen erfuhr und seine sehr verständigen Ansichten kennen lernte, verlor sich seine Abneigung gegen Künstler, und er stellte nur die Bedingung, daß sein einziges Kind nicht in die Ferne ziehen dürfte, sondern der Gatte sich in Rotteburg ansiedeln sollte. Dazu war Herr Lille mit Vergnügen bereit. Er stammte selbst aus einem Landflecken nicht weit von Kopenhagen und liebte die kleinen ruhigen Städte. Er wollte nur so recht in Frieden arbeiten können; und Linchen beteuerte feierlich, daß sie sich der Pflichten einer Künstlersgattin vollauf bewußt sei und ihrem Manne alle Miseren des Lebens, als da sind: Dienstbotenärger, verdorbenes Mittagsessen, Geschäftsplackereien ꝛc. nach Kräften fern halten wollte.

Herr Lille kam also nach Rotteburg, das er entzückend fand, erbaute sich das kleine rosa Häuschen am Kirchberg — so hieß der Hügel — und heiratete. Er hatte es wirklich ideal getroffen. Von seinem Hause genoß er nach vorn, der Westseite hinaus, einen reizenden Blick über Städtchen und See und beobachtete von seinen Fenstern aus täglich die herrlichsten Sonnenuntergänge, wenn die Sonne schien. Sein Atelier, die eine Giebelstube, hatte Nordlicht; die andere an der sonnigen Südseite diente als Schlafzimmer. Den rauhen Ostwind fing der Hügelkamm ab, die Widerwärtigkeiten des Daseins Frau Linchen. Das ꝛc. — kleine unartige Kinder, die in unbewachten Augenblicken die Palette auf die Butterseite werfen, an Vaters Bildern malen und aus den Tuben mit Zinnober, Gummigutt oder Schweinfurter Grün naschen — stellte sich nicht ein. Der Berliner Kunsthändler war ein findiger, betriebsamer Mann; und Herrn Lilles zierliche Kunst blühte und trug blanke Früchte. Der Maler arbeitete pünktlich und gewissenhaft seine bestimmte Zeit täglich für den Erwerb; Stimmung und Stimmungen kannte und brauchte er nicht. In ebenso genau bemessenen Stunden ‚bildete er sich fort, um nicht im Handwerk unterzugehen‘. In dieser dem Höheren, dem idealen Streben geweihten Zeit führte er nach den früher gemachten Studien Bilder aus und zwar, da er eine ausgesprochene Neigung für Perspektive hatte, Panoramen. Darunter muß man sich nun nicht hausgroße Riesengemälde vorstellen. Nein, es waren im Halbkreise aufzustellende, auf einem etwa $^3/_4$ Meter hohen und bis vier Meter langen Leinwandstreifen aufgezogene Aquarelle, auf denen in Gouachemanier die ‚Veduten‘ bis in die winzigsten Kleinigkeiten hinein aufgepinselt waren. Da sah man Ansichten aus Pompeji mit nagel- bis fingergliedgroßen Darstellungen der antiken Geräte, Lämpchen, Amphoren, Wagen, Maße, Schüsseln — alle so genau ausgeführt, daß ein Handwerker danach wie nach dem Originale hätte arbeiten können. Die Landschaften zeigten jedes Gewächs von der Aloe und der Opuntie bis zur Pinie oder Palme bis aufs winzigste Blättchen in Lilliputverhältnissen. Auf den Straßenbildern erkannte man die Blumen in den Vasen und Töpfen deutlich; und jeder Mensch im Gewimmel der buntscheckigen römischen Bevölkerung — Städter, Bauer, Hirt, Priester aller Rangstufen, Mönche, Nonnen, Klosterzöglinge, Soldaten, Modelle, Fremde — steckte als ganz charakteristisches Figürchen in seinen bis aufs Tüpfelchen ausgeführten Kleidern. Das alles stand wohl

Digitized by Google

ein wenig hart neben einander; aber im ganzen stimmten Architektur, Staffage, Landschaft, der stets heitere Himmel und das allzeit blaue Meer doch recht hübsch zusammen und gaben auf einige Fuß Entfernung ein immer noch recht erfreuliches Bildchen. Ebenso gewissenhaft, als die Arbeitszeit, wurden die Stunden der Erholung innegehalten und ausgenutzt. Etwas Arbeit in dem kleinen Hausgärtchen, ein tüchtiger Spaziergang, im Winter Schlittschuhlaufen auf dem See, worin der Nordländer große Übung hatte, wechselten mit einander ab. An diesen Vergnügungen nahm Linchen regelmäßig teil. Von Zeit zu Zeit hieß es: „Wir müssen eine Reise machen, das ist zur Auffrischung notwendig!“ — Aber die Reise unterblieb immer. Das Erwachen des Frühlings war gerade in



Zwei Helden. Nach dem Gemälde von H. Sperling.

Rotteburg, zwischen dessen roten Dächern man von oben her überall die schneeigen Kronen der Obstbäume leuchten sah, reizend mitzuerleben. In den heißen Sommertagen konnte es sich nirgends schattiger, luftiger und angenehmer sitzen, als in der Pfeifenkrautvorlaube an der Haustür; auch blühten dann die Rosen in dem kleinen Garten so wundervoll, und der See bot die erquickendsten Bäder. Der Herbst reifte das Spalierobst an der Südwand des Hauses, und Linchen hatte soviel mit Fruchteinkochen zu tun. Wer aber mochte im Winter den warmen Ofen verlassen?! —

Nach und nach liefen die Bestellungen spärlicher ein. Da indes Linchens Vater gestorben war und sie Haus und Laden am Markte gut verkauft, dazu einen hübschen Batzen geerbt hatte, fiel der Verlust an ihres Mannes Einnahmen wenig ins Gewicht. Herr Lille bekam trotz seiner sorglosen Lebensweise hier und da graue Haarspitzen. Linchens Rosenhaut und ihre Vergißmeinnichtaugen verblaßten bedenklich; um ihre Haarfarbe kümmerte sich kein Mensch mehr; — und so gingen zwanzig lange Jahre ins Land ‚wie ein Geschwätz‘. Herr Lille war ein Mann nahe den Fünfzigern, als er in der Zeitung, dem Kreisblatte, mit einemmal soviel von der neuen Kunst großen Stils las, daß er anfing, neugierig zu werden. Dazu wurde mit mächtigem Pompe die Vizinalbahn eröffnet, und eines schönen Tages erklärte der Maler, daß er nun wirklich einmal nach Berlin reisen wollte. Es war im Sommer; die Einmachezeit fing gerade an, und Linchen meinte, sie könnte nur abkommen, wenn ihr Mann dieses Jahr auf ein paar Fruchtarten verzichtete. Da erwiderte er, er wolle ihr das Opfer nicht zumuten — und fuhr allein.

Nach acht Tagen war er wieder da. Zuerst schwieg er so anhaltend, daß Linchen in Angst geriet. Dann schien er zur Klarheit in sich selbst gelangt zu sein, und nun redete er wie ein Bergsturz — immer über die ‚große‘ Kunst, über die Pflicht, sich nicht im Kleinkram zu verlieren, sein Talent nicht zu ‚verläppern‘ und seine künstlerischen Fähigkeiten in Scheidemünze zu verausgaben; sprach vom Zauber der Fläche, vom hinreißenden Schwunge der großen Kontur, dem Meer von Farbe, in dem sich der trunkene Blick verliert. Dabei schritt er von Zimmer zu Zimmer, wo seine Miniaturen überall in zierlichsten Rähmchen die Wände bedeckten, und blieb bald vor der, bald vor jener mit Achselzucken und mitleidigem Lächeln stehen. Dann klappte er seine Panoramen auseinander, stellte sie auf, betrachtete sie kopfschüttelnd und packte sie wieder beiseite. Seine Hunderte von feinsten Pinseln ließ er unberührt. Nach einigen Tagen langten eine mächtige

Digitized by Google

Leinwandrolle eine Riesenstaffelei und eine Kiste mit Farben, Pinseln und allen möglichen Malutensilien, darunter eine Palette wie ein Ofenschirm an.

Frau Linchen wagte keine Frage zu tun. Ihr Mann lächelte immer nur geheimnisvoll. Endlich hielt er's nicht mehr aus. „Linchen," sagte er, „nächstes Jahr bekommen wir die wandernde Kunstausstellung nach der Kreisstadt. — Ich habe mit den Komiteeherren gesprochen — ich werde zum erstenmale ausstellen — ein Gemälde großen Stils. Man geht unter, verliert sich selber. Es ist Zeit, sich emporzuraffen."

Linchen sah ihren Mann bewundernd an. „Du hast recht, Christian. Es wird wohl etwas Hes—Historisches?"

„Linchen, das Historische ist aus der Mode," entgegnete Herr Lille überlegen. „Wir haben den — den — Realismus und den Symbolismus und — und — aber das verstehst Du nicht."

„Nein, Christian. Aber könntest Du mir nicht ungefähr sagen, was Du malen willst?" — „Ich denke wohl Figuren." — „In Lebensgröße?" — „Selbstverständlich. Nur keinen Kleinkram." — „Frauen?" — „Wahrscheinlich." — „Wirst — wirst Du Modelle brauchen?" — „Nein, ich habe das alles im Kopfe." —

Linchen seufzte erleichtert auf und verließ das Atelier. Sie hatte sich fest vorgenommen, als Künstlerfrau mit allen engherzigen Bedenklichkeiten zu brechen, aber die Modellwirtschaft erschien ihr doch gräßlich, ganz abgesehen davon, daß in dem kleinen Städtchen die Sache ungeheures Aufsehen erregt und zu allen möglichen Mißdeutungen Anlaß gegeben hätte.

Herr Lille machte sich, nachdem er lange über den Stoff mit sich im Unklaren gewesen war, ans Werk und malte in sieben Monaten sieben Frauengestalten auf die Leinwand. Genau jeden Monat eine. Jede trug ein andersfarbiges Kleid. Zuerst war er — was Linchen gar nicht an ihm kannte — in entsetzlicher Stimmung. Dann schlug seine Laune ins Gegenteil um; er pfiff und sang bei der Arbeit und geriet in eine beunruhigende Aufgeregtheit hinein. Seine Augen funkelten, sein Gesicht war beständig fieberhaft gerötet, und seine sonst sanfte und leise Stimme bekam etwas Heiseres, Kreischendes. Er lachte oft ohne Ursache. Als er sein Bild beendet hatte, rief er Linchen, die in der ganzen Zeit das Atelier nicht betreten und das Aufräumen der Magd überlassen sollte, herbei und sagte zu ihr: „Das Bild ist symbolistisch. Was denkst Du Dir dabei?"

Linchen sah sich die sieben bunten Damen, die sich an den Händen hielten, an und erwiderte endlich zögernd, als sie ihrem Manne die Ungeduld anmerkte: „Wenn es nicht sieben sondern sechs wären, und wenn sie Lampen hätten, dächte ich, daß es die törichten Jungfrauen sein sollten."

Herr Lille machte Augen, als wenn er seine Frau fressen wollte. Dann besann er sich doch, lachte höhnisch und sagte kurz: „Ich symbolisiere die Farbenfreudigkeit. Das Bild heißt ‚der Regenbogen'. Es ist nur, damit Du's weißt, wenn jemand fragt. Die sieben Frauengestalten tragen Gewänder in allen Farben."

„Schwarz und Weiß fehlen," meinte Linchen kleinlaut. „Schwarz und Weiß sind keine Farben!!!"

Linchen wagte keine Bemerkung weiter. Ihr Mann sprach auch nicht mehr mit ihr über das Bild.

Als aber die Ausstellung eröffnet war, nahm er Linchen doch mit nach der Kreisstadt. Sie sollte Zeugin seines Triumphes sein. Am Eingang zu den paar Ausstellungsräumen fragte er gleich nach dem ‚Bilde von Lille'. Der Aufseher, der ihn nicht kannte, machte ein vergnügtes Gesicht und wies ihn nach einer Nebentür des Hauptsaales. Dorthin steuerte Herr Lille mit seiner Frau am Arme. Die Ausstellung war recht gut besucht. In dem kleinen Zimmer waren eine Anzahl Leute versammelt. Sie standen alle lächelnd vor einem Bilde: Lilles ‚Regenbogen'. Ganz vorn befanden sich ein paar junge Leute, die laut lachten und schwatzten. „Nein, sehen Sie nur — diese Rote da — zu köstlich! Total in allen Gliedern verschraubt! Als wenn sie in einer Windhose umhergewirbelt worden wäre. Und dabei doch wie aus Pappe geschnitten. So kleben sie übrigens alle auf der Leinwand. Alle Verhältnisse unrichtig, jede Stellung unnatürlich. Dazu die Farbenzusammenstellung."

„Was wollen Sie? Das ist Farbenfreudigkeit. Und solche Mühe hat er sich gegeben! Hier in der orange Mähne von der Gelben kann man jedes Haar zählen. Ebenso in den Augenbrauen. Dann ist der Pinsel wieder mit ihm durchgegangen, und er hat angestrichen, als wenn es sich um eine Wand handelte." So ging es noch lange weiter.

Herr Lille stand stumm dabei. Er folgte den deutenden Fingern und sah alle die schreienden Mängel und lächerlichen Fehler mit grausamer Deutlichkeit. Wo hatte er nur seine Augen gehabt, daß er das alles nicht früher bemerken konnte?! Seine Phantasie hatte ihm ein Bild vorgezaubert, das sich ihm vor das wirklich entstehende wie eine Tapetenwand vorschob. Nun schwand die Fata Morgana, und es blieb nichts, als eine Wüste zurück. Des Malers Antlitz wurde blaurot. Er atmete heftig und faßte, als wenn er sich stützen wollte, nach der Lehne eines Stuhles, auf dem eine alte fette Dame saß. „Weg da!" schrie er plötzlich mit gellender Stimme, daß die dicke Dame wie ein Gummiball emporschnellte und mit den übrigen Leuten zur Seite wich, denn Lille hob den Stuhl mit beiden Armen hoch empor. Der Raum vor dem Bilde wurde im Nu frei, und mit einer furchtbaren Kraftanstrengung schmetterte der Maler den Stuhl mitten in sein Bild hinein, daß die Leinwand krachend zerbarst. Dann taumelte er hintenüber und verlor die Besinnung. —

Als Herr Lille nach einer schweren Krankheit zum erstenmale wieder sein Atelier betrat, waren die große Staffelei und all der gewaltige Apparat verschwunden. Auf dem Tische lagen die Hunderte feiner Pinselchen; daneben standen das Wasserglas und die Aquarellkasten, alles wie früher vor der ‚großen Zeit'. Und er setzte sich freundlich und geduldig zu seinen Bilderchen. Sie wurden immer kleiner und feiner. Er arbeitete nur noch mit der Lupe. In die Umrahmung einer Briefmarke malte er einen ganzen Postwagen, eine Halbchaise mit einem Brautpaare aus der Biedermeierzeit und dem blasenden Schwager samt den Pferden hinein. Das war noch eine selbständige Darstellung. Dann gelangen ihm nur mehr sklavische Kopieen. Einmal verirrte sich ein schönes Tagpfauenauge ins Zimmer. Lille gab in unendlich mühevoller Arbeit die ganz feine Zeichnung, die Farbenpracht der Flügel, den sammetnen Körper auf feinem wie mit leichtem Schmelz bedeckten Reispapier wieder. Von da ab malte er immerzu Schmetterlinge, zu Dutzenden, zu Hunderten. Und endlich erklärte er, daß er dem lieben Gott alle Schmetterlinge herstellen müßte, und ist den ganzen Winter über furchtbar fleißig, um nur im Frühlinge zur rechten Zeit fertig zu sein. Seine Frau geht auf seine Ideen vollständig ein. Sobald ein bunter Falter fertig wird, schneidet sie ihn säuberlich mit der Stickschere aus und verwahrt ihn in einer Schachtel. Kommen dann die ersten warmen Tage, so öffnet Herr Lille im Schlafzimmer das Fenster und läßt einen Schmetterling nach dem anderen hinunter in den Garten flattern. Linchen sammelt sie später heimlich wieder und legt sie sorgsam beiseite. Sowie das Paar nun auf seinen Spaziergängen einen Schmetterling erblickt, schaut ihn sich Herr Lille scharf an und erklärt dann: „Das ist einer von unseren!" Nur die Kohlweißlinge erkennt er nicht als sein Werk an. „Solch Teufelszeug kommt nicht aus meinem Pinsel," meint er ärgerlich; „Schwarz und Weiß sind gar keine Farben!" —

Digitized by Google

Der Telegrammstil.

Von Ernst Niemann.

Als die Postkarte ins Land gesprungen kam, meinten manche ängstliche Leute, daß dieser leichte, moderne Springinsfeld mit der Umstands- und Formlosigkeit seines Wesens die alte Kunst des Korrespondierens vernichten würde. Der sentimentale Brief war noch nicht ganz überwunden. Das Lob des Briefschreibers waren die Gründlichkeit der Entwickelung, die Länge und Zierlichkeit der Perioden, der bunte Wechsel der Wendungen bei immer gleichbleibendem Appell an die Freundschaft und die sachlich feststehende Versicherung der Hochachtung und Zuneigung. Sicher hat die Postkarte auf den brieflichen Verkehr und Ausdruck einen großen Einfluß ausgeübt, indem sie vor allem mit dem Wust leerer Förmlichkeiten hat aufräumen helfen, der so lange den Briefstil beschwerte. Das Zeitalter des Verkehrs ist das Zeitalter der raschen Entschlüsse und verlangt sachliche Klarheit und Kürze des Ausdrucks, eine richtige und gründliche Zusammenfassung des Stoffes im schriftlichen Verkehr. Mehr aber und durchgreifender, als die Postkarte, hat die Telegraphie in dieser Richtung gewirkt.

Die gedrungene Fassung der Drahtbotschaft wird nicht allein durch die Natur des Beförderungsmittels, durch den Zwang der Eile, sondern auch durch die Worttaxe bestimmt. Besonders in der ersten Zeit der Telegraphie, als die Gebühr sehr hoch war, mußte jedes Wort ein Kernwort sein, alles Überflüssige wegfallen. Daraus entstand die Besonderheit des Telegrammstils, die knappgeschürzte, direkt die Sache treffende Form, entstanden aber auch die regellosen Übertreibungen, vor denen der Genius der Sprache schaudernd sein Haupt verhüllt. Der Telegrammstil fand einen gleichen Bruder in dem Kaufmannsstil, und die telegraphierende Presse zieht mit ihnen an einem Strange. Der Philologe würde sich wohl eher den Finger abbeißen, als ein von dieser Verbindung herausgeklügeltes Telegrammdeutsch niederzuschreiben; aber der Grundcharakter der neuen Zeit mit ihren gesteigerten Anforderungen an die Tätigkeit des Geschäftsmannes und der Zeitung ist eben Raschheit, Billigkeit und Kürze, und unter dem Protektorat dieser Drei wird der Telegrammstil sein Recht behaupten und von seinen sprachlichen Neubildungen hin und wieder auch dem gemeinen Schriftdeutsch etwas abgeben, das sich einzelner Neulinge, wie „kabeln", „drahten" und anderer ja gar nicht mehr schämt.

Dem Streben, mit wenig Worten viel zu sagen oder vielmehr zu telegraphieren, kommt die außerordentliche Bildungsfähigkeit der deutschen Sprache sehr entgegen. Sie schmiegt und reckt sich und ist in ihrer unerschöpflichen Triebkraft neuen Erscheinungen gegenüber wegen Auffindung entsprechender knapper Bezeichnungen niemals in Verlegenheit gekommen. Welch einen Wortschatz brachte sie nicht zu Tage, als es sich darum handelte, für das Fremdwort „Telephon" eine deutsche Bezeichnung zu finden! Zu den ernstgemeinten „Sprechdraht", „Sprechpost", „Munddraht", „Tonpost", „Lauschohr", „Schallhorn" u. a. steuerte der Volkshumor „Meilenlunge" und „Plauderschnur", während der Berliner, dem ja nichts heilig ist, die Worte „Quasselstrippe" und „Plapperfaden" dem deutschen Sprachschatze einfügte. Vermöge des ausgezeichneten Hilfsmittels, das unsere Sprache in der Leichtigkeit der Zusammensetzung gegenüber den anderen lebenden Sprachen besitzt, hat sie hundert neue üppige Zweige angesetzt, zum Gebrauch für das Publikum namentlich an den Stamm „Draht", schlechtweg für „Telegraphendraht" oder „Telegraph" angewendet. Drahtantwort, Drahtauftrag, Drahtbestellung, Drahtvollmacht, Drahtgenehmigung, Drahtbestätigung, Drahtzuschlag, Börsendraht, Rückdraht, drahtwendend sind nur einzelne solcher neugebildeten Doppelwörter. Die Kraft, solche hervorzubringen, ist im Englischen nur mäßig stark; dem in unerbittliche Grammatik eingesperrten Französisch ist sie fast ganz verloren gegangen. Der Engländer braucht für solche einfache Doppelwörter fast immer mindestens zwei Wörter, für kompliziertere aber mehr; z. B. unser „Selbstunterbrechung" (nämlich des elektrischen Stromes) übersetzt er mit automatic make and break. Noch übler ist es mit dem Französischen bestellt. Die schwachen Versuche von Neubildungen, wie etwa câblage (Kabelanfertigung), sind von den französischen Schriftgelehrten nicht anerkannt worden. Für „Farbschreiber" muß der Franzose appareil écrivant à l'encre sagen, für das einfache „Kabelhalter" aber instrument destiné à arrêter un câble (à son entrée dans la mer ou une masse d'eau quelconque).

Wo die Sprache dem Bedürfnis nach inhaltreichen Wörtern so weit entgegenkommt, wie bei uns, sollte man meinen, wäre sie vor sprachlichen Vergewaltigungen so ziemlich sicher; aber es gibt gleichwohl viele böse Menschen, denen der Grundsatz, billig zu telegraphieren, alle Mittel heiligt. Wie die Worttaxe ausgenützt wird, möge die folgende einer Reihe von Telegrammen entnommene Mustersammlung von Wortbildungen erkennen lassen: Abladungsroggen, Dresdenprior, Februarpetrol, Galizkauf, Goldungarn, Halbreinweizen, Hochprimaweizen, Julianfangsverladung, Kurzwien, Maijuniweizen, Nullnullermehl, Roggennulleinssäcke, Oktoberlondon, Posengnesen, Valutaplus, Zweitmonat, ziemlichfest, Zweigerste. Soweit solche Bildungen zum festen Schatz der technischen Terminologie des Handels geworden sind, hat die Telegraphenverwaltung nichts dagegen, wenn das Publikum zur Ausnützung des Worttarifs sich ihrer bedient. Gegen Auswüchse, die die unverkennbare Absicht verraten, die tarifmäßigen Gebühren zu umgehen, muß sie sich freilich schon aus Gründen der Selbsterhaltung wehren, so schwierig die Bekämpfung des Mißbrauchs bei dem Mangel einer entscheidenden Instanz in sprachlichen Angelegenheiten oft auch ist. Durch eine weitere kleine Blumenlese möchte ich noch dartun, mit welch reizenden Sächelchen Zeitungsberichterstatter und Kaufleute den Telegrammstil zu verschönern trachten: Agnoszierungsbestätigungsformfehler, Bekleidungsindustriegenossenschaftsfestmahl, Dampfdruckreduzierventilabsperrvorrichtung, Friedenspräsenzneubewilligungsdiskussion, Getreidezollerhöhungspetitionsbeteiligung, Spritsendungsgewichtsauffüllungsaufgabe — wenn ich schon damit aufhöre, geschieht es nur aus Barmherzigkeit mit dem Setzer.

Als Ergänzung zu diesen ungeheuerlichen Wortzusammenballungen noch die Probe eines Preßtelegramms: „Bei Generalkonsul Galadiner für Britenkolonie, Haus dekoriert, Reformiertenkirche solennes Tedeum, teilnahmen Anglokonsulat, Mächtevertreter, Behördenspitzen, Anglomarineure." Was die betreffende Zeitung aus diesem Skelett herausgearbeitet hat, ist mir nicht bekannt. Was für Originaltelegramme aber aus der Skelettform, in der bekanntlich die Nachrichten-Vermittlungsbüreaus ihre Nachrichten erhalten, herausgeholt werden können, erhellt aus einem Vorgang, der sich vor mehreren Jahren zugetragen hat. Ein Londoner Nachrichtenbüreau hatte zwei ihm aus Canada zugegangene Telegramme von je sechzehn und zwölf Wörtern in so eingehender farbenprächtiger Kleinmalerei ausgearbeitet, daß eines derselben in der Stärke von dreihundertdreißig, das andere in der Stärke von siebenhundertzehn Wörtern an die abonnierten Zeitungen weitergegeben wurde. Das Komische an der Sache war, daß die Nachricht — falsch war.

Die Ausländer sind natürlich nicht um ein Haar besser. Die Engländer und Franzosen bringen ebenfalls die verwegensten sprachlichen Mißbildungen zuwege. Eine großartige Leistung ist das englische citryeterms, denn es enthält nicht weniger als fünf Wörter: c. i. f. (d. i. cost, insurance, freight), rye und terms, und bedeutet: „Bedingungen für Lieferung von Roggen, Kostenpreis, Versicherung und Fracht einbegriffen." Ähnliche Bildungen wie cif, die sich auch häufig in deutschen Handelstelegrammen finden, sind caf, faq, fob, fow, paf, netfob und andere, die sämtlich aus den Anfangsbuchstaben mehrerer Wörter zusammengefügt sind. Vielleicht erwächst aus diesem Gebrauch noch einmal die Telegraphensprache der Zukunft, indem die so gebildeten Wörter zu eigenartigen Ausdrücken werden, die dem telegraphierenden Publikum allgemein verständlich sind, während der eigentliche Ursprung allmählich verloren geht. Als ähnliche Vorgänge aus der gewöhnlichen Sprache sei an die Wörter „Whig" (von We hope in God) und an „Mob" (von mobile vulgus) erinnert, die längst gemeingültig geworden sind.

Der Weltverkehr telegraphiert in dreiunddreißig Sprachen. Da deren Kenntnis von den Telegraphenbeamten billigerweise nicht verlangt werden kann, ist es bei dem Geschäftssinn der telegraphierenden Welt begreiflich, daß die Beamten oft mit Wortbildungen angeschmiert werden, deren Unzulässigkeit der Sprachkenner sofort bemerken würde. Nur im Auslande konnten daher auch folgende mißbräuchliche Zusammenziehungen unbeanstandet auf den Draht gelangen: Augseptsprit, Briefabzuwarten, drahtfestofferiert, entschiedsoeben, erlasseihnen, Havredampfcif, kannnichtwarten, Musterohnewert, soforthundert, undfehlendewaren, unfrankierthier. Das sind alles willkürliche Zusammenschreibungen getrennter Wörter, die im Vertrauen auf die Unkenntnis der Telegraphenbeamten zur Ersparnis von Wortgebühren ins Werk gesetzt werden. Das sollte eigentlich nicht vorkommen, denn dem Publikum ist durch das Code-System eine loyale Gelegenheit geboten, die Kostspieligkeit des Telegraphierens, namentlich nach überseeischen Plätzen, ganz bedeutend zu verringern. Ein „Code" oder „Telegraphenschlüssel" enthält aus acht europäischen Sprachen entnommene Schlüsselworte, aus denen alle Telegramme zusammengestellt sind, die im geschäftlichen Verkehr vorkommen können. Ein einziges Wort gibt die längsten Sätze wieder. Wie mit Hilfe des Code-Systems ein vierzig Wörter langes Telegramm durch fünf Wörter wiedergegeben werden kann, zeigt folgendes Beispiel aus einem Telegraphenschlüssel: Das Telegramm „Gießbogen Querhieb Lohbrühe (per Eilgut)" lautet nach der Anweisung des Schlüssels übersetzt folgendermaßen: „Acceptieren Ihr ganzes Lager, wenn Sie dasselbe wie nachstehend ablassen wollen: zu 15,50 Mark per drei Monats-Tratte mit zehn Prozent Skonto und wenn Qualität genau wie früher ist; letztes Wort! event. erbitten Muster sofort; Versand der Ware per Eilgut."

Im Satzbau kehrt der Telegrammstil unbewußt zur Konstruktion des Altgermanischen zurück. In dem Streben nach möglichster Kürze des Ausdrucks ist die Partizipial- und Infinitivkonstruktion sehr beliebt: „Morgen dort eintreffend, Hamburg weiterreisend, möchte Sie gern sehen." Häufig werden Infinitivformen zusammengesetzter Zeitwörter zur Konjugation ohne Trennung benutzt: „Angefragtes Muster morgen dort eintrifft." Man schreibt also auch nicht: „Ich komme an", „ich erkenne an", sondern: „Ich ankomme", „ich anerkenne" ꝛc. Ebenso wird durch die im Telegrammverkehr übliche Anwendung der Pluralanrede manches Taxwort gespart: „Gebet sofort Drahtbescheid." Die Unterdrückung des singularen persönlichen Fürworts hat indessen oft ihre Bedenken. Wenn ich ein Telegramm, des Textes: „komme noch heute", erhalte, so kann ich im Zweifel sein, bekomme ich Besuch oder soll ich kommen. Das Wörtlein „ich" oder „Du" würde jeden

Digitized by Google

Zweifel gehoben haben. Einem Landarzt wurde telegraphiert: „Kommen Sie nicht zu spät", und er war sehr überrascht, bei seiner Ankunft den Kranken tot zu finden. Er hatte auch gar nicht gerufen werden sollen, der Absender des Telegramms hatte nur vergessen, hinter dem Worte „nicht" einen Punkt zu setzen. Und gerade bei dem gedrungenen Telegrammstil ist eine sorgfältige Zeichensetzung unerläßlich, soll der Draht nicht Zweifel und Verwirrung anrichten. Telegramme wie: „Komme heute nicht morgen" u. dergl. sind delphische Orakelsprüche, die mancherlei Deutung zulassen.

Die gedrängte Kürze, deren sich die Telegrammkorrespondenten befleißigen, wird nicht selten zur komischen Zweideutigkeit. So, wenn der Viehhändler telegraphiert: „Ochsen kommen heute, bitte uns abholen." Der glückliche Vater, der da telegraphierte: „Mädchen angekommen, bitte zirkulieren lassen", hat bei der Zirkulation sicher nicht an die junge Erdenschöne, sondern an die Nachricht gedacht. Weniger der Wortknappheit, als dem Spiel des Satyr ist folgende verblüffende Selbstbeleuchtung zu verdanken: „Kann mit diesem Zuge nicht kommen, da derselbe Rindvieh nicht befördert. Komme mit nächstem. Sollte ein ganz besonders starker Ochse verlangt werden, so bitte ich auf mich zu rücksichtigen." Ähnliche Späße bringt auch der Zeitungstelegrammstil zu Tage. Der Inhaber eines Preßbüreaus, dem das Ableben eines großen Gelehrten nicht gemeldet worden war, rügte diese ärgerliche Versäumnis durch die Drahtbotschaft: „Der Tod großer Männer ist uns stets willkommen."

Undeutliche Schrift und schwer zu lesende Wortverklitterungen im Ursprungstelegramm haben schon manches Unglück zuwege gebracht. Aber auch ohne daß den Absender ein Verschulden trifft, kann die Eile, mit der nun einmal bei der Telegraphie gearbeitet werden muß, können mechanische Störungen, atmosphärische Einflüsse und überhaupt die Mucken der Apparate den Beamten manchen bösen Streich spielen. Der Schlächter, der seinem Geschäftsfreunde auf dem Lande telegraphierte: „Envoyez 5 bœufs" und statt der erwarteten fünf Rinder sechsundfünfzig Eier — 56 œufs — erhielt, mußte zwischen seinem Willen und dessen Ausführung einen Abgrund von Unterschied erblicken; weniger groß ist aber der Unterschied, wie sich beide Objekte in der aus Punkten und Strichen bestehenden Anordnung der Morseschrift darstellen,

denn 5 bœufs ist: ····· —··· ——— · ··— ··—· ···

und 56 œufs: ····· —···· ——— · ··— ··—· ···

Berechtigtes Staunen mag es auch hervorgerufen haben, als einer nach Hause telegraphierte: „Halb sieben Uhr dort" und statt dieses erfreulichen Textes ankommt: „Kalb sieben Uhr dort." Hierbei ist aber zu vermuten, daß der Absender kein Meister der Kalligraphie gewesen ist. „Arrived all right" (glücklich angekommen) meldete eine amerikanische Familie dem daheimgebliebenen Sohne, der Vorsitzender eines Enthaltsamkeitsvereins ist. Man denke sich die Entrüstung des Mäßigkeitsapostels, als er die niederschmetternde Nachricht liest: „Arrived all tight" (wir sind alle betrunken angekommen). Solche und ähnliche Schelmenstreiche richten die Kobolde zuweilen an, wenn sie, des trockenen Tones müde, in den Lapidarstil der Telegramme hineingeraten. Und trocken und kalt ist der Ton, ohne Gefühle, ohne Milderung der oft wie Bomben einschlagenden harten und unerschütterlichen paar Worte, wie z. B.: „Vater gestorben, Beerdigung übermorgen"; „Gebr. Maythal fallit. Alles verloren." Aber welch eine Welt von Gefühlen und Empfindungen lösen sie auf!

Man mag dem Telegrammstil manches Üble nachsagen, seine Bedeutung für unser Kulturleben ist nicht zu leugnen. Er bildet ein Korrektiv gegen den wuchernden Zopf der Schwulstigkeit und inhaltlosen Phrasen. Extrem sind solche Mittel ja fast stets. Daß er in unserem Schriftdeutsch kein Unheil anrichte, dafür zu sorgen ist die schöne Aufgabe der Schule und ein bißchen auch — der Zeitungen. Im „Drahtverkehr" aber hat er sich sein Bürgerrecht erworben.

Vorfrühling.

Wir glauben, der Frühling kommt nun bald.
Wir hoffen und wir beten.
Wir haben uns durch den Sorgenwald
Einen schmalen Pfad getreten;
Einen schmalen Pfad durch tiefen Schnee;
Schneestaub umflirrt uns leise.
Durch Gram und Not und Winterweh.
Klingt einer Drossel Weise.

Frida Schanz.

Etwas über Singmäuse.

Von Professor Dr. W. Marshall in Leipzig.

Je reichlicher die gütige Mutter Natur die Vögel mit der Fähigkeit des Gesanges ausgestattet hat, um so geiziger ist sie hierin mit den Säugetieren verfahren, und die stimmlichen Leistungen, die etwa bei ihnen angetroffen werden, lassen wir Menschen kaum einmal als Gesang gelten.

Das Geschrei verliebter Katzen und das Geheul melancholischer Hunde dünkt uns ein abscheulicher Ohrenschmaus.

Aber auf unsere subjektive Ansicht kommt es bei der Beurteilung jener tierischen Gesänge gar nicht an. Wenn sie nur den Sängern selbst und ihren Genossen gefallen, dann ist alles gut.

Seit alten Zeiten gelten Ratten und Mäuse für musikliebende Tiere. Die Sage von den Rattenfängern, wie das Volk sie sich in verschiedener Gestalt in unserem Vaterlande erzählte, gründet sich auf den dämonischen Einfluß, den der Ton einer Pfeife auf jene Nager haben sollte.

Vater Bechstein meint, die Hausmäuse schienen große Musikfreunde zu sein, denn es sei eine Tatsache, daß sie sich an solche Orte, wo viel musiziert würde, hinzögen, auch am hellen Tage herumliefen, und gleichsam vom Vergnügen betäubt, ihre angeborene Furchtsamkeit vergäßen. Kämen sie in Zimmer, in denen sich Klaviere befänden, so sei ihr erstes in diese hinein zu huschen und ihren Saiten durch ihr Hin- und Herlaufen klimpernde Töne zu entlocken.

Man hat beobachtet, daß dieselben Mausindividuen die Klänge einer Klarinette, die in einem bestimmten Zimmer gespielt wurde, vollständig ignorierten, aber sich ebenda sofort einstellten, wenn eine Bratsche ertönte. Sie tummelten sich unter hellem Gepfeife munter um den Spielenden herum. Legte er die Bratsche beiseite und fing an, wieder die Klarinette zu blasen, so verschwand sein dankbares Publikum.

Berühmter oder, wenn man will, berüchtigter sind die Hausmäuse als Vokalmusik ausübende Kunstschwärmer, und eine Singmaus taucht von Zeit zu Zeit immer wieder einmal in der Presse auf. Der Neunmalkluge zuckt die Achseln oder macht sich gar lustig über diese Singmaus und behauptet, sie sei eigentlich eine Ente und sei in der Pressenzoologie gleich hinter die Seeschlange einzuordnen. Warum sollte der Laie nicht so urteilen, wenn selbst Leute von Fach über „phantastische Erzählungen von musikalischen Singmäusen" reden?

Aber, — wie heißt der oft zitierte Vers doch gleich?

Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das ahnet in Einfalt ein kindlich Gemüt. —

Wann man zuerst Singmäuse beobachtet haben will, habe ich nicht recht ermitteln können. Man hat wohl eine Stelle aus der ältesten, in deutscher Sprache geschriebenen Naturgeschichte vom Jahre 1349, aus dem „puoch der Natur" das Konrad von Megenberg daraufhin deuten wollen. Der alte Domherr von Regensburg schreibt nämlich: „die mäuse knorrent, wann der môn voll ist, aber dazwischen verstummen si," also die Mäuse knurren zur Zeit des Vollmonds. Darf man nun so ohne weiteres das Knurren als Singen auffassen, kann es nicht soviel wie „Töne von sich geben" überhaupt bedeuten?

Soviel ich habe feststellen können, ist von Singmäusen erst seit der Mitte des XIX. Jahrhunderts unzweifelhaft die Rede. Um diese Zeit wurde wenigstens in London eine öffentlich gezeigt und als sie durch Zufall einer Katze zum Opfer fiel, widmete ihr ein Witzblatt, „the London Charivari", folgenden Nachruf:

Digitized by Google



Unter Blüten. Nach dem Gemälde von Konr. Kiesel.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

Digitized by Google

And so hard was the punch-ing,
And such was the fuss,
That it quite put an end
To that musical mus!
(So arg schlug die Tatze, so bös' war der Gruß, daß es bald kam zu Ende mit der musikalischen mus!)

Solche Mäuse waren für ihre Herren recht ergiebige Geldquellen.

Singmäuse sind so ziemlich im ganzen kontinentalen Europa beobachtet worden: von Kursk im Nordosten bis Mentone im Südwesten, ferner in Großbritannien und in verschiedenen Gegenden Nordamerikas.

Über den Gesang gehen die Ansichten der Beobachter sehr auseinander. Prof. Altum sagt, der Gesang einer Singmaus sei nur ein sonores, lautes Gezwitscher rasch aufeinanderfolgender feiner Quicktöne, er ist danach also, merkwürdig genug, sonor und fein zugleich. Auch Professor Landois verweist die Schilderungen bedeutender musikalischer Leistungen bei Singmäusen in das Reich der Fabel. Ein anderer Beobachter, Tiemann in Breslau, vergleicht Tonfarbe und Melodie des Mäusegesanges mit denen des Gesanges unseres Stieglitzes oder Distelfinken, nur sei er noch melodischer, und habe mehr langezogene und tiefere Töne, sogar Volltöne. Namentlich die tiefen Töne seien sehr angenehm.

Am häufigsten vergleichen die Beobachter (Sidebotham, Jesse, Hiskey, ein Anonymus im Quarterly Journal) den Gesang der Mäuse mit dem des Kanarienvogels, und Hiskey sogar mit dem eines sehr süß und sanft singenden Rollenschläger. Er gibt sie — ein zweifelhaftes Wagestück — in Buchstaben wieder: tu-wit-tu-wit, wie-wu-wu-wie wu.

Auch Herr Th. H. Pantenius schrieb mir über den von ihm vor einer Reihe von Jahren in Berlin beobachteten Gesang einer seine Wohnung teilenden Hausmaus: „Derselbe hatte eine erstaunliche Ähnlichkeit mit dem eines gewöhnlichen Kanarienvogels und war ungefähr so laut, wie wenn ein solcher, ohne durch Nebengeräusche zum Schreien gereizt zu werden, vor sich hinsingt. Vielleicht mag es etwas leiser gewesen sein, da ich ihn nur in der Stille des Winterabends vernahm."

Ein Engländer, Howard Fry, besaß eine Maus, die anfangs nur ein leises Zirpen wie etwa ein junger Vogel im Neste hören ließ. Aber bald nahmen die Töne zu, und man hörte sie durch die ganze Stube. Der Gesang wurde sehr angenehm, wenn er auch etwas eintönig blieb. Er glich in etwas dem der Nachtigall, war aber leiser und erreichte namentlich nicht die vollen, tiefen Töne, wegen der der Schlag der Nachtigallen berühmt ist.

Im höchsten Maße anerkennend ist auch das Urteil, das eine Dame, Fräulein von Byern (in der Gartenlaube, 1870) über die musikalischen Leistungen einer von ihr gefangenen und beobachteten Singmaus fällt. Das Tierchen sang schon in der Falle wie „eine aufgezogene Spieldose" und hörte auch nicht auf, als es aus den unteren Räumlichkeiten des Hauses die Treppe hinauf in ein oberes Zimmer getragen wurde. Fräulein von Byern sagt, der Gesang des Mäuschens sei schwer zu beschreiben; es habe das eine Mal so und das andere Mal so gesungen und immer wieder neue Erfindungen hören lassen „von so wunderbarer Art und so ganz eigentümlich, daß ich zur vollen Bewunderung hingerissen wurde". Es begann „mit dem Triller des Kanarienvogels, schlug dann wie eine Wachtel, gluckste wie ein Huhn, und sang zuletzt in den weichsten Tönen der Skala zweistimmig (!). Durch alles das hindurch hörte man Baßtöne und hohle Laute wie von einer Unke".

Am Tag und am Abend sang sie weniger hübsch als in der Nacht, sie gluckste dann mehr oder gab längere Zeit hinter einander denselben kurz abgestoßenen Ton von sich.

Der verstorbene Professor Liebe in Gera sagt über den Mäusegesang: „Der Gesang hat mit der gewöhnlichen Stimme der Mäuse nichts gemein, sondern ist teils den hohen Trillern der Lerche, teils den gezogenen Flötentönen des Sprossers zu vergleichen, zeichnet sich durch schöne Kadenzen aus und umfaßt zwei Oktaven."

Ein anderer, gleichfalls sehr tüchtiger Beobachter, Schacht zu Feldrom in Westfalen, hat allerdings an seinen Singmäusen ganz andere Erfahrungen als Liebe an der seinen gemacht. Ihr Gesang war ein bloßes Gezwitscher, ein Mischmasch von ziehenden, surrenden und quietschenden Tönen, das in der Stille der Nacht nur auf zwanzig Schritte Entfernung zu vernehmen war. Wenn man überhaupt den Gesang einer Singmaus mit dem eines Vogels vergleichen wolle, so habe er dem ganzen Charakter und seiner ganzen Weise nach noch die meiste Ähnlichkeit mit den leisen Tönen einer jungen männlichen Klappergrasmücke (eines Müllerchens), die im Nachsommer, tief im Gebüsch versteckt, anfange, ihr bescheidenes Lied zu üben.

Diese einander so sehr widersprechenden Urteile berechtigen uns nun nicht im mindesten dazu, das eine gegen das andere auszuspielen. Wahrscheinlich sind sie vielmehr alle richtig und lehren uns einmal wieder, wie gefährlich es ist, in naturwissenschaftlichen Dingen generalisieren und schematisieren zu wollen. Ich entnehme ihnen einfach die Tatsache, daß es unter den Singmäusen Stümper und Meister, wenigstens für die Ohren des Menschen gibt.

Sehr häufig ist die Ansicht ausgesprochen worden, der Gesang der Singmäuse beruhe auf dem Trieb der Nachahmung, und die Tierchen hätten ihn von Kanarienvögeln gelernt und angenommen. Fräulein von Byern sagt, es sei unterhaltend gewesen, wie ihre Maus etwas am Tage Gehörtes in der Nacht wiederholt und eingeübt habe, sie habe es zum Bewundern getroffen. Es war ihre Absicht sich einen recht gut schlagenden Kanarienhahn anzuschaffen, der dem Mäuschen vorsingen und von dem es lernen sollte. Das Fräulein zweifelte nicht daran, daß der Vogel an der Maus eine recht gelehrige Schülerin haben werde. Nun, es hat nie etwas darüber verlautet, ob und mit welchem Erfolg Fräulein von Byern ihren Vorsatz ausgeführt hat.

Ein anderer aber hat es getan, Franz Schmidt zu Wismar, allerdings mit Erfolg, nur leider mit einem umgekehrten als dem erwarteten: die Maus nahm nicht die Spur vom Gesang des Kanarienhahns an, wohl aber der Vogel ganze Stellen aus dem ihrigen! Slater, der eine Singmaus unter einer Anzahl anderer Hausmäuse hielt, betont in seiner Mitteilung besonders, keine ihrer Kameradinnen habe auch nur das Geringste von ihrem Gesang angenommen und keine ihrer Nachkommen habe ihn geerbt.

Eine sonderbare Erscheinung ist das von verschiedenen Beobachtern, auch, wie schon erwähnt, von Fräulein von Byern hervorgehobene mehrstimmige Singen ein und derselben Singmaus. Sidebotham sagt, man hätte, wenn seine Maus sang, manchmal geglaubt, mehrere zu hören. Am sonderbarsten sei eine Art von Doppelschlag gewesen, den sie dann und wann habe hören lassen, gewissermaßen eine Arie mit Begleitung: die Arie wurde laut und kräftig in einer tieferen Tonlage vorgetragen, und die Begleitung klang gedämpfter. Lehrer Müller in Kursk berichtet, die Töne wären manchmal scheinbar von mehreren Individuen ausgegangen, und aus den Mitteilungen, die Pechuel-Lösche in der neuesten Auflage von „Brehms Tierleben" von seinen einschlagenden Beobachtungen macht, möchte ich auch entnehmen, daß er eine zweistimmig singende Maus vor sich gehabt hat.

Es singen sowohl männliche wie weibliche Individuen, aber in der Regel sind es junge. Oft wird das in den vorliegenden Berichten ausdrücklich betont, oft auch wird bloß die Kleinheit der betreffenden Mäuse hervorgehoben.

Vielfach ist beobachtet worden, daß die kleinen Sängerinnen beim Vortrag ihrer Liedchen auf den Hinterbeinen saßen und Kopf und Schnauze in die Höhe reckten wie ein Hund beim Heulen. Ferner soll ihre Kehle erzittern und sich rasch heben und senken. In einigen Fällen wurde eine lebhafte Bewegung der Bauchmuskulatur und des Zwerchfells, aber in keinem ein Öffnen des Maules wahrgenommen.

Franz Schmidts Singmaus saß beim Singen zwar auch auf den Hinterbeinen, aber in sich zusammengeduckt und

Digitized by Google

mit etwas gesenktem Kopfe. Beim stärksten Singen sah man, daß Kehle, Brust- und Bauchwandungen sich stark ausdehnten und zusammenzogen. Dabei bewegte das Tierchen den Kopf auf und ab und zwar gleichzeitig mit dem Hervorstoßen der Töne. Dadurch, daß die Atembewegungen des Zwerchfells regelmäßig vor sich gehen, kommt ein gewisser Takt in den Gesang, und ein schnelleres oder langsameres Tempo wird durch schnelleres oder langsameres Ein- und Ausatmen verursacht. Auch eine von Howard Fry zu Ashford in der englischen Grafschaft Kent beobachtete Singmaus saß beim Singen aufrecht auf ihren Hinterbeinen und hob und streckte sich in dem Maße höher, wie ihre Töne lauter wurden.

Am häufigsten sangen die betreffenden Mausindividuen abends und nachts. Sind sie in Aufregung dadurch, daß sie gejagt worden sind, oder in Angst, wie Fräulein von Byerns Exemplar in der Falle, dann ließen sie ihre Stimme besonders laut und anhaltend erschallen. Herr Röbbecke in Meerane (Königreich Sachsen) beobachtete, daß besonders auch bei bevorstehendem Witterungswechsel, namentlich vor plötzlich eintretendem Tauwetter seine Mäuse am lebhaftesten sangen. In manchen Fällen sangen die betreffenden Mäuse bei allem, was sie vornahmen, beim Laufen, Springen, Klettern, Putzen, ja, selbst während des Fressens. So beobachteten es Liebe, Franz Schmidt und andere; Liebe fügt noch hinzu, wenn seine Maus geruht habe, wäre man bloß eines schnüffelnden Geräusches von ihr gewahr geworden.

Eine auffallende Tatsache ist es auch, daß fast allgemein angegeben wird, die singenden Mäuschen seien von Anfang an auffallend zutunlich und viel zahmer als andere Mäuse gewesen. Auch bevor sie gefangen sind, kommen sie mit wenig Scheu in die bewohnten Zimmer und singen in Gegenwart der Bewohner. Auch sind die meisten Singmäuschen in der Gefangenschaft nicht alt geworden: die Katze holt sie oder sie fallen irgend einem Zufall zum Opfer.

Wodurch wird nun der Gesang der Singmäuschen verursacht und was hat er zu bedeuten?

Indem wir Vermutungen, die in dem Singsang gewisser Mausindividuen den Ausdruck verliebter Stimmungen sehen und sie auch bloß den Männchen zuschreiben wollen, seitwärts liegen lassen, wie sie es verdienen, wollen wir dem ausgezeichneten, leider so jung gestorbenen englischen Tierpsychologen G. J. Romanes, als dem hervorragendsten der Mitredenden, das Wort erteilen. Leider gibt er seinen Gedanken über die Grundursache der Erscheinung keinen Ausdruck.

Die Mäuse, die er beobachtete, stammten aus einem Hause in London, in dem der Herr, von dem er seine Pfleglinge erhielt, 15 Jahre gewohnt hatte, ohne je vorher einer einzigen Singmaus in demselben gewahr geworden zu sein. Auf einmal erschienen einige und wenige Monate später waren sie in großer Menge da.

Romanes meint nun, es schienen zwei einander gerade entgegenstehende Gründe zu sein, aus denen die einmal mit der Singkunst begabten Mäuse sängen. Wenn die Tierchen am Tage nicht gestört werden, so verhalten sie sich ruhig und fangen erst nachts aus freien Stücken an zu singen. Werden sie aber zu einer beliebigen Tageszeit beunruhigt, indem man z. B. nach ihnen greift, so singen sie früh, mittags und abends gleich laut. Mithin scheinen sie durch zwei Ursachen zu ihren musikalischen Produktionen, die übrigens sonst in beiderlei Fällen sich in nichts unterschieden, angeregt zu werden: durch hohes Wohlbehagen und durch Furcht.

Liebe vermutet, daß der Gesang der Singmaus dadurch entstehe, daß die Luftröhre durch eine krankhafte Neubildung, eine kroupöse Haut etwa, verengt würde, und das Tier sowohl beim Ein- wie Ausatmen unwillkürlich pfeifen müsse. Gerade wegen der krankhaften Beschaffenheit ihrer Atmungswerkzeuge singe die Maus um so schöner, je erregter sie sei und namentlich in der Todesangst, wenn etwa eine Katze hinter ihr her sei.

Auch andere Beobachter, wie Steinworth, E. Newman, Dr. Cohen ꝛc., sind der Ansicht, die Ursache sei in Erkrankungen der Luftröhre und der Lunge, in Entzündungen, Phtisis u. dgl. zu suchen.

Ein in der Zeitschrift „Das Ausland“ (Jahrg. 1869, S. 552) angeführter Anonymus glaubt auch, der Gesang sei Folge von Atemnot, von krampfhafter Natur und bedingt durch die Gegenwart eines Schmarotzers in der Leber, den man bei Singmäusen immer finde.

Worauf sich die letztere Behauptung des Anonymus stützt, weiß ich nicht, doch ist mir ihre Richtigkeit in hohem Grade wahrscheinlich, und deshalb will ich näher auf die Sache eingehen.

Allerdings ist die Leber der Hausmaus häufig genug mit jenem Schmarotzer (Cysticercus fasciolaris) besetzt, der eine Art von Finne ist. Die Mäuse infizieren sich mit den Eiern eines, im Darm der Katze hausenden Bandwurms (Taenia crassicollis), die sich an Stellen, wo beide Tiere häufig nebeneinander leben, z. B. auf Kornböden, finden dürften.

Aus den, von den Mäusen durch Zufall aufgenommenen Eiern des Katzenbandwurms kommen im Darm die jungen Wurmlarven, bohren sich durch die Darmwand und wandern gewissen in den die Darmschlingen verbindenden Häuten enthaltender Blutgefäße entlang, bis sie in die Leber gelangen. Hier werden sie mit einer Kapsel umgeben und ruhen als finnenartige Gebilde, bis die Maus von einer Katze gefressen wird, in deren Darm sie wieder zu Bandwürmern werden.

Die Gegenwart dieser Schmarotzer muß, in je größerer Menge sie vorhanden sind, um so nachteiliger auf das Befinden der Maus einwirken. Sie erscheint merkwürdig zahm im Verhältnis zu ihren parasitenreinen Genossen, d. h. sie wird teilnahmlos und verliert ihre Energie. Bisweilen kann sie die Unbequemlichkeit und den Schmerz kaum noch ertragen, sie rast wie toll in ihrem Kerker herum. Im freien Zustande läuft sie ruhelos umher, läßt sich bald hier, bald dort hören, ja kommt in ihrer Verzweiflung in die erleuchteten Wohnzimmer und in die Gesellschaft der Menschen.

In dem Maße wie die Finnen in der Leber wachsen, wird diese größer und der Leib der Maus dicker. Die geschwollene Leber drückt von unten gegen das Zwerchfell, dessen Bewegungsfähigkeit bedeutend beeinträchtigt wird. Hierdurch entsteht anhaltende Atemnot, eine Art chronischen Asthmas. Die infizierte Maus wird von peinlichster Unruhe gepackt, besonders am Abend und in der Nacht oder bei bevorstehendem Witterungswechsel — ganz wie ein asthmatischer Mensch. Ihr Atem wird röchelnd, rauschend, zwitschernd und dadurch, besonders wenn alles rings herum still ist, laut und vernehmlich und in der Nachtzeit verhältnismäßig weithin hörbar. Endlich stirbt die Maus.

Interessant ist jene von Romanes mitgeteilte Tatsache, daß in einem Hause, in dem man 15 Jahre lang nichts von Singmäusen gewußt hatte, plötzlich eine ganze Anzahl erschienen. Mit anderen Worten heißt das, es sei dort kurz vor der Zeit in der Nachbarschaft eine mit dem Bandwurm (Taenia crassicollis) behaftete Katze aufgetreten.

Möglicherweise konnte allerdings auch eine unmittelbare Erkrankung der Atmungsorgane, vielleicht auch die Gegenwart eines Schmarotzers, eines Haarwurmes etwa, in der Lunge Veranlassung des Mäusegesanges werden. Hier kann nur die anatomische Untersuchung bestimmte Auskunft geben, und jeder Besitzer eines Singmäuschen verdient sich den Dank der Wissenschaft auf gewiß billige Weise, wenn er seinen Pflegling nach dessen Ableben einem Sachverständigen zur Untersuchung übergibt.

Beiläufig sei zum Schluß noch erwähnt, daß man auch unter anderen Arten von Nagetieren, unter zahmen Meerschweinchen z. B., aber auch unter wilden Mäusen, wie unter amerikanischen Abendmäusen (Hesperomys cognatus) sangbegabte Individuen bisweilen findet. Es wird sich aber wohl auch in allen diesen Fällen um abnorme, krankhafte Verhältnisse der Künstlerinnen handeln.

Digitized by Google

Familientisch. — Sammler-Daheim.

Zu unseren Bildern.

Unser erstes Bild (nach einem Gemälde von Max Fabian) stellt einen jungen Schifferburschen dar, der auf dem Verdeck des großen Flußkahns neben dem treuen, immer wachsamen Spitz sitzt und nach des Tages schwerer Arbeit die Klänge seiner Harmonika in die Abendruhe ziehen läßt. Es liegt traulichstiller Frieden über dem ansprechenden Bilde.

Drollig ist die Heldengeschichte, die uns der fleißige H. Sperling in seiner kleinen Tiergruppe einige Seiten später erzählt, und anmutig und in der ganzen Anordnung malerisch höchst reizvoll das schöne, von K. Kiesel gemalte Mädchen, dessen idealer Kopf von der bunten Pracht üppigen Blumengewoges sieghaft sich abhebt.

Prächtig ist ferner die bayerische Flußlandschaft von Gilbert von Comal in ihrer großzügigen Linienführung, die wir unseren Lesern auf unserer diesmaligen Kunstbeilage darbieten.

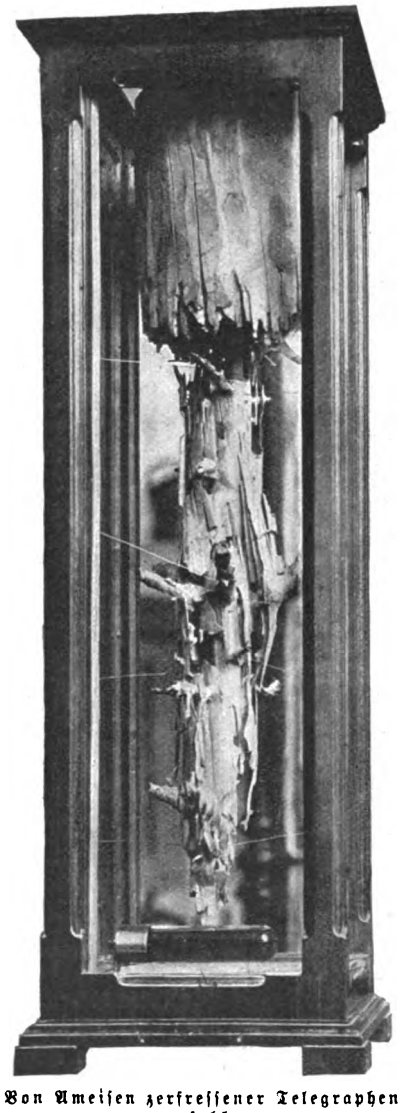
Ameisen.

Der Spezialsammler von Hymenopteren umgeht anfangs gewöhnlich die Ameisen; hat er aber angefangen, in diese artenreiche und schwierige Familie hineinzugreifen, dann wird er bald beginnen, neben den Feinheiten der Leibesgestalt, die die Unterscheidung der etwa 1200, über alle Erdteile verbreiteten Arten ermöglichen, den Lebensgewohnheiten dieser intelligenten, fleißigen und kühnen Tiere nachzuspüren. — Die bei uns jedem Laien bekanntesten Arten sind wohl die rote Waldameise und die Rasenameise. Die erstere baut ihr kunstvolles, mit Gängen, Kammern und Schlupfwinkeln reich versehenes Nest tief in die Erde hinein und wölbt darüber aus allerlei zerbissenen Pflanzenteilen einen oft meterhohen Hügel. Es gewährt einen unendlichen Genuß, an warmen Sommertagen im Walde zu liegen und das Treiben der Tiere zu beobachten. In ausgetretenen Pfaden werden Baustücke und Nahrung herangeschleppt; — eine Ameise hat ein totes Insekt oder ein Stückchen Obst entdeckt, von allen Seiten besieht und begutachtet sie den Fund, probiert vorsichtig, versucht zu ziehen und zu schieben, allein die Masse ist zu gewichtig. Eilends läuft sie weg, mit einer Schar von Gefährten kehrt sie zurück, und das Werk gelingt, die Beute wird in Sicherheit gebracht. Aus der Tiefe des Baues schleppen andere Ameisenpuppen (Ameiseneier) hervor, um sie zu sonnen, immer vorsichtig witternd, die Fühler als Universalsinn vorstreckend, immer kampfbereit. — Bedeutend kleiner wie die Waldameise ist die Rasenameise. Sie nistet in der Erde, unter Steinen, in alten Mauern und ist auch in den Häusern ein häufiger, wenn auch nicht gern gesehener Gast. Denn die Rasenameisen benagen alles, was zuckerhaltig ist, dringen in Schränke und Vorratsräume und sind eigentlich durch nichts gründlich zu vertreiben.

Untersucht man einen Ameisenbau genauer, so findet man, daß die weitaus größte Zahl der Individuen flügellose Arbeiter — verkümmerte Weibchen — sind, einige der Tiere sind etwas größer und besitzen Flügelstummel, es sind Weibchen, Männchen kommen gar nicht vor. Sie haben im Frühjahr, nach dem Ausschlüpfen, mit den Weibchen zusammen zu kurzem Fluge den Stock verlassen, und starben nach erfüllter Pflicht ab. In jedem Neste finden sich stehend noch eine Zahl anderer Insekten, die von den Ameisen geduldet, in einigen Fällen sogar gepflegt werden. Es sind die sogenannten Ameisenfreunde; im Bau der roten Waldameise hat man gegen 100 Arten beobachtet, Spezialsammler haben ihre Zahl bei den europäischen Ameisen insgesamt auf 300 Arten gebracht.

Manche Ameisenarten arbeiten nicht, sondern halten Sklaven, die alle Arbeit tun müssen. So bei uns die Blutameise und die Amazone, Polyergus rufescens. Letztere raubt besonders die Puppen der grauen Mauerameise; die ausgeschlüpften Tiere besorgen willig alle Arbeiten, auch das Aufziehen der Jungen der Amazonen.

In heißen Ländern können die Ameisen zur Plage werden, ja sie dringen in so großen Scharen in die Häuser, daß der Mensch vor ihnen weichen muß. Auch bei uns gibt es einige Arten, die in Baustämmen und altem Holze nisten; sie fressen Gänge in dasselbe, legen Bruträume an und können den Stamm direkt zu Falle bringen. Unsere Abbildung



Von Ameisen zerfressener Telegraphenpfahl.

gibt eine von der Roßameise (formica herculea), zerfressene Telegraphenstange, die sich im Postmuseum zu Berlin befindet.

Da die Ameisen sehr leicht verschleppt werden können, vermehrt sich unser heimischer Bestand fortwährend durch neue überseeische Arten. In Hamburg wurde z. B. um das Jahr 1880 eine winzig kleine, weißgelbliche Ameise, die Pharaoameise (Monomorium Pharaonis), eingeschleppt, die in Nordafrika, dem Orient und anderen warmen Ländern heimisch ist. Diese Tierchen legen ihre Bruten in Winkeln und Ritzen selbst der dicksten Mauern an, sind also eigentlich unvertilgbar. Sie wurden bald eine Plage der Keller an den Alsterarkaden. — Andere Arten wurden mit Quebrachoholz eingeführt, welches überhaupt häufig interessante Bewohner des tropischen Südamerika, sogar Vogelspinnen, beherbergt.

T. D.

Fischmumien.

Im Gebiete der altägyptischen Stadt Esneh, die nach Einführung der griechisch-römischen Kultur den Namen Latopolis erhielt, bis zu den ersten Höhen der lybischen Bergkette hin, findet der Forscher beim Aufgraben des Wüstensandes oft in geringer Tiefe regelrecht und sehr kunstvoll gearbeitete Mumien von Fischen. Diese Fische aus der Familie des Barsches, Lates niloticus, sind wunderbar schön erhalten, obgleich sie schon 2500 Jahre und länger im Wüstensande gelegen haben. Oft sehen sie, wenn sie von ihrer Umhüllung befreit werden, ganz so aus, als ob sie aus dem Wasser kämen. Die Schuppen haben noch ihren alten Glanz, oftmals sogar ihre lebhaften Farben, und die Augen scheinen noch zu glänzen. Beim näheren Betrachten findet man bei allen größeren mumifizierten Fischen an der einen Seite einen längeren Schnitt. Dieser hat voraussichtlich dazu gedient, die die Mumifizierung bewirkende Salzlösung in das Fleisch eindringen zu lassen. Bei der Anfertigung der Mumien von Menschen und Säugetieren verwendeten die alten Ägypter ein Asphaltpräparat; bei diesen Fischen ließen sie sich mit einer Art Pökelung genügen, die auch, dank der Trockenheit des Wüstensandes, bis auf unsere Zeit so vorzüglich gewirkt hat.

Dieser Fisch genoß im alten Ägypten, ganz besonders in der oben genannten Stadt Esneh, die größte Verehrung; er war für die Bewohner eine Gottheit ersten Ranges. Noch in der Zeit der letzten Ptolemäer und in der Epoche der römischen Herrschaft wurden die Mumien dieser heiligen Fische auch in den menschlichen Begräbnisstätten vielfach beigesetzt.

Man findet die Fischmumien mit Leinwandbinden sorgfältig umwickelt, die durch die konservierende Salzlösung gelb geworden sind. Es finden sich Fische von der verschiedensten Größe. Einige sind nur einen halben Finger lang, andere dagegen messen bis zu einem Meter. Zuweilen enthält eine Mumie auch nur einige große Schuppen von ausgewachsenen Lates-Fischen.

Offenbar handelt es sich bei diesen Fisch-Mumien um Opfergaben. Die Reichen wählten den größten Fisch, den sie erlangen konnten, und je geringer das Vermögen des Opfernden war, um so kleiner wurde der Fisch.

Der heute bei Assuan gefangene Lates-Fisch erreicht zuweilen zwei Meter Länge und ist in keiner wesentlichen Eigenschaft von dem heiligen Fisch der alten Ägypter verschieden.

Notizen.

Kostbare Nephritsiegel aus dem Besitz der Kaiserinwitwe von China sind als „Beutestücke" englischer und französischer Soldaten nach Europa gekommen. Sie sind jetzt vereinigt in der Sammlung E. M. O'Brien. Am interessantesten sind zwei rechteckige Siegel. In der Mitte enthalten sie altchinesische Charaktere, die bezeichnen, daß mit diesen Stempeln nur im Lishinghsien-Hofe gesiegelt worden ist; am Rande laufen Ornamente, bei dem einen aus Phönixen, bei dem anderen aus Drachen. Der Phönix ist das Zeichen einer Kaiserin des chinesischen Reiches, der Drache das des Königs. Der Kaiserinwitwe käme eigentlich also nur der Phönix zu; da sie aber tatsächlich die Zügel der Gewalt in der Hand hielt, so verlieh sie sich aus eigener Machtvollkommenheit das Recht, auch den Drachen in ihrem Siegel zu führen. Am schönsten geschnitten ist ein anderes Paar dieser Nephritsiegel. Sie sind ebenfalls von rechteckiger Gestalt, und der Buchstabe in der Mitte zeigt an, daß sie zum Yih'un-Palaste gehört haben. Am Rande führen diese Siegel ein Ornament von Phönixen.

Ein fürstlicher Helm aus merowingischer Zeit ist auf dem Reihengräberfelde bei Gültingen (Oberamt Nagold) in etwa 4 Meter Tiefe gefunden worden. Der Kopfring zeigt als Ornament in getriebener Arbeit Weinranken und langhalsige Vögel. An ihm sind sechs spitzrunde Eisenstücke befestigt, die durch goldblechbeschlagene Spangen, in welche Zeichnungen vertieft eingeschlagen wurden, verbunden sind. Helme waren in merowingischer Zeit eine Auszeichnung der Könige und Edelgeschlechter; nur daraus ist es zu erklären, daß dieser Gültinger Helm der erste ist, den man gefunden hat, obgleich bereits Tausende von Gräbern aufgedeckt worden sind. An derselben Stelle fand man ein noch gut erhaltenes Schwert, das ebenfalls einem hervorragenden Mann gehört haben dürfte. Sein Griff ist mit Goldblech überzogen, und die Scheide ist reich verziert und mit Purpurglas ausgelegt.

Digitized by Google

Hausgarten.

Nun heben sich Binsen und Keime,
Nun kleiden die Blätter die Bäume,
Nun schwindet des Winters Gestalt.
Nun rauschen lebendige Quellen
Und tränken mit spiegelnden Wellen
Die Triften, den Anger, den Wald.

Friedrich v. Hagedorn (1708—1754).

X-Strahlen und Keimvermögen.

Wie „Prometheus" mitteilt, haben die Herren Maldiney und Thouvenin den Einfluß der X-Strahlen auf das Keimen von Samen untersucht. Sie ließen Samen der Ackerwinde, Gartenkresse und Hirse auf einem feuchtgehaltenen Flanellstreifen keimen und zwar in der Weise, daß ein Teil des Flanellstreifens der Bestrahlung durch X-Strahlen ausgesetzt werden konnte, während dieselben von der anderen Hälfte des Streifens durch Bleiplatten abgehalten wurden. Bei allen derartigen Versuchen mit X-Strahlen ist hauptsächlich darauf acht zu geben, daß eine eventuelle Einwirkung der elektrischen Eigenschaften der X-Strahlen ausgeschlossen wird. Man erreicht dies in der Weise, daß zwischen dem Strahlenerzeuger und dem zu bestrahlenden Körper eine dünne, mit dem Erdboden in Verbindung stehende Aluminiumplatte eingeschaltet wird, welches Metall ja in dünner Schicht für X-Strahlen durchlässig ist, elektrische Schwingungen dagegen ableitet. Es ergab sich nun unzweideutig, daß eine Bestrahlung durch X-Strahlen das Keimen der untersuchten Samen beschleunigte, wie die folgende Zusammenstellung zeigt:

Samen von	Dauer der Bestrahlung	Die Samen keimen nach
Winde	3 Stunden	46 Stunden
	nicht exponiert	144 „
Gartenkresse	5 Stunden	49 „
	nicht exponiert	144 „
Hirse	nicht genau angegeben	6 bis 7 Tagen
	nicht exponiert	18 „

Ein Zusammenhang zwischen Keimvermögen und X-Strahlen geht aus den Zahlen wohl ohne Zweifel hervor, und zwar ist die Beschleunigung des Keimvorganges eine ganz beträchtliche. Die gelblich weiße Farbe der Keime zeigte, daß ein fördernder Einfluß auf die Bildung von Chlorophyll durch X-Strahlen nicht stattgefunden hatte.

Campanula Mayi.

Bekanntlich tragen erst die Hänge- und Ampelgewächse dazu bei, einer Pflanzendekoration ein leichtes und gefälliges Aussehen zu verleihen. Wir haben nun in der Campanula Mayi-Neuheit eine Hänge- und Ampelpflanze erhalten, die sich vielseitig zu Blumendekorationen aller Art verwenden läßt und alle anderen Ampel-Campanula weit in den Hintergrund stellt. Diese Neuheit ist sehr wüchsig, so daß sich aus kleinen Pflänzchen in kurzer Zeit recht ansehnliche Pflanzen heranziehen lassen. Die graugrüne, filzige Belaubung bietet Abwechslung zwischen dem Grün anderer Gewächse und die überaus reiche, hellbraune Blütenfülle verleiht ihr erst den rechten Reiz. Die Vervielfältigung geschieht am besten im Frühjahr entweder aus Teilung älterer Pflanzen oder aus Stecklingen, welche man von den am Wurzelstock hervorsprießenden Trieben schneidet. Die Blütezeit beginnt Anfang Sommer und dauert bis zum Herbst. Nach der Blüte schneidet man die Pflanze zurück, wo sie dann für den nächsten Flor neue Austriebe macht. In einem frostfreien Zimmer wird sie überwintert und im Frühjahr in einer sandigen Mistbeeterde in nicht zu große Töpfe verpflanzt.

Alfred Bier, Herlinghausen.

Phyllokaktus.

Kaktuskultur kann zur speziellen Liebhaberei werden, und das ist sehr begreiflich. Einerseits reizt der fremdartige, vielgestaltige Bau dieser Pflanzenfamilie, der wechselt von schlanken, schlangenartigen Stämmchen bis zur klotzigen Felsenform. Andererseits entwickeln sie zum Teil eine tropische Blütenpracht. Um letzterer willen werden unter den zehn Gattungen, in welche die große Artenzahl eingeteilt wird, immer die Phyllocactus einen ersten Platz bei den Blumenfreunden behaupten. Blattkaktus heißen sie, weil ihre Stämmchen, deren grüne Haut zugleich die Funktion der Blätter übernimmt, blattartig verbreitert sind. Sie sind anspruchslos in der Kultur und blühen außerordentlich dankbar im Frühjahr bis Sommer; so Ph. alatus mit großen lebhaft rosaroten Blumen, die sehr reichlich zum Vorschein kommen, und Ph. Ackermanni mit noch größeren dunkelfeuerroten Blumen. Wenn die Knospen erscheinen, muß man sich sehr hüten, den Platz für die Pflanzen zu wechseln und besonders ihnen die Sonne zu entziehen, da sonst die Knospen abfallen. y.



Abb. 1. Phyllocactus Ackermanni.



Abb. 2. Phyllocactus alatus.

Was sind Edeltannen?

Der Garten- und Villenbesitzer, der nicht immer gleichzeitig guter Koniferenkenner ist, möchte auf seine Rasenflächen zur Einzelpflanzung einige „Edeltannen" kaufen und bestellt sich solche in irgend einer Baumschule. Bei Ankunft der Sendung ist man allgemein enttäuscht, denn man hatte sich unter „Edeltanne" etwas ganz anderes gedacht. Im großen Publikum gilt nämlich nach wie vor die allgemein beliebte majestätisch aussehende Nordmannstanne, Abies Nordmanniana, als Edeltanne, da sie auch infolge ihres schönen gleichmäßigen Wuchses, ihrer Nadelstellung, Form und Bauart eher diesen Namen verdient, als irgend eine andere Tannenart. In Gärtner- und Koniferenzüchterkreisen liegt die Sache jedoch anders; hier ist allein die Weißtanne, Abies pectinata, als Edeltanne benamst. Wer im Publikum kennt diese Tannenart? Nur ganz wenige Liebhaber, die ausgesprochene Koniferenfreunde sind! Häufig kommt es vor, daß sogar die schönen Fichtenarten, wie Picea Engelmanni, Picea pungens, Picea pungens glauca, Picea pungens argentea u. a. mehr, als Edeltannen bezeichnet werden. Bei Bezügen von außerhalb sei man deshalb sehr vorsichtig mit der Bezeichnung „Edeltanne", es können sonst zu leicht Irrtümer, Mißverständnisse, unnötige Streitereien entstehen, deren Kosten schließlich in den meisten Fällen der Käufer zu tragen hat. Wer wie ich seit Jahren im geschäftlichen Verkehr steht, wird mir zugeben müssen, daß hier einem großen Übelstande abgeholfen werden sollte. Paul Zuraß.

Teppichbeetartige Bepflanzung eines Grabes.

Wenn die Frühjahrsblütler auf dem Grabe verblüht haben, kann man das Grab mit Rosen, Fuchsien, Pelargonien u. s. f. bepflanzen, aber auch, besonders die der vollen Sonne ausgesetzten Gräber, teppichbeetartig. Solch ein Teppichbeet, das, wenn es von 14 zu 14 Tagen so weiter beschnitten wird, wie es die Reinheit der Formen verlangt, wird sicher jedem gefallen. Das Hauptbeet wird mit der gelben Alternanthera compacta aurea als goldgelbem Teppichrasen bepflanzt, aus diesem ragen hervor gegen Kopf und Füße 2 kleine Kreise, die entweder mit blaublühenden Lobelien (Lobelia „Kaiser Wilhelm" oder „Schwabenmädchen") oder mit blauem Ageratum („Kind von Dresden") bepflanzt sind. Der Mittelkreis, in welchem sich Herz, Kreuz oder Anker befinden können, wird mit Escheveria globosa oder Desmetiana secunda glauca eingefaßt, auch die dunkelblaue Lobelia „Ruhm von Koblenz" eignet sich hierzu. Der Untergrund des Mittelkreises sei weiß, er wird mit Antennaria tomentosa bepflanzt, wogegen Herz, Anker, Kreuz 2c. mit Alternanthera amoena grandiflora oder A. rosea zu bepflanzen wären. Als Einfassung würde sich Alternanthera paronychioides sehr gut eignen. Selbstverständlich kann das Grab in Variationen hergerichtet werden; statt der goldgelben Alternanthere könnten zum Füllen des Grabbeetes die mehr weißen Pflänzchen von Sedum carneum fol. var., statt der Lobelien dunkelblättrige Achyranthes oder niedere Begonia u. s. f. Verwendung finden. Für den Winter als Winterteppichbeet wäre das Grabbeet zu bepflanzen mit der weißen Antennaria tomentosa, die kleinen Kreise mit Sedum glaucum oder Vinca oder Helleborus, der Mittelkreis mit Sedum glaucum, das Herz 2c. mit Sedum Lydium aureum. Als Einfassung und zur Abgrenzung dient dann Sempervivum californicum 2c.

Fr. S.

Rhabarber treiben.

Um rechtzeitig zarte Rhabarberstengel für Kompott zu erhalten, sucht man durch Zuführung künstlicher Wärme die Pflanzen zum Austreiben zu bringen. Man wählt hierzu solche Pflanzen, die im letzten Frühsommer nicht zur Stengelernte benutzt und denen die Blütenknospen zeitig abgenommen worden sind, denn nur bei ungeschwächten Pflanzen wird sich das Antreiben lohnen. Erst nach zwei Jahren darf auch die schon einmal angetriebene Pflanze wieder zum Treiben verwendet werden. Damit die Pflanze im März leicht aufzufinden ist, umgibt man sie mit einem Bretterrahmen, der Arbeiter weiß, wo sich der Wurzelstock befindet und vermeidet, Wur-

Digitized by Google

zeln abzustechen. Es wird nun ein 40 cm breiter und 40 cm tiefer Graben ausgehoben, der Graben mit frischem, etwas mit Laub vermischtem Pferdedünger gefüllt und mäßig angetreten (Abb. 3). Über die Pflanze stülpt man einen großen Blumentopf, eine Kiste,

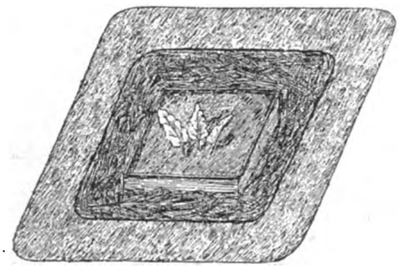


Abb. 3. Rhabarber treiben.

ein kleines Faß, einen Korb oder dergl.; auch diese Umhüllung wird mit frischem Dünger umgeben, der die Fröste abhält und zur Wärmebildung beiträgt, wodurch die Pflanze zum Austreiben gezwungen wird, so daß sie in der an frischen Gemüsen so armen Frühjahrszeit eine willkommene Abwechselung bietet. Th. Held.

Allerlei guter Rat.

Gartenmöbel vor Fäulnis zu bewahren. Gartenbänke und -Tische aus Holz setzen dort am ersten Fäulnis an, wo Nägel oder Schrauben eingeschlagen sind und sich an diesen Stellen Vertiefungen gebildet haben. Hier setzt sich das Regenwasser an; es kann nicht abfließen, und im Laufe nicht zu langer Zeit bilden sich dann faulende Holzstellen. Hiermit ist der Grund zur baldigen Vernichtung des Möbels gelegt. Gartenbänke, an denen z. B. die Stollen von Eisen, Sitz und Rückenlehne von Holz sind, sind dieser Gefahr sehr ausgesetzt. Die Holzteile sind vermittels Schrauben an die Eisenteile befestigt; die Schraubenmutter ist in das Holz eingelassen und gewährt meistens, wenn auch nur durch einen schmalen Ritz, dem Regenwasser einen kleinen Sammelpunkt. Der Grund zur baldigen Vernichtung ist gelegt. Um nun dies zu vermeiden, sehe man alle Bänke und Tische darauf hin nach. Findet sich irgendwo eine Stelle, wo das Wasser sich sammeln kann, so verkittet man sie mit Fensterkitt; ist schon Fäulnis vorhanden, so kratze man die weichen Teile fort und verkitte dann; aber glatt, mit dem Holz gleich eben. Im Frühjahr, wenn alles frisch angestrichen wird, ist die Zeit, auf solche Mängel zu achten; der Anstrich verdeckt die ausgebesserten Stellen vollständig. Die Möbel halten ein paar Jahre länger dadurch. Sogar bei Lauben und Veranden aus Holz kann diese Praxis angewendet werden. H. H.

Radies Goliath.

Die einzelne Knolle erreicht einen Durchmesser von 60 mm und ein Gewicht bis 60 g; wenn man in Betracht zieht, daß die größte deutsche Münze, das Fünfmarkstück, dagegen nur einen Durchmesser von 38 mm aufweist, so kann man sich einen Begriff davon machen. Aber die Hauptsache ist, daß das Radies trotz dieser enormen Größe nicht pelzig und ungenießbar, sondern von großer Zartheit und großem Wohlgeschmack ist, weshalb diese Neuheit Erfurter zartes Riesen-Radies „Goliath" (Firma Liebau & Co., Hoflief., Erfurt) benannt wurde.

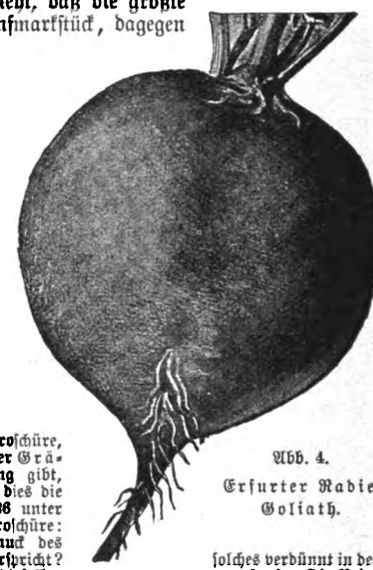


Abb. 4. Erfurter Radies Goliath.

Gartenpost.

Frage. Gibt es keine Broschüre, die über den Pflanzenschmuck der Gräber unserer Lieben Anleitung gibt, etwa in ähnlicher Weise, wie dies die in Nr. 19 des „Daheim" S. 26 unter „Gartenbücherei" angezeigte Broschüre: Reichardt, „Der Pflanzenschmuck des Altars" für letzteren Zweck verspricht? Bejahenden Falles wie heißen dieselben und in welchem Verlag sind sie erschienen?

Karlsruhe. A. Ulrich.

Antwort. Wir finden wohl in einzelnen Gartenbüchern die gewünschte Anleitung (z. B. in Langes Allg. Gartenbuch I, S. 488: „Das Gärtchen auf dem Grabe", Leipzig, Spamer). Dagegen ist uns eine besondere Schrift darüber nicht bekannt. Vielleicht unseren Lesern?

J. M., Helmstedt. Geisenheimer Mitteilungen, zwölfmal jährlich, K. Bechthold & Co. in Wiesbaden, 1,75 Mk. jährlich. Postliste 2983. — Der praktische Ratgeber, einmal wöchentlich, Trowitzsch & Sohn in Frankfurt a. O., 4 Mk. jährlich. — Der Erfurter Führer im Gartenbau, von R. Betten, Verlag J. C. Schmidt in Erfurt; 4 Mk. jährlich.

Zum „König der Nacht" (Hausg. Nr. 6) schreibt uns Herr Friedr. Adolf Haage jun., Erfurt, der bekannte Kakteenspezialist, daß es einen solchen wissenschaftlich eigentlich nicht gibt, sondern, abgesehen von der „Königin der Nacht" (Cereus grandiflorus), nur eine „Prinzessin der Nacht" (Cereus nycticalus, griech. = Nachtschönheit). Der Unterschied in den beiden liegt darin, daß die Königin der Nacht stark nach Vanille duftet, während die Prinzessin fast nicht riecht. Die Blumen sind sich sonst fast gleich. Vergl. Haages Hauptpreisverzeichnis, Abbildung auf S. 84. C. nycticalus ist stärker in den Ranken, weniger bestachelt und hat weniger Kanten, was auf der Abbildung ersichtlich ist. Vgl. Schumann, Gesamtbeschreibung der Kakteen (Neumann, Neudamm), S. 146.

Im Hausgarten Nr. 3 (1902) wird in dem Aufsatze „Unsere Zimmerpflanzen" ein Begießen der Pflanzen mit Kampferwasser zwecks Vertreibung von Ungeziefer empfohlen. Ich erlaube mir hiermit anzufragen, ob ich dasselbe ohne Schaden für die Pflanzen so verwenden darf, wie ich es in der Apotheke bekomme, oder ob ein Verdünnen mit Wasser nötig ist.

Frau Käthe Scholz, Breslau.

Antwort. Das Kampferwasser, welches man gegen das Auftreten von Ungeziefer in Blumentöpfen benützt, kann ohne Nachteil für die Pflanze so verwendet werden, wie man solches verdünnt in der Drogerie oder Apotheke erhält. Z.

K. H. Die Reineclaude-Pflaume stammt wohl aus Griechenland und kam von da schon früh nach Italien unter dem Namen: Verdochia (Susina). Von Italien gelangte sie unter König Franz I. (geb. 1494) nach Frankreich und dort wurde sie zu Ehren der Königin Claudia „Reine Claude" genannt. Englischer Name: Green Gage (nach einer Familie Gage).

In unserer Spielecke.

1. Problem: Der Schläfer.



2. Trennungsrätsel.

Zur Feier sich das Wort vereint
Gestalten kann im ganzen Land,
Sobald ein hohes Paar erscheint,
Das seinen Lebensweg verband.

Bei Eisenbahn und Militär
Ist Dir getrennt es wohl bekannt.
Und war's bei manchem Spiele quer,
Die Aussicht auf Gewinn entschwand.

M. Sch., Cassel.

3. Ergänzungsaufgabe.

				e
	i		a	
	a		e	
		t	a	r
	o		g	

Die leeren Felder des Quadrats sind mit je einem Buchstaben so auszufüllen, daß die wagerechten Reihen bekannte Wörter ergeben.

Sind die richtigen Wörter gefunden, so nennen die eingetragenen Buchstaben (aber in umgekehrter Reihenfolge) einen berühmten Virtuosen und Komponisten.

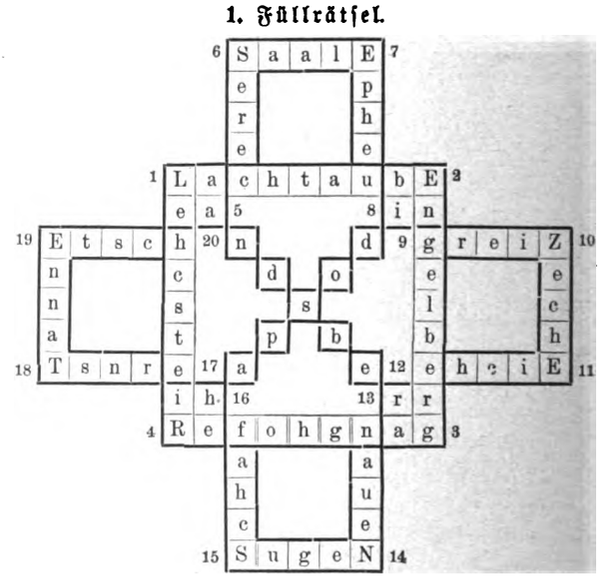
4. Wechselrätsel.

Sicher mit r zeigt das Wort die Richtung der Fahrt auf dem Meere.
Aber wer kennt seinen Weg,
naht es verheerend mit h!

(Die Auflösungen erfolgen in Nr. 26.)

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 23.

1. Füllrätsel.



2. Merkrätsel.

„Engelbert Humperdinck".
Lengefeld Halberstadt Thumann Perdikkas Dinclage.

3. Homonym. Der, die, das Rechte.

4. Rätsel. Telemach — Achtel.

5. Arithmetische Aufgabe.
Kaiser Wilhelms II. Hochzeitstag 27. 2. 1881.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rücksendung unverlangt eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen deutschen Freimarken beigelegt sind. — Herausgeber: Th. H. Pantenius und Hanns von Zobeltitz. — Für die Redaktion verantwortlich: Th. H. Pantenius in Berlin. Briefe nur: An die Daheim-Redaktion in Berlin W. 35, Steglitzerstr. 58, ohne Hinzufügung eines Namens. — Anzeigen nur: An die Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig, Hospitalstraße 27. — Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Daheim

Ein deutsches Familienblatt.

39. Jahrgang * vom Oktober 1902 bis dahin 1903. * * * Ausgegeben am 28. März 1903. * Nr. 26.

Aus der Zeit — für die Zeit. Illustrierte Rundschau.

Generaloberst v. Hahnke. Kaiser Wilhelm hat dem früheren langjährigen Chef seines Militärkabinetts und seinem Generaladjutanten Generaloberst v. Hahnke, der in diesem Jahr sein 70. Lebensjahr vollendet, die höchste in Friedenszeiten mögliche militärische Auszeichnung verliehen, in dem er ihn am 11. März in den Rang eines General-Feldmarschalls erhoben hat. Die Verleihung des Feldmarschalltitels selbst erfolgt, wie bekannt, in Preußen nur an Heerführer für Verdienste, die sie vor dem Feinde erworben haben. Generaloberst v. Hahnke ist am 1. Oktober 1833 zu Berlin geboren. Er wurde im Kadettenkorps erzogen und 1851 zum Sekondeleutnant im Kaiser Alexander-Garde-Grenadier-Regiment Nr. 1 ernannt. 1858 zum Premierleutnant und 1863 zum Hauptmann im Garde-Grenadier-Regiment Königin Elisabeth befördert, nahm er in diesem Regiment als Kompagniechef am Kriege gegen Dänemark teil. 1866 wurde er in den Generalstab versetzt und machte den Feldzug in Böhmen im Stabe des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, des Oberstkommandierenden der zweiten Armee, mit. Nach Beendigung des Krieges war er bis Frühjahr 1870 Flügeladjutant des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha. Am Kriege 1870/71 nahm er als Major im Generalstab wiederum im Hauptquartier des Kronprinzen von Preußen teil. 1872 zum Chef des Generalstabes des 3. Armeekorps ernannt, wurde v. Hahnke 1875 Oberstleutnant, 1878 Oberst, 1881 Generalmajor und Kommandeur der 1. Garde-Infanterie-Brigade, zugleich Kommandant von Potsdam. 1888 berief ihn Kaiser Wilhelm II. an die Spitze des Militärkabinetts und ernannte ihn zum Generaladjutanten. 1890 wurde v. Hahnke zum General der Infanterie ernannt. 1895 erhielt er den Schwarzen Adlerorden; im folgenden Jahre wurde er zum Chef des Grenadier-Regiments Prinz Karl von Preußen (2. Brandenburgischen) Nr. 12 ernannt. Am 18. Januar 1901 erfolgte seine Beförderung zum Generalobersten. Am 2. Mai 1901 wurde er von seiner Stellung als Chef des Kaiserlichen Militärkabinetts entbunden und zum Gouverneur von Berlin und Oberstkommandierenden in den Marken ernannt, welche militärische Stellung er noch heute einnimmt.



Generaloberst v. Hahnke, dem der Rang eines General-feldmarschalls verliehen worden ist.
Nach einer Aufnahme von Reichard & Lindner, Hofphotographen in Berlin.



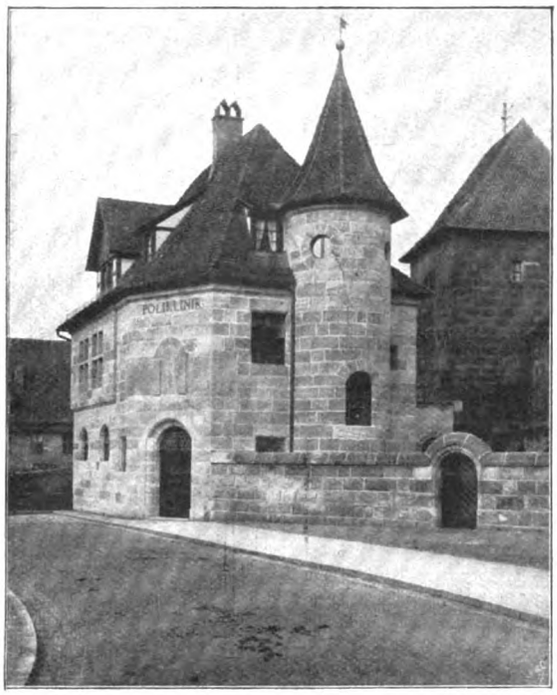
Geh. Rat Prof. v. Behring, der Erfinder des Tuberkulose-Serums.
Nach einer Aufnahme von Fr. Möller, Halle a. S.

* * *

Geh. Rat Prof. v. Behring. Professor v. Behring, der berühmte Erfinder des so segensreich wirkenden Diphterie-Heilserums, hat schon seit Jahren seine ganze Arbeitskraft in den Dienst der großen Aufgabe gestellt, ein Mittel zu finden, um einem anderen noch schlimmeren, ja dem verderblichsten Würger der Menschheit erfolgreich entgegen zu treten, der Tuberkulose. Nun sind seine Forschungen und Versuche auf diesem Gebiete bis zu einem gewissen Abschluß gelangt, und der Gelehrte hat daher jetzt in der Wiener Aerzte-Gesellschaft einen Vortrag über ihre Ergebnisse gehalten, die auch für die Kreise der Nicht-Aerzte von größtem Interesse sind. Nach seinen eigenen Darlegungen ist Prof. v. Behring bestrebt, die Tuberkulose ebenso wie die Diphterie mit einem Heilserum zu bekämpfen, d. h. mit dem Serum (dem farblosen, flüssigen Bestandteil des Bluts) von Tieren, die vorher künstlich tuberkelkrank gemacht worden sind, aber diese Krankheit völlig überstanden haben. Denn erfahrungsgemäß sind Individuen, die gewisse ansteckende Krankheiten glücklich überwunden haben, nicht nur für die nächste Zeit selber gefeit gegen einen neuerlichen Anfall dieser Krankheit, sondern die Uebertragung ihres Bluts in fremde Individuen vermag sogar auch diese immun, d. h. fest

Digitized by Google

gegen die betreffende Infektionskrankheit zu machen. Auf dieser Erfahrung beruhen auch die neuesten Versuche Prof. v. Behrings, und zwar zielen diese hauptsächlich auf eine vorbeugende Bekämpfung der verheerenden Krankheit ab. Es soll also nach Art der Pocken-Schutzimpfung — die im Uebrigen aber sonst grade auf dem entgegengesetzten Prinzip, nämlich künstlicher Herbeiführung der Krankheit in abgeschwächter Form durch Uebertragung des Krankheitsstoffes selbst, beruht — schon im zartesten Alter des Individuum gegen spätere Anfälle der Krankheit geschützt werden. Wie von vornherein von Professor v. Behring betont wurde, um jeder überschwänglichen Hoffnung vorzubeugen, die sich an seine Versuche jetzt schon knüpfen könnte, gelten die Resultate dieser vorab nur für die Tiere (Rinder), mit denen sie angestellt worden sind. Behring impfte den Versuchstieren zunächst menschliche Tuberkelbazillen ein und brachte so bei den Rindern die Krankheit zum Ausbruch. Nachdem dann die Krankheit, die erfahrungsgemäß bei solcher willkürlichen Herbeiführung fast immer nur schwach auftritt und gut verläuft, glücklich überstanden war, brachte er später diesen Tieren von neuem Krankheitsstoff bei; aber nun zeigte sich, daß diese immun, also überhaupt nicht mehr anzustecken waren. Von den vielen Tierversuchen, die Behring so angestellt hat, sind nur sehr wenige ungünstig verlaufen, indem die Tiere nach der Injektion der Bazillen mit Fieber, Atemnot und beschleunigtem Puls reagierten; doch auch diese Tiere haben sich nach überstandener Krise als gegen Rindertuberkulose immun erwiesen. Dabei machte Behring die Erfahrung, je jünger das Tier war, dem er injizierte, desto reaktionsloser blieb der Verlauf, und umgekehrt, je älter das Tier, desto heftiger die Reaktion. Genau dieselbe Erfahrung machte auch Prof. Thomassen in Utrecht, sodaß nunmehr nur Tieren, die nicht älter als acht Monate sind, Tuberkelserum injiziert wird. Diese mit einem aus menschlichen Tuberkelbazillen gewonnenen Serum vorbehandelten Tiere hatten einen vollkommenen



Die neue Poliklinik in Nürnberg: Vorderansicht.



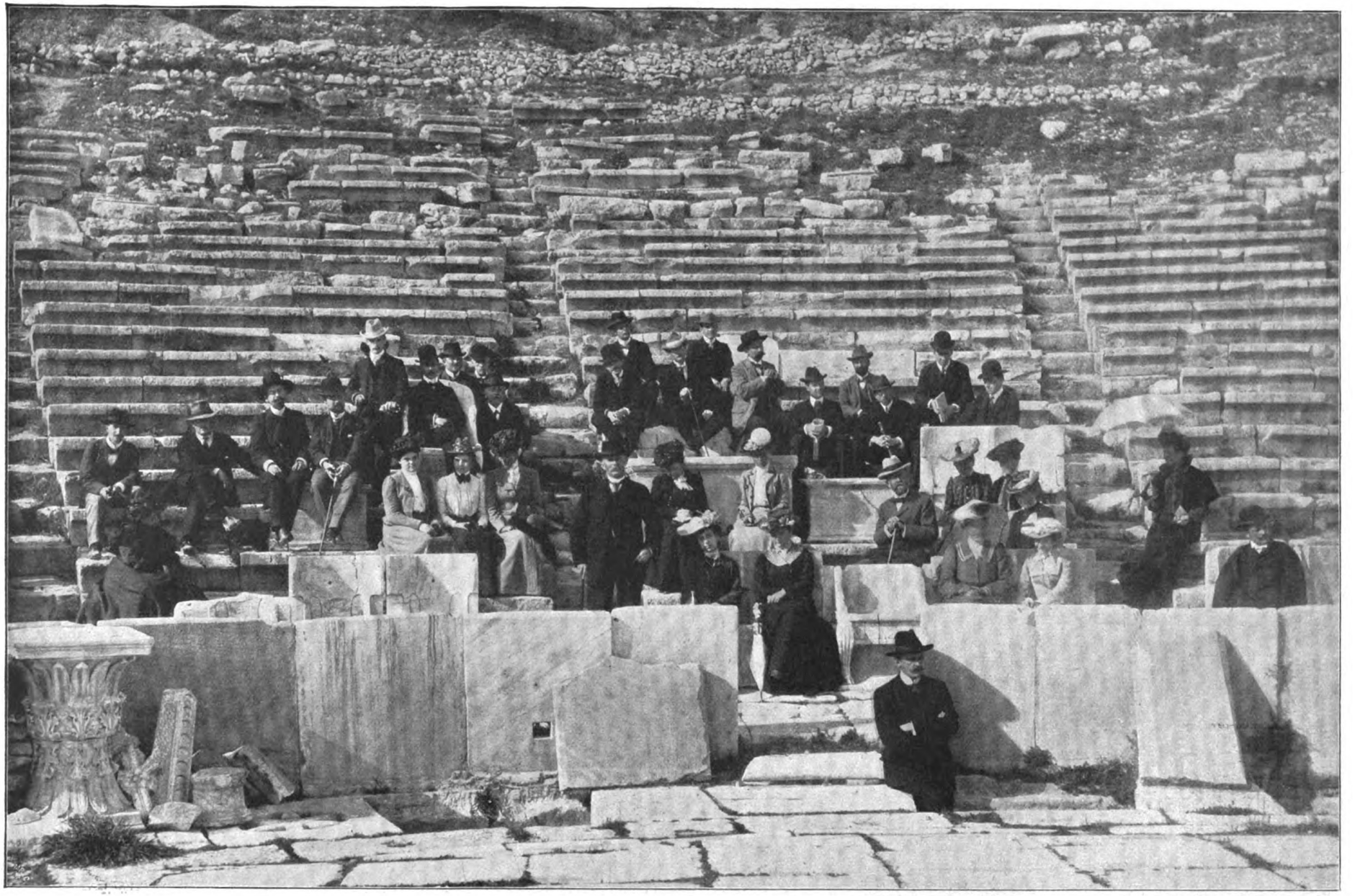
Die neue Poliklinik in Nürnberg: Hinteransicht.

Schutz gegen Rindertuberkulose erlangt. Es wurde solchen Tieren und gleichzeitig nicht immun gemachten Kontroltieren Rindertuberkulose eingeimpft. Die Kontroltiere gingen zu Grunde, die immunisierten aber blieben ohne jede Reaktion. Nicht so günstig ist das Resultat bei den älteren Tieren. Wenn es auch schon gelungen ist, die Tiere nach der Injektion immun



Das am 12. März in Augsburg zu seinem 82. Geburtstag enthüllte Denkmal des Prinzregenten Luitpold, eine Schöpfung des Bildhauers Bernauer. Nach einer Aufnahme von H. Siemßen, Hofphotograph in Augsburg.

Digitized by Google



Prof. Dr. Dörpfeld. Frl. Dörpfeld. Prof. Richardson, der Leiter des amerikanischen archäologischen Instituts. Dr. Schröder, junger deutscher Archäologe.

Eine Vorlesung im Dionysos-Theater in Athen, zum 25jährigen Jubiläum der archäologischen Tätigkeit Prof. Dr. Dörpfelds in Griechenland, aufgenommen von R. Rohrer in Athen.

Digitized by Google

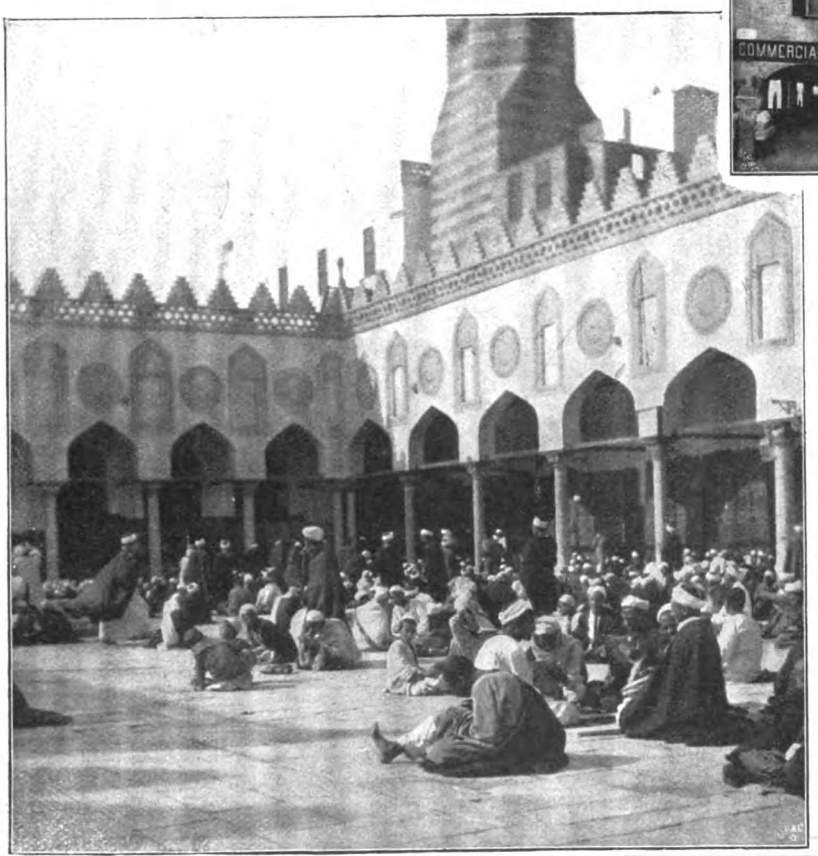
zu machen, verloren sie mit der Zeit doch die erworbene Immunität. Die in der Jugend immunisierten Tiere blieben, wenn man ihnen auch noch so viel Rindertuberkel einimpfte, immer immun. Tötete man solche Tiere auch nach einem Jahre, mitunter auch nach dem Ablaufe einer noch längeren Zeit, ergab die Sektion nie auch nur eine Spur von Tuberkulose. Diese an der Hand der Tierversuche gewonnenen Erfahrungen ergeben, wie Behring ausführte, sehr wichtige Konsequenzen für die Bekämpfung der menschlichen Tuberkulose. Zunächst ist festzustellen, daß, wenn gegen die menschliche Tuberkulose günstig gekämpft werden solle, der Kampf schon in dem jugendlichen Alter aufgenommen werden müsse. Gerade so wie nur das junge Tier immun gemacht werden kann, gerade so ist es auch bei dem höchst entwickelten Organismus, dem Menschen. Im Kindesalter, wo der Körper der verheerenden Wirkung der Infektionserkrankungen am meisten preisgegeben ist, in einem Alter, wo er geradezu schutzlos dieser Art der Erkrankungen gegenübersteht, aber wo er am meisten der Reaktion einer Schutzimpfung widerstehen kann, in diesem Alter wird auch das menschliche Individuum gegen die Tuberkulose immun gemacht werden müssen. Den Zeitpunkt, zu welchem sich auch die Menschheit auf diese Weise vor der Tuberkulose zu schützen imstande sein wird, näher zu bestimmen, ist nach Professor v. Behring jetzt noch unmöglich. Vorläufig muß man sich mit den bekannten Schutzmitteln gegen die Tuberkulose begnügen und mit der Pflege in den Heilstätten, deren Erfolg, wie statistisch nachgewiesen, ein ganz kolossaler ist. Prof. v. Behrings Studien inbetreff der Tuberkulose-Schutzimpfung von Rindern sind im wesentlichen abgeschlossen. Wenn er noch weitere Versuche an Rindern und anderen Tieren zum Zwecke der Tuberkulose-Immunisierung anstellt, so geschieht das nicht mehr um der Rinder willen, sondern um **für den Menschen eine praktisch durchführbare** Behandlung zu gewinnen.

* * *

Die neue Nürnberger Poliklinik. Nach nahezu fünfundzwanzigjähriger Arbeit hat die Nürnberger „Medizinische Gesellschaft" der alten Reichsstadt eine Poliklinik in den ihr zu eigen gehörenden Räumen einrichten können. Die Geschichte dieser Poliklinik, die allein dem Wirken der Gesellschaft zu danken ist, ist interessant genug. Nur sehr allmählich machte sich bei Aerzten und Laien die Ueberzeugung von der Notwendigkeit einer Poliklinik in Nürnberg geltend, und als die Zahlen der Kranken, die alljährlich in der Poliklinik behandelt wurden, schon das vierte Tausend überschritten, mußte man sich immer noch mit Räumen behelfen, die weder dem Zweck entsprachen noch irgendwie ausreichten. Gleichwohl sind in diesen unzutauglichen Räumen seit dem Jahre 1879 31553 **Kranke in den** allgemeinen Sprechstunden behandelt worden. 86571 Krankheitsformen kamen in ärztliche Pflege, nicht weniger als 2902 große Operationen wurden vorgenommen, und 119385 Mark für Krankenzwecke aufgewendet. Die Notwendigkeit der Poliklinik bedarf danach keines Beweises. Das Interessanteste aber aus der langen Geschichte dieser Poliklinik ist, daß sie nahezu allein durch freiwillige Gaben erhalten worden ist. Nicht weniger als 121675 Mark sind von Spendern aus allen Gesellschaftsklassen beigesteuert worden, und das bekannte Nürnberger Volksfest hat alljährlich durch sein Wohltätigkeitskomitee der Poliklinik größere Summen zugeführt. Wie die Bürger der Stadt ihre Gaben, so haben die hervorragendsten Aerzte Nürnbergs ihr Wissen und Können in den Dienst der Sache gestellt und in uneigennützigster Weise bisher unter Verhältnissen gearbeitet, die oft drückend genug waren. Unter tätiger Beihilfe des verdienten Oberbürgermeisters Schuch und des Professors Schmitz, der die Pläne zum Bau unentgeltlich herstellte und die Leitung des Baues unternahm, ist nun schließlich das schöne Heim zustande gekommen, das, wie unsere Bilder zeigen, sich mit seiner Bauart ganz in den mittelalterlichen architektonischen Rahmen Nürnbergs einfügt.



Die vom Einsturz bedrohte Basilika San Fedele in Como.



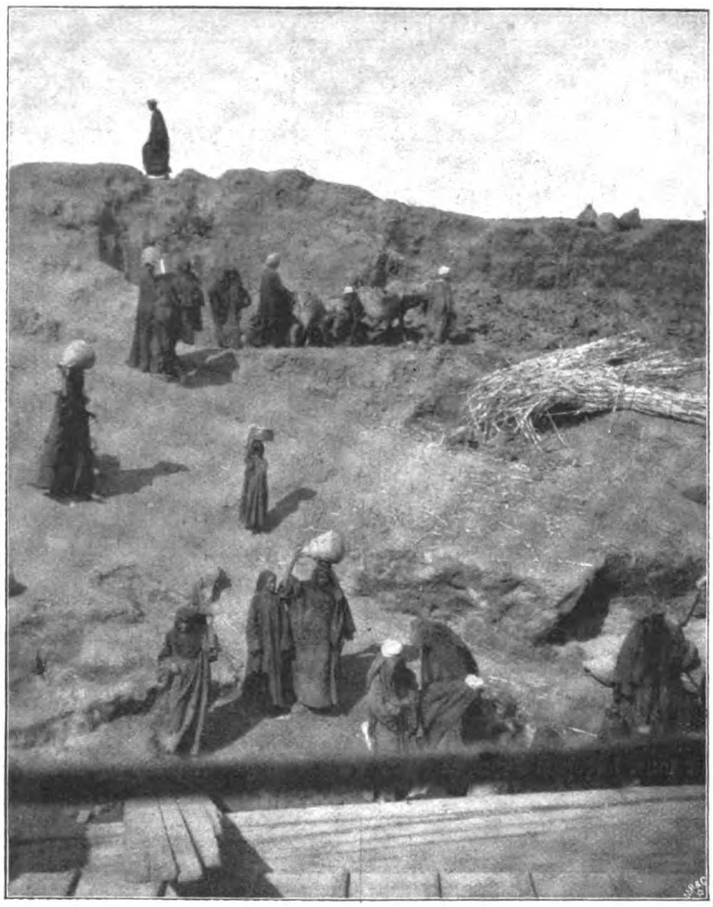
Die Azhar-Moschee (islamitisch-theologische Universität) in Kairo.



Nilbarken in der Dämmerung.

Zum Aufenthalt der Söhne unsers Kaisers in Egypten.

Digitized by Google

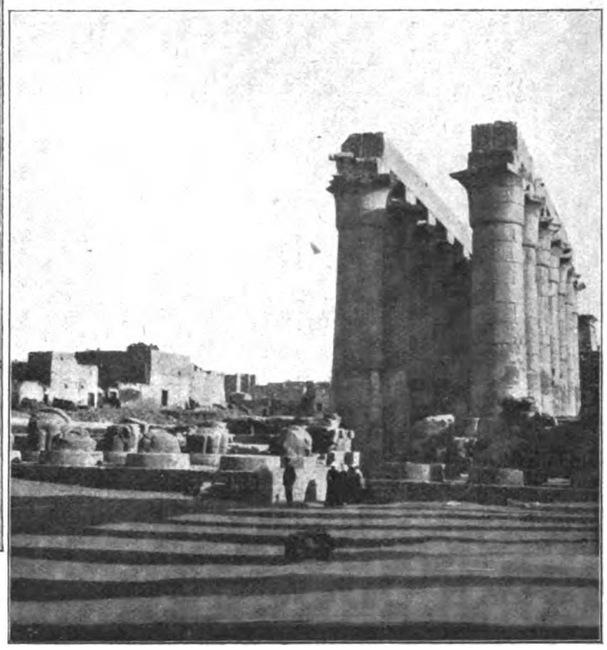


Landungsplatz mit Wasserträgerinnen bei Edfu am Nil.

Zum Zerfall italienischer Kunstdenkmäler. Die Kirche San Fedele in Como, eines der ältesten und architektonisch interessantesten kirchlichen Bauwerke Ober-Italiens, das wir unsern Lesern nebenstehend im Bilde vorführen, muß jetzt wegen Baufälligkeit abgebrochen werden. Der Turm ist, wie auch auf dem Bilde ersichtlich, bereits stark geneigt und droht einzustürzen. Die Kirche, die charakteristisch für die altchristliche Baukunst ist, stammt noch aus dem 7. Jahrhundert, ist aber im Laufe ihres Bestehens natürlich mehrfach restauriert worden.

* * *

Zu Prof. Dr. Doerpfelds 25jähr. Jubiläum. Unser Bild auf Seite 3 stellt den Ersten Sekretär und Leiter des deutschen archäologischen Instituts in Athen, Professor Dr. Doerpfeld, dar während eines Vortrages im dortigen Dionysos-Theater, wo er jeden Sonnabend vor den dort aufgedeckten antiken Denkmälern spricht. Unsere Aufnahme hat aber eine besondere Bedeutung, sie gilt einem Ehrentage des durch seine Ausgrabungen hochverdienten deutschen Forschers; denn gerade jetzt vor 25 Jahren ergriff dieser zum erstenmal in Olympia den Spaten, um ihn dort erst nach definitivem Abschluß jener ruhmreichen Grabungen aus der Hand zu legen. Er hat ihn dann während dieses langen Zeitraums an den verschiedensten Teilen Griechenlands und immer mit demselben Erfolge angesetzt. Besonders bedeutungsvoll waren seine langjährigen Grabungen auf der Akropolis und am Westfuße derselben, wo er die vielerwähnte Stadtquelle aufdeckte. Seine glänzenden Ausgrabungen in Troja haben nun auch ihre lichtvolle Darstellung gefunden in den beiden monumentalen, bei Barth & Beck in Athen erschienenen Bänden „Troja“ und „Ilion“, die, im Beginn dieses Jahres erschienen, sich als ein glanzvoller Markstein seiner hinter ihm liegenden 25jährigen Tätigkeit auf dem Gebiet der Grabungen erheben. Außer seinen bahnbrechenden Forschungen über das griechische Theater hat Professor Doerpfeld besonders viel durch seine neue Ithaka-Leukas-Theorie von sich reden gemacht. Und all seine Freunde und Verehrer werden sich gewiß beim Anblick des im Kreise seiner Zuhörer im Dionysostheater dargestellten ausgezeichneten Mannes jener unvergeßlichen Stunden erinnern, als sie Doerpfeld angesichts der antiken Monumente selbst in das lichte Reich der hellenischen Baukunst einführte und sie, von dem Zauber seiner Persönlichkeit mächtig umfangen, seinen meisterhaften Darstellungen lauschen durften.



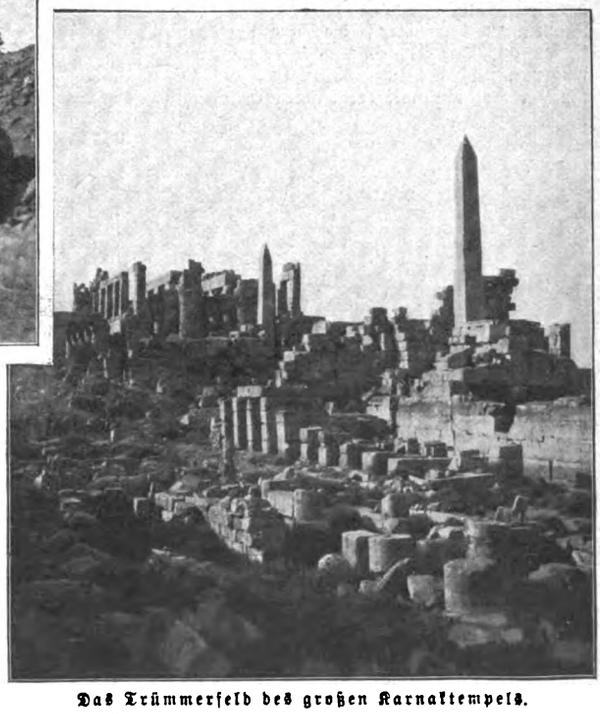
Die Riesenkolonnade des Ammontempels in Luxor (erbaut von Amenophis III.).

* * *

Zum Aufenthalt der kaiserlichen Prinzen in Aegypten. Unwiderstehlich ist immer aufs neue der Reiz, den das Land der Pharaonen auf unsere Phantasie und unsere Sehnsucht ausübt. Manche Kunde ist uns in



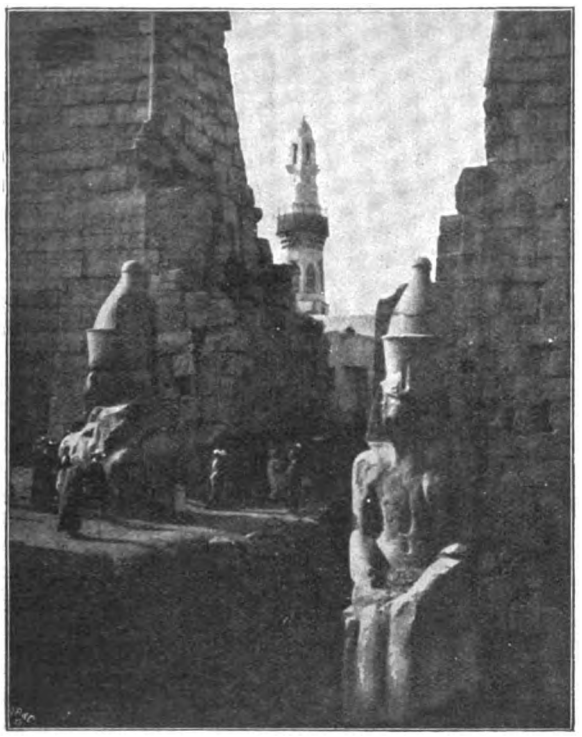
Die Sphinxallee, die vom Nil zum Tempel von Karnak führt.



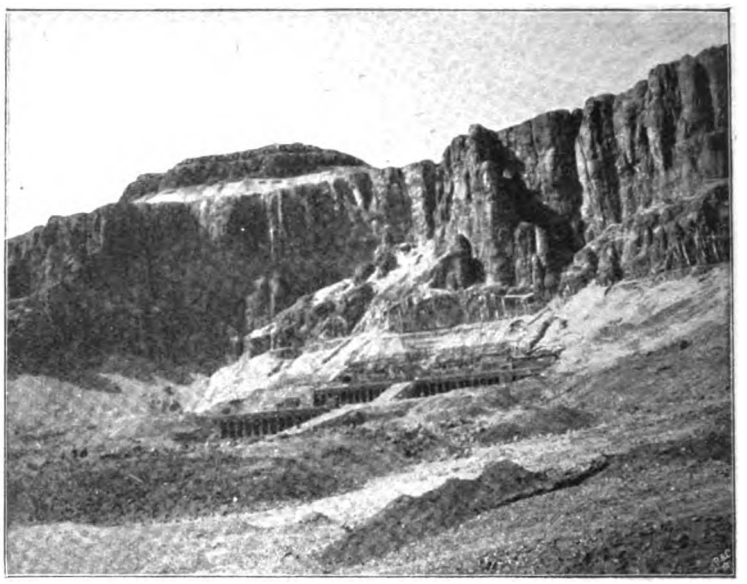
Das Trümmerfeld des großen Karnaktempels.

Zum Aufenthalt der Söhne unsres Kaisers in Ägypten.

Digitized by Google



Pylonen des Luxortempels mit den Kolossalstatuen von Ramses II. (Platz, wo der jetzige Pariser Obelisk auf dem Place de la Concorde einst gestanden hat.)

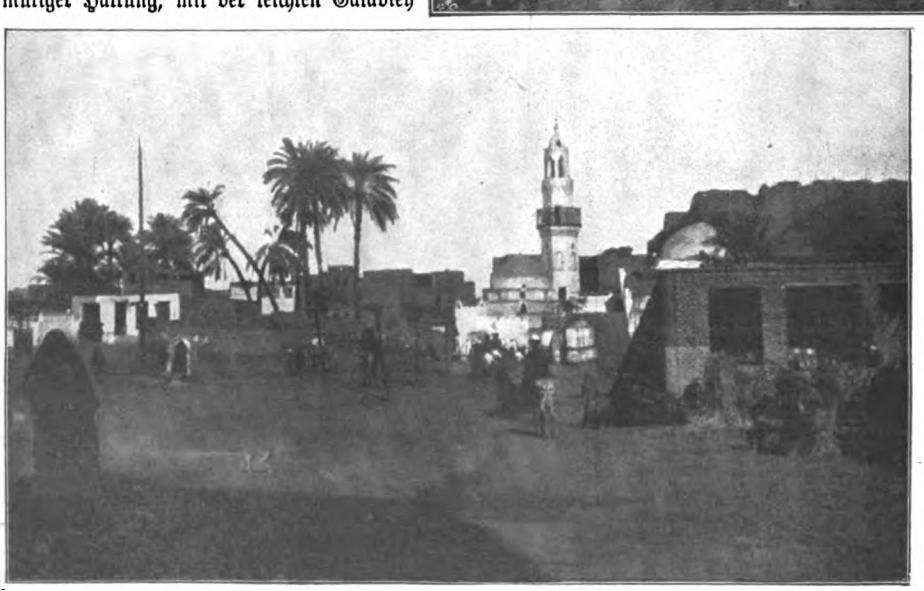


Theben: Tempel der Königin Hatasu.

jüngster Zeit von diesem uralten Kulturlande und seinen gewaltigen Denkmälern gekommen. Von dem Nilstauwerk in Assuan haben wir unsern Lesern kürzlich in Wort und Bild erzählt. Jetzt folgen wir gerne der Reise unseres Kronprinzen und seines Bruders, des Prinzen Eitel Friedrich, die zur Zeit die Wunder des Landes unserer Träume in Augenschein nehmen. Die Eigenart des Volkes freilich, sein reizvolles Innenleben, seine fast kindliche Lebensauffassung und -Betätigung, werden ihnen kaum zu Bewußtsein kommen; aber wie mächtig werden die immer fesselnde Landschaft, die erhabenen Tempelbauten und das äußere Gepräge der Bewohner auf sie wirken. Sie werden nicht müde werden, wenn die Sonne ihr Purpurrot über den klaren Abendhimmel ergießt, den Barken mit ihren Dreispitzsegeln nachzuschauen, die der Strom nach Norden und der Wind nach Süden treibt, oder die Frauen zu beobachten, die, die schweren Krüge auf dem Kopfe, zum Nil heruntersteigen, um Wasser zu schöpfen, stets in anmutiger Haltung, mit der leichten Galabieh bekleidet. Oder das Marktleben wird sie anziehen, wo auf Kamelen, Eseln oder auch auf dem eigenen Rücken die Bauern das Zuckerrohr, Getreide und Früchte zusammentragen, um sie unter lebhaftem Anpreisen und orientalischer Feilscherei an die Käufer abzusetzen. — Wie mögen sie gestaunt haben, wenn sie das Riesentrümmerfeld des großen Karnaktempels in der Nähe von Luxor besucht haben, das eine so stumme, aber gewaltige und inhaltreiche Sprache redet. Von steinernen Wächtern gehütet streckt sich die große



Die Memnonsäulen gegenüber Luxor. (Kolossalstatuen Königs Amenophis III. von diesem selbst errichtet.)



Marktplatz in Assiout.

Straße der Sphinxe hin, die einst von den Pylonen des Luxortempels mit den gewaltigen Kolonnaden und seinen gigantischen Ramsesstatuen in endloser Reihe bis zu den Pforten des Karnaktempels geführt hat. Auf dem andern Nilufer, wo einst das hunderttorige Theben gestanden, sind es außer den berühmten Königsgräbern namentlich der Terrassentempel der Königin Hatasu (Der-el-Bachri) mit seinen kunstvollen Skulpturen und farbenreichen Wandmalereien, das Rameſſeum, das Götterhaus von Medînet-Habu, wie die Memnonskolosse, die den Reisenden Zeugnis von der Gigantenkunst der alten Aegypter ablegen. — Sonderbar mag es auch die Prinzen angemutet haben, als sie die Kairenser „Universität" betraten, wo die eigenartige Lern- und Lehrweise sie gewiß nicht an die Hörsäle der alma mater in Bonn erinnert hat.

* * *

Zum Aufenthalt der Söhne unsres Kaisers in Ägypten.

Digitized by Google

Frauen-Daheim.

Laß nicht in dein Gemüte
Verkehrtes Maaß hinein!

Zieh groß den Kreis der Güte,
Den Kreis der Ichsucht klein!



Die wirtschaftliche Frauenschule Geiselgasteig bei München.

Der Verein für wirtschaftliche Frauenschulen auf dem Lande hat jetzt neben seinen Anstalten in Sachsen, Hessen, Württemberg, auch eine in Bayern errichtet, in der Mädchen gebildeter Kreise, wie in eigner Abteilung auch Töchter kleiner Landwirte, in einem oder mehreren Lehrjahren die erforderliche Ausbildung zur Leitung eines wirtschaftlichen Betriebes, zur Lehrerin in Haushaltungsschulen, oder Verwalterin auf Gütern, in Sanatorien, Erziehungs- und Wohlfahrtsanstalten erhalten.



Die neue wirtschaftliche Frauenschule im Isartale.

In unserm deutschen Vaterland steht die Frage, wie die Erträgnisse der Landwirtschaft gesteigert werden können, gegenwärtig im Vordergrunde des Interesses. Es erscheint heute besonders wichtig, der Landwirtschaft möglichst viele gut geschulte Kräfte zuzuführen. Die Versuche zeigen, daß Obst- und Gemüsebau wie Geflügelzucht bei rationellem Betrieb guten Gewinn abwerfen. In Bayern, besonders in seinen südlichen Teilen, liegt noch manches Stück Land brach, welches für Gemüse- und Obstkultur fruchtbringend zu machen wäre.

Die Frauen, welche sich im allgemeinen durch mehr Geduld und Fleiß, durch Sorgfalt für die Einzelheiten und Berücksichtigung der jeweiligen Umstände auszeichnen, hätten in der Landwirtschaft noch wertvolle Kulturarbeit zu leisten. Man bedenke nur, wie durch Lehrerinnen, Lehrers-, Pfarrers-, Gutsfrauen Gartenbau und Geflügelzucht gehoben werden könnte, wenn diese Frauen imstande wären, auf diesen Gebieten vorbildlich und belehrend zu wirken. Welchen unschätzbaren Wert hätte es, wenn mehr gebildete Frauen sich auf dem Lande ansiedeln und draußen kulturfördernd wirken würden! Mit der systematischen, gründlichen wirtschaftlichen Ausbildung erschließt sich zugleich für das weibliche Geschlecht eine ebenso gesundheitsförderliche Berufstätigkeit als ein einträgliches Erwerbsgebiet. Erfahrungsgemäß ist speziell für die Frauen eine Körper und Geist gleichmäßig in Anspruch nehmende Tätigkeit im Haushalt und Bewegung in frischer Luft für das körperliche und seelische Wohlbefinden am zuträglichsten.

In der Erkenntnis dieser Umstände wird vom Münchener Verein für wirtschaftliche Frauenschulen auf dem Lande am 1. April die Wirtschaftliche Frauenschule Geiselgasteig, 20 Minuten von der Münchener Vorortstation Großhesselohe eröffnet. Das Anwesen, vormals Schloßgut, liegt auf luftiger Höhe des malerischen, waldreichen Isartales, in hervorragend gesundem Klima und schöner Umgebung. Die Einrichtungen der Anstalt entsprechen den Anforderungen der Neuzeit und den Lehrzwecken.

Die Leitung der Schule liegt in der Hand einer geprüften Vorsteherin, welcher weitere geprüfte Lehrkräfte beigegeben sind. Der Lehrgang für Vollschülerinnen ist auf ein Jahr bemessen. Doch werden, soweit der Platz reicht, Schülerinnen auch auf kürzere Zeit und für einzelne Fächer aufgenommen. Bereits aktiven Lehrerinnen soll dadurch die Möglichkeit geboten werden, sich in kürzeren Kursen zum Unterricht an den so wichtigen Schulküchengärten vorzubereiten. Für Vollschülerinnen, welche sich später einem Lehr- oder Verwaltungsberufe widmen wollen, wird der Lehrgang je nach Bedarf auf ein weiteres Halb- oder Ganzjahr ausgedehnt. Neben der praktischen Tätigkeit (als Kochen, Waschen, Bügeln, Haus- und Handarbeit, Blumen-, Gemüse- und Obstbau, den Arbeiten am Bienenstand und im Geflügelhof) wird auch theoretischer Unterricht erteilt: Naturwissenschaft, Nahrungsmittellehre, Haushaltungslehre, wirtschaftliche Buchführung, häusliche Gesundheitspflege, sowie Erörterung der sozialen Aufgaben, unter besonderer Berücksichtigung der Wohlfahrtspflege. Außerdem sind allgemeine wissenschaftliche Vorträge vorgesehen, sowie Besichtigungen praktischer Einrichtungen der Lebensmittelversorgung, größerer Wohlfahrtseinrichtungen, landwirtschaftlicher Musterbetriebe und ausgewählter Sammlungen. Durch Turnen, gesellige Spiele, Musik, Ausflüge 2c. ist für Erholung und Unterhaltung gesorgt. Das Lehrjahr wird durch eine fakultative Prüfung abgeschlossen.

Für die Aufnahme ist das vollendete sechzehnte Lebensjahr Bedingung.

Der Pensionspreis, einschließlich Unterrichtshonorar, beträgt für die auf ein Jahr verpflichteten Vollschülerinnen bei zwölfmonatlichem Unterricht monatlich 85 M.; für Ausländerinnen und für Schülerinnen, welche sich nur für kürzere Zeit binden, monatlich 100 M. Das Unterrichtshonorar für Externe ist auf monatlich 35 M. festgesetzt; für Volksschullehrerinnen auf monatlich 10 M. Teilweise Verpflegung wird nach Vereinbarung berechnet. Die Gewährung von Stipendien ist beabsichtigt.

Anfragen und Anmeldungen von Schülerinnen sind an die Vorsitzende des Vereins, Frau Bezirksarzt Dr. Kolb in München, Konradstraße 9 I, zu richten. Soweit Raum vorhanden, werden erholungsbedürftige junge Mädchen auch zur Stärkung der Gesundheit (mittelst der Bewegung und Arbeit in freier Luft) vorübergehend aufgenommen.

Der Verein beabsichtigt, im zweiten Schuljahre eine ländliche Haushaltungsschule als Seminarschule anzugliedern: einerseits als Übungsschule für die Vorbereitung von Lehrerinnen und Leiterinnen, andererseits, um einfachere Mädchen von Stadt und Land für den eignen Haushalt oder zu brauchbaren Dienstboten auszubilden. **Hedwig Lindhammer.**

Aus alter Zeit.

Wenn man bedenkt, in wievielen Berufen jetzt Frauen angestellt werden und sich bewähren, so kann man sich kaum vorstellen, daß noch im Anfange der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts es ihnen verwehrt war, ihre eigenen Kleider durch weibliche Personen machen zu lassen. Dieselben wurden von Schneidern angefertigt, und diese wachten mit Argusaugen darüber, daß keine Frau oder kein Mädchen in den Familien beschäftigt wurde. Meine Mutter, welche 1834 etwa 5 Jahre alt war, erinnert sich daran und erzählte, daß damals für unsre Großmutter zu einer Hochzeitsfeierlichkeit ein Seidenkleid angefertigt wurde und zwar von einer Schneiderin. Wahrscheinlich war dies verraten worden, denn plötzlich erschien ein Schneider mit einem Beamten, um zu visitieren. Aber ebenso rasch waren auch der Seidenstoff und die anderen Zutaten verschwunden, und die Schneiderin saß ganz harmlos bei der Flickerei eines älteren Kleides, weil das erlaubt war, während man sonst den Kleiderstoff konfisziert und Strafe erhoben hätte. Vielleicht stammt die Redensart: „Herein, herein, wenn es kein Schneider ist", von solchen Vorkommnissen.

M. M.

Die Kunst des Absehens von den Lippen.

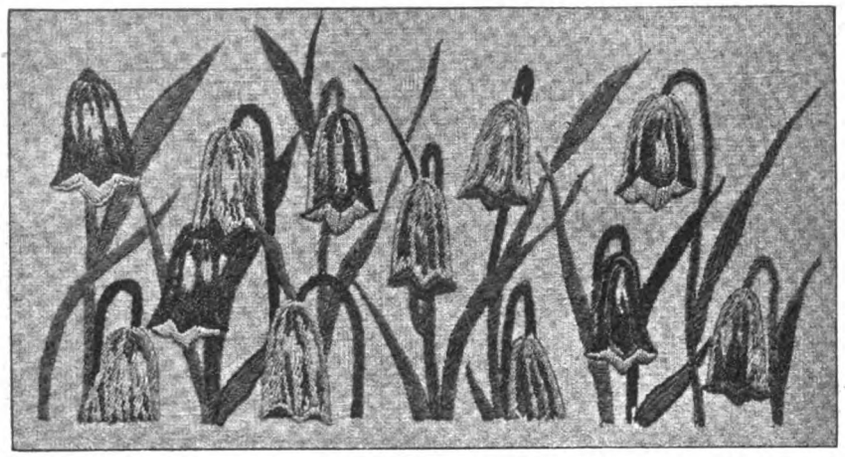
Ein Wort für Schwerhörige.

Kein Leiden schließt den Menschen von dem Verkehr mit anderen so ab, wie das der Schwerhörigkeit und Taubheit. Wer dies aus eigner Erfahrung weiß und schwer darunter gelitten hat, der ist glücklich, einen Weg gefunden zu haben, auf dem es möglich ist, das fehlende Gehör bis zu einem gewissen Grade zu ersetzen. Der Wunsch, Leidensgefährten, welche von diesem Wege keine oder nur geringe Kunde haben, ihn mitzuteilen, läßt ihm keine Ruhe.

Seit nahezu 15 Jahren leide ich an Schwerhörigkeit. Anfänglich nicht bedeutend nahm sie beständig zu und ist jetzt fast zu völliger Taubheit geworden. Alle Behandlung durch Ohrenärzte blieb erfolglos. Ich litt sehr schwer. Mein körperlicher und seelischer Zustand befand sich unter solchem Druck, daß ich elend und niedergeschlagen, ja menschenscheu wurde, obwohl ich von Natur nicht zur Schwermut neige. Da hörte ich vor einiger Zeit von der Kunst, das gesprochene Wort von den Lippen zu lesen, und ich entschloß mich, freilich nur mit wenig Mut und Hoffnung, einen Kursus zur Erlernung dieser Kunst bei Herrn Friedrich Müller in Berlin (W., Würzburgerstraße 22) durchzumachen. Schon nach den ersten Stunden stieg meine Hoffnung. Ich empfing die Gewißheit, daß es möglich ist, durch das Auge zu erfassen, was das Ohr nicht mehr vernimmt.

Der Unterricht geht aus von dem Absehen der einzelnen Laute und schreitet fort zum Bilden von Worten und Sätzen, wobei aller Nachdruck auf stetes Üben und Wiederholen gelegt wird. Mit unermüdlicher Geduld werden dieselben Worte vorgesprochen, bis das Auge sie erlernt hat und immer schneller abliest. Wesentlich ist, daß die Übungen nicht von einer einzigen Persönlichkeit, sondern ab-

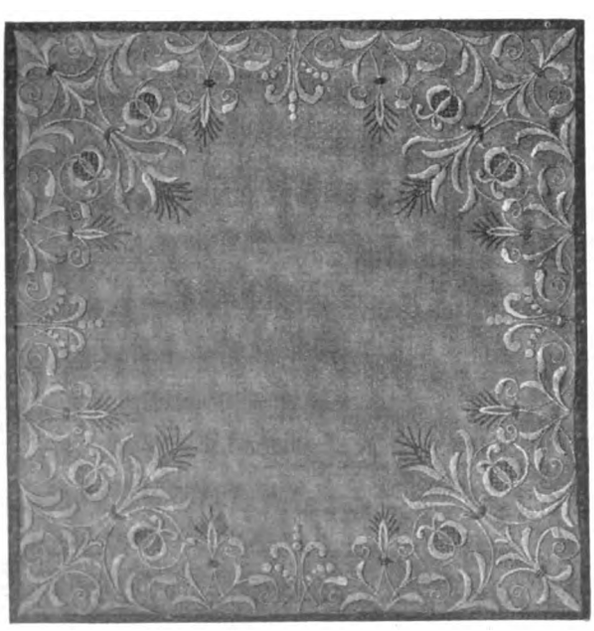
Digitized by Google



Glockenblumenkante für ein Stuhlkissen. Entworfen von Frl. Mallon, Berlin.

wechselnd von mehreren geleitet werden. Hierdurch gewöhnt das Auge sich von vornherein an verschiedene Lippen. Die Unterredung vollzieht sich mit solcher Sicherheit, daß die ersten großen Schwierigkeiten bald überwunden werden. Unermüdlich wird auf die Eigenart der einzelnen Personen eingegangen und versucht, trübsinnige Taube auf jede Weise, auch durch ein gelegentliches Scherzwort, aufzuheitern. Man bekommt wieder Lebenslust und Lebensmut und je länger desto mehr das freudige Gefühl, sich mit seinen Mitmenschen wieder unterhalten zu können. Oft ist es, als wenn man das gesprochene Wort gehört hat, so deutlich kann man es von dem Munde absehen. .

Nach einem fünfwöchentlichen Kursus habe ich Berlin als ein ganz anderer Mensch verlassen, von Herzen froh und dankbar, daß ich mit meiner Taubheit anderen nicht mehr so zur Last falle wie bisher, da ich nur bei lautem Schreien ins Ohr hinein ihre Worte verstehen konnte. Das ist jetzt ganz anders. Natürlich kann ich noch nicht bei allen Menschen alles ablesen, aber ich bin imstande, weiter zu üben, und werde täglich sicherer in der Unterhaltung. Das ist ein Erfolg, wie ich ihn vorher nicht erwartet habe. Ich teile dies hier mit, in der Hoffnung, daß Leidensgefährten dadurch veranlaßt werden, die Kunst des Absehens von den Lippen zu erlernen und sich so eine große Erleichterung zu verschaffen. Sollten diese Zeilen dazu beitragen, so würde ich mich sehr freuen. Nur ein Schwerhöriger selbst weiß, wie schwer das Leiden zu ertragen ist. n.



Kleine Decke mit Seidenstickerei (Plattstich) auf blauen Leinen.

Handarbeit.

In sehr reizvoller Weise heben sich die kräftig-gestickten Glockenblumen unsrer Vorlage von dem starkfädigen grauen Hausmacherleinen ab, das den Stoff des sehr feinen kleinen Stuhlkissens bildet. Die flotte Zeichnung der Blumen wird durch die graziöse Linienführung des schrägaufsteigenden Plattstiches noch gehoben. Lila Irisgarn in drei Nüancen, zu denen eine rötlich-lila-Nüance Stickseide kommt, bildet das Stickmaterial der Blüten, das der Blätter 3 Nüancen grünes Irisgarn und feines mattgrünes Baumwollengarn, das sich namentlich zum Sticken der wie von der Rückseite gesehenen Blättchen wirkt. Lila oder grüner Schleifenschmuck empfiehlt sich zur Garnierung des zierlichen Kissens. Eine wunderschöne Arbeit für geübte Stickerinnen, — denn ihr Wert liegt in der Gleichmäßigkeit und Schönheit der Stickerei, — bietet dies blaue, mit zartestem Gelbgrün in drei Nüancen bestickte Salontischdeckchen. Wie ein schimmerndes Goldnetz ziehen sich die feinen ovalen Formen des Musters vom Rande nach der Mitte. Die Arbeit muß in ihrer durch den Plattstich erreichten Plastik überhaupt etwas von Metallfiligran haben. Auch in goldgelb auf grau, in blauen Tönen auf rot sieht die Sache reizvoll aus. Beide Arbeiten sind von Fräulein M. Mallon-Berlin entworfen und, vorgezeichnet, aus deren Atelier, W., Charlottenstraße 31, zu beziehen.

Hausmittel.

Sehr gutes Linderungsmittel bei Katarrh. Bei der jetzt noch kühlen Jahreszeit sind Katarrhe der Atmungsorgane an der Tagesordnung, und besonders ist es der Husten, der die großen und kleinen Menschenkinder bei Tag und Nacht plagt. Da nun letzteres doppelt unangenehm für den Leidenden und sehr störend für seine Umgebung ist, dürfte ein probates Linderungsmittel mit Freude begrüßt werden. Ein solches ist das sogenannte „Latschenöl“ (Extrakt aus Nadeln und Harz der Latschenkiefer), das man in jeder Apotheke zum Preise von 50 Pf. bis 1 Mk. pro Fläschchen erhält und das auf folgende Weise angewendet wird. Vor dem Schlafengehen stelle man einen, ungefähr zwei Liter fassenden Topf voll kochenden Wassers in der Nähe des Bettes auf, in dem der Leidende schläft und träufle unter gutem Umrühren einen Kinderlöffel voll Latschenöl in das kochende Wasser und lasse den Topf unzugedeckt während der Nacht im Zimmer stehen. Die aromatischen Dämpfe und die feuchte Luft, die dadurch entstehen, werden von dem Patienten aufs wohltuendste empfunden, und der Hustenreiz wird ganz erheblich gemildert, so daß die entzündete Luftröhre und Bronchien Ruhe bekommen und der Entzündungsprozeß schneller zum Heilen gelangt. Verstärkt wird die Wirkung noch bedeutend, wenn man durch ein kleines Spiritusflämmchen das Wasser während der ganzen Nacht heiß erhält. Man kann zu diesem Zwecke auch eine jener praktischen Nachtlampen benützen, die, mit einem Gestell zum Wärmen der Milch für Säuglinge versehen, in jedem Küchenwarengeschäft erhältlich sind. Wenn dieses Mittel während einiger Nächte angewendet wird, sind der Husten und die katarrhalischen Erscheinungen beseitigt. M. Kn.

Für die Küche.

Frau K. Sch. in B. Hier ein Rezept für Rhabarberwein: Im Juli verwendet man die geschälten grünen Stiele zur Bereitung von Wein. Zu 5 Pfd. zerquetschten Rhabarberstielen gießt man 8 l Wasser, rührt die Masse täglich mehrere Male um und preßt am 4. Tage das Ganze aus. In 10 l Saft rührt man 8 kg Raffinade im gekochten Zustande. Nachdem noch etwas Zitronenschale hinzugefügt wurde, läßt man das Ganze im warmen Raume gären; der sich bildende Schaum ist täglich zu entfernen. In 14 Tagen Gärung beendet, wird der Saft in Fäßchen oder Korbflasche geschüttet, gut zugespundet und bis Ende Februar liegen gelassen, danach, ohne aufzuschütteln, mit Schlauch auf Flaschen abgezogen. Es geht, habe selbst mehrere Male Rhabarberwein gemacht. B.

Eier mit brauner Butter. Für 2 Personen. Ein eigroßes Stück Butter wird in einem nicht zu kleinen Pfännchen erhitzt, bis sie zu rauchen beginnt, oder dunkelbraun aussieht, hierauf schüttet man rasch ein kleines Glas guten Weißwein und einen Eßlöffel gehackte Petersilie dazu, würzt mit Salz und einer Messerspitze Pfeffer und gießt die Sauce mit 1/2 Teelöffel Maggi-Würze verbessert, über frisch bereitete Spiegeleier. NB. Beim Zugießen des Weins habe man acht, daß nichts passiere, da die heiße Butter sehr spritzt, man nehme deshalb, wie oben bedeutet, kein zu kleines Geschirr. Th. K.

Fragen.

42a.) Wie reinigt man braune Lederstühle, auf die Flecke von Bier, Wein, resp. Bowle gekommen sind? Zum Teil sind dieselben schon veraltet. — b. Wie entfernt man Stearinflecke von schmiedeeisernen Gegenständen, ohne daß der matte Glanz desselben leidet? — c. Wer empfiehlt ein Geschäft oder eine Dame, die nach akkurat geklöppelten Spitzen genaue Klöppelbriefe fertigt? J. F. in L.

48) Kann mir jemand den Schnitt zu einem Elefanten aus grauem Tuch — Spielzeug für kleine Kinder — verschaffen? Junge Hausfrau.

44) Kann mir eine Leserin einen wirklich praktischen Korsettersatz aus eigener Erfahrung empfehlen? Für Angabe der Bezugsquelle, des Preises 2c. wäre ich sehr dankbar. F. J.

Auskunft.

Fr. 35. (Frl. A. B. in E. u. Anderen.) Die vielgesuchte Adresse lautet: Herrn Adolf Lange, Zinngießer in Weimar, Marktstraße 7, gegenüber dem Goldenen Adler. Schwester Julchen.

Fr. 37. (Fr. L. B. in K.) Ich habe mir selbst von weißbaumwollenen Strümpfen, die ich aufgeräufelt und die Enden geknotet hatte, Hand- und Wischtücher mit bunten Kanten gewebt. Näheres durch Frau Marie Leistenschneider in Leipzig-Gohlis, Luisenstraße 201 I.

Fr. 37. Aus seinen gestrickten Strümpfen habe ich Kinderjäckchen gemacht. Das hübsche Börtchen kommt unten sehr gut zur Geltung. Die Naht wird aufgeschnitten und nach einem Jäckchenmuster zugeschnitten. Solche Jäckchen sind überall angebracht, besonders in Kinderheimen, welche in jeder Stadt sind. Wollten Sie ein solches Jäckchen gerne einmal sehen, so bin ich bereit, eins zu schicken. Frau K. M. in P.

Fr. 37. Die Vereinigten Handwebereien P. Schölzke und Genossen in Linderode i/Lausitz verweben aufgetrennte weiße baumwollene Strümpfe zu sehr schönen Hand- und Küchentüchern. Die Firma kann sehr empfohlen werden. F. Sch.

Redaktionspost.

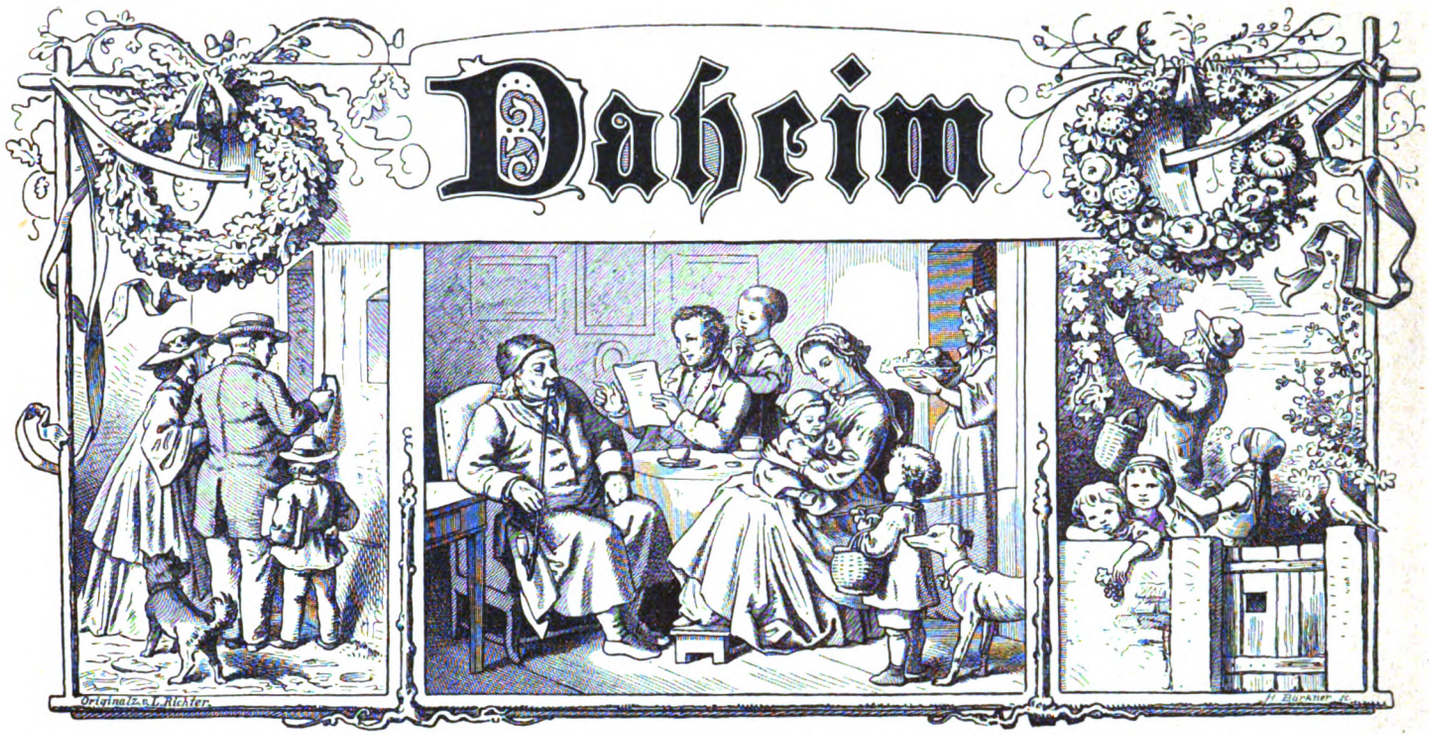
Junge Hausfrau. Einen solchen Zwischensatz werden wir bringen. Den Teppich fassen Sie mit starker Vollborte ein. — Hoteladressen können wir leider nicht geben.

26. P. B. Über Damen-Stifte und -Heime geben Ihnen am besten Auskunft die Daheimkalender für 1901, 02 und 03, die in jeder Buchhandlung zu haben sind.

E. H. 200. Fragen, in denen es sich um bezahlte Stellen handelt, bringen wir nicht! Da müssen Sie schon inserieren!

A. L. in Köln. Pensionate in Frankreich sind hier schon mehrfach dutzendweise genannt worden! Wir können dergleichen nicht immer wiederholen. Im Inseratenteil des Daheim sind solche Institute stets empfohlen.

Digitized by Google



Der Taugenichts.

Die Geschichte einer Jugend. Von Paul Oskar Höcker. (Fortsetzung.)

Nochmals schwebte es Hansheinrich auf der Zunge, zu wiederholen, was Zabern, der begeisterte Verehrer seines Vaters, ihm erst vor wenigen Tagen vorgetragen hatte. Es drängte ihn, irgendwie seine innere warme Teilnahme zu bekunden, denn er kam sich so verlassen und verloren hier im Kreise seiner nächsten Anverwandten vor. Aber — so schmerzlich es ihn selbst berührte — er fand den rechten Ton, das rechte Wort nicht.

Mitten im Gespräch der Eltern gingen ihm die Abschiedsworte von Frau von Golin durch den Kopf. Dabei war es ihm, als schnürte sich ihm die Kehle zu. Eine herzlähmende Bangigkeit ergriff ihn. Grausame Bilder folterten ihn. Nur mühsam vermochte er sich zu beherrschen, daß er nicht laut aufschrie.

„Was ist Dir denn, mein Junge?“ fragte sein Vater endlich, der an sich schon nervös genug war und den das verstörte Wesen seines Sohnes alterierte.

Schlaff ließ Hansheinrich die Arme sinken. „Ach — nichts, nichts, Vatting!“ wehrte er ab.

Er meinte: sie müßten es doch wissen, was ihn folterte, auch ohne daß er's aussprach. Er fürchtete sich nachgerade davor, den Namen von Herthas Mutter vor ihnen auch nur noch zu nennen. Sie nahmen es ihm ja sichtlich übel, daß er sich von seiner Qual nicht freimachen konnte.

„Du bist überreizt, Hansheinrich, hast gewiß in den letzten Tagen noch zu viel gebüffelt. Das ist ein Fehler von allen Examinanden. Leg' Dich jetzt aufs Ohr und schlafe, sonst bist Du grade morgen, wo Du Deine Sinne am meisten beisammen haben mußt, schlapp. Ich kenne das.“

Gehorsam kam er nach.

Es war ihm zu wunderlich, daß dies nun seine eigentliche Heimat sein sollte. Diese gewisse Ernüchterung hatte er übrigens jedesmal durchgemacht. Wenn die erste freundliche Begrüßung vorbei war, die bei seiner Ankunft mit den allerlei Fragen und Berichten immer etwas Bewegung in die stille Häuslichkeit zu bringen pflegte, ging alles stets wieder seinen pedantischen Gang. Es war hier ewig Werkeltag. Die Sonntagsstimmungen von Oliza kannte man nicht. Der Hausherr war müde, verärgert, er hatte zumeist noch spätabends zu arbeiten — auch die Hausfrau hatte ihre bestimmte Tageseinteilung, aus der sie sich nur ungern aufscheuchen ließ — und Tante Ellen war noch genau so wie in seinen Kinderjahren das gleichmäßige Uhrwerk in Person.

Als er sein altes schmales Bett aufgesucht hatte, blieb er noch lange mit offenen Augen liegen und sann nach.

Er hatte die Empfindung, daß er hier überflüssig war. Seine Eltern waren freundlich zu ihm; kein hartes Wort erinnerte mehr an die Mißverständnisse, die sie früher getrennt hatten, sogar Tante Ellen schien endlich — da er ihr keine Ursache mehr gab — über die kleinlichen Übelnehmereien hinausgewachsen zu sein, und dennoch, dennoch fehlte jeder innere Zusammenhang zwischen ihnen. Gewiß — er trug wohl selbst eine nicht geringe Schuld daran. Aber das ließ sich nicht wegleugnen: sie hatten sich an das Alleinsein doch zu sehr gewöhnt, hatten ihre täglichen Gewohnheiten und Bequemlichkeiten so ganz auf das Leben zu dritt eingerichtet, daß ein vierter — zudem ein Junger, wenn er auch der Sohn des Hauses war — sie nur störte.

Er schlief sehr wenig in dieser Nacht. Häufig schreckte er empor und machte Licht. Schwere Träume ängstigten ihn im halbwachen Zustand. Sie hingen alle mit seiner Sorge um Herthas Mutter zusammen.

In der Unklarheit, seiner Gedanken erschien es ihm dann wieder wie ein Unrecht gegen seine eigene Mutter.

Endlich faltete er die Hände und preßte sie ganz verzweiflungsvoll gegen seine müden Augen, als könnte er sich so vor all den quälenden Bildern und Selbstanklagen schützen.

Er wollte schlafen — schlafen. Der neue Tag stellte große Forderungen an ihn: er mußte die Erwartungen erfüllen, die sie alle an ihn stellten.

Ja, das war er schon ihr schuldig — seiner Wohltäterin, seiner Gönnerin!

Andern Tags holte ihn Doktor Kruse in aller Frühe von Hause ab, um ihn zu begleiten. In der Mittagspause kam er dann wieder. Sie speisten zusammen in einem nahen Restaurant. Natürlich mußte Hansheinrich seinem ehemaligen Lehrer über hundert Einzelheiten berichten. In den Sprachen hatte er besser abgeschnitten, als er selbst erwartet hatte. Junge Leute, die zusammen mit ihm das Examen ablegten, hatten ihm nun Angst vor der Prüfung in Mathematik und Physik gemacht, die heute nachmittag an die Reihe kam.

Digitized by Google

Unter derlei Schulgesprächen verlief die Zeit, vor der er am allermeisten gebangt hatte: die Stunde, in der die Operation stattfinden sollte.

Doktor Kruse versprach, um sechs Uhr wieder da zu sein, um ihm die neueste Nachricht von Golin zu bringen.

Es bedurfte für Hansheinrich an diesem letzten Nachmittag seiner ganzen Selbstzucht, der Aufbietung einer wahrhaft eisernen Energie, um sich zu konzentrieren.

Bleich, starren Blicks und schweratmend stand er seinen Examinatoren gegenüber. Man gab ihm ein paar kleine Erholungspausen — einmal fragte ihn der Regierungskommissar, der der Prüfung beiwohnte, ob er nicht lieber um Fortsetzung am nächsten Tage einkommen wolle. Er schüttelte den Kopf, stammelte verwirrt eine ablehnende Antwort und machte Fäuste: er mußte es durchsetzen, er mußte sich bezwingen — er durfte nicht an Frau von Golin denken! . . .

Da noch eine zweite allgemeine Pause gegeben wurde, zog sich das Examen bis gegen sieben Uhr hin. Das Resultat konnte daher erst andern Tags festgestellt und verkündet werden. Die Kommission wollte am nächsten Morgen von neun Uhr ab verhandeln.

Als er vors Haus trat, erblickte er sofort Doktor Kruse, der die letzte Stunde über auf der Straße gewartet hatte.

Der junge Philolog trug eine so ernste Miene zur Schau, daß Hansheinrich entsetzt ausrief: „Herr Doktor — es ist etwas Schlimmes geschehen — sagen Sie offen!"

„Die Operation soll allerdings sehr schwer gewesen sein," gab Doktor Kruse verstört zurück. „Herr von Golin war noch zu erregt, als daß er mir alles genauer hätte sagen können. Und auch Fräulein Hertha war dabei, als ich ihn danach fragte. Aber soviel ist sicher: sie mußte viel umfassender erfolgen, als der Professor selbst vermutet hatte. Zweifellos ist's ein bösartiges Krebsleiden. Die arme Frau von Golin! Sie kam mir immer so jung, so blühend, so kerngesund vor — sie selbst hatte ja auch bis in die letzten Wochen hinein niemals von ihrem Leiden etwas gespürt."

Hansheinrich wußte, seine Angehörigen warteten daheim in großer Spannung darauf, daß er ihnen das Ergebnis seines letzten Examenstages überbrachte. Aber in diesem Augenblick hätte nichts in der Welt ihn davon zurückhalten können, zuallererst zu Hertha und zu ihrem Vater zu eilen.

„Golins wagen das Hotel schon mit keinem Schritt mehr zu verlassen," sagte ihm Doktor Kruse. „In der Klinik duldet man sie nicht. Im Hotel kann sie aber wenigstens jeden Augenblick eine telephonische Botschaft erreichen."

Doktor Kruse nahm es auf sich, Hansheinrichs Eltern einstweilen Nachricht zu geben, sie trennten sich, und Hansheinrich sprang auf den nächsten Straßenbahnwagen.

Inzwischen hatte sich für Golins die Sachlage aber noch in keiner Weise geändert. Die letzte Kunde, die sie um halb acht Uhr erhalten, deckte sich mit der vorletzten: die Patientin war nach der langen Narkose stark benommen gewesen, Fieber hatte sich nicht eingestellt, aber die Schwäche war so groß, daß häufig Ohnmachten eintraten. Deshalb durfte auch niemand außer dem Professor und seinen Assistenten zu ihr. Golin sollte es erlaubt sein, am andern Morgen um acht Uhr in der Klinik persönlich wieder vorzufragen. Sprechen durfte er mit seiner Frau aber kein Wort, um sie nicht aufzuregen.

Mit diesem wenig tröstlichen Bescheid verabschiedete sich Hansheinrich von seinen Freunden.

Die nächste Nacht war womöglich noch banger, noch qualvoller für ihn als die letzte.

Noch bevor sich irgendeins in der Wohnung erhoben hatte, verließ er schon sein Zimmer. Es war seit kurzem erst Tag.

Auf der Straße fröstelte er. Er setzte sich daher in scharfen Trab, um sich zu erwärmen.

Es mochte noch nicht sieben Uhr sein, als er im Hotelvestibül anlangte. Der Portier sagte ihm, daß Herr von Golin fortgegangen sei. Ob das gnädige Fräulein schon aufgestanden sei, wisse er nicht. Er schickte hinauf und ließ ihr melden, daß er im Lesesaal auf sie warte. Der Groom kam aber sofort mit dem Auftrage zurück, ihn hinaufzuführen.

Golins hatten in der zweiten Etage ein schmuckes Etablissement inne. Vom Entree gelangte man in einen Salon, an den links und rechts die beiden Schlafstuben grenzten.

Als er in den Salon eintrat, verließ Hertha gerade ihr Zimmer. Sie hatte in aller Eile ihre Matinee übergeworfen, als sie von Hansheinrichs Ankunft hörte.

Mit einem Aufschrei warf sie sich ihm an die Brust. In ihren goldbraunen Augen stand das helle Wasser.

„Ach, Hanning — lieber, lieber Hanning!" kam's verzagt von ihren Lippen, während sie ihre Stirn gegen seinen Hals preßte, sich an ihn klammerte.

„Was ist geschehen, Hertha?" fragte er atemlos.

„Ich weiß noch nichts. Papa ist hingefahren. Es war ihm ja so bange wie mir, das merkt' ich ihm wohl an, aber er wollte mir trotzdem die Angst ausreden."

„Sie sollen auch hoffen, Hertha, sollen vertrauen." Er beugte ihren Kopf über seinen Arm zurück, sah ihr voll Ergriffenheit in die feuchtglänzenden Augen. „Ich kann Dich nicht so traurig sehen, Hertha," sagte er gepreßt. „Es wühlt mir das Herz auf . . ."

Stumm ruhten sie eine Weile aneinander. „Du wirst immer gut sein zu mir, Hanning?" fragte sie in bittendem Flüsterton.

Er küßte sie auf die Augen, dann auf die Stirn und ins Haar. Sie gab ihm selbst die Lippen, klammerte sich in leidenschaftlicher Verzweiflung an ihn.

„Ich hab' niemand als Dich auf der Welt, Hanning, wenn Mutti mich verläßt," sagte sie in schmerzlichem Ton. „Papa ist gut und freundlich zu mir. Aber Mutti kann er mir nicht ersetzen, — nein!"

Er sah ihr wieder lange ernst und gedankenvoll ins Auge. „Ich bin daheim ebenso einsam, Hertha. Und es ist doch eine solche Sehnsucht in mir . . ."

„Hanning, wir gehören zusammen. Ja, das wollen wir in dieser Stunde einander geloben. Sag' mir's, Hanning, sag' mir's immerzu."

Ihre Tränen benetzten seine Wangen. Sie war im ohnmächtigen Gefühl der Trennung von ihrer Mutter, in der Verzweiflung über ihre Verlassenheit so erschüttert, dabei so sensibel, daß Hansheinrich ihr zärtlich zusprechen mußte wie einem kranken Kinde.

Sein rührender Ton, seine zarte Art sie zu liebkosen, wirkten wie Balsam für ihr wundes Gemüt.

Endlich löste sie sich aus seinen Armen, ließ aber ihre Hände noch in den seinen. Sinnend blickte sie zu ihm auf.

„Siehst Du, Hanning," sagte sie, „als ich heut früh erwachte, da wußt' ich gleich, daß Mutti nicht mehr unter uns ist."

„Hertha —! Nein, das sollen Sie nicht sagen!"

Sie schüttelte langsam den Kopf. „Laß nur, Hanning. So hat sie doch nicht mehr zu leiden. Sie hätte es ja getragen wie ein Engel — ja, das weiß ich — aber es ist viel besser so, für sie und für uns. Nun haben wir sie im Gedächtnis, wie sie mit uns gelacht und gescherzt hat. Ach weißt Du noch, Hanning, wie sie immer lachen konnte — so schelmisch — und zugleich doch so rührend, daß man am liebsten immer gleich die Hände gefaltet und gebetet hätte: ach lieber guter Herrgott im Himmel, laß sie uns, bitte, bitte, laß sie uns noch lange, lange —!" Herthas erregte Züge glätteten sich wieder, ihr Blick ward starr und traurig, und ein müdes Lächeln legte sich auf ihre Lippen. „Und nun ist Mutti tot. — Fühlst Du's nicht auch, daß sie tot ist?"

„Ach, wie Du uns quälst, Hertha!"

„Nein, nicht quälen, Hanning! Jetzt, wo Du bei mir bist, jetzt brauch' ich auch nicht einmal mehr zu weinen." Sie trocknete ihre Augen und sah durchs Fenster zum klaren Himmel auf. „Sieh, ich bin ganz ruhig und gefaßt. So feierlich ist mir's. — Komm, Hanning, komm, geh mit mir.

Digitized by Google

O gib acht, jetzt werden wir sie sehen dürfen. Wir wollen hingehen und dort beten. Komm, Hanning."

Als sie in dem offenen Wagen, den der Hotelportier rasch herbeigeschafft hatte, nach der im Norden Berlins gelegenen Klinik fuhren, umfing sie ein fröhlich-bewegtes Treiben. Die helle, goldene Morgensonne lachte über der Kaiserstadt: die Straßen waren so sauber, der Himmel, die Häuser und die Fensterscheiben so blank, die ganze Welt sah so aufgeräumt aus. Von der Friedrichstraße bog der Wagen auf eine breite, baumbepflanzte Promenade ab. Hier begegnete man einer Schwadron Gardes du Corps, deren silberne Trompeten und feingestimmte Pauken gerade einen schwungvollen Reitermarsch intonierten. Kinder begleiteten den schmucken Zug zu beiden Seiten — überall sah man freundliche Gesichter. In den fröhlichen Ton des verhallenden Marsches mischte sich das Klingeln der weißen Milchwagen, das Ausrufen der Straßenhändler. Buntbemalte Geschäftsfuhrwerke kreuzten in kurzem Trab die Straßen, Radfahrer sausten vorüber, junge Dienstmädchen in hellen Schürzen, den Einholkorb am nackten Arm, schwatzten und lachten in den Ladentüren. Alles freute sich über den sonnigen Tag, den der Sommer nun wiederum beschert hatte, über das klare Licht, in dem das sich färbende Laub der Kastanien so lustig wirkte.



Unnötige Sorgen. Nach dem Gemälde von H. Engl.

Mitten in der langen Häuserreihe zur Rechten unterbrach ein großes weißes Gebäude, das keine Kellergeschäfte und keine Erdgeschoßläden aufwies, die Gleichförmigkeit der Fassade. Die vier unteren Scheiben sämtlicher Fenster waren hier weiß gestrichen, was dem ganzen Gebäude etwas Geheimnisvolles gab.

Hansheinrich sprang aus dem Wagen. Im Entree des Hauses trat ihm eine Schwester entgegen. Die ganze Stimmung im Haus, der tiefe Friede, das Hallen der Schritte auf den Fliesen des Vestibüls erinnerten an eine Kirche. Nur der scharfe Lysolgeruch, der Flüsterton der blassen Schwestern, die vorbeikommenden Männergestalten in langen weißen Operationskitteln gemahnten an die leidensvolle Bedeutung dieser Stätte.

Zitternden Fußes war Hertha dem Freunde gefolgt. Sie verstand nicht, was die barmherzige Schwester sagte — aber dem jähen Zusammenfahren Hansheinrichs, seinem kurzen, dumpfen Aufschrei entnahm sie das Schlimmste. Sie preßte die Hand der Pflegerin, als erflehe sie von ihr Erbarmen.

Aber der Unerbittliche hatte schon gesprochen, der Unerbittliche, gegen dessen Machtspruch Menschenwille und Menschenkunst ohnmächtig sind.

... Ohne in der Nacht das Bewußtsein wieder erlangt zu haben, war Frau von Golin früh um dreiviertel sechs Uhr gestorben — oder vielmehr: sie war still und schmerzlos hinübergeschlummert in eine höhere Daseinsform.

Daß ihrem irdischen Leben so plötzlich ein Ziel gesetzt worden war, hielt der Professor für ein Glück; denn ihr bei der Operation erkanntes Leiden war unheilbar und bereits so weit vorgeschritten, sagte er, daß ihr Dasein von nun an nur eine Kette von Qual und Schmerzen dargestellt haben würde.

Hertha sah das milde, blasse Gesicht der Pflegerin lange schweigend an. Sie wußte, daß sie sich noch nach vielen Jahren dieser schönen, ruhigen, grauen Augen mit den feinen, langen, schwarzen Wimpern, dieses schmalen, kleinen Mundes mit dem ernsten, gleichmäßigen Tonfall entsinnen würde. Sie weinte nicht, sie nickte nur ein paarmal langsam und in tiefer Ergriffenheit.

* * *

Eine halbe Stunde später standen sie wieder draußen im freundlichen Sonnenlicht des klaren Sommermorgens — jetzt zu dritt, denn Herr von Golin hatte sich ihnen angeschlossen.

Der Kutscher, der die jungen Leute herbeigebracht hatte, wartete noch vor dem Hause.

Golin wollte ihn anrufen, aber dann schüttelte er den Kopf: Es eilte jetzt gar nichts mehr — das Leben schien nicht mehr wert, gelebt zu werden! Was war sein Haus, was war Oliza, was war die Welt, wenn seine gute Frau Mine starr im Sarge lag! Ach, und wieviel graue, trübselige Stunden lagen vor ihm, wenn sie in der Golinschen Gruft dann erst ihre letzte Ruhestatt gefunden hatte! Nein, es eilte jetzt gar nichts mehr. Er hängte links bei Hansheinrich, rechts bei seiner Tochter ein und zog mit ihnen langsam und schwerfällig nach dem Hotel. Keiner sprach ein Wort. Es war ihnen allen dreien doch gar zu wundersam: ein so prächtiger, edler

Digitized by Google

Mensch hatte diesen Stern verlassen, und das Leben ging trotzdem weiter nach wie vor — die Sonne schien, das bunte Laub an den Bäumen lachte, die Spatzen pfiffen, und die Leute auf den Straßen waren so lustig, so lustig —!

10. Kapitel.

Nach der Begräbnisfeierlichkeit reiste Golin mit seiner jüngsten Tochter ins Ausland. Hansheinrich blieb mit ihnen aber in Verbindung, denn Hertha schrieb ihm fast alle Tage.

Bei der Bestattung selbst hatte er sich still im Hintergrund gehalten. Fast die ganze Hochzeitsgesellschaft war wieder auf Oliza zusammen gekommen. Von den näheren Verwandten fehlte nur der Oberst von Golin, der seinen kurzen Erholungsurlaub auf eine Reise durch Norwegen verwendete und der nicht mehr rechtzeitig hatte eintreffen können. Am meisten hatte man Liddi bedauert, deren junges Eheglück auf so grausame Weise gestört worden war. Beide Otts hatten große Trauerkränze nach Oliza geschickt, auch Kondolenzschreiben waren von ihnen eingetroffen. Vom persönlichen Erscheinen war Ott durch seine Berufspflichten abgehalten. Erwartet hatte Hansheinrich sein Mitkommen auch gar nicht, denn wirklich nahegerückt war die Verstorbene seinen Eltern ja eigentlich nicht.

Auf eine Anfrage beim Regiment hatte der Olizaer erfahren, daß sein Vetter den Tag vor Manöverbeginn in der Garnison zurückerwartet werde. Er gab Hansheinrich beim Abschied ein warmes Empfehlungsschreiben mit, das sein Vater dem Oberst überreichen sollte. Darin nahm er Bezug auf die Korrespondenz, die seine verstorbene Frau wegen ihres Schützlings mit ihm geführt hatte, und hob noch einmal die angesehene Stellung hervor, die der Vater des jungen Offiziersaspiranten in der literarischen Welt einnahm, betonte auch besonders die großen Verdienste, die sich Doktor Ott in der so brennend gewordenen Agrarierfrage als politischer Leiter des ‚Neuen Fremdenblattes' erworben hatte. Da Hansheinrich sein Examen gut bestanden und seine Persönlichkeit selbst dem Oberst gelegentlich der ersten Vorstellung gefallen hatte, so war an seiner Aufnahme in das Offizierkorps kaum ein Zweifel mehr. Auch die geschäftlichen Wirrnisse von Hansheinrichs Vater sollten endlich ihre Lösung finden.

Doktor Ott brachte eines Abends, als er früher als sonst heimkam, den Vertrag mit den Geldgebern mit, dessen Erfüllung nur noch von seiner Unterschrift abhing. Es waren die besten Bedingungen für ihn. Danach blieb das Blatt nach wie vor im gleichen Verlag. Wenigstens wechselte die Firma nicht. Die horrende Kaufsumme, die das neue Konsortium bewilligt hatte, ermöglichte es dem Verlag, seine übrigen Geschäfte abzuwickeln, ohne daß es zum Konkurs kam. Dadurch blieben sowohl Ott als auch die anderen stillen Teilhaber, wie zum Beispiel seine Schwägerin Ellen, vor den befürchteten großen Verlusten bewahrt.

Trotzdem die Finanzlage auch für die Zukunft zu keinen weiteren Besorgnissen Anlaß gab, befand sich Maximilian Ott aber doch in recht gedrückter Stimmung. Die pekuniären Sorgen schienen ihn zu mürbe gemacht zu haben, als daß er sich der endlichen Erlösung so recht von Herzen freuen konnte.

Gleichzeitig mit der finanziellen Transaktion sollte auch im journalistischen Betrieb des ‚Neuen Fremdenblattes' eine Wandlung vorgenommen werden: der bisherige Chefredakteur trat von der Leitung des Blattes zurück, und Maximilian Ott sollte an seine Stelle rücken. Als politischer Redakteur war statt seiner eine neue Kraft in Aussicht genommen. Für Ott bedeutete diese Neuordnung eine große Entlastung, da er nunmehr mit seiner Person und seiner Feder von dem allerheißesten Kampfplatz zurücktrat; gleichzeitig resultierte daraus eine höhere Jahreseinnahme für ihn, denn das neue Finanzkonsortium wollte ihn mit einer ansehnlichen Tantième am Gewinn der Zeitung beteiligen.

Unter diesen Auspizien konnte es für Maximilian Ott kein merklich ins Gewicht fallendes Opfer sein, für seinen Sohn einen Zuschuß auszusetzen, der dessen Eintritt bei einem feudalen Regiment ermöglichte. Dennoch änderte er, ungleich und wechselnd in seinen Stimmungen wie nie zuvor, seine Pläne in den folgenden Tagen immer wieder. Zunächst gab er Hansheinrich zu verstehen, daß er es für überflüssig halte, Golins weitschweifiges Empfehlungsschreiben an den Kommandeur mitzunehmen. Der biedere, naive Ton, in dem der Rittergutsbesitzer ihn seinem Vetter empfahl, schien ihn zu reizen wenn nicht zu bedrücken. Hansheinrich wußte sich gar nicht mehr in seinen Vater zu finden.

Einmal schlug Ott dem Sohne vor, ein anderes Feldartillerie-Regiment als grade das Golinsche zu wählen, dann riet er ihm, überhaupt lieber zur Kavallerie oder zur Marine zu gehen, weil dort die Avancementsverhältnisse in den höheren Chargen bei weitem besser seien. Immer kam man aber wieder auf das alte Regiment zurück, weil die Nähe der Garnison und viele andere Vorzüge dafür sprachen.

Aber so lebhaft er sich auch in den verschiedenen Phasen dieser Entwickelung für das eine oder das andere ins Zeug legte — eine wirklich innere Zugehörigkeit klang nicht aus dem Ton, in dem er zu seinem Sohne sprach. Auch über den schweren Verlust, den Golins erlitten hatten, wußte er ihm nicht recht etwas Tröstliches zu sagen. Er befand sich dazu vielleicht selbst noch in zu unausgeglichener Stimmung nach all seinen Sorgen und geschäftlichen Erregungen.

Hansheinrich empfand diese Unklarheit gerade jetzt besonders schmerzlich; er war so oft drauf und dran, sich seinem Vater rückhaltlos anzuvertrauen. Aber immer wieder verließ ihn der Mut. Er litt in diesen Tagen mehr als sie ahnten.

„Ja, sind wir beide — Dein Vater und ich — Dir denn gar nichts?" fragte Frau Harriet ihren Sohn, als sie ihn einmal in seinem Zimmer überraschte, wo er, in Tränen aufgelöst und ganz in sich zusammengesunken, auf dem Bettrand saß.

Hansheinrich fuhr erschrocken empor. Es war ihm ganz schrecklich, mit seiner Mutter über Frau von Golin reden zu sollen. Seine Trauer kränkte sie — er fühlte längst diese gewisse gereizte Eifersucht, die sogar noch übers Grab hinaus bestand — aber er konnte das, was ihm die Seele bewegte, doch nicht so mit einem Male aus seinem Herzen reißen.

„Willst Du noch eine kleine Reise vornehmen — eine Tour ins Gebirge oder sonstwohin machen, bis der Oberst zurück ist?" fragte ihn ein andermal sein Vater, mit dem Frau Harriet inzwischen ausführlich über ihn gesprochen zu haben schien. „Du kommst mir ja auf die Weise ganz herunter."

Für den gutmütig-poltrigen Ton, der ihn etwas an Golin erinnerte, war Hansheinrich seinem Vater dankbar. Aber ob es einen Zweck hatte, jetzt noch Berlin zu verlassen, wo er doch schon in fünf, sechs Tagen nach der Garnison reisen sollte, das wußte er nicht recht. Es lohnte wohl doch die Ausgabe nicht. Und er fühlte es so schon drückend genug, daß seine Equipierung gerade in diesen, für seinen Vater so schweren Zeiten große Kosten verursachte.

„Na, das wäre das wenigste, mein Junge," wehrte Ott flüchtig ab. „Wir kaufen Dir schleunigst ein Ränzel, Du packst ein Hemde, ein paar Socken und Taschentücher ein und fährst nach dem Harz oder nach Thüringen. Einverstanden? Da draußen läßt Du Dir dann wieder ein bißchen die Sonne ins Herz hinein scheinen — oder den Wind tüchtig um die Ohren wehen. Bist ja der wahre Stubenheilige geworden."

Als er seiner Frau und seiner Schwägerin seine Entscheidung mitteilte, schienen diese fast erleichtert. Auch Hansheinrich entging es nicht, daß sie's im Grunde als eine Erlösung begrüßten, wenn sie nur endlich wieder allein waren. Sie halfen sehr bereitwillig, ihn marschfertig zu machen; andern Tags sollte er in aller Frühe zur Bahn.

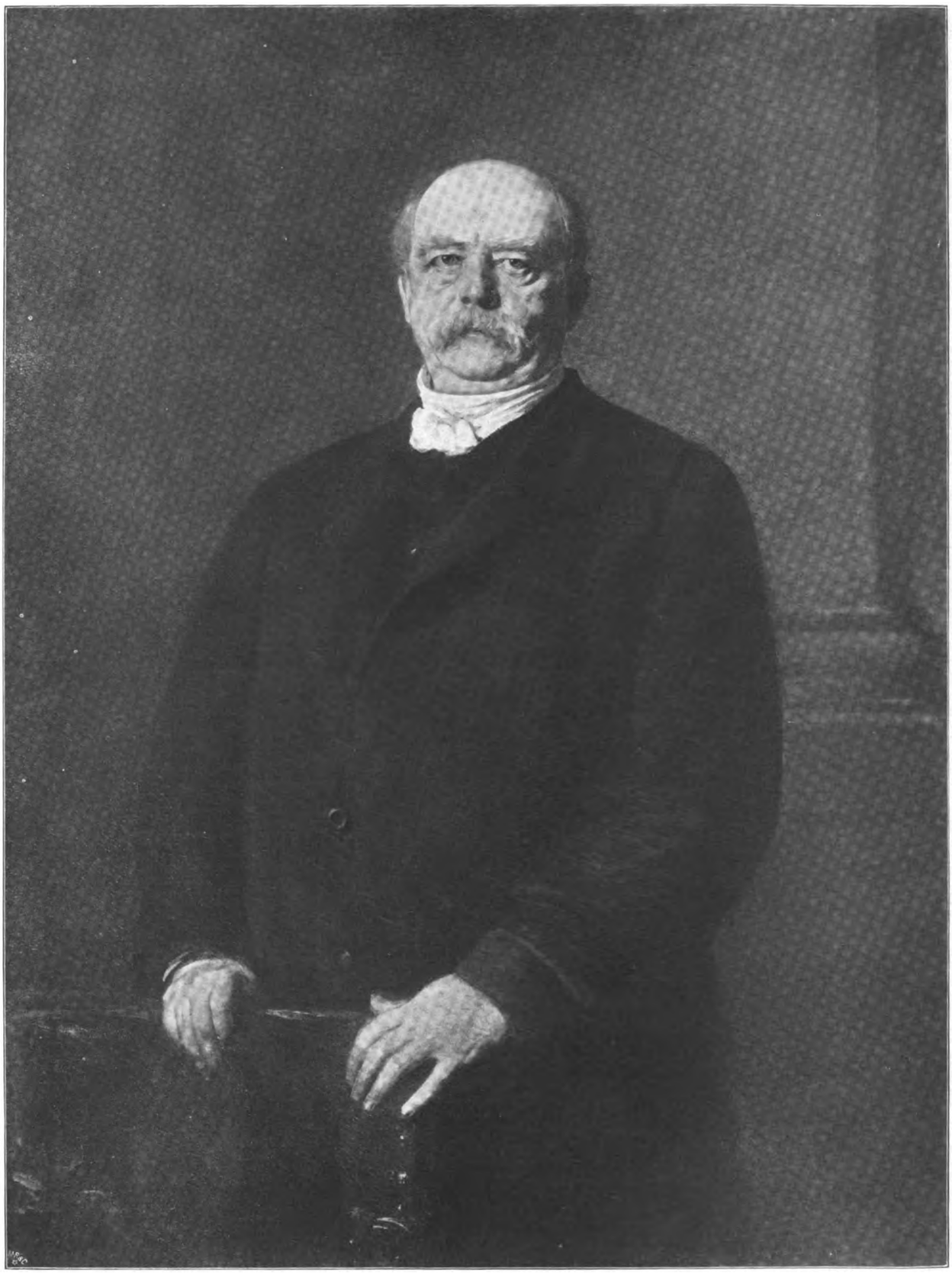
Ott hatte seinen Sohn ausreichend mit Geld versehen ihm auch eine hübsche Route zusammengestellt.

Als Hansheinrich schon Gutenacht gewünscht hatte, kam ihm sein Vater noch einmal in sein Zimmer nach.

„Da sind auch ein paar Spezialkarten, mein Junge, und zwei Reiseführer, freilich verflixt verjährte Auflagen."

Hansheinrich dankte, gerührt davon, daß sein Vater auch

Digitized by Google



Fürst Bismarck. Nach dem Gemälde von F. Lenbach.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Digitized by Google

Digitized by Google

daran noch gedacht hatte. Unschlüssig hielt er dann die Rechte seines Vaters fest. Ott sah ihn fragend an.

„Vatting," kam es leise und zögernd von seinen Lippen, „ich war Euch wohl recht unerträglich in der letzten Zeit... Aber glaub' mir, weh tun — hab' ich Euch nicht wollen."

„Weh tun — wieso denn — Du uns?" fragte Ott gutmütig zurück. „Womit solltest Du uns weh getan haben?"

„Ach Vatting, es war mir doch so gräßlich, daß Du Sorgen gehabt hast — vielleicht auch meinetwegen, ja, meiner Zukunft wegen. Und da bedrückte mich's besonders, daß ich mir sagen mußte: ich kam Dir in meiner Trauer gewiß ganz selbstsüchtig vor."

Maximilian Ott horchte auf. Der Ton des Jungen bewegte ihn eigentümlich. Er hatte ihn eines solchen Ausdrucks nicht für fähig gehalten.

„Mein alter Junge," sagte er, ihm auf die Schulter klopfend, „was sind das für Schrullen und Mucken! Jeder hat sein Päcklein Leid allein zu schleppen. Ich hab' Dir in der Hinsicht nie 'was übel genommen. Und daß Dir der Tod der armen Frau von Golin nahe gegangen ist — mein Gott, das ist doch sehr natürlich. Nur — na, auf die Dauer fürchtete man eben für Dich, dachte, Du würdest Dich noch krank machen mit all den Aufregungen."

„Jetzt bin ich ja auch schon viel ruhiger geworden."

Ott schüttelte den Kopf. „Versteh einen nur recht: Trauer ist etwas Persönliches, ein Gefühl, das keinen andern was angeht. Ich möchte ums Himmelswillen nicht, daß Du etwa glaubst..." Er brach unvermittelt ab. Fast fühlte er sich beschämt davon, daß der Junge ein so feines Gefühl besaß, daß er die versteckte Eifersucht seiner Mutter herausempfunden hatte.

„Nein, Vatting, ich trauere wirklich nicht mehr. Wenigstens nicht mehr so wie in den ersten Tagen. Jetzt ist alles viel klarer und feierlicher." Er schlug voll den Blick zu ihm auf. „Siehst Du, — für mich ist sie ja gar nicht tot," setzte er leise und verträumt hinzu, „denn sie ist immerzu bei mir, wo ich gehe und stehe. Und ich höre sie oft — und — und siehst Du, Vatting, ihre Stimme war's auch die ganze Zeit über, die mich so gedrängt hat, mit Dir endlich einmal zu sprechen."

Der angstvolle, dabei helle, forschende, fast durchdringende Blick dieser lichtblauen Augen beunruhigte Ott. „Was hast Du nur, Alterchen, he?" Er suchte sich zuerst einzureden, es sei nur der Ausfluß einer momentanen Überreiztheit bei seinem Sohne. Dennoch ergriff ihn etwas in der ganzen Art des Jungen. Er fühlte instinktiv auch sehr rasch heraus, daß es doch mehr als eine sentimentale Augenblicksregung war: als er merkte, welch schwere Überwindung es seinen ehedem so trotzigen Sohn kostete, so lange um sein Vertrauen zu werben. „Na, Hanning, wir sind nu ja ganz unter uns Männern, also losgeschossen, vorwärts, was kann da sein!"

Er hatte sich auf den Rand von Hansheinrichs schmaler Bettstelle gesetzt und hielt ihm kordial die Hand hin. Es kam ihm dabei eine Erinnerung an längstentschwundene Zeiten. Er hatte früher im Scherz ganz ähnliche Worte gebraucht, wenn er bei seinem Einzigen, als der noch ein Hosenmatz von vier, fünf Jahren war, Eindruck erzielen wollte. Ein Lächeln huschte über seine Züge, das Hansheinrich für ein paar Sekunden wieder mißtrauisch machte.

„Siehst Du, Vatting, inzwischen hab' ich mich doch draußen in der Welt umgesehen, hab' auch die Ohren aufgemacht und gehört — und da war so oft auf Oliza von Dir die Rede — ja, und auch von Deinem Blatt."

„Was Du sagst!" Ott blickte seltsam zerstreut über ihn weg, eine Falte bildete sich auf seiner Stirn; es war Hansheinrich einen Augenblick lang, als ob sein Vater gar nicht zuhörte, sondern nur mechanisch antwortete.

„Von Zabern — nicht wahr, Vatting, von dem hab' ich Dir doch schon öfter erzählt?"

„Zabern. Aha, der Inspektor, wie?"

„Ja, Vatting." In Hansheinrichs Augen begann es strahlend aufzuleuchten. „Der ist Dein größter Verehrer, Vatting. Durch den hab' ich auch erst so recht gelernt, Dich verstehen und — und Dich bewundern."

„I laß doch, Alterchen," wehrte Ott fast ängstlich ab. „Zwischen uns zwei beiden ..."

„Nein, Vatting, heut möcht' ich Dir's endlich 'mal sagen." Er stand tief aufatmend und kerzengerade vor ihm. „Siehst Du, anfangs hab' ich ja nur aus Trotz gegen Euch den Weg eingeschlagen. Und dann war's ein bißchen Eitelkeit. Aber schließlich — und das war das größte und wichtigste — schließlich war's einzig und allein der Ehrgeiz: wenigstens ein klein bißchen Dir nahe zu kommen, wenigstens soviel zu erreichen, daß Du Dich meiner nicht mehr zu schämen brauchst!"

(Fortsetzung folgt.)

Der menschliche Körper im deutschen Sprichwort.

Von Dr. P. Grabein.

Die Sprichwörter, die uns im Spiegel der Volksreflexion ein Abbild des religiösen, politischen, öffentlichen und privaten Lebens geben, die den Ausdruck der Philosophie und Moral des kleinen Mannes darstellen, suchen die Gegenstände ihrer oft verblüffend charakteristischen Vergleiche und Bilder aus der vertrauten, nächstliegenden Umgebung des Mannes aus dem Volke. So sind besonders Haus und Hof, Vieh und Acker, Landstraße und Schenke bestimmend für den Ideenkreis des Sprichworts, und dazu gesellt sich als ein ferneres Gebiet der reflektierenden Betrachtung der menschliche Körper. Wenn man die in diesen Bereich gehörenden Sprichwörter zusammenstellt und näher untersucht, so gewinnt man manch interessanten Einblick in die Vorstellungswelt des Volkes.

Um mit der Krone des menschlichen Körperbaues, mit dem Kopf, zu beginnen, so begegnen wir natürlich auch hier der Auffassung, daß er das vornehmste aller Glieder ist. „Das Haupt regiert, nicht die Füße" — „Wenn das Haupt krank ist, so siechen die Glieder", solche und zahlreiche ähnliche Aussprüche bestätigen dies und lassen die Abhängigkeit des ganzen menschlichen Organismus von dem Wohlbefinden des obersten aller Glieder erkennen. Beinahe überraschend wirkt, als eine Erkenntnis des Volksgeistes, die Anerkennung: „Kopfarbeit ist schwere Arbeit"; denn der Mann der körperlichen Arbeit neigt im allgemeinen zur Geringschätzung des Gegenteils. Das Gesicht gibt gleichfalls verschiedentlich Anlaß zur Reflexion: „Schöne Gesichter haben viele Richter", dagegen ist man der Meinung: „Ein freundlich Gesicht ist das beste Gericht"; und der Bedeutung des Antlitzes als Spiegel der Seele wird das Wort gerecht: „Das Gesicht verrät den Wicht."

Namentlich gilt dies letztere von den Teilen des Gesichts, die besonders Mittel des seelischen Ausdrucks sind, den Augen. Da heißt es denn z. B.: „Das Auge ist des Herzens Zeuge" oder „Es gibt Blicke, es wären ihrer neun genug zum Tode!" Andererseits wird das Auge als wertvollstes aller Sinnesorgane zur Erkenntnis der Wahrheit eingeschätzt: „Was die Augen sehen, betrügt das Herz nicht" — „Augenschein ist aller Welt Zeugnis". Namentlich für die Liebe erscheint das „Fenster der Seele" von größter Bedeutung. So heißt es denn „Die Augen sind der Liebe Tür" oder: „Liebe hat ihren Sitz in den Augen". Entsprechend dieser Wertschätzung des Augenlichts wird dessen Verlust als schwerstes Mißgeschick anerkannt: „Blinder Mann ein armer Mann, hätt' er auch Seid' und Sammet an"; doch tröstet den von diesem Unglück betroffenen Frommen das Wort: „Besser blind an den Augen als blind am Gemüt." Über den Mangel des „Schielens" hilft sich der Volkssinn optimistisch mit dem wohlfeilen Trost hinweg: „Besser Schielen als gar blind" oder mit einem Anflug gutmütigen Spotts: „Es schielt nicht jeder, der einmal über die Seite sieht." Endlich erscheint noch die Farbe des Auges wichtig, weil sich danach angeblich der Charakter beurteilen läßt. „Blaue Augen — Himmelsaugen; braune Augen — Liebesaugen; schwarze Augen — Diebesaugen!" Galant ist das Sprichwort nicht immer! Übrigens fehlt es aber, gegenüber der Wertschätzung des Auges als Organs der Erkenntnis, auch keineswegs an Aussprüchen, die daran gemahnen, daß der Augenschein trügt, so z. B.: „Was die Augen sehen, glaubt das Herz." — „Augenfreund — Rückenfeind!"

Wie das Auge spiegelt auch die Stirn den Gedanken oder das Empfinden des Menschen wieder; daher das Sprichwort: „Eines Menschen Tun und Wesen, an der Stirne ist's zu lesen." Dagegen gilt aber auch wieder von manchem das Wort: „Die Stirn leugt und treugt." Davon aber, daß man jemandem etwas schon auch „an der Nasenspitze ansehen" kann, weiß unser Sprichwort nichts, wenigstens soweit Körte und Simrock ihre Forschungen ausgedehnt haben. Diese heutzutage sprichwörtlich gewordene Redensart ist übrigens ja

Digitized by Google

auch nur scherzhaft gemeint. Immerhin spricht aber doch der Volksmund auch dem Riechorgan, d. h. seiner äußeren Gestalt, eine physiognomische Bedeutung zu; es heißt nämlich: „Lange Nas' und spitzes Kinn, da sitzt der Satan leibhaft drin." Und auch als Schönheitsfaktor schätzt man den Gesichtserker: „Wer sich die Nas' abschneidet, verschimpft sein Gesicht." Ohne Zweifel eine tiefe, nicht zu bestreitende Wahrheit!

Beim Haar wird sowohl der Gestalt wie der Farbe Bedeutung beigelegt: „Krauses Haar, krauser Sinn!" und „In langem Haar stecken auch Fechter" heißt es, und in gar schlimmem Ruf steht das rötlich gefärbte Haar. „Rot geboren hat das Fegfeuer schon auf der Welt", „Rotkopf zündet eine Lunte an" und sogar noch schlimmer sagt man: „Rot Haar, bös Haar! Es verrät den Vater." Es muß angesichts dieser Tatsache nur auffallen, daß nicht gerade der am meisten hierzu verleitende Schönheitsfehler, das Schielen — das dem Gesicht so häufig einen unangenehmen Ausdruck verleiht — vom Volksmund in gleicher Weise bekrittelt worden ist. Aber sonderbarerweise befindet sich in den beiden schon angeführten umfangreichen Sammlungen deutscher Sprichwörter, wovon die Simrocks allein zwölftausend umfaßt, kein einziger Beleg hierfür, während doch z. B. bei den romanischen Völkern das „mal d'occhio" im Volksaberglauben gerade eine so große Rolle spielt. — Das Mißgeschick der Kahlköpfigkeit wird vom Sprichwort nur mit einem etwas boshaften Humor behandelt, so z. B. „Ein Kahler schilt den anderen Glatzkopf" oder „Bist Du kahl, so bocke mit keinem Widder!" Daß man aber die Lichtung des Haarwalds auf eine allzu lustig verlebte Jugend zu schieben pflegte, davon findet sich in unseren Sprichwörtern nichts. Das Volk war also früher in seinem Urteil offenbar gerechter und weniger argwöhnisch denn heutzutage.

Über den Wert des Mundes und seiner Funktionen ist die Meinung sehr geteilt. Gegenüber den Sprichwörtern: „Voller Mund sagt des Herzens Grund" und „Trunkner Mund, wahrer Mund" stehen andere wie „Oft lacht der Mund, wenn das Herze weint" und „Mund und Herz sind eine ganze Spanne weit voneinander". Jedenfalls knüpft sich an ihn manch beherzigenswerte Mahnung, so die „Lang Mundwerk ist schlechter Gottesdienst" und „Verschloss'ner Mund und offne Augen haben noch niemand geschadet". Noch schärfer drückt sich manch anderes kerniges Wort aus, das an die derbe, aber gesunde deutsche Art der Lutherschen Sprache erinnert: „Maulgebet kommt nicht zum Himmel", „Ein böses Maul ist schärfer denn ein Schwert" und „Wer einmal in die Mäuler kommt, kommt selten unverletzt heraus". Recht drastisch ist auch das Gleichnis: „Sein Maul schickt sich nicht zu Gallert, es steht nie stille." — Endlich zeigt sich auch hier bei dem Gebrechen des Stotterns die gleiche unbarmherzige und abergläubische Beurteilung: „Dem Stammelnden ist nicht zu trauen." Man muß hierbei wohl unwillkürlich daran denken, daß solch Wort einer Zeit entstammt, die ja auch die unglücklichen Irren und Epileptiker schwer verkannte. Dagegen zollt man dem Stummen Mitleid: „Der Stumme muß wohl ziehen, was der Unvernünftige auflegt." Beim Mund liegt es nahe, auch der Lippen zu gedenken. Indessen das Sprichwort tut ihrer keine Erwähnung; die Bezeichnung war früher offenbar nicht so volkstümlich wie jetzt. Die Zunge spielt dafür aber eine um so größere Rolle, allerdings weniger rühmlicher Art. Der Sinn des Dutzends kräftiger Sprüchlein, die ihr gewidmet sind, läuft überall auf den des folgenden Verslein hinaus: „Eine Zunge ist kein Bein, Schlägt aber manchem den Rücken ein." Auch die Zähne finden gebührend Berücksichtigung, so z. B. „Zähne und Erbe verlassen, tut wehe" und das vertrackteste aller Leiden spielt in den Reimspruch hinein, der speziell dem schönen Geschlecht gewidmet ist: „Zähnepein ist große Pein, aber ohne Mann sein, ist noch größere Pein!"

Auch das Ohr, nächst dem Auge das unentbehrlichste Sinnesorgan zur Wahrnehmung der Außenwelt, wird nach Gebühr geschätzt; ja ein Sprichwort stellt es sogar noch über das Sehorgan. „Man lernt mehr mit den Ohren als mit den Augen." Dagegen sagt man aber auch „Man kann viel hören, eh' ein Ohr abfällt". An die barbarische Sitte jener Zeit, kleinere Verbrechen, z. B. Marktdiebstahl, durch die Strafe des Ohrabschneidens zu sühnen, erinnern noch ein paar andere Sprichwörter, wie z. B. „Wer kein Ohr hat, dem kann man kein's abschneiden". Und endlich bringt man auch dieses Organ wieder mit der Charakterbestimmung in Zusammenhang: „Er hat's faustdick" oder „Er ist noch nicht trocken hinter den Ohren", so sagt man ja noch heute. Auch die Taubheit beschäftigt das Sprichwort, indessen in nicht gerade sehr charakteristischer Weise. Hier nur zwei Belege, das allbekannte, ironische „Tauben Ohren ist gut Predigen" und das echt volkstümliche Witzwort: „Der Mann taub und die Frau stumm, gibt die besten Ehen."

Das Kinn wurde oben schon im Zusammenhang mit der Nase erwähnt; doch tritt es — in gleicher Bedeutung — auch für sich allein im Sprichwort auf: „Spitzes Kinn, böser Sinn." Von der nüchtern-realistischen Auffassung des Volkes zeugt das Wort: „Kinnbacken sind des Alters Stütze." — An die Zeit, wo das Kopfabschlagen etwas nicht gar so Seltenes war, gemahnt das galgenphilosophische Bonmot: „Mit dem Halse bezahlt man alles!" Der Bart ist, der Vorstellung eines noch ziemlich naiven Zeitalters angemessen, für den Mann ein wesentlicher Bestandteil seiner Würde, so „Der Bart ziert den Mann", „Wo kein Bart, da ist auch kein Verstand". Andererseits gilt es als auffällig und verdächtig, sich plötzlich den Bart wachsen zu lassen — offenbar nur, um nach Verübung eines bösen Anschlags, sich unkenntlich zu machen: „Wer den Bart läßt wachsen, der hat eine Schalkheit getan, oder hat eine im Sinn." Endlich findet sich auch hier wieder die Abneigung gegen das Fuchsrot, übrigens im Zusammenhang mit schwarzem Haar, das den Leuten im mittelalterlichen Deutschland also auch etwas Auffälliges und daher Verdächtiges war: „Schwarzer Kopf, roter Bart, böse Art!"

Auch der Rücken findet Beachtung. „Hinterm Rücken ist gut fechten" oder „Hinterm Rücken lernt man sich am besten kennen" sind Sprichwörter, die erkennen lassen, daß sich ihm nicht gerade eine rühmliche Eigenschaft nachsagen läßt. Das Mißgeschick des Buckels wird sehr euphemistisch umschrieben: „Er kann sich nicht bücken, er hat ein Schelmenbein im Rücken" oder noch gutmütiger: „Ein bißchen schief hat Gott lieb" bezw. „Ein bißchen schief bringt unter die Haube". In noch weit üblerem Leumund als der Rücken steht aber der Bauch, der als der Grundquell allerlei Übels angesehen wird. An die zwanzig Sprüchlein über ihn sind im Schwang; hier nur ein paar Proben: „Der Bauch macht uns alle zu Schelmen", „Voller Bauch studiert nicht gern" und „Voller Bauch ein fauler Gauch". Mit ihm in enger Beziehung steht auch im Sprichwort der Magen: so heißt es auch von diesem: „Der Magen ist ein offener Schaden." Seine Bedeutung für das Gesamtwohlbefinden wird indessen gern anerkannt: „Leichter Magen, schwerer Sinn" und „Ist der Magen satt, wird das Herze fröhlich". Als eine besondere Spezialität wird der pommersche Magen gerühmt: „Er hat einen pommerschen Magen, er kann Kieselsteine vertragen." Als etwas Edles erscheint dem Volkssinn das Herz; da heißt es: „Das Herz lügt nicht", „Ein Herz ist des anderen Spiegel" und „Wo Dein Herz, da Dein Gott" oder „Reines Herz und froher Mut, stehn zu allen Kleidern gut".

Der Arm, der Träger der Kraft, wird zwar geschätzt, denn man sagt „Armschmalz tut's", aber dennoch heißt es „Besser den Arm brechen, als den Hals". Die Hand steht, als Organ der werktätigen Arbeit und Führer der Waffe, gleichfalls in Achtung: „Herzhafte Hand nährt Leut und Land" und „Gemeine Hand baut das Land" oder „Wehrende Hand schuf Gott". An die Hand knüpfen sich ganz besonders Charakterdeutungen an: „Kalte Hände, warme Liebe" oder „Trockne Hand gibt ungern" seien Beispiele hierfür, und die Linke hat besonderen Wert, denn „sie kommt von Herzen". Die Finger werden ebenso häufig in den Kreis der Betrachtung gezogen, wie z. B. in den Sprichwörtern „Drei Finger im Salzfaß ist des Bauern Wappen", „Fünf Finger sind so gut wie ein Bootshaken" oder „fassen mehr als zwei Gabeln" und „Seine Finger heißen Greifzu!" Besondere Bedeutung hat der Daumen, so heißt es u. a. von ihm: „Wenn's gehen soll, muß man den Daumen rühren" — es wird dabei, wie auch hier, stets an die Bewegung des Geldaufzählens gedacht.

Die Beine kommen auch in Betracht, so beispielsweise „Es müssen starke Beine sein, die gute Tage ertragen können"; lahm sein und hinken wird als eine bedauerliche Schädigung für das ganze Fortkommen anerkannt: „Die Lahmen und die Blinden sind allezeit dahinten", gibt andererseits aber auch zum Spott Anlaß: „Hinkebein spielt den Mann". Schließlich sind auch die Füße nicht vergessen; sie sind etwas wert, denn „Verlier' ich auch die Schuh', behalt' ich doch die Füße" getröstet sich der Volksmund und kommt ferner zu der weisheitsvollen Erkenntnis: „Besser mit den Füßen gestrauchelt als mit der Zunge." — Und damit sei's denn auch hier genug!

Die Rolandssäulen im Lichte neuerer Forschung.

Die Errichtung des Rolandsbrunnens in der Siegesallee zu Berlin hat aufs neue die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf diese alten deutschen Städtewahrzeichen gelenkt, sowie die Frage nach ihrem Ursprung und ihrer Bedeutung wieder wachgerufen. Die Ansichten hierüber haben gerade in den letzten Jahren erhebliche Wandlungen erfahren, eine Folge der Untersuchungen einer Reihe von Forschern, die in unermüdlicher Weise Material für eine sichere Beurteilung gesammelt haben. Insbesondere sind es der Archivrat Dr. Sello in Oldenburg und Dr. Siegfried Rietschel von der Universität zu Halle, die durch ihre Schriften hervorragend hierzu beigetragen haben. Während dieser schon in seinem Werke „Markt und Stadt" vor einigen Jahren eine von der bisherigen abweisende Auffassung der rechtlichen Bedeutung der Rolandssäulen zur Geltung brachte, hat jener in einer jüngst erschienenen Untersuchung über den Roland zu Bremen neue wertvolle Beiträge geliefert.

Als das Daheim in der Nummer 26 seines Jahr-

Digitized by Google



Rolandssäule zu Magdeburg. Nach Pomarius.

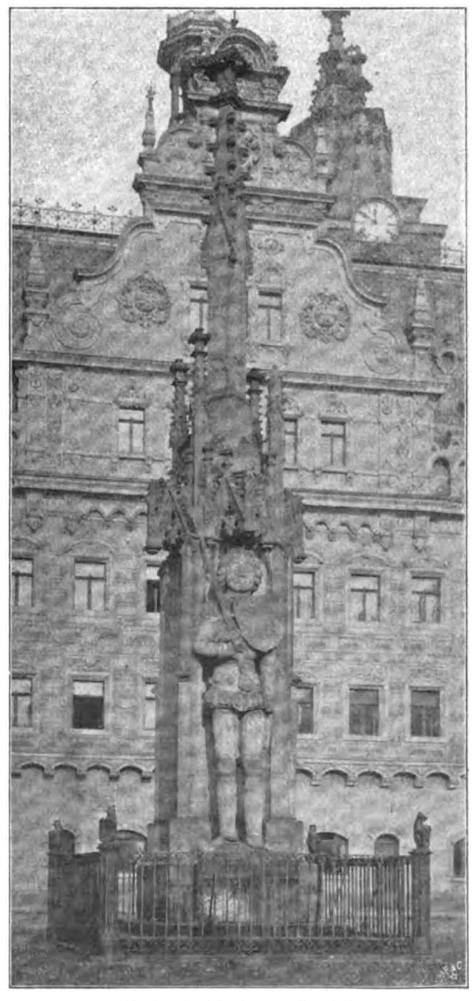
ganges 1898 eine Anzahl Rolandssäulen zur Darstellung brachte und über ihre Bedeutung sprach, da war noch vielfach die Ansicht verbreitet, daß sie aus dem Marktkreuz hervorgegangen seien. Das Marktkreuz war das Zeichen des Marktfriedens und stand mit den häufig daran befestigten Abzeichen, dem Handschuh oder Hute des Königs an Stelle des Königs selbst. Es hatte nämlich früher schon Professor Sohm in seiner „Entstehung des deutschen Städtewesens" die Ansicht ausgesprochen, daß die Rolandssäulen von einer nach geschmackvolleren Formen strebenden Zeit nur an Stelle des Marktkreuzes als Träger der königlichen Abzeichen hingestellt seien, und Professor Schröder hatte in einer seiner Schriften als Beweis dafür angeführt, daß die Rolandssäule zu Erfurt nach den Urkunden an Stelle eines Kreuzes errichtet sei. Das ist nun zwar richtig, aber dieses Kreuz war kein Marktkreuz, sondern stand an Stelle einer alten abgebrochenen Kirche und bedeutete nur, daß hier geweihter Boden sei. Somit ist der ganze hauptsächlich aus diesem einen Falle gezogene Schluß hinfällig.

Einen gänzlich neuen Weg und sicherlich den einzig richtigen, der zur Lösung der Frage führen kann, hat nun Sello eingeschlagen, indem er aus der großen Zahl der Rolandssäulen diejenigen herausgehoben hat, die ihren Eigentümlichkeiten nach noch wirklich dem Mittelalter angehören oder angehörten. Nur so war es möglich, die wirklichen Rolande von denjenigen, welchen fälschlich dieser Name beigelegt ist, zu trennen. Mißverstandener Lokalpatriotismus hat ja mancher in späterer Zeit nur aus Nachahmungstrieb oder andern besonderen Gründen errichteten Säule den unverdienten Namen des Paladins Kaiser Karls des Großen beigelegt. So hat sich denn nun herausgestellt, daß die Zahl der wirklich mittelalterlichen Rolandssäulen, die entweder noch stehen oder von deren Aussehen, soweit sie verschwunden sind, man beglaubigte Kunde hat, recht klein ist, denn an manchen Orten sind die Rolande, die dort nachweislich im Mittelalter gestanden haben, gänzlich verschwunden, ohne daß von ihrem Aussehen etwas bezeugt ist, wie in Berlin und Hamburg, in manchen, wie in Nordhausen, sind sie durch neumodische ersetzt worden. So bleiben nur sieben Rolande der bezeichneten Art übrig: Halle, Quedlinburg, Bremen, Halberstadt, Zerbst, Magdeburg und Brandenburg. Im ganzen zählte man bisher etwa zwanzig, die noch mit einigem Recht als Rolandssäulen zu bezeichnen sind, während die Zahl der fälschlich so genannten weit über hundert beträgt.

Das eigentliche Rolandsgebiet ist, wenn man von den falschen Rolanden und einigen über die Grenzen versprengten, absieht, verhältnismäßig klein. Westlich und südlich einer durch Weser, Thüringerwald, Erzgebirge und Riesengebirge gebildeten Grenzlinie gibt es überhaupt keine echten Rolande. Heimisch sind sie in einem Teile Ostfalens nach Süden bis Nordhausen vorspringend, im Norden bis an den zum Bistum Verden gehörenden Teil der Altmark reichend, dann getrennt davon im Norden in einem kleinen Teile Engerns und Nordalbingiens an der Weser- und Elbmündung; rechts der Elbe im Kolonisationsgebiet des Wendenlandes: im anhaltischen und magdeburgischen Gebiet sowie in der Priegnitz, Uckermark und über die Oder in die Neumark übergreifend.

Von den sieben obenerwähnten, als ältesten bezeugten nimmt der Hallenser Roland das größte Interesse in Anspruch, weil er tatsächlich den ältesten uns bekannten Rolandstypus darstellt. Gerade er ist von der Forschung bisher aber fast gar nicht beachtet worden, weil die jetzige Säule erst aus dem Jahre 1717 stammt. Nun hat aber Sello den Nachweis erbracht, daß diese eine wenn auch ungeschickte aber sich doch eng an das alte Vorbild anschließende Nachbildung ist, die ihrer Tracht nach dem XIII. Jahrhundert angehört, wohin keine andere Rolandssäule zurückreicht. Alle anderen Rolandssäulen gehören bereits dem XV. Jahrhundert an, wenngleich Einzelheiten in ihrer Bekleidung auf frühere Zeiten weisen und zeigen, daß sie älteren Rolandsbildern entnommen sind. So ist der Bremer Riese im Jahre 1404 errichtet, seine Nachbildungen in Halberstadt 1433 und in Zerbst 1445. Wahrscheinlich ist ihm auch der Quedlinburger nachgebildet. Schließlich gehören noch der zuletzt 1459 erneuerte und 1631 zerstörte Magdeburger und seine Nachbildung, der Brandenburger aus dem Jahre 1474 dem Mittelalter an, während der Stendaler von 1525 schon in die Neuzeit überleitet.

Was ist nun allen diesen Rolanden charakteristisch? Zunächst das in der rechten Hand getragene, nach oben gerichtete, blanke Schwert, das keiner einzigen auch der späteren Rolandssäulen fehlt, denn selbst der bis 1838 schwertlose Roland in Buch trug früher ein Schwert; das mit der Fahne versehene, Rolandssäule genannte Standbild in Erfurt aber ist völlig in den antikisierenden Formen der Spätrenaissance nach italienischem Vorbilde erst 1591 errichtet und hat mit dem Rolandstypus überhaupt



Rolandssäule zu Zerbst.

Digitized by Google

nichts gemein. Dieses Schwert hat eine weitere Eigentümlichkeit: es fehlt ihm die Scheide, keiner dieser älteren Rolande trägt nämlich am Wehrgehenk eine solche. Das Schwert ist also hier nicht die Waffe, sondern augenscheinlich das zum Gebrauch erhobene Richtschwert, das später wieder fortgelegt wird. Es kann gar keine andere Erklärung für dies Schwert gegeben werden, denn wollte man in dem Roland nur einen geharnischten Ritter sehen, so wäre das Fehlen einer Scheide unerklärlich. So tragen auch die Richter in den etwa derselben Zeit des Mittelalters angehörenden Bilderhandschriften des Sachsenspiegels ein solches in die Höhe gerichtetes, breites blankes Schwert. Und stellen nicht auch wir heute das Sinnbild der strafenden Gerechtigkeit, die Justitia, mit dem bloßen in die Höhe gerichteten Schwert ganz ähnlich dar?

Weiter tragen alle diese ältesten Rolande **keine Kopfbedeckung**, was ebenso unerklärlich sein würde, wenn man nur an einen geharnischten Ritter denken wollte. Auch hier gibt der Sachsenspiegel die Erklärung, indem er festsetzt, daß „Richter, die bei Königsbann dingen, weder Kappen noch Hüte noch Hütchen noch Hauben tragen sollen." Erst in späterer Zeit, als die ursprüngliche Bedeutung des Rolands verloren ging, erscheinen Kopfbedeckungen aller Art, von der Kappe bis zur Krone des Rolands in Wedel im Holsteinschen.



Rolandssäule zu Halberstadt.

Es fragt sich nun aber, wie die bei dem größten Teile dieser ältesten Rolande vorhandene Rüstung zu deuten ist, da sie ja durchaus rittermäßig ist. Es tragen nämlich der Bremer sowie seine Nachbildungen in Zerbst, Halberstadt und Quedlinburg eine Rüstung, ebenso der Magdeburger und seine Nachbildung in Brandenburg, während allein der Hallenser ohne Rüstung ist. Rietschel nimmt hier an, was jedenfalls die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat, daß damit die Zugehörigkeit des Richters zum Ritterstande angedeutet werden sollte, da das richterliche Kleid ihn sonst kaum vom Bürger unterschieden haben würde.

Den **Mantel**, den der Bremer und der Halberstädter Roland tragen, hält Sello für ein fürstliches Abzeichen. Rietschel erklärt ihn ebenfalls für ein richterliches, nach der Bestimmung des Sachsenspiegels für den Richter: „Mäntel sollen sie auf den Schultern haben." Der **Schild**, den der Bremer und seine Nachbildungen tragen, während ihn der Magdeburger und seine Nachbildung, der Brandenburger, sowie der Hallenser nicht haben, scheint auch bei ersteren erst später angefügt, um ein Wappen darauf anbringen zu können, denn er wird nicht wie sonst der Schutzschild am Arm getragen, sondern ist höchst unorganisch an der Schulter angebracht, deutet auch durch seine kleine Form nur auf ein Wappenschild, wie es das Mittelalter viel und gern zu heraldischem Schmuck verwendete. So trägt der Stendaler auf der Vorderseite den märkischen Adler, auf der Rückseite das Stadtwappen. Bei dem Zerbster sind aber außer dem Reichsadler auf dem Schild zu Füßen das Anhaltische über dem Haupte das Zerbster Wappen angebracht.

Was stellen nun die so gekennzeichneten Bildsäulen dar? Zu verschiedenen Zeiten hat man sie tatsächlich für den Paladin Karls des Großen gehalten und ihnen auch dessen Namen gegeben. So führte der Magdeburger Roland schon im XIII. Jahrhundert diesen Namen, da hier nachweislich von etwa 1270 bis 1280 das sogenannte „Rolandsreiten", ein Pfingstspiel der Magdeburger Patriziersöhne, an der Säule abgehalten wurde, das ohne Zweifel seinen Namen von der Bildsäule empfing, nicht umgekehrt diese von den Spielen. Nun kommen zu derselben Zeit in Italien Rolandsbildsäulen vor, wo, wie im ganzen romanischen Süden, dieser Held viel früher volkstümlich und besungen war als in Deutschland. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß deutsche Italienfahrer bei dem regen Verkehr Deutschlands mit Italien um diese Zeit den Namen von dort mitbrachten und auf ihre riesigen Standbilder in der Heimat übertrugen. Als Vorbild wird von Sello sogar geradezu die Rolandsbildsäule am Dom von St. Zeno in Verona bezeichnet. Da um diese Zeit auch in Deutschland der karolingische Sagenkreis durch die Dichtungen des Pfaffen Konrad und des Stricker volkstümlich wurde, so fand die Benennung hier einen geeigneten Boden, und die Säulen, die wir schon ums Jahr 1100 annehmen dürfen, erhielten vielleicht bis zum Ende des XIII. Jahrhunderts allgemein den Rolandsnamen.



Rolandssäule zu Halle a. S.

Wir haben aber gesehen, daß der Typus der Rolandssäulen nirgends auf einen vollständig gehgrnischten Ritter deutet, wie man ohne Zweifel den Helden Roland dargestellt haben würde. Schon der Mangel einer Kopfbedeckung und einer Schwertscheide wäre in diesem Falle ganz unerklärlich, noch weniger aber würde das Fehlen eines anderen, mit seinen Taten noch enger verbundenen Abzeichens — nämlich des berühmten Hornes von Ronzeval — zu verstehen sein. Dies Horn findet sich allerdings, aber nur auf einer einzigen Rolandssäule, nämlich der erst im Jahre 1610 zu Belgern bei Torgau errichteten, wo man sich für verpflichtet hielt, des Namens halber dies Attribut anzubringen. Ob die ältere, nach deren Vorbild auch diese errichtet wurde, es führte, erscheint zweifelhaft, denn es ist auch hier ziemlich unorganisch zu dem Ganzen angebracht. Gerade um diese Zeit war nämlich die Ansicht, daß es sich um Rolandsbilder handle, wieder

Digitized by Google

aufs neue durch die Humanisten allgemeiner bekannt geworden, denen Melanchthon darin vorangegangen war. Sie waren der Annahme gefolgt, daß Karl der Große den Sachsen große Freiheiten verliehen habe, und daß daher die Bilder seines Paladins Wahrzeichen dieser Freiheiten seien.

Diese Ansicht hatte sich vorher nur mit dem Bremer Roland verknüpft. Hier brachte die Tradition schon im XII. Jahrhundert die Freiheiten der Stadt mit Karl dem Großen in Zusammenhang und hielt daher die Säule auch für eine Darstellung seines Paladins und für ein Wahrzeichen der durch seinen Herrn der Stadt verliehenen „Freiheiten". Darauf deutet auch die Zerstörung der Statue durch die Krieger des Erzbischofs im Jahre 1366. Auch die nach dem alten Vorbilde 1401 errichtete neue Statue trägt Verse, welche auf die durch Karl dem Großen gewährten Privilegien wieder hindeuten:

Vryheid do ick ju openbar
De Karl un mennig vorst verwar
Desser stede ghegheven hat
Des danket Gode, is min radt.

Daß die Zerstörung des Berliner Rolandes 1448 auf ähnliche Ursachen zurückzuführen sei, ist eine erst im XIX. Jahrhundert entstandene Legende.

Diese auf Privilegien Karls des Großen zurückgeführte Entstehung der Rolandssäule ist im wesentlichen auf Bremen beschränkt, was sich vielleicht durch die von dem übrigen Rolandsgebiet abgesonderte Lage des Ortes erklärt. Für das ganze übrige Rolandsgebiet finden sich keine Spuren dafür, bis sie, wie erwähnt, im XVI. Jahrhundert auftauchte. Es erscheint auch durchaus unverständlich, wie die vielen oft ganz kleinen Städte im Rolandsgebiet, die zu Ende des Mittelalters oder im Beginn der neuen Zeit ihre Säulen errichteten, darauf kommen sollten, sie als Sinnbilder von Karl dem Großen gerade ihrem Städtchen verliehener Freiheiten zu deuten. Es fragt sich also, was die Säulen darstellen sollten, wenn sie keine Rolandsbilder waren. Nach der geschilderten Tracht werden wir sie am natürlichsten als Sinnbilder der Gerichtsbarkeit erkennen, eine Ansicht, die Rietschel schon vor Jahren in „Markt und Stadt" verfochten hat, und die in der Tat die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat. Fragt man weiter, ob eine bestimmte Persönlichkeit damit dargestellt sein soll, so wird man dies mindestens als unwahrscheinlich bezeichnen müssen. Sello sieht darin Königsbilder, indem er meint, daß die Erzbischöfe von Magdeburg und Bremen, um die Privilegien, die ihnen die Gnade Ottos I. verliehen, möglichst zu weiter Kenntnis zu bringen, ein Bild des Königs, ein „Leibzeichen" errichteten und den herkömmlichen, monumentalen „Fürstentypus" wählten, aber Krone und Zepter wegließen. So seien diese ältesten Rolande entstanden. Nun ist aber nicht einzusehen, warum in diesem Falle gerade die eigentlichen Abzeichen der königlichen Würde fortgelassen sein sollten, da sie doch zur Charakterisierung des Bildes besonders notwendig gewesen wären und bei anderen mittelalterlichen Königsdarstellungen meist nicht fehlen. So bleibt die Annahme, daß es nur Wahrzeichen der Gerichtsbarkeit seien, als die natürlichste.



Rolandssäule zu Quedlinburg.



Rolandssäule zu Brandenburg.

Dazu kommt, daß der Roland fast durchgängig an der Gerichtsstätte stand, und die Akte der vollziehenden Gerechtigkeit tatsächlich an vielen Orten bezeugtermaßen vor dem Roland stattfanden. So wird in einer Zerbster Chronik schon im Jahre 1385 die Hinrichtung eines Mörders vor der Rolandssäule erwähnt, ebenso in Halberstadt 1423 ein Mörder davor hingerichtet. In Prenzlau, Halle, Burg und Stendal geschahen die Hinrichtungen ebenfalls stets dort.

Sehr bedeutungsvoll erscheint in dieser Beziehung auch, daß die Jahreszahl 1546, die der Perleberger Roland trägt, gerade das Jahr der Einrichtung des Landgerichtes in der Priegnitz angibt.

Ob der Roland als Sinnbild der Gerichtsbarkeit zugleich eine bestimmte Person, den mit der hohen Gerichtsbarkeit beliehenen Fürsten, den Stadtherrn oder seinen Beauftragten, den Stadtrichter, darstellen sollte, ist, wie gesagt, sicher nicht zu entscheiden. Wahrscheinlich sollte er keine bestimmte Persönlichkeit darstellen, ebenso wie unsere Justitia in unseren Gerichtspalästen doch auch keine solche verkörpern soll. Der Typus der Rolande aber würde, wenn man dennoch eine Persönlichkeit annehmen will, dann mehr auf den Ausüber der höchsten Gerichtsbarkeit als auf den Stadtherrn deuten. Eine solche Verkörperung der dauernden höchsten Gerichtsbarkeit im Mittelalter erscheint durchaus natürlich wegen der Notwendigkeit der scharfen Aufrechterhaltung des Stadtfriedens durch die Todesstrafe bei den eigenartigen Rechtsverhältnissen, als in den Städten der Königsbann herrschte, während auf dem Lande noch der niedere Grafenbann zur Anwendung kam. So finden wir denn auch, wie erwähnt, als Regel, daß der Roland fast überall in unmittelbarer Nähe der Gerichtsstätte stand. Auch in Berlin war es der Fall, wo er auf dem Molkenmarkt vor dem Eckhause der Eiergasse stand, wie aus einer Stelle des Berliner Stadtbuches hervorgeht.

Haben wir so eine durchaus natürliche Deutung der

Digitized by Google

Rolandsbilder kennen gelernt, so bleiben noch einige andere zu erwähnen, die hier und da Vertreter gefunden haben. Der früher geltenden Annahme, daß sie aus den Marktkreuzen hervorgegangen seien, folgend, hat man in ihnen auch dekorative Träger der alten Marktzeichen sehen wollen, der Marktfahne oder des Handschuhs. Aber die einzige Säule, die eine Fahne trägt, die Erfurter, ist fälschlich als Roland bezeichnet, und sonst findet man nirgends eine Andeutung an den Rolanden, daß etwa Vorrichtungen zur Anbringung einer Fahne vorhanden gewesen seien, wie dies durch die Haltung der Arme und Hände leicht zu erreichen gewesen wäre. Gerade daß sich aber in vielen Städten der Gebrauch der Marktfahne neben dem Roland findet, spricht am deutlichsten gegen diese Ansicht. Andere Forscher wollen in ihnen gar eine Fortsetzung altheidnischer Symbole des Gottesdienstes sehen und führen sie bis auf die Irminsäule der Sachsen und die Athelstansäulen der Angelsachsen, die diese zu Ehren ihres Königs Athelstan errichteten, zurück, und noch Jacob Grimm erklärt damit das Vorkommen der Rolandssäulen ursprünglich nur in den Grenzen des alten Sachsenlandes.

Möglich mag es ja immerhin sein, daß uralte Überlieferungen bei der Errichtung mitgespielt haben und daß auch aus diesem Grunde das Gebiet der Rolandssäulen beschränkt ist, ihre Bedeutung war aber ohne Zweifel bei den ältesten das Wahrzeichen der höchsten Gerichtsbarkeit, wozu sich dann später hier und da noch andere Vorstellungen gesellten, die bei den neu errichteten Säulen dazu beitrugen, die ursprüngliche Bedeutung zu verwischen. Die Phantasie des Volkes, Stolz der Einwohner auf diese Wahrzeichen und auf falsche Wege geratene Forschung der Gelehrten haben dann einen reichen Kranz von Sagen um die riesigen Standbilder geschlungen, die noch heute so vielen Städten Niederdeutschlands einen eigenartigen Reiz verleihen. Im nächsten Jahre blickt der älteste und berühmteste unter ihnen, der „Ries' am Rathaus zu Bremen" auf ein halbes Jahrtausend seines Bestehens zurück, während der jüngste in der Reichshauptstadt noch nicht lange sein Schwert trägt. Ihre Spuren aber können wir fast tausend Jahre zurückverfolgen, und so sind sie in der Tat mit der Geschichte des deutschen Städtewesens aufs innigste verbunden. W. v. Bremen.

Englischer Spleen.

Von A. Oskar Klaußmann.

Am Ende des Jahres 1888 tauchte in Hamburg in einem der ersten Hotels am Alsterbassin ein sehr reicher und eleganter Engländer auf, um eine Forderung von hunderttausend Mark bei der weltbekannten Reederei-Firma Sloman zu erheben. Die Reederei erklärte, dem Engländer nichts schuldig zu sein, und dieser wendete sich um Hilfe an den Konsul. Der englische Konsul in Hamburg verwies den Engländer, der den Namen Roberts führte, ganz korrekt an die Gerichte. Aber Roberts wollte von der Justiz nichts wissen. Er wandte sich mit seiner Beschwerde an den englischen Gesandten in Berlin. Auch dieser bezeichnete das Verfahren des Konsuls als korrekt und stellte dem Engländer anheim, die Hamburger Firma zu verklagen. Mit der unglaublichen Hartnäckigkeit, die der vom Spleen befallene Engländer besitzt — Whim nennt man diesen Zustand — erklärte der Engländer, unter keinen Umständen aus Hamburg hinausgehen zu wollen, bis er sein Geld erhalten habe. Vorläufig weigerte er sich, seine Hotelrechnung zu bezahlen. Er war reichlich mit Geld versehen und hatte auch einen Kreditbrief, aber er bezahlte keinen Pfennig. Der Wirt forderte ihn auf, das Hotelzimmer zu räumen, doch Roberts blieb. Schließlich mußte sich der Hotelier an die Polizei um Hilfe wenden, und ihr blieb nichts anderes übrig, als den spleenigen Engländer nach der Krankenstation des Gefängnisses zu bringen, da er sich weigerte, zu bezahlen und sich ein anderes Logis zu besorgen. Ebensowenig wollte er Hamburg verlassen. Man glaubte, der Aufenthalt auf der Krankenstation würde dem verwöhnten Engländer nicht gefallen, aber man kannte seinen Eigensinn noch nicht. Er sah ruhig zu, wie seine Effekten gepfändet und verkauft wurden, damit der Hotelwirt Befriedigung erhielt, und blieb dann gelassen auf der Krankenstation sitzen. Endlich telegraphierte die Hamburger Polizei an die Verwandten des Mr. Roberts in England, und es erschien eine Schwester des spleenigen Mannes, eine ebenfalls steinreiche Frau. Sie erklärte, sie würden ihren Bruder bewegen, Hamburg sofort zu verlassen. Nachdem sie aber die erste Unterredung mit ihrem Bruder gehabt hatte, wurde sie von demselben Whim befallen wie dieser selbst. Sie weigerte sich entschieden, ihn von Hamburg fortzunehmen, fuhr vielmehr nach Berlin zum Botschafter und beschwerte sich hier. Auch der Botschafter konnte ihr nicht helfen, und so ging die exzentrische Dame wieder nach Hamburg zurück und machte Miene, ebenso wie ihr Bruder sich als Zwangseinquartierung in Hamburg festzusetzen. Endlich machte man kurzen Prozeß. Da man die Leute nicht ausweisen konnte, weil sie nichts Ungehöriges begingen, so packte man sie eines Tages auf und brachte sie nach dem Irrenhause, und zwar nach der Anstalt Friedrichsberge. Dort saß das spleenige Geschwisterpaar so lange, bis andere Verwandte in England endlich die Sache mit Sloman arrangierten, so daß Roberts und seine Schwester Hamburg verlassen konnten, da angeblich ihr Wille geschehen war.

Menschen, die sich so verhalten, würden in Deutschland mit großer Geschwindigkeit unter Kuratel gestellt und für unzurechnungsfähig erklärt werden; in England aber achtet man die persönliche Freiheit so sehr, daß jeder machen kann, was er will, wenn er nur nicht andere Leute stört und schädigt. Deshalb ist die Zahl der spleenigen Menschen in England eine so ungeheuere, und es laufen dort Leute frei herum, die bei uns unter allen Umständen ins Irrenhaus gebracht werden würden.

Im Jahre 1890 errichtete der pensionierte Oberst North auf seinem Gute Eltham eine „Musterkolonie" für Hunde. Mit diesem Namen bezeichnete er eine Reihe von hocheleganten Villen, in welchen Hunde aller Art untergebracht waren. Jeder Hund hatte sein besonderes Zimmer, für jeden Hund war eine Garderobe mit passenden Kleidern eingerichtet, deren billigstes zwanzig Mark kostete. In einer Hundeküche amtierten nicht nur Köche, sondern auch Aufsichtsbeamte, welche die Rostbraten bis zu zwanzig Pfund Gewicht, die vortrefflichen Hammelkeulen, Mohrrüben, Zwiebeln, Erdäpfel, Schwarzbrot und Hafermehl sorgfältig prüften, bevor diese Ingredienzien in einem großen Dampfkochkessel für das tägliche Diner der Herren Hunde zubereitet wurden. Ein besonderer Arzt war angestellt, der täglich jeden Hund zu besuchen und auf seinen Gesundheitszustand zu prüfen hatte. Unter diesen Hundepensionären befanden sich Exemplare, welche siebzehntausend Mark kosteten.

Liebenswürdiger war der Whim des Engländers, der vor vielen Jahrzehnten in Irland in seinem Park ein großes Hotel erbaute, welches vierzig bequeme Gastzimmer, Räume für die Dienerschaft und Stallungen enthielt. Jeder Gentleman hatte das Recht, sich in dem Hotel einzuquartieren und dort, ohne auch nur einen Pfennig zu bezahlen, zu wohnen, zu trinken, zu essen, seine Dienerschaft und seine Pferde unterhalten zu lassen. Nicht einmal die Dienerschaft, welche in dem Hotel servierte, durfte von den Gästen ein Trinkgeld annehmen. Das Hotel, in dem man alles gratis bekam, war natürlich stets bis auf den letzten Platz besetzt, und die jährlichen Ausgaben gingen in die Hunderttausende, aber der spleenige Engländer, namens Mathew, war so reich, daß er sich diesen Luxus leisten konnte.

Zwei Fälle von Whim, die sich auf die Ehe beziehen, sind besonders interessant. In dem einen Falle handelt es sich um einen Sir Thomas Pryse, der in Montgommeryshire wohnte. Er war Witwer geworden und ließ die Leiche seiner Frau einbalsamieren. Den Sarg bewahrte er in seinem Schlafzimmer auf. Dann heiratete er zum zweitenmal, und die gutmütige zweite Frau ließ sich die unangenehme Gesellschaft im Schlafzimmer ruhig gefallen. Nach kurzer Zeit starb auch die zweite Frau, wurde ebenfalls einbalsamiert und ihr Sarg bekam natürlich wiederum einen Platz im Schafzimmer. Jetzt heiratete Sir Thomas Pryse zum drittenmal, doch diese Dame verlangte, daß die Särge mit den Leichen aus dem Schlafzimmer entfernt werden sollten. Sie wurden nunmehr in der Familiengruft untergebracht. Aber auch die dritte Frau starb, und nun ließ Sir Thomas Pryse auch sie einbalsamieren und brachte jetzt sofort wieder alle drei Särge in seinem Schlafzimmer unter. Zum viertenmal hat er sich aber nicht verheiratet.

Einer der angesehensten englischen Staatsmänner, die jetzt noch leben, ist auf folgende Weise zu seiner Mutter gekommen. Sein Vater war ein schon bejahrter Herr und lebte auf seinem Landgut bei Derby. In einer schlaflosen Nacht kam ihm der Gedanke, noch einmal zu heiraten. Als es Morgen wurde, stand er auf, klingelte und sagte dem Kammerdiener, er solle ihm irgend ein weibliches Wesen schicken. Der Kammerdiener holte die Haushälterin herbei, und zu dieser sagte der Lord: „Ziehen Sie sogleich Ihr bestes Kleid an; Sie werden mit mir nach der Kirche fahren und mich heiraten." Die Haushälterin wußte, daß der Lord sehr schrullenhaft war. Sie verließ wortlos das Zimmer und begab sich an ihre Tagesarbeit. Nach einiger Zeit klingelte der Lord wieder energisch und fragte den Kammerdiener, wo die Haushälterin sei. Als er erfuhr, sie denke nicht daran, sich zur Hochzeit anzukleiden, sondern arbeite wie gewöhnlich, befahl er dem Kammerdiener wütend, ihm irgend ein anderes weibliches Wesen zu bringen. Als der Kammerdiener das Zimmer ver-

Digitized by Google



Nach dem Gewitter. Nach dem Gemälde von H. W. Mesdag.
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Digitized by Google

ließ, fand er auf dem Korridor eine Küchenmagd. Diese schleppte er in das Zimmer, und Lord M. befahl ihr, sich sofort anzuziehen, um mit ihm nach der Kirche zu fahren. Die Küchenmagd war klüger als die Haushälterin; sie zog sich sofort an und fuhr nach der Kirche. Der Pfarrer wurde geholt, und eine Stunde später war die Küchenmagd eine der vornehmsten Damen von England, eine Lady und Pairin. Sie wurde die Mutter des berühmten Staatsmannes, des oben Erwähnung geschah.

Vor drei Jahren erst starb der Herzog von Portland, der den Namen „der Unterirdische" führte und der wohl einer der verrücktesten Menschen gewesen ist, die in Freiheit herumliefen. Auf seinem riesenhaften Gute hatte er eine vollkommene unterirdische Stadt angelegt, wenigstens eine Flucht von Räumlichkeiten, die künstlich erhellt waren, und die nur teilweise Oberlicht vom Garten her hatten. In diesen unterirdischen Räumlichkeiten, zu welchen man durch einen schräg in die Erde führenden Tunnel gelangte, befanden sich nicht nur Wohn- und Prunkzimmer, sondern auch ein Marstall und eine riesige Reitbahn. Der Herzog hatte die Verrücktheit, sich vor niemandem sehen zu lassen. Wenn er sich aus einem Raum in den anderen begab, und den Korridor passierte, wurden Glockenzeichen gegeben, damit alle seine Diener und Dienerinnen sich entfernten. Durch ein Glockenzeichen berief er das Pferd in die Reitbahn, und wenn er selbst die Reitbahn betrat, fand er nur das Pferd vor, bestieg dasselbe, ritt solange es ihm paßte, verließ dann die Reitbahn, und auf ein Glockenzeichen wurde das Pferd wieder abgeholt. Er gab durch elektrische Glockensignale das Zeichen, wenn er zu Mittag essen wollte, er fand dann in einem Zimmer einen Tisch, auf welchem zehn Couverts standen. Vor jedem Couvert stand eine besondere Speise. Der Herzog setzte sich auf den ersten Stuhl und aß die Suppe, dann setzte er sich auf den zweiten Stuhl und aß den Fisch, dann setzte er sich auf den dritten Stuhl, aß den Zwischengang, und so wechselte er die Stühle und Couverts so lange, als er essen wollte. Damit die Speisen nicht erkalteten, standen sie auf Heizapparaten. Zeitweise mußte der Herzog nach London. Es wurde dann ein Wagen vor die Tür des unterirdischen Zimmers geschoben, in dem er sich befand. Der Herzog stieg in den Wagen und ließ die Vorhänge herunter, dann gab er ein Signal. Die Pferde wurden vor den Wagen gelegt, der Kutscher bestieg den Bock und fuhr den Wagen bis zur nächsten Eisenbahnstation. Dort wurde die Kutsche mit dem Herzog, der hinter den zugezogenen Vorhängen saß, auf einen flachen Güterwagen geschoben und an den Eisenbahnzug angehängt. In London wurde die Kutsche wieder heruntergeschoben, Pferde wurden vorgelegt, und der Herzog fuhr nach seinem Palais.

Vor wenigen Monaten wurde in England das Testament eines Doktor Tobias Borthwick zur Ausführung gebracht, der für etwa zwei Millionen Edelsteine in altertümlicher Fassung zurückgelassen hatte. Laut Testamentsbestimmung mußten diese Edelsteine in einen Ledersack getan werden, in den auch ein Bleigewicht hineinkam, dann mußten die Testamentsvollstrecker auf einem Schiff von einem bestimmten Punkte der Küste aus weit in die See hinausfahren und der Lederbeutel wurde mit den Juwelen und dem Bleigewicht versenkt. Über die Ausführung dieser Handlung wurde ein Protokoll aufgenommen und das Testament war vollstreckt.

Ein anderer spleeniger Endländer namens William Walrond hatte in seinem Testament angeordnet, daß für zwei Millionen Mark alte Bilder, kostbares altes Porzellan und herrliche Nippsachen, ferner eine Anzahl von kostbaren alten Zimmereinrichtungen nach seinem Tode verbrannt werden sollte. Nicht nur die Erben, sondern auch die Kunstkenner widersetzten sich der Ausführung dieses Testaments, aber da der Testator allgemein für einen sehr klugen Mann gegolten hatte, blieb nichts anderes übrig, als seinen Willen zu erfüllen. Nachdem für ungefähr sechzigtausend Mark kostbare Möbel verbrannt waren, gelang es einem Rechtsanwalt, einen Fehler in dem Testament zu entdecken, worauf dasselbe für ungültig erklärt wurde.

Der Herzog von Bedfort, der im Anfange der neunziger Jahre starb, hatte eine Leidenschaft dafür, Ortschaften zu demolieren. In der Nähe seines Landsitzes befanden sich einige Dörfer. Den Einwohnern derselben kaufte er Haus um Haus ab. Jedes Haus ließ er sofort vom Erdboden vertilgen, und wo einst die Dörfer standen, befinden sich jetzt freie Plätze. Mit besonderem Haß verfolgte er aus irgend einem Grunde seit 1872 alle Barbiere, und da der steinreiche Herzog ganze Dorfschaften besaß, deren Häuser vermietet wurden, setzte er es durch, daß in den Ortschaften kein Barbier sich niederlassen durfte. Die männlichen Bewohner dieser Ortschaften mußten sich entweder selbst rasieren, oder sie mußten ganze Tagereisen unternehmen, um sich rasieren zu lassen.

Unter den deutschen Bauern im Westen Amerikas.

Von P. H. Gerhard.

Augenblicklich ist in Deutschland das Interesse für Amerika wieder besonders rege geworden. In den Blättern ist viel die Rede von dem Handel und der Industrie Amerikas, aber das Fundament des Wohlstandes, der Bauernstand, ist nur selten erwähnt worden. Was wäre aber Amerika ohne seinen Ackerbau? Und wer treibt in Amerika rationellen Ackerbau? Wer ringt Urwald und Prärie die Bodenschätze im mühseligen Kampfe ab? — Der deutsche Bauer! —

Von diesen deutschen Bauern im fernen Westen, unter denen ich neun Jahre als Pastor gewirkt habe, und deren Leben, Sitten und Gebräuche ich daher auf das genaueste kennen zu lernen Gelegenheit hatte, soll hier die Rede sein.

Unter den Ackerbau treibenden Staaten Amerikas nehmen Wisconsin, Minnesota und die beiden Dacotas, zum Teil auch noch Jowa und Nebraska die hervorragendste Stellung ein, und in diesen Staaten ist die Bevölkerung überwiegend deutsch. Deutscher Fleiß und deutsche unermüdliche Beharrlichkeit haben diesen Staaten ihre Bedeutung im Bunde der Union verschafft. Das wird selbst von den Stockamerikanern rückhaltlos anerkannt. So sagte mir einst ein alter Yankee, mit dem ich über die Bedeutung und den günstigen Einfluß unserer deutschen Farmerbevölkerung auf die Entwickelung und Förderung der einzelnen Staaten sprach: „Well, Reverend, fahren Sie durch die Country, und sehen Sie eine Farm, wo Haus und Scheune verwahrlost aussehen, so wohnt gewiß ein Eirischer (Irländer) darauf; ist dagegen das Wohnhaus elegant, und sind Scheune und Stallung vernachlässigt, so ist der Besitzer ein Yankee; kommen Sie aber an eine Farm, wo das Wohnhaus einfach und sauber, die Stallungen groß und im besten Zustande sind, da treffen Sie einen Deutschen." Und die Bemerkung dieses alten erfahrenen Amerikaners war in der Tat in den meisten Fällen zutreffend.

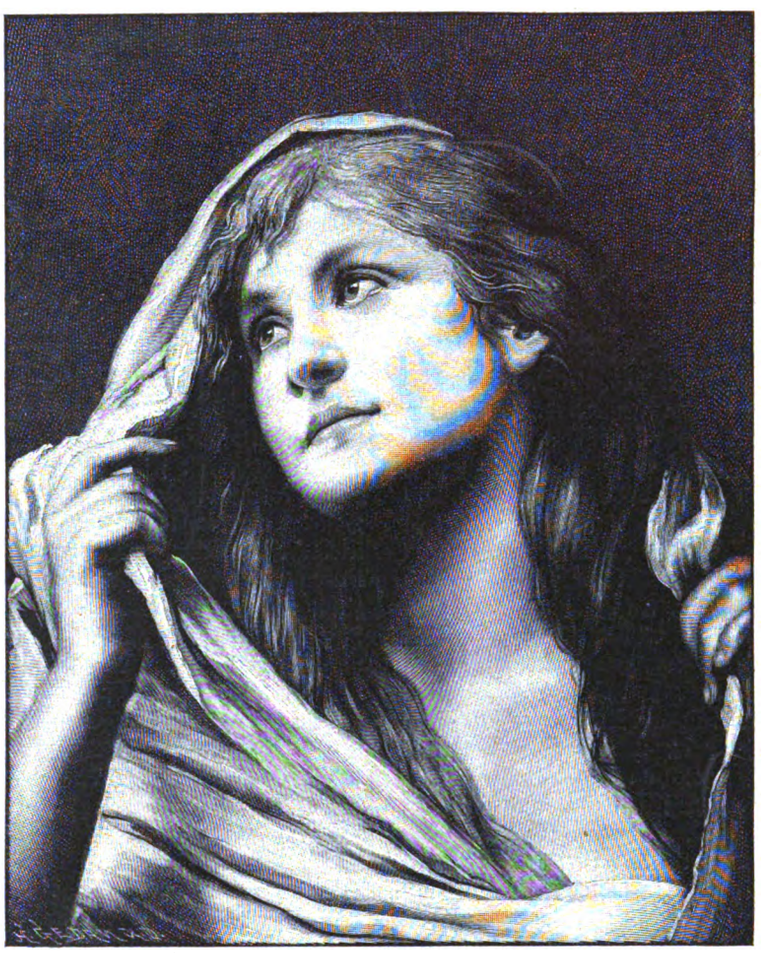
Der deutsche Farmerstand rekrutiert sich in den obenerwähnten Staaten meist aus Norddeutschen, da die Süddeutschen die südlichen Staaten, namentlich Texas, bevorzugen. Pommern, Brandenburger und Mecklenburger, zum Teil auch Hannoveraner sind in Wisconsin und Minnesota stark vertreten. Arm sind die meisten eingewandert, kaum mit so viel Geld versehen, um sich für den Anfang das zum Leben Notwendigste anschaffen zu können; ich kannte viele, die in Pommern Schafknechte gewesen waren, aber fünfzehn bis zwanzig Jahre ernster beharrlicher Arbeit hatten genügt, um aus den armen Ansiedlern wohlhabende Farmer zu machen. Wie solch eine Ansiedelung entsteht, wie die Blockhäuser ꝛc. errichtet werden, ist ja schon in den Erzählungen unserer Jugendbücher so oft anschaulich geschildert worden, daß ich es hier füglich als bekannt voraussetzen kann. Aber eine eigentümliche Wahrnehmung kann man überall da machen, wo Deutsche sich angesiedelt haben; nämlich daß der deutsche Farmer in der Regel den irischen aus der Gegend vertreibt. Der irische Farmer, der sieht, daß der Deutsche in jeder Beziehung erfolgreich mit ihm konkurriert, ist nur zu geneigt, sein Anwesen zu verkaufen und seinen Wanderstab weiter zu setzen. Der Käufer ist in den meisten Fällen ein Deutscher. Ein Beispiel hierfür bot meine Gemeinde in Winchester, Wisconsin. Zehn Jahre vor meiner Amtstätigkeit waren kaum ein Viertel von der Farmerbevölkerung Deutsche, während meiner Anwesenheit waren aber nur noch fünf nichtdeutsche Farmer vorhanden, und jetzt ist auch der letzte fortgezogen. Alles sind nun deutsche Bauern auf blühenden Farmen.

In politischer Beziehung spielt der deutsche Bauer in Amerika keine hervorragende Rolle im Gegensatz zu den Irländern, welche die geborenen Politiker sind. Nur zur Zeit der Wahlen, die im Herbst stattfinden, hört man ihn 'mal von Politik reden, und das auch ohne jede Erregung. Bedächtig lauscht er den Wanderrednern, die von jeder Partei

Digitized by Google

ausgesandt, das Land förmlich überschwemmen, um für ihren Kandidaten Propaganda zu machen, aber er behält sich seinen Entschluß vor.

„Die Deutschen," sagte mir bei den letzten Wahlen ein Kongreßabgeordneter, „sind in den Wahlen ‚unkontrollierbar' (d. h. in unserem Deutsch: ‚unbestechbar'), die gehen ihren eigenen Weg und lassen sich nicht wie die Polen und Iren leiten." Daher ist die deutsche Bevölkerung bei den Wahlen auch meist das Ausschlag gebende Element, und der Kandidat, der das deutsche Votum hinter sich hat, kann seine Wahl meist als gesichert betrachten. Nur weiß er eben nicht vorher, wie die Deutschen wählen werden.



Sehnsucht. Nach dem Gemälde von Gabriel Max.

Seine geistige Nahrung schöpft der deutsche Farmer aus seiner deutschen Zeitung, die er mit dem größten Eifer und Interesse studiert. Ich habe mich zum öfteren darüber verwundern müssen, wenn ich mit einem meiner Farmer mich über dies und das unterhielt, was er alles aus seiner Zeitung wußte. Dabei ist sein Geschmack in der Wahl seiner Zeitung entschieden zu loben; denn selten oder nie findet man bei ihm die modernen Sensationsblätter der gelben Revolverpresse Amerikas. Eine gediegene deutsche Zeitung hält dagegen jeder. Diese deutschen Zeitungen sind äußerst praktisch redigiert; sie bringen außer dem politischen und feuilletonistischen Teil in einer oft zwei Seiten langen Rubrik Nachrichten aus der alten Heimat, aus jeder Provinz, aus irgend einem kleinen Dörfchen. — Welch eine Freude habe ich da oft beobachtet, wenn mir der Bauer, angeregt durch das Lesen eines ihm bekannten Namens, von seiner Vergangenheit, von seinen Verwandten, von seinem Dörflein drüben überm großen See erzählte. So hält meines Erachtens gerade die deutsche Zeitung in den Deutschen im Westen die Erkenntnis wach, daß sie Deutsche sind und Deutsche bleiben sollen.

Außer seiner Zeitung liest der Farmer wenig, denn diese bringt ihm ja alles, was ihm seiner Meinung nach zu wissen nötig ist. Aber in keinem Hause fehlt die Bibel.

Neben ihr findet sich meist noch das wohlbekannte ‚Starcks Gebetbuch' und ein Predigtbuch, meist Luthers Hauspostille als altes Erbstück vom Urgroßvater her. In vielen Familien habe ich noch die schöne altdeutsche Sitte vorgefunden, daß der Hausvater am Morgen wie am Abend sein Hausgesinde zu kurzer Andacht um sich versammelt. Einst hatte ich mich, von einem Krankenbesuch kommend, auf weiter Fahrt mit meinem Rößlein im Urwalde verirrt. Die Nacht war dunkel, nur hier und da blinkte am Himmel ein Stern, so daß ich zur Not den Pfad finden konnte; endlich sah ich von weitem ein Licht durch die Bäume schimmern. Ich eilte darauf zu, und als ich näher kam, hörte ich aus den geöffneten Fenstern in den stillen Urwald mit frischen Stimmen hineinschallen die schönen Verse Paul Gerhards:

Breit' aus die Flügel beide,
O Jesu, meine Freude,
Und nimm dein Küchlein ein!

Mit herzlicher Freude wurde ich empfangen, und als ich mich als Pastor zu erkennen gab, wußten die guten Leutchen gar nicht, was sie mir alles an Liebe erweisen sollten; am nächsten Morgen brachte mich der Farmer dann auf den richtigen Weg.

Der deutsche Bauer ist überhaupt fast ohne Ausnahme sehr religiös. Kaum haben sich ein Dutzend Deutsche in einer Gegend angesiedelt, so schließen sie sich zu einer Gemeinde zusammen, und ihr erstes gemeinsames Werk ist, ein einfaches kleines Kirchlein zu bauen und einen Pastor zu berufen, der sie mit Wort und Sakrament versorgt. Da ja in Amerika Staat und Kirche streng getrennt sind, d. h. der Staat sich um die kirchlichen Verhältnisse absolut nicht bekümmert und nur insofern Notiz davon nimmt, daß er alles Kircheneigentum für steuerfrei erklärt, so bleibt es den einzelnen überlassen, ob sie eine Kirche haben wollen oder nicht. Und hier ist wirklich die Opferwilligkeit dieser einfachen Leute zu bewundern, die keine Kosten, keine Anstrengung scheuen, bis sie ihr Gotteshaus in ihrer Mitte haben, in dem sie sich allsonntäglich zum Gottesdienst zusammenfinden. Von weit her, oft 15 bis 30 Kilometer weit, kommen sie gefahren, scheuen keine noch so schmutzige Straße, keinen noch so tiefen Schnee, um ja nicht die Predigt zu versäumen. Auf dem großen, geräumigen Wagen sitzen Großeltern, Eltern und Kinder bis zum kleinsten Säugling herab, denn keins will fehlen. Gepredigt wird nur in deutscher Sprache. An bestimmten Wochentagen hält der Pastor auch deutsche Schule und deut-

Digitized by Google

schen Religionsunterricht für die zahlreiche Nachkommenschaft, da in den staatlichen Distriktschulen nur in englischer Sprache gelehrt wird, und Religion ganz und gar aus denselben verbannt ist. Sobald die Gemeinde einigermaßen gewachsen ist und sich im stande dazu fühlt, beruft sie neben ihrem Pastor auch noch einen deutschen Lehrer, der nun regelrechte deutsche Schule hält. Ohne die deutschen Gemeindeschulen würde die heranwachsende Generation der deutschen Muttersprache gänzlich verlustig gehen, so daß in diesen deutschen Gemeindeschulen das Hauptbollwerk gegen das Eindringen der englischen Sprache in die deutschen Elemente zu sehen ist. Aber nicht genug, daß diese deutschen Bauern ihren Pastor und Schullehrer besolden, sie bringen auch noch alljährlich aus freien Stücken Tausende von Dollars auf, um die Lehranstalten, in welchen die Pastoren und Lehrer ausgebildet werden, zu erbauen und zu erhalten.

Neben dieser Sorge für sein geistliches Wohl vergißt der Farmer nicht die Sorge für sein leibliches. Seine Farm ist sein Stolz; seine ganze Arbeit, all sein Mühen und Plagen gilt seinem Besitztum. Von morgens früh bis abends spät ist er mit Weib und Kindern an der Arbeit. Im Durchschnitt ist die Farm 120 bis 160 Acker groß; je weiter nach Westen, um so größer sind auch die Farmen; nur in nächster Nähe der großen Städte gibt es auch Farmen von 40 bis 80 Acker, die meist zum Gemüsebau und zur Geflügelzucht für den Bedarf der Stadtbewohner eingerichtet sind. Doch hier soll nur von der Durchschnittsfarm die Rede sein.

Der deutsche Bauer wohnt inmitten seiner Äcker, denn Dörfer gibt es drüben nicht. Das Wohnhaus, meist zweistöckig, weiß angestrichen mit grünen Fensterläden (die Häuser sind fast nur aus Holz erbaut), steht zwischen den grünen Bäumen, die von der fällenden Axt verschont geblieben sind, und bietet einen malerischen Anblick. Etwa 100 bis 200 Meter entfernt liegt die große, rotangestrichene Scheune, deren aus massiven Steinen ausgeführter Unterbau die Stallungen für Pferde und Rindvieh enthält; daneben befinden sich noch eine ganze Anzahl anderer Gebäude, ein geräumiges Hühnerhaus, ein Schweinestall, ein Getreidespeicher, ein Kornschuppen (nur für Mais), ein geräumiger Schuppen für die zahlreiche Farmmaschinerie, ein Räucherhaus, so daß eine solche Farm von weitem fast wie ein Dörflein aussieht. Der Viehstand des Farmers ist zumeist sehr groß und erinnert mehr an den Hof eines Gutsbesitzers, als an den eines Bauern. Er enthält 6 bis 20 Pferde, meist schwerer normannischer Rasse, 20 bis 60 Stück Rindvieh, an die hundert Schweine, in Gegenden, wo Schafe gezogen werden, auch wohl eine Herde von 50 bis 150 Schafen. An Geflügel bevölkern 100 bis 300 Hühner, einige Dutzend Enten und Gänse, sowie eine stattliche Herde Puten die Farm. Man sollte nun meinen, daß zur Pflege und Fütterung eines solch ausgedehnten Viehstandes auch eine große Anzahl von Knechten und Mägden gehöre. Doch ist dem nicht so, da die Löhne für Farmarbeiter sehr hoch sind. Man zahlt 25 bis 30 Dollar pro Monat für einen Knecht, 3 Dollar per Woche für eine Magd; da heißt es denn: ‚Selbst ist der Mann.‘

Vor Tagesgrauen erhebt sich die ganze Familie aus ihrer Ruhe. Vor dem Frühstück wird „die Schurs“ besorgt (‚Schurs‘, offenbar von dem französischen jour abgeleitet, bedeutet die täglich wiederkehrende Versorgung des Viehstandes): der Vater putzt und schirrt die Pferde auf, die an dem Tage zur Arbeit gebraucht werden sollen, die Mutter und die Tochter melken die 10 bis 25 Milchkühe, die Kleinen werfen dem Geflügel sein Körnerfutter, den Schweinen einige Körbe voll Maiskolben vor. Dann wird „die Gate zum Pasture“ (Gatter zum eingezäunten Weideplatze) geöffnet, und der verständige, wohldressierte Hund bringt das gesamte Rindvieh, die Schafe und die Pferde, die an dem Tage zur Arbeit nicht gebraucht werden, hinaus auf die Weide, die oft eine halbe Meile weit vom Stall entfernt ist. Hier sucht sich das Vieh tagsüber selbst sein Futter, bis am Abend der Hund es ganz selbständig wieder zum Melken und Füttern heimtreibt. Ist „die Schurs“ getan, die je nach dem Bestand eine bis anderthalb Stunden in Anspruch nimmt, so geht es zum Frühstück, das sehr kräftig ist, denn es besteht außer aus Kaffee, Brot und Butter, aus gebratenen Kartoffeln, gebackenen Eiern und gebratenem Räucherspeck. Nach dem Frühstück, das meist schon vor sechs Uhr beendet ist, spannt der Farmer drei bis fünf Pferde in den großen Doppelpflug, setzt sich darauf und nun geht's ans Pflügen; wenn einer der Söhne schon der Schulpflicht entwachsen ist, so hilft er dem Vater mit einem zweiten Pflug. Es ist oft drollig anzusehen, mit welchem Eifer und Geschick schon die kleinen Knirpse die großen, schweren Pferde regieren. Um zwölf Uhr ertönt die auf dem Giebel des Hauses angebrachte Dinnerbell (Essensglocke) und ruft die oft am anderen Ende der Farm außer Rufweite befindlichen fleißigen Arbeiter zur Mahlzeit zusammen. Aber nur eine Stunde dauert die Mittagsruhe für Mensch und Pferde, dann geht es wieder hinaus aufs Feld, bis die Dämmerung herabsinkt und der Arbeit draußen ein Ende macht. Dann wird wieder wie am Morgen „die Schurs“ getan, und müde sinkt der Bauer nach harter Tagesarbeit auf sein Lager zur wohlverdienten Ruhe nieder. Ist das Pflügen und Säen, das mit Maschinen geschieht, vorüber, so hat der Bauer einige Wochen Zeit, um die Fenzen auszubessern und in Haus und Hof nötig gewordene Reparaturen vorzunehmen, die Kornpflanzung mit dem Kultivatorpflug zu lockern ꝛc. Von Ende Juni ab beginnt aber für ihn die härteste Zeit des Jahres, die Erntezeit. Da in der glühenden Sonne alles sehr rasch reift, so muß er sozusagen Tag und Nacht auf den Beinen sein, um all den Segen einzuheimsen, und ständen ihm nicht die verschiedensten praktischen Maschinerien zur Verfügung, so könnte er unmöglich mit seiner Familie alle die Arbeit bewältigen. Zuerst kommt die Heuernte, Timothy und Klee: mit der Mähmaschine werden in unglaublich kurzer Zeit die Wiesen und Kleeäcker abgemäht; am zweiten Tage schon ist das Heu trocken und wird mit der Heurechenmaschine, die ein Pferd zieht, zusammengeharkt. Auf den meisten Farmen sind aber jetzt die Heulademaschinen in Gebrauch, die den Heurechen überflüssig machen. Diese praktischen Maschinen sehen aus wie eine große schräg gestellte Egge mit den Zähnen nach innen; sie werden am Ende des Heuwagens befestigt, die Pferde werden langsam angetrieben, und nun harkt die Maschine ganz selbstthätig das Heu zusammen und schiebt es hinauf auf den Wagen; der Mann, der die Pferde lenkt, ordnet auch zugleich mit der Heugabel das oben ankommende Heu in die richtige Lage. Ist der Wagen hochbeladen, so wird die Lademaschine abgeschnallt und an dem nächsten Wagen befestigt. Nun geht es in schlankem Trabe zur Scheune, in die man direkt hineinfährt; hoch vom Giebelbalken senkt sich die mächtige eiserne Heunadel, mit Widerhaken versehen, herab, faßt tief in das duftende Heu, ein Zuruf an das draußen an das Seil der Nadel angespannte Pferd, und mühelos schwebt eine gewaltige Masse Heu nach dem Giebel empor. Oben angelangt, schnappt ein Hebel aus, das Heu saust längs des Giebelbalkens bis in die hintersten Ecken der langen Scheune, ein Ruck des dirigierenden Mannes am Lenkseil, die Heunadel zieht ihre Widerhaken ein und läßt das Heu an den gewünschten Platz gleiten. In drei bis vier Zügen, in kaum fünf Minuten ist die ganze Ladung abgeladen, um dann dem nächstfolgenden Wagen Platz zu machen. So ist in drei bis vier Tagen die ganze Heuernte vom Schneiden bis zum Einfahren beendet, und 50 bis 100 Tonnen duftenden Heues sind wohlgeborgen, um in dem langen Winter dem Vieh zur Nahrung zu dienen. Kaum ist aber das Heu besorgt, so hat sich auch mittlerweile die Gerste gelb gefärbt und die ‚Cinchbugs‘ (Getreidewanzen) sind schon in bedrohlicher Anzahl erschienen. Eile thut not. Nun spannt der Farmer fünf Pferde vor den Selbstbinder, der die Frucht schneidet und sogleich in Garben bindet, während der Bauer auf der Maschine sitzt und die Pferde antreibt; hinter dem Binder sind Weib und Kinder beschäftigt, die von der Ma-

Digitized by Google

schine ausgeworfenen Garben zu schocken, d. h. in Haufen zusammenzusetzen. Nach der Gerste kommen Roggen, Weizen, Flachs und Buchweizen zum Schneiden, alles hinter einander ohne einen Tag der Ruhe, außer am Sonntage oder einem Regentage. Da heißt es alle Kräfte anstrengen. Es ist wirklich bewundernswert, wie der zähe deutsche Bauer alle diese Strapazen aushält. Nach dem Schneiden kommt das Dreschen mit der Dampfmaschine an die Reihe, wobei die Nachbarn reihum einander helfen, dann das Aushülsen des Maiskorns, Kartoffelneinbringen, dann wieder das Umpflügen der abgeernteten Flur. Und so geht es ohne Unterbrechung fort, bis endlich der Winter mit Frost und Schnee dieser rastlosen Arbeit ein Ziel setzt.

Im Winter hat der Bauer mehr Zeit, denn die Arbeit eilt nicht mehr, aber Müßiggang gibt es deshalb doch nicht. Sobald der erste Schnee fällt, werden die Schlitten hervorgeholt, und es geht in den Busch, um Holz zu schlagen und einzufahren für das kommende Jahr; oder der Bauer fährt seine Frucht nach dem Elevator (Getreidespeicher) in der nächsten Village oder City, um dort den klingenden Lohn für seine schwere Sommerarbeit einzuwechseln. Sodann kommt eine wichtige Staatsaktion an die Reihe: das Einschlachten, das nach alter deutscher Sitte mit gebührender Wichtigkeit gefeiert wird; fünf bis acht Schweine müssen quiekend für die Hausbewohner ihr beschauliches Leben lassen, dazu noch ein wohlgenährtes Rind. Das ist so die Grundlage für den Fleischbedarf des Haushaltes, denn Fleisch muß der Bauer bei seiner harten Arbeit reichlich haben; damit kargt er nicht.

Vor Thanksgiving, dem zweitwichtigsten Nationalfesttag des amerikanischen Volkes, der auf den letzten Donnerstag im November fällt und etwa dem deutschen Erntedankfest entspricht, herrscht großes Wehgeschrei unter dem Geflügel, denn an jenem Tage will jeder Amerikaner den Nationalvogel, einen fetten Puter, auf seiner Mittagstafel haben, während der Deutsche an diesem Tage mehr Vorliebe für Gans und Ente zeigt. Da werden nun die appetitlichen Bratvögel für den Markt hergerichtet, Frau und Töchter walten ihres Amtes mit Schlachten, Rupfen und Sengen, denn alle Arbeit, die mit dem Geflügel zu tun hat, ist unweigerlich dem weiblichen Geschlechte zuerteilt.

Haben wir bis jetzt den deutschen Bauer nur bei seiner Arbeit beobachtet, so wollen wir nun von seinen Freuden reden. Um da gleich mit dem Nationalvergnügen der alten Deutschen anzufangen, so muß ich sagen, daß unter den deutschen Bauern im weiten Westen im Verhältnis zu dem Bauer der alten Heimat sehr wenig getrunken wird. Den Sommer über kommen sie nur sehr selten zur Stadt, Dörfer mit Wirtshäusern gibt es ja nicht, so haben sie auch keine Gelegenheit zum Trinken. Nur im Herbst und Winter, wenn der Bauer seine Produkte in der Stadt absetzt, wird dort nach alter deutscher Sitte eingekehrt und eins (oder auch mehr) getrunken; aber immer sehr mäßig, denn der amerikanische deutsche Bauer kennt den Wert des Geldes nur zu gut, klebt doch an jedem Dollar der saure Schweiß mühseliger Arbeit. Nur bei Kindtaufen und Hochzeiten ist er ganz der deutsche Bauer, der seinen Stolz darin setzt, zu zeigen, was Küche und Keller zu leisten vermögen. Da wird gegessen und getrunken, gejubelt und getanzt, daß man sich in die alte Heimat zurückversetzt glaubt. Sonst aber ist er staunenswert nüchtern. Das Kartenspiel, das von den Bauern in der alten Heimat so eifrig gepflegt wird, hat drüben unter den Bauern wenig Eingang gefunden; höchstens die Alten machen hier und da ein Spielchen, aber meist ohne Einsatz, nur zum Zeitvertreib. Die Jugend unterhält sich lieber mit Singen und Tanzen.

Gesellig sind unsere Bauern sehr; da sie in der Woche immer allein auf der Farm sind — der nächste Nachbar wohnt oft zwei bis drei Meilen oder noch weiter entfernt — so ist der Sonntag mit seiner Fahrt zur Kirche zugleich auch ein Tag für die Geselligkeit. Nach dem Gottesdienste versammelt sich alles auf dem freien Platze vor der Kirche, wo die Verabredungen für den übrigen Tag getroffen werden, oder man besucht Freunde und Verwandte in der Umgegend. Oft trifft es sich, daß an einem Sonntagmittag auf einer Farm sich zehn bis fünfzehn Familien zum Besuch einfinden, ja manchmal zählte ich mit den Kindern sechzig, siebzig Köpfe. Da würde wohl die deutsche Hausfrau die Hände überm Kopfe zusammenschlagen und nicht wissen, was anzufangen, aber die Farmersfrau läßt sich durch solchen Besuch durchaus nicht aus ihrem Gleichgewicht bringen. Vorrat an Fleisch und dem nötigen Zubehör ist reichlich vorhanden, und die anderen Frauen helfen tüchtig beim Zurichten. So wird denn fröhlich getafelt und wacker zugegriffen. Nach dem Essen schmauchen die Familienväter draußen unter den schattigen Bäumen ihr kurzes Pfeifchen und tauschen gegenseitig ihre Beobachtungen in Ackerbau und Viehzucht aus, die Frauen halten beim Kaffee ihren gemütlichen Schwatz (aber nicht über Dienstboten, da sie ja meist keine haben), die Kinder spielen ihre kindlichen Spiele, die jungen Burschen und Mädchen lassen die alten deutschen Volkslieder erklingen. So bietet der Sonntagnachmittag auf der Farm ein Bild echt deutscher Gemütlichkeit und deutschen Familiensinnes.

Familientisch. — Sammler-Daheim.

Zu unseren Bildern.

Das Lenbachsche Bismarckbild, mit dem wir unsere heutige Nummer schmücken, wird unseren Lesern am 88. Geburtstag des ersten großen Kanzlers ein herzerhebender Anblick sein. Es zeigt den gewaltigen Staatsmann, den Wiedererbauer des Deutschen Reichs, in seiner ganzen kraft- und machtvollen Individualität. Dieses Bild in seiner plastischen Schärfe der Modellierung des wunderbaren Kopfes mit der hochgewölbten Stirn und den herrlichen Heldenaugen gehört in seiner ganzen psychologisch vertieften Auffassung zu den größten Leistungen der Porträtmalerei überhaupt.

H. W. Mesdag, von dem wir ein schönes landschaftliches Stimmungsbild: „Nach dem Gewitter", bringen, ist Hollands erster Marinemaler. Das abziehende Unwetter mit seinen hochgetürmten düsteren Wolkenbergen, hinter denen der klarer werdende, von dunklen Streifen durchzogene Himmel wieder aufleuchtet, die langsam und breit am Strande verebbenden Wogen, die schwer auf dem sich glättenden Wasser ruhenden Fischerboote, ergeben in ihrer Gesamtwirkung eine Darstellung des Meereslebens voll Wahrhaftigkeit und Poesie. —

Reizend ist H. Engls kleines Bild, auf dem sich die Henne „unnötige Sorgen" macht ob ihrer niedlichen Küken, die bei dem jungen Mädchen gerade in guter Obhut sind.

Der schöne Frauenkopf, den sein fleißiger Schöpfer, Gabriel Max, „Sehnsucht" genannt hat, hat etwas ungemein Anziehendes.

Bismarckensien.

(Siehe Sammler-Daheim 1898 Nr. 27; 1899 Nr. 26; 1900 Nr. 27; 1901 Nr. 27; 1902 Nr. 27.)

Wenn in fernen Zeiten der Wanderer durch die deutschen Gaue zieht, werden allüberall von Bergen und Hügeln gleichartige, hochgeschichtete Steindenkmäler herniedergrüßen, ohne Namen und Inschrift, ohne Bild und Zeichen — und ist es der 1. April, dann werden mächtige Flammensäulen Kunde davon geben, daß das deutsche Volk einen Geburtstag begeht.

„Lohe nun, Flamme, zum Himmel an,
Bismarck zur Ehre! Stets bereit,
Schützen wir Deutschland Mann für Mann,
Furchtlos und treu für alle Zeit." —

Dann wird der Name „Bismarck" als der eines Großen, Übermächtigen der Vergangen-

Digitized by Google

heit in den Seelen wiederklingen, als der eines Recken, dessen Kraft das Menschenmaß überstieg.

Wohl die würdigsten bis jetzt existierenden Erinnerungszeichen an den ersten Kanzler sind jene schlichten Säulen, welche einem glücklichen Gedanken der deutschen akademischen Jugend ihre Entstehung verdanken. Denn keines der vielen Bismarckdenkmäler vermochte bisher „den Bismarck" darzustellen, kein Künstler noch schuf ein Werk, dessen Anblick uns wie ein elektrischer Schlag erbeben ließ, welches wirkte, wie etwa der gewaltige Moses des Michelangelo, überall steht auf hohem Postament nur Fürst Otto von Bismarck, der Reichskanzler und Generaloberst der Kavallerie.



Medaille auf die Einweihung der Bismarcksäule auf dem Reusterberge.



Medaille auf die Weihe des Bismarckturmes zu Plauen am 2. Sept. 1896.

Außer diesen Flammensäulen wurden in den verflossenen Jahren noch eine ganze Zahl von mächtigen Bismarcktürmen geweiht (Coburg, Dürkheim, Gattingen, Grünberg, Asch bei Prag), so daß der Sammler von Bismarckensien ein ergiebiges Feld der Tätigkeit vor sich hat. — Es existieren 119 Bismarckdenkmäler und weitere 27 sind im Bau begriffen, darunter welche in Dar-es-Salaam, Moskau, Porto Allegre, Salzburg und Krems. Die Gesamtzahl der Säulen und Türme beträgt 155, wovon 64 noch unvollendet.

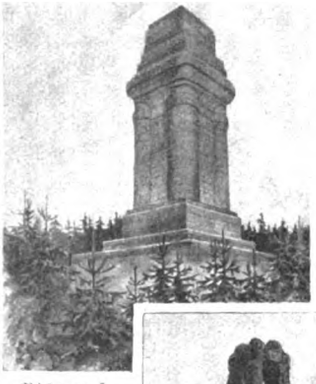
Die Einweihung von Bismarckdenkmälern, -Säulen und -Türmen liefert auch den ergiebigsten Zuwachs an Bismarckmedaillen. Bekannt wurden mir Medaillen auf die Einweihung des Bismarckdenkmals in Freiburg i. B. (1896), ebenso auf die Weihen der Denkmäler in Großenhain (1896) und Erfurt (1901), auf die Turmweihen zu Plauen bei Dresden (1896) und auf die Errichtung der Säulen auf dem Hubertusberge (31. Aug. 1902) und auf dem Reusterberge bei Ronneburg. Es sind keine Kunstwerke diese Medaillen, aber herzerquickende Zeichen urdeutscher Gesinnung.

Auch manche andere Bismarckmedaille kann nachgetragen werden: eine Medaille auf den Besuch Bismarcks in Wien im Jahre 1892, auf das vom Verein „Niederwald" in Wien am 31. März 1894 zu Ehren des Fürsten veranstaltete Festessen. Die reichstreuen Deutschen in Mülhausen im Elsaß ließen am 1. April 1895 auf den 80. Geburtstag des Fürsten eine Denkmünze schlagen, und einige Gepräge geben Kunde, daß Bismarck die Ehrenbürgerschaft deutscher Städte annahm. Eine Seltenheit ist die Medaille „Bismarck, Ehrenbürger der Stadt Köln", denn sie existiert nur in 10 silbernen und 15 bronzenen Exemplaren.

Eine andere Medaille verdankt einer glücklichen Idee der Münzanstalt von Richard Diller in Dresden ihre Entstehung. Sie wurde zum 80. Geburtstage des Fürsten der deutschen Jugend gewidmet und gratis an alle Schulkinder der Stadt Dresden verteilt. —

Eine Bismarckplakette, wohl die beste existierende, schuf Felix Pfeiffer in Leipzig.

M. Kirmis.



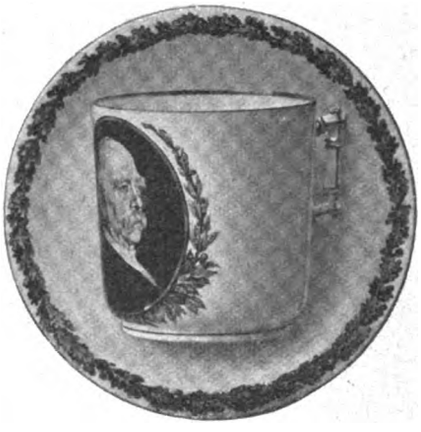
Bismarcksäule auf dem Kemmler bei Plauen i. V.



Bismarcksäule auf dem Kuhberg i. Vogtl.

Schlichte Denkmäler der Dankbarkeit, der Liebe und Verehrung sind jene Bismarcksäulen, zugleich aber auch Zeichen dafür, daß mit überraschender, in der Geschichte kaum jemals dagewesenen Schnelligkeit der Name „Bismarck" anfängt alles Subjektive abzustreifen und zum nationalen, die Reichstreue verkörpernden Begriff zu werden. Daher auch bereitet es Freude und Genugtuung, das Anwachsen der Bismarcksteine zu verfolgen — wie z. B. am 1. April 1902 an des Reiches Westgrenze auf dem St. Quentin beim deutschen Metz eine Säule geweiht wurde, und jetzt, vom 1. April 1903 ab, von den Kallner Höhen bei Gumbinnen ein trotziger Turm dem östlichen Nachbar verkünden wird, daß Bismarcks Geist noch in uns lebendig ist — und dankbar ist es, die Bilder dieser Denkmäler zu sammeln und chronologisch zu sichten.

Die besten und am bequemsten zu erhaltenden Abbildungen liefern die Postkarten, die meist von vorzüglicher Ausführung sind und neben den Detailansichten auch Landschaftsbilder bringen. Die ersten Säulen wurden 1899 in Rudolstadt und Keilhau errichtet. Im Jahre 1900 folgten Landstuhl, Greifswald, Markneukirchen, Geltenkirchen, Zwickau, Zehdenick, Birnbaum, Unna, Netzschkau. 1901 brachte Bonn, Ems, Kirn, Freiburg i. B., Karlsruhe, Ettlingen, Rostock, Viersen, Koburg, Hagen i. W., Morchingen, Erfurt, Thorn, Görlitz (Landeskrone), Braunschweig (Asse) und einen Bismarckstein bei Kilwa in Ostafrika. — Godesberg, Metz, Dahlhausen, Osterode i. Ostpr., Lüdenscheid, Simmern, Dortmund, Gera, Friedrichsruhe, Halle (Petersberg), Hubertusberg, Ratekau, Coswig, Eisenach, Apolda, Plauen i. V. und die Säule auf dem Jakobsberg an der Porta Westfalica, sowie auf dem Reusterberge bei Bad Ronneburg sind die Errungenschaften des letzten Jahres.



Tasse mit dem Porträt Bismarcks. Gemalt von Melanie Hinsching-Leipzig.

Notizen.

„Die Felsengräber von Deir el Gebrawi" ist der Titel einer für altägyptisches Kulturleben äußerst wichtigen Veröffentlichung, welche N. de G. Davies auf Veranlassung des „Egypt Exploration Fund" kürzlich herausgegeben hat. In der Nähe von Deir el Gebrawi finden sich, in den Felsen eingehauen, über 150 Gräber, deren Wände mit Bildern bemalt sind. Die Bemalung geschah auf feinen weißen Mörtel, der sofest an dem Stein haftet, daß jetzt, nach Jahrtausenden, wenig herabgefallen ist, und trotzdem einzelne der Gräber bereits 700 Jahre v. Chr. Gegenstand von Forschungen waren, und obgleich sie einige Jahrhunderte n. Chr. von Mönchen und Eremiten bewohnt wurden, so haben sich die Farben frisch und gut erhalten, so daß die Uebertragung wenig Schwierigkeiten bot. —



Bismarcksäule auf dem Petersberge bei Halle a. S.

Die größte Zahl der Abbildungen ist aus den Gräbern des Großwürdenträgers „Aba, der dem Könige am nächsten stand", und seines Sohnes Zan entnommen. Aba war zur Blütezeit der altägyptischen Civilisation Nomarch des fruchtbaren zwölften Nomos und Oberhaupt des achten Nomos, der Abydos, den Mittelpunkt der Osiris-Anbetung, und die Hauptstadt This umschloß. Die Malereien an den Wänden von Abas Grab zeigen Aba auf der Jagd oder Feldarbeiten besehend oder Hof haltend, sie bilden die ganze Familie Abas ab und werden durch Inschriften in dem alten Bilderalphabet der Ägypter erläutert. Weiterhin aber beschäftigen sich die Grabbilder mit fast allen Vorkommnissen des täglichen Lebens. Man sieht das Hüten der Tiere, das Melken, Pflügen, Mähen, die Anfertigung von Steinvasen, das Putzen von Schmucksachen, die Arbeit der Juweliere, der Holzschnitzer, der Bildhauer, der Tuchwalker. Aufzüge zu Wasser und zu Lande, Darstellungen von Musikern und Tänzern werden geschildert, ein Aufseher, dessen Abteilung schlecht gearbeitet hat, erhält Stockschläge; die Inschrift des Strafbildes lautet: „Schlagen ist sein Name: es erzeugt Herzensfreude." Die Gräber von Deir el Gebrawi entrollen Bilder fast aller Seiten des alt-ägyptischen Lebens und der alten Kultur; sie sind im wahren Sinne „ein kulturgeschichtliches Bilderbuch in Stein". MK

Die Tsetsefliege (Glossina morsitans Westw.), eine der schlimmsten Plagen von Süd- und Centralafrika, und eines der größten Hindernisse in der Kolonisation des Erdteils, wird von Gaston Tournier in einem größeren Aufsatze im „Naturaliste" besprochen. Obgleich diese mörderische Fliege schon seit etwa 1770 bekannt ist, weiß man wenig Genaues über ihre Lebensweise, weshalb es auch schwierig ist, geeignete Maßnahmen gegen die schreckliche Plage zu treffen. Für den Menschen ist der Stich der Tsetsefliege nicht gefährlich. Nach Tournier wirkt derselbe tödlich auf den Hund, das Pferd, das Rind und das Schaf, während ihn die nahe verwandten wilden Tiere, das Zebra, der Büffel und die Antilope, ohne Schaden vertragen. Kann man hier allenfalls eine Immunisierung durch Vererbung voraussetzen, so bleibt es unerklärt, warum Kälber, welche noch saugen, und Hunde, die ausschließlich mit Wildbret genährt werden, von der Fliege ebensowenig zu leiden haben, wie der Esel, das Maultier und die Ziege. Die Wirkung des Stiches der Tsetsefliege macht sich erst nach einigen Tagen durch Schleimfluß aus Maul und Nase, durch Schwindel, öfter durch Erblinden bemerkbar und endet stets mit dem Tode. Die Symptome weisen auf Blutvergiftung, und diese wird wahrscheinlich verursacht durch das Sekret einer an der Basis des Rüssels befindlichen Giftdrüse. Wirksame Gegenmittel gegen den Stich der Tsetsefliege kennt man bisher nicht, man weiß nur, daß die Fliege eine starke Antipathie gegen tierische Exkremente besitzt und Orte, wo sich solche befinden, meidet. MK



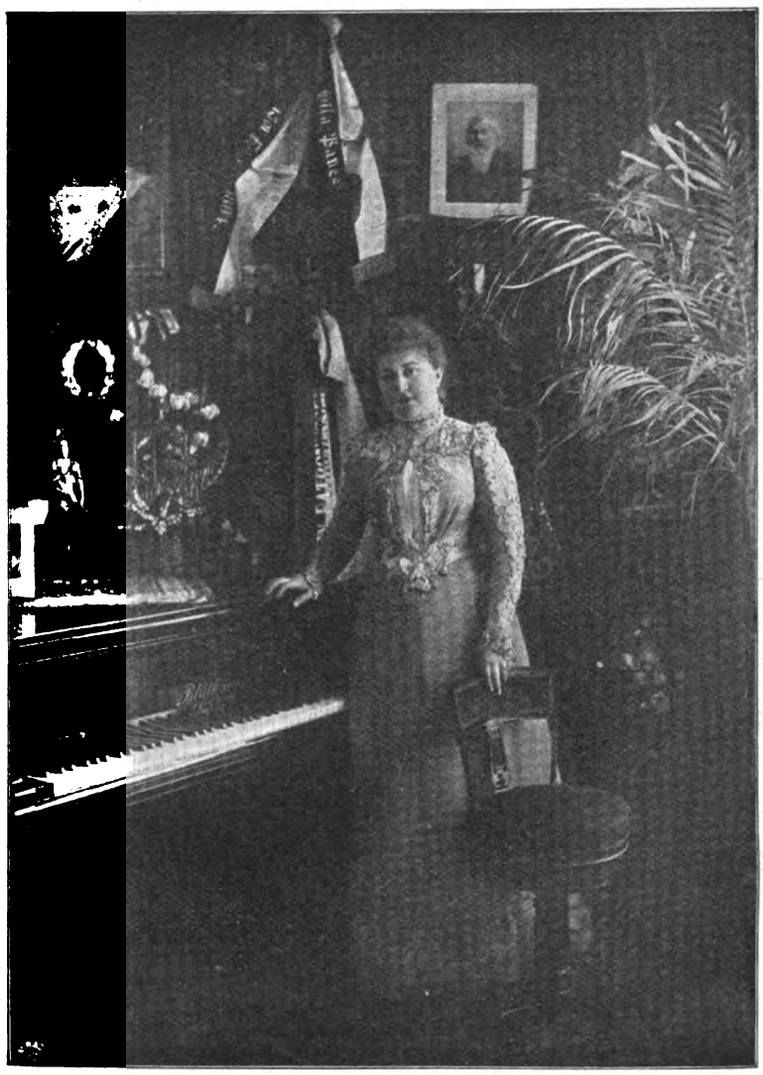
Bismarcksäule auf der Friedrich-Wilhelmshöhe bei Unna. 18. Okt. 1900.

Digitized by Google

Hausmusik.

Ella Blüthner-Pancera.

Das Wort: „Singe, wem Gesang gegeben“ gilt auch für den Klavierspieler: die Viel-zu-Vielen, die nur spielen, weil ihnen zehn Finger gegeben wurden, beweisen es. Denn auch zum Klavierspielen gehört die Gabe des Gesanges, das heißt: eine schwingende Seele, eine tiefe Innerlichkeit des Gefühls, die in der Musik nach Entäußerung drängt und in der Melodie sich mitteilt als der unmittelbarsten Kundgebung des lebendigen Gemüts. Und wenn wir einem Klavierspieler ein höchstes Lob spenden wollen, so sagen wir: „Er singt auf dem Klavier“, wie wir denn überhaupt den Gesang als den natürlichen Maßstab betrachten, den wir an jede Art von musikalischer Kunst anlegen. Wir suchen auch in der Instrumentalmusik immer nach dem Gesang, nach der reinen seelenvollen Melodik und wir staunen heute über den Ausspruch des Sängervaters Nägeli, der sich über die „Cantabilität“ Mozarts beschwerte und in ihr eine Gefahr für die Instrumentalmusik sah, während Richard Wagner es nicht genug preisen konnte, daß Mozart seinen Instrumenten den lebendigen Odem des menschlichen Gesanges eingehaucht hatte. Die ganze Instrumentalmusik seit Beethoven ist in ihren vollkommensten Werken auf den Gesang, auf die Melodie gebaut, und wir fordern mit Recht jenen gesangvollen Vortrag, der sich dem Ideal der gesungenen Melodie nähert, von jedem Musiker, wie wir ja auch von dem Sänger instrumentale Vollkommenheit verlangen. Dem Gesang der Streichinstrumente stellen wir den Gesang des Klaviers zur Seite, den zu erwecken nur dem wahrhaften Künstler, dem echten Musiker gegeben ist. Wenn heute das Zehnfingertum mehr denn je in Blüte steht, wenn stürmenden Klavierhusaren und frostigen Virtuosen das herrliche Instrument sein Bestes versagt, so kommen denn doch auch von Zeit zu Zeit wieder Klavierspieler, denen die Musik, wie einst dem Orpheus, eine seelenbewegende Macht ist und die um alle Geheimnisse der Melodie und des Gesanges wissen. Zu diesen begnadeten Künstlern zählen wir die Pianistin Frau Ella Blüthner-Pancera. Sie ist eine große Virtuosin, aber eine noch größere Künstlerin: eine Seele voll Musik und Gesang, voll feinster Empfindung, die sich in ihrem Klavierspiel in farbigen Lichtern bricht, wie der Lichtstrahl im Kristall. Sieghafte Bravour und erstaunliche Kraft, die an das heroische Klaviergenie einer Teresa Carreño erinnert, und eine Poesie des Vortrags, wie sie Sophie Menter besaß, also das Materiell-Technische und das Geistig-Seelische, haben sich in ihrer Kunst auf das innigste verschmolzen. Ich erinnere mich sehr genau des außergewöhnlich tiefen Eindrucks, den die Künstlerin machte, als sie in Leipzig zum erstenmal spielte: das war Ende der achtziger Jahre im Liszt-Verein. Strahlend in Jugend und Schönheit erschien die Künstlerin vor uns, ein Zauber ging von ihr aus und steigerte sich mit zwingender Gewalt, als sie dem Flügel brausende und zarte Klänge entlockte, über denen es lag wie Gewitterwolken oder wie der Dufthauch des Frühlings. Und wie innig und schmelzend wußte sie schon damals auf dem Klavier zu singen! Und die Künstlerin hat sich seitdem noch vertieft; das Leben hat sie die Musik ganz und gar verstehen gelehrt, die Musik, die ja immer ein Stück echtes Leben ist. So wuchs sie also und ward so eine der bedeutendsten Pianistinnen unserer Zeit: ihre Kunst ist Leben und tönende Seele.



Frau Ella Blüthner-Pancera.
Nach einer Aufnahme von H. Vogel in Leipzig.

Die Entwickelung und der Lebensgang dieser ausgezeichneten Künstlerin bewegte sich auf glatter Bahn. Ella Pancera, Sproß einer adeligen italienischen Familie, wurde in Wien geboren. Den Vater verlor das Kind frühzeitig; mit um so größerer Sorgfalt widmete sich die feingebildete Mutter der Erziehung des einzigen Kindes, dessen musikalisches Talent so überzeugend sich äußerte, daß die Musik ein festes Fundament zu werden versprach, auf das man gar wohl eine Zukunft bauen durfte. Ella, von den vorzüglichsten Meistern Wiens unterrichtet, erreichte mit unheimlicher Schnelligkeit eine Höhe des Könnens und der Virtuosität, von der aus sie den Flug in die Welt wohl wagen konnte. Sie spannte also die Flügel aus und fort ging es. Den ersten Triumphen in Wien folgten auswärts glänzende Erfolge. Ihre Konzertreisen führten sie über die Grenzen Österreichs nach Deutschland und Rußland, nach Frankreich und England. Die Engländer stellten die Künstlerin ohne weiteres neben ihren Abgott Paderewsky, und an den Ehren, die man ihr zu bereiten nicht müde ward, beteiligte sich in hervorragendem Maße auch der englische Hof, allen voran die Königin Viktoria, die die Künstlerin häufig nach Balmoral zu Gaste lud. In der Zeit ihres Wirkens und ihrer Triumphe hatte sie der ausgezeichnete Klavierbauer Julius Blüthner in Leipzig „beflügelt“, — um ein Wort H. v. Bülows zu gebrauchen. Der Name Blüthner sollte für sie noch einen besonderen Klang und eine besondere Bedeutung erhalten: 1898 vermählte sie sich mit Max Blüthner, dem Chef junior des Welthauses, und seitdem lebt die ebenso liebenswürdige wie bedeutende Künstlerin in Leipzig, eine hervorragende künstlerische Zierde der berühmten Musikstadt.

—o—

Persönliches über Robert Schumann.

Heinrich Reimann gibt uns in seiner Schumann-Biographie ein anschauliches Bild über dieses Meisters äußere Erscheinung und über seine hervorstechendsten Charakterzüge. „Schumann war,“ so schreibt Reimann, „von stattlicher, kräftiger, über die mittlere Größe hinausgehender Statur. Das starkgebaute Haupt umfloß reichliches, zu beiden Seiten herabquellendes, dunkelbraunes Haar und umrahmte ein volles, rundes Gesicht mit wenig markierten Zügen von durchaus freundlichem, wohltuendem Eindruck. Die blauen Augen mit ihrem so oft von der Außenwelt abgekehrten Blicke und dem träumerischen Glanze schienen nicht selten wie halb geschlossen, während die Lippen, wie zum Pfeifen zugespitzt, mit ihren feingeschwungenen Linien den freundlichen Eindruck des Gesichts noch hervorhoben. Eine weiße, zarte Hand führte ab und zu eine Lorgnette an das kurzsichtige Auge . . . Wenn er sprach, schien sein Organ schwach und tonlos; kurze, abgebrochene Sätze, von einem freundlichen Lächeln und Kopfnicken begleitet, waren seine gewöhnliche Redeform. Wenn hingegen innere Erregung oder irgend ein lebhaftes Interesse seine gewöhnliche Zurückhaltung beseitigte, so war seine Rede fließend, ja wahrhaft begeisternd . . . In seinem ganzen Wesen lag anderen und namentlich Fremden gegenüber etwas Vornehmes, das gewöhnliche Naturen von ihm fernhielt. Seinen Freunden hingegen erschloß er sich mit vollster Hingabe. Schien er oft allzu schweigsam, so war doch sein Inneres immer auf das lebhafteste beschäftigt, wie ihm überhaupt geistige Beschäftigung zu jeder Stunde Lebensbedürfnis war. Bei der Arbeit bewies er große Ausdauer; selbst das Spazierengehen vergaß er, das ihm sonst eine unerläßliche Gewohnheit war, wenn ihn eine Arbeit beschäftigte. So empfänglich Schumann sich für jede warme Teilnahme an seinem Schaffen zeigte, so gern und freudig brachte er jedem aufrichtigste Würdigung entgegen, der es nur irgend verdiente. Gerade dies seiner Natur innewohnende Wohlwollen andern gegenüber machte ihn zum musikalischen Kritiker wie geschaffen . . . Wie unermüdlich tätig er war, jungen Talenten den Weg zu bahnen, ist bekannt genug. Für Berlioz, Hiller, Bennett, Gade, Chopin, Franz trat Schumann energisch in die Schranken; Brahms, sein geliebter „blonder Johannes“, wurde von ihm in die musikalische Welt eingeführt . . . Mit dem Wohlwollen verband sich bei Schumann eine Wahrheitsliebe, wie sie nur selten zu finden ist . . . Es wäre ihm unmöglich gewesen, „ein Wort zu sprechen, was er nicht wirklich so meinte“. Was ihn aber vor allem zum

Digitized by Google

Kritiker und musikalischen Schriftsteller befähigte, waren seine wissenschaftlichen wie musikalischen Kenntnisse und die Gabe dichterischer Phantasie. Manche seiner Briefe und Aufsätze könnte man — wenn man von dem rein musikalischen Inhalt absieht, getrost als eine Bereicherung unserer deutschen Literatur bezeichnen: so vollendet in der Form, so geistvoll in der Erfindung, so tief durchdacht und klar in ihrem Inhalt sind sie ... Schumann war eine durchaus gemütvolle Natur, selten erregt, dann auch wieder leicht versöhnt. Schnell — namentlich in der Jugendzeit — zu Tränen der Begeisterung und wärmster Empfindung gerührt und dann wieder frisch und unverzagt der Welt Trotz bietend. Schumann hat die ihm innewohnende Doppelnatur in seinen Werken poetisch verklärt als Eusebius und Florestan — sie, die „Davidsbündler". „Er hatte," so schreibt Schumanns Schwägerin, Frau Rätin Fleischer, in einem Briefe, „ein reines, edles, warmes, vertrauendes Gemüt — er liebte, weil er lieben mußte: in seiner Liebe erschloß sich die ganze Reinheit seiner Seele; jede gewöhnliche Regung war ihm dabei fremd ... alles sah er vertrauend mit den reinen Augen dieser Liebe an." Auf des Meisters Persönlichkeit werfen übrigens auch einige kleine Geschichten ein helles Licht, die von seiner genialen Zerstreutheit und seiner fast sprichwörtlich gewordenen Schweigsamkeit handeln. Henriette Voigt war eine talentvolle Klavierspielerin; sie und ihr Gatte gehörten in Leipzig zu den besten Freunden des Schumannschen Hauses. Sie berichtet, daß sie zuweilen mit Schumann an schönen Sommerabenden eine Wasserfahrt gemacht habe. Da wären sie dann oft stundenlang schweigend nebeneinander im Kahne gesessen. Bei der Trennung habe ihr der Komponist die Hand gedrückt und nur gesagt: „Heute haben wir uns recht verstanden." Etwas ähnliches erzählt der bekannte Musikkritiker Brendel: Schumann hatte einen vorzüglichen Markobrunner in Gohlis entdeckt und forderte den ebengenannten Freund auf, ihn dorthin zu begleiten, um diesen Wein zu kosten. In glühender Julihitze pilgerten beide, ohne ein Wort zu sprechen, durch das Rosental, und draußen angekommen, saßen sie schweigend beim Markobrunner. Und so ging es auch auf dem Rückwege. Aus Schumann war keine Silbe herauszubringen. Nur eine Bemerkung machte er, die Brendel zugleich einen Blick in das gestattete, was ihn erfüllte. Er sprach über die eigentümliche Schönheit eines solchen Sommertages, wo alle Stimmen schweigen und vollkommene Ruhe in der Natur herrscht. Er war versunken in diesen Eindruck und bemerkte nur, daß die Alten ihn mit dem Ausdruck: „Pan schläft" treffend bezeichnet hätten. Schumann nahm in solchen Stunden nur insoweit Notiz von der Außenwelt, als sie zufällig in seine Träumereien hineinspielte. Gesellschaft war für ihn dann nur da, um ihn des Gefühls des Alleinseins zu entheben. Besonders ergötzlich und charakteristisch ist eine kleine Anekdote über den Stifter des Davidsbundes. Konzertmeister Ferdinand David schreibt in einem Briefe an Felix Mendelssohn in seiner humoristischen Weise: „Gestern war Schumann bei mir und hat mir eine Stunde lang was vorgeschwiegen, woraus mir dann endlich klar wurde, daß er seine Sinfonie (die Frühlingssinfonie in B-dur ist gemeint) gern einmal vor dem Publikum hören möchte. Ich schlug ihm vor, sie mit bei der Hornprobe zu machen, worauf er aber durch Zeichen zu verstehen gab, daß er eine Probe bezahlen wolle, um sie recht gründlich durchzumachen. Hierauf rauchte er zwei Cigarren, fuhr sich zweimal über den Mund, da gerade eine Silbe heraus wollte, nahm seinen Hut, vergaß seine Handschuhe, nickte mit dem Kopfe, ging an eine falsche Tür, dann an die rechte, und weg war er." — Bemerkt sei noch, daß all die kleinen Geschichten und harmlosen Scherze über Schumanns Wunderlichkeiten keineswegs vor diesem geheim gehalten wurden. Seine Freunde pflegten ihn weidlich damit zu necken, und er pflegte dann mit dem ihm eigenen humoristischen Lächeln, das ihn so verschönte, solche Scherzreden anzuhören. Er wußte, daß er trotzdem als Mensch und als Künstler von denen, die ihm nahestanden, verehrt und aufs liebevollste verstanden wurde. **H. M—dt.**

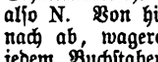
Aus dem Tonleben.

Der Mozartverein in Dresden hat kürzlich ein Konzert mit bisher unbekannten Werken Mozarts veranstaltet. Die bedeutsamste Nummer war die Ouverture (Sinfonie in einem Satze), welche vor kurzem in der Bibliothek des Pariser Konservatoriums aufgefunden wurde und von der man annimmt, daß sie Mozart während seines zweiten Pariser Aufenthalts geschrieben hat. Wenigstens trug das unter einem Haufen von sinfonischen Partituren aus dem 18. Jahrhundert gefundene und die gedruckten Orchesterstimmen enthaltende Paket die Aufschrift: „Ouverture à grand orchestre par W. A. Mozart. Paris à l'imprimerie du Conservatoire Faubourg Poissonnière 152." Eine Partitur oder gar das Originalmanuskript wurde bisher noch nicht entdeckt. Das Tonstück beginnt mit einem kurzen Pastorale, das uns mit seinen Holzbläserfolis für Mozart fast etwas zu romantisch vorkommen will, und geht dann in ein entzückend frisches Allegro über. Die Anlage des Ganzen und Hunderte von Einzelheiten weisen deutlich auf Mozart hin, so daß dessen Autorschaft außer Frage stehen dürfte. Die interessante Neuheit, welche ihre erste Aufführung in Deutschland in diesem Konzert erlebte, übte eine sehr starke Wirkung aus. Von den weiteren „Neuheiten" aus Mozarts Feder seien eine prachtvolle, für Adamberger vom Meister geschriebene Tenorarie: „Wehe mir, ist's Wahrheit" und zwei kleinere Sopranarien erwähnt, welche Mozart als Einlagen in eine Oper von Martin für die Sängerin Luise Villeneuve geschrieben hat, und in denen er bereits seine volle Meisterschaft bewährt. Ferner gelangten zum Vortrage ein Duett „Taminos und Papagenos aus der ‚Zauberflöte'", welches von Direktor Cruse in der Bibliothek des alten Theaters an der Wien entdeckt wurde und als Mozartsche Schöpfung glaubhaft bezeugt ist. Das Duett ist anmutig und liebenswürdig, aber nicht so bedeutend, daß man seine Einfügung in die an unseren Theatern gebräuchliche Partitur wünschen möchte. Aus Mozarts unvollendet gebliebenen Opern: „Los poso Deluso" und „La villanella rapita" (1783 u. 1785) kamen ein Terzett und ein Quintett zu Gehör. Die Hauptorchesternummer war eine festlich-frohe B dur-Sinfonie, deren Finale zum Köstlichsten zu zählen ist, was Mozart geschaffen. **H.**

Redaktionspost.

Herrn E. Deutsch in Wiesbaden. Ihre lustige Parodie: „Das Lied von der großen Glocke", haben wir mit heiterem Behagen gelesen. Verbindlichen Dank für die Übersendung des Gedichtes!

„Eine Musik- und Vogelfreundin" wünschte in der Hausmusik Nr. 14 zu wissen, ob in anderen Gegenden Deutschlands auch so melodischer Amselschlag ertönt, wie in ihrer holsteinischen Heimat. Es fiel mir da ein größerer Aufsatz von Prof. Dr. J. Oppel ein, der in einer Zeitschrift das Thema ausführlich behandelte. Ein großer Naturfreund und durchaus musikalischer Mensch, hatte der Verfasser seit mehreren Dezennien gerade diese beiden Vögel besonders beobachtet, und ich möchte dessen Erfahrungen hier kurz vorführen. Ich beginne mit dem Kuckuck. Unter 157 Beispielen fand er folgende Intervalle: 1 Fall mit einer verminderten Quinte, 2 Fälle mit etwas zu großer Quarte, 17 Fälle reine Quarte, 70 Fälle von großer Terz, 9 Fälle zweideutige Terz, 44 Fälle kleine Terz, 8 Fälle etwas große Sekunde, 9 Fälle große Sekunde und 1 Fall fast kleine Sekunde; so daß man als mittleres Intervall des Kuckucksrufs eine Terz, die der großen etwas näher liegt als der kleinen, annehmen kann. Der Umfang der Kuckucksstimmen überhaupt würde sich nach seinen Erfahrungen auf eine kleine Terz erstrecken, und zwar so:



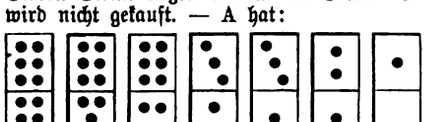
— Von seinen Beispielen, den Amselschlag betreffend, liegen mir mehrere Hundert vor, die folgen zu lassen aus Raumrücksichten leider nicht angeht. Die Beispiele zeigen, daß der Tonumfang ziemlich bedeutend (man kann ihn auf beinahe anderthalb Oktaven schätzen), die Stimmlage aber im ganzen, verglichen mit anderen Singvögeln, eine tiefe ist.

Frankfurt a. M. **Paul Zilcher.**

In unserer Spielecke.

1. Dominoaufgabe.

A, B, C nehmen je sieben Steine auf. Sieben Steine liegen verdeckt im Talon. Es wird nicht gekauft. — A hat:



Die Augensumme auf den sieben Steinen des B beträgt 41, ebenso auf denen des C. B hat vier, C hat zwei Doppelsteine.

A setzt seinen Doppelstein aus. B, C, A, B, C, A setzen an. B und C passen. A, B, C setzen an. A sperrt die Partie mit 4—6 an 4.

B hat zwei Doppelsteine gesetzt. Er behält vier Steine mit 26 Augen, C vier Steine mit 21 Augen übrig.

Wie viel beträgt die Augensumme auf den sieben Steinen im Talon? Welches ist der Gang der Partie?

2. Rätsel.

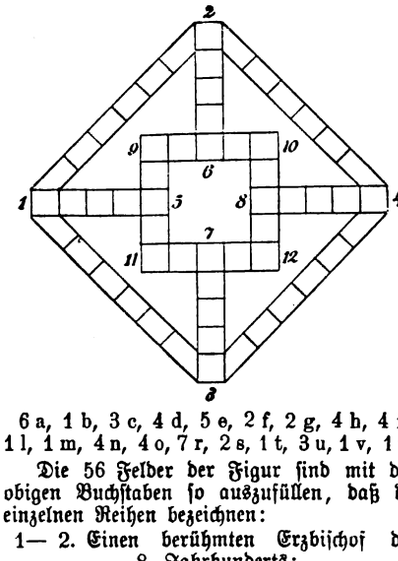
Gar manchem, der mich hatte lange Jahre,
Hab' ich gemacht mit Sorgen graue Haare,
Von morgens früh bis in die späte Nacht
Hab' ich nur Leid und Kummer ihm gebracht.

Und hast Du mich, der ich so lange Dich gequälet,
Verloren gar, ist's ganz verfehlet;
Bist dann noch viel mehr zu beklagen,
Und fühlst Dich ganz und gar geschlagen.

Doch wenn nach kummervollen Zeiten
Und vielen überstand'nen Leiden,
Du schließlich glücklich mich gewonnen,
Bin ich sofort in Nichts zerronnen.

Dr. K. in K.

3. Füllrätsel.



6 a, 1 b, 3 c, 4 d, 5 e, 2 f, 2 g, 4 h, 4 i, 1 l, 1 m, 4 n, 4 o, 7 r, 2 s, 1 t, 3 u, 1 v, 1 w.

Die 56 Felder der Figur sind mit den obigen Buchstaben so auszufüllen, daß die einzelnen Reihen bezeichnen:

1— 2. Einen berühmten Erzbischof des 8. Jahrhunderts;
1— 3. eine Stadt an der Weichsel;
4— 2. eine Stadt in Westfalen;
4— 3. eine Stadt an der Weichsel;
1— 5. einen Strom;
2— 6. einen Strom;
3— 7. eine Stadt in Italien;
4— 8. eine Hafenstadt in England;
9—10. einen deutschen Komponisten;
9—11. einen Nebenfluß der Weichsel;
10—12. ein Saiteninstrument;
11—12. einen berühmten Missionar.

Auflösungen der Rätsel und Aufgaben in Nr. 25.

1. Problem: Der Schläfer.

Der Anfangsbuchstabe ist der erste der im Schattenbereiche befindlichen Buchstabenreihe, also N. Von hier aus liest man der Reihe nach ab, wagerecht herüber, und setzt nach jedem Buchstaben einen der außerhalb des Schattens liegenden ein, von oben anfangend. Also: Schattenbereich: Außerhalb liegend:

N	I
E	M
A	N
D	K
A	N
N	I
N	S u. s. w.

Man erhält bei richtiger Lösung:

„Niemand kann in seinem eigenen Schatten ausruhen!"

2. Trennungsrätsel.

Einzug — Ein Zug.

3. Ergänzungsaufgabe.

„Anton Rubinstein."

N	i	e	t	e
S	i	n	a	i
B	a	u	e	r
N	o	t	a	r
T	o	n	g	A

4. Wechselrätsel. Windrose — Windhose.

Schluß des redaktionellen Teiles.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. — Übersetzungsrecht vorbehalten. — Für die Rücksendung **unverlangt** eingesandter Manuskripte steht die Redaktion nur ein, wenn die erforderlichen **deutschen** Freimarken beigelegt sind. — Herausgeber: **Th. H. Pantenius** und **Hanns von Zobeltitz**. — Für die Redaktion verantwortlich: **Th. H. Pantenius** in **Berlin**. Briefe nur: An die **Daheim-Redaktion** in **Berlin** W. 35, Steglitzerstr. 53, ohne Hinzufügung eines Namens. — **Anzeigen** nur: An die **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig**, Hospitalstraße 27. — Verlag der **Daheim-Expedition** (Velhagen & Klasing) in **Leipzig**.
Druck von **Fischer & Wittig** in **Leipzig**.

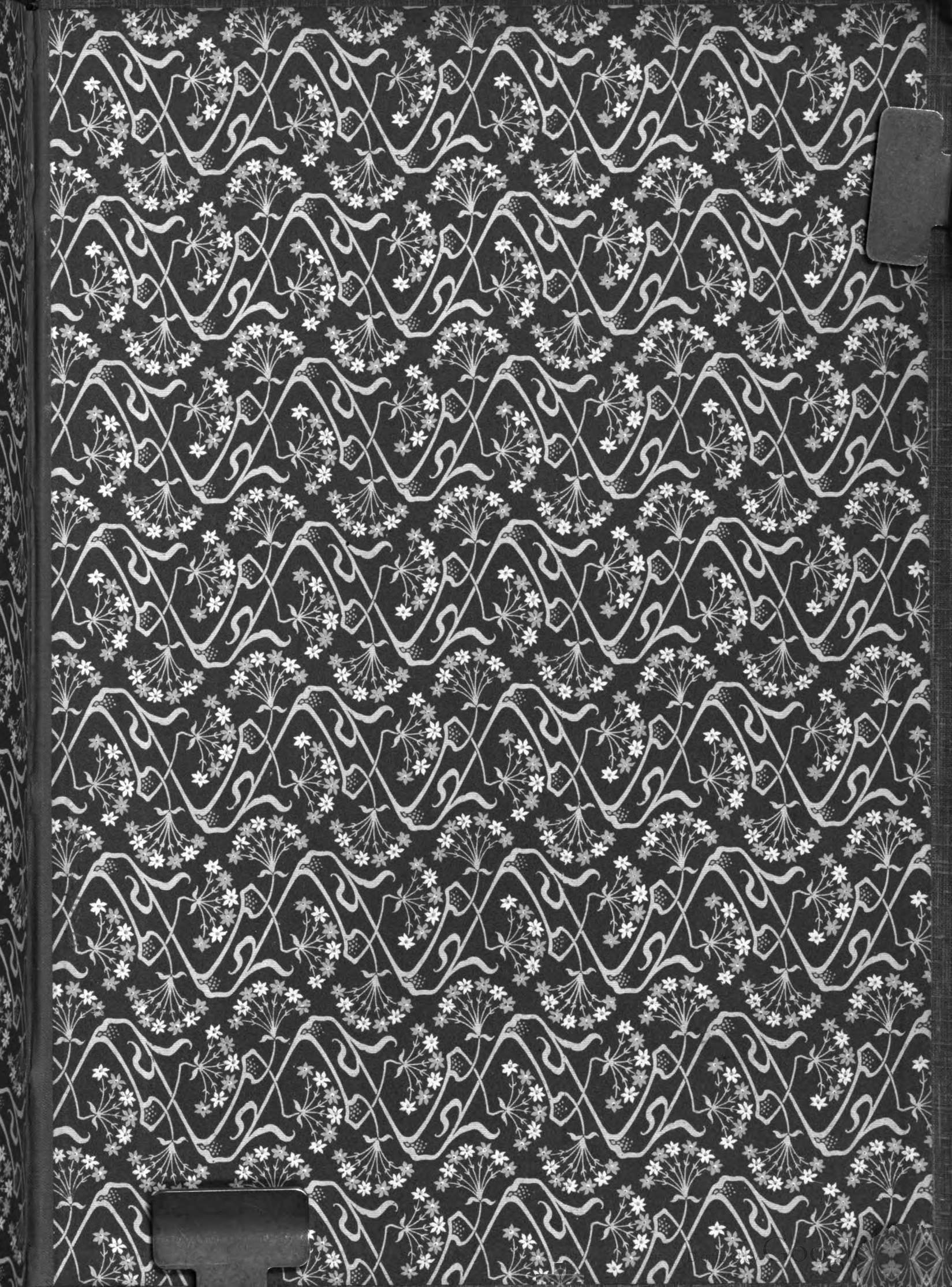
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

b89080101223
b89080101223a



B89080101223
B89080101223A



Digitized by Google